NYPL RESEARCH LIBRARIES
3 3433 06659701 8

Digitized by Google

Blätter für literarische Unterhaltung.

Jahrgang 1837.

Erster Band.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Jahrgang 1837.

Erster Band.

Januar bis Juni.

(Enthaltend: Nr. 1 — 181, Beilagen Nr. 1 — 3, literarische Anzeiger Nr. I — XXI.)

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1837.

Register.

* *

Blätter für literarische Unterhaltung.

Sonntag, — Nr. 1. — 1. Januar 1837.

Zur Nachricht.

Von dieser Zeitschrift erscheint außer den Beilagen täglich eine Nummer und ist der Preis für den Jahrgang 12 Thlr. Alle Buchhandlungen in und außer Deutschland nehmen Bestellung darauf an; ebenso alle Postämter, die sich an die königl. sächsische Zeitungserpedition in Leipzig oder das königl. preußische Grenzpostamt in Halle wenden. Die Versendung findet wöchentlich zweimal, Dienstags und Freitags, aber auch in Monatsheften statt.

Geistrüge, oder die neudeutschen Frauen.

Wie Frauen sein sollen, sonach Mädchen zu erziehen sind, weiß kein Mensch; denn es kommt darauf an, was für Männer sie heirathen. Ist's ein Türke, so genügt Fett, weder schlanker Wuchs noch Grazie; ist's ein reicher Prasser, so wird Geist und Küchensparsamkeit unnöthig; ist's ein Dichter oder Gelehrter, so lassen sich beide brauchen; ist's ein Rationalist, so taugen pietistische Grundsätze wenig; ist's ein Philosoph, so taugt Alles, denn er muß sich in Alles finden. Sobald aber Frauen und Mädchen geheirathet haben, läßt sich gut weissagen; sie sollen nämlich so sein, wie der Mann es wünscht. Darum ward in alten Zeiten das weibliche Geschlecht herangebildet zum Spinnrocken, zur Nähnadel, Stricknadel, zur Wäsche, zur Confirmation in der Kirche; alles Übrige blieb dem künftigen Eheherrn überlassen, auch dem Hausgesinde, den Wochenbetten und Kindern.

Unsere neuere Zeit hat dieses stark verändert, die Frauen führen Vorsitz in geselligen Zusammenkünften, sie wissen mehr zu sprechen als vom Hauswesen, vom Gesangbuch oder gar der politischen Zeitung; sie beobachten, urtheilen, lesen Bücher mit oder ohne Anleitung der Männer, und schreiben Romane. Fremden Männern sind sie dadurch anziehend, oft auch ihren eignen, und gesetzt man wollte tadeln, so träfe dies den Umfang der Bildung oder deren Richtung, oder daß Jede etwas für sich sein will, und nicht mehr Eine ist wie die Andere.

Sind wir groß geworden in der neuern Zeit und haben beobachtet — welche frühere Mittheilung hier einzufügen steht —, so finden wir eine doppelte Art deutscher Frauencultur, die ungefähr mit dem vorigen und jetzigen Seculum sich scheidet. Der ersten sind Sophie la Roche, Frau v. der Recke, Friederike Brun u. A. angehörig; der zweiten die Rahel Levin (Varnhagen), Bettine Brentano (v. Arnim) und Charlotte Stieglitz. Die erste ging aus von Empfindungen und Werthschätzungen, welche mit einem gemüthlichen Lebensgenusse gegeben waren oder ihn suchten, oft zwar etwas überschweifend in jene Sentimentalität, die Ziererei und Unnatur für Poesie und Genius hielt, oft aber mit zarter Weiblichkeit die wahren Töne sanfter menschlicher Gefühle findend. Die zweite geht hervor aus einer phantastischen Reizbarkeit, welche durch das Gewöhnliche des Lebens nicht befriedigt wird, sondern etwas Außerordentliches liebt und aufsucht und darum mit allem Neuen der Behauptung und Widerlegung, ja selbst mit Hegel'scher Philosophie sich bekannt macht. Beide Theile besitzen Geist, da ohne Geist die gebildeten Weiber nicht haushalten können, wie etwa gelehrte Männer; aber es erscheint die zweite Classe geistreicher durch eine besondere Dialektik der Phantasie, welcher die erste entweder ganz fremd oder abgeneigt ist, um nicht an gemüthlicher Empfindung einzubüßen. Die Ersten sind — wiewol eben nicht in streng orthodoxer Weise — protestantische Christinnen; die Zweiten sind es nicht, sondern kommen eher mit Judenthum, Heidenthum oder Katholicismus zurecht. Die Ersten machen gern Verse, die Zweiten schreiben lieber Prosa und Kritik; bei den Ersten herrscht mehr lyrische Hingebung an die Verhältnisse, bei den Andern mehr Reflexion und launenhaftes Spiel. Man wird sie auch unterscheiden nach den Männern, welche von ihnen geschätzt und geliebt sind. Die Ersten preisen ihren Wieland, Matthisson, Bonstetten, Salis, Schiller, auch wol F. H. Jacobi; die Andern erheben nur Göthe, neben welchen höchstens einige Neuromantiker sich stellen und sie heirathen dürfen. Für beide Theile wird die Liebe oft zur Fratze, bei den Ersten durch überschwenglich Kleines, bei den Letzten durch eine sich selbst überbietende Beweglichkeit und einen phantastischen Heroismus. Die Ersten kitzeln sich für Empfindungen, die Zweiten für prophetische Reden; mit jenen ist gemüthlicher zu verkehren, mit diesen vogelfreier zu phantasiren.

Hierdurch nun ist das Geschrei nach Geist (esprit)

und über Geist zum Feldgeschrei geworden, wovon Hengstenberg sagt, man höre es in Berlin wie den Ruf: „Sand!“ auf den Straßen; die Vogelfreiheit schwärmt in Höhen und Tiefen, ohne sich um das Woher und Wohin zu kümmern, ohne einen belaubten Baum oder einen Käficht als Ruheplatz zu suchen oder zu finden. Aus bloßer Liebe zum Widerspruch und zur Neuheit sollte man den immerwährend Schwärmenden entgegenrufen: Habt einmal keinen Geist!

Rahel war nicht glücklich, trotz aller gesellschaftlichen Bildung, ungeachtet alles Verkehrs mit ausgezeichneten Menschen, und des Witzes, der ihr stets zu Gebote stand. Etwas Wunderliches, Unstetes, dem Leser nicht Wohlthuendes zieht sich durch ihre Briefe; man wird müde gejagt von Einem zum Andern, fühlt das Bedürfniß, still zu stehen und zu fragen: wo bin ich? Sie schreibt: „Frau v. Stael horchte nicht auf sich selbst; Verstand hat sie genug, aber keine horchende Seele, nie ist es stille in ihr.“ Die Schreiberin zeichnet mit diesen Worten sich selbst.

Bettine — in jenen Jahren, aus welchen die Kinderbriefe stammen — machte den Eindruck eines unglücklichen Wesens. Ihre seltsame Art, fremd Begegnende anzustarren, eine große Brille dazu aufzusetzen, plötzlich auf dem Boden oder in der Ecke niederzukauern, Kindisches zu fragen und zu antworten, gab Allen, die ihr nahe kamen, reichen Stoff zum Erstaunen und zum Tadel, sodaß, verbunden mit einer genialen Nachlässigkeit körperlicher Haltung und Kleidung, die Vertheidigung solches außerordentlichen und abgeschmackten Wesens fast ohne Weiteres zur Ironie werden mußte. Dem ernstern Beobachter erschien sie bedauernswerth, als ein verschobenes Gemüth, welches strebte und nichts hielt, suchte und nicht fand und wegen eines innern Wehes zu eigner Erleichterung gern Andern neckisch wehe that. Eine persönliche Dichterleidenschaft zu vermuthen, berechtigte damals Nichts, auch wenn sie Göthe's Werke pries, auch wenn sie alle gewöhnlichen Formen des Umgangs verletzte, auch wenn man gewußt, daß sie in stürmischen Nächten auf Burgen kletterte, oder bei Gelegenheit unter freiem Himmel schlief — und am Ende hätte das Bedauern dadurch nur bestimmte Farbe gewonnen. Ihre Briefe an Göthe sagen: „Außer dir erscheinen mir alle Menschen als Einer und derselbe, ich unterscheide sie nicht.“ Ganz so war ihr Blick, ihre Rede, die Hieroglyphen eines innern Unglücks, sei es der allgemeinen Verblasenheit für das Leben, oder der Leidenschaft, einer phantastischen Vogelfreiheit, der alles Wirkliche verschwimmt und die es nicht festhält.

Charlotte Stieglitz — die Arme! — mußte in der Begegnung gewiß Jedweden wehmüthig rühren, wenn anders das ihrem Denkmal beigegebene Bildniß irgend eine Ähnlichkeit wirklicher Züge besitzt. Liebenswürdiger vielleicht als jene Andern, sprach aus ihrem Auge und ihrer Haltung ein dunkler Ernst, der unsicher ist über sich selbst und den ein elegisches Lächeln wie an Gräbern umspielt. Sie bemerkt in ihren Tagebuchblättern:

> Gemüth, den Geist überwiegend, scheint mir die Grundwurzel aller wahren Melancholie zu sein. Nur der Einklang von Gemüth und Geist gebiert die rüstig wirkende Kraft. Meist ist an solchen Menschen, bei denen das Gemüth den Geist überwiegt, viel mehr Gutes, als wo das Gegentheil stattfindet; aber dennoch ruft es oft eine unglückliche Zwitterhaftigkeit hervor. Im Kloster würden sie vielleicht recht glücklich sein; aber zur Welt hat das Gemüth nicht die richtige, das Gleichgewicht des Lebens und der wirkenden Kräfte bedingende Stellung.

Das ist eigner Herzenserguß, und was soll diese Melancholie in der rauschend bewegten Königsstadt? Sie ruft:

> Ja wahrhaftig, Berlin ist eine große Pensionsanstalt! Man lernt, man kommt vorwärts; aber Alles spulend, ohne Freudigkeit, staubig, verklommen.

Wenn Rahel liebte, so war es nach manchen Spuren der Briefe ein Anderer als ihr Ehegemahl; Bettine liebt, Charlotte auch; jene leben, diese gibt sich den Tod. In Allem ist Geist, lauter Geist, in der Liebe, im Leben, im Sterben.

Es gibt eine Herzseite und eine Geistseite des menschlichen Daseins. Die letzte schillert, die erste wärmt; die letzte spielt, die erste macht Ernst. Mit Herz und Ernst muß das ganze Leben angegriffen und gestaltet werden: die Schule, der Beruf, der Ehestand, die Familienstellung und Wirksamkeit. Rahel sucht Ernst und Wärme, aber im Finden gehindert durch gesellschaftliche und Bücherzerstreuung; ihr Unmuth über die erstere spricht sich aus in dem Urtheil:

> Diplomaten sind das Gräßlichste in der menschlichen Gesellschaft. Visiten werden Pflichten; Anzüge, Kartenspiel, das müßigste Klatschen — Geschäfte, wichtige. Das hält so äußerlich wie Equipagen und Manschetten zusammen, und Ein Wille in der Welt, oder aufgehäufte Noth trümmert alle den Lug zusammen; der Greuel springt aus gräßlichen wirklichen Wunden hervor..... Wer ist gesichert? — Diese Leute mit Manschetten! Und dies wissen sie, sonst nichts!

Das Leiden der Bücherzerstreuung ist zu ahnen in folgender Stelle:

> Beschränkt zu sein ist nicht genug, wenn wir uns nicht beschränkt machen können. In Ermangelung desselben ist sich beschränkt wissen schon ein großer Besitz!

Bettine hat von Ernst und Wärme keinen rechten Begriff; blos ein Anflug beider ist kennbar in phantastischer Leidenschaft für einen alternden Dichter, in allen übrigen Verhältnissen flattert sie gleich einem Schmetterlinge auf der Geistseite um Kunst und Natur, schillert und spielt mit den schönsten Farben; Göthe nennt es einen „lieblichen Irrlichtertanz“. Charlotte hat und begreift Ernst und Wärme, ohne daß ihr der Geist mangelt; aber sie findet für beide keinen entsprechenden Ehestand, Beruf, kein Familienverhältniß; sie muß sich mit Geist und dessen bloßem Schillern behelfen und geht dabei zu Grunde. Ein unbehagliches Suchen mit Hindernissen wird wenigstens von mancher tröstenden Hoffnung begleitet; das Nichthaben und Nichtbegreifen entbehrt keinen Trost; nur das Haben und Begreifen ohne vollen Besitz, die Gewißheit unheilbarer Pein ist die tiefste, innigst bedauerliche Trostlosigkeit.

Unsere Zeit will aus dem Dichten ins Dünne, aus dem Herzen in den Geist und gewinnt dadurch eine verdünnte Religion, verdünnte eheliche Liebe, verdünnte Be-

rustüchtigkeit. Schillern soll Alles, nicht wärmen, dies ist die Richtung des jungen Deutschlands, und dann können die Verdünnten das Dichte nicht wiederfinden. Für Frauen ist es am gefährlichsten ins Dünne zu gerathen, da sie von Natur zum Verdichten des Lebens bestimmt sind.

Aus der Verdünnung folgt Haltungslosigkeit. Ineinandergehalten wird der Mensch nur auf doppelte Weise, durch eine äußere Schranke, oder durch sich selbst. Als jene erwiesen sich ehedem die Kirchenreligion, häusliche Zucht und Sitte, Beruf und Amt im Staat. Was gibt's, wenn diese fehlen, oder Jemand an den Schranken derselben sich abquält? Da muß der Mensch auf sich selbst stehen, und wie, wenn er es nicht kann? Rahel und Bettine flattern fort mit heimlichem Leiden, aber ohne die tiefste Reue oder tödtlichen Schmerz, denn sie gewahren darin nur ihr eigenstes Wesen; Charlotte wäre gestanden neben einem stehenden Mann und — mit Kindern. An diesem Nichtgehaltensein ist sie untergegangen. Die Philosophie, schon bei den Alten eine ungewisse Stütze nach Epikur oder Stoa, ist in ihrer neuen Gestalt als absolutes Wissen und Lehre von der Hingebung an das Allgemeine — „dem Ablösen von sich selbst, dem Zerfließen mit dem Allgemeinen", wie Charlotte spricht — ein Gift für solche Zustände, auch für Frauen am wenigsten zuträglich.

(Die Fortsetzung folgt.)

---

1. Die Belagerung Maastrichts. Ein Trauerspiel in fünf Aufzügen. Von J. C. Hauch. Leipzig, Brockhaus. 1834. 8. 20 Gr.
2. Tiberius, der dritte Cäsar. Eine Tragödie in fünf Handlungen, von J. C. Hauch. Leipzig, Brockhaus. 1836. 8. 20 Gr.

Ein Irokese, der, wie Venus aus dem Meeresschaum, plötzlich zum Verständniß der europäischen Literatur auftauchte aus seiner transatlantischen Waldnacht; mit aufgeschossen in ihm wäre die Vorstellung vom Drama, und er hätte eben den „Don Juan de Marana", oder „Marie Tudor", oder sonst ein Stück aus dem pariser Greuelreservoir gelesen, und man gäbe ihm darauf beide Tragödien des dänischen Dichters in die Hände, ob er diese und jene wol für Stücke derselben Gattung halten könnte! Ähnlicher ist der Congreß zu Washington mit dem versammelten Kriegsrath eines wilden Indianerstammes, ähnlicher der stille Spiegel des Meeres einem brausenden Wasserfalle und eine folgsame Lämmerheerde dem Schwirren eines aufgestörten Wespenschwarms als die dramatische Poesie in diesen und jenen. Ref. kommt aus keinem Urwalde, er hat im Gegentheil, wenn er streng zählt, mehr Papierblätter als Laubblätter rauschen hören, und doch wandelte ihn ein ähnlicher Zweifel an, wie er sich den des Indianers denkt. Verarbeitet in ihm ist jede Vorliebe, die sich etwa je für die französische Romantik geregt haben könnte, er erkennt sie für eine Verirrung an von der echten Aufgabe der Dramatik, die neue Drastik für einen Verderb des Geschmacks, und doch kam ihm die polarisch davon getrennte Art, wie der Däne seine Leute sprechen läßt, seinen Knoten schürzt und löst, noch fremder vor. Es kostete ihm Mühe, bevor er nur auf dem, so schien es ihm, gefälllosen Flusse fortschiffte und das Ende erreichte. Solchen rückwirkenden Einfluß übt das talentvoll Verkehrte auch da aus, wo wir es schon verworfen haben. Wo das deutsche Justemilieu zwischen dem Strudel der neufranzösisch-dramatischen Bewegung und dem alten Takte zu suchen, weiß Ref. freilich nicht. Ehrlich gestanden, wir haben keins, soll nicht etwa Raupach's Kothurn dafür gelten. Ja, uns fehlt sogar der alte Takt, denn wo suchen wir ihn, in den „Räubern" oder in der „Braut von Messina", im „Götz" oder in der „Natürlichen Tochter", im „Käthchen" oder in der „Schuld"? Aber soweit mitgerissen vom Strome sind wir Alle, daß uns ein langsam apathisches Verweilen, wie es hier der dänische Dramatiker übt, mehr als fremd ist. Der Dichter bei seinem europäischen Standpunkte der Bildung mag dies auch selbst am besten wissen, aber er setzt seinen Stolz darin, dem Strome zu trotzen und, je ungestümer dieser vorwärts will, um so ruhiger bei sich und in seiner Überzeugung zu bleiben. Dieses subjective Element mag indeß weniger personell als nationell sein. Öhlenschläger pflegte, ehe noch die französische Romantik ans Licht getreten war, sich gegen Deutsche über den Zwang auszusprechen, den ihre Dichter den Gefühlen und der Sprache anthäten. Schon war ihm Schiller zu pathetisch; er müsse ihn sich oft in Prosa übersetzen, erstens um den Sinn der tönenden Phrasen zu verstehen, dann um sich deutlich zu machen, daß hinter den gewaltigen Tönen ein einfacher Sinn verborgen liege. So gehen denn fast alle neuern dänischen Dichter diesen Weg der Simplicität, und wie sie in der Diction sich bemühen, nur das Natürliche und Nothwendige zu sagen, so ist auch die Verschürzung ihrer Fabeln. Das Wunderbare wird wie das Künstliche vermieden. Durch die einfache Kraft der Wahrheit wollen sie siegen. Ein Sieg unter diesen Umständen ist ein sehr ehrenwerther, aber nur da mit Sicherheit zu erwarten, wo eine gewaltige eingeborene Kraft vorhanden ist. Ein Shakspeare mag sich geben, wie er ist, und was er gibt, ist Poesie. Aber selbst er, der größte Dramatiker aller Zeiten, hat sich in gewisse Formen, in Modefiguren, die er an der Tagesordnung fand, gefügt. Aber für die mindere Kraft sind die Bahnen gebrochen, die Formen gegeben, und es mag Einer noch sehr bedeutend, groß, ja originell sein, der sich des tragischen Kothurns bedient, wie er ihn von seinen Vorgängern überkam. Auch das Pathos, auch die poetischen Bilder, in denen wir nicht im gewöhnlichen Leben sprechen, sind ein Etwas, was da ist, um es zu gebrauchen. Es ist die Errungenschaft einer hohen Bildung, wenn auch nicht die allerhöchste, und zusammen hängt diese erweckende Sprache mit einer uranfänglichen; denn jedes Kind spricht pathetisch. Um deswillen ist das Bestreben der dänischen Dichter, beim höchsten Affect in der gewöhnlichen Sprache des Lebens zu reden, nicht unbedingt zu billigen, und jedenfalls haben sie es sich selbst zuzuschreiben, wenn der Laie über der Form zuweilen den Gehalt übersieht.

Nachdem Ref. beide Tragödien durchgelesen, ist er von des Verf. dichterischem Talent überzeugt; eine schöne Wärme durchglüht ihn, und seine Dichtungen sind Gedichte. Aber während des Blätterns und noch beim Lesen selbst fühlte er sich versucht, das Buch zuzuschlagen und zu fragen: warum die Mühe, eine Begebenheit, die wir kennen, zu dialogisiren, ohne aus sich Etwas hinzuzuthun, was wir nicht kennen und was der Bekanntschaft werth wäre? Maastricht soll belagert werden, und das unerwartet. Deshalb wendet sich Parma plötzlich von Antwerpen dahin ab und belagert es. Von außen wird belagert und von innen vertheidigt; auf beiden Seiten mit außerordentlichem Muthe und großem Geschick. Es bleiben viel Menschen hier wie dort. Der Prinz von Oranien kann seine theure Stadt nicht retten, er fodert sie aber auf, sich nach Möglichkeit zu halten, um dem Feinde viel Truppen zu kosten, weil inzwischen seine größern Plane zur Rettung der Niederlande glücken könnten. Ein Mordversuch gegen ihn von einer spanischen Mutter, die ihr Kind im Kriege verloren, mislingt; die Frau tödtet sich selbst. Ein Niederländer, van Alfen, geht vom Heere der Spanier zu den Belagerten über, nachdem Parma den edeln Mann ebenso edelmüthig entlassen hat, und hier wird er einer der tapfersten Vertheidiger. Auch gibt es im Innern der Stadt Kämpfe, indem der bürgerliche Patriotismus wankt und Fal-

staff'sche Fragen über Ehre, Pflicht und Freiheit zur Sprache kommen. Endlich siegen die Spanier, weil die Vertheidiger, übermüdet von der Vertheidigung, die Augen nicht mehr aufreißen können. Van Alfen und die Tapfersten ziehen sich fechtend ins Arsenal zurück und sprengen sich in die Luft. Ein guter Theil der feindlichen Armee fliegt mit auf, und das Resultat ihres moralischen Sieges ist, daß Parma sich nunmehr zu schwach fühlt, die wachsende Kraft der Niederländer zu unterdrücken.

Das wäre in unserm Sinne kein Trauerspiel. Ihm fehlt eine eigentliche Fabel, Verwicklung, Katastrophe, Lösung. Die romantische Zuthat der Liebe van Alfen's zu einer Jungfrau, welche Nonne geworden, will nichts bedeuten. Sie ist, in der sentimentalen Art, wie Hrn. Hauch's Landsleute gemeiniglich die Liebe halten, vielmehr in unsern Augen ein Außenwerk. Ebenso wie die Handlung nur wie eine Reihe von Begebenheiten, die sich in historischer Reihenfolge ereignet haben, zusammengefügt ist, scheint die Diction ohne Energie, Erhebung und kühne Bilder fortzuschleichen. Fast könnte man auf den Gedanken kommen, der Verf. habe durch die farblose Einfachheit den Charakter der Nation, deren Triumph er feiert, ausdrücken wollen. Allein die Spanier sprechen im Ganzen nicht anders, und auch die Römer und Orientalen in der zweiten Tragödie reden so. Dennoch faßt uns, je mehr wir uns hineinlesen, ein Gefühl der Theilnahme, die von ganz Gewöhnlichem nicht erregt werden kann. Wir werden inne, daß diese simple Sprache ein Werk der Kunst ist. Die Wärme wird überall sichtbar; es ist des Dichters Begeisterung, welche sich dem ganzen Stoffe ebenmäßig mitgetheilt hat, keine aufflackernde, sondern eine ausdauernde, in sich verklärte und ganz von der Sache erfüllte. So gewinnt die Einfachheit höhere Bedeutung, und wenn unser Gefühl auf den Standpunkt gelangt ist, wo der Dichter steht, so ist Verwickelung, Katastrophe und Lösung vollkommen da. Nur sind im Publicum der Leser wenige, die sich zu diesem Standpunkte aufschwingen.

(Der Beschluß folgt.)

Eine spanische Execution.

Der Verf. des „Spain revisited", das von uns schon mehrmals angeführt worden, theilt unter Anderm auch folgenden, für spanisches Leben charakteristischen Zug mit, den er auf seiner Reise nach Valladolid erlebte. „In demselben Augenblick", erzählt er, „wo wir diese Stadt in ihrer ganzen Ausbreitung zu Gesicht bekamen, fiel unser Blick auf einen merkwürdigen Gegenstand, der genau an dem Orte angebracht war, wo die Hauptstraße nach Madrid sich mit der unserigen durchkreuzte. Dies war der rechte Arm eines Mannes, der mit dem äußersten Ende an einem langen Pfahl angenagelt war, dergestalt, daß die ganze seltsame Erscheinung ungefähr einem Wegweiser glich. Der Arm war genau bei der Schulter von dem Leibe abgetrennt und hatte von den Einflüssen der übeln Witterung, denn er mochte bereits eine geraume Zeit so befestigt sein, etwas von seiner natürlichen Größe und viel von seiner natürlichen Farbe verloren; er sah schmuzig braun und moderig aus; in der Hand, die wie mit einem Handschuh überzogen schien, stak ein Dolch. Das Ganze sah aus, als ob ein Mann, dessen Gestalt nicht sichtbar, soeben auf Jemand den Todesstoß führen wollte. Wir staunten und erschraken im Vorüberfahren über diesen etwas widerwärtigen Anblick, der mir jedoch später von einem Schäfer erläutert wurde, der zufällig mit seiner Heerde des Weges kam und dessen friedliche, patriarchalische Beschäftigung ihm ein Recht gab, über die Verbrechen zu schaudern, welche der Eigenthümer dieses Arms einst begangen hatte. Er war ein berüchtigter Räuber gewesen, der wol mehr als einen Mord und Straßenraub begangen, Verbrechen, die ihm dennoch nicht allein zu solch einer ausgezeichneten Todesart verholfen haben würden, als er erleiben mußte. Sein Hauptverbrechen nämlich war, daß er die verruchte Hand an einen Gesalbten Gottes, an einen Priester der katholischen Kirche, gelegt. Dieser Räuber hatte sich an einem Tage zu dem Pfarrer eines Kirchspiels unweit Valladolid begeben und diesem seine auf mannichfache Weise verübten Verbrechen gebeichtet; der Pfarrer aber, dem so etwas ganz unerhört schien, hatte bei diesen Berichten geschaudert und dem Bösewicht die Absolution verweigert, oder ihm mindestens solche Bußbedingungen dazu auferlegt, die der Sünder nicht zu erfüllen Willens war. Ergrimmt über die Hartnäckigkeit des Geistlichen, sprang der Bösewicht auf diesen zu und versetzte ihm mit seinem Dolch eine Wunde. Solch eine That erregte selbst in dem Lande, wo Blutvergießen und Greuelscenen aller Art an der Tagesordnung sind, allgemeines Entsetzen. Der Mörder wurde verfolgt, ergriffen, überführt, verurtheilt und das letztere mit der vollen Strenge des Gesetzes. Er ward also geviertheilt, eine Strafe, die das Gesetz Demjenigen zuspricht, der sich an einen Diener der Kirche vergreift, und alle seine Glieder wurden einzeln auf ähnliche Weise vertheilt und ausgestellt, sowie wir den rechten Arm erblickten, mit dem er die Missethat verübt. Der Schäfer erzählte, daß er auf jedem Gange nach Valladolid innerhalb der letzten fünf Monate ein Glied des Verbrechers unterwegs angetroffen habe. Der Mönch aber, um dessenwillen dieser die schreckliche Strafe erleiden mußte, schien sehr zufrieden mit dem Ausgange, den dieser seltene Fall genommen, und versicherte, daß noch vor Palmsonntag alle jene zerstreuten Glieder eingesammelt und auf christliche Weise beerdigt werden müßten, weil während der heiligen Woche dem Wanderer durchaus kein solcher Anblick auf öffentlicher Straße begegnen dürfe." 1.

Literarische Notizen.

Die „Oeuvres de Camille Desmoulins", die, elegant ausgestattet, eben in zwei Bänden erschienen sind, enthalten auch Briefe von Robespierre, St.-Just, Mirabeau, Fréron, Barrère und den berühmtesten Conventsmitgliedern. Eine beigegebene Foliotafel gibt das Facsimile der Handschriften der genannten und anderer berüchtigten Personen dieser Epoche; das Portrait Desmoulins', welches dem Buche vorsteht, wird als das einzig richtige ausgegeben.

Unter dem Titel: „Les oiseaux de passage etc.", hat Mad. Anaïs Ségalas, eine der besten französischen Dichterinnen, eine äußerlich gut ausgestattete Sammlung von Poesien herausgegeben, die das Talent der Verf. aufs Neue bewähren und deshalb sehr beifällig aufgenommen worden sind.

Brunet, der Herausgeber des „Manuel du libraire", hat kürzlich 60 Autographa des berühmten englischen Philosophen John Locke aufgefunden. Diese Briefe sind sämmtlich französisch geschrieben und an den gelehrten Nicol. Thoynard nach Paris und Orleans gerichtet.

A. S. Saint-Valry, bereits als Dichter bekannt, hat sich jetzt auch als Erzähler versucht und einen Roman in zwei Bänden: „Madame de Mably", geliefert, den Charles Nodier mit einem Vorwort einleitet.

Emile Souvestre's neuester Roman in zwei Bänden: „Riche et pauvre", ist ein verdienstliches Sittengemälde, das sich der Anerkennung eines nicht unbedeutenden Leserkreises erfreut.

„Sathaniel", ein neuer Roman in zwei Bänden von Fr. Soulié, wird als eine der originellsten Schöpfungen dieses begabten Schriftstellers gerühmt.

Die „Souvenirs d'un demi-siècle" von Touchard-Lafosse sind jetzt mit dem sechsten Bande geschlossen. 4.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Montag, — Nr. 2. — 2. Januar 1837.

Geistrüge, oder die neudeutschen Frauen.

(Fortsetzung aus Nr. 1.)

Dem gewöhnlichen Hausverstande der Menschen, welcher durch äußere Schranken zusammengehalten und begrenzt wird, erscheint das Leben Derer, welche keine eigne Ständigkeit haben und über jene Schranken hinauswollen, als Verrücktheit, und ist auch diese, nämlich weggerückt vom nothwendigen Standpunkte, den Jeder für einen bestimmten Kreis sich gewinnen und bewahren soll. Ungeachtet alles Geistes steht dann das Leben nicht, und zerstört oft sich selbst, in sich zusammenstürzend. Charlotte bezeichnet die Krankheit treffend mit den Worten:

Daß geistvolle Menschen so schwer zu heilen sind von einem troz aller sonstigen Klarheit abnorm wirren Zustande, in dem sie sich gefallen, weil sie ein schönbezeichnend Wort dafür haben. Sie spucken interessante Lava aus und spiegeln sich darin.

Hiergegen nun sollten heutige Propheten mit der ganzen Kraft ihrer Rede eifern, wider die Lavabespiegelung, wider den Götzen des Geistthums, wider phantastische Träume, wider das Umschlagen dialektischer Gedankenmystik, welches nur sich selber liebt ohne Liebe, wider das verwirrende Gaukelspiel kalter poetischer oder philosophischer Streiflichter. Würden auch, gleich Elisa, die Propheten verspottet, es befänden sich schon die Bären im nahen Walde, um unbekehrte Spötter zu zerreißen. Aber was wäre den Propheten damit gedient?

Leider vernimmt man keine solche Prophetenstimmen unter heutigen Weltstimmen; Alles fragt nach Geist und wieder Geist, schon die Schulbuben wissen davon zu weissagen, und die Mädchen am Stickrahmen sprechen vom Geistvollen und Geistlosen, was sie am Theetisch oder in der Predigt gehört. Das Geschlecht zerreibt sich in einer Geistmühle.

Und welche tiefe Trauer muß den Verständigen beschleichen, der diesem Reiben und Treiben zuschaut und dessen Verderblichkeit erkennt! Bettine sagt rührendschön: „Meine Sehnsucht, mein Gefühl sind Melodien, die sich ein Lied suchen, dem sie sich anschmiegen möchten." Ach, die Geistflatternde findet kein Lied, geräth mit ihren Melodien stets mehr ins Wirre, Ungeregelte, hat Furcht vor sich selber und gesteht:

Ich möchte nicht allein sein, und blos darum denke ich manchmal, ich müsse heirathen, damit ich einen Beschützer habe gegen diese verwirrte angstvolle Gespensterwelt.

Wo aber wäre der Mann geboren, sie zu halten, zu festigen, zu schirmen? Gesteht sie doch über ihre Schwester:

Melline heirathet einen Mann, von dem die allgemeine Sage geht, er sei ein ganz vortrefflicher Mensch. O wie ist das traurig, Sklave der Vortrefflichkeit sein; da bringt man es nicht weiter wie Charlotte in den „Wahlverwandtschaften", man ketzert sich und Andere mit der Tugend ab.

Viele Jahre später schreibt die Verheirathete, die Familienmutter, ungefestigt wie zuvor, unabgeketzert, an den hingeschiedenen Göthe: „Bis in den Tod geleite mich der ersten Liebe Musik"; und es folgen vorwurfsvolle Geständnisse vom „beschämten Herzen, dessen Vergehen groß sind gegen die Liebe, der nicht blos ein Zweig vom heiligen Baume des Ruhms anvertraut war, nein der Baum selbst mit seinen ewig sich verjüngenden Sprossen, und sie hat sein nicht geachtet, ist nicht geblieben im Schutze dieses Baumes, der ohne sie fortgrünte!" Was wollte denn ihr von Ehe, häuslicher Betriebsamkeit und Familienpflichten nicht eingefangener unglücklicher Geist? Sich selber, und sein Schwärmen und seine Gespenster! Charlotte Stieglitz, obgleich sie einsieht, „der Mensch sei, was er ist und sein kann, nur in sich", d. h. in seinem Ernst und seiner Lebenswärme, flieht dennoch aus sich und meint verzweifelnd:

Vielleicht werde ich noch eine ganz gewöhnliche Person, die in immerwährenden Zerstreuungen sich rettet. Sollte es nicht doch die letzte Zuflucht sein, gleichsam der Reflexionswelt zu entfliehen und den Augenblick zu haschen?

Sie ist nicht entflohen ihrem unglücklichen Schicksal, sie hat sich nicht vor sich selbst gerettet, sie hat ihren Zeitgenossen ein furchtbares Beispiel gegeben von Verschobenheit und Haltunglosigkeit, von der Ohnmacht des Geistreichen gegen feindselige Gewalten der Herzenstiefe. Ihr Ende bleibt nach gewöhnlichen psychologischen Voraussetzungen unbegreiflich, ohne Sinn und Belehrung — jede Zelle eines Irrenhauses gewährt mehr davon —; und dennoch wünscht man es in einem Charakterbilde zu fassen, zu beurtheilen, muß dies für möglich halten, sofern alles Menschliche dem Menschen nicht fremd ist. Hengstenberg hat sie gerichtet nach dem Katechismus, nach dem Maßstabe einer christlichen deutschen Hausfrau; und gewiß, wäre sie letzteres gewesen, oder hätte nach Jenes Vorschriften gehandelt, nie konnte die That geschehen. Wodurch aber der Maßstab nicht ganz passend, oder die Katechis-

muslehre wirkungslos ist, warum Christen und Nichtchristen in gleicher Weise für das Seltene einer Erklärung bedürfen, dazu kommen außer dem bisher erwähnten Allgemeinen folgende Umstände in nähere Betrachtung.

Sollten nämlich alle Diejenigen unserer Tage, welche mehr lesen als den Katechismus und weiter denken als den Faden ihres Spinnrockens, oder Alle, welche Geist lieben und haben, gewaltsam vom Leben scheiden müssen, so wäre der Leichen kein Ende und Charlotte bliebe nichts Außergewöhnliches. Jedoch Natur ist stärker als Unnatur, und Liebe zum Leben besiegt dessen Verdruß; sie trägt mit mehr oder weniger Geschick, hofft in Finsternissen, selbst ohne religiöse Hülfe, die bei einer christlichen Erziehung nie ganz ausbleibt. Ist die Hülfe auch geschwächt durch geistreiches Seelenzerwürfniß, dieses selber steigt selten zu einer solchen Höhe, aus welcher sich jene furchtbare Gewalt entbindet, welche zur Zerstörung der Gewohnheit des Daseins erfodert wird. Man lebt und leidet, träumt und erschrickt, ist keck und verzagt, bejammert — und genießt zuletzt seinen Schmerz.

Nach der Schilderung, welche Mundt, der ihr nahe gestanden, von Charlottens Gestalt und Wesen entwirft, war sie höchst anziehend, Keinem ihrer Umgebung gleichgültig, für Manchen vielleicht hinreißend, was schon an der Lebhaftigkeit und Lobesfülle des Berichterstatters kenntlich sein möchte. Schöne jugendliche Frauen mit ausgezeichneten Gaben, mit Reizbarkeit und Gedankenempfänglichkeit, mit sinniger Milde, leichtem Witz, ohne die Kälte der blos Gefallsüchtigen, ohne die Härte und schneidende Schärfe der Hochmüthigen und Eiteln, mit natürlicher Grazie jeder Bewegung und Rede, bezaubern ihren Umgangskreis. Charlotte selbst zeichnet ihre liebliche Bestrebung mit den Worten:

Heiter, nichts von Steifheit, gemüthlich geistig, erschlossen, und doch den schönen wahren Anstand nie hintangesetzt, ohne Gemachtes, das ist mein gesellschaftliches Ideal.

Sie blieb gewiß demselben nicht fern; denn eine wohlgebildete Frau, die es kennt, ist es schon durch die Erkenntniß.

Ihre Erziehung in Leipzig hat nichts Außergewöhnliches; die pietistische Färbung des Religionsunterrichtes, deren Erwähnung geschieht, das damit verbundene innerliche Zusammenziehen des Gemüths sammt Gleichgültigkeit gegen äußern Prunk und lärmende Freude wirkt eher wohlthätig als nachtheilig auf die Jugend, lehrt das Leben mit Ernst betrachten, stillt und beruhigt krampfhafte Anwandlungen und kleidet weibliche Seelen. Die weitere Leseausbildung wäre vor 40 Jahren geschehen durch Hagedorn's „Seifensieder", Gellert's Fabeln, etwa Klopstock, Voß's „Luise", Lafontaine's Romane, Müller's „Siegfried von Lindenberg", Iffland'sche Schauspiele, vielleicht auch Jean Paul's „Unsichtbare Loge" und „Hesperus"; die Schriften von Wieland, Göthe, Schiller, Kotzebue wurden bei einiger Aufsicht gern weggeschoben. Zum Theil war diese Nahrung etwas hausbacken, aber darum für das Haus, gab weniger phantastische Grillen als einige weiche Empfindsamkeit. Womit unsere Charlotte als Mädchen sich genährt, ist unbekannt; allein sicher war in ihrer Jugendzeit jener Bildungkreis längst überschritten, die Haltung kirchlicher Frömmigkeit, herkömmlicher moralischer Sprüche und Lebensbeispiele nebst dem Genusse sanfter Empfindungen ward mehr oder weniger gestört und für ein Flattern und Fliegen in ätherisch romantischen Räumen vorbereitet. Inzwischen erscheint doch bei Charlotte keine eigentliche Überspannung, sondern ungemein viel Gesundes und Wohlgeordnetes, was in ihren Tagebüchern wohlthätig wiederkehrt.

Nun heirathet sie einen Dichter und umfaßt den Ehegatten mit innigster Liebe. Auch hierin zeigt sich die Gesundheit ihres Wesens; denn das Weib hat sich anzuschließen dem Erwählten, und nur erkrankende Naturen suchen in der Ehe etwas Anderes, äußern Glanz, Namen und Rang, freiere Zerstreuung und Selbständigkeit. Als Folge solcher Gesundheit lebt eine Gattin ganz im Manne, in seinen Gedanken, in seinen Wünschen, ähnlich dem Zustande magnetischer Schläferinnen, die nur sehen, hören und empfinden, was der Magnetisirende vorempfindet, oder womit er sie in Verbindung setzt; jede Unruhe, jede Freude, jedes Geschäft wird gemeinschaftlich und hallt wieder im weiblichen Herzen; des Mannes Actenstöße, Curmethoden, Predigten, philosophische Systeme finden darin ihren Platz. Wegen dieser innigen Durchdringung, wegen des Überganges von einem Wesen ins andere und der daraus hervorgehenden Abhängigkeit des liebenden Weibes sollte Jedermann weit mehr bedenken, als es gemeinhin geschieht, was es heißt, eine gesunde Frau nehmen.

Nichts davon bedachte Stieglitz und verfiel bald in gewöhnlichen Welthypochonder, von welchem derjenige des Leibes nur eine Form und Abart ausmacht. Dichter müßten eigentlich am glücklichsten leben, nämlich in der besten Welt, der poetischen; aber sie sind entweder unstet und flüchtig wie Byron, oder gespannt versenkt in ihre Werkstatt wie Schiller, und nur Wenige werden wie Göthe Treffliches fördern mit geheimräthlicher Ruhe und Behaglichkeit. Es ist ein großer Mangel der Mittheilungen über Charlotte, daß von dem Manne keine Briefe vorkommen, worauf doch die ihrigen sich beziehen, und deren Inhalt sich nur unvollkommen errathen läßt, wahrscheinlich bestehend in Träumen von Dichtungen, „Melodien die kein Lied finden", von Embryonenvögeln, denen die Federn zum Fliegen fehlen. Am heutigen Parnaß — der leipziger Büchermesse — Dichterhöhe zu gewinnen, hält schwer bei dem Gedränge von Poeten, bei den Policeispießen der Kritiker, bei dem blinden Lärm vergeßlicher Volksmenge, die mit jedem halben Jahre alle Dagewesenen fortjagt und in die Ebene treibt. Für den Gewinn der Höhe nun ganz zu leben, sich jährlich oder halbjährig durchzudrängen — wie anziehend auch der Gedanke des endlichen Hinaufkommens sein mag — ist gefahrvoll, das Mislingen bringt bittere Tage, selbst das Gelingen entschädigt oft nur mäßig die Ermüdeten und Gestoßenen; denn was frommt es, matt und erschöpft vom errungenen Gipfel herabschauen zu dürfen auf Andere, welche sich hinquälen wollen, wohin man selber sich gequält? und

wer weiß, ob uns die kritischen Policeispieße nicht nachkommen und ruhende Bergsteiger anfallen? Da scheint es besser, dem Getümmel zu entweichen, in einer Bibliothek die Waaren der Buchmesse zu empfangen und zu ordnen, abzugeben und einzufodern; und Stieglitz thut es, wird berliner Bibliothekar; jedoch mit Sehnsucht nach dem Parnaß und dessen Gedränge, immer bereit und zurüstend zum Wettsteigen und Wettsingen.

(Der Beschluß folgt.)

---

1. Die Belagerung Maastrichts. Ein Trauerspiel in fünf Aufzügen. Von J. C. Hauch.
2. Tiberius, der dritte Cäsar. Eine Tragödie in fünf Handlungen, von J. C. Hauch.

(Beschluß aus Nr. 1.)

Wenn van Alsen im ersten Acte den spanischen Offizier nach einem stillen Mädchen in Maastricht fragt und der Dialog folgendermaßen geführt wird:

Offizier.
Wie heißt sie?
Alsen.
Klara Marnix.
Offizier.
Nun liebt Ihr die, muß ich Euch sehr beklagen,
Denn sie ist jetzt im Kloster.
Alsen.
In der That
— Ich will's gestehn, ich hab' sie einst geliebt rc.

so sträubt sich dagegen die Vorstellung, die wir von der Sprache der Tragödie eingesogen haben, komme sie nun von den Alten, Shakspeare, Calderon, Göthe oder Schiller; ja, selbst die Natürlichkeit Victor Hugo's ist eine andere. Dagegen wächst diese selbe Sprache zu wahrhaft dichterischer Wärme in einigen Partien. Z. B. spricht die Spanierin Isabella natürlich und doch hochpoetisch:

Wie könnt' Ihr diesen Abend Euch erwürgen?
Die goldnen Wolken schwimmen gegen West
Und dehnen sich wie fliegende Gewänder
Am Horizonte hin. Ich glaube fast
Das Meer zu sehn am Untergang der Sonne,
Wo goldne Fische spielen in der Glut.
O, wären wir zwei Fische doch wie sie,
Und tauchten still in die verborgnen Wellen,
Wo Friede wohnt und kein entfernter Mörder
Nach deinem kleinen Haupt die Kugel sendet.

Ihr Kind ist von einer Kugel der Belagerer getroffen (denn sie ist die Gattin des Ingenieurs in der Festung), auf Oranien, den Urheber des Kriegs, wälzt sich ihre Wuth und ihre Worte mahnen an Shakspeare, wenn sie ruft:

O ich bin krank von diesem Wort: Oranien!
Wenn er nicht wär', dann lebte noch mein Kind.
Ach all mein Weh, die Bitterkeit des Herzens
Hat sich gesammelt in das Wort: Oranien;
Ich haß es mehr, als ich es sagen kann.
Ja, wär' mein Blick ein Dolch, bei Gott, er sollte
Jedwedes Glied an diesem Mann durchbohren,
Und wär' mein Athem Gift, ich würde gern
Viel Tausend Küss' an diesen Mann verschwenden.
Doch ach, es sind nur Träume meiner Ohnmacht,
Er steht zu fern, ich kann ihn nicht erreichen.
Gibt es denn keine Macht in der Natur,
Die eine Mutter hört?

Nach dem mislungenen Mordversuche redet sie ihren ruhigen Richter so an:

Verräther, lies doch deines Königs Brief!
Eidbrüchig bist du, undankbar und schlecht!
Siehst du, da steht's, du bist ein falscher Judas,
Der seinen Herrn mit einem Kuß verrathen!
Du bist ein Ketzer, der den Tod verdient.
— — — hast der Welt gelehrt,
Wie Treu und Glauben man mit Füßen tritt;
Hast auf der Erd' ein Feuer angefacht,
Das nach Jahrhunderten noch auf dem Weg
Des Aufruhrs leuchten wird; hast von der Kette
Die wilde Kraft gelöst, die ohne Maß
Die Welt und sich nur zu vernichten strebt.
Die alte Zeit verwirft dich mit Verachtung,
Die neue, wenn sie erst den Werth der Gabe,
Die du ihr reichtest, zu begreifen lernt,
Wird dich als Schöpfer ihres Leids verfluchen.
Wie ich wird jede Mutter einst dir fluchen,
Und jedes Volk, das deine List verleitet,
Wird neue Foltern zu der Strafe legen,
Die in der tiefsten Hölle dich erwartet.

Diese Rede greift schon in das große Thema ein, dem das ganze Gedicht gewidmet ist, den Kampf der jungen Freiheit mit dem alten Despotismus. Der Dichter will, wie er in der Vertheidigung Maastrichts die Rettung der ganzen Niederlande sich spiegeln läßt, in diesem ersten modernen Völkerkampfe um geistige und bürgerliche Freiheit ein Vorspiel aller folgenden liefern. Daher fehlt es nicht an Sentenzen, welche mehr für unsere Zeit als den Ausgang des 16. Jahrhunderts passen, ohne doch um deswillen unwesentlich in dem Drama, wie es ist, zu sein:

Gehorsam ist die Pflicht des Unterthans,
Doch ohne Freiheit gibt es keine Pflichten.

Van Alsen will der katholisch gebliebenen Geliebten die Rechte seiner Partei beweisen:

Wir wollen Freiheit und Gerechtigkeit,
Kraft ge'n (!) Gewalt, und Milde gegen Schwachheit.
Wir wollen Frieden auf der ganzen Welt
Und Fesseln einzig für die Tyrannei.
Ja, laßt uns Alle hier zu Grunde gehn,
Das Werk, für das wir streiten, wird bestehn;
Denn tausend kühne Herzen klopfen laut
In jedem Land für uns und unsre That.
Ja, unsre Sach ist jetzt die Sach der Welt;
Das kleine Samenkorn, das wir gesät,
Wird Früchte tragen, selbst wenn wir gestorben.
Wir geben gern den letzten Tropfen Blut,
Um dieses Land von Sklaverei zu retten.
Wir geben Alle gern das Leben hin
Für was wir selber auf der Erd nicht sehn;
Denn selig ist, wer glaubt, wenn er nicht sieht.
Wir Alle glauben an das Reich des Rechts,
Wir glauben an den Christ, nicht an den Papst.
Wir wissen, daß die Freiheit nicht vergeht,
Daß die Gewalt den Willen nimmer fesselt;
Denn wer den Tod verachtet, wird nicht Sklav,
Und der ist selig, der die Kraft besitzt,
Für ein bedeutungsvolles Wort zu sterben.

Von der andern Seite fehlt es auch nicht an kräftigen, wie an skurrilen Verfechtern. Der zweite Bürger in Maastricht meint:

Tom, was geht die Freiheit dich denn an?
Bekommst du bess'res Holz im nächsten Winter,
Bekommst du bess're Kleider, bess're Nahrung,
Und liegst du weniger auf Stroh des Nachts
In dieser Zeit, worin das Wörtlein Freiheit
Wie ein Gebell von jeder Kehle tönt?

Wohingegen der Prinz von Parma, wol die edelste Gestalt des Dramas — Ref. sagt Gestalt, denn zu Charakteren wird keine —, auch am würdigsten und wärmsten die Sache der Loyalität vertheidigt:

Und wenn es wär', laß mich zu Grunde gehn.
Ich streite für mein Land und meine Väter
Und sterbe gern für jene hohe Kraft,
Die sich mit Einfalt durch das Leben drang
Und seinen Reichthum band in einen Kranz,
So frisch und blühend wie ein Baum des Himmels
Und durchgeflochten mit den großen Blumen,
Die fromme Kunst in der Natur entdeckt.
Ja, ich will sterben für das alte Leben,
So groß und schön, wie es gewesen ist,
Als jener Geist der Frechheit in der Tiefe
Mit schweren Ketten noch gebunden lag,
Als der Gedanke nur ein Zeiger war,
Dem Himmel zugekehrt, und weiter nichts.

Zum Schluß sagt er:

Wir streiten für den Glauben,
Für das Gesetz, das uns so lang beschirmt,
Für diesen edeln, alten Königstamm,
Dem wir die Treu bis in den Tod geschworen;
Wir streiten ge'n den Wahn des Augenblicks
Und für die heilige vergangne Zeit,
Von welcher dieser Augenblick entsprang,
Und gegen die er jetzo sich empört.
Zum Kampf! Der hohe Gott wird uns beschirmen,
Denn Gott ist auch von jenen alten Tagen,
Und ist nicht wandelbar wie diese Zeit.

Das ganze Gedicht ist ein würdig gehaltenes, durchhaucht von den edelsten Gesinnungen, und mag für Die ein Labetrank sein, die sich eben den Gaumen an den siedenden Schwefelgetränken der neufranzösischen Dramatik verbrennt haben.

Ernster und gewiegter ist der Verf. in seinem „Tiberius" geworden; hier ist Handlung, Schürzung derselben, Katastrophe und Lösung, so viel die grauenvolle Zeit sie zuließ, und die Gestalten werden zu Charakteren. Vor dem künstlerischen Richterstuhle ist die römische Tragödie der niederländischen vorzuziehen; aber der helle Geist, die freudige Begeisterung fehlte dem Dichter. Wo sollte er sie hernehmen in einer Grauenperiode, die nicht Hebammendienste für ein kommendes Licht verrichtete, sondern nur der erste Actus eines langen Fegefeuers, einer flammenden Sündflut war, die ein ganzes Menschengeschlecht verzehren mußte. Auch im „Tiberius" haben dem Verf., und diesmal geständlich, neuere Begebenheiten vorgeschwebt. Er sah, vom Jahre 1826 in Neapel lebend, Capri täglich vor Augen liegen wie eine Sphinx, die, wenn sie nicht stumm wäre, ein ungeheueres Räthsel erzählen könnte, welches vielleicht unter andern Formen sich schon öfters im Leben wiederholt hat. Er las dazu die Zeitungen, wo Das, was er nach seiner Ansicht als verwerflich betrachten mußte, mit allen möglichen Sophistereien vertheidigt wurde, um das Schwarze als Weiß erscheinen zu machen. Da suchte er jenes Räthsel zu errathen und schrieb den „Tiberius". Germanicus ist der einzige Held und reine Charakter im Drama. Er unterwirft sich, im vollen Kraftgefühl, den Tyrannen stürzen zu können, dem Willen desselben und weist Die, welche von ihm die Erweckung des alten Roms fodern, zurück:

Was einmal schwand, das kehret nie zurück.
Wollt Ihr das alte Rom, dann werdet Römer,
Wollt Ihr die Freiheit, dann befreit Euch selbst
Von Eurer Wollust, Euerm Müssiggang,
Von Euerm Geiz und Eurer Feigheit, die
Vor jeder kühnen That zurückebebt.
Vermögt Ihr dieses nicht, dann herrsche Cäsar.
Wer selbst nicht Mann ist, brauche einen Vormund.

Aber diese vortrefflichen Worte sind nicht des Dichters Motto für sein Gedicht, denn als Germanicus gestorben, ruft sein Freund und Rächer Macro:

Du lehrst uns, daß die höchste Heldenkraft
Zur Schwachheit wird, wenn sie der Bosheit dient.

Und der Geschichtschreiber Cordus, der als Agens der Nemesis auftritt, schilt den todten Helden, denn

Ihn schlug die Nemesis, weil ihren Wink
Er nicht verstand

und seine persönliche Ehre höher hielt als den Ruf der Geschichte. In Greueln, Blut und Wahnsinn endet das Stück, die Todten stehen wieder auf, die Verbrecher gehen unter, um noch schlimmern Platz zu machen, und Cordus, der einzige reine Mensch, spricht den Epilog. Aber der Stoiker hat keinen Trost, die alten Götter sind untergegangen, die Herrschaft der Natur ist vorüber; nur aus dem fernen Asien flimmert ein blasses Licht, aber diese Erlösung versteht er nicht und mag er nicht, denn der Weg zur Auferstehung geht durch das Grab. Wird für das deutsche Theater wieder eine Zeit kommen, wo ein Publicum Gedichte dieser Art zu würdigen versteht? Leser werden sie hoffentlich finden. 34.

Anekdoten.

Die unglückliche Johanna Grey war nach dem Zeugniß des Dr. Roger Ascham, des gelehrten Präceptors der Königin Elisabeth, nicht blos eine sehr schöne und empfindungsvolle, sondern auch sehr gelehrte Dame. „Vor meiner Abreise nach Deutschland", erzählt jener gelehrte und etwas pedantische Mann, „begab ich mich nach Broadgate in Leicestershire, um von der edeln Lady Johanna Grey, die mir ausgezeichnetes Wohlwollen bewies, Abschied zu nehmen. Ihre Ältern, der Herzog und die Herzogin, befanden sich mit dem ganzen Hausstand auf einer Jagd im Park; die junge Dame aber fand ich in ihrem Cabinet, wo sie mit Eifer Platon's „Phädon" in der Ursprache las, ganz mit derselben Leichtigkeit, wie etwa eine andere junge Dame eine Novelle des Boccaccio lesen würde. Nachdem ich mich über Das und Jenes mit ihr unterhalten hatte, fragte ich sie auch, wie es käme, daß sie nicht den Zeitvertreib in Park theile. „Ei", antwortete sie, „ich wünschte ihre Parkbelustigung verschaffte ihnen nur ein Tausendtheil des Vergnügens, das ich bei der Lecture des Plato empfinde.""

In unsern mercantilen und geldliebenden Zeiten dürfte die gar seltsame Idiosynkrasie eines jungen Engländers noch mehr Aufsehen machen, als sie vor etwa 20 Jahren erregte. Dieser junge Mann, Sohn eines Pächters in der Provinz Suffolk, mit Namen John Peele, hatte einen natürlichen und unüberwindlichen Abscheu vor dem Gelde. Niemand konnte ihn überreden, Geld anzugreifen, was man sich anfangs aus seiner natürlichen Furchtsamkeit erklärte. Lange hatte sich sein Vater vergebens bemüht, ihn zum Angreifen eines Geldstücks zu bewegen, obgleich der junge Mensch den Werth des Geldes sehr gut kannte. In der Meinung, daß bloße Einbildung oder eine nicht zu erklärende Grille bei ihm die Oberhand habe, steckte ihm der Vater einige kleine, in Papier gewickelte Kupfermünzen unvermerkt in die Tasche. Als jener nun von ungefähr in dieselbe griff und das Geld in die Hände bekam, verfiel er in Zuckungen, die über eine Stunde anhielten. Der Vater machte einen zweiten Versuch, indem er ihm etwas Silbermünze in die Tasche steckte. Sobald der junge Mensch diese gefunden und berührt hatte, verfiel er abermals in Convulsionen, diesmal aber so schrecklich, daß man für sein Leben bange ward. Es läßt sich denken, daß nach diesem zweimaligen Versuch der Vater ein drittes Experiment mit Geld nicht vornahm, weil dieses dem jungen Manne in Folge einer natürlichen Steigerung sicherlich den Tod zugezogen haben würde. Diese Geldscheu begleitete den jungen Peele durch sein ganzen Leben; er entfernte sich augenblicklich, sobald er Geld sah oder klimpern hörte. In allen andern Stücken war er wie andere Menschen, nur etwas in sich gekehrter. 11.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Dienstag, — Nr. 3. — 3. Januar 1837.

Geisttrüge, oder die neudeutschen Frauen.

(Beschluß aus Nr. 2.)

Wie weit und hoch der Dichter mit seinen uns unbekannten „Bildern des Orients“ und Sonstigem gekommen, steht dahin; aber Andere haben gleich ihm gesehnt und gerüstet, niedergedrückt vom Bewußtsein versagender Kraft, befallen von Kopfweh und Schwindel, stets sich ermannend und stets zurückgeworfen, schwanger mit Zwillingen und Drillingen, doch nie recht gebärend, und geplagt vom Wollen, Können und Vollführen bis an ihr kühles Grab. O der Noth des Dichterruhms und der ganzen Schriftstellerwelt, Gehenna der Seele, Nervenfieber des Leibes, betäubender Schmerz von Erinnerung und Hoffnung, Opiumtrank für kurzen Rausch und längere Reue! Wer in deinen Strudel der Charybdis geräth, wird verschlungen und ausgespien, um wiederum gedreht und verschlungen zu werden.

Charlottens warmes Gemüth — da Frauen sich noch lebendiger versetzen in die literarische Stellung ihrer Männer als diese selbst — fühlt und erkennt die ganze Noth, und geräth dabei in die Geistfabrik Berlins, in welcher kein Trost und keine Heilung zu hoffen, kein kühler Trank für den lechzenden Durst, keine beruhigende Weisung für Enthaltsamkeit und Fasten. Die Frau hat es noch schlimmer als der Mann, denn er kann zu Zeiten sein Übel los werden in Versen, sie nicht, obgleich sie auch dieses versucht und dadurch zu helfen meint. Große Werke, Werke für die Ewigkeit sollen geschaffen werden — könnten es vielleicht — wenn man nur die Kraft hätte, die Zeit; beide werden verzehrt durch — die Bibliothek. Es ist ein großer Irrthum, wenn Jemand die Ursache geistigen Jammers in äußern Verhältnissen, nicht in der Krankheit selber sucht, und Charlotte geräth in diesen Irrthum, meinend, durch Einsiedlerleben, durch Petersburg werde ihr kranker Dichter gesunden; wiewol auch in dieser Beziehung das Richtige daneben ihr einleuchtet: „er könne leichter ein großes, aufrüttelndes Unglück tragen als ein kleines, verdrießliches.“ Oft sieht ihr heller Verstand das Wahre, sie schreibt:

> Es gibt eine geistige Unkeuschheit, ein Liederlichleben ohne Berührung und Wort; und das Verschlingen des Verschiedenartigsten im Gebiete des Geistigen, ohne Treubleiben bei Einem, ohne in sich Aufnehmen, ist nichts Besseres.

Oft erkennt sie das entscheidende Heilmittel ähnlicher Zustände:

> Ergebung ist ein höchstes, ist echtes Christenthum, hättest du die, mein Heinrich, es stände herrlich mit dir. Alles wäre gedoppelt und gesteigert, jede Kraft, jedes Vermögen geheiligt, unverletzlich.

Und als Heinrich den heidnischen Titanentrotz sich nicht rauben lassen will, entgegnet sie: „Das führt nicht zum Olymp, es wird dich vernichten. Es muß anders mit dir werden!“

Wahrscheinlicherweise wäre Alles anders gewesen und geworden durch einen großen Entschluß — selbst ohne viel Christenthum — wenn der Dichter blos die Bibliothek besucht, keine Bücher gemacht, sondern sie ins Haus gebracht und außerdem nach Gutbefinden einige Gedichte zum Geburtstage seiner Frau geschrieben. Häuslicher Wohlklang und Frohsinn hätten dann geherrscht, Charlottens Tagebuch wäre ärmer geworden an Klage und Rath. Aber welche Entsagung! Entsagung auf Dichterunsterblichkeit, Entsagung auf Geist und wieder Geist, ohne Gedrucktes in Leipzig und ohne Besprochenes in Berlin!

Weil sonach weder im Christenthum noch sonst ein Heilmittel für das kranke Leben der Ehegatten vorhanden, so erkennt Charlotte vollkommen den Umfang des Unglücks; sie kann dem Manne nicht helfen, nicht sich selbst, er geht zu Grunde und sie mit ihm. Es könnte sogar durch den Druck des häuslichen Unglücks das Entsetzliche eintreten, keinen Geist mehr zu haben, oder wenigstens keine Federkraft desselben, und dann wie in Büchern so im Tagesgespräch verstummen zu müssen vor den Geistreichen. Nur ein Außerordentliches möchte retten, durch und durch erschütternd, wie Lähmungen vor elektrischen Schlägen verschwinden oder durch Sturzbäder. Sie äußert deswegen ihrem kranken Dichter: „Wer es gut mit dir meint, müßte ordentlich darauf ausgehen, dir rechten tiefen Schmerz zu bereiten.“ Ihre unbegrenzte Anhänglichkeit wünscht es zu können, aber wodurch? Xanthippe zu sein aus Vernunft und Vorsatz, ist der Liebenswürdigen unmöglich, und Xanthippen peinigen nur durch Nadelstiche. Keine Freude aber, kein Genuß des Augenblicks kann ihr selber zu Theil werden, wenn keine Hülfe kommt, ihr Leben ist vertrocknet und zerfressen an seiner Wurzel, es ist gleichsam die Ehre des Geschlechts verloren, weil sie ihren Mann nicht mehr glücklich macht, was alle

Weiber, auch ohne Geist, können. Da entspringt der eigenthümlich vorbereitete sonderbare Gedanke, dies werthlose Leben zu opfern für den Geliebten, es für jenen tiefen Schmerz zu verwenden, der als letztes Mittel nothwendig wirkt, wenn irgend etwas wirkt und Beiden hilft, Beide erlöst. Wiederholte Überlegung und erwärmter Wille reifen diesen Gedanken zum festen Entschluß; es ist natürlich kein Gedanke für die Welt, er bleibt verborgen im Innersten ihrer Seele. Und wie bei allen großen und kühnen Entschlüssen, selbst bei verzweifelten, Ruhe wiederkehrt mit der entschieden selbstgehaltenen Kraft, so ist von diesem Zeitpunkt an Friede in Charlottens Gemüth, und das Tagebuch äußert:

Die Welt erscheint mir erst jetzt recht heiter, seit ich sie einmal ganz aufgegeben und nun darüberstehend sie betrachte und erhalte. Sie erscheint mir gleichwie im letzten schönen Abendroth, wie bei Sonnenuntergang sie verklärter daliegt.

Jedes Aufgeben der Welt erhebt über die Welt, und eine neue Freude und Beruhigung, deren sie dadurch theilhaft wird, mochten sie in ungewöhnlichem Sinne erkennen lassen: „Nur wer das Leben verachtet, kann es genießen; nur wer es verliert, wird es gewinnen.“ Daher dann das ruhig Vorbedachte, durch keine Stürme und Kämpfe Angekündigte der Ausführung des Selbstmordes, wovor wir staunen, schaudern und mit dem tiefsten Bedauern erstarren.

Für eine Mutter von Kindern war solch ein Entschluß unmöglich, Lächeln und Schrei der Wiege hätten ihn im Keime erstickt und die getheilten Fäden der Liebe hätten sich nicht ausschließlich für einen kränklichen Dichter zusammengezogen. Ebenso wenig hätte das rechte lebendige Christenthum dergleichen gestattet, denn da wären Ergebung, Gehorsam gegen den Willen Gottes, Geduld und Hoffnung nothwendige Folgen gewesen; ein Leben besserer Art wäre gewonnen worden mit Erhebung über die Welt, mit dem Bewußtsein, Menschenglück und Menschenberuf ruhe auf etwas Änderm als auf geistvollen Dichterschöpfungen und Schriftstellerruhm.

Für Charlotten scheint zur Abwendung des Entschlusses und Einlenkung verirrter Gedanken keine wirksamere Hülfe denkbar als — ein Beichtvater. Beichten ist Ergebung, Demuth, Bereuen der Sünde, mit ihnen erlöst das Christenthum vom Jammer der Erde. Geschieht dieses zugleich durch Verheißung, Warnung, kirchliches Ansehen der Geistlichkeit, durch einen Fénélon, Spener, Lavater, Herder — ihnen versagt sich schwer das niedergedrückte, trostbedürftige Gemüth und findet die verlorene Haltung. Aber auch jeder besonnene Freund, jeder ältere erfahrene Mann, dem die Leidende sich anvertraut hätte, war im Stande, ihr diesen Dienst zu leisten. Solche Männer, Geistliche oder Nichtgeistliche gab es gewiß in Berlin, nur mußten sie nicht blos Frömmigkeit, Verstand, ruhige Überlegung und Schonung besitzen, sondern auch Geist, sonst wären sie Charlotten nicht ebenbürtig erschienen. Rasch genug haben die Geistreichen unsers Zeitalters sich losgerissen von geistlichen Gewissensräthen, und bedürfen doch derselben am meisten; denn eine geistlos grasende Heerde findet von selbst ihren Weg und die Thüre des Schafstalls — der Biber kennt seine Wohnung und der Vogel sein Nest — aber der Geistreiche weiß nicht, wo er sein Haupt hinlegen soll, und verkommt in öden romantischen Irrwegen. Laßt Seelsorge und Geistesführung wiederaufkommen für die geistreichen Seelen.

Ein bedeutsamer Traum — der als Begebenheit vorspiegelt, was man als Möglichkeit gedacht — worin Stieglitz sich erleichtert fühlt bei dem Traumverlust seiner Frau — gibt den Ausschlag zur That. Das ist kein guter Beichtvater, und Pietisten würden sprechen vom Aberglauben der Ungläubigen. Sollte eine neu erwachende Leidenschaft im verstörten Herzen angenommen werden können — Mundt's Schilderung der Unglücklichen trägt Spuren ungewöhnlicher Hinneigung von seiner Seite — so wäre die Trauerthat vollständig erklärt, und man dürfte deshalb darnach suchen. Allein diese Voraussetzung ist zu kühn und viel zu wenig gerechtfertigt; mehr schimmert durch als Erhöhung des Leidens, daß Stieglitz sie zu wenig liebe, darum ihrem Einfluß enthoben sei, zu viel blos in sich verkehre, was allerdings ganz im Charakter hypochondrischer Vertiefungen liegt. Ohne diese Zugabe erschiene widersinnig, wie eine liebende Frau wähnen konnte, durch ihr gewaltsames Scheiden dem Geliebten Hülfe zu bereiten, da ihre eigenste Empfindung sie über den Schmerz des Verlustes belehren mußte und über das fortan entsetzliche Loos des Vereinsamten, jedem menschlichen Troste Abgestorbenen.

Charlotte ist untergegangen durch Liebe und durch Geist. Jene gab ihr das tiefe Unglück, dieser die Einsicht, es könne nur anders werden durch den Tod. Dem heroischen Entschluß eines starken Willens folgten Gefühl und Einsicht mit großer Besonnenheit. Hier ist keine Überraschung des Augenblicks, kein plötzlicher Sturm der Leidenschaft, keine schnell betäubende Verzweiflung von heute, sondern eine langsam wachsende von gestern und vorgestern. Durch Wiedergeburt einer himmlischen Liebe aus der trüben irdischen, durch Erhebung des Geistes zum höchsten Weltgeist wäre sie genesen, hätte das Leben gewonnen, statt es zu verlieren. Nicht bei den Sternen und nicht unter dem Wiesengesträuch der Erde bilden sich Gewitter, sondern zwischen beiden, und es blitzt versengend herab. Nicht der Engel, nicht das Thier, sondern der Mensch — Dasein zerreißend — fällt von eigner Hand.

28.

Romanenliteratur.

1. Anna von Koburg. Ein historischer Roman von Wilhelmine Lorenz. Leipzig, Wienbrack. 1836. 8. 1 Thlr. 8 Gr.

Die bekannte Geschichte der unglücklichen, verführten Fürstin, deren Leichtsinn viel zu hart bestraft ward, ist hier zwar nicht so pikant erzählt, daß sie uns neu dünkt, aber der Vortrag ist gut, verständig, Anna ist nicht gerechtfertigt, allein man verzeiht der Reuigen, deren Fehler zur Halbschied durch die grämliche Gemüthsart des rohen, lieblosen Gemahls bedingt wurden. Zum Schluß ist noch ein Schlüssel zu der Mystification des Herzogs Christian von Eisenberg angehängt, bei wel-

cher die angeblichen Geister der Anna und ihres Gemahls Kasimir dem Getäuschten erschienen.

2. Frühblüten. Novellen und Erzählungen von F. v. Hoven. Glogau, Flemming. 1835. 1 Thlr. 8 Gr.

Ränke aller Art werden in diesen vier Erzählungen gespielt, deren Ausgang uns so ziemlich gleichgültig ist, sowie die handelnden und leidenden Personen es uns sind. Die erste Geschichte „Schicksal und Liebe" ist in der Manier (den Geist wollen wir nicht ohne Ursache citiren) der neuesten französischen Schule, welche den Ehebruch sanctionirt.

3. Tibull und Virgil. Zwei Gemälde nach Jules de St.-Felix von Theodor Hell. Dresden, Arnold. 1836. 8. 16 Gr.

Ob eine Altrömerin Liebesschwärmerei und Sehnsucht in dem Maße gekannt, daß sie wie die schöne Silvia zu den Vestalinnen trat aus kaum bewußter Zärtlichkeit für Virgil, der ihre Gefühle nicht ahnete, diese Erfindung möchte bei strengen Alterthumsforschern einigen Zweifel erregen, Denjenigen aber willkommen sein, die nicht gern nach der Wissenschaft in die Tiefe tauchen und genug zu wissen glauben, wenn sie über irgend einen Gegenstand artig zu reden verstehen und in ihrem Gespräch darüber keine Blöße geben. Selbst Solchen, die höhere Ansprüche an unterhaltende Schriften machen, werden an diesen Vergegenwärtigungen des alten Roms Gefallen und mehr Belehrendes darin finden, als es zu einer Salonsunterhaltung bedarf. Der Kaiser August tritt stattlich auf, Virgil dagegen ist fast stumme Person, aber Tibull in seinem fröhlichen Leichtsinn nicht nur ein geschmackvoller Festanordner, sondern auch so liebenswürdig, daß man es nicht unnatürlich findet, wenn Tänzerinnen sogar an dem Verarmten mit treuer Liebe hängen. Die Übersetzung liest sich leicht und fließend wie ein Original.

4. Zwei Erzählungen der Frau von Bawr. Nach dem Französischen bearbeitet von Friedrich Pitt. Dresden, Arnold. 1836. 8. 16 Gr.

„Rosa und Therese" liefert eine Varietät weiblicher Eifersucht, welche sich und die Nebenbuhlerin tödtet. „Mutter Marquardt" ist eine von der Bettlergattung, die ein nicht unbeträchtliches Vermögen hinterläßt, womit sie einen Liebling beschenkt. Die gute Alte gewinnt unsere Neigung, auch ist ihr Vermögen nicht so unermeßlich, der geistige Vater der Elsi's und Liesli's war nicht der ihrige, als daß es in ihren Verhältnissen zur bestimmten Unmöglichkeit gehört hätte. Langweilig ist auch die erste Erzählung, aber die selbstische, unweibliche Therese stößt uns zurück und verursacht, daß Mutter Marquardt trotz ihrer Runzeln die Vorgezogene ist, was denn für die ganze Erzählung gilt.

5. Marchese Penseroso, Novelle, und die Leiden einer großen Seele, Erzählung von H. F. Mannstein. Dresden, Arnold. 1836. 8. 1 Thlr. 4 Gr.

Die Novelle ist eine gewöhnliche Räubergeschichte, mit allen herkömmlichen Figuren, Verhältnissen und Gemeinplätzen, sowol in Knalleffecten als in Redensarten, ausgestattet. Die große Seele ist die des Grafen Honoré Mirabeau, in der nicht allein seine unbestrittene Genialität sich darlegt, sondern in eben dem Grade ihm sittliche Größe beigemessen ist. In unsers Autors Augen ist er der unschuldigste Märtyrer für Tugend und Recht, und sogar seine Frau ist eine Nichtswürdige, was theils im Ernst behauptet, theils mit schalkhafter Ironie zugeraunt wird, wobei es an Seitenhieben nicht fehlt; das Fußgestell zu Mirabeau's Standbild bedurfte ja Basreliefs, zu denen sich, als ihm gleiche Heroen, die Herren Börne und Heine aufwerfen, dagegen Hoffmann, Spindler und vor Allen Tieck mit Schmach und Hohn überschüttet werden. Die Schalkhaftigkeit des Verf. ist so leicht und flüchtig, daß man ihr kein Nachsinnen anmuthen darf und nicht mit ihr rechten muß, wenn sie den burgundischen Herzog ironisirt, der seiner Tochter das Weinen während des Kreisens verbot; dem Genie ist's ja erlaubt, das allgemein Bekannte nicht zu wissen, also auch nicht, daß Johanna von Navarra, als sie Mutter von Heinrich IV. ward, auf Befehl ihres Vaters sang, um gleich vom ersten Athemzug an jedes Weichliche von dem Knaben zu entfernen.

6. Erzählungen von der Verfasserin der Lotosblätter. Leipzig, Hartknoch. 1836. 8. 1 Thlr.

Verschiedenartig in Stoff und Idee, aber keine verwerflich, auch die Gattung der Familiengeschichten nicht, von denen sie angenehme Varietäten sind. Die erste ist von der zärtlich wehmüthigen Art, die aber nicht in die weinerliche Abart verläuft; „Der Leibeigne" schildert kräftig, aber nicht übertrieben, die teuflische Rache eines in seinem Innersten, in seinen heiligsten Gefühlen verletzten Sklaven. Die dritte: „Eugeniens Traum", führt aus dem Leben der gedankenlosesten Freude und Zerstreuungssucht in stille Beschränktheit zurück. Alles wich von ihr, nur die Tochter blieb ihr und der alte väterliche Freund, sie ist nicht verarmt, nicht blos der Traum als solcher ging aus, sie konnte ihren Ehestand als einen glänzenden Traum betrachten, aus dem sie zu einer farblosern, aber sichern, fest im Leben wurzelnden Wirklichkeit erwachte. Die Tugend, die stille Häuslichkeit ist nicht herb und verdrießlich, der Leichtsinn wird nicht Sünde, und doch sind seine gefährlichen Folgen nicht verschwiegen, die Nutzanwendung tritt so deutlich und wieder so bescheiden hervor, daß sie ihres Zwecks nicht verfehlen sollte, Nachdenken in Köpfen zu erzeugen, die ausschließlich das Vergnügen für die Bedeutung des Lebens halten und sogar ihm zu Liebe zu dem schweren Geschäft gebracht werden, zum Denken. 29.

Neugriechische Literatur.

Περιγραφὴ τῶν ἐν Ὑπάτῃ, Αἰδηψῷ καὶ Θερμοπύλαις θερμῶν ὑδάτων κ. τ. λ. — Beschreibung der warmen Quellen in Hypate, Ädepsos und den Thermopylen —, von Xaver Landerer. Athen 1836.

Der Verf. hat im Laufe dieses Sommers die genannten Wasser untersucht und legt die Resultate seiner Untersuchung in diesem Schriftchen nieder. Er empfiehlt vorzüglich die Quelle bei Hypate (Patradzik) der allgemeinen Aufmerksamkeit. Sie findet sich in einer kleinen Anhöhe, eine halbe Stunde von der letztgenannten Stadt. „Dieser Hügel", sagt der Verf., „gleicht einer Blase, welche, von dem vulkanischen Feuer in die Höhe getrieben, sich verhärtet hat; statt Asche und Feuer quillt jetzt eine reiche Fülle siedenden Wassers hervor, welches durch die Menge des darin enthaltenen Schwefels gewiß den ersten Rang unter allen schwefelhaltigen Wassern einnimmt; und ich zweifle nicht, daß es wegen seiner großen Heilkraft binnen Kurzem des gebührenden Ruhms sich erfreuen wird." Die Quelle bildet ein geräumiges, 5—10 Schuh tiefes und 30—40 Schuh weites Bassin, und liegt in einer paradiesisch schönen Gegend am Fuße des Öta, unweit des Ufers des Sperchios. Das Wasser hat am Rande des Bassins 22, in der Mitte 38—40 Grad Reaumur Wärme. Es setzt hinlänglichen Schlamm zu heilsamen Schlammbädern ab. Die Quellen von Ädepsos, an der Küste von Euböa, die schon der Dictator Sylla benutzte (Plutarch's Sylla, Cap. 26), stehen der von Hypate nicht nach, und ihr Wärmegrad steigt sogar auf 68 Grad Réaumur. Die Gegend ist ebenso reizend und hat noch den Vortheil der unmittelbaren Nähe des Meeres. Auch hier können wirksame Schlammbäder angelegt werden. Zwischen Hypate und Ädepsos in der Mitte liegen die Bäder des Hercules bei den Thermopylen, von gleicher Wirksamkeit mit denen in Ädepsos und von den Bewohnern der Umgegend noch heute nicht selten benutzt, doch empfiehlt sie der Verf. weniger, weil der Aufenthalt in den Thermopylen, wegen der angrenzenden großen Sumpfstrecken, weniger gesund ist.

So viel genügt für den Zweck dieser Blätter; Männer vom Fach werden sich das kleine Schriftchen, welches die chemische Analyse der Wasser enthält, selbst verschaffen. Die Natur hat hier auf einer Strecke von sechs bis sieben Stunden drei der

reichsten Gesundheitsbrunnen in der Welt zusammengedrängt, in einer großartigen und durch die glänzendsten historischen Erinnerungen verherrlichten Gegend. Es fehlen mithin nur etliche unternehmende Capitalisten und eine regelmäßige Verbindung durch Dampfschiffe, um den Grabhügel der Spartaner in den Thermopylen und die alte Zauberstadt Hypate bald zum jährlichen Rendezvous der eleganten Welt von Europa zu machen.

Περὶ ἀμπελουργίας καὶ οἰνοποιΐας — über Weinbau und Weinbereitung —, von Greg. Paläologos. Auf königlichen Befehl herausgegeben. Athen 1836.

Eine klar und verständlich abgefaßte Schrift, die um so nützlicher werden kann, je niedriger die Stufe ist, auf welcher die Weinbereitung bis heute in Griechenland steht. Auch Philologen, die sich mit den Geoponikern beschäftigen, können in dem Büchlein Belehrung finden, da der in Deutschland und Frankreich gebildete Verf. mitunter, wiewol nicht häufig genug, auf die alten Schriftsteller über den Ackerbau Rücksicht nimmt.

Die Zahl der politischen Zeitungen*) mehrt sich in Griechenland seit einigen Monaten in außerordentlichem Verhältnisse. Der neuerdings verurtheilte „Sauveur" (ὁ Σωτήρ) erscheint seit einiger Zeit wieder, da das Urtheil des Gerichts erster Instanz von dem Cassationshofe annullirt worden ist. Dazu ist eine neue Oppositionszeitung in deutscher und griechischer Sprache gekommen, genannt „Die Hoffnung" (ἡ Ἐλπίς), und ein anderes neutrales Blatt, „Die Iris" (ἡ Ἶρις), die blos griechisch erscheint und auch Miscellaneen und literarische Artikel enthält. Eine dritte Zeitung, „Der Zuschauer" (ὁ Θεατής), die neutral zu sein verspricht, hat ihr Erscheinen als nahe bevorstehend angekündigt, und man spricht noch von einer vierten. Dies Übermaß von Zeitungen ist für die Literatur ein Nachtheil, weil die geistigen und finanziellen Kräfte sich darin und daran versplittern. Übrigens werden wol die meisten bald wieder eingehen müssen. Der Grund dieser plötzlichen Vermehrung ist aber die ziemlich allgemein verbreitete Meinung, daß nach der Rückkehr des Königs eine Ministerialveränderung und vielleicht eine noch größere Umgestaltung der Verwaltung stattfinden dürfte. Unter dieser Voraussetzung sucht jede politische Coterie, jede Meinungsschattirung für sich Terrain zu gewinnen, indem sie sich schnell ein öffentliches Organ creirt, um die Gemüther in ihrem Sinne zu bearbeiten. Es ist nur eine Art von politischem Wettrennen, oder vielmehr eine Hetzjagd. 107.

Schneestürme im Innern Rußlands.

Ein neuerdings in Rußland gereister Gelehrter gibt von diesen Schneestürmen in den russischen Steppen nachstehende Beschreibung: Ein solcher Sturm ist sehr verschieden von allen andern Landstürmen; er gleicht mehr einem Orkane auf offenem Meere. Saratow liegt nach Osten an einer Steppe, die sich über den Uralfluß hinweg mehre tausend Werste weit nach Asien hinein erstreckt. Nordwestlich, westlich und südlich ist das Gouvernement noch so wenig bebaut und bewohnt, daß man diese ganze Fläche ebenfalls als offenes Land betrachten kann, besonders nach SW., wo die jekaterinoslawschen und donischen Steppen angrenzen, und nach S. und SSO., wo Astrachan mit seinen Steppen bis zum Kaukasus und dem kaspischen Meere anstößt. Auf diesen ungeheuern Ebenen findet der Sturm keinen Widerstand, und mit rasender Schnelle durchbraust er daher diese Einöden, alles Leichtere und Beweglichere mit sich fortreißend oder festere, ihm Widerstand leistende Gegenstände zerstörend. Auf den Straßen ist man nicht im Stande, mit dem Gesicht gegen die Windseite gekehrt, zu athmen; man hat Noth, sich auf den Füßen zu erhalten. Vergeblich sind die Bemühungen, ihm auf der Straße entgegenzuschreiten, und schon der bloße Versuch versetzt, durch die ungeheure Anstrengung, in Schweiß; der die stärksten Hüllen durchdringende Wind verursacht Erkältung; es tritt Ermattung ein, und im freien Felde ist dann dem armen Wanderer der Tod gewiß. Nachts ist es unmöglich, sich aus einem Hause in das andere zu finden. Bricht ein solches Unwetter aus, was in der Regel ganz unerwartet der Fall ist, so müssen die Gäste da bleiben, wo sie sich eben befinden; man würde Gefahr laufen, auf den Straßen der Stadt umzukommen, da man wegen des Schneegestöbers das Gesicht nicht gebrauchen kann und vom Sturm überwältigt wird. Besonders verderblich ist ein solches Unwetter den Heerden der Wolga- und Steppenbewohner. Durch die Alles bedeckenden Schneemassen wird nicht nur vorläufig die Vegetation gehemmt, sondern die auf der Weide befindlichen Heerden gehen auch zum Theil dabei zu Grunde; denn nur die Thiere werden gerettet, welche der Landmann sogleich zu finden und in Sicherheit zu bringen. Die Schafe kriechen gewöhnlich in Haufen zusammen, werden eingeschneit und erfrieren; das Rindvieh dagegen läuft in der Richtung des Sturms fort, bis es vor Ermattung, Erkältung und Mangel an Nahrung umfällt, oft aber auch, in eine Schlucht gerathend, sich todt stürzt und im Schnee erstickt. Nach dem Schmelzen des Schnees findet man alsdann oft an weit von der Heimat entfernten Orten das Rindvieh zu Hunderten beisammen, theils erfroren, theils verhungert, theils in dem Wasser der Schluchten ertrunken. Die Pferde gehen nicht mit dem Winde, wie das Rindvieh, sondern laufen, mit weit aufgesperrten Nüstern, dem Winde entgegen, sodaß die Eigenthümer sie oft Hunderte von Wersten weit wiederaufsuchen müssen. Daß dabei ebenfalls viele verloren gehen, leuchtet ein; man muß einen solchen Sturm selbst wahrgenommen haben, um darüber urtheilen und sich eine gehörige Vorstellung davon machen zu können. Gewöhnlich ist die Dauer desselben drei Tage und zwar dergestalt, daß in den ersten 24 Stunden Sturm und Schneegestöber unausgesetzt fortwüthen, worauf sich beides, jedoch mit Unterbrechung von drei, sechs, auch zwölf Stunden, aber in immer schwächerm Maße, wiederholt. Bisweilen treten auch während der ersten 24 Stunden kleine Unterbrechungen ein, allein dann sind die nachfolgenden Zwischenräume der Ruhe kürzer. 71.

*) Vgl. die Mittheilungen hierüber in Nr. 340 — 342 d. Bl. f. 1836. D. Red.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Mittwoch, —— Nr. 4. —— 4. Januar 1837.

Briefe aus Elsaß und Lothringen.

Erster Brief.

In unserer viel schreibenden und druckenden Zeit lernt man zum guten Theile die Völker aus ihrer Literatur kennen. Allein zugleich muß man sich mit der ganzen besondern Art und Weise der Völker, mit allen praktischen Richtungen ihres Lebens bekannt machen, um die Literatur derselben in der vollen Bedeutung zu begreifen und zu würdigen. Im Verhältnisse zu Frankreich hat seit lange der Einfluß der Hauptstadt so überwiegend sich geltend gemacht, daß auch wir Deutsche uns gewöhnt haben, über Paris und pariser Literatur die geistige Bewegung in den einzelnen Theilen des Nachbarlandes zu übersehen. Kennen wir doch die Hauptstadt desselben weit besser als die uns begrenzenden Bezirke, und sogar besser als diejenigen, die früher einen Bestandtheil unsers deutschen Vaterlandes gebildet haben. Dennoch liegt in der jetzigen Lage und im Gang der Dinge eine natürliche Auffoderung, den einzelnen Gliedern, die so nahe uns berühren, einige Aufmerksamkeit zuzuwenden.

Alle Momente der neuern Culturgeschichte wirken darauf hin, die besondern Bestandtheile der großen Völkerindividuen einander näher zu rücken und fester zu verbinden. Aber zugleich bemerken wir in den einzelnen Provinzen, Bezirken und Gemeinden eine entschiedener hervortretende Opposition gegen jedes unnatürlich einseitige Vereinigen und Centralisiren. Darin liegt kein Widerspruch: das Eine und Andere ist die Folge desselben Verlaufs der Entwickelung. Muß doch grade in der freiern Bewegung das wahre Bedürfniß der Vereinigung und Ordnung um so fühlbarer hervortreten, wie denn überhaupt im Genusse der Freiheit jede natürliche Nothwendigkeit gar bald sich geltend macht und nur gegen jeden künstlichen und willkürlichen Zwang der Haß und die Abneigung genährt werden.

So ist auch in Bezug auf Frankreich schon vielfach und mit Recht hervorgehoben worden, daß die verschiedenen Provinzen und Departements nicht mehr, wie früher, geneigt sind, nur die mechanisch verbundenen Theile eines großen Staatsautomaten zu bilden, der von Paris aus sein vorgeschriebenes Maß von Bewegung empfängt. Will man aber in dem Bilde, das man sich entwirft, nicht von der Wahrheit sich entfernen, so darf man diese ersten Regungen eines gewissen Gefühls von Selbständigkeit nicht allzu bedeutend sich vorstellen. Die neue französische Regierung hatte den überwiegenden Einfluß der Hauptstadt als eine grade bestehende Thatsache vorgefunden, welche durch die Julirevolution selbst von neuem bestätigt worden war. Im Gedränge der Parteien schien es ihr also um ihrer eignen Sicherheit willen das Einfachste, in der Bevölkerung der Hauptstadt, der sie ihr Dasein verdankte, auch ihre vorzüglichste Stütze zu suchen; und wie es überhaupt im Charakter dieser Regierung liegt, mit der Gegenwart und der nächsten Zukunft so gut als möglich sich abzufinden, so waren ihre hauptsächlichen Bemühungen darauf berechnet, vor Allem Paris zufrieden zu stellen. Es ist bekannt, in wie großem Maße ihr dies gelungen ist. Als natürliche Folge der zu diesem Zweck getroffenen Maßregeln zeigen uns die Thatsachen der vergleichenden Statistik, daß in der Hauptstadt während der letzten Jahre die Bevölkerung und der Reichthum mehr als je zuvor gewachsen sind, und zwar in weit stärkerm Verhältnisse als in jedem andern Theile von Frankreich. Darin liegt allerdings eine reelle Zunahme an Macht und Bedeutung. Allein grade dadurch mußte die Eifersucht der Provinzen gegen das bevorzugte Schooskind der Regierung geweckt werden, und was die Hauptstadt materiell gewonnen hat, dürfte sie an moralischem Einflusse eingebüßt haben. Immer ist jedoch die Zeit noch ferne, wo die Departements, durch ihre Abgeordneten oder in anderer Weise, die Initiative für einen neuen Umschwung im öffentlichen Leben ergreifen werden. Allein gleichwol könnte eintretenden Falls ihre Reaction bedeutend genug sein, um einem von der Hauptstadt ausgehenden Impulse eine ganz andere als die ursprüngliche Richtung zu geben. Immer verlohnt es sich also der Mühe, und jetzt mehr als früher, den eigenthümlichen Geist und die besondern Verhältnisse in den einzelnen Provinzen schärfer ins Auge zu fassen.

Dies gilt besonders vom Elsasse. Nicht blos aus alter Verwandtschaft mit den Bewohnern, sondern auch wegen der Lage des Landes und eines daher möglichen, wichtigen Einflusses auf das künftige Schicksal Deutschlands, sollten wir es uns angelegen sein lassen, eine nähere Bekanntschaft mit ihm zu unterhalten. Welche Wendung könnte das Schicksal unsers Vaterlandes genommen

haben, wenn im pariser Frieden die von Preußen gestellte Foderung einer Wiedervereinigung des Elsasses mit Deutschland in Erfüllung gegangen wäre? Wenn hiernach eine zahlreiche und kräftige Bevölkerung unter ganz andern Verhältnissen in den Kreis jener Bewegung wäre gezogen worden, der sich von der Hauptstadt Frankreichs aus, als von ihrem Mittelpunkte, in immer weitern Schwingungen bis an die Grenzen unsers Welttheils erstreckt hatte? Und wer mag für künftige Zeit die heilsamen oder verderblichen Folgen davon ermessen, daß mit Strasburg eine Pforte, die nach Süddeutschland führt, in den Händen Frankreichs geblieben ist? und daß ein Volksstamm, der sich in mancher Beziehung deutscher als andere deutsche Stämme zu erhalten wußte, der in hohem Grade geeignet ist, die Sympathie aller übrigen Deutschen zu erwecken, politisch an das Schicksal des französischen Reiches geknüpft wurde? Es ist wol mehr als leere Ahnung, wenn man in der Verbindung des Elsasses mit Frankreich ein wichtiges Moment der Zukunft erkennt; wenn man schon jetzt sich versichert hält, daß dieses Verhältniß unter der Leitung jener höhern Macht, vor welcher die menschliche Klugheit so oft zur Thorheit wird, noch zu ganz andern Erfolgen führen wird, als sich eine kurzsichtige Politik seit Ludwig XIV. in Aussicht gestellt hatte.

Den Deutschen ergeht es übrigens mit dem Elsasse wie vielen Strasburgern mit ihrem Münster: sie sind ihm zu nahe, um sich die Mühe zu geben, ihn näher kennen zu lernen. Daher kam es, daß man sich da und dort in neuerer Zeit über die im Elsasse herrschende Stimmung manche Täuschung gemacht hatte. Den Äußerungen Einzelner eine allgemeine Bedeutung unterschiebend, hatte man wol gar den Glauben sich eingeredet, daß daselbst eine besondere Hinneigung für einen engern Verband mit Deutschland bemerkbar sei. Allein es liegt eine unermeßliche, moralische Kraft in dem lange genährten und auf mannichfache Weise zum hellern Bewußtsein gekommenen Gefühle, einer ungetheilten, großen und starken Nation anzugehören. Es liegt noch eine größere Kraft darin, während einiger Jahrzehnde in Gemeinschaft mit einer großen Nation ein so thaten= als leidenschweres Schicksal bestanden, alles Glück und alles Unglück, selbst alle Hoffnungen und alle Täuschungen mit ihr getheilt zu haben. Während der Revolution gab es noch eine Partei im Elsasse, die entschieden für eine Wiedervereinigung mit Deutschland war. Allein seitdem haben sich die Verhältnisse wesentlich geändert. Es war vorzüglich ein Theil der katholischen Bevölkerung, wo jene Richtung sich offenbarte. Die Katholiken des Elsasses, früher in einer fortwährenden Opposition mit ihren gleichfalls zahlreichen protestantischen Mitbürgern, hielten um so fester an einem Glauben, der ihnen durch die französische Revolution gefährdet schien. Schon durch die Herrschaft Napoleon's, noch mehr durch die der Restauration, ist jedoch dieser Grund der Sympathie für Deutschland weggefallen. Darum haben in der neuesten Zeit bei dem katholischen Theile der Bevölkerung, wie dies in Strasburg selbst besonders augenfällig ist, französische Sprache und Sitten vorzugsweise Eingang gewonnen, während sich bei den Protestanten des Elsasses, obgleich sich diese an die Sache der großen Mehrheit der Franzosen entschiedener angeschlossen hatten, das germanische Element weit reiner erhalten hat. Hierzu kommt, daß unter den Katholiken eine größere Anzahl französischer Einwanderer sich befindet; daß weit die meisten Beamten, die aus Frankreich kommen, dem Katholicismus angehören und zunächst und vorzugsweise mit ihren Glaubensverwandten in nähere Verhältnisse treten; während den Protestanten viel mehr Berührungspunkte mit Deutschland blieben, namentlich in literarischer und wissenschaftlicher Beziehung. Endlich mag man bei der jetzigen Lage der Dinge auch darum an eine etwaige Wiedervereinigung mit Deutschland nicht denken, weil sich die Elsasser, so wenig wie die übrigen Franzosen und alle andern Völkern Europas, daran gewöhnen können, die Deutschen in Wahrheit als eine Nation zu betrachten. Auch die Elsasser wissen nur von Östreichern und Preußen, von Schwaben und Baiern u. s. w. Diesen Ansichten der Fremden gegenüber, mögen sich die Deutschen billig mit ihrem Sprüchworte trösten, daß Jene den Wald vor Bäumen nicht sehen; allein damit wird die Meinung der Fremden nicht umgestoßen. Selbst die engere commercielle Vereinigung einer beträchtlichen, deutschen Ländermasse und der Beitritt Badens zu dem jetzt schon so genannten deutschen Handelsvereine hat auf diese Meinung keinen bemerkbaren Einfluß geäußert. Zwar wünscht man im Elsasse Erleichterung des Grenzverkehrs und die Gegner der Regierung verfehlen nicht, ihr den Umstand zum Vorwurfe zu machen, daß von der Art nichts zu Stande gekommen ist. Allein gleichwol legt man darauf kein großes Gewicht, weil eine besonders nachtheilige Wirkung von Badens Beitritt zum deutschen Handelsvereine hinsichtlich der materiellen Interessen des Elsasses wenigstens bisjetzt nicht empfunden wird.

Obgleich man unter den gegenwärtigen Verhältnissen von einer Trennung von Frankreich nichts wissen mag, werden doch die Franzosen von den Elsassern mit eifersüchtigem Auge betrachtet. Gegen die Deutschen verhält man sich dagegen im Ganzen ziemlich gleichgültig und hat ihnen gegenüber weder ein besonders günstiges noch ungünstiges Vorurtheil. Überhaupt haben ja die Deutschen das etwas zweideutige Glück, von den andern Nationen weder beneidet noch gehaßt zu werden. Dies mag übrigens den Einzelnen, die in der Fremde sind, häufig zu gut kommen. Wirklich befinden sich die Deutschen ganz wohl im Elsasse, welche — durch die politischen Verhältnisse gezwungen, ihr Vaterland zu verlassen — daselbst ihren Aufenthalt genommen haben. Dazu hat nun freilich das Bindungsmittel der gleichen Sprache ein Wesentliches beigetragen. Auf der andern Seite ist die unverwüstliche Gutmüthigkeit der Elsasser hierbei mit in Anschlag zu bringen. Sie ist unveränderlich geblieben, auf wie harte Proben sie gestellt wurde. War es doch neuerdings ganz gewöhnlich geworden, daß Abenteurer aller Art, die aus Deutschland herüberkamen, für politisch Verfolgte sich ausgaben, um im Elsasse Sympathien zu finden, die sie

zu besonderm Nutzen auszubeuten suchten. Ihre Zahl war beträchtlich genug, um unlängst den Bezirksrath zu Weissenburg auf Maßregeln denken zu lassen, wie die falschen von den wahren politischen Flüchtlingen zu unterscheiden seien. Diese Letztern lassen es sich auch von ihrer Seite angelegen sein, den guten Ruf der Deutschen im Elsasse, welcher durch das Benehmen Einzelner von ihnen gefährdet wurde, aufrecht zu erhalten. Nach manchen Erfahrungen, die sie gemacht, sind sie dahin gekommen, unter sich eine strengere Aufsicht und eine Art innerer Policei eintreten zu lassen. So war vor nicht langer Zeit ein Deutscher, der in der Schweiz einer Veruntreuung sich schuldig gemacht, auf die Anzeige seiner eignen Landsleute in Strasburg verhaftet worden.

(Der Beschluß folgt.)

Ernst Platner's Vorlesungen über Ästhetik. In einer treuen Auffassung nach Geist und Wort wiedergegeben, von dessen dankbarem Schüler M. E. Engel. Mit Platner's Portrait. Zittau, Nauwerck. 1836. 8. 1 Thlr.

Der freundliche Mann, welcher in seinem Bildniß mit einer angenehmen Perücke uns neben dem Titel vorliegenden Buchs entgegensieht, nämlich Platner, war seiner Zeit ein beliebter Lehrer, hatte einen von Öser decorirten Hörsaal und galt unter den Philosophen. Großen Schaden brachte ihm das Aufkommen der Kant'schen Philosophie, deren eifrige Anhänger ihn zum Theil als fortwährenden Gegenstand ihrer Polemik gebrauchten, mehr Schaden noch erwuchs aus dem Aufkommen späterer Systeme, und vielleicht hat ein Philosoph nichts Besseres zu thun, als mit seinem Systeme selber zu sterben. Hier erscheinen nun vor 50 Jahren gehaltene Vorlesungen über Ästhetik, welche wol von Gellert und Rabener, aber nichts von Schiller und Göthe wissen, und das ist bedenklich bei heutigen Lesern, denen es umgekehrt geht, welche nämlich längst das Dasein eines Gellert und Rabener vergessen haben. Hören diese gar in musikalischer Beziehung von einem Vanhall und Kozeluch, aber nichts von Bellini und dem großen Tanzcomponisten Strauß, so meinen sie, es fehle Alles, und es sei in der ganzen dargebotenen Ästhetik kein Moment vorhanden, um ihnen Kopf, Herz oder Beine zu bewegen.

Dennoch wird man bei richtigem Sinn an diesen Vorlesungen allerlei Vergnügen finden, sie erscheinen nämlich an vielen Stellen ungemein naiv. Es wird (S. 47) das Naive als eine Zusammensetzung von Witz und Einfalt bezeichnet, diese Bezeichnung aber getadelt; denn das Naive sei „eine ganz besondere Art des Natürlichen, wie es sich in der Idyllenwelt findet". Beiderlei Bedeutung ist anwendbar auf unsern Ästhetiker, wenigstens blicken wir Kinder der Gegenwart in eine leipziger Idyllenwelt der Gedanken, welche mit der französischen Revolution völlig zu Grunde ging und welche ein angenehmes Lächeln zu erzeugen im Stande ist, worin eben der ästhetische Genuß des Naiven besteht. Im allgemeinen Theile, denn der Verf. theilt die Ästhetik in die allgemeine und besondere, werden Baumgarten und Meyer genannt, außer denen noch Niemand über diese Materie geschrieben oder Vorlesungen gehalten habe, und gleich darauf heißt es von Jenem, er sei nie gereist, nicht musikalisch gewesen, habe noch weniger eine genaue Bekanntschaft mit Dichtern besessen, ihm habe also das zum Zweck der Ästhetik Nöthigste und Wichtigste gefehlt. Es sei denn doch Zeit, daß die Philosophie endlich den wahren und großen Werth der Künste bestimme und festsetze, wie sie das in andern Dingen und Wissenschaften, z. B. bei der Aufklärung, gethan habe. Die Künstler seien gewiß große und schätzbare Leute, die es noch mehr sein und werden könnten, wenn sie sich nur von der Philosophie etwas mehr abhängig machen wollten. Was sind die Künstler? Sie sind, wie alle gute Menschen, gerührte Zuschauer von der Natur, welche außer ihrer Empfindsamkeit noch gewisse besondere Talente besitzen, ihre innern Rührungen auf eine oder die andere Art anschaulich und lebhaft darstellen zu können.

Auf allen Seiten fast begegnen wir solchen naiven Äußerungen. Was möchte vorzüglich in der Welt fehlen? Etwa Kenntnisse? Wir mögen wol davon genug besitzen, wenngleich es nicht unwahrscheinlich ist, daß man in etwa 50 Jahren auch da über Mangel wird klagen müssen. Oder an Urtheilskraft? Auch das nicht, denn woher sonst so viele Urtheile? Nein, es fehlt vorzüglich an — Geist. Nun, mein guter Platner, den haben wir jetzt reichlich, aber wie würde es dir ergehen, wenn du aufständest? Der Kunst ist sehr zu empfehlen, daß sie bei der Wahl ihrer Gegenstände zweckmäßiger, d. h. philosophischer zu Werke gehen möge. Hogarth setzt den Grund aller Schönheit in die Schlangen- oder Wellenlinie. Um aber die Untersuchung darüber besser fortsetzen zu können, müssen wir uns mit einem eignen Ausdruck bekannt machen, welcher leichte Allmäligkeit heißt. Die Künste sind eine weit wichtigere Sache, als man gemeiniglich denkt, und sie sind heimlich, theils von sich selbst, theils von der Philosophie, und selbst von der Staatskunst, dazu bestimmt, um das menschliche Empfindungsvermögen anzubauen. Wer sich beständig oder auch nur oft und viel mit dem Niedlichen beschäftigt, der steht in Gefahr, endlich selbst niedlich zu werden, oft auch in solchen Stücken, wo man ebenso wenig als in der Philosophie, Algebra ꝛc. niedlich sein kann und darf. Die Lehre vom Genie hat so viele fast unüberwindliche Schwierigkeiten, daß man beinahe auf alles Lob der Bescheidenheit Verzicht thun muß, wenn man eine neue und vollständigere Idee über dasselbe ankündigt. Unter den Händen des Genies werden alle Kenntnisse zu Philosophie, alle Arbeiten zu einem gewissen eigentlich-menschlichen Enthusiasmus. Auf das Interessante und Wichtige der Wissenschaften muß der Lehrer seine Schüler aufmerksam machen, welches freilich bei der Philosophie nicht so nöthig ist, indem diese sich auch bei einer mittelmäßig guten Lehrart selbst hinlänglich empfiehlt und ihren wohlthätigen Einfluß auf alle Zweige der menschlichen Glückseligkeit sehen läßt. Es kann Dichter ohne Genie geben und hat wirklich dergleichen gegeben. Die Policei ist eine Sache, welche allerdings mit Geschmack behandelt werden kann; denn was ist vernünftiger, als daß diejenigen Dinge, die nicht durch feste Gesetze bestimmt werden, doch gehörig und so zur Zufriedenheit, ja Wohlgefallen besorgt werden? Da bei unsern monarchischen oft despotischen Verfassungen es schlechterdings unmöglich ist, ein ausgezeichnet großer Mann zu werden, so muß die Beredtsamkeit die Verdienste Desjenigen, den sie loben soll, gemeiniglich übertreiben, wenn sie wirken soll, und daher der Mangel an wahren und eigentlichen Lobreden. Der einzige Fall, wo politische Beredtsamkeit im genus deliberativum nicht nur nicht schädlich, sondern sogar nützlich werden kann, ist im Gebiete der Policei, wo sie aber bis jetzt leider gar nicht gebraucht wird.

Für die Bedeutung, welche das Theater jetzt im Leben und in gesellschaftlichen wie schriftlichen Unterhaltungen gewonnen, erscheint höchst naiv, daß Platner dramatische Dichtung mit acht Zeilen abfertigt und sie von dem epischen Gedicht nicht verschieden hält. Auf Vollständigkeit überhaupt dürfen diese Vorlesungen wol am wenigsten Anspruch machen.

Wer aber selber Schriftsteller ist und schreibt, z. B. Ref., der könnte sich bei dem Anblick und Genuß solcher Vorlesungen die ernste Frage vorlegen: Wie hast du es anzufangen, um nicht nach 50 Jahren ebenso naiv genannt zu werden wie Platner? Man spricht wol von der Naivetät Homer's und Anderer, aber das ist eine sehr verschiedene, in unsern Zeiten nicht mehr erreichbare, darum auch unnöthig zu vermeiden.

Das zu Vermeidende kennen die Alten nicht, liege es am Mangel an „Witz", oder an „Einfalt", oder an der „besondern Art des Idyllisch-Natürlichen". Letzteres mußte ohnehin den spätern Griechen und Römern fehlen. Vielleicht findet sich, daß alles Starke, Scharfe, Gedrängte, tief Gefühlte nie zu einer Naivetät gelangt, welche zu fürchten steht; daß hingegen leicht eine Gefahr dafür eintritt bei jener leichten Allmäligkeit, an welche Platner zur Erforschung des Grundes aller Schönheit hinweist. 28.

Dymocritos (sic) oder hinterlassene Papiere eines lachenden Philosophen. Von dem Verf. der Briefe eines in Deutschland reisenden Deutschen. Fünfter und sechster Band. Stuttgart, Brodhag. 1835—36. Gr. 8. 5 Thlr. 12 Gr. *)

Dies — ohne Grazie — ad infinitum fortgesetzte Werk ist mit Bd. 5 (380 S.) und Bd. 6 (394 S.) vielleicht noch nicht beendigt. Der alte Weber hat vielleicht noch ein Pack Papierschnitzel irgendwo versteckt, das man auffindet und dieser Sammelei von Anekdötchen, Witzfünkchen und Zoten aller Art anreihen kann. Alles, was Weber schrieb, ist ein Mixtum von zusammengelesenen Notizen, er hatte eine Manie, Anekdoten zu suchen, und für die sechs Bände mit obgedachter Aufschrift hat der Mann bei seinen Lebzeiten die Literaturen aller Völker ausgeplündert. Wie Gellert von einem wichtigen Manne sang: er lebte, nahm ein Weib und starb, so kann man von Weber sagen: er war ein stupender Deutscher, sammelte Notizen und starb. Auch seine Geschichte der Mönche und Nonnen besteht aus aneinandergereihten Anekdoten. Im fünften Bande der „Papiere eines lachenden Philosophen" finden wir als Hauptabschnitte bezeichnet: die Liebe, Lust- und Genußsucht, Wollust, Trinklust, Freßsucht, Leckerei und Gutschmeckerei u. dgl., auch sein Raisonnement über Langeweile, Zeitvertreib, Romanlecture u. s. w. Besonders reich an pikanten Anekdoten ist der Abschnitt: Trinklust und Freßsucht; hier schwelgt er förmlich, obwol er auch sonst nie um Zoten und ganz gemeine Späße verlegen ist. Es ist ungeheuer, was der Mann las und fraß, nämlich Bücher; seine theoretischen Ansichten sind nicht viel nütze. Der sechste Band handelt von den Künsten, vom Theater, der Ton-, Tanz-, Jagdlust u. dgl. alles mit blankem, derben Scherz gespickt. Die Skandalitäten der Weltgeschichte sind hier beisammen. Der Löwe in der Fabel sagte: Ich bin fürchterlich, wenn ich wüthe; dieser Demokrit aber konnte sagen: Ich bin schrecklich, wenn ich lache! Denn aus seinem offenen Munde springen ihm die Zoten handvoll heraus, sein Humor ist ein Erbrechungsfest. 52.

Literarische Notizen.

Neuerdings erschien in London aus der Feder von Mr. John Hoppus: „Der Continent im J. 1835" („The Continent in 1835. Sketches in Belgium, Germany, Switzerland, Savoy and France; including historical notices and statements relative to the existing aspect of the protestant religion in those countries by *John Hoppus*", 2 Bde.), ein Werk, das ein Seitenstück zu dem Raumer'schen Werk sein soll, sich aber wol schwerlich einer gleichen Verbreitung und Anerkennung zu erfreuen haben wird. Die englische Kritik urtheilt selbst darüber nicht eben günstig. Sie ist der Meinung, daß, wenn ein Mann, der irgend zu beobachten weiß, in London selbst eine Tagereise durch Picadilly, Bondstreet, Oxfordstreet, Regentstreet und Haymarket unternimmt, er ebenso viel Resultate mitbringen wird, als der Verf. auf dem Continent gesammelt. In der That sind unsere Zustände ganz anderer Art als die Zustände Englands; sie sind, wo nicht verwickelter, doch mannichfaltiger, und verlangen ein tieferes Auge. Auch ist dieser Grund und Boden schon so vielfach nach allen möglichen Richtungen und in allen möglichen Interessen bereist, sodaß es einer neuen und originellen Auffassung bedarf, um dem Leser die bekannten Stoffe genießbar zu machen. Hier ein Pröbchen von der Darstellungsweise und den philosophischen Ansichten des Verfassers. Er bespricht darin die philosophische und theologische Literatur Deutschlands, und wie wir der englischen Kritik gegenüber behaupten möchten, doch ziemlich verständig. Nachdem er über die Aufeinanderfolge des Kant'schen, Fichte'schen, Schelling'schen Systems in der Kürze gesprochen, die Jacobi'sche Richtung angegeben, Köppen, Salat, Fries, Krug, Herbart, Eschenmayer und Wagner nach ihren verschiedenen Beziehungen erwähnt, Hegel den gewöhnlichen Vorwurf des Pantheismus und der Ungläubigkeit gemacht hat („Hegel also of the school of Schelling, held a pantheistic system of absolute idealism. This theory contains the seeds of a deep infidelity, which is exemplified in some of Hegel's followers, as in Strauss, author of The life of Jesu"), geht er auf den in Deutschland grassirenden Rationalismus über, über welchen er sich mit vieler Derbheit ausspricht. Er sucht die Anfänge dieser theologischen Denkweise auf in Bahrdt, Venturini, Reimarus, Semler, Steinbart, Kant selbst und Andern, und gibt unter den neuern Philosophen und Theologen als zu derselben Fahne, nur mit Modificationen, gehörig an: Krug, Teller, Henke, Thieß, Paulus, Schmidt, Löffler, Röhr, Wegscheider und Schultheß. Von De Wette und Hase sagt er, daß sie „have held a more modified and sentimental kind of rationalism". „Die periodische gelehrte Presse", fährt er weiter fort, „hat das Gift der Zweifelsucht und des Unglaubens wacker verbreiten helfen, namentlich Zeitschriften wie die „Allgemeine Kirchenzeitung", Röhr's „Predigerbibliothek" und die hallesche „Literaturzeitung". Ein gemäßigterer Rationalismus leitet seinen Ursprung ab von Döderlein und Morus, und findet gegenwärtig seine Vertreter in Ammon und Bretschneider. Auch Niemeyer und Schott gehörten zu dieser Partei. Überhaupt weiß man von vielen Seiten in Deutschland jetzt nicht recht, was Glaube oder Unglaube ist, denn die vielerlei theologischen und philologischen Speculationen, welche Deutschland seit einer Reihe von Jahren überschwemmten, haben viele Einzelne confus gemacht. Es läßt sich füglich behaupten, daß mancher sogenannte „rationale Supernaturalist" ein gutes Theil Indifferenz oder gar Unglauben mehr besitzt, als er selbst weiß und zugeben will." Sehr richtig bemerkt — und so sehen wir, wie auch dieses Engländers Urtheil in Betreff der Rationalisten so ziemlich auf dasselbe hinausläuft, was bereits Marheineke in der Vorrede zu seiner „Dogmatik" gesagt hat: daß nämlich der „Denkgläubige" ein Mann ist, der zu denken glaubt und zu glauben denkt.

Mit der „Original poetry" in den englischen Zeitschriften ist es nicht immer sehr weit her. So findet sich in einer der neuesten Nummern der „Literary gazette" ein Gedicht mit der Überschrift: „Zigeunerlied" („Gipsy's song"), dessen erste Strophe wir der Curiosität wegen ausheben wollen:

We have not country, law or home,
None govern us, and none obey,
We find a spot where'er we roam,
And pitch our tent at close of day!
Our banquets may be coarse and rude,
Our board be spread in open air,
But we can relish humble food,
While others loathe a richer fare.

Wenn das die „Literary gazette" Originalpoesie nennt, so ist sie sehr zu bedauern. Es ist der wahre Butterfrauentrab, wenn sie zu Markte gehen, und es muß eine sehr einfache Natur sein, die nichts Poetischeres über das Zigeunerleben vorzubringen weiß. 11.

*) Zuletzt berichteten wir über dieses Werk in Nr. 125 d. Bl. f. 1835. D. Red.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Donnerstag, —— Nr. 5. —— 5. Januar 1837.

Briefe aus Elsaß und Lothringen.

Erster Brief.

(Beschluß aus Nr. 4.)

In Zeiten politischer Aufregung, wo entschiedene Parteien sich gebildet, ist es natürlich, daß überall die Anhänger der einen oder andern Partei bei Denjenigen, welche derselben Meinung zugethan sind, Sympathie und Anklang finden. Indessen ist zu bemerken, daß im Elsasse die politischen Verbannten, wenn es ihnen darum gilt, selbst mit Anhängern entgegengesetzter Ansichten leicht auf guten Fuß sich stellen. Die Leute der „richtigen Mitte" gefallen sich darin, den Fremden gegenüber als eifrige Freunde der Freiheit zu erscheinen, und dies um so mehr, als sie von ihrer Seite keine Gefährdung des jetzt bestehenden Zustandes befürchten. Darin urtheilen sie sehr richtig. Die deutschen Ausgewanderten sind ihrer Zahl und Stellung nach weit davon entfernt, irgend einen politischen Einfluß im Elsasse gewinnen zu können. Nur in den Fällen, wenn die Policei willkürlich eingreift, um den Einen oder Andern von ihnen aus gewohnten Beschäftigungen und Verbindungen herauszureißen und aus seinem bisherigen Aufenthaltsorte zu verdrängen, wird die lebendigere Theilnahme der Elsasser erweckt, woran sich denn der allgemeine Tadel solcher Maßregeln anzuknüpfen pflegt. Solche Fälle sind bis auf die neueste Zeit mehre vorgekommen. Immer wurde dann allgemein hervorgehoben, wie sich auf diese Weise die Verwaltung mit sich selbst und mit dem erklärten Wunsche in Widerspruch setze, daß sich überall die Ausgewanderten eine feste Existenz gründen möchten, um mit den neuen gesellschaftlichen Verhältnissen, in welche sie eingetreten, um so eher sich auszusöhnen. Und wie es gewöhnlich geht, beschränkt sich alsdann der Tadel nicht blos auf die einzelne Maßregel, sondern dehnt sich auf das ganze System der Verwaltung aus, also daß es auch hier zu Lande sich bestätigt, wie policeiliche Vexationen grade die Wirkung, welcher sie begegnen sollen, zu erzeugen pflegen.

In anderer als in politischer, namentlich in literarischer Beziehung möchte dagegen die gezwungene Auswanderung mehrer Deutschen in das Elsaß, wie gering ihre Zahl ist, einige Beachtung verdienen. Es ist bekannt, daß das Elsaß in jener Zeit der Aufregung, die vorübergehend in den benachbarten deutschen Staaten herrschte, die Geburtsstätte einer ziemlichen Anzahl von Zeitschriften und Flugblättern wurde, welchen man sich beeiferte, den Zutritt in Deutschland zu verbieten. Bei der großen Mehrzahl dieser Erzeugnisse des deutschen Geistes auf fremdem Boden hatte nur allzu sehr der Eifer für die Sache, der man zu dienen strebte, den Mangel an Geist und verständiger Umsicht ersetzen sollen. Da indessen die meisten Elsasser, selbst die Gebildetern unter ihnen, mit den bessern Werken der deutschen Literatur nicht sehr vertraut zu sein pflegen — aus Gründen, die nicht sowol in ihnen selbst als in den Verhältnissen liegen — und da ihnen hiernach der rechte Maßstab fehlen mußte, so haben sie jene Werke, den guten Willen für die That nehmend, für mehr gelten lassen, als sie in Wahrheit verdienten. Übrigens ist diesem Setzlinge deutscher Literatur, seitdem eine trocknere und kältere Luft aus Deutschland herüberweht, schon lange der Nahrungssaft ausgegangen, und so ist denn unter den Elsassern davon gleichfalls wenig die Rede mehr. Von größerer und dauernderer Wirkung dürfte es dagegen sein, daß unter den jungen Männern, welche durch den Gang der Ereignisse auf die linke Rheinseite gedrängt wurden, manche tüchtig Gebildete sich befinden. Die Meisten von ihnen haben sich der Medicin gewidmet und — von den so ausgezeichneten deutschen Lehranstalten her mit soliden Vorkenntnissen ausgerüstet — haben sie dieselben in Strasburg auszubilden und zu vervollständigen gesucht. Wirklich haben bereits Mehrere glänzende Prüfungen bestanden; und man muß den Professoren der strasburger Universität, worunter viele Franzosen sich befinden, zum Ruhme nachsagen, daß sie — von jedem nationalen Vorurtheile völlig frei — hierbei mit strenger Gerechtigkeit und Unparteilichkeit zu Werke gegangen sind. Bei dem sehr fühlbaren Mangel an tüchtigen Medicinern in Frankreich konnte es nicht fehlen, daß diese jungen Deutschen da und dort eine belohnende Stellung und einen ehrenvollen Berufskreis fanden. Sie haben die Liebe zu ihrer besondern Wissenschaft, wie die zur deutschen Literatur überhaupt, mit nach Frankreich gebracht, und bei den vielfachen persönlichen Berührungen, in welche sie fortdauernd mit den gebildeten Bewohnern kommen, werden auch diese mit den bessern Erzeugnissen der Deutschen mehr und mehr vertraut und lernen Geschmack daran gewinnen. Ohne-

hin gibt es noch immer im Elsasse eine ziemliche Anzahl geistig hervorragender Männer, welche dem Leben und der Lehre der Deutschen nicht fremd geworden sind; und man mag sich grade jetzt um so mehr dem deutschen Wesen erschließen, als es ja neuerdings unter den Franzosen selbst zum ernstlichern Versuche gekommen ist, unserer Nation und ihrem reichen Geiste, so weit man ihn begreifen mag, Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. So liegt denn Manches in den besondern Zeitverhältnissen, was dazu beitragen kann, die nur allzu locker gewordenen Bande der Volksfreundschaft zwischen den Elsassern und ihren deutschen Stammverwandten von neuem zu befestigen. Und immer ist es der Mühe werth, den freilich jetzt schlummernden Funken der Sympathie gegen völliges Erlöschen zu schützen. Könnte doch daraus nach der jetzigen Windstille wol gar noch ein leuchtendes und wärmendes Feuer werden.

Kein Freund deutscher Literatur wird das freundliche Elsaß betreten, ohne sich der so lebendig anschaulichen Schilderungen Göthe's von Land und Leuten zu erinnern, und schon aus Dankbarkeit dafür mag man sich bewogen fühlen, den Spuren, die noch von seinem Dasein und Wirken sich vorfinden könnten, eifrig nachzuforschen. So ist das, in keiner andern Beziehung bedeutende Dörfchen Sesenheim ein Wallfahrtsort für deutsche Literaturfreunde geworden. Auch poetisch herumschwärmende Engländer lassen sich dort zuweilen blicken, und dann und wann sogar ein Franzose. Aber auch eine lebendige Zeugin aus jener Jugendzeit Göthe's lebt noch in ziemlich ärmlichen Umständen, am Fuße der Vogesen, im Badeorte Niederbronn. Es ist eine Schwester Friederikens. Als die jüngste der Geschwister weiß sie sich nicht gar viel aus jener Zeit und über Göthe's Leben und Treiben in ihrem väterlichen Hause zu erinnern; doch ist sie mit gutmüthiger Gesprächigkeit gegen jeden Theilnehmenden zur Mittheilung alles Dessen bereit, was noch ihrem Gedächtnisse zu Gebote steht. Im Allgemeinen ist sie auf Das, was darüber von Göthe in „Dichtung und Wahrheit" erzählt wird, nicht gut zu sprechen und der Meinung, daß die Dichtung viel zu sehr überwiege. Einen besondern Anstoß hat sie daran genommen, daß Göthe von einem gelegentlichen Tanze in dem Hause ihrer Ältern zu Sesenheim erzählt. Es erscheint ihr dies als eine Herabsetzung geistlicher Würde und Anstandes, und sie stellt die behauptete Thatsache völlig in Abrede. Die französische Revolution, mit ihrer Umwälzung in Ansichten, Sitten und Gebräuchen scheint also an der Pfarrerstochter von Sesenheim ziemlich spurlos vorübergegangen zu sein. Im Besitze einiger Manuscripte Göthe's, pflegt sie dieselben den freundlich Ersuchenden gleichfalls nicht vorzuenthalten. Es sind bereits Andere darauf bedacht, von seiner geistigen Hinterlassenschaft im Elsasse ein vollständiges Inventarium aufzustellen und, gehörig erläutert, dasselbe zur öffentlichen Kenntniß zu bringen. Da ich ihnen nicht weiter vorgreifen mag, beschränke ich mich hier auf die Mittheilung eines einzigen, noch ungedruckten Gedichts. Das Manuscript ist von Göthe selbst geschrieben und von Saarbrücken aus an seine Geliebte in Sesenheim gerichtet. Durch einige veraltete Ausdrücke und seinen Inhalt erinnert es an die schon geraume Zeit hinter uns liegende Periode der sentimentalen Literatur, trägt aber doch schon jenen Stempel von Frische und Leben, wodurch die ersten Gedichte Göthe's die bedeutendsten aller Zeiten geworden sind:

Saarbrücken.

Wo bist du itzt, mein unvergeßlich Mädchen,
Wo singst du itzt?
Wo lacht die Flur, wo triumfirt das Städtchen,
Das dich besitzt?
Seit du entfernt, will keine Sonne scheinen,
Und es vereint
Der Himmel sich, dir zärtlich nachzuweinen,
Mit deinem Freund.
All unsre Lust ist fort mit dir gezogen,
Still überall
Ist Wald und Feld. Dir nach ist sie geflogen,
Die Nachtigall.
O komm zurück! Schon rufen Hirt und Heerden
Dich bang herbei.
Komm bald zurück! Sonst wird es Winter werden
Im Monat Mai.

Es ist auffallend, daß man über Friederikens späteres Leben und Schicksale, worauf ihr früheres Verhältniß zu Göthe jedenfalls den entschiedensten Einfluß hatte, im Elsasse selbst keine genauere Auskunft erhalten kann, und daß die Mittheilungen darüber vielfach sich widersprechen. So schnell verwischt sich das Bild der Ereignisse im Leben der Einzelnen, und so oft hat es die Vergangenheit schon lange in ihren dichteren, schwer durchdringlichen Schleier gehüllt, wenn erst das Interesse dafür und der Wunsch, es der Erinnerung aufzubewahren, lebendiger hervortreten. Auch über der spätern Liebe des Dichters J. M. R. Lenz zu derselben Friederike, welche so verhängnißvoll auf das Schicksal des Unglücklichen einwirkte, schwebt noch einiges Dunkel. Nachdem Tieck dessen gesammelte Schriften herausgegeben hatte, wurden von August Stöber aus Strasburg, im „Morgenblatte" von 1831, sehr interessante Mittheilungen über Lenz und sein Leben und Treiben im Elsasse gemacht. Da ist denn auch von seinem Verhältnisse zu Friederiken die Rede. Noch ist aber von Lenz'schen Briefen und Manuscripten Manches in der strasburger Stadtbibliothek, was über die Entwickelung und die dadurch bedingten Schicksale des geistig so hervorragenden Mannes nähern Aufschluß geben könnte. Hier ist wol Stoff für einen bedeutenden psychologischen Roman, dessen geschichtliche Hauptperson grade in der rechten Entfernung stehen würde. Wie ich höre, soll sich dieser Stoff bereits in guten Händen befinden. *)

117.

Ein Jahr in Kopenhagen. Novelle von J. L. Heiberg. Aus dem Dänischen übersetzt von L. Kruse. Zwei Theile. Leipzig, Kollmann. 1836. 8. 2 Thlr. 6 Gr.

Die ruhige und schöne Kunstform, in der diese eigenthümliche Erzählung des geistreichen Heiberg auftritt, ist geeignet,

*) Wir theilen nach und nach noch mehre dieser Briefe mit. D. Red.

sie uns aufs Beste zu empfehlen, und dies um so mehr, je mehr Ruhe und Maß aus den Productionen dieses Literaturgebiets verschwinden. Heiberg folgt hierbei einem Plan, sowol für die Fabel, als für die Charakteristik, der uns neu erscheint und der besondern Erwähnung daher wol werth ist. Er kehrt nämlich den herkömmlichen Gang der Romanbildung gewissermaßen um, schließt mit dem Anfang und fängt mit dem gewöhnlichen Schlusse an. Diese Kühnheit verfehlt ihre Wirkung nicht und zeigt den Mann von vorzüglichen Gaben.

In der Regel nämlich trifft der Held des Romans auf Schwierigkeiten in seiner Liebe, besiegt diese, oder läßt sie durch die Ereignisse besiegen, was noch gewöhnlicher ist, und führt am Schluß die Braut nach Hause. Im Heiberg'schen Roman geschieht das Gegentheil. Die Scene eröffnet sich in großer Ruhe und Gemächlichkeit; der junge Birner findet nach seinen Reisen im Hause seines Oheims freundliche Aufnahme und liebenswürdige Cousinen, deren eine, Emma, sein Herz fesselt und mit der er sich zur Zufriedenheit aller Theile verlobt. Wir erwarten nur noch die Hochzeit und der Roman scheint am Ende zu sein. Nur das mislaunische und menschenscheue Wesen des Onkels, der in der zweiten Ehe lebt, zieht wie ein unheilkündendes Wetter durch diese gemüthlichen und idyllischen Bilder von Segen, häuslichem Glück und Erfüllung aller Wünsche. Da plötzlich ändert sich die Scene. Es fängt an, in diesem stillen, anscheinend so friedlichen Hause umzugehen. Bei einer großen Ballgesellschaft, welche die Tante gibt, erscheint plötzlich ein dienendes weibliches Wesen, der geliebten und verstorbenen Schwester des Helden täuschend ähnlich, die Birner noch nie gesehen hat, die ihn unwiderstehlich anzieht, wiewol sie schief ist und röthliches Haar hat, und die ebenso plötzlich wieder verschwindet. Das Geheimniß dieser Erscheinung zieht ihn an. Schritt für Schritt dringt er ihm nach, bis es endlich zur Entdeckung kommt, daß Sophie, so heißt die Erscheinung, eine leibliche Tochter des Oheims ist, welche die so liebenswürdig erscheinende Stieftante zur Magd herabgedrückt und in einem Winkel des Hauses vergraben hat. Von nun an Sturm auf Sturm, die liebenswürdigen Cousinen zeigen sich als kleine Tyranninnen gegen die fromme Sophie, Emma selbst ist im Complott und der Held bricht mit ihr, um Sophien zu lieben. Hier aber kommt er, lange in Selbsttäuschung befangen, endlich zur Einsicht, daß es zu spät ist: Sophie ist bereits mit einem andern, Quindel, verlobt und unser Held stürzt nach einem Jahre, brautlos, aus dem unfriedlichen Hause, um seinen Schmerz im Weltgewühl zu vergessen.

Dieselbe Peripetie, wie mit der Fabel, ereignet sich in den Charakteren. Der mürrische, menschenfeindliche Oheim, der anfangs als ein böser Haustyrann erscheint, zeigt sich als die gefühlvollste, liebendste Seele, unterdrückt und in sich selbst zurückgescheucht von seiner zweiten Frau, die als eine durchaus aimable Weltdame und als die zärtlichste Gattin erschien und in der nun das böse Princip des Hauses erkannt wird. Ebenso ihre Töchter. Alles dies ist ungemein naturwahr und oft erlebt, jedoch selten oder nie besser und wirksamer dargestellt worden.

Mit diesem, als neu und trefflich anzuerkennenden Entwurf verbindet sich eine löbliche Darstellung der großstädtischen und gesellschaftlichen Lebensverhältnisse, die alle mit der Fabel selbst in eine nothwendige und glückliche Verbindung gebracht sind. Der Verf. scheint sich die Aufgabe gesetzt zu haben, alle Charaktere unter unsern Augen wechseln zu lassen und uns auf diese Art Vorsicht im Urtheil, Milde in der Verurtheilung Anderer eindringlich zu lehren. Selbst die Nebenpersonen zeigen sich schließlich alle ganz anders, als sie zuvor erschienen, jene schöne Lehre aber kann nicht oft genug wiederholt werden; sie ist der Genius des Friedens im Leben.

Die Darstellung selbst ist ungemein brav und fesselnd; der Kreis der Ereignisse ist eng gezogen, aber ausgefüllt; die Scenen, welche zur Entdeckung Sophiens führen, die in der klösterlichen Zurückgezogenheit des Oheims, die am Sterbelager der uralten Magd, welche Sophie pflegt, die Geschichte des Oheims endlich sind von größter Anziehungskraft und fesseln gewiß auch den frivolsten Leser, während sie dem nachdenkenden und besonnenen Befriedigung geben. Mit einem Wort, es ist ein gediegener und trefflicher Roman, ein Werk des Bewußtseins und des besten Geschmacks, den uns Kruse hier in einer sehr löblichen Übertragung gegeben hat. Es that Noth, daß er, nachdem er so manches Unwerthe und Widerwärtige, nicht sehr bedacht auf seines Namens guten Klang, auf den Büchermarkt geschleudert hatte, ein Werk von so unbestreitbarem Werth als Ersatz für manche Täuschung darbot.

Der größte Theil des Romans ist in Briefen geschrieben, welche eine ungemein elegante und gefällige Form haben und die nicht selten von der Wissenschaftlichkeit und dem reichen Fonds des Verf. Zeugniß geben, während Erfindung, Gebrauch der Mittel und Sprache von poetischem Geist und reinem Geschmack zeugen. 21.

Spanische Charaktere. Eine Geschichte der neuesten Ereignisse in Spanien. Von Eduard Große. Leipzig, Kummer. 1836. Gr. 8. 1 Thlr. 8 Gr.

Es war wol nichts natürlicher, als daß die neuesten Vorfälle in Spanien viele Federn in Bewegung setzen würden. Aber die wenigsten passen für eine Darstellung so verwickelter Zustände und für eine Auseinandersetzung des Zusammenhanges der dermaligen Ereignisse mit den frühern Begebenheiten, namentlich mit der Unzulänglichkeit der frühern Maßregeln zur Unterdrückung oder Beschränkung der Karlisten. Man geht entweder mit leidenschaftlicher Einseitigkeit zu Werke, oder man verwirrt sich gleich von vorn herein in Widersprüche, Verworrenheiten und nichtssagende Phrasen aller Art: dabei geben sich die wenigsten Schriftsteller die Mühe, das Land Spanien und den Charakter seiner Einwohner zu studiren, denn die französischen und englischen Zeitungen gelten ihnen als Orakel und sie lassen sich durch dieselben täuschen, sowie sie wiederum diese Täuschungen auf alle Die fortpflanzen, welche ihre Broschüren lesen. Es ist allerdings nicht leicht, zu einer klaren, gründlichen Einsicht in die spanischen Zustände zu kommen, es gehört Anstrengung dazu, sich einigermaßen zu orientiren und Volk und Land im richtigen Lichte zu erblicken; aber wer das kann (wie z. B. der Correspondent in der außerord. Beilage zur „Allgemeinen Zeitung", 1836, Nr. 529 fg.) wird auch für seine Zeitgenossen ein tüchtiger Lehrer werden, während der gebildete Mann die neuen Expectorationen über diesen Gegenstand mit immer steigendem Mistrauen gegen die Befähigung des Tagesschriftstellers aufnehmen muß.

Eine solche Broschüre liegt uns auch jetzt vor. Wir haben der Erzählung des Hrn. Große keinen Geschmack abgewinnen können und nehmen nicht Anstand, zu erklären, daß dieselbe nichts ist als ein Aggregat aus Zeitungen und Journalen, das schon durch die aphoristische Form zum Belehren nicht tauglich ist und schwerlich viele Leser finden dürfte. Weit empfehlungswerther sind die Artikel über Spanien im vierten Bande des „Conversations-Lexikons der neuesten Zeit und Literatur". In Hrn. Große's Büchlein eröffnet Ferdinand VII die Reihe der spanischen Charaktere. Was über ihn gesagt ist, ist längst bekannt und doch nicht vollständig genug dargestellt. Auf ihn folgt Zea Bermudez, der „Großmeister des politischen Schaukelsystems", dann Martinez de la Rosa, der „kein politischer Mann" ist und sein Vaterland betrogen hat, weil er den Doctrinaires in Frankreich nachäffte und überhaupt den französischen Schutz der revolutionnairen Bewegung, d. h. der Nationalentwicklung, vorzieht. Darauf wird die ministerielle Thätigkeit des Grafen Toreno geschildert, der im Ganzen noch recht glimpflich wegkommt. Mendizabal, der nun folgt, zwingt Hrn. Große durch seine „einfache Größe eine leidenschaftliche Bewunderung" ab, er hat die aufrührischen Junten mit der Regierung versöhnt, er rüstet hunderttausend Mann ohne neue Auflagen gegen Don Carlos aus, er versteht in die Procuradorenkammer die

edelsten und besten Männer Spaniens zu bringen und — er ist ein Feind Frankreichs. Über Mina weiß der Verf. nichts Neues zu sagen. Isturiz, von dem nun die Rede ist, hat immer ein „hoffärtiges, despotisches, mit einem Worte ein mechantes Temperament" gezeigt, seine Fortdauer als Minister hing allein von der französischen Intervention ab. Da diese nicht eintrat, mußte er fallen. Bei gleichen Wünschen mußte Cordova, über den Hr. Große nicht ganz übel gesprochen hat, mit ihm fallen. Von Zumalacarregui haben die Berichte der Reisenden in der „Allgemeinen Zeitung", die Aufsätze im „Magazin für die Literatur des Auslandes", und vor allem die Schrift des englischen Majors Henningsen weit interessantere Nachrichten geliefert, als der Verf. hier auf wenigen Seiten zusammengedrängt hat. Was er über Don Carlos sagt, ist unbedeutend.

Im Allgemeinen zeigt sich Hr. Große als einen Freund revolutionnairer Maßregeln und als einen Sohn der neuesten, unzufriedenen Zeit. Daher weiß er selbst Greuelthaten, wie die Ermordung O'Donnell's und mehrer Hundert Karlisten zu Barcelona am Ende des Jahres 1835, als „eine traurige, eiserne Nothwendigkeit" zu entschuldigen, und die französischen Doctrinaires, namentlich Guizot, der „eitle Schuldespot", haben es ganz bei ihm verdorben, weil sie die Revolution verunglimpfen und bekämpfen und Frankreichs heiligsten Glauben verwunden. Ludwig Philipp heißt bei ihm der Napoleon des Friedens, weil er, wie einst der Napoleon des Krieges, das Volk um seine Freiheit betrogen hat (S. 267). Und ähnliche ungeschickte Ausdrücke und unklare Begriffe gibt es noch in andern Stellen, sodaß man eben keine sonderliche Achtung vor der politischen Bildung des Verf. haben kann, der, sonderbar genug, sich immer in dem pluralis majestaticus als mithandelnd aufführt. Nun, wir misgönnen der spanischen Nation keineswegs einen solchen Redner und Freund, dem im Lande noch nicht genug Unglück und Blutvergießen zu sein scheint, da er meint, das Heil Hispanias komme erst dann, wenn es die Sache der Isabella und des Don Carlos fallen läßt.

Die Schreibart des Hrn. Große ist mitunter declamatorisch oder mit fremden Wörtern, als ostensable, Expulsion, Rehabilitation u. dergl., verbrämt. Solche Reminiscenzen lassen auf den französischen Ursprung des Büchleins schließen. 7.

Notizen.

Die „Literary gazette" thut sich in einer ihrer neuesten Nummern sehr viel darauf zu Gute, daß sie, wie sie sich ausdrückt, den ersten öffentlichen „Impuls" zu einer Änderung der Verhältnisse der französischen Exminister gegeben habe. Dieser Impuls findet sich in Nr. 994 dieser Zeitschrift, bei Gelegenheit einer Anzeige der „Histoire des Francs". In der That hat die „Literary gazette" das Verdienst, zuweilen mitleidig zu sein, wo es gar nicht nöthig wäre.

Der unermüdliche londoner Caricaturist H. B. ist wieder mit mehren neuen Scherzen vorgetreten. Darunter ist der vorzüglichste: O'Connell als Aëronaut, mit den Ministern in der Gondel. Der Ballon hat einen Riß bekommen und die Minister sind im Begriff, ihr Lehrgeld zu bezahlen. Jedem ist der ihm eigenthümliche Zug verliehen, wodurch er sich in dieser Todesnoth kenntlich macht.

Vor Kurzem starb zu London Dr. W. Marsden, einer der ausgezeichnetsten Orientalisten Englands. Vor seinem Tode vermachte er dem King's college seine werthvolle Bibliothek, die nun einen der vorzüglichsten Bestandtheile der literarischen Schätze dieser Anstalt ausmacht.

Die belgische Regierung hat einen Preis und eine Preismedaille auf die vorzüglichste Abhandlung in Betreff einiger streitigen Punkte der Orthographie, Declination und Conjugation der flämischen Sprache gesetzt. 11.

Bibliographie.

Atlas zur Kunde fremder Welttheile. In Verbindung mit Mehren herausgegeben von *August Lewald*. 1836. 1ster Band. Mit 2 Stahlstichen und 4 Lithographien. — 2ter Band. Mit 1 Stahlstich und 4 Lithographien. Lexikon-8. Stuttgart, Scheible's Verlags-Exped. 3 Thlr. 8 Gr.

Back, Ch., Reise durch Nord-Amerika bis zur Mündung des grossen Fischflusses und an den Küsten des Polarmeeres in den Jahren 1833, 1834 und 1835. Aus dem Englischen von *K. Andrée*. Gr. 8. Leipzig, Weber. 2 Thlr.

Beweis dass Napoleon nie existirt hat. Grosses Erratum. Aus dem Französischen nach der 2ten Ausgabe übersetzt. 32. Berlin, Crantz. 2 Gr.

Bonaparte. — Memoiren Lucian Bonapartes, Prinzen von Canino. Geschrieben von ihm selbst. Deutsch von L. von Alvensleben. 1stes Bändchen. 8. Meissen, Goedsche. 1837. 10 Gr.

Clotilde von Vallon-Chalys, Dichterin des funfzehnten Jahrhunderts. Auswahl in freier Bearbeitung von Franz Freiherrn Gaudy. 8. Berlin, Enslin'sche Buchhandlung. 1837. 1 Thlr.

Edelstein und Perle. Zwölf Gruppen weiblicher Bildnisse nach Zeichnungen von E. T. Parris. Gedichte von Lady Blessington, deutsch wiedergegeben durch R. J. Ende. Imperial-4. London, Asher. 1837. 12 Thlr. 12 Gr.

Foerster, W., Eurynome. Dramatisches Taschenbuch für das Jahr 1837. Kl. 8. Breslau, Friedländer. 1 Thlr. 12 Gr.

Ledebur, L. v., Blicke auf die Literatur des letzten Jahrzehnts zur Kenntniß Germaniens zwischen Rhein und Weser, mit besonderer Rücksicht auf: das Land und Volk der Bructerer. Gr. 8. Berlin, Enslin'sche Buchh. 1837. 22 Gr.

Ludecus, E., Reise durch die Mexikanischen Provinzen Tumalipas, Cohahuila und Texas im Jahre 1834. In Briefen an seine Freunde. Gr. 8. Leipzig, Hartknoch. 1837. 1 Thlr. 18 Gr.

Müchler, K., Anekdotenalmanach auf das Jahr 1837. Gesammelt und herausgegeben. Mit 1 Titelkupfer. 16. Berlin, Natorff u. Comp. 1 Thlr.

Nagler, G. C., Albrecht Dürer und seine Kunst. (Mit Dürer's Bildniß nach dem Originale in der königl. Pinakothek zu München.) Gr. 8. München, Fleischmann. 1837. 1 Thlr.

(von Nevers). — Memoiren der Herzogin von Nevers (Ritterin des Königlichen Ordens von St. Michael) von 1713 bis 1793 oder Achtzig Jahre aus der geheimen Geschichte Frankreichs und des französischen Hofes. Aus dem Französischen übersetzt von C. Brinckmeier und Fr. Steger. 1ster, 2ter Band. Gr. 8. Braunschweig, G. C. E. Meyer sen. 1837. 2 Thlr.

Predl, F. X. v., Erinnerungen aus Griechenland in den Jahren 1833—34 u. 35. Gr. 8. Würzburg, Stahel. 1 Thlr.

Schoppe, A., geb. Weise, Die Verlorene. Ein Roman. Gr. 12. Leipzig, A. Taubert jun. 1837. 1 Thlr. 4 Gr.

Simrock, K., Rheinsagen aus dem Munde des Volks und deutscher Dichter. Für Schule, Haus und Wanderschaft. Gr. 12. Bonn, Weber. 1837. 1 Thlr. 12 Gr.

Spindler's, C., Sämmtliche Werke. 48ster Band. Enthält: Hans Waldmann. Schauspiel. Mit u. s. w. Privilegien. — Auch u. d. T.: Hans Waldmann. Historisches Schauspiel in fünf Aufzügen, nebst einem Vorspiel in einem Aufzug. 8. Stuttgart, Hallberger. 1837. 1 Thlr. 12 Gr.

von Tromlitz, Sämmtliche Schriften. 2te Sammlung. 28stes Bdchn. Schloß Rödelheim. Das Lotterie-Loos. — 29stes Bdchn. Der Ordenbruder 1ster Theil. — 30stes Bdchn. Der Ordenbruder 2ter Theil. Die Erscheinung. 16. Dresden und Leipzig, Arnold. Prän.-Preis für 28stes bis 36stes Bdchn. 3 Thlr. 12 Gr. Ladenpr. 5 Thlr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Freitag, —— Nr. 6. —— 6. Januar 1837.

Die Probleme und Grundlehren der allgemeinen Metaphysik, dargestellt von G. Hartenstein. Leipzig, Brockhaus. 1836. Gr. 8. 2 Thlr.

Eigentlich scheint es ganz unnütz, Bestrebungen unterstützen zu wollen, bei denen schon alle Kräfte, die der Zweck erfodert, aufgeboten sind. Denn was an solchen gleichzeitigen oder fortgesetzten Bemühungen sich einer entschiedenen Richtung hinzufügt, muß, soll es sie wirklich fördern, schon in ihr enthalten sein; sonst wird es dieselbe abändern, verderben, hemmen. Aber es kann sie auch weiter führen, als Der, welcher sie zuerst einschlug, beabsichtigte oder ahnete; — allerdings; aber dieses Geschäft ist ein ganz anderes als jenes. Jenes will Hindernisse bekämpfen, die als solche nicht zur Sache gehören; eben deshalb befaßt es sich nicht mit der Sache selbst; dieses ist ihr allein gewidmet; es sieht eben deshalb die — außerhalb seines bestimmten Gegenstandes befindlichen — Hindernisse nicht, oder berücksichtigt sie nicht. Der die Wege bessert, ist nicht Derselbe, der darauf fährt.

Mit solchen Ansichten macht man sich keine Partei und kann sich keiner anschließen; aber ehe dies weiter ausgeführt wird, muß doch gesagt werden, worauf sich der Eingang bezieht. Auf das Bestreben, einer guten Sache Anhänger zu gewinnen, das an sich löblich und sogar geboten, doch nur zu oft den Anschein gewinnt, man habe nicht den Proselyten, sondern der Confession einen Dienst erwiesen; ein Bestreben, das nächst den Gegenständen des Glaubens auch auf die der Wissenschaft sich erstreckend, eben in diesen verschiedenen Bereichen sich sehr verschieden darstellt. Die Kirche bleibt sich wirklich consequent in der Annahme, daß die Belehrung dem Belehrten zugute komme; sie selbst genügt sich in ihrem Glauben, der zu seiner Festigkeit nur eines schmalen, aber den Stürmen trotzenden Felsens, keiner breiten Basis bedarf — wäre es anders, so gäbe es auch keine Sekten, die die geringe Zahl der Gläubigen mit der Unerschütterlichkeit des Glaubens compensiren. Die Wissenschaft aber, das Gebiet der Überzeugung, zeigt immer und immer wieder das wunderbare Schauspiel auf, daß die Stärke dieser Überzeugung noch etwas außer sich verlangt, die Ausbreitung; und wunderbarer noch, daß man nicht eine Pflicht gegen die einer Wahrheit neu Gewonnenen, indem man ihnen die Augen öffnete, sondern gegen die Wahrheit selbst erfüllt zu haben glaubt, wenn man sie auszubreiten sucht. Beides ist Eins und Dasselbe, führt man als Grund für solches Verfahren an; aber Ref. bekennt sich zu der abweichenden Meinung, daß dieser Grund in Sachen des Glaubens, aber nicht der Wissenschaft gelten könne; daß in letzterer Finden der Wahrheit das einzige Verdienst sei, was man sich wahrhaft um sie, und nur um sie erwerbe, Verkünden und Ausbreiten derselben aber ein Verdienst um die der Belehrung Bedürftigen, und nur um diese. Woraus denn wol folgen würde, daß, wofern ein dargebotenes besseres Wissen beharrlich misverstanden oder zurückgestoßen wird, man die Belehrung aufgeben und sich beim Wissen selbst beruhigen müsse.

Aber sei diese Ansicht richtig oder nicht, gewiß ist, daß sie in Sachen der Wissenschaft nur selten befolgt wurde, und wo dies geschah, mochte nicht immer die Unbefangenheit dabei obwalten, mit welcher sie wenigstens soeben ausgesprochen worden ist. Denn esoterisches Wissen wollen wir gar nicht anpreisen; meist machte es der Egoismus zu einem solchen, und der Dünkel gegen die Profanen war seine nächste Frucht. Auch ist die Masse desselben wol gering anzuschlagen gegen die des laut verkündeten und weiter verbreiteten; und was wir wenigstens überliefert erhalten haben, verdanken wir doch nur dem letztern. Genug, zu allen Zeiten hat man sich bemüht, nicht nur zum Glauben zu überreden, sondern auch für das Wissen zu gewinnen, und letzteres gewiß in den meisten Fällen in der Überzeugung, dem Wissen selbst damit zu dienen; was wir für eine Verwechselung der Begriffe halten, die jedoch von den wohlthätigsten Folgen gewesen ist.

Wenigstens findet sich ein wesentlicher Unterschied zwischen empirischen und speculativen Bestrebungen. In jenen gilt durchaus das Princip der Theilung der Arbeit; die geringste Leistung findet ihren Platz und füllt eine Lücke aus, weil es hier ebensowol auf Herbeischaffung als auf Bearbeitung des Stoffs ankommt, und weil letztere einen und denselben Stoff mannichfaltig behandelt, wo denn jedesmal etwas Neues und etwas Besonderes geschieht, das sich dem gemeinsamen, unter Viele getheilten Suchen und Finden anschließt und unterordnet. Speculative Thätigkeit aber isolirt und lastet auf dem Einzelnen; ihm ist die Aufgabe gestellt, Alles zu leisten, oder er wird gar nichts erreichen, als höchstens für eine neue

Manifestirung des All-Einen angesehen zu werden. Wer dazu sich nicht berufen fühlt, aber speculative Kräfte besitzt, der wird eine bestimmte Richtung selbständig verfolgen bis zu einem bestimmten Ziele. Darüber hinaus liegt vielleicht eine Fortsetzung desselben Weges; innerhalb des Anfangs- und Endpunktes aber werden die Spuren des Fortschreitens beweisen, daß er den Weg allein gegangen. Aber ebenso beweisen diese Spuren, daß der Weg gangbar sei; und findet sich das Alles noch vorgezeichnet und beschrieben — Darlegung der Probleme, der Methode, sie zu lösen, und der Resultate —, so dürfte Alles erfüllt sein, was man von Jemand, den die Speculation vorwärtstrieb, zu fodern berechtigt ist. Warum nun, wenn er sicher ging, ist es ihm nicht gleichgültig, daß er allein blieb? Traut er darum seinem Wege weniger? Sicher nicht; er selbst ging ja festen Schrittes. Oder möchte er die Suchenden, die Wankenden, die Irrenden leiten? Das ist eben geschehen, indem er die Bahn brach, ausmaß und beschrieb.

Solche Betrachtungen erneuern sich Ref. jedesmal, so oft er eine Philosophie, die mehr als irgend eine andere ihren Weg allein geht, in Berührung kommen sieht mit Andersdenkenden; oder, was mehr in die neueste Zeit fällt, das Bestreben ihrer Anhänger, sie zu fördern? Warum denn suchen sie Misverständnisse aufzuklären, Einwürfe zu widerlegen, böswillige Verdrehungen in ihrer Blöße darzustellen? Etwa zu ihrer eignen Beruhigung? Schwerlich; denn die Misverständnisse, die Einwürfe, die Verdrehungen, die sie bekämpfen, brauchen sie wahrlich nicht zu scheuen. Was aber gethan werden mußte, um nach Kant und Fichte zwischen Schelling und Hegel hervorzutreten, einer eigenthümlichen Denkweise Geltung zu verschaffen, die Aufgaben der Philosophie, die theils ungelöst, theils übersehen, theils verderbt waren, in die volle Beleuchtung eines scharfsinnigen Denkens zu stellen und daran den neuen Versuch zu knüpfen, die alten Räthsel der Philosophie zu lösen: das, meinen wir, sei von Herbart gethan worden, so gethan, daß man von ihm erwarten mag, befriedigt zu werden, oder überhaupt nicht. Wenn nun doch seine Philosophie sich noch keine bedeutende Zahl von Freunden erwerben konnte — und man hat zugegeben, daß diese nie so zahlreich werden können als die Anhänger zugänglicherer Systeme — an dem Urheber derselben kann es nicht liegen; was er mitzutheilen hatte, liegt der erwägenden Aufmerksamkeit vor. Nun aber, diese Mittheilungen sind unbeachtet geblieben, entstellt, misverstanden, verhöhnt worden. Wem, fragen wir, wem wurde dadurch geschadet? Der angegriffenen oder verkannten Philosophie Herbart's? Sind die Grundprobleme derselben z. B. es etwa darum weniger, weil es Vielen beliebte, sie nicht als solche anzuerkennen; weil die Begriffe, in welchen sie stecken, heute noch wie eine Scheidemünze mit abgegriffenem Gepräge aus einer Hand in die andere gehen? Das werden die Freunde nicht meinen wollen; aber, man müsse den Irrthümern entgegentreten. Wohl, auch das ist von Herbart geschehen, und daß es mit Erfolg geschah, dafür bürgen ja Die, welche sich seinen Bestrebungen anschlossen, selbst. Und die Quelle, an der sie nicht Berauschung, sondern Besonnenheit schöpften, stand und steht Allen offen. Und wenn die Meisten vorübergehen, und wenn Andere das „Drink deep or not" vergaßen, oder wieder Andere, klug genug, der Erwägung der Widersprüche, welche zu Principien eines weiterschreitenden Denkens werden sollten, auswichen, als seien sie vor der Pforte, an welcher geschrieben steht: „Lasciate ogni speranza voi ch'entrate"; warum denn will man sie zurückrufen, als ob der Quell versiegen würde, wenn nur Wenige daraus schöpfen?

Die Antwort ist: nicht um einer Philosophie Vorschub zu leisten, die dessen für sich nicht bedarf, sondern um die hochfliegende Phantasie, die sich für Speculation ausgibt, von ihren üppigen Intuitionen zu einem nüchternen Prüfen und Forschen zurückzuführen, einerseits, und andererseits der Empirie, die theils trotzend auf den angeblich festen Boden unter sich die Speculation verachtet, theils mit einer beispiellosen Naivetät in den Siebenmeilenstiefeln einer bisher sogenannten „geistreichen" Naturphilosophie einherschreitet, dieser Empirie entgegenzukommen mit den behutsam gewonnenen Ergebnissen der Forschung, deren Inhalt „die Erfahrung nicht dictiren, aber bestätigen soll". Jene Absicht richtet sich also auf die Philosophen par excellence, diese auf ein größeres Publicum, dasjenige, welches sich berechtigt glaubt, theils die Philosophie zu perhorresciren, theils so viel philosophische Teinture anzunehmen, wieviel und wo es derselben zu bedürfen glaubt. Dieses — größere — Publicum macht, wie wir glauben, einen Theil jener Gesammtheit aus, von der Herbart einmal sagt: „Wäre das Publicum stärker (nämlich in der Philosophie) gewesen, so hätten einige Schriftsteller nicht so viel schaden können." Von der auf dieses Publicum gerichteten Absicht nun möchten wir, veranlaßt durch die oben aufgeführte neue Erscheinung in der philosophischen Literatur, unsere unvorgreifliche Meinung mittheilen; die andere, erst erwähnte Absicht hat ihre Besprechung mehrfältig anderwärts und dabei das in Rede stehende Buch die Anerkennung gefunden, die ihm gebührt und keines Zuwachses weiter bedarf.

(Die Fortsetzung folgt.)

---

1. Thaleck, ein Roman von Wilhelm Angelstern. Zwei Theile. Bielefeld, Velhagen und Klasing. 1836. 8. 2 Thlr. 18 Gr.
2. Das Testament. Ein Roman von Wilhelm Angelstern. Bielefeld, Velhagen und Klasing. 1836. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

Welche Blasen treibt die Zeit auf! Der Verf. tritt zum ersten Male, von seinem Verleger hochgepriesen als ausgezeichnete Erscheinung, vor das Publicum, und er ist nicht ohne Talent, wiewol wenig Leute die Geduld haben werden, dieses Talent aus seinen Werken herauszulesen. Hier liegen gleich zwei Romane auf einmal vor uns, und schon kündigt man uns ein Trauerspiel: „Paulus", von demselben Verf. an. Wir aber hegen nach der Ansicht dieser beiden Bücher die Überzeugung, daß es noch langer Zeit bedürfen wird, um die gährenden Elemente, die in dem Verf. spuken — wel-

cher hoffentlich noch jung ist, denn sonst wäre wenig mehr von ihm zu erwarten — zu einer wohlthuenden Einheit zu verbinden. Als Kunstschöpfungen sind die Werke, die vor uns liegen, nichts, und nur weil sie, trotz ihrer Zerrissenheit und des widerwärtigen Eindrucks, welchen sie hinterlassen, Stoff in dem Verf. verrathen, lohnt es der Mühe, weitläufiger darüber zu sprechen. Das vorzüglichste dieser beiden Bücher ist „Thaleck“, wiewol auch da der Unsinn auf seine Weise neben dem Tiefsinn und dem halben Sinne spukt. Hier sehen wir eine Familie, in welcher der wildeste Zwist, wie in dem Hause der Atriden, raset. Woher aber diese Leidenschaften sich entsponnen, diese innere Zerrissenheit eigentlich gekommen, das sehen und begreifen wir nicht recht; denn die beiden Häupter des Hauses, Thaleck und der Oberst Brenning, scheinen ruhige, ja sogar kalte Naturen, und der Anlaß zu ihren Zwistigkeiten steht in keinem Verhältniß zu denselben. Aber sie sollen nun einmal in ihrer Jugend wild gewesen sein, und jetzt sind ihre Kinder zerrissen und entzweit. Die höchst unmotivirte Intrigue des Buchs wollen wir unsern Lesern nicht vorlegen, da der Verf. sehr häufig selbst den Faden davon zu verlieren scheint und sich widerspricht, sodaß die Lecture des Romans zu einer peinlichen Anstrengung des Gedächtnisses und der Phantasie für uns wird, die sich vergebens mühen, die wirren Fäden zu ergänzen, zu finden und zu behalten. So z. B. wird uns die räthselhafte Botschaft des alten Thaleck an den Obersten: „Es sei noch nicht an der Zeit“, nirgend erklärt. An der Zeit zu was? Zu beiderseitiger Versöhnung? Wie lächerlich! Ist das die Sprache empörter Gemüther? Ist es nicht vielmehr die des Schicksals, das über den menschlichen Zwistigkeiten steht? Hier noch einige Züge mehr zum Beweis des Gesagten:

Ein Sohn der Familie Thaleck wird zu Anfang des Buchs im Walde ermordet gefunden, und keine Spur des Thäters ergibt sich. Friedrich hat eine Kugel in der Brust, und man kommt auf den Gedanken, er habe sich selbst entleibt, weil seine Flinte neben ihm liegt, wird aber anderer Meinung, als man in derselben den Schuß noch findet. Es ist eine Vogelflinte. Wie seine Schwester die Leiche sieht, wird sie wahnsinnig im ersten Schmerz, bekommt aber sogleich den Verstand wieder. Am Ende des Buchs ergibt sich, daß jener Friedrich im Duell mit seinem Vetter geblieben, wo Beide zu gleicher Zeit schossen und ein Schuß traf, der andere in die Luft ging. Wer in aller Welt schießt sich denn aber mit Vogelflinten, und seit wann bleiben die abgeschossenen Schüsse im Gewehr? Der Verf. hat vermuthlich gedacht, wir würden am Ende seines Romans den Anfang vergessen haben; und in der That hat er es uns sauer genug gemacht, den Anfang bis ans Ende zu verfolgen.

Der Mörder tritt wenige Tage später in einer Schenke als Freiheitsmann auf, der den Bauern in Ausdrücken, die sie nicht verstehen können, Emancipation predigt und sich dafür von ihnen, die sich durch seine Reden geschimpft glauben, zerbläuen läßt. Diese Figur, sowie ein Pietist, ist nicht ohne Talent gezeichnet, sie hat vortreffliche Züge, aber, wie Alles, was der Verf. gibt, einen gänzlichen Mangel an innerm Zusammenhange; sie erscheint bald edel und geistreich, leidenschaftlich und gewaltig, bald abgeschmackt und verrückt, wie das Niemand auf Erden in dieser Vereinigung sein kann. Bei jener Scene im Wirthshaus sehen wir diesen Menschen im tollsten, lustigsten Humor vor uns stehen, wie denn der Verf. überhaupt keinen Begriff von der Macht der Ereignisse auf den Menschen hat, von den Stimmungen, die sie hervorbringen, und so mangelt es seiner Dichtung völlig an dem Etwas, was wir die Luftperspective nennen möchten. Sowie diese auf dem Bilde fehlt, zerfällt es in lauter Einzelnheiten, von denen jede Wahrheit des Details haben mag, von denen aber keine an ihrer Stelle steht und die darum die Wahrheit des Ganzen vernichten. Ein Mensch wie dieser Brenning, der uns voll der edelsten Anlagen vorgestellt wird, muß über den Mord eines andern vorzüglichen Menschen, des Bruders seiner Geliebten, den er in einem formlosen Duell, ohne Secundanten, getödtet, doch eine Art Gewissensbiß empfinden; dies Ereigniß muß, da er ein tieffühlender Mensch sein soll, doch eine Farbe in seinem Leben hinterlassen, und wir dürfen diesen nämlichen Menschen nicht wenige Tage später im tollsten Raufersübermuthe finden, in dem er weniger die Freiheit verfechten, als nur Händel suchen will, um eine Lust zu büßen, die sich gleich darauf ebenso albern gegen einen Haufen Schmuggler ausläßt, welche er sich ohne Grund und Plan durch sinnlose Reden auf den Hals hetzt, wie man Hunde untereinander treibt. Ein solcher Mensch ist ein Verrückter, der schon hundertmal in Europa zu Grunde gegangen sein müßte, noch bevor er Zeit hatte, nur an Amerika zu denken; den man in keiner menschlichen Gesellschaft brauchen kann, wie sich der Verf. das freilich selbst bemüht gegen Ende des Buchs zu erweisen; aber er ist weder ein tieffühlender noch ein gewaltiger Mensch, wie der Verf. uns zugleich glauben machen will, sondern ein Narr, den in seiner Unvernunft nicht einmal ein geheimes Comité zum blinden Werkzeuge benutzen könnte. Auch scheinen sich die Comités dafür gehütet zu haben, denn er ist nichts, treibt sich nur zwecklos umher, und will nichts, als mit der Zeit nach Amerika gehen. Doch solch ein Ding ist wie ein toller Hund und paßt nirgend hin.

Ebenso ist der Schmerz der Familie Thaleck über den Tod ihres resp. Sohns und Bruders und ihr Zustand nach dem Morde das Unwahrste, was sich denken läßt. Wer hat es denn nicht erlebt, wie ein erschütterndes Familienunglück einen dunkeln Schleier über die nächsten Jahre des Lebens wirft und Alles mit seinem tiefen Ernste färbt? Aber diese Menschen geberden sich anders. Nichts von diesem Totaleindruck, nichts von dieser Empfindung eines Erwachsenen. Sie erscheinen Alle wie die Kinder, weinen und lachen in einem Athem. Der Vater hält philosophische Abhandlungen im Schmerz, die leidenschaftliche Cäcilie extravaguirt, der pietistische Bruder predigt, und wenige Tage darauf, wie der humoristische alte Professor und Augenarzt aus Halle ankommt, tanzen und singen sie über dem Grabe, und es ist, als wäre nichts vorgefallen, als hätten sie über einen Apfel oder eine Blume geweint.

Und was sollen wir zu Erfindungen wie diese sagen: In der Familie Thaleck ist seit undenklichen Zeiten jedes Individuum mit einem rothen Kreuze auf der Brust geboren worden, und wo es nicht vorhanden war, da hat man es ihm eingeätzt! Was für ein sinn- und nutzloser Zufall ist es, daß die Mauern des Hauses Thaleck brechen und zusammenstürzen, wie die alte wahnsinnige Schwester herausschreitet? Freilich wird uns gesagt, es sei ein Gewölbe eingestürzt, oder der Boden des Gebäudes dem Wasser gewichen, kurz, es wird eine physische Ursache angegeben; warum aber geschieht das in dem Augenblicke, wo die Wahnsinnige herausschreitet? Offenbar will der Verf. hier eine höhere symbolische Deutung ahnen lassen, aber welche ist diese? Wir können keine entdecken, wie wir denn die Figur dieser Wahnwitzigen an sich albern und ohne tiefere Bedeutung für das Ganze finden, ihre Orakel sind ohne Zusammenhang, sie spricht Wahres und Falsches, Alles durcheinander, klagt Schuldige und Unschuldige an; man sieht, es ist mit ihr wie mit fast allen Gestalten des Werks; sie sind die Erzeugnisse, wenn wir uns so ausdrücken dürfen: halber Ideen; es hat dem Verf. etwas vorgeschwebt, was ihm selbst nicht deutlich ward.

Überhaupt fürchten wir sehr, daß sich sein so ganz unklares Talent nicht mehr aus dem Chaos herauswinden wird, mit welchem es die Erscheinung des Lebens umgibt. Ihm ist es noch nicht Licht geworden, wie kann er uns Licht geben? Wir empfehlen ihm vor Allem das Studium der Wahrheit des Lebens, während er jetzt mehr nach philosophischen Ideen zu componiren scheint, die denn doch auch noch zu keinem Durchbruch in ihm gekommen sind; denn sie haben nur einen Schein von Gehalt und sind eben auch nur halbe Ideen. So ist die herrschende Idee des Buchs, daß die leidenschaftlichen Charaktere untergehen müssen und Ruhe und Mäßigung allein dauern und

bestehen; hier ist allerdings eine Wahrheit, aber wie ist sie in der Fabel verkörpert? Das ist nur eine gemeine Wahrheit, daß die leidenschaftlosen Menschen am besten durch die Welt kommen, und keine tragische Erhebung kann aus ihr hervorgehen; es rührt und ergreift uns nicht, wenn wir Alles, was von Gott im Leben mit größern Kräften ausgerüstet ward, rücksichtslos gegen sich selbst und Andere wüthen und am Ende mit zerschelltem Gehirn am Felsen niederstürzen sehen; es kann uns nicht rühren, wenn wir diesen jungen Brenning, der uns wie eine große Erscheinung geschildert wird, seiner von ihm abgefallenen Geliebten, die, ein edles Mädchen, auf alle Weise von ihm gemisbraucht worden ist, unter dem gemeinsten Hohne Gewalt anthun, ihr dann das Pistol auf die Stirn setzen, sie tödten, gleich darauf aber sich selbst erschießen sehen; das sind Erfindungen von einer Roheit und Abscheulichkeit, die der Romantik der Franzosen, über die sich der Verf. so spottend erhebt, nichts mehr vorzuwerfen hat. Wenn uns das Insichzertrümmern der Leidenschaft rühren und erheben soll, so müssen wir fühlen, daß der Leidenschaftliche, der Stürzende gelebt hat und aus seinen Erfahrungen eine Erhebung davontrug, welche ihm auf einer künftigen Stufe des Daseins — die kein Dichter wegleugnen darf, denn sie ist die tiefe Axe alles sittlichen und poetischen Strebens — eine Mitgift sein wird, die seines Leidens, seines Fehlens und seiner Erfahrung wol werth war. Wenn wir aber einen Menschen, den man uns für reich ausgestattet ausgeben will, auch innerlich auf das Allertiefste sinken, ihn zum Schlamm der Menschheit hinabstürzen sehen, so wenden wir uns mit Schauder von dem Bilde, welches nur Abscheu oder Verzweiflung in uns erregen kann. Daß das Leidenschaftlose, das vom Leben eigentlich Unberührte, oder nur matt Gestreifte, nachher ruhig zurückbleibt, das enthält so wenig eine Lehre oder eine Erhebung wie jener Fall, und von der Wahrheit ist in dieser Auffassung der tragischen Idee nur die gemeine Wahrheit der platten Wirklichkeit, ohne poetische oder sittliche Befruchtung zu finden.

Wir haben bis jetzt nur von dem Romane „Thaleck" geredet und „Das Testament" ganz außer Acht gelassen. War „Thaleck" roh, so ist „Das Testament" roh und gemein zugleich und durch und durch werthlos. Es scheint bei einer Branntweinflasche nach einem Studentencommerz geschrieben; der Verf. bestrebt sich hier durchaus, wie er schon hin und wieder in „Thaleck" versucht, humoristisch zu sein — ein unglückliches Wort, welches schon Manchen auf Irrwege geführt hat; denn der wahre Humor läßt sich nicht erzwingen, so wenig wie der Witz, und man geräth sehr häufig auf dieser Jagd in forcirte Gemeinheit, die schlimmste Art derselben. Der wahre Humor peitscht sich nicht zur Äußerung, sondern er ist angeboren und erscheint von selbst. Auf welche Abwege diese Jagd den Verf. treibt, sehe man aus folgendem Gedicht des „Testament". Zwei Freunde, die tragischen Helden des Buchs, befinden sich in der unglücklichsten Lage im Gefängnisse und dichten muthlos düstere Elegien, welche sie aber plötzlich zerreißen und ihre Stimmung zu folgendem Product erheben:

Ach auf dem Felde draußen,
Da scheinen Mond und Stern,
Und keiner Winde Brausen,
Verlöscht der Welt Latern;
Doch ach, mein armes Licht erlischt
Beim Hauche, der der Nas' entwischt. Ach Gott!

Wie sitz' ich hier in Ängsten,
Und bad' in kaltem Schweiß,
Als nahete mir Bängsten
Die große Todesreis';
Bei tausend Haaren faßt es mich
Und zaus't mich Armen jämmerlich. Ach Gott!

Ich habe viel gelitten
Von Hungerspein und Durst,
Wie ein Soldat gestritten
Um einen Zipfel Wurst:
Jetzt endlich beiß' ich auch ins Gras,
Des gier'gen Todes magrer Fraß. Ach Gott!

Was hilft's den Leib zu mästen,
Was hilft des Bauches Schmeer?
Was hilft's, bei Bacchus' Festen
Zehn Tonnen trinken leer?
Dem fetten wie dem magern Gaul
Schlägt doch der Tod zuletzt aufs Maul. Ach Gott!

O Nächte meines Schmerzens,
O Tage meiner Lust,
O Freuden meines Herzens,
O Lieder meiner Brust!
Ach scheiden muß ich jetzt von Euch,
Hinunter in das Todtenreich. Himmelkreuzschockschwerenoth!

Was hilft es, verständige Gedanken über manche Schwindeleien der Zeit hegen, was hilft es, zu Felde ziehen gegen Pietismus und Freiheitswahn, was hilft es, von Plato predigen und von Aristoteles, von Shakspeare begeistert sein und die neuen Philosophen im Munde führen, gegen die französische Romantik zu Felde ziehen, wenn dieser Berg von Indignation und Begeisterung — eine solche Mäusebrut gebiert, in der der Name Gottes doch mindestens schmählich misbraucht wird, mit ihm alles Gefühl für Schönheit. Der Verf. bilde vor Allem sein Gefühl an Wahrheit und Natur und verschone uns mit der Lecture seiner Werke, bis er mit sich selbst mehr im Reinen sein wird; denn was er uns jetzt gibt, kann noch Niemanden bessern, belehren, erheben oder erbauen, ja nicht einmal vergnügen; er trete künftig mit mehr Achtung vor sein Publicum und erkenne sich selbst und die Welt, ehe er sie uns in seinem Geiste abzuspiegeln wagt. 10.

Notizen.

Washington Irving gibt in seinem neuesten Reisewerke: „Astoria, or entreprise beyond the Rocky Mountains", über das wir bald Ausführlicheres berichten werden, nachstehende Beschreibung eines in jenen Gegenden wachsenden vorzüglichen Rebengewächses: „Jede Blume dieser seltsamen Pflanze besteht aus sechs Blumenblättern, die ungefähr drei Zoll lang, von schöner, karmosinrother Farbe und inwendig weiß gesprenkelt sind. Die Blätter sind von einem schönen frischen Grün, von Gestalt oval und dreimal gezackt. Diese Pflanze rankt sich an den Bäumen hinauf, ohne sich um ihren Stamm zu schlingen, und senkt sich dann, wenn sie den Gipfel erreicht hat, wieder in perpendiculairer Richtung auf den Boden herab, steigt dann abermals in die Höhe und wächst in dieser Weise von Baum zu Baum, sodaß seine Ranken den ganzen Wald durchziehen, gleich dem Takelwerke eines Schiffs. Die Stengel dieser Rebenpflanze sind zäher und biegsamer als Weidenruthen und haben eine Länge von 50—100 Faden. Aus den Fasern machen die Indianer Körbe, die so dicht sind, daß sie Wasser halten."

Der „Morning herald" berichtet, daß man unlängst auf dem Kirchhofe von Hemel Hempstead den Sarg mit den Gebeinen des alten Königs Offa von Mercia aufgefunden. Er ist sehr künstlich aus Stein gehauen, mit einer Inschrift, die zwar ziemlich verlöscht ist, aber doch die Identität der Gebeine bezeugt. Diese fielen, sobald sie an die Luft gebracht wurden, sogleich in Staub.

Hr. Gardiner hat, nach der Versicherung des „Belfast journal", ein untrügliches Mittel gefunden, ohne alle narkotische Medicamente einen gesunden und anhaltenden Schlaf zu bewirken. Sancho Pansa sagte: „Gesegnet sei der Mann, der den Schlaf erfand!" Was wird man erst von Hrn. Gardiner sagen! 11.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 7. —— 7. Januar 1837.

Die Probleme und Grundlehren der allgemeinen Metaphysik, dargestellt von G. Hartenstein.

(Fortsetzung aus Nr. 6.)

Wird Herbart's Philosophie Eingang finden bei dem Publicum, welches hier gemeint ist; und ist vielleicht das Werk, was uns beschäftigt und welches sich „ausdrücklich zu derjenigen Richtung philosophischer Untersuchungen bekennt, welche in neuerer Zeit Herbart eingeschlagen hat", geeignet, diesen Untersuchungen den Eingang zu erleichtern? Wir müssen für die Beantwortung dieser Fragen zuvörderst das Publicum selbst etwas näher ins Auge fassen.

Eine vollgültige Stimme läßt sich einmal über Herbart also vernehmen: „Seine Naturphilosophie hat weit mehr Ähnlichkeit mit dem bescheidenen, aber festen Charakter, den die heutige Astronomie, Physik, Chemie angenommen haben, als mit der dreisten Anmaßung von dem Universum träumender Kosmogonien und Kosmologien alter und neuer Zeit u. s. w." Wenn in diesen Worten die Naturphilosophie Herbart's gewiß vollkommen treffend charakterisirt ist, so möchte es doch zugleich scheinen, nicht diese Charakteristik allein sei hier beabsichtigt gewesen, sondern mittels ihrer auch noch eine Annäherung Derjenigen, welche die oben erwähnten Wissenschaften cultiviren, an die Philosophie zu Stande zu bringen, welche Herbart „zu einer exacten Wissenschaft zu erheben gedenke". Es ist möglich, daß eine solche Annäherung in einzelnen Fällen zu Stande komme; zu bezweifeln aber, daß sie auf die Bearbeitung jener Wissenschaften im Ganzen einen Einfluß haben werde, weil Versuch und Rechnung, die beiden Grundpfeiler der heutigen Physik, Chemie u. s. w., schwerlich für eine Speculation aufgegeben werden, die selbst bescheiden genug ist, von der Erfahrung ihre Bestätigung zu erwarten. Im Allgemeinen glauben wir vielmehr, daß, wo Physiker, Chemiker und die Bearbeiter ähnlicher Wissenschaften, im Stiche gelassen von der Methode, welche ihren Bestrebungen und deren Resultaten nicht nur den bescheidenen, sondern auch den festen Charakter verleiht, sich an die Philosophie wenden, sie nur zu geneigt sind, grade weil ihnen nur noch ein letztes Wissen fehlt, von ihr „die Lösung des Problems der Allwissenheit zu erwarten"; daß, weil die Vernünftigen unter ihnen eine solche Erwartung natürlich nicht hegen, sie auch überhaupt von der Philosophie keine Notiz nehmen, und endlich erklärt sich daraus das Problem, wie Männer, die in Gebieten des exacten Wissens sich sehr hervorthaten, da, wo sie freiwillig oder gezwungen philosophirten, sich grade am meisten „der süßen Täuschung hingeben konnten, durch ein sinnreiches Spiel mit Begriffen eine neue Welt des Unendlichen dem staunenden Blicke aufzuschließen".

Indessen mit den Bearbeitern exacter Wissenschaften ist das Publicum, welches für Herbart's Philosophie gewonnen werden könnte, noch nicht geschlossen; es gibt noch andere Zweige an dem Baume der Erkenntniß, von deren Früchten man mit Recht sagen kann, ihr Genuß vertreibe aus dem Paradiese. Die „Wissenschaft vom Leben" setzt ihre Verehrer in den unbehaglichsten Zustand. Ob sie als reine Empiriker, ob als rationelle Empiriker, ob als strenge Rationalisten ihre Wissenschaft „dem Begriffe näher bringen", darüber herrscht die größte Uneinigkeit. Suchen sie die Methode der exacten Wissenschaften in die ihrige einzuführen, so ist ihnen das Experiment zwar erlaubt und es fehlt nicht daran, aber die Rechnung als Gegenprobe nicht möglich. Suchen sie divinatorische Philosopheme zu erfinden oder zu entlehnen, um damit das „Geheimniß des Lebens" nicht sowol zu enthüllen als zu bezeichnen, so sind sie darin beiweitem nicht so glücklich als das alte Rom, das zwar die sibyllinischen Bücher selten aufschlug, dann aber jedesmal eine Antwort fand, die wenigstens eine Interpretation zuließ. Und dazu kommt noch, um das Maß voll zu machen, daß, während Alles, was die exacten Wissenschaften der Benutzung hinausgeben, um so strengere Begründung durch die Theorie erheischt, je nutzbarer es werden soll, um so brauchbarer wird, je mehr seine Theorie erschöpft worden; daß unterdessen die Behandlung des Lebens um so glücklicher ist, je individueller sie betrieben wird; daß die allgemeinen Voraussetzungen und Anweisungen bei ihr gestehen müssen, sie seien Abstractionen, Abstractionen von einem Concreten, was nicht nur das Unendliche mannichfaltig macht, sondern auch in dieser Mannichfaltigkeit nicht einen Augenblick stillsteht und der Untersuchung so wie die Gegenstände des exacten Wissens gehorcht. So viel muß eingestanden werden, die Wissenschaft vom Leben hat die Methode noch nicht gefunden, durch die sie sich zur Wissenschaft erheben könnte. Jedoch dies ist noch nicht

Alles. Dieses Leben, was sie zu behandeln hat und eben deshalb erforschen soll, ist ein doppeltes; und die zwei Gebiete, die sich damit eröffnen, sind bei der Nothwendigkeit, sie beide gleichmäßig genau zu kennen, für Diejenigen, welche sie zu durchwandern hatten, mehr als einmal zu Labyrinthen geworden, in denen durch die immer wieder erneuerten verzweifelten Versuche, die Scheidewand zwischen beiden bald von dieser, bald von jener Seite her niederzuwerfen, das Zurechtfinden nicht leichter wurde. Ja, auch hiermit sind die Aufgaben der Wissenschaft vom Leben noch nicht zu Ende; sie reichen hinüber in den Tummelplatz abstruser Theoreme; sie bewegen sich in dem „Gebiete der Freiheit" nicht nur um das verirrte oder gehemmte Erkenntnißvermögen und um das gestörte Gemüth, sondern auch um den „freien oder gebundenen Willen".

Lassen wir den Euphemismus fallen: es ist von der Medicin die Rede und zugleich die Frage, ob sie philosophiren solle und wen sie als Führer dazu brauchen könne. Damit aber nicht die abgenutzte Bemerkung in den Weg trete, die Artis principes von Hippokrates bis auf Sydenham, und von diesem bis auf Peter Frank, Anderer nicht zu gedenken, seien es ohne Philosophie geworden, so antworten wir: Wer diese principes wahrhaft kennt, wird auch wissen, wodurch sie so groß wurden und worin sie es waren, und dabei weniger bewundern, daß, als vielmehr, wie sie sich der Philosophie entschlugen. Übrigens, um bei Einem stehen zu bleiben, Sydenham, der Freund und Verehrer Locke's *), hatte vielleicht dessen Werke mehr gelesen als, wenn auch das bekannte Histörchen nicht wahr ist, die zu seiner Zeit gangbare medicinische Literatur; aber bei seinen Beobachtungen über epidemische Krankheiten fand er keine Veranlassung, seine philosophische Bildung zur Schau zu stellen. Unter der Medicin verstehen wir hier Physiologie mit der allgemeinen Pathologie; Anthropologie, Psychologie; wir rechnen diese Disciplinen ausdrücklich den Ärzten gegenüber zu den medicinischen, weil wir es nicht wagen würden, sie auch nur Denen abzusprechen, die uns jene Heroen als Nichtphilosophen entgegenstellen. Sie bilden denjenigen Theil der Medicin, den man nach einer beliebten Eintheilung als Wissenschaft bezeichnet, während der andere größere die Kunstregeln der Ausübung befaßt, mit dem Bestreben, auch sie immer mehr zur Wissenschaft zu gestalten. Es kommt nun darauf an, was jener Inbegriff der Medicin als Wissenschaft ohne Philosophie sei und was er mit derselben bisher gewesen sei. Die erste Frage bedarf kaum einer Berücksichtigung; bei Beantwortung werden die Stimmen darüber getheilt sein, ob die Ärzte als Physiologen, Pathologen, Anthropologen, Psychologen bisher zu viel oder zu wenig philosophirt haben. So viel ist aber gewiß: sie sind keineswegs dem Ziele näher als die Philosophie selbst. Oder hätte die Physiologie etwa die Begriffe des Lebens, des Organismus und ähnliche neuerdings aus der Tiefe, über die der Strudel des phantastischen Geschwätzes dahinbraust, emporgehoben, daß sie mit nie geahnter Klarheit die Fülle lebendigen Daseins und Geschehens erleuchten? Hat etwa die Pathologie angefangen, bei ihren Causalbegriffen sich unbefriedigt zu fühlen, Widersprüche in ihnen zu ahnen? Hat, was weder der Physiologie noch der Psychologie für sich gelingen wollte, die Verbindung zwischen Leib und Seele und die daraus hervorgehenden Erscheinungen zu erklären, vielleicht die Anthropologie entdeckt? Oder ist die Psychologie, in früherer Zeit der Stolz wissenschaftlicher Ärzte, nicht in Gefahr, von ihnen fast ganz aufgegeben zu werden, da sie nach Erfindung der „somatischen Theorie" psychischer Krankheiten kaum weiter zu brauchen sein dürfte, als gesunden Verbrechern den freien Willen sammt Zurechnung zu deduciren? Doch wir erinnern uns: die philosophische Psychologie ertheilte der Einen und untheilbaren Seele mehre Vermögen, die sich in ihr für- und widereinander nach Willkür regten; die medicinische führte, im Einklang mit den Foderungen der Zeit, eine Sonderung dieser Gewalten ein, spaltete sie weiter in einzelne Bureaux und beaufsichtigt deren Geschäftsführung.

Es wäre leicht, diese Andeutungen zu Darstellungen zu erweitern und mit Beispielen zu unterstützen; hier ist aber nicht der Ort dazu, und zudem steht nicht zu fürchten, daß der Zustand, in welchem die erwähnten Disciplinen sich befinden, als die Höhe wissenschaftlicher Cultur in Schutz genommen werde. Was aber ist nun zu thun? Verzweifeln an dem Gelingen entspricht gar nicht dem Selbstvertrauen, womit z. B. die Wortführer in der Psychologie, und namentlich in ihrem Verhältniß zu der Lehre von den psychischen Krankheiten auftreten. Gleichwol will es Keinem glücken, die Gegner niederzukämpfen oder ganz zu eliminiren aus den Verhandlungen; und so wäre wol das Einfachste und Nächste, über die Triftigkeit der eignen Argumente zu bescheidenem Bedenken zu kommen. Dies führt weiter, als es auf den ersten Blick scheint. Die Psychologie galt bisher für eine Grundwissenschaft, von welcher aus Philosophen die Gesetzmäßigkeit des menschlichen Geistes in seinen verschiedenen höhern und niedern Functionen, Ärzte insbesondere die Abweichungen von dieser Gesetzmäßigkeit betrachteten und behandelten. So kamen sie einander nicht wieder so nahe als im Beginn ihrer Forschung. Herbart hat aber, „statt der Psychologie einen Einfluß auf das Was des philosophischen Wissens zuzugestehen, vielmehr gezeigt, daß von diesem jene wesentlich abhänge"; und nun eröffnet sich, gesetzt, man wolle sich bei Herbart's „Psychologie" Raths erholen, die unangenehme Aussicht auf die Durchwanderung eines Feldes, welches, statt wie sonst durch ein von der Psychologie dargebotenes, besonderes, oberstes Erkenntnißvermögen eingehegt zu sein und als ein Spaziergang für müßige Speculanten umgangen zu werden, jetzt sich vor die Psychologie hinstreckt und den Zugang zu ihr, auf welche es abgesehen ist, nur durch sich hin gestattet, den Sprung darüber weg aber durch seine Ausdehnung verbietet. Mit einem Worte: Herbart verlangt für das Ver-

*) Man sehe die Epistola dedicatoria zu den „Observationes medicae circa morb. acut. histor. et curat.", gegen das Ende.

ständniß seiner „Psychologie" das Studium seiner „Metaphysik". Ob diese mit Recht jener nicht sowol übergeordnet als vorangestellt worden, mag, wer grade diese Frage zuerst beantwortet haben will, unter andern in Drobisch's „Beiträgen zur Orientirung über Herbart's System der Philosophie" (Leipzig) 1834, S. 34 fg., nachlesen, wo er bündige Auskunft findet; hier muß die Versicherung genügen, so verhalte es sich wirklich, und Ref. hat in seinen Kreisen Gelegenheit gehabt, zu bemerken, nicht daß man zur „Metaphysik" griff, sondern daß man die ohne sie nur wenig verständliche „Psychologie" bei Seite legte. Nur daß das kein Vorwurf für die letztere ist, sondern für Die, die sich eben nur „Raths erholen" wollten, und statt der gehofften Orakelsprüche sich in weitläufig verzweigte und in sehr entferntem Boden wurzelnde Untersuchungen verwickelt fanden. Oder gesetzt, es sei Jemand, der, nach einer von Herbart vorausgesehenen Angewöhnung, nur von hinten anfangend, sich einen Zugang zu diesen Untersuchungen schaffen wolle. Er findet im zweiten Bande der „Psychologie" die zwei Capitel des dritten Abschnitts: „Von der Verbindung zwischen Leib und Seele", und „Von denjenigen Geisteszuständen, worauf der Leib einen bemerkbaren Einfluß hat". Sei er nun Physiolog, Anthropolog oder Psycholog; hier ist er betheiligt, obwol Keiner von diesen erwarten wird, über Punkte, die ihn doch auch beschäftigt haben, viel Neues, noch weniger etwas Triftiges zu erfahren. Man mache den Versuch, und wenn man besonders etwa von einem Turnier der „somatischen" mit der „psychischen" Theorie, oder aus dem Sprachsaale der Vermittler herkommt, so sehe man zu, wie es wirkt. Aber auch hier wird es nicht lange dauern, so findet man sich nicht nur an die ganze Psychologie, sondern abermals und immer wieder an die allgemeine Metaphysik verwiesen.

(Der Beschluß folgt.)

Neueste Werke über Spanien.

Es liegen dem Publicum wieder zwei neue Werke über die Kriegsereignisse in Spanien vor, beide von Engländern, wiewol von sehr verschiedenen Gesichtspunkten aus geschrieben. Das erstere führt den Titel: „The court and camp of Don Carlos, being the results of a late tour in the Basque Provinces and parts of Catalonia, Aragon, Castile and Estremadura etc." Es hat zum Verf. Michael Burke Honan, über dessen politisches Glaubensbekenntniß wir sogleich ins Klare gesetzt sind, wenn wir aus seiner eignen Angabe erfahren, daß er auswärtiger Correspondent eines karlistisch gesinnten londoner Journals ist. Er selbst ist sehr entschiedener Karlist, doch kann man nicht sagen, daß er ein verblendeter oder heftiger Parteigänger sei; im Gegentheil zeigt er sich in seinen Berichten ziemlich unparteiisch, wenigstens da, wo er sich einer Absicht bewußt ist; ja, Vieles, was er bemerkt, ist sogar seiner Partei gradezu ungünstig. Überhaupt muß man von Werken dieser Art das politisch-temporelle Interesse abzusondern wissen, um nicht ungerecht zu sein, und sich mit Dem, was darin allgemein interessant und unterrichtend ist, begnügen. Müssen wir ja doch auch in jedem andern reinwissenschaftlichen Reisewerke so manches nichtsbedeutende Um- und Nebenwerk abziehen und das Erz von den Schlacken reinigen.

Der Verf. kam im November 1835 in Bayonne an und fand hier einen Karlistenclub mit sehr weitverzweigten Verbindungen, der mit den spanischen Insurgenten tägliche Gemeinschaft hatte. Des Verf. Paß lautete auf Spanien im Allgemeinen und er hatte mithin von den Schwierigkeiten nichts zu befürchten, die Henningsen auf seiner Reise betrafen, der sich mit Hülfe von Schleichhändlern in die von Don Carlos besetzten Districte hineinspielen mußte. Herrn Honan anlangend, so war er im Besitze von geheimen Signalen, die ihm zu schneller Bekanntschaft mit den Emissairen des Infanten verhalfen. Diese Emissaire bewirkten seinen freien Paß durch die Hauptquartiere und verschafften ihm dort eine günstige Aufnahme. Der Verf. spricht gleich im Eingange seines Buchs von den gewaltigen Übertreibungen, die sich die beiden Parteien während des ganzen Verlaufs dieses blutigen Krieges zu Schulden kommen ließen und die den spanischen Lager- und Feldberichten fast allen europäischen Credit geraubt haben. „Ich wußte wohl, daß der Krieg im Norden vorwärts ging und daß die Karlisten fortwährendes Glück hatten. Deshalb machte es mir, während ich mich in Madrid aufhielt, großes Vergnügen, täglich die weitschweifigen Berichte von den außerordentlichen Siegen zu lesen, die über die Karlisten erfochten sein sollten. Die Post war häufig überfüllt mit Briefen von Offizieren der Armee, die ihre misliche Lage ihren Freunden schilderten und ein übles Ende des Kriegs weissagten, während die Zeitungsnummer von demselben Tage die glänzendsten Beschreibungen von gelungenen Operationen und der vom Heere der Königin gefeierten Triumphe machte. Jedermann in der Puerta del Sol wußte, daß die Nachrichten der Staatszeitung ungegründet waren, und dennoch war die Regierung schwach genug, sie fortwährend erscheinen zu lassen; auch war die Tyrannei der Liberalen so groß, daß Niemand seine entgegengesetzte Meinung frei äußern durfte. Ein Offizier versicherte eines Tages auf sein Ehrenwort, daß man nach einer gewissen Affaire, bei der er zugegen gewesen war, nicht mehr und nicht weniger als 45 Todte auf dem Schlachtfelde zusammengelesen habe, während die Zeitung von 3400 sprach, die allein beim Plänkeln umgekommen sein sollten. Dies ist doch eine Übertreibung, die nur durch eine andere von Seiten der Karlisten aufgewogen wird, die nach Cordova's Rückzug auf Vittoria ein Bulletin herausgaben, das mit den großgedruckten Worten: Sieg! Sieg! Sieg! eröffnet ward. Darin erklärten sie, daß von 12,000 Feinden 9000 ihr Leben eingebüßt, wiewol es so gut als gewiß war, daß nicht mehr als höchstens 60 arme Bursche ins Gras gebissen."

Im Allgemeinen, versichert der Verf., hätten sich jedoch die Karlisten weit weniger Übertreibungen zu Schulden kommen lassen als die Partei der Regentin. Dies wollen wir ihm ebenso im Allgemeinen zugeben und es ist gewissermaßen in der Sache selbst begründet. Allein schwerlich können wir mit ihm übereinstimmen, wenn er von einem Offizier der Christinos einmal bei Tische folgende Phrasen gehört haben will: „Ich bin aufs Haupt geschlagen worden; ich habe eine Menge Fehler begangen, in Folge deren ich in jedem andern Dienste gewiß cassirt worden wäre, und siehe da: hier ist ein Säbel, den mir die Königin zum Geschenk gemacht, und hier ist mein Patent, das mich zum Commandeur en chef ernennt." Dergleichen Zeug für möglich zu halten, ist schwer. Wenn der Christino-Offizier wirklich diese Worte gesprochen hat, so müssen wir glauben, daß er sich mit der Gesellschaft hat einen Spaß machen wollen, oder vielleicht hat auch der Verf. seine Worte, aus Mangel an Sprachkunde, falsch verstanden.

Merkwürdig ist es, daß in allen den Gegenden, die der Verf. zu passiren hatte, um in das Hauptquartier des Don Carlos zu gelangen, die Ackerbaubeschäftigungen, sowie überhaupt die Lebensweise der Bewohner nicht die geringste Unterbrechung erlitten hatten. Man pflügte und düngte und betrieb Alles so, als ob der tiefste Friede im Lande herrschte. Im Allgemeinen waren auch in diesen Districten die Leute in ziemlich guten Umständen und die Wirthshäuser selbst größ-

tentheils gut zu nennen. Die Contributionen zu Gunsten des Infanten gingen ordentlich und regelmäßig von statten und eine Widersetzung gegen diese Nothwendigkeit war nirgend zu verspüren.

In Hernani wurde der Verf. dem General Gomez vorgestellt, den er in der Gesellschaft des Artilleriegenerals Montenegro und des Ingenieurgenerals Silvester antraf. Von diesem wurde er und seine Begleiter vorzüglich gut aufgenommen. Gomez ist ein gut aussehender Mann von ungefähr 45 Jahren, mit hohem Vorderkopfe und einer kleinen Platte; in seinen Gesichtszügen spricht sich weniger Talent als gesunder Menschenverstand aus; er trug einen blauen Leibrock mit den Carlosknöpfen. Esterica, Oberst und Chef seines Generalstabs, ist ein Mann von sechs Fuß Höhe, der sich sehr gut ausnimmt; ein echter Guerillachef mit samara und boyna und einem ungeheuern Schnauzbart. Montenegro ist ein kleiner Mann mit einem scharfen, hellen Auge, das viel Verstand verräth; die Karlisten betrachten ihn nicht blos als einen ausgezeichneten Artillerieoffizier, sondern haben überhaupt zu seiner Umsicht und Klugheit als Parteigänger großes Vertrauen. General Silvester hat ein angenehmes, fast zartes Äußere, ein Mann von großen Kenntnissen und einer der trefflichsten Ingenieuroffiziere. Er trug den Arm in der Binde, da er bei einem der neuesten Ausfälle einen gefährlichen Sturz mit dem Pferde gethan. Auch Segastibelsa, der Obercommandeur der Provinz Guipuzcoa, und Isturiz waren zugegen, Beide echte Exemplare von Guerillahäuptlingen mit mächtigen Schnurrbärten. Es waren hier also gleich fünf Generale beisammen, die sämmtlich den angesehensten spanischen Familien angehören, ein Beweis, daß Don Carlos nicht mit Abenteurern, sondern mit guten Edelleuten umgeben ist, die unter den Fahnen der Königin ihren Rang und Sold behauptet haben würden. Nach dem Berichte des Verf. hat Don Carlos sehr wenig Anhang unter der Geistlichkeit. Er versichert, es sei in der Armee des Infanten „eine Seltenheit von heiligen Männern“ gewesen; er habe nur einen einzigen Mönch und etwa sechs Priester des secularen Klerus dort angetroffen. Es sei eine ganz irrige Meinung, die man in England hege, daß Don Carlos von lauter Religiosen umgeben sei, die mit ihm Psalmen sängen. Vielmehr käme ihm kein einziger Priester zu nahe, ausgenommen sein Beichtvater, ein fettes, rundes Männlein, das weit mehr auf ein lustig Lied bei der Flasche, als auf Buße und Kasteiung halte.

Der nächste Punkt, den der Verf. auf seiner Reise berührte, war Oñate, seit dem Ausbruche des Kriegs die Residenz des Infanten. Bekanntlich machten im October 1835 die Christinos unter Cordova, verbunden mit der britischen Legion, einen vergeblichen Versuch auf diesen Platz. In dem Hauptquartier des Infanten stand, nach dem Bericht des Verf., Alles gut. Die Soldaten befanden sich wohl bei ihrem Tractement, das, wenn es sich wirklich so verhält, sehr reichlich ist: ein Pfund Weißbrot täglich, ein Pfund Fleisch, eine Pinte Wein und ein Real. Er selbst wurde Don Carlos, der natürlicherweise sein Lieblingsheld ist, vorgestellt: „Ich fand den Prinzen bei einem Tische stehen, der ganz mit Papieren bedeckt war, und für Diejenigen, denen die Freundlichkeit seiner Sitten und die angeborene Anmuth seines Betragens bekannt ist, brauche ich nicht zu bemerken, daß ich von ihm ausnehmend gut empfangen wurde. Er sprach die Hoffnung aus, daß meine Freunde und ich auf unserer Reise gut behandelt worden wären; dies sei in Bezug auf alle Engländer sein ausdrücklicher Wunsch und Befehl, weil er sie als Freunde betrachte, die ihm in Zeiten der Bedrängniß beigestanden. Er werde Befehl geben, daß man uns in den Stand setze, die ganzen Verhältnisse auf das genaueste kennen zu lernen, da ihm ungemein daran liege, daß die Wahrheit und nur die Wahrheit bekannt werde; er betrachte seine Ansprüche als in dem Recht gegründet und in Übereinstimmung mit dem Willen des Volks; eben deshalb könne ihm jede genaue Untersuchung der Zustände seines Heeres und seiner ganzen Umstände nur sehr willkommen sein, um so mehr, wenn sie von sachkundigen Männern geschehe, die ihre bessere Überzeugung an die Stelle der durch Böswillige umherverbreiteten Lügen setzen würden. Don Carlos erinnerte sich hierauf, mich schon in Madrid gesehen zu haben und, setzte er mit einem angenehmen Lächeln hinzu, er hoffe bald wieder das Vergnügen zu haben. Er trug einen einfachen blauen Leibrock, sowie er überhaupt, und auch besonders bei Vorstellungen, ein Feind von Umständlichkeiten und leerem Ceremoniel ist. Natürlich muß ihm sein heller Verstand sagen, daß diese Etikette von dem steifen Hofe in Madrid nach Oñate und in das offene Feldlager herüberzutragen ziemlich unstatthaft sein würde. Übrigens kam mir der Prinz magerer vor, als da ich ihn früher sah, und Sorgen und Strapazen hatten sein Angesicht mit Furchen durchzogen. Allein seine Haltung war die gewöhnliche, sein Betragen ebenso wohlwollend als früher und sein dunkles feuriges Auge gab seinem Gesicht, das eigentlich nicht hübsch ist, Leben und Ausdruck. Mag man immer seiner Politik entgegen sein, so hat doch seine Nähe und Persönlichkeit viel Einnehmendes, wozu die sanfte Anmuth seiner Stimme Vieles beiträgt.“ — Der Verf. verbreitet sich sehr ausführlich in seiner Lobeserhebung des Charakters von Don Carlos; wir wollen aus seiner Darstellung nur noch folgende Stelle ausheben:

„Don Carlos' Charakter ist in England wenig bekannt, und es befremdet, dort ein so eingewurzeltes Vorurtheil gegen ihn zu finden, da er doch jede Eigenschaft besitzt, die wir sonst an so hochgestellten Männern zu schätzen und zu rühmen wissen. Er ist gerecht, menschenfreundlich und großmüthig und ein so entschiedener Verehrer der Wahrheit, daß er noch niemals sein Wort gebrochen oder irgend eine Zweideutigkeit in seiner Gegenwart gestattet hat. Er war das einzige Glied der königlichen Familie zu Madrid, das seine Schulden bezahlte und auf Regelmäßigkeit in seiner Haushaltung hielt. Die wöchentlichen Rechnungen wurden bezahlt mit gleicher Gewissenhaftigkeit, als dies in einer englischen Familie zu geschehen pflegt, und während alle übrigen Bewohner des Palastes, an welche sich die Handwerker und Fabrikanten vergebens mit ihren Rechnungen wendeten, sich einem zerstreuenden Leben hingaben und rücksichtslos ihren Aufwand vermehrten, waren seine eignen Angelegenheiten so geregelt, daß er bei seiner plötzlichen Abreise von Madrid nach Lissabon auch nicht die kleinste Schuld unbezahlt zurückließ....... Ein Thronerbe, der es in so strengem Sinne des Erbfolgerechts ist, voll trefflicher Eigenschaften, auf dessen öffentlichem so wenig als Privatcharakter irgend ein Flecken haftet, ein edelmüthiger, moralischer und freisinniger Mann, ein ebenso guter Gatte und Vater, als er überhaupt von wohlwollendem und mitleidigem Herzen ist, zeigt sich hier noch immer als vertriebener Flüchtling aus seinem eignen Hause, und zwar vertrieben durch eben Diejenigen, die ihren Unterhalt seinem Wohlwollen verdankten. Ohne über seine Ansprüche urtheilen zu wollen, müssen wir doch seinen Grundsätzen Gerechtigkeit widerfahren lassen, und wir wollen bedenken, daß, wenn er einst sein Ziel erreicht, das Schicksal keinen Unwürdigen begünstigt hat. Sollte aber seine Sache einen ungünstigen Ausgang gewinnen, so wollen wir ihm wenigstens unsere Achtung und Theilnahme nicht versagen.“

(Der Beschluß folgt.)

Literarische Notizen.

Der Fürst Milosch von Serbien hat die östreichische Volkshymne in die serbische Volkssprache und in die slawische Büchersprache der Serben übersetzen lassen.

Es wird jetzt auf den Vorschlag des russischen Generalgouverneurs der kaukasischen Provinz in Tiflis eine neue Zeitung ausgegeben, die den Titel führt: „Transkaukasische Zeitung“.

60.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonntag, —— Nr. 8. —— 8. Januar 1837.

Die Probleme und Grundlehren der allgemeinen Metaphysik, dargestellt von G. Hartenstein.

(Beschluß aus Nr. 7.)

Es gibt der Veranlassungen noch viel mehre, die das Publicum, von dem bisjetzt die Rede war, zur Naturphilosophie hinlenken müssen; wir brechen aber ab. Ebenso wenig ist es hier auf eine Empfehlung der Herbart'schen Philosophie abgesehen; sie wäre mindestens ganz im Widerspruche mit den im Eingange dieses Artikels hingeworfenen Äußerungen. Vielmehr gehen wir jetzt, alle andern möglichen Fälle bei Seite lassend, zu dem einzigen über, wo Jemand, getrieben von philosophischem Bedürfniß, aber von einer außerhalb der eigentlichen Philosophie liegenden Bestrebung herkommend (die verschiedenen Punkte der Anziehung hat Herbart in seinem „Lehrbuche zur Einleitung in die Philosophie" vortrefflich geschildert), wirklich vor der „Allgemeinen Metaphysik" Herbart's steht, welche darauf Anspruch macht, zuerst studirt und verstanden zu werden, weil sie die Begriffe bearbeitet, unter welche alle äußere und innere Erfahrung fällt. Es ist eine gerechte Foderung, daß die Aufmerksamkeit und der Eifer, sich eines wissenschaftlichen Gegenstandes zu bemächtigen, nicht nach dem Zwecke, der auf ihn führt, abgemessen werden; und so verlangt Herbart's „Metaphysik" wie jede andere, daß man, gleichviel auf welchem Wege und durch welche Gründe man zu ihr gekommen, vor der Hand sie selbst als das Gesuchte betrachte und demnach, abgesehen von andern Requisiten, auch alle die Unbefangenheit und Geduld mitbringe, welche durch jede Absichtlichkeit, die nach schneller Beseitigung des hors d'oeuvre zu ihren eigentlichen Zwecken zurückeilt, getrübt und aufs Spiel gesetzt werden. Andererseits ist aber dann die Erwartung nicht unbillig, daß der Suchende, wenn er allen jenen Anfoderungen genügt, auf dem einzigen Wege, der ihm übrig gelassen sein soll, vorschreiten dürfe, ohne den Kampf gegen Hemmungen, die er nicht veranlaßte und deren Wichtigkeit er noch nicht begreift, zu theilen; ohne die Irrwege, die vom Ziele ablenken, selbst zu betreten, um sich desto mehr von der Richtigkeit des eingeschlagenen Weges zu überzeugen, oder dem Führer, welchem er sich anvertraute, in Excurse folgen zu müssen, die ihm, dem Unkundigen, den zurückgelegten Weg ebenso vergessen machen, als den noch vor ihm liegenden verdunkeln, jedenfalls aber ihn über die wahre Bedeutung der Stelle, die er grade einnimmt, für sein jetziges Ziel, durch die Menge der vorliegenden Anknüpfungspunkte unsicher machen. Wenn nun aber Herbart's Werk, die „Allgemeine Metaphysik", außer den in der Beschaffenheit des Gegenstandes liegenden hinlänglich großen Schwierigkeiten auch noch die eben berührten darbietet — und das gestehen selbst die Freunde ein, den ausgezeichneten Denker hierin nicht vertheidigend, blos erklärend — wenn grade diese außerhalb der Sache liegenden Hindernisse wol Manchem den ersten Anlauf verleiden möchten, so ist die in dem Buche, auf welches wir nun zu sprechen kommen, ausgedrückte Bemühung gerechtfertigt und dankenswerth, die Ausstrahlungen eines Geistes, der nicht nur leuchtend, sondern gewitterhaft in die dunkelsten Abgründe hineinblitzend und durch sein Feuer jedes ihm begegnende Nebelbild verzehrend einherschreitet, zu concentriren auf Das, was eigentlich als Aufgabe vorliegt, die Herbart selbst zwar glänzend löst, aber mit der unter den angegebenen Umständen unvermeidlichen Zögerung, und mit der Anmuthung an den Leser, entweder ihm überallhin zu folgen, oder, wo das verweigert wird, sich selbst zurechtzufinden.

In der That, selten wird der Fall vorkommen, daß es möglich sei, von einer ursprünglich fremden Richtung kein Haar breit abzuweichen, ohne doch die Selbständigkeit der Entwickelung aufzugeben; daß es ausführbar sei, eines Andern Geist so getreu abzuspiegeln, ohne das Echo seiner Worte zu werden, oder ohne den Reichthum der Darstellung in einem bloßen Auszuge zu verkümmern. Hier liegt aber dieser Fall vor; und wenn die eine Bedingung, ein solches Unternehmen glücklich auszuführen, einigermaßen in der angedeuteten Beschaffenheit des Herbart'schen Werks sich vorfand, so war doch die andere, viel schwerer zu erfüllende an Eigenschaften gebunden, die sich selten vereinigt finden. Selbstverleugnung in der offenen Anerkennung des Verhältnisses zwischen beiden Werken, durchdringende Schärfe der Auffassung des zu behandelnden Stoffes, Eigenthümlichkeit bei der höchsten Treue in Entwickelung desselben: diese Verdienste werden dem Verfasser des oben aufgeführten Werkes auch Diejenigen zugestehen müssen, die sich zwar beschweren, „daß jeder Privatdocent sein eignes System der Philosophie habe,

und jede Messe neue (Systeme) zur Welt bringe", aber gleichwol den Versuch, das vorliegende Werk zu annihiliren, zunächst an den Vorwurf eines Mangels an Originalität knüpfen dürften als an den einzigen, den ihnen der Verf. selbst darbot, es verschmähend, die Bereicherungen, die die allgemeine Metaphysik unter seiner Bearbeitung dennoch gewonnen hat, anders geltend zu machen als durch den Erfolg, den das Werk in Förderung des Studiums der Herbart'schen Philosophie haben wird und muß. Statt also hierbei zu verweilen, wollen wir erwarten, auf welche Weise es künftig dem Verf. gefallen wird, auch seine Originalität zu bekunden, und lieber unser soeben gestelltes Prognostikon zu rechtfertigen suchen.

Man darf behaupten, daß Herbart seine „Metaphysik" nicht für die Lernenden, sondern für die Wissenden schrieb, wenigstens zu einem großen Theile, dem historischen und polemischen; während das eigentlich Didaktische mit Recht diesen wie jenen die Belehrung darbietet. Wenn nun Ref. seine eigne Erfahrung bei dem Studium des Herbart'schen Werkes als Maßstab annehmen darf, so mag der Lernende, gesetzt auch, er bringe die Geschichte der Philosophie zum Verständniß desselben mit, doch sich durch eine Polemik aufgehalten finden, die aus dem Mittelpunkte eines Systems herausgeführt wird, in welchem er erst mühsam Fuß gefaßt oder kaum einen Schritt vorwärts gethan hat. Dazu kommt, daß Herbart nicht leicht einen Punkt, sei er auch der wichtigste, zweimal an verschiedenen Stellen bespricht. Es ist weder Überfluß noch Mangel an Aufmerksamkeit und Genauigkeit, wenn man bei dem Studium des einen Werks, z. B. der „Metaphysik" oder der „Psychologie", die übrigen alle danebenlegt, um in allen zugleich zu lesen; unterläßt man es, so macht sich ganz gewiß sogleich oder weiterhin eine Lücke fühlbar, nicht etwa in der Darstellung, sondern im Auffassen. Wünschenswerth war daher ein geschlossener Gang in der Darstellung Dessen, was vor allen Dingen erst gelernt werden muß, ehe man auch nur ahnen mag, warum Herbart seine „Metaphysik" gar nicht in der friedlichen Weise des Setzens eines zu Setzenden, aus welchem sich das weiterhin Gesetzte ergibt, schreiben konnte. Einen solchen geschlossenen Gang der Darstellung nun findet man in dem Werke unsers Verf., und von ihm aus mag man sich ebenso sicher auf den Standpunkt, den Herbart in seiner „Metaphysik" einnahm, versetzen, als zu den andern Werken desselben übergehend, die Gliederung des ganzen Systems überschauen lernen, oder endlich sich einem der Theile der angewandten Metaphysik, namentlich der Naturphilosophie oder Psychologie vorzugsweise hingeben. Der Verf. stellt uns in den Eingang nicht nur der Metaphysik, sondern der Philosophie überhaupt, indem er einen „propädeutischen Theil" vorausschickt, in welchem jedoch durch die Einlenkung auf die „Motive des metaphysischen Nachdenkens" sehr früh schon die Beschränkung auf die theoretische Philosophie hervortritt, die in dem Herbart'schen System von der praktischen bekanntlich schärfer getrennt ist als irgendwo. Die Entwickelung der in den Erfahrungsbegriffen liegenden Widersprüche, bei Herbart in dem „Lehrbuche zur Einleitung in die Philosophie" unter die übrigen propädeutischen Erörterungen gestellt, finden wir hier allein stehend, in aller der herben Nacktheit, die die Wahl nur zwischen dem bewußtvollen Fortgebrauch jener Begriffe, und damit dem Verzichten auf alle Philosophie, oder dem Übergange zur Untersuchung selbst gestattet, welche letztere dann als Aufgabe sammt den methodologischen Hülfsmitteln charakterisirt wird.

Wenn nun grade dieser propädeutische Theil, sowol durch die skeptischen Vorbemerkungen, als durch die Entwickelung der Widersprüche in den Erfahrungsbegriffen, das auf die Metaphysik Hintreibende aufs äußerste fühlbar gemacht hat; wenn die Ungeduld, aus diesem dem Nachdenken ganz neuen und unerträglichem Zustande eines gänzlichen Zerfallenseins mit sich selbst herauszukommen, zu jeder Anstrengung des Denkens willig, nur jede Zögerung fürchtet, so ist blos das gemessene, besonnene, aber rein der Aufgabe der Untersuchung zugewandte und daher unaufhaltsame Fortschreiten durch die drei Hauptabschnitte des systematischen Theils, die Ontologie, Synechologie und Eidolologie um so befriedigender. Es galt hier, das Nöthige jedesmal an der rechten Stelle und vollständig zu erörtern; das ist geschehen, außer durch das Hülfsmittel einer klaren und geschmeidigen Sprache, durch Heranziehung oft sehr entfernt liegender Aufklärungen; es galt den Zusammenhang, das Verhältniß der einzelnen Partien unter sich nachzuweisen; und mehr als einmal treten weitschichtige Deductionen in ein Résumé zusammen, das den Leser die gewonnenen Fortschritte überschauen läßt und zu weitern einladet. Was endlich durch die Gesammtheit aller dieser theoretischen Untersuchungen gewonnen worden für die Erklärung des in der Erfahrung gegebenen Individuellen; inwiefern sie ferner fähig seien, den Menschen als sittliches Wesen zu befriedigen, beantwortet der Verf. nur sehr kurz andeutend in der Schlußanmerkung.

Ref. ist selbst, je näher er dem Schlusse seiner Anzeige kam, um so eilfertiger gewesen. Er durfte es, weil seine eigentliche Absicht weder, wie schon bemerkt, ein Eingehen auf die Eigenthümlichkeiten der Herbart'schen Philosophie, noch ein Hervorheben von Verdiensten war, die sich ohne sein Zuthun Geltung verschaffen werden. Wenn aber Einer oder der Andere von Denen, die, unaufgefodert von dem herkömmlichen Gange in Bearbeitung ihrer eignen Wissenschaft, die Philosophie für das Steuerruder bei der Fahrt nach dem Einen gemeinschaftlichen Ziele halten, sich durch diese Zeilen bewogen findet, den Mann, der das Steuer jetzt mit so scharfem Auge und so fester Hand regiert, näher kennen zu lernen, so wird er auch den Verf. des besprochenen Buches nicht übersehen dürfen; ja, er wird wohlthun, sich an diesen zuerst zu wenden. 20.

Neueste Werke über Spanien.

(Beschluß aus Nr. 7.)

Der Verf. besuchte hierauf die Hauptquartiere von andern Abtheilungen der baskischen Armee; aber einen großen Theil seines Werks nehmen die Schilderungen seiner Reisen durch solche Provinzen ein, die in den frühern Jahren des Bürger-

kriegs der Schauplatz merkwürdiger Begebenheiten gewesen waren. Es fehlt diesen Schilderungen nicht an Interesse, besonders für Militairpersonen, und doch muß bemerkt werden, daß hier viele Nachrichten dem Verf. erst aus der dritten Hand zukamen. Manche derselben sammelte er in beträchtlicher Entfernung von dem Orte der Begebenheit selbst; ein Umstand, der, verbunden mit der den Spaniern eigenthümlichen Übertreibung, die Richtigkeit der einzelnen Angaben nicht immer verbürgen kann. Unter den ausgezeichneten Offizieren, von deren Seite sich der Verf. einer besonders wohlwollenden Behandlung zu erfreuen hatte, befand sich auch der Graf von Casa-Eguia. Der Verf. beschreibt diesen als einen würdigen alten Edelmann von 65 Jahren, dessen ganzer Körper, von Wunden zerfetzt, beinahe das Opfer eines jener abscheulichen Pulverbriefe geworden wäre, die in dem heutigen Spanien so üblich und berüchtigt geworden sind. Von dieser Explosion verlor der Graf den linken Arm und zwei Finger der rechten Hand und erhielt auch außerdem nicht weniger als 20 Verletzungen. Demungeachtet zeigte sich der würdige Greis noch sehr rüstig und kampflustig und beklagte sich, daß er, trotz seiner mannichfachen Versuche, Cordova, dem er seit drei Monaten wiederholt die Schlacht geboten habe, nicht zu einem Ausfalle bewegen könne. Der Graf hatte übrigens schon unter Wellington den Krieg auf der Halbinsel mitgemacht.

Nachdem der Verf. die baskischen Provinzen durchzogen, kehrte er nach Bayonne zurück mit der vollen Überzeugung, daß mit einer Macht von kaum weniger als 150,000 Mann die Generale der Königin die Truppen der Karlisten und ihrer Parteigänger nicht würden niederhalten können und daß das Volk wegen der Abschaffung seiner Privilegien (Fueros) in Folge der ungerechten Maßregel der Regierung so viel Erbitterung gegen die letztere hege, daß, wenn Don Carlos' Macht morgen vernichtet würde, sie den Kampf für ihre eigne Unabhängigkeit fortsetzen würden.

Zunächst durchkreuzte der Verf. die Provinz Languedoc, reiste durch Toulouse bis zur spanischen Grenze auf der Seite von Perpignan, in der Absicht, Catalonien zu besuchen. Auf dem Wege nach Barcelona erfuhr er Ausführlicheres über die schrecklichen Greuel, die den ersten Aufstand in dieser Stadt bezeichneten, und der übrige Theil seines Buchs hat wenig mehr mit dem Hofe und Lager des Don Carlos zu thun, ist aber doch von Interesse, da er mannichfaches Licht auf die neusten Zustände Spaniens wirft. In Catalonien, versichert er, sei Alles karlistisch; man finde dort die Anhänger der Königin nur in den Städten. Übrigens versichert der Verf., daß alle seine Nachrichten in Betreff des Aufstandes von Barcelona, der Ermordung O'Donnell's und der andern Gefangenen von solchen Augenzeugen herrühren, deren Wahrhaftigkeit man verbürgen könne.

Von Barcelona begab sich der Verf. zu Wasser nach Port Vendres und von da, nachdem er einen Abstecher nach Frankreich gemacht hatte, ging er nach Madrid. Folgende Skizze aus seinem Übergange über die Pyrenäen wird unsern Lesern Vergnügen machen.

„Nach einer Stunde kamen wir an dem einsamen Hause vorüber, das die Grenze bezeichnet, und betraten wieder Spanien, nun zum dritten Male innerhalb dreier Monate; indem wir die furchtbare Gebirgsmauer, welche die Natur als Scheidewand beider Königreiche hingestellt hat, erklimmten, fanden wir, daß an manchen Orten auf beiden Seiten unsers Passes der Schnee sich bis über unsere Häupter aufgethürmt hatte, sodaß es schien, als ob der Pfad durch einen weißen Kalkfelsen gebrochen wäre, während an andern Orten wir die Schneewand nur auf der einen Seite, auf der andern aber einen steilen Abgrund hatten, der uns bei dem kleinsten Fehltritte unserer Maulthiere den gewissen Tod drohte. Hier zeigte sich an unserm Courrier die Macht der Gewohnheit in ihrer ganzen Stärke. Er verstand, wie alle Diejenigen, die tagelang auf dem Pferde zubringen, die Kunst, im Sattel zu schlafen, vortrefflich und übte sie selbst an den gefährlichsten Stellen, wo wir Andern dem Wege nicht genug Aufmerksamkeit schenken konnten. Besonders an einer Stelle, wo wir zur Linken eine hohe Schneewand, zur Rechten einen steilen Abgrund von mehren Hundert Fuß Tiefe hatten, aus dessen Grunde uns das Tosen eines reißenden Bergstroms heraustönte, war unser Pfad so enge, daß nur ein gut gewöhntes Maulthier darauf wandeln konnte. Wie überrascht war ich daher, als ich, glücklich hinübergelangt, mich nach meinen Gefährten umsah und unsern Courrier mitten auf dem gefährlichen Wege noch immer auf seinem Maulthiere mit eingezogenen Knien und vorhängendem Kopfe in festem Schlafe fand. Als er, wie durch ein Wunder, glücklich herüber war, weckte ich ihn auf und machte ihn auf seine Unvorsichtigkeit und auf die große Gefahr, der er soeben entgangen war, aufmerksam. Er versprach, sich künftig besser in Acht zu nehmen; allein es währte nicht zehn Minuten, so war er schon wieder fest eingeschlafen. Die Courriere, deren man sich zwischen Madrid und Paris bedient, pflegen die Reise gewöhnlich in fünf Tagen zurückzulegen, und einer, den ich Gelegenheit hatte, nach London abzusenden, machte die ganze Reise in sechs Tagen und vier Stunden. Sie reisen Tag und Nacht, nehmen gelegentlich einen Bissen zu ihrer Erfrischung und bedienen sich hin und wieder in Frankreich eines Cabriolets, wenn sie es auftreiben können. Die Courriere der französischen und englischen Gesandtschaften sind im Verhältniß zu denjenigen, die von den Banquiers und Kaufleuten abgefertigt werden, noch langsam zu nennen; ich kannte einen solchen, der ein ziemlich schweres Gepäck hatte und die Reise von Paris nach Madrid hin und zurück in elf Tagen machte."

Die Notizen des Verf. über Madrid sind in mancher Beziehung sehr interessant; so unter Anderm gibt er eine so ausführliche Beschreibung der dortigen Stiergefechte mit allen ihren Einzelnheiten, wie man sie selten in einem andern Reisewerke finden wird. Bei Lesung dieser blutigen Beschreibungen kann man sich nicht erwehren, sie mit den noch weit fürchterlichern Menschenschlächtereien in Madrid und Barcelona in Verbindung zu bringen und für beide eine in dem verwahrlosten Charakter der Nation selbst begründete Analogie zu entdecken. Bemerkenswerth ist noch die Geschichte seiner plötzlichen Verhaftung, die der Verf. mittheilt. Er befand sich kaum zwei Tage in Madrid, als ihm die Weisung zukam, Spanien zu verlassen, veranlaßt, wie er sagt, durch eine zwischen dem englischen Gesandten und der spanischen Regierung stattgefundene Verhandlung. Er erklärte seine Bereitwilligkeit, sich zu entfernen, sobald ihm ein policeilicher Befehl deshalb zukommen würde; allein es verging ein Monat, ohne daß dieser erfolgte, sodaß der Verf. sich unbedenklich bei jeder öffentlichen Gelegenheit zeigte, in der Meinung, man habe den Befehl zurückgenommen. Allein eines Morgens erschien ein Policeioffizier bei ihm, der eine Ordre und einen Paß nach Lissabon vorzeigte. Der Verf. durfte Niemand mehr sprechen, sogar nicht seinen Bankier, mit Ausnahme des britischen Gesandten, dessen Wohnung am Thor war, und man ließ ihm kaum so viel Zeit, um sich anzukleiden und seine Rechnungen zu berichtigen. Auf der Reise wurde er streng bewacht; die ihn begleitenden Offiziere waren gut bewaffnet und einer von ihnen übernachtete immer mit ihm in demselben Zimmer. Nachdem so zehn Tage vergangen waren (es war mitten im Winter), wurde er bei ihrer Ankunft auf der portugiesischen Grenze wieder in Freiheit gesetzt. Unstreitig muß die spanische Regierung diese plötzliche Entfernung bei dem englischen Gesandten mit irgend einem Vorwande beschönigt haben, sonst wenigstens kann man sich diese gewaltsame und zum Theil räthselhafte Maßregel nicht erklären.

Das zweite hierher gehörige Werk führt den Titel: „Twelve months in the British legion. By an officer in the 9th regiment", und ist, wie sich von selbst versteht, von ganz andern Gesichtspunkten und Meinungen aus geschrieben, als das des vorigen Verf. Dennoch ist der Abstand beider in Betreff der Resultate der über dies Land und dessen Parteikämpfe angestellten Beobachtungen beiweitem nicht so be-

trächtlich, als man es sich vorstellen sollte, ein Umstand, der für die Wahrhaftigkeit beider Schriftsteller ein günstiges Zeugniß ablegt. Allerdings können sie in ihren Ansichten über die innere Beschaffenheit und den endlichen Erfolg dieses Kriegs nicht übereinstimmen; dennoch aber ist der Christino-Offizier weit entfernt, die Schwierigkeiten der constitutionnellen Sache oder die Macht der Gegner geringzuschätzen. Er gibt eine sehr unparteiische Beschreibung der Vorfälle von Hernani, Orduna und andern, wobei die Truppen der Königin entweder keinen großen Ruhm erwarben oder bedeutende Verluste erlitten. Allein in allen Berichten dieses Verf. zeigt sich ein sehr starkes Vorurtheil gegen einige der spanischen Befehlshaber und überhaupt gegen die Regierung. Besonders ist es Cordova, dem die schlimmste Schilderung zu Theil wird und den die volle Beschuldigung der Verrätherei trifft. Andere, auf denen niemals der Argwohn der öffentlichen Meinung geruht hat, werden wenigstens als schwach und unentschlossen bezeichnet. Unstreitig ist es eine starke Dosis von Nationalvorurtheil, die sich in diese Urtheile mischt. Die Leiden, welche die britische Legion vom Mangel, von übler Behandlung Seitens der spanischen Regierung und von Krankheit zu erdulden hatte, werden sehr ausführlich und auf etwas schneidende Art beschrieben. Der Verf. schreibt die ausgebrochene Krankheit lediglich der übeln Behandlung zu. Als Grund für diese Behauptung gibt er an, daß sie nie vorher von körperlichem Übelbefinden zu leiden gehabt hätten, als bis sie nach Vittoria in die Quartiere kamen. Dies ist jedoch ein sehr gewöhnlicher Fall; so lange die Truppen im Felde sind, wo sie mit Strapazen aller Art zu kämpfen haben, erhält sie die Aufregung noch bei leidlichem Wohlsein, und Fieber, Ruhr und andere Krankheiten brechen erst in den Quartieren aus, wo diese Aufregung nachläßt. Auf diese Weise verloren die Engländer in wenigen Wochen über 1000 Mann. Die irländische Brigade litt von dem allgemeinen Ungemach wenig oder nichts, und der Verf. äußert sich, vielleicht etwas übertrieben, dahin, daß die Irländer sich bei demselben strengen Winter und bei ebenso schlechten Rationen, die den Schotten und Engländern so verderblich waren, herausgefüttert und „gemästet" hätten. In der That ist dieser Umstand nicht zum Verwundern, denn eine Nation, die in ihrem Vaterlande mit so unermeßlichem Mangel und Elend zu kämpfen hat, wie die Irländer, muß wol auch im Auslande gegen diese Übel einigermaßen abgestumpft sein.

Die folgende Beschreibung von Vittoria während der herrschenden Krankheit ist charakteristisch genug. „Die natürliche Düsterheit der Stadt, verbunden mit der allgemeinen Krankheit, die um diese Zeit ausbrach, gaben ihr vollkommen das Ansehen einer Peststadt. Die Hospitäler waren voll von Todtkranken und Sterbenden, und von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang hallten die Straßen wider von den melancholischen Tönen der Pfeifen und Trommeln, die den Todtenmarsch spielten, der den armen Soldaten zu seiner letzten Ruhestädte begleitete. Die Luft schien selbst mit Fieber geschwängert, sodaß Diejenigen, die den Todten begleiteten, selbst so aussahen, als ob sie ihm nächstens folgen würden. Die Knaben auf den Straßen, erstaunt über diese Begräbnißfeierlichkeiten, die in der spanischen Armee unbekannt sind, marschirten mit Stöcken auf und veranstalteten so eine lustige Parodie der traurigen Scene. Die Damen auf den Balcons fingen die Melodie des Todtenmarsches auf und setzten sie auf ihren Instrumenten fort. Die Hörner, die zur Reveille und zum Ausrücken geblasen wurden, hatten einen so gespenstigen Ton, als ob ein Mann im Grabe darauf bliese, und die ganze Scene wurde um so trauriger, da es immer nur ein und derselbe Marsch war, der bei der Bestattung der Soldaten, so lange wie sie in Vittoria standen, gespielt wurde. Endlich vermehrte sich die Zahl der Todten so schnell, daß alle Bestattungsfeierlichkeiten abgeschafft wurden und man die Leichname nur auf Karren nach dem Begräbnißplatze fuhr, wo man 6—7 zusammen in Eine Grube verscharrte. Die Todten von unserm Regimente wurden auf einem Platze außerhalb der Stadtmauer begraben, der der Campo santo hieß, wo wir irgend einen Priester dazu vermochten, daß er ein oder zwei Gebete sprach, unter der Versicherung, daß der Verstorbene ein rechtgläubiger Katholik gewesen. Wir handelten nach der alten Regel, daß Etwas besser ist als Nichts, und meinten, ein katholisches Gebet über einen todten Protestanten sei doch besser als gar kein Gebet." Die letzte Bemerkung wollten wir dem Verf. erlassen; sie schmeckt etwas nach soldatischem Leichtsinn, der bei solchen Gelegenheiten wol nicht an seinem Platze ist. 80.

Literarische Notiz.

Der ehemalige Erzbischof von Mecheln unterläßt nicht, fast in jeder wichtigen Angelegenheit, welche die periodische Presse beschäftigt, ein Urtheil abzugeben und die divergirenden Meinungen der Tagespolitiker zu berichtigen und zu vermitteln. Jetzt hat den greisen de Pradt, der auf seinen Besitzungen in Auvergne ohne eine Bibliothek, ja fast ohne alle Bücher schreibt und nur aus den Schätzen seines bedeutenden, obwol nicht immer geordneten Kenntnißreichthums schöpft, die in neuerer Zeit viel abgehandelte orientalische Angelegenheit zur Abfassung einer Schrift: „Question de l'Orient" veranlaßt, die vor einigen Wochen in Paris erschien. Er ist noch immer der Alte, voll Geist, beredt, gewandt und voll Mäßigung bei pikanten Ansichten, sein Styl lebendig, theilweis glänzend; auch die Breite und das Abschweifen von dem Gegenstande, der eben seiner Behandlung vorliegt, sind in dieser jüngsten so wenig wie in seinen frühern Schriften vermieden. De Pradt sucht in dieser neuen Schrift, gegen die Wortführer seines Vaterlands vornehmlich, zu beweisen, daß die orientalische Frage erledigt sei, Rußland von der Türkei Alles erlangt habe, was es nur verlangen konnte, und daß das wohlverstandene Interesse des petersburger Cabinets erheische, sich mit den bisjetzt erlangten Vortheilen zu begnügen, weil ein weiteres Umsichgreifen die europäischen Mächte, Persien, Ägypten und Griechenland gegen Rußland waffnen und dieses Reich in gefährliche Verwickelungen stürzen würde. In der zweiten Abtheilung seiner Schrift verbreitet sich de Pradt misbilligend über die letzte polnische Revolution und vertheidigt selbst die von seinen Landsleuten so hart getadelte Anrede des Kaisers Nikolaus, dem der Verf. überhaupt sich sehr ergeben zeigt, an die warschauer Municipalität, sie mit der vergleichend, die Ludwig XIII. 1628 an den Magistrat des von ihm eroberten Larochelle richtete. 4.

Bibliographie.

(Bonaparte.) — Denkwürdigkeiten Lucian Bonaparte's, Prinzen von Canino. Von ihm selbst geschrieben. Nach der Pariser Originalausgabe aus dem Französischen übersetzt. 1ster Theil. Gr. 12. Darmstadt, Leske. 1 Thlr.

Dymocritos u. s. w. Von dem Verfasser der Briefe eines in Deutschland reisenden Deutschen. 7ter Band. Gr. 8. Stuttgart, Brodhag. 2 Thlr. 18 Gr.

Görres, Die christliche Mystik. 2ter Band. Gr. 8. Regensburg, Manz. 1 Thlr. 20 Gr.

Jochmann's, C. G., Reliquien. Aus seinen nachgelassenen Papieren. Gesammelt von H. Zschokke. 1ster Band. Gr. 8. Hechingen, Ribler. 1 Thlr. 4 Gr.

Krug, Antidoton. Ein Pendant zum Henotikon, dem ersten Manne der Erde und den protestantischen Universitäten Deutschlands gewidmet. Gr. 8. Leipzig, Kollmann. 10 Gr.

Sommer, Taschenbuch zur Verbreitung geographischer Kenntnisse u. s. w. Für 1837. (15ter Jahrg.) Mit 7 Stahltafeln. Kl. 8. Prag, Calve. 2 Thlr.

Taylor, W. C., Geschichte des Mahomedanismus und seiner Sekten, aus orientalischen Quellen geschöpft. Aus dem Englischen übertragen. Gr. 8. Leipzig, Barth. 1 Thlr. 12 Gr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Montag, —— Nr. 9. —— 9. Januar 1837.

Brief einer Pfarrerstochter an ihren Bruder, nach einer Abschrift Hamann's mitgetheilt.

Es wäre interessant, die Reihenfolge der Meßkataloge seit der frühesten Zeit bis auf die gegenwärtige zu vergleichen und nachzuweisen, wie mit jedem Jahre die Zahl der deutschen Schriftstellerinnen gewachsen ist. Früher betrachtete man schreibselige Frauen mit einem gewissen heiligen Schauder als eine Art seltsamer Hermaphroditen; in unserer Zeit sind sie alltäglich geworden, und es scheint fast, als wollten sie sich durch Bücherschreiben emancipiren, ihre unabhängige Selbständigkeit geltend machen. Einzelne unter ihnen gehen selbst über dieses Ziel hinaus; den Männern coordinirt zu werden, ist ihnen zu gering, sie wollen vielmehr über dieselben herrschen, was sich unter Anderm durch eine Hinneigung zur geistigen Vielmännerei zu erkennen gibt, durch eine kokette Freude an einer Menagerie von Verehrern, unter welchen der Ehegemahl nicht immer von ihnen obenan gestellt, wenn er nicht gar verspottet oder ganz ignorirt wird.

Solche Verhältnisse treten uns beim Lesen mancher überschwenglich geistreicher Frauenbriefe entgegen, in welchen kein Wort ungesucht ist, jedes auf die feinste Bildung Anspruch macht und lieber Alles, nur nicht alltäglich, gewöhnlich sein will. Kein Gefühl, kein Urtheil kommt hier in ungekünstelter Einfalt wie ein neugeborenes Kind ans Tageslicht; jedes stellt sich vielmehr erst vor den Spiegel und macht seine Toilette. Steigert sich der kränkliche Bildungstrieb, so bringen sie vor überreizter unruhiger Hast keinen reifen, völlig ausgetragenen Gedanken mehr zur Welt, fausses couches werden gewöhnlich, zuletzt geben sie aufgeputzte, todte Wechselbälge für neugeborene Kinder aus.

Die allergebildetste Gesellschaft, wenn ihr kleiner Mundvorrath von feinen Conditorgedanken aufs mannichfaltigste appretirt wiederholt aufgetischt worden, fängt zuletzt an sich überdrüßig nach derber Kost zu sehnen; ißt man doch an den vornehmsten Tafeln Pumpernickel zum Dessert und trinkt ein Spitzglas bairisches Bier dazu. Als man Jahre lang in den feinsten Kreisen von Göthe und nur von Göthe gesprochen, da war ihnen der Taubennesterflechter und Naturdichter Hiller willkommen, man erholte sich bei seiner groben Naivetät von der anstrengenden Bildung.

Vielleicht erholt sich mancher Leser bei dem folgenden derben Briefe von der Lecture jener krankhaft überbildeten, zwischen Hypersthenie und Asthenie oscillirenden Frauenschriften. Er mag sich die Zeit nicht leid sein lassen, welche er auf das Lesen desselben wendet; hat doch der tiefsinnige ernste Hamann zwei Tage verwendet, um diesen Brief eigenhändig zu copiren. Die Tochter eines Predigers schrieb denselben an ihren Bruder, einen jungen liederlichen Gelehrten, dessen in Hamann's Briefwechsel öfters Erwähnung geschieht. Da das Schreiben 60 Jahre alt ist, so dürfte schwerlich noch eine der in demselben vorkommenden Personen am Leben sein; doch ließ man lieber die Namen weg, aus Besorgniß, vielleicht Kindern und Enkeln Anstoß zu geben.

Was könnten auch den Leser die längst verstorbenen Honoratioren eines kleinen obscuren Ortes interessiren? Es ist genug, daß er ein nur zu wahres und wirkliches Familiengemälde erhält, einen Blick in das unselige Haus eines Pfarrers thut, welcher zugleich der Popanz und der Narr seiner ungerathenen Kinder ist. Der Sohn ist bis zu Träbern heruntergekommen und macht seinem Vater alles erdenkliche Herzeleid, und dennoch freut sich der alte eitle Mann über eine gewisse Schriftstellercelebrität seines Taugenichts; die Tochter charakterisirt sich selbst durch den folgenden Brief.

„So Jemand seinem eignen Hause nicht weiß vorzustehen, wie will der die Gemeine Gottes versorgen?" sagt Paulus. Nach diesem Kriterium zu urtheilen, mag der alte Pfarrer sein Seelsorgeramt schlecht genug verwaltet haben und deshalb, wie aus dem Briefe hervorgeht, bei seinem Superintendenten nicht gut angeschrieben gewesen sein. Einsender dieses kannte jenen Superintendenten noch als einen höchst würdigen Greis, Hamann schätzte denselben sehr hoch. 109.

J., den 28. Sept. 1777.

Da ich in so langer Zeit keine Gelegenheit gehabt habe, mir das unaussprechliche Vergnügen zu machen, an dir, mein theurer Bruder! zu schreiben, so muß allerdings das Erste sein, daß ich dich aus allen Kräften Glück wünsche — so, und warum denn das? Ei beim Himmel! verdient das nicht Ströme von Glückwünschungen, daß aus dem verdorbenen Magister, Gott sei bei uns! ein Herr Soldat geworden ist? Allein in der That, mein Gehirn ist zu finster, Worte dazu zu finden, ich weiß nicht einmal, ob ich in Versen oder Prosa wünschen soll — Du kannst also lieber so gut sein und meiner Einfalt zu gut

kommen und deinen neu erlangten Orden besingen, wie du es selber für gut findest, es könnte dich überdem an Stof zu Gedichten fehlen. Aber was meinst du wohl, wie mich bei dieser Nachricht ward, als ich zuerst hörte, daß du Soldat wärest? Du wirst doch wol nicht etwa denken, daß ich zu den starken selbständigen Seelen gehöre, welche bei dergleichen Gelegenheiten sich nothwendig erhängen oder in einen Fluß stürzen müssen. Dennoch aber irrte ich öfters trostlos in dem öden, dunkeln Pfarrgarten — achtete weder Wind noch Regen noch Nacht, sondern klagte dem Echo und den alten Obstbäumen meine Noth; denn ich konnte den verhaßten Gedanken nicht los werden, dich vielleicht niemals wieder zu sehen. Ich mußte mich also begnügen, nur an dich zu denken und deinen Namen in Ermangelung eines gelegenen Baums, in mein Spinnrad zu schneiden; aber du, du hast wol deiner entfernten Schwester keine einzige flüchtige Gedanken gewürdigt? Ich habe sonst immer gedacht, deine Bruderlieb ist aufrichtig gegen uns und besonders gegen deine Sophie, du wolltest mich ja gar vor Zeiten aus großer Liebe nach Würzburg holen, und dann wirst du selber zum Schelm und läufst gar davon; du bist ein würdiger Mann von Wort, auf den man sich verlassen kann. Aber das alles nicht mehr zu gedenken, wenn du nur ein ganz klein wenig Liebe hättest, solltest du gar keine Möglichkeit gesehen haben, deiner Schwester zuweilen insgeheim Nachricht von deinen Umständen zu geben? Es wäre mir doch in der That überaus erfreulich gewesen, wenn ich auch nur alle halbe Jahr einen Brief von meinem theuern Bruder bekommen hätte; denn daß du an deinen Vater nicht schreibest, lasse ich an seinen Ort gestellt sein und will mich auch darauf nicht einlassen, das mag sein, wie es ist. — Aber unverantwortlich handelst du, beinahe in drei verfloßnen Jahren, keine Zeile an mich zu schreiben; ich muß mich nur immer begnügen, von diesem und jenem, schriftlich und mündlich allerhand Nachrichten durch einander her von dir zu hören, dabei aber doch nichts Gewisses. Und denn ist es nicht entseglich kränkend, wenn mich nun jemand frägt: was macht ihr Bruder? u. d. gl., dann muß ich stehn und Maul und Nase aufsperren — denn ich weiß nicht, was ich antworten soll. Ich kann gar nicht begreifen, warum du mir nicht wenigstens mit dem Hrn. v. P. seiner Schwester einen Brief mitgeschickt hast, ich wäre doch närrisch vor Freuden geworden. — Wenn sie dir nicht gesagt hat, daß sie nach M. reisen will, so hättest du dich selber darnach erkundigen können, ich weiß also gar nicht, was ich von dir denken soll. Du wirst doch hier nicht etwa einwenden, daß ich mit dir in gleicher Verdammniß bin, weil ich ebenfalls nicht in so langer Zeit geschrieben habe? Allein du mußt selber einsehen, daß ich hinlänglich entschuldigt bin; denn bei meinen Umständen und in Ansehung meines Vaters ist es bisher auf meiner Seite eine wahre Unmöglichkeit gewesen. Weil du noch in Würzburg warst, wußte ich die Aufschrift an dich und konnte also schreiben, und wurde doch einmal ein Zickzack draus, wie du wol noch wissen wirst, es ging aber vorüber und schadete uns weiter nichts, wir sezten auch unsern Briefwechsel fort; und doch weiß ich ganz gewiß, daß du wenigstens zwei Briefe von mir gar nicht gekriegt hast, einen, es war der andere nach deiner Abreise, gab ich dem Lappländer, deinem weiland so würdigen Freunde — zu bestellen, und siehe da, der kluge Dummkopf — was der Teufel nicht thut, dazu nimmt er einen Pfaffen — der würdige Geistliche macht meinen Brief auf, denn vermuthlich hatt' er Ahndung, es waren viel erbauliche Geschichtchen von ihm und seiner Schönen darinnen enthalten, die dich in der That damals außerordentlich vergnügt hätten, weil du doch ohne Ruhm zu melden, ein eifriger Verehrer und Anbeter der blauäugigen Eleonore warst — also weil der Lappländer meinen Brief aufmacht, wollte seine Galle steigen; aber er wälzte einen kalten Stein drauf — und behält den Brief selber, vermuthlich war es ihm sehr kränkend, daß ein Mädchen, ein albernes Mädchen wie unser eine, dafür uns die Mannspersonen zu halten pflegen, sich unterstund ihrem Bruder so viel Nichtswürdigkeiten, die aber doch nicht zu leugnen waren, von einem Gesalbten des Herrn zu erzählen. Weil du nach der Zeit wider an mich schriebest, wußte ich zum Ueberfluß, daß du meinen Brief nicht gekriegt hattest; aber ich durfte freilich keinen großen Lärm machen, doch ließ ich's ihm ein wenig hören. Nachher schickte ich selber einen auf der Post, wo ich mir noch die Mühe gab und wiederholte den vorhergehenden, ich frankirte auch bis Duderstadt und den, wie ich aus deinem Briefe wahrnahm, hattest du wider nicht bekommen; aber das war mir überaus empfindlich, denn es war verflucht albern Zeug hineingeschmiert — ein Quodlibet — ein Quidlibet, weil Alles in der Welt bunt durch einander geht — ich hatte einen Brief mit eingelegt an Jemand, wie du mir gerathen hattest, wenn du es dich noch entsinnen kannst, verzeih mirs Gott! ich möchte wol drei † † † vor die Schnürbrust machen und ein Ave Maria! und den Rosenkranz beten. — Wo der Brief nun eigentlich hingekommen ist, mag der Himmel wissen, du hast ihn gewiß nicht gekriegt; denn nach der Zeit hab' ich nur noch einen von dir bekommen, welches denn auch leider! der lezte war, ich weiß nicht, ob du dich noch was davon erinnern kannst? Er war nicht lang, und du beschwertest dich, daß ich gar nicht schriebe — auch erzähltest du scherzweise einen Traum, welchen du von uns gehabt hättest. — Bei so bewandten Umständen nun, hatte ich groß Verlangen an dich zu schreiben; jedoch hatte ich das Herz nicht wider einen Brief auf der Post zu geben. Ich bat also nach einiger Zeit den Pfarrer C., wenn der Superintendent etwa an meinen Bruder schriebe, so wollte ich einen Brief mit einlegen, welches mir auch Hr. C. versprach; ich sezte mich also hin und schrieb aus Leibeskräften — weil der Brief fertig war, trug ich ihn selber nach R. und dachte nun, es wäre Alles gut, es vergingen wol drei Monat, eh ich Hrn. C. wider zu sprechen kriegte, ich freute mich also schon immer im Geist auf ein Antwortschreiben; aber vergeblich, denn nach diesen Geschichten brachte mir Hr. C. meinen Brief wieder zurück und sagte: der Superintendent wechselte keine Briefe mehr mit dir — war es nun andem oder nicht, das kann ich nicht sagen, ich mußte mir also gefallen lassen, meinen Brief wider zu nehmen — und riß ihn in Stücken und trat ihn mit Füßen. — Nach diesen Geschichten kam denn endlich die Nachricht, daß du Würzburg verlassen hättest und damit war denn für mich alles aus an dich zu schreiben; jedoch kann ich dich heilig versichern, daß ich mir alle mögliche Mühe gegeben habe an dich schreiben zu wollen; aber ich habe keine Gelegenheit finden können. Vergangenen Winter hörte ich nur so von weiten, es wäre ein Soldat aus Königsberg hier, ich ging gleich geradeswegs zu die Leute hin unter der Zeit, da mein Alter seine Bauern aus B. durch sein andächtiges Geschrei aus dem Schlaf erweckte — ich fragte den Königsberger, ob er mir nicht Nachricht von dir geben könnte, und dann war ich willens zu schreiben. Aber was der Teufel nicht thut, denn war der Narre aus Königsberg in der Neumark, ich war also im April gegangen. Weil ich izt nun sichere Gelegenheit habe und mir die Frau von — — — (ich kann ihren Namen wahrhaftig nicht schreiben) auch versprochen hat, wenn sie von Königsberg wider nach M. schreibet, so sollst du einen Brief mit einlegen, welches ich denn sehnlich erwarten werde. Ich bitte dich also mein theurer, bester, herzlich geliebtester Bruder — bei meiner Dankfestshaube bitte ich dich! erzähle mir doch die lautere reine Wahrheit, warum du eigentlich von Würzburg gegangen bist, und warum dich denn der Teufel sichtbarlich geritten hat, daß du Soldat geworden bist? Dieses Alles und noch viel mehr möcht' ich sehr gern von dir selber hören.

Du wirst vermuthlich gerne wissen wollen, wie dein Vater eigentlich gegen dich gesinnt ist? Nach meinem Urtheil bist du und deine Ausschweifungen ein nagender Wurm an seinem Herzen — eine Folter — eine Hölle auf der Welt. — Zu den Leuten spricht er beständig, es sei ihm in Ansehung deiner Alles gleichgiltig. — Deine Ehrentitel sind ohngefähr: der Pflichtvergessene — Ehrvergessene — lüderliche Bösewicht. — und dann mitunter mein Baron! hernach solchen Affen, Narren, Flegel — daß

es betrübt zu hören ist, und dabei will er ganz vergnügt scheinen; aber ein Kind kann es einsehen, daß es nur leere Worte sind — ich denke du wirst selber leicht einsehen können, daß die Gleichgiltigkeit ihm gar nicht ähnlich sieht; denn du weißt wol, daß er weiland gerne dicke mit seinem gelehrten Magister that, und dann das Geld, das viele Geld — welches der Teufel alle geholt hat — seine Liebe gegen dich die sehr groß war, welches du doch hoffentlich nicht leugnen wirst? Sein hoffnungsvoller Sohn, sein Trost, sein Stab — nach seinem Tode noch, die Stütze seiner Familie. Das waren seine ehmaligen Gedanken, seine süßen Vorstellungen — — aber nun, nun ist Alles aus — und was hat er vor alle seine Liebe? — Schwarzen Undank — sein einziger Sohn würdigt ihn nicht einmal einer Zeile — doch genug davon, keine Vorwürfe von meiner Seite, mein theurer Bruder! was einmal geschehen ist, ist nicht wieder zu ändern, das muß man also vergessen, und ich kann dich heilig versichern: du bist meinem Herzen eben noch so theuer und werth wie jemals, es soll und kann auch nichts in der Welt meine Liebe gegen dich mindern — ob wir gleich oft hören müssen, wie du selber noch wissen wirst, du wärst unserer Liebe nicht werth und hättest uns um Alles gebracht und das aus bösem Herzen — allein ich hoffe, du wirst meine Denkungsart noch kennen, daß ich bei allen deinen vorigen Ausschweifungen, wo der Alte bezahlen mußte, niemals gedacht habe, daß du ein böses Herz gegen deine Schwestern gehabt hättest; sondern nur daß dein leichtsinniges Gemüth und deine Leidenschaften alle die Ausschweifungen verursacht haben; und überdem muß ich selber sagen, daß wir nach meinem Urtheil, überhaupt betrachtet, auch nichts mehr hätten, wenn du beständig ordentlich gewirthschaftet hättest, denn ich muß dir zu deinem Trost sagen, wenn's dir anders ein Trost ist, daß nun wol so ziemlich Alles wieder eingebracht ist — denn wir haben davor schlechter gelebt u. dgl. wie du schon bei deinem Hiersein mit empfunden hast, und die Zeit die einmal vorbei ist, mag gut oder schlecht gewesen sein, es ist ebenso viel — ich versichere dich also hiermit aufs Neue, daß ich dich in meinem ganzen Leben, was das Geldkosten anlanget, nie einige Vorwürfe machen werde, wie ich dir auch schon oft gesagt habe — es mag mich nun in Zukunft gehn wie es will, so weiß ich doch, daß du dazu nichts beigetragen hast — und du bist und bleibest doch mein lieber Bruder — Nun noch eins davon, dein Vater spricht sehr oft von den 40 Thalern die du ihm noch schuldig bist, er ist immer auf sich selber böse, daß er sie dir gegeben hat und könnte es kommen, wenn er einmal wider an dich schreiben sollte, denn man kann doch nicht wissen, so würde er dich stark mahnen, und dann nach der alten Leier — — ich brauche es nicht, du bist ein Dieb an deinen Schwestern u. dgl. ich bitte daher im voraus, wenn du wider mit deinem Alten Briefe wechseln solltest und darin denn das Alles widerholt würde, wie sehr natürlich ist, daß du uns ja im geringsten nicht die Schuld beimissest, denn du weißt wol wir können nichts dafür, und des Vaters seine vorgeblichen Schulden die er an dich zu fodern hat, sind dir von uns, wie du weißt, lange geschenkt und es ist doch wahr, er braucht nichts und es ist also mit seiner Schuldfoderung gequengelt und weiter nichts. Bei dem allen aber muß ich dir sagen, daß Papa dich dennoch herzlich liebt, ob er sich schon damit nicht heraus läßt; denn er erkundigt sich bei allen Gelegenheiten sehr sorgfältig nach deinen Umständen, und wenn er hört, daß es gut um dich steht, so ist es ihm überaus erfreulich, wenn gleich sein Mund spricht: der Schlingel, der Flegel, der Taugenichts, er mag zum G— gehen — u. dgl. Wenn also Ihre Wolweisheit sich so weit herablassen könnten und Ihren Vater mit einem gnädigen Brief beehrten, so thäten Ihro Hoheit meines Erachtens sehr wohl; doch überlasse ich dieses Dero bessern Einsicht — denn unser einer ist nur in Betrachtung des hochgelehrten Herrn Bruders ein geringer Wurm, eine Raupe, eine Made, eine Käsemilbe, ein gar Nichts, ein weniger als Nichts — Amen, Halleluja! Gute Nacht, Bruder Jakob, schlaf wohl, es schlägt zwölf Mal, mein sehnsuchtsvoller Geist wird diesen Augenblick vor deinem Bett erscheinen — oder bist du bei den Mädchen und beim Wein? so wünsch ich dir: reizend schöne — ich kann's nicht weiter — und lege mich also ins Bette —

(Der Beschluß folgt.)

Die Überschwänglichen. Komischer Roman von **Ludwig Bauer**. Zwei Bände. Stuttgart, Hallberger. 1836. 8. 3 Thlr.

Wenn die Begriffe von Überspannung und Überschwänglichkeit sich auch nahe berühren, so möchten wir doch nicht behaupten, daß beide Worte Dasselbe bezeichneten. Im Überschwänglichen wird stets etwas Richtiges und Wahres vorausgesetzt, das nur das rechte Maß verfehlt; in der Überspannung ist der Irrthum primitiv und wird durch das Übermaß bis zum Verzerrten gesteigert. Diese letztere ist die Seelenlage der Helden dieses komischen Romans, dem der Verf. daher lieber und richtiger den Titel: „Die Überspannten" hätte geben mögen. Die Überspannten, deren Verkehrtheiten uns hier dargestellt werden, sind aber keine andern Personen, als eben jene widerwärtigen und heillosen Staats- und Weltreformatoren; jene jungen, vom Schulstaub eingehüllten und umnebelten Köpfe, welche nun schon seit 17 Jahren so viel Unheil über unser Vaterland gebracht haben; jene Freigeister, deren Pedantismus an das Unbegreifliche streift; jene Wohlwollenden, die unverständig so viel Übel anrichten; jene Denker, die bis zum Kern des Gedankens nicht durchzudringen vermögen; jene Philosophen mit Brechstangen und Dolchen; jene Weisen, die von dem ersten Elemente aller Weisheit, Kenntniß und Selbsterkenntniß so weit abstehen wie von der Sonne die Nacht; jene Bedauernswürdigen endlich, die die kurze Lust, den Kitzel, zu verbessern, was sie nicht kennen, mit einem ganzen Leben voll Schmach, Reue und Elend büßen.

Auf die Belehrung dieser verlorenen Seelen hinzuwirken, ist eine vergebene Mühe; es ist keine Hoffnung da, daß der Dünkel sich der Instruction füge, keine Aussicht, daß jene, von Afterweisheit groß gezogenen, von Wahn geblähten Gemüther zu der Einsicht gelangen, wie sie vor allen Dingen mit dem Lernen, d. h. mit der Erkenntniß des Bestehenden und der Gründe seines Bestehens, anfangen müßten. Unter solchen Umständen können wir es nicht tadeln, wenn der Versuch gemacht wird, durch Spott und Gelächter da zu wirken, wo der Belehrung jeder Weg verschlossen wird, wenngleich uns andererseits die Sache zu ernst, oder wenigstens jetzt noch zu ernst für die launige Behandlung erscheint. Zum mindesten muß der Spott feierlich und herb sein; er muß das Frivole und das Witzige, er muß vor allen das Kleine ausschließen, wenn er seiner Absicht entsprechen soll. Er muß einer poetischen Ironie nachringen und die Verzerrung das Abschreckende mehr als das Lächerliche zeigen. Aus diesem Gesichtspunkte verdient der vorliegende Roman nur ein sehr beschränktes Lob. Die Auffassung der beiden Hauptquellen jenes unseligen weltreformirenden Dünkels, religiöser und historischer Enthusiasmus, wie er in den beiden Hauptfiguren Angelicus Streckfuß und Baron Wolfram von dem Querfeld dargestellt wird, ist allerdings richtig und löblich; aber der Verf. verliert sich, besonders im ersten Bande, in zu viele kleine Bilder, stellt das Minutiöse allzu sehr heraus, unterhält uns zu lange Zeit mit Studentenstreichen und geschmacklosen Geschichten und sinkt überhaupt allzu sehr auf die Tiefe, ohne doch den Grund der Sache zu erreichen, als daß wir nicht wünschen sollten, er hätte sogleich mit dem bessern zweiten Bande des Romans begonnen. Man muß zwar etwas darauf rechnen, daß uns zweite Bände in der Regel besser gefallen als erste — wir akklimatisiren uns auch an die kälteste Ideensphäre — indessen scheint uns dieser zweite Band, weil er der Ironie würdigere Verhältnisse liefert, doch besser und anziehender als der erste, der des religiösen Enthu-

siasten kleine Lebensschicksale behandelt. Im zweiten Bande wird Wolfram Fürst, und endlich Kaiser von Hohensar. Sancho Pansa's und Siegfried von Lindenberg's classische Regierungsprincipe sind bekannt und von vielen Geschlechtern belacht worden; über Kaiser Wolfram's souveraine Verkehrtheiten wird man weniger lachen, aber wol Einiges daraus lernen können. Die Empörung der hohensarischen Unterthanen ist sehr natürlich, Wolfram wird flüchtig und verabredet nun mit seinen alten Genossen, Streckfuß und dem Finanzmann Schwenkle, der sehr gut gezeichnet ist, einen Angriff auf Frankfurt. Hier fällt der Verf. etwas aus der Rolle: er plumpt aus dem poetischen Luftkreis in die Wirklichkeit allzu kühn hinein. Genug, bei diesem Attentat wird die ganze Gesellschaft aufgehoben, aus Gnaden aber Streckfuß nach seiner Bierbrauerpfarre in Hinter-Lausebow und Wolfram in sein verfallenes Schloß Dornbirn relegirt. Nur Schwenkle macht sein Glück und soll jetzt einen ansehnlichen Posten in Berlin bekleiden. Diese Lösung ist gut, weil sie nicht tragisch ist und beweist, daß man die Narrheit ihre Straße gehen lassen kann. Nur wenn sie gefährlich wird, soll man sie einsperren.

Einzelne Gemälde sind dem Verf., der ein gewisses Maß komischen Talents für sich in Anspruch nimmt, wohl gelungen. Das Kaiserreich Wolfram's steht für sich vergnüglich genug da. In komischer Darstellung ist die Schlußscene vortrefflich; besonders gefällt uns die Stelle, wo Streckfuß dem aus dem Traum aufgeschreckten Fernhaber theils die Sünden des deutschen Bundes, theils die Hosen, Strümpfe und Stiefeln vorhält. Es ist viel launige Combination in diesem Buche, ohne daß sich eben geniale Erfindung zeigte, viel glückliches Gedankenspiel, ohne daß sie eben sehr witzig wäre, und manche gelungene Stelle, ohne doch eben ein gelungenes Werk zu bilden. Immerhin möchten wir den Ton der Erzählung einigermaßen erhöhen, über das Geringe wegspringen, sich vordrängende Trivialitäten vergessen und dem Kern der Sache näher treten. Eine Abendstunde scherzt dies Buch indeß doch ganz angenehm hinweg und läßt den Eindruck eines mit Talent gebildeten Gemäldes, das uns hier und da Erfreuliches darbot, zurück. 21.

Aufenthalt und Reisen in Mexico in den Jahren 1825—34. Bemerkungen über Land, Producte, Leben und Sitten der Einwohner und Beobachtungen aus dem Gebiete der Mineralogie, Geognosie, Bergbaukunde, Meteorologie, Geographie u. s. w., von Joseph Burkart. Mit einem Vorworte von J. Nöggerath. Zwei Bände. Mit elf Karten und Kupfertafeln. Stuttgart, Schweizerbart. 1836. Gr. 8. 6 Thlr. 16 Gr.

Der Verf. des vorliegenden Werks, ein auf Universitäten, Akademien und Reisen wissenschaftlich ausgebildeter Bergmann, 1824 Secretair bei dem königlich preußischen Bergamte zu Düren in den Rheinprovinzen angestellt, erhielt im folgenden Jahre einen Ruf von der englischen Tlalpujahua-Bergwerks-Compagnie, die technische Leitung ihres Bergbaues in Mexico zu übernehmen. Er folgte ihm, beurlaubt von seiner Behörde, und führte dieses Geschäft drei Jahre lang. Dann unternahm er einige wissenschaftliche Reisen in den vereinigten mexicanischen Staaten, vorzüglich nach den Gegenden von Mexico, Real del Monte, Atotonilco el Chico, Zimapan, Guanaxuato, Zacatecas rc. Im September 1828 trat er als technischer Chef für den Bergbau von Veta grande in den Dienst der englischen Bolanos-Bergwerkscompagnie. 1834 kam er nach Deutschland zurück und arbeitete im Laufe des Jahres 1835 sein Werk aus, auf das wir hier nur im Allgemeinen aufmerksam machen können.

Mit voller Überzeugung läßt sich davon sagen, daß dasselbe einen großen Schatz an mineralogischen, geognostischen und bergbaulichen Bemerkungen in Worten und Bildern und unter diesen insbesondere zahlreiche Beobachtungen über die Erzlagerstätten und über die Vulkane Mexicos der heutigen und längst vergangener Zeit enthalte, daneben aber auch dem Geographen, dem Historiker, dem Alterthumsforscher, dem Statistiker, dem Staatsmann, dem Fabrikanten, dem Kaufmann u. s. w., überhaupt jedem gebildeten Mann reiche Ausbeute, Belehrung und Unterhaltung darbieten werde. Es enthält sehr schätzbare Ausführungen der classischen Arbeiten A. v. Humboldt's über Mexico und möchte auf diese Weise als ein Seitenstück zu denselben angesehen werden können. 78.

Notiz.

Die wahre Wissenschaft führt immer zur Gottheit zurück. Wenn Lalande in einem seiner Briefe das Geständniß machte, er habe lange genug am Himmel gesucht, aber die Gottheit nicht gefunden, so beschloß dagegen Kepler, der große und verkannte Mann, eins seiner inhaltschweren astronomischen Werke mit folgendem Gebet, das, als ein denkwürdiges Actenstück aus den Tempelhallen hohenpriesterlicher Wissenschaft, hier wol eine Stelle verdient: „Es bleibt mir nun nur noch die Eine übrig, daß ich meine Augen und meine Hände von der Stätte meiner Nachforschungen empor gen Himmel richte und demüthig und andächtig zum Vater des Lichts bete. O du, der durch das Licht der Natur in uns ein Verlangen entzündet nach dem Licht der Gnade, durch welches du uns führen willst in den Glanz deiner Herrlichkeit; ich danke dir, mein Herr und Schöpfer, daß du mich durch dein Erschaffen erfreut hast und ich als das Werk deiner Hände hervorgegangen bin. Siehe, hier habe ich ein Werk meines Namens vollendet, mit so viel Geistes- und Gedankenkraft, als du mir verliehen hast. Ich habe den Menschen den Preis deiner Werke verkündigt (wenn sie nur auf meine Stimme hören wollen), so weit mein endlicher Geist sie in ihrer Unendlichkeit begreifen konnte. Mein geistiges Bestreben ging rastlos dahin, die Wahrheit der Dinge durch die Philosophie zu ergründen; doch wenn ich irgend einen Gedanken gehegt, der deiner nicht würdig war — ich Wurm, der ich in Sünden geboren und gesäugt bin — so leite mich dazu, daß ich mich bessern möge. Hat mich meine große Liebe zu der Schönheit deiner Werke zum Irrthum geführt und war diese Liebe und Bestrebung ein Vergehen? oder war es etwa meine eigne Verherrlichung, wonach ich strebte? Nein, sondern zu deiner Ehre habe ich mein Werk vollendet; findest du aber dennoch, daß dem so sei, o, so vergib mir in Gnaden und wende es nur so, daß, was Gutes an meinem Werke ist, seine geistige Frucht bringen möge."

Wenn man eine so tiefinnerliche, begeisterte und andachtsvoll-demüthige Weihesprache vernimmt, aus welcher zugleich mit der Macht der Erkenntniß auch die volle Anerkennung jenes höchsten und reinsten Nur-in-Gott-Seins und Nur-in-Gott-Denkens redet, dessen Wahrheit und Gewißheit seit Jahrtausenden das Selbstbewußtsein aller wahren Philosophie bildet — wie wird Einem dann zu Muthe über dem Geschwätz unserer Tage? So sprach Kepler; so sprachen sonst die Vertreter alles Denkens, Dichtens und geistigen Schaffens. An solchen Fragmenten aus einer edlern Zeit erkennen wir die ganze schauderhafte Gebrechlichkeit der unserigen. Wir haben keine solchen Vertreter mehr, und bald wird es dahin kommen, daß wir auch kein Gefühl und keinen Widerklang mehr für jene längst verschwundene Erhabenheit des menschlichen Denkens in unserer Brust werden auftreiben können. Und doch wäre dies gänzliche Austrocknen aller geistigen Quellen beinahe aufs innigste herbeizuwünschen; denn an dem Feigenbaume, wenn sein Blatt welk wird, merkt ihr, daß die Ernte nahe ist und nun der Herr seine Schnitter aussendet, um sein Gut zu schneiden. 11.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Dienstag, —— Nr. 10. —— 10. Januar 1837.

Brief einer Pfarrerstochter an ihren Bruder, nach einer Abschrift Hamann's mitgetheilt.

(Beschluß aus Nr. 9.)

Den 1. Oct.

Ich sollte dir nun wol mein theurer Bruder billig sagen, wie wir bisher gelebt hätten; allein unser christlicher Lebenswandel ist sehr einförmig wie du wol weist und also nichts weniger als unterhaltend. Ich bin, wie ich dir hiermit im Vertrauen gesagt haben will, weder gestorben noch krank gewesen, ich habe weder geheirathet noch gefreit — Heirathen wirst du wol in deinem Leben nicht, dafür aber desto öfterer freien — ich bitte daher deinen Weibern und Kindern unbekannterweise mein Compliment zu machen — Ich bin weder verliebt gewesen, noch — — — Doch daß ich dir keine Lügen schreibe, muß ich dir sagen: daß ich vergangenen Winter das Unglück hatte, mich bis zum Sterben zu verlieben — — Sachte, sachte! Ihr Schutzgeister der Keuschheit beschirmt meine Schwester! sagst du hierbei und weiter: wer war denn so glücklich deine Liebe im höchsten Grad zu erhalten? Ja Alles zu wissen bist du noch viel zu jung, mein trauter Freund, und überdem so kennst du ihn doch nicht, ich könnte dir selbigen wol ein wenig schildern, aber in der That sehr unvollkommen — denn er ist so liebenswürdig, so reizend — daß ich meinen Verstand verliere wenn ich Ihn beschreiben will — Herr Vater Amor ist zu alt zum Reiz der an sich zieht: Die Heiligste selbst bleibt nicht kalt die meinen D.. sieht — der Reiz der Dichtkunst ist vereint in Bildung, Wuchs, Gesicht; doch mahlen seine Seele, Freund, kann keine Dichtkunst nicht — — Er hielt sich nur ein halb Jahr in J. auf, hernach ward er mir entrissen — auf ewig entrissen — geschwind mache ein Klaggedicht, ich fange gleich an zu greinen — ach! ach! am 18. April sah ich ihn zum letzten Mal — Bei einer Flasche Wein sagten wir uns das letzte Lebewohl — bleiben sie ewig meine Freundin, war sein letztes Wort. Sehr beklemmt war meine Brust, theurer Dietrich, meine Lust — ach, mein Herz möchte mir diese Stunde noch aus dem Leibe fahren — Je zum Teufel, schwere Noth! Mädchen bist du bei Verstande? fängst du an zu schreien und wirfst meinen Brief in aller Eile zur Erde — denn so ist eure Denkungsart, ihr würdigen Mannspersonen, wenn sich ein Frauenzimmer in aller Unschuld verliebet, so ist sie in euern Augen gleich ein Scheusaal, da ihr hingegen euch Tag und Nacht handgreiflich verliebet und dabei doch für brave Kerle wollt gehalten werden; aber das macht eben eure verdorbene Sittenlehre, ihr macht ein verteufelt gelehrt Gesicht — und sprecht und schreibt Alles was ihr nur immer wollt, und wir Frauenzimmer dürfen weder eure Schriften loben noch tadeln, denn dazu sind wir viel zu unwürdig — Doch wieder auf meinen Dietrich zu kommen, heirathen konnte ich ihn nicht, denn es fehlten mir nur ein paar tausend Thaler, und er war selber ein armer Herr — und freien wollt' ich ihn nicht — ich habe also weiter nichts thun können als meine Augen an ihn weiden — wo er nun gegenwärtig ist, weiß ich nicht, er wollte sein Glück in der Welt weiter suchen, vielleicht kriegst du ihn einmal zu sprechen, denn wer weiß wo dich der Himmel noch hinführt — Weil ich nun so schmerzhaft von meinem D. getrennt ward, hab' ich geschworen mit einem theuern Eid, bei meines Vaters seinem Priesterrock hab' ich geschworen, mich in meinem Leben nicht wieder zu verlieben — und wenn ich einmal heirathe, so mag derselbe weder schön noch angenehm sein; denn zum Mann ist er immer gut genug; denn weil ich selber nichts weniger als schön und angenehm bin, dabei zur Frau aber doch gut genug, so haben wir uns nichts vorzuwerfen. Du wirst mir doch hoffentlich ein Hochzeitgedicht verfertigen, wenn du immer daran anfangen willst, so kannst du deine Maßregeln darnach nehmen: daß der Bräutigam über 40 Jahr alt ist und viel Kinder — Gott sei bei uns! — hat. Seine übrigen Eigenschaften sind gut — doch in Gedichten wird Alles gelobt — ich werde seine dritte Frau — Meine Eigenschaften und mein Alter weist du selber, du kannst also dein Gedicht nur fertig machen; denn vielleicht gibt mein alter Vater seinen Willen nicht zu der Heirath — und dann hab' ich doch ein Hochzeitgedicht. Meine Schreibart wird sehr kindisch wie ich merke, und du wirst dich daher in meinem Namen sehr schämen; aber wahrhaftig ich wollte dich nur ein bischen ärgern, und der Brief mag ja so lang werden als er will, darfst du doch kein Postgeld geben.

Den 2. Oct.

Wie ich höre, so sollst du dich immer viel Geld verdienen, und doch hab' ich noch niemals gehört, daß du daran gedacht hast deine Schulden in Halle und Leipzig zu bezahlen, denn es kommen noch immer zuweilen Schuldbriefe hieher. Die Frau M. ist zweimal selber hier gewesen, und es ist doch in der That empfindlich, daß die Leute mit Gewalt verlangen, dein Vater solle bezahlen, und sind unverschämt genug ihn ungerecht zu nennen. Unter andern hat dir die M. gewünscht: daß du lieber hättest mögen Hals und Beine brechen als in ihr Haus kommen. Kurz nach Ostern war sie zuletzt hier, sie heulte und schrie abscheulich, und drohte am Fürsten zu gehen, auch sagte sie: ihr Mann sei aus Gram über deine Schuld gestorben, und sie wäre nun genöthigt als Magd zu dienen in D. bei den Juden — über solch Geschwätz nun muß einem freilich angst und bange werden. Ich kann dir auch versichern, wenn ich an meines Vaters seiner Stelle gewesen wäre, so hätt' ich ihr wenigstens die Hälfte hingegeben und laufen lassen — denn solch Greinen und Klagen kann ich unmöglich mit anhören, ob es freilich größer gemacht wird wie es ist. Ich kann aber gar nicht begreifen, wie du es nur über dein Herz bringen kannst, den Leuten das Ihrige nicht wieder zu geben; denn Sünde und Schande nicht zu gedenken, weil das nur Dinge sind, die bei kleinen, einfältigen Geistern in Betrachtung kommen, im Gegentheil aber bei weisen, hochgelehrten Männern nur leere Hirngespinnste sind — — aber Sünde und Schande bei Seite gesetzt, möcht' ich Ew. Wohlweisheit dennoch fragen: wie es Ihnen gefallen würde, wenn Dieselben sich so schändlich betro-

gen sähen? Ich bitte demüthigst um Verzeihung, daß ich von Dero Schulden zu reden mich unterstanden habe. Ich habe immer geglaubt, du hättest ein für schöne Handlungen empfindliches Herz, und das wären noch lange keine schöne Handlungen, wenn du auch zwei Jahr lang Brot zu Brote äßest, um dadurch deine Schuldleute zu befriedigen.

St. ist, wie du selber weißt, kein Buch für mich; allein ich freute mich doch, als er ankam. Wenn der Übersetzer ein anderer als mein Bruder wäre, so würde ich gar nicht darin gelesen haben; ich habe zwar nur ein wenig herumgeblättert und meine Betrachtung gemacht über die verflossenen Zeiten, wie du daran arbeitetest, wenn ich drin lesen wollen, immer meine Augen regnen lassen. — Die Vorrede ist etwas für mich; du bist aber doch nicht felsenfest bei der Wahrheit geblieben. Papa wollte immer vor Freuden außer sich werden über deinen St., ob du gleich so großmüthig handeltest und ihn nicht selber mit einem Briefe schicktest; er rufte uns Alle zusammen aus der Küche und Garten — Theil an der Freude zu nehmen. Hr St. ist schön eingebunden und eine geraume Zeit in Gesellschaften — nachdem die Materie vom schönen Wetter abgehandelt und genug von dem Blutauswurfe des Hrn. Oberpredigers zu I. gesprochen war — die einzige Unterredung gewesen.

Im Frühjahre waren wir so glücklich, einige Stück königsberger Zeitungen zu erhalten, ingleichen ein Hochzeitgedicht aus deinem Gehirn. Der Superintendent in D. hatte diese Sachen bei unserer Tante geschickt, solche nach I. an ihren Bruder zu schicken, und weiter nichts. Wir wissen also nicht, wie sie eigentlich nach D. gekommen sein; denn weil der Superintendent, mein lieber Pathe, eben kein guter Freund von meinem Vater ist, so macht er es grade wie du mit dem St., und ebenso, wie ich's mit meinem Mufti mache, wenn er davongelaufen ist und ich ihn also zu unwürdig halte, Brot aus meinen Händen zu geben, doch aber auch nicht hungern lassen will; daher leg' ich ihm Brot auf der Erde, wenn er es nicht sieht, und gleich bin ich fort, daß er es nicht in meiner Gegenwart verzehren darf, und dabei ermangelt meine Eigenliebe nicht, meiner vermeinten Großmuth ein sehr verbindlich Compliment zu machen.

Den vorigen Sommer mußten ich und Friederike eine sehr herkulische Arbeit unternehmen, welche sich vor Frauenzimmer gar nicht schickte und am wenigsten für Idioten. Du kannst wol nicht rathen, worin die Arbeit bestund? Die Bücherkammer ward gereinigt. Du wirst dir wol den Lärm im Geiste vorstellen können, welchen solches verursachte; denn erstlich mußte jedes Buch durch unsere angenehmen Hände spazieren und dabei denn das Brummen von deinen Schwestern: „Zeter Schwerenoth" — „Verflucht über die Teufelsbücher" — „Herkules hilf uns doch" — „Wenn doch nur Jakob da wäre, der hatte so nichts zu thun"; — dann wurden die Bücher alle in die große Stube gesetzt, unterdessen der Maurer die Kammer säuberte, und dann zum Unglück hatten die Mäuse sich durch die Kornkammer hineingefressen, sonst wäre sie wol noch nicht geweißt worden; das war nun eine schöne Wirthschaft von Mäuseketeln; — die Bücherschränke mußten alle gescheuert werden. — Pfui Teufel! Aber, Dank sei es dem Apollo! es waren eben keine guten Bücher zerfressen. Hernachmals haben wir die Bücher ganz allein wieder in Ordnung gebracht; denn dein Vater ist noch ein wenig fauler als du, der hat uns gar nicht geholfen. Die Arbeit magst du nun in Versen oder Prosa besingen, dabei uns aber auch große Lobeserhebungen machen.

Nun fehlt noch in diesem Briefe die Neuigkeiten zu schreiben; allein ich wüßte eben nichts Merkwürdiges dir zu berichten, und überdem hast du wol mit deinen eignen Neuigkeiten so viel zu thun, daß du in I. keinen Menschen mehr kennst. Weil der Brief aber so sehr kurz ist, will ich doch zum Überfluß noch ein wenig fortschwatzen. Am 11. Mai dieses Jahres ist Charlottchen die Dicke mit dem kunsterfahrenen Apotheker Hrn. Benjamin dem Magern verheirathet worden; ich habe ihr gesagt, daß ich an dich schreiben werde, also läßt sie ihr Compliment an dich machen. Wenn ich das Glück haben werde, daß du einmal an mich schreibst, dann mache Charlottchen ein Compliment und sage ihr noch sonst Verbindlichkeiten — so was, das Unsereiner gern hört; dann richte aber einige Zeilen so ein, daß ich's ihr selber kann lesen lassen — darob wird sie sich gewiß freuen; denn das arme Mädchen bildete sich immer ein, du wärest in der That in sie verliebt, und damit that sie ganz dicke; sie hat sich zum Leuten berühmt, du würdest sie, sobald es nur immer möglich wäre, heirathen. Sie hat sehr oft und gern von dir mit uns gesprochen und deinen zärtlichen Abschied von ihr zum öftern gegen uns gerühmt und dabei gesagt, wie sie acht Tage lang über dich geweint habe — sie ist also in dich verliebt, davor nun kannst du ihr ja leicht was Zärtliches vorsagen, weil du so weit entfernt bist, kann es doch ihrem lieben Ehemanne nicht schaden.

Hr. H..., mein ehemaliger Liebhaber, ist seit anderthalb Jahr verheirathet, darob nun habe ich meine Kleider zerrissen und die Haare ausgerauft; denn du wirst wol noch wissen, daß ich vor Zeiten aus Liebe gegen ihn, ohne alle Ceremonien, gleich mein treues Herz aus dem Leibe herausgerissen und dem theuern H... zu Füßen gelegt hätte. Er hat eine von seinen Cousinen aus S. genommen, ich habe aber nicht das Glück, sie zu kennen; sie haben, dem Himmel sei Dank! auch schon ein Kind.

Cantors Gottfried heirathet auch schon und wird künftigen Sonntag zum letzten Male aufgeboten; daß er Schulmeister in G. ist, weist du ja wol schon? Er hat es noch viel besser als du, denn er lebt, nimmt ein Weib und stirbt. Er wird bei seiner einförmigen Lebensart lange das Ungemach nicht ausstehen, welches du schon gelitten hast und mit der Hülfe des Himmels noch kriegen wirst. Jetzt macht' ich's wie unsere Mutter, darüber du dich immer so ärgertest, wenn sie dir Gottfrieden und Kasimir und Christ-Heinrich u. s. w. zum Exempel vorstellte.

Von den geistlichen Creaturen was zu gedenken, muß ich dir sagen, wenn du es noch nicht weist, daß Hr. C. zweiter Prediger in D. geworden.

Ach! eine große Merkwürdigkeit nicht zu vergessen. Ich habe vorm Jahre in St. bei Hrn. S. Gevatter gestanden; meine Pathe heißt Sophie Wilhelmine. Diese Sache von Wichtigkeit bitte ich, in dein Tagebuch zu schreiben und dabei nicht vergessen, meiner Pathe zu wünschen, daß sie möge aufwachsen in allen Züchten und Ehren, in aller Keuschheit, wie ihre Jungfer Pathe, ihren Ältern zur Freude und Contentement, Amen!

Vor zwei Jahren ist meine erste Pathe, der kleine Leopold, den du so lieb hattest, gestorben, welches mich immer noch nahe geht, wenn ich daran denke, und kurz nach ihm auch Getteminchen, seine Schwester, die sich so vor dich fürchtete.

Eben jetzt, weil ich vom Sterben rede, fällt mir ein (weil ich das ein geschrieben habe, macht Papa auf einmal die Stubenthür auf, denn ich sitze in meiner Hinterstube und bin so begierig zu schreiben. Rickchen sitzt neben mich und bessert Strümpfe aus — mit Respect — Mama schneidet Mohrrüben und Papa ist in der Wohnstube mit seiner düstern Lampe; es hat schon neun geschlagen und doch plagt mich der Teufel, daß ich immer fortschreibe. Weil nun die Thür so hurtig aufgeht, erschrecke ich und schmeiße den Brief geschwind unter den Tisch; aber indem ich aufspringe, bin ich so ungeschickt und werfe die Lampe um und alles Öl auf den Tisch und die Lampe ausgelöscht, weil Papa nun gute Nacht sagte, denn er wollte eben zu Bette gehen, war es finster in unserm Loche; er war aber so gut, daß er nicht darauf merkte, und ging immer in seiner Unschuld fort. Nach diesem Schreck nun, eh' ich weiter fortschreibe, wollt' ich dir dieses erst erzählen), daß du es ja wol noch nicht weist, daß unsere Großmutter gestorben ist; es war am 5. Febr. 774, da sie im 86. Jahre starb. Die Tante ist nun ganz allein noch in derselbigen Wohnung.

Unsere Nachbarin, die allerböseste Frau in ganz I., ist in diesem Jahre auch abgesegelt. Hr. L. ist dadurch von seinem

übel erlöst und hat doch, wie ich vernommen, beim Begräbniß wie ein alt Weib geweint.

Unsere liebe kleine geschäftige, gesprächige Frau Amtmännin von R. mit ihrem schönen Minchen und ihrer ganzen Familie befinden sich noch ganz wohl — — nur Justchen, Justchen, dem immer so viel Partien angetragen wurden, kann noch gar keine reiche Frau kriegen. Der Fürst läßt ein neues Wohnhaus in R. bauen, daß Martha ihre Mobilien und besonders die vielen Betten zu lassen weiß. Künftigen Sommer werden sie es bewohnen und dann, weil das Gebäude hübsch räumlich ist, kann man die Martha mit weniger Gefahr besuchen, weil der Wind von dem vielen Reden sich eher verziehen kann, als in dem alten Hause, da man immer Gefahr läuft, zu ersticken. Du bist gar nicht gut bei ihr angeschrieben, denn sie sagte unter Anderm bei Gelegenheit zu mir: „Herr Jesu Christ — Ihr Bruder, der macht seinen Ältern rechte Schande — nicht wahr? Was? — ja, ja — das ist ein Mensch, der nicht werth ist, daß ihn Gottes Erdboden trägt. — Ne, ne — das dürften mich meine Kinder nicht thun u. s. w."

Nun muß ich dir noch eine Neuigkeit sagen, die erst geschehen soll; merk' auf! Schwester Rieckchen ist Willens, den Hrn. Cantor H. von R. zu heirathen, und das aus dem Grunde, weil das Feuer seiner blitzenden Augen bis in die innerste Kammer ihres Herzens gedrungen ist. — Weil nun aber ein Cantor eigentlich den Predigern ihr Schafhund ist, möchte der Pastor zu Z. diese Erniedrigung nicht leiden; du möchtest also nur deinen künftigen Schwager in Königsberg zum Soldaten machen — oder noch lieber einen Gelehrten aus ihm machen; denn er hat eine gute Anlage dazu, weil er aus allzu großer Klugheit auf der Stelle närrisch werden möchte. Wenn er, seiner Bestimmung gemäß, zuweilen eine Predigt in der Kirche vorlesen muß, so macht er das Buch ganz zu, wie ich vernommen, und predigt nach Herzenslust — Dergl. Mann kann also wol in 8 Tagen ziemlich gelehrt werden.

Es wird nun endlich wol Zeit, daß ich mit meinem unnützen Geschwätze aufhöre und zum Schluß komme. Ich wünsche nichts so sehr, als dich zu sehen und zu sprechen. Weil das aber sobald nicht geschehen möchte, so bitte ich — herzlich, schreibe ja, sobald es nur immer möglich ist. Mama hat nichts besonders an dich zu bestellen, nur hat sie mich zu wiederholten Malen erinnert, nicht zu vergessen, dich tausendmal von ihr zu grüßen, und sie möchte dich gern in diesem Leben noch wiedersehen. Meinen närrischen Brief hat sie nicht gelesen, wie du wol denken kannst, weil sie sich mit so etwas nicht abgibt. Friederike, welche meinen Brief gelesen hat, küßt den Staub unter deinen Fußsohlen und versichert ihre Liebe. Ich bin und bleibe unverändert deine aufrichtige Freundin und Schwester

Marie Sophie P.

Mein Vogel lebt auch noch und läßt dich grüßen; aber — — ist schon lange todt. Mufti läßt unbekannterweise sein Compliment machen.

Wäre mein Bogen länger, so schrieb ich länger.

Geschichte des Kriegs von 1813 und 1814 in Deutschland und Frankreich, durch den Marquis von Londonderry. Ins Deutsche übersetzt und mit Anmerkungen begleitet durch D. G. v. Ekendahl. Zwei Theile. Weimar, Voigt. 1836. Gr. 8. 2 Thlr. 12 Gr.

Das militairische Publicum, welches durch den Titel des vorliegenden Werks zu der Annahme berechtigt wird, es werde ihm in demselben eine Geschichte des Krieges in den Jahren 1813 und 1814 dargeboten, aus welcher es den Gang der Operationen und den taktischen Verlauf der Schlachten und Gefechte entnehmen könnte, würde sich sehr täuschen.

Der Marquis von Londonderry, in seiner Eigenschaft als Commissair Großbritanniens bei den verbündeten Heeren, befand sich allerdings in der vortheilhaften Lage, richtig beobachten zu können; allein die Fähigkeit, das Beobachtete zu ordnen, die Ereignisse einfach darzustellen und kritisch zu beurtheilen, mit einem Worte: die Haupteigenschaften eines Kriegsgeschichtschreibers fehlen ihm gänzlich. Ref. ist mit der Literatur der Geschichte jener Kriege, theils aus Neigung, theils aus Beruf ziemlich bekannt, aber noch ist ihm kein Werk vorgekommen, das seinem Titel so wenig entspricht und so voll von Unrichtigkeiten ist. Der militairische Werth dieses Buchs sinkt beinahe auf Null herab, der diplomatische, als der vorherrschende wird kaum eine größere Anerkennung finden. Und doch sagt der Verf. in der Vorrede: „Was das Auge eines Kriegers sah, darf ohne Zweifel die Feder eines Kriegers schreiben" — ein Beweis, daß nach seiner Ansicht der militairische Theil der vorherrschende hatte sein sollen. Vergebens sucht man eine klare Darstellung des Operationsplanes, vergebens eine nur einigermaßen genügende Schilderung der Thatsachen, es sind nur flüchtig entworfene Fragmente, welche wie durch Zufall aneinandergereiht erscheinen, was der Leser hier findet. Orts- und Eigennamen sind häufig bis zur Unkenntlichkeit entstellt und von dem Übersetzer nur äußerst selten verbessert. Deutsche Quellen hat weder der Verf. noch der Übersetzer benutzt, von französischen der Letztere nur die unzuverlässigen Werke eines Fain, Norvins und Baudoncourt. Dem ungeordneten Gange des Verf. zu folgen, wäre unerfreulich, wie das mühsame Durchlesen des Buchs selbst. Aber Pflicht ist es, bei einem so strengen Urtheile der Kritik, wenigstens einige der auffallendsten Unrichtigkeiten herauszuheben.

Der erste Theil umfaßt auf etwa 303 Seiten die Ereignisse des Feldzuges 1813 in Deutschland. Als Probe der Auffassung, der Darstellung und des Styls heben wir die (S. 37) erzählte Schlacht bei Lützen heraus: „Es war da um die Mittagsstunde, und ein großer Theil der preußischen Truppen war seit 36 Stunden auf dem Marsche, man machte darum Halt hinter den Höhen, ungefähr eine halbe Meile von Groß-Görschen. Auf diesen Höhen sahen wir die Colonnen des Feindes, welche auf der Straße von Lützen gegen Leipzig vorrückten. Die Erscheinung unserer Bataillone machte, daß ihre ersten Reihen schnell umkehrten und sich gegen die Dörfer wendeten, welche ihr Centrum einnahmen und gegen welche wir unsern Hauptangriff richten sollten. Die erste Linie der Angreifenden bestand aus den vom General Blücher befehligten Preußen; die zweite aus der unter Wittgenstein's unmittelbarem Commando gestellten russischen Division. Die Garde und die russischen Grenadiere mit der Cavalerie der beiden Heere bildeten die Reserve. Nachdem die Truppen sich etwa eine Stunde ausgeruht hatten, begann der Angriff auf die Dörfer und nach einem verzweifelten Widerstande wurden Rahno und Klein-Görschen von den beiden Brigaden der russischen Infanterie unter dem Befehle des Generals Ziethen weggenommen. Dieser Erfolg dauerte mehre Stunden und unsere Colonnen drangen vorwärts und jagten den Feind jenseit Kaya, welches in Flammen stand und welches beide Parteien unbesetzt gelassen hatten. Es war da ungefähr sechs Uhr Abends, und die Alliirten hatten durch einen harten Kampf über eine Meile an Boden gewonnen. Das Dorf Staarnedal am rechten Flügel des Feindes war geräumt, aber der Mangel an hinlänglichen Streitkräften hinderte die Verbündeten, es zu besetzen, obgleich ihre zweite Linie in Bewegung gesetzt worden war. Es war klar, daß Napoleon mit seinem gewohnten Scharfsinn dachte, daß die Entscheidung der Schlacht von dem Besitz der fünf Dörfer abhing, und die Hartnäckigkeit, mit welcher er sie vertheidigte, bewies hinlänglich das Gewicht, welches er auf denselben legte. Es war in der That dieser verlängerte Kampf, welcher den Ausgang der Schlacht bestimmte, weil er dem General Bertrand Zeit gab, mit seiner Division dem rechten Flügel der französischen Linie zu Hülfe zu kommen, während am linken der Vicekönig von Italien, der seine Truppen beinahe von den Mauern Leipzigs zurückgeführt hatte, hinreichende Streitkräfte besaß, um den Versuch, welchen der Prinz Eugen

von Würtemberg mit einem Corps preußischer Infanterie machte, um die Stellung der Franzosen an ihrer linken Flanke zu umgehen, zurückzuschlagen. Diese Bewegung mislang ganz und gar. Der Prinz Eugen, statt den Feind in der Flanke anzugreifen, wurde selbst überflügelt und behauptete seinen Platz in der Linie nur durch eine höchst glänzende Waffenthat. So standen die Sachen am Ende des Tages; ein zweifelhafter und theuer erkaufter Erfolg im Centrum wurde mehr als aufgewogen durch das drohende Ansehen der beiden Flügel des feindlichen Heeres, welches kühn vorrückte, während man nicht hinlängliche Truppen marschiren lassen konnte, um demselben zu widerstehen: so furchtbar machte es die Überlegenheit der Zahl und der brennende Eifer der neuangekommenen Truppen. Auf solche Weise wurde man genöthigt, selbst den Punkt zu verlassen, gegen welchen der Angriff des Morgens gerichtet gewesen war."

„Bevor man den Entschluß gefaßt hatte, die Truppen zurückzuziehen, versuchte man einen kühnen Streich, um dem Feinde die Frucht des Sieges zu entreißen. Sobald die Dunkelheit der Nacht das Unternehmen zu begünstigen schien, erhielt die ganze Cavalerie, welche fast gar keinen Theil am Gefechte genommen, den Befehl, vorwärts zu marschiren, um den Feind zu überrumpeln und ihn aus seiner Stellung zu verjagen, grade in dem Augenblicke, wo er sich am meisten in Sicherheit glaubte. Die Vorposten der feindlichen Linie wurden ohne Schwierigkeit überwältigt, aber die compacte Masse der Infanterie, welche sich hierauf präsentirte, und die Verwirrung, verursacht durch eine tiefe Schlucht, in welche mehre Schwadronen fielen, machten, daß dieser Versuch mislang. Die Angreifenden wurden bald auf allen Punkten zurückgetrieben. Die Alliirten verfehlten nicht allein ihren Zweck, sondern sie beraubten sich des Dienstes ihrer Cavalerie, in dem kritischen Augenblicke, wo es nothwendig wurde, ihre Colonnen vor einem kühnen und siegreichen Feinde sich zurückziehen zu lassen. Der Rückzug ging früh Morgens den 3. Mai vor sich und man nahm die Richtung auf Borna und Altenburg."

Beleuchtet man diese jammervolle Relation näher, so stellen sich folgende Unrichtigkeiten heraus: 1) Von einem sechsunddreißigstündigen Marsche der Preußen vor der Schlacht geschieht nirgend Erwähnung außer in dem vorliegenden Werke. 2) Von einem Umkehren der französischen Reihen beim Erscheinen der Verbündeten schweigen abermals alle Berichte von beiden Seiten. 3) Die Preußen standen nicht in einem, sondern in zwei Treffen. 4) Die russische Division (Berg) stand nicht im zweiten Treffen, sondern rechts neben der Brigade Steinmetz. 5) Die Dörfer Rahno und Staarnedal heißen Rahna und Starsiedel. 6) General Ziethen befehligte nicht zwei russische Brigaden, sondern seine eigne preußische Brigade. 7) Die Dörfer Rahna und Klein-Görschen wurden nicht von den Russen, sondern von den preußischen Brigaden Klüx und Ziethen genommen. 8) Das Dorf Kaya war nicht von beiden Parteien unbesetzt gelassen worden; dasselbe war von einem französischen Bataillon besetzt und wurde von den preußischen Gardefusilierbataillon unter dem Major von Block genommen, und mehrmals genommen und wieder verloren. Der Prinz Eugen befehligte Russen und keine Preußen. 9) Nicht durch die ganze Cavalerie der Verbündeten wurde der nächtliche Überfall versucht, sondern nur von neun Schwadronen unter dem Obersten Dolfs. 10) Der Rückzug ging nicht auf Borna und Altenburg, sondern auf Meißen und Dresden.

Nach dieser Probe glaubt Ref. sein Urtheil gehörig belegt zu haben. Wollte man die Operationen zwischen den einzelnen Gefechten, oder die Schlachten bei Bautzen, Dresden, Kulm und Leipzig auf ähnliche Weise analysiren, so hätte man noch weit mehr zu berichtigen. Nachdem wir aber die bedeutenden Nachtheile dieses ersten Theiles herausgehoben haben, ist es andererseits Pflicht, des wenigen Guten, das es enthält, zu erwähnen. Dahin rechnen wir die Aufschlüsse, welche der Verf. über das zögernde Verfahren des damaligen Kronprinzen von Schweden gibt. Es geht aus des Verf. Erzählung und den mitgetheilten Actenstücken hervor, daß man es hauptsächlich des Verf. unermüdlichen Thätigkeit verdankt, daß der Kronprinz sich endlich entschloß, zur Schlacht bei Leipzig mitzuwirken.

Der zweite Theil ist dem Feldzug des Jahrs 1814 gewidmet, und von der Beschreibung dieses Feldzuges läßt sich in militairischer Hinsicht noch weniger Gutes sagen. Von einem verworrenen Gallimathias über Operationen springt der Verf. zu zehn Seiten langen politischen Tiraden über, die noch ungenießbarer werden durch den geschraubten Styl, in welchem sie vorgetragen sind; nirgend Klarheit, nirgend ein Urtheil, das einen so hoch gestellten Militair nur einigermaßen vermuthen ließe. Wenn es nicht auf dem Titel des Werks stände, Niemand würde glauben, daß dasselbe einen Generallieutenant zum Verfasser habe. Auch hier wimmeln die fragmentarischen Mittheilungen über Operationen und Treffen von Unrichtigkeiten. In der That, der Verf. muß auch nicht eine von den vielen Schriften, welche über diesen Feldzug bekannt gemacht worden sind, gelesen haben, sonst hätte seine Arbeit nothwendig anders ausfallen müssen. Ohne unsere Leser mit weiten Citationen zu ermüden, eilen wir zum Schlusse, indem wir kurz die Actenstücke anführen, welche der Verf. im Anhange mittheilt. Hierzu gehört, wenngleich noch im Texte mitenthalten: 1) Die Meinung des Fürsten von Schwarzenberg über den bevorstehenden Feldzugsplan 1815. 2) Bemerkungen über die Militairoperationen, welche nöthig werden können, von dem preußischen General von Knesebeck d. d. Wien den 18. April 1815. 3) Wellington's Äußerungen über denselben Gegenstand, die ziemlich mit denen des Generals von Knesebeck übereinstimmen. 4) Die Meinung des Herzogs von Feltre; ohne Bedeutung. Dagegen sind Nr. 1, 2 und 3 die wichtigsten Beiträge des ganzen Werks. Von den übrigen Beilagen heben wir nur die interessantern heraus:

Nr. 1. Stand der von Großbritannien im Jahre 1813 den Regierungen von Rußland, Preußen und Schweden gelieferten Kanonen, Infanterie- und Cavaleriewaffen, Vorräthe und Kriegsbedürfnisse. Nr. 6. Die Convention von Drachenberg, welche übrigens längst bekannt ist. Nr. 8. Annähernde Schätzung der Heere der kriegführenden Mächte; häufig sehr unrichtig. Nr. 9. Schreiben des Generals von Gneisenau an den Verf., in welchem er seinen Plan für den Einfall in Holland auseinandersetzt. Nr. 10. Allgemeiner Stand des östreichischen Heeres im Anfang des Jahres 1814. Mehre Schreiben, welche sich auf Privatverhältnisse des Verf., Ordensverleihungen, Lobeserhebungen, auf die er großen Werth legt, beziehen, übergehen wir mit Stillschweigen. 55.

Notizen.

Die königl. böhmische Societät der Wissenschaften zu Prag feierte am 19. Sept. v. J. ihr Stiftungsfest nach Verlauf der ersten 50 Jahre ihrer Thätigkeit. In öffentlicher Sitzung theilte der Secretair der Gesellschaft, Dr. M. Kalina von Jäthenstein, einen geschichtlichen Überblick des bisherigen Wirkens der Gesellschaft mit, worauf der Prof. F. X. M. Zippe über Böhmens Edelsteine, der diesjährige Director der Gesellschaft, F. Palacky, über die älteste Epoche der schönen Kunst in Böhmen und der Bibliothekar W. Hanka über Böhmens Krönungsmünzen Vorträge hielten, welche an Interesse dadurch gewannen, daß ausgezeichnete Edelsteine Böhmens in natürlichem und geschliffenem Zustande, mehre wohlerhaltene böhmische Gemälde aus dem 14. Jahrh. und eine vollständige Sammlung böhmischer Krönungsmünzen zur Erläuterung aufgestellt waren.

Der Versuch der historischen Vereine, eine allgemeine Sprachenkarte von Deutschland zu entwerfen, hat zur Folge gehabt, daß böhmischer Seits zur genauen Ermittelung der Grenze deutscher und slawischer Sprache geschritten wird. 60.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Mittwoch, — Nr. 11. — 11. Januar 1837.

Kritische Geschichte der Erfindung der Buchdruckerkunst durch Joh. Gutenberg zu Mainz, begleitet mit einer, vorhin noch nie angestellten, genauen Prüfung und gänzlichen Beseitigung der von Schöpflin und seinen Anhängern verfochtenen Ansprüche der Stadt Strasburg, und einer neuen Untersuchung der Ansprüche der Stadt Harlem und vollständigen Widerlegung ihrer Verfechter Junius, Meerman, Koning, Dibdin, Ottley und Ebert. Von J. Wetter. Mit 13 großen Tafeln voll sehr genauer Facsimiles. Mainz, Wirth. 1836. Gr. 8. 7 Thlr.

Die Buchdruckerkunst hat nicht nur auf die Fortschritte der Erkenntniß und Wissenschaft, auf den intellectuellen und sittlichen Zustand der Menschen, sondern auch auf die politischen Verhältnisse der Völker und Staaten einen so gewaltigen Einfluß ausgeübt, sie ist ein Besitzthum, eine Magna charta von solcher Wichtigkeit geworden, daß keine andere Erfindung des menschlichen Geistes wie diese dazu einladet, sich mit der Untersuchung über ihre Entstehung zu beschäftigen. Dies ist denn auch häufig geschehen, theils aus Dankbarkeit der Schriftsteller und Gelehrten, denen sie die förderlichste ist, theils in Folge der immer allgemeiner gewordenen Feier ihres Jubiläums, ja in der neuesten Zeit hat der wiederaufgeregte Streit zwischen zwei Städten, deren jede ihr Geburtsort gewesen sein will, die Zahl der Schriften über und zu ihrer Geschichte so vermehrt, daß man glauben sollte, diese müsse nunmehr, ihrem ganzen Umfange nach, so vollständig erörtert und ins Reine gebracht sein, daß nichts mehr zu wünschen übrig bliebe. Dem ist jedoch nicht so, und zwar aus mehren Ursachen. Als die Erfinder in Mainz das große Werk zu Stande gebracht hatten, behandelten sie es, so lange es gehen wollte, geheimnißvoll. Ihre Äußerungen darüber in den Schlußschriften ihrer Drucke sind karg und undeutlich; über die Art und Weise, wie sie dazu gelangt sind, schweigen sie gänzlich. Was Andere darüber berichten, ist aus zweiter und dritter Hand, unbefriedigend und nicht ohne Widersprüche. Die Zeitgenossen hatten das Geschenk so fertig, wie es war, zunächst von Mainz erhalten, sie nahmen es dankbar an; aber noch nicht im Stande, die ganze Wichtigkeit desselben zu ermessen, fragten sie wenig darnach, wie es dort entstanden, was dem vorhergegangen oder anderswo in ähnlicher Art geschehen sei. Es gab damals überhaupt noch so viel zu thun und der fähigen Hände dazu waren so wenig, die Reformation und die Religionsstreitigkeiten beschäftigten die Köpfe zu sehr, und der historische Gesichtspunkt war noch zu ausschließlich nach der politischen Seite hingewendet, als daß man sich um die Elemente der industriellen Fortschritte, die man unter seinen Augen meist in der untergeordneten und sich durch die Zunftverfassung streng abschließenden Sphäre des Handwerkslebens entstehen sah, sonderlich hätte bekümmern können. In der Flut von Erzeugnissen der Presse wurde das Ältere immer wieder von dem Neuern verdrängt und über ihre Erstlinge wuchs das Gras zweier Jahrhunderte. Der Ursprung der Kunst in Mainz trat in ein ehrwürdiges Halbdunkel; hier, wie in dem mythischen Rosengarten sah man ihren Quell und als Hüter desselben den Junker Gutenberg, den Schwarzkünstler Faust und seinen Famulus. Als später angefangen wurde wiederaufzuräumen, als die Bibliographen die alten Druckdenkmäler, namentlich die Mazarin- und Schellhornbibel hervorsuchten und verglichen, als in Strasburg und Mainz aufklärende Urkunden und Documente entdeckt wurden, bestätigten alle daraus gewonnene Resultate sammt einer imposanten Autorität von frühern Zeugnissen der Chronisten und Geschichtschreiber die mainzer Ansprüche so sehr, daß andere, insbesondere von Harlem erhobene dagegen nicht aufkommen konnten. Letztere stützten sich auf die Erzählung eines holländischen Arztes und Geschichtschreibers, Junius, in seiner 1588 erschienenen „Batavia", nach welcher Lorenz Johannssohn, mit dem Beinamen der Küster, die Buchdruckerkunst in Harlem erfunden haben und solche durch einen diebischen Gehülfen 1442 nach Mainz gebracht sein sollte. Einen geschicktern Vertheidiger als die frühern fand diese Erzählung jedoch erst im 19. Jahrhundert an Koning, der sie in seiner 1816 erschienenen Preisschrift nicht nur durch die Eigenthümlichkeit der sogenannten Koster'schen Drucke selbst und den in ihnen sichtbaren Übergang von den xylographischen Tafeln zu einem rohen Letterndruck, sondern auch durch Übereinstimmung mit urkundlichen Nachrichten und andere Beweismittel zu dem Range einer historischen Wahrheit zu erheben suchte. Die Sache fand nun bei seinen Landsleuten so viel Anklang, daß, nachdem in Harlem schon

vorher dem Koster als Erfinder der Buchdruckerkunst Standbilder errichtet und Denkmünzen geschlagen waren, das Jahr der Erfindung, wofür man bisher 1440 angenommen, in 1423 gesetzt und deshalb das vierte Jubiläum derselben 1823 mit vielem Gepränge daselbst gefeiert wurde. Diese Feier, das Attentat, der Buchdruckerkunst in Harlem nicht nur die Priorität vor der in Mainz zuzuschreiben, sondern diese sogar durch einen Diebstahl von jener abzuleiten, endlich das Hinneigen einiger englischen und deutschen Bibliographen, namentlich des verstorbenen Ebert in Dresden, zu Zweifeln, welche jener Ansicht günstig waren, machte Mainz um seinen althergebrachten Besitzstand besorgt und brachte mehre Schriftsteller daselbst und in Strasburg in Aufruhr, sodaß von da ab mehre Streitschriften über den Gegenstand erschienen, in denen hauptsächlich Schaab in Mainz und, nach Koning's Tode, Scheltema in Utrecht als Vorkämpfer auftraten. So nützlich dies für die Sache selbst hätte werden können, indem die nähere Verwandtschaft der Koster'schen Drucke mit den ganz in Holz geschnittenen und von Holztafeln abgedruckten Schul- und Bilderbüchern dazu auffoderte, den Ursprung der Buchdruckerkunst aus der Xylographie und den verschiedenen Anwendungen der letztern auf die Vervielfältigung von Schrift und Zeichnung bei dem Gewerbe der Briefmaler, Kartenmacher und Formschneider nachzugehen und überhaupt nicht blos das Wann, Wo und durch Wen? sondern auch das Wie? der Erfindung genauer zu durchforschen, so scheiterte dies doch an der vorgefaßten Meinung, daß sie nur in einem einzigen Kopfe von ihren ersten Elementen ab entstanden sei, und an der Verblendung, die einseitiges Parteinehmen für diese oder jene Stadt über die allgemeinern Anlässe und Grundlagen der Buchdruckerkunst zur Folge hatte. Statt daran zu denken, daß die Wahrheit auch hier in der Mitte liegen möge, daß, nachdem man sich Jahrtausende mit der bloßen Schreibkunst beholfen hatte, endlich in der Mitte des 15. Jahrhunderts der Zeitpunkt gekommen war, einer schnellern und wohlfeilern Mittheilung des Geschriebenen durch den Druck zu bedürfen, und daß der damalige Zustand der Kunst und Technik die Mittel dazu nahe und bereit genug gelegt hatte, um sie ohne außerordentliche Anstrengung des Geistes zu diesem Zwecke benutzen und ihm anpassen zu können, statt es hiernach wahrscheinlicher zu finden, daß derselbe Trieb bei Mehren an verschiedenen Orten entstanden und Einer, ohne von dem Andern zu wissen, mit mehr oder weniger Erfolg auf derselben Bahn fortgeschritten sei, wurde vielmehr Alles aus dem Wege zu räumen gesucht, was zu Anknüpfungspunkten an etwas früher Vorhandenes und zur natürlichsten Erklärung unleugbarer gleichzeitiger Druckversuche in Mainz und anderswo hätte dienen können, blos um desto mehr für den Einen Lieblingshelden und seine Vaterstadt zu erobern. Auch die vorliegende neueste kritische Geschichte der Buchdruckerkunst, die sich sonst durch viele Vorzüge vor andern frühern empfiehlt, ist davon nicht frei; zu letztern rechnen wir besonders, daß sie nicht nur die wesentlichen und wichtigsten Quellen in dem Urtext, sondern auch die Auslegungen und Meinungen der hauptsächlichsten Schriftsteller über die Streitpunkte getreu und ausführlich mittheilt und dadurch zu einem Inbegriff der ganzen frühern Literatur über diesen Gegenstand wird. Nicht nur dadurch, sondern durch ein reichhaltiges Heft mit genauen und schönen Druckproben der interessantesten Incunabeln aller Art hat der Verf. den Leser in den Stand gesetzt, selbst zu prüfen und zu urtheilen, und er läßt ihm in dieser Hinsicht wenig zu wünschen übrig. Aber er geht zu sehr darauf aus, die ganze Erfindung als eine isolirte Erscheinung in die Ringmauern von Mainz festzubannen, und um dies zu erreichen, ist seine Kritik bald zu nachgiebig gegen frühere Autoritäten, bald stößt sie gewaltsam selbst die bewährtesten über den Haufen. Ein Überblick der ihm eigenthümlichen Hauptresultate, die aus seiner weitläufigen Polemik nicht immer klar genug hervorgehen, wird hinreichen, sich davon näher zu überzeugen.

Aus dem Munde des ersten Buchdruckers in Köln, Ulrich Zell, der aus Mainz dahin gekommen war, ist uns in der kölnischen Chronik von 1499 die Nachricht aufbehalten, daß Gutenberg das Vorbild zu seiner Erfindung von den vor ihm in Holland gedruckten Donaten hergenommen, sich von 1440—50 mit vorbereitenden Versuchen beschäftigt und in diesem Jahre in Mainz mit dem Druck des ersten Buches, einer Bibel, den Anfang gemacht habe. Dieses älteste und wichtigste Zeugniß eines Mannes, der von der Sache am besten unterrichtet sein und kein Interesse haben konnte, sie zu entstellen, ein Zeugniß, welches mit allen übrigen Ergebnissen in Einklang steht und namentlich in den frühern xylographischen Donaten der Holländer der Koster'schen Presse in Harlem einen Anknüpfungspunkt gibt, der ihrer Originalität zu einer bedeutenden Unterstützung dient, läßt uns freilich in Gutenberg nicht mehr Denjenigen erkennen, der den ersten Schritt zur Erfindung der Buchdruckerkunst überhaupt gemacht hat, sondern läßt ihm nur die der beweglichen Lettern und anderer Verbesserungen übrig. Deshalb steht dies Zeugniß dem Verf. im Wege, und er verwirft es ganz, weil er in der betreffenden Stelle jener Chronik kleine Unrichtigkeiten finden will, die sich jedoch nur darauf, daß Gutenberg als aus Strasburg gebürtig angegeben wird, beschränken, und weil Zell sich erst in Köln in den Kopf gesetzt haben soll, daß xylographische Donate, die zu seiner Zeit aus Holland dahin und ihm zu Gesicht kamen, dem Gutenberg Veranlassung zu seinen weitern Druckversuchen gegeben haben möchten. Das Unzureichende solcher Entkräftungsgründe fällt zu sehr in die Augen, um noch weitern Nachweises zu bedürfen.

(Der Beschluß folgt.)

Taschenbücherschau für 1837.

Vierter und letzter Artikel.*)

17. Berliner Kalender.

Der berliner Kalender war bisher in Berlin, welches nie ein Stapelplatz der Taschenbücher, wie etwa Leipzig oder Wien

*) Vgl. die frühern Artikel in Nr. 320, 334, 335, 360—362 d. Bl. f. 1836. D. Red.

gewesen ist, der einzige Repräsentant der flüchtigen Almanachsliteratur im engern Sinne. Die Schwere und wissenschaftliche Richtung des deutschen Nordens bestimmte über die Gegenstände, welche man zu den artistischen Beilagen benutzte, ebensowol wie über den Inhalt selbst. Jetzt hat sich noch ein „Deutsches Taschenbuch" aufgethan. In beiden ist der novellistische Bestandtheil nur Nebensache; man konnte ihn jedoch, zu Gunsten eines unterhaltungssüchtigen Theils der Lesewelt, nicht abweisen und mußte ihn wohl oder übel aufnehmen. Auch die Kupfer in beiden stellen keine gewöhnlichen novellistischen Scenen dar; man findet hier wie dort Portraits, vaterländische Kunstwerke und heimische Landschaften. Die königl. Kalenderdeputation that ein Übriges, sie schickte den Kupferstecher Fincke nach London, damit er sich hier in seiner Kunst vervollkommne, und wir müssen gestehen, Fincke's Aufenthalt in London hat schöne Früchte getragen. Unter seinen Stahlstichen, pommersche Landschaften und Baulichkeiten darstellend, sind die gelungensten: der Rugard, Stettin, der kamminer Dom und vor Allem Arkona und der mit poetischer Auffassung wiedergegebene Herthasee auf Rügen. Das Abbild des stralsunder Rathhauses hat etwas Flaues und Mattes, läßt sich aber, zu seinem Vortheile, mit der roh gearbeiteten Harzlandschaft von Schütz in Dresden gar nicht vergleichen. Auch die Portraits des Großfürsten Alexander Nikolajewitsch und des Pommerherzogs Bogislaus X., nach F. Krüger und Most von August Hüffener gestochen, sind gelungen zu nennen, nicht minder einige Zeichnungen von Holbein, Schüler des Prof. Begas, im Stich ausgeführt von Ed. Mandel.

Prof. Barthold, welcher, mit einem schönen geschichtlichen Talente ausgerüstet, vor Allem Gründlichkeit, Stoffhaltigkeit und Objectivität der Darstellung anstrebt, gibt auf 140 Seiten einen Abriß der Geschichte Pommerns bis auf den Untergang des stettiner Fürstenstammes im J. 1464. Die Darstellung Dessen, was diesseit dieses Jahres liegt, ist für künftige Jahre aufgespart und versprochen. Die Abhandlung über die Urzustände des pommerschen Landes und Volks ist die anziehendste Partie und beginnt mit einem geographischen oder vielmehr landschaftlichen Gemälde dieses an- oder vielmehr abgeschwemmten Erdstrichs, dessen Flüsse Küstenflüsse, dessen Berge Dünen, dessen Reichthum Viehzucht und Ackerbau sind. Wo aber irgend in Norddeutschland eine Ausnahme von der gewöhnlichen Blachfeldsnatur stattfindet, da nistet sich die Sage an, sie nistet auf den Kalkbergen Rügens, sie lagert über den Wellen des Meeres, an den Küstenrändern Wollins und Usedoms, und fabelt vom Herthasee und dem untergegangen Vineta. Diese Sagen, woran Pommern sogar reicher ist als die ganz unterschiedslose Mark, die weder ein Arkona hat, noch anschäumendes Meer, sind aber nicht Sache des Geschichtschreibers. Barthold begehrt die nackte Wahrheit, er legt sie blos und entkleidet sie von der dämmerigen Schleierhülle der Fabel. Das Factum will er zu Tage fördern, er will Das, was geschichtlich beglaubigt ist, vorführen, oder was nicht beglaubigt ist, documentiren, und was nicht beglaubigt werden kann — daran behält er sich vor zu zweifeln. Wie schön war der Glaube an die unter dem Meere ruhende Stadt Vineta, deren Glocken, dem Schiffer hörbar, im Rauschen der Wogen noch zusammenklangen! Diese Sage zerfließt unter den geschichtlichen Manipulationen Barthold's wie eitel Schaum, und was uns zurückbleibt, ist das reine durchsichtige Wasser historischer Wahrheit, ohne Würze und Beigeschmack. Das zufällig angehäufte Steingewölbe, welches man an der Nordostküste von Usedom auffand und worin man die Trümmer von Vinetas Marmorsäulen und Palästen erkennen wollte, gab sich späterhin als ein rohes Granitgeschiebe kund. Vineta hat gar nicht bestanden, ist nur eine Zusammenziehung aus Jumneta, in welcher Form Adam von Bremen den ursprünglichen Namen Jumne veränderte. So kam erst später zu den geschichtlichen Ortschaften Jumne (Jomsburg) und Julin noch ein dritter, welcher ein Kind der Sage war. Im Munde des Volks pflanzte der Irrthum der Gelehrten, willig aufgenommen, sich fort. Aber auch Jomsburg und Julin verlieren ihren Glanz, womit frühere Jahrhunderte sie zu beschenken so eifrig bedacht waren. Es war nur die ausschweifende Phantasie der nordischen Dichter, welche Jomsburg mit Prachtgebäuden und Wunderwerken der Baukunst ausstattete. In Wahrheit bestand die Stadt nur aus leichten, nach einem Brande rasch wiedererstehenden hölzernen Hütten, und jener gepriesene steinerne Bogen, welcher über dem Hafeneingange geschwebt haben soll, schrumpft höchstens auf eine eiserne Sperrkette zusammen. Auch der Herthadienst auf Rügen wird geleugnet. Tacitus mochte schwerlich unter der Bezeichnung „insula Oceani" die Insel Rügen verstanden haben, und die Lesart Hertham für Nerthum ist durchaus willkürlich.

Nachdem der Verf. so mit deutscher Kritik und Skepsis unter der Sagenpoesie und den Übertreibungen irregeleiteter Historiographen und Chronikenschreiber aufgeräumt hat, arbeitet er sich mit einem nicht geringern Aufwande von kritischem Verstande und prüfender Sondirungskunst durch das Gewirre der mehr beglaubigten, aber häufig noch im Zwielicht und chaotischer Unordnung durcheinander liegenden geschichtlichen Thatsachen hindurch. Factum drängt sich auf Factum, Völkerschaft auf Völkerschaft, der Slawe auf den Deutschen, dieser auf jenen, der Däne verwüstet die Küsten, die heidnischen Götter wanken, das Christenthum erringt sich den Durchbruch mit Feuer und Schwert, christliche Bekehrer gründen Kirchen und andere heilige Gottesstätten, Heinrich der Löwe, Albrecht der Bär schieben die deutschen Grenzen vorwärts, niedersächsische Auswanderer occupiren den Boden, die höhere Intelligenz siegt, das slawische Element muß weichen, sich mit dem deutschen verschmelzen, oder wird, wo eine Verschmelzug stattfindet, ausgerottet.

Bei aller Gründlichkeit der Forschung und Reinheit der Sprache bleibt dieser schätzbare Beitrag, mit Ausnahme weniger sittengeschichtlicher Partien, für das größere Publicum, wenn auch nicht ungenießbar und reizlos, doch ohne besondere Anziehungskraft. In diesen kleinen Zwistigkeiten, diesen rohen Kämpfen, die mehr einzelnen Klopffechtereien ähnlich sehen, ist keine Größe, kein Zusammenhang; nur vom höhern geschichtlichen Standpunkt aus erscheinen sie interessant als ebenso viel Triumphe des Christenthums über das Heidenthum, der Cultur über die Barbarei. Wer aber, der Kalender und Taschenbücher liest, wird sich auf diesen freien und erhabenen Standpunkt emporzuschwingen wissen? und wer wird diesem genealogischen Chaos, diesem ziemlich nackten Register von aufeinanderfolgenden Herzögen Geschmack abgewinnen? Da ist kaum Ein heroischer Charakter, welcher in selbständiger und überraschender Größe hervorträte. Hierzu kommt, daß der Verfasser mehr auf die geschichtlichen Daten und die Entwickelung der staatlichen Verhältnisse, als auf eine Charakteristik der einzelnen Personen sich einläßt — nicht etwa, weil ihm die Kraft und die Fähigkeit, sondern weil ihm der Raum dazu mangelte. Der Heroismus der deutschen Geschichte liegt nach einer andern Seite hin; was episch und tragisch in ihr verläuft, findet sich im Kerne Deutschlands und in den Römerzügen. Pommerns Geschichte ist sandig wie sein Boden. Selbst da, wo es am selbständigsten hervortritt, verliert Pommern keineswegs einen gewissen provinziellen Anstrich und einen Schein von Abhängigkeit. Die Heerstraßen der Geschichte gingen nicht über Pommern; seine Historie erscheint, wie das Land selbst, nur angeschwemmt. Dazu fehlte ein tüchtiges Bürgerthum, ein freies Bauerthum, eine großartige Priesterschaft und dem Adel der hochritterliche Sinn, der den süd- und westdeutschen Adel so vortheilhaft charakterisirt.

Eine Sammlung lyrischer Ergüsse von H. Stieglitz, unter dem Titel „Wandergrüße; Erinnerungen aus dem Tagebuche einer Herbstreise", folgt der trefflichen Arbeit Barthold's. Der Dichter bewährt sich hier in all seiner Gedanken-, Reim- und Versgewandtheit; tiefes Gefühl und ein gemäßigter Schwung der Phantasie zeichnet diese schönen Lieder

aus; einige, und zwar mit die vorzüglichsten, wie „Das Hünengrab" und „Kopenhagen", haben eine humoristische Basis, oder laufen in ironische und satirische Spitzen aus. Pommern, dessen Küste, dessen Meerfluten bis an Dänemarks äußerste Enden hinauf, und Alles, was auf dem Meere Außergewöhnliches geschieht und was es Geheimnißvolles verbirgt, bilden den Inhalt. In den rein lyrischen Gedichten möchte ein wenig Monotonie zu viel und des Charakteristischen zu wenig sein. Stieglitz gehört, sowol der Form als dem Gedanken nach, zu den keuschesten unter unsern Dichtern. Eine erhabene Malerei findet sich in dem Gedichte „Sturm". Stieglitz's ganze Anschauungsweise trägt einen rein lyrischen Charakter.

„Das Marmorbild", eine humoristische Novelle von Dr. Schütz, ist nicht übel erfunden und, wenn auch in einer allzu behaglichen Breite, doch gut vorgetragen. Man sieht die vergnüglichen Ereignisse, die am Schlusse stattfinden sollen, schon in weiter Ferne voraus; aber es ist unglaublich, wie einfältig die hier auftretenden Barone und Baronessen sind, welche sich in diese Verwickelungen gar nicht finden können und wie unschuldige Opferlämmer am Seile des Novellenschreibers tanzen und zappeln müssen.

Kalenderbeilagen, eine Genealogie der regierenden hohen Häupter und Häuser und ein Verzeichniß der Postcurse bilden in gewohnter Weise den Schluß des Buches.

(Der Beschluß folgt.)

Aus Italien.

Freunde der Pflanzenkunde werden selten ein Heft der „Biblioteca italiana" in die Hand nehmen, wo nicht irgend ein bedeutendes Werk ihres Faches oder eine Abhandlung von Werth ihnen vorkäme. Um die Übersicht zu erleichtern, stellen wir einige der Werke zusammen, die in einer Reihe der letzten Hefte angeführt waren, mit einigen Bemerkungen sie begleitend. Das umfassendste Werk für Botanik ist ohne Zweifel Bertoloni's „Flora italica", die seit 1833, aber nicht schnell, in Bologna ans Licht tritt. Bis zum Schlusse des Jahres 1835 waren nur neun Hefte erschienen, deren sechs einen Band bilden. Aber das Werk ist mit großer Sorgfalt und Benutzung der besten Literatur gearbeitet, wenn auch Moretti in einer lesenswerthen Kritik („Bibl. ital.", 1836, Aprilheft) Zweifel gegen viele einzelne Bestimmungen vorbrachte. Auf Selbstanschauung und gewissenhafter Prüfung beruhen Comolli's Angaben in der „Flora Comense, disposta sec. il sistema di Linneo" (2 Bde., Como 1834—35 18.). Ihr unermüdlicher Verf. hat Jahre des mühsamsten Fleißes auf sie verwandt und begründet, wo er nicht selbst der Auffinder war, seine Angaben durch Nennung seiner Gewährsmänner. Gegenden, die er in Untersuchung nahm, hat gleichzeitig auch Massara im „Prodromo della flora valtellinese" (Sondrio 1834) verzeichnet, doch mehr sich auf Sondrio beschränkt, während Comolli sich einen weitern Bezirk vorbehielt. Galt es bei diesen Werken vorzüglich, den Reichthum der vorhandenen Pflanzen zu überschauen, sie genauer zu bestimmen und zu beschreiben, so fehlten die Gelehrten auch nicht, welche die Eigenthümlichkeiten der Pflanzen selbst bestimmter zu ermitteln, die Pflanzenphysiologie im Allgemeinen zu erweitern bemüht waren. Trinchinetti's „Sopra una funzione non ancora descritta nei vegetabili" (im Junihefte der „Bibl. ital.", 1836) ist ein Beitrag dazu, der bei den Naturforschervereinen nicht unberücksichtigt bleiben wird. Die Geschichte der einzelnen Gattungen vermehrte Cesati durch seine Abhandlung: „Sulle ombrellate della Germania e dell' Italia boreale coll' aggiunta di alcune nuove specie recate dalla Grecia" („Bibl. ital.", 1835, Juniheft), und Vittadini durch seine „Descr. dei funghi mangerecci, più comm. dell' Italia e de' velenosi che possono co' medesimi confondersi" (Mailand 1832—35, 1. Bd., mit 44 Kupf.); noch mehr den Bedarf italienischer Ökonomen berücksichtigend Rizzi durch sein „Manuale pratico per coltivare il gelso e per formare siepi e boschetti cedui ed aceppaja, secondo il metodo di Travani di Pordenone" (Padua 1835). Bei der Liebhaberei für Seidenzucht, die, von erleuchteten Regierungen unterstützt, auch in Deutschland sich neuerdings gezeigt hat, wäre sehr zu wünschen, daß Rizzi's durchaus auf Erfahrung gegründete Vorschläge hier beachtet, sein Handbuch ins Deutsche übersetzt würde, wie Bassi's „Bemerkungen über die Steinkrankheit der Seidenwürmer" (il calcino) die Berücksichtigung der französischen Regierung in vollem Maße erhielten.

Zu dem vollen Reize einer italischen Sommernacht gehören die leuchtenden Käfer, welche in der gleichmäßig erwärmten Luft, in der kein Licht sich flackernd bewegt, schwärmend auf- und niederschweben wie fallende Sterne. Ein junger Gelehrter, Marcellino Carrara, Zögling des Borromei'schen Collegiums zu Mailand, verbrachte auf den brienzischen Hügeln den Anfang des Herbstes und, erfreut durch den Anblick dieser zahllosen leuchtenden Geschöpfe, die mit langsamem Fluge seit dem Einbrechen des Abends aus dem tiefen Dunkel der Hecken emportauchten, um sich wieder bald darein zu versenken, hat er Beobachtungen über die Eigenthümlichkeit dieser Leuchtkäfer angestellt, welche ein schönes Beobachtungstalent darlegen. Er wählte dazu das gewöhnliche Johanniswürmchen (Lampyris italica) und fand, daß die Ursache des Leuchtens eine phosphorartige Substanz ist, die völlig einer Phosphorauflösung im arabischen Gummi oder im Öl gleicht. Beide zeigen gleiche Wechsel der Farben, gleiches Aufflackern, wenn sie mit atmosphärischer Luft in Verbindung kommen, leuchten heller bei erhöhter Temperatur, verbleichen bei kühlerer und verschwinden bis zum Verlöschen, wenn sie der Luft völlig entzogen werden. Unterstützt von einem Freunde, hat Herr Carrara bei seinem belehrenden Aufsatze: „Sulla fosforescenza della lucciola commune", im Junihefte der „Bibl. ital.", 1836, eine Zeichnung gegeben, welche deutlich die leuchtende Blase im Körper des Johanniswürmchens zeigt, der ein eigner, an den Seiten des Körpers angebrachter Apparat die Luft zuführt, der völlig getrennt von dem Athmungsapparat ist, zu dem durch den Mund die Zugänge führen. Die Blase, die vom Munde bis zum After reicht und in ihrem weitern Theile eine birnenförmige Gestalt hat, ist im Innern ein den Froschlungen ähnliches Gewebe. Nur zwei Ringe des Leibes lassen das Licht durchscheinen; drei undurchsichtige, die mit dem übrigen Körper zusammenhängen, verbergen den übrigen Theil. Mag diese Andeutung auf die sorgfältige Beobachtung Naturforscher aufmerksam machen.

Mit rühmlichem Eifer beschäftigen sich jetzt Viele in Venedig, die Geschichte ihres Vaterlandes kritisch zu bearbeiten, und Fragen, die früher als Geheimniß behandelt wurden, sind jetzt der Gegenstand der aufmerksamsten Prüfung. Vielfältige Berichtigungen zu Daru's „Geschichte Venedigs" gab der kürzlich verstorbene Graf Domenico Tiepolo; der gelehrte Herausgeber der Inschriften Venedigs, Eman. Cicogna, Moschini, Casarini u. s. w. schließen sich eifrigst ihm an. Durch ein kurzes Lehrbuch nimmt jetzt auch Fabio Mutinelli unter ihnen Platz. Fast zu kurz ist sein Werk: „Del commercio dei Veneziani" (Venedig 1835), ausgefallen, das mit der Entdeckung des Seewegs nach Indien abbricht. Es ist zu erwarten, daß das Gedrängte, aber inhaltreiche Werk von nur 184 Seiten einen kundigen Übersetzer in Deutschland finde, der aus den Quellen nachtrage und erläutere, was hier nur angedeutet ward; das Buch, sollte man meinen, müßte an Interesse mit manchem Romane es aufnehmen. 40.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Donnerstag, —— Nr. 12. —— 12. Januar 1837.

Kritische Geschichte der Erfindung der Buchdruckerkunst durch Joh. Gutenberg zu Mainz ꝛc. Von J. Wetter.

(Beschluß aus Nr. 11.)

Gutenberg lebte bis 1444 wegen Vertreibung seiner Familie in Strasburg, und suchte sich durch Anwendung industrieller Kenntnisse sein Brot zu verschaffen. Die von Schöpflin daselbst aufgefundenen Acten eines 1439 verhandelten Processes zeigen ihn in Verbindung mit mehren Andern, denen er gegen Entgeld seine Vortheile mitgetheilt hat, auf gemeinschaftliche Rechnung gewisse Künste treiben, und wenngleich sie, wie nicht anders zu erwarten ist, mehr über die Rechtsverhältnisse bei diesem Geschäfte als über dessen technische Natur Aufschluß geben, so geht doch so viel daraus hervor, daß es in dem Schleifen von Steinen (wahrscheinlich halbedeln, wie sie der benachbarte Hundsrück lieferte), in der Spiegelfabrikation und in einer dritten Kunst bestand, die keine andere als die Buchdruckerkunst gewesen sein kann, einmal, weil von einer Presse, von Formen und vom Drucken die Rede ist; zweitens, weil wir denselben Gutenberg bald nach seiner Rückkehr in die Vaterstadt Mainz 1450 einen ähnlichen Gesellschaftsvertrag mit Fust ausdrücklich zur Errichtung einer Buchdruckerwerkstatt auf großen Fuß schließen sehen, was ohne frühere Versuche und Fortschritte in dieser Kunst nicht hätte geschehen können; drittens, weil ihn die kölnische Chronik sich das ganze Jahrzehnd von 1440—50 hindurch mit diesen vorbereitenden Versuchen beschäftigen läßt, was, als eine Angabe in runden Zahlen, nicht ausschließt, daß er damit schon einige Jahre früher begonnen habe; endlich viertens, weil Tritheim aus dem Munde Peter Schöffer's, also ebenfalls eines der ältesten und unverwerflichsten Zeugen, erzählt: Gutenberg habe, ehe er an Fust gekommen, beinahe sein ganzes Vermögen für die Erfindung dieser Kunst aufgewendet und sei wegen der großen Schwierigkeiten, die ihm dabei in den Weg getreten, schon nahe daran gewesen, das ganze Unternehmen wiederaufzugeben. Hiernach mußte also Gutenberg in Strasburg schon eine Presse und bewegliche Lettern erfunden haben; denn bei dem Bücherdruck mit Holztafeln, den er von den Holländern abgesehen, konnte er unmöglich stehen geblieben und ihm dadurch so viel Kopfbrechens und Unkosten gemacht worden sein; alsdann ist aber Strasburg, nicht Mainz die erste Erfindungsstätte der Typographie, deshalb stehen auch diese Acten dem Verf. im Wege, und er macht daher Scheltema's Behauptung zu der seinigen, daß Pressen, Formen und Drucken in diesen Acten nur auf das Bedrucken von Spiegelrahmen zu beziehen sind.

Es würde hier zu weit führen, Alles zu widerlegen, was für diese abenteuerliche Behauptung angeführt wird, es ist aber auch völlig hinreichend, nur darauf aufmerksam zu machen, daß in der angeführten Beweisstelle aus dem niederländischen „Reinike Fuchs", wo von einem figurirten Spiegelrahmen die Rede ist, gesagt wird, derselbe sei

gesneden und gegraven
mit bylden und guldenen bockstaven,

also von Bildschnitzerei gewesen, daher auch bei andern verzierten Spiegelrahmen nur an diese, damals in höchster Aufnahme stehende Kunst, wie so viele noch übrige Altäre, Chorstühle, Mobilien und Geräthschaften zeigen, zu denken ist, gewiß aber an nichts weniger als an Holzbronze oder Cartonpierre, mit Formen oder Modeln gepreßt oder ausgedruckt.

Nach dem Verf. soll Gutenberg 1450 in Mainz mit Fust erst angefangen haben mit hölzernen Tafeln zu drucken, dann zum Druck mit beweglichen Buchstaben von Holz und 1452 zum Druck seiner Bibel mit gegossenen Lettern übergegangen sein. Da diese, aus zwei Folianten bestehende (42zeilige) Bibel ein Prachtwerk ist, welches schon eine hohe, wenn auch nicht die letzte Ausbildungsstufe der Typographie verräth, so müßte Gutenberg die ganze Vorschule der Erfindung in der Hauptsache, nämlich vom xylographischen Druck kleiner Schriftchen bis zum typographischen Druck eines vollständigen Bibelwerks in zwei Jahren durchgemacht haben und sonach wirklich entweder der außerordentlichste Mensch gewesen, oder Fust ihm mit Zauberei und nicht blos mit Geld zu Hülfe gekommen sein. Nicht nur, daß eine solche Annahme mit allen obigen Documenten und Zeugnissen in Widerspruch steht, so ergibt sich ihr Ungrund auch schon aus einer nähern Betrachtung alles Dessen, was zwischen dem Anfang- und Endpunkt einer solchen Laufbahn mitteninne liegt. Der erste holländische Donatdruck mit in Holz geschnittenen Tafeln ist zwar keine Armseligkeit, wofür sie der Verf. ausgibt, und ein ganz anderes Ding als der Druck eines einzelnen Holzschnittbildes

mit einer Inschrift darunter. Mit ihm ist die Erfindung, ein ganzes Buch durch Farbabdruck von einer stehenden Form zu vervielfältigen, oder der Buchdruckerkunst, in der Hauptsache geschehen, alles Übrige ist nur Verbesserung derselben. Indessen war mit dem bloßen Tafeldruck allerdings nicht viel anzufangen, er allein hätte nie in der gesammten literarischen Thätigkeit einen so ungeheuern Umschwung wie die Typographie herbeiführen können. Ihr wesentliches Merkmal setzen auch wir mit dem Verf. in die Mobilität der Lettern; diese betrifft indessen doch nur die Construction der Druckform, also nur eines Theiles der zum Zweck führenden Mittel, und ist nichts weniger als die Buchdruckerkunst selbst. Bei alledem liegt eine ungeheure Kluft zwischen dem Schriftdruck von ganzen Holztafeln und der Vervielfältigung der größten Werke durch Letterndruck. Die Mühe, der Zeitaufwand und die Kostbarkeit, so viele Seiten eines Buchs in Holztafeln, die zu weiter nichts zu gebrauchen waren, zu schneiden, konnte leicht auf den Gedanken führen, mehre Tafeln in die einzelnen Buchstaben zu zerschneiden und aus diesen einzelnen Buchstaben beliebige Textformen zusammenzusetzen, abzudrucken, sie auseinanderzunehmen und sich derselben Buchstaben auf diese Art immer wieder zu neuen Textformen zu bedienen, und damit waren auch die beweglichen Lettern erfunden. Waren die Buchstaben groß genug, so konnte mit diesen hölzernen Lettern auch wol ein kleines Buch zu Stande gebracht werden; bei der mit jeder kleinern Schrift wachsenden Unmöglichkeit aber, solchen Lettern diejenige, durchaus gleiche parallelopipedische Größe zu geben, ohne welche sie nicht mit leichter Mühe zusammengesetzt und in eine Form vereinigt werden können, in der alle Buchstaben regelmäßig und in derselben Ebene stehen, und die haltbar und dauerhaft genug ist, um dem hundertfältig wiederholten Abdrucke zu widerstehen, zeigten auch sie sich im Großen unbrauchbar, und es lag ebenso nahe, einen jeden Buchstaben des Alphabets, statt ihn so oft aus Holz zu schnitzen, nach einer einmaligen Schnitzung durch Metallguß zu vervielfältigen, oder zur Schriftgießerei überzugehen. Doch hier stieß man erst auf die größten Schwierigkeiten, grade hier waren die meisten Vorbereitungen und Versuche nöthig, und grade in diesem Stadium der Erfindung mußte es am längsten dauern, ehe ein auch nur einigermaßen befriedigender Erfolg erreicht werden konnte. So leicht es auch scheint, einen Buchstabenstempel in Thon oder einer andern Masse abzuformen und daraus eine beliebige Anzahl gleichförmiger Buchstaben zu gießen, so langsam mußte es gehen, ehe man von hölzernen auf stählerne Buchstabenstempel (Patrizen), von bleiernen gegossenen auf kupferne geschlagene Mutterformen (Matrizen), auf das gehörige, leichtflüssige und schnell sich verhärtende Metallgemisch zu den Gußlettern, auf diejenige Einrichtung der Gießform, welche ihnen eine durchaus gleichmäßige Höhe und Quadratur gab, gelangte, und es ist gewiß nicht zu wenig, wenn man annimmt, daß Gutenberg sich länger als 10 Jahre damit abmühte und alle seine Geldmittel erschöpfte, bis er so weit gekommen war, daß er mit seinen Gußlettern aus bleiernen Matrizen, doch nur in einem mehrjährigen Zeitraum und mit vieler Noth und Beschwerde, seinen Bibeldruck zu Stande bringen konnte. Und das Alles soll nach unserm Verf. in zwei Jahren geschehen sein, obwol er selbst den Peter Schöffer erst mehre Jahre brauchen läßt, um die kupfernen, mit stählernen Stempeln geschlagenen Matrizen und die letzte Verbesserung der Gießform zu erfinden und dadurch dem Gutenberg'schen Werk die Krone aufzusetzen.

Von solchen Ansichten aus ist es nicht zu verwundern, wenn er, wie sein Vorgänger Schaab, in der Erzählung des Junius über die harlemer Erfindung nichts als Lug und Trug sieht. Er bedenkt nicht, daß, wenn die holländischen Formschneider industriös genug gewesen waren, schon vor 1440 ein kleines Schulbuch mit Holztafeln zu drucken, sie bis nach 1470, wo die Typographie erst aus Deutschland nach den Niederlanden kam, also in 30 Jahren nicht auf demselben Fleck stehen geblieben sein werden; daß Einer oder der Andere von ihnen den dem Gutenberg gegebenen Fingerzeig gleichfalls benutzt haben und auf dem einmal eröffneten Wege weiter gegangen sein mag, und daß, wenn er vor 1470 zu einem unvollkommenen Bücherdruck mit einer rohen großen Gußletter gelangt war, sich wol eine Tradition davon an seinem Wohnsitze und selbst sein Name erhalten konnte. Daß aber wirklich ein Holländer so weit gelangt sei, zeigt die Reihe der typographischen sogenannten Koster'schen Drucke, deren übereinstimmende Type, aller deutschen sowol als spätern niederländischen unähnlich, aus nationaler Eigenthümlichkeit der dortigen Manuscriptenschrift hervorgegangen, und denen ein höheres Alter als 1470 nicht abzusprechen ist, die also, da vor diesem Jahre keine Entlehnung von Mainz oder anderswoher nachgewiesen werden kann, nothwendig Selbsterfindung zur Wurzel gehabt haben müssen. Unter diesen Umständen berechtigt die der Erzählung des Junius zum Grunde liegende Sage vollkommen dazu, den Küster Lorenz Johannssohn zu Harlem für einen zweiten Erfinder der Typographie und für den Urheber jener Drucke zu halten, und es würde uns nicht wundern, wenn in der Folge auch noch ein Dritter, z. B. jener Albrecht Pfister, der schon vor 1462, dem Jahre ihrer Verbreitung von Mainz aus, mit einer Letter der größten Art in Bamberg typographisch Bücher druckte, sich als Selbsterfinder bewähren sollte. Der Verf. wird von den Druckproben, die er selbst uns mittheilt, widerlegt, indem er die großen Typen dieser Drucker alle auf die Gutenberg'sche Bibeltype zurückführen und sie aus dieser herleiten will; wie und auf welchem Wege bei dem, wenigstens bis 1462 so sorgfältig bewahrten Geheimniß in Mainz, sagt er nicht. Wenn aber er, der heut noch lebende Schriftsteller, alle Doppelerfindung leugnen und Alles nur von Gutenberg ausgehen lassen will, so thut er ja nur Dasselbe, was die harlemer Sage vor 300 Jahren auch gethan hat, indem sie Alles von ihrem Küster ausgehen läßt und sich dieselbe Erscheinung in Mainz nicht anders als handgreiflich durch einen Diebstahl bei demselben zu erklären vermag. Wir

können uns daher auch mit der vorliegenden Geschichte der Buchdruckerkunst nicht begnügen, sondern müssen einer andern entgegensehen, welche diese Erfindung nicht sowol wie einen aus der Finsterniß urplötzlich und in einem einzigen Punkt hervorbrechenden Lichtstrahl, oder wie ein Product der Inspiration bei einem einzigen Auserwählten, sondern wie ein allmäliges Tagen in einer ganzen Himmelsgegend, wie eine am Baum ihres Jahrhunderts gereifte Frucht betrachtet, die zwar in gleicher Gattung, doch ungleicher Vollkommenheit, von mehr als einem Zweige auf die Erde fällt; eine Geschichte, die auch in dieser Erscheinung die allgemeinen Gesetze der Causalität anerkennt, der es endlich, von allem Localinteresse unabhängig, nur um Wahrheit und Gerechtigkeit zu thun ist. Möge endlich der Weg einer Polemik verlassen werden, die bald mit Windmühlen ficht, bald aber auch den leibhaften Riesen nur für ein Schattenbild ansieht. Dieser kleine Krieg, dieser Einzelnkampf, auf den sich der Verf. einläßt, ist ebenso ermüdend als unfruchtbar. Besser ist es, eine Veste zu bauen, von der die zu leichten Geschosse der Feinde von selbst abprallen. Diese Veste muß aber keine städtische Citadelle sein, die sich mit einer Zugbrücke gegen jeden Ausheimischen eigensinnig absperrt, sondern eine deutsche Bundesfestung, die zu der eignen auch andere und sogar holländische (denn auch die Holländer gehören zur deutschen Zunge) Besatzung aufnimmt. Freilich reicht eine Grundfläche von dem halben Quadratfuß eines Menschenschädels nicht für sie hin; sie erfodert eine ausgedehntere Basis, den Boden einer Zeit, die mit den alten Communicationsmitteln der Rede und Schrift nicht mehr ausreicht und deshalb nicht ruht, bis sie die Druckkunst zu einer Eisenbahn für die Gedanken nach allen Weltgegenden hin gemacht hat. 118.

Taschenbücherschau für 1837.

Vierter und letzter Artikel.

(Beschluß aus Nr. 11.)

18. Huldigung den Frauen. Herausgegeben von J. F. Castelli.

Unter den Kupfern sind einige recht leidliche Frauengesichter. Was den Namen Weib trägt, ist überhaupt den Wienern nahe ans Herz gewachsen; die wiener Zeichner, Stahl- und Kupferstecher beschäftigen sich mit nichts lieber als mit dem weiblichen Bestandtheile des menschlichen Geschlechts. Auch die aus Wien hervorgegangenen Novellen und Erzählungen haben, so blutig und schrecklich sie enden mögen, einen weiblichen Anstrich und eine wesentlich gutmüthige Grundlage; die Wiener erzählen uns in aller Unschuld die schauderhaftesten und grauenvollsten Dinge, bei denen sich das Haar sträuben müßte, wenn nicht der Anblick der unglaublichsten Naivetät das stürmisch aufgeregte Gemüth wieder beschwichtigte und die herausgequälte Thräne auf der lachenden Backe zum Trocknen brächte. Ein solches lächerliches Grausen wird in der ersten Erzählung dieses Taschenbuchs, „Das Skelet", bezweckt und hervorgebracht. Es ist kaum glaublich, daß sie von einer Dame, welche auf den Namen Luise Beck hört, zurechtgesetzt worden ist. Das Skelet ist das einer eingemauerten unglücklichen Dame von Adel, welches von einem Nachkommen aufgefunden wird. Luise Beck beschreibt uns diesen schauerlichen Fund folgendermaßen: „Die fehlende linke Hand mochte von der Verzweifelnden im Todeskampfe abgebissen worden sein, mit den Knochenfingern der Rechten aber hielt sie noch immer eine wunderbar erhaltene, glänzend schwarze Haarlocke umklammert, welche, wie um Erlösung flehend, aus dem alabasternen Gebein hervorsah." Wie sich von selbst versteht, hat die Todte zugleich ein Pergament in Verwahrung, wodurch der Nachkomme glücklich und in seinen bezweifelten Rechten wieder bestätigt wird. Der zarten Dame wäre zu wünschen, daß sie das Skelet lieber in einem Stickrahmen als in dem Rahmen einer Novelle verarbeitet hätte. Die Novelle: „Der Cadet", von Straube, spielt während der Schrecken, welche Torstensohn über Brünn durch Sturm und Belagerung verhängte. Einige kriegerische Scenen sind mit Feuer vorgetragen, wie denn der dreißigjährige Krieg überhaupt eine Fundgrube für unsere Novellenschreiber ist, mit welcher man gar nicht fertig werden kann. Auch die Erzählung: „Wilhelm Overbeck", von Mathilde Felbern Rolf, ist, obgleich aus dem Köpfchen einer Dame hervorgegangen, blutigen und kriegerischen Charakters. Sie spielt während der Belagerung der Stadt Wien durch die Türken im J. 1529. Glücklicherweise ziehen sich durch alle diese Schreckenserzählungen mehr oder weniger unblutige Liebesaventuren; man würde sonst an der gerühmten und gutmüthigen Liebenswürdigkeit der Wienerinnen verzweifeln müssen. Außerdem findet man noch eine ziemlich interessante Erzählung von F. X. Told: „Der Uhrmacher von Genf", und von C. Stegmayer eine Novelle: „Der Unheilbare". Dieser Unheilbare ist nämlich ein junger Mensch, welcher an der Idee, daß ein Weib nicht Treu und Glauben halten könne, unheilbar darniederliegt, endlich aber doch geheilt wird. Lieben und Heirathen! was soll der Deutsche, der absolute Hausvater unter den Nationen, anders thun oder wollen! Unter den Liedern, welche den vorzüglichsten Bestandtheil des Taschenbuchs ausmachen, zeichnen sich besonders die von J. G. Seidl vortheilhaft aus. Kaum können die von Grün und Silesius mit ihnen in die Schranken treten. Hammer-Purgstall steuerte die Übersetzung von fünf Marot'schen Epigrammen bei; Kaltenbrunner besingt als echter deutscher Hausvater den häuslichen Herd; der gemüthlich-witzige Castelli prangt auf dem Titel als Herausgeber, aber leider nicht im Buche als Mitarbeiter.

19. Rosen.

Unter den Kupfern sind mehre sehr ansprechende und im Stich vorzüglich gelungene, auch mehre allegorische von reichlich sentimentalem Gepräge. Auch hier waltet das frauliche Element vor; das Gebiet der Weiblichkeit ist einmal das Terrain, von welchem Ender in Wien sich nicht loszureißen vermag. Die Erzählung: „Maria und Rosa, oder Feengabe", von St. Nelly, gewährt den Genuß von einem Märchen, worin ein zweites eingeschachtelt worden ist; wir haben hier also eine märchenhafte Blume mit doppelter Samenhülle. Der Vortrag ist einfach-anmuthig und läßt in seiner Art kaum etwas zu wünschen übrig. Die Novelle von Bernd von Guseck: „Die wilde Rose", zeigt von einem tüchtigen Erzählungstalent. Interessante Gestalten, wie Renatus von Lothringen, Karl der Kühne und der wälsche Verräther Campobasso gehen an des Lesers Blicken vorüber; ein Liebesverhältniß schlingt sich in Gefahr und Noth mitten hindurch; die Schlacht von Nancy sticht als Trumpf die frühern Kartenwürfe in der Novelle durch ihre Bedeutsamkeit und noch bedeutsameren Folgen vollkommen aus. Das didaktische Gedicht: „Psyche", von Eduard Müller, erinnert zu sehr an ältere Vorbilder; auch ist der Stoff, mit dem sich die metaphysischen Deutschen mehr als die Griechen selbst herumquälen, bereits verbraucht und erst neuerdings von Ad. Schutt weit poesiereicher behandelt worden. Die Novelle von F. W. Arnold: „Die Sternauer", schlägt, nach der Berichterstattung von einem in älterer Zeit vollbrachten Brudermorde in einen erquicklichen Humor um, und, wie man sagen kann, nicht zu ihrem Nachtheil.

20. Vergißmeinnicht.

Zwei Blümchen Vergißnichtmein blühen auf dem Teppich der deutschen Almanachsliteratur; jedes hat seinen Duft, aber das von Spindler den pikantesten, der sich in der zweiten Erzählung, der „Herengeschichte", sogar zu einem narkotischen po-

tenzirt. Der Rival ist stillerer und gemüthlicherer Natur und sein Duft aus verschiedenen Gerüchen zusammengesetzt, da die Ingredienzen und Bestandtheile, W. Blumenhagen, Bernd von Guseck, L. Rein und Thekla, an sich, und soweit es Novellenschreibern der gewöhnlichen Gattung möglich ist, verschiedener Natur sind. Die Kupfer stehen meist auf jener betrübten Grenze, wo sich das Mittelmäßige in das Erbärmliche verliert, und selbst die bessern erscheinen nur im Verhältniß zu der im Ganzen plebejischen Umgebung vornehm. W. Blumenhagen's Novelle: „Die Warnungen", gehört zu den bessern dieses unerschöpflichen und unermüdlichen Novellisten. Auch die Sprache dieser Novelle leidet nicht allzu stark an der Fettblasenkrankheit, woran Blumenhagen's Erzählungen gewöhnlich darniederliegen. Der Styl ist mehr leidenschaftlich als überspannt. Helgolandsche Zustände, derbe Kernjungen, ein von einem englischen Lord geschändetes und in Wahnsinn verfallenes Fischermädchen, das Meer selbst mit seinen Stürmen, Gefahren, zu Grunde gegangenen Schiffen und an den Strand geworfenen Leichen bilden den Hintergrund; die bedenklichsten Wahrzeichen schrecken endlich ein Liebespaar auseinander, welches, mit Umgehung des ehelichen und sittlichen Gesetzes, eben im Begriff war, nach London überzusetzen. Die Novelle: „Leon", von Bernd von Guseck, bekundet ein nicht gewöhnliches Talent für Erfindung und Darstellung. Hierzu kommt das Geheimnißvolle in dem Treiben und Wesen eines jungen Menschen, welcher Napoleon ziemlich sprechend ähnlich sieht und schon in seinem Namen: Leon, an Napoleon erinnert. Der Schluß der Erzählung bringt indeß nur Dämmerlicht, keine Tageshelle und überläßt der Deutungskunst des Lesers ein räumliches Feld. Man findet in unsern Taschenbüchern selten eine geschickte Hand, welche, wie die Guseck's hier, Charaktere und Individualitäten so fest und bestimmt zu zeichnen weiß. Das weit Ausgesponnene dürfte indeß an dieser Novelle ebenso sehr zu tadeln sein wie an der folgenden von L. Rein: „Der Königssarg". Das Fatum knüpft sich in dieser Erzählung an den Sarg Karl I., Königs von England, dessen Hinrichtung, wie in der englischen Geschichte selbst, so auch hier einen erschütternden und blutigen Punkt bildet. „Die Rubinrose", ein Märchen von Thekla, bildet den Schluß des Taschenbuchs. Es ist an ihm zu rühmen, daß es keine Erzählung enthält, welche von den Spuren eines erfreulichen Talents gänzlich entblößt wäre.

21. Helena.

Diese neue „Helena" wird mit ihren Kupfern keinen Paris verführen. Ist das Titelkupfer ein wahres und echtes Portrait der lacedämonischen Helena, so ist Paris, so sind die Griechen und Trojaner Narren gewesen. Wahrlich, fleischige Arme wie diese, eine unanständig hervorquellende Brust wie diese möchten eher schrecken als reizen. Die übrigen Stahlstiche stellen, wunderbar genug, Personen und Scenen aus Herloßsohn's Roman: „Der Venetianer", dar. Sie sind, um uns aufs höflichste auszudrücken, miserabel, höchstens den einen Stich, Seppina als Beppo darstellend, einigermaßen ausgenommen. Da ist kein Ober- und Unterleib, kein Gesichtchen, kein Pferd, welches nicht verzeichnet und krampfhaft auseinandergerissen wäre. Zeichner und Stecher haben sich vereinigt, um nach der Seite der Jämmerlichkeit hin das Möglichste zu leisten, und man muß zugeben, daß ihnen dies Experiment bis zum Entsetzlichen gelungen ist.

Um so erfreulicher gestaltet sich der Inhalt des novellistischen Textes. Eine Gespenstergeschichte von Ludwig Tieck, „Die Klausenburg", eröffnet den Reigen. Man wird auch hier finden, was man Tieck's jüngsten Novellen vorgeworfen hat, ein geflissentliches Vermeiden des gesättigten und quellenden, wahrhaften Lebens, des Fleischigen und Markigen, welches in der Realität der Dinge wurzelt, des vollen Sonnenlichts, das im Novellenprisma zu bunten und lebhaften Regenbogenstrahlen sich bricht und die Tonleiter der Farben auf- und niedersteigt. Man findet auch hier etwas Gedrücktes und Drückendes, Gnomenhaftes, Gespenstisches; aber man wird, wenn man nicht unbillig sein will, die künstlerische Anordnung des Ganzen, die genaue und saubere Durchführung, die organische Aufeinanderlagerung der Theile und in einzelnen Partien die poetische Malerei, das Schlaggewicht treffender Ironie, die Sattheit des Farbenauftrags und die hindurchleuchtende Grundlage allgemein menschlicher innerer Zustände nicht verkennen und die Grazie der Darstellung, worin Tieck Meister ist, rühmen müssen. Wie viel Tieck auch verloren haben mag, so viel hat er noch behalten, um im Verhältniß zu der Anzahl von Almanachsnovellisten als reich gelten zu können. Die Kunst, die Grazie, die Anmuth zeichnen ihn vortheilhaft aus, wo so vieles Rohe und Wüste im üppigen, aber auch widerlichsten Wildwuchs sich hervordrängt. Es ist schon etwas, wenn ein Deutscher eine zierliche und gefällige Prosa zu schreiben weiß. Fehlt es seinen Gestalten auch an der Sattheit des Lebens, und scheinen sie viel eher an einer gewissen Lebenssattheit, die der gerade Gegensatz von jener ist, und an Lebensdürftigkeit zu kränkeln, so fragt sich, wer überhaupt unter uns Deutschen das volle Leben beim rechten Zipfel zu fassen weiß? Unsere Almanachsschreiber gewiß nicht. In dieser Wüste bildet eine Tieck'sche Novelle immer noch eine Oase, worauf der Blick des kunstsinnigen Lesers mit Vergnügen und Wohlgefallen ruht. Unter den gewöhnlichen Taschenbuchsmaßstab gehalten, erscheint Tieck wie ein Titan, gegen den die Spindler und Blumenhagen, die Wachsmann und Scävola nebst Gefolge zu Zwergen einschrumpfen. Die Localität der Almanache, worauf Tieck einmal Platz genommen, erlaubt diesen sonst unstatthaften Vergleich.

„Der Galeerensklave", von Ludwig Storch, ist eine durch schönen lebhaften Vortrag und interessanten Inhalt anziehende Novelle, und selbst Wachsmann hat in diesem Taschenbuche bewiesen, daß er auf geschichtlichem Hintergrunde seine sonst allzu dicken und fettigen Farben wohl zu verarbeiten und zu verschmelzen weiß. Der Minnesinger Hadloub und der Kriegsheld Erlach treten, jener in seiner Milde, dieser in seiner Kraft, gut hervor. Für die kriegerischen Tableaux ist Joh. Müller dem Erzähler ein treffliches Muster gewesen.

Leopold Schefer, drängender poetischer Urkraft voll, welche mehr nach Gestaltungen wählt und ringt, als wirkliche lebendige Gestalten schafft, steuerte eine, in Jean Paul'scher Weise gehaltene, Ernst und Scherz ineinander mischende Novelle bei, welche im dunkeln Farbenfeuer wunderbar sprüht und glüht. Die Novelle trägt den Titel: „Das große deutsche Musikfest". Hier ist eine Fülle innerlicher Anschauungen, welche wahrhaft in Erstaunen setzt. Könnte man Jean Paul vergessen, so würde Schefer ewig leben; aber in derselben Weise, worin jener unsterblich ist, wenn überhaupt unsere der Vergänglichkeit zugewiesene sublunarische Welt eine Unsterblichkeit dulden mag, kann und darf ein Zweiter als unsterblich nicht gelten. So ursprünglich und primitiv Schefer's Talent, so abgeleitet der Gebrauch. Er würde sich seine eigne Bahn gebrochen haben, wäre sie nicht bereits gebrochen gewesen und von ihm nur als Nachtreter beschritten worden. Man lasse sich durch diese gegen die Gesammtrichtung des Schefer'schen Talents erhobene Ausstellung in dem Genuß dieser Novelle nicht stören, sondern gebe sich, unbekümmert, wohin sie führt, dieser brausenden Woge des unerschöpflichsten Humors hin, in deren Strömungen die tiefsinnigsten Ansichten über die innere Bedeutung der Musik, zumal der deutschen, wie leuchtende Infusorien schillernd, hin- und widerspielen. 105.

Notiz.

King, der Reisegefährte des Capitains Back, befindet sich jetzt in Brighton und verlangt eine Unterstützung von 1000 Pf. St. zu einer neuen Expedition nach dem Norden. Er hat eine Schrift darüber bei der Gesellschaft der Wissenschaften von Sussex und bei den vorzüglichsten Buchhändlern niedergelegt. 4.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Freitag, — Nr. 13. — 13. Januar 1837.

Affaires de Rome, par M. *F. de Lamennais.* Paris 1836.

Es gibt eine Saite in dem Gemüthe eines jeden geistigen Visionnairs, deren Anschlag und Widerklang traurig und schwermüthig ist. Es gibt ferner eine Begeisterung, deren Object und Fundament allerdings Lug und Trug sein mögen, deren naive Form aber sich durch all den gerechten Widerstreit hindurch, den sie erfährt, zu einer Durchsichtigkeit, und man möchte sagen Lauterkeit ausbildet, wodurch sie in den Augen aller feiner organisirten Naturen auf gewisse Weise geadelt wird.

Es liegt hier ein in vielfachem Sinne sehr merkwürdiges Buch vor uns, die letzte Schrift des vielbesprochenen Abbé, die Denjenigen, welche diesen seltsamen Mann nur aus den „Paroles d'un croyant" kannten, einen weit andern Maßstab für seine Beurtheilung geben wird, ja muß. Im engsten und weitesten Sinne zugleich sind diese „Affaires de Rome" eine Geschichte seiner Seele, seiner ganzen Individualität, seines Verkanntseins, sowie auch seiner Anerkennung, seines Glaubens- und Wollenszustandes, seiner Gemüthsfreiheit und -Befangenheit, seines lebendig-stürmischen Kircheneifers und endlich seines großen und gewaltigen, nicht minder aber auch von seinen Zeitgenossen vielfach verkannten Irrthums. Daneben enthält dies Buch auch die vollständige Darlegung des Glaubensbekenntnisses jener spiritualen Propaganda (wenn man ihr diesen Namen geben will), in deren Schoos sich die Stifter jenes Journals zusammenfanden, das, auf eine ganz eigenthümliche Weise den schreienden Widerspruch seines Daseins zur römischen Kirche verkennend, in den Tagen der Bedrängniß von dem Oberhaupte dieser Kirche selbst ein gerechtes Gericht verlangte. Es war dies wahrlich die höchste Spitze einer naiven Gesinnung; es war eine Kindlichkeit, die bei diesem Versuch die Repräsentanten des „Avenir" bezeichnete, welche grade am entschiedensten von der ungeheuern Größe ihres Irrthums zeugt. Aber eben in dieser starken Unbefangenheit des Irrthums liegt die Wahrheit unserer obigen Behauptung, daß der Abbé Lamennais, der Verfasser so manches rasenden Worts, das ihn in den Herzen Vieler zu dem Gegenstande des Abscheus gemacht, daß dieser Urheber der „Paroles d'un croyant" von Denen, die ihn so unbedingt verklagten, auch sehr verkannt worden ist. Lamennais ist kein kirchlicher Marat; er ist ein Mensch mit ursprünglich reiner Absicht, und das werden Diejenigen finden, die sich die Mühe geben wollen, sein neuestes Buch gewissenhaft durchzugehen. Aber dieser Mann mit reiner Absicht ist in einem der tiefsten, schneidendsten Widersprüche befangen, die nur immer ein menschliches Gemüth aufreiben können; er selbst aber zeigt sich so ganz ohne alle Ahnung dieses Widerspruchs, auf so unschuldige Weise sich seiner Sache bewußt, daß man, weit entfernt, ihn allzu streng zu richten, ihn vielmehr als eines der vom Verhängniß auserlesenen Opfer betrachten muß, welche auf dem Altar des alleinigen Gottes um der Sünde wider den heiligen Geist willen bluten müssen. Lamennais ist in diesem Sinne ein prädestinirtes Opfer. Sein Wille und sein Bestreben ist eine Chimäre; aber in dieser Chimäre liegt zugleich die Sünde, denn sie widersetzt sich dem Progreß des Geistes. Darum eben wird er zum Opfer; doch aber ist seine Vergehung nur eine culpa, kein dolus zu nennen.

Und worin besteht, um es in einen Centralpunkt zu fassen, der Widerspruch, in welchem sich jener merkwürdige Mann befindet? Es ist der, daß Lamennais die katholische Kirche durch sie selbst reformiren will. Dieser so für sich hingestellte und in dieser Bestimmtheit ausgesprochene Wille ist aber ein wahrhaftes Unding. Denn die Wahrheit, die wirkliche Wahrheit einer reformirten katholischen Kirche ist — der Protestantismus. In dieser verkehrten Selbständigkeit und Ausschließlichkeit nun festgehalten, gewinnt dieser Gedanke noch den Nebenirrthum, daß es möglich sei, eine Kirche als solche dem Staate gegenüber und unabhängig von ihm (als das dem Temporellen entgegengesetzte Spirituelle, wie Lamennais sich ausdrückt) zu formiren. Diese Idee ist jedoch, vom Standpunkte des Protestantismus aus betrachtet, so durchaus eine bloße Reaction, daß ihr auch nicht ein Funken des wahren geistigen Fortschritts einwohnt. Aber trotz diesen gewaltigen Widersprüchen hat Lamennais' Glaubensansicht doch eine sehr starke negative Wahrheit, wie sich weiterhin zeigen wird, nur daß dieses Negative dem Urheber selbst und seiner Bestrebung nicht zu Gute kommt.

Wir sprachen davon, daß Lamennais' Schuld im wahren rechtlichen Sinne nur eine culpa sei, kein dolus.

Dieser Punkt ist es, der gleich von Haus aus die Agence générale pour la défense de la liberté religieuse und die Herausgeber des „Avenir" auf das Strengste von allem Jesuitenthum geschieden hat. Das Princip Lamennais' und seiner Anhänger ist dem des Jesuitismus schnurstracks entgegen. Hören wir seine eignen Worte:

Wenn die Jesuiten einst von dem Schauplatze der Welt verschwunden sein und nur noch der Geschichte angehören werden, so wird diese Unerbittliche strenger gegen sie verfahren, als wir es thaten. In dem Principe selbst, in dem ersten und letzten Grundsatz des Jesuitenthums wird sie dessen ganze Existenz gelöst erblicken. Aus diesem ist Alles hervorgebrochen. Dies Princip ist die Zerstörung der Individualität eines jeden Gliedes dieses Körpers. Der Zweck aber ist, daß eben dadurch die Einheit und Gewalt des Ganzen desto unerschütterlicher hervortrete. Handlungen und Worte nicht allein, auch die Gedanken des Jesuiten selbst sind unter einen absoluten Gehorsam beschlossen. Der General und die ihm Beigegebenen sind die ganze und einzige Vernünftigkeit dieser Corporation. Die Leidenschaften des seiner Ichheit ganz entblößten Mitglieds der Gesellschaft Jesu sind gleicherweise zum Dienst des Ganzen zusammengedrückt. Durch die unbedingteste Macht der Ordensregel sind sie nicht sowol zerstört, als vielmehr sanctionirt. Sie sind auch ihrerseits zum Dienst des Ganzen bestimmt, sie sind Einzelmittel für den Gesammtzweck. So ist also die Gesellschaft Jesu ein ungeheures Collectivwesen. Niemand hat für sich einen persönlichen Stolz, einen persönlichen Ehrgeiz und Eigennutz; aber das Ganze besitzt von diesen allen die höchstgesteigerte Potenz. Dies ist das durchaus Antisociale des Jesuitismus. Ein solcher Mensch, ein solches Glied, abgebleicht (um so zu sagen) zu einem bloßen Modell des Egoismus, ist von der ganzen menschlichen Gattung geschieden, und eine solche abgeschiedene Existenz (existence à part) haben wirklich alle Jesuiten. Sie mischen sich in Alles, aber sie vertiefen sich in nichts. Die unvertilgbare Scheidewand, die sie von der übrigen Menschheit trennt, wird an allen Orten von ihnen angetastet, aber nie hinweggenommen, und aus diesem Geschiedensein eben keimt jenes unermeßliche Mistrauen, das sie seit ihrem Ursprunge der Menschheit eingeflößt.

Wollen wir das Princip des Jesuitismus, das von Lamennais hier so klar hingestellt wird, weiter verfolgen, so zeigt sich eben in dem Ausdruck der Gesinnung sein schneidendes Widerspiel zu den Princip der Agence générale. In dem Jesuitismus sind alle Unschuld und zugleich alle Formen der Unschuld rein ausgetilgt. Die Agence générale dagegen besitzt eine so seltsamliche Stärke der Unbefangenheit, daß sie sich sogar von dem heiligen Stuhl selbst ihre Sanction erbittet, der, genau genommen, durch ihre Theorie vernichtet ist. Man würde dieser religiösen Gesellschaft und auch Lamennais Unrecht thun, wenn man dies für Heuchelei halten wollte. Lamennais ist wirklich alles Andere in der Welt eher als ein Heuchler, und dies ist auch einer der Gründe, warum weder seine Absicht noch sein Wort gefährlich ist.

Die Zeitschrift „Avenir" erschien zuerst gegen Ende des Jahres (den 16. Oct.) 1830. Es war, wie sich der Haupturheber derselben ausdrückt, „das erste europäische Tageblatt, das auf dem Interesse des Katholicismus beruhte". In den ersten Tagen des Septembers gab man den Prospectus aus. Die Redacteurs waren folgende: die Abbés de Lamennais, Ph. Gerbet, Rohrbacher, Lacordaire, und die Herren Ch. de Chour, Ad. Bartels, Graf Ch. de Montalembert, Daguerre und d'Ault-Dumenil. „Sie erhoben", sagt Lamennais, „sogleich ihre Stimme, wenn die Kirche verletzt, ihr Recht beeinträchtigt, wenn dem Kreuze Hohn gesprochen war, ohne Ansehen der Person, gegen jedweden Frevler. Daher kam es, daß bereits am 31. Jan. 1831 Lacordaire und Lamennais vor dem Assisenhof erscheinen mußten. Sie betrachteten diesen Anklagetag als einen Tag des Triumphs. Von allen Seiten wurden ihnen, nach dem Bericht des Abbé, schon während der Sitzung von Seiten der anwesenden Katholiken Beweise der aufrichtigsten Theilnahme gegeben. Es wurde sogleich in dem Bureau der Zeitschrift „Avenir" eine Subscription eröffnet, die über 20,000 Francs einbrachte, obgleich die größere Mehrzahl nur 5 Centimes unterzeichnet hatte. Ganze Kirchspiele, an ihrer Spitze die Pfarrer, sandten ihnen Geschenke. Auch französische Bischöfe interessirten sich sehr dafür. Der Bischof von Pamiers allein subscribirte 300 Francs und widmete 300 andere dem Almosen, „um den Segen Gottes auf die Angeklagten dadurch herabzuziehen".

Die Zeitschrift „Avenir" schritt mittlerweile rüstig fort; im Mai 1831 indeß waren ihre Finanzen sehr schlecht und die Redacteurs fürchteten einen offenen Bankrott. Allein man sandte ihr schnelle Hülfe; sie erhielt 70,000 Francs, um ihre ökonomischen Angelegenheiten in Ordnung zu bringen, welche Summe größtentheils in Frankreich selbst und in Belgien aufgetrieben war. Nicht lange darauf hatte sich die Redaction so weit erholt, daß sie den Irländern eine Unterstützung von 80,000 Francs zukommen lassen konnte. (Wir wollen annehmen, daß uns der Abbé mit diesen und ähnlichen Angaben nicht hintergeht, wiewol auch nicht viel darauf ankommt, ob in solchen und ähnlichen Dingen hin und wieder ein Falsum stattfindet.)

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Gesammt-Naturlehre für das Volk und seine Lehrer. Von W. Pfaff. Stuttgart, Scheible. 1834—35. Gr. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

Die Hand des Schöpfers hat den Naturtempel zur Ergötzung unsers Verstandes, aber auch zur Beruhigung und Erhebung unsers Herzens vor unsern Sinnen aufgeschlossen; und selig sind Diejenigen, welche verwerfliche Grübeleien des erstern und die bangen Sorgen des letztern nur auf dem Wege der Beschäftigung mit der Natur zur Ruhe zu bringen suchen, welchen ihnen der Allgütige also selbst dazu angewiesen hat! Der Verf. des vorliegenden Werks, welches in der Absicht geschrieben ist, um den Besuch dieses Tempels immer mehr auszudehnen, stellt denselben Gesichtspunkt zu diesem Zwecke auf. „Die Erde ist ihm", wie er sich in seiner freilich ganz eigenthümlichen Sprache, die wir aber absichtlich wörtlich nachschreiben, ausdrückt, „der Wohnplatz für die Menschen, ein reich geschmückter, ein mannichfach und abwechselnd ausgerüsteter Schauplatz, der sich ins Unbegrenzte auszudehnen und fest auf sich zu ruhen scheint, hingestellt für unser Wirken und unsere Thätigkeit. Über uns erglänzen die Sterne und öffnen uns andere Aussichten: wir seien nicht blos auf dieser Erde, um unser Futter zu suchen; zur Wahrheit seien wir berufen und unser besseres Selbst stamme aus einem höhern Vaterland."

„Viele Menschen", fährt er dann fort, „haben vor uns

auf der Erde gelebt, sich unterrichtet, Erfahrungen gesammelt, geschaut und beobachtet und uns einen Schatz von Unterweisung zu unserm bessern Nutzen hinterlassen; sie haben uns die Örter und Lagerstätten gezeigt, wo in der Erde die mancherlei Körper zu finden sind, welche zu unserm Bedarfe dienen können; sie haben uns auch wol gelehrt, wie wir uns dieselben dienstbar und nützlich machen können. Wir sind ihnen Dank schuldig, sie haben redlich, ehrlich und frei gesorgt für das Menschengeschlecht als ihre Brüder. Das ist noch unsere Arbeit, unsere erste, da wir auf die Erde gestellt sind, unsere erste Aufgabe, mit Brüdern zu leben und für sie."

„Wir sollen aber auch noch mehr thun als unsere Vorfahren. Erweiterung, Fortschreitung, Verbesserung, das ist, was uns obliegt. Nicht blos die Erde, sondern die Natur, d. h. die ganze sichtbare Körperwelt, ist Gegenstand unserer Betrachtung." Und wir treten ein in den Naturtempel, um diese Betrachtung anzustellen und, im Sinne des Verf., da, wo wir ihm in seinem systematischen Gange durch das Ganze nicht folgen können, wenigstens diese „Erweiterung, Fortschreitung, Verbesserung" in der Kenntniß des Naturgeheimnisses und der Benutzung desselben anzudeuten.

Unsere, nach der angegebenen Bestimmung, „für das Volk und seine Lehrer geschriebene Gesammt-Naturlehre" hebt mit der Lehre von der Bewegung der Erde und der Schwerkraft an, und wir erwähnen in Bezug auf die Ausdehnung, welche unsere Kenntniß der letztern in der neuesten Zeit erhalten hat, sogleich der wichtigen Untersuchungen des königsberger Astronomen Bessel, wodurch nach Newton neuerdings erwiesen wird, daß die Erde Körper von der verschiedensten physischen Beschaffenheit, ohne Rücksicht auf diese Beschaffenheit, mit gleicher Kraft anzieht, dergestalt, daß es, unter übrigens gleichen Umständen, ganz dieselbe Anstrengung erfodert, z. B. einen Centner Gold oder Blei von der Erde wegzuheben, indem die Schwerkraft nur allein nach dem Gewichte und nicht nach irgend einer sonstigen Eigenschaft der Körper fragt, oder eine Prädilection, etwa im Sinne wie der Magnet für das Eisen beweist.

Hinsichtlich der zusammengesetzten Bewegung macht der Verf. darauf aufmerksam, daß es mannichfache Beispiele gibt, welche das gleichzeitige Vorhandensein mehrfacher Bewegung im nämlichen Körper augenscheinlich zeigen. „Wenn ein gut und genau gearbeiteter Bombenkessel senkrecht auf der Erde in die Höhe gerichtet ist, so wird die aus demselben abgeschossene Kugel senkrecht in die Höhe steigen und ebenso senkrecht wieder in den Kessel zurückfallen. Der Zuschauer sieht Beides ganz offenbar. Nun versetze man ferner den Bombenkessel auf ein im vollen Segeln begriffenes Schiff, so wird der Erfolg, letzterer Bewegung unerachtet, vollkommen derselbe sein; und ein am Lande ruhigstehender Zuschauer kann die Vereinigung beider Bewegungen, nämlich der des vorwärts segelnden Schiffes und der senkrecht in die Höhe steigenden Bombe, in eine einzige Bewegung deutlich gewahr werden. Und wer in einem Wagen fährt, wird, wenn der Wagen plötzlich steht, noch eine Nachbewegung vorwärts empfinden, wie sie ihm durch das Fahren innewohnte." Unsere Aufklärung hierüber ist auch ein Gewinn neuerer Zeit, da die ältere Naturlehre sehr verworrene Begriffe von der zusammengesetzten Bewegung hatte.

Die Lehre vom Luftdrucke, zu welcher der Verf. nach mehrfachen Zwischensätzen übergeht, gibt ihm Veranlassung zu nachfolgenden Betrachtungen: „Die Experimente, welche Otto von Guericke 1653 zu Regensburg vor Kaiser und Ständen mit der Luftpumpe machte, erregten damals großes Erstaunen, da sie die ungeheuere Druckgewalt des uns umgebenden Luftmeeres zeigten; und es ist nicht zu leugnen, daß den physikalischen Studien seitdem nie wieder ein solche Theilnahme geworden ist: die Geschichte der Wissenschaft wird jenen Zeitpunkt als einen der merkwürdigsten und der erfreulichsten wegen der Anerkennung zu betrachten haben. Es ist auch nicht in Abrede zu stellen, daß die Lust, sich durch Versuche zu unterrichten, lebendiger geworden ist, seitdem sich jenes Instrument in den Händen der Menschen befindet; ein solches Werkzeug erscheint als eine verstärkte Verstandesgewalt."

Kommen sodann die Krystalle. „Eine wunderbare Welt von Gestalten zeigt sich dem Menschen im Schooße der Erde, aus dem Flüssigen hervorgegangen, wahrscheinlich zur Zeit der Schöpfung, als die Berge gebildet wurden, in denen sie lagern. Unbekannt sind die Kräfte, die sie erzeugt haben; räthselhaft, merkwürdig und fein sind der Gestalten Umrisse, die sie beim Erstarren annahmen und noch jetzt besitzen. Jene Schöpfung ist vorüber; wir Menschen aber haben etwas von der Kunst der regelmäßigen Figuren abgelauscht und nachgeahmt mit kindlicher Forschbegier." Und also poetisch leitet der Verf. seine Andeutungen aus den neuesten Krystalltheorien ein, in deren Entwickelung wir ihm freilich nicht folgen können.

Gleich poetisch leitet der Verf. die Lehre von den Tönen ein, zu welcher er dann übergeht. „Die leblose Natur ist stumm und ohne Töne, wie sie aus sich selbst keine gemeine Bewegung hervorbringen kann. Wir hören zwar mancherlei Töne auf der Erde, aber die bloße Bewegung eines Körpers bringt, wie wir uns bald überzeugen, nur Töne hervor, welche uns unverständlich und fern von unserm Wesen sind. Das Rauschen des wogenden Wassers, das Getöse der Luft, der Sturz eines Felsens, das Brausen im tiefen Walde, der Schlag des Donners u. s. w. beleben nur auf unerfreuliche Weise die stillen Einöden der unbelebten Körperwelt. Das Menschengeschlecht hat aber bald gefühlt, es sei seine Aufgabe, diese stumme Einsamkeit durch darin hervorgerufene Töne zu beleben." Diese Abtheilung des Werks wird übrigens bei einer zweiten Auflage wichtige und interessante Bereicherungen aus dem unterdeß erschienenen Werke von Kretschmer: „Ideen zur einer Theorie der Musik" (Stralsund 1833) erhalten können, auf welche wir wenigstens hindeuten, da uns deren Entwickelung in ihrer Reichhaltigkeit hier viel zu weit führen würde.

Hieran reihet sich, in freilich etwas ungewöhnlicher Folge, der Abschnitt über „Wechselseitige Durchdringung und Verwandlung der Urstoffe unserer Mutter Erde". „Um uns aber in diesem Kreise voll wunderbarer Erscheinungen zu verständigen, sind einige Erläuterungen nothwendig. Zunächst ist von Wechselwirkung der Körper die Rede, und zwar erstens zwischen zwei Körpern. Einer derselben kann, nach den Ansichten der neuesten Chemie, betrachtet werden als der thätige, der andere als der leidende: der eine belebt, erregt, begeistert, erhöhet, ändert im Zustande, nach dem Zwecke des zu erwartenden Ganzen; der andere empfängt, erhebt sich zum Neuen: der eine ist gleichsam das formende, bildende Princip, er gibt die Charaktere; der andere ist die Grundlage, der die Form aufgedrückt wird. Sodann handelt es sich von der Durchdringung. Dies Wort schon deutet ein Geheimniß an, denn in gemeiner Weise wird die Materie als undurchdringlich betrachtet. Ein anderer Ausdruck, welcher bescheidenerweise seinen Sinn vor den Gründen der Erscheinung verbirgt, ist der der Verwandtschaft (Wahlverwandtschaft) der beiden Körper, der Verschwägerung, der Zuneigung zueinander; und die Durchdringung ist die Folge davon: eine innige Verbindung, Vereinigung, ja Auflösung des einen in den andern zur Hervorbringung eines neuen, ganz verwandelten Körpers. Und dies ist der vollendete Proceß der chemischen Erscheinung."

Ein neuer Kreis von Erscheinungen öffnet sich uns abermals, indem wir nunmehr zur Betrachtung der Wärme übergehen. Aber wir nehmen bei diesen Erscheinungen nur die Wirkung, nicht die wirkende Kraft wahr: „diese Kraft selbst ist uns verborgen und wir verstehen auch den Mechanismus nicht." „Selbst unsere Sprache hat nicht hingereicht zu der Beschreibung und sich allermeist der Bilder aus andern Sinnenerscheinungen bedient; von dem feinsten Hauche der Wärme bis zur Gewalt des Feuers, welches sich auch der Mensch als eine wirkliche materielle Kraft zu verschaffen und welches er zu bändigen gelernt hat, von der niedrigsten bis zur höchsten Stu-

fe, von der leichten Berührung bis zur innigsten Verbindung, mußte Anschaulichkeit und Verständniß hervorgebracht werden." (So schreibt der Verf. wörtlich; ich bekenne, daß ich dies nicht verstehe.) Die wichtigste neue Idee übrigens, welche in diesem Abschnitte angedeutet wird, ist die einer Lebenserdwärme, eine Annahme, ohne welche sich die irdischen Temperaturerscheinungen gar nicht erklären lassen und worüber Ref. mit dem Verf. vollkommen einverstanden ist.

An das geheimnißvolle Wärmeagens reihet sich ferner die Elektricität. „Kurz", sagt der Verf. in Bezug auf dieselbe, „will ich das Gesetz der elektrischen Polarität in seinen Theilen auffassen, die Nähe des Aufeinanderwirkens, das Gesetz der Spitzen, der Gestalten annehmen und den Ausdruck von einer atmosphärischen Wirkung in die Ferne nur als Bild erkennen und gebrauchen. Zweierlei elektrische Wesen existiren, oder sind erschaffen, oder durch das All und die Körperwelt verbreitet und zum Erwachen bereit. Man will sie Harz- und Glaselektricität heißen. Von ihrem Ursprunge an, der uns nur in wenigen Beispielen bekannt ist, sind sie einander entgegengesetzt. Sie stoßen als Verwandte einander ab; der Körper, welcher Harzelektricität in oder auf sich hat, stößt den, gleichfalls Harzelektricität an sich tragenden Körper ab, strebt aber dagegen denjenigen zu sich heranzuziehen, der Glaselektricität besitzt." Diese Ansichten werden hiernächst auf den Galvanismus ausgedehnt und der Verf. stellt, in seinem Enthusiasmus, die Entdeckung desselben als den Anfang einer Untersuchung dar, „welche späterhin die ganze Chemie umgestaltete, oder in der Umgestaltung erweiterte, die magnetischen Gesetze der Himmelskörper selbst verwebte und zwischen Elektricität, Chemie und Erdmagnetismus ein ewiges Band herstellte". Der Unterschied zwischen Maschine und Säule findet sich hier sehr charakteristisch hervorgehoben. Bei der Maschine erfodert die Reibung, also auch die Entstehung eine gewisse Zeit; bei der Säule ist Ruhe in der Berührung und das geheimnißvoll Entstandene ist in immerwährendem Hervorquellen. Was die Intensität der Kraft betrifft, so ist sie bei der Maschinenelektricität durch die Größe beschränkt. Bei der Säule hingegen scheint sie gar keine Grenze zu kennen, da sie mit der Menge und Größe der Elemente derselben immer fortwächst und man sich Säulen von der Höhe und dem Umfange eines Thurms bauen könnte. Dagegen aber hat sich als „trostlos" die Erfahrung gezeigt, daß die zur Construction der Säule angewendeten Metalle in kurzer Zeit oxydirt werden, wonächst die ganze Wirkung der kostbaren Einrichtung aufhört.

(Die Fortsetzung folgt.)

Literarische Notizen.

Eine sehr beachtenswerthe Stelle in Betreff der lappländischen Sprache und Gesittung findet sich in dem sehr schätzenswerthen Reisewerke Laing's über Norwegen („Journal of a residence in Norway"). „Die lappländische Sprache", sagt der Verf., „ist sehr reich an solchen Flexionen und Endungen, welche die verschiedenen Beziehungen der Objecte bezeichnen. So gibt es zehn verschiedene Beugungsfälle von Nennungen, die die verschiedenen Beziehungen der Gegenwart, Abwesenheit oder Entfernung ausdrücken, die in andern Sprachen durch besondere Wörter oder Präpositionen bezeichnet werden. Dennoch scheint dieser Sprache noch die schriftliche Basis zu fehlen, weil es an Zeichen mangelt, um diese abweichenden Tonwendungen schriftweise zu bestätigen. Allerdings hat man dieser Sprache einiges Studium gewidmet und es existiren Grammatiken derselben von Leem und von Prof. Rask. Allein die Bemühungen dieser Gelehrten waren keineswegs zu Gunsten der Lappländer selbst, vielmehr für unsere Sprachforscher und Philologen berechnet. Innerhalb der hundert Jahre, von 1728—1828, ist zum Nutzen der Lappländer nichts gedruckt worden als ein Katechismus, eine übersetzung einiger wenigen Psalmen und die ersten beiden Capitel des Evangeliums Matthäi. Die Verschiedenheit der Dialekte scheint hier, sogar bei einem so wenig zahlreichen Volke, einige Schwierigkeiten darzubieten, wozu noch das zerstreute, wandernde Leben der Lappländer kommt, welches einen fortlaufenden Unterricht im Lesen und in Folge dessen eine erfolgreiche Einwirkung auf das Volk durch die Presse unmöglich macht. Die Amerikaner haben ähnliche Schwierigkeiten glücklicher überwunden. Sie haben den Irokesen Unterricht, Religion, eine gedruckte Sprache und in dieser sogar politische Zeitungen gegeben. Die Europäer haben bis auf diesen Tag den Lappländern noch nicht einmal die heilige Schrift in ihrer eignen Sprache gegeben, und wenn sie es gethan hätten, so würde das verwahrloste Volk unter diesen Umständen keinen Nutzen davon haben. Ihr ganzer religiöser Unterricht besteht gegenwärtig darin, daß sie einen Sermon in einer unbekannten Sprache anhören, die der Geistliche, Wort für Wort, gleich auf der Stelle ins Lappländische übersetzt. In der That ist es seltsam und verdrießlich zu bemerken, wie oft der menschliche Geist das Fernliegende ergreift und dagegen das ihm Zunächstliegende unberücksichtigt läßt. So waren die Dänen eine der ersten Nationen, die Missionarien in ganz entfernte Lande, nach Indien und Grönland sandten, Leute, die alle erdenkliche Gefahren, Beschwerden und Entbehrungen dort zu erdulden hatten, um widerspenstige, wilde Völker in den Elementen des Christenthums zu unterrichten, während sie doch andererseits, in ihrem religiösen Eifer, im eigentlichsten Sinne vor ihrer eignen Thür zu fegen vergaßen und ihren Nachbarn und Befreundeten, den armen Lappländern keine derartige Erleuchtung zukommen ließen."

In London ist 1836 jetzt eine Sammlung der Werke William Cowper's erschienen unter dem Titel: „The works of *William Cowper* comprising his poems, correspondence and translations, with a life of the author, by the editor *Robert Southey*" (4 Bde., 12.), eine Ausgabe, die ebenso ausgezeichnet ist durch äußere glänzende Ausstattung, wie durch sorgfältige Sammlung und Sichtung. Cowper's Leben ist an sich schon ein Gegenstand von hohem Interesse, ein Leben voll Probleme, Aufgaben und intensiv mächtiger Empfindungen. Es ist sehr viel in Cowper, was an Goldsmith erinnert. Beide besitzen dieselbe Einfachheit, aber auch dasselbe Pathos, Beide dieselbe Wendung nach dem Humor hin; allein in Cowper war eine ungebundenere und stärkere Imagination. Wenige Dichter haben mehr Vergnügen gewährt, mehr Anklänge erregt, mehr Saiten des menschlichen Gemüths angeschlagen als Cowper. Er ist einer der vorzüglichsten und ergreifendsten unter den von der Traulichkeit der Kamine und ländlichen Spaziergänge unzertrennlichen Dichtern. Es gibt wenig naturgemäße Empfindungen und Gedanken, für die sich nicht in seinen Werken ein Ausdruck, und ein befriedigender, vorfände. Auch an seinen Lebensumständen selbst und der Art und Weise, wie der Dichter sie ausdauerte, mag sich ein empfängliches Gemüth erbauen und stärken; denn Cowper war zwar kein starker Geist, aber Dasjenige, was man eine starke Seele nennt, in hohem Grade, und es war in ihm eine große Tiefe und Fülle von Treue und Liebe vorhanden. Darum hat er mannichfaches Leid ertragen und in der zähen Prüfung des Schicksals seinen Genius immerdar unbefleckt erhalten. Southey hat sein Leben in seiner bekannten klaren und glänzenden Darstellung geschildert, welche man hinsichtlich ihrer Regelmäßigkeit und des à plomb der Evolutionen mit einem wohlgeordneten militairischen Manoeuvre vergleichen kann. Eine angenehme Zugabe zu dieser, für die Traulichkeit der Familiencirkel ebenso sehr als für den eigentlichen Literaten berechneten Sammlung bilden die von Harvey ausgeführten trefflichen Zeichnungen, darstellend Scenen aus Cowper's Leben wie aus seinen Gedichten. 11.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 14. —— 14. Januar 1837.

Affaires de Rome, par *F. de Lamennais*.

(Fortsetzung aus Nr. 13.)

Sonach kann es uns von ebenso geringem Belang sein, ob im Allgemeinen die begeisterte Darstellung der mannichfachen Segnungen dieser Zeitschrift und der Agence générale überhaupt, wie sie in der von Lacordaire verfaßten Denkschrift an den Papst enthalten ist, einige Unwahrheiten und Übertreibungen in sich schließt. Ist nicht jene Zeitschrift und ihr Streben schon durch das gerechte Gericht der Zeit gerichtet? Warum soll man den für ihre Sache begeisterten und selbst in ihrem Irrthum noch aufrichtigen Männern nicht wenigstens ihre Träume und Visionen, nicht wenigstens ihre Begeisterung verzeihen?

Mindestens — heißt es in jener Denkschrift an den heiligen Vater — bestrebte sich unsere Zeitschrift der Sache des Christenthums auf wahre und uneigennützige Weise zu dienen, und wahr ist es, daß durch sie mehre Personen zum wahren Glauben zurückgeführt wurden. Ein Großvicar aus A... meldete uns, daß zwei Bewohner dieser Stadt, der eine ein Atheist, der andere ein antikatholischer Liberaler, sich durch die Lecture des „Avenir" vollkommen bekehrt hätten. Zu L. befand sich ein ausgezeichneter Arzt, der einen großen Einfluß auf den liberalen Theil der Einwohner besaß; er hatte in dem entschiedensten Unglauben sein ganzes bisheriges Leben zugebracht, allein die Tendenz unserer Zeitschrift hatte aus ihm einen dem Katholicismus so tief ergebenen Mann gemacht, daß man davon sprach, er werde eine Wallfahrt nach Rom nächster Tage unternehmen. In L. in der Schweiz erklärte ein Mitglied der Cantonsverwaltung, daß von dem Augenblick an, wo es die Übereinstimmung der in dem „Avenir" ausgesprochenen Doctrinen mit den Kirchenlehren eingesehen haben würde, es dem Protestantismus für immer entsagen werde, und diese Doctrinen machten namentlich auch auf die in der Nähe des Genfersees wohnenden Landleute einen gewaltigen Eindruck. In Elsaß wurde ein Bauer, dem das Studium der Philosophie des vorigen Jahrhunderts verdreht gemacht, binnen Kurzem durch die Lesung einiger Nummern des „Avenir" wieder auf den rechten Weg gelenkt, und er machte sich nun, in glaubenvollem Drange auf die Beine, um in der Umgegend umherzulaufen und Mitglieder für die Agence générale einzusammeln. Eine große Anzahl junger Rechtsschüler und Mediciner in Paris und Toulouse bekannten laut ihre Anhänglichkeit an unsere Doctrin und drückten uns ihre lebhafteste Theilnahme und ihre Hoffnungen schriftlich aus, nachdem unsere Zeitschrift suspendirt war. Mehre pariser Studirende wandten sich an unsere Redacteren und ersuchten sie dringend, Vorlesungen über verschiedene Zweige der religiösen und politischen Wissenschaften zu halten. Selbst in Deutschland ward in verschiedenen Gegenden ein mächtiger katholischer Einfluß wahrgenommen. Die vornehmsten Artikel des „Avenir" erschienen übersetzt in mehren verbreiteten Journalen, welche dergestalt zur Ehre und zum erneutem Ansehn des päpstlichen Stuhls selbst mitwirkten.

Man sieht aus diesem Bruchstück, daß Lacordaire in seinem Memorial dem heiligen Vater wirklich auf ganz naive Weise zu Leibe geht. Wir dürfen über diese unbefangenen Äußerungen und kleinen Übertreibungen, über dieses versteckte, unschuldige Ausposaunen der wunderthätigen Organe der neuen Lehre mit vollem Recht lächeln; denn die Existenz dieser Lehre selbst ist schon ein Überlebtes und Verurtheiltes, oder vielmehr war sie von Haus aus nur ein Schattenbild. Aber diese Lehre, und wie sie sich nämlich in ihrem am Schärfsten zugespitzten Vertreter, in Lamennais ausnimmt, ist psychologisch denkwürdig und von einem ebenso tragischen Interesse, wie etwa in heutigen Tagen die Erscheinung Chateaubriand's, eines an einer politisch-poetischen Vision, an einem süßen, gedankenvollen Bourbonentraum gebrochenen und noch stündlich brechenden Herzens. Um zu beweisen, wie sehr in gewissen Punkten zwei scheinbar so entgegengesetzte Wesen sich nahe berühren können, möge hier eine Stelle aus Chateaubriand's: „Essai sur la littérature anglaise" (Th. II, S. 391) herausgehoben werden:

Die materielle Entwickelung der bürgerlichen Gesellschaft wird auch ihre geistige Entwickelung beschleunigen. Wenn der Dampf erst ganz vollkommen sein wird, wenn durch ihn, in Verbindung mit den Telegraphen und Eisenbahnen, die Entfernungen verschwunden sein werden, so werden nicht allein die Kaufwaaren mit Blitzesschnelligkeit von einem Ende der Erde zum andern fliegen, sondern auch die Ideen. Wenn die fiscalen und commerciellen Schranken zwischen den verschiedenen Staaten selbst gefallen sein werden, sowie sie schon zwischen den einzelnen Provinzen eines und desselben Staats gefallen sind, wenn der Salaire, der Arbeitslohn, der nichts ist, als eine verlängerte Sklaverei, sich mit Hülfe der zwischen dem Producenten und dem Verzehrer hergestellten Gleichheit emancipirt haben wird, wenn die verschiedenen Länder, eines des andern Sitten annehmend, ihre nationalen Vorurtheile aufgebend, und mit ihnen die alten Ideen von Obergewalt und Eroberung, eines dem andern zum einheitvollen Bunde die Hände reichen werden, durch welche Mittel werdet ihr dann die mündig gewordene bürgerliche Gesellschaft auf ihre alten, erschöpften Principien zurückdrängen wollen? Bonaparte selbst vermochte dies nicht. Die Freiheit und Gleichheit, denen er die unbeugsame Schranke seines Genies entgegenstellte, haben ihren alten Lauf wieder eingeschlagen und reißen seine Werke mit sich fort. Die Welt der Gewalt, die er gegründet, ist ohnmächtig geworden, sogar sein Geschlecht ist in seinem Sohn erloschen. Sein Licht war nur ein Meteor

Eine Zukunft wird sein; eine mächtige und freie Zukunft, im vollen Sinne der evangelischen Gleichheit. Aber es ist noch weit bis dahin, so weit als der Horizont selbst von uns gewölbt ist. Man wird dahin gelangen nur durch jene unermüdliche Hoffnung, die keinem Unglück weicht, deren Flügel in dem Maße wachsen, als ihr das Ziel zu entweichen scheint, durch jene Hoffnung, welche Alles, und auch die Zeit überwindet, und die der Christ allein zu hegen vermag.

In diesem Geiste, sagt Lamennais, und in dieser ewigen Hoffnung habe die Agence générale fortbestanden, deren ausführlicher Prospectus in die an den heiligen Vater gerichtete Denkschrift miteinverleibt ist. Nach diesem bestand das Conseil der Agence générale aus neun Personen, deren Präsident der Abbé selbst war, und aus den associirten Schenkgebern (donateurs). Die Schenkung betrug jährlich 10 Francs. Für 1831 beliefen sich die Fonds der Agence auf 31,513 Francs. Sogleich nach ihrem Entstehen gab der Verein Petitionen an die Kammer ein, um die Freiheit des Unterrichts nach der Charte von 1830 zu reclamiren. Solcher Petitionen gelangten nach und nach 300 an die Deputirtenkammer, mit mehr als 15,000 Unterschriften. Demzufolge eröffnete der Verein ohne Autorisation der Universität eine Schule, und drei seiner Mitglieder, de Choux, Lacordaire und der Graf von Montalembert übernahmen das Amt der Schulmeister. Diese Schule, in welcher sich etwa 20 arme Kinder befanden, wurde bekanntlich von Seiten des Zuchtpolicelgerichts aufgehoben. Die Schulmeister wurden von letzterm dem Assisenhofe übergeben; da aber inzwischen der Graf von Montalembert durch den Tod seines Vaters Pair geworden war, so wurde die Angelegenheit sogar vor dem Pairshofe, dem höchsten Gericht des französischen Staats, verhandelt. Freilich wurden die Angeklagten verurtheilt, aber die Sache der Freiheit des Unterrichts hatte nach der Meinung der Mitglieder der Agence dennoch gesiegt. Man sieht wol, der Glaube war stark. Aber nicht in gleichem Maße theilte ihn der heilige Vater, zu dessen Füßen die Redactoren des „Avenir", nach Suspension ihrer Zeitschrift, bei der immer stärker werdenden Opposition gegen ihre Doctrinen, die namentlich der „Ami de la religion" heftig vertrat, selbst zu wallfahrten beschlossen:

Die Redactoren des „Avenir", als Repräsentanten der Agence générale pour la défense de la liberté religieuse, und betrübt über die Opposition, die sie erfahren mußten, obschon ihre Betrübniß nicht ihrer eignen Lage, sondern nur der beeinträchtigten Kirche galt, führten aus, was ihnen ihr Glaube und das Beispiel der Heiligen eingab. Unterm 2. Februar 1831, an demselben Tage, wo Gregor XVI. zum Pontificat gelangt war, setzten sie zu Paris eine vollständige Darlegung ihrer Doctrinen auf, die unmittelbar nach Rom gesandt und zu den Füßen des heiligen Vaters niedergelegt werden sollte. Man übergab sie in die Hände des Ministers Sebastiani, der sie auf gesandtschaftlichem Wege nach Rom gelangen lassen wollte. Dies unterblieb jedoch, und als später die Redactoren davon in Kenntniß gesetzt wurden, war ihre Lage inzwischen um Vieles mislicher geworden, und es gingen über das zukünftige Ergehen des Vereins allerlei schlimme Gerüchte. Deshalb nun entschlossen sich die Redactoren, auf dem geradesten Wege selbst nach Rom zu gehen und beim heiligen Vater persönlich die Lösung aller dieser trüben Fragen zu bewirken. Nach einem 13monatlichen Kampfe für die Religion suspendirten sie zwar mit Schmerz, aber im Vertrauen auf Gott, ihre Zeitschrift und überließen den französischen Katholiken auf kurze Zeit das Schlachtfeld, um eine andere heilige Pflicht zu erfüllen.

In der Nummer vom 15. Nov. 1831 äußerte sich der „Avenir" in seiner gewohnten salbungsvollen Sprache über dies Vorhaben folgendergestalt:

Mit dem Pilgerstab in der Hand wallfahrten wir nach dem ewigen Stuhl, und hier auf Knien vor dem von Christo selbst eingesetzten Oberhaupt der Kirche werden wir also zu ihm sprechen: O Vater, neige gnädigst deinen Blick auf einige deiner geringsten Kinder, die man der Empörung zeiht gegen deine milde und unfehlbare Kirchengewalt. Hier sind sie vor dir; lies du in ihrer Seele; es findet sich darin Nichts, das sie vor dir zu verbergen wünschten. Wenn einer ihrer Gedanken, nur ein einziger, sich von den deinigen entfernt, so verabscheuen sie ihn selbst und schwören ihn ab. Du bist allein die Richtschnur ihrer Lehrsätze; niemals werden sie eine andere anerkennen. O heiliger Vater, sprich ein Wort über sie, das ihnen Leben gibt, Leben und Licht, und strecke deine Hand aus, um ihren Gehorsam, ihre kindliche Liebe zu segnen.

Auch hier ist es wieder nicht die Sprache der Heuchelei, die wir vernehmen, aber es ist der Ausdruck eines tiefen und grauenhaften Irrthums. Die Redactoren des „Avenir", die Mitglieder der Agence générale kennen ihre eignen Grundsätze; sie wissen, daß sie im unleugbaren Sinne des Worts: Renovatoren, ja Revolutionsmänner sind, und dennoch halten sie es für möglich, daß der römische Stuhl, der nur dadurch ist, was er ist, daß in der Kirche so wenig als möglich neu werde, ihnen zu ihrem ungehinderten Fortbestehen die Sanction ertheile. Zwar geht ihr directes Verlangen nur auf eine unbefangene Prüfung ihrer Lehrartikel. Aber wie war es möglich — so kann man fragen — daß ihnen der Gedanke, es werde diese Prüfung ihnen günstig sein, vorschweben konnte? In der That, wir sehen im Verlaufe der Selbstbekenntnisse des Abbé Lamennais ihn öfters reservirend, zweideutig, ja man kann sagen falsch werden; aber dies ist wiederum kein selbstbewußter dolus, es ist vielmehr die Trübe des Irrthums selbst, die Alles, Gutes und Schlimmes, durcheinanderspielt und in welcher zuletzt das Subject sogar für die richtigen Elemente einen falschen und schielenden Ausdruck gewinnen muß. Dies zeigt sich deutlich in dem zweiten und dritten Schreiben des Abbé an den heiligen Vater, wo er, anstatt nach dem Willen des Letztern, eine absolute Conversionsformel anzuwenden, den That- und Glaubensbestand in die zweideutig-trüben Unterschiede eines „ordre spirituel" und „ordre purement temporel" hineinspielt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Gesammt-Naturlehre für das Volk und seine Lehrer. Von W. Pfaff.

(Fortsetzung aus Nr. 13.)

Verbrennungsproceß. „Was gibt", fragt der Verf., auf Veranlassung der Betrachtung dieses großen Naturprocesses, „was gibt die Veranlassung zum Brennen? was gibt Nahrung? was gibt Wärme? was gibt Licht? was Glut? was Flamme? was wird aus den Körpern? wo finden das Licht und die Wärme ihre Heimat wieder, die geheimnißvolle,

wenn der Körper umgewandelt oder gar zerstört worden?" Der Verf. versichert, daß die Antworten der heutigen Physik auf diese Fragen wenigstens bündiger sind als Dasjenige, was unsere Vorfahren darauf zu erwidern hatten. Gestehen wir indeß bescheidentlich, daß eigentlich nur Worte für Worte gesetzt werden und daß wir den letzten Gründen des Vorganges nicht besonders näher gekommen sind. Eine befriedigende Erklärung des Verbrennungsprocesses findet in der phlogistischen und antiphlogistischen Theorie ziemlich dieselben Schwierigkeiten; und wenn ich mir das geheimnißvolle Zucken der schönen Flamme meiner Wachskerze betrachte, so scheinen mir Lavoisier's Phrasen, mit allem ihren Selbstvertrauen immer noch nicht ausreichend. Mir fällt dabei stets der wackere alte berliner Physiker Fischer (der bekannte Verf. der „Mechanischen Naturlehre") ein, der, wenn er von der Vergeblichkeit der Bemühungen um die Erklärung der letzten Gründe dieses Processes sprach, gradehin behauptete, daß dem Menschen der Sinn dafür gebreche. „Wir haben somit zunächst den stillen und geordneten Haushalt der Erde als Gegenstand unserer Untersuchung betrachtet, ein großes und umfassendes Ganze von Kräften und Ausstattungen, womit sie auf wohlthätige und wundervolle Weise die irdischen Wesen versieht. Wir haben auch gesehen, wie, zwar mit langsamem Fortschritte, der Mensch sich dennoch viel Reichthum und Gaben der Erde durch Unterricht und tausendfache Mühe erwerbe. Jetzt eilen wir, die Erde als ein größeres Ganze, als einen edeln Theil einer größern Schöpfung zu betrachten, als Glied einer Ordnung von Geschöpfen, worin sie eingereihet ist." Wir fassen diese Betrachtungen unter dem Namen der physischen Geographie zusammen. Die physische Geographie forscht nach den Quellen der Kräfte der Erde, nach der Bildung der Erdkugel, nach ihrem Bau und den Schicksalen und Begebenheiten, welche sich mit ihr zugetragen haben.

„Ich will", fährt der Verf. dann selbstredend fort, „ich will es frei heraussagen, aber nicht das Ganze (?). Unsere Erde ist selbst ein Himmelskörper, frei schwebend in der unendlichen Weltluft. Sie ist nicht so dunkel und lichtleer, wie wir uns manchmal vorstellen. Wir haben Alle den Himmelskörper Jupiter gesehen, ein herrliches Gestirn mit lichter Kreisscheibe; wir haben auch die Venus sogar am hellen Tage leuchten sehen; und also leuchtet auch unsere Erde, wir sind nicht Kinder der Finsterniß, und sie würde uns, wenn wir sie unserseits von der Venus oder dem Jupiter aus betrachten könnten, gleich leuchtend erscheinen." Was hiernächst über die Achsendrehung und Abplattung der Erde in den Polarregionen gesagt wird, ist nicht weniger originell vorgetragen; und wir wünschen dem Verf. nur, daß es ihm gelungen sein möge, durch diese ganz eigenthümliche Vortragsweise recht viele Leser zu fesseln. „Das Menschengeschlecht steht auf Erden nicht auf einer Ebene, sondern herumgedrängt im Kreise stehen die Menschen alle auf einer Kugel, mit den Füßen gegen dieser Kugel Mittelpunkt gekehrt, jeder seinen Zenith nach einem andern Punkte der Himmelskugel habend. Jeder steht dem Andern entgegen als Gegenfüßler; Jeder drehet sich in 24 Stunden mit der Erde, von der Höhe des Himmels über den Kopf in die Tiefe ringsum, ohne Schwindel, oder sonst Empfindung davon zu spüren: die Schwere hält ihn sicher fest und unversehrt, und er dünkt sich in immer unveränderter Lage auf seinem Horizonte zu stehen." Zuweilen mischen sich in diese Besonderheiten der Sprache aber auch sachliche Verirrungen; und wenn es z. B. (S. 222) heißt, daß Derjenige, welcher 20 Grad vom Pol entfernt ist, auch „eine Polhöhe von 20 Grad über dem Horizont habe"! so sollten dergleichen Verstöße in einem, „dem Volke und seinen Lehrern" gewidmeten Werke mit doppelter Aufmerksamkeit vermieden sein. Wenn ich mir die Mühe geben wollte, so wiese ich dem Hrn. Verf. wol noch mehre, gleich unverzeihliche Übereilungen nach.

Nächst der Bewegung, welche die Erde um ihre Achse hat, wohnt ihr eine zweite, nämlich die Bewegung um die Sonne bei. „Sie erscheint uns wieder als eine Täuschung, gleich der ersten; denn uns kommt es im Gegentheile so vor, als ob sich die Sonne an der Himmelskugel bewege, und man ist gewohnt, die Sonne als einen Stern anzusehen, der nur mit ungeheuerm Glanze und viel größerer Scheibe unter den übrigen Sternen einherwandere. *Der Leser ist gewohnt, sich die Täuschungen zurechtzulegen.* *) Hüten wir uns aber, indem wir einen gewissen Irrthum, z. B. die Meinung, daß sich die Sonne um die Erde bewege, ablegen, in einen andern zu verfallen, nämlich in den, daß alle Sterne und Sternlein Sonnen wären: denn was der unendliche Ursprung, was Leben und Zweck der Fixsterne sei, das hat uns noch Niemand gelehrt." Dieser Ansicht pflichtet Ref. vollkommen bei. Man thut gewiß Unrecht, alle die unzählbaren Gebilde des Fixsternhimmels in die Eine Formkategorie von Sonnen mit einem Planetengefolge zu verweisen. Zahllos wie die Gestirne selbst werden auch ihre übrigen Beziehungen sein; und die Natur, in der Unergründlichkeit ihrer Conceptionen, hat sich gewiß durch diese Eine Form, wie erhaben deren Idee an und für sich auch ist, nicht die Hände binden lassen.

„Wenn man", heißt es dann später, „seine Blicke auf die Karten wirft, worauf die Welttheile gezeichnet sind, die Länder, die sie enthalten, die Meere, die Berge und Bergketten, die Seen, die Flüsse, die Inseln, so wird man sich unwillkürlich zu mannichfachen Betrachtungen hingerissen finden. Entgehen kann dem Beobachter bei einem solchen Blicke nicht die Spur des *uralten, mächtigen Kampfes* zwischen Land und Meer. Dieser Kampf hat nicht nur die damals lebenden Geschlechter vernichtet, sondern auch die Form der Erdoberfläche, und neue Welttheile und Länder geschaffen. Die Gestalt Amerikas, des in zwei Hälften getrennten Welttheils, wovon die eine, südliche, sich immer mehr zuspitzt, die nördliche sich ausbreitet, beide durch eine schmale Landenge miteinander verbunden, mit einem Kranze von Inseln, welche ein großes Meer umgeben, zeigt deutlich von diesem Kampfe, der, wie sich Humboldt ausdrückt, „am Fuße des hohen Granitrückens gekämpft wurde, welcher im Jugendalter unsers Planeten, bei der Bildung des antillischen Meeres dem Eindruche der Wellen trotzte". Vom Beginne des südlichen Theils, längs seiner westlichen Seite hin, erstreckt sich, unfern des Meeres, eine Bergkette, welche die allerhöchsten Berge und die furchtbarsten Vulkane der Erde enthält. Am einfachsten ist gewiß der Gedanke, daß dieser Welttheilbau durch die Fluten und ihren Kampf mit dem Kerne der Erde, zu einer Zeit und unter Verhältnissen, darüber es unserer Physik an Kenntnissen fehlt, entstanden sei. Welch eine sonderbare Masse zerstreueter Inseln bedeckt das Meer auf der westlichen Seite von Südamerika zum Theil bis über den Äquator hinauf! Sind dies Trümmer eines großen Festlandes, welches durch andere Mächte als die des Wassers zerstört wurde? Eine Abwechslung anderer Art zeigt Afrika. Hier tritt uns eine Gestalt entgegen, welche sich zwar auch gegen Süden, aber beiweitem nicht so entschieden als Amerika zuspitzt und in der Äquatorialregion dagegen seine Breite vergrößert; ein gediegenes, aber auffallend verschieden gebautes Inselstück, stark mit Sand bedeckt und wenig Flüsse und Berge im Verhältnisse zu dem ungeheuern Flächenraum enthaltend. Asien hinwiederum macht eigentlich ein Stück Einer Art mit Europa aus, ist aber im Norden und Süden mit freien Inseln versehen, welche gleichsam seine Spitzen vertreten. Europa ist merkwürdig durch Binnenmeere, welche man als Reste jener großen Flut betrachten darf, gleichwie die kleinern Überschwemmungen, die unter unsern Augen vorgehen, Lachen und Sümpfe zurücklassen. Als weitere Zeugen derselben mächtigen Flut aber führt man die großen Wüsten und unfruchtbaren Landstriche an, die sich so häufig auf der Erdfläche vorfinden. Denn dergleichen völlig unfruchtbare Strecken sind, bei der Leichtigkeit des Pflanzenlebens, kaum anders erklärlich als durch Fluten, welche alles der Fruchtbarkeit irgend fähige Erdreich bis auf

*) Was heißt das?

die felsige Grundlage, gleichsam das Fleisch der Erde bis auf die Knochen hinweggerissen haben. An solchen Orten scheinen selbst die innersten Keime des organischen Lebens zerstört worden zu sein."

Diese Untersuchungen, deren Interesse Niemand bestreiten wird, führen den Verf. nun auf eine nähere Betrachtung des Meeres. Wir heben daraus hervor, daß ein viel größerer Theil der südlichen als der nördlichen Halbkugel vom Meere bedeckt ist, ein Umstand, welcher dadurch merkwürdiger wird, daß sich diese Erscheinung, den neuesten Beobachtungen zufolge, auf dem Mars wiederholt. Nimmt man dazu, daß noch andere Unterschiede zwischen den beiden Hemisphären stattfinden, welche auch auf den andern Planeten vorkommen, z. B. daß die südliche Halbkugel überall die meisten und höchsten Gebirge zeigt, so scheint es fast, daß Nord und Süd nicht blos ein mathematischer, sondern auch ein physischer Unterschied sind. Diese Idee, welche wir hier blos anregen, verdient weitere Verfolgung.

Vom Reiche Neptun's aber erhebt sich der Verf. in das atmosphärische Reich, bei welcher Gelegenheit er der Eigenschaft des Wassers, die Kohlensäure gierig einzusaugen, in einer besondern ökonomischen Rücksicht Erwähnung thut. Der vorsichtige Weinkäufer benutzt nämlich diese Eigenschaft des Wassers, um seine Keller vor Erfüllung mit der mephitischen Kohlensäure zu bewahren. Sobald der Wein in den Keller gebracht ist, setzt er auf das Faß, statt des Spunds, eine genau schließende, gebogene Glasröhre, deren eines Ende in ein Gefäß mit Wasser taucht. Die entwickelte Kohlensäure wird sodann vom letztern absorbirt und es entweicht nichts davon in die Kellerluft, sodaß der Keller, selbst wenn eine große Masse neuen Weins darin niedergelegt ist, ohne Gefahr betreten werden kann. „Übrigens", fährt der Verf. zu den wässerigen Meteoren übergehend, sodann fort, „ist das Leben ein Kreislauf in Stufen, eine fortdauernde Veredlung von Gestalten und Wesen, ein ineinander hangendes Gewebe, welches das Ganze in ewigem Wechsel umschlingt. Die verschiedenen Classen rufen sich zur Wirksamkeit hervor, um überall die Fülle des Lebens durch ihre Veredlung vorzubereiten. Der kahle Fels überzieht sich mit fasrigen Blättern und gibt bald einer größern Pflanze Wurzel und Halt; anderswo steigt ein zartgegliedertes Blättchen aus feuchter Erde und wächst, durch Verwesung sich kräftigend, bald zur stattlichen Pflanze heran. Weit größer und umfassender aber sind die Umwandlungen, welche sich auf der Erde in ihren großen Gliedern: Feuer, Wasser, Luft, ereignen. Selbst die zarteste Pflanze unterhält den Verkehr mit der Luft, indem sie Nachts Luft aushaucht; was müssen erst die Pflanzen im Großen bei ihrem Wachsthum und ihrer Ausbildung für mannichfaltige Umwandlungen in der Atmosphäre bewirken! Wir wissen, daß das Holz, chemisch betrachtet, den Kohlenstoff in sich hält; es muß also eine Umwandlung desselben durch die Lebenskraft des wachsenden Baumes eingetreten sein." Wenn diese Andeutungen den Gegenstand nicht erschöpfen, welches im Umfange des Buchs freilich unausführbar gewesen wäre, so dienen sie wenigstens dazu, die Aufmerksamkeit und Wißbegier des Lesers zu erregen; und in einem Buche „für das Volk und seine Lehrer" scheint dies augenblicklich hinreichend zu sein. Auch macht der Verf. auf die Unzulänglichkeit unserer Bemühungen, in das Tiefste der Natur einzudringen, bei der bald folgenden Betrachtung der Gewitter, selbst aufmerksam. „Eine der schönsten und erhabensten, zugleich aber auch der furchtbarsten Erscheinungen in unserm Luftkreise ist das Gewitter. Die Ursache der Gewitter ist die Elektricität; die Beantwortung der Frage aber: Was ist Elektricität? erlasse mir der Leser. Wir wissen, daß ein Wesen oder eine Kraft existirt, welche sich auf die angegebene Weise, anziehend und abstoßend, kräftigend und schwächend, hervorbringend und vernichtend, äußert; wir wissen die von der Natur uns gegebenen Erscheinungen künstlich nachzuahmen, wir locken Funken hervor, ähnlich dem Blitze, begleitet von einem dem Donner vergleichbaren Schalle; wir haben gelernt das Dasein dieser Kraft auch in geringster Ausdehnung zu erkennen, sie zu sammeln und festzuhalten; wir wissen, daß da, wo sie sich findet, immer zwei verschiedene, einander entgegengesetzte, zur Verbindung geneigte Glieder vorhanden sind, die aber, sobald sie sich wirklich verbunden haben, plötzlich unsern Sinnen entschwinden: alles Dieses wissen und sehen wir. Aber wer diese beiden Geschwister sind, wie sie die Natur trennt und wiedervereinigt, warum manche Körper vorzugsweise die eine oder die andere dieser Kräfte zu erregen vermögen, wo ihre Entstehung zu suchen ist: alle diese und noch viele andere Fragen können wir ebenso wenig beantworten, als es uns bekannt ist, woher die schöpferische und erhaltende Kraft der Natur überhaupt kommt und warum sie sich grade so und nicht anders äußert. Es gehört dieser Theil der Physik zu dem vielen Unerklärlichen der Wissenschaft, welches der bescheidene Forscher zwar zum Vorschreiten benutzen kann, dessen Erklärung ihm aber für dieses Leben nie gelingen wird." Mit dieser Ansicht wird sich die bescheidene Naturforschung gewiß einverstanden erklären.

(Der Beschluß folgt.)

A home tour through the manufacturing districts of England, in the summer of 1836. *By Sir George Head.* London 1836.

Von Meisterhand wird uns hier eine Reise durch eine sehr interessante Fabrikgegend Englands geschildert, denn wir müssen es gestehen, in Reisebeschreibungen haben die Engländer eine eigne Gewandtheit, und ihre weitschweifige, aber lebendige Beschreibung oft geringfügiger Gegenstände und Ereignisse, die uns unter andern Umständen oft langweilt, ist hier von eigenthümlichem Interesse. Sir G. Head besuchte und beschreibt die technischen und Naturmerkwürdigkeiten von Liverpool und seinen nächsten Umgebungen, von Southport, Chester, Manchester, Warrington, St.-Helens, Burton, Matlock, Halifax, Wakefield, Walton Hall, Leeds, Selby, Goole, Hull, Holderneß, Scarborough, Whitby, Stockton am Tees, das Dinsdale Spa, Hartlepool, Sunderland, Newcastle, den Carlisle- und Annankanal, die Shaw-Wasserwerke und Greenock, Allenby, Workington, Kendal, Whitehaven und Preston. Aber nicht allein über das Gewerbswesen und die natürlichen Merkwürdigkeiten der Gegenden und Orte, welche der Verf. besuchte, macht er interessante und lehrreiche Bemerkungen, sondern auch über Menschen, Wirthshäuser, über die verschiedenen Arten des Reisens in England, auf den Posten, auf Kanälen, Eisenbahnen u. s. w. Ein umsichtiger Bearbeiter würde auch ein für Deutschland sehr interessantes Werk durch eine Übersetzung des vorliegenden darstellen können. 78.

Notiz.

Französische Geographie.

Bekanntlich haben die Einwohner von Bona, der französischen Colonie in Algier, sich französische Civilgesetze und Einrichtungen statt ihrer einheimischen erbeten. Daher scheint in Frankreich jetzt Bona bekannter zu sein, als Bonn am Rhein, wie folgendes Ereigniß beweist. Kürzlich wurde in einer namhaften Stadt im Departement der obern Alpen ein Brief zur Post gegeben mit deutscher Adresse, dabei aber mit französischer, deutlicher Ortsbezeichnung: Bonn (Prusse Rhénane). Er kam auch in Bonn an, aber durchstochen und in Essig getränkt und mit der Bemerkung, daß die Desinficirung in Marseille geschehen sei. Er war nämlich nach Bona gelaufen, wo man darauf bemerkt hatte: Prusse n'est pas en Afrique. 7.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Sonntag, —— Nr. 15. —— 15. Januar 1837.

Affaires de Rome, par *F. de Lamennais.*

(Fortsetzung aus Nr. 14.)

Die Redactoren des „Avenir" warteten in Rom lange vergebens auf eine Entscheidung in Betreff ihrer dem Papst demüthigst vorgelegten Denkschrift, in welcher sie sich außerdem noch ganz besonders hatten angelegen sein lassen, den gänzlichen Verfall der katholischen Kirche, namentlich in Frankreich, ausführlich darzustellen und ihre vielfachen Bedrückungen und Leiden durch alle Regierungsveränderungen hindurch, von der ersten Revolution an bis auf die Julitage, mit den lebhaftesten Farben zu schildern. Endlich eröffnete ihnen der Cardinal Pacca in einem kurzen Handschreiben, daß der heilige Vater ihnen keine Audienz ertheilen, allein demnächst die nachgesuchte Prüfung ihrer religiösen Grundsätze vornehmen wolle. Die Redactoren entschlossen sich also zur Rückkehr nach Frankreich. In dieser Zeit, versichert uns der Verfasser dieser „Affaires de Rome", die freilich die gehegte Hoffnung gänzlich zu täuschen schienen, daß seine Seele sehr schmerzbewegt gewesen sei. Als einen Ausdruck dieser schmerzlichen Empfindungen können wir den nachstehenden Erguß über die heilige Roma betrachten.

Man hat Rom das Vaterland aller Derjenigen genannt, die kein Vaterland hätten. Ich begreife nicht, wie es für irgend Jemand ein Vaterland sein kann, in dem einmal gültigen Wortsinne. Nicht als ob Rom auf keine Weise den Fremdling zu fesseln wüßte, obgleich man anfangs wenig oder nichts von dieser Anziehungskraft verspürt. Man empfindet in den ersten Tagen seines dortigen Aufenthalts eine gewisse tiefeingreifende Langeweile, eine wüste und lästige Traurigkeit. Bei jedem Schritte berührt der Fuß die Trümmer und stört die Asche auf von Menschen aller Gattungen und Weltgegenden, die seit 30 Jahrhunderten hier auf dieser Stätte der Größe und der Verwüstung, sei es als Sieger oder Besiegte, als Herren oder Sklaven gewohnt haben. Man erkennt noch in diesem verwirrten Trümmerhaufen die Spuren der verschiedenen Völker und Zeitalter, und über diesen allen webt ein seltsamer Grabesduft, der die Seele in Träume des ewigen Schlummers betäubend einwiegt. Man kann dorthin wol kommen um zu sterben, aber nicht um zu leben, denn von Leben, was man Leben heißt, findet sich hier kaum ein Schattenbild. Keine Bewegung, es müßte denn das Hin- und Herwimmeln einer in kleinlichen Interessen befangenen Menschenrace so genannt werden, die, gleich Würmern in einem Grabmal, im Schoose der Finsterniß sich umhertreiben. Macht und Volk sind nur Phantome der Vergangenheit. Die königliche Stadt sitzt nun mitten in einer Wüste und ist eine Stadt des Todes geworden; er ist es, der hier Herrscher ist, in seiner ganzen furchtbaren Größe.

Die Rückkehr der Mitglieder der Agence fiel grade in die Zeit, wo die Verhandlungen Rußlands mit dem päpstlichen Stuhle im Betreff der noch nicht beigelegten polnischen Angelegenheiten ihren Anfang nahmen; Verhandlungen, die das bekannte päpstliche Breve an die polnischen Bischöfe, vom Juli 1832 datirt, zur spätern Folge hatten. Die römische Staatszeitung spielte während dieses Kampfes ihre Rolle ganz im Interesse jener Macht, die dem Papste das Anerbieten einer Occupationsarmee zu Deckung seiner Grenzen gemacht hatte. Sobald der Kampf entschieden, ward auch der Standpunkt der römischen Staatszeitung ein selbständig-verdammender.

Kein Wunder — sagt der Abbé — daß man über diesen höhern Interessen uns und unsere Zeitschrift vergaß. Doch war es an uns, nun einen entscheidenden Schritt zu thun, und wir kündigten deshalb auf Anrathen einiger einflußreichen Männer unsere Absicht, nach Frankreich zurückzukehren und dort unsere Arbeiten fortzusetzen, öffentlich an, in der gewissen Erwartung, daß auf diesen Schritt irgend etwas von Seiten des römischen Stuhls erfolgen werde. Es war im Monat Juli, an einem Abend, als wir Rom verließen. Von den Höhen, welche das Tiberbecken bestreichen, warfen wir einen letzten, traurigen Blick auf die ewige Stadt. Der feurige Glanz der untergehenden Sonne beleuchtete die Kuppel der St.-Peterskirche, ein flammendes Bild des vormaligen Glanzes des Papstthums selbst. Bald entschwanden die immer farbloser werdenden Gegenstände gänzlich in der zunehmenden Finsterniß. Beim zweifelhaften Schein des abendlichen Zwielichts unterschied man noch hier und dort einen auftauchenden Gegenstand, den sich hinziehenden Weg, die Trümmer der Grabmäler. Kein Lüftchen bewegte die schwere, schwüle Atmosphäre, nicht ein Grashalm wisperte. Nichts als der einförmige Ton von unserm Fuhrwerk, daß sich langsam und knarrend in der wüsten Ebene dahinschleppte.

Wir bedauern aufrichtig, in unsern Auszügen in Betreff der Schilderungen, die der Verf. von seiner Rückreise macht, nicht ausführlicher sein zu können. Sein Weg führte über Orvieto, den See von Bolsena, Siena, Florenz, Ferrara u. s. w., Städte, über die er in mannichfacher Hinsicht ein schönes und gediegenes Urtheil fällt. Überhaupt liegt in Lamennais' Schilderungen von Örtlichkeiten ein eigner wehmüthiger Reiz. Es ist ihm keine Stätte so reizend, daß er nicht den nagenden Wurm erblicken sollte, der darunter verborgen ist. So wird seine Lobpreisung selbst zur Wehklage, zur Jeremiastrauer. Über Venedig sagt er:

Der Eindruck, den diese Stadt hervorbringt, übertrifft

jede Erwartung; ein Eindruck, der sich keineswegs blos auf die Natur- und Kunstschönheiten bezieht. Mehre Städte Italiens stehen Venedig in dieser Hinsicht vollkommen gleich. Aber verschieden von Allem, was man bisher gesehen, erscheint es wie eine Art Traumbild, wie eine Vision der Einbildungskraft. Das Meer, auf welchem es zu schwimmen scheint, das Netz von Kanälen, die es, gleich dem Geäder eines Blattes, nach allen Richtungen durchziehen, seine leichten scherzenden Gondeln, die sich buntfarbig auf den glänzenden Wogen durchkreuzen, die fast arabische Architektur seiner Paläste, deren Fuß sich im Gewässer badet, sein halb orientalisches Ansehn, die wollüstige Milde der Luft und noch tausend andere Einflüsse, die sich eher empfinden als beschreiben lassen, versetzen die Sinne und die Phantasie des Beschauenden in eine sonderbare Unruhe, in eine gewisse sanfte Berauschung und Bezauberung.

Manches, was der Verf. in der Kürze über Tirol, über Baiern hinwirft, ist uns unmöglich im Auszuge mitzutheilen, sogern wir es auch thäten. Bei dieser Versicherung der Unmöglichkeit müssen wir den Leser bitten sich zu befriedigen. In München traf die Rückkehrenden die Resolution aus Rom, auf Befehl des Papstes durch den Cardinal Pacca ihnen nachgesandt. Das darauf bezügliche Schreiben des Cardinals, vom 16. August 1832 datirt, ist als Actenstück beigegeben. Es lautete, wie sich erwarten ließ. Der römische Stuhl verwarf die Doctrinen der Agence générale in Betreff der bürgerlichen Freiheit, der Freiheit des Cultus und der Presse gänzlich; insbesondere aber die „Acte d'union proposé a tous ceux, qui malgré le meurtre de la Pologne, le démembrement de la Belgique, et la conduite des gouvernemens, qui se disent libéraux, espèrent encore en la liberté du monde et veulent y travailler". Alle diese Plane und Ideen aufzugeben, ermahnte der Cardinal den Abbé väterlich, dafür aber, seinem eignen früher gegebenen Versprechen gemäß, „nach dem Gebote des Heilands selbst den Kindlein nachzuahmen durch Unterwerfung ohne Vorbehalt unter die Kirchengewalt des Statthalters Christi".

Kaum nach Frankreich zurückgekehrt, erließen demzufolge die Redactoren nachstehende Erklärung:

Die Unterzeichneten, Redactoren der Zeitschrift „Avenir", Mitglieder des Ausschusses der Agentur für Vertheidigung der religiösen Freiheit, gegenwärtig zu Paris, überzeugt, daß sie in Folge des von Seiner Heiligkeit Gregor XVI. unterm 15. August 1832 an sie erlassenen Breve ihre Arbeiten nicht länger fortsetzen können, ohne mit dem ausdrücklichen Willen des Statthalters Gottes und seiner Kirche in Widerstreit zu gerathen, begeben sich des Schauplatzes, auf welchem sie während zweier Jahre gewirkt, und fodern alle ihre Anhänger und Freunde auf, ihren Brüdern ein gleiches Beispiel christlicher Unterwerfung zu geben. Diesem zufolge wird die Zeitschrift „Avenir", bisher seit dem 15. Nov. 1831 suspendirt, fortan nicht mehr erscheinen, auch betrachtet sich die Agence générale von diesem Tage an als aufgelöst.

Wir übergehen nun die mancherlei folgenden Verhandlungen zwischen dem päpstlichen Stuhle und dem Abbé Lamennais, die nur dessen persönliches Glaubensbekenntniß betrafen. Das Hauptsächliche in diesen Verhandlungen, wobei der Abbé theils durch Mittelspersonen, theils durch eigne Schreiben an den heiligen Vater verfuhr, war, daß der römische Stuhl auf einer unvorbehaltlichen Unterwerfung bestand, die ihm in den drei Hauptsätzen der Erklärung Lamennais'

1) Soumission d'esprit aux décisions du foi,
2) Soumission du fait aux lois de discipline,
3) Distinction des deux sociétés spirituelle et temporelle, et dans celle-ci indépendance à l'egard de la puissance ecclésiastique

beiweitem nicht enthalten zu sein schien. In der That hieß es auch dem römischen Stuhle zu viel zumuthen, wenn er auf die letzte etwas unklare Distinction eingehen sollte. Auf das Gemüth des Abbé selbst machten jene trüben und verworrenen, ewig hin- und herschwankenden und unsichern Zustände einen sehr niederschlagenden Eindruck. Er sehnte sich nach Ruhe und zog auf das Land. Hier entstanden die „Paroles d'un croyant".

Ich schrieb dies Buch — sagt der Verf. — zu meiner eignen Gemüthserleichterung, und es war anfangs keineswegs für den Druck bestimmt. Allein ein Blick auf die täglich wachsenden Zeitübel, sowie auf die überhandnehmende Erschlaffung mancher von Haus aus thatkräftigen Naturen, endlich die Nothwendigkeit, nach all diesem Schwanken meinerseits endlich einen festen Standpunkt in den Augen des Publicums zu gewinnen und mich vor demselben wegen meiner Nachgiebigkeit gegen den römischen Stuhl zu rechtfertigen, dies Alles zusammengenommen bestimmte mich zur Veröffentlichung.

Diese vertheidigt der Verf. auch in einem Schreiben an den Erzbischof von Paris, von dem ihm in Betreff jener famosen Schrift ein sehr freundliches, väterliches Schreiben zugekommen war. In dem dies Buch betreffenden päpstlichen Circularschreiben, das gleichfalls als Actenstück beiliegt, findet sich unter andern folgende Stelle:

Refugit sane animus, ea perlegere, quibus ibidem auctor vinculum quodlibet fidelitatis subjectionisque erga principes disrumpere conatur, face undequaque perduellionis inmissa, qua publici ordinis clades, magistratuum contemptus, legum infractio grassetur, omniaque et sacrae et civilis potestatis elementa convellantur. Hinc novo et iniquo commento potestatem principum, veluti divinae legi infestam, imo opus peccati et Satanae potestatem in calumniae portentum traducit, praesidibusque sacrorum easdem ac imperantibus turpitudinis notas inurit ob criminum molitionumque foetus, quo eos somniat inter se adversus populorum jura conjunctos. Neque tanto hoc ausu contentus, omnigenam insuper opinionum, sermonum conscientiaeque libertatem obtrudit, militibusque ad eam a tyrannide, ut ait, liberandam dimicaturis fausta omnia ac felicia comprecatur.

Nicht blos der römische Stuhl, auch die Welt hat über Lamennais' Buch streng gerichtet, und sie hat Recht daran gethan. Dies Buch, wie es so in seiner unverhüllten Blöße von dem Verf. hingestellt wurde, war eine große Verirrung, deren eigenthümliche Verschuldung ausführlich nachzuweisen hier nicht der Ort ist. Auch die Form dieses Buchs (wir sprechen von den „Paroles d'un croyant") war eine ebenso unstatthafte. Dies ist nicht der Ton, worin man seine Überzeugung, welcher Art sie auch sein mag, vortragen muß. Ein solches Predigen in biblischen Phrasen ist verwerflich. Es liegen in diesen monotonen Wendungen keine Beweise, nicht einmal der Grund zu der Vermuthung, daß die Meinung des Predigenden aufrichtig sei. Auch mußte es dem Verf. schon während seiner Arbeit klar werden, daß so vorgetragene Neuerungen keine Wurzel fassen können. Es ist die Zeit nicht mehr, wo Redner durch die bloße formelle Kraft

des Wortes hinreißen. Auch die Menge ist vernünftiger geworden und will in allen Dingen wenigstens überzeugt sein. Wenn wir einer Stelle in der vorliegenden Schrift die richtige Deutung geben, so ist wenigstens die Denkweise von Lamennais seitdem ruhiger und insichgekehrter geworden, wenn wir auch keinen Grund haben, anzunehmen, daß er in seinen einmal gefaßten Grundsätzen Wesentliches geändert. Diese Stelle lautet so:

Ich habe mit unverfälschter Treue und ohne allen heftigen Widerspruchsgeist Thatsachen (es ist eben vorher von den Wirkungen die Rede gewesen, die die „Paroles d'un croyant" gehabt) berichtet, welche der Welt mitzutheilen ich mich veranlaßt fühlte; ich habe mit ihrer Bekanntmachung gezögert, bis die Leidenschaften sich abgekühlt. Jeder wird daraus nach seiner Überzeugung und nach seinem Gewissen Schlußfolgen ziehen. Ich selbst habe weder die Anmaßung noch die Absicht, ja nicht einmal den Wunsch, irgend einen Einfluß auf die Meinung Anderer zu gewinnen. Jede wahre Überzeugung verdient Achtung, und das Gewissen des Menschen muß auch ein Heiligthum für andere Menschen sein, ein Asyl, wohin nur Gottes richtende Allgegenwart dringt. Ich gestehe es, daß es mich große Überwindung gekostet, so anhaltend von mir selbst zu sprechen; es ist das erste Mal, daß dies geschieht, und wird gewiß auch das letzte Mal sein. Mag in Zukunft geschehen und geschrieben werden, was da will, ich werde mich jeder Erwiderung enthalten. Diese Art von Discussion, in welche ich mich wider meinen Willen verwickelt sah, reizt mehr auf, als daß sie aufklärt, und erfreut sich selten eines heilsamen Resultats. Es gibt einen bessern Gebrauch, den man vom Leben machen kann.

(Der Beschluß folgt.)

Die Gesammt-Naturlehre für das Volk und seine Lehrer. Von W. Pfaff.

(Beschluß aus Nr. 14.)

Der Verf. betritt hiernächst das Gebiet der Geologie und beschreibt auf diese Veranlassung die Höhle oder Grotte von Antiparos mit einer solchen Lebendigkeit, daß wir diese Schilderung zum Ergötzen der Leser in unsern Auszug aufnehmen müssen. „Durch die Pracht ihrer Stalaktiten", erzählt er, vielleicht aus eigner Erinnerung, „ist die Grotte von Antiparos, einer kleinen Insel im griechischen Meere, berühmt. Die Öffnung dieser Höhle ist in der Nähe der von Klippen erfüllten See und liegt am steilen Abhange der Insel, angezeigt durch einen ungeheuern Stalaktiten, der gleichsam als Thürsteher die gähnende Kluft zu bewachen scheint. Anfangs geht der Weg ohne große Gefahr nur etwas steil abwärts; behängt ist derselbe mit einer zahllosen Menge blendend weißer Krystalle und Stalaktiten, die, vom Fackellichte beleuchtet, einen wunderbaren Glanz verbreiten. Bald jedoch wird der Weg schwieriger, und der eifrigste Bewunderer der Natur findet beinahe keine Freiheit mehr zur Bewunderung der ihn umgebenden Schönheiten. Am Fuße eines steilen Abhanges aber erhebt sich hiernächst eine schön gewölbte Grotte, von deren hohem Dome Tropfsteine in allen nur möglichen Figuren herabhangen; Gestalten von Thieren und Menschen, Bäumen, Sträuchern, und was die Phantasie sonst nur Ersinnliches zusammensetzen kann, geben dem Ganzen das Ansehn eines Wunderpalastes, wo irgend eine bösartige Circe alles ihr Nahende in Stein verwandelt hat. Alles dieses ist aber nur der Anfang. Von hier geht es auf Leitern immer tiefer hinab in mehre kleinere Höhlen, deren Wände aus gefärbtem Marmor, glatt wie durch Menschenhand polirt, bestehen und wiederum einen herrlichen Anblick gewähren. Beim tiefern Hinabsteigen wird die Dunkelheit immer größer, und ich fing schon an, den Muth zu verlieren, als sich einer der Führer zu mir drängte, mir die Hand dicht vor die Augen hielt und mich so eine Zeit lang weiter leitete. Plötzlich zog er mir dann die Hand von den Augen hinweg, und mein Erstaunen und Entzücken in diesem Augenblicke läßt sich nicht mit Worten beschreiben. Denn ich befand mich nunmehr erst in der eigentlichen Grotte von Antiparos, welche man unterdeß mit vielen Fackeln beleuchtet hatte und die so einem wahren Feenpalaste glich. Diese Grotte ist etwa 400 Fuß breit, 350 Fuß lang, und scheint durchgängig gegen 180 Fuß hoch zu sein. Diese ungeheuere Wölbung denke man sich ganz mit dem glänzendsten weißen Marmor überzogen. Von der Decke hangen eiszapfenförmige Massen desselben schönen weißen Marmors herab, zuweilen zehn Fuß lang, und oben mannsdick. Dazwischen schlängeln sich Tausende von Festons aus Blumen und Blättern von der nämlichen Masse, aber einem solchen Glanze, daß man den Anblick kaum ertragen kann. Alle Wände sind mit Incrustationen in tausendfachen Formen besetzt; und dies Alles bildete sich im Laufe der Jahrhunderte aus steinhaltigem Tropfwasser. Merkwürdig erscheint zumal eine kleinere Seitenhöhle, welche ganz einem Schlafgemache gleicht, und vor welcher sich ein solcher Marmorvorhang von der blendendsten Weiße ausbreitet. — Dies ist die Höhle von Antiparos, mit deren Beschreibung man gar nicht fertig werden würde, wenn man auf das Detail aller ihrer Wunder eingehen wollte."

Wie wenig hinlänglich dies Eindringen in die Höhlen der Erde aber ist, um eine genauere Kenntniß der innern Beschaffenheit des unermeßlichen Körpers zu begründen, das gesteht der Verf. bald nach der vorangehenden reizenden Beschreibung bescheiden selbst ein. „Ich habe", sagt er in diesem Bezuge, „die verschiedenen Verhältnisse angegeben, unter welchen sich die Erdrinde dem Menschen, soweit er sie untersuchen kann, vor Augen stellt. Aber auch hier zeigt sich bald die Unzulänglichkeit der menschlichen Hülfsmittel. Wol steigen wir hinab in die Gruben der Bergleute, oder in die von der Natur selbst gebildeten Höhlen, und erforschen mit Hammer und Meisel einige Bestandtheile der Erdkugel, die wir in unserm gelehrten Übermuthe ihre Fundamente nennen; wol bieten wir den Gefahren Trotz, welche einbrechende Wasser, böse Wetter, zusammenstürzende Gewölbe drohen: und doch, wie eigentlich gering ist die Ausbeute aller dieser Anstrengung und Kühnheit! Der Bergmann erzählt vom Berggeiste, der ihn zurückschreckt, der seine Untergebenen herbeiruft, um die Schätze der Tiefe vor dem unersättlichen Geize der Menschen zu bewahren; er erzählt den staunenden Kindern oder dem wißbegierigen Fremdlinge von der blauen Flamme, durch welche der Gnome den Unvorsichtigen in die Tiefe verlockt und dort mit dem undurchdringlichen Gestein umschließt, aus dem kein Entkommen möglich ist. In Bildern spricht hier der poetische Volksglaube Dasselbe aus, was der Gelehrte mit bestimmtern Worten die Endlichkeit des menschlichen Geistes, die Geringfügigkeit seiner Kräfte, der unendlichen Gewalt der Natur gegenüber, nennt. Allerdings sind die Schätze ungeheuer, welche das menschliche Bestreben aus der Tiefe zu Tage gefödert hat; aber unendlich ist die Masse des noch Begrabenen, und wenn uns unsere Bemühungen auch einigen Aufschluß über die Innerbeschaffenheit der Erde geben, so bleibt doch noch so viel zu erforschen, daß das Erforschte dagegen gleichsam verschwindet."

Der Übergang von diesen, ein inneres Leben des Erdkörpers ankündigenden Betrachtungen zum organischen Leben, zum organischen Reiche, ist leicht gemacht; der Verf. handelt aber darüber nur sehr kurz, eine Ungleichheit, an welcher, wie wir aus einer Anmerkung ersehen, der während des Ordnens des Manuscripts eingetretene Tod des Verf., wodurch wol noch mehr entschuldigt wird, Schuld ist.

Eine Geschichte der Erde und ein Abschnitt über das Weltgebäude und unser Sonnensystem machen hiernächst den Schluß des Werks. „Ich habe", so äußert sich der Verf. bei diesem Schlusse, „meine Leser durch das Gebiet der Naturlehre geführt und versucht, ihnen ein anschauliches Bild von den verschiedenen Erscheinungen zu geben, welche sich uns in der Natur

darbieten, gleichwie die Gesetze deutlich zu machen, nach welchen jene Erscheinungen erfolgen. Sodann habe ich mich zum Erdkörper besonders gewendet und untersucht, in welchem Zusammenhange die natürlichen irdischen Begebenheiten mit den Ereignissen am Himmel stehen, welche wir täglich gewahren. Hiernächst durchforschte ich Länder und Meere, die uns umschwebenden Lüfte und die Tiefen der Berge, um Klarheit über die Beschaffenheit der Oberfläche der Erde, gleichwie über ihr Inneres, über ihre Entstehung und ihre Revolutionen zu bekommen. Endlich wandte ich die Blicke nach oben zum Heere der ewigen Gestirne, um sie nach ihren besondern Verhältnissen und ihrem Zusammenhange mit unserer Erde zu befragen. Was ist nun das Resultat aller dieser Forschungen? Dies ist die Frage, welche sich zum Schlusse aufdrängt, und ich versuche im Folgenden die Antwort. Eine allgewaltige Kraft ist es, welche die ganze erschaffene Welt durchströmt, welche sich äußert im geringsten Wurm, im unbedeutendsten Sandkorn wie im edelsten Geschöpfe der uns bekannten lebenden Welt, dem Menschen, und im harmonischen Laufe ganzer Welten. Es ist die Kraft des Unendlichen. Diese Kraft hat das ganze Weltgebäude errichtet und erhält es; alle Naturerscheinungen beziehen sich am Ende auf dieselbe. Die verschiedenen Kräfte, von welchen der Physiker spricht, sind unerklärbare Äußerungen dieser Urkraft, gelegt in die organische und unorganische Welt zur selbständigen, regelmäßigen Entwickelung. Alles Erschaffene hängt, durch unsichtbare Fäden verbunden, eng zusammen; alle Ereignisse sind bedingt durch diesen Zusammenhang und wirken auf den Einen Zweck, die Ausbildung des Vorhandenen, hin. Die Vernichtung und Zerstörung einzelner Glieder dieser Kette hat zum alleinigen Zweck den Fortschritt des Ganzen, wie er eben angedeutet ist. Dieser Zusammenhang zeigt sich zunächst an den Gliedern unsers Erdkörpers; er geht aber über diesen hinaus und erstreckt sich in Weiten, welche für uns unbegreiflich sind. Die Sonne ist der Körper, dessen Anziehungskraft die Planeten in ihren Bahnen erhält; sie ihrerseits mit noch viel tausend andern Sonnen bewegt sich in Begleitung jener Trabanten wieder um eine höhere Macht, und alle diese Sonnenkörper mit ihrem Centralkörper haben wieder eine Bewegung um Körper noch höherer Ordnung. Alle diese Weltkörper sind bewohnt; denn daß dort keine Geschöpfe existiren, das könnte nur Derjenige behaupten, welcher vermögend wäre zu glauben, das ganze Weltall sei nur für ihn geschaffen. Das Weltgebäude selbst scheint für die Ewigkeit geschaffen; der Glaube an einen einstmaligen Untergang der Welt, wie man denselben gleichwol bei allen Völkern verbreitet findet, entspringt nur aus der Endlichkeit und Vergänglichkeit des menschlichen Wesens, welches dieses Gefühl seiner Schwäche auf die Weltkörper überträgt. Sollte aber einem Weltkörper je der Untergang drohen können, so wäre auch diese Katastrophe nur der Übergang zu einem vollkommenern Zustande, wie wir überall, wohin unser Auge blickt, Alles vom Tode zum Leben, vom Körper zum Geiste, von der Nacht zum Lichte streben sehen."

„Auch die vorliegenden Blätter sollen dienen, manches weniger Bekannte aufzuklären, manchen Irrthum zu zerstreuen und den Leser mit dem Gedanken an den Fortschritt vom Niedern zum Höhern, an die unzerreißbaren Bande vertraut zu machen, durch welche der Mensch mit der ganzen Natur verkettet ist."

Der Verf. scheidet vom Leser mit dem Wunsche, daß sich die Liebe zur Natur, der Trieb zur Erforschung ihrer Geheimnisse in immer größerm Kreise verbreite; daß sich aber mit der Ausbreitung solcher Kenntnisse auch ein demüthiger Sinn verbinde und Ehrfurcht vor der Alles schaffenden und erhaltenden Kraft, welche sich überall thätig erweist, im Lebendigen wie in dem Todten.

Ref. kann zu dieser Peroration, welche ihm aus dem Herzen geschrieben ist, nur ein inniges Amen! sagen, und sie macht in seinen Augen Manches von Demjenigen wieder gut, was die wunderliche Anordnung und der noch wunderlichere Styl des Buchs verdorben hat und worauf im Laufe der Anzeige deutlich genug hingewiesen worden ist.*) 62.

Notizen.

Seit Ermäßigung des auf den englischen Zeitungen liegenden Stempels hat der Absatz der liberalen Blätter bedeutend zugenommen; fast alle neuentstandene Journale kündigen sich als Vertreter bürgerlicher und religiöser Freiheit an.

Der in Edinburg herauskommende „Scotsman" hatte wenige Wochen nach Einführung des neuen Stempels noch einmal so viel Abnehmer als vorher. Dasselbe ist mit dem „Aberdeen herald", dem Hauptorgan der liberalen Partei im nördlichen Schottland, mit dem „Dundee advertiser" und fünf bis sechs andern Blättern der Fall. In York, Windsor, Brighton, Bath, Durham u. s. w., wo man den Torysmus herrschend glaubte, hat jetzt der Radicalismus die Oberhand.

In Leeds, wo der Liberalismus entschieden herrscht, ist der Absatz des „Leeds Mercury" von 5700 auf 8000 Exemplare gestiegen, eine Zahl, die noch keine Zeitung in der Provinz erreicht hat. Die „Leeds times", ein ultraradicales Blatt, hat seit Einführung des neuen Stempels noch einmal so viel Abonnenten, gegenwärtig über 2000. In Liverpool ist der stärkere Absatz der liberalen Blätter um so merkwürdiger, als das Stück einer dortigen Zeitung 5 Pence kostet statt 4½ und 4, wie, London ausgenommen, anderwärts allenthalben. Unter dem alten Stempel wurden von dem „Liverpool Mercury" 3600 Exemplare abgesetzt, unter dem neuen bereits 4721. In demselben Verhältnisse hat der Absatz des „Liverpool Albion", „Liverpool journal" u. s. w. sich vermehrt. Übrigens sind vor Kurzem auf einmal noch zwei neue Blätter in Liverpool herausgekommen.

In Manchester ist der Preis der liberalen Zeitungen auf 4 Pence ermäßigt worden; ein sehr billiger Preis, wenn man die Größe des Formats und die Sorgfalt und Geschicklichkeit, womit diese Blätter redigirt werden, erwägt. Der Absatz des „Manchester and Salford advertiser", des Hauptorgans der Radicalen von Lancastershire, ist unter dem neuen Stempel von 2000 auf 8000 Exemplare gestiegen.

In keiner englischen Stadt haben seit der Reformbill liberale Ansichten sich schneller ausgebreitet als in Hull. Der daselbst herauskommende „Advertiser" gewinnt jede Woche eine beträchtliche Anzahl neuer Abonnenten. Die Nummer wird für 4 Pence verkauft. Die Eigenthümer dieser Zeitung geben jetzt unter dem wohlfeilen Stempel noch eine solche zu 3 Pence zur Aufklärung der arbeitenden Classen heraus. In Hull erscheinen übrigens drei liberale Blätter und ein Toryblatt. Newcastle und Sheffield haben jedes drei Zeitungen, Bristol fünf, worunter zwei Toryblätter.

Das pariser Findelhaus hat seit seiner Errichtung, 1640, bis 1836 im Ganzen 496,644 Kinder aufgenommen. Die höchste Zahl derselben war im J. 1772, nämlich 7676, die niedrigste dagegen im J. 1795. Nach der Revolutionszeit nahm sie wieder zu, seit 1830 aber ab, sodaß man 1835 im Ganzen 4877 Kinder zählte.

Emile de Bonnechose, bekannt durch eine Tragödie: „Rosamonde", die mit Beifall auf dem Théâtre français aufgeführt worden ist, hat jetzt einen Roman in zwei Bänden: „Christophe Sauval ou les deux familles, histoire contemporaine", geliefert. 4.

*) Vgl. den Bericht eines andern Mitarbeiters über eine andere Schrift des im Sommer 1835 verstorbenen Verf. in Nr. 228 und 229 d. Bl. D. Red.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Montag, —— Nr. 16. —— 16. Januar 1837.

Affaires de Rome, par *F. de Lamennais.*

(Beschluß aus Nr. 15.)

Von der Abhandlung über die Übelstände der Kirche, die dem vorliegenden Bande miteinverleibt worden, ist zu bemerken, daß sie bereits vor fünf Jahren niedergeschrieben wurde. Nichtsdestoweniger finden sich darin schöne, wahre und wahrhaft gediegene Stellen. Der Verf. bespricht vorzugsweise die katholische Kirche in Italien, in Spanien und Portugal und in Frankreich. Eine Stelle ist uns besonders in dem Abschnitte über Italien aufgefallen, und wir halten sie jedenfalls der Mittheilung werth.

Derjenige Mangel, den man in Italien, unter allen Menschenclassen am schmerzlichsten bemerkt, ist jenes dumpfe Nichtwissen von allem europäischen Weltverkehr, ebenso wie von der modernen Wissenschaft überhaupt. Die Veränderungen, welche die neuere Zeit in den Meinungen und in dem Geist der Völker überhaupt hervorgebracht, sind an den Italienern ganz spurlos vorübergegangen. Von den innerlichen Tendenzen der Weltangelegenheiten, von den wahren Gründen der Weltbegebenheiten weiß man in Italien nichts. In dieser Hinsicht ist Rom auf eine gefährliche Weise hinter allen den Nationen zurück, auf die es einen segensreichen Einfluß üben könnte und müßte. Es existirt nur noch in der Vergangenheit, in einer Vergangenheit, die niemals wiederaufleben wird, und von dieser Seite wird Roms Isolirtheit täglich zunehmen, bis daß es sein Zurücksein selbst erkannt und sich der Zukunft und Dessen, was diese in ihrem Schoose trägt, bemächtigt haben wird.

Die censoriale Strenge der alten Gesetze, die in unsere Zeitepoche sehr wenig passen, der Schrecken, der dort mit allen neuen Büchern und Ideen unmittelbar verbunden ist, die Scheu vor allen den Interessen des öffentlichen und Privatunterrichts, die ein Anstreben an höher civilisirte Völker verrathen, haben in denjenigen Dingen, die zu den dringendsten Bedürfnissen des Menschseins gehören, ein enges, zwangvolles Prohibitivsystem herbeigeführt, das auf die Jugend namentlich zwei sehr nachtheilige Einflüsse äußert: entweder sie verhärtet sich gegen das Verbot, nährt sich im Geheimen durch verpönte Lecture, sucht darin erst mit rechtem Vorbedacht das Gift auf, das man von ihr abwehren wollte, und faßt einen Widerwillen gegen die Kirche, von der sie die Meinung gewinnt, daß sie den freien Umschwung der Gedanken absichtlich hindern wolle; oder die Jugend artet aus, stürzt sich in ein Leben voll Müssiggang, in eine ermüdende Indolenz, die sie dem Laster entgegenführt, gleichsam der einzigen Zerstreuung, die man ihr übrig gelassen. Nichtsdestoweniger ist der Unglaube in Rom selten (der Verf. macht hierzu in einer Note die Bemerkung vom J. 1836, daß der Unglaube dort neuerdings reißende Fortschritte mache), wie man unter einem Volke leicht wahrnehmen kann, das, mit einem sehr hellen Verstand begabt, das zeitliche Regiment von der Religion sehr wohl zu sondern versteht und die Misbräuche des erstern so gut als irgend Jemand beurtheilt. Reicht auch dieser Glaube nicht vollkommen zur Zügelung seiner Leidenschaftlichkeit hin, so muß man doch fragen: was würde dies Volk ohne jenen Glauben sein? Dies ist wohl zu erwägen, wenn man den Einfluß, den die Religion auf dasselbe übt, richtig abschätzen will. Die Masse der äußerlichen Gebräuche, die man ihm zum Vorwurf macht, steht im Verhältniß zu seiner eigenthümlichen Geistesanlage, sowie zu seinem Klima. Auch ist diese Neigung, oder vielmehr dieses Bedürfniß, zu allen Zeiten das nämliche gewesen. Das Volk bedarf prächtiger Ceremonien, weil es der Künste bedarf, weil ihm Alles durch die Sinne zukommt. Aber Diejenigen, welche meinen, daß die Frömmigkeit des italienischen Volks einzig in diesen Außendingen bestehe und nicht auch im Innern Wurzel schlage, diese kennen nicht das Geheimniß der Seele dieses Volks; sie sind ihm nicht gefolgt zu den einsamen Örtern, wo es seine kindliche Andacht verrichtet; sie sahen es nicht auf kaltem Steine knieend, im dunkeln Winkel einer kleinen Kapelle, unbeweglich, mit gefalteten Händen im stundenlangen Gebet vertieft; sie bemerkten nicht seine Inbrunst vor dem von dürftiger Lampe beleuchteten Madonnenbilde, und nicht seine Thränen, die am Stamme des Kreuzes niederflossen.

Weiterer Auszüge uns enthaltend, halten wir es doch für angemessen, schließlich im Allgemeinen die wahre Natur der speculativen Verirrung von Lamennais und was von negativer Wahrheit zugleich mit in ihr enthalten ist, zu bestimmen. Der wahre Sitz des Übels ist von uns schon oben angedeutet worden. Es ist dies der abstracte katholisch-kirchliche Standpunkt, von welchem aus die Kirche selbst reformirt werden soll. Hierin liegt Lamennais' Einseitigkeit, zugleich aber auch Das, was er selbst, wenn er von seiner Gesinnung und Absicht redet, mit dem Ausdruck: „candeur", bezeichnet. Die Kirche ist angefressen, sie ist faul, sagt Lamennais; in ihrem Innersten, sowie sie jetzt beschaffen, nagt der Wurm der Zerstörung. Man muß sie heilen, sie gesund machen, sie reinigen (purifier). Folgen wir ihm in dieser seiner Argumentationsweise weiter, so finden wir, daß er damit eigentlich so viel sagen will: daß es in heutigen Tagen überhaupt keine Kirche mehr gebe. Denn eine solche existire nur, wenn sie sich von allem Staatlichen losgesagt und dadurch frei geworden. Es war ein ungeheurer Irrthum des Klerus zu allen Zeiten, sagt Lamennais, daß er mit dem Staate gemeinschaftliche Sache gemacht; daß er, Besoldung empfangend, ihm in anderer Hinsicht sich dienstbar machte. Denn dadurch ist die Kirche stets die Theilhaberin des Despotismus geblieben, und jedesmal,

wenn das populaire Interesse in irgend einem Staate, des langen Druckes müde, sich durch eine Revolution geltend machte, war es der Klerus und die Kirche ebenso sehr als der Despotismus selbst, den das Volk verabscheute und an welchen es Rache nahm. Die Elemente dieses Thuns ebenso sehr als seine Resultate finden sich in Spanien und Portugal nicht beklagenswerther als in Frankreich selbst. Wie sehr verdiente der französische Klerus zu Fénélon's Zeit die allgemeine Verachtung! Er verdiente diese bis zur ersten Revolution. Diese erst hat ihn auf gewisse Weise geläutert. Sie war für die Kirche eine Schule des Unglücks, in welcher der Glaube wieder Wurzel schlug. Die Zahl der Gläubigen wuchs, weil sie sich, gleich den ersten Christen, in Schlupfwinkeln, in Scheuern und Ställen versammeln mußten. Die Kirche war wieder populair. Allein sie hörte auf es zu sein unter Bonaparte. Er dotirte sie und machte sie dadurch von sich abhängig; sie war nur noch eine „institution politique". „Der Klerus betrat seinen alten Weg, er begegnete nun wieder den frühern Gesinnungen, derselben Verachtung, demselben Unglauben, welcher am deutlichsten bewies, daß die Kirche wieder gesunken war." Bei der Wiedereinsetzung der Bourbons waren es nur die Leiden, welche ihr Oberhaupt während des Kaiserreichs erduldet, die der Kirche einen Schein der öffentlichen Meinung zuwandten, weil diese es immer mit dem Unterdrückten hält. Die Bourbons verschlimmerten das Übel aufs Neue, und wenn es je in Frankreich einen Priesterservilismus gab, so konnte er nicht schlimmer sein als in den Tagen, welche dem Jahre 1830 vorangingen. „Le clergé", ruft Lamennais mehr als einmal aus, „par une erreur funeste, embrassa la cause de despotisme." Hierin liegt aber auch **sein** Irrthum. Denn eben dieser „erreur funeste", in welchen der Klerus seit Jahrhunderten immer aufs Neue verfiel, sollte dem abstract-einseitigen Reformator beweisen, daß der katholische Klerus in seiner einseitig-kirchlichen Bedeutung **niemals** eine andere Partei als die des Despotismus ergreifen wird. Es ist durchaus unmöglich, daß das katholische Element je populair werde. Die wahre Volksthümlichkeit der Religion wohnt allein im Protestantismus. Ist in Italien, so sehr der Verf. den Glauben dieses Volks erhebt, etwa die Religion populair? Wird sie es sein, selbst wenn Italien nach Jahrhunderten einmal das Unglück hätte, eine Republik zu werden? War die Religion **wirklich** populair zu Mirabeau's und Robespierre's Zeit? Gewiß nicht, man setzte den lieben Gott ein, weil man ihn brauchte. Warum ist in keinem einzigen protestantischen Lande die Kirche in **Widerstreit** mit dem Staat? **Darum**, weil es dort **keine Kirche im katholischen Sinne** gibt. Lamennais hat einen ähnlichen Trugschluß begangen wie manche speculative Philosophen. Er schließt: weil die katholische Kirche jetzt in einem beklagenswerthen Zustande sich befindet und sie im Laufe der Jahrhunderte von dem Staate abhängig gewesen ist, darum kann man ihr Heil und ihre Wiedergeburt nur von einer völligen Trennung ihrer vom Staate erwarten. Er hätte aber vielmehr so schließen sollen: weil es das eigenthümliche Verhältniß des Klerus zum Staate gewesen ist, was die katholische Kirche heruntergebracht, so muß man aufhören, den Klerus als ein wesentliches Moment des Katholicismus zu betrachten. Lamennais schüttete einst all sein Gift auf die Monarchen; er hätte vielmehr den Stachel in die Eingeweide der Kirche kehren sollen.

Aber er will eine Reformation des Katholicismus, ohne die Einseitigkeit seiner Stellung aufzuheben, wodurch sie allein möglich wird. Dies ist der Irrthum, der Widerspruch und die Aussichtslosigkeit seiner Theorie. Wer reformiren will, muß zuerst aus den alten Formen heraustreten, d. h. nicht als praktischer Revolutionnair, sondern mit der theoretischen Betrachtung, die zuerst von dem Gegebenen abstrahiren muß.

Es versteht sich von selbst, daß wir hier nur andeuten, nicht ausführen können. Allein schon aus diesen Andeutungen, die der Sache selbst und ihrer falschen Basis entnommen sind, muß es uns klar werden, daß die unhaltbaren Theorien von Lamennais doch ein Residuum negativer Wahrheit zeigen. Diese Wahrheit liegt in dem Gegensatz und Widerspruch, worein in diesen Theorien die katholische Kirche mit sich selbst geräth. Es sind fermenta cognitionis, die mit der Täuschung beginnen, daß der Kämpfende, indem er gegen ein ganz Anderes, gegen den Staat zu streiten behauptet, im eigentlichen Sinne nur mit sich selbst ringt. Der Gedanke, den **wir** uns aus Lamennais' Discussionen entnehmen, der **ihm** selbst aber nicht gegenständlich ist, weil er die Objecte verkennt, bezieht sich lediglich auf das **römisch-katholische Element in seiner heutigen abstracten Form**. Der Staat selbst, als vernünftige, ihrer selbst bewußte **Einheit mit der Kirche**, bleibt davon ganz unberührt. Denn alle Steigerung der Volksaufklärung führt von selbst auf diese Einheit, die somit als wahrhafter Grundgedanke und Zweck aller Kirchenreformation überhaupt erscheinen muß.

Es ist unbestreitbar, daß für den Katholicismus ein solches Selbstnegiren seiner eignen Momente ebenso zeitgemäß als nothwendig ist. Es wird und soll diese dialektische Bewegung der Speculation keineswegs zum offenbaren Bruch, zu Aufruhr und Empörung führen; allein sie soll den Grundstein, nicht einer Revolution, sondern derjenigen Reformation bilden, die doch endlich, wenn sie vollendet ist, zur Erfüllung jener ältesten christlichen Weissagung von der Einen Heerde mit dem Einen Hirten führen muß.

71.

Die Manuscripte des Cardinals Granvella.

Die Bibliothek zu Besançon bewahrt in dem handschriftlichen Nachlaß des berühmten Ministers Karl V. und Philipp II., des Cardinals Granvella, einen großen Schatz, dessen Dasein zwar allgemein bekannt, der aber bisher noch wenig benutzt worden ist. „Wenige Minister", sagt Dom Prosper Lévêque*), „sind so arbeitsam, so genau, so aufmerksam gewesen wie Granvella.

*) „Mémoires pour servir à l'histoire du card. de Granvella". (Paris 1754.)

Er bewahrte alle Briefe, die man an ihn richtete, selbst wenn sie nur gewöhnliche Artigkeiten enthielten. Geschäftsbriefe versah er nicht selten eigenhändig mit Anmerkungen. Nach seinem Tode wurden diese wichtigen Sammlungen für unnützes Papier gehalten und an einen Krämer verkauft. Mehren Personen, wie z. B. dem Abbé Boizot, dem Abbé von Balerne u. s. w., gelang es sie wenigstens zum Theil zu retten." Die gegenwärtige Sammlung besteht aus 85 Bänden, welche von dem genannten Boizot nach ihrem Inhalt classificirt wurden. Der Benedictiner Dom Anselm Berthod, ehemaliger Bibliothekar der Abtei St.-Vincent zu Besançon, machte während der letzten Decennien des vorigen Jahrhunderts eine Menge von Auszügen aus diesen Manuscripten, die sich unter dem Namen: „Extraits analytiques des 85 vol. de manuscrits historiques de Nicolas et Antoine de Granvelle", in zwei Foliobänden in der königlichen Bibliothek zu Paris befinden. Im J. 1764 wollte der Graf v. Cobenzl, damals bevollmächtigter Minister der Kaiserin zu Brüssel, die Sammlung kaufen. Hr. Guizot hatte zur Zeit, wo er Minister war, die Absicht, den wichtigsten Theil derselben herauszugeben; neuerdings hat Hr. Gachard, der Director der belgischen Archive, in einer ziemlich detaillirten Notiz auf ihre Bedeutung für die Geschichte der Niederlande hingewiesen.

Die erste und Hauptabtheilung der Sammlung bilden die „Mémoires de Granvelle" in 35 Bänden. Die vier ersten derselben enthalten Documente aus dem 15. und der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts: Briefe von Johann ohne Furcht, Philipp dem Gütigen, Karl dem Kühnen, Maximilian, Philipp dem Schönen, Karl V., von Margarethen von Savoyen, von Franz I. während seiner Gefangenschaft; Briefe und Instructionen von Karl V., der Königin Maria und dem Kanzler Perrenot an die Gesandten ꝛc. Der fünfte Band (1554—57) enthält Briefe des Bischofs von Arras an den Kaiser und seinen Sohn Philipp; der sechste bis neunte (1558—63) die Correspondenz des Cardinals bis zu seinem Abgange aus den Niederlanden. Den zehnten bis vierundzwanzigsten Band füllen Granvella's Briefe an den Kaiser, den König, die Herzogin von Parma, nebst deren Antworten; viele Briefe von Viglius, Bave, Bordey und andern in Belgien gebliebenen Freunden des Cardinals, worin sie ihm von allen dortigen Vorgängen Nachricht geben. Diese 15 Bände umfassen die für die Geschichte der Unruhen in den Niederlanden wichtigen Jahre 1564—67. Die Correspondenz des Cardinals mit Claude Bélin, aus den J. 1567 und 1568 ist in den beiden folgenden Bänden enthalten; der Briefwechsel mit Philipp II., mit Don Juan d'Austria, der Herzogin von Parma und Alexander Farnese im dreißigsten bis dreiunddreißigsten Bande. Die übrigen liefern wenig von Belange.

Eine zweite Abtheilung der Sammlung umfaßt in acht Bänden die Correspondenz Maximilian Morillon's, Bischofs von Tournai, des vertrauten Freundes des Cardinals, der ihm die Verwaltung des Erzbisthums Mecheln übertrug. Sie stammt aus den J. 1564—81. Sieben Bände umfassen die Berichte des belgischen Siegelbewahrers Joachim Hopper an Philipp II. aus den J. 1571—76. In dem Bande, welcher „Apologie de l'empereur Charles V." bezeichnet ist, finden sich eine Menge von Papieren, zum Theil im Original, in Bezug auf die Streitigkeiten mit Franz I. Einzelne Stücke sind vom Kaiser eigenhändig verbessert. Diesen folgen die Gesandtschaftsberichte der Herren de St.-Mauris, Simon Renard und Baron de Chantonay (14 Bände) aus Paris, London und Wien (1541—70); Briefe des Vetters des Cardinals, Hrn. v. Champagney, aus den J. 1590—97, nicht eigentlich zu dieser Sammlung gehörig und von nur untergeordnetem Interesse; die Correspondenz des Cardinals mit dem Prior von Bellefontaine aus den J. 1561—86. Die „Lettres de et à Mr. de Vergy" und die „Mémoires pour servir à l'histoire" enthalten nur Einzelnes von Wichtigkeit. Vier Bände Friedensverträge geben den Frieden zu Madrid, den Vertrag zu Cambrai, Vervins u. s. w. Viel Interessantes findet sich in dem Schlußbande der Sammlung, welcher folgenden Titel führt: „Sommaire des voyaiges faicts par Charles, cinquième de cenom, toujours auguste, empereur des Romains etc., depuis l'an mil cinq cent et quatorze jusques le vingtcinquième de moiy l'an mil cinq cent cinquante et ung inclusivement, recueillis et mis en escript par Jehan de Vandenesse, contreroleur, ayant suivi S. M. en tous les dits voyaiges; continué pour Philippe II depuis 1551 jusqu' à 1560." Berthod hatte die Absicht, dies Manuscript herauszugeben, in neuester Zeit hat Hr. v. Reiffenberg Einzelnes daraus bekannt gemacht.

Diese Documente liefern eine Menge von Aufschlüssen, sowol über Granvella's Verwaltung und seinen Einfluß auf Philipp II. wie über seinen Rücktritt von der Regierung. Ebenso über die Bildung der neuen Bisthümer, die Annahme der Beschlüsse des tridentiner Concils, den Proceß Egmont's und Horne's, die Sendung des Herzogs von Medina-Celi als Nachfolger Alva's 1572, die Zwistigkeiten zwischen Margaretha von Parma und ihrem Sohn Alexander Farnese, über Don Juan d'Austria ꝛc. Man ersieht daraus, daß der Cardinal die Zusammenberufung der Generalstaaten beständig widerrieth, und daß er dem Könige vorschlug, einen Preis auf das Haupt Wilhelm's von Oranien zu setzen. Zur Charakteristik Philipp's, „der Alles thun wollte und wenig oder nichts that, und Entschlüsse oder Beschlüsse stets fürchtete", finden sich viele Materialien, wie auch zu derjenigen der berühmtesten Theilnehmer an der Revolution. Zu bemerken ist, daß Don Juan im Ganzen schlecht wegkommt; ein Brief Champagney's aus dem J. 1584 meldet, man halte ihn für einen einfältigen Menschen, während der Rathssitzungen habe man ihn hinter einer Tapetenwand versteckt gefunden und zur Zeit der Streitigkeiten mit den Staaten habe er die Absicht gehegt, die Niederlande heimlich zu verlassen. Auch nach allen ältern wie neuern Forschungen über die Geschichte des 16. Jahrhunderts würden diese Schriften dem Historiker eine reiche Ausbeute bieten. 82.

Geschichte der Musik aller Nationen. Nach Fétis und Stafford. Mit Benutzung der besten deutschen Hülfsmittel von mehren Musikfreunden. Mit 12 Abbildungen und 11 Notentafeln. Weimar, Voigt. 1835. Gr. 8. 20 Gr.

Nach dem Misverhältniß, welches zwischen dem vielverheißenden Titel und dem höchst dürftigen Inhalte der vorliegenden Schrift herrscht, gehört das mäßige Octavbändchen mit in die Classe derjenigen Büchelchen, womit die Musikliteratur seither nicht selten von Damen und Herren beschert wurde, ohne daß dadurch irgend ein Nutzen, wahrscheinlich nicht einmal den resp. Herren Verlegern, entstanden wäre. Übersetzer und Bearbeiter, — ob Herren oder Damen, ist zweifelhaft —, die ihre Kräfte versuchen wollten, hätten sich lieber eine andere Aufgabe stellen sollen als die, dem deutschen Publicum ein Werk zu liefern, das bei der Mangelhaftigkeit des Originals sowol als der deutschen Bearbeitung kein Interesse erregen kann und daher, wenngleich die leichteste Waare, dennoch wie Blei im Lager liegen wird. Da im Übrigen weder historisch noch kritisch etwas Neues geboten wird, so überheben wir uns der Mühe, auf den Inhalt specieller einzugehen, und begnügen uns damit, nur anzuführen, daß die Schrift mit der Musik vor der Sündflut anfängt und mit der französischen Musik neuester Zeit schließt — also Wasser an allen Orten und aller Arten. 86.

Notizen.

In dem Werke Cooper's: „Excursion up the Rhine", findet sich folgende merkwürdige Stelle, die als Beweis dienen kann, wie wenig wir uns im Allgemeinen auf das Urtheil der Ausländer, und namentlich Cooper's, in Hinsicht auf deutsche

Literaturzustände verlassen können. „Während wir", so erzählt er, „uns auf einem Balcon befanden, von welchem aus man eine schöne Aussicht auf die waldige Umgegend genoß, zeigte unser Führer auf ein Dörfchen, dessen Kirchthum über eine Waldspitze, die das dahinter liegende Thal zum Theil versteckt hielt, hervorblickte. „Seht Ihr das, mein Herr?" fragte er. „Allerdings sehe ich es; es scheint ein kleines abgeschiedenes Dörfchen, dessen Lage niedlich genug ist." Dies war Marbach, der Geburtsort Schiller's. Ich empfinde in der Regel kein so hohes Interesse als andere Menschen bei dem Anblick von denjenigen äußerlichen Dingen, Wohnungen, Geräthschaften u. s. w., die das Dasein und die äußere Erscheinung berühmter Männer bezeichnen; der bloße Anblick irgend einer Celebrität hat niemals meine Aufmerksamkeit auf besondere Weise in Anspruch genommen; dessenungeachtet habe ich zu keiner Zeit die Überlegenheit der wahren Größe über die falsche inniger empfunden als in diesem Augenblicke. Jenes abgeschiedene Dörfchen erlangte nun plötzlich in meinen Augen eine so hohe Bedeutung, wie niemals ein königlicher Palast mit allen seinen Eigenschaften und Erinnerungen für mich gehabt hatte. Armer Schiller! In meinen Augen ist er der deutsche Genius des Jahrhunderts; Göthe hat um sich her einen solchen Nimbus von Reputation zu Wege gebracht und ein so künstlich gemachtes Ansehen sich erworben, wie es ebenso sehr von den bloßen Klatsch- und Theecirkeln als durch den Genius der höhern Ordnung bedingt werden kann, und er ist glücklich in dem Besitz seiner gedämpften Berühmtheit. Denn ihr müßt wissen, daß in diesen Dingen sehr Vieles durch die Mode bewirkt wird, die von dem wahren Verdienst ganz unabhängig ist. Schiller's Ruf dagegen ist einzig und allein die Folge seines Verdienstes. Ich setze mein Leben dafür ein, daß er am längsten von Beiden leben und daß sein Gestirn am glänzendsten strahlen wird. Die Schulen und ein vorherrschender Zeitgeschmack, dazu der Eigensinn der Mode können zu allen Zeiten Göthes zu Dutzenden machen. Aber die Gottheit allein erschafft solche Menschen wie Schiller." — Hier haben wir nun ein kleines Pröbchen nordamerikanischer Weisheit. Wir wollen mild mit dem Verf. des „Spions" und „Lootsen" verfahren und nur sagen, daß man von ihm eine volle Anerkennung Göthe's nicht verlangen kann, und daß er von diesem Dichter redet wie der Blinde von der Farbe. Aber deswegen wollen wir ihm doch seine formelle Unverschämtheit nicht so hingehen lassen. Die Amerikaner thun doch wahrlich mit ihrer industriellen Cultur gewaltig eifersüchtig, warum sollen also wir Deutsche nicht gewissenhaft streng und mit kritischer Schärfe in Betracht unsers Gedankens verfahren? Wenn Cooper Göthe's umfangreiches Dasein nicht als ein höchst gedankenvolles begreifen kann, so ist es seine eigne Schuld und zugleich sein eigner Schade; wir Deutsche verlieren dabei nichts. Hr. Cooper ist ein ganz interessanter Mann, und namentlich ist er auch den Deutschen eine geraume Zeit sehr interessant gewesen. Er sollte darum, wenn er nicht der Erkenntniß sich zu bemächtigen versteht, mindestens dankbar sein. Cooper versteht Göthe offenbar nicht, und dies bedarf nicht des Beweises. Auch sind die einseitigen Verhältnisse und Zustände von Nordamerika kein Maßstab, um Göthe zu begreifen. Allein wenn man Göthe nicht versteht, so ist man deshalb nicht berufen, die deutsche Literatur zu lästern. Wenn aber Cooper erklärt, daß Schulbildung, Modegeschmack und Volkseigensinn allein im Stande sind, Göthes zu Dutzenden zu machen, so ist dies eine sehr große Albernheit, deren implicirte Lästerung man eben nur deshalb verzeiht, weil sie so ungeschickt ist. Wir danken Hrn. Cooper aufrichtig, daß er unsern Schiller, den „theuern Mann", wie ihn ein junger Schriftsteller vortrefflich bezeichnet, zu ehren weiß; aber daß er vor deutschem Geist, deutschem Gedanken, deutschem Genius nicht mehr Respect hat, als er eben darthut, dies danken wir ihm nicht, ja, und vergeben es ihm erst dann, wenn er uns beweist, daß er seine literarische Bildung insoweit vervollständigt hat, um Das zu verehren, was Deutschland für sein Trefflichstes achtet.

Es ist bekannt, daß Napoleon die goldene Uhr, die er bei Austerlitz trug, dem Abbé Buonavita zum Geschenk machte, der sein Capellan auf St.-Helena war. Durch einen Zufall kam diese Uhr nebst noch einigem Silbergeräth, das gleichfalls dem großen Kaiser zugehört hatte, bei einer Auction auf der Insel Bourbon, die im vorigen October stattfand, mit zur Versteigerung. Es fanden sich viele Kauflustige, und die goldene Uhr, nebst Kette und Petschaft, ging für 763 Piaster (ungefähr 133 Pfund Sterling) weg und kam in den Besitz eines gewissen Hrn. König. Die Uhr zeigt grade die Stunde von Austerlitz. Dem gegenwärtigen Besitzer ist bereits von einem Engländer das Doppelte des Kaufpreises geboten worden, allein vergebens.

Dr. Andrew Smith, der vom Cap der guten Hoffnung aus zu einer Expedition in das Innere Afrikas ausgesendet wurde, hat neuerdings eine sehr interessante Beschreibung seiner Reise veröffentlicht. Die unter seinem Befehl stehende Expedition bestand aus 50 Personen, 150 Stück Pferden und Zugvieh und 20 Wagen, die sämmtlich am 12. August 1834 von Graaf Reynett abgingen und im Frühling 1836 zurückkehrten, nachdem sie bis zum 23. Grade n. Br. vorgedrungen waren. Diese Mission machte persönliche Bekanntschaft mit 27 Stämmen und erlangte über 16 andere wenigstens historische Notizen. Die Sammlung naturhistorischer Gegenstände, welche sich die Reisenden in diesen Gegenden zu Wege brachten, ist sehr reichhaltig und werthvoll. Sie enthält 180 Exemplare neuer oder seltener Quadrupeden, 3379 Exemplare neuer und seltener Vögel, eine nicht geringe Anzahl von Schlangen und Eidechsen, eine Büchse mit Insekten, 3 Krokodile, 2 Skelete, 23 Exemplare neuer und seltener Schildkröten, 799 geologische Specimina und eine große Masse getrockneter Pflanzen. Die Reisenden haben auf ihren Streifzügen in Erfahrung gebracht, daß die Race der Hottentotten viel zahlreicher und ausgebreiteter ist, als man zeither glaubte, und daß hottentottische Stämme bis ins tiefste Innere des Landes hinein angetroffen werden. 11.

Bibliographie.

Schlagende Beweisführung: daß Napoleon Bonaparte niemals existirt hat. Aus dem Französischen übersetzt nach der 2ten Auflage. (Paris 1836.) 16. Münster, Regensberg. 3 Gr.

Elias, W., Decelia. Ein Roman. 8. Leipzig, Barth. 1 Thlr. 6 Gr.

Kannegießer, K. L., Der arme Heinrich. Schauspiel in Einem Aufzuge. Nach einem altdeutschen Gedichte. 8. Zwickau, Gebr. Schumann. 1836. 6 Gr.

Pöschl, H. E., Geranopygmaiomachia oder Kampf der Kraniche mit den Pygmäen. Komisches Gedicht in fünf Gesängen. 8. Pesth, Hartleben. 12 Gr.

Rittler, F., Die Giftmischerin, oder: Die Entdeckung des Verbrechens bleibt nie aus. Nach einer wahren Begebenheit erzählt und zum Theil aus den Criminalacten gezogen. 8. Wien, Kupffer u. Singer. 16 Gr.

Der Rosengarte von Wilhelm Grimm. Gr. 8. Göttingen, Dieterich. 1836. 1 Thlr.

Snorre Sturlason, Heimskringla. Sagen der Könige Norwegens. Aus dem Isländischen von Dr. Gottlieb Mohnike. 1ster Band (2te Abth.). Mit 1 Karte. Gr. 8. Stralsund, Löffler. 2 Thlr. 18 Gr.

Stourdza (A. de), C. W. Hufeland. Esquisse de sa vie et de sa mort chrétiennes. Gr. in-8. Berlin, Eichler. 6 Gr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Dienstag, —— Nr. 17. —— 17. Januar 1837.

Zur Geschichte des griechischen Aufstandes.

1. Belagerung von Athen. 2. Anfang des Seekrieges.

Sowie die Ruhe und geordnete Sicherheit, welche Griechenland, einige kleine und partielle Aufstände abgerechnet, nach mehr als zehnjährigen Stürmen jetzt bereits eine Reihe von Jahren genossen hat, auf die Belebung und den Aufschwung der neugriechischen Literatur überhaupt einen günstigen Einfluß äußert, so hat diese Zeit des Friedens namentlich angefangen, eine Reihe von Memoiren und Localgeschichten über die Epoche des Aufstandes und den Befreiungskrieg hervorzurufen, von denen die meisten noch unter der Feder, oder erst im Manuscript vorhanden, einige aber bereits erschienen sind. Diese Richtung der geistigen Thätigkeit ist für den künftigen Geschichtschreiber der Wiedergeburt Griechenlands höchst erfreulich, um so mehr, da die bisjetzt aufgetretenen Schriftsteller sich verständigerweise darauf beschränken, das selbst Erlebte, selbst Gesehene zu erzählen und so eine genaue Kenntniß der einzelnen Vorgänge und Begebenheiten zu begründen, während über den Verlauf des Ganzen, die politischen Verhältnisse zum Auslande und die vielen großen und kleinen Intriguen im Innern dereinst die Memoiren von Maurokordatos, von Kolettis, von Trikupis u. s. w. die nöthigen Aufschlüsse bringen werden.

Unter den bisher erschienenen Einzelgeschichten verdient vorzüglich die von Athen Erwähnung, weil sie sich mit den Schicksalen der wichtigsten Stadt Griechenlands beschäftigt und zugleich über manche andere Vorgänge im nordöstlichen Festlande (der sogenannten Ἀνατολικὴ Ἑλλάς) viel Licht verbreitet.

„Ἱστορία τῶν Ἀθηνῶν κατὰ τὸν ὑπὲρ ἐλευθερίας ἀγῶνα" (Geschichte von Athen während des Freiheitskrieges) von Dionysios Surmelis (Aegina 1834. Gr. 8.). Der Verf., ein geborener Athener und fast bei allen Begebenheiten mithandelnder Augenzeuge, beginnt ohne weitere Einleitung sogleich mit dem Ausbruche des Aufstandes in Athen. Dieser Ausbruch wurde dadurch beschleunigt, daß die Türken am 10. April *) 1821 zwölf der angesehensten Athener als Geiseln in den großen Thurm der Akropolis in Gewahrsam brachten, von welchen sie später Acht hinrichteten, die übrigen Vier aber gerettet wurden. Die Athener sammelten sich hierauf in Menidi, am Fuße des Gebirges, nahmen am 25. April Besitz von der Stadt und schlossen die Türken in der Akropolis ein, wo jetzt auf engem Raume 451 Familien mit Kindern und Sklaven zusammengedrängt waren. Diese erste Belagerung der Burg durch unerfahrene Bürger und Bauern hatte einen friedfertigen, fast unblutigen Charakter. Erst im Juni machten die Türken einige Ausfälle, um sich, da sie ohne Lebensmittel waren, von den Dreschtennen unterhalb des Bacchustheaters Getreide zu erbeuten, wobei es kleine Scharmützel gab. Im Juli kam der Pascha Omer Briones von Euböa mit 3000 Mann zum Entsatz; 700 Athener leisteten ihm bei dem Dorfe Liatani, sechs Stunden nördlich von Athen, einigen Widerstand, mußten sich aber zurückziehen, und am 20. Juli besetzte der Pascha Athen. Die Athener flohen nach Salamis und Ägina, und 800 von ihnen bildeten ein Streifcorps in den Gebirgen von Megaris. Im September lieferten 70 Athener den Türken bei dem Dorfe Dragumano, anderthalb Stunden von der Stadt, ein paar Scharmützel, in deren einem der Pascha selbst, von dem muthvollen Dimos Rumgessis, der hier den Tod fand, hart bedrängt, seinen eignen Säbel verlor. Gegen Ende Octobers, nachdem die Akropolis mit Schießbedarf und Mundvorräthen versehen worden war, zog Omer Briones mit seinem Heere wieder von Athen ab und überließ die eingeborenen Türken ihrer eignen Vertheidigung. Hier beginnt die zweite Epoche der Belagerung.

Schon am 1. November 1821 landeten die Athener wieder an den Küsten ihres Vaterlandes, sammelten sich in den Dörfern Marusi (Amarysion) und Chalandri, und nachdem sie hier am 2. November ein glückliches Gefecht gegen eine Abtheilung Türken bestanden, schlossen sie am 3. desselben Monats die Akropolis aufs Neue ein. Am 13. November erstürmten sie, doch mit ansehnlichem Verluste, den sogenannten Serpentsché, ein Außenwerk der Akropolis, zwischen dem Theater des Bacchus und dem Odeon des Herodes. Die Anrede des damaligen Anführers Ktenas an die Athener vor diesem Sturme wird als charakteristisch angeführt. „Nun, ihr Lumpenhunde", fragte er sie, „werden wir mit reinem Gesichte davonkommen, oder mit be........"? *) Durch den Erfolg be-

*) Alle Monatsdaten sind nach dem alten Styl gegeben.

*) „Βρωμόσκυλα, θὰ τὴν ἐβγάλωμεν μὲ πάστρικον πρόσωπον, ἢ μὲ χεσμένονς"

geistert, nahmen sie auch das erste und zweite Thor der Akropolis in demselben Sturme; bei einem Versuche auf das dritte Thor aber wurden sie am 5. December mit Verlust von 25 Tapfern zurückgeschlagen.

Mehre Monate lang geschah jetzt gar nichts der Rede Werthes; Belagerte und Belagerer führten täglich lange Gespräche miteinander, ohne sich jedoch über Vergleichspunkte einigen zu können, und diese Gespräche endigten jedesmal mit Schmähungen auf den gegenseitigen Glauben und mit neuer Erbitterung. Inzwischen fing Griechenland an sich zu organisiren; unter dem obersten Senate (ὑπερτάτη ἐθνικὴ βουλή) wurde der Areopag als Centralbehörde für Ostgriechenland errichtet, und dieser ließ wiederum für Athen sieben Ephoren mit einem Secretair als Localregierung durch das Volk erwählen. — Im März 1822 erhielten die Athener ansehnliche Verstärkungen; am ersten des genannten Monats traf Konstantin Chormovites, ein geschickter Mineur, bei ihnen ein, und um dieselbe Zeit langten auch 50 Kephallener unter Rhaptopulos und 30 Deutsche unter dem Hauptmann Voutier in Athen an. Voutier beschoß die Akropolis; Chormovites legte seine erste Mine gegen das dritte Thor und sprengte einen Theil der anstoßenden Mauer in die Luft. Durch Sturm bemächtigte man sich jetzt der an dies Thor grenzenden Außenwerke am 18. April; doch kostete ihr Besitz 30 Verwundete und 23 Todte. Zehn Deutsche nahmen an diesem Sturme Theil, deren unbegrenzte Tapferkeit (ἀπεριόριστος ἀνδρεία) und hoher Enthusiasmus vom Verfasser anerkannt wird; sechs von ihnen fielen im Gefechte. Die Türken, jetzt völlig auf das Plateau der Akropolis beschränkt, an Mundvorräthen und vorzüglich an Wasser Mangel leidend, capitulirten endlich am 10. Juni 1822. Von 2500 Seelen, auf die sich ihre Zahl im vorigen Jahre belaufen hatte, waren nur noch 1160 am Leben. Man bringt sie in das große Gouvernementsgebäude (τοῦ βοϊβόνδα τὸ κωνάκι) im Gymnasium des Hadrian; allein nach nicht langer Zeit wurden die Wehrlosen hier bis auf 60 Männer und 650 Weiber und Kinder von dem aufgeregten Volkshaufen niedergemetzelt. Der Verf. sucht die Schuld auf die kephallenischen Hülfstruppen zu wälzen; besser wäre es, gradezu zu gestehen, daß der griechische Krieg ein Vertilgungskrieg war, wo man den Feind ohne Erbarmen erschlug, um nicht morgen von ihm erschlagen zu werden. Kennt doch unser dreißigjähriger Krieg noch ähnliche Greuel.

Bis hierher sind wir dem Verf. Schritt für Schritt gefolgt, weil die Bedeutung des Ortes, von dessen erster Befreiung seit fast vierhundertjähriger Knechtschaft es sich handelt, solche Umständlichkeit zu rechtfertigen schien. In dem Folgenden werden wir uns kürzer fassen.

Nach dem Falle der Burg von Athen wußte sich Odysseus, der an Ränken und Verschmitztheit seinem alten Namensverwandten nicht nachstand, die Zwietracht der Anführer benutzend, zum Herrn von Athen zu machen, und übergab das Commando der Akropolis seinem Vertrauten Johann Guras. Er ahnte nicht, daß Guras durch sein verständigeres Benehmen ihn überflügeln, sich von ihm emancipiren und sogar das Werkzeug seines Todes werden würde. Damals erbaute Odysseus das neue Außenwerk auf der Nordwestecke der Akropolis, welches die neuentdeckte Quelle der Klepsydra einschloß und mit der Burg vereinigte. Die Zwietracht zwischen Guras und Odysseus, der seine Familie auf der Akropolis zurückließ, fing bald an sich zu entwickeln. Im Sommer 1823 machte Omer Pascha von Euböa einen Zug bis an die Thore von Athen, zog sich aber nach einem kleinen Scharmützel wieder zurück. Er wiederholte denselben Einfall mit einem Heere von 6000 Mann im Sommer 1824. Diesmal begegnete ihm Guras mit einem kleinen Haufen in den Engpässen über Marathon und brachte dem Pascha am 6. Juli eine empfindliche Schlappe bei; durch falsche Nachrichten getäuscht, verließ er aber voreilig seine vortheilhafte Stellung bei Kapandriti und zog sich nach Athen zurück, wohin ihm Omer Pascha folgte. Indeß die Türken wagten wieder wie im verflossenen Jahre nur einige unbedeutende Scharmützel; nach kurzer Zeit zogen sie sich nach dem Dorfe Kalamos (zwischen Oropos und Marathon) zurück und setzten von dort nach Euböa über. Athen war wieder auf ein Jahr gerettet und in Sicherheit vor dem Feinde.

Inzwischen fing seit dem Frühling 1824 ein anderes Leben in Athen an sich zu regen. Die seit dem Jahre 1812 gegründete Gesellschaft der Philomusen (ἡ φιλόμουσος ἑταιρεία) verjüngte sich aufs Neue und eine Schule des wechselseitigen Unterrichtes, eine hellenische Schule, eine Mädchenschule (παρθενὼν genannt) wurden errichtet, und Guras, der Burg- und Zwingherr von Athen, dessen Sitten aber immer milder und menschlicher wurden, unterstützte diese Bestrebungen mit großem Eifer. Im April brachte Oberst Stanhope die erste Druckerei nach Athen, und Georg Psyllas (in Göttingen gebildet) begann die Herausgabe einer Zeitung. Über alle diese Institutionen, ihre Organisation und ihren Fortschritt (der freilich durch die Kriegsvorfälle bald unterbrochen wurde) gibt der Verf. unter Mittheilung der Originalurkunden umständlich Bericht.

Gegen das Ende des J. 1824 versammelten sich in Athen viele Truppencorps, die unter dem Obercommando von Guras in den Peloponnes einrückten, um Kolokotronis und die übrigen Rebellen gegen die damalige Regierung (bestehend aus G. Konturiotis, P. Potasis, A. Spiliotakis, J. Kolettis, P. Notaras und K. Mauromichalis) zu Paaren zu treiben. Es gelang Guras, sich dieser Mission fast ohne Blutvergießen mit glücklichem Erfolge zu entledigen. Andere Verwickelungen begannen mit dem Jahre 1825, als Odysseus zum offenen Verräther ward und sich mit Omer Pascha von Euböa gegen seine Landsleute vereinigte. Guras sah sich genöthigt, zu Anfang des März den Peloponnes zu verlassen, um dieser drohenden Gefahr zu begegnen. Schon am 11. März stand er in Lebadeia, und schon am 7. April sah sich Odysseus nach geringem Widerstande genöthigt, in Livanades (unweit Kynos im opuntischen Lokris) sich seinem

ehemaligen Untergebenen zu überliefern. Odysseus wurde nach Athen in Gewahrsam gebracht, wo er später erdrosselt wurde; Guras aber wurde beordert, die Türken aus Amphissa (Salona) zu vertreiben, was er vollzog. Inzwischen hatte er sich von den mancherlei Übelständen des irregulairen Militairsystems in solchem Grade überzeugt, daß er in einem Schreiben an die Regierung unterm 9. August sich bereit erklärte, den taktischen Dienst zu erlernen, und um Verlegung des taktischen Corps des Obersten Fabvier nach Athen bat. Am 5. October traf dasselbe in Athen ein, und von Guras nach Kräften gefördert, der die Verachtung der irregulairen Söldner gegen die Taktiker mit Strenge strafte, wuchs das taktische Corps im Laufe des Winters auf 3000 Mann. Jetzt wünschte Fabvier auch die Brauchbarkeit desselben im Felde durch eine glänzende Waffenthat zu beweisen, und trotz der Widerrede der ortskundigen Griechen unternahm er im Februar 1826 die unglückliche Expedition gegen Karystos. Sie mislang gänzlich; das taktische Corps verlor 300 Mann, wurde nur durch Mitwirkung des irregulairen Chefs Krieziotis und Vassos gerettet und löste sich seitdem größtentheils auf. Mit dem Reste seines Corps zog sich der Oberst Fabvier in die Halbinsel Methana zurück.

Um diese Zeit verbreitete die Nachricht von dem Falle Mesolongis Trauer und Schrecken über Griechenland. Der Vezier Mechmet Reschid Pascha, genannt Kiutagis, und Omer Pascha wandten sich jetzt gegen Attika und erschienen im Juni 1826 in dieser Provinz, wo die ansehnlichen Dorfschaften Chastia und Menidi sich ihnen unterwarfen. Am 3. Juli lagerten sie sich vor Athen und begannen die Einschließung. Der Verf. schätzt das feindliche Heer auf 30,000 Mann; die Besatzung dagegen bestand aus 300 Soldaten des Guras, 100 Soldaten unter andern Anführern und 1000 Athenern; überdies waren noch gegen 1000 Weiber und Kinder mit eingeschlossen. Ein ganzer Monat verging in Scharmützeln, ehe sich der Feind (am 3. August) auch nur der durch eine elende Mauer beschützten untern Stadt zu bemächtigen vermochte. Unterdeß regten sich Karaiskakis und die Griechen zum Entsatze von Athen und besetzten am 6. August mit 5000 Mann das Gehöfte Chaidari am Eingange des Passes von Daphni, fünf Viertelstunden von Athen; allein nach zwei hartnäckigen Gefechten wurden sie von der überlegenen türkischen Macht genöthigt, diese unhaltbare Stellung wieder zu verlassen. Da die Besatzung sich jetzt nicht sobald Hoffnung auf Entsatz machen konnte, so schickte sie in der Nacht des 12. August mehre Hundert Weiber und Kinder und die unbrauchbaren Männer fort, sodaß nur 500 Weiber und Kinder und 1130 Combattanten in der Akropolis blieben. Nunmehr begann die eigentliche Belagerung, die sich hauptsächlich um Anlegung von Minen und Gegenminen drehte; allein die türkischen Mineurs erwiesen sich sehr ungeschickt, und die Klagen des Kiutagis hierüber in zwei aufgefangenen Schreiben vom 28. August sind höchst naiv. Er schreibt unter Anderm dem Großvezier, wenn er nur geschickte Bergleute aus Skopia bekäme, so würde er leicht eine Mine quer durch die ganze Akropolis machen.

(Der Beschluß folgt.)

Karl August Böttiger. Eine biographische Skizze von dessen Sohne K. W. Böttiger. (Aus den „Zeitgenossen" besonders abgedruckt.) Mit einem Bildnisse. Leipzig, Brockhaus. 1837. Gr. 8. 16 Gr.

Schiller schrieb an Göthe unter dem 7. Dec. 1796 („Briefwechsel", II, 284): „Es ist eine nicht genug geübte und gekannte Politik, daß Jeder, der auf einigen Nachruhm Anspruch macht, seine Zeitgenossen zwingen soll, Alles, was sie gegen ihn in petto haben, von sich zu geben. Den Eindruck davon vertilgt er durch Gegenwart, Leben und Wirken jederzeit wieder. Sonst sitzt gleich nach seinem Tode der Advocat des Teufels neben seinem Leichname, und der Engel, der ihm Widerpart halten soll, macht gewöhnlich eine klägliche Geberde."

An diese Worte haben wir uns seit dem 7. Nov. 1835, wo der hochverdiente und grundgelehrte Hofrath Böttiger aus seinem irdischen Wirkungskreise schied, mehr als einmal erinnert, weil wir befürchteten, daß dasjenige Geschlecht unserer Tage, welches die Gestalt des ruhmwürdigen Verstorbenen nur aus der Caricatur in Tieck's „Gestiefeltem Kater", oder aus dessen Novelle: „Die Vogelscheuche", kennen gelernt, oder sich durch einige Anekdoten von der unzuverlässigsten Gattung hat bethören lassen, in mancherlei Invectiven von der unnützesten Art gegen den Verstorbenen ausbrechen würde. Unsere Furcht ist aber zum Glück nicht in Erfüllung gegangen. Es erschienen nur drei selbständige Aufsätze; der eine von Hasse in der „Leipziger Zeitung" gleich nach Böttiger's Tode; ein zweiter von Jacob (auf S. 126 der vorliegenden Schrift wird derselbe als Verf. genannt) im „Intelligenzblatte" der „Allgemeinen Literaturzeitung", 1836, Nr. 2.; ein dritter, lateinisch geschriebener von Eichstädt in seiner „Exhortatio ex Boettigeri et Schotti vita et studiis ducta" (Jena 1836). Alle diese Aufsätze, wie auch die lateinischen und deutschen Trauergedichte und die an seinem Grabe gehaltenen Reden, waren von gleicher Liebe und Achtung gegen Böttiger erfüllt. Bitterer Tadel oder beißender Spott hat sich, so viel uns bekannt geworden ist, nirgend an dem Entschlafenen versündigt. Um aber nun falschen Ansichten und vorgefaßten Meinungen recht gründlich zu begegnen, hat Böttiger's Sohn, der als gelehrter Historiker wohlbekannte Professor in Erlangen, es übernommen, das Gedächtniß seines Vaters in einer ausführlichern Biographie zu feiern, wozu er vor vielen Andern nicht allein den Beruf, sondern auch das Geschick hatte. Die schönen Taciteischen Worte: „Hic libellus honori patris mei destinatus professione pietatis aut laudatus erit aut excusatus", geben dem Beurtheiler der vorliegenden Schrift sofort den richtigen Maßstab an die Hand und haben unsere Achtung vor dem Verf. nur erhöht, der auf eine so verständige Weise die Pflichten des Biographen mit der Gesinnung des Sohnes in Verbindung zu bringen gewußt hat. Mit besonderer Freude hat uns übrigens die Versicherung erfüllt, daß diese Schrift nur der Vorläufer einer größern Biographie sein soll. Denn diese wird bei dem Reichthume der in Böttiger's Nachlasse gefundenen Briefe und Tagebücher, sowie bei den vielen und sichern Erinnerungen, die der Sohn aus dem mündlichen Verkehre mit dem Vater sich angeeignet hat, die interessantesten Beiträge zur Geschichte der deutschen Literatur in den blühendsten Zeiten derselben enthalten. Der Verf. bittet um Belehrungen und Beiträge dazu.

Die Erziehung Böttiger's im väterlichen Hause zu Reichenbach im Voigtlande, wo er am 8. Juni 1760 geboren war, und zu Elsterberg, dann der Aufenthalt in Pforte, von wo er am 30. März 1778 schied und diese Pflegerin und Begründerin seiner philologischen Studien stets in großen Ehren gehalten hat, seine Universitätszeit in Leipzig und sein Hofmeisterleben

in drei adeligen Häusern, bis er „als eine gottesfürchtige, orthodoxe, gelehrte und zu solchem Amte qualificirte Person" im September 1784 Rector in Guben wurde, sind auf den ersten 12 Seiten geschildert. Seine Verwaltung dieser Stelle, wo er um größern Ansehens halber sein Haupt mit einer Perücke schmücken mußte, sowie die des Rectorats zu Budissin zeigen Böttiger als tüchtigen und eifrigen Schulmann; noch mehr tritt dies hervor, nachdem er im Herbste 1791 das Directorat des Gymnasiums in Weimar übernommen hatte. „Ich kann mit Wahrheit bekennen", sagt er in seiner Abschiedsrede, „daß ich in den 14 Jahren, wo ich hier lehrte, nie nach der Uhr gesehen habe, nie misvergnügt aus einer Lehrstunde nach Hause gegangen bin" (S. 24). Das Ausführlichere verdient im Buche selbst an mehren Stellen nachgelesen zu werden, da Böttiger bis an das Ende seines Lebens mit großer Liebe seines Lehramtes in Weimar gedacht hat. Das übrige Leben daselbst, seine Reisen, seine Verbindungen mit einheimischen und auswärtigen Gelehrten, sein Verhältniß mit Schiller, Herder, Wieland (mit dem Letztern war es unausgesetzt innig und vertraulich) wird in Umrissen, aber klar und deutlich, dargestellt. Göthe war anfangs freundlich, sogar wohlgesinnt und zuvorkommend; Böttiger besorgte nach seiner Dienstfertigkeit manche buchhändlerische Geschäfte für ihn, aber unbedingter Anhänger Göthe's vermochte er nicht zu werden, und wie es Herder ungern gesehen, daß dieser sich enger an den Geheimenrath v. Voigt anschloß, so schien es Göthe zuwider, daß Böttiger mit Herder, der eine Zeitlang mit Göthe gespannt war, und Wieland in so engen Verhältnissen stand, daß er durchaus nicht einer Partei allein huldigen wollte und daß er sogar mit einem Kotzebue in persönlichem Verkehr und Briefwechsel stand. Auch den „Ion", den „Alarkos" und die „Lucinde", diese Geistesproducte Göthe'scher Anhänger, vermochte Böttiger nicht zu loben, sprach sich auch in Berlin gegen manche Göthe'sche Ansicht aus und vertheidigte Hirt gegen Göthe's Anhänger; ganz besonders aber verdarb er es, als er im „Journal des Luxus und der Moden" seine Kritik über den Schlegel'schen „Ion" wollte abdrucken lassen, der in Weimar unter Göthe's Direction mit wahrer Prachtverschwendung aufgeführt worden war. Göthe erfuhr davon, verlangte den abgesetzten Bogen des noch nicht ausgegebenen Stückes, wo der Verf. wegen seiner ungriechischen Griechheit hart getadelt, von der Aufführung aber mit aller Achtung gesprochen war, und schrieb darauf an den Verleger Bertuch, daß diese Kritik entweder auf der Stelle unterdrückt werden müßte, oder er selbst sofort beim Herzoge um Entlassung von der Direction des Theaters einkommen würde. Bertuch gab nach und von da an besorgte Göthe den stehenden Theaterartikel in jenem Journale. (S. 29, 51 fg.)

An solchen Notizen über das weimarische Leben von 1791—1804 und über seine hervorstechenden Männer und Frauen, namentlich die Herzogin Amalie, sind diese Blätter reich. Nicht minder reich, wenn freilich nur in skizzirten Umrissen — denn Ausführlicheres hat leider! der Plan des Büchleins nicht gestattet — sind die Mittheilungen über Böttiger's schriftstellerische Arbeiten, seinen Antheil am „Deutschen Merkur", am „Modenjournal", an der Zeitschrift „London und Paris", an der „Allgemeinen Zeitung", wo Böttiger's englische Miscellen eine solche Bekanntschaft der englischen Zustände in Politik und Wissenschaft zeigten, daß Einige den angeblichen Einsender derselben für Cotta's besten Correspondenten in London erklärten (S. 41), und an vielen andern Zeitschriften, Almanachen und Blättern, von denen auf S. 41—44 eine Übersicht gegeben ist. Auch über seine Schulprogramme und archäologischen Arbeiten sind befriedigende Nachrichten mitgetheilt, besonders über die „Sabina". Hier bereitete ihm die Reaction einer Partei in Weimar und Jena eine bittere Kränkung. Das Buch war von ihm bekanntlich der Kaiserin Maria von Rußland, der Mutter des jetzt regierenden Kaisers, gewidmet worden. Ehe aber noch das Zueignungsexemplar, mit dem man möglichst zauderte, an die Monarchin übergeben wurde, war schon ein anderes gewöhnliches mit ausgeschnittener Dedication ihr vorgelegt und dadurch, ehe das ihr gewidmete Exemplar in ihre Hände kam, die Meinung in ihr veranlaßt worden, daß jenes Zueignungsblatt nur vor diesem einen Exemplare stehe (S. 47). Böttiger konnte nur warten, bis die Zeit seine Rechtfertigung übernehmen würde, was sie auch that. Der Sohn verspricht in der ausführlichern Biographie mehr hierüber und über das Treiben jener Partei zu berichten, wozu ihm mündliche Mittheilungen des Vaters und briefliche Documente zu Gebote stehen. Über Böttiger's Liebe zum Theater, seinen Antheil daran in Weimar und später in Dresden, sowie über den Tadel, den er deshalb von manchen Dramaturgen (z. B. von Müllner) erfuhr, ist von S. 35—37 gerecht und mit Einsicht gesprochen worden.

Die steigende Berühmtheit seines Namens brachte Böttiger nicht allein ehrenvolle Beweise derselben (wie er denn allmälig von mehr als 50 gelehrten und nützlichen Gesellschaften Mitglied wurde), sondern auch verschiedene Veranlassungen, Weimar zu verlassen. Er erhielt Rufe nach Petersburg, nach Kopenhagen, nach Pforte, zuletzt, im November 1803, nach Berlin als Oberconsistorial- und Oberschulrath mit 2000 Thlr. Gehalt und bestimmte Aussicht auf bedeutende Verbesserung, und gleichzeitig, auf seines warmen Gönners Reinhard Veranlassung, nach Dresden als Studiendirector am Pagenhause mit 1200 Thlr. Gehalt. Zwischen beiden Stellen schwankte er lange, bis ihn der Herzog Karl August selbst auf sehr freundliche Weise rieth, nach Dresden zu gehen, obschon er ihn sehr ungern aus Weimar verlöre. So ging Böttiger mit schwerem Herzen aus Weimar, da er fortwährend die dort verlebten Jahre als die glücklichste Zeit seines Lebens bezeichnet und dafür sich auch bis an sein Ende der Gunst des weimarischen Fürstenhauses zu erfreuen gehabt hat.

(Der Beschluß folgt.)

Notiz.

Die Mode in den Kleidungen der höhern Stände in Frankreich während der letzten Regierungsjahre Ludwig XV. und der ersten Ludwig XVI. maßte sich politische und satirische Beziehungen an, absonderlich in dem Kopfputz der Damen, den man Pouffs nannte, welche, aus Flor, Band, Blumen u. dgl. bestehend, einen unmäßigen Umfang hatten. So erfand die zu ihrer Zeit berühmte Modistin, Madem. Bertin, bei dem Tod von Ludwig XV. einen pouf à circonstance; auf diesem stand eine schwarze Cypresse, mit schwarzen Ringelblumen (soucis) behängt, deren Wurzeln aus Fäden von Crepflor gebildet waren. Auf der andern Seite lag eine Garbe auf einem Füllhorn, aus welchem Feigen, Trauben, Melonen und andere Früchte, aus weißen Federn gebildet, herausfielen. Als die königliche Familie sich die Blattern einimpfen ließ, erfolgte ein pouf à l'inoculation, dessen Aufputz aus einer aufgehenden Sonne bestand, unter welcher ein Olivenzweig lag, um den sich eine Schlange wand, die eine Keule, mit Blumen bekränzt, im Munde hielt, als Sinnbild der Arzneiwissenschaft, welche die Seuche erschlagen. Die Anspielungen auf den Kleidungen der Herren waren nicht minder bezüglich, sie theilten jedoch die Mode der Damen, Blumen und Obstgärten, sowie Waldpartien an sich zu tragen, doch nicht auf dem Kopf wie diese, sondern sie waren gedruckt auf den Gilets, gemalt und gravirt auf den thalergroßen Knöpfen zu sehen. Ein Elegant mußte durchaus auf dem Taschentuch den Plan von Paris haben; die merkwürdigen Gebäude der Stadt befanden sich ebenfalls auf der Weste und den Knöpfen, die gelegentlich Bildnisse von Gelehrten, Schauspielern, Tänzerinnen u. s. w., oder auch naturhistorische Gegenstände aufzuweisen hatten. 29.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Mittwoch, —— Nr. 18. —— 18. Januar 1837.

Zur Geschichte des griechischen Aufstandes.

(Beschluß aus Nr. 17.)

Während des Septembers desertirten wiederholt kleine Abtheilungen von den Soldaten des Guras, denen das Leben in der eingeschlossenen Festung nicht behagte. Um sie zu verhindern, wachte Guras selbst ganze Nächte an den Außenwerken (dem Serpentsché), und hier fiel er in der Nacht vor dem 1. October, wie der Verf. angibt, durch eine feindliche Kugel; Andere schreiben seinen Tod einem treulosen Soldaten zu. Er wurde im Commando durch Kriezlotes ersetzt, der sich nach einigen Tagen bei der Nacht in die Festung schlich, während Karaiskakis sich mit 3000 Griechen bei Menidi zeigte, um die Aufmerksamkeit des Feindes nach dieser Seite zu lenken. Unterdeß beschäftigten sich die Türken unablässig, Minen zu graben, um irgendwo Bresche zu sprengen; allein der obengenannte geschickte Mineur Kostas Chormovites vereitelte ihre Plane jedes Mal durch Gegenminen. Die ausführlichen Erzählungen von diesen Unternehmungen sind sehr unterhaltend. Bisweilen war die Erschütterung so heftig, daß die Akropolis davon erbebte. Nach dem Ausbruche einer Mine pflegten die Griechen jedesmal einen Ausfall zu thun, wobei sie viele Türken tödteten und Waffen und Vorräthe erbeuteten. Doch verloren die Griechen auch viele Mannschaft und durch die häufigen Minen war ihr Pulvervorrath fast erschöpft. Makryjannis wurde daher aus der Festung geschickt, um von der Regierung neue Zufuhr zu erwirken. Oberst Fabvier mit 400 Mann des taktischen Corps unternahm die gefährliche Expedition. Mit Pulver schwer beladen landeten sie am Cap Kolias, marschirten in einer mondhellen Nacht (am 1. December) gegen die Akropolis, überstiegen den tiefen Graben der Belagerer, schlugen sich durch die aufgeschreckten Türken durch, wobei der Major Robert und vier Philhellenen fielen, und erreichten glücklich die Festung. Diese Verstärkung und die Nachricht von Karaiskakis' Siege bei Arachova ermuthigten die Belagerten wieder. Fabviers' Plan war, sich mit seinem Corps in der nächsten Nacht wieder durchzuschlagen, um die Zahl der Besatzung nicht unnütz zu vermehren; aber man beschränkte sich auf einen herzhaften und glücklichen Ausfall in der Nacht des 6. Decembers. Ein beklagenswerther Einfall Fabvier's war es, einige Tambours von den Säulen des Parthenon auszuhöhlen, mit Pulver zu füllen und angezündet in die Stadt zu wälzen; der Erfolg entsprach dieser mühevollen und zerstörerischen Arbeit keineswegs. Später gab er den Plan, sich durchzuschlagen, auf, weil er Verrath argwöhnte.

Unterdeß nahm die griechische Regierung wieder Maßregeln zum Entsatz der Festung. Sie sammelte auf Salamis gegen 6000 Mann, welche in der Nacht vor dem 25. Januar 1827 in zwei Abtheilungen an der Küste von Attika landeten. Die eine Abtheilung besetzte Kamateron, am Fuße des Aegaleos, 1½ Stunde nördlich von Athen; die andere bemächtigte sich des Gipfels der phalarischen Halbinsel und schloß die hier befindlichen Türken in dem Kloster des heil. Spyridon im Piräeus ein. Mit Tagesanbruch lief Hastings auf dem Dampfschiffe Karteria in den Hafen ein und fing an das Kloster zu beschießen. Am 27. Jan. Morgens griff Kiutagis das griechische Corps bei Kamateron an und schlug es, da seine Verschanzungen noch nicht vollendet waren, mit Verlust von 200 Mann in die Flucht. Am Abende desselben Tages richtete er ein Schreiben an die Belagerten, um sie zur Übergabe aufzufodern. Unter dem Vorwande, sich Bedenkzeit auszubitten, hielten sie ihn zwei Tage lang mit leeren Hoffnungen hin und gaben dadurch den Ihrigen im Piräeus Zeit, sich besser zu befestigen. Am 30. Januar griff der Vezier endlich den Piräeus an, wurde aber mit großem Verluste zurückgeschlagen. Ebenso schlechten Erfolg hatte ein zweiter Versuch der Türken am 1. Februar. Sie büßten in beiden Gefechten gegen 800 Mann ein, die wohlverschanzten Griechen aber nur zehn der Ihrigen. Noch größer war der Verlust der Türken bei einem dritten Angriff am 20. Februar auf die sogenannten Bostania (die Gärten am Ausfluß des Kephisos), welche die Griechen unterdeß besetzt hatten. Das vierte Gefecht bestand der Oberanführer Karaiskakis selbst am 4. März bei Keratzina (zwischen Piräeus und Salamis), wo der Feind wieder gegen 1600 Todte und Verwundete hatte. Die Belagerten pflegten von diesen Vorgängen durch die geschwätzigen Albanesen, die bei dem türkischen Heere waren, in den nach Homerischer Weise jeden Abend gepflogenen Gesprächen (χουβέντεις) genau unterrichtet zu werden, und ihre Hoffnungen stiegen aufs Höchste.

Unterdeß hatten sich auf Betrieb des thätigen Karaiskakis gegen 10,000 Griechen im Piräeus gesammelt, und auch Lord Cochrane und Miaulis trafen mit einer Flotille hier ein. Man fügte dem Feinde in wiederholten Gefechten empfindlichen Schaden zu. Am 14. April erstürmten die Griechen unter Makrojannis eine Reihe von Verschanzungen, durch welche die in dem Kloster eingeschlossenen Türken mit dem türkischen Heere in der Ebene in Verbindung standen, sodaß jene jetzt ganz abgeschnitten waren. Von der Fregatte Hellas unter Miaulis' eignem Befehle hart beschossen, ergaben sie sich, etwa 300 an der Zahl, am 16. April unter der Bedingung freien Abzuges mit ihren Waffen; allein trotz allen Vorsichtsmaßregeln wurden sie auf ihrem Marsche von den wilden griechischen Söldnern angefallen und zur Hälfte niedergemacht. Doch scheint es, daß einer der Türken hierzu den ersten Anlaß gab, indem er auf einen Griechen feuerte.

Um diese Zeit wurde der General Sir Richard Church von der Nationalversammlung in Trözen zum Oberbefehlshaber ernannt: ein Schritt, der den verdienstvollen Karaiskakis, der seit einem Jahre solche Wunder der Tapferkeit gethan hatte, aufs Tiefste kränkte. Er wünschte fortan den Tod, suchte und fand ihn am 23. April in einem unbedeutenden Vorpostengefechte, da wo jetzt sein Denkmal steht. Er war unbestritten der tapferste und talentvollste unter allen griechischen Heerführern, und der beste Beweis dafür ist, daß alle andern ihm ohne Murren gehorchten. Die Belagerten erhielten die Nachricht von seinem Tode durch die türkischen Albanesen.

Am 24. April unternahmen die Griechen die bekannte Landung bei Cap Kolias, um der Festung Zufuhr und Verstärkung zu bringen und die Weiber, Kinder und Verwundeten aus derselben herauszuziehen. Alles schlug fehl, weil der Geist, der den Plan zu diesem Unternehmen entworfen hatte, es nicht mehr leitete. Die Landung geschah zu spät; statt vorzudringen, hielten die Griechen sich in der Ebene auf, ohne sich gehörig zu verschanzen; bald von einer überlegenen Macht umringt, mußten sie auf die Schiffe zurückfliehen und verloren an diesem unglücklichen Tage über 800 Mann ihrer tapfersten Streiter, großentheils Sulioten und Taktiker.

Auf der Akropolis hatte sich unterdeß schon lange Mangel und Krankheit eingestellt, und Fabvier wird beschuldigt, zuerst den Muth verloren zu haben. Am 31. März und am 10. April versuchte er mit den Taktikern sich durchzuschlagen, kehrte aber beide Male wieder um. Nach dem unglücklichen 24. April fing Fabvier wieder an, die Gemüther zu bearbeiten und fand auch unter den Griechen eine Partei, welche die Übergabe wünschte; doch wurde der Vermittelungsversuch des französischen Fregattencapitains Leblanc, sowie der Befehl des Generals Church, sich zu ergeben, am 29. und 30. April mit Hohn zurückgewiesen. Fabvier schwieg, weil er sich überstimmt sah; aber von jetzt an herrschte Muthlosigkeit und gegenseitiges Mistrauen. Überdies waren die Vorräthe fast erschöpft; seit Anfang Mai hatte man nur Gerste zu essen; auf den Mann kam täglich nur eine Okka (anderthalb Flaschen) Wasser; eine Henne wurde mit 35, ein Ei mit 2 spanischen Thalern bezahlt (die Eier gebrauchte man zu Heilung der Wunden). Der Pulvervorrath betrug nur noch 120 Okken. Da nun vollends der General Church mit dem griechischen Heere am 16. Mai den Piräeus geräumt hatte, so ließ sich die Besatzung endlich willig finden, zu unterhandeln. Der Admiral Rigny und der Commandant einer östreichischen Brigg machten die Vermittler, und der Oberst Fabvier führte die Correspondenz. Der Letztere erscheint aber in der Darstellung des Verf. durchaus in einem nachtheiligen Lichte, als entmuthigt und zu nachgibig und wird dennoch von demselben wieder gelobt als der Retter so vieler Bedrängten, der die Griechen von einem unnützen und verzweifelten Widerstande abgehalten, sodaß der Verf. in seinem Urtheil über Fabvier nicht mit sich selbst ins Klare gekommen zu sein scheint. Am 24. Mai 1827 wurde die Capitulation abgeschlossen und die Besatzung sowie die Athener schifften sich bei Cap Kolias nach Ägina, Poros und Salamis ein. So endigte diese denkwürdige Belagerung.

Der Rest des Buches beschäftigt sich mit den Schicksalen Athens und der Athener vom J. 1827 bis zur Ankunft des Königs im J. 1833 und hat wenig geschichtliches Interesse. Seit den Jahren 1829 und 30, nach Aufhör der Feindseligkeiten, kehrten die Meisten nach und nach in ihre Heimat zurück und fingen an ihre Häuser wiederzuerbauen und das Feld zu bestellen. Am 20. März (1. April) 1833 rückten die königl. bairischen Hülfstruppen in Athen ein, und am 31. März (12. April) räumte die türkische Besatzung die Akropolis. Hier schließt das Buch.

Der Styl des Verf. ist nicht zu loben; doch gereicht es zu seiner Entschuldigung, daß es sehr schwer ist, gut und geschmackvoll Neugriechisch zu schreiben, so lange sich noch keine allgemein gebilligte Musterschreibart herangebildet hat und es mithin dem eignen Urtheile jedes Schriftstellers überlassen bleibt, wie weit er sich in Worten, Redensarten und grammatischen Fügungen dem Altgriechischen nähern zu dürfen glaubt. Schätzenswerth sind die vielen in die Erzählung eingeschalteten officiellen Documente, namentlich aus den ersten Jahren, in deren Formlosigkeit und rhetorischer Weitschweifigkeit sich die Kindheit eines Volkes, das plötzlich aus der Knechtschaft zu einer freien Selbstregierung übergeht, am besten malt.

Schon mehre Jahre früher erschienen, aber wegen der vielen angehängten Urkunden sehr schätzbar ist die „*Συνοπτικὴ ἱστορία τῶν τριῶν ναυτικῶν νήσων*" u. s. w. (Kurze Geschichte der drei *) Inseln Hydra, Spezä und Psara, in Bezug auf ihre Theilnahme am Freiheitskriege im J. 1821 u. s. w.), von P. Skylitzis Homerides (Nauplia 1831).

Dies Schriftchen umfaßt, wie schon sein langer Ti-

*) Bei den Griechen heißen sie *αἱ τρεῖς ναυτικαὶ νῆσοι*, die drei die Seemacht bildenden Inseln.

tel besagt, nur die Geschichte des ersten Jahres des Seekrieges und hat vorzüglich zum Zweck, der Insel Spezzä die Ehre der ersten Waffenerhebung zu vindiciren, was von dem durch seine Rechtlichkeit bekannten Verfasser (jetzt Richter am Appellationshofe) mit unbefangener Wahrheitsliebe geschieht.

Die genannten drei Inseln fingen seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts an, eine Handelsmarine zu bilden; Spezzä aber wurde während des ersten Aufstandes im Peloponnes 1769 zerstört und erholte sich erst seit dem Ausbruche der französischen Revolution wieder, während welcher Periode diese Inseln vorzüglich durch den Getreidehandel nach Spanien sich zu großem Wohlstande erhoben. Daher fing die Hetärie seit 1820 und schon früher an, die Vorsteher der Inseln in ihre Plane einzuweihen (Beilagen 1 — 3, worunter ein Brief Alexander Hypsilantis', datirt Ismail den 8. October 1820). Kaum war der Aufstand im Peloponnes ausgebrochen, als die Spezzioten zuerst, am 26. März 1821, die freie hellenische Flagge wehen ließen, mit 20 Schiffen in See stachen, bei Melos zwei feindliche Schiffe nahmen und Monembasia von der Wasserseite einschlossen. Am 11. April folgten die Psarianer und am 14. die Hydrioten diesem Beispiele durch Aufziehung der hellenischen Flagge, und am 16. desselben Monats lief auch die Flotte von Hydra aus. Später aber überflügelte Hydra im Kampfe ihre beiden Nebenbuhlerinnen und während die Psarianer durch den Verlust ihrer Insel geschwächt wurden, der Enthusiasmus der Spezioten aber zu erkalten anfing, harrten die Hydrioten mit heroischer Ausdauer in dem schweren und ungleichen Kampfe aus.

Hier einige der Beilagen zur Schilderung des Geistes jener ersten und schönsten Tage des Aufstandes, wo unter naiven und kindlichen Formen, unter der Hülle einer unbeholfenen und linkischen Sprache fester Entschluß und reine Begeisterung sich birgt.

Beil. 4. Schreiben der Primaten des Peloponnes.

Wohlgeborene Archonten und Brüder der Inseln Spezzä und Hydra seid gegrüßt! Der Überbringer unsers Schreibens ist ein angesehener (εὐγενής), rechtlicher und treuer Bruder, der durch gemeinsamen Beschluß an euch, vaterlandsliebende Brüder, geschickt wird, um euch die Ansichten und Meinungen mitzutheilen, die wir über den vorliegenden Zweck haben. Wir bitten euch daher, seiner Wohlgeborenheit (εἰς τὴν εὐγένειάν του) Vertrauen zu schenken und folglich als Patrioten (φιλογενεῖς) und als Nachbarn uns auch die Plane und Gesinnungen eurer Wohlgeborenheit mitzutheilen, und welche Meinungen ihr über das Vorliegende habt; als Nachbarn wünschen wir, uns durch beständige Correspondenz mit euch zu verständigen, damit wir in Übereinstimmung das Werk unterstützen; und da wir euch mündliche Botschaft senden, so ist es überflüssig, uns weiter auszulassen. Lebt gesund und wohl auf viele Jahre.

Vostitza, 29. Januar 1821.

Eure bereitwilligen Brüder

Germanos, Erzb. v. Patrà. Christopulos Germanos. Prokopios, Abt von Kerniki. Asimakis Zaimis. S. Charalampis. Andreas Zaimis. A. Lontos. A. Photilas. S. Theocharakis. Gionis Papadopulos.

Folgendes (Beil. 5) ist ein zweites Schreiben der Peloponnesier, als sie, durch den Argwohn und die Wachsamkeit der Türken veranlaßt, sich genöthigt gesehen hatten, den Aufstand in Kalabryta und der Umgegend zu früh ausbrechen zu lassen.

Wohlgeborene Archonten und Brüder von Hydra und Spezzä.

Von Vielen, welche zu euch gekommen sind, und aus vielen Briefen habt ihr erfahren, was hier vorgeht. Ihr habt Recht, euch zu beschweren, daß die Bewegung vorzeitig geschehen ist, und ihr könnt uns vielleicht Schuld beimessen, da ihr die Ursachen nicht wißt; auf andere Weise wäre es aber nicht mehr möglich gewesen, nachdem Türkenfreunde (τουρκολάτραι) das Geheimniß verrathen hatten. Deshalb haben wir die Bewegung angefangen, und wohin wir geschlagen haben, haben wir mit Gottes Hülfe einen glücklichen Erfolg gehabt, und jetzt nähern wir uns Tripolitza von allen Seiten. Daher hoffen wir auf euere Vaterlandsliebe, daß ihr mit aller euerer Macht euch beeilt, zur See jeden Punkt zu blokiren. Archonten und Brüder! verhaltet euch nicht gleichgültig, damit uns nicht etwas Widerwärtiges begegne; möge dies nicht geschehen, und seid versichert, daß die Feinde, sobald sie die Schiffe sehen, von Furcht gelähmt werden, und der gegenwärtige Bruder (der Überbringer) unterrichtet euch von Allem weiter. Euch brüderlich begrüßend verbleiben wir

Vervena, 24. März 1821. Die Primaten des Peloponnes.

Die Actenstücke, sämmtlich aus dem Archive der Insel Spezzä genommen, belaufen sich auf 42, und enthalten das Wichtigste aus der Correspondenz, den Proclamationen u. s. w. bis zum November 1821. Kein Geschichtschreiber des griechischen Aufstandes darf sie ungelesen lassen. 107.

Karl August Böttiger. Eine biographische Skizze von dessen Sohne K. W. Böttiger.

(Beschluß aus Nr. 17.)

Die äußern Verhältnisse, in welche Böttiger in Dresden trat, hat der Sohn von S. 60—69 dargestellt. Böttiger's Stellung war ganz neu, daher machte sie ihm manche Feinde und Neider; das Pageninstitut lag ganz darnieder und war in seiner ganzen Anlage zu mangelhaft, als daß etwas Tüchtiges hätte daraus werden können; die katholische Partei am Hofe bereitete ihm manchen Verdruß; sein durch Erklärungen englischer Caricaturen und auf andere Weise an den Tag gelegter Haß gegen das Franzosenthum ließ ihn nach der Katastrophe bei Jena gerechte Besorgnisse hegen, die aber glücklich vorübergingen, obgleich seine Freundschaft mit Massenbach und Gentz keineswegs unbekannt geblieben war. Nach diesen äußern Beziehungen folgt die Schilderung seiner archäologischen und philologischen Vorlesungen mit Andeutungen über seine mythologischen Ansichten, seiner fortgesetzten literarischen Thätigkeit und seiner endlichen Anstellung als Oberaufseher der Antikensammlungen nach der Auflösung des Pageninstituts. Daß diese Anstellung nach der Rückkehr des Königs Friedrich August nach Dresden, trotz böswilliger Einflüsterungen, erfolgte, spricht laut wider manche gegen Böttiger erhobene Anklagen, die aus jener Zeit noch bis in Böttiger's letzte Lebenstage sich fortgepflanzt haben.

Die neue Anstellung führt den Verf. wieder auf des Vaters archäologische Gelehrsamkeit und Thätigkeit. Ein interessanter ungedruckter Aufsatz über die Einrichtung der dresdener Antikengalerie wird S. 85 fg. mitgetheilt, die Art und Weise seiner geistvollen Erklärungen beim Herumführen von Fremden geschildert und zuletzt der in Dresden verfaßten archäologischen Werke gedacht. Ein archäologisches Hauptwerk würde er hier geschrieben haben, wenn er leichter einen Verleger hätte finden, und wenn er sich einer ruhigen, ganz ungestörten Muße hätte hingeben können, in der er sich wochenlang abgesperrt hätte,

um allen Unterbrechungen und Zerstreuungen zu entgehen. Mit wie inniger Theilnahme er auch die neue Kunst und Literatur umfaßte, wie er für die „Allgemeine Zeitung“ und für die „Leipziger Zeitung“ schrieb, wie er Biographien und Nekrologe verfaßte, Gedächtnißreden auf Verstorbene hielt, die Schriften seiner Freunde und Freundinnen mit Vorreden begleitete, deutsche, lateinische und griechische Gedichte fertigte, wie er den Fremden stets ein freundlicher Führer war und wie er den Versammlungen der Naturforscher ebensowol ein Interesse abgewann als den Conferenzen der Schulmänner und dem sächsischen Bibelverein, dessen Secretair er lange Zeit gewesen ist — Alles das hat der Verf. in beredter Kürze (S. 96—112) abgeschildert und dadurch gewiß bei vielen Freunden und Verehrern des Verstorbenen (das auf S. 102 fg. gegebene Verzeichniß nennt noch lange nicht Alle) eine höchst wohlthuende Erinnerung hervorgerufen. Dabei hat er auch seiner ausgebreiteten und doch so fleißigen Correspondenz gedacht. In mäßiger Angabe lassen sich die noch vorgefundenen Briefe auf 20,000 schätzen. „Und welche zum Theil wunderliche Briefe und Briefwechsel! Wer wollte nicht Alles Rath und Verwendung von ihm haben. Hier sollte er einem armen voigtländischen Pfarrersohne zu einem Stipendium verhelfen, dort einigen Offizieren in einer entfernten Garnison eine gute Winterlecture vorschlagen, ein Dritter verlangt gar einige Nachweisungen über die Abtritte der Alten, der Vierte eine Idee zu einer Gedächtnißmünze oder einem Gesellschaftssiegel; von einer Seite wird angefragt, ob ein ausgetretener Portenser etwa unter die Schauspieler in N. gegangen, von einem Andern wird die Unterbringung eines Manuscripts bei einem Buchhändler gewünscht“ u. s. w. Das Postporto verschlang bei ihm ein Zwölftel seines Gehaltes. Aber für alles Dies mußte sich Zeit finden, weil er mit seiner Zeit zu geizen wußte. Er konnte und mußte viel arbeiten, und doch sah man ihn bei Allem, was Interesse erregen konnte, gegenwärtig. Feuerwerke und Landtagsversammlungen, Tieck's Vorlesungen und Colloquien im Consistorium, gesellige Vereine jeder Art, Kirchhöfe und Theater, Alles sprach ihn an; alle öffentlichen Angelegenheiten, Stellenbesetzungen, besonders im höhern Lehrfache, beachtete er wie Einer, dem nichts Vaterländisches fremd sein darf. Selbst in der karlsbader und marienbader Badewanne pflegte er zu lesen, wie auch Joh. Matth. Geßner that. Mußte er lange in einem Vorzimmer warten, so halfen ihm die Freunde in der Tasche. Von den wichtigsten Erscheinungen im Felde der Literatur entging ihm keine; um so mehr staunten ihn Viele an, wie er das Alles habe lesen können, von dem er spräche. Aber die größte Hülfe gewährte ihm sein treffliches Sach-, Namen- und Ortsgedächtniß. Eigentliche Collectaneen hatte er nie, wol aber trug er in seinen Horaz, Martial, Terenz, Scapula Vieles ein, merkte sehr viele Citate und benutzte insofern fremde Collectaneen als eigne. Er erinnerte sich Dessen, was er wieder nachzuschlagen brauchte, in den Büchern oft bis auf die Seitenzahl (S. 112—124).

Die letzten 12 Seiten schildern Böttiger als den liebevollen, leicht versöhnlichen, bescheidenen Mann, als den treuen Freund, als den frommen Christen, als den liebevollen Gatten und zärtlichsten Vater. Wahrhaft trefflich und ein Beweis gottvertrauender Gesinnung ist der Brief, den Böttiger wenige Viertelstunden vor der bedenklichen Operation seines Auges am 29. Juli 1822 an seine Kinder nach Erlangen schrieb (S. 125); wir möchten ihn um keinen Preis missen.

Der Anhang enthält einige Seiten aus Böttiger's Memorabilien, welche dieser nach gehabten Gesprächen oder auf gemachten Reisen, von seinem trefflichen Gedächtnisse unterstützt, frisch, aber auch flüchtig auf das Papier zu werfen pflegte. Die stylistische Feile fehlt, würde aber gewiß erfolgt sein, wenn er seinen Plan, „Reliquien oder weimarische Nächte“ zu schreiben, ausgeführt hätte. Die hier mitgetheilten Blätter sind aus den Jahren 1796 und enthalten flüchtige Bemerkungen uber Voß, über die Xenien, über Fr. Schulz's „Handetaschenbuch“, einen Wortwechsel zwischen Herder und Wieland über die Schweine, deren sich Herder gegen Wieland annimmt, und über ein höchst muthwilliges Stück Göthe's: „Die geflickte Braut“, das auf dem gesellschaftlichen Theater mit fürstlichem Aufwande dargestellt worden ist. Nach der Skizze zu urtheilen, ist dies eine echt aristophanische Farce mit acht Ballets und allen möglichen Gesängen, tragischen Auftritten und komischen Imbroglios, gegen die der „Triumph der Empfindsamkeit“ kaum ein Schattenriß ist. Dann enthält der Anhang vier Briefe von Göthe, Schiller, Herder und Wieland an Böttiger. Göthe dankt für die Interpunction eines Gedichtes und versichert, diese Kunst nie haben lernen zu können; Schiller spricht sich sehr verbindlich über die Mühe aus, die Böttiger mit seinen „Kranichen des Ibykus“ gehabt habe; Herder ist verdrießlich über die Xenien; Wieland äußert sich ziemlich stark über Schiller's „Wallenstein“ und meint sogar — worin ihm wol Wenige beistimmen werden —, daß Wallenstein im Dialoge mitunter wie ein alter preußischer Unteroffizier spräche.

Böttiger's wohlgetroffenes Bildniß ist eine Zierde des Buches, des Sohnes Schrift dazu ein vortrefflicher Commentar. 7.

Notizen.

In den ungeheuern Urwäldern Nordamerikas sich zurechtzufinden, wenn man sich einmal darin verirrt hat, ist für den fremden Reisenden, wenn er nicht mit den Hülfsmitteln und Vortheilen vertraut ist, deren sich die Eingeborenen bei dieser Gelegenheit bedienen, eine ganz unmögliche Sache. Selbst ein erfahrener und wissenschaftlicher Reisender, sollte er sogar mit den nöthigen mathematischen Instrumenten versehen sein, wird sich nach Sonnenuntergang oder an einem bewölkten Tage schwerlich wieder auf den rechten Weg finden. Allein der Indianer ist solchen Unannehmlichkeiten, wobei der Fremde öfters sein Leben einbüßt, nicht ausgesetzt; denn ihn hat die Erfahrung gelehrt, daß derjenige Theil des Nadelbaums, der nach Norden hin steht, stets weniger Zweige hat als diejenigen Theile, die nach solchen Himmelsgegenden zustehen, wo der Einfluß der Sonne auf ihr Wachsthum unverkümmerter ist. Ein anderer Wegweiser für den Indianer ist, daß alle Lerchenbäume sich in ihrem Wuchse nach Süden hin neigen. Gelangt er aber in ein Thal oder an irgend eine andere Stelle, wo die Sonne ihre Einflüsse auf die Gewächse in geringerm Grade ausüben kann, so läßt er sich durch die Lage der umgebrochenen oder entwurzelten Bäume auf den rechten Weg leiten. Er schließt nämlich von ihrem Zustande, je nachdem der Schaden frischer oder älter ist, auf die Zeit, zu welcher sie etwa vom Orkan niedergeschmettert worden, und sein treues Gedächtniß läßt ihn sich genau daran erinnern, aus welcher Himmelsgegend damals der Sturmwind blies. Für Diejenigen, die mit der Lebensweise der Indianer nicht bekannt sind, hat diese Angabe viel Unwahrscheinliches. Allein die Reisenden von jenen Gegenden überzeugen sich bald von der Richtigkeit derselben.

„Onkel Philipp's Unterhaltungen über den Walfischfang und die Polarseen“ heißt eine kürzlich im Englischen erschienene populaire Darstellung der mannichfachen Beschwerden und Gefahren des Walfischfangs, sowie der Abenteuer und Leiden aller Reisenden in den Polarmeeren, von Sebastian Cabot an bis auf John Roß. Der Verf. hat diesen reichhaltigen Inhalt in die Form des Dialogs gebracht. Die Belehrungen über die Natur und Lebensweise der Walfische, sowie über die Art, sie zu fangen, sind deutlich und vollständig, und dazwischen läuft eine große Menge ansprechender Anekdoten hindurch. Gute Abbildungen sind zur Erläuterung des Gegenstandes dem Buche beigegeben. Es ist ein Büchlein für Kinder, besonders Knaben reifern Alters, und verdiente wol eher als manches andere ins Deutsche übertragen zu werden. 11.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter für literarische Unterhaltung.

Donnerstag, —— Nr. 19. —— 19. Januar 1837.

Dioskuren. Für Wissenschaft und Kunst. Schriften in bunter Reihe, herausgegeben von Theodor Mundt. Erster Band. Berlin, Veit u. Comp. 1836. Gr. 8. 1 Thlr. 16 Gr.

Ein neues und erfreuliches Unternehmen, berechnet auf einträchtiges und dauerndes Zusammenwirken verschiedener literarischer Kräfte, kündigt sich mit dem vorliegenden Buche an. Nach Inhalt und Zweck ist die erste Frage. Der Titel gibt darüber keine Auskunft, denn er ist allumfassend, und wenn ihm zufolge das deutsche Publicum etwa eine bunte Reihe gründlicher Abhandlungen erwartet über verschiedene Gegenstände der Wissenschaft und Kunst, so wird es sich gänzlich getäuscht sehen; von dieser Art ist eigentlich nichts hier. Eine Reihe leichter Truppen tritt vor uns hin, hübsch armirt und uniformirt, aber so bunt, daß man schwerlich errathen würde, ob sie einem und demselben Potentaten dienen, wenn man das nicht aus ihrer friedlichen Zusammenstellung vermuthen müßte. Aber was sie im Schilde führen und ob die in dunkelm Hintergrunde nachrückende größere Masse von derselben Gattung ist, das ist ein unlösbares Räthsel. Darum wäre es wol in der Ordnung gewesen, wenn Hr. Th. Mundt sich entschlossen hätte, das Publicum anzureden und ihm frei und frank den nöthigen Aufschluß zu geben. Woher ihn der Rec. nun nehmen soll, weiß er in der That nicht; denn das Buch selber gibt ihn nicht, eine Vorrede ist nicht da, und so bleiben nur ein paar dunkle Ausdrücke übrig, die in der Dedication an Varnhagen von Ense zu finden sind. Dort wird, man sieht nicht recht, ob der Inhalt des Buches oder seine Verfasser, ein dem Angeredeten „zugehöriger und anhangender Lebenskreis" genannt, der sich „auf diesen vermischten Blättern in ungezwungen zusammengetretener Reihe ausbreiten wird", und nachher wird die Absicht angekündigt: „dem Charakter, dem, gegen unsere Nationalsitte, die Literatur und Kritik in den letzten Tagen anheimgefallen, wenigstens mit Darbringungen aus solcher Gesinnung, worin nichts Verheerendes wuchert, gegenüberzutreten." Wie das gemeint sei, läßt sich zwar wol einigermaßen vermuthen, aber nicht mit Sicherheit; denn verstehen wir den hier bezeichneten Charakter recht, so ist das anheimfallen ein viel zu starker Ausdruck; und von welcher Art die gegen jenen Charakter gerichteten Darbringungen sein sollen, ist mit Hülfe zweier Negationen auf eine so wässerige, nichtssagende Weise bezeichnet, daß damit nichts anzufangen ist. Was am Ende als das einzige Klare und Einleuchtende übrigbleibt, ist dies, daß Varnhagen von Ense das Vorbild für alle Mitarbeiter an den „Dioskuren" sein soll, und damit kann man sehr zufrieden sein; nur wird doch immer von Neuem das Verlangen rege werden, daß man sich über die Bedeutung dieses Vorbildes näher erklärt. Denn die Hegel'sche Philosophie, der die meisten der Verfasser zugethan sind, für das gemeinsame Panier zu erklären, reicht nicht hin; sie hat einen Gährungsproceß in die Kunst gebracht, der in ihr noch lange nicht so weit gediehen ist als in der Wissenschaft; ehe sich dort neue Principien, Tendenzen und Gegensätze mit Klarheit entwickeln, wird noch vieler Kräfte rüstiges Streben nöthig sein, und es möchte daher auch wol Hrn. Mundt schwer oder unmöglich fallen, in den hier mitgetheilten Novellen, Gedichten u. s. w. das gemeinsame geistige Band mit Bestimmtheit nachzuweisen und es als identisch mit der Tendenz des Vorbildes darzustellen. Der Rec. hat natürlich dazu noch weniger Beruf, und er begnügt sich daher, einfach über den Inhalt des Buches zu referiren. Ist darin übrigens irgend etwas des gewählten Vorbildes unwürdig, so ist es die Dedication; wie es möglich war, daß Hr. Mundt so etwas Verworrenes, Verkrüppeltes und Verrenktes in Styl und Gedanken zu Stande bringen konnte, ist kaum zu begreifen; vormals war ihm eine klare und angenehme Darstellung eigen; davon ist er leider sehr weit abgekommen; das zeigt auch, wenngleich nicht in so enormem Grade, die weiterhin von ihm zu erwähnende Arbeit. Es verlohnt der Mühe nicht, an der verunglückten Dedication das ausgesprochene Urtheil Wort für Wort darzuthun; aber sie enthält noch eine Äußerung, die der Rec. nicht glaubt ungerügt übergehen zu dürfen, wenn er einmal die Verpflichtung übernommen hat, das Publicum, so viel an ihm ist, zu repräsentiren. Hr. Mundt sagt:

Sie finden mich noch immer von literarischer Lust erfüllt, die mir um so gesünder ist, da sie sich um die äußern Erfolge gar nicht mehr bekümmert und eine längst erstorbene Eitelkeit desto sorglosere und innigere Hingebung an das reine Schaffen verstattet.

Wenn nun diese literarische Lust ihm wirklich so ge-

sund ist, wie er sagt, so kann ein menschenfreundliches Publicum nur wünschen, daß sie ihm auch ferner wohl bekommen möge; indeß glaubt Rec. von dieser Diät, daß sie theils bisjetzt grade den entgegengesetzten Erfolg gehabt hat, also ungesund ist, theils, daß sie auch nicht anders sein kann, weil sie auf einer gefährlichen Verirrung beruht. Wenn etwa ein Hegel, ein Göthe sagte, daß er sich nicht mehr um äußere Erfolge bekümmere, so ließe sich das hören; — wenn es aber Hr. Mundt sagt, wenn er es sagt, indem er eben vor dem „hochverehrten" Varnhagen eine sehr tiefe Verbeugung macht, der so etwas gewiß nicht sagen würde, — was soll man da von ihm denken? Er nennt seine Eitelkeit eine längst erstorbene; er mag Recht haben; aber sie ist zugleich eine wiederauferstandene und hat sich, ohne daß er es zu merken scheint, bis zu einer kolossalen, alles Maß überschreitenden Höhe gesteigert. Wenn ein noch so junger Schriftsteller so wegwerfend von seinem Volke urtheilt, daß er dessen Urtheil über ihn keiner Berücksichtigung mehr würdigen will; wenn er es wie eine kraft- und geschmacklose Wassermasse tractirt, über der er in einsamer, ihr selbst genügender Majestät als der einzige Geist geisten will, — zwingt er dadurch nicht eben dieses Volk zu einem mehr oder weniger mitleidigen Lächeln? erinnert er nicht aufs Lebhafteste an die Fabel vom Mondanbeller? Rec. schreibt dies mit innigem Bedauern; er hält die beklagenswerthe Verirrung nur für eine augenblickliche, hoffentlich bald vorübergehende; Hr. Mundt wird es einsehen, daß alle „Kämpfenden und Strebenden", wenn sie ein wahrhaft edles Streben haben und den rechten Kampf kämpfen, wie wir das auch von ihm erwarteten, sich nicht gleich bei einigen ungünstigen Erfolgen mit verächtlich niederschauendem Blick in ihre Unsterblichkeit hüllen und mit der Nachwelt kokettiren. Will er das aber nicht einsehen, so ist ihm in der That kein anderer Rath zu geben, als daß er an diese dumme, unwürdige Welt seine erhabenen „Darbringungen" nicht ferner verschwendet, sondern sie lieber testamentarisch der Nachwelt vermacht, auf deren captus sie ja doch eigentlich berechnet sind, da wir (die besten Hegelianer miteingeschlossen), wenn wir weder Hrn. Mundt noch uns schmeicheln wollen, eingestehen müssen, daß wir es nicht mit der gehörigen Einsicht und Devotion aufzunehmen im Stande sind, wenn er in seinem dioskurischen Selbstbewußtsein ankündigt:

> **Wenigstens**, dem Elmsfeuer gleich, das in stürmischer Gewitternacht heilbedeutend die Masten der Schiffenden umflammt, sein Dichten und Trachten zu Vorboten, zu Symptomen zu machen, deren leises Flackern auf das ewige Sternbild [?] hinweist.

Doch sehen wir ab von diesem leisen, elmsfeuerartigen Symptomenflackern, das Hr. Mundt gewiß nicht zu großer Erbauung der mit ihm Schiffenden aufgesteckt hat und zu dem wol auch der würdige Varnhagen, wenn es nicht einen zu unangenehmen Eindruck auf ihn machen soll, wenigstens Ein Auge wird zudrücken müssen, — und betrachten wir das so unglücklich angekündigte Buch lieber beim hellen, freundlichen Sonnenlichte, so können wir nicht umhin, es mit dem herzlichsten Gruß zu bewillkommnen und ihm ein langes Leben und viele ihm ähnliche Nachkommen zu wünschen. Daß auch schwächere Partien darin vorkommen, ist natürlich und thut dem Ganzen keinen Eintrag.

Die Verfasser, welche Beiträge geliefert haben, sind ihrer dreizehn, eine Zahl von böser Vorbedeutung; doch hat es nichts zu sagen, denn Einer von ihnen ist schon todt. Den Zug eröffnet der älteste:

1. K. F. v. Strombeck, „Reise nach Tivoli", aus seinem Tagebuche, geschrieben während seines Aufenthalts zu Rom, im Sommer 1835. Die Manier des ehrwürdigen Verf. ist zu bekannt, als daß es nöthig wäre, sie näher zu charakterisiren; auch hier erzählt er bequem, klar, anziehend, mit Einsicht und Gelehrsamkeit; hat man den Ausflug nach Tivoli vollendet, so bedauert man nichts mehr, als daß es an seiner Hand nicht weiter geht. Die freundliche Milde, welche sonst den Verf. auszeichnet, mußte hier doch einmal einer Entrüstung Platz machen über den bekannten berliner Reisenden, der eine fade Schmähschrift über Italien geschrieben hat. Auf Reisen gibt es keine unangenehmern Menschen als Engländer und — Berliner; Letztere entwickeln oft, wie verzogene Kinder, ebenso viel Eigensinn als Arroganz, ebenso viel Grobheit als Furcht. Jener hat die großartigen Ruinen der Villa Hadriani einen vermaledeiten Steinklumpen genannt und den armen Cicerone, der ihn in der besten Meinung auf dem Wege nach Tivoli mit einem kleinen Umwege von zwei Miglien dorthin führte, auf eine unbarmherzig grobe Art angefahren. Das Beste, was man davon denken kann, wäre dies, daß es eine liebliche Fiction ist, um die edle Aufwallung eines starken Geistes anzubringen. Daß derselbe aber die italienischen Sommerregen sollte unverwünscht passiren lassen, ist gar nicht zu erwarten; Hr. v. Strombeck dagegen hat Billigkeit genug, es lobend anzuerkennen, daß sie das Land verschönern, obgleich sie seinen Ausflug nach Tivoli zwei Tage lang unmöglich machten und ihm denselben dann doch noch halb und halb verleideten.

2. „Convent der fünfhundert Hagestolzen". Von Leopold Schefer. Ein schwaches Kind geht an der Hand eines starken Mannes; sie machen einen reizenden Spaziergang; aber der Mann hat wunderliche Einfälle; bald steht er still, bald läuft er so, daß dem armen Kinde der Athem vergeht; bald springt er unversehens vom Wege ab, um einen Schmetterling zu fangen, oder reißt das Kind auf einen Berg, um eine Aussicht zu versuchen; bald bückt er sich plötzlich, weil er in dem Schmuz des Weges eine Blume zu entdecken glaubt; bald kehrt er wieder um; und dies Alles muß das arme Kind an seiner Hand mitmachen, sodaß es gerissen, gezerrt, geschleppt, gestoßen, gedreht und verwirrt kaum dazu kommen könnte, das schöne Thal, durch das der Spaziergang geht, zu genießen, wenn nicht zuweilen auch eine Pause, eine ruhige, sanfte Bewegung einträte, die zur Erholung, zum Ersatz dient. Ach! seufzt es, ginge es doch immer so! aber der wunderliche Mann läßt nicht ab von seiner unbarmherzigen Laune, bis er das Ziel erreicht. Dieser Mann ist L. Schefer, das Kind der Leser, und das schöne Thal

der „Convent der fünfhundert Hagestolzen". Man sollte ihm zürnen wegen der gewaltsamen Behandlung, die man sich von ihm gefallen lassen muß; und doch — kommen wir an den Monolog der Hoffnungsreichen (S. 27), und des jungen Vaters (S. 30), und das herrliche Wiegenlied (S. 32) und die drei nächsten Stücke, „Das Lied zum Kirchgang", „Das Weh", „Der Ersatz", so vergessen und vergeben wir ihm Alles, was wir im Übrigen oft ausstehen müssen; denn hier finden wir eine solche Fülle des Tiefsinns und der zartesten, das ganze Herz bewegenden Empfindung, deren Genuß uns keine Sonderbarkeit der Form, kein unerwartet stoßender, abspringender, dunkler Ausdruck stört, daß wir diese Stücke geneigt sind Allem vorzuziehen, was wir je von L. Schefer gesehen haben. Aber daß er die Freuden und Leiden der Ehe nicht in dieser gleichmäßigen Schönheit durchweg behandelt, daß er den Gegensatz in den Hagestolzen auf eine so schroffe, ja an das Rohe streifende Manier dargestellt hat, das mag sein launenhafter Genius verantworten.

3. „Ein Abend bei Göthe". Von H. König. Wir haben's gelesen, wir haben's gelesen, auch H. König ist bei ihm gewesen! Das wäre eigentlich Alles, was wir hier zu sagen hätten, während wir vom Verf. etwas Besseres erwarteten. Wer noch einige Brosamen hat, die einst von des Reichen Tische fielen, der sammelt sie jetzt und theilt sie den darnach Hungernden mit; auch wir gehören zu diesen Hungernden; aber hier wird uns doch gar zu wenig geboten; was mitzutheilen der Mühe werth war, hätte sich in drei Zeilen zusammenfassen lassen; was aber der Verf. aus eigner Küche als Vor- und Nachkost dazuthut, das hat bei allem Bemühen, es pikant zu machen, doch gar keinen oder einen schlechten Geschmack. Wenn er sich zu seinem Verdruß bei Göthe nicht auf den Namen eines Malers besinnen konnte, den er hätte wissen sollen, und nachdem ihn Göthe fragte, um ihn, wie er meint, zu examiniren, wenn er überhaupt eine stumme Rolle dort spielt, und wenn er nachher bei der Schopenhauer in der Verlegenheit sich versprechend Holzschlag statt Baumschlag sagt, so muß das doch für den Leser ebenso unergötzlich sein, als es für ihn verdrießlich war. Will man gleichgültigen Erlebnissen ein Interesse anzwingen, so verfällt man gar zu leicht in das Gesuchte, Gewaltsame, Widerwärtige. Als Hr. König in dem hochgelegenen Schloß Dornburg schläft, hört er den Wind pfeifen; wie wunderbar! er „erbaut sich an dieser großen Mette, die der Pater Sturmius sang (wie witzig!). Alle Menschen-, alle Thierstimmen ließen sich hören. (Wunder über Wunder!) Ich freute mich an dem Gedanken, daß die Natur im Wind alle ihre Kinder locke, Allen in ihren verschiedenen Sprachen vorspreche." Und nun der bis zum Überdruß wiederholte und ausgesponnene Vergleich, daß ganz Weimar, nachher auch Jena und endlich Tiefurt nur die Verpackung, Emballage, Umhüllung von Seidenpapier, ein anderes Gewand, ein besonderer Anzug Göthe's sind. So verdirbt der Verf. auch das einzelne Angenehme durch das Unangenehme, während L. Schefer grade das Gegentheil thut.

4. „Unterhaltung zwischen Diderot und d'Alembert". Mitgetheilt von Karl Rosenkranz. Sehr interessant, fließend übersetzt und mit guten Vorbemerkungen eingeleitet. Nach Varnhagen's Vorgang wird hierdurch von Neuem die Aufmerksamkeit auf den lange verkannten und verschmähten Diderot gelenkt, der eine weit bessere Würdigung verdient, als er bisher in Deutschland gefunden.

(Der Beschluß folgt.)

Henotikon. Oder Entwurf eines neuen Religionsgesetzes für christliche Staaten. Nebst einer Petition an die königlich sächsische Ständeversammlung. Vom Professor Krug. Leipzig, Kollmann. 1836. Gr. 8. 12 Gr.

Herr Professor Krug vergräbt bekanntlich das ihm anvertraute Pfund nicht ins Schweißtuch, sondern wuchert damit nach Kräften. Aufmerksam nicht blos auf die Erscheinungen in seinem philosophischen Berufsfach, sondern auf Alles, was die gebildete Menschheit interessirt, läßt er die tiefen Speculationen der neuesten Zeit meist zur Seite liegen, oder spricht sich gelegentlich darüber aus, gibt aber seit mehren Jahren lieber sein Wort über praktische und kosmopolitische Ideen ab, wie es auch in dem vorliegenden Werkchen der Fall ist. Rec. hat alle diese kleinen Schriften gelesen, doch manche nicht ohne den Gedanken, daß sie dem sonst so verdienstvollen Verf. zu wenig Mühe möchten gekostet haben, und daß er neben vielem Guten auch vieles Allzubekannte, oben Abgeschöpfte und leicht, ohne hinreichende Beweise, wie sie sein ihn achtendes Publicum erwarten konnte, Hingeworfene seinen Lesern vorgelegt habe. Seine Gabe, wie ein Sokrates die Philosophie aus dem Himmel auf die Erde zu rufen, klar, populair und unterhaltend zu schreiben, aber dabei doch nicht flach zu werden, wurde in neuerer Zeit oft vermißt; die mitunterlaufenden persönlichen Beziehungen, die ihm weniger wichtig hätten erscheinen sollen, boten den Gegnern Blößen dar, die doch nicht ohne schmerzliche Stichwitze bemerkt und worüber bei Vielen die übrigen großen Verdienste des wackern Verf. vergessen worden sind. Was er mit dem „Henotikon" beabsichtigt, lehrt die Aufschrift. Es ist kein Religionsedict, das in Preußen so vielen Lärm erregte, keine Eintrachtsformel, wie sie die Kaiser Zeno im J. 482 und Justinian 544 ergehen ließen, es ist ein „Entwurf eines neuen Religionsgesetzes für alle christliche Staaten, vorzugsweise für die Deutschen" (S. 35). Es besteht aus zehn Artikeln, die sich in das Innere und Wesentliche der Religion gar nicht einmischen, sondern nur auf das Äußere und Unwesentliche, auf das Verhältniß der Religionsparteien zueinander und zum Staate sich beziehen, wiewol das Gesetz auch das Innere und Wesentliche als etwas Heiliges achten soll. I. Alle Religionsparteien stehen unter der Oberaufsicht und Oberschutzherrlichkeit der Staatsregierung. II. Alle haben gleiche Rechte und Pflichten. Die Quäker, meint der Verf., brauche daher der Staat gar nicht in seinen Grenzen zu dulden (S. 41). III. Alle haben gleiche Ansprüche auf Ämter, mit Ausnahme der Kirchen- und Schulämter. IV. Gleiche Ansprüche auf Wohnsitze und Gewerbe. V. Die Gottesverehrung ist für Alle frei und öffentlich; Conventikel sind verboten. VI. Der Übertritt zu einer andern Partei steht Jedem frei, muß aber öffentlich geschehen; Proselytenmacherei ist strafbar. VII. Ehen zwischen verschiedenen Glaubensgenossen sind durchgängig gestattet. Die Söhne folgen der Religion des Vaters, die Töchter der der Mutter, doch kann darüber dispensirt werden. VIII. Man kann, in jedes häusliche Verhältniß Andersgläubiger treten, wenn es nur an sich kein unerlaubtes ist. IX. Wenn sich eine neue Religionspartei gestaltet, so hat sie zwar das Recht, ihre neue Lehre mündlich und schriftlich zu verkündigen, ihren Cultus und ihre Gesellschaftsanordnungen zu treffen, darf aber die bürgerliche Ordnung und Ruhe nicht stören und muß der Staatsregierung

von ihrem ganzen Wesen Kenntniß geben. — Wir wünschen, daß es in unsern Tagen nicht auch noch zu mehren kirchlich-religiösen Partriungen komme; wer wirklich religiöse Bedürfnisse hat, kann sie gewiß in irgend einer vorhandenen christlichen Gemeinschaft befriedigen. X. In der Aufnahme fremder Glaubensgenossen bleibt es bei den bisherigen, die Aufnahme von Fremdlingen in den Staatsverband betreffenden, Landesgesetzen und Localstatuten. Hr. K. will damit den Eigennutz, dem das Wort Emancipation schrecklich ist, beschwichtigen. Die Nachrift von einem, dem Verf. unbekannten, wie es scheint, etwas confusen „Schüler der Universität Prag", welcher Hrn. K. auch ein „Henotikon" schickte, und zwar wie dieser soeben das seinige vollendet hatte, hätte recht wohl wegbleiben können, schon um des Titels willen: „Mächtiger König im Reiche der Erkenntniß!" Was hilft alles Protestiren gegen solchen Aberwitz! Der Verf. wünscht seine zehn Artikel besonders für die Emancipation der Juden wirksam zu sehen, worüber ihm „in Dresden 18 Bürger das Kreuz einschlagen wollten". Wir wünschen den Juden wie der Verf. das günstigste Loos, aber wir können nicht so unbedingt alle Schuld ihrer Verschlimmerung den Christen aufbürden und die Gegner nicht alle als blos eigennützige Widersacher ansehen; audiatur et altera pars.

Soeben kommt uns des Hrn. Prof. Krug's:

Antidoton. Ein Pendant zum Henotikon, dem ersten Manne der Erde und den protestantischen Universitäten Deutschlands gewidmet. Leipzig, Kollmann. 1836. Gr. 8. 10 Gr.

in die Hände, mit dem Motto:

> Willst du Frieden? Nimm Henotikon!
> Willst du Krieg? Hier ist Antidoton.

Es scheint uns abermals, bei aller Hochachtung gegen Hrn. Krug's sonstige Verdienste, als ob er einer nicht sonderlich wichtigen Sache eine zu große Wichtigkeit beilege. Am Schlusse seines „Henotikon" hatte, wie schon erwähnt, ein Ungenannter, der aber in seiner Schreibart, in welcher sich (S. 4) Sünden gegen die ersten deutschen Sprachregeln finden, sich nicht eben als einen sehr zu berücksichtigenden Anonymus bemerklich machte, ein henotisches Sendschreiben an Hrn. K. überschickt und berichtet, daß in Böhmen ein Mann lebe, der „vita, verbis et operibus" der erste Mann auf der Erde, gotteserleuchtet und heilig sei, und dessen Kraft nach der Beschaffenheit seiner Werke mit der eines Luther und Huß nicht in Vergleich kommen könne; er sei in den katholisch-geistlichen Stand getreten, habe eine Zeitlang auf der Universität in Prag gelehrt, sei durch höllische Neider, die er wie Luther gehabt, abgesetzt und seine Lehre verboten worden, was die deutschen und slawischen Böhmen sehr aufgeregt habe. Dieser Mann habe „ein göttliches Werk, ein unvergleichliches System der Religionswissenschaft" erbauet, welches ganz geeignet sei, die Trennung der protestantischen Kirche von der katholischen aufzuheben. Auf dieses Werk solle K. seine Collegen, besonders die theologische Facultät und andere Universitäten aufmerksam machen. Man hätte wol die ganze Sache leicht für eine Mystification halten können, da der Ungenannte weder sich, noch jenen Unvergleichlichen, noch dessen Buch nannte, auch K. gar keine Aufregung deshalb in Böhmen fand; dieser spürte aber, auf den Wink, daß es der Verf. des Werks: „Athanasia, oder Gründe für die Unsterblichkeit" (1827) sei, weiter nach, und es zeigte sich, daß der Titel des Buchs heiße: „Lehrbuch der Religionswissenschaft, ein Abdruck der Vorlesungshefte eines ehemaligen Religionslehrers an einer katholischen Universität" (Sulzbach 1834). Es besteht aus drei Theilen in vier ziemlich starken Octavbänden. Der Verf. heißt Bolzano, Professor in Prag, ein Mann, mit Scharfsinn und Kenntnissen begabt, wie auch K. bezeigt, der das Werk gelesen und eine Kritik einiger Hauptpunkte niedergeschrieben hat, die abermals 10 Gr. kostet. Ihrem Verf., der schon auf dem sonderbaren Titel: „Dem ersten Manne der Erde", hätte weglassen sollen, kann sie wenig Mühe gekostet haben und war leicht noch mehr abzukürzen. Der bebauernswerthe Bolzano wurde politischer und 112 religiöser Ketzereien bezüchtigt; ein Hofdecret 1820 setzte ihn ab; politisch wurde er freigesprochen, aber nicht wiedereingesetzt; einige seiner Schüler wollten aber sein Andenken erhalten, auch ihn vielleicht bewegen, sein Werk selbst neubearbeitet herauszugeben, was allerdings besser gewesen wäre, da man weiß, was in solchen Heften zuweilen nachgeschrieben wird. Bolzano gehört zu den Katholiken Deutschlands, welche einem geläuterten Katholicismus zugethan sind, die Kirche, aber nicht den Papst und das Cardinalcollegium als die untrügliche Führerin ansehen, sich auch wol auf Zeugnisse der Protestanten für die Einheit, Sicherheit und Zuverlässigkeit ihres kirchlichen Gebäudes berufen und sich aus ihrer Befangenheit, nicht wie der Spanier Joseph Blanco, Prof. Eisenschmid u. A. losmachen, nicht das Unprotestantische mancher sogenannten Protestanten, nicht die eigentliche unübersteigliche Scheidewand in den Principien beider Kirchen, nicht die Inconsequenzen wahrnehmen, wenn man bald strengkirchlich orthodox, bald höchst rationalistisch sich ausspricht. Das Alles aber ist unsern Supernaturalisten und den Katholiken so oft schon gesagt worden, daß sie von Hrn. K. nichts Unbekanntes erfahren. Indeß wird es noch Leser geben, welchen diese Wahrheiten immer wieder müssen vorgehalten werden, und die klare, verständliche Darlegung wird diesen eine angenehme und lehrreiche Unterhaltung gewähren. 23.

Notiz.

Ein achtbarer Mann aus dem Departement des Aveyron stand vor einigen Wochen in Folge eines seltsamen Misverständnisses vor dem pariser Zuchtpoliceigericht. Derselbe war nach dem Zeugniß zweier Policeidiener von ihnen bettelnd getroffen worden und sie hatten gesehen, wie er mit seinem Hut, den er den Vorübergehenden hinhielt, einen Sou empfangen. Sein Vertheidiger erklärte den Irrthum folgendermaßen: „Das Wahre ist öfters nicht wahrscheinlich. Mein Client, der nicht drei Worte Französisch kann, wird von der Wuth, Petitionen zu machen, geplagt; er hat solche an den König, die Minister, die Pairs, die Deputirten gerichtet, aber alle sind ohne Antwort wie ohne Erfolg geblieben. Um sich diesmal eines bessern Erfolgs zu versichern, hat er vor Eröffnung der Kammern, die Tasche vollgepfropft mit Petitionen, Memorialen u. s. w., die große Reise nach Paris unternommen. Obgleich nur des Patois seiner Gegend mächtig, ist doch das große Ansehen und die Gerechtigkeitsliebe des berühmten Präsidenten der Deputirtenkammer bis zu ihm gedrungen. Er durchschritt die Straßen von Paris und fragte voll Artigkeit, mit gezogenem Hute, die Vorübergehenden, denen er sich schwer verständlich machen konnte, nach der Adresse des Hrn. Dupin. Eine mitleidige Dame, in der irrigen Meinung, er verlange du pain, warf einen Sou in seinen Hut, in diesem Augenblick ward er von den beiden Policeidienern verhaftet und, da er sich nur mit Mühe Französisch auszudrücken vermag, ins Gefängniß gebracht. Mehre bei den Acten befindliche Stücke werden die Wahrheit des von mir eben Vorgetragenen, das, wie ich gestehe, sehr unwahrscheinlich klingt, bestätigen. Mein Client ist in guten Umständen; seine Petitionswuth ausgenommen, ist er der beste Mann von der Welt, selbst ein sehr guter Franzos, dem man nichts zur Last legen kann, als daß er die Sprache seines Landes nicht gehörig kennt." Da mündliche und schriftliche Zeugnisse die Wahrheit des von dem Sachwalter Gesagten bestätigten, so ward der Beklagte freigesprochen. Er entfernte sich mit dem festen Entschlusse, die Regierung fortan machen zu lassen, was ihr beliebe, und sogleich nach den Bergen seiner Heimat zurückzureisen. 4.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Freitag, —— Nr. 20. —— 20. Januar 1837.

Dioskuren. Für Wissenschaft und Kunst. Schriften in bunter Reihe, herausgegeben von Theodor Mundt. Erster Band.

(Beschluß aus Nr. 19.)

5. „Das gebrochene Wagenrad". Eine Novelle von Theodor Melas, Verf. des „Erwin von Steinbach". Diese Novelle ist sehr einfach. Bei wiederholten Besuchen, die in ihren geringen, nur in den kleinsten Schritten fortrückenden Erfolgen zwar sehr wahr, aber fast ermüdend aufgezählt werden, lernt ein junger Mensch ein Mädchen kennen und lieben; die Liebe ist gegenseitig; es kommt aber nicht zu offener Erklärung. Der Liebhaber bezieht dann die Universität; als er nach einigen Jahren wiederkommt, ist das Mädchen auf den Wunsch ihres Vaters verlobt mit einem Manne, in dessen Brust ein ursprünglicher Friede, den er sich durch ein streng rechtschaffenes Leben zu bewahren weiß, ihn die Schmerzen nicht fühlen läßt, welche das tiefere Gemüth der Braut und Frau leidet, die kinderlos bleibt, krank an ihrer alten Liebe, und — was ihr allein zum Bewußtsein zu kommen scheint —, krank an dem tiefern, religiösen Streben, in dem sie sich selbst überlassen, einsam ringend sich nicht genügt. Indem eine Reihe von zwanzig Jahren mit Stillschweigen übergangen wird, tritt der interessante Punkt, zugleich das Ende der Novelle damit ein, daß der alte Liebhaber auf Veranlassung des gebrochenen Wagenrades unerwartet wieder mit der Frau zusammentrifft und sie in dem angegebenen Zustande findet; die Liebe spricht sich in Beiden aus und schließt hoffnungslos mit den Abschiedsworten der Frau ab: „Fliehe, denn das Ewige schickt sich nicht für die Zeit — ich weiß es nun, es zerreißt alle Erdenbande!" Das Ganze ist sehr ansprechend erzählt, die ewige, irdisch so unglückliche Liebe schön aufgefaßt, jedoch mehr nur in der Frau als in dem Manne, der etwas farblos erscheint.

6. „Briefe von Wilhelm Friedrich Meyern", Verf. der „Dya-Na-Sore". Aus seinem Nachlaß. Diese Briefe sind der schönste Schmuck des Buches. Meyern und seine „Dia-Na-Sore oder die Wanderer" sind auf eine unverantwortliche Weise ignorirt und fast in Vergessenheit gerathen; jeder Beitrag, der an den vortrefflichen Mann wiedererinnert, muß mit Dank angenommen werden, zumal wenn er so geeignet ist, wie der vorliegende, ihm die Anerkennung nachträglich zu verschaffen, die ihm durch die Stürme der Zeit geraubt ist. Es zeigt sich in diesen Briefen seine bewunderungswürdige Eigenthümlichkeit sehr offen, dieser großartige tiefe Charakter, mit seiner treibenden und drängenden Thatkraft, ringend und sich verzehrend in sich selbst und in dem Kampf mit dem äußern Leben, aber, was so selten vereinigt ist, zugleich auch eine solche Lebendigkeit des Geistes, eine so reiche, tief-poetische Phantasie, daß uns Meyern als ein höherer Geist erscheint, der, durch seinen Charakter gehoben, selbst unter geistreichen Schriftstellern wie ein Heros dasteht. Wünschenswerth wären einige historische Erläuterungen zu diesen Briefen gewesen. Übrigens sind sie nicht geschrieben, um auf Einmal gelesen zu werden; dies allgemeine recipe der meisten Briefsammlungen darf man auch hier nicht vergessen.

7. „Gedichte von M. Veit". Leicht versificirt, in einer angenehmen Sprache, voll Gemüth und Gefühl, machen diese Gedichte einen wohlthuenden, wenn auch keinen tiefen Eindruck.

8. „Fensterliebe". Von Herrmann Marggraff. Daß die Erzählung mehr Wahrheit als Dichtung enthält, wird Jeder glauben, wer das Leben der berliner Studenten kennt. Die armen, unglückseligen, verkümmerten Musensöhne an der Spree! sie haben von der Glorie des Studentenlebens, von dessen frischer, kräftiger, gesunder Poesie keine Ahnung! sie sind wie die Bäume nahe an der Schneeregion, wohin jetzt freilich die ganze Studentenschaft, reinerer Luft wegen, verpflanzt wird. Geborgen sind sie, wenn sie ochsen, um mit des Verf. Stubenburschen zu reden; wenn sie das nun aber einmal nicht thun, da verfallen sie in ihrer vereinzelten Existenz auf die ungesundesten Verirrungen, domi ists die Fensterliebe, wenn sie nicht etwa gar an einem Dienstmädchen, oder einer Wirthstochter, oder einer Witwe kleben bleiben, foris Fensterparade und allenfalls ein melancholischer Spaziergang im Thiergarten; so verkommen sie scharenweis, und es ist daher sehr glaublich, daß Hr. Marggraff auch einmal drei Freunde hatte, die von der Fensterliebe befallen waren; ja, der Rec. erinnert sich sogar, daß sich auch ihm vor einigen Jahren in der kleinen Präsidentenstraße öfter von oben herab ein paar dampfende Tabackspfeifen nebst den dazugehörigen Studenten bemerklich machten; er ahnete da-

mals nicht, daß sich an eine derselben ein so tragisches Schicksal knüpfen könnte, als er jetzt erfährt. Hr. Marggraff hat die Symptome der Fensterliebe sehr ergötzlich gezeichnet; er verräth ein hübsches Talent zu einer anziehenden, witzigen, pikanten Darstellung, die sich gewiß noch mehr abklären und die einzelnen Cynismen abstreifen wird, die sich auch jetzt in dem leichten, frischen, jugendlichen Leben des Ganzen ziemlich verlieren. Wir bedauern nur, daß einer von den drei Fensterliebhabern auf gewaltsame Weise um sein junges Leben kommt, das wir ihm gern noch gegönnt hätten.

9. „Bruchstücke aus den Dziady des Adam Mickiewicz". Von F. A. Märcker. Dziady ist der Name einer Feierlichkeit zum Andenken an die Verstorbenen, ein Todtenfest, das ursprünglich heidnisch, dann mit christlichen Ideen vermengt sich trotz der Bemühungen der Geistlichkeit, es abzuschaffen, doch noch bis auf den heutigen Tag in mehren Gegenden von Lithauen, Preußen und Kurland unter dem Volke erhalten hat. In welchem Sinne der polnische Dichter Mickiewicz sein großartiges, bisjetzt noch unvollendetes Gedicht so benannt hat, ist hiernach deutlich genug. Gewiß ist es nicht zu viel gesagt, wenn Hr. Märcker dasselbe mit dem „Faust" und mit Byron's „Manfred" zusammenstellt; aber Ursprung und Zweck ist ganz verschieden, großartiger möchte man sagen; es ist gleichsam der Kampf, den der Genius des polnischen Volkes mit seinem eignen Untergange kämpft; schon ergriffen von den Zuckungen des Todes, bietet er alle seine Kräfte auf und spannt sie bis zum höchsten Grade der Anstrengung, um sein Dasein zu erzwingen; es ist ein Kampf der Verzweiflung, ein dämonisches Ringen. Noch nie und bei keinem Volke hat die Vaterlandsliebe einen tiefern, glühendern Ausdruck gefunden, nie eine so unbesiegbare Kraft entwickelt, die ein nicht verstocktes Herz bis ins Innerste erschüttern muß; es scheint Sünde zu sein, an den Untergang einer Nationalität zu glauben, die einer solchen Erhebung fähig ist; und doch — wer kann das grauenvolle Geheimniß der Weltordnung durchschauen? Kaum läßt sich der traurige Gedanke zurückweisen, daß Mickiewicz einst, wie Ossian, als der verklärte Geist seines in ihn mit aller seiner Herrlichkeit aufgegangenen Volkes dessen Untergang überdauern wird. Hiernach bedarf es keiner weitern Versicherung, daß eine gute Übersetzung der „Dziady" ein großer Gewinn für unsere Literatur wäre; aber eine solche hat sehr bedeutende Schwierigkeiten; darüber und über einige andere Punkte spricht sich die schöne Einleitung des Hrn. Märcker sehr treffend aus; aber die Proben der Übersetzung, welche er mittheilt, müssen wir leider für beinahe durchweg mislungen erklären; nur, indem er immer zugleich das Original im Gedächtniß hatte, konnte es ihm entgehen, wie viele schwer zu überwindende Dunkelheiten und Härten seine Übersetzung enthält.

10. „Gebirgswanderungen". Von Heinrich Stieglitz. Zum Reisen gehört froher Muth; wer ihn nicht hat, mag immerhin auch reisen; aber er thut am besten sich allein zu halten; denn überall tritt ihm ein frisches, fröhliches, oft nichtiges und flaches Leben entgegen, und wenn er im Stande ist, sich einem solchen anzuschließen, während er selbst einen tiefen Gram in der Brust trägt, so erweckt das entweder Grauen oder Indignation. Zwischen beiden hat das Gefühl des Rec. geschwankt, indem er sah, wie bei dem Verf. ein leichter Humor und der gewöhnliche Ton eines oberflächlichen, leichtfertigen Lebens, den er wahrscheinlich nicht ohne Zwang führt, mit dem tiefsten und innigsten Ausdruck eines großen Schmerzes wechselt, und zwar zuweilen sehr schnell und schroff. Dieser Contrast hat etwas Peinigendes, wir wollten, er wäre vermieden; denn obgleich sich das Talent des Verf., das unsers Lobes nicht mehr bedarf, auf beiden Seiten zeigt, so tritt es doch in den Äußerungen des Kummers, der Sehnsucht, des himmlischen Trostes so mächtig hervor und ergreift mit einer solchen, selbst im Schmerz wohlthuenden und für ihn einnehmenden Wärme das Gemüth, daß es wehthut, sich dann wieder verschiedenartigen, heitern Eindrücken hinzugeben.

11. „Sonette aus Neapel". Von Karl Meyer. Mit dem besten Fug nehmen diese elf Sonette ihren elften Platz ein; alle, vom Vor-Sonett bis zum Abschied, zeichnen sich durch das kräftige Leben einer schönen, freundlichen Phantasie aus, und wir wüßten ihnen keinen Vorwurf zu machen, als zuweilen eine etwas allzu große grata negligentia im Versbau, z. B.:

> Mein Hügel bebt; ein Schau'r selĭgĕr Düfte.
>
> Und suche tropfenweis dūrstĭgĕ Belehrung.
>
> Glück ohne Wunsch! Klārhĕit ōhnĕ Gedanken!

12. „Über die Sprachverwirrung des deutschen Gesellschaftslebens". Von Theodor Mundt. Quid dignum tanto feret hic promissor hiatu? Wir wollen nicht mit demselben Dichter antworten: parturiunt montes u. s. w. Denn ist das Thema auch kein weltumgestaltendes, so ist es doch ein zeitgemäßes. Es ist verdienstlich, daß Hr. Mundt die Verkehrtheit und Leerheit unserer conventionell eingenisteten Gesellschaftsphrasen beleuchtet, und noch verdienstlicher wäre es, wenn es ihm gelänge, eine Besserung herbeizuführen. Indeß ist darauf leider aus verschiedenen Gründen nicht zu hoffen; zunächst, weil das Verderben tiefer liegt als in den Redensarten; dann, weil der einmal eingerissene oder eben einreißende Gebrauch, dieser Tyrann, quem penes arbitrium est et jus et norma loquendi, mit demselben Eigensinn, wie andere Moden, gar keine Raison annimmt und nur sein eignes Correctiv wird, indem er, wie Kronos, seine Kinder verschlingt; endlich, weil Hr. Mundt zur Erreichung des guten Zwecks nicht das richtige Mittel gewählt hat; der Erfolg würde zwar wol immer sehr zweifelhaft und gering sein, wenn es ihm nicht gelänge, die Mode selbst in das Schlepptau eines, um mit Platen zu reden, weltkugelumsegelnden Ruhmes zu nehmen; aber wenigstens die Möglichkeit einigen Erfolges scheint nur vorhanden zu sein, wenn man entweder die Natur des gegenwärtigen gesellschaftlichen Lebens und seiner Verbildung in ihrer Tiefe aufdeckte und die Phantome, die es beherrschen, in ihrer Nichtigkeit preisgäbe,

dieses Nichtssagen, das die Maske der Bescheidenheit trägt, diese Wegwerfung seiner selbst statt der Achtung gegen Andere, diese Scheu vor der Äußerung jedes tiefern Gefühls, jedes anregenden Gedankens, um nicht einen leichten, gleichmäßigen Fluß der wässerigen Unterhaltung zu hemmen u. s. w., wobei freilich das ganze häusliche und öffentliche Leben der Gegenwart und seine geschichtliche Gestaltung klar vorliegen müßte, um daraus die Motive zu der Verkehrtheit nachzuweisen. Oder, wenn Hr. Mundt einmal bei den Äußerlichkeiten des: „Ihnen zu dienen", „Sie verzeihen" u. s. w. stehen bleiben wollte, so könnte nur die unbarmherzigste Satire, der beißendste Spott, das durchdringendste Lächerlichmachen einen Effect haben. Doch Hrn. Mundt's Absicht war löblich; aber sein forcirter Styl, wenn auch nicht ohne einige hübsche lumina, macht im Ganzen keinen erfreuenden Eindruck.

13. „Die Stiftung der Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik". Von Eduard Gans. Wie man nach der alten Disputationsregel das Stärkste an den Schluß stellt, und wie man nach den schwachern Weinsorten den Champagner drauf setzt, den lieblichen und rauschenden, aber nicht berauschenden, so macht Hr. Ed. Gans den Schluß dieses Buches. Schade, daß er uns nicht wie ein Janus am Eingang und Ausgang zugleich mit seinem freundlich grüßenden Blick begegnet! Die angenehme, geistreiche Art, wie er erzählt und schildert, die Leichtigkeit, mit der er auch scheinbar geringen Gegenständen ein Interesse zu geben weiß, das sich immer auf die natürlichste Weise selbst dargeboten zu haben scheint, ohne sein Zuthun, ohne Zerrerei und Zwang, endlich der immer treffende, nie gesuchte oder verrenkte, nie mit Gewalt pikant gemachte Ausdruck — alle diese Vorzüge machen den Verf. zu dem Lieblingsschriftsteller eines großen Publicums, und so wird er auch den „Dioskuren" eine freundliche Aufnahme verschaffen, wenn er dem Publicum auch nur a posteriori die Honneurs macht; wir wissen aber mehre Exempel von Lesern, welche „Die Stiftung der Jahrbücher" eher gelesen haben als die Dedication.

Übrigens ist dieser Aufsatz auch in den neulich erschienenen Schriften des Hrn. Gans enthalten. Eine Relation über den Inhalt wäre überflüssig; aber beklagen wollen wir es mit ihm, daß die Schöpfung, die er mit so frischer, jugendlicher Liebe gehegt und gepflegt hat, so schnell ihr goldenes und silbernes Zeitalter durchlaufen und die ideale Schönheit eingebüßt hat, mit der sie zur Welt kam. Von Brust und Haaren fallen ihr die klaren Blümlein welk zur Erde nieder! Aber wen trifft die Schuld, daß sich schwarze Ritter sogar in ihre nächste Nähe gedrängt haben? 121.

Zur Beurtheilung des National-Wohlstandes des Handels und der Gewerbe im Königreiche Hanover von G. W. Marcard. Mit zwölf Tabellen und zwei lithographirten Abbildungen. Hanover, Hahn. 1836. Gr. 8. 2 Thlr.

Man mag über das in unserer Zeit unverkennbar eingetretene Steigen der sogenannten materiellen Interessen des Lebens denken, wie man will, immer wird man sich darüber freuen müssen, daß eine sorgsamere, umsichtigere Beachtung derselben wesentlich die materielle Nationalwohlfahrt gefördert hat, ohne welche ja hinwiederum kein Gedeihen allgemeinern geistigen Verkehrs gedacht werden kann. Damit ist auch die vollkommene Ausbildung der Wissenschaften Hand in Hand gegangen, welche die materiellen Bedingungen des Lebens zum Gegenstande haben. Dies gilt namentlich auch von der Statistik. Kann auch den Deutschen mit Fug und Recht das Verdienst zugeschrieben werden, derselben zuerst bestimmte Grenzen gesteckt und dadurch einen wissenschaftlichen Charakter gegeben zu haben, so betraf doch dasselbe zunächst hauptsächlich die Form und es fehlte der innere, mit vollständigem, tüchtigem Material zu bewerkstelligende Ausbau. Nur wenigen Eingeweihten war früher das Innere des Staatshaushaltes zugänglich und nicht einmal diesen im Zusammenhange. Man erinnere sich, welche Mühe Schlözer sich gab, größere Öffentlichkeit vorzubereiten. Der völlige Umschwung aller Staatenverhältnisse konnte erst zur Erreichung des Zieles führen, welches er so beharrlich verfolgte. Mit welcher Freude würde der wackere Mann die rege Thätigkeit beobachten, welche den von ihm bebauten wissenschaftlichen Gebieten namentlich seit Einführung ständischer Verfassungen in den deutschen Staaten zugewendet worden ist! Nachdem vorzüglich England und Frankreich in den politischen Disciplinen uns vorausgegangen sind, fehlt es uns wahrlich jetzt nicht an rühmlichem Wetteifer. Doch bleibt noch viel zu thun übrig, bevor wir uns umfassender und gründlicher Darstellungen der Grundkräfte aller deutschen Staaten und ihrer Verwendung rühmen dürfen. Willkommen sind daher vorzüglich zunächst solche Schriften, in deren Beschränkung auf besondere, ihren Verfassern am nächsten liegende und daher am genausten bekannte Ländertheile eine Bürgschaft für ihre Gründlichkeit und Zuverlässigkeit zu liegen scheint. Unter diese gehört auch die vorliegende. Sie zerfällt in fünf Abschnitte. Der erste gibt die Statistik der Bevölkerung und des Bodens von Hanover. Darnach kommen auf die Quadratmeile des Landes (694 $^{710}/_{1000}$ geographische Quadratmeilen) durchschnittlich 2865 Menschen (ohne Militair). Der lüneburger Landdrosteibezirk ernährt davon nur $^{2}/_{3}$, während das Fürstenthum Grubenhagen 4954 Menschen auf der Quadratmeile zählt. Sehr ungleich ist die Bevölkerung selbst in den einzelnen Provinzen vertheilt. So hat der Landdrosteibezirk Osnabrück in den nordwestlichen Theilen circa $^{7}/_{12}$ der obigen Durchschnittszahl für das Land und in den südlichern dagegen streckenweise 7300 Einwohner auf der Quadratmeile. Auf dem Lande leben mehr als sechsmal so viel Menschen als in den Städten, unter denen es übrigens auch noch viele gibt, welche fast lediglich Ackerbau treiben. Von den 14,589,813 calenberger Morgen der Oberfläche werden vom Verf. 8,075,182 Morgen auf Culturboden und 6,514,631 Morgen auf Gemeinheiten, culturunfähigen Boden, auf Seen, Flüsse, Wege rc. gerechnet. Im zweiten Abschnitte werden die landwirthschaftlichen Verhältnisse, im dritten die Verhältnisse des Handels, im vierten die Schiffahrt und im fünften die Gewerbe im engern Sinne abgehandelt. Wir entlehnen diesen lehrreichen Abschnitten nur einiges Wenige, um unsere Leser dadurch zum weitern Nachlesen aufzufodern. Für Gemeinheitstheilungen und Verkoppelung der Ländereien ist in Hanover sehr viel geschehen, wie im Einzelnen auf der beigefügten Tabelle V nachgewiesen ist. Im Laufe von 30 Jahren sind 706 Gemeinheiten (1,240,145 Morgen) wirklich speciell getheilt, 358,864 Morgen verkoppelt und 6—700,000 Morgen der Generaltheilung unterzogen worden. Darunter ist noch nicht einbegriffen, was in den Landdrosteibezirken Stade, Osnabrück und Aurich in neuerer Zeit hierin geschehen ist. Günstig eingewirkt hat die Theilung der Gemeinheiten vorzüglich auf die Viehzucht, welche in vielen Provinzen die vorzüglichste Erwerbsquelle des Landmanns, in fast allen das einträglichste Nebengewerbe ist. Wie reich der Viehstand des Landes überhaupt im Vergleich mit andern Ländern sei, das zeigt in einem Beispiele Tabelle VI. Dies gilt

Digitized by Google

namentlich von den Pferden, für welche 70 öffentliche Beschälanstalten mit 205 Beschälern vorhanden sind. Die reichhaltigen Notizen über Hanovers Handelsverkehr liefern den Beweis, daß man denselben bisher beiweitem für zu unbedeutend angeschlagen hat. Die Hauptgegenstände der Ausfuhr liefern natürlich die Landesproducte. Besonders wichtig für dieselben sind die nahen Handelsstädte Hamburg, Altona und Bremen. Aber auch der Transitohandel ist sehr bedeutend. Die Hauptstraßen für denselben sind: die von Hamburg nach Bremen, von Hamburg nach preußisch Minden über Nienburg, von Bremen über Nienburg nach preußisch Minden, von Bremen über Nienburg nach Hanover und Münden (1834 passirten überhaupt Nienburg 322,475 Centner Güter), von Hanover nach Westfalen und von Braunschweig nach der obern Weser. Für Anlegung von Eisenbahnen in Hanover scheint der Verf. wenigstens vor der Hand nicht zu stimmen. In Bezug auf Gewerb- und Fabrikwesen muß allerdings Hanover die Superiorität des Auslandes anerkennen. Es bestehen zwar zahlreiche Fabriketablissements, doch sind sie von geringem Umfange. Im J. 1833 gab es in den Städten 25,016 und auf dem Lande 66,677 gewerbtreibende Familien. Trotzdem ist nach dem Verf. auch hierin ein Zurückgehen nicht anzunehmen. Obenan steht die Wollfabrication. An Wichtigkeit folgt zunächst die Lederbereitung. Die Verarbeitung des Flachses verdient vorzügliche Beachtung. Doch läßt sich für Belebung dieser und anderer Zweige noch mancher fromme Wunsch hegen. Die höhere Gewerbschule zu Hanover (die Ansicht und der Grundriß des im Bau begriffenen großartigen Gebäudes für dieselbe sind in den lithographirten Beilagen gegeben) 1835 mit 187 Schülern und 21 Realschulen in einzelnen Städten des Landes werden gewiß das Ihrige zur Hebung des Gewerb- und Fabrikwesens beitragen. An jährlich bewilligten Zuschüssen für diese Anstalten werden 15,006 Thaler angeführt.

Doch wir beschränken uns auf diese Andeutungen, können aber nicht unterlassen, noch besonders auf die beigegebenen interessanten Übersichtstabellen aufmerksam zu machen. Mögen die ausgezeichneten Kenntnisse und der beharrliche Fleiß des Verf. gebührende Anerkennung finden, damit sein in der Vorrede gegebenes Versprechen umfassenderer statistischer Darstellungen recht bald in Erfüllung gehen könne! 43.

Notizen.

Eine der neuesten unter den pikantern Erscheinungen der londoner Presse sind die „Abenteuer im Monde und andern Welten", von einem anonymen Verfasser; das Ganze soll eine erschöpfende Satire auf die socialen und andern Verhältnisse Europas, namentlich Englands, sein; es schmeckt aber in der Form etwas nach Addison's und Goldsmith's Periode, und wir Deutsche wenigstens würden diese Art von Ironie gegenwärtig sehr verbraucht und wenig ansprechend finden. Der Verf. scheint ein Gelehrter von Profession oder, wie man sagt, ein Stubengelehrter zu sein, der seine Materien und die Anregungen zu dieser Schrift mehr aus Büchern, als aus dem wirklichen Leben geschöpft hat; wenigstens zeigt sich in seinen Darstellungen eine gewisse Unbeholfenheit, die zuweilen sehr geschmacklos wird und die dem Manne von Welt nicht eigen ist. Hier nur einige Pröbchen, damit der Leser weiß, wie er mit diesem modernen englischen Satiriker daran ist. Nr. 1 soll eine Satire auf den historischen Roman sein: „Bei der Composition dieser Gattung von Romanen ist es das Bestreben des Verf., uns den Charakter und Genius der ausgezeichneten Personen, seiner Helden in der vollen Wahrheit zu schildern. Wenn es demnach historisch und factisch ist, daß dieser oder jener berühmte Mann zu seiner Zeit einen Hut mit drei Federn trug, so wird es unabweislich sein, daß er auch in dem Roman einen Hut mit drei Federn tragen muß. Der Verf. klammert sich an diesen Federhut mit aller historischen Genauigkeit, deren er fähig ist, und läßt in der Geschichtserzählung seines Helden nicht einen einzigen Knopf hinweg. Alles, was dieser an sich trägt, sogar seine Schuhschnallen, wird zu einem historischen und bedeutsamen Factum gemacht. Sir Walter Scott hat sich durch solche historische Romane ausgezeichneten Ruhm erworben und ist so das Haupt einer ganzen historischen Schule geworden, deren Anhänger sich beeifern, uns anstatt geschichtlicher Gedanken breite Schilderungen von Schuhen und Strümpfen aufzutischen, in welcher Gattung von Erzählungen ihnen eine große Fertigkeit nicht abzusprechen ist." — Das zweite Pröbchen von der Satire des Verf. betrifft die britische Constitution: „Als ich die Buchhandlung (es ist von einer Mondbuchhandlung die Rede) verließ, bemerkte ich zwei Herren, die gleichfalls heraustraten, wovon jeder ein Pergament in seinen Händen hielt, worüber sie in heftigen Wortwechsel gerathen zu sein schienen. Ich ersah, daß sie auf den Mond gekommen waren, um die britische Constitution zu suchen, die, wie sie versicherten, schon seit langer Zeit verloren gegangen. Jeder von Beiden bildete sich ein, daß er sie gefunden habe und daß sein Pergament die wahre und echte britische Constitution sei. Der Eine zeigte mit selbstzufriedener Miene auf ein Datum und fragte, ob dies nicht dieselbe Zeit wäre, zu welcher die Constitution einst geblüht. Allein der Andere leugnete, daß es damals eine solche gegeben, und versicherte, das wahre Datum sei das seinige. Keiner von Beiden wollte seine vermeintlichen Ansprüche aufgeben und sie trennten sich in Groll." — Man sieht aus diesen beiden Proben, daß die Satire des englischen Anonymus weder so modern, noch so geistreich ist, um in uns das Verlangen nach näherer Bekanntschaft mit seinem Mondbuche zu erwecken.

Schon im vorigen Jahrhundert beklagt sich Pope über das Elend eines Dichters von Renommée in folgenden Versen:

Shut, shut the door, good John, fatigued I said:
Tie us the knocker; say I'm sick, I'm dead.
The dog-star rages! nay, 'tis past a doubt,
All Bedlam, or Parnassus, is let out:
Fire in each eye, and papers in each hand,
They rave, recite, and madden round the land;
All fly to Twick'nam, and in humble strain,
Apply to me to keep them mad or vain.
Arthur, whose giddy son neglects the laws,
Imputes to me and my damned works the cause.

Wir wollen nicht sagen, daß jetzt die Lage der Poeten glänzender sei, aber sie selbst sind etwas klüger geworden und lesen ihre schlechten Verse höchstens sich selbst und ihren vier Wänden vor. 11.

Bibliographie.

Bodz Reymond, F. H., Staatswesen und Menschenbildung umfassende Betrachtungen über die jetzt allgemein in Europa zunehmende National- und Privat-Armuth, ihre Ursachen, ihre Folgen, die Mittel ihr abzuhelfen, und besonders ihr vorzubeugen. 1ster Band. Mit 1 Lithographie. Gr. 8. Berlin, Logier. 1 Thlr. 20 Gr.

Doenniges, W., Wineta, oder: Die Seekönige der Jomsburg. Gedicht. 8. Berlin, Nicolai. 14 Gr.

Fries, J. F., Handbuch der psychischen Anthropologie oder die Lehre von der Natur des menschlichen Geistes. 1ster Band. 2te vermehrte und verbesserte Auflage. Gr. 8. Jena, Cröker. 1 Thlr. 6 Gr.

Lobedanz, C. F. T., Die Patrioten. Eine Liederposse in 2 Aufzügen. Gr. 8. Altona, Aue. 15 Gr.

Des großen Kurfürsten Achte Runde in der Neujahrsnacht 1837. Eine Legende von F. F. 8. Berlin, Kuhr. 6 Gr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 21. —— 21. Januar 1837.

Reisenovellen von Heinrich Laube. Dritter und vierter Band. Manheim, Hoff. 1836. 8. 3 Thlr.

Wir knüpfen unser Urtheil über diese neuesten Bände des vorliegenden Buches an Dasjenige an, was über den ersten und zweiten Band der „Reisenovellen" in Nr. 237 und 238 d. Bl. f. 1835 von einem andern Referenten geurtheilt worden ist, wollen aber gleich im Voraus bemerken, daß wir, nach aufmerksamer Durchsicht unseres Gegenstandes, in Etwas von der Ansicht, sowie von der Rüge unseres Vorgängers in der Kritik abweichen müssen. Damit wollen wir keineswegs leugnen, daß in jenem Tadel sehr vieles hinlänglich Motivirte und vollkommen Gegründete enthalten war; allein wir müssen andererseits auch zugestehen, daß der zu beurtheilende Schriftsteller selbst in der Zwischenzeit ein anderer geworden und einen wesentlichen Übergangs- und Wendepunkt seines Lebens und Talents bestanden hat. Es ist uns angenehm, versichern zu können, daß diese beiden neuesten Bände der „Reisenovellen" um Vieles vorzüglicher sind als ihre Vorläufer. Die Zeit, und namentlich eine bewegte Zeit, wirkt hierin sehr segensreich auf jugendliche Talente, indem sie die Prüfungen des Lebens selbst dahin richtet, daß nicht nur der Charakter des Menschen gehoben und geläutert, sondern auch seine productive Fähigkeit durchsichtiger, ansprechender, bescheidener und, um es mit einem Wort auszudrücken, edler gemacht wird.

Es gibt eine unbequeme Eigenthümlichkeit des Talents, an welcher man immer nicht blos die bestimmte Tendenz und Richtung des Schriftstellers, sondern auch die Schule erkennt, in deren Geist und Streben er sich hervorgebildet, diese Eigenschaft ist: seine Anmaßung. Das einsame Talent, das sich aus der eignen und selbständigen Tiefe des Gemüths, außer dem Zusammenhange mit nahestehenden und herüberwirkenden Genossen bildet, ist fast immer frei von dieser Anmaßung, denn es kann, so lange seine Bildungs- und Erziehungsepoche währt, sich des Bewußtseins seiner einsamen Stellung in keinem Moment erwehren und muß, da ihm die mündliche Gewalt des ganzen, ungetheilten Zeitinhalts unaufhörlich mit Herbe und Schroffheit gegenübersteht, fortwährend auf seine Selbsterhaltung in diesem Widerstreit bedacht sein; seine etwaigen Ansprüche und Förderungen müssen immer dem unbedingten Gegendruck der Nothwendigkeit weichen; eben hierin besteht alsdann sein Pathos und Leidwesen, und es kann mithin auch zu der eignen Freude an sich selbst nur insofern gelangen, als diese mit dem Bewußtsein, sich hindurchgekämpft zu haben, identisch ist. Was hier stets vorwaltet, ist die Sorge und die Wachsamkeit; wo aber diese vorherrschen, mithin um die Existenz und Geltung selbst noch gestritten wird, da ist die Anmaßung und Selbstischkeit schon an und für sich neutralisirt.

Anders verhält es sich mit demjenigen Talent, das einer bestimmten Schule in seiner Zeit, oder wir wollen lieber sagen: einer bestimmten, in Tendenzen und Fähigkeiten gleichartigen Clique angehört. Hier hilft ein Talent dem andern aus; jedes spiegelt sich an seinem gleichartigen; jedes betrachtet seine Individualität als den Refractor einer Gesammtmasse, der es nicht an Macht fehlt, sich den widerstrebenden Elementen der Zeit entgegenzusetzen. Hier hat der einzelne Schriftsteller eine fortwährende Assignation auf die ganze Richtung, welche ihm auch fortwährend nicht blos von dieser, sondern von der ganzen Zeit honorirt wird. Um es populair auszudrücken: er hat einen immerwährenden Rückhalt, und in diesem Bewußtsein, daß er nicht blos etwas ist, sondern auch etwas vorstellt, verwöhnt er sich allmälig selbst und wird anmaßend.

Was Laube betrifft, so hat auch er diesem allgemeinen Pathos des literarischen Cliquenwesens seinen reichlichen Tribut abgetragen, und wir geben dem frühern Referenten vollkommen recht, wenn er einen merklichen Theil dieses Tributs in dem ersten und zweiten Bande der „Reisenovellen" für abgetragen ansieht. Allein ebenso sehr müssen wir auch, da nunmehr eine reichhaltige Zeit dazwischen liegt, wiederum den Schriftsteller in Schutz nehmen, der so viel Kraft besessen, einer allgemeinen Schwäche der literarischen Genossenschaften für seine Person Einhalt zu thun, und sich nunmehr anschickt, auch jenen höhern Tribut abzuzahlen, den jeder begabtere Mensch der guten Sache und der Wahrheit selbst schuldig ist. Hiervon zeugen die vorliegenden Bände augenscheinlich.

Der erste derselben handelt von Wien, von der einzigen Kaiserstadt, die es nur einmal in der Welt gibt, vom Stephansthurm, von nationalen Dingen, von Künst-

lern und Künstlertreffen, von Essen und Moden, von Sperl in Floribus u. s. w. Sperl in Floribus ist nämlich ein öffentlicher Garten in der Leopoldstadt, der des Abends mit Lampen erhellt wird und wo Strauß die Tanzmusik dirigirt. Es versammelt sich hier keine haute société, aber eine bei aller Gemischtheit recht gutmüthige Gesellschaft und, was der Humor davon ist, auch eine lustige.

In der Mitte des Gartens steht der moderne Held Östreichs auf seinem Orchester, der Napoleon der Östreicher, der Musikdirector, Johannes Strauß. Was den Franzosen die Napoleonischen Siege waren, das sind den Wienern die Straußischen Walzer, und wenn sie nur Kanonen hätten, sie errichteten ihm beim Sperl eine Vendomesäule. Der Vater weist ihn seinem Kinde, die geliebte Wienerin ihrem fremden Geliebten, der Gastfreund dem Reisenden — das ist er! — Wer? — Er! voici l'homme.

So sehr den Verf. die naive, ja man könnte sagen unschuldige Sinnlichkeit (ein ewiges Ferment in dem Charakter dieses Volks) der Wiener, so sehr ihn die wienerische Weiblichkeit angesprochen, und so lebendig-anmuthig er den Charakter des wienerischen Tanzes (versteht sich, daß es in Wien ohne Strauß keinen Tanz gibt) schildert, so scheint es uns doch, daß er sich, im Ganzen genommen, in der Kaiserstadt nicht allzuwohl befunden. Es ist wahr, der Tanz und die Mädchen, und der Stephansthurm allein thun's nicht; es gibt Interessen, die dort keine Nahrung finden, und es kann auch Seelen geben, welche in Wien, bei aller Lebendigkeit des Volksgenusses, darben und verschmachten müßten; allein auf der andern Seite gibt es auch Leute, die sich nirgend ganz wohl befinden, und das darum, weil sie ihre Reflexion über Alles setzen. Zu genießen, ist eine schwere Kunst; und wahrlich auch unsere Zeit hat ihre unruhigen Geistreichen, deren Lebenswallfahrt vielleicht, wenn die Zeiten anders wären, der Geschichte des Cardanus und Jordanus Bruno gleichen würde. Und diese Unstetigkeit des innerlichen Menschen ist es, was uns doch auch in den vorliegenden Bänden nicht gefallen will, obgleich sie hier sich nicht wie früher in absoluten Äußerungen der Langenweile und des Ekels an Gegenwärtigen Luft macht. Wir wollen hier, nicht ohne den aufrichtigen Wunsch, daß in Zukunft die Gemüthsläuterung des Verf. sich vollenden möge, noch einmal an den Inhalt der Anzeige der beiden ersten Theile erinnern. Die Rastlosigkeit des Innern, der Unmuth am Vorhandenen quellen häufig aus dem nur langsam zu verstopfenden Brunnen der menschlichen Eitelkeit. Hinweg mit dieser vollends aus dem Gemüth! Ausgerissen diese Unholdin sammt ihren Wurzeln! Dann wird einem nicht zu verkennenden Talent ein noch erfreulicheres Resultat entsprießen, als in diesen „Reisenovellen" enthalten ist!

Wir wollen, da es diesem Buche gewiß nicht an Lesern fehlen wird, uns einen laufenden Nachbericht über die wiener Zustände, wie sie des Verf. Ansicht vorgefunden, ersparen und dafür nur die interessantesten Partien hervorheben. Zu diesen gehört das Zusammentreffen des Verf. mit dem Dichter Grillparzer. Er traf ihn im „Stern", einer „tief in den Winkel gekauerten wiener Kneipe", wo sich die Dichter und Literaten Wiens regelmäßig zusammenfinden. Diese Zusammenkünfte fanden in früherer Zeit in der bekannten „Ludlamshöhle" statt, von welcher, sowie von den dort verkehrenden Notabilitäten, Lewald in seinen „Aquarellen" ausführlich spricht. Grillparzer ist „ein sanfter, ernster, tragischer Mann, der nur höchstens lächelt, ein zerschlagener Baum, der sich traurig umsieht nach seinen Ästen, nach seiner Krone, die zersplittert seitab liegen. Diese fragenden blauen Augen sind rührend; er hatte weder Glück noch Stern, ist nie zum Lachen gekommen".

Ja wohl, über was hätte er auch lachen sollen? Er, unstreitig die einsamste Dichtergestalt des 19. Jahrhunderts! Tiefere und solidere Dichteranlage hat selten ein Dichter gehabt, schwerer und schmerzlicher ist vielleicht keiner verkannt worden. Man hat ihm das gräßlichste, das empörendste Leid zugefügt, was einem schönen Gemüth begegnen kann, und zugleich auch das Unsinnigste: man hat ihn mit Müllner verwechselt! Wir wollen hier den Verf. sprechen lassen; was er von dem armen Grillparzer sagt, ist durchaus treffend:

Manche Leute werden sagen: Grillparzer ist an Östreich gestorben, — sie haben Unrecht; Grillparzer hatte vom Hause aus den Tod im Herzen; auf der Sonnenseite war es verschlossen. Von jeher hat er mit Hingebung Royalist sein wollen, er hat den rechten Weg nicht gefunden; man hat ihn verkannt; den Bankbanus hat er geschrieben, den „treuen Diener seines Herrn", umsonst; er hat Gedichte producirt, sie sind misdeutet worden. Darin liegt etwas wirklich Tragisches, ein ehrlicher, bürgerlicher Liebhaber zu sein, der für einen Widersacher angesehen wird. Er präsidirte an dem bescheidenen Tische, trug ein grünes Röcklein, war sehr einfach und ein wenig pressirt höflich. Sein Gesicht wäre nicht leicht aus der Menge herauszufinden, wenn man nicht dem Namen dazu wüßte. Er ist übrigens wohlgebaut, hat eine tadellos gut geformte Nase, eine Andeutung der östreichischen Unterlippe, welche man noch specieller die Leopoldslippe nennt, und einen stillen, sanften Ausdruck der Züge, der, wie gesagt, nicht frei von Melancholie ist. Um die äußern Augenwinkel ruht nämlich manche herbe Besorgniß. Er spricht mit einem weichen geschmeidigen Organ.

Wäre nicht auch das Organ der Seele dieses unglücklichen Dichters so weich und geschmeidig, so wäre er vielleicht glücklicher gewesen. Hier sieht man aber deutlich, welch ein wohlthuender, lindernder Aufenthalt doch Wien sein muß. Es muß doch viel zertheilende und besänftigende Gewalt innerhalb seiner östreichischen Mauern bergen. Hätte Grillparzer in Berlin gelebt, so wäre er geistig und physisch zu Grunde gegangen. Grillparzer liebt vorzugsweise den Euripides, was auch wieder ein natürlicher Beweis seiner nur an sanftere Formen sich anschmiegenden Gemüthspersönlichkeit ist.

Eine plastisch-lebendige Schilderung gibt der Verf. von dem bekannten Kanne, dem steten Begleiter Beethoven's, einer der abnormsten und abenteuerlichsten Menschen, welche die gelehrte Welt aufzuweisen hat. Er war ein durchaus wüster, starrköpfiger Gesell, struppig und wild im Äußern, wie im Innern, aber dabei doch durchaus tüchtig, nur daß die Welt und seine Umgebungen von dieser Tüchtigkeit keinen Gewinn ziehen konnten,

denn Kanne war eine durchaus abweisende Natur. Er trug einen schmuzigen grünen Flausrock, in welchem, wie der Verf. sich ausdrückt, ein Atlas von Gelehrsamkeit stak. Er hatte „Studien über Musik" geschrieben, die ihrem Inhalte nach großartig und originell gewesen sein sollen, und brachte das unvollendete Manuscript dem Musikalienhändler Steiner. Dieser wußte aber, daß Kanne nichts fertig machte, und wollte ihm das Honorar erst zahlen, sobald das Werk fertig sei. Darüber gerieth Kanne, der nie Geld hatte, in einen mächtigen Zorn, eilte in seine elende Wohnung und verbrannte dort das unersetzliche Manuscript auf der Stelle. In Kanne's Flausrock stak aber nicht blos ein Atlas von Gelehrsamkeit, sondern auch ein Atlas von Eigenheiten. So wurde er unter andern immer ganz wüthend, wenn ihn Jemand von hinten anfaßte und begrüßte. „Bandit, infamer", schrie er dann und hob seinen großen Stock empor. An diesem Stock war eine Vorrichtung angebracht, daß er eine kleine Schreibtafel darauf befestigen und so unterwegs, im freien Felde, gleich was ihm eben einfiel, niederschreiben konnte. Er stieß den Stock dabei in die Erde und sah von weitem aus wie ein operirender Feldmesser. Als er auf dem Todbette lag, wollte er weder einen Arzt noch einen Geistlichen haben und drohte Beide die Treppe hinabzuwerfen. Seltsam, beinahe unheimlich war der Anblick, wenn Beethoven und Kanne miteinander durch das Burgthor wanderten, Beide ganz stumm, denn Beethoven hörte nichts und Kanne führte niemals Jemanden am Arme.

(Der Beschluß folgt.)

---

1. Der Mensch in Beziehung auf sein Werden, Bestehen und auf seinen Tod, naturgemäß erforscht von Joseph Weszely. Wien, Kupfer u. Singer. 1836. 8. 20 Gr.
2. Der Mensch nach Leib, Seele und Geist. Anthropologie für gebildete Leser aus allen Ständen von Joseph Beraz. Erster Theil. Leipzig, Göschen. 1836. Gr. 8. 2 Thlr. 6 Gr.

Obwol der Beobachtung und Forschung des Menschen nichts näher liegt als sein eignes Ich, und ihm der tägliche und stündliche Umgang mit Seinesgleichen hinreichende Veranlassung gibt, sich auch in Andern zu erkennen und verstehen zu lernen, so findet er doch selten Befriedigung in seinen eignen Forschungen darüber, ja, das Denken über seinen Mikrokosmus macht ihm fast mehr zu schaffen als über den Makrokosmus und seine unzähligen Wunder. Gern läßt er sich daher von Dem unterhalten, was Andere vor ihm über dieses interessante Thema gedacht haben und noch denken, und wenn auch das Augenglas des Andern nicht immer das seinige ist und werden kann, so freut es ihn doch, wenn sich ihm dadurch eine und die andere Seite des Gegenstandes besser erhellt und sein Nachdenken auf Wege geleitet wird, die er bis daher noch nicht eingeschlagen hat. Ja, selbst das Bekannte über den Menschen von seiner somatischen und psychischen Seite würde nicht verfehlen, das Interesse des nichtärztlichen Publicums auf sich zu ziehen, wenn es zweckmäßig und mit Geist zusammengestellt wäre. Vor Allem aber müßten wir bitten, uns ein reines und unverstelltes Bild des Menschen zu geben, wie er aus der Hand der Natur kommt und wie er sich dem Blicke des unbefangenen Beobachters und Forschers an der Hand der Erfahrung und des vernünftigen Denkens ergibt, kein Zerrbild, keinen aus Speculationsstoff und mystischem Zeuche zusammengewebten Menschen.

Die beiden Eingangs genannten Schriften über diesen Gegenstand, die wir hier gemeinschaftlich zur Anzeige bringen, obschon sie sowol ihren Ansichten, als ihrer Tendenz nach himmelweit voneinander abstehen, sind nichts weniger als geeignet, ein solches natürliches Bild von dem Menschen und seiner somatischen, wie geistigen Seite zu geben; ja, wir zweifeln, daß irgend ein Leser sich darin wiedererkennen und zurechtfinden wird, es müßte denn seine gesammte geistige Bildung in einer besondern und verwandten Beziehung zu der der beiden Verfasser stehen. Wir unsern Theils können darin wenigstens nichts Anderes erkennen als eine wunderliche Irrfahrt ins Land der Träume, von der wir, wenn wir sie mitgemacht, am Ende ermüdet und in unsern Erwartungen getäuscht, wieder zurückkommen, aber um nichts klüger als zuvor.

Der Verf. von Nr. 1, das wenigstens ungleich klarer und verständlicher geschrieben ist als Nr. 2, geht von einem bestehenden Gegensatz zwischen dem Schöpfer und dem Geschaffenen aus, sodaß in Gott, als in einem unerschaffenen, durch sich selbst bestehenden Wesen, nichts Geschaffenes, und in dem Geschaffenen, als durch Gott aus Nichts erschaffen, nichts Göttliches im absoluten Sinne, oder nichts dem höchsten Wesen Gottes vollkommen Gleiches enthalten ist. Gott enthält den Grund seines Daseins in sich selbst, die Schöpfung hingegen in Gott; Gott ist ewig, ohne Anfang, ohne Ende, unendlich, die Schöpfung aber hat durch Gott angefangen und wird durch ihn enden; in dem unendlichen, unerforschlichen Wesen Gottes ist Raum, Form und Zeit schlechterdings undenkbar, das Geschaffene hingegen erscheint in Raum, Form und Zeit. Gott hat Alles aus Nichts geschaffen, dieses göttliche Schaffen aus Nichts aber ist der Grundstein aller Forschungen. In der gesammten Schöpfung Gottes waltet ein höchstes und oberstes Gesetz. Dieses eine höchste Gesetz ist eigentlich die für den Geist des Menschen unerforschliche Art und Weise, wie Gott Alles aus Nichts erschaffen hat, oder der Schöpfungsact selbst. Durch dieses eine höchste Gesetz ist das geschaffene All unmittelbar aus Nichts geworden, folglich offenbart sich dieses eine höchste Gesetz dem philosophisch forschenden menschlichen Geiste in dem Werden aus Nichts, als das in Raum, Form und Zeit erscheinende Geschaffene und das Geschaffene als Gesetz. Dieser Erkenntniß zufolge begründet jeder einzelne Theil der Schöpfung ein besonderes, eigenthümliches, einzelnes Gesetz, welches Gesetz aber in Beziehung auf das absolute, unbedingte, eine, höchste Gesetz der gesammten Schöpfung ein bedingtes ist. So erscheint vermöge dieser allgemeinen Ansicht, zufolge des anerkannten einen höchsten Gesetzes, die ganze Schöpfung in Raum, Form und Zeit sich offenbarend und mit ihrem aus Nichts geschaffenen Wesen bedingte und bedingende Gesetze begründend.

Von dem Menschen sagt der Verf., er sei ein organischer Körper, welcher vermöge der verschiedenartigen Theile, aus welchen er zufolge des unerforschlichen einen höchsten Gesetzes der gesammten Schöpfung, nach der weisen Einrichtung des Schöpfers besteht, in ebenso viele verschiedene, besondere, einzelne, eigenthümliche Wesen abgetheilt sei, von welchen einzelnen Theilen der oberste, in Verbindung und Wechselwirkung mit dem Ganzen des Körpers, das eigenthümliche organische Wesen, das organische Leben und die selbständige Thätigkeit mit Bewußtsein, Gefühl und mit eigner selbständiger Bewegung desselben begründe. Doch diese Verbindung und Wechselwirkung der einzelnen Theile zu einem Ganzen mache nicht das eigenthümliche Wesen und Leben eines organischen Körpers aus, die Quelle und der wahre Grund derselben sei außerhalb der Grenzen des sichtbaren Organismus zu suchen, er gehöre einem eignen Reiche der Natur, dem übersinnlichen, an und sei der organische Geist des Menschen. Das Hohe und Höchste aber, welches der Mensch so auffallend vor allen andern Thieren

habe, sei höhern Ursprungs, es sei eine neue, von den allgemeinen Gesetzen der Natur gänzlich unabhängige Schöpfung Gottes, nämlich die von Gott geschaffene, unsterbliche Seele des Menschen, welche von dem organischen menschlichen Körper gänzlich und vollkommen dem innern Wesen nach, als ein geschaffenes Wesen verschieden, in Verbindung mit dem menschlichen organischen Körper und insbesondere in Verbindung und Wechselwirkung mit dem obersten Theil desselben, oder mit dem organischen Geiste, erst das Thier im Menschen zur Menschenwürde erhebe.

Wir übergehen das Weitere, namentlich wie der Verf. aus der Wechselwirkung der Seele mit dem Körper die verschiedenen organischen Erscheinungen entwickelt, wie er das Werden, Bestehen und den Tod des Menschen erklärt und daraus die Unsterblichkeit des endlichen, sterblichen (?) Körpers in Gemeinschaft mit der unsterblichen Seele deducirt, indem nach ihm auch nach dem Tode des menschlichen organischen Körpers, nach erfolgter Zerstörung des organischen Zusammenhangs, nach der Verwesung und Vernichtung des Körpers, dennoch der ganze Mensch, seinem Wesen nach, mit Leib und Seele für das künftige ewige Leben fortbesteht, es unsern Lesern überlassend, ob sie sich mit einer solchen Ansicht des organischen Lebens, insbesondere des Menschen befreunden können, oder nicht. Uns, die wir übrigens keineswegs die gute Absicht und den frommen Sinn des Verf. verkennen, ist sie, wenn auch nicht gradezu ungereimt, doch gänzlich unfruchtbar in Bezug auf die Wissenschaft erschienen.

Nr. 2, welche den Herren Obermedicinalrath v. Ringseis, Hofrath v. Schubert und Oberbergrath von Baader gewidmet ist und dadurch schon die Region in der literarischen Welt bezeichnet, der sie angehört, ist ein solches aus religiös-mystischem Stoff geformtes Nebelgebilde, daß es dem Leser des Buchs nicht eher wieder wohl wird, als bis er sich durch die 483 Seiten, aus denen es besteht, hindurchgewunden hat, um sich wieder dem erheiternden Tageslichte zuzuwenden. In der That, man glaubt nicht eine Anthropologie vom Jahre 1836, sondern einen alten Kirchenvater vor sich zu haben, und beklagt das Schicksal des jungen, talentvollen Mannes, der der Verf. ohne Zweifel ist, das ihn unter Verhältnisse geworfen hat, unter denen nothwendig alle Geistesfreiheit und jedes warme Gefühl für die Natur und die Wissenschaft in der Geburt ersticken und im Teiche des mystischen Unsinns versumpfen muß.

Wir geben unseren Lesern nur eine kleine Probe, zur Bezeichnung der Form und Tendenz der Schrift, und glauben dadurch jeder weitern Begründung unsers obigen Urtheils enthoben zu sein:

„Durch die Sünde fiel der Leib dem Sinnlichen, der Geist stolzer Erhebung zu. Aus dieser Trennung, in der der Geist den Leib nicht mehr verklärend durchdrang und letzterer also durch Geistes- und Gottesferne ein nicht mehr über die übrige Leiblichkeit erhabener, sondern unheiler, irdischer, der Verwesung anheimfallender wurde, stammt, daß sich der Mensch als Nacht und nackt (herniedergefallen zur Erde, von der geistigen Heimat, der Höhe und Einheit entfernt) erkannte. Es fiel der Mensch aus dem Zustande paradiesischer Unschuld, welcher dem geistigen Geistesleben, der Einheit mit Gott analog ist, in zeitliche und räumliche Trennung aller seiner Kräfte, ins abnorme leibliche Geistesleben, welchem als der Äußerlichkeit und Tiefe anheimgefallenen Wandel (calcaneus. Gen. 3, 15), um ihn vollends gegen Gott zu empören (eritis sicut dii; Gen. 3, 5), die Schlange nachstellt (cur timebo in die mala? iniquitas calcanei mei circumdabit me! Ps. 48, 6). Aber Gott setzte Feindschaft zwischen der Schlange und dem Weibe, Kampf zwischen dem Bösen und dem Guten, und wie der im bösen Werke gewirkte Schlangenleib den bösen Geist umgibt und ihn an die Erde fesselt (Gen. 3, 14), so wird der Same des Weibes in der Gerechtigkeit seines Wandels, der ihn als hochzeitliches Gewand, als Auferstehungsleib umgibt, dem am Holz der irdischen Versuchung Empörung gegen Gott versuchenden Geist den Kopf zertreten. Bis dahin sollen Noth, Mühe, der von seinem Wirken geflohene Segen und die dornenvolle Erde den Menschen zur Erkenntniß der verlorenen Liebe, der Größe seiner Schuld, zu Reue und Buße führen, daß er fähig werde, Vergebung aufzunehmen und in sein Heil einzugehen. Segen war ferner im Verlust des Paradieses, wodurch es dem Menschen unmöglich wurde, aus Ungehorsam in wirkliche Feindschaft gegen Gott sich zu empören, am Lebensbaume sich zu versündigen, die Sünde und den wandelnden Schein als Haupt, die Lüge als Wahrheit gegen Gott zu erheben, wie dieses nachher der Satan in Demjenigen erreichte, von dem gesagt ist: Qui manducat mecum panem, levabit contra me calcaneum suum. Joh. 13, 18. Dieses die Sünde, welche die Entstellung des geschöpflichen Seins vollendet; „darum ist das Heil Vieler zum Fall geworden", darum ist die Menschwerdung zugleich das Gericht (Joh. 3, 18—21), weil der würdige und der unwürdige Genuß des Lebensbaumes (welcher Christus ist, Apostelg. 2, 7) fürs ewige Leben in Gott (Joh. 6) oder wider Gott (Gen. 3, 22) entschieden macht." 32.

Erwiderung auf die „Weitere Berichtigung" des Herrn Tafel in Beil. Nr. 17 d. Bl. f. 1836.

Hr. Tafel hat übersehen, daß in der Relation Nr. 70 d. Bl. das „Neue Jerusalem" nach Ögger'scher Auffassung geschildert und beurtheilt ward, eine Auffassung, die nun von Hr. T. und andern seiner Glaubensgenossen selbst öffentlich verworfen wird. Übrigens darf man hoffen, daß gegenseitige Erörterungen, wie sonst, so auch hier dazu dienen werden, den Gegenstand in ein helleres Licht zu stellen und besonders uns nun auch über den Unterschied (wovon man jetzt zum ersten Male hört) zwischen dem „Neuen Jerusalem" des Hrn. Ögger's und Einiger, und der „Neuen Kirche" des Hrn. T. und Anderer, allmälig mehr aufzuklären, als bisjetzt geschehen ist. Aus Swedenborg's Schriften schöpfen beide Partreien, weshalb eine Verwechselung der einen mit der andern sich leicht ereignen kann. Die Kirchengeschichte bietet zahlreiche ähnliche Fälle dar. Schließlich darf noch der Wunsch hinzugefügt worden, daß durch gegenwärtige Verhandlung zwischen Hrn. T. und dem Ref. in Nr. 70 d. Bl. die Aufmerksamkeit des denkenden und namentlich des echt evangelisch-christlichen Publicums der alten und ewigen Kirche Jesu möge auf die Ögger'sche Schrift: „Rapports inattendus etc." hingelenkt worden sein und dieselbe von recht Vielen möge gelesen und erwogen werden — zur Warnung, „daß wir nicht Meister suchen mehr, denn Jesum Christ in rechtem Glauben, und Ihm aus ganzer Macht vertrauen" (Luther). 66.

Notiz.

Nach den authentischen Angaben, die sich in den letzten Nummern des Journals des kais. russischen Ministeriums des Innern befinden, bestand die Bevölkerung des europäischen Rußlands bei der achten Revision aus 45,550,009 Seelen. Von 1804 — 14 wurden geboren 13,148,000, es starben 9,046,000 Menschen. Von 1814 — 24 wurden geboren 14,798,000, es starben 8,994,000; von 1824 — 34 wurden geboren 17,848,000, es starben 12,501,000 Menschen. Die Zahl der Gestorbenen war im zweiten Decennium um 70,000 geringer als im ersten, und um 3,507,000 geringer als im dritten, wahrscheinlich weil Kriege, die Cholera, die Misjahre in dem ersten und dritten Decennium Viele hinwegrafften. Im ersten Decennium kamen 147 Geborene, im zweiten 164, im dritten 146 auf 100 Gestorbene. Im Ganzen sind neben 100 Mädchen 109 Knaben geboren worden, dagegen starben 105 Männer gegen 100 Frauen. 60.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Sonntag, — Nr. 22. — 22. Januar 1837.

Reisenovellen von Heinrich Laube. Dritter und vierter Band.

(Beschluß aus Nr. 21.)

Den Schluß des dritten Bandes bilden interessante und beherzigenswerthe Bemerkungen über Ungarn, dessen Adel, Ritterschaft, sociale Verhältnisse, Beziehungen zu dem Hofe, über das erwachende Lebensprincip in diesem Lande, über seine Geschichte und die darin prädominirenden Momente, über die geographischen und topographischen Eigenthümlichkeiten des Landes, über seine Cultur und was in derselben Ärgstes und Hoffnungsreichstes ist, über die Stimmführer des geistigen Fortschritts in Ungarn: Szechényi und Nagy. Der Verf. verdankt das Material zu diesen Mittheilungen dem unlängst unter dem Titel: „Terra incognita" von J. Drosz herausgegebenen, höchst schätzenswerthen Werke über Ungarn.

In dem vierten Bande bringt uns der Verf., nächst Bemerkungen über Dresden, die sächsische Schweiz, Böhmen, Prag u. s. w. auch vieles Heimatliche, nämlich aus seiner Heimat: Schlesien, für welches letztere wir ihm aufrichtig danken. In der Schilderung dieser heimischen Objecte und Zustände offenbart es sich, daß doch auch viel Gemüthlichkeit in Laube wohnt. In diesen Schilderungen ist reges poetisches Leben, Seele und Anmuth. „Die Heimat", „Das Pfingstschießen", „Der Marsch", „Weisflog", „Die Oder", „Die deutsche Provence", die „Saison in Gräfenberg" sind lebenvolle, durchaus ansprechende Bilder, gut eingerahmt, mit Keckheit, Laune und doch Zierlichkeit ausgeführt.

In der sächsischen Schweiz traf der Verf. unter andern einen exilirten Lithauer, eine markirte Persönlichkeit, die ihm zu folgender allgemeinen Betrachtung Veranlassung gibt:

Die Lithauer sind die Romantiker, die Polen die Classiker des letzten Kampfes: der Pole agirte auf dem Theater, nach Warschau blickte Alles; jener handelte und litt im Dunkel ferner Waldsteppen. Es ist mehr Lyrisches in den Lithauern; sie sterben mit einem sanften Liede. Niemand hatte sie mit der Zustimmung des Beifalls aufgerichtet und im Unglück wird man mistrauisch gegen die echtesten Gefühle.

— — Ich bevorzuge die Lithauer; sie haben so unendlich mehr verloren, denn sie haben es einsam und ohne Ruhm verloren. Der Sprung des Curtius auf dem Markte vor allem Volke ist eine kleine That, sie wurde augenblicklich mit Millionen goldenen Ruhms bezahlt, Zuschauer sind die Hälfte jeder Kühnheit; aber der Tod im Verborgenen, den Niemand sieht als der stumme theilnahmlose Mond, er ist der große und poetische. Allein hinter dem Baum zu sterben, wie das Thier des Waldes verendet, und dennoch hinter den Baum treten, das ist Größe.

Diese Bemerkungen des Verf. sind vollkommen richtig. Der Lithauer ist durchweg eine zartere, edlere, poetischere Natur als der Pole. Wer etwa daran zweifeln sollte, der vergleiche nur die Volkslieder von beiden. Es gibt eine Heftigkeit des Gemüths, ohne Leidenschaftlichkeit; von dieser Heftigkeit besitzt der polnische Charakter sehr viel. In dem Lithauer wohnt dafür eine reine Flamme tiefer, intensivmächtiger Leidenschaft: eine Leidenschaft im eigentlichsten Wortsinne, insofern sie sich nämlich zuerst als die schöne Kunst des Leidens manifestirt.

Das dem verstorbenen Weisflog gewidmete Capitel versetzt uns zurück in die heimlich-trauliche Zeit, wo wir abgehende Gymnasiasten und angehende Studiosen waren, eine Zeit des „Mauleselthums", in welcher sich aller Sonnenglanz der Jugend vereinigt. Die Morgenröthe der Fuchssemester. Das war die Zeit, wo Eps, der Zwiebelkönig, uns eine ganz vertraute Personnage war und wir über „den bleichen Stern des Kerkers von S. Lukar" aufrichtige Thränen vergossen, wo auch der mystisch-bedenkliche „Herr von Rumpelmeier" unsere Seele in ein angenehm-schauerliches Mitternachtsgefühl wiegte. Der Verf. schildert uns den Urheber dieser Mitternachtsgefühle in seiner verlebten Häuslichkeit. Ein langer Mann, ohne Ebenmaß; „der Kopf vielfach spitz und klug, alle Linien drängten sich nach einem Winkel zu; das dünne Haar lag ruhig und still und störte die lange Stirn nicht, welche zuweilen zuckte, als führe ein Gedankenlüftchen über sie hin". In der äußern Erscheinung dieses Novellisten aus der Hoffmann'schen Phantasiestückschule war Alles „verlebt", die lange Gestalt hing in einem blauen, langen altmodigen Rock und zwischendurch guckte aus einer zufälligen Lücke eine ebenso altmodige Busenkrause. So saß er in der Jahrmarktsbude zur Zeit der sprottauer Pfingstsaturnalien und würfelte mit den Honoratioren, mit Actuarien und Calculatoren, dergleichen er in seinen Phantasiestücken selbst geschildert hat. Für den verlebten Mann hatten nur einige Sachen in der Welt noch Reiz; diese waren: ein Spielchen, eine schöne Blume, eine

Schüssel frische Austern, ein Haufe Goldes und ein niederländisches Bild. Sein Lieblingswort war „schnöde", ein „Lieblingswort des damaligen Humors". Wenn Weisflog eine Badekur brauchte, befand er sich sehr unwohl, denn er war ursprünglich ein Weintrinker à la Hoffmann und hatte nebenbei allerlei „poetische Gelüste, sodaß er sich heute eine Gänseleberpastete aus Strasburg, morgen die theuersten harlemer Blumenzwiebeln, übermorgen die ersten Austern und zugleich die neueste Partitur aus Mailand verschrieb", was alles seinen Geldbeutel in fortwährender Ebbe unterhielt. Deshalb behagte ihm die hermsdorfer Lebensweise eben nicht sonderlich, wo er Molkentrank und Brunnenkresse aß, sich die Abendzeitung verschrieb und sich von seinem Wirth, einem böhmischen Musikanten, alte Volkslieder und Gassenhauer vorspielen ließ. Dies Alles war aber nur eine penible Selbstkasteiung, denn Weisflog sagte ein für allemal: Molken und Brunnenkresse sind gegen meine Natur.

Die „Saison in Gräfenberg" ist ein anschauliches und interessantes Capitel, eine Gebirgsnovelle en miniature, und dabei doch belehrend. Gräfenberg ist nämlich ein kleiner Ort, in dem schönsten Theile des östreichischen Schlesiens gelegen, wo die in ihrer Art einzige, von dem Bauer Priesnitz angelegte Wasseranstalt besteht. Hier wird nichts als reines, unschuldiges Gebirgswasser getrunken, und alle Übel, die den Menschen plagen, namentlich aber äußerliche Übel: Gicht, Rheuma, Ausschläge u. s. w. werden mit purem Wasser geheilt. Von einem Arzt weiß man in Gräfenberg nicht nur nichts, sondern man verachtet auch Allopathen und Homöopathen, als überflüssige Leute, gänzlich. Und dennoch ist die Wasseranstalt von Vincenz Priesnitz zur Zeit der Saison mit Leuten überfüllt, die sich dazu drängen, Badegäste zu heißen, und sich, bei der Kleinheit des Orts, oft sehr dürftig logiren müssen, wenn die Badegebäude bereits vollzählig besetzt sind. Alte und junge Damen, Offiziere und Beamten, Gevatter Schneider und Handschuhmacher, Alles findet sich hier zusammen, Alles ist enthusiasmirt für Wassertrinken und Douchebad. Man speist table d'hôte, aber sehr frugal, wobei ein alter Major das Präsidium führt, der ebenso sehr die Wunden, welche ihm der Krieg, als die, welche ihm die Flasche schlug, in Gräfenberg durch die Wasserkur heilen will und in Betracht dessen den laufenden Panegyrikus der Priesnitz'schen Anstalt liefert. Priesnitz selbst ist ein ganz schlichter, schweigsamer Mann, aus dessen ganzem stillen Benehmen das feste Vertrauen auf die Bewährtheit seiner Anstalt und der Wasserkur überhaupt spricht. Bücher und Zeitschriften gibt es in Gräfenberg nicht; außer Professor Örtel's dickem Wasserbuch hat der Verf. kein Buch dort gesehen, und es machte allgemeines Aufsehen, als ein junger Mann aus Löwenberg, der an der Rückendarre litt, den „Domschütz und seine Gesellen" mitbrachte. Die Gebirgsgegend um Gräfenberg ist köstlich und söhnt etwas mit der endlosen Langenweile des Wassertrinkens aus. Die Kur selbst hat sich schon in vielen Fällen bewährt; es muß aber, wer sie unternimmt, große Ausdauer besitzen.

Bei einem schließlichen Überblick des Gesammten, was uns diese neuesten „Reisenovellen" bringen, kommen wir nochmals auf die Bemerkung zurück, daß in diesen Bänden ein erfreulicher Fortschritt des Verf. wahrzunehmen ist. Die Apperçus sind durchgängig ruhiger und gemäßigter, und ebendeshalb auch richtiger; die Objecte sind mit mehr Ernst berücksichtigt; die eingestreuten poetisch-novellistischen Momente sind nobler, feiner, ansprechender, als dies in den ersten Bänden der Fall war. Kurz, man sieht überall, daß man diese Theile als Resultate, und zwar als Resultate einer äußerlichen und innerlichen Prüfung anzusehen hat. Allein ebendarum, weil ein solcher erfreulicher Fortschritt sichtbar ist, wollen wir auch die Schlußfrage, die aber nicht blos gegen diesen Verf. allein gerichtet ist, nicht unterdrücken: Warum denn immer und immer nur diese Form für das Darstellbare und Ästhetische? Warum dieses ewige Reisebildern? und warum nicht vielmehr eine wahrhaft plastische, epische, in sich geordnete und vollendete Gestaltung? Wir zweifeln nicht, daß Laube, bei ernstem Willen, einer solchen fähig ist. Warum sagt er denn sich also, und warum sagen auch Andere sich nicht los von diesem ewigen, nunmehr beinahe abgestandenen Einerlei der Schule? Soll denn, wenn unsere Zeit wirklich noch nicht reif genug ist zu durchdachten, durchformten episch-romantischen Darstellungen, nicht wenigstens der Anfang gemacht und die Übergangsbrücke geschlagen werden? Die Reisebilder — das wollen wir uns doch ja nicht bergen — sind eine bereits überlebte Epoche. Zwischen Heine's erstem Auftreten und der jetzigen Jahreszahl liegt eine inhaltreiche, drangvolle, bedeutungsvolle, durchaus progressive Periode, und es ist uns, die wir mit kritischem Eifer den neuesten Bewegungen folgen, deshalb nicht zu verargen, wenn wir in jedem Anklang nach dorthin auch ein Reagens erblicken. Man muß gestehen, daß Gutzkow, so Manches sich ihm entgegnen läßt, hierin selbstbeschränkender und auf gestaltendere Weise verfahren ist. 1.

Das Thüringer Waldgebirge, nach seinen physischen, geographischen, statistischen und topographischen Verhältnissen geschildert. Ein Wegweiser für Reisende zu den Merkwürdigkeiten des Thüringer Waldes und seiner nächsten Umgebung. Von H. L. W. Völker. Mit einer Karte vom Thüringer Waldgebirge. Weimar, Landes-Industrie-Comptoir. 1836. Gr. 12. 3 Thlr.

Herr Prof. Völker in Erfurt hat das ihm nahe, so höchst interessante thüringer Waldgebirge länger als ein Vierteljahrhundert in der Absicht, es mit seinen mannichfaltigen Natur- und Kunstmerkwürdigkeiten durch eigne Anschauung und Untersuchung so genau als möglich kennen zu lernen, in allen Richtungen durchwandert. Dabei fand er, daß die vorhandenen Beschreibungen des Gebirges noch manche Lücke ließen und zum Theil veraltet seien, sodaß eine neue, genaue und vollständigere Beschreibung nach den jetzigen Verhältnissen wirkliches Bedürfniß sei. Er entschloß sich daher zu der Herausgabe des vorliegenden Buchs, obwol es gar keine leichte Sache ist, von einem so großen Länderbezirke, wie der Thüringerwald umfaßt, eine genaue und überall befriedigende topographisch-statistische Darstellung zu liefern. Der Herr Verfasser hat seinem

Zweck auf das Vollkommenste erreicht und uns mit einem Werke beschenkt, welches als Muster einer Gebirgsbeschreibung aufgestellt werden kann. — Das Werk zerfällt in zwei Theile; der erste liefert eine allgemeine Schilderung der physischen, geographischen und statistischen Verhältnisse des thüringer Waldgebirges. Es sind dabei diejenigen Gegenstände, welche im Allgemeinen und für Reisende höheres Interesse haben, auch mehr hervorgehoben, wohin besonders auch das Fabrik- und Gewerbswesen gehört, von welchem der Verf. eine ausführliche technische und statistische Darstellung liefert, größtentheils aus eignen Nachforschungen geschöpft, da die bisherigen Schriften vom Thüringerwalde diese Gegenstände nur unvollständig abhandeln. Am Schlusse des ersten Theils ist auch eine statistische Übersicht vom Thüringerwalde gegeben, eine mühsame und schwierige Arbeit, da derselbe in acht verschiedene Staatsgebiete getheilt ist und über viele dieser Gebietstheile neuere und zuverlässige statistische Angaben fehlten. Nur über den preußischen Antheil vom Thüringerwalde standen Hrn. B. die vollständigen officiellen statistischen Nachrichten zu Gebote, die in diesem so musterhaft und vortrefflich organisirten Staate überall und fortwährend mit großer Genauigkeit gesammelt werden.

Der zweite Theil enthält einen topographischen Wegweiser durch den Thüringerwald. Der dabei zu Grunde gelegte Plan hat den Zweck, gebildeten Reisenden jeder Classe, sie mögen zur Belehrung, oder zum Vergnügen, oder in Geschäften den Thüringerwald bereisen wollen, eine vollständige und befriedigende Anleitung in die Hände zu geben, um ihre Wanderungen in dem interessanten Gebirge auf die lehrreichste, angenehmste und überhaupt zweckmäßigste Weise anzulegen und auszuführen. In dieser Beziehung sind in dem Taschenbuche die mannichfaltigsten Merk- und Sehenswürdigkeiten, welche der Thüringerwald und seine nächsten Umgebungen auf den verschiedenen Punkten in reichem Maß darbieten, so vollständig, als der abgemessene Raum eines Taschenbuchs erlaubte, ausgeführt und beschrieben. Es gehören dahin allgemeine Schilderungen der localen, physischen, geographischen und statistischen Verhältnisse der Gegenden und Ortschaften, und besonders alle interessante Gegenstände, die sich auf die Gebiete der Mineralogie, Geognosie und Naturkunde im Allgemeinen, sowie der Land- und Forstwirthschaft, des Berg-, Hütten-, Fabrik- und Gewerbwesens überhaupt beziehen, nicht minder vorhandene Denkmäler des Alterthums, interessante Aussichtspunkte, sowie überhaupt alle Gegenstände, welche durch Beschauung belehren und ergötzen können. Da das Taschenbuch zunächst dem Thüringerwalde gewidmet ist, so sind darin diejenigen Orte und Gegenden, welche in dem Gebirge selbst, oder nahe am Fuß desselben liegen und mit ihm in vielfachen und engen Beziehungen stehen, ausführlicher abgehandelt worden, wogegen man sich bei den mehr vom Thüringerwalde entfernten Orten kürzer faßte, um das Volum eines Taschenbuchs nicht zu überschreiten. Um den Reisenden eine schnelle und zuverlässige Übersicht rücksichtlich der von ihnen einzuschlagenden Wege und Reiserouten und der an denselben sich vorfindenden sehenswerthen Dinge zu gewähren, sodaß sie zugleich in den Stand gesetzt werden, in den kürzesten Zeiträumen das ihnen merkwürdig Erscheinende zu beaugenscheinigen und nicht leicht etwas Interessantes zu übersehen, enthält demnach das Werk gegen 84 Hauptrubriken oder Artikel, von denen jeder entweder die Beschreibung einer Reiseroute auf gewissen Straßen durch eine Strecke des Thüringerwaldes, oder die Beschreibung einer Stadt oder andern bedeutenden Ortschaft, mit Angabe der von denselben ausgehenden Reisewege, enthält.

Die Karte, schon früher für den Verlag des Landes-Industrie-Comptoirs gezeichnet, wurde von Hrn. Völker revidirt und dem Zwecke des Buchs gemäß vervollständigt, sodaß sie wol als die beste Karte des Thüringerwaldes angesehen werden kann.

Das Buch muß als eine ganz vorzügliche, den Zweck vollständig erreichende Arbeit angesehen werden, die allen Denen zu empfehlen ist, die das merkwürdige und interessante thüringer Waldgebirge kennen lernen oder bereisen wollen. 78.

Literarische Notizen aus Dänemark. *)

Auch in Dänemark erscheinen nicht selten Schriften und Werke, die in der gelehrten und literarischen Welt Europas Aufmerksamkeit und Anerkennung verdienen. Darunter gehört unter andern wol auch folgende kleine Schrift: „De cista aenea Praeneste reperta scripsit *P. O. Brönsted*". Mit zwei Kupfertafeln (Kopenhagen 1834. 4.). Der bekannte Alterthumsforscher Brönsted kaufte jene Cista gleich nach ihrer Ausgrabung in Palästrina, dem alten Präneste, für 22 Scudi. In obgedachter Abhandlung beschreibt der Verf. nicht das ganze Monument, sondern nur einen Theil von dessen Inhalt. Doch hat er auf einem der beiden, seiner Schrift beigefügten Kupferstiche eine Idee von der Form und Größe jener Antike gegeben, indem er sieben auf der einen Seite derselben befindliche Figuren, von denen drei männlich und vier weiblich sind, mittheilt. Die dreizehn Figuren, welche die Oberfläche jenes bronzenen Kästchens zieren, bezieht Brönsted auf die mythische Erzählung von der Zusammenkunft der sieben Helden bei Adrastos in Theben. Das Kästchen enthält: 1) ein ungefähr acht Zoll hohes Ölfläschchen von Alabaster; 2) ein Instrument von der Art, welches mit dem lateinischen Wort strigilis benannt wird und zur Reinigung des Körpers, sowie zur Einreibung, besonders nach dem Bade, gebraucht wurde; 3) ein vier Zoll hohes Fläschchen von Thon, welches nach dem noch bewahrten Geruche bestimmt war, eine wohlriechende Salbe aufzunehmen; 4) den elfenbeinernen Schaft eines Pinsels, welcher dazu gebraucht wurde, den Körper mit Öl oder Salbe zu bestreichen; 5) einen bronzenen Spiegel, der noch so glatt ist, daß man sich zur Noth darin sehen kann. Alterthumsforscher und Mythologen werden obgedachte Schrift nicht ohne Interesse lesen.

Großen und verdienten Beifall erntete das lyrische Drama: „Amor og Psyche af *Paludan-Müller*" (Kopenhagen 1834). Es erlebte in einem halben Jahre zwei Auflagen Dies Drama vereinigt die beiden Hauptbedingungen eines ausgezeichneten Dichterwerks: innere Lebensfülle, Ideenreichthum und Seele oder geistige Lebenskraft, und ein äußeres reiches plastisches Vermögen, die poetischen Mittel: Sprache und Rhythmus, mit der Sicherheit, der überlegenen Kraft und der Freiheit im Gebrauche aller Formen zu beherrschen, wodurch eine reine, correcte und schöne äußere Form des Gedichtes vorzüglich bedingt wird.

Zeichen eines lobenswerthen Vorschreitens zum Bessern ist folgende kleine Schrift: „Den polytechniske laereanstalt og den militaire höiskole" (Die polytechnische Lehranstalt und die militairische Hochschule) (Kopenhagen 1835). Zuerst wird die Wichtigkeit einer Erweiterung des realen Unterrichtswesens vom Verf. dargethan; allein da derselbe die Unentbehrlichkeit des classischen Unterrichts nicht weniger anerkennt, so will er jenes nicht auf Kosten dieses erweitert wissen, ausgenommen insofern er glaubt, daß man einige der gelehrten Schulen in den Provinzen in Realschulen, eingerichtet mit Hinsicht auf das Bedürfniß der höhern Bürgerclassen, verwandeln könnte. Der Verf. hält den classischen Unterricht, welcher auf einer philologischen Basis ruht, nicht für geeignet, zu dem Realunterrichte, in welchem die Mathematik und die Naturwissenschaften die Grundlage bilden, vorzubereiten, und ebenso wenig findet er die entgegengesetzte Ordnung anwendbar. Wiewol er eine Verbindung zwischen dem classischen und dem realen Unterrichtswesen wünscht, dadurch nämlich, daß beide eine ge-

*) Wir entlehnen diese Notizen aus dänischen Zeitschriften, und obwol sie nicht ganz neu sind, so glauben wir sie doch nicht ohne Interesse für unsere Leser, da uns so selten Mittheilungen über die Literatur des skandinavischen Nordens zukommen. D. Red.

meinschaftliche Oberdirection erhielten, so hält er doch ihre unmittelbare Vereinigung nicht für rathsam, indem dadurch die einem jeden insbesondere bestimmte Richtung eine zweckwidrige Veränderung erleiden und ihr eigenthümliches Gepräge verlieren könnte. Sein Vorschlag geht darauf aus, einen Apparat für den Realunterricht, an der Seite von dem, welcher dem classischen Unterricht gehört, und auf dieselbe Weise geordnet, zu Wege zu bringen. Wie also der letztere seine Universität und diese wieder ihre Vorbereitungsschulen hat — die sogenannten gelehrten Schulen — so sollte auch das reale Unterrichtswesen aus einer Universität — unter dem Namen polytechnische Hochschule — und aus den dazu gehörenden Realschulen bestehen.

Die höhere Philologie wird in Dänemark in dem Maße vernachlässigt, daß daselbst sogar einfache Schulausgaben der griechischen und lateinischen Classiker zur Seltenheit gehören und daher aus dem Auslande, namentlich aus Deutschland, herbeigeschafft werden müssen. Aus diesem Grunde erwähnen wir folgende Ausgabe: „Homeri Ilias. Ex recensione F. A. Wolfii edidit notisque in usum scholarum instruxit *Chr. Fr. Ingerslev*" (Kopenhagen 1834). Diese Ausgabe ist ein beinahe fehlerfreier Abdruck des Wolf'schen Textes und zugleich mit Anmerkungen versehen. Und wenngleich auch gegen den Werth und die Zweckmäßigkeit dieser letztern Manches einzuwenden ist, so haben sie doch schon zum Wenigsten das Verdienst gehabt, manchen Lehrer, dem die neuern Hülfsmittel zur Erklärung Homer's fehlten, mit den wichtigsten Resultaten von den Untersuchungen deutscher Gelehrten, namentlich Buttmann's, über die wahre Bedeutung vieler Homerischer Wörter und Wendungen bekannt zu machen. Diese Anmerkungen haben zugleich einen negativen Werth dadurch, daß sie keineswegs eine Eselsbrücke für die Jugend bauen, welche sowol Grammatik und Wörterbuch als Fleiß und Selbstdenken überflüssig machte.

Wichtig bleibt immer der Gegenstand der folgenden kleinen Abhandlung: „Quomodo sermo patrius tradendus sit, auct. *Jac. Er. Damkiaer*" (Kopenhagen 1835). Wenngleich man auch heutzutage ziemlich allgemein die Wichtigkeit einsieht, die Jugend in der Schule, von der niedersten Elementarschule bis zur vollständigsten Gelehrtenschule, zur möglichsten Fertigkeit, Leichtigkeit und Festigkeit, im richtigen, reinen und deutlichen Sprechen und Schreiben der eignen Muttersprache zu bilden, so ist man doch noch weit davon entfernt, über die Weise einig zu sein, wie dieser Unterricht am besten zu ertheilen sei. Der Gegenstand des Schulunterrichts in der Muttersprache ist, nach des Verf. Ansicht, die gegenwärtige Sprache in ihrer reinsten und vollkommensten Gestalt. Eine Hauptregel beim Unterricht in der Muttersprache, wie bei jedem andern Sprachunterricht, ist das stufenweise Fortschreiten vom Leichtern zum Schwerern. Hierauf bestimmt der Verf., was und wie viel überhaupt von der Muttersprache in der Schule gelehrt werden oder worauf dieser Unterricht in seinem ganzen Umfange ausgehen soll. Hier wird zuvörderst mit Recht bemerkt: wie wenig man den Begriff hiervon ausdrückt, wenn man denselben auf die bloße Entwickelung oder Anwendung der nothwendigen Regeln der Grammatik auf den allgemein bekannten Sprachstoff beschränkt; denn das Lernen der Grammatik einer Sprache ist noch lange nicht das Lernen der Sprache selbst. Der Verf. nimmt drei Cursus in der Muttersprache an, von denen man den ersten den vorbereitenden, den zweiten den entwickelnden und den dritten den bildenden nennen könnte. Der erste Cursus, sagt der Verf., darf durchaus nicht von der Grammatik, sondern von einer lebendigen Sprachübung ausgehen, und diese soll erst in dem zweiten und dritten Cursus mit grammatikalischen Studien in Verbindung treten.

Einen erfreulichen Beweis von dem in Dänemark erwachten Gemeingeiste liefert folgende Schrift: „Municipalwesen det i allmindelighed og det danske i saerdeleshed (Das Municipalwesen im Allgemeinen und das dänische insonderheit). Et forsög af *J. A. Stenfeld*" (Kopenhagen 1834). Der gelehrte Verf. behandelt seinen Gegenstand in drei Abtheilungen: das Municipalwesen im Allgemeinen; das dänische bis 1661 und dessen gegenwärtiger Zustand, wie dieser seit jenem Jahre sich gebildet hat. Vergleichen wir den ältern Zustand der Staaten mit dem neuern, so finden wir in jenem eine größere Trennung der einzelnen Theile des Staatskörpers und zugleich eine größere Selbständigkeit derselben, in diesem eine genauere Vereinigung, aber zugleich eine größere Abhängigkeit von der höchsten Staatsgewalt, und dieser Unterschied beruht unleugbar auf einer innern Nothwendigkeit, da es bei der Entwickelung des Staats nicht anders sein kann, als daß das Band, welches dessen einzelne Theile umschlingt, allmälig fester geknüpft wird, je nachdem die gemeinschaftlichen Verhältnisse der Gesellschaft zahlreicher werden, der Verkehr ihrer Glieder zunimmt, die Bedürfnisse steigen, und da endlich auch die höchste Gewalt die Kraft und den Überblick erreicht, welche eine stete regelmäßige Einwirkung auf alle innern Staatsverhältnisse möglich machen. Diesen Entwickelungsgang vom Particularismus zur Centralisation zeigt auch die Geschichte des dänischen Städtewesens, sodaß jener in dem ältern Zeitraume, diese insonderheit in dem neuern von 1661 hervortritt. Ursprünglich fand Selbstgesetzgebung (Autonomie) statt, woraus eine Menge verschiedener Städterechte entstanden, welche der König oder das Staatsoberhaupt nur bestätigte; ihre Gemeindeangelegenheiten besorgten die Bürger selbst, entweder unmittelbar oder mittelbar, durch den von ihnen gewählten Rath. Der Krone nicht bedeutende Rechte wahrte des Königs Voigt. Nach Einführung der Souverainetät in Dänemark wurde die Selbständigkeit der Handelsstädte immer mehr und mehr beschränkt und endlich ganz vernichtet. In Dänemark hat die Centralisation wol ihren Höhepunkt erreicht; sie hat ihre nützlichen Wirkungen, die nämlich, die verschiedenen Theile des Reichs zu einem innerlich zusammengewachsenen Staatskörper zu vereinigen und diesen zu beseelen, hervorgebracht. Allein man ist, wie gewöhnlich, in dieser einen Richtung zu weit gegangen und die Erfahrung zeigt schädliche Folgen davon, namentlich auch in Hinsicht des Städtewesens. Stimmen erheben sich gegen eine zu weit getriebene Einwirkung der Landesobrigkeiten auf dasselbe, und zu diesen gehört auch die obgedachte Schrift. Der Zustand der dänischen Städte, der im Ganzen nicht blühend ist, bestätigt die vom Verf. aus der Natur der Sache geschöpften Gründe. Durch eine gute Gemeindeverfassung wird die Beamtenwillkür sehr gehindert, Gleichheit in den Lasten, welche jedem Einzelnen zufallen, befördert und die Kenntniß des Volks von öffentlichen Angelegenheiten, sowie das Interesse daran, vermehrt. Zugleich ist sie die Grundlage der staatsbürgerlichen Freiheit. 119.

Compilation.

Die „Memoiren eines Verstorbenen" (Zwei Theile, Leipzig 1835) enthalten am Schlusse einen sogenannten Katechismus der Münsterländer, worin den Münsteranern eine solche Menge von Grobheiten und Gemeinheiten gesagt wird, daß der Recensent in Nr. 5 d. Bl. f. 1836 bei Beurtheilung dieser „Memoiren" Anstand nahm, Auszüge aus diesem Katechismus zu liefern, um die vorliegenden Blätter dadurch nicht zu besudeln. Dieser Katechismus nun ist einer in Wien 1784 gedruckten Broschüre, unter dem Titel: „Der gewöhnliche Wiener mit Leib und Seele; untersuchet in einer Faschingskinderlehre" (Wien 1784, ohne Firma), mit Umschreibung der auf die verschiedene Localität Bezug habenden Ausdrücke, fast wörtlich nachgedruckt. Die Münsteraner haben nun noch den Trost, zu vernehmen, daß den Wienern vor bereits 50 Jahren dieselben Grobheiten aufgetischt worden, die dort aber damals wol ebenso wenig Aufsehen erregt haben werden, als neuerlich (1835) in Münster. 127.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Montag, — Nr. 23. — 23. Januar 1837.

Adalbert von Chamisso's Werke. Vier Bände. Mit Kupfern. Leipzig, Weidmann. 1836. Gr. 12. 4 Thlr. 12 Gr.

Als Adalbert von Chamisso im October 1818, von seiner Weltumseglung heimkehrend, bei Swinemünde zuerst den deutschen Boden wiederbetrat, dichtete er folgenden Bewillkommnungsgruß:

Heimkehret fernher, aus den fernen Landen,
In seiner Seele tief bewegt der Wand'rer;
Er legt von sich den Stab und kniet nieder,
Und feuchtet deinen Schoos mit stillen Thränen,
O deutsche Heimat! — Woll' ihm nicht versagen
Für viele Liebe nur die eine Bitte:
Wenn müd am Abend seine Augen sinken,
Auf deinem Grunde laß den Stein ihn finden,
Darunter er zum Schlaf sein Haupt verberge.

War dies ein Wunsch, den ahnende Wehmuth ihm eingegeben, und sollte er aussprechen, daß zwischen jenem Augenblicke des Wiedersehens der Heimat und dem Übergange in eine andere nichts von Bedeutung sich ereignen werde, was dem vorangegangenen gleichkomme, so war die Prophetengabe des Sängers in jenem wichtigen Momente eine falsche. Seinen Ruhm als Weltumsegler theilt Chamisso mit Vielen, ihre Zahl wird täglich größer. Auch der Kreis, in dem seine damalige Berühmtheit lebte, war ein beschränkter gegen den, welchen er sich zeither als Dichter errungen hat. In der That, das Schicksal hat seltsam mit diesem viel gelobten und aufrichtig von Allen, die ihn kennen, geliebten Manne gespielt. Franzos von altem Adel, Emigrant als Kind, aufgenommen als Page, als Junker, Offizier am preußischen Hofe, bleibt er in Deutschland zurück, als seine Familie die gebotene Rückkehr ergreift, um sich im fremden Lande selbst sein Schicksal zu machen. Die glänzende Sphäre ist seiner innigen Natur entgegen. Er schwankt zwischen Naturwissenschaft und Poesie, und welcher Poesie? Der deutschen, nicht der altclassischen, welche weitgedehnte Fühlfäden noch mit der angeerbten des Vaterlandes verbinden mögen; nein, der neudeutschen, die alle Fäden mit jener gewaltsam abreißen will. Er hat darin schon Bedeutendes geleistet, denn wer möchte jetzt seinem „Peter Schlemihl" diese Eigenschaft abstreiten, als die Zeit kommt, von der er sagt: „daß sie kein Schwert für ihn halte". Um den Collisionen von Doppelpflicht und Doppelneigung zu entgehen, ergreift er die gebotene Gelegenheit und eilt als Naturforscher mit der Rumjanzoff'schen Expedition in die ferne Welt, wo es keinen Franzosenhaß gibt. Auch hier welche Gegensätze! Er, der jüngste Jünger der romantischen Schule, muß dienend unter dem Sohne August v. Kotzebue's arbeiten! Der französische Preuße wird als Russe von Engländern, Spaniern und den nackten Völkern der andern Hemisphäre begrüßt, befragt, zu Rathe gezogen. Er verliebt sich in den Charakter der Südseeinsulaner und möchte alle erworbene und angeborene Nationalität hingeben, um ein Sandwichinsulaner, oder mit seinem Freunde Kadu Einsiedler auf dem menschenarmen Radeck zu werden. Ein Unfall macht den Hauptzweck der Reise, die tiefere Erforschung der Polargegenden, zu Wasser, und er kehrt nach Berlin zurück, um als Naturforscher fortzuwirken. Aber die Natur, die ihm unter Händen gegeben ist, erlaubt ihm andere Flüge in ihren geistigen Gebieten, und durch das Gedicht „Salas y Gomez" erwirbt sich der Franzos Adalbert v. Chamisso einen Ruf unter den ersten deutschen Lyrikern, den er durch seine nachfolgenden Gedichte bisjetzt bewährt hat. Ja, so muß die Schale des Beifalls überschäumen, daß der Dichter, welcher vor dreißig Jahren durch seinen „Schlemihl" kaum sich einen Namen machte, von einer jüngsten Partei zu einem Parteiidol herausstaffirt, unter die Götzen des Tages erhoben wird. Doch vor wenigen Jahren gingen dunkle Gerüchte um, welche dem Glücklichen mitten aus seinem bewußten Triumphzuge einen schnellen, trüben Abruf prophezeiten. Von allen Kränzen sollte bald nur noch der eine, der Jedem wird, den Gefeierten schmücken, und seine Freunde in der Nähe und Ferne blickten mit Wehmuth auf ihn, der noch so kräftig frische Lieder sang. Aber auch hier bewährte sich des Sängers eigner Glücksstern. Ein Brustübel, das Allen unheilbar schien, verwandelte sich in ein chronisches, welches nach der Versicherung der ersten Ärzte dem Manne von kräftigem Körper und gesundem Geist ein hohes Alter verspricht. Was er 1831 von sich sang:

Ein halbes Hundert mir entrauschter Jahre
Hat nicht mein Herz berührt, nur meine Haare.

Mit duft'gen, üpp'gen Rosenkränzen mußt,
Mit Rosen, du beschatten ihren Glanz;
Ich bin noch jung, noch stark, noch voller Lust.

dürfte er noch lange wiederholen.

Aber der bösen Ahnung verdankt das Publicum, wenn

man uns recht berichtet, die uns vorliegende Sammlung seiner Werke. Da der Tod nur langsam klopfte, wollte Chamisso die ihm gegönnten Stunden benutzen, um selbst seine Verlassenschaft zu ordnen; ein Geschäft, was ein Sterbender auch seinem besten Freunde niemals mit vollkommener Ruhe überlassen kann. In der Regel ahnt der Scheidende nichts mehr von dem Schicksal, das ihm bevorsteht, nämlich von einem Andern edirt zu werden; es müßte sonst noch mancher Tropfen Wermuth in den letzten Kelch träufeln. Die klare Besonnenheit, mit der Chamisso im Todesglauben an dieses Werk gegangen, die systematische Ruhe, die heitere Ironie, das taktfeste Auftreten legen ein vortheilhaftes Zeugniß über den wohlgeordneten Charakter des Mannes ab, den man, von so vielen Seiten bekannt, nun auch von dieser kennen lernt. Da findet sich nichts von jener Sterbewehmuth, welche die Leser unheimlich anhaucht, nichts von dem stählern gläsernen Hinausblicken in die Vernichtung, die uns anschaudert, und noch weniger eine ungöttliche Lebensverachtung oder eine unsittliche und unästhetische Sattheit. Es ist ein Mann, der das Leben im Geiste genossen hat; er würde jeden Zollbreit mehr, der ihm geschenkt wird, mit derselben Empfänglichkeit, mit demselben Danke genießen, und der Ausgang vor ihm erscheint ihm nur wie die ewige Nothwendigkeit, die ihn wol zum Ernst stimmt, aber nicht zur Trauer. Die Heiterkeit des gereiften Mannes verträgt sich mit jenem Ernste. So las ich in den Mann und Dichter hinein, der uns hier zum ersten Male in der neuen Eigenschaft als Sammler sich darstellt.

Voran steht sein Bildniß von Reinick gemalt. Es ist richtig getroffen in allen Einzelheiten und auch, kann man sagen, im Totaleindruck; aber doch fehlt ihm das gutmüthige Lustre, welches dem von der Glorie seiner weißen Locken umschwebten Kopf ein eigenthümliches, das Herz gewinnendes Ansehen leiht. Vielleicht läßt sich eben dies im Metallstich nicht wiedergeben, der Farbe ist es möglich.

Die ersten Bände füllt seine „Reise um die Welt", welche er mit der Rumjanzoff'schen Entdeckungsexpedition in den Jahren 1815—18 auf der Brigg Rurik unter dem Capitain Otto v. Kotzebue gemacht hat. Er theilt sie ein in sein Tagebuch und in den Anhang: „Bemerkungen und Ansichten". Diese Eintheilung, zum Theil bedingt durch die historische Art der Entstehung seiner Beschreibung, mag für Den, welcher die wissenschaftliche Ausbeute jener Reise abgesondert besitzen will, von Werth sein. Für die Leser, welche ihn kennen und seine Ausbeute zugleich genießen wollen, ist sie unbequem. Allein Chamisso hatte, als er seine Werke sammelte, andere Aufgaben, als sich noch einmal an die mühsame Arbeit zu machen, eine anmuthige und den Kunstbedingungen entsprechende Reisebeschreibung zu liefern. Er gab genug des Eignen und Neuen hinzu, und diese Würze aus jüngster Reflexion wird das Werk für Alle, welche das zu schätzen wissen, genußreich genug machen. So viel uns bekannt, hat er sein Tagebuch aus den von der Reise aus an seine berliner Freunde geschriebenen Briefen erst kürzlich zusammengetragen, immer eine bedeutende Arbeit. Worüber seine Freunde aber mehr und mit besserm Rechte als darüber haben können, daß er keine fließende Lecture für das große Publicum lieferte, ist, daß er zwar seine Lebensbeschreibung versprochenermaßen voranstellt, aber zu wenig von Dem gibt, was uns interessiren muß.

Fürchtete Hr. v. Chamisso zu viel von sich zu reden, oder eine biographische Breite, die freilich von einer Aufgabe der Art nicht ganz zu trennen ist, aber auch Reize bietet, welche sein gedrängter, aphoristischer Styl hierin nicht ersetzen kann? Von dem Dichter des „Schlosses Boncourt", von dessen Jünglingsleben so manche interessante und launige Charakterzüge im Umlauf sind, erwartete man, daß, wenn er von seiner Jugend redete, er mehr geben würde als Umrisse im diplomatischen Marginalstyl. Züge, die mehr versprechen, kommen zwar vor, aber zu selten, zu zerstreut. Irgendwo spricht er von seinem alten Obersten, der, ein gewaltiger Flucher und Fuchtelheld der alten Zeit, nach der Schlacht bei Jena ohne Pension verabschiedet, in der Misere lebt. Den hochbejahrten Greis, den ein großmüthiger Unteroffizier seines Regiments kümmerlich ernährt, besucht der heimkehrende Seefahrer, und der alte Soldat, der den jungen Lieutenant selten ohne ein Donnerwetter vor der Fronte empfing (denn Chamisso mag nicht der pünktlichste Kamaschenheld gewesen sein), ist so kindisch gerührt von der Großmuth, daß er ihm eine Achtung erzeigen will, vor der der freie Mann erröthet. Später folgt Hr. v. Chamisso, er allein vom ganzen Regimente, dem Sarge seines ehemaligen Chefs! Das ist ein Zug aus dem Leben, und so klein er scheint, ein welthistorischer. Warum verschmäht er, ihn an Ort und Stelle anzubringen und daran mehre zu knüpfen? Wie hoch interessant wäre es für uns Alle, von ihm seine Knabenerinnerungen aus Frankreich zu erfahren, von den Stimmungen der Emigrirten, namentlich der Nuance, welcher seine Familie angehört. Solche Memoirenmittheilungen sind jetzt, und nicht ohne Grund, geschätzt. Wenn schon Gans' jüngste „Rückblicke" ein so großes Interesse und mit Recht erregen, was könnte Chamisso aus dem Schatze seiner Erfahrungen und Erlebnisse dagegen liefern! Er brauchte nicht zusammenzukratzen, nur zu schöpfen und das Geschöpfte zu einem Bilde auszubreiten. Wenn nicht Rücksichten, sondern nur Bescheidenheit ihn an diesem Orte bewogen, so kurz über Interessantes hinwegzugehen, so möchte er doch ja an einem andern Orte nicht so bescheiden sein. Welche Punkte gibt sein Schloß Boncourt, die Flucht über die Grenze, der Pagendienst am preußischen Hofe, der Militairdienst, der Krieg, die Aufnahme unter den jungen Aufwuchs der Romantiker, seine Rückkehr nach Frankreich, sein Leben bei der Staël u. s. w. Wenn dem Dichter Chamisso vorgeworfen wird, daß er oft seine Stoffe in den gewaltsamen und auf die Spitze getriebenen Zuständen des menschlichen Lebens aufstöbere, so bedürfte es keiner Trüffeljagd, wenn er sich entschlösse, seine eigentliche Lebensgeschichte zu liefern. Ein viel größeres Publicum versprächen wir ihm wenigstens, wenn seine reine Feder die Zustände der Verderbniß schilderte, als — wohin er immer wieder mit einer Liebe, die wir ihm übrigens nicht

verdenken, zurückkehrt — die des unverdorbenen Lebens seiner Südseeinsulaner. Bei einem solchen Naturzustande ist man, wenn man angefangen hat, auch bald zu Ende. Wenn Hr. v. Kotzebue seinem Antrage nachgegeben und den Dichter, statt ihn nach dem Nordpol mitzunehmen, auf den Sandwichinseln bis zu seiner Rückkehr zurückgelassen, so bliebe es zweifelhaft, ob der lange Aufenthalt ihm mehr Stoff und mehr Liebe für den Gegenstand geboten hätte. Darin freilich werden Wenige nicht mit ihm übereinstimmen, daß der Mensch ein glückseligerer ist in jenem süßen, warmen Klima, als, eingekeilt zwischen Eisblöcken, mit Eisbären und Walfischen um die Nothdurft des Lebens ringend.

Die Geschichte der russischen Expedition, welche Chamisso als Naturforscher mitmachte, ist hinlänglich bekannt. Sie scheiterte an dem Übelbefinden ihres Führers, der eines Blutsturzes wegen an den Pforten der arktischen Regionen das Signal zur Rückkehr gab. Auch die Urtheile über die Rechtmäßigkeit dieser Aufgabe des ursprünglichen Planes sind an vielen Orten niedergelegt. Kotzebue's Reise hat wenigstens den mittelbaren Anlaß zu den nachmaligen kühnen Unternehmungen der englischen Nordpolfahrer abgegeben. Für unsern Dichter war jener Entschluß das Bitterste, was ihm auf seiner Reise begegnete, er spricht sich mit aller Kraft der Kürze darüber aus, und an Bitterkeiten hatte es ihm doch auf dieser ganzen Expedition nicht gefehlt.

Man hat die Kunst des Stylisten zu bewundern, wie er diese Täuschungen ausspricht, ohne zu beleidigen, ja ohne nur einmal anzuklagen. Er gibt für Alles, was ihn durch die Schuld der Andern betrifft, volle Entschuldigungs- und Rechtfertigungsgründe an, und doch wird kein eingeweihter Leser ohne lebhaftes Bedauern, ja ohne Entrüstung lesen können, wie auf einer, zu wissenschaftlichem Zwecke unternommenen Expedition die Gelehrten als Nebensache behandelt wurden. Es gehörte Hrn. v. Chamisso's ganzer glühender Eifer für die Sache dazu, die Masse kleiner Kränkungen und Entbehrungen zu überwinden und vom Anfang bis Ende mit derselben Theilnahme und Begeisterung zu verharren. Weder Ruhm noch Vortheil war zu erwarten. Auf letztern konnte er im Voraus verzichten und that es mit Vergnügen. Aber auch die Anerkennung Dessen, was er als Naturforscher geleistet, entging ihm durch die mangelhafte und verstümmelte Art, wie man seine Berichte in dem großen Werke, ohne mit ihm darüber zu communiciren, mittheilte. Man betrachtete, was Chamisso lieferte, wie einen eingezahlten pflichtschuldigen Tribut, über dessen Verwendung oder Vernichtung man dem Tributair keine Rechenschaft schuldig ist. Der Naturforscher mußte sich erst als Dichter einen bedeutenden Namen machen, um Mittel und Organe zu gewinnen, seinen Ehrenantheil an jener Expedition zu vindiciren. Nicht einmal die Druckfehler, von denen im Kotzebue'schen Werke sein Antheil wimmelt, war ihm verstattet anzuzeigen! Niebuhr hatte ihm bei der Abreise einen Strich der Ostküste Afrikas, dessen Geographie noch mangelhaft ist, und den aufzunehmen bei der Rückfahrt die Umstände leicht erlauben würden, anempfohlen. Chamisso entgegnete kleinlaut, das sei doch allein Sache des Capitains. „Niebuhr aber maß", sagt der Verf., „in solcher Angelegenheit der berathenden Stimme des Gelehrten einiges Gewicht bei." „Was bei einer solchen Entdeckungsreise ein Gelehrter ist", setzt er hinzu, „wird aus diesen Blättern erhellen!"

(Der Beschluß folgt.)

Graf Melfort's „Eindrücke aus England".

„Impressions of England", ist der Titel eines Buchs aus der Feder des Grafen Eduard von Melfort, das in zwei Duodezbänden unlängst in London erschienen ist. Fallen gleich die in diesem, mit vielem Humor geschriebenen Buche enthaltenen Schilderungen und Urtheile nicht immer günstig für die englische Societät aus, so sind doch die Engländer selbst damit weit mehr zufrieden, als sie es mit dem Verf. der „Great metropolis" waren. Dieser schrieb freilich mancherlei Dinge nieder, für die in ganz England kein Object und kein Beleg zu finden war; er erdachte sich Allerlei, dessen wirkliche Existenz ihm nie ein Engländer zugeben wird. Der Graf dagegen beschreibt mit Laune und Heiterkeit die socialen Zustände Londons, wie er sie vorgefunden, und das ist dem Englishman eben recht, der zu viel kaufmännische Genauigkeit und Gewissenhaftigkeit besitzt, um an bloßen Phantasiestücken, zumal wenn sie auf Kosten seines nationalen Verkehrs gedichtet werden, Gefallen zu finden. Auch scheint Graf von Melfort ein feiner Weltmann und eine solche Stimme hat in großen Städten stets Gewicht. Doch beschränken sich seine Skizzen nicht blos auf die Hauptstadt, sondern berühren auch andere Theile des jetzt so viel besuchten und besprochenen Reichs.

„Wenn", sagt der Verf. unter andern, „zur wahren Belustigung nichts gehörte als Zeit- und Geldaufwand, so wären die Engländer das lustigste und heiterste Volk von der Welt, dasjenige Volk, das sich unter allen am besten zu amusiren verstünde. Der Personen aller Classen, welche so in England im wahren Sinne nach dem Vergnügen umherlaufen, sind unzählige; es ist bei ihnen eine Art von Bestimmung, ein ewig lebendiger Wunsch, ein eigensinniges Verlangen. Mag es kosten, was es will, aber lustig wollen wir sein! Durch alle diese Anstrengungen dringt jedoch immer wieder die natürliche Kälte und Reflectivität des englischen Volkscharakters hindurch, und dies gibt der Sache den Anschein, als ob diese hartnäckige Verfolgung eines und desselben Ziels nur aus der Unmöglichkeit entstünde, es je zu erreichen. In der höchsten Societät ebenso wol als in der niedrigsten Geselligkeit empfindet man denselben Eindruck. In jedem gesellschaftlichen Verein zeigt sich die auffallende Beschränkung und Indifferenz, welche letztere sich unter Solchen, die nicht zu einer und derselben Clique gehören, sogar bis zur Roheit steigert. Es ist überall ein Mangel an allgemeinem Wohlbefinden, an allgemeiner Zuthulichkeit und Gemüthlichkeit, und dieser Mangel wird um so fühlbarer und verletzender, wenn man bemerkt, welche äußerliche Mühe man sich doch im Ganzen gegeben hat, um heiter, vergnügt und gesellig zu sein. Man spricht auch wol davon, daß es vergnügt, sehr vergnügt, ausnehmend heiter zugehen soll, allein wirklich wird dieser gute Vorsatz fast nie. Ein Vornehmer würde vielleicht hier einwenden, daß es nicht sowol der Zweck der fashionablen Cirkel sei, eine wirkliche Belustigung zu bereiten, als vielmehr nur den Schein einer solchen hervorzubringen, sodaß, um einen gewöhnlichen Ausdruck anzuwenden, man nur so thut, als ob man sich amusire. Allein eine solche Wendung der Sache ist denn doch immer keine Abhülfe des Mangels. Es gibt keine glänzende Partie in ganz London, oder auf irgend einem der vornehmen Landsitze, keine einzige elegante Fete, von der nicht unmittelbar auch in den Journalen des langen und breiten die Rede wäre; sogar die Diners werden beschrieben. Nach einem Hofgalatage wird der Name und die Toilette jeder Lady er-

wähnt. Ihre Bänder, Federn, Perlen, Diamanten, Alles wird einzeln beschrieben, sogar von welchem Stoff, von welcher Art Seidenzeuch ihr Kleid war, wie es besetzt und garnirt war, und dies Alles mit einer Genauigkeit und mit so vielen französischen Kunstausdrücken, daß man schwören sollte, der Artikel käme aus einem pariser Putzladen. Mit einer solchen detaillirten Schilderung füllt man oft zwei bis drei Riesencolumnen der Journale. Findet irgendwo ein Maskenball statt (wo man, beiläufig bemerkt, keine Maske trägt), so erfahren die Anzüge und Trachten der Herren die nämliche ausführliche Publicität, und man beschäftigt sich sogar mit dem Zuschnitt und der Farbe ihrer Unaussprechlichen. Alles, bis auf das Unbedeutendste, kommt ans Tageslicht und wird der Aufmerksamkeit von Millionen preisgegeben. Sogar in Indien liest man, was an diesem Donnerstag und an jenem Sonnabend Lord S. für eine Hose trug. Diese Öffentlichkeit der Geselligkeit in England ist es, die man als das Grab alles geselligen Vergnügens überhaupt ansehen kann. Ebendeshalb macht man es zum guten Ton, immer wenn man in Gesellschaft ist, sich nachlässig, gleichgültig, als ein schon Gesättigter zu beweisen. Man zeigt sich dadurch auf der einen Seite als vornehm und entgeht auch wieder auf der andern Seite der Aufmerksamkeit und Bekrittelung."

Wie wahr und dem englischen Nationalcharakter durchaus angemessen sind diese Bemerkungen des Verf. Die Geselligkeit, so gut als die Familie, hat ihre Geheimnisse. Wie man die Familie (als einzelne nämlich) zerstört, wenn man ihr ihr Geheimniß nimmt, so ist es auch um die Geselligkeit geschehen, wenn man alle einzelne Acte derselben zu öffentlichen Actenstücken macht. Darum besteht eine Stadt, sie sei so groß als sie will, nicht blos aus Straßen und Marktplätzen, sondern auch aus verwahrten und verschlossenen Wohnungen, daß man daran die beiden Seiten alles bürgerlichen Lebens: die Öffentlichkeit und die Zurückgezogenheit erkenne. So wenig sich ein Jahrmarkt oder eine Procession in die Schlupfwinkel der Häuser zurückziehen kann, ebenso wenig gibt man Feste auf offenem Markte. Auch der Süden selber, wo doch alles Familienhafte mehr und entschiedener sich der Öffentlichkeit nähert, wo man tanzt, singt, ißt, trinkt, schreibt und rechnet auf den Straßen — selbst dieser hat sein sociales Geheimniß, und wenn hier der Tag die Unterschiede weniger hervorhebt, so hat dafür die Nacht ihre ganz eigenthümliche und vielgestaltige Bedeutung.

Über die englische Musik läßt sich der Verf. so vernehmen: „Unter allen Nationen Europas sind die Engländer vielleicht die unmusikalischste. Damit ist nicht geleugnet, daß es in England einige ausgezeichnete Musiker gebe, und daß man auch hin und wieder in der Societät einem hervorragenden Talent begegne; allein die Masse weiß von diesen Dingen nichts. Die Menge als solche begreift und fühlt sie nicht. Die Harmonie hat keine Macht über ihre Nerven. Insgemein betrachtet sie die Musiker als eine secundaire Art Menschen, sie schreit aber dessenungeachtet ihr Bravo, Bravo! wenn es Oper gibt. (In England pflegt man auf die erste Sylbe des Bravo einen sehr langen Accent zu legen, was nach Belieben ebenso viel Phlegma als Enthusiasmus ausdrücken kann.) Warum aber ruft der Engländer sein Bravo? Nun, weil es einmal so hergebracht ist. Meines Wissens gibt es jetzt in ganz Großbritannien nicht einen einzigen Compositeur, mit Ausnahme Bishop's, dessen Talent aber eigentlich mehr im Arrangement als in der Composition besteht. Er versteht es trefflich aus französischen, deutschen, italienischen, englischen Originalklängen ein Mixtum-Compositum zuzurichten, wobei man nicht weiß, was man eigentlich hört, sowie man bei einem guten italienischen Salat nicht wissen muß, was man ißt. In Bishop's Werken findet man sehr viele alte Bekanntschaften. Man weiß genau vorher, wenn bei seinen Duetten das Ende kommt, wenn man dies auch nicht an den Manoeuvres der beiden Sänger erkennen sollte, die sich alsdann in allmäliger Rückbewegung jeder seiner Coulisse zu nähern pflegen, sodaß, wenn nun die Cadenzen kommen und der in England nach einem Duett nie fehlende Applaus beginnt, man von den Sängern wenig mehr als die perorirenden Hände und ein Stückchen vom Kopf erblickt."

Was der Verf. über die Kunst in England sagt, ist nicht minder beachtenswerth: „Man muß sich wundern, die werthvollsten Gemäldegalerien, die es nur immer in der Welt geben kann, grade in demjenigen Lande zu finden, wo im Verhältniß zu den großen Hülfsquellen und der allgemeinen Liberalität die Künstler am meisten vernachlässigt werden. Diese Galerien gehören größtentheils Privatpersonen und bestehen größtentheils aus Hauptwerken der alten Meister und aus auserlesenen Stücken der auswärtigen Schulen, während den Werken der englischen Maler kaum ein bescheidenes Plätzchen vergönnt wird. Wenn man von den vielen Tausend Guineen, die Jahr aus Jahr ein von reichen Engländern für alte Gemälde ausgegeben werden, worunter wol manches schöne, aber auch manches so rußige und räucherige sich findet, daß man schwerlich entdecken kann, worin eigentlich sein Werth besteht — wenn man einen Theil dieser beträchtlichen Summen zu Unterstützung und Förderung nationaler Talente verwenden wollte, so würde dadurch die einheimische Kunst nicht blos eine erfreuliche Anregung erhalten, sondern wir würden sie auch in Kurzem einen höhern Standpunkt einnehmen sehen, als der ist, den sie jetzt behauptet. Denn Mangel an Talent ist keineswegs. Um von andern Künstlern zu schweigen, kann es etwas Natürlicheres und Geistreicheres geben als die Productionen von Wilkie, Rippingille u. A.? Es ist wahr, es sind nur Phantasiestücke oder Genrebilder für das Besuchzimmer oder Boudoir. Aber haben denn Martin, Haydon, Etty u. A. so viel Aufmunterung in ihrem Streben gefunden, um sich zu der höhern Stufe des Historischen zu erheben, was ihr großes Talent versprach? Braucht es dazu noch der factischen Bemerkung, daß eben einer der vorgenannten ausgezeichneten Künstler sich vor einigen Jahren in dem Zustande der größten Dürftigkeit befand, und daß einige mitleidige Personen, die sich für ihn interessirten, auf eins seiner Gemälde eine Subscription eröffnen mußten, um ihm Brot zu verschaffen? Und das in einem Lande, wo mehr als ein reicher Lord für einen einzigen Murillo, oder für einen Kopf von Rembrandt unbedenklich tausend Guineen hinwirft! Aber dies thut die Mode, und so lange diese in England den Despoten spielt, wird daselbst Alles der Verbesserung bedürfen. Die Künstler, weil es ihnen an aller Unterstützung fehlt, müssen Portraits, und nichts als Portraits malen, um nur eine kleine Celebrität und ihren Lebensunterhalt zu gewinnen. Daher kommt es denn, daß man in einem bemittelten Hause, wo man einen Besuch zu machen hat, gleich im Besuchzimmer, während noch der Bediente dem Herrn vom Hause unsere Anwesenheit meldet, die Bekanntschaft der ganzen Familie ganz im Stillen machen kann, denn sie hängen Alle, vom Vater an bis auf das kleinste Kind, in effigie an der Wand."

(Der Beschluß folgt.)

Notizen.

Cabalvène und Barrault haben eine „Histoire de la guerre de Mehemet-Ali contre la porte ottomane en Syrie et en Asie-mineure (1831—1833)" mit Karten, Plänen und officiellen Actenstücken herausgegeben. Die Verf. bereisten den Orient zur Zeit jenes Krieges, dessen Vorgänge sie treu schildern und außerdem den Leser über die diplomatischen Verhältnisse wie über die Charaktere, Sitten und Localitäten unterrichten.

Von Arsène Houssaie erschien ein neuer Roman: „La pécheresse", in zwei Bänden.

Im J. 1835 wurden auf den sämmtlichen größern pariser Bühnen 221 neue Stücke dargestellt, 1836 betrug deren Zahl 298. 4.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Dienstag, — Nr. 24. — 24. Januar 1837.

Adalbert von Chamisso's Werke. Vier Bände.

(Beschluß aus Nr. 23.)

Der Rurik hatte die Rechte und Befugnisse eines Kriegsschiffes, und auf einem Kriegsschiff ist der Capitain Autokrat. Hr. v. Kotzebue erklärte dem bestallten Naturforscher der Expedition, als dieser im Laufe der ersten Seefahrt nach Plymouth einige Bedürfnisse verrathen: daß er, als *Passagier* an Bord eines Kriegsschiffes, wo man nicht gewohnt sei, welche zu haben, keinerlei Ansprüche zu machen habe! Wenn er dergleichen in petto habe, möge er in dem letzten europäischen Hafen zurücktreten! Chamisso entschuldigt dies Verfahren. Es sei auf keinem Schiffe gut, wenn coordinirte Behörden auf demselben beständen; es sei am gerathensten, wenn keine als solche angestellte Gelehrten auf einer Expedition mitgenommen würden, sondern wenn die Offiziere selbst zugleich Gelehrte wären. Das mag hier und da Schwierigkeiten haben. Wo man aber Gelehrte als solche anwirbt, bestallt und mitnimmt, müssen sie doch gewisse Rechte haben, die wieder nicht ohne Ansprüche sein können. Die Ansprüche des Hrn. v. Chamisso waren aber freilich eigner Art. Als Naturforscher glaubte er sammeln zu müssen; allein der Capitain ließ ihm erklären, daß zu Sammlungen auf dem Schiffe kein Platz sei, er sich also des Sammelns enthalten solle. Was er für bemerkenswerth achte, habe der angestellte Maler der Expedition abzuzeichnen. Wenn er aber diesen Maler deshalb anging, erklärte derselbe, daß er vom Naturforscher keine Befehle anzunehmen habe, sondern nur vom Capitain. Zum Capitain aber durfte Niemand ungerufen in die Kajüte treten, und auf dem Verdeck hatte er auch seinen privilegirten Platz, dem sich Niemand ungerufen nahen durfte. Also mußte der Antrag schriftlich gemacht werden? Überdem litt der Capitain, sonst ein streng rechtschaffener Mann, an Unterleibsbeschwerden, und man mußte seine Laune abwarten. Wenn auch der Zeichner zeichnen wollte, hatte er doch nur alsdann auf dem einzigen Tische in der gemeinsamen Offizierskajüte Raum, wenn nicht gegessen wurde, und unter gewissen andern Beschränkungen gelang es dem Naturforscher nur dann und wann, an demselben seine Arbeiten abzumachen. Ein schöner großer Russe war zum Diener für alle Genossen dieser Kajüte bestellt, eine freundliche Seele, aber seine Freundlichkeit ging nicht so weit, unserm Dichter die Stiefeln zu putzen, weil Hr. v. Chamisso ihm separat nichts zu befehlen hatte. Auf der ganzen Weltumseglung hat Chamisso seine Stiefeln nicht geputzt erhalten, weil das Kriegsreglement des Rurik nichts davon besagte und er vermuthlich den Capitain nicht deshalb mit einer schriftlichen Eingabe angehen wollte.

Die Matrosen scheinen de facto über die Anordnungen des Capitains wegen des Sammelns zu wachen. Denn einmal brauchen sie in Brasilien Chamisso's Pflanzenpakete als Kopfkissen unterm Zelte, und als ein Regen das Zelt umwirft, denkt Niemand daran, diese Kopfkissen ins Trockne zu bringen; Pflanzen und Papier, kostbar in seiner Lage, gehen ihm verloren. Ein anderes Mal hat er in vielen Exemplaren die verschiedenen Formen der gigantischen Tange des Südens gesammelt, und — *es war ihm erlaubt worden* sie zum Trocknen im Mastkorbe auszustellen. Aber als später das Schiff gereinigt wird, wird sein kleiner Schatz ohne vorangegangene Anzeige über Bord geworfen. Seine fossilen Elfenbeinknochen werden beim Bivouakfeuer verbrannt. An ähnlichen und noch schlimmern Zügen von Roheit und Unwillfährigkeit, denen indeß weniger böser Wille als Geringschätzung des Gelehrtenstandes zum Grunde zu liegen scheint, fehlt es durch das ganze Buch nicht. Kotzebue sagt ihm einst bei Tisch, als Chamisso geäußert, wie gespannt dieses Mal seine Neugier auf die Bekanntschaft der Polynesier sei, er könne den Zusatz: „dieses Mal", sparen, er sei doch immer Der, dessen Neugierde sich am gespanntesten zeige. Und *dieses* Mal sagt der Verf. offen heraus, Otto v. Kotzebue habe dies gesagt, *in der nicht verhehlten Absicht, ihm etwas Demüthigendes zu sagen.* „Ich wurde also", ruft der Dichter aus, „ich der älteste an Jahren (Chamisso war damals 34 Jahr alt), gescholten, der Jüngste zu sein an Sinn und Herz!"

Und hören wir ihn an einer andern Stelle das Leben auf dem Schiffe mit dem der Jean Paul'schen mit dem Rücken aneinandergewachsenen Zwillingsbrüder vergleichen, indem es heißt:

> Das äußere Leben ist einförmig und leer, wie die Spiegelfläche des Wassers und die Bläue des Himmels, die darüber ruht; keine Geschichte, kein Ereigniß, keine Zeitung; selbst die sich immer gleiche Mahlzeit, die zweimal wiederkehrend den Tag eintheilt, kehrt mehr zum Verdrusse als zum Genusse zu-

rück. Es gibt kein Mittel sich abzusondern, kein Mittel einander zu vermeiden, kein Mittel einen Misklang auszugleichen. Bietet uns einmal der Freund anstatt des Gutenmorgens, den wir zu hören gewohnt sind, einen Gutentag, grübeln wir der Neuerung nach und bebrüten düster unsern Kummer; denn ihn darüber zur Rede zu setzen, ist auf dem Schiffe nicht Raum. Abwechselnd ergibt sich Einer oder der Andere der Melancholie.

So steigt der Mann in unserer Achtung, der Alles dies über sich ergehen ließ und nie den Muth verlor, und mit ungetrübter Heiterkeit und feiner Laune beobachtet und urtheilt. Denn offenbar sind viele Blitze der Reflexion, welche der Darstellung das Salz geben, nicht erst jetzt gedacht und geschrieben, sondern schon in jenem brieflichen Tagebuche niedergelegt. Behüte der Himmel jeden Gelehrten, als Gelehrten auf einer solchen Expedition den Weltcursus durchzumachen. Der Capitain ist auf dem russischen Kriegsschiffe mehr als der Kaiser auf dem Lande. Aber es gibt doch auch tröstliche Seiten dieser Autokratie; denn während das Schiffsvolk ihn als unumschränkten Vater fürchtet, hat es doch auch die Rechte der Kinder und kann ihn gelegentlich aufgreifen, auf seine Arme werfen und zu Ehren seiner selbst gehörig prellen. In Kamtschatka müssen alle Offiziere dieser Operation sich unterwerfen und die am meisten beliebten werden am tüchtigsten in die Höhe geschleudert. Der Verf. scheint glücklich dieser Verehrung entgangen.

Es ist hier nicht Aufgabe, die wissenschaftlichen Resultate der Reise herauszuheben, noch weniger können und wollen wir sie in ihren Details verfolgen. Der Leser wird überall zwischen den trockensten Berichterstattungen geistvolle Bemerkungen und witzige Züge mit der, Chamisso's Style eignem Kürze eingestreut finden, die ihn, wenn die Aufmerksamkeit zu ermatten droht, wiedererfrischen. Welch ein lustiger Charakterzug ist jene schlafende Schildwacht auf der Schwelle des Gouverneurs in einem der spanischen Häfen Südamerikas. Der Gouverneur, um ihn nicht in seiner Ruhe zu stören, schreitet mit langen Beinen über ihn fort und bittet den russischen Capitain und die Seinen das Gleiche zu thun. Am Vorgebirge der guten Hoffnung erfährt ein anwesender Berliner Chamisso's Ankunft, weil ihm ein Matrose von einem Schiffe sagt, dessen Capitain einen „Komödiantennamen" hätte! Und welcher Abend auf Radeck, wo Chamisso aufgefodert wird, ein Volkslied zu singen und, um sich aus der Verlegenheit zu helfen, Göthe's: „Lasset heut im edeln Kreise" declamirte! „Das gab der Franzos auf Radeck für russischen Gesang aus" und hatte das Vergnügen, die Radecker die Worte wiederholen zu hören:

Und im Ganzen, Vellen, Schönen
Resolut zu leben.

Neben dem scharfen und witzigen Beobachter verleugnet der Reisende sich aber auch nicht als Dichter, wenn er gleich mit lyrischen Ergüssen sparsam ist. Er preist sich, auf dieser Reise drei Winter seines Lebens unterschlagen zu haben.

Vor Vielen begünstigt von Gott — ruft er — mögen sich unsere Dichter rühmen, denen er zu ihren Frühlingsliedern den Stoff bereitet; aber unbegreiflich und lügengleich bleibt es für Den, welcher einmal den Winterkreis überschritten hat, daß der Mensch, das gabelförmige, nackte Thier, sich in Winterlanden unter dem 52., ja unter dem 72. Grad nördlicher Breite anzusiedeln vermessen hat, wo er nur durch die Macht des Geistes sein kümmerliches Dasein zu fristen vermag. Denkt euch doch, wie euch Gott geschaffen hat, und geht an einem Wintertage hinaus, und betrachtet euch die auf den halben Jahreskreis ausgestorbene Gegend unter dem Leichentuche von Schnee. Das ausgesetzte Leben schläft im Samen und im Ei, im Keime und in der Larve, tief unter der Erde, tief im Wasser unter dem Eise. Die Vögel sind fortgezogen; Amphibien und Säugethiere schlafen den Winterschlaf, nur wenige Arten der warmblütigen Thiere drängen sich parasitisch um eure Wohnungen; nur wenige der größern, unabhängigen Arten verbringen dürftig die harte Zeit.

Auch die ostjäkischen Fischer wissen von einem Paradiese, das sie aber nach Norden, über den Polarkreis verlegen.

Den dritten, sowie den größern Theil des vierten Bandes füllen Chamisso's Gedichte. Über ihn als Dichter zu urtheilen, ist nicht die Aufgabe dieser Anzeige seiner gesammten Werke. Auch wäre dies theils überflüssig, theils vorzeitig. Was jetzt über ihn gesagt werden kann, ist so vollständig, gründlich, mit Freundesliebe und Freundesschärfe durch den seligen Wilhelm Neumann (ein letztes Werk seiner Feder in den „Jahrbüchern für wissenschaftliche Kritik"; auch in seinen gesammten „Schriften" abgedruckt) ausgesprochen, daß die lebende Kritik über den Lebenden nur Einzelnes hinzufügen könnte, und dazu ist hier nicht der Ort. Nach dem Tode bildet sich über jedes bedeutende Talent, das schaffend in seine Zeit eingegriffen, eine andere Kritik, der Niemand vorgreifen darf. Ob sie die durch Chamisso wieder ins Leben gerufene und geadelte poetische Erzählung, in ihrem prachtvollen Terzinenbau, der mitunter an dem geringfügigen oder peinlichen Gegenstande verschwendet scheint, billigen und anerkennen wird, steht dahin; aber den Adel seiner Gedanken, den Ernst seiner Begeisterung, die würdige Klarheit seiner Ausdrucksweise und dann und wann das Rauschen der Fittiche des Genius wird sie nicht verkennen. Indem Ref. viele der Gedichte wieder überliest, die ihn früher angesprochen, wird er sich jetzt oft erst des Grundes bewußt, weshalb sie wirkten. Bei den launigen Gedichten des Verf., deren es treffliche gibt, wird sein Bestreben, ein populairer Dichter zu sein, sichtbar. Er schätzt dies über Alles. Das Volk soll ergriffen werden. Daher die in der Reise eingestreuten Ausfälle auf die romantische Schule, unter deren Fahnen er die ersten Sporen verdient, und die aus solchem Munde seltsam klingende Anerkennung Kotzebue's, weil er nicht Schlegel noch Tieck, sondern den Dichter von „Menschenhaß und Reue" durch die bekannte und durch die unbekannte Welt gekannt und gefeiert findet. Ob der edle Dichter nicht durch die Art seines eignen Schaffens seiner Theorie widerspricht, ob er nicht im Verlauf der letzten Jahre anderer Ansicht wurde und eine erhabene Kunstwelt gelten läßt, die nichts mit dem Geklingel der Schulen zu thun hat, doch aber von Uranfang an selbständig dasteht, unabhängig von der Verständniß und der Anerkennung des Demos! Ist eines seiner Lieder Eigenthum der Gassen geworden, wie Hrn. v.

Holtei's Mantellied, das er bei Gelegenheit glückpreisend erwähnt? Anders als Bürger geht Chamisso darauf aus, populair zu werden; aber auch die Zeiten und die Bildung haben sich geändert. Das, was er wollte, erzwingt man nicht, man muß dazu geboren, durch die Verhältnisse darauf hingewiesen sein, oder man geräth in eine Gesellschaft, in die der Dichter des „Salas y Gomez" doch nicht treten will.

„Der Faust" (1803) und „Adalbert's Fabel" (1806), jenes dramatisch, dieses eine Phantasie, sind Reliquien aus vergangenen Epochen des Dichters. Sein „Peter Schlemihl" dagegen, wenn auch aus früher Zeit, ist doch schon ein Product der vollendeten Verstandesreife. Der deutsche Styl könnte hier und da weicher, gerundeter sein, aber nur in seiner äußern Form; in der Conception wie in der ebenmäßigen Ausführung dieser, in schlichtem Gleise und doch mit so großem Interesse sich abwickelnden Fabel erkennt man schon einen Meister. Welche schiefe, alberne Urtheile mußte dieses treffliche, hochsittliche Märchen zur Zeit, als es erschien, erleben! Sie sind verhallt. Es hat europäischen Ruf erhalten, nachdem es — abermals ein Spiel des Schicksals mit seinem Autor — in England nicht unter seinem, sondern unter dem Namen seines Freundes Fouqué populair geworden, und erscheint jetzt, zum dritten Male Deutsch gedruckt als eine Zierde der Sammlung. Diese Schöpfungsader ist dem Dichter ausgegangen. In jedem schaffenden Geiste sind die certi denique fines für das Märchen, wenn seine Erfindungskraft im Übrigen auch thätig bleibt.

Glücklich hat der Dichter die Stimmung, welche sich in jenem Sonette ausspricht:

Ich fühle mehr und mehr die Kräfte schwinden;
Das ist der Tod, der mir am Herzen nagt,
Ich weiß es schon, und, was ihr immer sagt,
Ihr werdet mir die Augen nicht verbinden.

verwunden; hoffentlich wird auch sein „Nachhall", der so beginnt:

Wie jetzt der Baum im kalten Nebelwind
Mit nackten Zacken, also traur' ich selbst;
Es reget sich kein Lied in meiner Brust
Und müßig auf der Harfe ruht die Hand.
Hat solches mir der Herbst nur angethan,
Und wird ein Frühling wieder mich erwecken? —
Vielleicht — ich weiß es nicht. — Ist aber ganz
Versiegt in mir die Quelle des Gesanges —
Geduld mein Herz! du wirst es überwinden,
Dich hat das Leben schon den Tod gelehrt.

nur eine trügende Ahnung ausgesprochen haben. Zu den Bahnen, die er eingeschlagen, bedarf es keines knospenden Frühlings, wie er ja selbst in seiner Reise uns verlacht, daß wir ihn zu besingen uns freuen, um deshalb auch den Winter, der ihn uns verschafft, duldend und billigend.

34.

Graf Melfort's „Eindrücke aus England".

(Beschluß aus Nr. 23.)

Da wir in den Darstellungen dieses Verf. ein feines und gediegenes Urtheil nicht verkennen können, so wollen wir den Leser noch einige andere Proben von beidem um so weniger vorenthalten. Die erste Schilderung betrifft das unglücklichste Geschöpf, das fadeste und armseligste unter allen Wesen, die zur menschlichen Gesellschaft gehören — den Stutzer:

„Wißt Ihr, was ein Dandy ist? Es gibt von diesem Thiere wenigstens zehn verschiedene Species. Fängt man bei der niedrigsten an, dies ist der Galanthomme aus der City; es ist derselbe, den ich euch schon bei Gelegenheit von Mr. Jackson's Mittagessen geschildert habe, wie er damals einer jungen Dame eine Orange präsentirte, indem er die Frucht zwischen zwei Löffelchen nahm und mit einer Miene, die noch weit süßer war als die Orange, mittels seiner feinen Finger in wahrhaft wellenförmigen Bewegungen die zarte Frucht an die schöne Adressatin gelangen ließ. Allein dies ist nur ein gemeines Muster. Man muß die ganze Scala hinaufsteigen, Stufe für Stufe, Rangordnung für Rangordnung, der Geck, der Laffe, der Hasenfuß, der Halbfashionable, der Ganzfashionable u. s. w. alle müssen an die Reihe kommen, bis wir zuletzt den aller Hasenfüße Ausgesuchtesten, das Non plus ultra der „coxcombry" erreicht haben. Er wird sich uns darstellen in der Gestalt eines jungen Mannes, der entweder von Adel oder ein parvenu ist; der letztere Umstand verschlägt nichts, wenn er nur Geld hat. Das erste Erfoderniß ist, daß er nachlässig und gelangweilt aussehe, nonchalant und ennuyé. Er spricht im Grunde genommen nur wenig, denn das viele Reden schadet seinem feinen Organ. Wenn man die Ehre hat, ihn zu kennen, und ihm zufällig begegnet, so ruft er uns folgendermaßen an: „Oh! how a-a-ye? am gad to see you." Allein diese Rede gleicht vermöge ihrer Unarticulirtheit der eines Wilden; sie wird in einem halb lallenden, halb kollernden Tone gesprochen, sodaß es scheint, es habe der Sprechende irgend ein Hinderniß in seiner Kehle. Dieses Exemplar ist nun die wahre Essenz der Selbstgenügsamkeit, der Affectation und der Impertinenz. Es verachtet jedes sociale Talent, Witz und gesellige Anmuth, weil ihm selbst diese Elemente gänzlich mangeln; denn er ist einzig geboren, um eine Cravatte zu stecken, einen Halstuchsknoten zu schlingen und zwischen Pomaden und Parfumerien eine Auswahl zu treffen. Sein Stolz ist, Niemand zu erreichen als sich selbst."

Folgende ebenso humoristische als lebendige Schilderung einer Jagdpartie auf englische Haselhühner möge unsere Notizen über dies ansprechende Buch beschließen:

„Wie kommt es doch, daß die Jagd eine so starke Leidenschaft ist, die mit den Jahren eher zu- als abnimmt! Die Philosophen versichern, daß die Gewohnheit alle Genüsse und Vergnügungen abstumpfe, daß man des Ruhms und Reichthums und sogar der Liebe überdrüssig werde; mit der Jagd ist dies nicht der Fall. Wenn wir am nächsten Morgen eine Jagdpartie vorhaben, so denken wir schon den Abend vorher an weiter nichts Anderes, und sind darauf so begierig im vierzigsten und funfzigsten wie im zwanzigsten Jahre. Mit Lust betrachtet man die grüne Jagdpekesche, die über dem Lehnstuhl hängt, die ledernen Beinkleider, die derben Jagdstiefeln, das buntfarbige Halstuch, kurz alle die Herrlichkeiten, in denen man sich am nächsten Morgen sehen lassen wird und die deshalb schon heute bereit liegen. Man füllt das Pulverhorn und versucht das Pulver, reibt und wischt an den Gewehren und sieht, ob auch das rechte Caliber vom Schrot vorhanden sei. Geht man nach all diesen Experimenten endlich zu Bett, so träumt man von nichts als Flintenschüssen, Hühnervölkern, Hundegebell u. s. w. Jede Stunde vor der festgesetzten Zeit wacht man auf und dankt Gott, wenn es endlich Morgen ist und der heitere frische Jagdhimmel einen schönen Tag verkündet. Nun ist kein Haltens mehr. Die Diener mit den Vorbereitungen säumen uns zu lange; endlich sind wir so weit und befinden uns im freien Felde, wo das Herz weit wird, auf der Haselhühnerjagd. Wir schreiten nun, der Zahl nach fünf, in einer Linie fort, aber Jeder von dem Andern etwa um 50 Schritte getrennt, langsam über die ausgedehnte Moorfläche hin, wo man weit und breit keinen einzigen Baum erblickt. Diese Moore bilden Unterschiede

von Höhen und Vertiefungen und sind, mit Ausnahme der hin und wieder verstreuten Felsenmassen, ganz mit Heidekraut bedeckt. Sowie wir, haben sich etwa noch ein Dutzend andere Jägerpartien auf der weiten Fläche vertheilt; gelegentlich vernehmen wir aus der Ferne ihre Schüsse, die von den Echos in den Thälern verhundertfacht in der Gegend widerklingen. Allein dies ist nur ein seltner Fall, weil die Strecke, die wir zu durchschreiten haben, sehr ausgedehnt ist. Einige Reiter begleiten uns, die mit ihren Pferden auf den nächsten Anhöhen halten und deren Obliegenheit es ist, auf unsern Anruf: mark! mark! zu achten und die einzelnen Vögel, die dem Schuß entgangen, oder nur ganz wenig angeschossen sind, im Auge zu behalten. Mr. H., der Unternehmer unserer Jagdpartie, hatte seine beiden Paar Wachtelhunde mit ins Feld gebracht; alle vier waren von Farbe fast ganz gleich, schlank und hochgebaut und zeigten bei ihren gewandten und schnellen Bewegungen jede Muskel ihres Körpers. Von diesen vieren, die alle trefflich waren, war Mirza, der Leithund, ein schönes Thier, von ausgesuchter Munterkeit. Er führte die andern an. Jeden leisesten Geruch schnobern diese trefflichen Thiere auf, schnüffelnd und wedelnd, mit der Nase auf der Erde verfolgen sie unausgesetzt ihre Spur. Plötzlich nehmen diese schnellfüßigen Spürhunde einen langsamen, lauschenden Gang an, der von höchster Aufmerksamkeit und Spannung zeigt. Ihr Benehmen gleicht den schleichenden Wendungen der Katze, die ihre Beute erhaschen will. Jetzt steht Mirza still, mit aufgerecktem Kopfe; ihr langer beweglicher Schwanz wird ganz steif und horizontal, der treffliche Hund scheint nicht mehr ein lebendes Wesen, sondern das Emblem des Unbeweglichen. Die andern drei Hunde stutzen auch, als hätte sie ein elektrischer Schlag getroffen, und alle bleiben regungslos, die Augen unverwandt auf Mirza gerichtet. Die Jäger nun beobachten dasselbe tiefe Schweigen, und man vernimmt weit und breit nichts als den Ruf des Försters: Habt Acht, habt Acht! der aber mit langsamer, gedämpfter Stimme ausgesprochen wird. Jetzt wurde mir ein Zeichen gegeben, daß ich näher kommen solle, denn die unerschöpfliche Artigkeit des Jagdunternehmers ließ mir, als einem Fremden, den Schuß des ersten Vogels, den die Hunde aufgespürt hatten. Da ich noch kein Exemplar dieser Hühnergattung gesehen hatte, so brannte ich vor Vergnügen, den Vogel auffliegen zu sehen. Mirza's Kopf zeigte die Richtung an, wo dieser, mit noch zehn andern unter dem Heidekraut versteckt, nur wenige Schritte von mir sein Lager hatte. Ich war dem herrlichen Hund so nahe, daß ich bemerkte, wie seine Augen, immer unverwandt auf den einen Punkt gerichtet, gleichsam Funken sprühten. Auf einmal ließ sich ein brausender Ton vernehmen, ähnlich dem Ton einer vorübersausenden Kanonenkugel. Dies war das Auffliegen des Haselhuhns, das zwei- bis dreimal heisere Wehelaute ausstieß, bis es in seiner rauschenden Flucht von meinem Schuß erreicht wurde. Sobald der Vogel gefallen war, verschwanden die Hunde, schnubbernd und schnüffelnd im Heidekraut. Dabei ward nicht ein einziges Wort gesprochen, Niemand rührt sich, denn die geringste Bewegung würde machen, daß auch das zweite Haselhuhn aufflöge, bevor man sein Gewehr wieder geladen hätte. Die vortrefflich dressirten Hunde schienen den Jägern selbst ein Beispiel geben zu wollen, denn sie lagen alle flach und regungslos auf dem Boden. Es war mir in der That keine geringe Genugthuung, als ich nun den glücklich erlegten, nie zuvor gesehenen Vogel in Händen hatte, noch warm in seinem Blute, dessen Jagd in den waidmännischen Chroniken von Altengland eine so große Rolle spielt. Dieselbe Scene wiederholte sich an diesem Tage wol zwanzigmal, nicht blos bei den einzelnen Vögeln, sondern auch bei ganzen Völkern, die nach und nach, unter den Füßen der Hunde aufflatternd, hintereinander die Schüsse der ganzen Abtheilung empfingen, sodaß häufig ein halbes Dutzend Vögel und drüber am Boden lagen. Das englische Haselhuhn hat ungefähr die doppelte Größe eines Feldhuhns und gleicht sehr dem deutschen Waldhuhn, doch ist es dichter und schwärzer von Gefieder, und die Beine sind bei ihm gleichfalls befiedert. Die Wildheit und Scheuheit dieser Vögel, ihr schneller und hoher Flug, und die mühsame Art ihrer Ausspürung machen sie zu einem schwierigen, aber auch desto interessantern Gegenstand der Jagd." 80.

Notizen.

Friedrich II. und die Franzosen.

Daß der große König im Herzen nichts weniger als französisch gesinnt war, hat Göthe für jeden Unbefangenen zur Genüge dargethan, wie ungeberdig sich auch Steffens, Adam Müller und Andere darüber angestellt haben. Dabei bleibt es aber immer sehr interessant, Stimmen aus der Zeit seines eignen Lebens über diese vermeintliche Hinneigung zu Frankreich zu vernehmen. Eine solche theilt Hr. von Raumer in seinen „Beiträgen zur neuern Geschichte" (II, 227) aus dem britischen Reichsarchive mit. Der englische Botschafter Legge berichtet unter dem 11. Mai 1748, daß der König in der ersten Audienz, welche er bei ihm gehabt, seine Theilnahme für den König von England ausgedrückt und eine herzliche Vereinigung gewünscht habe, worauf er hinzusetzt: „Friedrich's Herz ist noch deutsch, ungeachtet der französischen Verzierungen, (french embroideries), welche auf der Oberfläche erscheinen." Im Verfolg der Unterredung äußerte der König, daß er die Weise des französischen Hofes wohl kenne, welcher an seine Verbündeten stets die größten Foderungen mache, und meinte, ein Verbündeter der Franzosen zu sein, heiße ihr Sklave zu sein (to be the ally of France, was in effect to be her slave). „Obgleich also, sagte er weiter, Umstände ihn zufällig zu Frankreich hingeführt hätten, wisse er doch, wo die wahren und wesentlichen Interessen seines Reiches lägen." In ähnlicher Weise dachte Friedrich II. schon im ersten schlesischen Kriege über seine Verhältnisse zu England und Frankreich. Aber damals befand sich an seinem Hofe Lord Hyndford als englischer Botschafter, ein Diplomat der alten Schule, der es gar nicht begreifen konnte, daß sich der ehemalige Markgraf von Brandenburg nicht wollte von England oder Frankreich gängeln lassen, und deshalb laute Klagen über Friedrich's Wortbrüchigkeit und Mangel an Aufrichtigkeit führt. Sein Nachfolger Legge verstand den großen König weit besser. „Es muß", schreibt Hyndford unter dem 28. April 1744, „überall Zweck der englischen Staatskunst sein, das Haus Brandenburg zu erniedrigen. So lange diesem unersättlich ehrgeizigen Fürsten die Flügel nicht beschnitten sind, wird er für die Freiheiten Deutschlands und die Ruhe Europas so gefährlich bleiben als selbst Frankreich." (Beitr. II, 194.)

Die venetianischen Löwenköpfe und die braunschweigischen Denunciationsstöcke.

Aus Reisebeschreibungen und aus Romanen sind die Löwenköpfe im Palaste des Dogen zu Venedig bekannt, deren sich die Aristokratie dieses Staats bediente, um ihre Untergebenen durch die in die offenen Rachen derselben geworfenen, schriftlich abgefaßten Anzeigen in steter polizeilicher Aufsicht zu erhalten. Was man mit Recht in Venedig für gefährlich hielt, fand der französische Parlamentspräsident Dupaty, der 1785 in Italien reiste, in Toscana sehr preiswürdig und empfahl zur Nachahmung die Einrichtung des Großherzogs, der in den Mauern seiner Paläste habe Öffnungen machen lassen, durch welche die schüchterne Klage bis zu seinem Ohre gelangen könne. Bei Gelegenheit jener venetianischen Löwenköpfe erzählt Hr. v. Strombeck in seinen schätzbaren „Darstellungen aus einer Reise durch Deutschland und Italien" (I, 298), daß er sich erinnere in seiner Jugend noch sogenannte Denunciationsstöcke in seiner Vaterstadt Braunschweig gesehen zu haben, von denen einer unter dem altstädtischen Rathhause zu schauen war. Dies für die Unzufriedenen und Übelwollenden sehr erwünschte Institut war in dem braunschweigischen Lande 1765 eingeführt worden und ist durch kein Gesetz förmlich wiederaufgehoben, sondern nur außer Anwendung gekommen. 7.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Mittwoch, —— Nr. 25. —— 25. Januar 1837.

Oberdeutsche Staaten und Stämme. Vom Standpunkt der Politik beleuchtet von Gustav Schlesier. Stuttgart, Scheible. 1836. Gr. 8. 2 Thlr. 15 Gr.

Auf vier Punkte haben wir bei der Anzeige der vorliegenden Schrift zu sehen. Auf den Zweck des Verfassers, die Grundidee seines Buchs; auf das Material, das er zur Begründung und Erläuterung seiner Grundidee herbeibringt und welches theils in historisch-statistischem Stoff, theils in philosophischen, rechtlichen und politischen Grundsätzen und Ansichten besteht; auf die Gesinnung, welche sich in dem Buche abspiegelt, und auf die Form der Darstellung.

In Betreff des ersten Punkts finden wir Aufschluß S. 418:

Es ist mein Zweck, nicht an der Einheit, wol aber an der innern Einigung des deutschen Volkes, so weit sie nach Volksthümlichkeit, Bildungsstufe und Gesinnung möglich ist, zu arbeiten und die Principien eines Rechts- und Staatszustandes zu erforschen, der aus deutscher Anschauungsweise, Rechtsgesinnung und Eigenheit sich von innen heraus als Product unserer Civilisation erzeugen muß. Das ist der Anfang einer deutschen Politik.

(S. 419): Daß ich eine staatsrechtliche Theorie und eine deutsche Politik zum Hintergrund habe, leuchtete aus vielen Raisonnements hervor, nirgend aber konnte ihr voller Inhalt ausgesprochen werden. Einzelne Sätze reichten hin, um das Vorgefundene zu beleuchten, und über die Richtigkeit dieser vereinzelten Behauptungen mag das Gemeingefühl, als das scientifische Gewissen, aburtheilen.

An der Einigung Deutschlands, dem im innern und äußern Staatsleben eine Auferstehung geweissagt wird, zu arbeiten, hat sich der Verf. zur Aufgabe gemacht. Hier drängen sich uns die Fragen auf: Was versteht er unter jener Einigung? und: Wie kann daran gearbeitet werden? Der Begriff der Einigung oder Einheit, auf Deutschland angewendet, ist kein so einfacher und unmittelbarer — es ist ein, vielfacher Deutung fähiger Begriff, und der Verf. hat dies schon durch seine Unterscheidung der von ihm angestrebten Einigung von der verworfenen Einheit angedeutet. Was soll dieser Gegensatz? Wenn man Einigung wünschenswerth findet, so muß man Einheit noch mehr willkommen heißen und jene nur als Station zu dieser als Ziel ansehen. Einheit ist zunächst ein quantitativer Begriff und wird numerisch genommen; es gibt nur Ein Deutschland, nicht zwei; diese Einheit ist repräsentirt durch die deutsche Sprache, deren Gebiet nicht völlig mit der politisch-geographischen Ausdehnung der unter dem Namen Deutschland begriffenen Länder zusammenfällt. So geht die quantitative Einheit sogleich in eine qualitative über, oder vielmehr, sie ist jenes nicht, ohne auch dieses zu sein; es ist nicht nur Eine Sprache, sie ist auch Allen gemeinsam, sie ist ein Gesammtbesitz, es ist eine Einheit des Bewußtseins und der Bildung, deren Basis die Sprache, und was aus dieser hervorgeht, ausmacht; Deutschland ist nicht eine Masse, sondern ein Organismus. Politisch aber zerfällt Deutschland in eine Vielheit von Theilen, jedoch nicht ohne daß das Bedürfniß der Einheit empfunden und diesem Bedürfniß in gewissem Grade genügt würde. Die Streitfrage ist nur: ob das festgesetzte Maß und die Weise der Einheit genüge? ob man, auf der betretenen Bahn fortschreitend, eine vollständigere, befriedigendere Einheit erzielen könne? ob die Einheit auf einem ganz andern Wege zu verwirklichen sei? Verschiedene werden hierauf verschieden antworten; aber das Zugeständniß könnte von Jedem erwartet werden: diejenige Einheit sei die vollständigste und darum wünschenswertheste, welche, alle wahrhaft berechtigte, billige Interessen schonend und versöhnend, den Rückfall in den Zustand der Getheiltheit, Trennung und Zwietracht am unmöglichsten mache, und die dies nicht durch die Mittel des Zwangs und der Gewalt, sondern dadurch bewirke, daß sie Alle bei der Aufrechthaltung und Consolidation dieser Einheit sowol durch die edlern Motive des Nationalgefühls, als auch durch die Rücksicht auf Vortheil und Wohlbefinden interessirt. Wenn man einmal im Wünschen begriffen ist — und unter diese Rubrik gehört am Ende vielleicht auch das Arbeiten des Herrn Schlesier — warum sollte man nicht das Rechte und Ganze statt des Halben wünschen? warum nicht eine Einheit, die keinen Schwankungen ausgesetzt wäre, dergleichen eine Einigung immer noch bedrohen, und durch welche doch Mannichfaltigkeit und Eigenthümlichkeit so wenig ausgeschlossen sind als durch die Einheit der Sprache die Verschiedenheit der Dialekte? Der Begriff der Einigung deutet mehr auf etwas Willkürliches, Mechanisches, der der Einheit auf etwas Organisches, innerlich Nothwendiges hin, und deswegen steht der letztere höher als der erste. Warum nun Hr. Schlesier bei der Einigung stehen

bleiben will, ist in der That nicht einzusehen; ist es pure Bescheidenheit und Mäßigung? ist es Unfähigkeit, sich eine andere Einheit zu denken als monotone Uniformirung? oder ist es Widerspruchsgeist, der seine Lust daran hat, von Denjenigen, deren Blick und Wunsch weiter reicht als der seinige, als von Solchen zu sprechen, die „im Irrgarten der Freiheit und Einheit herumtaumeln". Sehen wir, wie der Verf. sich seine Einigung näher vorstellt:

Es liegt auf der Hand, daß nur unter dem Vortritt des preußischen Staates die Entwickelung des innern deutschen Staatenlebens einen Anhalt und eine Garantie ungehemmten Fortschritts finden kann. Im Norden Deutschlands ist ein großes, nationales Centrum gegründet. An diesem Centralstaate hängt die ganze Zukunft des innerlichen und politischen Fortschritts deutscher Nation. Es wäre aberwitzig, in diese Zukunft zu greifen, Möglichkeiten aufzuzählen und endliche Ergebnisse zu träumen. In geistiger, materieller, politischer und militairischer Rücksicht fallen die oberdeutschen Staaten zunächst dem einfachen und nicht dem doppelten Adler zu, ohne die Aussicht zu haben, jemals mit dieser Centralmacht zu verschmelzen, oder unter eine Abhängigkeit von ihr zu gerathen, die man beliebt hat mit dem Namen Hegemonie zu bezeichnen. Diese innere Einigung kann und wird nichts Anderes als das Product einer freien, natürlichen und deshalb nothwendigen Übereinkunft sein, und nicht irgend eine äußere Übermacht, sondern nur die Natur der Dinge würde, wenn man widerstehen wollte, ihren unwiderstehlichen Zwang äußern.

Und S. 416:

Man kann dem jetzigen Liberalismus die Versicherung geben, daß auch ein mächtiger deutscher Fürst, der die Kraft und den Willen und das Glück hätte, sich zum entschiedenen Mittelpunkte der politischen Zustände Deutschlands zu machen, gewiß nicht an eine Einheit dächte, sondern, ohne die Zügel dieser oberdeutschen Stämme in eigne Hand zu nehmen, auf bequemere Art seine Aufgabe lösen würde.

Billig wundert man sich, wie Hr. Schlesier eine Hegemonie Preußens geringschätzig verwirft — er, der vom Vortritt des preußischen Staats, des nothwendigen Centralstaats, als einer unzweifelhaften Sache spricht; man wundert sich, wie er von der unwiderstehlichen Nothwendigkeit einer solchen Einigung spricht, sie aber doch als das Product der Freiheit bezeichnet und die Möglichkeit eines Widerstehenwollens annimmt; man wundert sich, daß er, der es für aberwitzig erklärt, in die Zukunft zu greifen und Möglichkeiten aufzuzählen, doch ganz zuversichtlich den oberdeutschen Staaten die Aussicht (oder Besorgniß) ausredet, daß sie je mit der Centralmacht verschmolzen werden könnten; daß er sich anmaßt, in die Seele eines mächtigen deutschen Fürsten, der die Kraft, den Willen und das Glück hätte (vorher hieß es: die Natur der Dinge werde Alles thun!), sich zum Mittelpunkt der politischen Zustände Deutschlands zu machen, zu garantiren, daß er gewiß nicht an eine Einheit dächte. Der Verf. hütet sich so sehr, den Pelz, wenn er ihn waschen will, naß zu machen, daß ihm, so oft er einen Anlauf nimmt, um auf die politische Einigung loszugehen, immer wieder nur eine Einigung der ideellen geistigen Bestrebungen und der materiellen Interessen daraus wird, was freilich am wenigsten Anstoß und Ärgerniß gibt, aber auch das Hauptproblem, Einigung der Kraft, des Willens, in keiner Weise löst. Der Verf. sagt selbst S. 8:

Wie unser (der Deutschen) Zustand ein vorzugsweise innerlicher und ideeller ist, so muß auch das Studium unserer vaterländischen Interessen jedesmal mit der Betrachtung des ganzen physischen und geistigen Gesammtlebens anfangen, um eine wahrhafte Erweiterung unsers politischen Bewußtseins zu gewinnen.

S. 24:

An die Quellen des deutschen Geisteslebens wird man sich halten oder zurückkehren müssen, mit den tiefern Ansprüchen und Erwartungen unserer Intelligenz, unserer Wissenschaft, welche zu jeder Zeit die Ursache unserer Nationalerhebungen waren, wird man fortschreitende Einigung erhalten müssen, um die Opposition, welche noth thut, zu nähren.

S. 29:

Die deutsche Opposition ist im wahrsten Sinne ein Krieg gegen unlautere Systeme, ein Krieg, der zunächst innerhalb der Welt des Gedankens und nur nachfolgend im Bereiche des Willens und der That geführt wird. Wäre die (bisherige) Opposition staatsklüger gewesen, so würde sie die Einsicht gewonnen haben, ihre Thätigkeit könne weniger eine politische, als eine geistige und intellectuelle werden.

Die Opposition, meint er, sollte ihren größten Vorzug darein setzen, mehr als Opposition zu sein; „gibts keine Forschung mehr?" ruft er ihr zu, „ist die Speculation abgeschlossen? Hat sich die Wissenschaft vollendet?" Wahrhaftig, eine solche Opposition würden die Regierungen sich nicht ungern gefallen lassen, und mancher Minister würde mit diesen Modificationen jenes Wort unterschreiben: wenn es keine Opposition gäbe, müßte man eine kaufen! Kein übler Gedanke, aus der oft lästigen Opposition eine bequeme m e h r a l s O p p o s i t i o n machen zu wollen und Denjenigen, welche der politischen Thätigkeit sich zuwenden, den Rath zu geben, insgesammt speculative Philosophen zu werden! Wir haben gar nichts dagegen, wenn Einer meint und predigt: die Deutschen seien kein Volk für politische Thätigkeit, für politisches Streben; sie sollen sich in die ideelle Welt der Speculation zurückziehen und auf das reale Leben verzichten, nur von geistigen Nationalinteressen wissen und reden; ein Solcher fühlt eben, daß es ihm selbst so ist, und generalisirt, freilich auf ebenso anmaßende als bornirte Weise sein individuelles Bewußtsein; aber wenn Einer, wie Hr. Schlesier thut, von einer politischen und nationalen Entwickelung und Entfaltung der Deutschen spricht und sie sogar Riesenschritte machen läßt, so ist es doch allzu sonderbar, daß er den Trieb der politischen Thätigkeit, der lebendigen Theilnahme am Staatsleben wieder auf geistige und intellectuelle Thätigkeiten, auf Forschung und Speculation zurückverweist; wenn er das Nichtloskommenkönnen vom Innerlichen und Ideellen, was, wenn es auch einerseits mit den Vorzügen des deutschen Geistes zusammenhängt, andererseits doch gewiß für die politische Entwickelung eine Hemmung war, als die conditio sine qua non des Fortschritts bezeichnet. Also, wenn der Deutsche den bannenden Kreis des Ideellen überschritten hat, um endlich einmal den realen Boden zu betreten, wenn er das Innerliche in ein Äußerliches zu verwandeln den Versuch macht, dann muß man ihm zurufen: er vergesse die Eigenthümlichkeit seines Wesens und solle in jenen Kreis zurückkehren! Die Resultate unserer tiefsinnigen Den-

ker und Forscher, die Früchte des gelehrten Fleißes, die Schöpfungen unserer Dichter, alle unsere geistigen Schätze werden uns unverkürzt bleiben, auch wenn die politische Thätigkeit Wurzel faßt. Nun will der Verf. zwar diese nicht wehren, nicht verdrängen, er will sie nur in Übereinstimmung setzen mit den geistigen Bestrebungen, mit der eigenthümlichen Natur und den klar erkannten nächsten Bedürfnissen der deutschen Nation, „erst das Gegebene zu erkennen und daraus das wahre Bedürfniß zu verstehen, ist die Aufgabe denkender und vernünftiger Politik"; aber welches Maß politischer Thätigkeit und erweckender Energie will denn Hr. Schlesier dem Deutschen erlauben? Alle Politik, sagt er, lehre, daß man temporisiren müsse, und zumal bei einem von Natur so bedächtlichen Volk wie die Deutschen, S. 33, und ebendaselbst: „die politische Entwickelung werde gegen die geistige noch lange im Nachzug bleiben". Wir geben diesen letztern Satz zu; aber liegt nicht eben darin die Aufgabe, eine Gleichstellung jener mit dieser zu erwirken? soll die Nachgiebigkeit und Accommodation an die bedächtige Natur der Deutschen (die offenbar in diesem Maß nicht ein Vorzug, sondern eine Schwäche ist) so weit gehen, daß man sich scheuen müßte, ihr eine Anstrengung zuzumuthen? soll man nicht die Kraft der Trägheit zu mindern, die Apathie aus ihrer Interesselosigkeit aufzurütteln, die Langsamkeit zu beschleunigen suchen? Wer aber auf seine Fahne als Motto schreibt: Temporisiren! der wird endlich bei dem Ziel ankommen, die Dinge gehen zu lassen, wie sie gehen. Das Temporisiren mag an seiner Stelle sein, wenn es darauf ankommt, eine gewaltig bewegte, tobende Kraft durch Hinhalten zu ermatten und die Hitze sich abkühlen zu lassen, und Jedermann weiß, welche Classe von Menschen im Besitz dieses köstlichen Arcanums ist und es mit glänzendstem Erfolge vielfach angewendet hat; man nimmt das Wort auch nicht ohne eine üble Nebenbedeutung der Hinterlist und Täuschung und theils deswegen, theils weil das Temporisiren da empfohlen wird, wo man es nicht mit einem Übermaß, sondern mit einem Mangel der Kraft und Energie zu thun hat, müssen wir uns ganz und gar dagegen erklären, oder wir müssen den Rath, zu temporisiren, für ganz gleichbedeutend nehmen mit der Auffoderung: sich ganz unthätig zu verhalten und zuzusehen, wie sich Alles von selbst machen werde. Doch nein! daß wir dem Verf. nicht Unrecht thun — er will keine Unthätigkeit; er will, man solle sich ins praktische Leben hineinmachen, man solle, ausgehend vom Verständniß der Zeit und ihrer Bedürfnisse, ohne eine Idee des Fortschritts und der Menschlichkeit zu opfern, nicht blos politisch, sondern in höherm Grade geistig und sittlich erhebend am öffentlichen Leben Theil nehmen, und behauptet:

Jede Opposition, die mit der gehörigen Unterlage von Talent, und wenn es ihr Wille wäre, nicht in ihrem Mannesalter in den höchsten Staatsämtern oder am Ministertische sitzen kann, hat von Anbeginn ihre Mission verfehlt. Der Erfolg fällt das Urtheil über die Reinheit der Principien und über die Klugheit, die sie in Anwendung brachte.

Diesen letzten Satz zu würdigen und sich die Sittenlehre zu construiren, von welcher er einen Theil zu bilden geeignet wäre, überlassen wir dem Leser; hier wollen wir nur bemerken, daß nach dem Angeführten die Tendenz und der Zweck des Verf. gar nicht sein kann, für irgend eine bestimmte Aufgabe, für Erreichung eines gewissen Ziels zu begeistern oder anzuregen, daß er von jeder paränetischen Absicht freizusprechen ist; „Niemand wird mich zeihen, zur Aufregung für die Massen geschrieben zu haben"; nicht nur die Massen nicht aufregen, auch Niemand anregen wird diese Schrift. Hätte der Verf. seine Schilderungen deutscher Zustände gegeben, ohne darauf Anspruch zu machen, an der Einigung Deutschlands zu arbeiten, so könnte man ihm, wenn man auch nicht mit ihm übereinstimmte, wenigstens nicht den Vorwurf machen, seiner Verheißung gar nicht nachgekommen zu sein. So aber ist er ihr wirklich nicht nachgekommen; denn was sollen die Declamationen von der Einheit der geistigen und materiellen Interessen von Nord- und Süddeutschland, was die Versicherungen, daß gar keine wesentliche und unüberwindliche Differenzen der nationalen Einigung im Wege stehen, was soll dies Alles, wenn über den schwierigsten Punkt: über das Wie einer festen und sichern politischen Einigung, deren jetziges Maß doch als ungenügend befunden wird, keine Aufschlüsse ertheilt, sondern nur vage Versicherungen von der unausbleiblichen Nothwendigkeit derselben gegeben werden? Der Verf. stellt Betrachtungen an über die gegenwärtigen Zustände; darin mag viele richtige Beobachtung und mannichfache Kenntnisse enthalten sein; aber wir vermögen nicht einzusehen, wie er sich als den Stifter einer neuen eigenthümlichen Richtung, einer neuen Opposition nennen kann, „diese sind Vorschläge, die ein jüngerer Genosse einem Corps macht, sich in eine wirksamere Stellung zurückzubewegen, es ist ein Zuruf an ein aufgehendes Geschlecht, sich an die Fahne zu schließen, welche der Geist der Nation und der Genius unserer besten Vorläufer aufgesteckt hat." Mit welch prächtigen und stolzen Worten wird hier zu einem Rückzug geblasen! Aber wie sonderbar klingt die Behauptung: der Genius unserer besten Vorläufer habe die Fahne einer rückgängigen Bewegung aufgesteckt! Alle unsere Bildung, die sittliche wie die geistige, sagt er S. 33, seufze nach politischer Ermannung — und statt daß auf diese politische Ermannung hingewirkt, statt daß angegeben würde, auf welchem Wege dies Bedürfniß befriedigt werden könne, wird immer wieder als die Hauptsache das vorgestellt, daß die deutsche Nation zu einem Bewußtsein ihrer selbst, ihrer Vergangenheit und Gegenwart komme, als ob mit diesem Bewußtsein, das nicht aus sich herausgeht, das sich selbst wieder Object wird, als ob mit dem Bewußtsein von dem Bewußtsein u. s. f. ins Unendliche für die Nation etwas gewonnen wäre! als ob sich aus dem Wissen um die Eigenthümlichkeit der Nationen und ihrer einzelnen Stämme sofort eine politische Gesinnung erzeugen müßte!

(Die Fortsetzung folgt.)

Taschenbuch der neuesten Geschichte herausgegeben von E. Münch und G. Bacherer. — Geschichte des Jahres 1834. Erster Theil. Mit 10 Portraits. Karlsruhe, Müller. 1836. 16. 1 Thlr. 16 Gr.

Wir können uns über dieses historische Taschenbuch des Jahres 1834 ziemlich kurz fassen, da es verhältnißmäßig wenig Stoff zu Bemerkungen darbietet. Man liest darin ziemlich Dasselbe, was man schon einmal in den Zeitungen gelesen hat, und vernimmt dabei, wie ein Mann, der Welt und Verhältnisse kennt, auch seiner Feder mächtig ist, darüber reflectirt. Unglücklicherweise bietet das Jahr 1834 selbst herzlich wenig Pikantes dar; denn die lyoner und pariser Emeuten, der Jammer von Portugal und Spanien, die britischen Ministerwechsel, der belgisch-holländische Streit um Luxemburg sind wahre Misèren gegen die vergangenen Jahre. Wenn das so fortgeht, sehen wir nicht, wie Napoleon's Wort auf St.-Helena: en 50 années toute l'Europe sera république ou cosaque, wahr werden soll. Der Ton ist im Ganzen gemäßigt, nur gegen Belgien fällt er etwas ins Leidenschaftliche; es heißt nur der insurgirte oder der Revolutionsstaat. „Die drei großen Mächte" (Östrich, Rußland und Preußen nämlich), heißt es S. 376, „hatten überdies eine Art Mental-Reservation, welche der politische Blödsinn der belgischen Staatsmänner und Patrioten noch immer nicht errathen hatte; man accreditirte Gesandte bei dem Könige von Belgien; dieser aber ward in der Idee genommen und der König Wilhelm fortwährend als solcher betrachtet. Leopold galt blos als der zeitige Depositair der aus dem revolutionnairen Schlamm wiederaufgehobenen Krone und ward als Alter Ego bis zum Wiederauftreten des rechtmäßigen Souverains betrachtet." Die Geschichte mit dem öffentlich ausgebotenen Marstall des Prinzen von Oranien zu Tervueren, die persönlichem Hasse und schmuzigem Eigennutze der Machthaber zugeschrieben wird, die häßliche am 4. und 5. April vorgefallene Häuserplünderung der Orangisten wird mit sehr gehässigen Seitenblicken auf König Leopold erzählt. Es mag aber auch hier gegangen sein, wie dort ein Spottvogel sagte: Die Gesetze sind Spinnweben, worin zwar die kleinern Insekten gefangen werden, die aber von den größern zerrissen werden. Friedrich II. würde von solchen Auftritten sagen: Il faut que chaque génération fasse ses propres sottises. Von den zehn beigegebenen Portraits kann Ref. höchstens bei dem Titelbilde, dem Könige von Würtemberg, die Ähnlichkeit beurtheilen und bezeugen. Was aber der König in der rechten Hand trägt, sieht eher einem Gläschen Bischoffessenz ähnlich, als einem Commandostabe oder Scepter. Die andern Bilder stellen Voyer d'Argenson, Lamartine, Berryer, Carrel, Zumalacarregui, Don Carlos, Palmerston, Melbourne, Spencer (Perceval) vor. Von dem seelenbeherrschenden Agitator hätten wir gern auch ein Bildchen gehabt. Bei Lafayette, dessen Tod S. 102 erzählt wird, erinnern wir unsere Leser, daß in dem einundvierzigsten und zweiundvierzigsten Hefte der „Zeitgenossen" Hr. Zinkeisen in Paris eine treffliche Biographie dieses merkwürdigen Mannes anfängt und sein Leben vorerst bis zum Ausbruche der Revolution führt. 39.

Notizen.

Ein kürzlich in London erschienenes Werk: „Travelling opinions and sketches in Russia and Poland, by *Rawford Ramble*", enthält unter andern folgende Notizen: Seite 22 erfahren wir, daß der junge Großfürst Alexander, einst der Erbe des ganzen ungeheuern russischen Reichs, eine Schottländerin zur Amme hatte; ein Referat, das nicht ohne einige spitzige Bemerkungen von Seiten des Engländers abgeht. Er scheint dabei auch der alten Rede zu gedenken, daß schottisch Blut heißes Blut ist. Ferner äußert sich der Verf. nicht allzu vortheilhaft über das Äußere der russischen Frauen: „Sir Robert Ker Porter", sagt er, als er seine Bemerkungen über Rußland niederschrieb, „war verliebt in eine russische Prinzessin. Ich für meinen Theil habe in dem ganzen großen Reiche kaum eine Russin gesehen, die hübsch ausgesehen hätte. Alle Diejenigen, welche gegründete Ansprüche auf Schönheit machten, waren polnischen oder sonst ausländischen Ursprungs. Die Landleute sind im Durchschnitt wohlgebaut, und die Männer, besonders wenn sie ihre Bärte wachsen lassen, haben ein kräftiges, männliches Ansehen. Ich erinnere mich nicht, in Rußland eine verwachsene oder sonst misgeschaffene Person gesehen zu haben." — „Straßenräuber", sagt der Verf. ferner, „gibt es in Rußland nicht, und man könnte als Reisender sicher seinen Weg ziehen, wenn man nicht von den Dieberien der Russen viel zu befürchten hätte, welche sie mit unglaublicher List und Geschicklichkeit auszuführen wissen. Mir wurde z. B. aus meinem eignen Reisewagen, wahrscheinlich während ich mich darin befand, eine sehr kostbare Flinte gestohlen, die sich in einer verschlossenen Kapsel befand; ob von dem Fuhrmann selbst, oder von einem Andern, der mit ihm unter einer Decke stak, weiß ich nicht." — Endlich beschreibt der Verf. einen Markt oder Messe zu Nischnei-Nowgorod: „Die Zelte waren alle in militairischer Ordnung aufgerichtet; in der Mitte derselben befand sich eine Kosackenwache von etwa 2—300 Mann, welche hinreichten, unter der zahllosen Volksmenge Ruhe und Ordnung zu verbreiten. Vor der Fronte dieses Policeiwachtpostens standen drei oder vier Geschütze vom kleinsten Kaliber, das ich je gesehen, eine Batterie, vor welcher die Fremden sich schrecken lassen sollten, die aber hier ganz überflüssig war. Eine vollständige Liste der sämmtlichen Handelsartikel zu geben, welche auf diesem Markte vorkommen, wäre unmöglich. Rauchwaaren waren in Überfluß vorhanden, sogar Katzenfelle. In einigen Zelten sah man große und kleine Glocken, Kattune aus Manchester, Juwelen und andere kurze Waaren. Aus Frankreich und Deutschland Wagen, Pferde, Seidenwaaren, Nägel, Materialwaaren, Specereien u. s. w. Der Thee, welcher hier feilgeboten wurde, war zu Lande aus dem nördlichen China gekommen, durch die große Mauer, der einzige Theil dieses Landes, wo die Russen zum Handel zugelassen werden. Dieser Thee war von einem feinern Geschmack und angenehmern Geruch, als ich irgendwo anders gefunden hatte, und sogar in dem „himmlischen Reiche", wo ich in dem nächsten Bande in der Gesellschaft des geneigten Lesers einen Becher zu leeren gedenke. Die russische Art, den Thee zuzubereiten, gleicht ganz der unsrigen, nur daß sie, anstatt der Milch, eine Scheibe von Citronen mit der Schale in den Becher thun, wodurch dem Thee sein reinerer Geschmack erhalten wird. Überhaupt ist die Citrone ein gutes Surrogat für die Milch, besonders zur See, wo man die letztere gar nicht auftreiben kann. Nur selten thun die Russen den Zucker in den Thee. Sie verfahren bei ihrem Genuß ökonomischer und nehmen ein Stückchen in den Mund, welches für den ganzen Becher reichen muß. Der Zucker auf den Messen zu Nowgorod und Moskau galt zwei Schilling englisch das Pfund, und kein anderer, als von feinster Qualität, ward feilgeboten." — Im Allgemeinen ist das Buch des Hrn. Ramble etwas oberflächlich geschrieben, sodaß der englische Beurtheiler das Reisen des Verf. ein „rambling" im eigentlichsten Sinne nennt und es zu den wenigen auserlesenen gehört, die in der „Literary gazette" schlecht wegkommen.

Als eine merkwürdige Eigenthümlichkeit des in neuern Zeiten so interessant gewordenen Giraffengeschlechts wird angeführt, daß diese Thiere so gut als stumm sind und weder ihre Furcht noch Zuneigung, noch irgend eine andere Leidenschaft oder thierische Empfindung durch einen vernehmlichen Laut ausdrücken. Vielleicht ist diese Erscheinung mehr die Wirkung ihrer phlegmatischen Gemüthsstimmung. Man kann sie deshalb am füglichsten mit unsern Dandys vergleichen. So viel uns jedoch bekannt, ist diese Giraffeneigenthümlichkeit zeither noch nicht besprochen worden. 11.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Donnerstag, —— Nr. 26. —— 26. Januar 1837.

Oberdeutsche Staaten und Stämme. Vom Standpunkt der Politik beleuchtet von Gustav Schlesier.

(Fortsetzung aus Nr. 25.)

Gehen wir über auf das Material, den eigentlichen Inhalt des Buchs, so finden wir in sechs Abschnitten folgende Themata behandelt: 1) Deutschland und seine Haupttheile (S. 44—55). Neben der nationalen Einheit Deutschlands muß auch eine nicht nur historisch gewordene, sondern im Wesen der Deutschen begründete Stammverschiedenheit anerkannt werden. Aber es bleibt ein mehre Stämme verbindendes, gemeinschaftliches Bewußtsein, und was sich dadurch noch nicht aneinandergekettet hat, das fügt der Gedanke nationalen Bedürfnisses und wahrscheinlicher Nationalentwickelungen zusammen (S. 47); dies ist das ideelle Dasein der Nation, welches allmälig die wirkliche Form nach sich umwandeln soll. Das ideelle, unsichtbare Deutschland übt eine unbesiegbare Herrschaft über die Besten des Volks. Von dieser Idee Deutschlands sind alle Veränderungen seit Auflösung des deutschen Reichs nur das natürliche Ergebniß gewesen. Alles, was geschah, geschah immer im Einklang mit dem innern Genius der Nation. In leichten Umrissen wird gezeigt, welche drei Hauptmassen sich in Deutschland gebildet haben, theils nach historischen Bestimmungsgründen, theils in Gemäßheit der Anziehung und Abstoßung der verschiedenen Stämme unter sich: die alte Macht Östreichs, der ganze deutsche Norden, das eigentliche Reich. „Mit der Idee dieses dreifachen Deutschlands treten wir der Wirklichkeit gegenüber." 2) Östreich und die Interessen des Kaiserstaates. In diesem Abschnitt wird ein Überblick über die östreichischen Staaten gegeben; aus der Beschaffenheit und Culturstufe dieses Völker- und Staatenvereins — sie werden als noch in dem Stadium des Naturlebens begriffen bezeichnet — ergibt sich mit Nothwendigkeit die Politik Östreichs im Innern, und auch die Politik dieser Macht nach Außen, gegenüber den westlichen Mächten und dem übrigen Deutschland wird als consequent befunden und dem Fürsten Metternich, in welchem sie sich personificirt hat, eine ehrfurchtsvolle, wennschon nicht uneingeschränkte Anerkennung seiner Handlungsweise dargebracht. Das Resultat jedoch ist, daß Östreich, in Anspruch genommen von seinen nicht deutschen Ländern und mit diesen zu einer Einheit verschmelzend, sich Deutschland mehr entfremde und wenngleich, dem Ausland gegenüber, Vertreter des deutschen Interesses und ein Rückhalt für Deutschland, doch nie der Mittelpunkt für seine politische Entwickelung werden könne. 3) Die bairische Combination. Hier wird die historische Entstehung des jetzigen Königreichs Baiern und die Geschichte der jetzigen Dynastie in der Kürze berichtet und darauf hingewiesen, daß in diesem Königreich drei ganz verschiedene Elemente combinirt seien: der bairische, fränkische und rheinische Stamm. Der Mangel wahrer Einheit zeigt sich überall, sodaß es sehr unpassend war, wenn einmal von einer bairischen Nation geredet wurde. Die Regierung thut viel für Kunst und Wissenschaft, aber „man begegnet in München überall Früchten, die auf einem fremden Boden gewachsen zu sein scheinen" (S. 137). Der Geist der Altbaiern, nach der Vermuthung des Verf. mit den Böhmen verwandt, steht in ziemlich schroffem Gegensatz zu dem der echt deutschen Franken und Rheinbaiern, „durch die Monarchie geht ein unversöhnlicher Zwiespalt der Bildung und des Interesses"; „man hat keinen sichern und wahrhaft einigen Grundstoff der Volksthümlichkeit und des politischen Lebens". „Einen deutschen Maßstab dürfe man nicht nach München bringen." Dadurch, daß die Krone Griechenlands an einen Sohn des bairischen Königshauses gelangte, ist Baiern genöthigt sich an die Großmächte, namentlich an Östreich näher anzuschließen. Auch in sittlicher Beziehung stehe Altbaiern dem eigentlichen Deutschland fern. In diesem Abschnitt wird Schelling's gedacht, und seine Bedeutung und seine mehr ihm aufgedrungene als von ihm gewollte und beabsichtigte Wirksamkeit in der Gegenwart besprochen.

Niemand steht einsamer in seinen Umgebungen (in München) als jener berühmte Denker, welcher, ohne einer kirchlichen oder weltlichen Partei streng verbunden zu sein, wider seinen Willen die Centralfigur aller der den Bewegungen unsers Jahrhunderts und der germanischen Civilisation entgegenwirkenden Bestrebungen geworden ist.

4) Oberdeutsche Staaten und Stämme (S. 165). Hier erst kommt der Verf. auf seinen eigentlichen Gegenstand zu sprechen:

Ist der bisher abgehandelte Theil als ein durch eigenthümlich politische Elemente und ein nicht reindeutsches System unterschiedenes Stück der Nation vom Westen und Norden ausgeschieden worden, so bleiben für das eigentliche Deutschland noch die beiden Haupttheile übrig, bei welchen die Frage

zu beantworten, ob ihre natürlichen Unterschiede auch eine Trennung des politischen Bewußtseins und Daseins nothwendig machen.

Es wird angegeben, welche Länder und Völkerschaften zu diesem Theil Deutschlands gehören und ehemals gehört haben, die Gedanken an eine Wiedererlangung der abgerissenen Provinzen verworfen, dagegen aber auch die Neigung gewisser Politiker, das linke Rheinufer an Frankreich zu überlassen, getadelt. In der Eigenthümlichkeit der Oberdeutschen liege nichts, was einen wesentlichen und ausschließenden Unterschied dieser Stämme von denen Norddeutschlands begründe. Es wird behauptet: während die oberdeutschen Völkerschaften, „auf ihre Specialfreiheiten versessen", dem Übergewicht des Nordens eine unfreundliche Gesinnung entgegenstellten, können sich die Norddeutschen das Zeugniß geben, mit brüderlicher Liebe an den Bewohnern der Rhein-, Main- und Neckargegenden zu hängen und fast ohne Ausnahme sie mit Gerechtigkeit beurtheilt zu haben. Zugegeben wird, daß in den oberdeutschen Landen die Staatsverfassung des deutschen Mittelalters ihre höchste Blüte erreicht habe, womit aber nicht recht zusammenstimmen will, daß ebendaselbst (S. 176 fg.) von „früh erlangten und durch ihr Übermaß herausfodernden und unmäßigen Freiheiten" gesprochen und gesagt wird, jener Zustand, wo sich der volle Begriff des Bürgers erhoben, habe gar keinen Anspruch auf den Namen und das Ehrenwort eines Reichs oder Staats. Man habe sich dem altgermanischen Zustand der Freiheit wieder genähert, der aber nur eine „vermeintliche Herrlichkeit" war. Aus dieser ursprünglichen Naturfreiheit mußten sich die Deutschen, um ihre geschichtliche Aufgabe zu lösen, erheben. Die Einheit und die Freiheit geriethen in einen wechselvollen Kampf. Die Reaction gegen die ursprüngliche Freiheitsidee ging von den Norddeutschen aus; aber dies von dorther angeregte und genährte Streben nach Einheit wird auch die wahre Freiheit bringen. Die Revolution und Napoleon bewirkten einen großen Umschwung der Dinge und der Ansichten. Jene weckte das Bewußtsein der Menschenrechte, das, anfangs überschwenglich, durch die neueste Philosophie auf das nothwendige Maß, auf die ewigen Gesetze der Natur und des öffentlichen Geistes reducirt wurde. Napoleon zwang Deutschland zur Einigung der Kraft. Das Resultat dieser Verjüngung war die deutsche Bundesacte. In den folgenden Friedensjahren faßte in Oberdeutschland eine „atomistische Freiheitsliebe" Fuß; in Norddeutschland überwog das Bewußtsein einer großen Staatsvereinigung. „Zunächst mußte den Deutschen die Nothwendigkeit und der Zwang des Staats und der Nationaleinheit zum Bewußtsein kommen, auf welcher Grundlage sich die politische Bedeutung des preußischen Staats erhoben hat." Diesem allgemeinen Gesetz (dem des Zwangs!) dürfe sich die oberdeutsche Opposition nicht entziehen, sie müßte denn meinen, der Süden habe die Aufgabe, der politische Lehrmeister des Nordens zu sein. Diese findet der Verf. um so lächerlicher, als er glaubt, der Stolz der Süddeutschen habe sich in offene Antipathie gegen die Norddeutschen verwandelt, „als man spürte, hinter der allgemeinen und gründlichen Durchbildung des Nordens zurückgeblieben zu sein."

Der Orthodoxie wie dem Pietismus wurde durch dieselbe Unwissenschaftlichkeit in die Hände gearbeitet, bis zuletzt eine trockene Empirie, ein leerer Journalismus und eine einschläfernde Meistersängerei die allgemeinen Interessen der deutschen Geisteswelt in den Hintergrund drängten. Daher kam die gedankenleere Öde des politischen Enthusiasmus, der Pietismus und ein neuer Aberglaube u. s. w.

Gleich darauf aber wird von Schwaben gerühmt, daß daselbst „der Quell des Geistes so reichlich fließe und die Erziehung der Jugend so gründlich behandelt werde". Die politische Zersplitterung habe den Sinn für das Allgemeine geschwächt und den kleinlichen Egoismus genährt, der sich vorzüglich in der Gesinnung gegen den deutschen Bund beurkunde. Die glänzende Seite im Charakter der oberdeutschen Stämme aber sei, daß der Einzelne ein helleres Bewußtsein seiner persönlichen Würde in sich trage. Im Norden aber bestehe ein Hauptheil des politischen Lebens in vernunftgemäßer Resignation. Hier ist der Ort, über einige politische Ansichten Hrn. Schlesier's uns auszusprechen. Er wirft den süddeutschen Stämmen, namentlich der Opposition vor, sie sträuben sich gegen die Autorität des deutschen Bundes, und läßt sich in folgenden Doctrinen vernehmen: die Freiheiten, welche einzelne deutsche Staaten von Alters her besessen, oder erst als Glieder des deutschen Bundes erlangt, fallen, so weit sie nicht ein allgemeiner und gleichmäßiger Ausdruck des Rechtszustandes unserer Nation sind, in den von dem Liberalismus sonst so verhöhnten Begriff der Privilegien. An dem Recht des Staats, die bestehenden Privilegien, welche die Entwickelung der Gesammtheit hindern, aufzuheben, zweifelt die liberale Doctrin gar nicht; aber dasselbe Recht der Nation (!) gegen Nationalfreiheiten einzelner Provinzen oder Reichskörper wird in Abrede gestellt. Diese heißt dem Verf. ein „anmaßendes Vorurtheil und ein falscher Begriff von Freiheit". Er selbst hat das specifische Merkmal des Privilegiums angegeben in den Worten, „welche die Entwickelung der Gesammtheit hindern"; was das Privilegium gehässig und verwerflich macht, ist die ungerechte Bevorzugung der Einen auf Kosten oder mit Ausschließung der Andern; aber meint Hr. Schlesier, die Gesammtheit leide darunter oder werde in ihrer Entwickelung gehemmt, wenn ein Staat freisinnigerer Institutionen genieße als andere, oder es komme den andern zugut, wenn jene liberalern Institutionen eingeschränkt werden? Eine herrliche Logik! S. 197 lesen wir eine Paraphrase des bis zum Ekel abgedroschenen Hegel'schen Satzes, daß alles Wirkliche vernünftig und alles Vernünftige wirklich sei, „nothwendig gelangt die jedesmalige Vernunft in den öffentlichen Zuständen zur Wirklichkeit und man ist gezwungen, in jedem thatsächlichen Rechtsstand der Nation auch einen rechtmäßigen anzuerkennen. Ist diese Thatsache auch keineswegs eine ideale, so muß man doch begreifen, daß und warum sie grade diese und keine andere sein konnte". Vermöge einer bei Hrn. Schlesier nicht befremdenden Begriffsverwirrung wird der Standpunkt des pragmatischen Historikers, der Alles nimmt, wie es ist, und zu erklären

hat, warum es so wurde, mit dem Standpunkt des Rechts verwechselt. In seinem Enthusiasmus für die Macht, für den status quo, ruft er aus: „Ihr meint, keine Gewalt sei im Stande, euch den Besitz alter Rechte zu entreißen. Das ist eitel Täuschung!“ und zur Entkräftung der Berufung von Seiten der Constitutionnellen auf die Zusage der Bundesacte und den Eid der Fürsten, auf die Verfassung fragt er, royalistischer als der König: „Was will im Staatsrecht eine privatrechtliche Norm?“ und „Recht ist nur vorhanden, wo die Macht ist und wie weit sie geht“. Wenn dies die Frucht der vorgeschrittenen Civilisation wäre, daß das Recht in der Politik nicht nur factisch verletzt — dies wird nie anders werden, so lange die Welt steht — sondern sogar theoretisch ausgeschlossen und dessen Begriff mit dem der Macht identificirt würde — dann Schande dem Geiste der Menschheit! Aber so ist es doch noch nicht, und die Sophisten werden sowol von den Männern des Rechts gemieden, als von den im Besitz der Macht Stehenden insgeheim verachtet. Es verbietet sich, näher auf die Anwendung jenes Hegel'schen Satzes auf die Verhältnisse Deutschlands einzugehen, aber nicht umhin können wir, den deutschen Bund gegen die Behauptungen des Hrn. Schlesier in Schutz zu nehmen, welcher zu verstehen gibt, daß die Willkür des Bundes über Bestehen und Ausdehnung der Repräsentativverfassungen entscheide; *) denn begleitet nicht die Bundesbeschlüsse eine Deduction aus den Grundgesetzen des Bundes? Berufen sie sich auf die Macht des Bundes und nicht vielmehr auf sein Recht?

(Die Fortsetzung folgt.)

Romanenliteratur.

1. Wein und Öl. Erzählungen, Charakteristiken, Umrisse und Bilder von Franz Horn. Dresden, Arnold. 1836. 8. 1 Thlr. 8 Gr.

Der Verf., welcher die deutsche Lesewelt mit Litterarhistorie, Romanen, Novellen, Gedichten und manchem Andern beschenkt hat, liebt es seit mehren Jahren, seinen Mittheilungen einen sehr gewählten Gegensatz an die Stirn zu heften, und bei dem Mannichfaltigen, welches diese Mittheilungen zur Sprache bringen, ist ein solcher Gegensatz ein ganz bequemes Auskunftsmittel. So findet Ref. z. B. den obigen Titel höchst treffend angebracht; fänden wir nämlich, daß der Wein der Begeisterung uns einem gefahrdrohenden Schwanken und enthusiastischen Taumeln überliefern wollte, so können wir gar leicht in das Öl nüchterner Behaglichkeit und sichernder Bequemlichkeit niedertauchen, und wir sind geborgen in einem beschaulichen Gleichgewichte. Einem solchen Gleichgewichte hat nun der Verf. während seiner ganzen literarischen Thätigkeit nachgetrachtet, und er hat es gefunden in jener etwas altfränkischen Stubenluftsprache, deren Bonhomie jede Verletzung sorglich zu vermeiden strebt, die aber auch nichts heilt.

Das vorliegende Buch bietet zunächst eine Novelle: „Der Interessante“. Ref. will dem Leser selber die Entscheidung überlassen, ob er diese Novelle interessant finden wolle oder nicht; ebenso soll mit dem Verf. über den Begriff Novelle nicht gerechtet werden; daß aber diese Novelle künstlerischer Anordnung entbehre, läßt sich allenfalls behaupten, sie hat keine Plastik, keinen Mittelpunkt und keinen Schluß. Nr. 2: „Weibliche Bildung“, liefert in einer Reihe von Gesprächen Allerlei über den Lieblingsgegenstand des Verf., aber irgend Neues, oder das alte längst Bekannte und schon vielfach Besprochene von einer neuen Seite beleuchtet, wird durchaus vermißt. Es scheint nicht, als werde es dem Verf., ungeachtet seiner unermüdeten Bestrebungen, jemals gelingen, den von Ewigkeit bestandenen Conflict zwischen Mann und Weib durch das Medium der Bildung auszugleichen. Das Mittel hierzu muß auch nothwendig wo anders liegen, und Ref. ist der Meinung, es liege im Conflicte selber, welches weiter auszuführen sich wol einmal Gelegenheit finden mag. Nr. 3 bespricht den „Briefwechsel zwischen Klopstock und Göthe“, sowie „Göthe's spätere Liebe“, und würdigt Beides recht verständig. Recht begierig war Ref. auf Nr. 4 „Bilder und Scenen aus meinem Leben. Dichtung und Wahrheit“, denn immer bleibt das Leben eines Mannes beachtenswerth und zu ersprießlichen Betrachtungen anregend, der in einer nicht kurzen Reihe von Jahren sich den verschiedensten Bestrebungen hingegeben sah und dabei nicht ohne Einwirkung auf seine Zeitgenossen geblieben ist. Es ist nur übel, daß das hier Gegebene doch wirklich allzu fragmentarisch, zu abgerissen dasteht, nur im Knabenalter sich bewegt und, wie es scheint, mit einer fast scheuen Vorsorglichkeit eben da abbricht, wo der Erzähler sich zuerst den Reihen der Schriftsteller anzuschließen gewagt. Das erste Werk eines Schriftstellers, mag es übrigens beschaffen sein, wie es will, ist immer im höchsten Grade bedeutsam und die Geschichte eines solchen Werks erklärt in der Regel das ganze Leben seines Verfassers. Bisher war nun der Glaube ziemlich allgemein verbreitet, der Roman „Guiscardo, der Dichter“ sei unseres Verf. ältestes Kind; allein Ref. hat so triftige Gründe hieran zu zweifeln, daß er vielmehr wol behaupten mag, sei es nun Dichtung oder Wahrheit, einmal ein Buch auf ziemlich grauem Papier gedruckt gesehen zu haben, an dessen Dasein der Jugend unseres Verf. eine bedeutende Theilnahme zugeschrieben wurde.

Betrachten wir jedoch, was der Verf. uns hier geben wollte! Wir glauben ihm herzlich gern, daß alles Dargestellte die reine Wahrheit sei, doch erkennen wir diese Wahrheit nur im Spiegel der Dichtung, in welchem der fünfundfunfzigjährige Mann die Bilder und Scenen seines Knabenalters uns, aber auch sich selber, zeigt. Wäre der Knabe durchaus gewesen, wie er hier vor uns steht, hätte er Alles gesagt, gedacht, empfunden und gethan, wie geschrieben steht, so — wäre der gute Verf. wirklich ein recht altkluges, durch sich selber oder Andere zu einer unangenehmen Selbstgefälligkeit verhätscheltes Kind gewesen, und das mag Ref. nicht zugeben! Vielmehr ist es seine Überzeugung, daß jener Spiegel der Dichtung, durch die Länge der Zeit hier und da etwas blind geworden, die Jugendbilder nicht rein reflectirt und so den Irrthum veranlaßt habe, jenen frühern und frühesten Zuständen das Kleid der Gegenwart zu leihen. Wie leicht vergessen wir, daß, wie fest auch unser zeitweiliges Denken und Empfinden, unsere Handlungen und Erlebnisse in der Geschichte unseres Lebens dastehen, wir selber doch durch Tage, Wochen und Jahre körperlich und geistig uns wandeln und daher zu jedem Frühern einen ganz andern Menschen hinüberbringen. Wie Dem aber auch sei, was der Verf. und wie er nun einmal geben wollte oder konnte, wird hoffentlich von vielen Seiten ansprechen, denn gewiß wandeln wir am liebsten durch die Thore, die selbst dem stumpfen Alter noch golden erscheinen, durch die Thore der Kindheit in das Land, wo freilich lateinische Vocabeln als Dornenhecken sich um die Gärten und Wiesen voll lachender Früchte und duftender Blumen hinziehen, aber, wo wäre die Hecke, die ein Kind nicht durchbrochen oder durchkrochen? Und so wollen wir dem Manne, der schon manche Jahre, wenn wir seinen Werken trauen dürfen, eben nichts Grünes gesehen hat, den Duft seiner Jugendträume nicht verblasen, vielmehr wünschen, daß es ihm gefallen möge, uns noch eine gute Strecke weiter auf seiner Lebensstraße zu führen.

---

*) S. 312 spricht er sich zwar anders aus; aber an Widersprüchen ist ohnehin in diesem Buch kein Mangel.

2. Mein Freund Norbert. Eine Erzählung von M. Mortonval. Aus dem Französischen übersetzt von L. Kruse. Zwei Theile. Leipzig, Kollmann. 1836. 8. 2 Thlr.

Das ist eine Geschichte, über deren Werth oder Unwerth eigentlich nur ein Millionnair vollgültig urtheilen kann. Ref., der nicht einmal eine ganz deutliche Vorstellung von einem solchen Nabob hat, vermag daher nur eine Meinung anzudeuten, aber er hält sie um so weniger zurück, als Millionaire bekanntlich nur Contobücher einsehen, das vorliegende also wol ganz ohne Besprechung durch die Hände der Leser laufen müßte. Also, dieser Freund Norbert ist keines Menschen Kind; er ist, nachdem er einige Sprach- und Commerzstudien gemacht, als Bettler in die Welt hinausgestoßen, aber sein guter Muth, sein Raffinement wissen aus einem geliehenen Louisd'or ein unabsehbares Vermögen herauszuspeculiren. Daneben ist er schön und hat ein edles Herz, und damit bewegt er sich glücklich und beglückend zwischen den — Schicksalen? nein, zwischen den Interessen einer reichen Kaufmannsfamilie in Nantes umher, und trotz Liebesnoth, Ehebruch, Bankrott, Verzweiflung und Mordgedanken gedeiht Alles zu einem erfreulichen Ende. Daß der ganze Roman Norbert's Frau in den Mund gelegt wird, zeigt eben nicht vom Geschick des Verf., aber von einem höchst vortrefflichen Gedächtnisse dieser Frau, denn sie kann, gleich den Hauptpersonen in ältern Staats- und Ritterromanen, sogar noch alle Briefe buchstäblich hersagen, und so spielt sie wahrscheinlich im Comtoir des Gemahls eine bedeutende Rolle am Correspondenzpulte. Fragen wir nun, was dieser Roman soll? so weiß Ref. keine andere Meinung auszusprechen als diese: der Roman soll beweisen, daß es im Grunde leicht sei, Geld zu erwerben; daß man ferner dabei ein ehrlicher Mann bleiben und sogar noch andere Menschen beglücken könne. „Das ist Alles?" Ja! „Das ist aber eine längst bekannte Sache!" Freilich!

3. Emanuel. Nach Drouineau von Fanny Tarnow. Zwei Theile. Leipzig, Kollmann. 1836. 8. 2 Thlr.

Ref. würde sich in Verlegenheit befinden, irgend eine Ansicht über vorliegendes Buch zu äußern, wäre ihm nicht die Übersetzerin durch einen umfassenden Vorbericht zu Hülfe gekommen. Diese Hülfe ist jedoch eigner Art: wie sehr nämlich Ref. sich im Allgemeinen mit der liebenswürdigen Übersetzerin einverstanden erklärt, wenn von den höchsten Aufgaben des Menschen die Rede ist, so kann er doch das Axiom der Übersetzerin nicht unbedingt unterzeichnen, „daß die Menschen als persönliche Wesen eine andere Bestimmung haben sollen als der Staat". Der Staat kann absolut keine andere Aufgabe lösen wollen als ein Aggregat desselben, das Individuum. Ein Anderes aber ist die streng wissenschaftliche Begründung des Staates und das Ding oder Unding, welches die an die Spitze eines gegebenen Staates Gestellten von einem egoistischen Standpunkte aus zu definiren vielleicht für ersprießlich halten. In letzterer Beziehung müssen wir Drouineau's Absicht vollkommen als achtungswürdig ehren, wenn er der Selbstsucht, der Frivolität das ewig Wahre, Rechte und Schöne durch das Medium der Poesie entgegenstellt, ohne sich der Waffen des Spottes, des zelotischen Eiferns, der schroffen Satire zu bedienen. Aber auch die Übersetzerin hat wiederum durchaus Recht in ihrem Ausspruche: „daß seine Absicht mehr Anerkennung verdiene, als sein Talent". Letzteres bethätigt eine ganz eigenthümliche Unbeholfenheit. Die klarste Einsicht, das tiefste und reinste Gefühl, eine poetisch-verklärte Gesinnung, eine genaue Kenntniß der von ihm behandelten Zustände dürfen nämlich dem Verf. keineswegs abgesprochen werden, gleichwol bewegt er sich in eben diesen Zuständen, als seien sie ihm zum ersten Male vorgekommen und seine Aufgabe sei nur die, Campe's „Väterlichen Rath" oder dessen „Theophron" in einen Roman zu übersetzen. Daher ist es erklärlich, wie man in ihm eine neue Art von Don Quixote finden will; erklärlich ist es aber auch, weshalb man damit den Begriff des Lächerlichen verbindet, denn wie wenige Menschen verstehen den Don Quixote! Drouineau's „Emanuel" ist, vom kunstphilosophischen Standpunkte aus betrachtet, voll der auffallendsten Gebrechen und Verstöße; gibt es aber Leser, welche die Absicht des Verf. zu ehren und zu würdigen wissen, so muß ihnen dieses Buch voll der reinsten Gesinnungen, der edelsten Motive, der innigsten Liebe und der einfachsten Wahrheit willkommen sein, und Ref. bedauert nichts mehr, als daß solche Leser durch die auffallendsten, sinnstörenden Druckfehler beleidigt werden.

4. Die Geächteten, oder Valerio und Isidora. Ein historischer Roman von Ernst Ortlepp. Zwei Theile. Leipzig, Kummer. 1836. 8. 2 Thlr.

Der alte Cramer lebt noch! Ref. kann sich nun der schönen Hoffnung hingeben, noch einige Freudenblumen auf seinem abwärts gehenden Lebensgange zu brechen. Der kennt die Sehnsucht nicht, nicht Kummer, Schmerz und Verzweiflung, der nicht seine blühende Jugend durchgecramert hat und dann plötzlich die ganze Reihe der kräftigsten Mannesjahre nichts hören, nichts sehen und genießen soll als Machwerke, die einige ästhetische Kampfhähne als Kunstwerke uns aufzubringen nicht müde werden können. Um nur Ruhe zu haben und in der Gesellschaft fortzukommen, muß man sein Jugendideal tief in der Brust zurückzudrängen und vor den Leuten Bewunderung und Entzücken heucheln, während man stündlich in Gefahr ist, in diesem gräßlichen Zwiespalte wahnsinnig zu werden. Dank dem Edeln, der auf homöopathischem Wege solcher Gefahr uns entreißt! Denn wie nach einem alten deutschen Kernspruche Hitze die Hitze vertreibt, so waffnet der in diesem Buche durch die eigenthümlichsten Kunstmittel deponirte Wahnsinn uns gegen alle Anfechtungen jener als Sterne erster Größe durch verschrobene Kunstphilosophen ausposaunten Producte einer offenbar verkrüppelten Phantasie. Ref. hält es für eine ernste Pflicht, den Inhalt des vorliegenden historischen Romans nicht zu verrathen, aber er ruft Euch herbei, Ihr liebenswürdigen Mamsellen der Stick- und Stricknadel, Ihr Haus- Feld- und Gartenregentinnen; Ihr Pfeffer- und Grützeauswäger; Ihr Bessern unter den Kleidermachergehülfen und Blechkünstlern — kommt, leset und vergeht vor Wonne! Erkennt aber auch voll des tiefgerührtesten Dankes die gründlichste Wahrheit, die jemals der Feder eines romanschreibenden Dichters entflossen und die (Theil 2, S. 60) mit goldnen Buchstaben gedruckt stehen sollte: „Ach ihr Menschen, kennet ihr die unsägliche Geduld und Beharrlichkeit, die zu einem Künstler gehört, ihr würdet sie für ein unbegreifliches Wunder halten! Indeß, Ausdauer hat auch der Stümper, so gut wie das Genie." 46.

Literarische Notizen.

Louis Say, der Bruder des berühmten Nationalökonomen, hat soeben ein interessantes und an neuen Ideen reiches Werkchen: „Etudes sur la richesse des nations" herausgegeben.

In Frankreich sind im Laufe des vorigen Jahres 6632 Werke in verschiedenen Sprachen erschienen, 1154 Kupferstiche und Lithographien.

Mit Anfang dieses Jahres hat in Paris ein neues Blatt: „l'Europe", begonnen, das, nach dem Vorgange mehrer im Laufe des vorigen Jahres unter denselben Bedingungen begründeten, nur die Hälfte des Preises der großen pariser Blätter kostet. Dasselbe kündigt sich als „Journal des intérêts monarchiques et populaires" an, und da der Marquis von Jouffroy der Hauptredacteur ist, kann die Tendenz dieser neuen Zeitung nicht zweifelhaft sein. Das Unternehmen ist auf einen Fonds von 750,000 Francs gegründet, die durch 1500 Actien, von denen 1000 auf den Namen gezeichnet sind, 500 au porteur lauten, aufgebracht werden. Nach einer in dem Prospect dargelegten Berechnung würde der Absatz von 10,000 Exemplaren den Actionnairs, außer andern Vortheilen, 24 Procent jährlich an Zinsen und Dividende abwerfen. 4.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Freitag, —— Nr. 27. —— 27. Januar 1837.

Oberdeutsche Staaten und Stämme. Vom Standpunkt der Politik beleuchtet von Gustav Schlesier.

(Fortsetzung aus Nr. 26.)

Der Abschnitt: Würtemberg und die Würtemberger ist der größte im ganzen Buch und gibt eine Skizze der Entstehung und Geschichte, namentlich der Verfassung dieses Landes, eine Statistik der intellectuellen Elemente und der Landeserzeugnisse, eine Schilderung des Charakters, der Gegenden und der Einwohner, eine Kritik der geistigen und politischen Bildung, und eine Beschreibung der neuesten politischen Entwickelungen und des dermaligen Zustandes. Aber mit einer durch diese Schrift überhaupt sich hindurchziehenden desultorischen conversationsmäßigen Redseligkeit werden auch Probleme hier erörtert, welche in andere Abschnitte, wenigstens nicht hierher gehören — wie z. B. das Verhältniß Preußens zum übrigen Deutschland, weitläufige Betrachtungen über Quasiconstitutionalität (dies mag noch gelten), die junge Literatur u. s. w. Wir müssen uns kurz fassen und mit wenigen einzelnen Bemerkungen begnügen. Ob der Verf. in der früh errungenen alt-würtembergischen Verfassung mehr einen Vorzug oder ein Unglück erblickt, ist schwer zu sagen, denn bald neigt er sich auf diese, bald auf jene Seite. Er ist ein Bewunderer des Fürsten, der sie vernichtete; er nennt ihn eine erlauchte Natur und macht dem Volke einen Vorwurf daraus, daß es bei seinem Tode keine Rührung gezeigt. „Er hatte, wofür ihm ein Freund vernünftiger Freiheit den größten Dank schuldete, mit der Vernichtung der verfassungsmäßigen Oligarchie den Grund einer wahrhaft bürgerlichen, freien (!!) und staatsklugen Ordnung im Lande gelegt." Welche Verkehrung aller sittlichen Begriffe, wenn man aus einer widerrechtlichen, nicht um des allgemeinen Besten, sondern aus despotischer Willkür begangenen Handlung, deswegen, weil die nicht beabsichtigten Folgen ersprießlich waren, ein Verdienst macht! Übrigens ist über die würtembergische Verfassungsgeschichte das Bekannte, nebst der Zuthat einiger Reflexionen des Verf., gewandt zusammengestellt, wobei er seine Abneigung gegen alles Demokratische in ein helles Licht zu setzen nicht verfehlt. Der würtembergischen Regierung wird mit großem Empressement ein beinah uneingeschränktes Lob gespendet und die anderswo ausgesprochene Klage, daß häufig „unser bester Flug" gehemmt und niedergehalten werde, scheint auf Würtemberg nicht bezogen werden zu dürfen. Von ausnehmend milder Gesinnung zeugt die überall durchschimmernde Voraussetzung, daß die liberalen Absichten und Bestrebungen der Regierung nur noch nicht Raum und Zeit gefunden haben, sich ganz zu verwirklichen, und wenn noch Eins und das Andere vermißt werden dürfte, so nimmt Hr. Schlesier mit der ihm eigenthümlichen Logik keinen Anstand, die Schuld der Verweigerung nicht den Verweigernden, sondern den Fodernden beizumessen. Wie er über das Wesen und den Charakter der Würtemberger denkt, ist nicht leicht auszumachen, denn es wechseln große Lobeserhebungen mit bitterm Tadel. Besonders wird ihnen Schroffheit, Unmittheilsamkeit, Mistrauen gegen Fremde, Bornirtheit, moralischer Rigorismus und Pharisäismus vorgerückt — aber sie heißen auch ein Kernvolk, an Leib und Seele eigenthümlich, reich an Bildung und an schöpferischen Genien; es wird geklagt über „die Härte und pharisäische Strenge in Beurtheilung Anderer, die theilnahmlose Neugier und das Mistrauen, das man einem Fremden entgegenträgt"; „der Schwabe mißt dich, wenn du bei ihm eintriffst, von oben bis unten, nimmt seinen Maßstab aus der Tasche und pflegt mit dir so lange keinen Umgang, bis er deinen bürgerlichen Charakter bis auf das letzte Gran abgewogen." Gleich darauf jedoch erklärt er diese Zurückhaltung, gegenüber von Norddeutschen, aus dem Respect, den die Schwaben empfinden. „Sie spüren ein geistiges Element, welches zu fassen und zurechtzulegen ihnen die Handhabe mangelt." Überhaupt wird den Schwaben oder Würtembergern ein Widerwille oder Unvermögen für die Philosophie, besonders die neueste, beigelegt, womit sich denn wieder vortrefflich reimt, was S. 310 gerühmt wird: die letzte Promotion in Würtemberg habe fast aus lauter Anhängern der Hegel'schen Philosophie bestanden, und von diesen Freidenkern werden viele Professoren oder wol gar Prälaten werden. Anlangend den Vorwurf des Mistrauens und der Zurückhaltung aber ist freilich zu bedauern, wenn Hr. Schlesier solche Erfahrungen gemacht hat; man braucht jedoch ihm gewiß nicht Fälle der schnödesten Indiscretion namhaft zu machen, die, wenn sie öfters vorkommen, wenn sie in einer gewissen Art von Literatur Ton werden, Zurückhaltung und Mistrauen vollkommen rechtfertigen. Über

seine Ansichten von dem Charakter der Würtemberger rechten wollen, hieße dem Urtheil eines Fremden, der in Schwaben doch wol noch nicht „einige Scheffel Salz gegessen hat", zu viel Wichtigkeit beilegen; vielleicht werden manche Würtemberger von den lobenden Partien entzückt sein und die Vorwürfe gutmüthig mit in Kauf nehmen, gewiß aber werden Viele auch gegen die Lobpreisungen aus einem Munde gleichgültig sein, der die Männer ihrer Wahl und ihres Vertrauens herabsetzt. Den Tadel, den Hr. Schlesier über Engherzigkeit und Prüderie Schwabens ausgießt, weil von hier die Bekämpfung der unsittlichen und frivolen Tendenzen einer seitdem zersprengten Schule ausging, welche der Verf. zwar auch verdammt, aber deren Gegner ihm doch als viel „unsittlicher" erscheinen, werden Viele als ein Lob aufzunehmen sich erlauben. Welch eine schöne Sache ist es aber um die in der jüngsten Zeit aufgekommene Terminologie und Phraseologie, welche besonders in der Generalisirung und im Gebrauch von Abstracta ihre Stärke hat! Der Verf. sagt: „die Jugend und die Literatur waren übermüthig geworden". Welch ein kunstreiches ἓνδιαδυοῖν! War denn die Literatur des jungen Deutschland die Literatur? und war jenes Halbdutzend von Schriftstellern die deutsche Jugend? Welche Beleidigung gegen die Literatur und gegen die Jugend Deutschlands, jenes Freicorps von Autoren mit Beiden identificiren zu wollen! Wenn der Verf. sowol hier als in seinen kecken Urtheilen über den Charakter eine Volksstammes den Mund voll genug nimmt, so ist dagegen seine Bescheidenheit anzuerkennen, womit er das in Würtemberg bestehende Maß von Preßfreiheit als genügend erklärt. Der Raum erlaubt nicht, auf den Inhalt dieses Abschnitts und des übrigen Theils der Schrift, worin noch von den Rheinlanden, von der badischen Opposition, Rotteck's „Vernunftrecht", von den Aussichten und Interessen Oberdeutschlands und der Zukunft Deutschlands überhaupt gehandelt wird, noch näher einzugehen. Nur noch ein paar Proben von den Widersprüchen, die sich überall finden. Der Verf., dem Gegebenen huldigend, ein Empiriker und Naturalist, wie er sich selbst nennt, er, der das Wirklichbestehende als das Vernünftige anerkennt, sagt doch S. 336:

Die Schwäche und Schlechtigkeit des menschlichen Geschlechts zeigt sich leider in der Politik in ihrem ganzen Glanze, sodaß man hier vor Allem die Begeisterung auch ohne die Hoffnung ergreifen muß!

Wie schön stimmt dies zu seinen Verunglimpfungen der deutschen Oppositionen! Das non plus ultra von Widersprüchen findet sich S. 337. Dort wird gesagt: es sei sehr verfehlt gewesen, von einer Hegemonie Preußens zu sprechen; einmal sei darin eine Anmuthung für die Fürsten enthalten gewesen, vor welcher sich der Verf. in ihrem Namen aufs innigste entsetzt, und „am wenigsten sollte man mit einem so misdeutigen Wort den Zustand bezeichnen wollen, der schon der Natur der Dinge nach vorhanden ist und durch die Fortbildung des deutschen Bundes sich immer mehr entwickeln wird. Gleich darauf:

In keinem Fall darf man durch einen Namen Verhältnisse schaffen wollen, die, indem sie den wirklichen Besitz verändern, nur von Thatsachen introducirt werden könnten, auf welche eine vernünftige Politik nicht zu speculiren wagt.

(Der Beschluß folgt.)

Eine neue Schrift über die Zigeuner.

Die Zigeuner, obgleich sie hinsichtlich ihrer vielfachen Schicksale, Wanderungen und Erlebnisse einigermaßen mit den Juden verglichen werden können, sind doch beiweitem interessanter und poetischer als diese. Diese Poesie des Daseins erstreckt sich bei den Zigeunern sowol auf ihren Ursprung als auf ihren ganzen bisherigen Zustand. Denn jene tief in allem menschlichen Dasein beruhende und begründete Naturmystik ist vielleicht von keinem Volke treuer und selbständiger bewahrt worden, als von ihnen. Auch hat kein Volk treuer und inniger die alte Sage ihres Ursprungs festgehalten und aufbewahrt. Daher kommt es, daß bei den Zigeunern das mystische Element einestheils ein historisches, vergangenes, anderntheils aber ebenso sehr ein der gegenwärtigen Existenz selbst angehöriges ist. — Ganz anders haben sich die Juden in ihrer unglücklichen Geschichte fortentwickelt. Die Juden, ein von Haus aus unpoetisches Volk, hatten kein bedeutendes Quantum von Poesie schon von Alters her zu bewahren. Nachdem die Harfentöne des Psalmisten in den Herzen der Söhne Abraham's verklungen waren, nachdem es längst ein Räthsel geworden war, wie unter den ernüchterten, nur auf das Praktische und Nächste gerichteten Stämmen Juda jemals ein hohes Lied und eine Weissagung des Jesaia hatte entstehen können, nachdem die unstete Wanderschaft, als der ewige Fluch des in theokratischem Hochmuth so unliebenswürdigen Volks ausgesprochen war, da machten sich die Kinder Jakob's auf und durchzogen die Lande, um zu sehen, ob nicht die Erde groß genug sei, sie vereinzelt zu beherbergen. Das Unglück, die Qual des lastenden Fluchs, das Unheil der Verfolgung ist sonst nicht ohne ihre eigenthümliche Romantik; allein bei den Juden war dies der Fall. Der Geist der Handelsspeculation war der einzige Genius, den ihnen ihr unseliges Geschick noch gewährte. Wann dieser Geist zuerst, anstatt des entflohenen Gottes, sich auf sie niederließ, ist schwer zu bestimmen; allein daß schon vor vielen Jahrhunderten er sie heimgesucht, ist gewiß, sowie, daß mit seinem ersten Erscheinen auch schon der letzte poetische Funke in dem Herzen des bejammernswerthen Volks erloschen war. Es ist ihnen begegnet, was noch bei einem wahrhaft großen Unglück das Schrecklichste ist, daß sie die Poesie desselben nicht einmal in ihrem eignen Bewußtsein mehr haben, sondern diese nur in der von ihnen selbst nicht verstandenen Sage vom Ahasverus, außer ihnen, in dem christlichen Bewußtsein lebt.

Ganz anders ist es mit den Zigeunern, in denen der rothe Faden ihrer uralten Sagen und Geschichten, ihrer uranfänglichen Poesie zu keiner Zeit erloschen ist. Während der Jude, im alleinigen Element des Handels und Wandels ganz versunken, nur von der grellsten Prosa des Lebens weiß, verschmäht diese der Zigeuner ausdrücklich und bleibt einem, wenigstens der Sage nach, ursprünglichen Naturzustande, und in diesem, wenn auch verfolgt, dem ewigen Naturgesetze der Freiheit getreu. Selbst seinen Glauben verwandelt er sich zur Poesie, indem er daran nicht als an einem abstracten Gesetz festhält, sondern frei, wie mit sinnlichen Anschauungen, wie mit den Sternen und Kräutern und Bäumen selbst, damit spielt und ihn ganz und gar zum symbolischen Ausdruck seines ganzen Lebens macht.

Die neue Schrift, auf welche wir uns hier beziehen wollen, hat Herrn Samuel Röberts zum Verfasser und führt den Titel: „The Gipsies, their origine, continuance and destination, as clearly foretold in the prophecies of Jesaiah, Jeremiah and Ezechiel" (London 1836). Wie schon der Titel gibt, hat sich der Verfasser die Aufgabe gestellt, in den prophetischen Büchern des alten Testaments den Schlüssel zu einer Geschichte des Ursprungs der Zigeuner zu suchen und zu finden, und auf den Grund einer ziemlichen Menge von Stellen, welche

er selbst für beweisend hält, einen großen Theil der bisherigen Behauptungen über diesen wunderbaren Volksstamm zu widerlegen. Muß man nun gleich einräumen, daß die vom Verf. unserer Schrift angezogenen Quellen keineswegs hinreichend sind, um ein Jahrhunderte altes Räthsel zu lösen, so enthält dieselbe doch manche Hypothese, die durchaus nicht unhaltbar scheint, und die gegründete Widerlegung mancher absurden Behauptung, welche zeither in Betreff desselben Gegenstandes allgemein gültig war. Der Verf. ist der Annahme, daß die Zigeuner Abkömmlinge der Soudras seien, die aus ihrem Vaterland durch die Grausamkeit des Timur Beg um das Jahr 1408 vertrieben worden, durchaus entgegen. Er sagt: „Die Verwandtschaft der beiden Sprachen ist der einzige Grund, auf dem diese Meinung beruht, und die einzigen Belege dazu bilden einige wenige Worte, die in beiden Sprachen ungefähr gleich lauten. Irgend ein anderer innerer oder äußerer Grund ist bisher von keiner Seite angeführt worden. Nun ist es ausgemacht, daß die Sprache der Zigeuner, die noch in allen Gegenden der Erde dieselbe ist, sich nicht verändert hat, und ebenso wenig läßt sich nachweisen, daß das Hindostanische sich in materieller Hinsicht verwandelt hat. Wäre nun obige Meinung gegründet, so müßten unstreitig die Soudras und Zigeuner sich verstehen können, was aber, zufolge aller Angaben, keineswegs der Fall ist. Viel wahrscheinlicher ist dagegen die Annahme, daß, vorausgesetzt, daß die Zigeuner aus Ägypten stammen, beide Sprachen aus einer gemeinschaftlichen Wurzel entstanden sind." An einer andern Stelle äußert sich der Verf.: „Es ist ein bemerkenswerther Umstand, daß die erste Notiz, die uns von den Zigeunern zugekommen ist, fast von allen europäischen Staaten zu einer und derselben Zeit ausgegangen ist, das heißt: zu Anfang des 15. Jahrhunderts. Es läßt sich nicht anders als räthselhaft nennen, wie diese Stämme ihren Weg so schnell zu den verschiedenen Nationen fanden, und so plötzlich sich, wo nicht mit ihnen vermischten, doch mit ihrer Lebensweise, mit ihren Sitten und Gesetzen vertrugen. Mit Leichtigkeit erlernten die Zigeuner die Sprache eines jeden Landes, in welches sie eingedrungen, und sie besaßen zu gleicher Zeit einen außerordentlichen Scharfblick im Durchschauen der fremden Zustände, Volkseigenthümlichkeiten und Schwächen. So machten sie sich in damaliger Zeit sehr bald auf gewisse Weise mit dem religiösen Aberglauben der verschiedenen Völker, sowie mit den geheimen Wissenschaften vertraut, die damals eine so gewaltige Bedeutung hatten. Die Zigeuner wußten sich die tiefere Kenntniß der Natur und der natürlichen Dinge in der Absicht zu erwerben, um eine gewisse geistige Überlegenheit unter dem Volke, bei welchem sie lebten, zu erlangen und solchergestalt sich eine gewisse scheue Achtung zu erwerben, die allerdings, so lange wirklich die Überlegenheit des Geistes stattfindet, nicht aufhören kann. Bei dieser großen Weltklugheit, in deren Interessen die Zigeuner sich einließen, bewahrten sie doch die Selbständigkeit ihres Charakters im höchsten Maße. Ihre eigne Sprache, ihre Sitten, ihre Kleidung, ihre sonstigen Gebräuche, Beschäftigungen und Eigenthümlichkeiten blieben in jedem Lande dieselben, und vielleicht war es nur eine Maßregel des strengsten Grundsatzes, daß sie stets den Aufenthalt in den Städten vermieden und ihre Zelte immer nur in der Nähe der Dörfer aufschlugen; denn sie fürchteten wol auch eine allmälige Verwischung ihrer Besonderheiten und Amalgamirung mit den übrigen Bewohnern, wenn sie sich an die größere Mannichfaltigkeit, an das unbegrenztere Zusammen- und Durcheinanderleben in den Städten zu sehr anschlossen."

Anlangend nun die Beweisstellen aus den Propheten, welche der Verfasser für die in seinem Buch ausgesprochenen Ansichten anführt, so sind sie genau genommen nur insofern Beweisstellen, als man die allgemeine Voraussetzung zugibt, daß die Zigeuner ägyptischen Ursprungs sind. So wird namentlich das 29. Capitel des Ezechiel als völlig beweisend angesehen, worin es unter andern heißt: „Predige und sprich, so spricht der Herr Herr: Siehe ich will an dich, Pharao, du König in Ägypten, du großer Drache, der du in deinem Wasser liegst und sprichst: der Strom ist mein und ich habe ihn mir gemacht. Aber ich will dir ein Gebiß ins Maul legen, und die Fische in deinen Wassern an deine Schuppen hängen, und will dich aus deinem Strome herausziehen sammt allen Fischen in deinen Wassern, die an deinen Schuppen hängen. Ich will dich mit den Fischen aus deinen Wassern in die Wüste wegwerfen, du wirst auf das Land fallen, und nicht wieder aufgelesen, noch gesammelt werden, sondern den Thieren auf dem Lande und den Vögeln des Himmels zum Aas werden. Und Alle, die in Ägypten wohnen, sollen erfahren, daß Ich der Herr bin, darum, daß sie dem Hause Israel ein Rohrstab gewesen sind, welcher, wenn sie ihn in die Hand faßten; so brach er und stach sie durch die Seiten; wenn sie sich aber drauf lehnten, so zerbrach er und stach sie in die Lenden. Darum spricht der Herr Herr also: Siehe ich will das Schwert über dich kommen lassen, und Beides, Leute und Vieh, dir ausrotten. Und Ägyptenland soll zur Wüste und öde werden, und soll erfahren, daß Ich der Herr sei u. s. w." Und ferner: „Denn ich will Ägyptenland wüste machen, und will ihre wüste Grenze, und ihre Städte wüste liegen lassen, wie andere wüste Städte, vierzig Jahre lang, und will die Ägypter zerstreuen unter die Heiden, und in die Länder will ich sie verjagen." Desgleichen findet der Verf. das 19. Capitel im Jesaias sehr beweisend, wo es unter Anderm heißt: „Ich will die Ägypter aneinander hetzen, daß ein Bruder wider den andern, ein Freund wider den andern, eine Stadt wider die andere, ein Reich wider das andere streiten wird. Und der Muth soll den Ägyptern unter ihnen vergehen, und will ihre Anschläge zu nichte machen. Da werden sie dann fragen ihre Götzen und Pfaffen, und Wahrsager und Zeichendeuter. Aber ich will die Ägypter übergeben in die Hand grausamer Herren, und ein harter König soll über sie herrschen, spricht der Herrscher, der Herr Zebaoth. Und das Wasser in den Seen wird vertrocknen, dazu der Strom wird versiegen und verschwinden. Und die Wasser werden verlaufen, daß die Seen an Dämmen werden geringe und trocken werden, beides Rohr und Schilf verwelken. Und das Gras an den Wassern verstieben, und alle Saat am Wasser wird verwelken und zu nichte werden." (Diese letztere Stelle ist von Einigen symbolisch von dem Volke selbst verstanden worden, und Herr Roberts scheint sie ebenfalls so zu nehmen.) „Forscht man genau in diesen Stellen", fügt derselbe noch hinzu, „und vergleicht damit die Capitel 30 und 32 des Ezechiel und einige andere Stellen im Jesaias und Jeremias, so findet man, daß hier eigentlich von einem dreifachen Ereignisse in der allgemeinen Geschichte des Untergangs der Ägypter die Rede ist. Zuerst nämlich: von ihrer vollkommenen Niederlage und Zerstreuung; sodann von ihrem Zustande in der Zerstreuung, wo sie, ohne ihre Götzen, unter allen Nationen sich umhertreiben und im offenen Felde hausen; endlich von ihrer Rückkehr in das Land der Heimat, wo sie nun den Gott Zebaoth als Herrn des Himmels und der Erde anerkennen sollen."

Wir wollen hier noch eine Stelle aus der Schrift des Herrn Roberts ausheben, welche, genau genommen, aber mehr gegen seine Annahme, als für dieselbe beweisen möchte; denn es ist kaum zu begreifen, daß die bloße Veränderung des Wohnsitzes so ganz und gar alle Sitten, Gebräuche und Eigenthümlichkeiten eines Volks sollte vertilgen können. „Auch auf eine andere Weise", sagt der Verfasser, „hat die strafende Hand Gottes über den Ägyptern sich kund gegeben. Diese Strafe erscheint darin, daß diese Verjagten und Verfluchten sich nach und nach ganz ihrem Ursprung, ihrer Volkseigenthümlichkeit, allen Gefühlen, Erinnerungen und Vorzügen der Heimat entfremdeten. So z. B. wie stolz war das ägyptische Volk auf seine gigantischen, herrlichen Gebäude, auf seine Pyramiden, Obelisken, Göttertempel und Königsgräber! Von dem allen haben die Zigeuner nicht das Mindeste. Auch die Erinnerung daran ist ihnen gänzlich erloschen und sie haben vielleicht sogar die

Empfindung für solche Herrlichkeit verloren. (Wol kaum dürfte man das annehmen. Es ist vielmehr ausgemacht, daß der Zigeuner nicht nur eine sehr rege Empfindung für das Erhabene, sondern auch eine sehr klare Anschauung davon, und zu Bezeichnung desselben in seiner Sprache einen reichern Ausdruck hat als manches andere Volk.) Ein ganz leichtes, oft armseliges Gewand bedeckt den Zigeuner von Jugend auf bis an seinen Tod. In diesem Kleide lebt er, in ihm stirbt er und wird darin ohne Sang und Klang, ohne Sarg und feierliches Begängniß begraben. Die alten Ägypter hielten sich ferner und wurden gehalten für das weiseste und gebildetste Volk der Erde; dagegen sind die Zigeuner, namentlich in einigen Ländern Europas, z. B. in Schottland, ganz roh und unwissend, und verstehen weder ihre Sprache zu lesen, noch sie zu schreiben." (Auch dies ist ein curioser Beweis von Seiten des Verfassers. Soll man in dieser Uncultur eine göttliche Strafe erkennen? Viel eher kann man doch wol annehmen, daß durch sein Schicksal selbst ein ursprünglich geistreiches Volk im Lauf der Jahrhunderte zurückgekommen und seiner ursprünglichen Bildung entfremdet sei, denn Genialität besitzen die Zigeuner genug.) Ferner waren die alten Ägypter sehr verschwenderisch in ihrer Lebensweise und namentlich sehr luxuriös im Essen und Trinken, wodurch sie sich vor allen Völkern des Alterthums auszeichneten. Die Zigeuner dagegen leben von der einfachsten Kost, sind mäßig und machen wenig Ansprüche. (Dies wäre kein Wunder, wenn man bedenkt, daß die Fleischtöpfe Ägyptenlands auf einer Reise, die einige Jahrtausende dauert, nach und nach ausgehen.) Endlich liebten die alten Ägypter ganz besonders die Kleiderpracht und eine glänzende Todtenehre, wovon jedoch bei den heutigen Zigeunern nur der schneidendste Gegensatz vorhanden ist." Ja, mein bester Herr Roberts, das ist kein Wunder. Ein Volk, das zwei Jahrtausende hindurch kein anderes Dach hat als den ewigen Himmel, kein anderes Haus als den grünen, dichten Wald, kein anderes Bett als die freie, offene, stürmische Haide; ein Volk, das von der eigentlichsten Gegenwart lebt, von dem Augenblicke des Daseins nascht, und dem Nacht und Tag, Freud und Leid, Lust und Drangsal von der Geburt bis zum Tode in Eins verschmelzen, ein solches Volk kann nicht in tyrischem Purpur einhergehen und über der Asche seiner Verstorbenen Mausoleen wölben. Von einem besondern Fluch, im alt prophetischen Sinne, kann also wol bei diesem Volksstamme nicht die Rede sein; es ist der allgemeine Fluch der Verbannung, der auf diesen Nachkommen altägyptischer Herrlichkeit lastet, der allgemeine Fluch des Irrsals, ein Fluch, der eigentlich keiner der Gottheit, sondern nur der Fluch der Geschichte ist.

Wofür man Herrn Roberts schließlich vorzüglich Dank wissen muß, das ist für das seiner Schrift angehängte Vocabularium der Zigeunersprache. Wir wollen aus diesem die hauptsächlichen und gewöhnlichsten Bezeichnungen ausheben. So heißt in der Sprache der Zigeuner: die Gottheit Duvvel; die Kirche congliog; das Haus ca-ha; das Zelt tanya; das Gefängniß starrapan; ein Bierhaus kichimmo; die Stadt gav; die Thür wudda; das Thor stigga; die Straße drum; die Kette shammit; das Licht mumleo; die Erde chik; der Zigeuner romino; das Weib manishee; der Knabe chau; das Mädchen chi; der Vater dad; die Mutter di; der Bruder pal; die Schwester pen; der Oheim coc; der Großvater bibbi; der Edelmann aral; die Edelfrau araunah; der Kopf sherrou; der Arm mush; die Hand wast; das Auge yoc (unstreitig mit dem lateinischen oculus, italienischen occhio u. s. w. verwandt); die Zunge chiv; ein Buch lill; die Nacht ratee; der Tag dud; das Feuer yog; der Vogel chericlo; der Fisch matcho; das Ei yoro; die Milch zud; der Zucker gudlam; der Thee multramangareo; das Bier livin; der Branntwein tattipani; die Blume roudza; das Pferd gry; der Hund juckal; ich ou; du ut; mich mande; niedlich arincina; schwarz acola; weiß apono; roth allullo; heiß tatto; kalt skill; laufen nash; sitzen besh; liegen sose; reiten kista; tanzen kell; lachen sal; weinen burvin; sterben mulloo; stehlen chor; fechten coor (die etymologische Verwandtschaft dieser beiden ziemlich gleichlautenden Wörter ist leicht zu erklären); tödten mur; sehen dikk; wissen jin; trinken pe; essen hau; brennen hotcha; verkaufen bikkin; schneiden chinnet; danken parrac; eins yeck; zwei due; drei trin; vier pange; fünf disk u. s. w. 80.

Notizen.

Eine Zeitung aus Vandiemensland schildert den Aufenthalt und die Behandlung der auf Neusüdwales verwiesenen Verbrecher mit so traurigen Farben, daß, wenn diese Nachrichten der Wahrheit gemäß sind, wie man kaum zweifeln kann, der Tod in Vergleich zu den Leiden dieser irdischen Hölle nur ein Spiel sein muß. Der Aufenthalt der Verwiesenen ist eine Halbinsel von mehren Meilen in der Länge, von wo das Entkommen sowol durch das Meer, als durch Soldaten und große wilde Hunde, die hier eine Art von Grenzcordon bilden, verhindert wird; sowie der Verwiesene hier angekommen ist, wird er, ohne Rücksicht auf seinen Stand und frühere Lebensweise, zu den schwersten Arbeiten gezwungen, die ihn oft nöthigen, halbe Tage lang bis über den Leib im Wasser zu stehen; er kann nicht einmal seine Kleider wechseln, sondern muß warten, bis die Sonnenhitze die Nässe herausgezogen hat. Seine Kost ist eine Art gesalzener Brei, der nicht die geringste Kraft gibt, das schlechte Gebäck, was er dazu genießt, wird ihm so spärlich zugemessen, daß seine wöchentliche Ration oft schon in den ersten drei Tagen aufgezehrt ist und er nun die übrigen Tage der Woche Hunger leiden muß. Jede andere Nahrung außer dieser zu sich zu nehmen, ist dem Verwiesenen streng verboten, er darf kein gutes Brot, keinen Zucker, keinen Thee genießen, selbst wenn sich Freunde finden sollten, die ihn damit versorgen wollten. Die Küste ist reich an Fischen, aber die Unglücklichen, denen der Genuß von frischem Fleisch eine Wohlthat sein würde, dürfen keine dergleichen fangen, bei Strafe der Auspeitschung bis aufs Blut. In der Regel sind diese Unglücklichen leidenschaftlich dem Genuß des Tabacks ergeben, allein sie fallen der härtesten Strafe anheim, wenn sich nur ein kleines Röllchen davon oder nur eine zerbrochene Pfeife bei ihnen findet. Diese grausame Entziehung gesunder Nahrungsmittel, verbunden mit den schwersten Arbeiten, macht diese beklagenswerthen Geschöpfe zu wahren Skeletten, und dennoch müssen sie sich noch die härtesten Züchtigungen gefallen lassen, wenn sie nicht im Stande sind, das ihnen auferlegte Pensum abzuarbeiten. „Es ist viel Unglück in der Welt", sagt Raupach's Bettler. Sehr wahr; aber noch mehr Grausamkeit und Bosheit.

Wenn in Havanna ein Räuber auf der That ertappt wird, so lautet der Urtheilsspruch gewöhnlich dahin, halb nackt auf einem Maulesel ausgestellt und an den Ecken der Hauptstraßen ausgepeitscht zu werden; alsdann wird der Verbrecher auf fünf Jahre in die spanischen Bergwerke geschickt. Dies Auspeitschen geht auf folgende Weise vor sich: Der Verbrecher wird von dem Commissair gepackt und in einem hölzernen Sattel auf das Maulthier gesetzt. Die Commissaire und Soldaten gehen auf beiden Seiten, die Menge folgt hinterdrein, um das Auspeitschen mit anzusehen. An jeder Ecke der Straße, wo der Commissair vorbeikommt, hält er den Maulesel an, schellt mit einer Glocke, ruft öffentlich das Verbrechen des Verurtheilten aus und gibt ihm dann auf den nackten Rücken einen Streich mit einem Instrument, das einer gewöhnlichen Handkartätsche gleicht, mit der man Baumwolle oder Wolle krempelt. Dies ist voll eiserner Spitzen, unter welchen bei jedem Streiche das Blut fließt. Nach jedem Schlag zieht man zu der nächsten Ecke und hier wird die gleiche Ceremonie wiederholt. 11.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 28. —— 28. Januar 1837.

Oberdeutsche Staaten und Stämme. Vom Standpunkt der Politik beleuchtet von Gustav Schlesier.

(Beschluß aus Nr. 27.)

Wir überlassen es dem Scharfsinn der Leser, die Übereinstimmung dieser Sätze zu ergründen, wir stellen nur dem Verf. das Zeugniß aus, daß seine Politik eine, wenn auch speculirende, gewiß vorsichtige ist und versichern ihn, der die Aufrichtigkeit der Gesinnung, mit welcher in P. A. Pfizer's „Briefwechsel zweier Deutschen" der ihm so anstößige Begriff aufgestellt wird, verdächtigt, daß grade die leichtsinnige Verdächtigung Anderer das geeignetste Mittel ist, sich selbst alles Vertrauen zu entfremden. Was übrigens das Verhältniß des Hrn. Schlesier zu der obengenannten Schrift anlangt, so erlauben wir uns den Zweifel: ob ohne den Vorgang des „Briefwechsels" das Buch des Hrn. Schlesier wäre geschrieben worden? und doch steht es nicht sowol der politischen Tendenz, als vielmehr der Gesinnung des Verf. nach im Verhältniß der Polemik zu jenem frühern Werke; viele Hauptgedanken sind, wir wollen nicht sagen daraus entlehnt, aber gleichlautend mit den dort ausgesprochenen und theils weitläufiger ausgeführt, theils modificirt, theils unklarer. Den Gedanken an eine Abstammung sucht jedoch der Verf. so weit als möglich zu entfernen durch seine Urtheile darüber, wenn er sagt: es sei lauter Ideologie und nur eine Annäherung an solide und richtigere Begriffe — Urtheile, die einem „Neuling", der seine Jugend in Anschlag zu bringen bittet (S. 419), gewiß besonders gut anstehen. Außerordentlich abhold ist Hr. Schlesier den deutschen Oppositionen, an welchen er, nunmehr sie „schmählich" besiegt, auch noch zum Ritter zu werden trachtet. Da ist überall von einer unmäßigen, schiefen Opposition die Rede, „die Opposition hat sich deteriorirt", — „die Opposition hat bei uns an sittlicher und geistiger Würde verloren". In einer etwas kalten Tirade erklärt er sich darüber so:

Man ruft mir zu, welch böser Geist mir das verwegene Wort eingeflüstert, das mich unwiederbringlich von einer Partei trenne, ohne die ich nicht athmen könne. Es sei Verrath an einer heiligen und noch dazu unglücklichen Sache. Was Verrath? Was Unglück? Es krümmt dieser Opposition nicht ein Haar, wenn Freunde der Wahrheit (!) die Schwäche ihrer Bekenner verrathen. Eher möchte es kommen, daß Die, denen sie Furcht einflößen wollen, sie zu bemitleiden anfangen. Auch ist es Lüge, die Rolle des Unglücks zu spielen. Denn man ist nicht unglücklich, wenn man sich an dem Selbstgefühl des Heroismus und der Resignation wärmt.

Wenn es sich der Mühe verlohnte, getrauten wir uns aus diesen wenigen Worten ein Bild von den Gesinnungen des Verf. herauszuconstruiren, das wenig Schmeichelhaftes an sich trüge. Wir wollen nur Eins andeuten: daß es beinahe den Anschein hat, als würde selbst die „schmählich" besiegte Opposition noch von dem Verf. um Etwas beneidet, das er nie erreichen wird. Verschwiegen darf nicht werden, daß der Verf. sich auch wieder sentimentaler und anerkennender über die deutsche Opposition äußert. „Wer wird an einer verwerflichen Schrankenlosigkeit oder an einer verunglückten Opposition nicht die ursprüngliche Wahrheit und das menschlich schöne Motiv lieben?" (S. 27) und (S. 196): „Es ist schmerzlich, nichts gegen die politische Opposition sagen zu können, ohne sich zu verwahren"; aber dergleichen Anwandlungen von Sentimentalität und Sympathie vermögen nicht, den anderslautenden Äußerungen die Zuthat der Bitterkeit und der höhnischen Schadenfreude zu benehmen; diese Widersprüche berechtigen uns, ebenso sehr zu bezweifeln, ob seine Polemik auf tiefer Überzeugung beruhe, als, ob seine Begeisterung und Liebe echt und aufrichtig sei? Herr Schlesier spricht hin und wieder aus, daß die wichtigste Aufgabe für die deutsche Nation sei, sich einen Charakter zu erwerben und zu consolidiren; er scheint auch der Opposition nicht alles Verdienst in dieser Beziehung abzusprechen; aber heißt es auf das von ihm selbst bezeichnete Ziel hinwirken, wenn er diejenigen Männer, welche wirklich Charakter zeigten, die zwar in der Gegenwart mit ihrem Streben scheiterten, aber einen gewiß nicht unfruchtbaren Samen ausstreuten, verunglimpft? Heißt es auf Bildung eines festen Charakters hinarbeiten, wenn man überall der Schmiegsamkeit gegenüber den Verhältnissen und der Macht das Wort redet, die Standhaften und Beharrlichen bespöttelt und die Klugen lobpreist? Verräth es Begeisterung für das Recht, wenn man das Benehmen eines Brennus, der sein Schwert in die Wage wirft, ganz angemessen und vernünftig findet, wenn man überhaupt das Recht aus der Politik verbannt? Dem Verf. mag die Genugthuung zu Theil werden, die ganze Welt voll Politiker nach seinem Sinne zu sehen, die aber freilich auch ohne sein Buch grade so gehandelt hät-

ten. Die von ihm empfohlene Gesinnung und Tendenz, sofern sie sich praktisch äußert, ist die beliebteste und bequemste, sie hüllt sich in den Mantel der umsichtigen Klugheit und nimmt, indem sie den eignen Vortheil nicht außer Acht läßt, noch das Lob der Weisheit in Anspruch. Wie sehr in diesem Buche an vielen Stellen eine kecke Zuversicht in Urtheilen hervortritt, dennoch vermögen wir darin eine echte Freimüthigkeit nicht zu erkennen, deren Mangel unseres Erachtens die zahllose Menge von Widersprüchen beweist. Durch sein Motto schon: Et honores et injuriae vulgi in promiscuo habendi sunt: nec his dolendum, nec illis gaudendum, beabsichtigt der Verf. sich zu einem Noli me tangere zu machen, und sonst hin und wieder prophezeit er sich Angriffe, bei welchen auch „die Person und jede Beziehung des Privatlebens vor Gericht gezogen" werden möchten. S. 423:

Man wird mich des Mangels echter Bürgergesinnung beschuldigen und so ein Wort aussprechen, das in der Verwirrung der Tagesmeinungen einer bürgerlichen Anathematisirung gleich kommt.

Woher denn diese Sorge und Angst um Das, was man über sein Buch und seine Person urtheilen werde? Sollte ihm eine innere Stimme zugeflüstert haben, er setze sich mit den Ansichten und Bestrebungen eines achtbaren Theiles des Publicums und der Nation in Widerspruch? Doch nein! nach seinem Motto ist man zu der Annahme berechtigt, er fühle sich erhaben über Lob und Tadel — des vulgus. Wen versteht er darunter? Den Pöbel, den großen Haufen? Dieser wird sein Buch nicht lesen! Also das höhergebildete Publicum; denn ein gewisser Grad von Bildung ist doch erfoderlich, um sich für solche Gegenstände zu interessiren? Und auch gegen Lob und Tadel von diesem ist der Verf. so stoisch gleichgültig? In welchen noch höhern Kreisen hat man dann die Richter zu suchen, deren Competenz Herr Schlesier anerkennt, deren Lob ihn zu erfreuen im Stande ist? Wer sich übrigens der Güte seiner Sache, der Reinheit seiner Absichten, der Aufrichtigkeit seiner Überzeugungen bewußt ist, der könnte es ruhig abwarten, ob sich wirklich Zweifel und Angriffe dagegen erheben, und hätte nicht nöthig, dieselben zu anticipiren; aber freilich, wer Pfeile aussendet, der hat auch eine Erwiderung zu erwarten; nur hilft es nicht viel, ein paar zerbrochene Pfeile auf den Schild zu malen.

Um endlich noch die Form der Darstellung zu würdigen, die der Verf. selbst als eine „dialektisch ungeglättete Entwickelung" bezeichnet, müssen wir eine gewisse Gewandtheit der Sprache, die jedoch auch nicht selten an Nachlässigkeiten und unedeln Ausdrücken leidet, anerkennen; es stehen dem Verf. auch Gedanken zu Gebote und er weiß sie meist leicht und fließend auszusprechen. Überhaupt darf man an dieser Schrift Talent und Kenntnisse rühmen; aber die intellectuellen Vorzüge machen den Mangel an tieferm Ernst und wahrer Wärme der Gesinnung nur um so fühlbarer. Wenn der Verf. seine Schrift „dialektisch ungeglättet" nennt, so möchten wir ihm erwidern, daß wir uns weit weniger an die äußern Unvollkommenheiten stoßen, als wir eine innere zusammenhaltende und beseelende Einheit vermissen. Auch die Mängel in der Form sind häufig auf tiefer liegende Gebrechen zurückzuführen. Die vage Unbestimmtheit der Bezeichnungen, der vornehme, cavaliermäßige, generalisirende Ton, das allgemeine „man" deutet auf eine unverkennbare Unsicherheit, und der Satz: „Wie wenig sich die Auferstehung Deutschlands beeilt, desto sicherer kommt sie zum Ziele", ist in seiner logischen Incongruenz eine Probe der schwankenden Haltung des ganzen Buchs. Von einer politischen Schrift, welche etwas wirken soll, erwarten wir entweder eine strenge, trockene Kälte des Verstandes, wie sie das Ergebniß vielfacher Erfahrungen, leidenschaftloser Beobachtungen zu sein pflegt, wie sie an die Stelle sanguinischer Illusionen im Verlaufe der Jahre treten mag; dies finden wir in den Schriften eines Aristoteles, Thucydides, Machiavell, Spinoza; oder aber verlangen wir eine begeisterte und begeisternde Wärme, wie sie z. B. bei Plato weht; aber über angeblich politische Schriften wie die vorliegende kann man nicht umhin mit den Worten der Apokalypse zu sagen: Ach daß du kalt oder warm wärest! Weil du aber lau bist, und weder kalt noch warm, werde ich dich ausspeien aus meinem Munde.

126.

Buch der Mystik, oder Seraphita und die Verbannten von Balzac. Aus dem Französischen von F. v. R. Stuttgart, Hallberger. 1836. 8. 1 Thlr. 8 Gr.

Gleichsam als wäre die Mystik eine Tugend, sehen wir sie oft von Kritikern und Ästhetikern ausschließlich für den deutschen Geist in Anspruch genommen. Die Mystik ist aber überall die erste noch unvollkommene Blume, welche der zu poetischer Regung erwachende Menschengeist hervorbringt, und daß die französische Literatur keine Mystiker besitzt, man müßte denn die Provenzalen dafür gelten lassen wollen, ist vielleicht der stärkste Beweis für den tiefen Schlummer des eigentlichen poetischen Geistes bei diesem Volke. Während die Bibel immerhin der alten Welt ältestes Buch voll Mystik ist, während die neuere Literatur auf Dante und seine mystischen Zeitgenossen, auf den Graal und Titurel, auf die mystische Poesie der Spanier als ihre Grundlagen und Entwickelungspunkte zurückblickt, haben die Franzosen erst in den jüngsten Tagen das Wesen der Mystik nicht zu begreifen, nur zu erkennen angefangen und unglückliche Versuche gemacht, die Natursymbolik zur Darstellung durch die Kunst zu bringen. Es ist für die französische Literatur ein neues, unbebautes Feld, und Balzac, der mit glücklichem Auge das Neue und Wirkungsvolle zu entdecken weiß, und nachdem er es seinen Landsleuten gezeigt hat, auch mit großer Versatilität und Begrenzung sogleich davon abspringt, wenn es die allgemeine Aufmerksamkeit gewinnt, ist wieder der Erste, der das mystische Element zu einem Baustein der Kunst gebraucht. Er hat die poetische und die Naturseite des Swedenborgianismus erkannt, mit achtbarer Bemühung diese ihm und seinen Landsleuten ganz fremde Sphäre durchforscht und mit ungemeinem Geschick das für die Poesie Brauchbare darin sich zugeeignet. So erlangt sein Buch, neben dem künstlerischen Interesse für Frankreich wenigstens, auch ein literarhistorisches, wenn nicht philosophisches, und seine Leser werden in der unterhaltendsten Weise mit den Grundzügen der Swedenborg'schen Weisheit mindestens in soweit vertraut, als erfoderlich ist, um darüber eine Theestunde hindurch geistreich conversiren zu können. Bei solchen Vorzügen kann dem „Buch

der Mystik" der Reiz nicht fehlen, und darauf kam es an. Balzac's Verdienst ist die glückliche Formgebung so neuer Ingredienzien, und von dieser müssen wir hier noch etwas Anerkennendes sagen. Es herrscht eine Art von Inspiration in der Erfindung dieser Geschichte und eine begeistigte und begeistigende Feder schreibt sie nieder. Darstellung, Scenerie, Charaktere fesseln uns durch ihre Neuheit von vornherein an dies sonderbare, aber dichterische Gebilde. Wir sehen ein junges Mädchen, eine Knospe von weiblicher Seele, von einem Wesen über steile Schneeberge Norwegens geführt, das uns jetzt als Knabe, jetzt als Jüngling, nun als Lehrer der Weisheit und endlich als Mädchen, freilich als ein wunderliches, seltsames, aber doch als ein Mädchen, in dem eine eigne Form von Liebe lebt, erscheint. Diese Seraphita, Seraphus, oder wie sie immer heißt, Tochter eines norwegischen Grundherrn, ist eben einer der Swedenborg'schen Engelgeister, wie er sie in seinem „Neuen Jerusalem" schildert. Es verdient alles Lob, daß Balzac ein solches Thema mit einem würdigen Ernste behandelt, der alles Frivole ausschließt, und daß er nirgend die Seelenstimmung stört oder verletzt, die sich für solche Erscheinungen in der Natur begeistert, welche dem tiefern Gemüthsleben wichtig sind. Neben diesen Engelgeist, der ohne Unterricht das Verhältniß zwischen Welt und Gott, Schöpfer und Geschöpf, im Swedenborg'schen Geiste, klar durchschaut und der so rein ist, daß keine irdische Bedingung ihm etwas anzuhaben vermag, ja dessen ganze leibliche Existenz wie sein Geschlecht ein Mysterium ist, und der die Liebe nur als Geistesliebe begreift, finden sich nun zwei Wesen gestellt, deren Erfindung dem poetischen Vermögen Balzac's nicht geringere Ehre macht als die Gestalt Seraphita's selbst. Minna, die Tochter des Pfarrers Becker, von Seraphita geliebt und geweiht, nie an ihr zweifelnd und sie deutlich erkennend, und Wilfried, der ihre irdische Liebe zu erringen strebt, ein im Stoff befangener Geist, voll kolossaler Plane des Ehrgeizes, der Seraphita nur erst im Tode zu begreifen vermag, Beide von ihr scheidend zur Gottesliebe übergeführt. Der Pfarrer Becker selbst, ein trockener Skeptiker, bildet einen trefflichen Contrast zu der Begeisterung der übrigen Personen, von welcher Begeisterung der alte David, Seraphita's Diener, das Übermaß und die Caricatur lebendig darstellt. Dies ist der sämmtliche Personalbestand des Romans, welcher zugleich aus der schönen Zeichnung der großen winterlichen Natur Norwegens keinen geringen Schmuck entlehnt. Zwischen den Seiten dieses Rahmens entfaltet nun der Verf. die Philosophie und den Glauben Swedenborg's, welcher, ein Vetter ihres Vaters, Seraphita als kaum geborenes Kind geweiht hat. Niemand wird die begeisterten Hymnen Seraphita's gegen die Weltliebe und die Versuche, Gott mit dem Verstande zu begreifen, ohne Rührung und innige Theilnahme lesen, wenn auch zugegeben werden muß, daß die Schwärmerei hier die Rednerin ist und der Verstand beseitigt oder ignorirt wird. Es sind geflügelte, begeistigte und glühende Worte, welche Seraphita, von S. 304 ab, spricht, und wenn ihr Grundthema auch nur der uralte Gedanke ist, daß Gott mit dem Herzen zu begreifen sei, so gibt sie doch Lehre und Hindeutung genug, wie wir das Herz zu diesem Aufschwung fähig machen, fähig und aufgelegt erhalten können. Und hierauf kommt es an! Den Gedanken gibt die ganze Welt zu, aber zu seiner Verwirklichung scheint es unserer Seele an Kraft, dem Willen an Hülfsmitteln zu fehlen; diese lehrt die Mystik kennen, wie der Verf. sie versteht und wie Seraphita sie uns verkörpert darstellt. Sie liebt nur Gott und durch ihn seine Geschöpfe.

Natürlich muß Seraphita sterben, und auf Minna wendet sich Wilfried's verirrte Liebe, in welcher sein gleichfalls verirrter Ehrgeiz untergeht. Diese ganze Dichtung zeigt uns eine Seite von würdigem Ernst, von philosophischem Gehalt und scientiver Solidität, wie sie in einem neufranzösischen Roman mit Recht in Verwunderung setzen. Den bei den Franzosen verwahrlosten Schacht des religiösen Gemüthslebens zu eröffnen, war fürwahr kein geringes Wagstück; Aufschlüsse über Welt, Natur und Gott sind nicht Das, was der Franzose in der schönen Literatur zu suchen gewohnt ist, und die Guyon und St.-Martin sind längst vergessen. Durch drei verschiedene, doch aneinanderhängende Schriften zieht Balzac plötzlich den Schleier weg, den man in Frankreich treuherzig für eine unveränderliche Grenze, für einen Schlußstein der menschlichen Forschung hielt. Das ist der Einfluß der deutschen Literatur, denn aus dieser, nicht aus sich selbst schöpft Balzac seine Kühnheit. Er hat Jakob Böhme verstehen wollen und ihn unverständlich gefunden; darauf, indem er es mit Swedenborg versuchte, fand er, daß dieser weit poetischer sei, und unternahm es, von seinem Geiste seinen Landsleuten eine Ansicht zu öffnen. Der erste Theil seines „Buches der Mystik" enthält „Die Verbannten", welche hier der „Seraphita" folgen. Diese Erzählung muß als eine Vorbereitung, als eine Vorrede zu den andern Theilen angesehen werden. Sie ist ohne besondere Kraft der Erfindung und wäre fast gewöhnlich zu nennen, wenn die Figur Dante Alighieri's in Paris ihr nicht ein besonderes Interesse beimischte. Im Original folgt hierauf „Das innere Leben Ludwig Lambertini's", noch unübersetzt, die Geschichte eines Sehers, der jedoch der Erde angehört, enthaltend. Nun erst folgt „Seraphita", der personificirte Mysticismus in höchster Potenz. Diese Gradation, diese sehr besonnene Steigerung geht durch die Übersetzung, welche mit dem Ende anfängt, verloren, und „Die Verbannten" erscheinen matt und farblos in dieser Folge. Außer diesem Fehler, den die Umstände wol gebieten mochten, hat die Übersetzung jedoch keinen andern; sie ist vielmehr gelungen und war gewiß keine leichte Arbeit. Der Literaturfreund wird mit Vergnügen sehen, welche Themata die französische Lesewelt dermalen verträgt, und wie einige bessere Geister bemüht sind sie aus den schmuzigen Genüssen der „Salamander" und „Atar-Gull" wieder zu edlern Gedanken zu erheben. 21.

Théorie des volcans par le Comte de *Bylandt Palstercamp*. Trois volumes. Atlas avec 10 planches. Paris 1836.

Der Hr. Verf., über dessen Lebensverhältnisse uns weiter nichts bekannt ist, hat der Untersuchung der Vulkane, dieser großartigen und wichtigen Erscheinungen im Haushalte der Natur, einen bedeutenden Theil seines Lebens gewidmet und beschenkt uns mit einem sehr großen und vollständigen Werke über dieselben. Wir können nur ganz im Allgemeinen von dem Inhalt des sehr bogenreichen und theuern Buchs reden, indem ein specielles Eingehen in denselben uns hier zu weit führen dürfte. Zuvörderst redet der Graf Bylandt von dem Weltsystem und beschließt diesen Gegenstand mit den Ursachen und Wirkungen der Strömungen, der Passatwinde und des Magnetismus. Darauf beschäftigt er sich mit dem Wasser und seinen Bewegungen, sowie mit den Vulkanen zwischen den Alpen und Pyrenäen, indem er mit denen auf Sicilien beginnt, von denen in Frankreich, Italien und Dalmatien handelt und mit denen in Calabrien schließt. Die vulkanischen Operationen bringt er in acht Classen: die Ausbrüche, die halben Ausbrüche, die sich ausbreitenden Ausbrüche, die partiellen Ausbrüche der untern Kanäle, die innern Ausbrüche, die innern Ausbrüche ohne Lava, die Ausbrüche von Wasser, Asche und Schlamm, die Laven und die Entwickelungen von brennbarem Gas. Er erkennt vier große Ursachen an, das Centralfeuer, den Einsturz der Erdrinde, veranlaßt durch den Druck des Wassers, die Emporhebung der Schichten durch den innern Druck und endlich die Verminderung des Centralfeuers, welches nur noch auf die Punkte wirken konnte, wo es den geringsten Widerstand fand. Um Thatsachen zur Unterstützung seiner Theorie zu sammeln, widmete der Graf Bylandt dem Studium der europäischen Gebirgsketten elf Jahre. Nachdem er nun von den in der Natur vorkommenden Fluidis, nämlich von dem überall verbreiteten Äther, von dem Wärmestoff, dem Licht, dem elektrischen

und magnetischen Fluidum und von dem vulkanischen Feuer geredet hat, legt er seine Ideen über den Parallelismus der Vulkane dar. Er nimmt vulkanische Mittelpunkte, wie den Golf von Mexico und den Archipel der Molucken an und verfolgt darauf neun vulkanische Parallelen auf dem Erdkörper, die von den Philippinen, von den japanischen Inseln, den Kurilen, Island, den Marianen, den Carolinen, den Sandwichinseln, sowie von der Behrings- und der Magellansstraße angedeutet werden. Der Verfasser erörtert die Beschaffenheit des vulkanischen Feuers und unterscheidet zwei Arten von Vulkanen, nämlich die unter dem Meere und die in freier Luft befindlichen. Diese letztern sind entweder unmittelbare Vulkane, die über einer weiten Öffnung liegen, oder mittelbare, welche am Ende der Seitenverzweigungen von Öffnungen befindlich sind, in permanente, in erloschene oder Schlammvulkane, in Luftvulkane, in Rauchvulkane und in falsche Vulkane oder brennende Berge.

Der Graf B. bemerkt, daß nördlich von dem Äquator die Öffnungen der Vulkane alle nach Westen zugekehrt seien und daß sie sich ihrer Lava nach Süden zu entledigten, während für die südlich vom Äquator liegenden Vulkane das Entgegengesetzte stattfinde. Der Stromboli mache jedoch eine Ausnahme von der Regel. Alle Abhänge der mit Lava bedeckten vulkanischen Kegel seien, mit einer kleinen westlichen Abweichung, nach dem Äquator zugekehrt. Die Meeresströmungen schreibt der Verf. vulkanischen Wirkungen zu, die, seiner Annahme nach, in genauer Verbindung mit den magnetischen und isothermischen Linien stehen sollen. Er glaubt einen vulkanischen Kanal entdeckt zu haben, der zwischen zwei Parallelen um die Erde geht, und er erklärt dadurch die Beziehungen der Vulkane zueinander. Die größte vulkanische Activität schreibt Graf B. dem Eindringen des Meerwassers zu dem vulkanischen Herde zu; in allen Fällen besteht sie in einer Gährung, die durch Berührung der Gase und des Wassers hervorgebracht wird. Endlich gibt der Verf. auch eine Beschreibung der vulkanischen Gesteine. Dies Wenige wird hinreichen, um die Wichtigkeit des Werks zu beweisen. Mag manche von den Hypothesen des Hrn. Grafen widerlegt werden, so beruht doch die Hauptsache von Dem, was er über Vulkane sagt, auf einer sehr festen Basis, auf der Beobachtung.

Es bleibt uns nun noch übrig, einige Bemerkungen über einen sehr wichtigen Theil des Werks, über den Atlas zu machen, der mit einer großen Sorgfalt und Genauigkeit ausgeführt worden ist. Unter den Platten sind vorzüglich zu erwähnen: die geologische und vulkanische Karte vom Ätna, die von dem Verf. in den Jahren 1828—30 aufgenommen und deren Richtigkeit von dem topographischen Bureau zu Neapel anerkannt worden ist, ein 24 rheinische Zoll hohes und 22 Zoll breites Blatt; eine Karte von dem südöstlichen Theile Siciliens, von gleicher Größe; das Innere des Ätnakraters im J. 1832; eine vulkanische Karte der Feuerberge der Bai von Bajä und der Insel Ischia; der Krater des Stromboli; eine vulkanische Karte des Vesuvs und Campaniens, von 27 Zoll Höhe und 21½ Zoll Breite, deren Richtigkeit ebenfalls von dem topographischen Bureau des Königreichs Neapel anerkannt worden ist. 78.

Notiz.

Ein Decret des Kaisers von China verordnet die Ausrottung des Christenthums in dem ganzen himmlischen Reiche und die Wegnahme der in dasselbe von Europäern eingebrachten religiösen Schriften. Nach vorgängiger Erinnerung, wie unter frühern Regierungen die Versuche, das Christenthum in China einzuführen, der Druck christlicher Bücher und die Stiftung religiöser Vereine an Christen wie an Chinesen hart bestraft worden sind, schließt das Decret: „Mittels der unausgesetzt gegen die Christen gerichteten Verfolgungen ist ihre Religion glücklicherweise in unserm Reiche ausgerottet worden. Aber im Frühlinge des verflossenen Jahres sind durch mehre englische, heimlich an den chinesischen Küsten kreuzende Schiffe europäische Bücher verbreitet worden; und wie diese Bücher die Vorschrift enthalten, das Haupt dieser Religion, genannt Jesus, zu ehren, so scheint es, daß dies derselbe Cultus sei, der in verschiedenen Zeiten verfolgt und von dem himmlischen Reiche mit unerbittlicher Strenge abgehalten ward. Ein Commissair ist bereits nach Makao abgeordnet worden, das vornehmlich von Europäern bewohnt wird, und er hat daselbst einen gewissen Kin-a-Fly, der sich mit dem Schneiden von Drucktafeln beschäftigt, verhaften lassen. Derselbe Commissair hat mehre Bücher weggenommen, die vor das Tribunal dieser Stadt gebracht wurden. Jedermann, wer dergleichen Bücher besitzt, soll sie in der Frist von sechs Monaten bei den Autoritäten der verschiedenen Districte abliefern, widrigenfalls er verhaftet und mit äußerster Strenge bestraft werden soll. Die christliche Religion der Europäer verbreiten, heißt das Volk betrügen. Diese Religion ist den Grundsätzen der Moral zuwider und verschlechtert das menschliche Herz; darum war sie von jeher durch die Gesetze verboten, und nach den Lehren der Erfahrung, die wir von unsern Vorfahren überkommen haben, soll die Vergangenheit als Richtschnur für die Zukunft dienen. Ihr Alle, die ihr der Ruhe und des Friedens genießt, sollt euch der Wahrheit befleißigen und den Irrthum zerstören; es ist gleichfalls eure Pflicht, jede neue Sekte zu meiden und der Religion der Könige unserer Vorfahren treu zu bleiben: so werden der Friede und die Tugend in unserm Reiche blühen und wir begehren nur in euch loyale und treue Unterthanen in dieser glücklichen Epoche unserer Regierung zu finden. Gezeichnet: Taon Kwang, 16. J. 24. Tag, 4. Mond." 4.

Bibliographie.

Breitenstein, F. v., Die Kinder des Grabes. Nach einer altdeutschen Sage. 8. Leipzig, Rein. 1 Thlr.

Eckermann, J. P., Gespräche mit Goethe in den letzten Jahren seines Lebens. 1823—1832. 2 Theile. 2te, mit einem Register versehene Ausgabe. 8. Leipzig, Brockhaus. 4 Thlr.

— —, Dasselbe. Erste Ausgabe. Namen- und Sachregister. 8. Ebendas. 4 Gr.

Eichthal, G. d', Les deux mondes. Servant d'introduction à l'ouvrage de M. Urquhart: La Turquie et ses ressources. Publié avec l'autorisation de l'auteur. Gr. 8. Leipzig, Brockhaus. 1 Thlr. 16 Gr.

Grauert, W. H., Christina Königin von Schweden und ihr Hof. 1ster Band (1te Abth.). Gr. 8. Bonn, Weber. 1 Thlr. 8 Gr.

Kritiken des Werkes von Friedrich von Raumer: England im Jahre 1835 aus der Morning Chronicle, den Times, dem Dublin Review, Foreign quarterly Review und Edinburgh Review. Gr. 8. Leipzig, Brockhaus. 8 Gr.

Minding, J., Das Leben der Pflanze. Ein Gedicht. Gr. 8. Leipzig, Voss. 12 Gr.

Müller, K., Studien im Fache der Dramatik. 1ster Band. Das antike und moderne Drama, entwickelt und verglichen aus dem Standpunkte der zeitlichen Religionen. (1ste Lief.) Gr. 8. Baden im Aargau, Zehnder. 1ste bis 3te Lief. 1 Thlr. 8 Gr.

Raupach's, E., dramatische Werke ernster Gattung. 7ter, 8ter Band. Die Hohenstaufen. 3ter, 4ter Band. 8. Hamburg, Hoffmann u. Campe. Jeder Bd. Subscriptionspreis 1 Thlr. Ladenpreis 1 Thlr. 12 Gr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonntag, —— Nr. 29. —— 29. Januar 1837.

Briefe aus Elsaß und Lothringen.

Zweiter Brief.*)

Es ist ein ganz eigner Contrast, wenn man die einförmige Hochebene Lothringens hinter sich läßt, mit ihren unbedeutenden Hügeln, mit ihren spärlichen Ortschaften, mit ihren weit gedehnten, baumleeren Korn- und Weizenfeldern; wenn man plötzlich vom Gipfel der Vogesen das freundliche Elsaß überblickt, mit seinen zahllosen Städten und Dörfern, mit seinen Wäldern und Obsthainen, mit seinen bunten Wiesen und Feldern, mit seinen schlängelnden Flüssen und Bächen, und wenn nun der Wagen pfeilschnell die vielfachen Windungen der Straße von Zabern herabfliegt, sodaß bald links bald rechts im Vordergrunde das liebliche Städtchen, im Hintergrunde der graue Münsterriese dem freudig erstaunten Auge sich darbietet. Und wie das Land, so ist das Volk! Selbst nach dem äußern Gepräge findet sich im Elsasse eine weit größere Mannichfaltigkeit von Gestalten und Physiognomien. Es gibt Gegenden, wo die Bewohner weder kräftig, noch schön gebildet sind; aber auch andere, wo sie durch Kraft und Ebenmaß der Glieder, durch hohen und schlanken Wuchs sich auszeichnen und an die alten Deutschen des Tacitus erinnern. Die Lothringer dagegen haben fast durchweg einen gedrungenen und stämmigen Wuchs, ein breites, volles Gesicht, und wie eifrig sie sich bemühen, die zierlich gewandten Franzosen zum Muster zu nehmen, fällt doch die Schwerfälligkeit ihrer Bewegungen auf. Doch bei dem weiblichen Geschlechte, wo die Natur mit weniger vollen Händen in die Masse hineingreift, um ihre Gestalten zu bilden, findet man häufig die Zierlichkeit mit der Fülle verbunden und begegnet nicht selten frischen und vollen Gesichtern ohne irgend einen Ausdruck der Plumpheit und Rohelt. Dies gilt besonders von den Landmädchen in der Gegend von Nancy. Zum Theil mag es von der Art ihrer Beschäftigung herrühren. Nancy ist bekanntlich der Hauptsitz einer weiblichen Betriebsamkeit, welche alljährlich eine Masse der feinsten Stickereien liefert, die unter dem Namen broderies de Paris in alle Weltgegenden verkauft werden. Aber nicht blos in der Stadt selbst beschäftigt sich ein großer Theil der weiblichen Bevölkerung sowol aus den untern als aus den mittlern und selbst den höhern Classen mit diesem Zweige der Industrie, sondern dieses geschieht auch weithin in den Dörfern umher bis in die Umgebungen von Metz. Der Lohn ist reichlich genug, damit ein großer Theil der Bewohnerinnen des Landes den härtern Feldarbeiten sich entschlagen könne, und die von Jugend auf gewöhnte Beschäftigung kann ihren Einfluß auch auf die äußerliche Bildung nicht verfehlen. Wirklich finden sich unter den Milchmädchen, welche täglich, mit sicherer Hand die Rosse lenkend, durch die Straßen von Nancy fahren, sowie unter den zahlreichen Verkäuferinnen anderer Art gar manche anmuthige Gestalten, welchen die kleinen, netten und anliegenden Strohhütchen recht allerliebst zu Gesicht stehen. Diese sind weit zierlicher als die großen, runden und steifen Strohdächer, welche horizontal über den Köpfen der Elsasserinnen schweben. Um so weniger zierlich sind die runden Hauben, wie sie in andern Gegenden von Lothringen gewöhnlich sind. Diese Hauben und jene Hütchen, sowie bei den Männern die blauen Kittel und die spitzen Baumwollenmützen dürften indessen das Einzige sein, was sich von frühern Volkstrachten daselbst erhalten hat. Im Elsasse dagegen findet man fast von Ort zu Ort eine andere Tracht. Während bei den Bauern die lange, rothe Weste eine Hauptrolle spielt, prangen ihre Mädchen und Frauen in bunten Röcken und Miedern. Im Allgemeinen zeichnen sich die Katholiken, besonders der weibliche Theil derselben, durch hellere und lachende Farben aus; doch machen auch die dunklern Trachten der Protestanten, wo sie durch rothe, grüne und sonstige Bänder und Einfassungen gehoben sind, einen freundlichen Eindruck.

Im größten und bevölkertsten Theile von Lothringen ist die deutsche Sprache durch die französische völlig verdrängt worden, und besonders in allen größern Städten ist das Französische durchaus herrschend. Doch gibt es noch viele Dorfgemeinden besonders im Departement der Mosel, wo das Deutsche die Volkssprache ist. Diese deutschen Lothringer leben jedoch, zum großen Nachtheile für eine tüchtigere Bildung, in völliger Abgeschlossenheit, und alle Fortschritte in der Entwickelung des deutschen Volksgeistes gehen für sie völlig verloren. Anders und besser steht es im Elsasse aus. Wenn sich hier in der eigentlichen Volksmasse die Einen oder Andern etwas darauf

*) Vgl. Nr. 4 u. 5 d. Bl. D. Red.

zugute thun, daß sie gelegentlich ein wenig Französisch reden gelernt, so sind dies nur seltene Ausnahmen. Im Übrigen beschränkt sich das Französische so ziemlich auf das „bon jour", womit man die Vorübergehenden begrüßt, und wenn man sich französisch bedankt, so ist man häufig artig genug, das „merci" sogleich auch ins Deutsche zu übersetzen. Das Wenige, was ihnen sonst noch in den Schulen mehr angelernt werden soll, als wirklich angelernt wird, verliert sich bald im deutsch geselligen Verkehr. In den mittlern Ständen wird freilich der Unterricht in der französischen Sprache schon etwas weiter getrieben, und die Leute verfehlen nicht, gelegentlich in der Unterhaltung zu repetiren, was sie in den Collegien und Pensionnaten sich angeeignet haben; allein sobald sie etwas warm, oder nur etwas ausführlich werden, pflegt das Gespräch alsbald wieder in das naive Elsässische überzugehen. Nur in den höchsten Classen der Gesellschaft ist das Französische vorzugsweise, jedoch nicht ausschließend, die Sprache der Conversation geworden. Im Allgemeinen hat dasselbe mehr bei den Katholiken als bei den Protestanten, und mehr im Departement des Oberrheins als des Niederrheins Eingang gefunden. Bei den Bewohnern des Oberrheins liegt es zum Theil daran, daß sie, den andern Deutschen gegenüber, ihrer etwas rauhern Mundart sich nicht bedienen mögen. Es ist dies eine falsche Scham, da sich ihr Dialekt, wie das Elsässische überhaupt, durch Kraft und Nachdruck, durch eine reiche Fülle der eigenthümlichst bezeichnenden Ausdrücke und durch eine ansprechende Natürlichkeit so besonders auszeichnet.

Indem der größte Theil der Lothringer seiner Muttersprache entsagte, hat er zugleich dem Franzosenthum bestmöglich sich hinzugeben gesucht. Die Lothringer haben sich aus dem Deutschen ins Französische übersetzt und — wie es bei Übersetzungen zu gehen pflegt — auf eigne Originalität verzichten müssen, ohne sich die besondern Vorzüge ihres Musterbildes aneignen zu können. Sie sind nicht geistreich gewandte und nicht einmal leichtfertig frivole Franzosen geworden, welchen man um besonderer Liebenswürdigkeit willen Manches hingehen lassen mag. Wie man aber in Paris räuspert und spuckt, haben sie glücklich abgeguckt. Namentlich thun sich die Bewohner von Nancy etwas darauf zugute, daß ihre Stadt nebst Toulouse die beiden Orte Frankreichs sind, wo die pariser Moden zuerst und vollständigst copirt werden. Auch versteht man es in den Städten Lothringens nicht weniger als in der Hauptstadt, auf Märkten und in Buden alle Waaren gefällig auszulegen, mit viel verheißenden Inschriften die Häuser zu tapeziren, durch pomphafte Ankündigungen die öffentlichen Blätter und Anschlagzettel zu füllen. So werden neue Erziehungsmethoden, wonach junge Franzosen oder Französinnen baldigst und billigst mit allem Bedarf an Tugend und Wissenschaft versehen werden sollen, sowie neue Mittel gegen Krankheiten, deren man sich in Deutschland noch einigermaßen zu schämen pflegt, ungefähr mit demselben Aufwande von Worten abgethan. In dem Allen scheinen mir selbst die Strasburger noch nicht ganz auf der Höhe der Zeit zu stehen. Deutsche Bescheidenheit hindert sie noch immer, so groß im Kleinen zu sein. Es sind nur Ausnahmsfälle, wenn man auch bei ihnen so kolossale Maueranschläge trifft, daß es eines mäßigen Spazierganges bedarf, um vom einen Ende an das andere derselben zu kommen, und welche, hätte man sie an die Spitze des Münsters angeheftet, jedenfalls bequemer zu lesen sein würden.

Selbst in den häuslichen Einrichtungen tritt uns der Unterschied deutscher und französischer Art und Weise entgegen. In den Küchen des Elsasses erhebt sich der Herd als ein Altar, welchen die geschäftige Hausfrau priesterlich umwandelt; in Lothringen wird das Meiste, was die Sorge für leibliche Nahrung betrifft, auf dem flachen Boden abgethan. Dort liebt man es, sich am behaglichen Ofen gründlich durchzuwärmen; hier zieht man es vor, am flackernden Feuer in zierlichen Kaminen halb zu frieren und halb zu braten. Zwar werden neuerdings auch in Lothringen die Öfen häufiger, und das Klima ist rauh genug, um endlich auf diese Verbesserung häuslicher Einrichtungen denken zu lassen. Allein immer mag man sich von dem alten Gebrauche nicht ganz lossagen. Besonders rühmt man als einen Vorzug der Kamine, daß man das Feuer so schön betrachten könne, und daß es eine société si agréable sei. Diese Liebhaberei scheinen die zahmgewordenen Franzosen mit den wilden Indianern zu theilen. Oder liegt vielleicht ein tieferer Grund dafür in der besondern Ähnlichkeit ihres Charakters mit der flackernden Flamme? An solche allgemeine Volksgebräuche, wie unbedeutend sie scheinen mögen, knüpfen sich indessen oft wichtige Folgen. Wenn die Gewohnheit, an ihren Kaminen zu frieren, die Franzosen in Petersburg dem nordischen Klima leichter als selbst die Eingeborenen Trotz bieten läßt, so mag das Tragen der großen und schweren Holzschuhe, die in Lothringen schon viel allgemeiner als im Elsasse sind, mit dazu beitragen, die Franzosen zu rüstigen Fußgängern zu machen; und zum guten Theile hat Napoleon mit den Füßen seiner Soldaten seine Schlachten gewonnen.

In den ehelichen Verhältnissen und im Familienleben möchten überhaupt die Unterschiede zwischen den wesentlich auf gleicher Culturstufe stehenden Völkern nicht ganz so groß erscheinen, als man gewöhnlich behauptet, sobald man erst seine Beobachtungen auf die ganze Masse des Volkes ausdehnt. Der Vorzug, den man ziemlich allgemein dem deutschen Familienleben gibt, beruht doch zum Theil auf dem Umstande, daß die meisten Beobachter hauptsächlich nur die mittlern Classen der Gesellschaft ins Auge fassen. Bei den höhern Ständen ist im Elsasse wie in Lothringen die Ehe ziemlich durchweg eine Speculation auf Reichthum und Glanz geworden. Auch bei den untern Ständen ist der Abschluß der Ehe ein Handel, und oft genug ein ziemlich schmuziger, welcher jedes feinere Gefühl tief verletzen würde. Die Bauermädchen des Elsasses heirathen gewöhnlich, wie man sich ausdrückt, in den Hof eines andern Bauern, und sehr

häufig wird die Heirath von den Ältern abgeschlossen, ohne daß die Brautleute nur Gelegenheit haben, sich kennen zu lernen. Nicht anders ist es bei den Bauern in Lothringen. Da wird denn aus der Ehe, was sie grade werden kann. Wenn im Ganzen noch ziemlich leidliche Verhältnisse daraus hervorgehen, so liegt der Grund darin, weil bei diesen Leuten die geistigen und sittlichen Bedürfnisse einfach sind. Da man hiernach wenig Ansprüche macht, so werden wenig Erwartungen getäuscht. Anders ist es bei den mittlern und höhern Ständen, wo die mannichfaltigern Interessen und Ansprüche, wenn nicht schon vorher eine harmonia praestabilita vorhanden war, in der Begrenzung eines engern Verhältnisses um so schwerer zu vereinigen sind. Erst auf dem Standpunkte einer etwas höhern geistigen Bildung wird es zur widerlichsten moralischen Verzerrung, wenn bei dem Abschlusse der Heirathen das Herz und Gemüth so gar nicht zu Rathe gezogen werden, und in dieser Beziehung gebührt nun allerdings den Deutschen vor den Franzosen, sowie auch den Elsassern vor den Lothringern ein einschiedener Vorzug. Es gibt wenigstens immer noch mehr Heirathen aus Neigung unter den mittlern Classen des Elsasses, als in Lothringen der Fall ist. Die allgemeinste Krankheit unserer Zeit, die Alles überwuchernde Habgierde, ist überhaupt bei den Franzosen vielleicht in höherm Grade zu Hause als bei irgend einem andern europäischen Volke; selbst mehr als bei den Engländern, wo doch ein weit größerer Theil der Bevölkerung ausschließend den commerciellen Beschäftigungen zugethan ist. Am wenigsten ist noch diese Krankheit bei den Deutschen vorgerückt, ob sich gleich ihre Fortschritte bei ihnen gleichfalls nicht in Abrede stellen lassen. So haben denn auch die Elsasser zwar des Einflusses einer nähern Berührung mit Frankreich nicht durchaus sich erwehren können, aber doch hat das Gift noch nicht so tief als in den andern Theilen des Landes bis in den Kern der Bevölkerung eingefressen. Bei den Lothringern dagegen hat man sich der französischen Weise fast allgemein hingegeben. Die jungen Mädchen aus den mittlern und höhern Classen werden streng bewacht und ängstlich eingehalten, bis sie mit der Ehe zugleich ihre Emancipation vom langen Zwange feiern. Die jungen Männer dagegen haben schon früher ausgetobt, und wenn sie hinlänglich abgestumpft sind, fällt es ihnen um so leichter, den sogenannten Vernunftgründen Gehör zu geben und mit kalter Prüfung die Reize und Renten der Geliebten gegeneinander abzuwägen. Ein Theil derselben sieht etwas länger zu und sucht auf eigne Hand zu erwerben, um sich erst bei Jahren in den ehelichen Ruhestand zu versetzen. Darum findet man vielleicht nirgend eine größere Zahl junger Männer mit ältern Weibern und alter Männer mit jungen Weibern als in Frankreich, wo Lothringen gleichfalls keine Ausnahme macht. Es wäre keine unwichtige Aufgabe der vergleichenden Statistik, den Umfang zu ermessen, in welchem da und dort solche eheliche Misverhältnisse stattfinden. Von dem Umstande, daß dies in Frankreich in besonderm Grade der Fall ist, rührt es zum Theil wol her, daß hier die Ehen weniger fruchtbar sind, und daß sich die Bevölkerung nicht in demselben Verhältnisse, wie in den meisten andern Ländern Europas, vermehrt. Auch ist es unter diesen Verhältnissen sehr natürlich, wenn die französischen Romane so oft da anfangen, wo die deutschen aufhören, mit der Heirath nämlich, welche den Verfassern die Aussicht auf einigen Ehebruch als herkömmliche Ergötzlichkeit darbietet und ihnen Gelegenheit gibt, die Untreue so höchst erklärlich zu schildern. Und es ist sehr natürlich, wenn in der Menge von Vaudevilles, die alljährlich zum Vorscheine kommen, die Zahl der alten Ehemänner Legion ist, welche mit mehr oder weniger Glück ihre jungen Frauen zu bewachen haben. Die Musterbilder zu der poetischen Abspiegelung Dessen, was der schmutzige Strom des gewöhnlichen Lebens fort und fort vorüberführt, sind auch in den lothringischen Städten zahlreich genug. Es läßt sich hiernach ermessen, wie es mit den reinern Freuden des Familienlebens beschaffen sei, und daß neben der großen Zahl gleichgültiger Ehen zugleich die der entschieden unglücklichen nicht gering sein könne. Darum hat der Streit über den Vorzug der beiden Geschlechter, wie er unter uns Deutschen so oft zum Scherze geführt wird, in Frankreich mehr Bedeutung, und mancher Deutsche hat es unangenehm empfunden, wenn er die jungen Franzosen, trotz ihrer Galanterie in Gesellschaft der Damen, ihre Geringschätzung und Verachtung derselben so geflissentlich zur Schau tragen sah.

(Die Fortsetzung folgt.)

Leben des berühmten britischen Mimen Edmund Kean mit Zügen und Anekdoten aus seiner theatralischen Laufbahn. Dem Englischen nacherzählt von Georg Lotz. Hamburg, Perthes und Besser. 1836. 8. 1 Thlr.

Neues über E. Kean wird in dem Buche eben nicht viel geboten. Es scheint auf Speculation gemacht zu sein, wie so gar viele Bücher jetzt gemacht werden, auch herrscht ein etwas roher, unfeiner Ton durchweg darin; wir wissen freilich nicht, ob er dem Verfasser oder Übersetzer zur Last fällt. Wenn der Übersetzer einmal, wie er sagt, abkürzend verfuhr, so hätte er wol noch manche inhaltlose Seite streichen können, denn da eine kritische Erörterung der Vorzüge und Mängel des Spiels von E. Kean, eine Charakteristik desselben darin nicht enthalten ist, so bleibt wahrhaftig nicht viel übrig, worauf man sich nach Durchlesen des Buches noch besinnt. Hr. Lotz konnte hier allerdings nicht wohl mehr streichen, wenn er ein Buch liefern wollte, denn das Bändchen ist dünn genug, das sehen wir ein; in solchem Falle thut man dann aber allemal am besten, man gibt lieber nichts als etwas Mittelmäßiges. Mit großer Kenntniß der englischen Bühne scheint auch nicht eben übersetzt zu sein, denn so z. B. wird das bekannte „Rule a wife and have a wife" von Beaumont und Fletcher beharrlich für Shakspeare's „Taming of the shrew" gehalten.

Kean's Jugend — seine Lebensverhältnisse berühren wir nicht weiter, denn jedes Conversationslexikon u. s. w. gibt darüber Auskunft — und seine Kindheit waren abenteuerlich genug, um denen so vieler Schauspieler, seiner Zeit namentlich, zu gleichen. Wie roh es dazumal, er war 1787 geboren, in diesen Ständen in England zugegangen sein mag, vielleicht in der Provinz noch zugeht, ersieht man aus der Anekdote, die hier (S. 18) von Kean erzählt wird, daß die Beschützerin seiner Kindheit nämlich, Miß Tidswell, die seine erste theatralische Erziehung leitete, als er ihr einmal entlaufen

war — das Entlaufen war seine Passion! —, ihm, seinem eignen Berichte nach, mit einem um den Leib gebundenen Strick nach Hause schleppte und, um sein ferneres Fortlaufen zu verhindern, ihm, wie man mit den Hunden zu thun pflegt, ein messingenes Halsband umlegte, worauf die Worte standen: „Theatre royal Drurylane", das Theater, dem er angehörte.

Aus der Zeit von Kean's Jugendjahren wollen wir die nachstehende Anekdote dem Büchelchen entlehnen:

„Im J. 1805, nach seiner Rückkehr aus Irland, spielte unser Held auch noch in Dover, Rochester und andern kleinen Städten Englands. Unter andern war er auch die Verpflichtung eingegangen, einigemal zu Braintree im Essex aufzutreten. An dem zur Darstellung festgesetzten Tage aber befand er sich noch in der Grafschaft Kent, sodaß die Themse zwischen ihm und den übrigen Mitspielenden dahinflutete. Was war dabei zu thun? Er hatte das Ufer des Flusses erreicht, aber er hatte keinen Pfennig in der Tasche und war zu stolz, den grämlichen Charon der Themse zu bitten, ihn umsonst überzufahren. Einige Jahre (?) später hätte es nur der Nennung seines Namens bedurft, um Alles zu seinem Dienste zu bewegen, damals aber hatte ihm der Ruhm noch nicht seinen Stempel aufgedrückt. Er zog demnach seine Kleider aus, wickelte sie in sein Taschentuch, erfaßte den Bündel mit seinen Zähnen und warf sich in den Fluß. Nach großer Anstrengung erreichte er auch wirklich das entgegengesetzte Ufer. Zum Unglück aber war er mehrmals mit dem Kopfe untergetaucht, sodaß seine Kleider völlig durchnäßt waren. Es war keine Zeit übrig, weder zu Betrachtungen, noch um Erfrischungen zu sich zu nehmen, selbst wenn seine finanziellen Verhältnisse das Letztere gestattet hätten. Der Director erwartete ihn. Mit dem Publicum zu Braintree war nicht zu spaßen, weshalb der kühne Schwimmer ohne Weiteres seine Gliedmaßen in die nassen Kleidungsstücke hineinzwängte und rüstig auf Braintree zuschritt. Durchnäßt, hungrig und ermattet langte er dort an, gab, oder versuchte es vielmehr, die Rolle zu geben, und sank ohnmächtig auf der Bühne zusammen."

„Die Folge dieses Abenteuers war ein heftiges Fieber, welches ihn auf ein Krankenlager warf. Als er nach geraumer Zeit von demselben wiedererstand, war er fast ebenso arm — das läßt sich denken — wie damals, als er die Themse durchschwamm, sodaß er von seiner Wanderung nach Braintree keinen andern Vortheil hatte als den, sein Wasserabenteuer in spätern Jahren erzählen zu können."

Die Vermuthung, daß Kean der Sohn des Herzogs von Norfolk gewesen sei, wird hier bestritten, und zwar zu dem Ende von diesem der Charakterzug vorgebracht, daß, als Kean in seiner Glanzperiode eines Abends in Drurylane, das er vom Untergange gerettet hatte, Richard III. spielte, Lord Essex zufällig aus seiner Loge trat und, dem Herzoge begegnend, ihn unbescheidenerweise fragte: „Nun, was sagen Sie heute zu Ihrem Sohne?" Durch diese Frage in einige Bestürzung versetzt, fragte der Herzog: „Wen meinen Sie?" „Ei nun, wen anders als den Kean", entgegnete der Lord; „Jedermann behauptet, daß er Ihr Sohn und Miß Tidswell seine Mutter sei." „Ich versichere Sie", erwiderte der Herzog, der sich unterdeß gesammelt hatte, „daß ich stolz darauf sein würde, ihn als Sohn anzuerkennen; dies aber ist das erste Mal, daß ich davon höre."

In der Jugend kämpfte Kean lange und unausgesetzt mit der bittersten Armuth und war mehr als einmal in wirklicher Gefahr, mit Frau und Kindern zu verhungern. Er spielte damals immer in der Provinz. Endlich im J. 1814 gelang es ihm, in London auftreten zu können, und er erwarb sich da sofort den eminentesten Beifall, sodaß sich seine Verhältnisse wie mit einem Zauberschlage umgewandelt befanden und er ein reicher Mann war oder doch in Kurzem ward. Er war übrigens sein ganzes Leben hindurch ein ziemlich roher Mensch und unausgesetzt dem Trunke ergeben. Er nahm in London große Summen ein, verschwendete aber nicht weniger und fuhr so z. B. immer mit vier Pferden.

Es war ihm eine unüberwindliche Abneigung gegen vornehme Leute eigenthümlich, und was er dereinst antwortete, als man ihm dieselbe zum Vorwurf machte, ist vielleicht nicht ganz ohne Grund: „Ich verstehe diese Leute nicht", sagte er nämlich, „wenn sie von Parlamentsangelegenheiten und dergleichen reden, und sie reden fast von nichts Anderm. Kommen sie aber aufs Theater zu sprechen, so schwatzen sie solchen Unsinn, daß ich mich zum Henker wünschen möchte."

Von seinem Talente als Schauspieler oder Mime, wie es die neumodige Zierrerei verlangt, sind wir, ohne ihn gesehen zu haben, nicht willig, uns eine große Vorstellung zu machen; denn er hat wenigstens die dramaturgische Autorität Tieck's vollkommen gegen sich, der im zweiten Theile der „Dramaturgischen Blätter" nicht viel Gutes von ihm aussagt. Nach Tieck strebte er durch Künsteleien und Fechterstreiche mehr nach der Gunst des großen Haufens als nach der Billigung und Achtung der edlern Freunde der Bühne, die ihm denn auch niemals in so hohem Grade als jener zugethan waren.

In den letzten Jahren seines Lebens bewirkte das Laster des Trunkes, daß er physisch und moralisch nach und nach zu Grunde ging. Wie schwach sein Verstand schon 1824 werden mochte, ersehen wir aus dem kindischen Umstande, daß er damals von einer Kunstreise nach Amerika die angebliche große Zehe des ehemaligen berühmten amerikanischen Schauspielers Georg Friedrich Cooke mitbrachte, die er auf seinem Grabe gefunden hatte, und sie in allem Ernste als seinen größten Schatz verehrte, den er dereinst seinem Sohne als ein Erbe zu hinterlassen meinte, das mindestens 10,000 Pfund werth sei, bis seine Frau es aus Abscheu dagegen zum Fenster hinauswarf. Zu seinem künstlerischen Verderben trug auf die letzt auch noch wesentlich bei, daß er wegen einer ärgerlichen Geschichte, die er mit der Frau eines Andern gehabt hatte, mit dem Publicum zerfiel, das in England in diesen Stücken sehr empfindlich ist. Er starb 1833 bald nach einer übergroßen Anstrengung, die er gemacht, noch einmal im Othello an dem Tage aufzutreten, an dem zum ersten Male zugleich mit ihm sein Sohn Charles spielte, mit dem er sich kurz zuvor ausgesöhnt hatte, nachdem er ihn früher unväterlicherweise verstoßen gehabt, weil derselbe nicht nach seinem Willen hatte in den Seedienst statt auf die Breter treten wollen. 75.

Notiz.

Zur Geschichte der Zwerge mögen folgende historische Notizen dienen: Der Kaiser Augustus hatte nach dem Bericht des Sueton einen Zwerg, der noch nicht volle 2 Fuß hoch war; er wog 17 Pfund, hatte jedoch eine starke Baßstimme. Augustus ließ von ihm ein lebensgroßes Standbild verfertigen, an welchem die Augäpfel aus Edelsteinen gebildet waren. Auch Tiberius hatte einen ebenso kleinen Zwerg, der am lautesten im ganzen römischen Reiche die Wahrheit sprechen durfte. Marc Anton hatte einen Zwerg, der nicht viel über 1½ Fuß hoch war; sein Herr hatte ihm aus Scherz den Namen Sisyphus gegeben; Domitian besaß gar eine förmliche Zwergsammlung; man hatte sie mit großer Mühe und Kosten aus allen Theilen des Reichs zusammengebracht, damit sie einen Gladiatorentrupp in nuce bilden sollten. Auch Julia, die Tochter des Augustus, besaß ihren Leibzwerg, der 2 Fuß 9 Zoll hoch war. Im Mittelalter war die Fürstensitte, Zwerge zu unterhalten, gänzlich abgekommen. Brandenburg und Polen waren die ersten Höfe, wo wir die Zwerge nach langem Winterschlafe wieder auftauchen sahen. Den tapfern Sir Gottfried Hudson, Leibzwerg König Karl I., von England, kennen wir aus W. Scott's Beschreibung. Er war vielleicht der großherzigste unter allen Zwergen, die es jemals gegeben hat. Zu den kleinsten gehörte der bekannte Bébé, der Leibzwerg von Stanislaus von Polen. Er war, als er starb, nur 33 Daumen hoch. 11.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Montag, —— Nr. 30. —— 30. Januar 1837.

Briefe aus Elsaß und Lothringen.

Zweiter Brief.

(Fortsetzung aus Nr. 29.)

Eine gründliche Reinigung des Familienlebens kann in Frankreich und anderswo nur vom öffentlichen Leben aus zu Stande kommen. Die wahre Liebe zwischen Gatte und Gattin, mit ihrem heiligenden Einflusse bis an das Ende unserer Tage, würde kein so seltener Gast auf Erden sein, wenn erst wieder die kleinen egoistischen Interessen vor dem höhern Interesse der Gesammtheit in den Hintergrund träten; wenn erst wieder in einem frischen öffentlichen Leben der Charakter des tüchtigen Mannes sich bewähren könnte. Denn die weibliche Liebe, welche Hingebung ist, schließt sich mit ganzer Seele nur an die Opferkraft des Mannes an, die im Ringen nach einem höhern Ziele erst muß sichtbar werden, wenn sie weibliche Herzen für immer gewinnen soll. Nun ist zwar die französische Revolution in mancher Hinsicht eine Umwälzung der Ansichten und Meinungen geworden, aber sie hat wenigstens noch zur Zeit keinen sittlichen Umschwung herbeigeführt; und sie konnte einen solchen Umschwung nicht herbeiführen, weil die Franzosen, die sich selbst übersprungen haben, mit ihren politischen Burzelbäumen factisch so ziemlich wieder auf die alte Stelle zurückgekommen sind, und weil zwar Ansichten und Meinungen sehr oft im Widerspruche, aber Volkscharakter und Sitte nur im Einklange mit dem wirklichen Leben sich ausbilden.

Man behauptet in Frankreich selbst, daß in Lothringen Geiz und ängstliche Sparsamkeit besonders zu Hause sind, und ladre lorrain ist darum kein ungewöhnlicher Schimpfname. Namentlich wird ihnen dies von den Elsassern nachgesagt, wofür sich denn diese wieder andere Vorwürfe müssen zurückgeben lassen. Um so weniger mag man sich wundern, daß die Lothringer den Gott Amor selbst zum Rechenmeister erzogen haben. Dies drückt sich energisch genug in einem in Frankreich überhaupt und in Lothringen selbst sehr gangbaren Sprüchworte aus: Prêtez-moi votre lard. „Cela ne se peut pas, le lard s'use." Prêtez-moi votre femme. „Je le veux bien." Schwerlich läßt sich mehr französische Frivolität in weniger Worte zusammendrängen. In Deutschland hätte ein solches Sprüchwort nicht erfunden werden können, und wäre es erfunden worden, so hätte es sich keinen Eingang verschafft; für Frankreich aber kann man es als die Reduction der glänzend aufgeputzten neuern Romantik auf die einfache Prosa des wirklichen Lebens gelten lassen.

Ein gemeinschaftlicher Fehler, der im Elsasse wie in Lothringen ziemlich allgemein herrscht, ist die übergroße Vorliebe für geistige Getränke. Nicht zu zählen sind alle die Brauereien und Weinhäuser in Strasburg, die Kaffeehäuser und als Schenken dienenden Keller in Metz, die Estaminets und Branntweinhäuser in Nancy. Freilich ist in den letzten Jahren eine besonders große Menge Wein gewachsen, und wenn der Himmel selbst die Tafel übervoll besetzt hat, halten es die meisten Menschen für keine Sünde mehr, sich zu übersättigen. Ohnehin sind die meisten Sorten des elsassischen und lothringischen Landweins — so behaupten wenigstens die Einwohner zu ihrer Entschuldigung — für Ausfuhr und längere Aufbewahrung wenig geeignet. Dazu kommt in Strasburg der besondere Umstand, daß es der Sitz einer sehr ins Große getriebenen Bierfabrication ist, die ihre Erzeugnisse fast über ganz Frankreich versendet. Eine besondere Neigung für den Gerstensaft scheint nun aber dem germanischen Stamme anzuhängen. Darum gedeihen die Brauer in Strasburg gleich denen in München. Sie bilden eine Art industrieller Aristokratie, die in Braukesseln und Fässern ihre Lehn und in bedeutenden Scharen von Brauknechten eine Art Vasallen besitzt, die sich auf das Faustrecht nicht übel verstehen. Auch waren sie unlängst zu ritterlichen Diensten berufen, da sie hauptsächlich die Cavalerie der Nationalgarde bildeten, als diese zu Strasburg noch anders als blos auf dem Papiere bestand.

Wie jenen Fehler, so haben die Elsasser und Lothringer eine Tugend gemeinschaftlich, die des kriegerischen Muthes. In den beiden Provinzen findet man eine auffallend beträchtliche Zahl von Männern, welche mit dem Kreuze der Ehrenlegion geschmückt sind; und diese Auszeichnungen rühren zum großen Theile aus einer Zeit her, wo das rothe Band kein bloßes Liebeszeichen war, womit sich die ältere oder jüngere Dynastie der Bourbons ihre passionirten Liebhaber verpflichtete. Auch ist bekannt, wie viele tüchtige Feldherren aus den deutsch-französischen Provinzen in den Reihen des kaiserlichen Heeres hervorragten. Freilich war es traurig, daß sie zumeist im Kampfe gegen Deutsche ihre Lorbern brachen; allein wenn hier, wie bei

den Truppen des Rheinbundes unter dem Einflusse eines großen Fremden die deutsche Tapferkeit endlich wieder von Neuem hervorleuchtete, so mögen wir selbst darin eine Bürgschaft für die Zukunft unsers Vaterlandes nicht verkennen. Ihr militairischer Geist treibt die Elsasser in besonders großer Menge in die Reihen der französischen Armee und keine Provinz dürfte ihr eine beträchtlichere Zahl von Stellvertretern zusenden. Dazu wirkt freilich die Dichtheit der Bevölkerung des Landes; mit und die Noth, mit welcher, trotz seines Reichthums und seiner Fruchtbarkeit, viele Einzelne zu kämpfen haben. Wie sehr aber die Franzosen überhaupt ein militairisches Volk sind, sobald sie unter dem Einflusse irgend einer Aufregung stehen, so ziehen doch die Meisten die productiven Beschäftigungen des bürgerlichen Erwerbs dem militairischen Handwerke im Frieden vor. Dessen ein Beweis ist die Kostspieligkeit der Stellvertretung in Frankreich. Während man in den kleinern Staaten des deutschen Bundes für die gewöhnliche Dienstzeit von sechs Jahren gegen eine Summe von etwa 200 Gulden, oder weniger, leicht seinen Stellvertreter findet, müssen im Elsasse für eine Dienstzeit von acht Jahren regelmäßig 1000 bis 1200 Francs bezahlt werden. Es gibt in Frankreich keine größern Gesellschaften für militairische Stellvertretung, wie in manchen deutschen Staaten der Fall ist. Dieser moderne Handel mit Menschenfleisch, der übrigens förmlich organisirt ist und seine Hauptstapelplätze sowie seine bestimmten Nebenverzweigungen hat, ist vielmehr dem Einzelverkehr überlassen. Im Elsasse ist derselbe hauptsächlich, oder ausschließend, in den Händen der Juden, zu ihrem großen Gewinne und häufig zum großen Nachtheile Derjenigen, die sich unter ihrer Vermittelung verhandeln lassen.

Überhaupt ist die Zahl der Juden im Elsasse sowie in einigen Theilen von Lothringen sehr beträchtlich. In besonders großer Menge drängen sie sich in einzelnen Landstädtchen des Elsasses zusammen, wo sie sich bald im Besitze der geräumigsten Wohnungen und eines unverhältnißmäßig großen Theiles des Einkommens befinden. Wenn man sich kürzlich in der Versammlung der würtembergischen Stände auf die heilsamen Folgen der Emancipation der Juden in Frankreich berufen hat, so ist davon an Ort und Stelle nicht viel zu bemerken. Im eigentlichen Frankreich zwar, wo nur wenige Juden zerstreut leben, können keine besonders nachtheiligen Folgen aus ihrem Thun und Treiben hervorgehen. So ist es aber schon vor der bürgerlichen und politischen Gleichstellung gewesen. Im Elsasse dagegen, wo in der größern Masse der eigenthümliche esprit de corps derselben fort und fort Nahrung erhält, haben sie noch lange nicht ihren wucherischen Gewohnheiten entsagt. Nur sehr wenige in einigen etwas größern Städten haben sich den bürgerlichen Gewerben zugewendet. Diese Erfahrungen sprechen jedoch nicht gegen, sondern für die rechtliche Gleichstellung; denn schon jenes Wenige ist etwas, und immer ist gewiß, daß sich durch die Emancipation der Juden das Verhältniß zu den Christen wenigstens nicht verschlimmert hat. Wie in verschiedenen Theilen Deutschlands, so haben sich in neuester Zeit auch unter den Juden des Elsasses mehre tüchtig gebildete Männer gefunden, die sich die sittliche Erhebung ihrer Glaubensgenossen mit löblichem Eifer angelegen sein lassen. Eine besondere Zeitschrift „La régénération", während längerer Zeit unter der Redaction von Simon Bloch erschienen, ist ausschließend diesem Zwecke gewidmet. Namentlich rühmt man auch das Benehmen und die rastlose, fördernde Thätigkeit des allgemein geachteten jetzigen Oberrabbiners zu Strasburg. Während man so für die geistige Emancipation der Juden besorgt ist, sollte man indessen, ihnen gegenüber, auch auf diejenige der christlichen Bevölkerung des Elsasses, namentlich der Bauern, bedacht sein. Es ist unglaublich, mit welcher Blindheit diese immer von Neuem den Juden in das Garn laufen. Solche gläubige Ehrlichkeit findet sich nur unter den Deutschen, und darin liegt wol mit ein Grund, warum wir von einer so zahlreichen jüdischen Bevölkerung heimgesucht sind. Gewiß wäre es also zweckmäßig, wenn man die Landleute durch Verbreitung echt populairer Schriften über die hauptsächlichsten Machinationen jüdischer und freilich auch christlicher Wucherer zu belehren suchen wollte, damit jene endlich lernten, sich selbst zu wahren. Ein besonders gewöhnlicher Kunstgriff der Juden im Elsasse besteht darin, daß sie ihren Schuldnern auf dem Lande Zahlungstermine festsetzen, welche weitab von der Zeit der Ernte liegen. Können dann die Schuldner nicht bezahlen, wie die Gläubiger voraussehen, so wird davon Veranlassung zu weitern Verpfändungen und wucherlichen Contracten genommen, bis jene mehr und mehr verstrickt sind. Endlich sollte man wol unter öffentlicher Autorität der Gemeinden zahlreichere Leihanstalten errichten und so den Bauern ein leicht sich darbietendes Mittel, um sich der Willkür der Juden zu entziehen, an die Hand geben. Erst in Verbindung mit solchen Maßregeln dürfte überall, auch bei der Masse des Volks, die Emancipation der Juden nicht ungünstig angesehen werden. Zugleich würde sie für diese selbst um so eher zu einem Resultate führen, als sich in derselben Zeit, wo sich ihnen neue Wege des Erwerbs und der Thätigkeit öffnen, der Schacherhandel und Geldwucher als minder ergiebig darstellen würden.

Die kriegerische Lust und der militairische Geist offenbarten sich in Lothringen und im Elsasse besonders in der ersten Zeit nach der Julirevolution. Mit überraschender Schnelle bildeten sich aller Orten die Nationalgarden. Es war ihnen heiliger Ernst mit ihrem Enthusiasmus, und die neuen Bürgersoldaten des Elsasses mochten sich nicht mehr, wie es wol früher geschah, den Ruf: „Vivre libres ou mourir!" in vivre lieber als mourir übersetzen. Besonders zeichnete sich die Nationalgarde in Strasburg unter tüchtiger Leitung durch regen Eifer und militairische Übung und Bildung aus. Die Artillerie dieser Nationalgarde, 1100 — 1200 Mann stark, zog zuweilen mit 30 Kanonen aus und wetteiferte nicht blos in Bedienung der Geschütze und in richtigem Zielschießen mit der gut geübten Linienartillerie, sondern trug in letzterer Beziehung häufig den Preis davon. Hiervon war der einfache Grund, daß sich in ihrer Mitte viele Handwerker befanden, die

Digitized by Google

sich in ihrem Geschäfte an ein richtiges Augenmaß gewöhnt hatten. Ein neuer Beweis, daß es nicht so gar schwierig sein kann, die verschiedenen Zweige des bürgerlichen und militairischen Berufs zweckmäßig zu vereinigen, und daß die Bildung eines tüchtigen und völlig ausreichenden Bürgerheers wol ausführbar sei trotz Allem, was der militairische Schulpedantismus dagegen einzuwenden pflegt. Jetzt steht es nun freilich anders aus. Die Nationalgarde von Strasburg ist aufgelöst worden, um ihres politischen Oppositionsgeistes willen, und wenn man später zu ihrer Reorganisation diejenigen Schritte gethan hat, welche das Gesetz vorschreibt, so ist sie doch eben auch keine Wahrheit mehr; und wie man neuerdings in Paris durch allerlei Zwangsmaßregeln das Institut der Nationalgarde einigermaßen aufrecht erhalten muß, so ist in Lothringen und im Elsasse gleichfalls Alles erlahmt und erschlafft. In bedeutenden Orten des Elsasses von 3000 Einwohnern und mehr hat sogar der Gemeinderath selbst durch Streichung der Kosten für die Nationalgarde aus dem Gemeindebudget ihre völlige Auflösung herbeizuführen gesucht. Man hat dafür als Grund angeführt, daß, seitdem der ordre public unter ihren Schutz gestellt sei, sich die Unordnungen vermehrt haben, wobei man freilich an keine politischen Störungen gedacht hat. Dieses Zerfallen in sich selbst ist das Schicksal aller Volksbewaffnungen gewesen, sobald die bürgerlichen und politischen Interessen der Mehrheit von keinem nahen Feinde mehr bedroht wurden. Allein dies ist nur so lange der Fall, als man die Bildung der Bürgerheere nicht auf allgemeine militairische Jugendbildung gründen wird, und als die Bürger an dem Aufwande von Zeit und Geld für die stehenden Heere durch ihre besondern militairischen Dienste und Übungen dennoch nichts ersparen werden.

(Der Beschluß folgt.)

Die Königin der Blumen, oder die höhere Bedeutung der Rose, an sich und in Beziehung auf die Gemüthswelt, nach Naturanschauung, Poesie und Geschichte. Ein Beitrag zur tiefern Auffassung und Erkenntniß der Natur überhaupt, von **Wilhelm Ludwig Döring**. Elberfeld, 1835. Gr. 8. 3 Thlr. 8 Gr.

Man erzählt von einem Kapuziner, daß er in einer Predigt am Tage Petri auch Salpeter und Trompeter nicht zu erwähnen vergessen. Thäte man nun freilich dem Verf. zu viel, wenn man ihn mit jenem in eine Classe würfe, so ist doch nicht zu leugnen, daß Beide gleicher Vollständigkeitstrieb beseelt. Worin nur irgend der Name Rose an- und vorgebracht worden, Windrose, Klatschrose, Rosamunde, Rothlauf, Rosenspiritus, Rosenjungfrau, Rose als Krankheit der Schafe, Rhodonit als Art des Kieselmangans, rothe und weiße Rose bis zum Hosenbandorden, Frau des Wischnu aus einer Rose entblüht, alle Bibelstellen, Göthe's Gedichte, Doctor Luther's Petschaft, Resenasse, die Stadt Rhodez und was noch Alles diesen Laut führt, ist hier nicht nur genannt, sondern auch auf 748 und xxx Seiten abgehandelt. Dabei droht nun der Verf. „nach und nach das ganze Pflanzenreich, das Wort im engern (welchem?) Sinne genommen, auf ähnliche Weise zu bearbeiten", was denn, laut der neuesten Zählung bekannter Pflanzen, 60—80,000 Bände versprechen würde. Wenn dabei Hr. D. an die Pflanzen: Wohlgemuth, Fette Henne, Maiglocke und Kaiserkrone kommt, wird ihm ein reicher Stoff zu Excursen vorliegen. In der That aber ist das vorliegende dicke Werk, als von einem praktischen Arzte verfertigt, allen jungen Medicinern als ein Muster encyklopädischer Umsicht nach allen Seiten und daraus entspringender Gründlichkeit zu empfehlen. Um hiermit unserer Pflicht als nüchterner, gemüthloser Kritikus genügt zu haben, wenden wir uns zum wirklichen Inhalt.

„Durch Neigung und Beruf", so hebt die Vorrede an, „seit einer Reihe von Jahren zum genauern Studium der Natur hingezogen, machte ich die allverbreitete Fülle ihres Lebens, die nicht weniger gesetzmäßige als wunderbare Wechselwirkung unter ihren Einzelwesen, besonders aber ihre ideale oder moralische Seite, ihr Verhältniß zur Gemüthswelt zum Gegenstande meiner nähern Aufmerksamkeit." Hier bemerke denn der geneigte Leser, daß Hr. D. die Natur auch für ideal und moralisch hält, während wir sie bisher nur als real und physisch kannten. Wer auf diese Weise den philosophischen Damm durchbricht, der schon seit Aristoteles gezogen worden, der hat dann leichtes Spiel. Wir haben nichts dagegen, die Pflanzen von der Gemüthsseite aus zu betrachten, aber dann hätte nicht, wie im Folgenden geschieht, Alles zusammen und ineinandergegossen werden dürfen, womit der Mystik ein weites Feld geöffnet worden. Dabei will aber doch der Verf. auch analytisch zu Werke gehen. „Da sich ergab, daß die Rose überall, wo sie auftrat, als Blume der Liebe, als Symbol alles Zarten, Anmuthigen und Schönen auftrat, so erfoderten diese Begriffe ganz vorzüglich eine genaue Erörterung. Namentlich mußte das Gefühl der Liebe, zumal der weiblichen, in seinen verschiedenen Stufen und Schattirungen verfolgt werden, weil die Rose unter allen Blumen grade dem weiblichen Geschlecht am meisten entspricht (?) und mit ihm in der größten Verwandtschaft und Wechselwirkung steht" (?). „Ich nahm bei meinen Forschungen überall, wie billig, Rücksicht auf die innere Gesetzmäßigkeit und Haltbarkeit der geschehenen Auffassung und untersuchte: ob dieselbe auf wahre Naturanschauung oder objectiv gegründet sei; oder ob sie nur als künstliche, auf rein individueller und conventioneller Willkür beruhende Deutelei angesehen werden könne. Kurz, ich beabsichtigte eine, auf richtige Naturanschauung und umfassendes Studium der Geschichte, mit Einschluß der Poesie, gestützte Typologie der Rose aufzustellen."

Hr. D. ist also ein rechter Gemüthsmensch und erzählt uns auch ferner, wie überschwenglich ihn von jeher die Botanik angezogen habe. Er fing an, alles auf sein Thema Bezügliche zu excerpiren, und gibt uns hier diese sämmtlichen Excerpte mit allen oft seitenlangen alten und neuen Gedichten. Dabei wird in der Vorrede noch tüchtig auf die Naturphilosophie gestichelt, allein blos nach den alten Gemeinplätzen, die man schon hätte vergessen glauben sollen. Auch des Verf. übrige Ansichten sind etwas veraltet, wie z. B. der Satz: „Nichts in der Natur ist eigentlich todt", oder: „Denken und sprechen sind identisch". Dergleichen Verallgemeinerungen, die uns hier auf jeder Seite aufstoßen, führen nur zur Seichtigkeit, und das Gemüth muß vorgeschoben werden, um die Schwachheiten der Urtheilskraft zuzudecken. Daß einzelne lucida intervalla kommen mußten, war vorauszusehen, und nach einem weitläufigen Schwall philosophirensollender Sätze tritt plötzlich das Bekenntniß heraus: „Wir sind unsererseits auch weit entfernt zu behaupten, daß zwischen dem moralischen Reiche der Freiheit (= dem der Intelligenz) und der physischen oder materiellen Welt (= der Natur oder der Welt der Sinne) kein wesentlicher Unterschied stattfinde. Dies dünkt uns ein ungeheurer Sprung (ja wohl!) ein wahrer Salto mortale (sic!). Allerdings ist ein qualitativer und nicht blos ein quantitativer Unterschied unter den Dingen" (Vorr. xv).

Hiermit glauben wir den Horizont des Verf. hinlänglich bezeichnet zu haben, und was von solchen Raisonnements zu erwarten sei. Das Inhaltsverzeichniß gibt noch am besten die Übersicht des Plans. Nach einer Einleitung, welche mit den Worten anhebt: „Wenn die Natur im Allgemeinen, wie es

Digitized by Google

am Tage liegt, für den Menschen ein unerschöpflicher Quell der edelsten Geistes- und Sinnengenüsse — ist" u. s. w. (wobei nur vergessen, daß sie leider auch dem Gegentheile genug Stoff bietet), handelt die erste Abtheilung „Von der Bedeutung der Rose im ersten Stadium ihres Lebens". Weitschweifig und geschmacklos wechseln sinnige Ergüsse, überpfropft mit den heterogensten Dingen, mit nüchternen Citaten, in Betreff der ersten Blattentwickelung. Folgen hierauf „Der Rose Lebenskämpfe" Sonnenglut und Kälte, aber auch „Zu sehr gedüngter Boden", „Blattläuse"; und diese besonders speciell. S. 43: „Indem sie ihre Saugrüssel einbohren, erlernen sie gar bald die Art und Weise, langsam zu tödten. Sie sind die neidischen Recensenten (hierbei ein Citat aus Saphir) jeder neuerstandenen Blütenbildung, über die sie herfallen wie ein Iltis über die Tauben." Noch zwei volle Seiten geht die Naturgeschichte der Blattläuse so fort; ihre auf eine Billion berechnete Vermehrung und Angabe der Naturforscher, die sie beobachtet und über sie geschrieben. Hierunter auch der Cantor Kyber, der sie jahrelang im Zimmer pflegte. „Man könnte diesem Forscher daher etwa den Namen Blattlaus-Rafael beilegen, wie man jenen berner Maler (und nun in einer sieben Zeilen langen Anmerkung die Biographie desselben, Gottfried Mind, der mit den Rosen gar nichts zu schaffen hat) Katzenrafael nennt, der wie Crebillon so leidenschaftlich die Katzen liebte."

Ref. fragt jeden Leser von Geschmack, was er von solchem Mischmasch halten könne. Sowie an dieser Stelle, geht es das ganze Buch hindurch; auf die Blattläuse folgen die Baumwanzen u. a., bald darauf Lieder von Haug, und Den möchten wir sehen, der zehn Seiten hintereinander hier zu lesen im Stande wäre. Nur noch ein Beispiel zum Schluß, S. 624, die wir soeben zufällig aufschlagen. „§. 7. Über die Vergänglichkeit der Rosen der Jungfrau. Motto: „Die schönen Tage in Aranjuez sind nun vorüber." Fr. v. Schiller im „Don Carlos". Auch die blühendste Jungfrau verliert früher oder später ihre Rosen; selten erfreut sie sich ihrer so lange als eine Ninon de Lenclos, die Aspasia Frankreichs, und schwerlich wird, wenn ihr schönes Haupt ein bleicher Schädel geworden, dieser noch Bewunderer finden wie jener berühmte bildschöne Schädel der Georgianerin bei Blumenbach." *) Doch genug und übergenug. 128.

*) S. Abbildungen naturhist. Gegenstände von J. F. Blumenbach. 6. Heft, Nr. 51. Göttingen 1802.

Literarische Notizen.

Während diejenigen europäischen Nationen, welche der europäischen Cultur voranzuschreiten pflegen, die Deutschen, Engländer und Franzosen, bereits seit mehren Jahrzehnten ihre selbständige Almanachsliteratur besitzen, ein literarischer Zweig, gegen den die solide Kritik freilich in einer Hinsicht immer etwas einzuwenden haben wird, hat man in der polnischen Literatur erst in ganz neuerer Zeit, im J. 1829, das erste belletristische Taschenbuch erscheinen sehen. Dieser Erstling der polnischen Almanachsliteratur war die in Warschau von Odyniec herausgegebene: „Noworocznie Melitele", mit Umsicht redigirt, und durch gute Beiträge von Mickiewicz, Odyniec, Gorecki, Chodzko und andern polnischen Verfassern ausgezeichnet. Kürzere, der Volksgeschichte entnommene Erzählungen, sowie die lithauischen Novellen (Dumki), welche den hauptsächlichen Inhalt dieses Taschenbuchs bildeten, gereichten demselben sehr zur Empfehlung. Dessenungeachtet erlebte dieses Taschenbuch nur noch eine Jahresfolge, denn die furchtbar bewegte Zeitperiode von 1831—34 stellte der polnischen Nation freilich eine weit andere Aufgabe, als die Redaction eines poetischen Almanachs ist. Endlich brachte das Jahr 1835 wieder einige polnische Taschenbücher. In Breslau erschien: „Marzana", eine Sammlung, worin man allerdings eine gewisse jugendliche Kräftigkeit verspürt, die aber sich in sehr ungleichartigen und zum Theil unersprießlichen Elementen offenbarte und nebst einigen Blüten auch mehre unreife Früchte enthielt. Ausgezeichneter in jeder Hinsicht war der in demselben Jahre zu Wilna erschienene: „Znicz". Nordische Kraft und südliche Milde der Dichtung zeichnen dies Taschenbuch in gleicher Weise aus; es enthielt nächst poetischen Ergüssen der leichten und anmuthigen Gattung auch ein großartiges Gemälde, aus der Geschichte Lithauens entnommen, welches dem Geschichtsfreund manche durchaus neue und interessante Gesichtspunkte darbietet. Die Lithauer sind an und für sich ein hochpoetisches Volk, von einer dichterischen Passivität wie wenige andere, und so kann man es den Redactoren des „Znicz" nur Dank wissen, daß sie in dem nächsten Jahrgang für 1836 die Fortsetzung jener historischen Darstellung gegeben haben. Die beiden Jahrgänge des in Warschau erschienenen „Jutrzenka" (Morgenstern), 1835 und 1836, bieten kein so schönes und befriedigendes Ganze dar, doch ist das Streben der Herausgeber auch hier nicht zu verkennen, und es läßt sich mithin für die Folgezeit auch von diesem Almanach Gelungeneres erwarten. Zu Lemberg in Galizien erschien 1835 das polnische Taschenbuch „Dziewonia", dessen nationales Colorit und jugendliche Kräftigkeit es zu einem würdigen Genossen des „Znicz" erheben. Unter allen diesen Taschenbüchern ist, so viel uns bekannt, der Jahrgang für 1837 erst von der „Melitele", und zwar in Leipzig erschienen, doch läßt sich erwarten, daß auch die übrigen ihr einmal begonnenes Streben nicht hintansetzen werden.

„A history of the life of Edward the black prince and of the various events connected therewith, which occurred during the reign of Edward III. king of England, by *G. P. R. James*" (Zwei Bände) ist, der Aufmerksamkeit nach zu urtheilen, die es bereits erregte, eins der verdienstlichsten unter den neuesten englischen Geschichtswerken. Ein englischer Kritiker äußert sich darüber so: „Die Geschichte Englands bietet in ihrem ganzen Verlaufe keine denkwürdigere und interessantere Periode dar als die, welche mit dem Leben dieses ritterlichen und romantischen Prinzen in Verbindung steht. Keine Periode ist so reich an nationaler Charakteristik, so ausgestattet mit auffallenden und eigenthümlichen Zügen, sowol in Hinsicht auf das Zeitalter selbst als auf die in demselben hervorstechenden Individuen. Die Ereignisse sind ebenso wichtig, als die handelnden Personen bedeutend sind. Urtheil und Einbildungskraft werden gleich stark in Anspruch genommen. Eine solche Epoche verlangt allerdings einen kräftigen Darsteller, der mit unermüdlicher Forschung und gründlichem Sammlerfleiß auch den Glanz der Rhetorik und das Feuer der poetischen Begabung verbinden muß; der es versteht, das menschliche Gemüth bis in seine geheimsten und dunkelsten Schlupfwinkel zu verfolgen und ebenso sehr Das, was er Bedeutungsvolles in diesem Schachte entdeckt hat, lichtvoll zu Tage zu fördern. Man kann sagen, daß der Verf. obigen Werks seine schwere Aufgabe auf eine glänzende Weise gelöst hat, und muß gestehen, daß diese seine Geschichte des tapfern schwarzen Prinzen einen bewunderungswürdigen Gegensatz zu den Tagesevolutionen im Gebiete der Geschichte bildet. Man erblickt darin nicht die rohen und hastigen Ergüsse einer temporairen Autorschaft, sondern Alles ist besonnen und mit ruhigem Fleiße zu Stande gebracht. Was die Darstellung betrifft, so zeugt sie durchgängig von wirklicher historischer Genialität. Der Styl ist ein reines, durchdachtes Englisch und zeigt sich am durchgebildetsten da, wo Schwierigkeiten, Controversen und Zweifel im Stoffe selbst sich darbieten, zwischen denen allen es darauf ankommt, hindurchzusteuern und den rechten Hafen ausfindig zu machen. Mit einem Worte: dies Buch wird ein bleibendes Document im heutigen Conflict der englischen Nationalliteratur sein, und dies ist für die Gegenwart sicherlich das vorzüglichste Urtheil, was gefällt werden kann. Es scheint wahrscheinlich, daß es auch im Auslande sich bald einer angemessenen Verbreitung wird rühmen können." 11.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Dienstag, —— Nr. 31. —— 31. Januar 1837.

Briefe aus Elsaß und Lothringen.

Zweiter Brief.

(Beschluß aus Nr. 30.)

Ein Anderes, was Lothringen und Elsaß gemein haben, was aber durch ganz Frankreich sich durchzieht und nur im Vergleiche mit Deutschland auffallen kann, ist die viel geringere Ungleichheit der Stände und das höhere Selbstgefühl, das sich bis in die untersten Reihen des Volkes bemerkbar macht. In dieser Beziehung haben die deutschen Elsasser und Lothringer in der französischen Schule der Revolution so viel als die Franzosen selbst gelernt. Zwar unterscheiden auch die Elsasser zwischen Herren und Bauern, zwischen Madamen und Weibern. Aber davon abgesehen, daß der Bereich der Herren und Madamen viel weiter in die Masse des Volks hineingreift als bei den subtiler unterscheidenden Deutschen der rechten Rheinseite, so sind auch die Bauern weit entfernt, sich auf der untersten Sprosse einer gesellschaftlichen Hierarchie zu erblicken und den Herren irgend eine Unterwürfigkeit, oder nur irgend eine besondere Dienstfertigkeit und Gefälligkeit zu bezeigen. Es gibt viel Bürger- und viel Bauernstolz unter den Elsassern, und ich habe deren Mehre, welche grade von einem Ausfluge in das benachbarte badische Land zurückkehrten, über die ihnen auffallende Wegwerfung der niedern Stände an die höhern kopfschüttelnd und misbilligend sich äußern hören. Weil nun die Leiter der verschiedenen, gesellschaftlichen Abstufungen von Rang und Würde, gleich derjenigen, welche Jakob einst im Traume gesehen, wesentlich in der Einbildung beruht und verschwindet, sobald man die Augen offen hat, und weil jeder Stolz am besten homöopathisch geheilt wird, wenn ihm Andere mit Stolz entgegentreten, so ist von eigentlichem Adelstolze im Elsasse wenig zu bemerken. Er mag etwa nur da oder dort als eine geheime Sünde vorkommen. Ebenso ist es in Metz und in allen andern Städten von Lothringen, außer in Nancy. Hier hat sich ein großer Theil des alten lothringischen Adels zusammengeschart. Er hat aus den Stürmen der Zeit ein hinlängliches Vermögen gerettet, um in der Provinz eine standesmäßige Langeweile unterhalten zu können, aber nicht genug, um sie sich in der Hauptstadt zerstreuen zu lassen. So kitzelt man sich allerdings noch mit den Erinnerungen der Vergangenheit und hält etwas auf das reinblütige Racenwesen. Die Vorurtheile des Einzelnen werden leicht sich entwurzeln lassen; aber wo sie mit den Vorurtheilen Anderer zu einem Castengeist zusammengewachsen sind, wissen sie dem Zeitgeiste und allen Stürmen der Zeit Trotz zu bieten.

Die französisch zugeschliffenen, wenn auch nur etwas ins Grobe gearbeiteten Lothringer haben kein eigenthümliches Gepräge. Darum fand sich unter ihnen seit langer Zeit kein ausgezeichneter Dichter und Künstler, und es findet sich kein thätig belebter und belebender Kunstsinn. Besser ist es im Elsasse. Strasburg hatte seinen Ohmacht und hat jetzt in Friedrich einen würdigen Nachfolger. Es hat an dem Silberarbeiter Kirstein und an dessen Sohn höchst ausgezeichnete Künstler; die Vase mit Alexander's Einzug in Indien, nach Thorwaldsen's Meisterstück, ist selbst ein Meisterstück. Es hat seinen Kunstverein, welcher, obgleich nur in beschränktem Umfange, doch unermüdet und ununterbrochen wirkt. Es hat endlich seine großen deutschen Musikfeste, welchen nun gar die Lothringer und alle übrigen Franzosen nichts Ähnliches gegenüberzustellen haben.

Auch von eigenthümlichen Sitten und Gebräuchen ist bei den Lothringern nichts anzutreffen. Sie haben nichts als ihre ganz gewöhnlichen jährlichen Dorffeste und ihre herkömmlichen kirchlichen Feierlichkeiten, an welche sich jedoch durchaus nichts anknüpft, was als echt volksthümlich betrachtet werden könnte. Die Elsasser dagegen sind deutscher als die Deutschen selbst geblieben in dem Festhalten an überlieferter Lebensweise und an mancherlei Sitten und Gebräuchen. Da spielen noch im Bereiche der weiblichen Thätigkeit die gothisch verzierten Spindeln und Spinnräder eine große Rolle und haben selbst aus den Häusern angesehener Bürgersfrauen durch das modern zierlichere Strickzeug nicht verdrängt werden können; da macht man sich noch wenig aus den Theedampfmaschinen, um das Räderwerk weiblicher Unterhaltung zu treiben, und hat dem früher eingewanderten Kaffee sein wohlverdientes Bürgerrecht nicht entziehen lassen. Da setzt sich die Hausfrau, zum Nachtheile des Bäckers, dem eindringenden Principe der Theilung der Arbeit noch immer entgegen, indem sie es sich nicht nehmen läßt, ihre Gäste mit hausbackenem Brote zu bewirthen. Gegen das Eindringen der flüchtigen Mode weiß man wenigstens auf den Dörfern sich kräftig zu schützen. Bei den Heirathen der

Bauern muß die Braut eine Menge von Kleidern zur Mitgabe bringen. Nach Ankunft des Brautwagens wird über den Bestand dieser Kleider eine Art mündlichen Inventars aufgenommen, indem der Bräutigam selbst die verschiedenen Stücke vor so vielen Gemeindegliedern, als grade zuhören wollen, mit lauter Stimme hinzählt. Und wie es anderswo die Damen für eine Schande halten, wenn sie nicht in jeder Jahreszeit in neuer Tracht erscheinen, so läßt man es in vielen Ortschaften des Elsasses für eine Schande gelten, wenn während der ganzen Ehe auch nur ein einziges neues Kleid angeschafft werden muß. Wenn irgend ein freudiges Familienereigniß eintritt, eine Hochzeit oder eine Kindtaufe, so wird die herkömmlich einfache Lebensweise durch langen Saus und Braus unterbrochen. Man liebt es nicht, wie es sonst gewöhnlich geworden, die Lust und Last des Lebens, das Süße und Sauere durcheinander zu rühren, um es gleichmäßiger zu vertheilen und zu genießen, sodaß alle Tage unseres Lebens im trüben Grau des juste milieu erscheinen, aus welchen kein rechter Ernst und kein rechter Scherz hervorzuleuchten pflegt. Wie man an unsern altdeutschen Münstern die steinernen Bilder der Heiligen und die wunderlichsten Narrenfratzen in bunter Reihe und keckem Widerspiele erblickt, so mag man noch im Elsasse den Ernst und den Scherz entschiedener einander gegenüberstellen. Man sucht diesen letztern für bestimmte Gelegenheiten zusammenzuhalten, damit noch lange die Erinnerung auf den wohlmarkirten Stunden und Tagen wie auf grünen Inseln in dem grauen Meere der Vergangenheit bei ihrem rückwärtsgehenden Fluge ausruhe und sich ergötze. Bei solchen Familienfesten sind in weiter Ausdehnung alle nahen und fernen Verwandten und Bekannten zur Mitfreude geladen. Dafür macht man auf gemeinsame Bezeigungen des Mitleidens gleichfalls Anspruch, sobald traurige Ereignisse eingetreten sind. Bei Beerdigungen begleiten die Worte des Geistlichen den Todten in das Haus, in die Kirche und an das Grab, während es zugleich ein zahlreiches, freiwilliges Gefolge von Bekannten und Verwandten für seine Pflicht hält, ihm das Geleite zu geben. In den meisten deutschen Städten der Rheinlande besteht dagegen meistens das Gefolge nur aus einigen bezahlten Trägern, sodaß der trennende Egoismus, welcher die frühere Gemeinschaftlichkeit der Freuden und Leiden immer mehr zersetzt und zerlegt, selbst bis an den Rand des Grabes sich bemerkbar macht.

Wie man in vielen Dörfern des Elsasses bei den Frauen und Mädchen eine gehörige Kleiderordnung zu handhaben weiß, so dehnt man die Sittenpolicei auch weit aus, indem man Schildwache steht gegen den besonders von Frankreich her eindringenden Geist der Frivolität. Ist ein Mädchen zu Falle gekommen, so erhält es in der Kirche seinen besondern Platz. Kommt es dann später zur Heirath, so wird die Braut nicht, wie die unbescholtenen Jungfrauen, vom Pfarrer im Hause abgeholt; sie darf keinen Brautkranz tragen; sie muß, wenn sie in einen andern Ort überzieht, neben dem Wagen hergehen. Es ist vielleicht mit eine Folge dieser Volksjustiz, oder dieser Sittenpolicei, daß die Zahl der unehelichen Kinder im Elsasse verhältnißmäßig gering ist.

Zu den allgemeinern Volksfesten im Elsasse gehören zu Pfingsten die Umzüge der jungen Bursche in mehren Ortschaften; die Johannesfeste, wo sich die Bursche und ihre Mädchen damit unterhalten, paarweise und Hand in Hand über die auf den Bergen angezündeten Feuer zu springen u. s. w. Besonders eigenthümlich und noch jetzt im Gebrauche ist das Fest, das jährlich zu Ehren des Schutzpatrons von Tann gefeiert wird, einem kleinen Städtchen im obern Elsasse. Auf dem Platze vor dem schönen Münster, ein strasburger Münster im kleinern Maßstabe, sammelt sich die Menge um ein großes Feuer. Jeder sucht nun einen Feuerbrand zu erhaschen, der gegen Hieb und Stich dienlich sein und ein ganzes Jahr lang eine wunderthätige Kraft bewahren soll. Ist man so im besten Thun, so werden plötzlich Wasserspritzen gegen das Feuer und gegen die Menge losgelassen, bis unter Lärmen und Lachen die Sache ein Ende hat. Auch unser liebliches Weihnachts- und Kinderfest wird überall im Elsasse auf deutsche Weise begangen. In Lothringen dagegen ist alle Spur davon verschwunden. Die Kinder daselbst müssen sich mit dem St.-Nikolaus begnügen, der ungefähr auf dieselbe Art wie bei uns sein Wesen treibt, und mit den Geschenken, die sie nach französischer Sitte am Neujahrstage erhalten. Aber damit ist die reiche Poesie unsers Weihnachtsfestes und unserer Christbäume in nüchterne, dürre Prosa übersetzt.

Freilich ist auch das Land mit den Spuren, welche ihm die Geschichte aufgedrückt hat, schon an sich unendlich poetischer zwischen dem Rhein und den Vogesen als das lothringische Flach- oder Hügelland. Lothringen hat wenig, was in eine fernere, poetisch-dämmernde Vergangenheit hinweist, einige Werke gothischer Baukunst ausgenommen, unter welchen die Kirche von St.-Nikolaus, einige Stunden von Nancy, die bedeutendste und künstlerisch vollendetste ist. Das Elsaß aber hat nicht blos seinen Münsterriesen, welcher so viele Jahrhunderte durchragt, welcher, weithin sichtbar im Lande, der Stolz seiner Bewohner und der Mittelpunkt ist, auf welchen immer wiederkehrend die Sinne wie die Gedanken sich richten; es hat auch andere denkwürdige Dome, welche die Andacht der Vorfahren gewölbt hat; es hat zahllose Burgen, die in Trümmern von den Gipfeln der Vogesen herabblicken; es hat vielfache Trümmer aus der Römerzeit und Heidensteine und Heidenmauern, welche noch tiefer zurückdeuten. An dies Alles knüpfen sich eine Menge Sagen, die noch jetzt im Munde des Volkes fortleben. Auch zeigt sich im Elsasse ein löblicher Eifer — und neuerdings mehr als je zuvor — die sichtbaren Denkmale der Vergangenheit, durch Bild und Wort vervielfältigt, der Nachwelt zu überliefern und die mündlichen volksthümlichen Überlieferungen in neuem dichterischen Gewande aufzubewahren. Dahin gehört das Prachtwerk: „Antiquités de l'Alsace", von Golbéry und Schweighäuser mit einem französischen Texte in 20 Lieferungen herausgegeben; die „Chateaux, monumens et sites pittoresques", von Rothmüller gezeichnet, mit

französischem Texte und einer deutschen Übersetzung; sodann die „Alsabilder", eine poetische Bearbeitung eines Theils der elsassischen Volkssagen von den Brüdern August und Adolf Stöber u. s. w.

Auch die allgemeiner verbreiteten, aber eigenthümlich deutschen Sagen und Märchen wie die vom hörnen Siegfried, vom Till Eulenspiegel u. s. w. sind im Elsasse zu Hause. In Lothringen scheint dagegen das Bedürfniß einer Volkspoesie seine beinahe ausschließende Befriedigung in jenen wunderbaren Kindermärchen zu finden, die in wesentlich gleicher Überlieferung fast bei allen europäischen Völkern vorkommen und deren Ursprung bei vielen schlechthin nicht auszumitteln ist. Schon vor geraumer Zeit gesammelt und gedruckt, sind diese Märchen zu Epinal 1830 in einer neuen Sedezauflage erschienen. Da finden sich „La barbe bleue", „Le chaperon rouge", „Le chat botté", „Le petit pouce" u. s. w., mit allen Einzelnheiten, wie sie in Deutschland berichtet werden und von Tieck dramatisirt worden sind; sodann verschiedene Zauber- und Feenmärchen, welche zum Theil eigenthümlich französischen Ursprungs scheinen, als die „Histoire nouvelle et divertissante du bon homme Misère", „Brinborion", „Peau d'ane", „La petite aux grelots" u. s. w. Diese Sedezbüchlein werden auf allen Messen und Märkten Lothringens in Massen ausgeboten und in Menge verkauft. Es ist dies einer der bedeutendsten Zweige der eigentlich populairen Literatur. In Nancy ist man auf den guten Gedanken gekommen, zu diesen verschiedenen Märchen bunte Bilder drucken zu lassen, die zu 1 Sou der Bogen verkauft werden. So wird der Phantasie der Kinder etwas nachgeholfen und den Müttern und Lehrerinnen das Erzählen erleichtert. In der That wissen die kleinen Jungen und Mädchen die verschiedenen Kindermärchen mit der liebenswürdigsten Plauderhaftigkeit und mit allen Umständen herzuerzählen. Aber leider erlaubt man den Kindern nicht, lange genug Kinder zu bleiben. Dies gilt vielleicht in Frankreich noch mehr als anderswo, wenngleich die Masse des französischen Volks in mancher Hinsicht die Kinderschuhe nimmer austreten mag. 117.

Der Mucker in der Einsamkeit. Ein Beitrag zur Sittengeschichte des 19. Jahrhunderts. Leipzig, Literarisches Museum. 1837. Gr. 12. 9 Gr.

Wahrscheinlich das Schriftchen, wovon wir soeben im nürnberger „Correspondenten" lesen, daß es in Baiern verboten sei. Wenn Rec. es für ganz recht hielt, daß gegen die giftigen Frivolitäten des jungen Deutschlands von Oben her eingeschritten und der Welt gezeigt wurde, man sei noch nicht bis zu der Stumpfsinnigkeit und Immoralität gelangt, daß man die Grundfesten aller Religion und Sittlichkeit freventlich untergraben und die Menschheit stillschweigend zur Thierheit wolle herabsinken lassen, so scheint es bei diesen wenigen Bogen nicht wohlgethan zu sein, sie zu unterdrücken. Es sind allerdings Schändlichkeiten mitgetheilt, die das bessere Gefühl verletzen. Allein fast Alles hat man schon in den öffentlichen Blättern ebenso gelesen. Sodann ist es nicht die Absicht, diese Lasterhaftigkeit zu vertheidigen und als die rechte Lebensklugheit für das kommende Geschlecht zu empfehlen und sie con amore zu schildern, sondern den Blinden die Augen, den Tauben die Ohren zu öffnen, daß man vernehme, was es mit der Frömmelei und Heuchelei, mit dem Conventikelwesen und der Andere verdammenden Rechtgläubigkeit für eine Bewandtniß habe. Wenn man auch Diejenigen gern ausnimmt und sie ihres Glaubens in ihrer Einfalt und geistigen Beschränktheit gern dahinwandeln läßt, die in guter Meinung sich dem Mysticismus hingeben, so sollen dagegen solche freche Menschen, die das Heiligste, die Religion, zum Deckel ihres Schmuzes misbrauchen, auch von der Öffentlichkeit zur Warnung für Andere gezüchtigt werden. S. 1—22 werden die Ausschweifungen der zwei Parteien, der Waldenser, deren Haupt der Superintendent Wald an der haberberger Kirche war, als dessen Freund auch Dr. O. genannt wird (S. 6), und der viel schlimmern, der Ebelianer, die von dem Prediger Ebel den Namen haben, dessen rühmlicher Gehülfe der Prediger Diestel war, erzählt, welche sogar hohe gräfliche Ehepaare bethörten, bis diesen die Augen auf- und übergingen. Wald, Diestel und Ebel sind bereits abgesetzt, die Untersuchungen sind aber noch nicht zu Ende; hoffentlich wird der Ausgang des noch dazu von Geistlichen verübten Skandals bekannt werden. Von S. 23 folgen „Muckeraphorismen", ganz in dem Sinne, daß von Jesu Blut auch „ein Tröpflein kleine, die ganze Welt kann reine, ja von des Teufels Rachen kann los und ledig machen", vermuthlich aber nicht von dem Criminalgericht. Wir könnten mit noch ganz andern Verslein aus dieser Schule aufwarten. 23.

Notizen über Spanien.*)

Häusliches Leben in Spanien. „Ich und ein anderer Offizier von demselben Regiment wurden in der Calle-Mayor, eine der vorzüglichsten Straßen der Stadt, einquartiert, in dem Hause einer alten Dame, die Witwe war und zwei Töchter hatte, die eine von etwa 20, die andere von 15 Jahren, beide von sehr vortheilhaftem Äußern und gutem Temperament. Sie standen in der Regel um 8 oder 9 Uhr Morgens auf, nahmen ein einfaches Frühstück, bestehend aus gerösteten Weißbrotschnitten und Chocolate, die in kleinen irdenen Tassen, etwas größer als Fingerhüte (?), aufgetragen wurde. Ganz ohne alle die Formen und Ceremonien, die bei einem englischen Frühstück stattfinden, wurde dieser Morgenimbiß stehend oder sitzend, oder während des Promenirens aus einem Gemach in das andere eingenommen, je nachdem es die Geschäfte erlaubten. Nach dem Frühstück zog sich die alte Dame auf ihr Zimmer zurück, während die Töchter im Saale blieben, um an einer neuen Mantilla zu sticken, wobei ich ihnen einige Seiten aus „Gil Blas" oder „Don Quixote" vorzulesen pflegte. Um 1 Uhr begab man sich zum Mittagessen, das einigermaßen im französischen Styl war, obwol frugaler. Es bestand in der Regel aus etwas Fisch mit Bohnen und grünen Erbsen, die auf verschiedene Weise zubereitet waren; nachher ward in der Stickerei und Vorlesung fortgefahren, bis der Abend kühl wurde und die Mädchen, stattlich mit Fächer und Mantilla herausgeputzt, sich nach dem Paseo oder öffentlichen Markt begaben. Um 10 Uhr servirte man das Abendessen, das in der That nur ein zweites Mittagessen war, und mit dem Schlag Elf erhob sich die ganze Familie und wünschte uns „buenas noches"."

Soldatenfrauen. „Niemand war zufriedener als ich, da ich nach einmonatlicher Abwesenheit wieder zu meinem Regiment gelangte; denn ich war des ewigen Sehens nach dem Gepäck und der ewigen Beschwerden und Zänkereien von Seiten der Soldatenfrauen herzlich müde. In der That waren diese Exemplare von dem britischen schönen Geschlecht, die von der Legion mitgebracht worden waren, keineswegs geeignet, den Spaniern

*) Aus dem in Nr. 8 d. Bl. bereits erwähnten Werke: „Twelve months in the British legion. By an officer in the 9th regiment". D. Red.

eine vortheilhafte Idee von der weiblichen Schönheit in England einzuflößen, und ihr zerlumptes Ansehen, mit den schmuzigen Strohmützen auf ihren rothplünschigen Köpfen, die pöbelhaften Gesichter u. s. w. waren wol geeignet, die niedlichen Señoras in Erstaunen zu setzen und sie zu der naiven Frage zu berechtigen, ob denn in England alle Frauen so beschaffen wären wie diese. Die Stämme der unbeschuhten „Moll-Flaggons" von der „grünen Insel", die mit unsern irischen Regimentern herüberkamen, sind über oder unter aller Beschreibung, und die Figuren, die sie in dem Nachtrab der Bataillone auf dem Marsch bildeten, mit einer Pyramide von Kindern auf ihrem Rücken und noch einigen dazu, die nebenher liefen, mußten in den Augen der Eingeborenen allerdings sehr befremblich erscheinen, die nicht abgeneigt waren, sie als ein integrirendes Moment der britischen Legion überhaupt, oder als eine Supernumerarcompagnie von Weibern und Waschweibern zu betrachten, die einen wesentlichen Bestandtheil jedes Regiments ausmachten. Auf welche Weise diese im höchsten Grade überflüssigen Accidenzien unsers Heeres ihren Lebensunterhalt fanden, habe ich niemals begreifen können, denn da ihre Anwesenheit gegen die ausdrückliche Ordre war, so empfingen sie weder Rationen noch Löhnung und hatten auch innerhalb der letzten sechs Wochen keine Aussicht, diese mit ihren Männern zu theilen, da diese selbst keine empfingen. Dennoch folgten sie unserm Zuge Tag für Tag, bei gutem und bei bösem Wetter, und hatten immer leichte Herzen und rothe Wangen, nur daß sie sich hin und wieder ein wenig zankten, und ertrugen alle Beschwerden des Marsches mit weit mehr Geduld als die Männer, bis sie die Genugthuung hatten, in die Thore von Vittoria einzulaufen."

Beschreibung Cordova's. „Während unserer Einquartierung in Ilarazza hatte ich Gelegenheit, Cordova zu sehen, der häufig mit seinem Stab einen Ritt durch das Dorf machte, um die Außenposten zu besichtigen und das Terrain zu recognosciren. Einmal hielt er eine Stunde Rast und ich benutzte diese Gelegenheit, mich unter die ihn umgebenden Offiziere zu mischen, um wo möglich etwas Näheres über die Aussichten und den Fortgang des Krieges zu erfahren. Hier sah ich nun den Sieger von Arlaban ganz in der Nähe. Es ist ein kleiner, übelgebauter Mann, mit eingezogenen Schultern, in dessen Physiognomie kein tiefer Ausdruck, außer dem eines phlegmatischen Misvergnügens liegt, der durch seine kleinen scharfen und blinzelnden Augen, die ihm beinahe das Ansehen eines Trödeljuden geben, noch vermehrt wird. (Man sieht, der englische Offizier ist kein großer Freund des Herzogs von Mendigorria.) Seine Haltung und Geberden waren träge und langsam und machten auf den Beobachter den Eindruck eines Mannes, der mit irgend einer schleichenden Krankheit behaftet oder durch Ausschweifungen entnervt ist. Seine Kleidung war, ob ich ihn gleich zu drei verschiedenen Malen sah, immer dieselbe, nachlässig und unreinlich. Sie bestand aus einem langen braunen Überrock, der, wegen seines Mangels an Anschluß und Taille, mich lebhaft an Paganini erinnerte, einer scharlachrothen Weste, mit einer Reihe vergoldeter Knöpfe, die bis ans Kinn zugeknöpft wurde, einem kleinen dreieckigen Hut, der unternehmend auf einer Seite saß und mit einer Kokarde, dem Zeichen der Loyalität seines Besitzers, geziert war, ferner aus einem Paar nicht allzu glänzender Beinkleider, oder vielmehr langer Beinkamaschen, an denen ein Paar große silberne Sporen klirrten. Zuweilen trug er einen Degen nach dem Zuschnitt der britischen Legion. Die rothe Weste schien sein Lieblingskleidungsstück, denn er erschien nie ohne sie, selbst bei besondern Veranlassungen. Er trug keinen Backenbart, sondern nur einen Schnauzbart über der Lippe, der sich ebenso nachlässig ausnahm als seine ganze übrige Tracht. Mit einem Wort: wenn man Luis Fernandez de Cordova unter irgend einem zusammengelaufenen Haufen erblickt und nicht weiß, daß er ein so großer Graf und Herzog ist, so wird man sehr versucht sein, ihn für einen mit der Auszehrung behafteten Schreiber oder misvergnügten Schneider zu halten. Ausschweifend in seinen Sitten und ohne die Talente eines Soldaten, besitzt er keine hervorstechende Eigenschaft, außer einem rastlosen Ehrgeiz und etwas von Intrigue, das ihn vielleicht besser zu einem Attaché des diplomatischen Corps als zu einem Heerführer eignen würde. Er wird von den meisten Generalen, die ihm den Mangel an persönlicher Tapferkeit vorwerfen, gehaßt, und der Soldat betrachtet ihn als einen Mann, der, um seine schmuzigen Privatzwecke zu erreichen, sehr bereit ist, auch den Verräther zu spielen. Der Einfluß, den er auf das schwache und misleitete Weib besitzt, die gegenwärtig an der Spitze der Regierung steht, ist so groß, daß man stark davon spricht, er werde einst der Nachfolger von Muñoz werden, wenn nicht Gott oder irgend ein Meuchelmörder seinem Leben vor dieser Zeit ein Ziel setzt."

Körperliche Züchtigung in der spanischen Armee. „Während unserer Stationirung in Trevino war ich Augenzeuge eines körperlichen Strafacts unter den spanischen Truppen. Ich sah eines Morgens aus meinem Fenster und sah in einiger Entfernung auf offenem Felde drei oder vier Compagnien spanischer Infanterie in Linie aufmarschirt. Aus ihrer Stellung und dem tiefen Stillschweigen, das unter ihnen herrschte, sah ich, daß es eine Execution war, die hier vor sich gehen sollte. Jetzt trat der Tambour vor, nahm seine Trommel ab und stellte sie vor die Fronte hin; dann wurden einige Soldaten ohne Gewehr, in bloßen Überröcken vorgeführt, die zu beiden Seiten der Trommel niederknien mußten. Sobald dies geschehen war, marschirten etwa ein halb Dutzend andere Soldaten aus dem Gliede vor, mit Stöcken in der Hand, womit jeder einem der Inculpaten etwa fünf bis sechs Hiebe gab, worauf die Execution vorüber war, die Delinquenten ihre Gewehre zurückbekamen und wieder in Reihe und Glied traten. Die Hiebe, obgleich es nur wenige waren, schienen doch sehr derb zu sein, denn sie schallten ziemlich weit, und wenn etwa ein Soldat nicht stark genug prügelte, so sprang gleich ein Offizier vor und befahl ihm, seine Schuldigkeit zu thun."

Ein luxuriöser Bivouak. „Der Anblick des Gemachs, in welches ich und mein Capitain einquartiert wurden, würde Jemanden, der eben aus einer civilisirten Wohnung gekommen wäre, sehr befremblich vorgekommen sein. Die Wände waren schmuzig-weiß und das einzige kleine viereckige Fenster zeigte nur noch schwache Spuren von Glasscheiben. An dem einen Ende des Gemachs, in einem finstern Alkoven, befand sich unsere Streu, und an dem andern Ende standen eine lange Bank, ein dreibeiniger Stuhl, dem man es wol ansah, daß er aus Feuers- und andern Nöthen errettet war, und ein rohgezimmerter Tisch aus Eichenholz, bedeckt mit Weinflaschen, Wassergefäßen und einem wüsten Quodlibet von Haar-, Schuh- und Kleiderbürsten, Wichsnäpfen, Brotrinden, Stücken Rindfleisch und Zwiebelbündeln, um unsere Suppe zu würzen. Geladene Musketen standen an den Seiten herum, und ringsherum hingen an den Wänden Collets, Marketenderzelte, Beinkleider und andere soldatische Utensilien. Unsere Küchenbatterie bestand aus einer Bratpfanne, einem alten Krug ohne Henkel und einer irdenen Schüssel, die nach Belieben als Suppennapf, Vorlegeschüssel und Waschbecken dienen konnte. Niemals hätte ich geglaubt, daß irgend ein Land in Europa solche Haufen Gewürm und Insecten hervorbringen könnte, als uns in diesem Nachtquartier belästigten. Sobald wir uns auf unsere Streu niedergestreckt, wurden wir von einem ganzen Heer karlistischer Flöhe überfallen, die uns keine Minute Schlaf verstatteten, sodaß wir unter Seufzen, Stöhnen und beständigem Jucken kaum den Anbruch des Morgens erwarten konnten. Beim Aufstehen fanden wir, daß unser ganzer Körper mit großen weißen Blasen bedeckt war, die nach und nach in blutrothe Flecken übergingen von der Größe eines Sixpencestücks, sodaß es den Anschein hatte, als ob wir die Masern oder Kinderblattern gehabt hätten." 80.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Mittwoch, —— Nr. 32. —— 1. Februar 1837.

Zur Nachricht.

Von dieser Zeitschrift erscheint außer den Beilagen täglich eine Nummer und ist der Preis für den Jahrgang 12 Thlr. Alle Buchhandlungen in und außer Deutschland nehmen Bestellung darauf an; ebenso alle Postämter, die sich an die königl. sächsische Zeitungsexpedition in Leipzig oder das königl. preußische Grenzpostamt in Halle wenden. Die Versendung findet wöchentlich zweimal, Dienstags und Freitags, aber auch in Monatsheften statt.

Paris und die Rheingegenden. Tagebuch einer Reise im Jahre 1835 von C. G. Carus. Zwei Theile. Leipzig, G. Fleischer. 1836. 8. 3 Thlr.

In einer Zeit, wo das Reisen an der Tagesordnung ist, und die Mittel, die weitesten Entfernungen schnell zu überflügeln, sich mit jedem Tage vervollkommnen und vermehren, darf es nicht befremden, auch die Reiseberichte in infinitum wachsen zu sehen. Wir gönnen Jedem, der seine Lust daran büßen will, einen „Reisegalopp", unter welchem anzüglichen Titel wir neulich einen Tanz angekündigt sahen; auch wollen wir Keinen beneiden, der in der kürzesten Zeit seinen trip nach Konstantinopel oder Moskau zu machen und das „Itinerario di Roma" vorschriftmäßig in acht Tagen abzulaufen versteht; nur sollte nicht gleich jeder Reisegalopp oder trip einer besonnenen, auch auf das Verweilen eingerichteten Reise gleichgeachtet, beschrieben und als ein Beitrag zur Völker- und Länderkenntniß dem Publicum vorgelegt werden. Nur sehr begabte und geistig sehr ausgezeichnete Reisende, die in einer Minute mehr sehen als Andere in einem ganzen Tage, dürfen sich hier eine Ausnahme gestatten, und zu diesen Reisenden gehört allerdings unser berühmter Verfasser. Wie viel derselbe in sehr kurzer Zeit zu sehen und aufzufassen vermag, das hat er in seiner „Reise durch Italien" bewiesen, welche Rec. in Nr. 51 d. Bl. f. 1836, angezeigt hat. Jetzt sehen wir ihn einen Ausflug zu unsern überrheinischen Nachbarn machen und in ihrer Hauptstadt, die er zuvor nie besucht, etwa zwei Wochen verweilen; auf die ganze Reise, die über Frankfurt zu den interessantesten Stellen des Rheins, dann über Metz nach Paris, von hier durch Belgien zu der Versammlung der Naturforscher nach Bonn, hierauf über Köln und Kassel nach Göttingen und über Eisenach und Gotha zurück nach Dresden ging, wurden im Ganzen sechs Wochen verwendet! Man kann nicht umhin, das eigne Talent des Verf. zu bewundern, der auch die kürzeste Frist auf das vortheilhafteste zu benutzen und auch den kleinsten Zeitraum durch eine Masse der verschiedenartigsten Anschauungen und Erfahrungen auszufüllen versteht, die sich bei ihm um so mehr häufen müssen, als ihn allenthalben das Interesse des Arztes, Naturforschers, Kunstfreundes und selbst des Künstlers in Anspruch nimmt. Allerdings befindet sich der Verf. vor vielen Reisenden in dem großen Vortheil, durch vieljährige Beschäftigung mit den zartesten Gebilden der Natur und durch mikroskopische Untersuchungen eine Übung und Virtuosität in der schweren Kunst zu sehen erworben zu haben, deren die Wenigsten sich erfreuen. Zu diesen Vorzügen gesellt sich nun noch eine seltene physische Ausdauer, die es dem Verf. möglich machte, auch nach der angestrengtesten Tagesarbeit (denn von einem ruhigen Genusse und sonstigen Comforts konnte wol nicht die Rede sein) alle Erlebnisse des Tages mit reichen Bemerkungen in sein Tagebuch einzuzeichnen. Welch eine Ermüdung auf einen londoner oder pariser Tag folgt, wenn der Fremde genöthigt ist to make the best of his time, wird mancher unserer Leser bezeugen können, der bei der späten Heimkehr nach einem solchen Tage mit ermatteten Geistesflügeln und müden Sinnen auf sein Lager sank, statt am Schreibtische auszuruhen. Doch es ist Zeit, die Mittheilungen unsers Verf. zu prüfen, wozu sich Rec. um so mehr berufen fühlt, als er, nach einem frühern ziemlich langen Aufenthalte in Paris, im verwichenen Herbste dort wieder vier Wochen zugebracht und diese kurze Zeit nach Kräften zu benutzen gestrebt hat, ohne jedoch unsers Verf. Polypragmosyne (dies Wort im besten Sinne genommen) im entferntesten erreicht zu haben.

Den ersten Halt macht Hr. C. in dem vaterstädtischen Leipzig, wo nur das neue Augusteum, das geschmackvolle Härtel'sche Haus und die Bilder von L. Kranach in der Rathsbibliothek ihm Veranlassung zu einigen Bemerkungen geben. In Frankfurt, dieser „durch regsamste In-

dustrie aus mittelalterlichem Gewande elegantest erneuten Stadt" (der Verf. liebt und häuft dergleichen Superlative) entgeht ihm keine bedeutendere Merkwürdigkeit; doch scheint dem Städel'schen Museum nur ein sehr flüchtiger Besuch zu Theil geworden zu sein, sonst würde der Verf. dort unter den Gemälden wol bedeutendere bemerkt haben, als er anführt. Oder gehört etwa der treffliche Schorsel, der herrliche kleine van Eyk, Roger van der Weyde, und so manches gute altdeutsche Bild zu dem „Unbedeutenden, das die Wände mit erfüllen helfen muß"? Rec., der vor wenigen Monaten das Städel'sche Museum zuerst sah, wurde durch das äußerst stattliche Gebäude und die Sammlungen auf das angenehmste überrascht, namentlich aber durch die vortrefflichen Frescomalereien des Directors Ph. Veit, welche den schönsten Werken dieser Art sich würdig an die Seite stellen und jetzt eine der größten Zierden Frankfurts geworden sind. In der Schilderung der nun folgenden Rheinreise erkennt man leicht den kunstsinnigen Mann, der malerisch aufzufassen und darzustellen versteht, und gerne wird jeder mit den Schönheiten des Rheins Vertraute den Eindrücken Gerechtigkeit widerfahren lassen, die der Verf. mit jugendlicher Frische empfangen und wiedergegeben hat. Um so mehr mußte Rec. beklagen, daß grade in den preußischen Rheinlanden so Vieles störend in die Genüsse des Verf. eingegriffen hat. Schon die herrlich wiederhergestellte Burg Rheinstein ist ihm nur eine „königlich preußische Ruine", aber Koblenz und Ehrenbreitstein zerstören vollends durch ihre Modernität alle romantischen Bilder und die poetische Stimmung, welche der sagenumrauschte Strom in ihm erzeugt hatte. Rec. hat Ehrenbreitstein sehr oft und von den verschiedensten Punkten aus gesehen und, den Kennern die Bewunderung dieses Meisterwerks der Befestigungskunst überlassend, stets gefunden, daß die Mauern der imposanten Veste, welche den Höhen außerordentlich glücklich und in wahrhaft künstlerischen Linien angefügt sind, weit entfernt dem Charakter der Landschaft zu schaden, in voller Übereinstimmung mit derselben einen sehr befriedigenden und selbst erhebenden Eindruck hervorbringen.*) Wenigstens empfindet ihn Der, der in diesen Mauern das Denkmal einer zwar noch jungen, aber glorreichen Vergangenheit und eine Gewähr für die Zukunft, kurz eine Bedeutung und Bestimmung zu erkennen vermag, die keine auch noch so hochpoetische Rheinfahrt eines Deutschen stören sollte. Wenn nun aber der Verf. gar in die Klage ausbricht:

„Wenn ich dann wieder neben mir hören mußte, wie der uns umherführende arme Teufel von polnischem Unteroffizier, welcher mit dem Regimente seiner Landsleute hieher versetzt war, uns vorrechnete, wie viel Pfennige vom Sold ihm übrig blieben, wenn er das nöthige Putzpulver und hinreichenden Lack zu seinem Lederzeuge gekauft habe, wenn ich der 20 Millionen gedachte, welche dieser Bau gekostet, — wenn ich zu denken begann, wie hier das Höhere im Menschen noch schlechteres Auskommen finde als das Niederste der Leiblichkeit — da überließ ich die weitere Betrachtung der jenseits gelegenen gewaltig festen Karthause u. s. w."

so müssen wir aufrichtig beklagen, daß Hr. C. durch einen schelmischen Unteroffizier, dem wahrscheinlich seine Speculation auf ein gutes Trinkgeld gelungen sein wird, sich hat dupiren lassen. Hätte er nach solchen verstimmenden Mittheilungen sich an irgend einen Offizier oder unterrichteten Bürger um Auskunft gewendet, so würde man ihm gesagt haben, daß kein preußischer Soldat, und am wenigsten ein Unteroffizier, der seltener Wachen thut, den größten Theil seiner Löhnung für Lack und Putzpulver zu verwenden braucht, auch hierüber noch niemals Klage geführt worden ist; daß jene 20 auf den Festungsbau verwendeten Millionen, wenn der Verf. darunter Thaler verstanden haben will, auf etwa fünf Millionen reducirt werden müssen, und daß auch seine zuletzt ausgesprochene Befürchtung glücklicherweise vollkommen grundlos ist, da Jedermann, selbst im Auslande weiß, welch einen Werth die preußische Regierung auf die intellectuelle und moralische Ausbildung ihrer Krieger legt, und von welchem Erfolge ihre Bemühungen in dieser Hinsicht gekrönt werden. Schade, daß der böse Unteroffizier unsern Verf. um den Besuch der herrlichen und selbst als Veste höchst malerischen Karthause gebracht hat! Nur wenige Punkte in Deutschland gewähren einen so reichen Überblick und einen solchen Wechsel zauberischer Beleuchtung; aber freilich würde Hr. C. in dem großartigen Gemälde vielleicht weniger Stoff zu einem Bilde „in seiner Weise" oder „nach seinem Sinne" gefunden haben, als z. B. in Metz, dessen pittoreske Festungsmauern ihm lange nicht so „steril und ungeschichtlich" sich zeigten wie die von Ehrenbreitstein, und „wo" den sich umtreibenden Militairs in ihrem bequemen Wesen (wie vortheilhaft contrastirend zu dem preußischen Zwange!) die blutrothen Hosen so wunderlich zu Leibe stehen!

(Der Beschluß folgt.)

*) Rec. ist hocherfreut, diese seine Ansicht Ehrenbreitsteins von einem unserer berühmtesten lebenden Künstler getheilt zu sehen, dessen Competenz in dieser Angelegenheit Niemand, selbst Hr. C. nicht, bestreiten dürfte.

Dykcyonarz uczonych Polaków porządkiem alfabetycznym ułożony przez Ks. *Ignacego Chodynickiego.* (Lexikon der gelehrten Polen von J. Chodynicki.) Drei Theile. Lemberg 1834.

Der polnischen Literatur fehlt es noch immer an einer den Anfoderungen entsprechenden Literaturgeschichte von Polen. Bentkowski hat zwar vor nicht gar langer Zeit mit großem Fleiße ein sehr brauchbares und jetzt schon seltenes Werk der Art geliefert; aber es mangelt demselben doch zu sehr ein tieferes geistvolles Eingehen sowol in das Wesen der Literatur überhaupt wie auch in den Geist der einzelnen Schrift[illegible] und deren Erzeugnisse. Ein neueres Werk von Mochnack[illegible] dürfte sich wegen seiner, auf einseitigen Ansichten beruh[illegible] oft ungerechten Urtheile kaum Gunst erwerben, und so [illegible] es wol an der Zeit, daß wieder eine mit Kenntniß und [illegible] schem Geiste verfaßte Literaturgeschichte von Polen an[illegible] träte. Dagegen besitzen die Polen einige treffliche neuere [illegible] arbeiten zu solchem vollkommenen Werke, unter denen das [illegible] kon der polnischen Dichter von Juszynski und das Lexikon [illegible] Starczynski, das die Lebensbeschreibungen aller in der [illegible] gen Periode des Königs Sigismund III. ausgezeichneten [illegible] sonen enthält, obenan stehen. Der Verf. des obengen[illegible]

Werks, ein Karmelitermönch, hat den Plan Juszynski's weiter auszuführen unternommen, jedoch ohne seinen Vorgänger zu erreichen. Er hat zwar mit vielem Fleiße gesammelt und sein Werk, das alle Gelehrten Polens umfaßt bis auf die neuere Zeit fortgeführt, aber der Mangel an allgemein wissenschaftlicher Bildung und klarer Umsicht tritt doch gar sehr hervor. Auch erkennt man den katholischen Geistlichen heraus, von dem Wohlthäter der Kirche und Beförderer des Glaubens mit den ausführlichsten Lebensbeschreibungen und Lobpreisungen bedacht sind, wogegen dissidentische Schriftsteller kaum mit einigen Worten abgefunden werden. Dann findet man über die bedeutendsten Dichter Polens, die der neuesten Schule, nicht eine Sylbe. Dennoch hat das Werk einen Werth, den es besonders dadurch erhält, daß der Verf. die Lebensbeschreibungen und die Angaben über die Werke und deren Gehalt guten Quellen, insbesondere schwer zugänglichen polnischen Zeitschriften, wörtlich entnommen hat. So kann das Werk Denen, die sich zuvörderst in der polnischen Literatur umsehen wollen, gute Dienste leisten, zu tieferm, gründlichem Studium dürfte es fast ganz unbrauchbar sein.

Wir benutzen diese Gelegenheit, um über zwei der berühmtesten Gelehrten Polens, über die in Deutschland wenig bekannt sein dürfte und die auch in der neuesten Auflage des „Conversations-Lexikon" noch keine Biographien gefunden haben, aus dem genannten Werke biographische Notizen mitzutheilen.

Johann Albertrandy gehört zu denjenigen Männern, welche in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts am meisten dazu beigetragen haben, von Neuem Liebe für Wissenschaft und Gelehrsamkeit unter den Polen zu wecken. Er war geboren 1731 zu Warschau; sein Vater, ein geborener Italiener, der sich Polen zum zweiten Vaterlande erwählt hatte, ließ ihm in den Jesuitenschulen eine sorgfältige Erziehung ertheilen. Albertrandy zeichnete sich hier durch Fleiß und Talent so aus, daß er zum Übertritt in den Orden bewogen und schon in seinen neunzehnten Jahre zum Professor an dem Collegium zu Pultusk, später zu Plock und Wilna ernannt wurde. Joseph Zaluski erwählte ihn bei Eröffnung seiner großen Bibliothek zu Warschau zum Ordner derselben, welchem Amte Albertrandy zum großen Nutzen der Bibliothek verstand, bis ihn 1764 der Primas Lubienski zu sich berief und ihm die Erziehung seines Enkels, Felix Lubienski, der nachher zur Zeit des Herzogthums Warschau Justizminister war, übertrug, ihn aber auch sehr häufig zu Staatsgeschäften benutzte. Nach dem Tode des Primas begab sich Albertrandy mit seinem Zöglinge nach Siena, wo er von dem General der Jesuiten die Erlaubniß erhielt, aus dem Orden zu treten. Er wurde Weltgeistlicher, besuchte Rom, das großen Eindruck auf ihn machte, und kehrte mit reichen Sammlungen in Begleitung seines Zöglings nach Polen zurück. Nun wurde er dem Könige Stanislaus August bekannt, der an dem gewandten Manne so großes Gefallen fand, daß er ihn zu seinem Lector ernannte und ihm die Aufsicht über seine kostbare Privatbibliothek übertrug. Als Albertrandy bei seiner genauen Kenntniß der polnischen Geschichte auf Lücken in dieser Sammlung und in der Geschichtschreibung Polens überhaupt gestoßen war, so sandte ihn der König nach Rom, um aus der vaticanischen und andern Bibliotheken und Archiven zu excerpiren, was auf Polen Bezug haben könnte. Drei Jahre lang, von 1782 an, arbeitete nun Albertrandy in Italien mit größtem Fleiße; er brachte mehr denn hundert von ihm eigenhändig geschriebene Volumina voller Excerpte mit nach Polen, wofür ihm der König eine goldene Medaille mit der Umschrift: „Merentibus", und den St.-Stanislausorden ertheilte, auch seine Ernennung zum Titularbischof von Zenopol veranlaßte. Um diese Sammlungen zu vervollständigen, wurde Albertrandy in der Folge nach Stockholm und Upsala gesandt, woher er abermals reiche Excerpte mitbrachte. Aber weder der König noch Albertrandy selbst konnte diese Materialien benutzen, da bald darauf der Untergang des polnischen Staates erfolgte. Nach dem Tode des Königs war Albertrandy fast dem Mangel preisgegeben. Aber an ihn schlossen sich jetzt Alle an, die durch Anbau der Wissenschaft und Sprache den gefahrdrohenden Einfluß des Fremden zu hemmen gedachten. Es entstanden durch seine Bemühungen Versammlungen von Gelehrten, und endlich trat 1801 mit Bewilligung des Königs von Preußen die Gesellschaft der Freunde der Wissenschaften zu Warschau zusammen. Albertrandy wurde einstimmig zum ersten Präsidenten derselben erwählt und konnte ihr noch von dem Könige Friedrich August den Titel einer königlichen Gesellschaft verschaffen. Er starb 1808. Er besaß eine umfassende Gelehrsamkeit, ein treffliches Gedächtniß, eine rasche Beurtheilungskraft und eine klare kräftige Sprache. Seine hauptsächlichsten Schriften sind Abhandlungen und Reden, die in den Jahrbüchern der genannten Gesellschaft und in Zeitschriften zerstreut sind und wol gesammelt zu werden verdienten. Außerdem hat man von ihm ein Compendium der römischen und polnischen Geschichte, auch hat der Prof. Onacewicz in Wilna aus Albertrandy's Nachlasse zwei ausführlichere Werke zur polnischen Geschichte herausgegeben.

Hugo Kollontay, Graf Stumberg, geboren den 1. April 1750 in der Woywodschaft Sandomir, erhielt seine wissenschaftliche Bildung zu Pinczow und auf der Akademie zu Krakau. Er trat zum geistlichen Stande über, begab sich nach Rom und wurde hier 1774 trotz der Hindernisse, die der Bischof von Krakau machte, zum Kanonikus bei der krakauer Kathedralkirche ernannt. Er kehrte nach Warschau zurück, als die Commission zur Verbesserung der Unterrichtsanstalten der Republik vom Könige gebildet wurde; er ward Mitglied dieser Commission und begann kräftig für die Reform der krakauer Akademie, die seit der Herrschaft der Jesuiten unter Sigismund III. ihre Bedeutung ganz verloren hatte, zu sprechen. Er ward nach Krakau gesandt, gleichsam nur um die dortigen Schulanstalten zu heben. Nach und nach wagte er sich, aber behutsam, da heftiger Widerstand von Seiten der Mitglieder der Akademie zu erwarten war, an diese Anstalt selbst. Er ward zum Visitator derselben ernannt, begann mit kleinen Änderungen im Lectionsplane, setzte unter Anderm die polnische Sprache mit unter die Lehrgegenstände, brachte in die finanziellen Verhältnisse der Akademie Ordnung sichtete ihre Rechte und Privilegien und führte endlich am 1. Oct. 1780, nachdem die Educationscommission Kollontay's Project angenommen hatte, die vollständige Reform der Akademie ein; er löste ihr insbesondere die Fesseln, welche ihr die Geistlichkeit übergeworfen hatte. Nun aber trat die Gegenpartei, mächtige Prälaten, offen auf, und der Bischof von Krakau entsetzte Kollontay sogar seines Kanonikats. Doch hob der Erzbischof von Gnesen dieses Urtheil nicht nur auf, sondern verwies auch die Widersacher zur Ruhe; die Akademie aber erwählte 1782 Kollontay in Anerkennung seiner Verdienste um sie zu ihrem Rector auf drei Jahre. Nun richtete er eine besondere medicinische und chirurgische Lehranstalt ein, besetzte die Lehrerstellen mit tüchtigen Männern, ließ eine mineralogische Sammlung aufstellen, ordnete an, daß die polnische Sprache statt der lateinischen beim Unterrichte gebraucht werden sollte, ließ das zerstreute Archiv sammeln u. s. w. Im letzten Jahre seiner Amtsthätigkeit gelang es den Gegnern dennoch, besonders da Kollontay nicht vorsichtig genug gewesen war, ihn von der Akademie zu entfernen. Nun begann die wichtigste Lebensperiode Kollontay's, seine politische Wirksamkeit. Er kehrte nach Warschau zurück, wurde Unterkanzler der Krone und verwaltete dies Amt während der ganzen Zeit der Berathungen des zur Entwerfung der Constitution versammelten Reichstages bis zur völligen Auflösung Polens, immer seinen großen Charakter bewahrend, von Vaterlandsliebe glühend, für das Vaterland Alles wagend. Er war einer der Haupturheber der berühmten Constitution vom 3. Mai 1791, wirkte aber auch durch viele kleinere, die Nothwendigkeit einer Staatsreform darstellende Schriften. Seine große Wirksamkeit erkannte selbst der König an, der ihn mit dem weißen Adlerorden schmückte. Als aber die targowitzer

Conföderation zusammentrat, verlor nicht nur Kollontay, wie die übrigen Patrioten seine Güter, sondern er mußte auch nach Dresden entfliehen, wo er bis zu dem neuen Aufstande unter Kosciuszko, 1794, blieb. Da kehrte er nach Warschau zurück und arbeitete in der Regierungsabtheilung für die Justiz. Die Einnahme Pragas zwang ihn von Neuem zur Flucht, er wurde in Galizien von den Östreichern ergriffen und bis 1803 zu Olmütz in engem Gewahrsam gehalten. Auf Ansuchen der russischen Regierung ward er freigelassen, erhielt jedoch seine Güter nicht zurück. Er hielt sich bis 1807 bei Krzemieniec in Volhynien auf. Nach dem tilsiter Frieden begab er sich in das Herzogthum Warschau, ohne um ein Amt sich zu bewerben; mit vieler Mühe erhielt er endlich einen Theil seiner Güter von dem Könige von Sachsen Friedrich August zurück. Er starb zu Warschau am 28. Febr. 1812. Seine, meist anonym erschienenen Schriften, enthalten großentheils Vorschläge zur Verbesserung der Regierungsweise in Polen; sie sind mit großer Beredtsamkeit verfaßt, voll erhabener Gedanken. Sein Hauptwerk sind „Briefe an den Staatsreferendar und Reichstagsmarschall Stanislaus Malachowski" (4 Theile, Warschau 1788—90). Auch hat Kollontay an dem Werke: „Vom Entstehen und Untergange der polnischen Constitution vom 3. Mai 1791" (deutsch 1793) bedeutenden Antheil. 60.

Notizen.

„Die Natur als eine Offenbarung" ist der Titel eines vor Kurzem in London erschienenen Werks, in welchem die Idee der Offenbarung nicht sowol als eine geistig speculative, vielmehr von moralischer Seite aufgefaßt wird. Alles in der Natur, die Bäume, Sträucher, Thiere gewinnen den Ausdruck irgend einer moralischen oder gemeinnützigen Sentenz, worauf der Verf. wieder eine Nutzanwendung macht. So lehrt z. B. der Löwe, daß große Geister häufig sich durch unbedeutende Feinde schrecken lassen. Der Löwe fürchtet sich vor der Maus und dem Krähen des Hahns. Die Nutzanwendung des Verf., Hr. Bayley, lautet hier: „Ich kenne einen sehr populairen Mann, dessen Meinungen sich eine gewaltige Partei erworben haben, der nie ohne große Stiefeln ausgeht, weil er sich vor dem Biß eines tollen Hundes fürchtet." Ferner lehrt der Esel, daß viele unschuldige Dinge in der Welt mit einem geringen und verächtlichen Namen belegt werden. Was ist geduldiger als ein Esel, und wessen Ruf ist so sehr den Schmähungen ausgesetzt? Hier folgt die Nutzanwendung. Es geht andern Geschöpfen, der Kröte, Schlange u. s. w., ebenso. Die englischen Puritaner sind gewaltig verschrien, allein sie haben doch die Religion vom Papstthum und die Verfassung vom Despotismus befreit. Der Adler lehrt, daß große Geister nicht in Gesellschaft angetroffen werden. Selten erblickt man ein Paar von Adlern auf einmal, dagegen sieht man die Krähen und Gänse in ganzen Rudeln. Ebenso ist es mit den berühmten Menschen. Milton und Locke besaßen keine intimen Freunde. Der Skorpion lehrt nach Angabe des Verf., daß, je südlicher und heißer das Klima ist, desto nachtheiliger die unordentliche Lebensweise auf die Gesundheit einwirkt. In Europa ist der Biß eines Skorpions nur wenig gefährlich, dagegen ist er in heißern Klimaten häufig tödtlich. Von dieser Beobachtung lautet die Illustration so: „Fähnbrich Smith war zu Lichfield schon etwas lockerer Natur. Er kam nach Indien, wo er mehr Spielraum und größere Einnahme hatte. Hier ward er ein ausgemachter Liederlich und starb an Entkräftung und Gewissensbissen im 24. Jahre." Man sieht, das Büchlein des Hrn. Bayley hält sich in einer sehr populairen Sphäre.

Der „New York sun" theilt einen der originellsten physikalischen Calculs mit in Bezug auf die comparativ mögliche Ausdehnung der menschlichen Stimm- und Springkraft. „Welch ein lärmendes Geschöpf", heißt es unter Anderm, „würde der Mensch sein, wenn im Verhältniß zu seinem Körpergewichte seine Stimme so laut wäre als die einer Heuschrecke. Man kann eine Heuschrecke in der Entfernung von einem Sechzehntheil einer englischen Meile vernehmen. Der Kolibri wiegt ungefähr eine halbe Unze, sodaß ein Mann von mittlerer Größe ungefähr 4000 Kolibris aufwiegt; ebenso müßte es seltsam zugehen, wenn der Kolibri nicht mindestens so schwer wäre als vier Heuschrecken. Angenommen nun, daß ein Mann so viel als 16,000 Heuschrecken wiegt, und daß die Stimme einer solchen auf ein Sechzehntheil einer Meile vernommen werden kann, so müßte sich, nach Verhältniß, ein Mann auf eine Entfernung von 1600 englischen Meilen hörbar machen können, und wenn er nieste, würde er in Gefahr schweben, daß ihm sein eignes Haus, gleich den Mauern von Jericho beim Klang der Trompete, über dem Kopfe zusammenstürzte. Angenommen ferner, daß ein Floh ein Gran wiegt (was jedoch sein wirkliches Gewicht um etwas übersteigen würde), und daß er einen und einen halben Zoll weit zu springen vermag, so würde ein gewöhnlicher Mann, dessen Gewicht 150 Pfund betrüge, nach demselben Verhältniß einen Sprung von 12,800 englischen Meilen riskiren und mithin sehr bequem von Neuyork bis Cochinchina setzen können." Aristophanes läßt den Sokrates und seine Schüler ein ähnliches Experiment vornehmen, indem er sie an einer Tafel vorstellt, wo sie das Gewicht eines Flohschenkels nach seinem Austrag in Bezug auf die ganze Flohmaschine ausrechnen; allein soweit, wie hier die neuyorker Zeitschrift, hat er unsers Wissens seinen ironischen Calcul nicht ausgedehnt.

Man ist in der Regel geneigt, anzunehmen, als ob die Überschwemmungen des Nils in Ägypten in ihrer natürlichen Form hinreichten, das Land zu bewässern und zu befruchten; dies ist jedoch keineswegs der Fall. Man hat nicht blos das Austreten des heiligen Stroms durch Anlegung von Kanälen und Abzügen erleichtert, sondern bedient sich auch zur Fortschaffung des Nilwassers nach den höher gelegenen Gegenden besonderer Maschinen. Diese bestehen aus einer großen Walze, an welcher mehre siebartige Wassergefäße befestigt sind, die das Wasser nach und nach aussickern; die größern dieser Walzen werden von Ochsen, die kleinern von Menschenhänden in Bewegung gesetzt. Sobald der Nilmesser auf der kleinen Insel Roda, Kairo gegenüber, die Höhe des Wassers auf 22 Fuß angibt, ist die Freude groß; man ruft es alsdann mit Jubel in der Hauptstadt aus, denn dieser Wasserstand ist hinreichend, alle Felder zu benetzen und Aussichten auf eine vortreffliche Ernte zu eröffnen. Nur selten jedoch erreicht das Nilwasser diese Höhe. 11.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Donnerstag, —— Nr. 33. —— 2. Februar 1837.

Paris und die Rheingegenden. Tagebuch einer Reise im Jahre 1835 von C. G. Carus. Zwei Theile.

(Beschluß aus Nr. 32.)

Wir machen von Koblenz gleich einen Sprung nach Paris, ohne der unterwegs berührten Orte zu erwähnen, und freuen uns den Verf. die Schilderung seines pariser Aufenthaltes echt Hippokratisch mit einer Betrachtung de aëre, aquis et locis beginnen zu sehen. Die Untersuchung, wie die äußern Lebensbedingungen den Charakter eines Individuums oder Volkes modificiren, gehört unstreitig zu den interessantesten, und wie nun durch die Eigenthümlichkeit des Bodens, des Wassers und der Luft auch der Pariser das leichtbewegliche, so viele Vorzüge und Mängel in sich vereinigende Wesen wird, hat der Verf. wenigstens auf eine sehr geistvolle Weise zu ermitteln gesucht. Was seine Mittheilungen über Paris selbst betrifft, so berühren sie fast Alles, was dort den Gebildeten irgend interessiren kann, und da dessen bekanntermaßen nicht wenig ist, so muß man erstaunen, wie der Verf. so Vieles in 14 oder 15 Tagen bewältigen, sich aneignen und dabei noch einen lebhaften Verkehr mit Gelehrten, Künstlern u. s. w. unterhalten konnte. Jedenfalls wird man Vieles mit Vergnügen lesen und zum Danke dafür wünschen, daß dem Verf., welchem so viele neue Anschauungen flüchtig wie die Bilder einer laterna magica vorbeigezogen sein müssen, ohne auf den Blättern des Gedächtnisses und des Tagebuchs mehr als einen schwachen Schattenriß zu hinterlassen, eine längere Zeit zur Auffassung und zum Genusse an Ort und Stelle vergönnt worden wäre. So hat z. B. Hr. C. an einem Tage hintereinander erst die Sammlungen im Palast Luxemburg, dann die des Louvre in ihrem ganzen Umfange gesehen und letztere, wenn wir nicht irren, nur noch einmal wiederbesucht. Die Galerie des Luxemburg, aus Werken neuerer Meister bestehend, von denen gar viele den Beschauer nicht lange zu fesseln geeignet sind, ist bald übersehen; das Louvre hingegen enthält in seiner unendlichen Gemäldegalerie, in seinen noch immer überreich gefüllten Antikenhallen und in seinem unlängst eröffneten Musée grec et égyptien eine Welt von Kunstschätzen, unter welchen man sich auch nach mehrmaligen Besuchen kaum orientirt, geschweige denn einheimisch gemacht hat. Nichtsdestoweniger gibt uns der Verf. nach einer solchen Tagesarbeit auf 32 Seiten von diesen Sammlungen einen sehr anschaulichen Bericht, von sehr vielen Kunstwerken nicht blos die Namen, sondern selbst ausführlichere Schilderungen, und „nachdem die Eindrücke dieses kunstreichen Tages ruhig überdacht, die Notanda beseitigt und manche Anmeldungen und Vorbereitungen auf den morgenden Tag geordnet waren", macht der Unermüdliche noch einen späten Spaziergang durch die Stadt, dessen Beschreibung „an demselben Tage spät Abends" auch noch mehre Blätter füllt. Wie sehr bleiben wir andern armen Kunstfreunde gegen solche Leistungen im Rückstande; aber freilich, Eines schickt sich nicht für Alle!

Vorzugsweise, wie billig, beschäftigt auch in Paris unsern Verf. das Studium der Natur, und so finden wir ihn denn häufig unter den herrlichen Sammlungen des Jardin du Roi und in wissenschaftlichen Besprechungen mit den berühmten Professoren desselben oder den Notabilitäten der Medicin, von denen gar Mancher „mit Wohlwollen und Theilnahme seinen Arbeiten gefolgt war". Trotz allem Drange findet er noch Zeit, in der Galerie der vergleichenden Anatomie zu arbeiten und zu zeichnen, gelehrten Kreisen manches Neue unter dem Mikroskope zu zeigen, und wir zweifeln nicht, daß deutsche Vielseitigkeit und Gründlichkeit, als deren Repräsentanten man in Paris Alex. v. Humboldt zu betrachten pflegt, auch durch unsern Verf. sich den Franzosen bewährt haben werde. Er sieht sich mit Kenneraugen in den Hospitälern um, er besucht Theater, Bibliotheken, Dioramen, Sitzungen des Instituts, Abattoirs und die Gobelinsfabrik; ihm öffnet sich die schwer zugängliche Sammlung spanischer Gemälde des Marschalls Soult, er durchwandert Kirchen und die Nekropolis des Père Lachaise, ihm entgeht kein bedeutendes öffentliches Monument, er lernt St.-Cloud und Versailles kennen, er beobachtet das Leben und Treiben in den Cafés, Restaurants und selbst in den Spielhäusern, und Alles, was im Menschengewühle, auf den Straßen, an den Gebäuden und selbst am Himmel in Wolkenbildungen und Lichtwirkungen sich eigenthümlich und auffallend gestaltet, wird sinnig von ihm aufgefaßt und im Tagebuche besprochen. Leicht könnte Rec. noch gar manches höchst Interessante nennen, was Hr. C. in Paris nicht gesehen zu haben scheint; aber beim Apoll, wer in zwei Wochen so viel nicht nur zu

sehen, sondern auch zu verarbeiten im Stande ist, der hat selbst in unserer industriösen Zeit einen Ehrenkranz oder ein Patent verdient.

Brüssel fesselt den Verf. nur einen Tag, und dieser reicht hin, ihm eine Anschauung der sehr parisirten belgischen Hauptstadt zu verschaffen. Er besucht die Kathedrale Sta. = Gudula und bewundert ihre schönen Glasmalereien wie die vortreffliche hölzerne Kanzel von Verbruggen; er verweilt auf einer Industrieausstellung, wo er viel Interessantes hervorhebt; er sieht sich mit Aufmerksamkeit in dem Museum der öffentlichen Sammlungen für Kunst und Wissenschaft und im Palast der Stände um; er gibt uns eine Liste aller seltenen Pflanzen, die er in den Gewächshäusern des botanischen, besonders palmenreichen Gartens bemerkt hat; er bespricht die Place des martyrs und das berühmte Rathhaus und betrachtet die Kunstschätze in den Palästen des Prinzen von Oranien und des Fürsten von Aremberg. Nicht den Palast des Herzogs von Aremberg, der am Petit Sablon liegt und historisch wie artistisch sehr interessant ist, sondern den Palast des Fürsten am Park hat Hr. C. besucht, und in diesem befindet sich allerdings eine zwar kleine, aber höchst sehenswerthe Sammlung hauptsächlich niederländischer Bilder. Daß unter diesen der Verf. „an J. Steen eine neue Bekanntschaft macht", mußte uns überraschen; J. Steen, dieser unvergleichliche humoristische Darsteller des Lebens in der niedrigsten Sphäre seines Vaterlandes, dessen Bilder auch eben nicht zu den seltensten gehören, sollte keinem Kunstfreunde unbekannt sein. In der nicht großen, aber prachtvollen Gemäldesammlung des Prinzen von Oranien erwähnt Hr. C. mehre ausgezeichnete Bilder; da er sich aber überhaupt für die ältere niederländisch = deutsche Kunst nicht zu interessiren scheint, so ist natürlich von einigen der größten Pretiosen dieser Sammlung, den Bildern des J. v. Eyk, v. d. Meeren, Hugo v. d. Goes, Hans Memeling und namentlich den merkwürdigen Gemälden Dierik Stuerbout's nicht die Rede. Bei dieser Gelegenheit kann Rec. nicht umhin, den Verf. aufrichtig zu bedauern, daß er von Belgien nichts mehr gesehen hat als das moderne Brüssel, welches in Hinsicht auf Schätze der Kunst und des Alterthums mit den altherrlichen, durch und durch historischen Städten Brügge, Gent, Antwerpen und Löwen sich gar nicht vergleichen läßt, und von allen diesen Orten, deren jeder allein eine weite Reise belohnt, war Hr. C. nur wenige Meilen entfernt.

Von der Versammlung der Naturforscher in Bonn, wo der genius loci dem Verf. sehr freundlich erschien und aus der Masse der Fremden mehr oder minder erfreulich so manche interessante Persönlichkeiten „herantraten" oder „sich herandrängten", liefert der Verf. sehr anziehende Mittheilungen; am meisten aber fühlten wir uns durch eine eingeschaltete Episode in der Form eines Briefes an einen Freund „über die Bildungsgeschichte unsers Planeten" angesprochen. Wir zweifeln zwar, daß die Annahme einer Erdbildung aus verdichtetem Äther und die damit verbundene Theorie der Elemente unsern Physikern von Profession sehr behagen werde, doch kommt es auch darauf nicht an, und Hr. C. spricht sich vortrefflich darüber aus, daß bei dem Eindringen in diese Geheimnisse der Urphysik auch die Phantasie ihr Recht behalten müsse, und überhaupt nicht selten die Lücken der Wissenschaft glücklich durch begeisterte Anschauungen der Poesie ergänzt würden, deren Vermittelung die Welt der Ideen und der Erscheinungen oft weit schneller und glücklicher verbindet, als dem nüchternen Verstande zulässig scheinen will. Wenn es wirklich die Absicht des Verf. ist, in einer Reihe von Briefen an einen Freund die wichtigsten Seiten der Naturforschung für Gebildete allgemeinverständlich zu beleuchten, so können wir nach diesem geistvollen Fragment ein Buch erwarten, das großen Anklang finden wird. Jedenfalls sind uns die kosmo- und geogonischen Ansichten des Verf. willkommener als seine Mittheilungen über den kölner Dom, der zwar nur ein kolossaler Torso ist, dessen ideale Größe aber, wie uns scheint, von Hrn. C. nicht vollständig aufgefaßt und nicht richtig gewürdigt worden ist. Das bereits Vollendete dieses Wunderbaues beträgt allerdings kaum ein Drittel des Ganzen; dennoch liegt die Vollendung desselben keineswegs so sehr außer den Grenzen der Möglichkeit, wie der Verf. zu glauben scheint. Auch der Tadel, den er gegen die Reinheit des Styls in den Bogen des hohen Chors ausspricht, dürfte bei Architekten und gründlichen Kennern der deutschen Baukunst kein Gewicht haben; Rec. erinnert sich unter Anderm in einer der schönsten Kapellen des strasburger Münsters, die angeblich mit den Sculpturen Sabina's, der Tochter Erwin's, verziert ist, grade dieselbe Bogenstellung gesehen zu haben, welche „die Grenzen des echtgothischen" ihm keineswegs zu überschreiten scheint. Doch wie dem auch sei, wir wollen einstweilen, auch ohne den Verf. einstimmen zu sehen, den wahrhaft erhabenen fürstlichen Sinn preisen, mit welchem Preußens König sich die Pflege und Erhaltung dieses Riesendenkmals deutscher Kunst angelegen sein läßt und, große Summen aufopfernd, der Nachwelt vorarbeitet, welche vielleicht das Werk zu vollenden berufen ist.

Was wir schon früher über die Diction des Verf. bemerkten, sehen wir hier aufs Neue bestätigt. Sie ist nicht frei von einer gewissen Manier, die wir schon früher als göthisirend bezeichnet, und einem vornehmen Anstrich, der etwas Unechtes hat. Auch die Vorliebe für gewisse stets wiederkehrende Wendungen und Ausdrücke, namentlich für das fatale und sehr oft ganz unpassend gebrauchte „opulent" macht sich dem Leser nicht angenehm bemerklich. Hr. C. schreibt **Tuillerien**, **Enfillade**, **der** table d'hôte, **der** imperial (Imperiale eines Wagens), **der** place, **die** faubourg u. s. w., was grade so klingt, als wenn unsere Juristen **das** lex Julia, oder Anatomen **die** humerus und **das** capillus sagen wollten. Der gute alte Lorenzo di Credi ist wieder, wie mehrmals in der italischen Reise, ein L. di Creti geworden, was also kein Druckfehler sein kann. Doch genug von solchen Kleinigkeiten, die dem Verf. nur beweisen sollen, wie aufmerksam wir waren, und welchen Werth auch die ästhetische Reinheit der Form für uns hat. Da in unsern

Tagen die empirische Weltanschauung unvollständig ist, wenn man nicht England besucht hat, so dürfen wir wol bald von Hrn. C. einen Ausflug nach Großbritannien oder doch wenigstens nach London erwarten, und Rec. freut sich, ihm auch dahin wie bisher, durch Autopsie unterstützt folgen zu können. Hermann Friedländer.

Neu entdecktes untrügliches Mittel auf eine leichte und anmuthige Weise in seiner geistigen und sittlichen Bildung die entschiedensten Fortschritte zu machen, und auch bei geringen Geistesanlagen eine Fülle neuer, eigenthümlicher, geistreicher Bemerkungen hervorzubringen. Rinteln, Osterwald. 1835. Gr. 12. 1 Thlr. 12 Gr.

Wir glauben nicht mit Unrecht behaupten zu dürfen, daß der Verf. des vorliegenden Werkchens ein Theolog sei. Die Theologen haben in neuerer Zeit in unserer allgemeinen Literatur eine ganz eigenthümliche Stellung eingenommen. Sie beschränken sich nicht mehr darauf, innerhalb ihrer eigentlichen Wissenschaft Compendien der verschiedenen Disciplinen, moralische Abhandlungen mit Citaten und Predigten zu schreiben; vielmehr greifen sie auch ihrerseits in die allgemeinern Zustände des Weltlaufs und der Weltbildung ein, entkleiden sich ihres streng-hohenpriesterlichen Gewandes und zeigen sich im Modekleide der Novelle, oder wenigstens der freiern, individuellern Darstellung. So haben wir von verdienten Theologen innerhalb des letzten Jahrzwölftes so manches Abweichende erhalten; es hat nicht an „Weihen der Zweifler" und Zweiflerinnen gefehlt, nicht an „Theodors" und „Glockentönen", nicht an „Weihnachtsgaben", an „Frühlingsklängen" und „Lebensbildern", in welchen bald der Supernaturalismus, bald wieder das rationalistische Princip, bald ein gemäßigterer, bald ein unumwundnerer Pietismus und Quietismus vorherrschten. Wir wollen uns nicht bergen, daß hierbei manches Verfehlte, ja sogar Abgeschmackte zum Vorschein kam, allein hin und wieder wurde doch auch Gediegenes geboten, dessen Erscheinen uns doppelt angenehm war, weil es auf eine Lebensmetamorphose einer ziemlich abgeschlossenen und hartnäckigen, in sich selbst seit Jahrhunderten verfesteten Wissenschaft erfreulich hindeutete.

Angenommen nun, daß der Verf. der in Rede stehenden Schrift ein Theolog von Beruf sei, so müssen wir gestehen, daß er als solcher ein sehr verständiger, klar denkender, richtig empfindender und gebildeter Mann ist, der seinen Gegenstand, insoweit sein Standpunkt und sein Plan reichen, gründlich durchdacht und sich vorgestellt hat. Dieser Gegenstand ist die Selbstbildung des Individuums; in der That wol einer der schwierigsten. Wir wollen dem Verf. in seiner Entwickelung desselben mit aller Theilnahme folgen, die er als ein einsichtsvoller Mann von uns erwarten darf. Hier ist nun gleich das Erste und Vorzüglichste, was derselbe als wahres Fundament aller geistigen Selbsterziehung geltend macht: die stetige Selbstbeobachtung des Individuums. Diese Selbstbeobachtung soll jedoch nach dem Verf. nicht sowol ernsthaft-finsterer und ascetischer, als vielmehr humoristischer Natur sein, ganz in der Weise, wie etwa die Helden der Jean Paul'schen Romane über sich grübeln und reflectiren, oder in den noch großartigern Dichtungen Shakspeare's neben der ernsten Geschichte der Hauptpersonen noch die tiefsinnig-humoristische Weltbetrachtung nebenherspielt, welche eine unmittelbare Einkehr des handelnden Subjects in sein eignes Innere veranlaßt. Dieser humoristischen Weltbetrachtung mangelt es, eben als humoristischer, nicht an Heiterkeit und Anmuth. Der Verf. empfiehlt diesen Humor als das Höchste, darum, weil er „in nichts Anderm besteht als in der lebhaftesten Anerkenntniß der Nichtigkeit alles Irdischen und, diesem gegenüber, der Hoheit alles Göttlichen". Wer diese Art und Weise zu denken und zu empfinden noch nicht kennt, sie aber gründlich zu erkennen strebt, dem empfiehlt der Verf. um seines eignen Besten willen Das, „was über dieselbe von Jean Paul in seiner Ästhetik und W. Menzel im zweiten Band seiner deutschen Literatur gesagt ist"; wiewol der Verf. auch diesen beiden Kritikern den Vorwurf macht, „daß sie dem Schmerz, der Trauer, der Wehmuth eine zu große Gewalt einräumen, da ja offenbar diese in Gott und in dem Göttlichen nothwendig zum größten Theil überwältigt werden müssen". Folgendes sind die Vortheile, welche nach der Ansicht des Verf. diese fortgesetzte humoristische Selbstbeobachtung gewährt. Sie führt 1) zu einer genauern Selbstkenntniß, 2) zur Ablegung unserer Eigenheiten und Lächerlichkeiten, 3) zur Entfernung der sittlichen Fehler und Mängel, 4) zur ununterbrochenen christlichen Wachsamkeit, 5) zur Erkenntniß der menschlichen Natur überhaupt und unserer Nebenmenschen insbesondere, 6) zur leichten Auffassung fremder Eigenthümlichkeiten und Mängel, 7) zur naturgemäßen Schilderung menschlicher Charaktere, 8) zu unzähligen neuen Bemerkungen philosophischen, religiösen, politischen, psychologischen, ästhetischen Inhalts, 9) zur Selbständigkeit im Denken und Urtheilen, 10) zur Ausführung leicht zu vergessender Vorsätze in geistiger und sittlicher Beziehung, 11) zur vollkommenen Selbstbeherrschung, 12) zur Ertragung von allerlei Ungemach, 13) zur Einheit und Reinheit im Denken, Wollen und Handeln, 14) zu einem frohen Genuß des Lebens.

Wie nun ferner überhaupt alle Kenntniß der menschlichen Natur und des menschlichen Treibens in vielen großen und hervorragenden Schriftwerken niedergelegt ist, so empfiehlt der Verf. als besonders förderlich zur Erlangung jener Kenntniß und wahren Selbstbildung unter andern folgende Hauptwerke: Göthe's „Wilhelm Meister", „Faust", ohne die spätern Zusätze, „Tasso", und wenn man will auch „Wahrheit und Dichtung"; Jean Paul's „Hesperus", „Titan", „Siebenkäs" und „Flegeljahre"; Shakspeare's große Tragödien, „Der Kaufmann von Venedig", „Heinrich IV." u. a. Desgleichen in wissenschaftlicherer Hinsicht die „Ideen zur Philosophie der Geschichte" von Herder, Schleiermacher's „Reden", Menzel's „Deutsche Literatur" u. s. w. In den religiösen Schriften soll die Auswahl mit großer Umsicht und Selbstbeachtung getroffen werden. Hier werden wieder Jean Paul, Schleiermacher, Hase's „Gnosis" und die Schriften von Dräseke, Hüffel und Eylert empfohlen. Allerdings führe schon die Poesie an und für sich zu dem Urquell der Gottheit, allein nur ein schon sicheres Gemüth, das sich deswegen auch von aller Scheinpoesie lossage und sich nur an das Trefflichste aller Zeiten und Zungen halte. „Man vergesse nicht Homer's Iliade, das Buch Hiob, einige der vorzüglichsten Tragödien des Sophokles, Äschylus und Euripides, den ganzen Horaz (?), den Tasso, Ariost, Don Quixote" u. s. w. Die Lyrik ist eine schöne Leiterin zur Gottheit, wenn sie rein ist. Deshalb soll man nicht versäumen, „die Liedersammlungen vom theuern Vater Uhland, Pfizer, Grün, Lenau, Schwab, Rückert, Platen" u. s. w. zu lesen und sich womöglich anzuschaffen. Die Musenalmanache empfiehlt der Verf. dringend; es sei darin, sagt er, eine Fülle des reizendsten Genusses verborgen, der wegen der Mannichfaltigkeit seines Inhalts und wegen der Verschiedenheit der Verfasser zu vielfachen neuen Gedanken und Gefühlen anrege. Heine und Byron rühmt der Verf. nicht; doch müsse man ihrem Geist, ihrem Witz volle Gerechtigkeit widerfahren lassen.

Es sei eine der schönsten Eigenthümlichkeiten der Poesie — bemerkt er weiter — daß sie unmittelbar, wie zu der Gottheit selbst, so auch zur Natur zurückführe und mit einer lebendigen innigen Liebe zu und Freude an derselben beseele. Leidenschaftlich glühend, wie zu irgend einer Kunst und Wissenschaft, soll in dem Menschen die Liebe zur Natur sein, und bei einem ernsten Willen vermöge auch Derjenige eine solche lebhafte Anhänglichkeit an die Natur in sich zu bewirken, dem ursprünglich eine kalte Verstandesrichtung angeboren sei. Ein Solcher dürfe nur sich mit den Naturschilderungen recht vertraut

machen, wie sie sich bei Jean Paul, Göthe, selbst Byron vorfänden, und die neuern trefflichen lyrischen Naturgedichte nicht übersehen. Diese anmuthigen Scenerien locken Jeden von selbst in den Schoos der Natur, der eine so starke Anziehungskraft ausübt, daß, wer ihm einmal zugethan, niemals wieder ihm abwendig gemacht werden könne. Sei diese treue Naturliebe und Naturandacht einmal in dem Menschen rege, so werde er sich von selbst auch zu den Naturwissenschaften, der Botanik, Zoologie, Mineralogie und Geologie hingezogen fühlen, Wissenschaften, welche unmittelbar zur Gottheit und Religion führen, dabei aber auch die Eigenthümlichkeit besitzen, daß sie uns das Menschliche selbst in seinem Beisammenleben, den Menschenverein, den Beruf des Einzelnen, die mannichfache Weise ihrer Beziehungen, ihrer Verhältnisse zueinander näher bringen. Zu diesem Zwecke sind größere und kleinere Reisen, Wanderungen, Ausflüge höchst rathsam, zu denen die Neigung schon an und für sich durch eine theilnehmende Naturbetrachtung angeregt und hervorgerufen wird.

Was der Verf. dem auf diese Weise zu allseitiger Lebenserfahrung Angeregten zur vorzüglichen Pflicht macht, ist, daß er sich genügende und erschöpfende Ansichten über die religiösen Verirrungen der einzelnen Gesellschaften und Parteiungen, die sich in dem socialen Beisammenleben bilden, anzueignen suche. Als die traurigste Krankheit unter diesen bezeichnet der Verf. den Pantheismus. Über diesen äußert er sich so: „Allerdings ist der Pantheismus nicht zu verwechseln mit Atheismus und Irreligiosität; er verehrt so gut als der Monotheismus ein Göttliches und schließt nicht Rechtschaffenheit und Frömmigkeit aus. Allein er verleitet leicht bei einigen wenigen Folgerungen und in den Augenblicken der Leidenschaft zu den schändlichsten Handlungen, er verkennt die so leicht erkennbare göttliche Güte, Heiligkeit und Vateroffenbarung in Christo, er bleibt stets und auf eine bedauernswerthe Weise fern von jener eigenthümlichen, höhern, lebenden Hingebung an Gott und Christum und von der christlichen Reinheit des Gemüths u. s. w. Ja, unter dem Volke verbreitet, ist er der offenbare Zerstörer jeglicher Tugend und Frömmigkeit, und würde durch die Verkündigung einer künftigen Vernichtung jegliche Leidenschaft und jegliches Laster entfesseln."

In dieser Tirade des Verf. gegen Das, was er Pantheismus nennt, glauben wir den Theologen deutlich hindurchblicken zu sehen. Deshalb, und weil wir vermuthen, daß sein Büchlein, was es auch gewiß verdient, in Vieler Hände kommen wird, halten wir eine kurze Entgegnung seiner geäußerten Ansicht für der Sache angemessen. Daß der Verf. nur über den Pantheismus diese harten Worte ergießt, ohne, was doch zu erwarten gewesen wäre, näher zu bestimmen, was eigentlich der Pantheismus sei, und was er namentlich darunter verstehe, beweist schon an und für sich das Ungegründete und Unwahre seiner Behauptung, weil nämlich der Pantheismus in dem Sinne, wie ihn der Verf. anwendet, ein wirkliches Unding ist und gar nicht existirt. Denn entweder ist der Pantheismus (was eine reine Absurdität zu behaupten ist) wirklich dieser plumpe Thor, der da glaubt, Alles, oder das All an und für sich sei Gott, alsdann findet sich in der ganzen Welt kein Individuum, das diesen Glauben in sich darstellen sollte; oder der Pantheismus glaubt nur, daß der göttliche Gedanke in dem All die Gottheit sei, und dann ist er, wie jeder Vernünftige zugeben muß, kein Pantheismus, sondern vielmehr die ausdrückliche Offenbarung des Christenthums selbst. Ausgegangen nun von dem moralisch-besorglichen Standpunkte unsers Verf., so ist nach dem Gesagten eine Verbreitung des Pantheismus, welcher Art er auch sei, in dem Volke gar nicht zu befürchten, weil nämlich das Volk als vernünftiges auf den baaren, blanken Unsinn der erstern Annahme (nach welcher Alles Gott sein soll) gar nicht kommen kann, und auch zu keiner Zeit gekommen ist., ebenso wenig aber sich zu der zweiten Ansicht zu erheben vermag, d. h. zur Anschauung der göttlichen Idee als solcher in der Natur, und zu der wissenschaftlichen Hervorbildung derselben durch das Denken aus der Natur. Das Volk hält immer seine Gottheit als persönliches Wesen im Glauben fest, und diesen Glauben dem Volke zu rauben ist noch keiner Zeit, selbst der gottlosesten Zeit des eingefleischten Terrorismus nicht gelungen. Die streng-theologische Ansicht geht hierin viel zu weit. Sie wittert allüberall Pantheisten, sowie der selige Nicolai hinter jedem Baum ein Gespenst witterte. Aber diese sogenannten Pantheisten werden uns gewiß und wahrhaftig den Inhalt unsers Glaubens nicht verkümmern; wollte Gott, wir hätten ein solches nicht vielmehr von den Pietisten und crassen Rationalisten zu befürchten!

Am Schlusse seiner Schrift gibt der Verf. Jeden, der sich selbstbilden und selbst durchbilden wolle, den Rath, sich ganz vorzüglich der Astronomie zuzuwenden, und zwar dies darum, weil man nur von dem astronomischen Standpunkte Gott und die Welt, die Menschheit und das Irdische richtig zu beurtheilen vermöge; ferner deshalb, weil das Studium dieser Wissenschaft am besten dahin wirke, „daß unsere Besorgnisse wegen der Kämpfe in der Politik, in der Philosophie, in der Religion, in den Wissenschaften und Künsten verschwinden und auch unsere heftigen politischen und religiösen Leidenschaften dadurch gemildert werden". Wir wollen uns hierauf nicht weiter einlassen, damit wir nicht in die üble Nothwendigkeit gerathen, den wohlmeinenden Verf. noch am Schluß seines verständigen Buchs von der lächerlichen Seite zu zeigen. Denn lächerlich muß es uns in Wahrheit dünken, wenn wir den Verf. versichern hören, es ließe sich doch bei den himmlischen Gestirnen so an allerlei größere und kleinere Männer denken, z. B. beim Orion an Shakspeare und Schleiermacher, beim großen Bären an Reinhard und Fries, beim Perseus an Tzschirner und Spinoza, beim kleinen Bären an Tieck, bei der Schlange an Byron und Hegel u. s. w. Man sieht, der Verf. ist kein Astronom, denn sonst würde er bei allen diesen Sternen nur an die Cubus und Quadrate denken, vielmehr ist er gewiß ein Mann, der auf dem Lande wohnt und des Abends aus Liebhaberei durch das schmale Fensterlein seines Studirzimmers mit Bode's „Gestirntem Himmel" in der Hand das Firmament betrachtet. Nun, wir wünschen ihm dazu alle Muße und Freude. 71.

Notizen.

Die „Literary gazette" kündigt auf einer und derselben Seite drei neue Erfindungen an: die erste, ein Anemometer, der die Schnelligkeit des Windes richtig bestimmt; die zweite, eine neue Art Wagen, die nach Belieben zwei-, vier-, sechs-, achtsitzig gemacht werden können, sodaß sie in ihrer Einzelnstructur fast alle Kutschengattungen, vom Cabriolet an bis zum Personenwagen, befassen; die dritte betrifft die Gewinnung von Potasche aus dem nach der Destillation übrigbleibenden Zuckersatz. Wie viele Bände müßte wol ein chronologisches Wörterbuch aller Entdeckungen schon befassen, wenn es nur vom Anfang des 19. Jahrhunderts datiren sollte?

Zu Pinckneyville in Nordamerika wurde unlängst ein gewisser Josiah Coldart zu einer Entschädigungsbuße von 150 Dollars verurtheilt, weil er ein junges liebenswürdiges Mädchen, Mary Davenport, welcher er die Ehe versprochen, hatte sitzen lassen. Bei Erlegung dieser Geldbuße äußerte er ganz kalt und ruhig, er sei reich genug, um allenfalls das Doppelte zu bezahlen. Er war nämlich soeben in Begriff, eine junge Witwe zu heirathen, die 20,000 Acker im Vermögen hatte. Die amerikanischen Blätter heben bei dieser Gelegenheit den Calembourg hervor, der in dem Namen dieses Burschen liegt: Coldart und Cold heart. 11.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Freitag, —— Nr. 34. —— 3. Februar 1837.

Schiller's Flucht aus Stuttgart und Aufenthalt in Manheim von 1782 — 85. Stuttgart, Cotta. 1836. 8. 1 Thlr. 6 Gr.

Die geheimen, fast unsichtbaren Fäden zu verfolgen, an denen sich so oft das Leben bedeutender Naturen hinzieht, ist eine gleich interessante Aufgabe für den Psychologen und Menschenfreund. Ein an sich unbedeutender Umstand zieht Folgen nach sich, deren Einfluß auf den Entwickelungsgang kräftiger Individualitäten kaum zu berechnen ist, und nicht selten hängt von dem Mislingen einer Unternehmung eines früh durch Andere vorgezeichneten Lebensplanes die später erfolgende freiere Entfaltung der Natur Dessen ab, dem die gezogenen Kreise galten. Der aus dem gewöhnlichen Tage des flachen Lebens nicht heraustretende Mensch mag Ähnliches in der Geheimgeschichte seines Lebensganges entdecken, die Unbedeutenheit aber, in der er seine Lebenszeit verbringt, läßt das Einflußreiche verschwinden, und dem forschenden Geiste geht vielleicht grade dadurch oft das Interessanteste einer tief innerlich sich gestaltenden Menschwerdung verloren. Um so berechtigter ist die aufmerksame Gegenwart, ihre anerkannt einflußreichsten Geister bis in die versteckteste Schlupfwinkel ihres Seins und Schaffens zu begleiten und dort theils für die Charakteristik derselben, theils für das Gewinnen einer Parallele zwischen dem Einzelnen und der Gesammtheit werthvolle Ausbeute zu machen.

Von diesem Gesichtspunkte aus betrachtet, erhalten die vorstehenden Mittheilungen ein sehr bedeutendes Gewicht. Gegen ihre Glaubwürdigkeit etwas einzuwenden ist kein Grund vorhanden. Es spricht die liebevolle Anhänglichkeit eines Freundes über einen Mann, dem er in der bedrängtesten Zeit seines unruhvollen Jugendlebens aus innigster Verehrung einen wichtigen Dienst leistete. Schiller's Leben ist durch die Verehrung, welche ihm eine ganze Nation zollt, so allgemein bekannt, daß sich im Grunde nur wenig darüber sagen läßt. Seine Jugend verlor sich in der stillen Beschränktheit eines deutschen Kleinbürgerlebens, und weder seine ehrlichen, frommen Ältern noch er selbst mochten an die Zukunft große Hoffnungen knüpfen. Schiller wäre aller Wahrscheinlichkeit nach ein braver, beredter protestantischer Prediger geworden und vielleicht spurlos wiederabgetreten, wenn nicht die Stellung seines Vaters zum damaligen Herzoge von Würtemberg ihn in die Nähe des Fürsten gebracht und dieser um jene Zeit die Errichtung einer Militairschule beschlossen hätte. Dankbarkeit und deutscher Gehorsam vermochten den Vater Schiller's, seinen Sohn dem Willen des Herzogs gemäß unter die Zöglinge der Militairschule aufnehmen zu lassen, und so ward bereits durch den ersten entscheidendern Schritt ins Leben das Herz des Knaben, den Neigung und Talent, wie er meinte, zur Theologie hinzogen, verwundet, indem er, dem Vater gehorchend, sich zur Jurisprudenz entschließen mußte, da in der neu errichteten Anstalt noch kein Lehrstuhl für die Theologie gegründet war. Schiller brachte aus Pietät ein Opfer, gegen das sein Herz sich sträubte; allein bereits nach Ablauf eines Jahres fand es der Herzog angemessen, Schiller's Vater darauf aufmerksam zu machen, daß „zu Viele bereits Jura studirten und eine gute Anstellung für seinen Sohn beim Austritt aus der Akademie deshalb nicht zu erwarten stünde. Der junge Mensch müsse Medizin studiren, wo er ihn dann mit der Zeit sehr vortheilhaft versorgen wolle."

Dieses Hin- und Herstoßen eines schwärmerischen Gemüthes mußte die bittersten Erinnerungen in dem Herzen des Knaben zurücklassen. Dennoch gab Schiller nach und ergriff zum zweiten Male eine Beschäftigung, die mit seinen Wünschen im offenbarsten Widerspruche stand. Mit den Fragen seines tiefern Lebens nur an sich selbst gewiesen, widmete er sich eifrig der neuen Wissenschaft, die ihm wenigstens insofern Befriedigung verschaffte, als sie der Vereinsamung des Geistes vorbeugte und die grübelnde Seele auf ein Object hinrichtete, an dem sie sich momentan zur Ruhe sprechen konnte. Lecture damals geachteter Dichter und das Aufblitzen des eignen tief-innern Tages führte ihn schnell seiner eigentlichen Bestimmung entgegen, bis der Schmerz eines verfehlten Lebenszieles und der Haß eines Zwanges, unter dem er sein besseres Selbst in voraus zusammenbrechen sah, ihn zu dem gewöhnlichen Mittel kräftiger Geister greifen ließ, zu Entfernung der tödtenden Last durch Aussprechen durchgefühlter Qualen. So entstanden „Die Räuber", die nicht den Typus der ganzen poetischen Physiognomie Schiller's abgeben, sondern nur als ein Muskelzucken des schmerzlich aufgeregten dichterischen Menschen zu betrachten sind, in dem freilich alle Grundelemente seiner ganzen

poetischen Richtung sich erkennen lassen. Schiller's Austritt aus der Akademie, seine Anstellung als Arzt mit einer Besoldung von jährlich 100 Gulden befriedigten weder die Erwartungen seiner Ältern noch ihn selbst und ließen für die Zukunft von der Versorgung des Herzogs wenig erwarten. Dazu kam die höchst abhängige Lage des feurigen Jünglings, der „ohne Erlaubniß seines Obern nicht einmal seine nur eine kleine Stunde von Stuttgart wohnende Mutter besuchen durfte". Das Erscheinen der „Räuber" mit dem Aufsehen, welches sie erregten, trug nur noch dazu bei, Schiller seine Stellung immer entsetzlicher, ja sogar entwürdigend finden zu lassen, und als er gar der ersten Vorstellung der „Räuber" in Manheim beigewohnt hatte und nun nach dem bekannten Skandal mit dem Schloßgärtner ihm „alles Schriftstellern und jeder Verkehr mit dem Auslande" von dem Herzoge untersagt ward, da brach die Geduld in ihm zusammen und jeder Tag steigerte seine unbezähmbare Freiheitslust.

In diese Zeit, wo Schiller's ganzes Wesen einer innern Revolution erlag, fällt die genauere Bekanntschaft mit Andreas Streicher, dem Verf. des vorliegenden Buches. Streicher hatte sich der Tonkunst gewidmet und wollte zur Ausbildung seiner Fähigkeiten nach Hamburg gehen. Schon früher hatte er Schiller oberflächlich kennen gelernt, war von seinem freien, einnehmenden Wesen angezogen worden und die Neigung Beider zu einander gedieh bald zur innigsten Freundschaft. Die Veränderung einer Lage, in der der endliche geistige Untergang Schiller's mit Gewißheit vorauszusehen war, ward zwischen Beiden lebhaft besprochen und Baron von Dalberg ins Interesse gezogen. Denn noch immer hoffte Schiller sich seiner Bande auf gesetzlichem Wege entledigen zu können. Interessant sind die Mittheilungen in Beziehung auf Ausführung dieses Planes, die er Dalberg macht, um durch Vermittelung dieses Gönners den Herzog zu gewinnen. Er schreibt in einer Beilage vom 4. Juli 1782 an den Baron unter Anderm:

E. E. würden ihn (den Herzog) von der Seite ungemein kitzeln, wenn Sie in den Brief, den Sie ihm wegen mir schreiben, einfließen ließen, daß — Sie mich für eine Geburt von ihm, für einen durch ihn Gebildeten und in seiner Akademie Erzogenen halten, und daß also durch diese Vocation (an das manheimer Theater) seiner Erziehungsanstalt quasi das Hauptcompliment gemacht würde, als würden ihre Producte von entschiedenen Kennern geschätzt und gesucht. Dieses ist der passe par tout beim Herzog. Ferner — fährt er fort — wünsche ich (und auch meinetwegen) sehr, daß Sie meinen Aufenthalt beim Nationaltheater zu Manheim auf einen gewissen beliebigen Termin festsetzen (der dann nach Ihrem Befehl verlängert werden kann), nach dessen Verfluß ich wieder meinem Herzog gehöre. So sieht es mehr einer Reise als einer völligen Entschwäbung (wenn ich das Wort brauchen darf) gleich und fällt auch sofort nicht auf. Wenn ich nur einmal hinweg bin, man wird froh sein, wenn ich selbst nicht mehr anmahne.

Sodann würde es höchst nothwendig sein, zu berühren, daß mir Mittel gemacht werden sollten, zu Manheim zu prakticiren und meine medizinischen Übungen da fortzusetzen. Dieser Artikel ist vorzüglich nöthig, damit man mich nicht unter dem Vorwande, für mein Wohl zu sorgen, coujonire und weniger fortlasse.

Schiller aber hoffte vergeblich. Dalberg ging auf die Vorschläge nicht ein, des Dichters Ungeduld wuchs, und als durch Zufall die erste heimliche Entfernung desselben von Stuttgart, um der Aufführung seiner „Räuber" in Manheim beizuwohnen, zu den Ohren des Herzogs kam, erfolgte der vierzehntägige Arrest und vernichtete für immer die Hoffnung auf eine friedliche Ausgleichung seiner Angelegenheit. So entschloß er sich zur Flucht, die nur der Mutter und seiner ältesten Schwester bekannt gemacht wurde, während das Geheimniß dem Vater sorgfältig verwahrt bleiben mußte. Um der Beobachtung weniger ausgesetzt zu werden, wählte Schiller und sein treuer Gefährte, Streicher, zur Ausführung des Planes den 17. September, an welchem Tage ein großes Fest zu Ehren des anwesenden Großfürsten Paul von Rußland auf der Solitude gegeben wurde. Bemerkenswerth und charakteristisch für die Fürstenlaunen damaliger Zeit ist es, daß, da an demselben Tage eine große Treibjagd zu Ehren des hohen Gastes gehalten werden sollte, zu diesem Zwecke eine Anzahl von 6000 Hirschen aus allen Forsten zusammengetrieben worden war, die, eingehegt, vor den hohen und höchsten Herrschaften einen Hügel hinangejagt wurden, von dem herab sie sich in einen See stürzen mußten und hier aus einem eigens dazu erbauten Lusthause bequem erlegt werden konnten.

Nachdem Schiller den Abschied von Mutter und Schwester überstanden hatte, ward das Nöthige vorbereitet und der Abend zur Ausführung des Planes erwartet.

Erst am Nachmittag — erzählt Streicher — konnte Alles in Ordnung gebracht werden, und Abends 9 Uhr kam Schiller in die Wohnung von S. mit einem Paar alten Pistolen unter seinem Kleide. Diejenige, welche noch einen ganzen Hahn, aber keinen Feuerstein hatte, wurde in den Koffer gelegt; die andere mit zerbrochenem Schloß in den Wagen gethan. Daß aber beide nur mit frommen Wünschen für Sicherheit und glückliches Fortkommen geladen waren, versteht sich von selbst. Der Vorrath an Geld war bei den Reisenden nichts weniger als bedeutend; denn nach Anschaffung der nöthigen Kleidungsstücke und anderer Sachen, die für unentbehrlich gehalten wurden, blieben Schillern noch dreiundzwanzig und S. noch achtundzwanzig Gulden übrig, welche aber von der Hoffnung und dem jugendlichen Muthe auf das Zehnfache gesteigert wurden. — Der Weg wurde zum eßlinger Thore hinaus genommen, weil dieses das dunkelste war und einer der bewährtesten Freunde Schiller's als Lieutnant die Wache hatte, damit, wenn sich ja eine Schwierigkeit ergäbe, diese durch Vermittelung des Offiziers sogleich gehoben werden könne.

Das Glück war den beiden Freunden günstig. Sie passirten unangefochten, Schiller als Doctor Ritter und Streicher als Doctor Wolf das Thor und überließen sich der lautesten Freude, als sie sich außer Gefahr wußten. Glücklich erreichten sie Manheim, wo der Regisseur Meier am dortigen Theater für ihr Unterkommen Sorge trug. Schiller, der ungeachtet des Drucks der Verhältnisse, in denen zu leben er gezwungen war, mit Eifer an seinem „Fiesco" gearbeitet und dieses Stück beinahe beendigt hatte, war es jetzt wesentlich darum zu thun, dies Drama auf das manheimer Theater zu bringen. Die Schauspieler, voll aufrichtiger Bewunderung für den ta-

lentvollen jungen Mann, begegneten ihm mit großer Auszeichnung, und Schiller schlug, der frohesten Hoffnungen voll, die Lecture seines „Fiesco" in Gegenwart der ausgezeichnetsten Mimen, Iffland, Beil und Anderer vor. Mit Dank nahm man das Anerbieten an. Sein Freund Streicher hatte nicht verabsäumt, die großen Schönheiten des neuen Trauerspiels gegen Meier hervorzuheben und dadurch die Erwartungen aufs höchste gesteigert. Daher fühlte sich Schiller tief beleidigt, als bereits nach der Lecture des ersten Actes anstatt von dem Werthe der Arbeit zu sprechen, die Tagesneuigkeiten durchgegangen wurden, und nach Beendigung des zweiten Actes einer der Zuhörer sogar ein Bolzenschießen vorschlug, während die übrigen Gäste bis auf Iffland sich alle ganz unbemerkt davonschlichen. Schiller erklärte im ersten Zorn Alles für Kabale und Künstlerneid und eröffnete seinem Freunde, daß er Schauspieler werden wolle, weil doch sonst seine Arbeiten nur verhunzt werden möchten und ohnehin „Niemand so declamiren könne wie er". Allein dem Freunde wurde seltsam zu Muthe, als ihn Meier bei Seite nahm und folgendes Gespräch mit ihm anfing, das des interessanten Gegenstandes wegen hier stehen mag:

„Sagen Sie mir jetzt ganz aufrichtig, wissen Sie gewiß, daß es Schiller ist, der die Räuber geschrieben hat?"

Zuverlässig! Wie können Sie daran zweifeln?

„Wissen Sie gewiß, daß nicht ein Anderer dies Stück geschrieben und er es nur unter seinem Namen herausgegeben? Oder hat ihm ein Anderer daran geholfen?"

Ich will mein Leben dafür verbürgen! Aber warum fragen Sie mich dieses Alles?

„Weil der „Fiesco" das Allerschlechteste ist, was ich je in meinem Leben gehört, und weil es unmöglich ist, daß derselbe Schiller, der die Räuber geschrieben, etwas so Gemeines, Elendes sollte gemacht haben. Wenn aber Schiller wirklich die „Räuber" und „Fiesco" geschrieben, so hat er alle seine Kraft an dem ersten Stück erschöpft und kann nun nichts mehr als lauter erbärmliches, schwülstiges, unsinniges Zeug hervorbringen."

Das Geheimniß, was den verständigen Mann zu diesem harten Urtheile bewog, klärte sich jedoch schon am nächsten Morgen auf. Meier behielt das Manuscript des „Fiesco" bei sich, und nach der eignen Lecture desselben erkannte er „Fiesco" für ein Meisterstück, das weit besser gearbeitet sei als „Die Räuber".

„Aber wissen Sie auch, was daran Schuld ist", sagte er, „daß ich und alle Zuhörer es für das elendeste Machwerk hielten? Schiller's schwäbische Aussprache und die verwünschte Art, wie er Alles declamirt. Er sagt Alles in dem nämlichen hochtrabenden Tone her, ob es heißt: Er macht die Thür zu, oder ob es eine Hauptstelle seines Helden ist."

Auf ähnliche Weise erging es dem Dichter später noch einmal bei der Lecture des „Don Carlos" im Hause der Baronin v. Kalb. Auch hier verhalf ihm seine schlechte Declamation und schwäbische Aussprache zu folgendem Urtheile: „Lieber Schiller, das ist das Allerschlechteste, was Sie noch gemacht haben!"

(Der Beschluß folgt.)

Histoire des six restaurations françaises, par *Frédéric Dulle*. Paris 1836.

Es belehrt uns dieses Buch, daß Frankreich mit Spanien und sodann England allein auf wirkliche Nationalität Anspruch zu machen haben; daß dagegen Preußen, Östreich und Rußland nur Staaten sind, die durch eine Agglomeration verschiedener Völker entstanden, welche rohe Gewalt unter ein und dasselbe Gesetz vereinigt hat. Theilt indessen auch Frankreich jenen Anspruch mit England, so ist ersteres doch ausschließlich der wahre Typus der Monarchie in der christlichen Welt; woraus denn folgt, daß jedes Mal, wo das monarchische Princip in Frankreich verletzt wird, alle Throne wanken, alle Staaten sich nur durch despotische Maßregeln aufrecht zu erhalten vermögen und der Glanz der königlichen Majestät auf dem ganzen Erdkreise zu erbleichen scheint. Endlich, sobald die Monarchie in Frankreich sich wiedererhebt, befestigen sich aufs Neue die Könige Europas auf ihren Thronen und ihre Kronen strahlen wiederum von Pracht und Herrlichkeit. Diese allgemeinen Lehrsätze, angewendet auf einzelne Vorgänge, führen Hrn. D. zu der Schlußziehung, Karl X. Thronentsetzung durch die Insurrection begreife die Thronentsetzung aller Könige der Christenheit in sich.

Wir glauben nicht bezweifeln zu dürfen, daß, wie uns, so auch dem Leser dieser Blätter die vorerwähnten Prämissen sowol als deren Consequenzen allzu paradoxal erscheinen, zumal da bekannte Thatsachen mit denselben in offenbarem Widerspruche stehen, um zu einer ernstlichen Controverse Veranlassung zu geben. Es mag an deren Statt daher die flüchtige Bemerkung genügen, daß wir die Quelle so seltsamer Behauptungen in der dem Franzosen eigenthümlichen Selbstsucht und Eitelkeit gewahren, die ihn Paris als die Hauptstadt der Welt, sein Heimatsland als die Wiege und den Centralpunkt aller Civilisation der Neuzeit betrachten läßt. Außerdem hat auch noch ein gewisses Parteiinteresse, das wir weder loben noch tadeln wollen, die Feder des Verf. inspirirt, indem er im Verlauf seines Werks vornehmlich beflissen ist, darzuthun, daß Hugo Capet selber und alle Könige seiner Dynastie, jedoch mit Ausschluß des jetzt regierenden Hauses Orleans, die legitimen Beherrscher Frankreichs waren; daß aber, sobald die durch das salische Gesetz regulirte Erbfolgeordnung irgend eine momentane Unterbrechung erfuhr, alsbald eine Katastrophe, die er Restauration nennt, eintrat, um dieselbe wiederherzustellen. Im Wesentlichen wäre demnach diese Schrift ein plaidoyer zu Gunsten der entthronten Königsfamilie, deren Ahnherren gegen jedwede Beschuldigung der Usurpation in Schutz zu nehmen vielleicht die schwierigste Aufgabe ihres Advocaten war. Als Talentprobe desselben mag aber die Anführung derjenigen Stelle aus dem Buche genügen, worin sich die Beweisgründe für die rechtmäßige Thronbesteigung Hugo Capet's in Kürze zusammengestellt befinden.

Hr. D. eröffnet seine Argumentation, indem er sich auf das Gutachten eines von den französischen Publicisten sehr geachteten Rechtsgelehrten Guy-Coquille, der ein Zeitgenosse des Kanzlers d'Aguesseau war, bezieht. „Einige schlechte Geschichtschreiber und schlechte Franzosen", heißt es bei diesem, „sagen, Hugo Capet sei ein Kronräuber gewesen; es ist dies aber aus zwei Gründen eine bloße Verleumdung: einmal, weil die Krone von Karl Martel geraubt worden war, um sie seinem Sohne Pipin auf das Haupt zu setzen; zum andern, weil die französischen Grundherren und das französische Volk, nach Ständen versammelt, sich vergegenwärtigten, daß Karl von Austrasien, Bruder des letzten Königs, stets ein schlechter Franzose gewesen, und daß er und seine Vorgänger es durch verschiedene Mittel versucht hatten, dieses Königreich dem Kaiserreiche der Deutschen unterthänig zu machen, auch bereits einen guten Theil davon abgerissen hatten, um es zu dem letztgedachten Reiche zu schlagen." Diesen Rechtfertigungsgründen der Thronerhebung Hugo Capet's fügt nun Hr. D. noch folgende andere hinzu: „Der letzte

Kaiser des karolingischen Stamms, Ludwig V., war, wie unzweifelhaft, ohne Kinder gestorben. Die Krone hätte demnach auf seinen Oheim, den Herzog von Niederlothringen übergehen sollen; allein dieser Fürst hatte wegen seines Herzogthums dem Könige von Deutschland den Lehnseid geleistet. Nun war aber eben dieses Herzogthum ein Gegenstand unausgemachten Streites zwischen Frankreich und Deutschland: demnach hatte der Herzog von Lothringen, indem er sich für einen Vasallen des Kaisers erklärte, seiner Eigenschaft als Franzose entsagt und folglich den Ansprüchen, die er auf den Thron haben mochte. Auch gewahrt der Pater Daniel, einer unserer scharfsinnigsten Geschichtschreiber, keine Usurpation in diesem Dynastiewechsel, der in der That Niemand entthront hat, weil es sich um eine Successionsfrage zwischen Hugo Capet und dem Oheime des kinderlos gestorbenen Königs handelte rc."

Da das Buch nach Promulgation der bekannten Septembergesetze (in Betreff der Presse) erschienen ist, so hütet sich Hr. D. wohl, das jetzige Regierungssystem und dessen Princip auf geradem Wege anzugreifen; indessen verfehlt er keine Gelegenheit, demselben hämische Seitenhiebe zu versetzen und eine siebente Restauration in nähere oder entferntere Aussicht zu stellen. Er gewahrt zu dem Ende in der Buchdruckerkunst besonders einen mächtigen Hülfsgenossen; „denn", sagt er, „die Wirkung dieser erhabenen Erfindung war vornehmlich, die oberste Gewalt dem Recht und der Gerechtigkeit zu verleihen, die bei allen öffentlichen Erörterungen zuletzt immer triumphiren werden, sollten sie auch durch Misbrauch der materiellen Gewalt vorübergehende Beeinträchtigungen erfahren. So sah man das im J. 1793 als eine Unmöglichkeit vertriebene Königthum gleich einer Nothwendigkeit zurückkommen und, nachdem es 20 Jahre lang im Exil gelebt und mit Lästerungen überschüttet worden, den Wünschen aller Parteien entsprechen. Die Logik herrscht, wo öffentliche Rede stattfindet; Menschen, die Unrecht haben, können über Menschen triumphiren, die Recht haben, weil in den Kämpfen des Menschen mit dem Menschen die materielle Gewalt der Leidenschaften und der Zahl oft den Sieg verleiht, wie man es unter Etienne Marcel, dem Herzog von Guise und dem Herzoge von Orleans bei der Fronde sah; allein die Zeit triumphirt über sie, weil die Zeit, wie man gesagt hat, der erste Minister der Wahrheit ist. Die Grundsätze sind so nothwendig, daß, wären sie auch scheinbar in Mitte eines ganzen Volks verschwunden, sie doch stets von Denjenigen selber, die sie verletzt gehabt, wiederhergestellt werden würden, und daß der gesunde Gemeinsinn daraus nur den letzten Schluß gegen Diejenigen, welche sie verletzten, zu ziehen braucht, um Restaurationen hervorzubringen." Nun aber, dies ist etwa die Klimax, womit auch wir unsern Bericht schließen wollen, übten die monarchischen und legitimen Ideen in Frankreich von jeher eine so große Gewalt aus, daß dasselbe im Verlaufe von vierzehn Jahrhunderten nur drei Königsstämme aufzuweisen habe. Vermöge dagegen keine andere Staatsgesellschaft in der Welt einen solchen Beweis ihrer Achtung für die Principien der Ordnung aufzubringen, so käme dies daher, weil Frankreich das Land sei, wo die Civilisation am weitesten vorgerückt. 17.

Mancherlei.

Was ist der Jesuitismus unserer Zeiten? Keine Macht wie im 16. Jahrhundert gegen die Kirchenreformation, wo der Orden seine Glieder für sich hatte und dieselben unverändert treu erhielt; denn er ward aufgehoben, und seine Wiederherstellung ist nur eine halbe, da nichts Gewesenes in der Geschichte mit derselben Wirksamkeit wiederkehrt. Es folgten damals der Aufhebung die Bewegungen des 18. Jahrhunderts zu ungebundener Freiheit in Staat und Kirche als Vorzeichen der französischen Revolution, der Illuminatismus, die berliner Aufklärung. Mit großem Ärger sahen dies Alle, welche einst dem Orden angehörten, und fanden viele Gleichgesinnte, denen die Aufklärung nicht behagte, unter dem Volke, welches das Sinnliche liebt, unter den katholischen Geistlichen, welche an Rom gewöhnt sind, unter den protestantischen Geistlichen, welche ihre Orthodoxie gefährdet sahen, unter den Gegnern des Indifferentismus, Rationalismus und Materialismus, unter dem Adel, dem vor revolutionnairer Gleichmachung graut, unter vielen mit dem Gange der Dinge unzufriedenen Christen der verschiedensten Stände und Bildung. Um bei ihnen zu gelten, mußte der Jesuitismus nicht schroff verfahren, sondern sich verhüllen, die Meinung erwecken, er sei gar nicht mehr vorhanden, mußte das Gemeinschaftlich Religiöse hervorheben, besonders bei Protestanten, von einer gereinigten katholischen Überzeugung sprechen und die milde duldsame Herrschaft des Hirtenstabes preisen. Hierin lag Wahrheit, denn der Orden bestand nicht mehr, die Kraft Roms war gebrochen; aber auch Täuschung, denn Jesuitismus, römisches Kirchenregiment mit ihren Ansprüchen bleiben sich selber treu. Es hing davon ab, ob Jemand die Wahrheit oder die Täuschung ins Auge faßte, um das Dasein des Jesuitismus zu leugnen oder zu behaupten. Lavater empfahl katholische Gebetbücher, Protestanten wurden dem Papstthume nicht abgeneigt, es bildete sich eine freundliche Stimmung und Gemeinschaft, nicht auf eigentlichen Jesuitismus begründet, denen dieser aber gern sich anfügte. Die Berliner gewahrten Widerstand gegen ihr Treiben, lärmten gegen geheime jesuitische Verbindungen, wurden hart und unbillig gegen Einzelne. Dies schien Vielen ein Märchen und war es wol im vollen berliner Sinne, aber kein Märchen der Sache nach, weil doch eine Gemeinschaft der Denkweise vorhanden.

Französische Revolution und Kant'sche Philosophie brachten einen Wendepunkt; jene verschlang alles Kleinere, diese machte sich tonangebend, das Märchen oder Nichtmärchen verscholl — bis nach dem Sturze Napoleon's die Jesuiten in Rom aufleben, jesuitische Hoffnungen erwecken, Papst und Concordate auftreten. Das ist nun freilich ein Anderes, als wogegen einst Biester und Nicolai gestritten, aber doch in demselben Geiste zu suchen, und wer das Alte in Erinnerung hatte, konnte es in der Gegenwart wiederzufinden glauben.

Der Erzjesuiten gibt es nun allerdings weniger, schon durch den Tod der Erzjesuiten; allein Jesuitismus ist geblieben unter allen Stürmen und hat das Seinige gewirkt, wie jegliche entschiedene Gesinnung. Protestanten sind übergetreten zur katholischen Kirche, wie Stolberg und F. Schlegel, und haben mit ihren Schriften direct oder indirect für das römische System geworben. Was ein fortgesetzter Einfluß solcher Art vermöge, beweist Hamann, der während seines münsterschen Aufenthalts die Vulgata zu lieben anfängt und Sailer's Glückseligkeitslehre verschlingt.

Mit dem Jesuitismus schloß die Naturphilosophie eine Art von Bündniß, bahnte ihm die Wege, katholische Dogmatiker fochten unter ihrem Schilde. Das Rechte war sie freilich nicht, aber eine gute Vorhut. Manches sonst Unbegreifliche wird dadurch erklärbar und Nicolai ein Prophet, obgleich dieser gegen Kant'sche Philosophie ebenso sehr weissagte wie gegen Jesuiten.

Hinter den Kämpfen gegen Rationalismus, als Zusammenhang der Gleichgesinnten, wird allerdings Jesuitismus stecken, nur nicht grade in der Form des Ordens, aber diesem genehm. Geduldig wartend, Umstände benutzend, ist er unsterblich, tritt zu gelegener Zeit hervor und hofft wie einst, mit Erinnerung Dessen, was er gewesen, das Reich der Welt.

Das menschliche Leben zeigt eine große Trauerseite. In der Jugend hat man nicht, was man begehrt, in spätern Jahren begehrt man nicht, was man hat. Und doch ist in der Ausgleichung des Begehrens und Habens alle irdische Glückseligkeit zu suchen. 28.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 35. —— 4. Februar 1837.

Schiller's Flucht aus Stuttgart und Aufenthalt in Manheim von 1782—85.

(Beschluß aus Nr. 34.)

Aller Verwendung von Seiten Meier's und Iffland's ungeachtet, wollte es dem harrenden Dichter doch nicht gelingen, seinen „Fiesco“ von der Bühne herab hören zu können. Im Anfange fand man das Stück zu lang und rieth zur Umarbeitung, der sich auch Schiller in der drückendsten Noth unterzog. Aber auch nach Erfüllung der gestellten Foderungen ward es abermals als untauglich und nicht bühnengerecht verworfen und dem unterdeß völlig Verarmten, den seine Schuldner in Stuttgart drängten, weder eine Gratification noch ein Dank zuerkannt. Schiller wandte sich in dieser Bedrängniß seines Herzens, die von Äußerlichkeiten noch bedeutend vermehrt wurde, wiederholt in seiner freimüthigen Weise an Dalberg, von dessen Edelmuth und Biedersinn er eine geringe Unterstützung zu erhalten hoffte. Seine Bitten blieben aber erfolglos, und Dalberg, der sonst so milde und immer zum Helfen bereite Mann, erscheint hier in einem zweideutigen Lichte, dessen seltsames Helldunkel nicht leicht zu durchschauen ist. Selbst die von Iffland vorgeschlagene Entschädigung des Dichters von acht Louisdor ward von Seiten der Intendanz zurückgewiesen, und Schiller verließ bekümmerter als je, an allen Hoffnungen verarmt, Manheim, in dem er ein dauerndes, seinen Bestrebungen angemessenes Lebensglück zu finden gemeint hatte.

Erst später, als der ruhelos umhergeworfene Jüngling in Bauerbach bei der Familie Wolzogen glücklichere Tage fand, ward auch die Stimmung an dem manheimer Theater für ihn wieder günstiger. Dalberg selbst näherte sich ihm, es wurden Briefe gewechselt, und Schiller trat im September 1783 sein neues Amt als Theaterdichter in Manheim an mit einer Besoldung von jährlich 300 Gulden Reichswährung, wofür er jedoch auf ein besonderes Honorar für seine dramatischen Arbeiten verzichten mußte. Dennoch war er befriedigt, er hielt sich für reich im Vergleich mit seiner frühern Lage und sah erst nach einiger Zeit, wie wenig geeignet diese geringe Einnahme war, um ihn unter seinen Umgebungen so erscheinen zu lassen, wie er es sich selbst und seiner Ehre schuldig war. Nach mannichfachen Mühen kam nun endlich auch sein „Fiesco“ auf die Bühne, ward aber so kalt aufgenommen, daß Schiller in einem Briefe an den Bibliothekar Reinwald in Meiningen, seinen nachmaligen Schwager, schrieb:

> Den „Fiesco“ verstand das Publicum nicht. Republikanische Freiheit ist hier zu Lande ein Schall ohne Bedeutung, ein leerer Name — in den Adern der Pfälzer fließt kein römisches Blut. Aber zu Berlin wurde es vierzehn Mal innerhalb drei Wochen gefodert und gespielt. Auch in Frankfurt fand man Geschmack daran. Die Manheimer sagen, das Stück wäre viel zu gelehrt für sie.

Wie gedrückt er sich in ökonomischer Hinsicht fühlte, geht aus demselben Briefe hervor, wo er unter Anderm sagt:

> Noch bin ich hier (in Manheim), und nur auf mich kommt es an, ob ich nach Verfluß meines Jahres, nämlich am 1. Sept., meinen Contract verlängern will oder nicht. Man rechnet aber indeß schon darauf, daß ich hier bleiben werde, und meine gegenwärtigen Umstände zwingen mich beinahe, auf längere Zeit zu contrahiren, als ich vielleicht sonst würde gethan haben. Das Theater hat mir für dieses Jahr in Allem 500 Fl. Fixum gegeben (sein Gehalt war demnach gestiegen), wobei ich aber auf die jedesmalige Einnahme einer Vorstellung meiner Stücke Verzicht thun mußte. Meine Stücke bleiben mir frei zu verkaufen. Aber Sie glauben nicht, mein Bester, wie wenig Geld 600—800 Fl. in Manheim, und vorzüglich im theatralischen Cirkel ist; wie wenig Segen, möchte ich sagen, in diesem Gelde ist; welche Summen nur auf Kleidung, Wohnung und gewisse Ehrenausgaben gehen, welche ich in meiner Lage nicht ganz vermeiden kann. Gott weiß, ich habe mein Leben hier nicht genossen und noch einmal so viel als an jedem andern Orte verschwendet. Allein und getrennt! — Ungeachtet meiner vielen Bekanntschaften dennoch einsam und ohne Führung, muß ich mich durch meine Ökonomie hindurchkämpfen, zum Unglück mit Allem versehen, was zu unnöthigen Verschwendungen reizen kann. Tausend kleine Bekümmernisse, Sorgen, Entwürfe, die mir ohne Aufhören vorschweben, zerstreuen meinen Geist, zerstreuen alle dichterischen Träume und legen Blei an jeden Flug der Begeisterung.

Diese Ermattung seines dichterischen Menschen verließ ihn nie mehr in Manheim. Gram und Ärger, die er sich aus der Vergangenheit sog, die ungesunde Luft der Stadt, körperliche und geistige Überreizung warfen ihn aufs Krankenbett, und der Gedanke, daß er schon in dieser so mislichen Lebenslage den Keim zu seinen spätern Leiden und seinem frühen Tode legte, drängt sich dem stillen Beobachter gewaltsam auf. Um den geistig Kräftigen, aber gemüthlich Schwachen noch mehr zu beunruhigen, kam nun, wie so oft im Leben aller mehr als gewöhnlichen Menschen, die gutgemeinte väterliche Sorge,

die Älternliebe mit ihren, alle Blüten des Geistes zermalmenden Bedenklichkeiten. Es kann einem genialen Menschen nichts Entsetzlicheres begegnen als die Sanftmuth beschränkter Häuslichkeit. Nicht das Laster, das ihm nachjagt und sich an seine Fersen hängt, nicht Unglück und Feindschaft einer beunruhigten Zeit erdrücken ihn, es sind einzig und allein die beschränkte Tugend, die fluchschwangere Liebe, die in ihrer kleinlichen Moralität unmoralische Bedachtsamkeit deutscher Frömmigkeit, die dem Talente alle Wege mit Sprüchen, Gebeten und Ermahnungen verrammeln und es meist entweder in Ketten legen und die warme Nachtmütze des soliden Bürgerthums über die Ohren ziehen, oder es in Verzweiflung zu gewaltsamen Schritten verleiten. Schiller war zu sehr Deutscher, um keck und frei mit Einem Male die Ketten völlig abzuschütteln. Was der stille Mensch, der gute Sohn dadurch gewann, verlor der Dichter. Er ward feig, als er sich zu entschuldigen anfing. Für gewisse Zustände und Verhältnisse im Leben gibt es keine ausgleichenden Mittel, nur der Radicalismus hilft und führt, weil er selbst die Tugend in höchster Potenz ist, zum gesicherten und in der Sicherheit auch allgeachteten Ziele. Hätte Schiller die Kraft besessen, seine ganze Vettern- und Basenschaft vor den Kopf zu stoßen, wie er es doch mit dem Herzoge that, so würde Deutschland einen ganzen dramatischen Dichter in ihm besitzen, während es jetzt nur großartige dramatische Anfänge zu bewundern hat, die durch das sentimentale Sentenzengeklingel moralischer Gutmüthigkeit und die Wohlgerüche aufopfernder Pietät ein unverwüstliches Interesse erhalten. Wenn der Deutsche einmal anfängt weich zu werden, so zerfährt er auch nach und nach in Brei.

In Schiller's ganzem Wesen ist Güte und Sanftmuth als Urtypus nicht zu verkennen. Eine unvertilgbare Hinneigung zur Pastoraltheologie verfolgte ihn auch in den Stunden der heiligsten Begeisterung. Das Predigen war ihm angeboren, und konnte er nicht einen Helden auftreiben, der das Christenthum und den Geist der Luther'schen Bibelübersetzung in dramatische Jamben verarbeiten mochte, so war ihm nicht wohl zu Muthe. Es wäre mehr als Unrecht, wollte man diesen Fehler ihm selbst Schuld geben; er war die Frucht der Jämmerlichkeit deutschen Familienlebens, das immer nur im süßen Manna, wie es alle Tage vom Himmel herabfällt, ein dauerndes, solides Lebensglück erblickt. Überhaupt hetzt die Solidität das Genie immer zu Tode, wenn sich das letztere nicht bei Zeiten seine Freiheit zu sichern weiß. So erging es Schiller. Mit geistigen Arbeiten überhäuft, in Umgebungen lebend, die nicht immer den Katechismus in ihren Kreisen die policeiliche Aufsicht führen lassen, überließ er sich gern dem freien Walten des Genius und suchte den Unmuth, der von außen her, aus Stuttgart herüber, in ihm geweckt wurde, durch die gewöhnlichen Gegenmittel zu vertreiben. Vater, Mutter und Schwester hielten ihm unablässig das Unsichere seiner Lage vor, fanden seinen Umgang wol gar ehrenrührig und hätten fürs Leben gern einen ehrlichen Hausvater, einen eingefleischten Schwaben in ihm gesehen. Ein Ämtchen und Käppchen mit etwaigem Zubehör sollte nun einmal besser und wärmer sein als ein kalter, dunkler Lorberkranz. Schiller war schwach genug, so viel als möglich nachzugeben, und wie sehr ihm diese erste gutmüthige Schwäche geschabet, liegt klar genug am Tage. Ward er doch sogar so weit gebracht, daß er im Begriffe stand, noch einmal sich der Rechtswissenschaft zu widmen, um den Vater zu beruhigen und als ein guter Sohn zu erscheinen. Zum Glück für ihn und zum Ruhme Deutschlands ward er an der Ausführung dieses Entschlusses durch die Theilnahme wohlhabender Freunde verhindert, die, sein Talent richtiger als er selbst würdigend, erkannten, daß er nur als Dichter den Frieden finden könne, nach dem er jahrelang unter so mannichfachen Hindernissen gerungen. 1785 verließ er Manheim, wo die Schauspieler, veranlaßt durch seine scharfen Kritiken über ihre Leistungen in der „Rheinischen Thalia", ihn auf alle Weise zu verfolgen suchten.

Kurz zuvor war er noch weimarischer Rath geworden, und dieser Titel befriedigte denn auch mindestens auf einige Zeit seine Ältern und Verwandten; denn wenn der Deutsche nur recht viele Titel sieht, ist er selig und vergnügt. Es liegt nun einmal in seiner Natur, und nur die Wenigen, die dergleichen als Abscesse des reinen Menschenthums betrachten und möglichst abzuwehren suchen, sind die in deutschen Landen wahrhaft Unglücklichen. Schiller gewann mit Ernennung zum Rath die Freiheit aus der Vormundschaft beschränkten Bürgersinnes, verlor aber in vielem Betracht die üppige Frische seiner bisher rein republikanischen Gedanken. Er verließ den Radicalismus und schwur zur Fahne des liberalen Begutachtens und gehäbigen Reformirens.

Diese Wahrheit durch die vorliegenden Mittheilungen bestätigt zu finden, gibt dem Buche seinen größten Werth. Es ist ein Beitrag zur Geschichte der Genies, wie er nicht alle Tage so harmlos offen geliefert wird. Bei vielem Bekannten findet sich mancherlei noch nicht Gesagtes, und dies wird, an sich zwar unbedeutend, wichtig durch die Folgen, die es für Den gehabt, der Veranlassung und Gegenstand dieser Mittheilungen ist. Viel können Ältern und Erzieher aus diesen wenigen Blättern lernen, die Erziehung, meist verfehlt und auf verbrauchte Maximen zurückgeführt, kann weise werden, sobald sie zu Verstande kommen will, und der Zerstörung manches Lebens- und Familienglücks dürfte vorgebeugt werden, wollte man beachten, daß die Methode nicht den Menschen, sondern der Mensch die Methode modeln soll. 108.

Die Kentuckier. Amerikanischer Roman von Paulding. In das Deutsche übertragen von Karl Andree. Zwei Theile. Leipzig, Schumann. 1836. 8. 2 Thlr.

Die Literatur der Nordamerikaner fängt damit an, womit die griechische aufhörte; so arm sie an Geschichte sind, so reich sind sie an Romanen; ob dieser Ersatz wirklich genügend ist, sei dahingestellt; aber da sich auf ihn so viele schöne Kräfte gewendet haben, ist es kein Wunder, wenn der Verf. der „Kentuckier" durch den Zusatz: „Amerikanischer Roman", nicht blos

eine nähere Bestimmung des Inhalts geben wollte, die ganz unnütz war, sondern wenn er dadurch vielleicht auch hoffte, dem Buche ein anlockendes Schild vorzuhängen. Auch bei uns haben die amerikanischen Romane einen guten Klang; indeß „Die Kentuckier" stimmen nicht dazu, und ist es wahr, was der Verf. einmal versichert, er habe nach Horaz's Regel sein Buch neun Jahre in Pulte ruhen lassen, so kommt man in Versuchung zu wünschen, es ruhte noch dort und ruhte ferner bis in Ewigkeit.

Der Verf. ist ohne Zweifel ein untergeordneter Kopf, mit einem gewöhnlichen alltäglichen Verstande, ohne Scharfblick, ohne tiefere Menschenkenntniß, ohne eine lebhafte Phantasie, ohne die Kraft einer Idee, welche seinem Werke eine höhere Richtung und Einheit geben könnte; sein Verdienst beschränkt sich fast allein auf einen leichten, fließenden Styl, den wenigstens die Übersetzung hat. Die Geschichte aber verräth keine große Erfindungsgabe. Ein reicher virginischer Pflanzer verarmt durch fahrlässige Vornehmigkeit, zu der ihn das Beispiel seiner Vorfahren und Nachbarn verleitet; eine unbesonnene Wette nöthigt ihn, nach Kentucky auszuwandern. Diese ganze Erzählung, die mit der Hauptsache nur in sehr loser Beziehung steht und die höchstens eine kleine Parenthese hätte füllen sollen, nimmt über 100 Seiten ein. Als die Tochter des Pflanzers, Virginie, herangewachsen ist, trifft in der Colonie ein Fremder ein, dessen Großvater, Vater und Brüder im Wahnsinn gestorben sind; er fürchtet dasselbe Schicksal und will sich in der Einöde begraben. Aber zwischen ihm und Virginie entspinnt sich eine Liebschaft, zumal da er so glücklich ist, ihr bei einer Feuersbrunst das Leben zu retten, die der Verf., wie so viele andere Autoren, mit leichter Mühe anlegt. Der unglückliche Liebhaber hat die Eigenheit, laute Selbstgespräche zu führen, sogar in Gegenwart von Leuten, die ihn mit einer ihm selbst sehr lästigen Neugierde verfolgen; dazu kommt nun noch ein sehr ungeschickt angelegtes Misverständniß seiner Äußerungen, um ihn in den Ruf zu bringen, als sei er ein Mörder; die Geliebte fodert von ihm ein Geständniß, verabscheut ihn und heißt ihn entweichen; aber vorher fügt es sich noch, daß er ihr den wahren Grund seines Trübsinns und die Bedeutung seiner Selbstgespräche mittheilen kann. Jedoch kann ihn die tröstliche Nähe seiner schönen Braut nicht gegen die Furcht vor dem Wahnsinn schützen; obenein kommt noch ein heftiger Prediger der Erbsünde dazu: so wird er denn wirklich wahnsinnig, läuft in den Wald, wird wieder eingefangen, entspringt nochmals, wird endlich auf einer Lustreise abermals entdeckt, fällt in eine schwere Krankheit. Der Arzt gibt ihn auf, aber Virginie pflegt ihn; natürlich bekommt er Gesundheit und Verstand wieder, und Virginien dazu. Diese Erzählung ist durch allerhand Nebenrollen ausgeschmückt, von denen die beste und freilich auch leichteste die des Buschfield ist, eines unbändigen Waldmenschen, der am deutlichsten als ein weißer Indianer bezeichnet wird. Aber Vieles ist ganz ungehöriger Zusatz, z. B. die Ankunft eines englischen Reisenden in der Colonie, der dort gar nichts zu thun hat, als sich mit Virginiens Vater über politische Dinge zu streiten. Die eingestreuten Reflexionen sind sehr flach, oft schief und unwahr, wie z. B. die, daß reichgewesene Leute die Armuth viel leichter ertragen als die, welche immer arm gewesen sind. Will man die Quintessenz des Ganzen haben, so ist es die an den Schluß gestellte Nutzanwendung: „daß man sich aufs allersorgfältigste vor jedem Fanatismus zu hüten hat und ebenso sehr vor Ahnungen und Vorbedeutungen; daß man hoffen darf, so lange noch Leben vorhanden ist, und daß man Denen nicht genug gute Dienste leisten, nicht genug Aufmerksamkeiten erweisen kann, die vom Unglücke schwer daniedergebeugt sind." Man sieht aus diesen trivialen Sätzen, daß es auch in Amerika Romanschreiber gibt, deren Horizont eben nicht weiter ist als der unserer gutmüthigen Gymnasiasten, Rechnungsführer u. s. w., welche dieselbe Industrie betreiben.

Bei alledem hätte sich der Verf. doch noch ein schönes Verdienst erwerben können, wenn er uns interessante Data über eigenthümliche Lebensweise, Denkart, Beschäftigungen der Kentuckier und dergleichen mitgetheilt hätte. Indeß auch in dieser Beziehung steht der Roman sehr tief; nur alltägliche, gleichgültige und meistens längst bekannte Dinge werden mitgetheilt, sodaß man dreist versichern kann, der Verf. könnte ebenso gut ein Deutscher sein, der nie über den Umkreis eines kleinen Landstädtchens hinausgekommen ist, als ein Nordamerikaner.

Darum bedauern wir den Übersetzer, daß er sein gutes Deutsch, und den Verleger, daß er das schöne Papier und den guten Druck nicht auf ein besseres Product verwendet hat; die Leser aber, die Zeit haben, unter andern langen Romanen auch diesen durchzulesen, können wir nicht so glücklich preisen, wie es der Verf. einmal thut, der an dem kühnen Vorsatz, kürzer und weniger langweilig als Walter Scott zu sein, auf eine bedauernswürdige Art gescheitert ist. 121.

Notizen.

„Heath's picturesque annual" für 1837 enthält eine Darstellung des gegenwärtigen Irlands, aus der Feder von Leitch Ritchie, worin sich der Verf. über die Verhältnisse der irischen Bauern ungefähr so ausspricht: Die vor Allem wichtige Frage ist die, was dem irländischen Bauer fehlt, um eine Veränderung seiner gegenwärtigen Lage zu bewirken. Die Antwort auf diese Frage kann man in ein einziges Wort befassen: ihm fehlt die Hoffnung; wollte man sagen, er bedürfe mehr politischer Freiheit, er bedürfe der Abschaffung der Zehnten u. s. w., so würde man damit immer nicht den rechten Punkt berühren. Wenn er auch an allen diesen und noch vielen andern nothwendigen Elementen Mangel litte, so würde ihn dies immer noch nicht nöthigen, sein Leben in solchen Schlupfwinkeln hinzubringen, gegen welche die Höhlen der Raubthiere noch Paläste sind, und in einem so schönen und fruchtbaren Lande als ein so armseliges Geschöpf umherzuwandeln, welches das Mitleid von ganz Europa auf sich zieht. Wenn in England der Landmann sich bei Beginn seiner Laufbahn auch ohne Freunde und Vermögen befindet, so ist seinem Streben doch immer ein gewisser Erfolg eröffnet, und er kann sich mit Erreichung der nächsten Stufe über ihm angelegentlich beschäftigen. Wenn er diese erreicht hat, so hat er auch dadurch eine andere und höhere Stellung erworben und diese Verbesserung zeigt sich in seiner Lebensweise, in Wohnung, Kleidung und Beköstigung, sodaß er durch eine solche glückliche Veränderung seiner Lage auch wieder an Muth und Kraft gewinnt, um auch die nächste Stufe zu erreichen; er denkt nunmehr ganz ernstlich darauf, selbst einmal ein Pachter zu werden und dann in einem bequemen, wohl eingerichteten Hause zu leben und sich einen eigenen Familiensitz in der Kirche zu lösen; wenn nun auch diese Träume zu künftiger größerer Wohlhabenheit nicht in Erfüllung gehen, so wirken sie doch wohlthätig auf den menschlichen Charakter ein, erweitern seine Thatkraft und erhöhen den Lebensmuth. Der Landmann hegt stets eine gewisse Achtung vor sich selbst, nicht sowol um deswillen, was er schon ist, sondern vielmehr um deswillen, was noch aus ihm werden kann, und während nun sein Auge fortwährend auf die bessere Stellung gerichtet ist, die er einst einnehmen kann, pflanzt er Blumen in seinen kleinen Garten und zieht den fruchtbaren Weinstock an der Außenwand seines kleinen Besitzthums auf. Der irländische Bauer dagegen weiß nichts von solchen glücklichen Aussichten und kann solche stille Regungen des Ehrgeizes nicht empfinden; auf sein Schicksal haben Zeit und Umstände keinen Einfluß, seine Zukunft ist festgestellt und bleibt unveränderlich. Ist er Arbeitsmann, so ist er auch gezwungen, während eines Theils des Jahres Mangel zu leiden, weil es mehr Arbeitsleute als Beschäftigung gibt, und seine ganzen Aussichten beschränken sich darauf, daß er im Laufe des Jahres ein paar Gerichte trockener Kartoffeln mehr erschwingt. Er mag sich

glücklich schätzen, wenn er seine Durchschnittseinnahme für das Jahr etwa auf 2 Schilling oder 2 Schilling und 6 Pence berechnen kann. Ist er ein Häusler, so ist er nicht viel besser als ein Sklave, dem es blos erlaubt ist, so viel Land zu bebauen, als etwa nothdürftig hinreicht, um ihn mit trockenen Kartoffeln zu versorgen, wobei ihm aber die Verpflichtung gegen seinen Herrn nicht erlassen bleibt. Ist er ein kleiner Pachter, so speist er gleichfalls seine Kartoffeln wie seine Nachbarn, und muß den übrigen Ertrag seiner Pachtung seinem Herrn als Landrente überliefern. Hier gibt es keine Landbauer in dem Sinne wie in England. Die Bauern sind alle Landbesitzer und der Begriff des Landbesitzes schließt den der Nahrung und des Lebensunterhaltes ein. Land müssen sie haben unter jedweder Bedingung, und auch die besten Bedingungen gewähren ihnen nach Abzahlung der Rente keinen weitern Überschuß als eine dürftige Lebensfristung. Aber in viel häufigern Fällen kann die Landrente nicht einmal bezahlt werden. In diesem Falle kommt es dann darauf an, so wenig als möglich davon zu bezahlen und für seinen Theil etwas von dem Ertrag zu nehmen, der eigentlich für den Herrn bestimmt ist, das ist mit andern Worten, zu stehlen. Aber sogar dies gewährt keinen beständigen Vortheil und der Unterschlagende bleibt somit immer der Entdeckung und Bestrafung ausgesetzt. Dabei muß der unglückliche Leibeigne noch immer sich in Lumpen kleiden und in einer Höhle sein Dasein fristen; es wird ihm zum Verbrechen gemacht, wenn er gute Kartoffeln anstatt der schlechten speist, wie sich Mr. Bicheno, einer der mit Untersuchung der Lage der ärmern Classen in Irland Beauftragten, ebenso wahr als treffend ausdrückt. Der Leser, der mit den Verhältnissen des Landes unbekannt ist, wird hier vielleicht ausrufen: Das Übel liegt daran, daß die Landrente übermäßig groß ist, und es wird ihn deshalb in Verwunderung setzen, wenn er erfährt, daß die Rente, mit Ausnahme sehr weniger Fälle, nicht allein mäßig, sondern sogar niedrig ist, und daß ein irländischer Gutsbesitzer, selbst wenn ihm die Rente immer voll bezahlt wird, doch beiweitem weniger Gewinn von seinen Gütern ziehen kann, als dies in England der Fall ist. Keineswegs ist die Landrente übermäßig, allein die Mittel der Cultur sind zu dürftig. Mit wahrer Industrie und guter Einrichtung könnte die Rente, sowie sie jetzt ist, vollkommen bezahlt werden, und es würde noch ein ansehnlicher Überschuß für den Leibeignen bleiben. Durch Industrie und gute Einrichtung würde sich auch die Ergiebigkeit des Bodens verdoppeln und verdreifachen; aber man sage das dem irländischen Bauer, und er wird euch, wenn er der zusammenhängenden Rede fähig ist, ungefähr Folgendes erwidern: „Wenn ein mühseliges Tagewerk, das mir täglich 6 Pence und oft wol nur eine Hand voll Futter einträgt, wenn dies Gewerbfleiß ist, so bin ich so thätig als ein Anderer; wenn eine armselige Lebensfristung für mich und meine Familie, und daß ich den herumziehenden Bettler auf seiner Wanderung mit einem Trunk Wasser und einigen Kartoffeln unterstütze, weil ich vielleicht in Kurzem selbst mit den Meinigen den Bettelstab ergreifen muß, wenn dies gute Einrichtung heißt, so ist meine Einrichtung gut. Warum haltet ihr mir lange Reden darüber, daß der Ackerbau ein einträgliches Geschäft ist, da ich doch nicht die Mittel habe, ihn zu einem solchen zu machen, und warum macht ihr mir Vorwürfe darüber, daß ich einen Penny für mich verwende, anstatt ihn zum Besten meines Bodens, dessen Ertrag mir nicht zukommt, auszugeben? Gebt mir ein Capital, sei es auch noch so gering, das, wenn ich meine Rente bezahlt, einen kleinen Überschuß für mich und meine Familie abwirft, und alsdann erst verlangt von mir Thätigkeit und gute Einrichtung." Wollte man nach solchen Äußerungen, die vollkommen in der Wahrheit begründet sind, noch weiter gehen und den armen Leibeignen fragen, warum er Das, was ihm an Zeit von seinem Tagewerk übrig bleibt, nicht wenigstens auf die Verbesserung seiner Wohnung, auf die Wohnlichermachung seiner Höhle verwende, so würde man die gänzliche Hoffnungslosigkeit dieser unglücklichen Menschen bald hindurchblicken sehen. „In einer solchen Höhle", so würde der arme irländische Bauer antworten, „lebte mein Vater vor mir und in einer solchen wird auch mein Sohn nach mir leben." Wer bei dieser Rede dem unglücklichen Inhaber ins Angesicht blickte, der würde deutlich die Inschrift darauf erkennen: Ich habe keine Hoffnung.

Man vergleiche diese ergreifenden Bemerkungen mit denen Raumer's und der besser gesinnten englischen Zeitschriften, und man wird sich überzeugen, daß einem solchen Elend gegenüber alle, auch die größten Vorurtheile und Nebenrücksichten schweigen müssen. Könnte man alle diese verschiedenen „Stimmen über Irland" sammeln und als fliegende Blätter unter die europäischen Völker ausstreuen, so würde das dadurch erregte Mitleid der verschiedenen Nationen wahrscheinlich in kurzer Zeit Dasjenige bewirken, woran sich das grausame und saumselige Parlament noch jahrelang abarbeiten wird.

Der Uthleean ist ein kleiner Fisch, der sich in Amerika in den Flüssen unweit der Rocky Mountains aufhält. Seine Farbe ist ein glänzendes Gelb, und er ist so fett, daß man ihn im Nothfall anstatt eines Lichtes brennen kann. Auf diese Weise benutzen ihn die Eingeborenen nicht selten. Er kommt in dichten Scharen, gleichsam in leuchtenden Säulen, angeschwommen und wird von den Indianern haufenweise in kleinen Netzen gefangen. Man speist diese Fische getrocknet, und sie werden in diesem Zustande in den Hütten der Eingeborenen an Schnüren aufgereiht, wie bei uns das Backobst. 11.

Bibliographie.

Abrantes, Hernandez. Eine Erzählung nach dem Französischen. 8. Breslau, Richter'sche Buchh. 1836. 6 Gr.

Almanach für Freunde der Schauspielkunst auf das Jahr 1836. Herausgegeben von L. Wolff. 8. Berlin. (Curths.) 20 Gr.

Eichendorff, J. Freih. v., Gedichte. 8. Berlin, Duncker u. Humblot. 2 Thlr. 8 Gr.

Frauenlob. Taschenbuch für das Jahr 1837. Von J. N. Vogl. 16. Wien, Rockert. 1 Thlr. 16 Gr.

Huber, F., Bernhard Lamotte. Historisch-romantisches Gemälde aus den Zeiten der ersten französischen Revolution. 2 Theile. 8. Gotha, Neumann. 1836. 1 Thlr. 12 Gr.

Kugler, F., Handbuch der Geschichte der Malerei von Constantin dem Grossen bis auf die neuere Zeit. — Auch u. d. T.: Handbuch der Geschichte der Malerei in Italien seit Constantin dem Grossen. Gr. 8. Berlin, Duncker u. Humblot. 2 Thlr.

Loebell, J. W., Reisebriefe aus Belgien. Mit einigen Studien zur Politik, Geschichte und Kunst. 8. Berlin, Duncker u. Humblot. 2 Thlr.

Müller, F. H., Der ungrische Volksstamm oder Untersuchungen über die Ländergebiete am Ural und am Kaukasus in historischer, geographischer und ethnographischer Beziehung. 1ster oder geographischer Theil. 1ste Abtheilung. Gr. 8. Berlin, Duncker u. Humblot. 3 Thlr.

Rellstab, L., Genre- und Fresco-Skizzen aus Berlin und Athen. In Mappen mit fliegenden Blättern. No. III. Die Weihnachtsmappe. 8. Leipzig, Köhler. 1836. 8 Gr.

Schoppe, A., Zeitlosen. Novellen und Erzählungen. 2 Bände. Gr. 12. Leipzig, Taubert. 2 Thlr. 16 Gr.

Tholuck, A., Die Glaubwürdigkeit der evangelischen Geschichte, zugleich eine Kritik des Lebens Jesu von Strauß, für theologische und nicht theologische Leser dargestellt. Gr. 8. Hamburg, Perthes. 2 Thlr.

Tobler, L., Die Enkel Winkelried's. Epische Dichtung. Gr. 8. Zürich, Höhr. 1 Thlr. 21 Gr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Sonntag, —— Nr. 36. —— 5. Februar 1837.

Galerie von Bildnissen aus Rahel's Umgang und Briefwechsel. Herausgegeben von K. A. Varnhagen von Ense. Zwei Theile. Leipzig, Reichenbach. 1836. Gr. 8. 2 Thlr. 16 Gr.

Rahel ist durch Geist und Erregbarkeit die Freude ihrer Umgebungen geworden, ein Mittelpunkt vom Umgangskreise, dessen dieser mit entschiedener Sichtlichkeit bedarf, um lose flatternde Gesellschafter in Raumnähe zu bringen, träumende Poeten und grübelnde Gelehrte aus ihren Einsiedeleien zu locken, eine gewisse Verstocktheit Mancher, die ohne fremdes Centrum nur ihr eignes sind und es bleiben wollen, zu heilen, und überhaupt dem Trägen einen Reiz, dem Raschen ein wohlthätiges Band der Sitte und der Bescheidenheit zu gewähren. So sehen wir sie denn mittheilend und empfangend von ausgezeichneten Personen umgeben und müssen, da diese mit ihr selber schon zu den Verstorbenen gehören, gern in eine Galerie von Bildnissen treten, welche uns das Gewesene vergegenwärtigt und frühere Zustände in einer angenehmen Vereinzelung und Ausführlichkeit vor die Augen stellt.

Nur sonderbar, daß in der hier geöffneten Galerie Manche von Denen, die uns bekannt sind, in keiner rechten Beleuchtung erscheinen, Andere mit gar zu wenig Pinselstrichen keine bestimmte Physiognomie darbieten und dadurch die Freude der Wiedererinnerung bekannter und der Auffassung unbekannter Individualitäten in allerlei Weise verkümmern. Selbst die Nachhülfe, welche der Herausgeber als gewiegter Galeriekenner durch seine Vorworte gibt, ist unzureichend; denn der beste Commentar kann die Lücken seines Textes nicht ausfüllen, und die beste Beschreibung von Gemälden, wie solche sein sollten, bietet keine Entschädigung für Dasjenige, was sie nicht sind.

Gleich der Erste in der Reihe, David Veit (als praktischer Arzt gestorben in Hamburg 1814), einst dem edeln geistvollen Kreise von Reimarus und Sieveking angehörig, gibt uns durch seine Briefe an Rahel ein mangelhaftes Bild, wenngleich der Herausgeber hinsichtlich seiner aufmerksam macht, er habe in den gegebenen Verhältnissen nie vollkommen zeigen können, was er innerlich war. Er muß seinen Bekannten mehr gezeigt haben, als in diesen Briefen zum Vorschein kommt. Göthe — dessen Gestalt und Kleidung recht ausführlich bei dem ersten Besuch beschrieben wird —, war freundlich und wohlwollend gegen ihn, aber die brieflich erwähnten Gespräche sind unbedeutend, und wiewol Veit viel über sich selbst mittheilt, auch wie seine Freundin ihm schreiben und ihn verstehen soll, bleibt doch Alles in großer Unbestimmtheit. Vielleicht liegt dies an einer gewissen humoristischen Hülle, womit der Mann aus innerer Nichtbefriedigung sich zu umgeben suchte, worauf folgende Stelle hindeutet:

Es fehlt Ihnen zu sehr an Menschen, die Ihnen genügen; Ihre Gedanken finden keine Bestätigung, keine Modification durch die Gedanken Anderer. Ihren Urtheilen setzt man meistens Geschwätz, und wo es hoch kommt, flüchtige Bemerkungen entgegen. Das muß freilich auf die Gedanken bringen, Liebe, daß Ihren Ideen wenig Reelles in vielen Fällen zum Grunde liegt, daß sie meist durch Ihre eigenthümliche, für keinen Andern gültige Vorstellungsart gelten, und so suchen Sie dann zugleich in der Ausbreitung Ihres Wissens, worin Sie mehr sympathisirende Menschen finden werden, den Trost, welchen Sie in der Stärke des Denkens vergebens suchen. Das ist ein großes Unglück, ein Unglück, woran ich gleichfalls darniederliege. Ich kenne hier (in Göttingen 1793) keinen Menschen von großem Werth für mich, ich bin dahin gebracht, die Menschen durch Narrenpossen und Witz zum Lachen zu bewegen, und dann lache ich mit.

Auch in Jena (1794) kennt er im Sinne Rahel's „keinen ordentlichen Menschen“. Also treibt er Dinge zum Lachen, zu denen wol auch gehört, was damals in Jena über Veit erzählt wurde, er gehe aus Witz stundenlang spazieren — auf seinem Sopha!

Dennoch gehören die Züge dieses Bildnisses zu den ausführlichsten der Sammlung. Vom Fürsten von Ligne — wer kennt nicht seinen Geist und seine Liebenswürdigkeit? — nur ein paar französisch-artige und gewandte Briefe; von Karoline v. Humboldt, deren feine hochgebildete Unterhaltung Niemand, der sie sah, vergessen wird, allgemein Freundschaftliches aus Paris und Wien, nichts näher die äußern Umgebungen oder innere Zustände Bezeichnendes; von Friedrich v. Schlegel fünf kleine Briefchen aus Paris und Köln; von Adam v. Müller zwei Briefe, die allerdings seine bekannte katholische Gesinnung kundgeben, außerdem aber Unbedeutendes berühren.

Und so finden wir bei den Übrigen in ähnlicher Weise unbestimmte Zeichnung und Färbung, gehen vorüber an Henriette Mendelssohn, der jüngsten Tochter des berliner Philosophen; an Wilhelm v. Burgsdorf, einem märkischen Edelmann, einem Freunde Tieck's, der eine Zeit lang bei ihm lebte; an Thomas Young, einem

englischen Arzte, der 1795 nach Göttingen, dann nach Berlin gekommen war und 1829 starb; an Peter v. Gualtieri, einem laut Erzählung des Herausgebers höchst originellen italienisch-preußischen Major und königl. Flügeladjutanten; an Josephine, Gräfin v. Pachta, einer schönen und unglücklichen Frau aus Böhmen; an Hans Genelli, einem gelehrten Architekten, der bei der Familie Finkenstein lebte und den Tieck in einer Novelle als Eulenböck schildern wollen; an Karoline v. Schlabberndorf, einer früh verwitweten, stark und männlich denkenden Frau, deren eigenthümlichste Briefäußerungen sich jedoch nicht zur Mittheilung eigneten; an Prinz Ludwig Ferdinand von Preußen, dem leicht zu tadelnden, schwer zu verdammenden genialen Helden, dem der Herausgeber eine anziehende kurze Schilderung widmet und ein biographisches Denkmal einst zu stiften wünscht, der beinahe täglich in einer gewissen Zeit an Rahel schrieb, wovon fast Alles verbrannt und das Gerettete nicht mittheilbar ist; am Grafen v. Tilly, der sich 1816 in Brüssel entleibte und dessen drei Bände Memoiren ihn besser zeichnen als ein paar Briefe an Rahel; an Ölsner, dessen Liebenswürdigkeit von allen Bekannten gepriesen wurde, und der als preußischer Legationsrath in Frankfurt am Main, in Berlin, Paris (er starb dort 1828) lebte, Vieles unter fremdem Namen schrieb und mit einer Menge namhafter Personen in Verbindung stand. Gewiß war Keiner und Keine von allen Genannten unbedeutend, ohne mannichfaltige Erregung im Leben durch mündliches und schriftliches Wort, jedoch als Galeriestück nicht mit Holbeinisch sprechender Ähnlichkeit hervorspringend.

Nur bei Alexander von der Marwitz dürfen wir etwas länger verweilen, da er (wenn nicht sogar ein Anderer), laut einigen Spuren in Rahel's Nachlaß, Gegenstand ihrer stärksten Gunst und Neigung war, und der Herausgeber von ihm berichtet, er sei gleich nach der ersten Bekanntschaft von ihr ganz eingenommen worden, habe sie das größte Weib auf Erden genannt, Beider Verhältniß sei die liebevollste Innigkeit und treueste Versicherung gewesen. Geboren 1787 auf seinem Familienstammgute Friedersdorf unfern Küstrin, erhielt Marwitz gelehrte Erziehung, besuchte die Universität Halle, nahm preußische und östreichische Kriegsdienste, verwaltete in Zwischenzeiten sein Gut und fiel 1813 auf dem Felde der Ehre in Frankreich. Die Briefe zeichnen ihn voll männlicher Regsamkeit, mit dem Meisten, was ihn umgibt und geschieht, unzufrieden, oft in jugendlich raschem Vielerfassen schwankend, dem Gemeinen stets abhold, dem Edeln und sich selber treu, und mithin wie — der Herausgeber anmerkt — die Seele erfüllt von Schönem und Großem, im Besitz aristokratischer Vorzüge über sie hinaus, und dadurch zwar mehr den Jünglingen des griechischen Alterthums als Vielen der neuern Zeit ähnlich, aber diesen doch mit mancher Überworfenheit gleichend. Gedrückt ist er gewesen, theils durch die damalige Lage der Welt, theils durch persönliche Misverhältnisse, von denen eine leidenschaftliche Zuneigung erwähnt wird, die ihn gegen das Ende seiner Tage in Verwirrung setzte und von der wir nichts Näheres erfahren; die bessere Zeit Deutschlands und seine eigne durchgereifte Männlichkeit hat er nicht gesehen. Sein Bild stellt sich etwa nach folgenden Hauptzügen vor Augen.

O, die Einheit des Lebens zu finden, in welcher Beruf und Trieb ineinander aufgehen, das Innere von dem Äußern, und das Äußere von dem Innern rege getrieben wird, das ist so unendlich schwer. In mir stoßen und reiben sich die beiden Sphären, und diese Reibung macht mich oft verwirrt, fast immer leer, gelangweilt und abgeschmackt.

Dies wird aus Bilenz 1810 geschrieben, und das Jahr darauf aus Friedersdorf:

Es wird mir immer klarer, daß ich die Tapferkeit nicht habe, die sich im Dulden bewährt, den ruhigen Gleichmuth nicht, der bei großen Ansprüchen nöthig ist, um sich durchs Leben hindurchzukämpfen.

Er liest viel durcheinander, erbaut sich wenig an den Schriften Adam Müller's, des „lügenhaften, hohlen, gemachten Gesellen"; er kann untergehen, aber sich „zum Ekel, Andern zur Last leben, oder auf eine unanständige, gemeingrausame Art endigen, das kann er nicht", und hat doch zuweilen an Selbstmord gedacht. Er fühlt in echt gesunden Tagen, daß seine moralische und intellectuelle Schwäche, an der er leidet, nur physische Krankheit ist. Mit den Menschen in Potsdam, wo er eine Zeit lang in Geschäften lebt, gibt es keine Gemeinschaft; Ecossaise und Quadrille sind die Blüten ihres Daseins, der Mittelpunkt ihrer Gedanken, ihn erfreuen Feldwanderungen und Bücher; er lernt aus Duclos die Verdorbenheit des französischen Hofes und der Regierung, die Nothwendigkeit der Revolution. Seine Religiosität ist folgender Art:

Gott ist nichts als das tiefe, mystisch geheimnißvolle, einfache, unbedingte, über die Persönlichkeit ebenso wie über die todte Unpersönlichkeit erhabene Dasein, die Idee, vor der der ganze wilde Tumult der Welt in leeren Schein hinstirbt, das Böse nicht ist, also auch keiner Erklärung bedarf, und in der die ganze Fülle der Welt, körperlich und geistig zugleich, ruht.

Seine Zeit, in der er lebt (1812), ist ihm eine wunderliche, wirklich mystische, was sich den Sinnen zeigt, ist kraftlos, unfähig, ja heillos verdorben; aber es fahren Blitze durch die Gemüther, es geschehen Vorbedeutungen auf eine Revolution aller Dinge, und der Mittelpunkt dieser Gestaltung wird Deutschland sein; mit seiner Freundin tadelt er Niebuhr, der Alles in einem falschen Lichte sehe, Gesinnungen theils vorzufinden glaube, theils herbeiwünsche und fodere, die nicht wirkliche sind, oder sich von dieser Zeit erwarten und ihr wünschen lassen, Niebuhr habe sie in Büchern, in römischen, griechischen und spanischen Geschichten gefunden, aber nicht recht verstanden. Solche Urtheile, wenn auch rasch ausgesprochen und vielleicht mancher spätern Umstellung bedürftig, sind keine gleichgültigen Züge im Bilde einer strebenden, mit sich selbst noch nicht zum vollen Abschlusse gekommenen Jugend.

(Der Beschluß folgt.)

Dodecaton, ou le livre des douze. Zwei Bände. Paris 1837.

Ein französischer Buchhändler hat den Einfall gehabt, von den zwölf ersten Romanendichtern seiner Nation kürzere Erzählungen zu verlangen und unter dem Titel „Dodecaton" herauszugeben. Die Auswahl der Schriftsteller ist nur theilweise

gelungen; doch sind die versammelten Talente so mannichfaltig, daß ihre Übersicht von einem großen Theile der jetzigen französischen Romanenliteratur einen Begriff geben kann.

Die Galerie eröffnet die berühmte Frau Dudevant, die unter dem Namen Georges Sand schreibt, mit einer Erzählung: „Le Dieu inconnu". Zur Zeit der Christenverfolgungen in Rom, als eines Abends Pamphilus die Gemeinde gesegnet und entlassen hatte und noch allein in der Grotte, versunken in Sorgen um seine Brüder, vor dem Altare stand, trat eine verschleierte Dame zu ihm ein. Es war die Römerin Lea, der Ruhm ihrer Schönheit, ihrer Verschwendung und ihres Leichtsinns war überall hin, selbst bis zu dem Priester gedrungen. Sie hatte, kam sie ihm zu erklären, die Freuden der Welt bis zur Neige genossen; umsonst begehrte sie nach neuen Genüssen, umsonst auch nach der Ruhe des Gemüthes; ihre Götter hatten sie verlassen; jetzt komme sie zu dem Gotte der Christen, um von ihm zu verlangen, was ihr die heidnischen Götter nicht mehr gewähren wollen. Pamphilus bedauerte die verirrte Seele, er fand die Sprache nicht, um ihre Fragen nach den unzähligen Eigenschaften, die sie an den heidnischen Göttern kannte, von seinem Gotte zu verneinen und ihr doch verständlich zu machen, daß dieser Gott, der nichts von Allem sei, was sie anzubeten pflege, und nichts gewähre, wornach sie gelüste, der einzige sei, dem sie vertrauen dürfe; er hieß sie zurückkehren und zu dem unbekannten Gotte im Innern ihres Gemüthes beten, so oft sie niedergeschlagen sei. Lea that es, und jedes Mal, wenn sie zu dem unbekannten Gotte betete, kam eine wunderbare Ruhe über ihr Gemüth; sie lebte noch zwei Jahre, auf dem Todbette berief sie den Priester und empfing von ihm die Taufe der Christen. Diese Skizze scheint einen einfachen und wohlthuenden Sinn anzudeuten; aber wer die Erzählung gelesen hat, wird in Verlegenheit sein, ihren Sinn zu nennen. Die meisten Dichtungen der Verf. haben diese Eigenthümlichkeit, sie scheinen für einen tiefen Sinn angelegt zu sein, der aber in der Ausführung verdorben worden. In der vorliegenden Erzählung läßt sich die Schuld unzweifelhaft nachweisen. Die Grundzüge, welche die Skizze zusammenrückt, sind in einer Stimmung von wehmüthiger Erhebung gedichtet; sie hätten in schönem Ebenmaße ausgeführt werden müssen, wenn diese Stimmung auch in der Erzählung vorherrschen sollte. Allein da der unnachahmlich reiche Styl, der die Verf. vorzüglich auszeichnet, in der ihr ebenfalls eignen Scheu vor Allem, worin sich die Tugend und der Frieden des Lebens zu spiegeln scheint, seine reichlichste Nahrung findet, so sind die Theile der Erzählung, die dieser Scheu Raum geben, zu einer so ungemessenen Länge ausgedehnt, daß man in ihnen die Bestimmung des Ganzen suchen zu müssen glaubt. Jenes glückliche Gelingen der Gebete zum unbekannten Gotte, der Frieden, der durch sie in die Seele der Römerin niederstieg, ist nur mit wenigen Worten am Schluß angemerkt. Dagegen nimmt der Styl in der Unterredung Lea's mit dem Priester seinen vollen Lauf, nicht in den kurzen, verlegenen Zusprüchen des Priesters, aber in den Reden der Römerin, die bald mit üppiger Erinnerung, bald mit Zorn über die jetzige Einbuße, die Geschenke aller heidnischen Götter schildert; die sich entsetzt, daß man den Gott der Christen um nichts von alle diesem bitten dürfe, und nicht begreifen kann, daß es über dieses noch etwas Anderes gebe. Hier gewinnt der Styl eine Beredsamkeit und einen rhythmischen Zauber, der den Leser so fesselt, daß er aufhört auf die Gedanken zu merken.

Drei andere Schriftsteller des „Dodecaton" zeichnen sich ganz eigentlich in der Erzählung der Ereignisse aus. Mérimée erzählt die Geschichte des Don Juan von Maraña unter dem Titel: „Les âmes du Purgatoire". Hier sind keine Ausschweifungen zu Gunsten des Styls, der Gang ist ruhig, durch jedes Ereigniß findet sich die Geschichte um ein Glied gefördert. Man wird zuweilen an Lesage erinnert, nur vermißt man dann einen Theil von des Letztern Laune und tiefer Menschenkenntniß. Überhaupt pflegt Mérimée in seinen Erzählungen an irgend einen classischen Schriftsteller zu erinnern. Auch dichtet er meistens mit Lesefrüchten, aus denen er mit viel Geschmack und historischem Sinn und mit einem ausgezeichnet schönen Style eine ansprechende Geschichte zu bilden weiß.

Emile Souvestre dagegen beobachtet das Leben selbst in der Natur. Man kann das wirkliche Leben in verschiedenem Sinne beobachten. Man kann ihm seine idealischen Augenblicke absehen, um einer idealischen Erzählung dadurch Wahrheit zu geben, oder man sucht sein Geberdenspiel mit überraschender Ähnlichkeit nachzuahmen. Emile Souvestre unterscheidet sich von Beidem auf eine seltsame Weise. Anstatt in der Wirklichkeit eine Auswahl des Schönen zu treffen, anstatt das Detail bis zur Täuschung auszuführen, durchwandelt er seine Scenen mit stets gesammelter, studirender Stimmung und pflückt jedem Augenblicke seinen Tiefsinn aus. Aber der Tiefsinn des gemeinen Augenblicks ist alltäglich oder abgeschmackt, wenn er mit den Ansprüchen des Tiefsinns ausgesprochen wird. Indessen gibt es in der Erzählung von Souvestre: „Un dernier amour", gehaltvolle Augenblicke und wahrhaft tiefsinnige Beobachtungen; denn der Gegenstand ist eine merkwürdige psychologische Erscheinung. Ein junger Arzt und die junge Witwe eines Greises hatten in engem Verhältnisse gelebt, als der Arzt, durch wichtige Entdeckungen in seiner Wissenschaft für alles Übrige unempfänglich geworden, den Zeitverlust in der Liebe zu bedauern anfing. Die Witwe sah sich vernachlässigt, sie überzeugte sich bald von der Ursache und griff in ihrer Verzweiflung zu dem einzigen Mittel, ihren Geliebten noch an sich zu fesseln. In kleinen Dosen nahm sie täglich Gift, um durch eine räthselhafte Krankheit das Interesse des Arztes zu spannen. Es gelang ihr; der Antheil, den er ihr bewies, seine sorgsame Thätigkeit um sie schien sogar von wiederkehrender Liebe zu zeugen. Aber jedes Mal, wenn sich ihr Zustand verbesserte, trat auch seine Gleichgültigkeit wieder ein und die Witwe griff von Neuem zum Gifte. Die Wissenschaft des Arztes war erschöpft, die Hartnäckigkeit dieser Krankheit quälte ihn, sein Stolz fühlte sich verletzt, an dem Leichname der Geliebten erfuhr er die Wahrheit.

Eine seltene Originalität zeigt sich in der Erzählung von Léon Gozlan: „Rog". Sein Talent hat die Theilnahme an den kleinen pariser Blättern gebildet, die den Aristophanes im französischen Staatsleben vertreten. Jede öffentliche Person führt in ihnen einen lächerlichen, aber bezeichnenden Charakter, und unter diesen Charakteren erzählen sie die Vorfälle jedes Tages bald epigrammatisch, bald in Form von kleinen Scenen, von Briefwechseln u. s. w. Denke man sich nun ein solches Talent, fern von den politischen Leidenschaften, vor der kleinen Welt eines häuslichen Lebens, und daneben für alles Zarte und Unschuldige einen äußerst gemüthlichen Sinn, so kann man sich eine Vorstellung von der Erzählung Gozlan's machen, deren Personen man in den meisten Vorfällen zugleich liebgewinnt und belacht.

Alexander Dumas pflegt von seinen historischen Studien, was er nicht zu Dramen benutzen kann, als dramatische Erzählungen zu behandeln. Aber man sieht, daß es abgefallener Stoff ist. Er behandelte auf diese Art neulich die Sage von der Entstehung des Schweizerbundes; er wollte sie poetischer machen und ließ darüber die Poesie, die der Sage schon eigen ist, verloren gehen. Im „Dodecaton" ist es eine Erzählung aus den Kriegen Karl VII. gegen die Engländer. Der Verf. hat sie in Scenen getheilt, um sie seinem dramatischen Talente so viel wie möglich zuzubereiten. Wie im Drama gewinnen die Personen mehr Gestalt und Leben, als ihnen ein Historiker geben können, der sich gleichsam in den Mittelpunkt der Handlung gestellt hätte. Aber was hinter der Scene anders als im Wortwechsel vorgeht, setzt den Verf. in Verlegenheit. Zuweilen greift er zu der Aushülfe der Dramatiker und läßt eine anwesende Person auf der Scene davon berichten; begibt er sich aber selbst auf den Schauplatz der Handlung, und scheint er hier mit Walter Scott sich versuchen zu wollen, welcher die Schilderung des Getümmels wie der stillen Handlung so künstlerisch mit dramatischen Scenen zu verschmelzen weiß, so gibt

er nur Blößen, auf welche die natürlich entstehende Vergleichung mit diesem Vorbilde noch stärkeres Licht wirft.

Ein anderer Schriftsteller des „Dodecaton", der sich nicht nennt, hat ebenfalls seine Geschichte: „Beata", in Scenen zerlegt, aber nicht für das dramatische, sondern für ein anderes Talent. Man kennt die Geschicklichkeit, mit welcher einige französische Schriftsteller die Decoration eines Zimmers, eines Thales, oder irgend eines zusammengerückten Raumes beschreiben. Von der Beschreibung der Umgebung auf die Stimmung, die sie einflößt, von dieser auf die Personen, die darin leben, und auf eine ebenfalls angemessene Handlung überzugehen, bringt oft eine künstlerische Wirkung hervor. Es ließe sich sogar die Idee einer Erzählung fassen, die nur in solchen Gemälden, auf die Hauptgelenke ihrer Entwickelung vertheilt, dargeboten würde. Um zu gelingen, müßte die Fabel dieser Erzählung äußerst einfach sein und von Allem frei bleiben, was überraschte, oder was einer verwickelten Vorbereitung bedürfte. Der Verf., von dem wir reden, hat übrigens nicht rein nach dieser Idee gearbeitet. Die Handlung, welche er in der durch die Umgebung vorbereiteten Stimmung aufgenommen hatte, verläßt in ihrem Verfolge diese Stimmung und nimmt einen unabhängigen Gang an; die Beschreibung der Umgebung dient ihm nur zum Eingange, und es ist nur sein besonderes Talent dazu, was ihn mehre solcher Eingänge in derselben Erzählung anbringen läßt.

Auch Jules Janin findet sich im „Dodecaton" ein, und zwar mit einer Reisebeschreibung: „Mon voyage à Brindes". Für seinen Styl ist dies ein zuträglicheres Element als der Roman. Im Romane versteht er fast nur in Tiraden zu schreiben, oder bewegt sich erst frei, wenn er vom Gegenstande abgekommen ist. In der Reisebeschreibung hat es weniger auf sich, vom Gegenstande abzukommen, und unter seinen Tiraden darf er hier nur die gehaltreichen auswählen, während im Romane, wo nichts übergangen werden darf, auch die einfältigen stehen bleiben müssen. Was Jules Janin am besten zu schreiben pflegt, ist das Feuilleton über die neuen Theaterstücke, das jeden Montag im „Journal des débats" erscheint. Bemerken wir im Vorbeigehen, daß, wenn ein Schriftsteller, der sich nicht aus der Literatur ausschließen läßt, ausgezeichneter im Tageblatt als in seinen Büchern ist, das Tageblatt von Rechtswegen einen Platz in der Literatur erhält. Jenes Feuilleton geht den Gesprächen zur Seite, die man über dieselben Theaterstücke in den Gesellschaften von Paris hört; und da es in der Regel geistreicher ist als diese Gespräche, so hat es schon darum einen Reiz, wenigstens für den Einwohner von Paris. Überdies, wenn das Talent des Verfassers für irgend eine Schreibweise alle Eigenschaften vereinigt, so ist es für den Briefstyl; jene Artikel über die neuen Theaterstücke sind aber, wo sie am besten gelingen, Briefe über die Vergnügungen des pariser Publicums, geschrieben an eben dieses Publicum, und es entgeht ihnen selbst die Würze nicht, die ein gewandter Briefsteller von dem Charakter der Person hernimmt, der er schreibt; das pariser Publicum hat seine Eigenheiten, seine Launen, seinen Geschmack, wie an Schmeicheleien, so auch an dem geistreichen Spotte, den man mit ihm treibt. 122.

Notiz.

Bekanntlich haben seit einem Jahrhunderte europäische Gelehrte nachzuweisen gesucht, daß das schwarze Meer sich über dem Niveau des kaspischen befinde; über das eigentliche Verhältniß ist man aber noch nicht zu einem allgemein anerkannten Resultate gelangt. Im J. 1811 gab Wisniewski die Differenz auf 256 pariser Fuß an, Parrot und Engelhardt hingegen setzten sie auf 300 Fuß fest. Ja, 1829 behauptete Parrot nach wiederholter Messung, daß der Unterschied im Niveau gar nicht stattfinde. Die kais. russische Akademie der Wissenschaften hat jetzt auf den Vorschlag der Akademiker Struve, Parrot und Lenz diese Angelegenheit zum Gegenstande ihrer Untersuchung gemacht und der Kaiser hat derselben eine sehr bedeutende Summe ausgesetzt, um eine neue Expedition zur Aufnahme eines trigonometrischen Nivellements jener Orte auszurüsten. Die Akademiker Fuß, Sabler und Sawitsch werden nun in Begleitung eines tüchtigen Mechanikers im Monat Juli sich nach dem schwarzen Meere begeben und etwa 18 Monate dort verweilen. Sie werden ihre Beobachtungen entweder zwischen Taganrog und der Mündung der Kuma, den Manitsch und die Steppe entlang, oder zwischen Taman und Kisliar längs der kaukasischen Linien anstellen. Gleichzeitig werden barometrische Beobachtungen mit streng verglichenen Instrumenten nicht blos von den Reisenden, sondern auch in Taganrog und Astrachan stattfinden. Hierdurch soll die von Alexander v. Humboldt bereits am Ende des vorigen Jahrhunderts gemachte, später von Erman und Schouw und neuerlich von Sir J. Herschel bestätigte Wahrnehmung festgestellt werden, nach welcher die Passatwinde einen merklichen Einfluß auf den Stand des Barometers üben, sodaß dieses Instrument beständig eine Vermehrung des atmosphärischen Druckes unter den Wendekreisen und eine Verminderung unter dem Äquator zeigt. Es soll nun festgesetzt werden, ob es noch andere locale Bedingungen gibt, die an verschiedenen Orten an der Meeresfläche gleichfalls constante Differenzen in dem Drucke der Atmosphäre, somit in dem Stande des Barometers hervorbringen können. Hierdurch wird nun zugleich entschieden, ob das Barometer überhaupt bei Bestimmungen des Niveau angewendet werden dürfe. 60.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Montag, —— Nr. 37. —— 6. Februar 1837.

Galerie von Bildnissen aus Rahel's Umgang und Briefwechsel. Herausgegeben von K. A. Varnhagen von Ense. Zwei Theile.

(Beschluß aus Nr. 36.)

Am längsten verweile die Betrachtung bei dem letzten, ausgeführtesten Bildniß dieser Galerie, der Krone des Ganzen, bei Friedrich v. Gentz. Als Schriftsteller war dieser Mann ausgezeichnet, seine Prosa ist frei von jener Breite und Schweifigkeit, denen die deutsche Sprache leicht Vorschub gibt, mehr der guten britischen Rede ähnlich, nach welcher Gentz sich gebildet haben mag; indem er Vorfechter einer Partei geworden, waren die Gegner wider ihn ungerecht; indem er bei den Congressen von Wien, Aachen, Karlsbad, Troppau, Laibach und Verona die Feder geführt, konnte schwerlich eine Meinung von seiner Charaktergröße sich bilden, vielmehr mochten Zweifel an Selbständigkeit und Unbestechlichkeit rege werden. Was in solcher Beziehung der Persönlichkeit des Schriftstellers schadet, das schadet auch der Eindringlichkeit und dem Werth seiner Worte; was in den Sälen der Großen vollkommen gefällt, verliert oft seinen Klang und Ton draußen vor dem Volk.

Im Gegensatz gegen die Gemeinheit des Daseins der Menschen und eine dadurch bestimmte Gesinnung und Denkweise, wird jede Hinwendung zur Aristokratie stets gerechtfertigt sein; wenn sie aber ausläuft in bloße Genußsucht, leeren Hochmuth und Dünkel bevorrechteter Stände, dann verdient sie Tadel. Für Gentz war beiderlei Anziehung miteinander vermischt, und er mochte wol dem Tadelhaften mehr als billig gewogen sein, um nicht an Behaglichkeit und Tafelfreuden der Großen einzubüßen. Ein daraus hervorgehendes Leben wird im Fortgange allemal kleinlich, fürchtet Sturm und Gewitter, geräth in Angst über Störung, Geringschätzung und zierliche Wohlstandsregeln, scheut endlich mehr als Alles ihn, der sich um nichts bekümmert — den Tod.

Gentz war begünstigt von den glücklichsten äußern Umständen, und doch kein glücklicher Mann. Zum Menschenglück gehört frischer Muth, nicht bange Besorgniß, ein innerer fester Kern der Gesinnung, um welchen sich die angeschwemmten äußern Gebilde lagern. Mit Schulden und verzärtelnden Genüssen gehen diese Güter verloren. Man sah den Brunnengast in Gastein für allerlei Bequemlichkeit besorgt, besonders für gute Tafel, deren Bedürfnisse Salzburg nach einer Menge genauer, oft schwer zu befriedigender Bestellungen zu liefern hatte. Wie mochte auch der wiener Lebemann sich vom Fleisch der Gebirgsziegen und Kälber nähren, dessen täglich wiederkehrende Zubereitung selbst einem minder Verwöhnten beschwerlich fiele? Was einem frisch Glücklichen unbequem dünkt, wird dem bangsorgend Glücklichen zum vollen Unglück.

Warme Liebe werden wir schwerlich dem Manne zuwenden; ob wir ihn mehr verdammen oder bedauern, ist von der Härte und Weichheit jedes Einzelnen abhängig. Neuevangelische Christen haben ihn als Beispiel religiöser Haltlosigkeit und Schmach des 18. Jahrhunderts aufgeführt, wofür dann seine ängstliche Genußsucht und sein Zittern vor dem Tode unverwerfliche Belege geben, und daß er weder ein Glaubensheld noch sonst einer gewesen; allein Niemand sei doch zu keck mit diesem Vorwurfe, denn auch Leute, welche ausgezeichneten Ruf der Frömmigkeit hatten und nicht blos in die Kirche gingen, sondern zu ihr gehörten, sah man die irdischen Gaben mit besonderer Sorgfalt hochschätzen und bei der geringsten Spur von Krankheit möglichen Tod fürchten. Zur rechten energischen Tapferkeit des Gemüths ist vielleicht für Christen wie für Heiden etwas Stoicismus nothwendig, und diesen hatte Gentz freilich nicht; er huldigte der Lehre Epikur's mit jener Feinheit und Peinlichkeit, die in den höhern Classen der Gesellschaft Raum zu gewinnen pflegt.

Milde und günstig gedenkt seiner der Herausgeber, bemerkt, wie kaum Jemand eine so gute Stellung gehabt und als bürgerlicher Autor zu europäischer Wirksamkeit sich emporgeschwungen, und berichtet dann über ihn kürzlich Folgendes: Gentz wurde geboren zu Breslau 1764, sein Vater war bei der königlichen Münze angestellt. Gleich so vielen bedeutenden Gelehrten und Schriftstellern gab der Knabe keine besondern Anlagen zu erkennen, außer einmal im Halten einer Rede bei der Schulprüfung. Erst auf der Universität Königsberg, und besonders erweckt durch Kant's Vorträge erfuhr sein Wesen Umwandlung oder vielmehr Entwickelung, und in der praktischen Laufbahn zu Berlin, die er einschlug, sowie in gesellschaftlichen Verhältnissen wurden seine Fähigkeit, Gewandtheit und Wohlredenheit bald bemerkt. Als die französische Revolution alle Gemüther ergriff, war Gentz anfangs ihr Anhänger, spä-

ter ihr entschiedener Gegner. Seine mit Kenntniß und Schärfe abgefaßten Schriften fanden Beifall in den höhern Kreisen der Gesellschaft, bei Fürsten, Gesandten, Emigranten. Gentz stürzte sich in die dadurch ihm dargebotenen Genüsse, machte so viel Schulden, daß er gern eine in Östreich ihm eröffnete Aussicht ergriff. Vorher noch reiste er mit dem britischen Gesandten nach England, ward von Pitt und Grenville höchst schmeichelhaft empfangen; sie gaben ihm, was er bedurfte, Gold, zuerst eine runde Summe, dann auch einen Jahrgehalt. Seit 1803 bald in Wien, bald in Prag lebend, verlor er sich in die großartige Welt, oder vielmehr die Welt der Großen, nahm Theil an Verbindungen und Kriegsabsichten gegen Frankreich, bewachte die englischen und nordischen Verhältnisse, beleuchtete die politischen Rechte und Interessen der Staaten sowie jene Gefahren, welche Europa durch die revolutionnaire Gewaltherrschaft bedrohten. Im Jahre 1809 machten Napoleon's Waffenerfolge der Sache früher ein Ende, als das von Gentz geschriebene Kriegsmanifest sich verbreiten konnte. Inzwischen gibt ihm eine nahe Verbindung mit dem Grafen v. Metternich noch bedeutendere Stellung, und das Manifest von 1813 hat wiederum Gentz zum Verfasser. Bei den folgenden Congressen ist er fortwährend thätig, auch in Paris, und kämpft als Schriftsteller wider Görres und Lindner. Seinen eignen Vortheil verband er mit der Sache, welcher er diente, und ließ sich ungeheuer bezahlen; daß er aber käuflich gewesen, verneint der Herausgeber. Der Furcht und Angst war er dabei von vielen Seiten offen: er fürchtete Gewitter, See- und Bergfahrt, Waffengeklirr, Volksgeschrei, Schnurrbärte, trotzige finstere Blicke und besonders den Tod. Nach Kotzebue's Untergange, als ihm ein Drohbrief geschrieben worden, wagte er sich acht Tage lang nicht aus dem Hause und aß nur Weniges mit Schauder. Selbst seine Freunde neckten ihn durch Mystificationen, und er gestand offen seine Furcht, Eitelkeit und Sinnlichkeit, deren Schwächen man bei tausend kleinen Anlässen leicht bemerkte. Waren Noth und Angst vorüber, so vergaß er sie schnell; auch die ihm geleisteten Dienste. Der Herausgeber wirft einen Schatten auf den Beschatteten, dessen Deutung schwer wird:

War es ihm schmeichelhaft, daß ihn, den aus unterm Stande Emporgekommenen, die vornehmsten und reizendsten Gunstbezeigungen anlockten, so gefiel er sich nicht weniger in dem Gelüst, den Reiz des Absonderlichen und Fremdartigen auch in untern Regionen, und selbst in strafbaren, zu verfolgen, um einer, doch meist nur kindischen Neugier schauerliche Eindrücke zu gewähren.

Auch ohne diesen nicht weiter zu verfolgenden Wink erhellt hinreichend aus Üppigkeit und Weichlichkeit der Lebensweise, daß ihn früher, als in seiner ursprünglich starken Natur begründet schien, Abspannung und Überdruß beschleichen mußte; seine Schwermuth ward grenzenlos durch jedes Misverständniß, jede Verlegenheit oder Bedrohung, jede Wolke am politischen Himmel, jede Stockung seiner außerordentlichen Einkünfte, deren er nie genug haben konnte.

Da halfen wunderbar wiederbelebend die Bäder von Gastein und Ischl. Er schrieb, fast schreibselig, mehr als je, wenn auch nur Briefe; aber seinem erfrischten Alter „waren noch gewaltige Schickungen zugedacht, um den Gipfel aller Lebensbeziehungen noch zuletzt als höchstes Dasein in Glück und Unglück zu erfahren: er sah seine letzten Tage durch Liebe verherrlicht, nicht durch eine gefällige Neigung, ein wohlwollendes Anschließen, eine reizende Bethörung, sondern durch echte, volle beglückende Leidenschaft". Hier beginnt ein Unglaubliches der Erzählung. Gentz war einst in Berlin mit einer geborenen Gilly verheirathet; aber weil der Versuch einer Häuslichkeit seinem Wesen widersprach, war das Band gelöst; jetzt fesselte den alten Junggesellen die Tänzerin Fanny Elsler, machte ihn zum Liebhaber der Poesie, besonders der Poesien von Heine, er widmete seiner Neigung alle Mußestunden in einem mit reichem Blumenflor ausgestatteten Gartenhause, und die Tänzerin soll an dem Achtundsechziger Gefallen gefunden haben! Wie so? Unter den Künsten hat die Tanzkunst am wenigsten innere Gemeinschaft mit Kopf und Herz, mit Kenntnissen und verständigen Jahren. Gentz selber — obgleich er früher schon für eine Schauspielerin Leidenschaft empfunden — glaubt kaum daran, „hat nie etwas Ähnliches gefühlt und glaubt dadurch an Alles, auch an die tollsten Geheimnisse des Magnetismus". Mit guter Gesundheit hatte er sogar die Furcht nahen Sterbens verloren; da erscholl die Nachricht von Göthe's Tode. Es erschüttert ihn, daß einer der größten Männer aller Zeiten sterben könne, daß die Welt darüber nicht untergehe, sondern weitergehe; er ordnet seine Angelegenheiten, verbrennt den größten Theil seiner Papiere, wird krank, faßt sich in Ruhe und stirbt (9. Juni 1832).

Wie eigenthümlich doch persönliche Verhältnisse der Menschen sich bilden und stellen! Nach der Bekanntschaft mit Rahel nennt Gentz sie seine Lehrerin, sein Orakel, sein Alles, einen Engel, ein ganz aus Liebe gesponnenes Herz, ein unendlich producirendes Wesen, einen Mann (wogegen er selber ein unendlich empfangendes, das erste aller Weiber ist), auf Erden nicht weiter zu finden, das erste Wesen auf dieser Welt. Mit Marwitz, den Rahel so warm erhebt, kommt er nicht zur Annäherung, weil dieser „so starr, so steif, so eisern, so über alle Maßen unjugendlich ist"; dagegen nennt er Adam Müller „einen der ersten Menschen unserer und aller Zeiten", welchen Marwitz nicht leiden kann. Mit Göthe lebt er viel in Teplitz, macht sich aber daraus wenig; denn in diesem stecken zwei Menschen, eine Art von Mephistopheles und das Dichtergenie; sonst war er ihm als Mensch zuwider; in Teplitz lernt er ihn ertragen, weil er ihn früher zu hoch nahm; aus seinem persönlichen Umgang kommt in alle Ewigkeit nichts heraus, er ist auch eigentlich mit Niemand recht aufrichtig, außer mit Mariane Eybenberg, welches das Schrecklichste ist, was Gentz über einen Menschen zu sagen weiß. Humboldt findet er nach zehn Jahren nicht verändert, ebenso klug, ebenso amusant, ebenso dämonisch als sonst; der Reiz, sich an einem solchen Sophisten zu reiben, seiner eiskalten Seele ein Attachement einzuflößen, war ein Triumph der Eitelkeit. Die Frau v. Staël hat ihn auf ihrer Flucht von Coppet (1812)

in Wien bis zur Verzweiflung genothzüchtigt, in ihrem Buch über die deutsche Literatur ist außer einigen merkwürdigen und schöngeschriebenen Capiteln alles Übrige ausstaffirter Schund.

Was weiß eine so ekelhafte Egoistin, die Alles nur auf die armselige Geschichte ihrer (mit Recht) mislungenen vielen Liebesversuche zurückführt, von Nationen, oder auch nur von Einzelnen, wenn es ihr nicht durch eine Art Inspiration zuweilen wundervoll offenbart wird? Sie setzte einmal an, und recht ernhaft, mich zu lieben; aus purer Eitelkeit zwang ich mich damals, sie zu cultiviren. Nachher wurde sie mir unerträglich. Im J. 1813 schrieb sie mir einige wahnsinnige und dabei insolente Briefe politischen Inhalts; ich beantwortete sie mit Kälte und Verachtung. Eine gewisse Virtuosität kann man dieser Person nicht absprechen; wenn sie anders wäre, als sie ist, und dann ebenso zu schreiben verstände, würde sie groß sein. Da aber Niemand, auch mit dem höchsten (sogenannten) Talente etwas Größeres ausdrücken kann, als in ihm ist, so liefert sie in ihren besten Compositionen doch nur emphatisches Geschwätz. Chateaubriand betrachte ich als das Männchen von ihrer Gattung.

Er selbst nun, der diese starken Rügen schreibt, wie stark ist er? Wir hören:

Es ist doch eine schreckliche Sache mit Alter und Tod. Niemand verstand es so herrlich, mich darüber zu trösten wie Sie (Rahel). Ich meine, menschlich zu trösten, denn in der Religion habe ich mehr gethan als Sie; ich vermuthe, Sie sind sehr heidnisch geblieben (welches unter Anderm aus Ihrer blinden Liebe zu dem Heiden aller Heiden, Göthe, hervorgeht), ich hingegen bin in den letzten zehn Jahren durchaus christlich geworden und betrachte das Christenthum als den eigentlichen Mittelpunkt der Welt.

Dennoch begegnen uns folgende Äußerungen:

Es freut mich ewig, daß ich meine Jugend nicht, wie ein Lumpenhund, langsam auslaufen ließ, sondern im höchsten Rausche vom Tisch des Lebens, ein gesättigter Gast, mich emporhob. Wir Beide haben unser Bestes an Leute (wie Sie diese Classe vortrefflich bezeichnen) verschwendet und sind, ein Jedes auf seine Weise, verarmt. Glauben Sie mir, ich bin höllisch blasirt, habe so viel von der Welt gesehen und genossen, daß man mit Illusionen und Schaugepränge nichts bei mir ausrichtet. Sie leben, ich bin todt. Es ist nicht blos Scheintod, die geschicktesten Experimente bringen mich nicht ins Leben zurück. Ich bin in den Ketten der Welt so schmählich befangen, daß nicht blos Freiheit, sondern Muth, nach ihr zu streben, mir abgeht. Ich bin durch nichts entzückt, vielmehr sehr kalt, blasirt, höhnisch, von der Narrheit fast aller Andern und meiner eignen, nicht Weisheit, aber Hellsichtigkeit durch Tief- und Scharfsichtigkeit mehr, als erlaubt ist, durchdrungen und innerlich quasi teuflisch erfreut, daß die sogenannten großen Sachen solch ein lächerliches Ende nehmen (1814). — Der Zauber der Gegenwart ist mir immer noch mächtig. Das Vergangene kommt mir vor, als wenn es mir nicht gehört hätte, und vor der Zukunft habe ich ein wahres Grauen, hauptsächlich weil sie an den Tod grenzt. Ich fühle, daß ich alt und älter werde. Das Leben hat fast allen Reiz für mich verloren, und sterben mag ich doch auch nicht. Ich habe keine bestimmte Klage, Alles, was Mysticismus oder Fanatismus heißen kann, ist fern von mir. Ich glaube die Menschen und die Dinge nie so klar gesehen zu haben als jetzt; und doch ist Alles leer, matt und abgespannt um mich her und in mir.

Die Regeneration des Armen erscheint durch jene außerordentliche Neigung zum neunzehnjährigen Mädchen; Gentz erlangt „ein so lebhaftes Gefühl von Wohlsein, wie es ihm kaum in seinen besten Jahren zu Theil geworden, selbst sein Äußeres hat sich verjüngt“. Er hat Fanny, die nur winken durfte, um die einnehmendsten und mächtigsten Liebhaber zu ihren Füßen zu sehen, gewonnen, nicht durch Beredtsamkeit, wie Manche meinen, sondern durch die „Zauberkraft seiner Liebe“. Sie wußte nicht, daß es eine solche Liebe gäbe, ihr ward durch dieselbe eine neue Welt eröffnet. Ihm war genug, ihr ein zwischen Freundschaft, Dankbarkeit und Liebe schwebendes Gefühl einzuflößen. Er kann sich stundenlang in sie vertiefen, führt unerschöpfliche Gespräche, lebt in einem Reichthum von Genüssen. Wenn sie entfernt ist, leidet seine Gesundheit. „Verstanden und geliebt zu werden, ist der höchste Genuß der Welt.“ Er vergeht vor Sehnsucht nach Fanny, die in Berlin ungeheuern Beifall erntet (1830). Aber schon ein Jahr darauf kommen Rückfälle, er befindet sich bei fortbestehendem körperlichen Wohlsein „im Zustande einer wirklichen Gemüthskrankheit“, grämt sich über die Begebenheiten, daß seine Rolle ausgespielt ist, über seine Stellung in der Gesellschaft, die er zu viel cultivirte, und von der er sich, da sie ihm zum Ekel geworden, nicht losmachen kann; ist unzufrieden mit sich und der Welt; Lecture und Studium helfen nicht, er erblickt rings um sich „ein ewig verschlingendes, ewig wiederkäuendes Ungeheuer“; Nachdenken und Poesie ziehen ihn blos in melancholische Grillen, die ihn zuletzt um das bischen Verstand bringen könnten, das ihm in seinem großen Bankrutt geblieben ist. Selbst Fanny, ihr unvergleichliches Benehmen, das zarte glückliche Verhältniß vermag ihn nicht bleibend zu erheitern. Er macht selbst bei ihr die traurige Erfahrung, von welcher Lucrez spricht: „Mitten aus der Quelle des Vergnügens steigt ein bitterer Geschmack, der unter Blumen peinigt.“ Sein letzter Brief an die Vertraute solcher Leiden schließt mit den Worten: „Was ist doch das Leben für ein abgeschmacktes Ding!“

Voll sinnenden Ernstes scheidet unsere Betrachtung von diesem letzten Bildnisse der Sammlung. Bloßer Geist und bloße Kenntnisse, wohin führen sie? Zum Schriftstellerruhm, zum Umgange mit den Großen, zum Gelde, zum Glanz, zu Genüssen der Kaiserstädte, selbst auch wol zum Entzücken eines phantastischen Liebesrausches im nüchternen phantasielosen Alter; aber nicht zum Glück. Ein wahrhaft Glücklicher kann ohne alle jene Dinge, ja ohne Geist und Kenntnisse leben und sterben. Soll man sie deshalb verachten oder fliehen? Keineswegs; aber man soll suchen, was hinausliegt über die Nebel des irdischen Daseins. Es zu suchen, fodern und rechtfertigen Natur wie Geschichte, alle Poesie und Philosophie; es zu finden, ist dem Geist und den Kenntnissen nicht immer beschieden, und dazu vielleicht nichts bleibend förderlicher, Ermattung aufrichtend, böse Stunden überwindend, als was die Theologen Gnade genannt haben. 28.

Chronologisch geordneter Überblick der deutschen Geschichte von W. Karl Lochner. Nürnberg, Schrag. 1837.

Der Hr. Verf. — Subrector an der lateinischen Schule des durch seine Stifter wie durch seine jetzige Blüte ausgezeichneten Gymnasiums zu Nürnberg — hat sich bereits durch mehre historische Preisschriften rühmlichst bekannt gemacht und ist

auch schon mehrmals, zuletzt noch als Herausgeber der alten Müller'schen „Nürnberger Jahrbücher" in d. Bl. genannt worden. Da ihm ein Theil des historischen Unterrichts aufgetragen ist, so hat er auch die deutsche Geschichte zu lehren und dabei, wie er in der Vorrede sagt, des Hofraths und Professors Böttiger in Erlangen Lehrbuch derselben zu Grunde gelegt. Die diesem Buche angehängte chronologische Übersicht, die zugleich dort die Stelle eines bei dem gedrängten Inhalte nothwendigen Blattweisers vertritt, ist ihm nicht ausführlich genug gewesen, und so hat er denn aus den bewährtesten Hülfsmitteln und nicht selten nach angestellten besondern Forschungen diese chronologischen Tafeln zusammengetragen und dabei auch auf die bairische oder specielle Landesgeschichte Rücksicht genommen. Dies erspart nun nicht nur weitläufiges Dictiren, sondern gibt auch durch dreifachen Druck gleich eine Übersicht des unbedingt Unentbehrlichen und des mehr und minder Wichtigen. Damit, daß wenigstens das Erstere ganz auswendig gelernt werden muß, stimmt Ref. völlig überein; genaue Kenntniß der wichtigsten historischen Zahlen sind gleichsam die Knochen, um welche dann der Lehrer oder jedes ausführlichere Buch dies Fleisch desto haltbarer anlegt, je fester und zweckmäßiger jene Unterlage ist. Daß damit ein historisches Lehrbuch ganz entbehrlich gemacht werden könne, ist wol selbst des Verf. Meinung nicht, weil sonst der Schüler, wenn er die Ausführung jener einzelnen chronologischen Sätze nicht niederschreiben soll, ein Hülfsmittel entbehren würde, den verlorenen Zusammenhang sich selbst ohne Beihülfe des Lehrers oder Buches wiederherzustellen. Daß gar nicht blos auf politische, sondern auch auf Kirchen-, Cultur-, Literaturgeschichte, auf Erfindungen u. s. w. Rücksicht genommen ist, versteht sich von selbst. Am ausführlichsten ist die Zeit etwa von den Hohenstaufen an bis zu dem westfälischen Frieden behandelt. Daß das Buch auch in andern gelehrten Anstalten und selbst in Bürger- und Gewerbsschulen mit Nutzen gebraucht werden kann, ist kein Zweifel. Wünschenswerth wäre es, daß bei einer zweiten Auflage noch einige Thatsachen über das J. 1815 hinaus chronologisch specificirt würden, wie z. B. die Jahre der wichtigsten seit 1816 ins Leben getretenen Verfassungen, wo denn auch eine Anzahl Druckfehler, z. B. die Stiftung des eisernen Kreuzes im J. 1812 (l. 1813) berichtigt werden könnten. Beim J. 965 dürfte der Tod des für die ostdeutsche Geschichte so wichtigen Markgrafen Gero noch angeführt werden. Die Schlachten mit den Ungarn fallen in die J. 932 und 933 nicht 934. Daß kein Buch so klein ist, daß man nichts aus demselben lernen kann, hat Ref. auch hier erfahren. Denn auf die Angabe S. 123, daß die Protestanten am 29. Jan. 1776 wieder den gregorianischen Kalender statt des verbesserten von 1700 angenommen, hat er sich in Gatterer's „Chronologie" Raths erholt und die Sache wirklich bestätigt gefunden. 39.

Notiz.

In dem, in dem herzoglichen Schlosse zu Dessau aufbewahrten Gesammtarchive des herzoglichen Hauses Anhalt befindet sich eine, einige Tausend Bände enthaltende Büchersammlung, aus dem 16. Jahrhundert und frühern Zeiten herrührend, welche mehre Seltenheiten enthält, worunter auch eine Übersetzung von Ovid's „Ars amandi", unter folgendem Titel:

Hie hebt sich an dz Buch
Ovidij die liebe zu erwerben und auch die liebe
zu verschmerzen.

Getrückt und vollenbet zu Straßburgk von Martin Schatte nach Xsti Geburt MCCCCLXXXIIII jar Uf Zinstag nach Sanct Gertrauten Tag. Aber nit daß darumb volbracht das werck schand und übel wan nit böß ist böß künden, aber bös zu vollbringen, den unwissent übel mag nitt vermitten werden.

79 Blätter in Folio ohne Seitenzahl, jede Seite zu 40 Zeilen. Mit Holzschnitten.

Es ist zu bedauern, daß der Zutritt zu dieser Büchersammlung aus gewichtigen Gründen nicht allgemein gestattet werden kann; der Kenner dürfte in derselben manche Seltenheit finden, besonders wenn er die innern Seiten der Deckel untersucht. Denn in den ersten Zeiten nach Erfindung der Buchdruckerkunst wurden beinahe alle Bücher an den Orten, wo sie gedruckt worden, auch gebunden und zur Befestigung der Deckel im Innern sehr häufig auch beschriebenes Pergament verwendet, sowie die Rücken damit beklebt; man findet, wenn man das Leder von den Rücken alter Bücher losschält, häufig beschriebenes Pergament untergeleimt. Am Rhein, an dessen Ufern die Buchdruckerkunst erfunden worden, ist auch die Heimat der ältesten deutschen Dichtkunst; die dort gedruckten Bücher wurden auch mehrentheils daselbst gebunden und dann erst zum Verkaufe gebracht, und so ist es sehr leicht möglich, daß manches schätzbare Denkmal unserer frühern Dichtkunst oder anderer Wissenschaft mit zu den Einbänden der ersten Drucke verwendet worden ist und den Blicken der Forscher auf diese Art verborgen bleibt. Es ist eine bekannte Thatsache, daß die Urschrift von Englands Magna charta eben von einem Schneider zerschnitten werden sollte, um Maße zu Kleidern daraus zu machen, als sie noch von einem Kenner erkannt und auf diese Art von dem gänzlichen Untergange gerettet wurde; wie leicht ist es möglich, daß solche Handschriften deutscher Dichter oder anderer Gelehrten von unwissenden Buchbindern früherer Jahrhunderte mit verarbeitet worden sind.

Vielleicht dient diese Notiz, um Forscher darauf aufmerksam zu machen, auch die innern Seiten alter Einbände genau zu beachten; es wäre doch möglich, daß dadurch manches bisher Unbekannte entdeckt würde. Schaab in seiner „Geschichte der Erfindung der Buchdruckerkunst" führt mehre Beispiele an, daß einzelne Blätter aus den ersten Zeiten nach Erfindung der Buchdruckerkunst in alten Bibliotheken auf den innern Seiten der Buchdeckel verklebt gefunden worden sind.

Bei dem in den nächsten Jahren bevorstehenden vierhundertjährigen Jubiläum der Erfindung der Buchdruckerkunst wäre es vielleicht an der Zeit, dem Ursprunge eines andern mit derselben in engster Verbindung stehenden Gewerkes nachzuforschen, der Buchbinderei. Schwerlich hat es vor der Erfindung der Buchdruckerkunst schon eigentliche Buchbinder gegeben. Man findet zwar alte Handschriften aus der Zeit vor der Erfindung der Buchdruckerkunst, die eingebunden sind, aber diese tragen so deutlich das Gepräge der Ungeübtheit und des rohesten Dilettantismus, daß diese nicht als Erzeugnisse von in diesen Arbeiten Geübten angesehen werden können. Wurden, wie allgemein als begründete Wahrheit angenommen wird, die meisten Abschriften von Büchern in Klöstern gemacht, weil in jenen Zeiten die Fertigkeit zu schreiben beinahe nur bei dem geistlichen Stande anzutreffen war, so mag es in den Klöstern auch wol fratres gegeben haben, die dann die Handschriften einbanden. Als aber nach Erfindung der Buchdruckerkunst die Bücher sich vervielfältigten, wurden auch Leute nothwendig, welche sie einbanden, und zuerst mag dieses Bedürfniß in den Wiegestädten der Buchdruckerkunst fühlbar geworden sein. In diesen Städten, vielleicht Mainz, Strasburg, Köln, Bamberg, Augsburg, mögen auch wol die ersten Buchbinder gewesen sein, welche dieses Geschäft als eigentliches besonderes Gewerbe betrieben. Es wäre doch wol der Mühe nicht ganz unwerth, zu ermitteln, wo sie zuerst durch eine authentische Urkunde als Innung oder Gilde anerkannt worden sind. Wahrscheinlich in einer dieser ehemaligen Reichsstädte, und es wäre wol möglich, daß in den Archiven derselben die Urkunden aufzufinden sind. Wenigstens würde es doch für Manchen anziehend sein, zu erfahren, wie lange dieses Gewerbe als eine gleichsam freie Kunst geübt worden; vielleicht ergäben sich aus dem ersten Gildebriefe nähere Notizen über die damalige Ausbreitung des Verkehrs mit Büchern, was für die Geschichte der Literatur im Ganzen nicht ganz ohne Bedeutung sein würde. 111.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Dienstag, — Nr. 38. — 7. Februar 1837.

Le livre *de Baudoyn*, conte de Flandre; suivi de fragmens du roman de Trasignyes. Publié par *C. P. Serrure* et *A. Voisin*. Brüssel 1836.

Die Ritterromane, welche zuerst in Versen, dann in Prosa, früher in Frankreich, hernach auch in Deutschland, theils aus historischen Motiven, theils aus Sagenkreisen sich ausbildeten, tragen in den frühern Perioden großentheils den Charakter alter Miniaturen und Holzschnitte. Man sieht, die Verfasser haben Sinn für die Beobachtung und Darstellung von Seelenregungen, aber sie haben nicht Bildung und Beharrlichkeit genug, ein ganzes Werk in gleichmäßiger Darstellung zu halten. Die guten Gedanken in den Schriftwerken sind theils eingehüllt in eine Menge conventionelle Beschreibungen und Wendungen, theils auf das gewaltsamste verbunden und gelöst durch Engelerscheinungen und andere dii ex machina, grade wie die guten Motive in jenen bildlichen Darstellungen sich mühsam durch die steife Zeichnung, die dünnen Arme und verkehrt angesetzten Beine hindurchringen und, wo die Mittel des bildlichen Ausdrucks zu Ende sind, gewaltsam dem Beschauer durch Stimmzettel, die den Personen aus dem Munde gezeichnet sind, ergänzt werden. Die Lecture solcher Romane erfodert deshalb immer einige Resignation, weil man die einzelnen guten Bissen nur mit einer langen abgeschmackten Brühe vorgesetzt bekommt. Dessenungeachtet verdienen diese Literaturwerke gesammelt, die ungedruckten gedruckt und wohl beachtet zu werden; wenn es ältere sind, schon der Sprache wegen; diese aber sowol als die spätern auch des Einflusses wegen, den sie auf Bildung und Gesinnung ihrer Zeit geübt haben, von denen sie andererseits selbst wieder Proben und Erzeugnisse sind. Wer könnte sich rühmen, jenes eigenthümliche Zerrbild der Ritterlichkeit des 15. Jahrhunderts zu verstehen, wenn er nicht diese Ritterromane in größter Ausdehnung kennt? In welchem nahen Zusammenhange in diesem Falle Literatur und Leben stehen, haben die Herausgeber des uns hier vorliegenden Ritterromans nicht schlagender darthun zu können geglaubt, als indem sie auf die Verbreitung der Namen aus den romantischen Dichtungskreisen, namentlich der Namen: Jwain, Lancelot, Perceval, Olivier, Tristan, Roland u. s. w. hinwiesen, und allerdings ist dies ein Beweis ad oculos, neben welchem sich aber noch viele tiefer eindringende ebenso anschaulich führen ließen.

Haben wir nun mit wenigen Worten das Interesse angedeutet, was sich an Publicationen der vorliegenden Art etwa anschließt, so glauben wir zunächst unsern Lesern einen kurzen Abriß geben zu müssen des Inhalts dieses Buches von Baudoyn, wobei wir nicht ermangeln werden, einige jener gut motivirten Stellen, die sich im Buche wie schöne Blumen auf einer Sandsteppe verstreut finden, besonders hervorzuheben.

Der Markgraf von Mailand, von einem sarazenischen Heerführer Caquedent belagert, wendet sich um Hülfe an den König Philipp von Frankreich. Als dieser sich bereit zeigt, erhält er einen zweiten Boten aus Gascogne, daß König Johann der Böse von England ihm ins Land gefallen sei, und so muß er in der Bedrängniß des eignen Reiches es dem Grafen Philipp von Flandern, der sich erbietet, überlassen, Mailand zu entsetzen. Der Entsatz hat glücklich statt; Caquedent wird erschlagen und Graf Philipp erobert sein Schild; aber Caquedent's einer Sohn, Aquillon, wirft den Grafen nieder, und erst der Graf von Jülich errettet Philipp und behauptet Caquedent's Schild. Der Streit, wem von Beiden, dem Fläming oder dem Jülicher, Caquedent's Wappen, der lyon rampant, zukomme, wird von König Philipp, der inzwischen Johann zum Waffenstillstand genöthigt hat, dahin entschieden, daß Beide das Wappen führen sollen, Jülich aber mit blauem Saume. Der König kehrt hierauf nach Paris zurück; Graf Philipp stirbt, und dessen Sohn Balduin (Baudoyn) kommt zur Lehenshuldigung nach Paris, wo ihn der König mit seiner Tochter vermählen will; allein Balduin schlägt sie aus und erklärt, nie heirathen zu wollen, er finde denn eine Braut, die ihm so viel Land zubringe, als er selbst schon habe. Die Prinzessin Beatrix heirathet hierauf den Kaiser von Konstantinopel, der sich eben für sie findet; Balduin aber, der sich bei einer Sauhatz verirrt, begegnet mitten im Walde einer schönen Dame, welche Helius heißt und behauptet, eine Königstochter aus Morgenland, aber von ihrem Vater geflohen zu sein, weil sie nur den reichsten Grafen der Christenheit heirathen wolle. Als diesen, also als ihren künftigen Gemahl, gibt sich Balduin sofort zu erkennen, erfährt aber den Vaternamen der Dame nicht: Gott habe es ihr verboten! In der That ist sie

der Teufel, der in den Leib einer jungen Dame gefahren ist, und Graf Balduin ist so entbrannt für diesen weiblichen Teufel, daß er ihn heirathet, allen Abmahnungen Heinrich's von Valenciennes zum Trotz. Mit dem Teufel erzeugt Balduin hierauf zwei Töchter: Johanna und Margaretha.

Inzwischen rückt mehre Jahre später Aquillon vor Konstantinopel und bedrängt den Kaiser, der im Kampfe mit ihm fällt. Beatrix ist in höchster Noth. In derselben Zeit hält Graf Balduin zu Ostern Hof in Wymandable; ein Eremit findet sich bei Tafel ein, erkennt in Dame Helius den Teufel und nöthigt ihn zum Geständniß und zur Flucht. Er fährt durchs Fenster und nimmt noch ein Fensterpfeilerchen mit; der Hof ist in Entsetzen, das Land aber froh; denn die teuflische Gräfin hatte es arg geplagt. Nach drei Tagen, die Balduin in Nachdenken in seiner Pfalz zugebracht, zeigt er sich wieder, wird aber laut im Lande verhöhnt als „le conte qui espousa le dyable". Da gelobt er in der Aufregung einen Kreuzzug, ordnet die vormundschaftliche Regierung für seine Töchter, wenn er nicht wiederkommen sollte, und übergibt die fürstliche Gewalt während seiner Abwesenheit dem Bouchart d'Auvergne (d'Avesnes sollte es heißen) zu versehen. Balduin nimmt dann seinen Weg über den Monjoust nach Rom, wo er dem Papst beichtet, und dieser legt ihm als Buße auf, daß er Konstantinopel entsetze und die bedrängte Kaiserin heirathe. Dies wird denn auch ausgeführt; die Kaiserin wird schwanger, Balduin aber hat keine Ruhe mehr, bis er in Jerusalem gewesen sein würde, und zieht nach Palästina, wo er Bethlehem gegen die Sarazenen erobert. Inzwischen stirbt die Kaiserin Beatrix; er aber rückt vor Jerusalem, wo Dalphorot Sultan und dessen Sohn Saladin ist. Durch den Verrath Jehan's de Hautefeuille, des Grafen von Blois, fällt Balduin den Sarazenen gefangen in die Hände. In Flandern glaubt man nachher, er sei todt. „Et après que le conte de Flandres eut ainsi esté emprisonné, Bouchart d'Auvergne, à qui Baudoin avoit laissé sa terre à gouverner et ses filles à marier, fist tant qu'il eut compaignie avecques Marguerite, la puis née fille de Baudoin, et luy fist deux enfans masles, dont il fut grandement blasmé." Johanna aber, die ältere Tochter Balduin's, hütete ihren Leib in Ehren und fand hernach einen andern Gemahl.

Es war nämlich der König Clemens von Portugal gestorben und hatte zwei Söhne hinterlassen, von denen der älteste, Dietrich, ihm im Königreiche folgte; der jüngere aber, Ferdinand, erhielt von der Mutter die Weisung, an den französischen Hof zu gehen und König Philipp's Dienste zu suchen. Diesem übergibt er einen Ring der Mutter, nach dessen Beschauung Philipp ihn zum Ritter und Connetable macht, indem er ihm zugleich eröffnet, der verstorbene König von Portugal sei für die Hülfe, die er ihm gegen den König von Spanien geleistet, sein Leibeigner (serf) geworden; deshalb seien nun auch dessen Söhne, Dietrich und Ferdinand, Leibeigne der Krone von Frankreich, obwol von königlichem Geschlecht und jener in königlichen Ehren. Ferdinand zeichnet sich hierauf durch Kriegsthaten aus gegen die Engländer in Gascogne, weshalb Johanna von Flandern sich ihn (obwol sie die Wahl hätte unter den Söhnen des Königs selbst) zum Gemahl erbittet und durch die Gnade Philipp's erhält.

Unterdessen nach zwanzigjähriger Gefangenschaft in Jerusalem, und nachdem Dalphorot gestorben und dessen Sohn Saladin Sultan geworden ist, wird Graf Balduin, der Todtgeglaubte, von Saladin freigelassen und kommt nach manchem Unglück als armer, verlassener Pilger nach Flandern; an einem Sonntag Morgen um Himmelfahrt (1209) sucht er Hrn. Richart du Parc, den Prevost von Doornick, in dessen Wohnung auf, wird von ihm bald erkannt, zu Eröffnungen vermocht und dann beredet, sich weiter verborgen zu halten, weil leicht Johanna und Ferdinand, um das Regiment länger zu behalten, bewogen werden könnten, ihn aus dem Wege räumen zu lassen. Die Tüchtigkeit dieses Rathes erkennt Balduin an; allein im Rathe der Vorsehung ist es anders beschlossen.

— il y eut une jeune fille de dix ans en l'ostel qui estoit couchée sur ung lit qui ouyt tout ce que Boudoin et son père avoient dist, et vint à sa mère, et luy dist: Madame, celluy homme qui est aujourd'huy venu céans, fut jadis conte de Flandres et se nomme Boudoin; et dist qu'il vient d'oultre mer, où il a esté emprisonné quinze ans et dist qu'il raura sa terre, s'il peult. — Beaulx Sire Dieu! dist la dame, tu en soyes adouré: c'est le bon conte dont mon mari fust tant aymé. — Et ne se peult tenir qu'elle ne le dist à ses commères et ainsi de l'ung à l'aultre fut le fait révélé et tantost la cité de Tornay en fut toute commune.

Sobald die Gräfin Johanna in Ryssel (Lille) von der Wiederkunft ihres todtgeglaubten Vaters Gerüchte hört, läßt sie den Prevost von Doornick zu sich kommen (Ferdinand ist gegen die Friesen nach Holland gezogen) und lockt ihm durch das Versprechen, ihrem Vater das Land wieder übergeben zu wollen, Geständnisse und die Zusage ab, ihren Vater ihr zuführen, ihn aber inzwischen öffentlich unter dem Namen Bertran de Ray gehen lassen zu wollen. Dieser Abrede zufolge handeln der Prevost und Baudoin; sobald aber Letzterer wirklich sich vor Johanna's Hofe als Bertran de Ray genannt hat, läßt sie ihn ins Gefängniß führen; denn der Papst hat durch seine Briefe einen Mann dieses Namens als einen Verräther Roms genannt. Als sei er dieser Verräther, wird Baudoin auf Befehl der Teufelstochter gehangen, und der Prevost, der das Volk für den alten Grafen aufgerufen, wird erschlagen. Als der Abt von Loz ihr die Wahrscheinlichkeit vorstellt, daß dieser Bertran ihr Vater gewesen, leugnet sie, davon gewußt zu haben, baut aber ein Hospital zu Ehren St.-Peter's und St.-Nicolas'.

Als Ferdinand vom Friesenzuge heimkommt, glaubt Johanna seinen innigsten Dank verdient zu haben, daß sie ihm ihren Vater geopfert; Ferdinand aber wendet sich auf ihren Bericht mit Abscheu von ihr und will sie mit dem Dolche niederstoßen für die Unthat; erst nach längerer Zeit versöhnt er sich mit ihr. Nun aber entwickelt allmälig eine Sünde, die ihm sein Dasein gegeben, ihre Strafenreihe.

(Der Beschluß folgt.)

W. Irving's „Astoria".

Einem neuen Werke Irving's zu begegnen, ist eine neue Veranlassung zur Freude. Die Kunstausstellungen der echten Poesie werden von Tage zu Tage seltener, dagegen brüstet sich die Afterposie mit ihren ungenießbaren Erzeugnissen nur um so merklicher. Wenn uns deshalb der echte Genius, dessen Gewalt und Anmuth wir kennen, bei der Hand nimmt und uns in die liebliche Landschaft, der „Dichtung und Wahrheit" geheiligt, einführt; wenn er uns die freundlichen Schöpfungen zeigt, die er hervorgebracht, die er wenigstens als vorgefunden mit dem Zauberstab seiner Dichtkraft berührt, verwandelt und geadelt hat; wenn es uns in diesen sonnenbeglänzten, vom kühlen Morgenthau und warmen Abendroth getränkten Fluren wahrhaft wohl wird, dann wollen wir mindestens den herzlichen Dank nicht vergessen, der ja auch von selbst aus aller wahren Herzensfreude hervorgeht.

W. Irving ist auch in diesem neuen Werke noch der vormalige. Für einen andern Schriftsteller würde dieser Ausspruch vielleicht kein, oder nur ein beschränktes Lob enthalten; bei ihm ist es anders, weil man bei ihm nur die Gleichartigkeit der poetischen Begabung, die Unveränderlichkeit der jugendkräftigen Erfindung, Metamorphosirung und Darstellung damit meinen kann. Zu einer andern Zeit, bei Gelegenheit der Anzeige der „Ausflüge in den Prairies", haben wir uns ausführlicher über Irving's poetische Eigenthümlichkeit ausgesprochen und dieselbe nach ihrer wahren und überaus mannichfaltigen Natur zu bezeichnen versucht. Wir bestimmten damals sein Talent als ein wirklich ursprüngliches, durch innigste Befreundung mit der Natur und ihren Erscheinungen vollkommen ansprechendes, als ein in ruhiger und erschöpfender Darstellung seltenes und mächtiges Talent, dem sich jede schöne Anschauung, Betrachtung und Empfindung unmittelbar auch in die ihr entsprechende schöne Form übersiedelt, mit einem Worte als ein plastisches Talent im reinsten Sinne, dessen Plastik aber ebenso sehr von der Idee des Romantischen durchdrungen, ja durch diese, als ihre wahre Seele, erst bedingt ist. Aus diesen Gründen lag die Vergleichung seiner Darstellungen mit einem schönen Landschaftsgemälde sehr nahe, und namentlich mit den Bildern von Ruysdael, der unter allen Landschaftern vielleicht den seelenvollsten, innigsten und am meisten romantischen Charakter trägt. Versteht sich, daß man unter Romantik, auch beim Gemälde, noch etwas mehr versteht als die bloße pittoreske Anlage und pikante Wildniß.

Schon der Umstand, daß W. Irving zu den wenigen, auserwählten Dichtern gehört, an denen sich die Verunglimpfung nicht zu vergreifen wagt, oder vielmehr nicht vergreifen kann, denn das Wagniß würde sich wol einstellen, wenn die Möglichkeit da wäre; schon dieser Umstand kann uns beweisen, daß sein Genie ein wahrhaft ursprüngliches und berechtigtes ist. Schon deshalb auch verdient sein poetischer Charakter eine mehr als gewöhnliche Auszeichnung, und es wird gewiß der Mühe verlohnen, wenn man seine Werke einer sorgsamen Betrachtung, ja dem Studium unterwirft. Zur nähern Charakteristik dieses seltenen Geistes mögen deshalb noch einige Bemerkungen dienen, die sich aus der Lecture dieses seines neuesten Werks von selbst hervorstellen, nicht minder aber aus der Lecture aller seiner frühern. Man hat vielleicht ähnlichen Betrachtungen bisher zu wenig Aufmerksamkeit gewidmet.

Es ist nämlich Irving's, des Dichters, und dieses Dichters vorzüglichstes Verdienst, daß er ein Amerikaner ist. Dieser Ausdruck klingt paradox, und damit er nicht den Lobrednern und Lobhudlern amerikanischer Zustände Stoff zur Misdeutung darbiete, so wollen wir ihn gleich näher erörtern: Amerika ist ein Welttheil, dessen geschichtliche Bildung, oder besser, dessen historische Formation (denn der geologische Ausdruck ist hier weit bezeichnender) derjenigen von Europa geradezu entgegengesetzt ist. Amerika hat nicht, wie Europa, eine Vergangenheit, kein Vormals seines Daseins, ebendeshalb auch keine Romantik. Amerikas ganze Vergangenheit ist der Urwald und der nackte Wilde, und seine Gegenwärtigwerdung ist nur die Civilisation dieser rauhen, ungastlichen und abstracten Zustände. Die Geschichte dieser Civilisation ist aber selbst nur eine Geschichte der mercantilen Speculation und des kaufmännischen Verkehrs. Die Staaten von Amerika sind durchweg nichts als Colonien. In jeder Colonie fehlt aber der nationale Assimilationsproceß; es bleibt das fremde, das überseeische, das ausheimische Element in ihrem Herzen und Lebensmark haften; jeder Fortschritt des Landes ist nur ein Culturfortschritt, nicht sowol eine Metamorphose als eine Neutralisirung oder Vernichtung der Nationalität. Es entsteht daraus die historische Unangemessenheit (welche wol erst spätere Jahrhunderte ganz auslöschen werden), daß das Alte, Rauhe, Rohe und Urländliche neben der fremden herübergebrachten Verfeinerung stehen bleibt. Die Urwälder und was darin Urzuständliches haust, sind nicht auszurotten und lassen sich ihr Recht nicht nehmen; mag der englisirte Amerikaner, der in Philadelphia den Nabob spielt und einen protestantischen Prediger aus eigner Tasche bezahlt, oder in der abonnirten Theaterloge zu Neuyork sich von seinen Landsleuten im normalen londoner Costum bewundern läßt, sich noch so sehr spreizen, so wird er sich doch seiner Stammverwandtschaft mit den canadischen Halbwilden und Freibeutern nimmermehr entschlagen können; ja, man wird es ihm sogar selbst sehr deutlich anmerken, daß er der Gewaltsam-Modernisirte, der Mit-Dampf-Verfeinerte ist. Mit einem Worte: es liegt in dieser Art von Cultur etwas Zwitterhaftes, das sich Diejenigen zu Herzen nehmen sollten, die uns täglich und stündlich die amerikanischen Verhältnisse als etwas Unfehlbares und Musterhaftes vorzurücken pflegen. Allen diesen chimairischen Ansichten, diesen gespreizten Vorurtheilen können wir immer nur den einfachen Satz entgegenstellen: daß in der amerikanischen Cultur der nationale Assimilationsproceß, wenigstens für jetzt, noch mangelt. Wer uns weismachen will, daß dort das gelobte Land sei, der muß uns vor allen Dingen erst beweisen, daß die fremde Schminke das eigne Lebensblut zu ersetzen vermag.

Ganz anders ist es mit Europa. Europa hat ein Weltalter. Man kann nicht sagen: heute und von diesem ist es entdeckt worden. Seine Persönlichkeit ist eine ewige, und es setzt sich, wie die ewige Persönlichkeit des menschlichen Individuums, immerdar selbst voraus. Es gibt in der That eben darum keine schönere historische Idee und Beziehung, als die uralte vom Morgenlande und Abendlande, denn in dieser Idee hängen die Urwelttheile, Asien und Europa, so innig und unzertrennlich zusammen wie der Sonnenaufgang mit dem Sonnenuntergang. Kraft dieser Idee ist Europa die Welt selbst und stellt bis heute das Bewußtsein der Welt vor. Natürlich birgt ein solcher Welttheil, der ganz etwas Anderes ist als das von Colombo aufgefundene Amerika, in seiner uralten Geschichte die wahren, gedankenvollen Unterschiede aller historischen Entwickelung und Selbstentfaltung. Diese Unterschiede nun in ihrer Erscheinung sind nichts Anderes als die Zeitalter selbst: das symbolisch-classische, mit dem Anstrich ägyptischer, israelitischer, chaldäischer, überhaupt alt-morgenländischer Weisheit; das reinclassische in seiner ausgeprägten europäischen Form; das christlich-romantische Mittelalter und endlich die moderne Zeit, das Heute, das auf jener dreifach geschiedenen Vergangenheit ruht. Hier in Europa ist also schon die Geschichte an und für sich poetisch; und wie sie selbst hat nun auch die europäische Poesie ihre ewige Voraussetzung, eine Prämisse ihres Daseins, die doch nur ihr Dasein selbst ist. Darum hat freilich unsere Poesie ihre urweltlichen Bestandtheile längst abgestreift, und es wäre eine arge Verblendung, wenn sie weiter nichts zu exhibiren verstände als die längst verschwundenen Ursümpfe und Ureichenwälder Germaniens und Galliens im Gegensatze zu Dem, was heutzutage an die Stätte jener Wälder und Sümpfe getreten ist. In Amerika stehen noch der mercantilisch-sociale Dandy aus Pennsylvanien und Baltimore mit seinem Dampf- und Eisenbahnanstrich, und andererseits der Wilde aus Canada mit seinem Thierfell landsmannschaftlich

nebeneinander; bei uns in Europa sind die Bärenhäute der alten Germanen nicht einmal mehr dem Antiquitätensammler zugänglich, und selbst die Ritter leben nur noch in den Ritterbüchern. Aber die Elemente aller vergangenen Zeiten sind schon längst mit unserm nationalen Leibe und dessen Blute assimilirt.

Man könnte fragen: wozu dies Alles? Nur um zu beweisen, daß Amerika kein Land für die Poesie ist; daß es verdienstvoller ist, ein Sohn dieses Landes und zugleich ein Dichter zu sein, als wenn der Europäer dies von sich sagen kann. Amerika hat keine Romantiker, das hat uns Cooper bewiesen. Irving ist ein solcher nur darum, weil er die seltene, die für einen Amerikaner einzige Begabung besitzt, sich als geistiger Mensch von den rohen und halben Elementen seines Vaterlandes zu unterscheiden und im Fortschritt einer hohen Geistesbildung sich von ihnen zu befreien. Man sage nicht: Irving ist kein Amerikaner mehr, er kann für keinen gelten; er ist europäisch gebildet. Dies ist falsch. Irving ist eine so nationale Individualität als eine; aber das Nationale in ihm ist geadelt, geistig vermittelt und diese Gradation hat in ihm die Macht der Poesie bewirkt.

Kommen wir nach dieser kurzen Einleitung zum Werke selbst, aus welchem wir ebenfalls nur einige wenige Andeutungen geben können. Was den Haupttitel: „Astoria", betrifft *), so verdankt er seinen Ursprung der Benennung einer gewissen Niederlassung am Columbiafluß, die wiederum diesen Namen führt von Mr. Astor, dem ersten Projector des amerikanischen Pelzhandels; wie man sieht eine ganz mercantilische Person, deren Lebensgeschichte, aus Zeitschriften, Originalbriefen und andern Documenten zusammengestellt, unter einer andern Feder sich wahrscheinlich zu einem höchst trockenen Bestandtheil des Buchs gestaltet haben würde. Diejenigen also, die geneigt sind, Irving seine Nationalität zu bestreiten, werden schon durch die ausschließliche Wahl dieses Stoffs widerlegt werden können. In dem Buche selbst nun ist Alles so, wie wir es an Irving gewohnt sind: feine, geistige und doch natürliche Anschauungen, liebliche Vertheilung der Partien, der Schatten und Lichter, eine fast spielende, aber doch bis ins Lebensmark der Zustände eindringende Beobachtung, der magische Zauber der Tableaux, die selbstbewußte Ruhe, die über dem Allen schwebt, die reiche Gemüthlichkeit, man möchte fast sagen, trauliche Persönlichkeit der Localitäten, die geistvolle, plastische, aber vom Zauberlicht der Romantik beleuchtete Gruppirung — kurz, die alte Kraft und der alte Liebreiz dieses seltenen Dichtertalents in durchaus unverkümmerter Regsamkeit. Wer daran zweifeln möchte, der überzeuge sich nur, welche reiche poetische Gestaltung er dem Leben der canadischen Voyageurs abgewinnt, jenes merkwürdigen und pikanten Landstreichervolks, in der noblern Bedeutung des Worts, welches die spröde Gegensätzlichkeit des amerikanischen Volkslebens selbst schon zu einer poetischen Erscheinung gemacht hat. Allein für den darstellenden Dichter besteht eben das Poetische darin, diese Gegensätzlichkeit herauszugreifen, was z. B. Cooper wol schwerlich gelungen sein würde, so sehr auch immer die letzten Eröffnungen dieses Dichters mit dem darin enthaltenen intellectuellen Fortschritt unsere Anerkennung verdienen. Jene canadischen Voyageurs zeigen in ihrer ganzen Erscheinung den Widerspruch, der in ihrer Existenz liegt und der sie zu völlig nationalen Gestalten macht. Ihr Kleidung ist halb wild, halb civilisirt. Sie tragen eine Art von Überkleid, das beinahe den Zuschnitt einer Bettdecke hat, einen gestreiften Schurz von Baumwollenzeuch, enge Pantalons, über welche man lederne Strumpfstiefeln zieht. An einem Gürtel hängt das Messer und der Tabacksbeutel. Ihre Sprache ist ein französisches Patois, vermischt mit indianischen und englischen Brocken. Im Allgemeinen sind diese wilden Nomadenstämme französischen Ursprungs, und es liegt noch jetzt in ihrem Charakter viel von der Lebhaftigkeit und dem Leichtsinne dieser Nation. Sie sind leidenschaftlich dem Tanz ergeben, singen viel und besitzen einen großen Reichthum an lustigen und pikanten Anekdoten. Ihr Leben ist ein fortgesetztes Abenteuer, sie sind geborene Räuber, die großentheils im Solde des Einzelnen, besonders der Pelzhändler stehen. Es fehlt ihnen nicht an Gefälligkeit und Urbanität der Sitten, und auch hierin gleichen sie sehr der Nation, von welcher sie abstammen. Unter sich selbst leben sie in großer Einigkeit, und man findet in ihrem Umgange nichts von der Derbheit und Grobheit, die von der Lebensweise der arbeitenden Classe unzertrennlich ist. In Folge der immerwährenden Abenteuer, die sie zu bestehen haben, sind sie fähig, die größten Beschwerden zu ertragen und bei allen Entbehrungen stets die gute Laune zu bewahren. Sie befinden sich am wohlsten, wenn sie, in irgend einer rauhen und nicht gefahrlosen Unternehmung begriffen, Ströme durchwaten, über Seen schiffen, Gebirge durchstreifen und dann des Nachts in wildromantischer Gegend ihr Bivouac aufschlagen und, rund um das Feuer gelagert, ihren Taback schmauchen und sich Geschichten erzählen. Sie sind überaus geschickte Ruderer und wissen überhaupt mit Allem, was zur Binnenschiffahrt gehört, vortrefflich umzugehen. Selten rudern sie einen Nachen über einen Strom oder See, ohne einen lebhaften Gesang, ein munteres Lied, eine altfranzösische Ballade vernehmen zu lassen, zu deren Tönen sie mit ihren Rudern den Takt schlagen. Die canadischen Gewässer hallen wider von französischen Chansons, das Echo trägt sie von Berg zu Berg, von Mund zu Mund, und sie haben sich seit den frühesten Zeiten der Colonie vom Vater auf den Sohn und von diesem auf den Enkel fortgeerbt. Es macht den angenehmsten Eindruck, wenn man an einem schönen warmen Sommerabend ein vollbemanntes Boot mit diesen Sängern langsam stromabwärts rudern sieht und der leichte Wind die rauhen Töne, denen es doch auch nicht an Anmuth fehlt, weiter und weiter trägt, bis sie in der Entfernung verklingen. Aber dieser Poesie des Abenteuerlebens steht denn auch die kahle Prosa der Wirklichkeit feindlich gegenüber. Die Dampfschiffahrt vertreibt nach und nach immer mehr diese kühnen romantischen Ruderer von den canadischen Gewässern und macht aus der poetischen Eigenthümlichkeit dieser Herren der Seen und Ströme endlich einen prosaischen Gemeinplatz. Wo die Industrie in ihrer nackten Gestalt auftritt, da verhüllt sich das Poetische in sein altergraues Gewand und entweicht in andere noch ungastlichere Gegenden. Es wird den canadischen Schiffern ergehen, wie es den Fährleuten des Mississippi erging. Ihr Ruhm ist dahin. Sie sind nicht länger die Fürsten des Wasserreichs, die großen Schiffer der Wildniß. Nur noch einige sieht man auf den kleinern Seen mit ihren morschen Barken daherschiffen, und immer spärlicher leuchten ihre nächtlichen Feuer von den Gestaden. Im Laufe der gegenwärtigen Tage verlieren sie sich immer mehr, ihre Gesänge sterben, gleich dem tausendfachen Echo, das sie sonst geweckt, und die canadischen Wanderleute werden zuletzt ein vergessenes Geschlecht, dessen man sich nur noch erinnert, wenn man im traulichen Kreise und in halbschwermüthiger Seelenstimmung sich die Bilder der vergangenen Zeit wieder hervorruft, mit all ihrem localen Reiz und romantischen Zubehör.

(Der Beschluß folgt.)

*) Der vollständige Titel lautet: Astoria, or enterprise beyond the Rocky Mountains, by *W. Irving*. Drei Bände.

Anekdote.

Im zweiten Jahre des siebenjährigen Krieges führte Frau von Ogilvie, die Oberhofmeisterin der Königin von Polen, während Sachsen von den Preußen besetzt war, einen geheimen Briefwechsel mit der östreichischen Behörde in Prag, unter dem Vorwande, Blutwürste aus Prag zu bekommen. Aber die hungrige Neugier der preußischen schwarzen Husaren machte demselben bald ein Ende. (Aus dem Berichte des englischen Gesandten Mitchell vom 27. März 1757 in Raumer's „Beiträgen zur neuern Geschichte", II, 422.) 7.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Mittwoch, —— Nr. 39. —— 8. Februar 1837.

Le livre *de Baudoyn*, conte de Flandre; suivi de fragments du roman de Trasignyes. Publié par *C. P. Serrure* et *A. Voisin.*

(Beschluß aus Nr. 38.)

Der König von England hat einen schönen weißen Falken. Nachdem er sich lange damit vergnügt hat, stellt ihm seine Gemahlin vor, es schicke sich nicht für einen Herrn, wie er sei, sein Herz so lange an solche schöne Dinge zu hängen; diese solle er vielmehr benutzen, sich Freunde zu schaffen; mit Frankreich werde er doch keinen dauernden Frieden haben. Da sendet der König den schönen Falken durch Heinrich Arundel dem Grafen Ferdinand, der wieder einige Zeit seine Freude an dem Vogel hat und ihn dann auf den Rath Johanna's dem Könige von Frankreich zum Geschenke schickt als Beweis, daß er der Verpflichtungen wohl eingedenk sei, die er gegen Philipp habe. Die Ritterboten mit dem Falken treffen den König just auf der Reiherbaize, und er erfreut sich nicht nur des Geschenkes, sondern will es auch sofort nutzen; aber der Graf von St.-Pol stellt ihm vor, daß ein Adler (der König der Vögel) in der Höhe kreise; daß der Falke diesen nicht fliehen und im Kampfe mit dem Adler seinen Tod finden werde. Der Vogel sei doch zu schön, um ihn so preiszugeben. Grade nun aber läßt der König den Falken steigen, um durch ein Beispiel zu sehen: „se ung conte oseroit aller à l'encontre d'ung roy".

Wie der Graf von St.-Pol vorausgesehen, so geschieht's. Der Falke läßt alle andere Jagd und stößt auf den Adler; auch ist er der Stärkere und drängt dreimal den Adler zu Boden, Angesichts des Königs, bis endlich der Adler flieht. Als nun aber der Falke auf einen Reiher stößt und mit diesem kämpft, kehrt plötzlich der Adler zurück, faßt geschickt den Falken mit seinen Fängen, führt ihn auf einen Baum und macht ihn todt. Die flämischen Ritter sind nun sehr erzürnt, daß der König so ihres Grafen Geschenk preisgegeben, und der Graf von St.-Pol sagt dem König, es sei diese Jagd ein Vorzeichen gewesen; Ferdinand werde zürnen und dreimal den König in Unglück bringen, bis er endlich selbst durch den König seinen Tod finde. Der König gibt ihm einen herben Verweis, daß er wage, so über des Königs Zukunft zu sprechen, was um so thörichter sei, da Ferdinand als sein Leibeigner nicht wagen werde, sich gegen ihn aufzulehnen.

Diese Äußerung ist den Flämingern ein Stich in ihre stolze Seele; sie verschmähen des Königs Ehrengeschenke, und als sie heimgekehrt sind, sagt Einer von ihnen, der Sire de Tournay, zu Johanna grade heraus:

Dame, vous nous avez laydement servis: car vostre mari est serf du roy de France et s'en vanta le roy en nostre présence à Paris, et que si fut son père et le roy de Portingal qui est à présent. Or est ainsi que nul serf ne peult tenir plain pié de terre que son seigneur n'aist, si luy plaist; ou il le peult faire pendre ou faire noyer, se il mesprent riens envers luy. Dame, prenes votre serf, qu'il soit mauldit de Dieu et vous en alles en Portingal où sont les serves gens: car jamais serf n'aura sur les Flamans aulcune mestrise et vueillies bien sçavoir que si Ferrant est encores XV jours par deça, nous luy ferons coupper la teste.

Johanna verweist seufzend ihre grobtreuherzigen Fläminger an Ferdinand, der diese Leibeigenschaft gradehin ableugnet und verspricht Rache zu nehmen, falls der König auch später bei seiner Erklärung bleibe; fürs Erste aber müsse diese gelten als Folge des Verdrusses über den Tod des schönen Falken, sowie über des Grafen von St.-Pol Vermessenheit und zugleich als Folge des vorher bei Tafel getrunkenen Weines: „L'omme est bien povre et chétif qui est en sa maison assis à sa table et a beu de son vin, faut qu'il en est surprins, se il ne peult aulcunffoys dire son talant." Als der König dann aber Ferdinand's Brief und Botschaft erhält, ist er wüthend, daß Letzterer sich herausnimmt, eine Zurücknahme seines königlichen Wortes zu fodern. Ferdinand's Vater sei sein Leibeigner gewesen; er, Philipp, habe Ferdinand erhoben, so hoch er stehe.

Nach diesen Vorgängen besendet sich Ferdinand und fällt in Frankreich ein, und in der Schlacht bei Senlis, wohin ihm der König mit seinem Heere entgegenrückt, wird der König dreimal von Ferdinand geworfen, sodaß ihn nur der Graf von St.-Pol rettet. Die Fläminger siegen und belagern Senlis; Philipp aber bietet nun Ferdinand Waffenstillstand, und obwol er nicht zu dessen Annahme geneigt ist, muß er doch darauf eingehen, weil seine Barone nicht länger im Felde liegen wollen. Sobald nun Ferdinand abgezogen ist, öffnet Philipp alle seine Schätze und bringt ein großes Heer zusammen; bald stehen wieder die feindlichen Scharen einander bei Choisi gegenüber; ein Wasser trennt sie. Da schlägt sich aber König Otto von Deutschland ins Mittel und sucht Frieden für Ferdinand,

der sein Vetter ist. Der Friede kommt unter der Bedingung zu Stande, daß die Grafschaften Noyon, Vermandois, Tharache, Artoys, Ponthieu, Cambresis, Amiens und Boulogne von Flandern auf hundert Jahre getrennt und nur zurückgegeben werden sollen, wenn die Fläminger so lange sich gegen die französische Hoheit nicht empören.

Der Graf Régnault de Boulogne erbaute nicht lange nachher auf einem Grundstücke, was rings vom Gebiet des Bischofs von Beaulvois umschlossen war, die Burg Morvel. Dagegen protestirte der Bischof und fand Hülfe bei Philipp, welcher die Zerstörung der Burg androhte. Der Graf aber trotzte und suchte Hülfe bei Johann von England, den er mit Erfolg zum Bruch des Friedens mit Frankreich reizte; auch bei Ferdinand gelangen ihm seine Aufreizungen, und dieser bewog seinen Oheim, den Bugre d'Avignon *), ebenfalls zu einem Angriff auf Frankreich, sowie den Bischof von Lüttich, den Grafen von Jülich und den Herzog von Geldern; endlich auch seinen Bruder, Dietrich von Portugal. Auf fünf Seiten zugleich ist Philipp bedroht, vom Bugre in der Provence und im Lyonnais; von Johann in der Normandie; von Dietrich in der Gascogne; von den deutsch-niederländischen Fürsten in der Champagne; von Ferdinand im Artois. Da sendet Philipp seine vier Prinzen gegen die vier Erstern; er selbst bleibt beim Heere gegen den Letzten und sie begegnen sich bei Bouvines. Der König läßt am Sonnabend Ferdinand sagen, daß er nächsten Dienstag schlagen wolle, und der Bote trifft Letztern, wie er übermüthig mit Hue de St.-Venant um Laon und Orleans, welche Städte sie erobern wollen, Würfel spielt. Eben als der Bote seine Werbung angebracht hat, erhält Ferdinand auch von seiner Mutter Botschaft: er solle nichts gegen den König von Frankreich unternehmen, denn sie habe ihn mit diesem im Ehebruch erzeugt; Philipp sei sein Vater.

Hier bilden nun einen prächtigen Gegensatz die glatte Botschaft der durch ihre Sünden ungebeugten, fast sich darauf brüstenden Portugiesin und der Grimm, der in Ferdinand, ohne recht zum Bewußtsein zu kommen, aufsteigt. Der Übermuth Dessen, den er als seinen natürlichen Vater betrachten soll, hat Den, welchen er als seinen bürgerlichen Vater betrachten muß, zum Leibeignen gemacht, und nun will der sündengraue Philipp dem eignen Sohn die leibeigne Stellung des betrogenen Clemens aufnöthigen. Dieser sittliche Contrast wühlt in Ferdinand, und wüthend läßt er dem Könige sagen, er wolle das ihm abgenommene Land wieder, oder morgen noch, obwol es ein Sonntag sei, wolle er Schlacht und Rache und werde den König aus seinem Reiche jagen.

So schöne Motive psychologischer Zeichnung, wie nun hier auch vereinigt sind, weiß der Verf. doch keine mit Bewußtsein zu benutzen; aber man sieht im Fortgange doch, wie Ferdinand von diesem gordischen Knoten, den die Sünde seiner Mutter um ihn geschlungen, innerlich aufgerieben, verwildert und ins Verderben getrieben wird. Ein Seelenabscheu gegen Philipp bemächtigt sich seiner.

An Einem Tage siegt Philipp über Ferdinand bei Bouvines, siegen seine Söhne über alle die andern Heere. Alle Führer werden gefangen, aber freigegeben; auch Johann von England. Nur Dietrich von Portugal wird hingerichtet, weil er als Leibeigner die Hand gegen seinen Herrn zu erheben gewagt, und Régnault de Boulogne, der Anstifter des Krieges. Ferdinand soll ebenfalls auf die Fürbitte eines Taufpathen des Königs, des Ritters Philipp des Langen, frei werden, nach Portugal gehen und seines Bruders Thron einnehmen, ist aber so ingrimmig, daß er von der Rache gegen König Philipp, der ihm das Leben nur gegeben, um es ihm unwiederherstellbar zu verderben, nicht lassen will. Da läßt ihn der König nach Paris bringen und im Louvre in einen bleiernen Käfig einsperren.

Während Ferdinand noch in diesem Gewahrsam ist, erhebt sein Oheim, der Bugre d'Avignon, von Neuem Kampf gegen Frankreich. Während der Belagerung, bei welcher König Philipp zu siegen oder zu sterben gelobt, macht nun Henri de Haultefeuille, der Sohn des Verräthers Balduin's, einen verrätherischen Anschlag, Avignon von der Belagerung zu befreien, den König umzubringen und auch Ferdinand aus seinem bleiernen Käfig einen Ausgang zu eröffnen.

Ferdinand aber ist inzwischen in sich demüthig geworden, hat sein Unglück auf sich allein genommen und will weder, als ihm der Anschlag eröffnet wird, überhaupt, noch insbesondere an seinem natürlichen Vater zum Verräther werden. Er entdeckt also den Anschlag dem Prinzen Loys, einem Sohne Philipp's, der nun seinen Vater unterrichtet und Ferdinand die Freiheit zusagt. In Avignon macht der Bugre, sobald er erfährt, der König wisse um seinen Verrath, einen Ausfall, wobei er und Haultefeuille gefangen und in Folge davon erhängt werden. Endlich kommt auch Dame Beatrix, die sündengleißende Königin von Portugal, und erinnert, um ihren Sohn zu befreien, Philipp daran, daß er auch sein Sohn sei. Dieser denkt mit einem Seufzer an seine Sünden, ist aber durch ein Gelübde gebunden, so lange er König ist, Ferdinand nicht frei zu geben. Unwillig weint Beatrix und macht ihm harte Vorwürfe, die Prinz Loys, der gegenwärtig ist, natürlich nicht recht versteht. Letzterer beredet Beatrix dann, ihm die Sorge für Ferdinand's Freiheit zu lassen, da er sie ihm zugesagt. Nach der Tafel eröffnet Loys seinem Vater, Ferdinand sei es, der ihn durch Mittheilung des Verrathes gerettet, der König solle Ferdinand freigeben; und als Philipp wieder sein Gelübde vorschützt, bestimmt ihn Loys, um sein Gelübde und doch auch des Sohnes Zusage wahr zu machen, im Parlament auf seinen Thron zu verzichten. Dann läßt Loys, als König, Ferdinand frei und gibt ihm die Länder auf dem linken Scheldeufer zurück; Ferdinand aber kann, als er durch die verlorenen Landschaften zurückkehrt, doch den alten Groll gegen Philipp nicht ganz bergen, und seine drohenden Äußerungen bewegen den Ritter Philipp den Langen, ihn in Noyon wieder gefangen zu nehmen, wo er bald im Ge-

*) Dieser Titel: Bugre d'Avignon, ist uns ganz unverständlich; vielleicht ist er ein aus dem deutschen Worte Burggraf verderbter.

fängniß stirbt. Loys gibt, nachdem er sein Versprechen gehalten und Ferdinand die Freiheit geschenkt, dem Könige das Reich zurück. Beatrix tröstet sich über des Sohnes Tod damit, daß dieser Tod eine Folge seines hohen Sinnes gewesen sei, und dieser sei wieder nur eine Folge der königl. französischen Erzeugung gewesen; so bleibt sie im Schleier ihrer Eitelkeit jeder reuigen Anregung verschlossen. Johanna aber läßt den Leichnam ihres Gemahls in Lille bestatten und heirathet nachher wieder Ernoul, den Grafen von Savoyen. Auch König Philipp starb bald und wurde in St.-Denis bestattet.

In ähnlicher Weise, wie nun die geschichtliche Grundlage des Lebens Balduin's, Johanna's und König Philipp's in dem Bisherigen romanhaft verzerrt erscheint, wird im weitern Verlaufe die Geschichte der Könige Ludwig VIII. und Ludwig IX., sowie der Gräfin Margeretha und ihres Sohnes Gui de Dampierre verzerrt; auch der Kampf Manfred's und Konradin's (Manfray et Cardin) mit Karl von Anjou wird hereingezogen und das traurige Ende der Gräfin von Bethune.

Die äußere Geschichte, wie die Herausgeber im Vorworte meinen, kann aus solchen Romanen gar nichts gewinnen; es wäre auch nicht ein Haar anders, als wenn Jemand nach Tieck's Novelle, welcher die Geschichte Balduin's zu Grunde liegt, Balduin's Historie rectificiren wollte. Auch das Beispiel, an welchem die Herausgeber zu zeigen suchen, daß historischer Gewinn aus solchen Romanen gezogen werden könne, ist unglücklich gewählt:

Ouvrez tous les écrivains qui nous parlent de la réception de Ferrand en Flandre et de son épouse Jeanne: ils nous disent que Gand et d'autres villes de Flandre leur fermèrent leurs portes, sans nous dire pourquoi: aussi ne comprenons-nous rien à la conduite des Flamands qui nous parait plus que déraisonnable. Le livre de Baudoin au contraire, nous dit d'une manière fort claire que les Flamands ne voulurent pas reconnaître pour leur comte un prince qui était *serf* du roi de France.

Es ist möglich, daß Gerüchte die Fläminger besorgt machten, Johanna und Ferdinand hätten sich dem Könige zu mehr anheischig gemacht, als wobei die Privilegien des Landes bestehen könnten; aber an ein Leibeigenschaftsverhältniß Ferdinand's zu der Krone Frankreich zu denken, ist doch ein so vollständiger Misgriff, daß wir nicht begreifen, wie die Herausgeber darauf kommen konnten.

Dagegen kann die Geschichte, wie schon bemerkt ist, über Sitten, Ansichten und Gesinnungen der Zeit, in welcher dieser Roman sein Dasein erhielt, recht wohl Manches daraus lernen; denn damals objectivirte man sich noch nicht so, daß man Geschichten in das ihnen gleichzeitige Gewand einzuhüllen gesucht hätte. Schwerlich geht indeß die Geburtsstunde dieses Romans über das 15. Jahrhundert zurück, und ein früherer versificirter Text desselben, welchen die Herausgeber wegen einiger phrases rimées et tournées avec une certaine cadence annehmen, scheint uns weder durch Inhalt noch durch Form des Werkes auch nur entfernt eine gerechtfertigte Annahme.

Auch so aber verdient das Streben der Herausgeber, den Geisteswerken des Mittelalters Anerkennung zu verschaffen und zunächst ihre Landsleute auf diese Schätze aufmerksam zu machen, das größte Lob; nur hätte sich vielleicht besser eine Partie aus dem eignen und in eigner Sprache abgefaßten Vorrathe Flanderns zur Herausgabe empfohlen, als dieser offenbar von einem Nordfranzosen (einem Picarden oder Attrechter) verfaßte, wenn auch seltene, doch schon öfter in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts gedruckte, die Fläminger als grimmig-grobe Menschen darstellende Roman, dessen Grundgedanke, wenn wir Alles in Allem überlegen, doch am Ende der immer wiederkehrende Refrain französischer Sittengeschichte auch ist:

Il est mal advisé, qui se fie en femme.

Die neue Ausgabe ist nach der Ausgabe zu Chambery (Antoine Neyret, 1485, in Folio) besorgt, und auch die Holzschnitte dieser Ausgabe sind von Hrn. Charles Onghena auf das treueste nachgestochen und der neuen Ausgabe beigefügt worden. Text und Orthographie sind nach der alten Ausgabe beibehalten bis auf die hinzugefügte Interpunction und einige Accente. Angehängt sind Fragmente eines andern alten Romans („Gilion von Trasignies“), welche, wie die Herausgeber im Vorworte bemerken, bereits in den „Altfranzösischen Volksliedern“ von Wolff herausgegeben sind.

Mögen die Herren Herausgeber fortfahren mit ihren mittelalterlichen Publicationen und uns weitere Einsicht gewähren auch in die eigenthümlichen literarischen Reichthümer ihres Landes, die Hr. Willems soeben durch die Herausgabe von Jan's van Heelu Lied auf die Woeringer Schlacht uns aufgeschlossen und auf eine glänzende Weise eröffnet hat. 49.

W. Irving's „Astoria“.

(Beschluß aus Nr. 38.)

Wir würden kaum ein Ende finden, wenn wir uns auf Auszüge aus dem ebenso unterhaltenden als gediegenen Werke, das trotz der drei Bände, oder vielmehr Bändchen, so überreich an Stoff erscheint, einlassen wollten; und die Wahl würde uns schwer fallen zwischen diesen Schilderungen der mannichfaltigsten Reiseabenteuer zu Wasser und zu Lande, diesen Gebirgsersteigungen, diesen kühnen Wanderungen durch rauhe Engpässe und unerforschte Steppen, die von dem Verf. mit so ausgezeichnetem Humor, mit so tiefer, oft rührender Wahrheit wiedergegeben sind. Diese Zeichnungen und Umrisse verrathen die höchste Meisterschaft, und man bewundert zuletzt, wenn man diese Fülle von Scenerien durchlaufen ist, wie dieser große Reichthum innerhalb so enger Beschränkung Platz gefunden. Deshalb müssen wir uns leider darauf beschränken, einige wenige Bilder, in denen die reizende Eigenthümlichkeit des Darstellers besonders plastisch hervortritt, anzugeben.

Jede romantische Localität ist Irving's Heimat; hier ist er ganz zu Hause, hier entfalten sich die Schwingen seines lieblichen Genius auf das Wunderbarste. Die Schwarzen Hügel (Black hills) mit ihren Donnergeistern, die selbst dem Eingeborenen Schrecken einflößen, ihm sind sie vertraut und freundlich, und erschließen ihm ihre düstern Geheimnisse. Diese Schwarzen Hügel bestehen größtentheils aus Sandstein und zeigen an manchen Stellen kühn gebildete Klippen, steile Abstürze, Felsenbildungen in den abenteuerlichsten Formen. Oft glaubt man auf der nebeligen Höhe eine rauhe verwitterte Zwingburg, eine mit altergrauen Thürmen geschmückte, halbeingesunkene Stadt zu erblicken. Allein es ist nur der Fels, nur das Gestein, das

diese seltsame Gestaltung im Verlaufe seines geheimnißvoll-geologischen Bildungsprocesses angenommen. Die Bewohner der Ebenen, dem Aberglauben aller Art ergeben, ertheilen diesem grotesken Gebirgszug, der ihnen so kühn den Horizont abschneidet, die märchenhaftesten Geschichten und Attribute. Wenn sich so das Abend- oder Morgengewölk dichter und dichter um die Felsenspitzen lagert und sie in eine immer dunkler werdende Nebelkappe einhüllt, während noch die ganze Ebene ringsum im hellen Sonnenschein liegt, oder der Aufgang der Sonne hier schon Alles klar zu Tage gelegt hat, dann schauen die wandernden Stämme aus den Steppen, wenn sie vorüberziehen, ängstlich nach diesem zackigen Wolkenschleier und vermeinen das gefahrdrohende Weben der Donner- und Sturmgeister in den halbdunkeln Himmelsräumen zu erblicken, wie sie schüren und arbeiten, sich neigen und beugen, um ein schreckliches Ungewitter zu erschaffen, das sein Unheil über die lachende Ebene ergießen soll. Wenn dann die Eingeborenen jene waldbewachsenen Thalschluchten und Hohlwege durchziehen müssen, die gleichsam als die Eingangsthore zu jenen ungastlichen Höhen zu betrachten sind, dann pflegen sie allerlei Opfer und Weihgeschenke an die Bäume zu hängen, um durch diese Gaben den zornigen Muth der Herren des Gebirgs zu versöhnen, damit sie von ihrem Grimm ablassen und günstiges Wetter, gutes Glück für die Jagd verleihen. Dieser furchtsame Aberglaube mag großentheils seinen Ursprung einem ganz absonderlichen Phänomen verdanken, das vorzugsweise in diesen Gebirgen wahrgenommen wird. Man vernimmt nämlich oft bei vollkommen klarem und heiterm Wetter ein seltsames Getöse, das diese Höhen und engen Thalschluchten durchbraust und dem Donner einer Artilleriesalve sehr ähnlich ist. Mehre Reisende bemerkten dieselbe Erscheinung in dem Felsengebirge und versichern dabei, daß der Glaube der Indianer dieses Krachen dem Bersten der Silberminen zuschreibt, die sich im Schoose jenes Gebirgs befinden. Auch in den Gebirgen Brasiliens kommen von Zeit zu Zeit ähnliche Erscheinungen vor. Der Jesuit Vasconcelles beschreibt ein solches Gebirgskrachen, das er in der Sierra von Siratininga vernahm und das er gleichfalls mit dem Abfeuern einer Lage schweren Geschützes vergleicht. Die Indianer sagten ihm, es sei eine Explosion von Steinen. Auch fand es sich bald, daß sie mit ihrer Behauptung die Wahrheit getroffen, denn man gelangte bald an eine Stelle, wo ein Felsen geborsten war und eine Masse kleinern und größern Gesteins aus seinem Innern hervorgeschleudert hatte. Das Ganze sah aus, als ob eine mit Steinen geladene, ungeheuere Bombe zerplatzt wäre; denn man bemerkte eine ziemliche Menge steinerner Gehäuse in Kugelform, die zersprungen waren und allerlei erzähnliche, gleich Edelsteinen glänzende Stücke umhergestreut hatten, deren Ähnlichkeit mit der Füllung einer Bombe auffallend war. Manche dieser kleinen Stücke waren hell und durchsichtig wie Kristall, andere hatten eine röthliche Farbe, noch andere zeigten schwarze Flecken wie Brandflecken. Es scheint, daß diese eigenthümlichen Explosionen, die offenbar vulkanischer Natur sind, doch noch keine durchaus erschöpfende Erklärung von Seiten der Geologen und Naturforscher gefunden haben.

Da, wo die Natur so rauh und geheimnißvoll ist, da darf man sich nicht verwundern, wenn auch das Menschliche ganz abweichende, rauhe und abenteuerliche Formen zeigt. Es gibt hier in diesen Gegenden eine ungemeine Anzahl verschiedenartiger Stämme, welche sich untereinander öfters durch selbstbeigelegte Thiernamen unterscheiden. Zu den rauhsten dieser Stämme gehören unter andern die Crows (Krähen), die sich wiederum in vier verschiedene Banden theilen. Sie haben ihre Wohnsitze, oder Nester, in jenen dichtbelaubten, fruchtbaren Thälern, der Rocky Mountains, die von dem großen Pferdefluß (Big-horse river) und dessen Nebenflüssen bewässert werden. Aus diesen Thälern stammen sie, hier leben ihre Weiber und Kinder, während die streitbaren Männer überall umherstreifen und nur auf kurze Zeit einmal ihre heimatlichen Districte besuchen. Diese sind die ausgemachtesten Pferderäuber und Marodeurs, die man nur irgend finden kann; sie durchziehen die Gebirge nach Kreuz und Quer, rauben in der einen Gegend und theilen den Raub in der andern. Sie erklären Alles, was ihnen in den Weg kommt, für gute Prise, und eine solche aufzusuchen, schwärmen sie rastlos umher; diese Lebensweise mag vielleicht Veranlassung zu ihrer Benennung gegeben haben. Pferde bleiben jedoch der Lieblingsgegenstand ihrer Räuberreien, und ihre Gewandtheit und Unerschrockenheit bei dieser Art von Raub ist erstaunenswürdig. Dies ist ihr Stolz und ihr Ruhm, und ein vollkommener Pferderäuber gilt bei ihnen für das Musterbild eines Helden. Ihre Kleidung ist stets wild, unvollständig, zerrissen und schmuzig, wie sich dies bei ihren ewigen Streifereien in Waldesdickicht nicht anders erwarten läßt.

Wir beschließen unsere Mittheilung mit einer kleinen humoristischen Skizze, deren Held freilich nur ein Bär, aber ein sehr launiger Bär ist und von starkem Ehrgefühl. Es befand sich unter der Reisegesellschaft ein alter Jäger aus Kentucky, Namens John Day, der viele Erfahrung besaß und einen ziemlichen Stolz auf seine erprobten Eigenschaften als Waidmann hegte. Dieser begab sich eines Tages in Gesellschaft eines jungen Gelehrten, der gleichfalls zu der Partie gehörte, auf die Jagd. Nachdem sie eine Weile fruchtlos umhergewandert, ohne auf Wild zu stoßen, erblickten sie plötzlich einen Bär von gewaltiger Größe, der aus dem Dickicht hervorkam. Kaum hatte das Thier seine Feinde bemerkt, als es Posto faßte und sich in einer Entfernung von etwa 30 Ellen auf die Hinterfüße kauerte und nun den Jägern ein so tüchtiges fletschendes Gebiß und ein Paar so derbe Fänge zeigte, als der alte John Day jemals in seinen besten Tagen gesehen hatte. Der Bär machte förmlich Männchen, sah aber dabei sehr grimmig aus, sodaß der junge Mann augenblicklich die Büchse von der Schulter nahm und sie auf den grimmigen Feind anlegte. Aber John Day's eherne Faust fiel ihm sogleich in den Arm. „Ruhig, Kind, ganz ruhig", flüsterte der alte Waidmann und machte selbst keine Bewegung, während er jedoch den Bär mit unverwandtem Blick ansah. So blieben sie eine Weile regungslos, worauf das Ungeheuer des Waldes sich bald auf seine Vorderpfoten niederließ und seinen Abmarsch zu nehmen begann. Kaum war er jedoch einige Schritte gelaufen, als er sein früheres Manoeuvre wiederholte. Day's Hand lag noch immer auf dem Arme seines Gefährten, und er murmelte aufs Neue zwischen den Zähnen: „Ruhig, Kind, ruhig, bleib du nur ganz still", obgleich sein Gefährte nicht die geringste Bewegung machte. Wiederum ließ sich nun der Bär auf seine Vordertatzen nieder und lief einige Schritte vorwärts. Es dauerte aber keine Minute, so saß er wieder auf dem Hintern und wendete sein drohendes Antlitz den Jägern zu. Dies war jedoch für den alten Waidmann zu viel. „Ei, das halte der Teufel aus", rief er, nahm rasch sein Gewehr und feuerte es auf den Bär ab. Der Schuß verwundete das Thier nicht gefährlich, hatte aber doch die Wirkung, daß es sich so eilig als möglich wieder in das Dickicht zurückzog. Als dies Scharmützel vorüber war, machte Day's Begleiter ihm Vorwürfe, daß er gegen seinen eignen Befehl gehandelt; aber der alte Waidmann war ganz ungehalten und sagte: „Schweig nur, Kind! Vorsicht ist Vorsicht; aber man muß auch mit einem Bär nicht zuviel Umstände machen. Soll ich alter Kerl mich von solch einem Hasenfuß zum Besten haben lassen?" 80.

Notizen.

Ungemeiner Beifall ist am 14. Januar im italienischen Theater zu Paris der neuen, von Costa componirten Oper: „Malek-Adel", zu Theil geworden. Das Verdienst des Componisten erscheint um so größer, als der Text, wie leider gewöhnlich, abgeschmackt sein soll.

Von dem Abbé de Pradt ist soeben wieder eine neue Schrift: „De la réforme anglaise et de ses suites probables", herausgekommen. 4.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Donnerstag, —— Nr. 40. —— 9. Februar 1837.

Rückblicke auf Personen und Zustände von Eduard Gans. Berlin, Veit u. Comp. 1836. 8. 2 Thlr.

Ein Schüler und Vorkämpfer Hegel's, ein gelehrter deutscher Jurist, Professor an der berliner Universität, Koryphäe einer neuen Rechtsschule, derselbe Mann, der unlängst durch sein „Erbrecht" als Leviathan umfangreicher Gelehrsamkeit und mühsamer Nachtforschungen, die mindestens eine Tonne Lampenöl im Leibe führen, mit mächtig emporgeworfenem Wasserstrahl über sich selbst einen glänzenden Triumphbogen ausgespritzt hat, derselbe berühmte Gelehrte hat mit bewundernswürdiger Elasticität sich dünn, schmächtig und geschmeidig gemacht und ist als gewandter, geistvoller, feinlächelnder Salonmann aufgetreten. In Deutschland ist ein solches Buch ein Phänomen. Noch immer war bisjetzt, mit wenigen Ausnahmen, die deutsche Schriftstellerkunst in Pelzhandschuhen, Waterproofs und einer Wildschur auf der Mensur erschienen. Es thut uns wohl und erquickt uns, wenn einmal ein Mann wie Hr. Gans graziös wird und eine Umgangsfeinheit kundgibt, eine Darstellungskunst auch im Portrait und niederländischen Memoirengenre entwickelt, die kaum von dem geübtesten Franzosen, der darin lebt und aufgewachsen ist, zu übertreffen wäre. Wenn wir nur viel solcher Bücher hätten! Unsere literarische Flotte steht ausgerüstet. Wir haben mehr Linienschiffe, Fregatten und aller Art dickbäuchiger Fahrzeuge als irgend eine andere Literatur. Jedes Schiff hat über hundert Kanonen am Bord; Foliantenballast sichert uns vor dem Spiel der Winde; viel Theer, eine schöne Masse Pech, starke Eisenbänder und vortrefflich grobes Segeltuch. Der Gottsched'sche Perückenkopf ragt am Vordertheil als geschnitzter Uranus über dem Bugspriet hervor. Nichts fehlt als günstiger Wind. Drum gesegnet und gebenedeit die Backen, die diesen erwünschten Wind in unsere Segel blasen!

Mit Ausnahme der Leistungen Heine's, dieses Callot-Rafael der Religion des Fleisches, der dem Heiligen den Nimbus abstreift und ihn auf der Palette zu brillanten Farben reibt, um mit feinster Pinselführung damit irgend ein Affengesäß zu bemalen, scheint uns von allen den Productionen, die in neuester Zeit es mit den französischen an Leichtigkeit, reiner und scharfer Skizzenzeichnung und anmuthiger Behandlung aufzunehmen versuchen, vorliegendes Buch das gelungenste zu sein. Keine Spur von deutscher Tiefthuerei und Schwerfälligkeit. Alles ist treffend, prägnant, leicht und doch sicher angedeutet. Die Meisterschaft, die das deutsche Talent bisher in Ausmalungen von Seelenstimmungen, psychologischer Lebenstiefe und speculativen Zuständen verschwendet hat, verflüssigt sich hier zu Portraitschilderungen und erblüht in leisen und doch lebendigen Pinselstrichen eines in seiner Weise großartigen, bedeutungsvollen und gleichwol lieblichbewegten Lebens.

Es wird das gesellschaftliche Triebwerk vorgelegt mit durchsichtigem Gehäus und Zifferblatt; eine Erscheinung, die in Deutschland unmöglich ist. Wir sehen, wie der politische Zeiger seinen Kreislauf beschreibt, denn blank und offen zeigen sich die Sprungfedern und Räderzähne des häuslichen und geselligen Lebens, gleichsam das geschäftige Zahnwerk des alten Kronos. Schon seit Ludwig XIV. hatten sich in Frankreich schöngeistige Kreise inmitten der bewegtesten Politik gebildet, die eine ganz andere Grundlage und Bedeutung als ähnliche unter andern Einflüssen hatten. Die Galanterie war und bleibt der Nationalnerv des französischen Lebens, mit dem Unterschiede, daß sie dazumal, als Hauptresultat erzielt, alle andern Interessen und Lebensmomente sich untergeordnet hat, und daß das Volk zu keinem andern Zweck gekeltert worden, als um diese Genußessenz zu gewinnen. Die Blüte der französischen Gesellschaft hatte sich um den Mittelpunkt einer durch Grazie, Geschmack, erotische Kunstfeinheit, oder durch vollendete und musterhafte Umgangssitte ausgezeichneten Frau vereinigt. Die groben und rohen Erscheinungen der politischen Vorgänge läuterten sich hier zu künstlerischem Lebensreiz. Eleganz, Zartheit und Ritterlichkeit der Sitte trieben aus den schmuzigen Wurzeln der Ereignisse in die vollduftige Kronenblüte eines raffinirten Genusses. Die höchsten Stände und auch diejenigen edeln Lebensglieder des Staates, die des sittlichen und geistlichen Princips hätten pflegen und wahren müssen, wurden allmälig von diesem Circenstab berührt. Im Übermaß einer schwelgerischen Verfeinerung ging die Gesellschaft zu Grunde. Allein so tief liegt dieser Zug in der Nation begründet, daß aus der blutigsten Umwälzung sich dieselbe Neigung nur in anderer Form und Gestalt wieder herausgebildet hat.

Es wäre interessant, eine Parallele zwischen den weiblichen Salonheldinnen jener Zeit und der jetzigen zu zie-

hen. Es ist hier der Ort nicht dazu. Ich glaube aber, es ließe sich an jenen Erscheinungen der ganze Zeitcharakter vermessen. Ninon, Sévigné, Dudeffand, Grafsigny sind so gut die Typen jener Zustände, als in Madame Récamier sich die Verschmelzung der durch die Revolution ermittelten Wiedergeburt bürgerlicher Häuslichkeit mit dem edeln und geistigen Profil des höchsten Geschmacks spiegelt.

Es ist schon früher bemerkt worden und nicht zu leugnen, daß ein melancholischer Zug die Physiognomie des gesellschaftlichen Lebens der Franzosen umspielt. Das ganze Ergebniß der Revolution ließe sich unter diese Melancholie subsumiren. An der Stelle der ehemaligen brillanten Tändelei führt ein tieferes Bildungsbestreben die Gesellschaft zusammen. Ein Paar zart und feingedrechselte Verse war die letzte Blüte, die man mit lüsterner Hand von der Alles gewährenden Gunst einer berühmten Frau brach. Aus dem durch Entmannung des Saturn herabgetröpfelten Blute soll nach der Mythe die Liebesgöttin dem Meeresschaum entstiegen sein; das alte Ritterthum in Frankreich schien dieselbe Operation bestanden und die Galanterie erzeugt zu haben. Die heutige aber besteht zum Unterschiede darin, daß das Frivole als anstandswidrig äußerlich verpönt und verwiesen ist, daß sich ernste und geistreiche Männer, die größten durch Geistesproducte sowol als Lebensschicksale merkwürdigen Berühmtheiten um die auserlesensten Muster weiblichen Liebreizes, anständigen Wandels und anspruchloser Geselligkeit ebenso zwanglos wie sonst, ebenso fein und glänzend, nicht weniger zart den Frauen huldigend, nur mit größerer Anerkennung und inniger Verehrung gesellen und bewegen. Ja, man hat eine größere Meisterschaft des Umgangs erreicht. Das Künstliche, Preciöse und Formelle ist ganz verschwunden. Die größte Unbefangenheit, die ungezwungenste Berührungsweise gehen mit der gebildetsten Lebensart Hand in Hand. Zu jener Zeit verbarg sich unter dem leichten Glanz eines Lächelns, des gewähltesten Ausdrucks, der einschmeichelndsten Galanterie ein Viperknäuel von innerm Seelenschmuz, von Egoismus und wahrhaft ruchloser Gesinnung. Nicht ganz so jetzt. Die größere Gediegenheit duftet aus dem schöngeschliffenen Krystall heraus, tüchtiges Wissen, die wohlwollendste Humanität, scharfer und glänzender Witz, das Gewicht der Erlebnisse und der persönlichen Erscheinung, selbst das sinnige und inhaltsvolle Schweigen beleben jetzt häufig die Gesellschaft und überhauchen sie mit einer Anmuth, die sie dem Deutschen insbesondere einheimisch, anfügsam und genußreich machen.

Man vergleiche selbst nur die äußere Erscheinung der Gesellschaft in Frankreich von ehedem mit der jetzigen. Vielleicht findet man, daß jene mit den steifen brocatenen Paniers, den Spitzenmiedern, den Bandschleifen, den fingerhohen, gefärbten zierlichen Absätzen, den Tressenröcken, dem bei jedem Bückling wie ein feiner Wespenstachel heraustretenden Courdegen, mit der Schminke, den schwarzen Pflästerchen, die dem Gesichte das Ansehen einer beschossenen Zielscheibe gaben, dem stereotypen Süßlächeln und dem gothischen Perückenbau u. s. w., sich zu der jetzt ganz häuslich und anspruchslos gewordenen Darstellungsform wie ein Mummenschanz, den bei allem Glanz, Geist und bacchanalischer Freude etwas Puppenhaftes und Unheimliches drückt, zu einem einfachen natürlichen Stillleben verhalte. Die größten, einflußreichsten Begebnisse waren zu jener Zeit nichts als ein schmeichelndes Lüftchen, das sich eine Maitresse ab- und zufächelte. Madame Pompadour schreibt in einem Billet an Louis XV.: „Au nom de Dieu, Sire, laissez l'Europe à elle-même, et permettez-moi de vous parler de l'état de mon coeur.“ Die gelehrtesten und witzigsten Köpfe Frankreichs kannten keinen größern Triumph, als die Funken ihres Geistes zu Besatzflitterchen einer Favoritin auszusprühen. Die winzigsten und eitelsten Motive fachten nicht nur den Zunder verheerender Schlachten an, es traf sich wol auch, daß die ritterliche Aufwallung eines flaumbärtigen Prinzen die Blutströme der Völker wie eine Rosaschleife der Herzensdame mit zierlichen anmuthigen Worten übersandte. Les modes à la Steinkerque waren das einzige Resultat einer berühmten Schlacht, eine Salonschmeichelei der Courtisanen zu Ehren des Prinzen von Conti, der im Eifer und in der Eile des Angriffs sein Spitzenhalstuch nachlässig umgebunden hatte. Was zeigt sich aber in der Gesellschaft von heute? Das Heroische liegt in den Massen. Von den Bevorzugten ist das Ritterthum auf das Volk übergegangen. Die Personen, und zwar im Verhältniß ihrer Größe und ihres außerordentlichen Schicksals, erscheinen prunklos und bürgerlich, sich gegen das Riesenhafte, die Dunkelmassen und mächtigen Schlaglichter einer großen Zeitgeschichte abhebend. Das Königthum in Frankreich mußte schon deshalb ein bürgerliches sein, weil das Bürgerthum königlich geworden. Die Volkssouverainetät in Frankreich liegt keineswegs in einzelnen Bestimmungen, sondern darin, daß die Nation allein und durch sich selbst großartige und königliche Thaten vollbracht hat. Aus diesem Boden wächst denn auch das jetzige gesellschaftliche Leben heraus. Die hervorragendsten Persönlichkeiten sind auf den Einblick in sich selbst und somit auf stillsinnige Vergleichung und eine daraus nothwendig entspringende Bescheidenheit angewiesen. Denn so bedeutend und groß sie selber sein mögen, erbleichen sie doch gegen das Ungeheuere der Vergangenheit. Tiefe Seelen wie Chateaubriand fühlen dies zuerst. Sie erscheinen umflossen von einem melancholischen Glanz. Sie sind nachdenkend wie Geisterseher, denn hinter ihrem Rücken weilt unsichtbar, wie Cäsar's Schatten bei Brutus, die Seele einer unglaublichen Zeit. Das Erlebte war an sich so überwältigend, von so grandioser Geschichtlichkeit, daß alle Celebritäten der jetzigen Gesellschaft nur den Eindruck bürgerlicher Genrebilder, wenn auch im edelsten Style, hervorbringen können.

Herr Gans hat die drei verschiedenen Gesichtsbildungen von Paris im J. 1825, 1830 und 1835 mit scharfem Beobachtungsgeiste aufgefaßt und in flüchtigen, aber dennoch kräftigen Umrissen hingezeichnet. Einzelne Portraits sind mit leisironischer Laune hineingewebt. Der Verf. hat

das Talent, durch unscheinbare Entwickelung markirender Züge in wenigen Strichen einen Charakter zu umzeichnen. Der Anflug von harmloser Jovialität vollendet das Prägnante und die Lebendigkeit des Profils. Cousin, der es gelegentlich immer abkriegt, Professor Hase, der mit einer an Humor streifenden Laune skizzirt ist, aber auch hervorstechendere Charaktere wie Benjamin Constant, Royer-Collard verrathen ein scharffassendes Auge und eine sichere kunstgeübte Hand. Der Styl hat überall das Hingeworfene und Raschüberstreifende, das dieser Darstellungsart vollkommen angemessen ist; eine gewisse rapide Eile, wie ein lebhafter, seinen Stoff schnell und geläufig überdenkender zu erzählen pflegt. Der Jurist und Politiker geht nach hastiger Umzeichnung einiger Persönlichkeiten etwas näher in die Sachlage von 1825 ein. Einige geschickte und gutangebrachte Pinselstriche zeigen auch hier den Mann, der seinen Gegenstand durchdacht hat. Die Schilderung der Kammer der Dreihundert ist treffend und einsichtsvoll. Sie wird von einigen Bemerkungen durchblickt, die das geschichtforschende Auge bekunden.

Verschlagenheit und List können einen Augenblick das wirklich Nothwendige entfernen und abhalten, nur aber unter der Bedingung, es für die Dauer in heftigern Formen und Gestaltungen wiedererscheinen zu lassen.

Sehr wahr und in der Geschichte tausendfach bestätigt. Alles sich daran Anschließende ist ebenso richtig und leidet durchaus keinen Einwand, sowie die Hindeutung, daß dasselbe Mittel, was in England heilbringend gewesen war, durch die unlautern und verwickelten Manoeuvres in Frankreich in sein Gegentheil umschlagen mußte, von den Begebenheiten gerechtfertigt und begründet wird. Die Charakteristik Ludwig XVIII. und Karl X. scheint mir selbst für solche Croquis, wie sie in diesem Buche gegeben werden, zu dürftig und oberflächlich. Dagegen gibt der Verf. in gedrängter und resumirender Kürze ein gutgetroffenes Bild von der Mummerei des Congregationsgeistes, dem Jesuitismus der Tendenzprocesse, vielleicht des Perfidesten, was in jenem Zeitraum ausgedacht worden, wie denn überhaupt das Ministerium Villèle, ohne anmaßlich zu scheinen, an Peter Faber, Franz Xaver, Salmeron, Lainez und die berühmtesten Vortänzer jenes Ordens sich füglich anschließen kann.

Voll anschaulichen und unmittelbaren Lebens sind die Verhandlungen eines merkwürdigen Processes dieser Art dargestellt. „Man hörte den Herzschlag Frankreichs." Nie scheint wol diese Nation frappanter, als wenn sie ein schlau umworfenes Netz mit einem Male durchbricht und, sich schmückend mit der durchrissenen Umstrickung, in mänadenhafter Anmuth dahinjauchzt.

Noch lebenvoller, glänzender und fortreißender, wie es von der so plötzlichen Scenenumstellung zu erwarten war, wird 1830 geschildert. Auch hier werden bemerkenswerthe Personalien eingeflochten. Das innere Salonleben wird aufgerollt. Die Herzogin von Broglie ist mit feinen Zügen und warmen Farbentönen portraitirt. St.-Marc Girardin, Duchatel, Vitet, Abel Remusat werden mit rapider Umreißung hingestellt. Den liebenswürdigen Familienkreis des Grafen von St.-Aulaire und insbesondere dessen Gemahlin hat der Verf. mit deutscher Innigkeit und Gefühlstiefe abgezeichnet. Es konnte nicht fehlen: wir sehen uns in dem Salon Lafayette's, des Pantalon der Revolution. Wie der Diptam nach einem Ungewitter leuchtet, so erblicken wir ihn hier in seinem Blütenspätglanz; es ist sein Alterweibersommer. Er ist aufgeräumt und in altväterischer Zierlichkeit liebenswürdig wie eine Großmutter, die ihre Urenkelin, die Julirevolution, unter die Haube bringt; oder vielmehr er begeht selbst mit ihr seine goldene Hochzeit. Wie symbolisch ist da die unerwartete und gleich dem Silberblick der Lafayette'schen Spätwonne vorübereilende Erscheinung des feinsten Revolutionsschmarotzers, Talleyrand's! Der delicate Glücksgourmand, der genäschige Machtschmecker wird von einem ephemeren Glückszufall angelockt, kostet ihn aus und empfiehlt sich.

(Der Beschluß folgt.)

Dick Brown, ein Gemälde aus London. Von Woldemar Seyffarth. Stuttgart, Cotta. 1836. 8. 1 Thlr. 20 Gr.

Wenn uns der Verf. in seinem Vorworte nicht feierlichst versicherte, daß, möge „Dick Brown" nun Wahrheit oder Dichtung sein, er doch sein freies Eigenthum wäre, so würden wir Stein und Bein darauf geschworen haben, daß diese Blätter von irgend einer züchtigen englischen Predigerstochter geschrieben und von der Moral society edirt wären. Hat aber Hr. S. eine Täuschung damit beabsichtigt, wie beim „Walladmor" und „Schloß Avalon" geschah, so ist diese Täuschung vollendet; denn wir fodern jeden Leser heraus, in diesem Romane den deutschen Schriftsteller zu erkennen und in einem Worte nachzuweisen. Die Geschichte ist so echt englisch, sie schmeckt so durchaus nach der schönen Insel, sie ist so ganz undeutsch, daß der Verf. nothwendig Briefe gefunden haben muß, die darum noch immerhin sein freies Eigenthum sein können. Ob die Erzählung Wahrheit oder Dichtung sei, ist uns ganz gleichgültig, denn als Wahrheit ist sie eine langweilige und triviale Wahrheit, als Dichtung eine höchst prosaische und unbedeutende; aber ob sie Übersetzung sei oder Original, das geht uns an, das betheiligt uns. Beim Mangel anderer als innerer Beweise müssen wir glauben, was uns der Verf. davon sagt; denn einen Federkrieg darüber zu beginnen, wie um die Hinterlassenschaft des Sanchuniathon, hieße wahrlich die Pferde hinter den Wagen spannen und Eulen nach Athen tragen.

Die Geschichte des kleinen Brown, der es endlich bis zum Associé des Herrn N. N. bringt, und durch eine Erbschaft, für die er nichts thut, halber Millionnair und Bräutigam der schönen Luise Lockwood wird, ist übrigens ganz gut und würde sich auszugweise im „Brandenburgischen Kinderfreund" ganz passabel ausnehmen; indessen entdecken wir auch nicht ein Fünkchen poetischen Geistes darin. Daß ein frommer und fleißiger Junge am Ende zu etwas gelangt, seiner gleichfrommen Mutter Freude macht und seine eiteln Verwandten, die sich seiner schämten, zuletzt beschämt, ist eben weder eine Seltenheit noch ein sehr dichterischer Gegenstand. Außerdem kommen, wie in allen englischen Geschichten, Matrosen, Bettler und einige Gassenkehrer, einige Gauner und Advocaten, die diesmal aber ehrlich sind, in der Erzählung vor. Es ist in der That zu bewundern, daß die englische Lesewelt sich noch immer an diesen über und über verbrauchten Romanelementen erfreut, ja, daß sie sie nur duldet. Walter Scott, Banim, Bulwer und Smith haben, so sollten wir glauben, dies Thema erschöpft; aber nein, es schwillt immer wieder über, wie der

Zaubersee des Donald in der irischen Sage, und unmöglich scheint es, daß ein Engländer einen Roman denke ohne Gauner, falsche Rechtssprüche und Betteljungen. Nun fängt sogar der Verf. mit seinen englischen Originalerzählungen an, dasselbe Thema wiederzukäuen, doch wahrlich nicht in W. Scott's poetischer Weise.

Dick Brown ist eine höchst moralische Geschichte, eine angewandte Predigt über den Text: Sei fromm und arbeite. Mit solchen Sachen befaßt die Kritik sich nur, wenn sie neu und geistreich vorgetragen, anziehend und geschmackvoll dargestellt sind. Da dies der Fall hier nicht ist, so überheben wir uns einer weitern Besprechung dieser Blätter, von denen der Name des Verlegers uns, wir leugnen es nicht, etwas mehr erwarten ließ.

Der Verf. und alle Die, welche etwa zu ähnlichen Bestrebungen Lust hätten, wollen doch bedenken, daß unsere schöne Literatur reich genug ist, um nicht im Trivialen eine Vermehrung ihres Reichthums zu finden. Das Geistreiche ist zwar in seinen Formen von unendlicher Mannichfaltigkeit; aber immer fodert es als erste Bedingung das Neue. Nur wo ein Streben nach dem noch nicht Dagewesenen erblickt wird, ist überhaupt ein geistiges Interesse lebendig zu machen. In dem vorliegenden Werke aber sehen wir nichts Anderes als aufs höchste eine recht glückliche Nachahmung des englischen Romangeistes in seinen hundert und hundertmal wiederholten und fast stereotyp gewordenen Bestandtheilen. Was daher der Verf. auch, seine Unschuld vertheidigend und nicht den Raub, sondern die Ertappung strafbar findend, sagen möge, wir können ihm Recht geben und dennoch behaupten, daß man durch seine deutsche Schrift die englische erkenne, wie die Rückseite einer Tapete das Muster derselben annäherungsweise wenigstens erkennen läßt. Wozu aber ein solcher tour de force? Warum will der deutsche Romandichter auf einmal ein Engländer werden? Ist das deutsche Leben etwa plötzlich verarmt, oder ist es erschöpft? Wer wagt das zu behaupten? 21.

Notiz.

In einem vor Kurzem zu London unter dem Titel: „Portugal and Gallicia with a review of the social and political state of the Basques Provinces, and a few remarks on recent events in Spain" (zwei Bände) erschienenen Reisewerk gibt der ungenannte Verf. folgende Beschreibung eines Mittagsessens bei dem Marquis von Fronteira, das wegen der dabei vorwaltenden Umstände interessant genug ist. „Ich speiste bei dem Marquis", erzählt der Verf., „auf seinem schönen Landsitz unweit Bemfica. Der Speisesaal war auf das prächtigste und geschmackvollste verziert, er war im alten Styl gebaut, geschmückt mit schönen heroischen Basreliefs, welche die Thaten der ersten Ritter aus dem Geschlechte der Fronteira vorstellten. Die Tischgesellschaft bestand aus den britischen Commandanten, Sir William Clinton, und seinem Militairsecretair, Oberst Hare, dem Grafen und der Gräfin von Villaflor, dem Grafen von Alva und seiner Schwiegertochter, einer noch sehr jungen und schönen Dame, dem Grafen von Taipa, dem Grafen von Puente und dem Wirth selbst nebst seiner Gemahlin. Besonderes Interesse gewann diese Tischgesellschaft dadurch, daß sie aus Männern bestand, die während dieser bedenklichen Zeitperiode eine ausgezeichnete und hervorragende Rolle spielten; ferner weil dies der letzte Act der Gastfreundschaft war, der mir von meinen portugiesischen Freunden in Lissabon zu Theil wurde; besonders aber deshalb, weil dies beinahe der letzte Augenblick war, der diese angesehenen Familien in ihrem Vaterlande an dem gastlichen Herde versammelt fand; denn kaum waren drei Tage vergangen, so waren sie sämmtlich Verbannte, die sich bereits auf der See befanden und ihrer Heimat den Rücken zukehrten. Dies war ein trauriges Gericht und ein schwerer Abschied, ein Tag der heißen Prüfung, wo man ihnen ihren erlauchten Stammbaum abstritt, ihre Privilegien vernichtete, ihre Güter einzog und sie sogar aus jenen alten Gemächern vertrieb, worin wir ruhig Versammelten kaum erst zu Mittag gespeist hatten. Diese Gemächer, die von einer langen Reihe von Ahnen auf sie vererbt und nun von der Liste ihrer rechtmäßigen Herren gestrichen worden waren. Während des Mittagsessens fand keine Anspielung auf die öffentlichen Ereignisse statt, aber nach geendigter Mahlzeit theilte sich die Gesellschaft in verschiedene Gruppen und man unterhielt sich in einem gedämpften Ton und mit einer gewissen ruhigen Ergebung über die bewegten Zustände und finstern Aussichten des Vaterlandes. Alle kannten sehr genau das Umfassende und Bedeutende der Krisis und fühlten die Größe der Gefahr; sie hatten sämmtlich die Sache Don Pedro's mit unwandelbarer Treue unterstützt und waren folglich den Ahndungen der gegenwärtigen Regierung im vollen Maße ausgesetzt, einer Regierung, die in Bethätigung ihrer absoluten Macht reißende Fortschritte machte, die bereits mehre Offiziere von gemäßigter Gesinnung von der Armee entfernt und ihre Stellen durch solche Personen besetzt hatte, die dem Hofe unbedingt ergeben waren. Sie wußten, daß die Rache Don Miguel's auch gegen sie sich richten würde, sobald die damals im Entstehen begriffenen Veränderungen bewirkt sein würden und der Hof mit Sicherheit den Streich würde führen können. Bisher hatte man sie freilich noch verschont; allein es war nur eine hohle Ruhe, ein verrätherischer Friede. Sie schliefen auf einer Pulvermine und mußten jeden Augenblick der Explosion gewärtig sein. Da diese Gespräche die Gemüther der Gäste etwas verstimmt hatten, so setzte sich die Marquise, um uns etwas zu zerstreuen, ans Fortepiano und spielte uns ein heiteres Stück vor; allein obgleich die Fertigkeit und der gute Vortrag unserer Wirthin gleich bewunderswürdig waren, so vermochte doch ihre Musik nicht, die Schwermuth unserer Stimmung zu verbannen, und wir trennten uns unter solchen Gefühlen, die man als Vorzeichen des nahe bevorstehenden Unglücks betrachten konnte." 11.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Freitag, — Nr. 41. — 10. Februar 1837.

Rückblicke auf Personen und Zustände von Eduard Gans.

(Beschluß aus Nr. 40.)

Der Verf. läßt uns in seinem Skizzenstraus, wie der Affodil im Kelchbusen mythisch-blutige Male trägt, stets bis auf den politischen und revolutionnairen Fruchtboden hinuntersehen. Die Darstellung zeichnet sich durch einen weltmännischen sachkundigen Anstrich aus. Die Farbe ist hingehaucht, brillant, französisch. Es scheinen hier die Grundlinien des diplomatischen Erzählungstones hingestreut, aus denen sich eine neue deutsche Behandlungsart der Geschichte entwickeln möchte, die, gewissenhafter und tiefer Begründung durchaus unbeschadet, nur den Reiz des Ungekünstelten, des Lebensfrischen und der Grazie ihr verleihen kann. Es ist übrigens keineswegs leicht, unmittelbar vorabgelaufene und gleichsam noch unter den Augen wachsende Begebenheiten, eben weil die Perspective fehlt und alle Stadien noch nicht durchmessen sind, in anschaulicher Wechselbedingung sich entfalten zu lassen. Der Verf. thut dies klar, besonnen und seines Stoffes mächtig. Juristische Fragen werden hin und wieder angestreift und, wie es dem Fluß der Darstellung zukommt, nur mit flüchtiger Meinung berührt und in unentschiedener Schwebung gelassen. Schlagend ist das wie im Flug über den St.-Simonismus Bemerkte. Ich erinnere mich nicht, über diesen Punkt etwas gelesen zu haben, was in wenigen Worten den Nagel so auf den Kopf träfe. „Wenn Fähigkeit der letzte Träger der Glücksgüter sein soll, wo ist der Messer dieser Fähigkeit?" Diese und ähnliche Fragen leiden schlechthin keine Widerlegung. „In dem fehlenden Erbrechte wird sogar die moralische Seite des Eigenthums verloren gehen, die dieses nicht entbehren kann." Ein tiefer Blick. Was läßt sich wol gegen die Bemerkung einwenden:

> Dann tritt aber gegen die Grundlage der Fähigkeit ein weiterer Beschwerdepunkt auf, nämlich der, daß es am Ende doch auch ein Privilegium ist, daß dem Einen der Beruf geworden und dem Andern nicht. Soll der Unfähige nun ganz verstoßen sein und nicht im Glücke und Zufall einen möglichen Ersatz für seine Dummheit finden?

Diese Sachführung der Dummheit ist ebenso human wie durchdacht.

Die neue Dynastie war inzwischen gegen ihren Ursprung ins Aphelion getreten und hatte sich mit Fixsternen in Conjunction gestellt, zu denen sie eine größere Anziehung verspürte. Die Orleans'sche Macht hatte durch ihre schnellere Drehung sich zu einem solchen Kreise umgeschwungen, daß der Pendel des Liberalismus verkürzt werden mußte, damit sie selbst bei seinen Schwingungen nicht zu kurz käme. Von dem J. 1835 zieht der Verf. den Vorhang weg. Er weiß sich und sein Tableau so geschickt in den Lichteffect zu rücken, daß es unentschieden bleibt, ob das Farbenspiel den unmerklichen Nuancen einer geschmeidigen Gesinnung zuzuschreiben, oder vielmehr auf Rechnung des äußern Farbenwechsels der auf ihn fallenden Schlaglichter der Begebnisse zu setzen sei. Indeß würdigt er, wie es von ihm zu erwarten stand, die Intimidationsgesetze, die wie Leichenwürmer aus dem Rumpfe des jämmerlichsten Taugenichts und Lumpen, der aus Liederlichkeit und Völlerei einen Mordversuch unternommen, hervorgekrochen sind. An die Endfäden der Politik knüpfen sich hier Literatur und Wissenschaft. Auf Michelet wird die Aufmerksamkeit gelenkt. Er ist einer von Denen, die am glücklichsten die Fusion von deutscher Tiefe und französischer Eleganz abspiegeln. Ich wundere mich, daß Hr. Gans Balzac und George Sand so obenhin abfertigt. Letztere namentlich würde gewiß bei einer genauern Kenntniß ihrer Leistungen den Verf. zu einem andern Urtheil veranlaßt haben. Sie ist ohne Frage der glänzendste Geist, den die Franzosen im socialen Roman aufzuweisen haben. In ihrem Genre ist sie der größte lebende Autor. Sie besitzt eine analytische Psychologie und Auffassung der gesellschaftlichen Wirrnisse, wie sie in der französischen Literatur noch nicht dagewesen. Ihr dunkelrollendes, wie vom prophetischen Wahnsinn bewegtes Sibyllenauge dringt tiefer als irgend eines ihrer Landsleute. An poetischem Glanze kommt sie den ersten Schriftstellern gleich. Sie ist ein Phänomen für sich, das näher gewürdigt und geprüft zu werden verdient. Die höchst interessanten Portraits der Prinzessin Belgiojoso, der Delphine de Girardin lächeln uns aus der Skizzenmappe des Verf. freundlich und gewinnend an. Quinet's, Ballanche's, Buchon's Umrisse daneben.

Dem Inhalte und der Grundlage nach ist das dreifache Bild von Paris wol das Wichtigste im Buch. Was jedoch die Darstellung betrifft, scheinen vier folgende Schilderungen: „Der Salon der Madame Récamier"; „Ein Abend zwischen

Siéyes und Merlin"; „Ein Besuch bei Jeremias Bentham"; „Göthe an seinem Geburtstage", noch gelungener. Im ersten namentlich ist eine kunstvolle, pikante und allmälige Entfaltung der Persönlichkeiten. Nicht aus gewöhnlichen Zügen werden die bekannten physiognomischen Lineamente zusammengesetzt. Ein leiseres, geistreicheres Ablauschen führt neue Eigenthümlichkeiten aus. Wir betreffen den Maler gleichsam beim Portraitiren und sehen seine Gebilde ihm unter der Hand Gestalt und Form gewinnen. Einige erblühen wie aus sympathetischen Farben, und das geistige Auge der Geselligkeit in Frankreich sieht uns klar und lebendig an. Chateaubriand namentlich, ganz im Einklange mit der Bemerkung des Verf., daß er zu den Abgeschiedenen zu zählen, löst sich unter dem Pinsel des Darstellers geheimnißvoll und fast geisterhaft von dem Dunkel ab, und gleichwol bleibt auch hier die Zeichnung skizzenartig hingeworfen. Hr. v. Tocqueville ist eine nicht minder anziehende und sinnige Erscheinung, die durch das Schweigsame wirkt. Madame Récamier selbst, als Vereinigungspunkt so bedeutender Männer, brennt wie eine stille bescheidene Flamme, die diese ernsten und zarten Geister umkreisen. Diese Nummer schließt der Verf. mit einer salbungsvollen Tirade, die einen Hegel'schen Predigeranstrich hat:

Die Geselligkeit, welche die reine Geselligkeit, die Gesellschaft, welche die reine Gesellschaft ist, bleibt somit lediglich in Frankreich zu Haus. Hier ist sie mit sich selber eins, ohne Ansprüche und Drangsal, ohne Kosten und Verderben, eine Tochter des Gottes, der den Menschen zu seinem Ebenbild erschaffen, damit er in Jedem auch den göttlichen Ursprung erkenne.

Es fehlt nichts als das Amen.

Das zunächst darauf folgende: „Ein Abend zwischen Siéyes und Merlin", ist ein wohlgelungenes flamändisches Genrebild. Es muß sich malerisch ausgenommen haben, das leibhafte Bild einer strotzenden, wohlgenährten Gegenwart zwischen zwei ausgedörrten Hieroglyphen der Vergangenheit sitzen zu sehen; zwischen Siéyes, der welken abgestreiften Schlangenhaut des vorigen Jahrhunderts, die nichts als die Klapper behalten hat, und dem dünnen blutrostigen Beil im Fascesbündel, Merlin. Ein glänzender, fettsaftiger Gänsebraten zwischen den Skeletten einbalsamirter Ibisse. Den jovialgeschilderten Abend beschließt eine Brauwer'sche Kneipenscene.

Mit demselben Darstellungstalent ist der Besuch bei Bentham conterfeit. Die Kleinmalerei gelingt dem Verf. ebenso vortrefflich, als er sich bei aller Aufmerksamkeit auf das Umgebungsdetail jene feinen Lächerlichkeiten nicht entgehen läßt, die mit einem kaum bemerkbaren Schlagschatten von leiser Narrheit oft den Weisesten anwehen. Der große Jurist Jeremias Bentham ist des gezogenen Facits gewiß; er hat die Lösung seines politischen Rechenexempels in Sicherheit; er hat es schwarz auf weiß; die Andern trifft sein herber Eifer und kaustischer Spott. Canning, der Sohn der Schauspielerin, ist zufolge ihm ein Narr. Er beweist es, wie jener Irrenwärter, der einen seiner Pflegebefohlenen, welcher sich für Gott den Sohn hielt, damit überwies und ad absurdum führte, daß er es doch besser wissen müsse, er, der Gott Vater sei. Er sagt, nämlich der berühmte Staatsweise, Jeremias Bentham: „Wir müßten vielmehr in euer Land uns begeben, wo die Gesundheit durchgängiger Reform seit beinah einem Jahrhundert herrschend ist", was die Energie des Predigers auf Gielsdorf, der Zopfschulze, unwiderleglich bewiese. Man glaubt Tieck's „Reisende" zu lesen. Der eingestreute Dialog in diesem Stück ist meisterhaft gehalten. Dabei bewahrt der Verf. die Bonhomie, die ihm bei der ehrerbietigsten Deferenz eine seinen Mann durchschauende Überlegenheit sichert.

Vielleicht dürfte „Göthe an seinem Geburtstage" für die beste unter diesen Skizzen gelten. Das tiefgefühlte Seelenglück des Verf., von dieser schönen großartigen Nähe erwärmt und durchleuchtet zu werden, geht auf den Leser über. Das herablassend Grandiose, das poetisch Freundliche, das gesellig Erhebende und Veredelnde dieses großen Mannes strahlt mit fürstlichem Genügen aus seiner Umgebung heraus. Man kann nicht sonnenhafter und liebenswürdiger sein. Keine Literatur wird edler und imposanter repräsentirt als die deutsche durch Göthe. Sein Bild mögen die Pfützen trüben; er selbst wandelt seine Bahn dahin in fleckenlosem Glanz nach wie vor. Auch in stylistischer Behandlung läßt diese Partie nichts zu wünschen übrig. Die Form entwickelt sich im Volldrang eines leichtbewegten gleichmäßigen Flusses.

Die übrigen Darstellungen, stehen sie auch gegen die genannten an Werth zurück, sind doch gewandt und tüchtig behandelt. Brüssel, das alle französische Werke und daher pflichtschuldigermaßen auch die Julirevolution nachgedruckt hat, bietet an sich zu wenig Interesse, um durch des Verf., wenn auch sonst sehr gut und mit Laune entworfenen Schattenriß besonders ansprechen zu können. Die Figur des Engländers ist ergötzlich gehalten. „Die Sitzung des Oberhauses vom 7. zum 8. October 1831" ist interessant und belustigt unter Anderm auch dadurch, daß der Verf., selbst ein tüchtiger Sprecher, bei den Verhandlungen vom bloßen Zuhören müde-krank geworden, sich zerschlagen ins Bett legen mußte, wo er denn einen Tag lang mit aller Muße über seine parlamentarische Unzulänglichkeit nachdenken konnte.

In dem Artikel: „Die Schweiz am Ende des Jahres 1832", erfährt man von dem Verf., daß ihm zur Landschaftsmalerei das Talent fehle. Daß ihm die Neigung und der Reiz dafür jedenfalls abgehe, ist schon deshalb natürlich, da ihn, den die Politik, das parlamentarische Leben und der Glanz der Rede ganz und gar zu eigen hat, die stummen Naturschönheiten wenig rühren mögen. Die Gebirge, das stille Ober- und Unterhaus, sehen einander an und sagen kein Wort. Der Wasserfall, der Sprecher des Unterhauses, stottert zum Erbarmen. Das Finsteraarhorn erhebt sich zwar wie der edle Lord auf dem Wollsack, gibt aber keinen Laut von sich. Die Sturzbäche reichen zwar Petitionen ein, sie werden aber zurückgewiesen. Die Emancipationbill der Lavinen fällt jedesmal durch. Ein Politiker, zumal ein liberaler, muß dem verächtlich den Rücken wenden. Der Fürst Pückler-Muskau sollte in der That den Vorschlag des Hrn. Gans

nicht von der Hand weisen. Der Fürst ist ihm an Auffassungssinn der Natur ebenso überlegen, als Hr. Gans ihn an politischem Urtheil übertrifft.

In dem übrigens vortrefflich geschriebenen Aufsatz: „Die Stiftung der Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik", schien mir ein wenig Commérage zu herrschen. Diese Abhandlung soll beim Vorlesen den Frauen besonders gefallen haben.

Das Letzte: „Die Deutschheit des Elsasses", läuft etwas dünn aus mit dem magern Gedanken: daß die Elsasser als Repräsentanten deutscher Art bei unsern überrheinischen Nachbarn betrachtet werden dürften.

Noch eines Vorzugs, der diese Blätter auszeichnet, muß erwähnt werden. Der Verf. verhält sich darin passiv, das Beobachtete rein aufnehmend und abspiegelnd. Und obgleich die Fäden des Erzählten mit großer Lebendigkeit bewegend, bleibt er dennoch selbst anspruchslos und bescheiden im Hintergrunde. Indem die Kritik die Bescheidenheit dieser Selbstzurückstellung anerkennt, erlaubt sie sich zugleich dem einsichtsvollen Verf., den hierin ein feiner Takt geleitet hat, für die Zukunft einen Fingerzeig zu geben, weil das selbstgefällig Vordringliche eines persönlichen Dazwischentretens diesem Genre namentlich sehr viel Eintrag thun kann, ja es ganz und gar verleiden möchte.

J. L. Klein.

Correspondenznachrichten.

Paris, 8. Januar 1837.

Das so schon vielbewegte Paris nimmt, wie Sie wissen, um die Weihnachtszeit, am Schlusse des Jahres, einen noch regsamern, bewegtern Charakter an als gewöhnlich. Ich könnte Ihnen davon Vielerlei erzählen. Ich könnte Sie z. B. des Morgens ein Stündchen, vielleicht auch zwei und drei, über die Boulevards, durch die Rue Vivienne nach dem Palais royal und von da zu Hrn. Chiroux und Comp. führen, um Ihnen die glänzendste Ausstellung von Neujahrsgeschenken in der Welt zu zeigen; wir könnten uns des Abends zusammen in einen der vielen Salons verlieren, welche, so langweilig sie in der Regel auch an sich sind, doch grade um diese Zeit einen gewissen Reiz der Neuheit haben; man ist soeben erst vom Lande, von weiten Reisen zurückgekehrt, man sieht veränderte und neue Gesichter, man hört alte und neue Grundsätze auspredigen, man bemerkt alte und neue Toiletten. Gefiele es Ihnen hier nicht, wollten Sie vielleicht lieber ein wenig bewundern als blos beobachten und kritisiren, so könnte ich Sie den einen Abend zu dem italienischen Improvisator Cicconi begleiten, der uns neulich Savonarola in einer einzigen Sitzung auf einem recht artigen tragischen Kothurn vorgeführt hat; an einem andern würden Sie mir vielleicht zu dem polnischen Virtuosen Gusikow folgen, welcher mit seinem wunderbaren Strohinstrumente schon ganz Deutschland in Erstaunen gesetzt hat. Aber Sie wollen vielleicht etwas Gediegeneres, Vollständigeres, Imposanteres? Gut, wir gehen heute in das romantisch-phantastische Concert der Hrn. Liszt und Berlioz, und morgen sehen wir den Ballon des Hrn. Green aufsteigen, und des Contrastes wegen können wir dann gleich auf dem Rückwege Hrn. Mathias Gulia, dem kleinsten, schönsten und gewandtesten des Pygmäengeschlechts, einen Besuch abstatten; und zwischen diesen beiden Extremen der Sehenswürdigkeiten, der Zwerggestalt des Hrn. Mathias Gulia und dem Riesenballon des Hrn. Green, haben sich in den letzten drei Wochen noch so viel Dinge und Undinge zusammengedrängt, von denen ich mit Ihnen sprechen sollte, daß mir wahrhaftig die Wahl schwer werden würde, wenn nicht in dieser Zeit auch die literarische Welt gewissermaßen ihre Feste gefeiert hätte, von denen ich Ihnen und Ihren Lesern von Rechtswegen vor Allem Bericht erstatten muß. Ich sage ihre Feste; denn heutzutage muß ja die Wissenschaft im Allgemeinen ihre Triumphe so im Stillen und in der Zurückgezogenheit feiern, daß jeder Tribut, der ihr etwa äußerlich noch dargebracht werden mag, in ihren Annalen wol als Festtag eingezeichnet werden darf. Dem guten Genius, welcher in dem Institut de France dem literarischen Leben Frankreichs einen Mittelpunkt schaffen wollte und bisjetzt, wenigstens äußerlich, erhalten hat, ist es zu danken, daß dergleichen dies fasti hier häufiger wiederkehren als sonst irgendwo. Wir sind vor Kurzem von zwei derselben Zeuge gewesen: am 22. Dec. wurde Guizot feierlich in die Académie française aufgenommen, und einige Tage später, den 28. Dec., hielt die Akademie der moralischen und politischen Wissenschaften ihre alljährliche öffentliche Sitzung.

Es wird Ihnen bekannt sein, daß unter den fünf Akademien, woraus das Institut de France besteht, blos die Académie française das Vorrecht der öffentlichen und feierlichen Aufnahme ihrer neuen Mitglieder genießt, und daß, der akademischen Sitte gemäß, der Neuaufzunehmende mit einem Panegyrikus Dessen debutiren muß, dessen Platz er einnimmt, wogegen er in der Regel wieder durch eine officielle und von der Akademie approbirte Lobrede begrüßt wird. Das steht nun einmal als Grundsatz fest, und es läßt sich daran ebenso wenig etwas ändern, als billigerweise dagegen einzuwenden ist. Weil es aber nun grade so ist, so wird auch leicht begreiflich, wie es gekommen ist, daß diese akademischen Feierlichkeiten einen einförmigen, leblosen, steifen und nicht selten unbeholfenen und selbst spaßhaften Charakter angenommen haben, den am Ende nur Witz und Ironie möglichst auszubeuten suchen. Ist dies in der letzten Zeit weniger der Fall gewesen, haben diese öffentlichen akademischen Feierlichkeiten im Gegentheil mehr Theilnahme gefunden und beinahe eine gewisse allgemeine Wichtigkeit erhalten, so wüßte ich dafür in der That keinen triftigern Grund anzugeben als den, daß sie sich mit all ihren alten Formen zuletzt doch auch dem Geiste der Zeit haben fügen müssen, daß sie, mit einem Worte, politisches Interesse gewonnen haben. Wie so? werden Sie fragen. Wie so? Weil man sich genöthigt sah, die Thüren des Palais Mazarin vor allen Leuten zu öffnen, die in hohem Grade zu den eminenten politischen Charakteren der Zeit gehören, weil man einen Thiers, einen Salvandy, einen Guizot und erst noch vor ein paar Tagen einen Mignet eher zulassen zu müssen glaubte, als z. B. einen Victor Hugo, welcher es mit all seinen Frühlings- und Herbstpoesien und mit seinem ganzen verjährten Romantismus noch nicht einmal bis zum Deputirten hat bringen können und folglich auch schon seit einigen Jahren bei jedem Scrutin der französischen Akademie mit seinen vier bis fünf Stimmen immer kläglich durchfällt. Daß man daher diesmal, bei der Aufnahme Guizot's, schon lange vorher, ehe es wirklich dazu kam, im hohen Grade gespannt war; daß man eine Zeit lang in den Salons nur davon sprach und in den Journalen nicht selten weitschweifige Diatriben darüber lesen mußte, war nur natürlich. Wir wollen jedoch bei dieser Präliminarien, wodurch sich für den Fall eines endlichen Friedensschlusses die verschiedenen Parteien nur eine möglichst vortheilhafte Stellung, ein möglichst freies Spiel zu sichern suchten, nicht verweilen. Wir wollen nicht einmal erzählen, wie man sich schon acht Tage vorher in ziemlich bittern Kritiken über die Rede des Hrn. Philipp Ségur ausließ, dem als Director der Akademie der ehrenvolle Auftrag zu Theil geworden war, Hrn. Guizot im Namen derselben zu begrüßen; und wie noch am Vorabende der Feierlichkeit der „National" Hrn. Guizot seine akademische Genealogie nicht ohne einige beißende Bemerkungen vorrechnete. Anstatt dessen begeben wir uns lieber sogleich in die Sitzung selbst.

Alle Zugänge zu der Rotunde des Palais Mazarin sind schon eine Stunde vor der Eröffnung von einer mit Billets aller Farben bewaffneten Menge belagert; man schiebt und drängt sich, man macht Queue wie vor dem Vaudeville oder den Variétés, wenn Frédéric Lemaitre oder Odry spielen, und die bewaffnete Macht — denn hier zu Lande stehen selbst diese friedlichen Zusammenkünfte der Akademiker unter dem Schutze nicht nur des Gesetzes, sondern auch des Bayonnets — thut ihr Möglichstes, um mit gehörigem Anstande die gute Ordnung zu erhalten. Mit Anstande sage ich; denn allerdings verlangt das Publicum, welches sich hier zusammengefunden hat, einige Rücksichten, und wenn es auch aus keinem andern Grunde wäre als dem, daß die Toiletten der Damen, welche bekanntlich selbst hier wie überall bei öffentlichen Schauspielen fast immer die Majorität bilden, einige Schonung erheischen, die ein französischer Musketier und ein pariser Stadtsergeant, même dans l'exercice de ses fonctions, nie verweigert. Neben diesen Damen finden sich aber auch noch andere Persönlichkeiten männlichen Geschlechts, welche einigen Respect wol in Anspruch nehmen dürfen. Es sind Deputirte, Staats- und andere Räthe, Präsidenten und Generale, englische Lords und französische Marquis des alten, mittlern und neuen Regimes, literarische und politische Notabilitäten, Doctrinaires und Tiersparti, rechte und linke Seite. Genug, Sie können versichert sein, daß man sich für diesmal, obgleich in einer Queue, doch in recht guter Gesellschaft befand und folglich auch die Langeweile des Wartens noch so ziemlich verschmerzen konnte. Denn daß es dabei auch nicht an Unterhaltung fehlte, können Sie wol denken.

Aber schon thun sich die Thüren auf, und in wenig Minuten ist die elegante, aber für dergleichen außerordentliche Fälle allerdings etwas zu kleine Rotunde gefüllt, oder noch besser, überfüllt. In dem Amphitheater des Erdgeschosses, dem Bureau des Präsidenten und der Tribune gegenüber, nehmen vorzugsweise die Damen Platz, welche von elegant gekleideten, mit großen goldenen Ketten und Paradedegen geschmückten Huissiers becomplimentirt und mit vielem Anstande in ihre Bänke eingewiesen werden. Das männliche Publicum drängt sich unterdessen, so gut es eben gehen will, und ohne Complimente auf den engen Galerien zusammen. Im untern Raume bleiben zunächst noch einige Bänke leer, welche, wie sich bald zeigt, für die Minister und einige der ersten politischen Notabilitäten bestimmt sind. Denn in der That nahmen hier auch kurz nachher die Hrn. Molé, Martin du Nord, Duchatel, Persil, Barthe, Decazes, Pasquier u. s. w. Platz. Doch hatte man wahrscheinlich noch auf mehr Gäste aus dieser Sphäre gerechnet; denn grade dort war der einzige, noch leere Raum im ganzen Saale. Für wen er bestimmt sei, darüber wurden verschiedene Conjecturen laut. Talleyrand wurde ziemlich allgemein genannt; man fing schon an sich zu wundern, daß er noch nicht eingetroffen sei, und erzählte, wie er sich bei der Aufnahme seines politischen Schooskindes Thiers sammt seinen Krücken in einem Tragsessel nach dem Palais Mazarin habe transportiren lassen. Eine gleiche Höflichkeit Hrn. Guizot zu verweigern, meinten Einige, könne der feine Takt des Veteranen politischer Schicklichkeit schwerlich zugeben. „Mais il viendra", entgegneten Andere, wahrscheinlich Doctrinaires, indem sie noch fünf Minuten vor Eröffnung der Sitzung ängstlich die Uhr herauszogen. Aber er kam nicht und der Platz blieb leer. „Il y avait là dedans l'histoire politique de deux années", äußerte am folgenden Tage der schalkhafte Feuilletonist des „Temps". Übrigens verkündigte gleichzeitig die Fama, Hr. v. Talleyrand habe den sehr dringenden Einladungen der Freunde des Hrn. Guizot nur den schlimmen Zustand seiner Gesundheit entgegengesetzt; ein Entschuldigungsgrund, der wenigstens ebenso höflich als unantastbar ist. Wir lassen ihn ruhig im Hotel Talleyrand und kehren zum Palais Mazarin zurück.

Die bewaffnete Macht, welche vier bis sechs Mann hoch, auch im Innern des Saales entwickelt war, hatte sich allmälig zurückgezogen, und schon hatten sich am Haupteingange der Rotunde verschiedene Gestalten in grünbebreßten Röcken, der Staatsuniform der Akademiker, blicken lassen, als plötzlich die Bewegung an jener Stelle heftiger wurde und sich die noch leeren Bänke zu beiden Seiten des Bureaus mit den Mitgliedern der fünf Akademien füllten. Daß sich hier so ziemlich Alles zusammenfand, was Frankreich an bedeutenden Namen auf dem Gebiete der Wissenschaft und Kunst aufzuweisen hat, ist eben kein Wunder, und ich werde Sie davon nicht unterhalten. Es war überhaupt viel leichter die Fehlenden als die Gegenwärtigen zu übersehen. Die Abwesenheit der Hrn. Thiers und Chateaubriand, die unter den bestehenden Verhältnissen wol mehr als ein bloßer Zufall war, wurde sogleich bemerkt und ziemlich übereinstimmend gedeutet. Es wäre jedoch vielleicht dennoch darüber gleich an Ort und Stelle zu heftigern Discussionen gekommen, wenn nicht das Erscheinen des Hrn. Guizot und die sofortige Eröffnung der Sitzung allen weitern Bemerkungen ein Ziel gesetzt und die Aufmerksamkeit des Publicums ganz in Anspruch genommen hätte.

Herr Guizot ist ein Mann von mittler, gewöhnlicher Größe und nicht eben starkem Körperbau. Gleichwol hat seine Haltung und sein Gang etwas Bestimmtes, Dictatorisches und folglich mehr Achtunggebietendes als Einnehmendes. Der Ausdruck seines Charakters, welcher sich schon hierdurch ziemlich kund gibt, liegt noch offener in den regelmäßigen und stark markirten Zügen seines Gesichts zu Tage. Die Stirne ist hoch und frei, das dunkle Haupthaar glatt und schlicht, das Auge liegt tief und verräth das Feuer der Seele, welches im Innern kocht, während der etwas gepreßte Mund mit seinen fast farblosen Lippen ganz dazu gemacht zu sein scheint, sich mehr zu kaltem Fieberhauche als zu erwärmender Rede zu öffnen. Die Gesichtsfarbe stimmt hiermit vollkommen überein. Sie ist bleich und spielt etwas ins Gelbe. Sie erhöht den Napoleonischen Ausdruck, den ich in diesem Kopfe, als ich ihn zum ersten Male sah, gefunden habe und nun, ich kann mich zwar täuschen, immer wiederfinde. Man will bemerkt haben, daß Guizot, als er auf der Tribune Platz nahm, noch bleicher ausgesehen habe als gewöhnlich. Es ist leicht möglich. Denn wenn dieses Gesicht überhaupt die Fähigkeit besitzt, Gemüthsbewegungen durch gewisse Nuancen der Färbung wiederzugeben, so spielen diese jedenfalls nur ins Bleiche. Mir scheint es physiologisch, vielleicht selbst moralisch unmöglich, daß Guizot's Kopf erröthen könne.

(Die Fortsetzung folgt.)

Notiz.

Die alten Schriftsteller haben uns einen altceltischen Jagdgesang aufbewahrt, dergleichen nach beendigter Jagd von den Barden beim Gastmahl gesungen wurden. Er lautet etwa so: „Das Schwert des Jägers war aus seiner Scheide. Der Wald hat seine mächtigen Streiche mit tausendfachem Echo widergehallt. Überall, wo es darein schlug, ist Blut in Strömen geflossen. Weithin von Lager zu Lager hat man den Fußtritt des gescheuchten Wildes, das dumpfe Geheul der reißenden Thiere vernommen. Fleucht hin vor den Söhnen der Celten, hat ihnen die Angst zugerufen; das blitzende Schwert der Götter ist aus der Scheide. In Blut und Tod ist uns das Wild der Wälder geliefert. Wir erlegten sie mit gewaltigen Streichen, und sie haben sich vor Angst selbst in unsern Speer gestürzt. Das Schwert ist der Sklave des Celten, sein treuer Sklav. Nie fehlt ihm die Beute, weder auf dem Felsen des Gebirgs, noch in dem schallenden Thalgrunde. Durch Wald und Luft, durch Wasser und Feuer dringt die furchtbare Waffe des celtischen Jägers. Ohne die herrliche Jagd wäre das Leben des Celten einsam und traurig; den Thieren gleich würde er dann von Eicheln leben. Singt Preis den Gottheiten der Jagd, richtet Gastmahl an und laßt eure Barden laut ihre Stimme erheben." 11.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 42. —— 11. Februar 1837.

Mein Römerzug. Federzeichnungen von Franz Freiherrn Gaudy. Drei Theile. Berlin, Enslin'sche Buchhandlung. 1836. 8. 3 Thlr. 18 Gr.

Kein Leser wird erschrecken und an einen imperator posthumus denken, der seine Römermonate einzufodern kommt; die friedlichen „Federzeichnungen" deuten auf einen Herrn des heiligen römischen Reichs, der um keine eiserne, sondern um Lorberkronen wirbt, der kein anderes Heer sammeln will, als eines von Lesern, und uns andere Römermonate bringt, als unsere Altvordern zahlen mußten: kurz, Franz Freiherr Gaudy war in Rom und erzählt dies der lesefrohen Welt in drei Octavbändchen. Halb Europa ist in Italien so gut wie zu Hause, so weit man dies nämlich durch Reisen dahin — einige eigne und viele hundert fremde — durch Kupferstiche, Zeichnungen, Gemälde, Gedichte u. s. w. sein kann; die andere Hälfte wartet nur auf den günstigen Zeitpunkt, es der ersten gleich zu thun, und so ist denn Italien recht eigentlich das Paradies unsers Erdtheils, das wir als ein verlorenes besingen, als ein wiederzugewinnendes predigen, und in welches nur einige Enochs und Eliasse bei Lebzeiten aufgenommen worden, die vielleicht noch in ihrem feurigen Wagen sitzen. Alles aber, was in den beiden Endzonen der Phantasie, in der Ferne der Erinnerung und der Hoffnung lebt, verlangen wir durch die Hände der Kunst uns nahgebracht, und so erfreuen wir uns, wenn wir nicht grade Geographen, Statistiker, Manufacturisten, Ärzte, Sprach- oder Kunstforscher u. s. w. sind, am meisten an Bildern Italiens, sie kommen nun aus des Künstlers oder des Dichters Werkstatt.

Vorliegende „Federzeichnungen" kommen aus der letztern und geben uns Ansichten von Berlin, Baireuth, aus der Schweiz, dem Lago maggiore, Mantua, Bologna, Florenz, Rom und der Umgegend, vom Dampfschiff auf der Fahrt nach Livorno, von Ferrara und Venedig, wo endlich der Autor hinter den rhätischen Alpen verschwindet. Die Zeichnungen, sie sind oft colorirt, wechseln in Form und Farbe; Erzählungen, Schilderungen, lyrische, dramatische Gedichte folgen sich in angenehmer Abwechselung, und oft tritt der Künstler selbst mit seinen Reflexionen dazwischen, mit Selbstgesprächen und Urtheilen. Welcher Art sind nun diese Dichtungen und Betrachtungen, welcher Richtung, welcher Schule gehören sie an? Der Verf. läßt uns darüber nicht in Zweifel, und gleich im ersten Abschnitte, am Lago maggiore, enthüllt er uns seine innige Liebe zu dem Dichter des „Titan", „dessen große Brust zerfiel, ehe sie vor Wonne über das Anschauen der Alpen und Italiens erzitterte; dem nur im Geiste diese leuchtenden Bilder entgegenglänzten; der nur seine Träume besingen durfte". Das Andenken an Jean Paul begleitet den Autor an manche Stellen seines Wegs, und die Lust, in seiner Weise zu schreiben, regiert fast immer seine Feder. Möchte doch die Wärme der Liebe überall zum Lichte des Verständnisses werden und das Dephlogistisiren des Herzens immer von einem Dephlegmatisiren des Kopfes begleitet sein. Wie aber der Verf. in dem aus der Aussage des baireuther Todtengräbers, „daß nur Wenige mehr das Grab des Herrn Legationsraths besuchen", gezogenen Schluß, „daß Deutschland seinen edelsten Schriftsteller vergaß", irren dürfte (wir Deutsche suchen nun einmal den Lebenden nicht bei den Todten und wissen schon lange nicht mehr, in welchem Sarge die Gebeine Schiller's liegen, obschon seine Gesänge in Aller Munde leben), so begegnet ihm dies noch mehr in der Auffassung und Nachahmung seines großen humoristischen Vorbildes.

Launige Erzählungen, wie die von der Wallfahrt nach der Annunziata in Florenz, wo er den Leser durch Enthusiasmus und Hindernisse spannt, um ihn zuletzt auf gemeinschaftliche Kosten zu betrügen (denn der Autor selbst hatte ganz ohne Erfolg sich gesehnt und Schwierigkeiten überwunden), oder wie die andere vom feinangelegten und wohlausgeführten Kampf mit dem Speisewirth in Otricoli und andere sind vortrefflich und lesen sich gut; weniger, ja fast gar nicht gelingt ihm die Sprache der Ironie und der Witz. Letzterer ist selten motivirt, oft blos local und verhält sich zu dem Jean Paul'schen wie Kopfstimme zu Bruststimme. Dahin gehört die unhaltbare Allegorie von der Zerstörung des Coliseums aufs Bürgerkönigthum in Frankreich. Ein Hinken erlaubt man dem Gleichniß, aber einbeinig darf es nicht sein. Was haben die Fontainen neben dem Obelisk von St.-Peter mit „ministeriell und liberal" gemein? Wie kann man vor einem „jüngsten Gericht" von einem (oder „keinem") „Lieblingsgericht" sprechen? Wie die Statuen in der Peterskirche „courfähig" nennen, und jene selbst „den Rothschild der Kirchen"? Warum nicht auch

den Fallstaff, das heidelberger Faß, den großen Mogul der Kirchen? u. s. w. Mehre Anspielungen sind außer Berlin unverständlich. — Noch mehr verfehlt der Autor die Sprache der Ironie, nämlich den Schein des Ernstes, den ja Ausdrücke wie „famos" vom Mondschein im Coliseum, „impertinent schön", „ajustieren" u. s. w. nicht haben. Den größten Fehlsprung aber thut er als Humorist κατ' ἐξοχὴν vom Ernst zum Spaß, vom Pathos ins Komische, in das er wirklich unsanft fällt. Zum Beispiel, wenn er im Garten der Passionisten zu Rom durch die ganze Umgebung sich in eine pathetische Stimmung heben läßt und aus dieser in ein Spottbild derselben umspringt, so ist dies nicht Humor, und am wenigsten Jean Paul'scher, und es hätte ihn des Meisters Wort aus der „Vorschule der Ästhetik" warnend begleiten sollen, welches lehrt, wie, bei dem allgemeinen Spotte der Humorist, welcher die Seele erwärmt, von dem Persifleur abgesondert ist, der sie erkältet (Jean Paul's sämmtliche Werke, XLI, §. 32 fg.): „Nach jeder pathetischen Anspannung gelüstet der Mensch ordentlich nach humoristischer Abspannung; aber da keine Empfindung ihr Widerspiel, sondern nur ihre Abstufung begehren kann, so muß in dem Scherze, den das Pathos aufsucht, noch ein herabführender Ernst vorhanden sein." Wenn aber (Gaudy, II, 13) „auf Trümmern geboren, das stündlich rastlos erneute Anstürmen des Feindes auf ihre Schutzmauer gewahrend, den Sturz der stolzen Zinnen mit vorahnendem Geiste schauend, die hohe Palme, der Kassandra gleich auf den Thürmen der heiligen, dem Untergange geweihten Veste verstummend, schwermüthig das trauernde Haupt wiegend" u. s. w. steht, und unmittelbar darauf von einem Abreisenden (dem Dichter) „die Karte pour prendre congé" empfängt, so ist dies eben jene Erkältung, an der die Dichtkunst ohne Rettung stirbt und vor der der Meister des Humors in der angeführten Stelle und sonst 60 Bände hindurch warnt. Kehrt aber der Autor die Ironie gegen sich selbst, so übersieht er dabei ein wesentliches Moment, daß sie nur den Schein treffen darf, und der Widerspruch gegen dieselbe fest begründet und unausgesprochen gefühlt sein muß. Wenn er aber den Mönch in S.-Onofrio bei Tasso's Grabmal über ihn (den Autor), nachdem er die abgenutzten Gleichnisse von Lorber- und Dornenkrone gebraucht, ausrufen läßt: „Seltsames Volk, und Einer wie der Andere!" so trifft die Ironie auf keinen Schein und der Dichter vernichtet sich selbst.

Eine zweite Gabe unsers erzählenden Dichters sind die Gedichte, die verschiedene Situationen und Stimmungen meist glücklich, wenn auch ohne hervorstechende Originalität schildern. Eines aus vielen wird das bedingte Lob rechtfertigen:

Die Bettlerin.

Auf dem Corso glänzt die Kuppel
Von San-Carlo's hell'gem Dom,
Ragt aus der Paläste Kette,
Überstrahlt das neue Rom.
Auf dem Corso rollen Wagen,
Sprengen Reiter flink einher,
Fächer rauschen, Hände winken,
Blicke lauschen deutungsschwer.

Ringsum zucken Scherzesblitze
Jede Stirn verklärt ihr Licht,
Nur auf einem stillen Antlitz
Spiegelt sich ihr Schimmer nicht.
Auf San-Carlo's Marmorstufen
Sitzt 'ne schöne blasse Dirn',
Gleich der Sonnenblume trauernd
Hüllte Nacht des Tags Gestirn. (Unklar.)

Tiefgesenkter Wimpern Schleier
Überwebt des Auges Glanz,
Durch die feinen Finger gleiten
Perl' auf Perl' am Rosenkranz,
Und wie griech'sche Götterbilder
Leuchten aus der Hütte Wand,
Also tauchen zarte Glieder
Aus verblichenem Gewand.

Senkt die Sonne sich zum Scheiden,
Sitzt das schöne Mädchen dort,
Blickt zu Boden, betet eifrig,
Doch der Lipp' enttönt kein Wort.
Nicht die schmerzliche Geberde,
Nicht der leise flehnde Mund —
Nur der Teller auf der Erde
Thut die Noth der Armen kund.

Gleich dem Bilde der Madonna,
Das von Spinneweb umflort,
Deß Gewand und lichte Glorie
Von dem Meister Wurm durchbohrt,
Dessen Farbenglanz geblättert
Sich im Brand der Sonne rollt,
Und wo nur der Jungfrau Antlitz
Unversehrt und rührend hold:

Also schaut aus dürft'ger Hülle
Auch der Bettlerin Gesicht,
Also glänzt die bleiche Stirne,
Die das schwarze Haar umflicht.
Also sitzt sie auf den Platten
Thränenlos und matt und still,
Harrend, ob ein menschlich Auge
Stummen Jammer sehen will.

Wagen rollen rasch vorüber,
Stutzer zeigen sich zu Pferd,
Keiner hält des flücht'gen Blickes
Das vergrämte Mädchen werth.
Nach den Fächern, nach den Federn
Fliegen eitle Blicke hin,
Keiner auf die Kirchenstufen
Nach der schönen Bettlerin.

Augengläser auf die Perle
Richtet nur ein Dandy fest,
Er, der schwere Silbermünze
In den Teller gleiten läßt,
Der sich lüstern lächelnd neiget
Zu dem reizenden Gesicht
Und, gewiß des leichten Sieges,
Leise freche Worte spricht.

Und mit zornentflammter Wange
Springt empor die röm'sche Maid;
Nach Verachtung sprühnden Worten
Hascht die Glühnde lange Zeit.
Rasch vor des Versuchers Füße
Schleudert sie das Silberstück
Und dann sinkt sie auf die Stufen
Von San-Carlo bleich zurück.

(Der Beschluß folgt.)

Correspondenznachrichten aus Paris.

(Fortsetzung aus Nr. 41.)

Herr Guizot hatte natürlich, nachdem der Director der Akademie, Herr Philipp v. Ségur, mit den beiden Secretairen, Villemain und Viennet, am Bureau Platz genommen hatte, zuerst das Wort. Der Augenblick der allgemeinen Spannung, welcher seiner Rede vorherging, hat auf mich einen ganz sonderbaren Eindruck gemacht, der sich nicht beschreiben läßt. Man erwartete etwas Außerordentliches. Die Stimme Guizot's — von ihr nur ein Wort, ehe ich von dem Inhalte der Rede selbst spreche — steht mit seinem ganzen Wesen in gutem Einklange. Sie ist fest, bestimmt und hat selbst ein gewisses Metall, aber dabei mehr Eintönigkeit als Modulation und ist weniger wohlklingend als überzeugend. Seine rednerische Action, welche bei einer akademischen Rede, da sie immer abgelesen wird, freilich nicht sehr hervortreten kann, scheint gering zu sein, und sein Mienenspiel verräth nur selten die lebhaftere Regung des Gemüths. Man erwartete, was den Inhalt der Rede betrifft, wie ich sagte, etwas Außerordentliches. Einmal, weil es Guizot war, welcher sprach, und zweitens, weil ein großartiger Gegenstand vorlag. Denn daß Guizot, als Nachfolger des Herrn v. Tracy, auf die Philosophie des 18. Jahrhunderts eingehen müsse, lag ziemlich auf der Hand; und wenn man wirklich gespannt war, so war man es eben nicht sowol auf die Wahl des Gegenstandes als auf die Art, wie ihn grade Guizot fassen und behandeln, und wie er die philosophischen Ideen des 18. Jahrhunderts mit den Grundsätzen seines politischen Systems in Beziehung bringen werde. Gleich in den ersten Worten hob Guizot selbst das Schwierige seiner Aufgabe heraus.

„Es ist Ihnen, meine Herren", redete er die Akademiker an, „gegeben, Den zu erheben, auf welchen Ihre Stimmen gefallen sind; aber es steht nicht in Ihrer Macht, ihn bis zu der Höhe der Prüfung emporzutragen, die Sie ihm auferlegt haben. Ein großes Jahrhundert, ein Jahrhundert, das die Welt erobert hat, ist kaum von uns gewichen; ein großer Philosoph, der letzte eines großen Philosophengeschlechts ist kaum ins Grab gestiegen, und schon bin ich berufen, hier vor Ihnen meine Gedanken über diese unermeßliche Epoche und ihren würdigen Vertreter auszusprechen. Aber geziemt es sich, daß Söhne sich öffentlich zum Richter ihrer Väter aufwerfen? Das 18. Jahrhundert hat Das aus uns gemacht, was wir jetzt sind; Ideen, Sitten, Institutionen, Alles haben wir von ihm erhalten; wir sind seine Schuldner, und ich für meinen Theil zolle ihm die Liebe eines Sohnes. Möchte sie doch alle meine Worte, selbst die freiesten durchdringen und sich in ihnen kund thun! Wenn unsere Worte frei sind, wem haben wir es zu verdanken? Das 18. Jahrhundert hat unsere Freiheit gemacht. In und außerhalb dieser Halle, überall gibt jeder Gedanke, der sich frei entwickelt, jede Stimme, die sich ohne Hinderniß erhebt, Zeugniß über den Ruhm und die Wohlthaten des 18. Jahrhunderts. Montesquieu, Voltaire, Rousseau, mächtige Geister, unsterbliche Namen, wir sind frei, wie ihr uns gewollt habt! Wir werden es gegen euch selbst sein; aber unsere Freiheit wird euch die würdigste Huldigung sein, und unsere Erkenntlichkeit wird zu euch mit der Unabhängigkeit unseres Urtheils emporsteigen."

Herr Guizot macht dann in wenigen Zügen auf die Bewegung der Geister aufmerksam, welche allein in den zehn Jahren von der Erscheinung des „Esprit des lois" von Montesquieu bis zu der des Werkes von Helvetius „De l'esprit" 1748—58 stattfand. Er nennt diese Zeit den Zenith des 18. Jahrhunderts, und in ihr erblickte Tracy das Licht der Welt. Gleich durch seine Verhältnisse eher zu jeder andern Bestimmung hingezogen als zum Studium der Philosophie, wurde er jedoch von ihr ergriffen und folgte ihr mit Leidenschaft. „Und wie hatte man ihr auch widerstehen sollen?" heißt es dann weiter. „Diese Philosophie äußerte und verbreitete ihre Herrschaft ja nicht blos dadurch, daß sie zur Vernunft sprach, nicht blos durch das kalte Wort in Schriften. Sie bemächtigte sich der Gesellschaft selbst, beherrschte ihre Gewalten, hob ihre Gesetze auf und brachte in die Beziehungen der Menschen zueinander eine Freiheit, eine Mannichfaltigkeit und eine Bewegung, wie man sie bisher nicht gekannt hatte. Jahrhunderte lang waren die Geschicke der Philosophen und der freien Denker beschwerlich und selbst oft schmerzlich gewesen; sie wurden jetzt leicht und glänzend. Weit entfernt, in einer arbeitsamen Zurückgezogenheit nur nach den Freuden des strengen Denkens zu streben, fanden sie Geschmack an allen Annehmlichkeiten des Lebens, welche die Gesellschaft bietet. Noch nie hatte sich eine so große Milde der Sitten mit einer solchen Lebendigkeit der Discussion gepaart; noch nie war ein solcher Eifer geistiger Thätigkeit mit so viel Sicherheit der äußern Existenz, noch nie ein solcher Aufschwung der Gemüther mit einer so leichten Hingebung in den Handlungen verbunden gewesen. Und dieser Aufschwung war allgemein; diese Hingebung gehörte Allen an und hatte für Alle dieselben Reize, sowie sich in der letzten Stunde eines Festes alle Zuschauer, belebt und mit fortgerissen, drängen und vermischen, um mit derselben Hingebung gemeinschaftlich dieselben Vergnügungen zu genießen. Aber es waren nicht mehr jene schmachvollen Vergnügungen, nicht jene regellosen, ungemessenen Freuden, welche die ersten Jahre des Jahrhunderts charakterisirt hatten. Edle und reine Freuden knüpften sich an die gewöhnlichen Genüsse, erhabene Hoffnungen an die Befriedigung literarischer oder weltlicher Eitelkeiten. Im Schoose dieser so leichten Sitten gediehen die schönsten und edelsten Gefühle mit Freuden zu Kraft und Leben. Diese Philosophie, so freigebig mit Vergnügungen und Ruhm gegen ihre Schüler, versprach sich selbst für das Menschengeschlecht Freiheit und Glück."

Als die erste große Erfüllung dieses Versprechens schildert hierauf Herr Guizot sogleich die Nationalversammlung von 1789, deren Mitglied Herr v. Tracy war. „Er kam zu dieser Versammlung, fremd jedem Interesse, frei von persönlicher Selbstsucht, einzig und allein von dem Wunsche ergriffen, die Gesellschaft, welche so lange Zeit zum Nutzen Einiger durch Gewalt und Zufall beherrscht worden war, nach Vernunft und Gerechtigkeit, zum Frommen Aller einzurichten. So dachte der Theil des Adels, welchem Herr v. Tracy angehörte und welcher die Reformen mit Feuer unterstützte, ohne daß er etwas von ihnen zu erwarten hatte. Es waren wahrhaft liberale Geister, wahrhaft edle Herzen, die vor Allem die Menschheit liebten und welche, wenn sie auch nicht immer dem Irrthume entgangen sind, ihre Täuschungen doch wenigstens noch mit Opfern bezahlt haben."

Dem gerechten Lobe der Nationalversammlung folgt ein um so schärferer und härterer Tadel des Convents und der Zeit des Terrorismus. Herr v. Tracy ward von ihr, wie alle Edlern der Nation, tief ergriffen; er rettete sich mit seinem Schmerze in das Heiligthum der Philosophie und fand für die innigsten Gedanken seines Geistes eine Freistatt in dem Kreise jener Männer, welche damals als die edelsten Trümmer des 18. Jahrhunderts im Schoose des Instituts vereint waren. Ganz der Philosophie seines Jahrhunderts ergeben, wurde er hier ihr treuester Pfleger; er hatte sie, wie sich Guizot ausdrückt, „aus dem Schiffbruche gerettet und gab sie den Menschen wieder, deren Thorheit sie mit allen Wohlthaten, welche sie ihnen versprochen hatte, beinahe vernichtet hätte". Wir können uns nicht enthalten hier noch einige Stellen mitzutheilen, in welchen Guizot bei dieser Gelegenheit einige der Hauptcharakterzüge der Philosophie des 18. Jahrhunderts hervorgehoben hat.

„Das eigentliche Wesen, der Ruhm der Philosophie des 18. Jahrhunderts ist ihre tiefe Verehrung des Menschen, ihre erhabene Idee von der Würde und den Rechten des menschlichen Wesens an sich genommen und unabhängig von jeder andern Betrachtung. Diese bis dahin rein religiöse Idee hat die Philosophie des 18. Jahrhunderts zum ersten Male in das gewöhn-

liche Leben übertragen, indem sie sich zugleich mit Eifer der Erfüllung der Aufgabe widmete, den Menschen, als solchen in den vollkommenen und wahren Besitz seiner Würde und seiner Rechte zu setzen. Die Folge davon war ein zweiter, ebenso hervorspringender, ebenso rühmlicher Charakter dieser Philosophie: ihre unermeßliche und unersättliche Selbstsucht für den Menschen, für das Menschengeschlecht; eine Selbstsucht, welche nicht blos nach allgemeiner Glückseligkeit, sondern nach Vervollkommnung, und zwar nach unendlicher Vervollkommnung in jeder Beziehung strebte. Selbstsucht führt Philosophen wie Könige auf Irrwege; aber sie erzeugt auch in ihnen die wahrhaft großen Dinge, welche die Menschheit erheben und bereichern. Wir mögen sein, wer wir wollen, lassen Sie uns immer gegen die Selbstsucht ein gewisses Mistrauen hegen, meine Herren; aber lassen Sie uns ihr auch nie ganz entsagen; wir würden hiermit der höchsten Macht unserer Natur, den größten Momenten unserer Bestimmung entsagen. Und hat wol das 18. Jahrhundert, welches diese Natur und diese Bestimmung des Menschen so erhoben hat, wirklich auch ihre Erhabenheit gekannt? Hat wol diese Philosophie, welche auf den Menschen so stolz und für ihn so selbstsüchtig war, hat sie ihn wirklich wie einen Gegenstand aufgefaßt, welcher eines so großen Stolzes, einer so großen Selbstsucht würdig ist? Nein, meine Herren, nein! Die Philosophie des 18. Jahrhunderts hat von dem Menschen nur eine unvollkommene und kleine Idee gehabt; sie hat das Reinste und Edelste in ihm verkannt; sie hat das Schönste und Erhabenste in seiner Bestimmung nicht begriffen. Sie hat in ihm nicht das erhabene, unsterbliche und von dem göttlichen Hauche belebte Wesen gesehen, welches, indem es durch dieses Leben geht, mit an einem göttlichen Werke arbeitet und anderwärts den Lohn seiner Arbeit erhalten soll. Sie hat den Menschen vorzugsweise in seinen Verhältnissen zu dieser, zu der materiellen Welt betrachtet; und da sie in ihrem Wesen in hohem Grade social war und die Veränderung der irdischen Lage des Menschen als ihr Ziel betrachtete, so hat sie in ihm fast nur die Seite studirt, durch welche er an die Erde geknüpft ist. So hat man, einer sonderbaren Inconsequenz zufolge, gesehen, daß das Jahrhundert, welches die Würde des Menschen am meisten geachtet hat, welches von ihm am meisten erwartete und für ihn die höchsten Ansprüche erhob, ihn zugleich auch auf der Stufenleiter der Wesen herabsetzte, seine Natur verstümmelte und die Größe seiner Stellung beinahe zunichte machte. Wir wollen es, meine Herren, der Inconsequenz des Menschen, oder vielmehr, damit ich ganz spreche, wie ich es meine, der göttlichen Weisheit Dank wissen, daß sie es nicht zugibt, daß der Mensch seine rühmliche Natur, selbst wenn er sie verkennt, doch nicht ablegen kann; wir wollen ihr danken, daß sie in dem Geiste des Menschen einen Schatz von Wahrheit niedergelegt hat, welchen kein Irrthum daraus verbannen kann, in dem Herzen des Menschen eine Macht der Uneigennützigkeit, welche die selbstsüchtigsten Theorien zu überwinden und zu beseelen im Stande ist! Die Philosophen des 18. Jahrhunderts haben oft das Werk Gottes verkannt, und gleichwol besaßen sie Glauben, einen wahrhaft tiefen Glauben, welcher, wenn man ihnen in dieser Beziehung glauben müßte, gar kein Recht auf so viel Zutrauen haben würde; sie haben mit Liebe der Menschheit gedient, welche, wenn sie nicht Das wäre, was sie in ihr gesehen haben, so viel Ergebenheit gar nicht in Anspruch nehmen dürfte."

Mit wenigen, vielleicht selbst etwas zu flüchtigen Zügen zeichnet nach diesen allgemeinen Sätzen der Redner die Stellung, welche Herr v. Tracy mit seiner materialistischen Philosophie während des Consulats, des Kaiserthums und der Restauration einnahm. „Wie hätte Herr v. Tracy", heißt es hier unter Anderm in Bezug auf seinen Commentar zu Montesquieu, „nicht die Freiheit des menschlichen Geistes mit seiner eignen Freiheit für compromittirt halten sollen, als er 1811 seinen Commentar über den „Geist der Gesetze", wovon Montesquieu 1750, unter dem alten Régime, in weniger als zwei Jahren 22 Ausgaben gesehen hatte, nicht einmal in Frankreich drucken, sondern blos in Amerika konnte erscheinen lassen?" Überhaupt war Tracy, seinem eignen Geständnisse zufolge, der Welt seitdem fast abgestorben. Die politischen Ereignisse hatten ihn tief ergriffen; er hatte seine besten Freunde verloren; seine Gesundheit fing an schwankend zu werden; er zog sich in die Einsamkeit zurück. Selbst die Restauration, in welcher die Philosophie des 18. Jahrhunderts einigermaßen wiederaufzuleben schien, konnte ihn nicht befriedigen. „Denn während dieser Auferstehung der Philosophie des 18. Jahrhunderts entstand und wuchs eine neue Philosophie an ihrer Seite empor, welche in dem Geistesleben den Spiritualismus und in der moralischen Weltordnung das Gesetz der Pflicht als Symbol anerkannte; welche in der Politik nicht die Souverainetät der Mehrzahl zugab, dem religiösen Glauben die Hand bot und ebenso sehr die Wissenschaft wie die Freiheit liebte, aber nach andern Grundsätzen und mit andern Gefühlen als ihre Vorgänger." Geistig und durch schwere körperliche Leiden, wie namentlich eine vollkommene Blindheit, von der Welt abgeschieden, lebte Tracy zuletzt nur noch sich selbst und einem kleinen vertrautern Kreise, dessen Seele er war.

(Der Beschluß folgt.)

Reise-Plaudereien, über Ausflüge nach Wien (1811), Salzburg und dem Salzkammergut in Oberöstreich (1834), Weimar (1806), in die würtembergische Alb (1824) und nach den Vorcantonen der Schweiz und dem Rigi (1818), von Georg Reinbeck. Zwei Bändchen. Stuttgart, Brodhag. 1837. Gr. 12. 2 Thlr. 12 Gr.

Der würdige Verf. ist durch Arbeiten für die Bühne, die jedoch nicht eben Glück gemacht haben und jetzt wieder vergessen sind, früherhin bekannt geworden. Er bespricht hier als gebildeter Mann mit Geschmack und Einsicht Gegenstände der Kunst und des Lebens und gibt sich als einen warmen und heitern Freund der Natur zu erkennen. Man liest also diese „Reiseplaudereien" mit wahrem Vergnügen durch, und wenn sie auch ein wenig sehr verschieden geschrieben und namentlich der zweite und vierte Aufsatz beiweitem schwächer als die andern sind, so gewährt Einem doch dagegen die Schilderung der Schweizerreise und des Aufenthaltes in Weimar unmittelbar nach der an sich unglückseligen oder ihrer Reaction wegen gesegneten Schlacht von Jena einen desto größern Genuß. Besonders gern hören wir dem Verf. zu, wenn er so unbefangen und unverfälscht, wie er es thut, seinen Genuß an schönen Naturscenen auf uns überträgt. In der Schilderung von Wien und der Besprechung literarischer Gegenstände und Verhältnisse ist er mitunter allzu breit und geschwätzig; indessen wollen wir doch zehnmal lieber die harmlose Wortlust eines alternden Mannes von dieser Ehrbarkeit als etwa die widerwärtige Wortmacherei über nichts vieler jüngern deutschen Autoren uns bieten lassen. Über Alles, was in das eigentliche Gebiet der Poesie einschlägt, gehen Hrn. Reinbeck's Äußerungen so ziemlich auf der Oberfläche hin; jedoch mag man die fast komische Ernsthaftigkeit, mit der er z. B. vom Dichter Lenau gegenüber dem Dichter Göthe spricht und die übrigens gewiß ehrenwerthen Bestrebungen der jetztlebenden süddeutschen Sänger so viel wichtiger nimmt, als sie wol von dem unbefangenern Theile des Publicums angesehen werden dürften, recht gern aus dem Grunde einer wohlwollenden persönlichen Freundschaft entschuldigen. Also danken wir schließlich dem Hrn. Verf. für seine gemüthlichen Plaudereien und wünschen nicht nur einem jeden wandernden Naturfreunde eine so liebenswürdige Empfänglichkeit wie die seinige, sondern auch seinem Buche recht viele damit ausgestattete Leser.
76.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonntag, —— Nr. 43. —— 12. Februar 1837.

Mein Römerzug. Federzeichnungen von Franz Freiherrn Gaudy. Drei Theile.

(Beschluß aus Nr. 42.)

Statt uns in Bezug auf die eingestreuten Gedichte auf weitere Erörterungen einzulassen, verweilen wir lieber bei einer Frage, die der Verf. als Dichter aufwirft. „Warum darf ein Maler, ein Architekt, ein Bauchredner, Steuerrevisor, ja der simpelste Geheimerath sich bei seinem Prädicat nennen und nur der Dichter nicht? Er, der u. s. w. sollte nicht ausrufen dürfen: Heil, drei Mal Heil mir, der ich ein Dichter bin!" Der Autor sieht eine Ungerechtigkeit, eine Herabwürdigung darin und fällt dabei in einen doppelten Irrthum. Er setze nur den Steuerrevisor an seine Stelle und lasse ihn ausrufen: „Heil, drei Mal Heil mir, daß ich ein Steuerrevisor bin!" so fühlt er die ganz andere Bedeutung seines enthusiastischen Ausrufs oder die des ähnlichen von Correggio (nicht Francia wie der Verf. will): „Anch' io sono pittore", wenn er letztere etwa als Antwort eines Reisenden neben Andern auf dem Paßbureau auf die Frage: „E lei?" sich denkt. Hat der Autor nun einerseits den Unterschied der den Ausspruch motivirenden Stimmungen oder Veranlassungen übersehen, so übersieht er ebenso auf der andern Seite den Unterschied der Bezeichnungen selbst. Je kleiner der Begriff ist, in je engern Grenzen er uns erscheint, um so eher können wir ihn ausfüllen, oder auszufüllen glauben; mit der Größe des Begriffs wächst die Scheu, sich ihm gleichzustellen, und es kommt nur auf unsere Vorstellung von gewissen Prädicaten an, daß wir sie uns nie und nirgend beilegen. Der Schuster, der als Gesell absolvirt, wird sich leicht Meister nennen; thut es aber einer unserer großen Künstler? Daß er Lieutenant sei, kann leicht Einer sagen; aber auch, daß er tapfer, schön, witzig sei? Kann Einer sich seiner Frömmigkeit rühmen, wie Äneas bei der Dido, oder seines Glaubens, wie unsere Stillen im Lande? Erkennen wir also vielmehr statt einer Herabwürdigung eine Würdigung der Dichtkunst in der Scheu ihrer Jünger und Meister, sich Dichter zu nennen; überlassen wir diesen Vorzug den alten nürnberger Meistersängern und Denen, deren Musenberg höchstens 180 Fuß über der Meeresfläche liegt.

Der Autor macht indeß nicht nur sein Recht als Dichter geltend, sondern auch das als Kunstfreund, ja als Kunstrichter. Als Göthe nach Italien ging, schrieb er in Verona in sein Tagebuch: „Ich sage mir ganz aufrichtig, daß ich von der Kunst wenig verstehe." Erhebt er hernach Guercino zum Meister ersten Ranges, vergöttert des Caracci Engel u. s. w., so kann man ihm keinen Vorwurf weiter machen. Tritt aber ein Autor mit der Meinung vor, daß es „wahre Sünde wider den uns inwohnenden heiligen Geist sei, sich der Urtheilskraft in der Kunst (wie in Glaubenssachen) zu entäußern" (II, 112); „daß ein Richterspruch, der in Deutschland als Anmaßung gelte, im Süden zum wohlbegründeten werde" u. s. w. (S. 111), so gibt er uns ein Recht zu großen Erwartungen in die Hände; er wird, so hoffen wir, sein Schuldig oder Unschuldig sowol durch eine genaue Kenntniß der Gesetze als Berücksichtigung der Umstände der Angeklagten aussprechen, oder er bricht mit seinen falschen Sentenzen den Stab — über sich. Folgen wir ihm in die Gerichtssäle, in die Hallen der Kunst, so können wir uns im Palazzo del Te in Mantua, obschon voller Verwunderung, doch bei seinem Urtheil über Giulio Romano (Degradation und Abnahme der Ehrenzeichen) einigermaßen beruhigen, wenn wir das von hohem sittlichen Gefühl bedingte Motiv des Richterspruchs vor Augen uns stellen; ja, es muß sogar in der Pinakothek zu Bologna uns gefallen, daß die Unschuld der heiligen Magdalena von Timoteo delle Vite (der freilich zur Wahrheit der eine Umstand fehlt, daß sie nie wie bei der heiligen Büßerin verloren gegangen) von ihm erkannt wird, wenn auch Rafael's Cäcilie unverstanden bleibt.

> Löst die Gestalten
> Aus der Gruppirung, theilt fünf Mal das Bild,
> So beug' ich mich fünf Mal vor Idealen.

heißt es von diesem Bilde (I, 66). Aber wenn in der Sixtina zu Rom dem jüngsten Gericht Michel Angelo's gegenüber der Gesetzesparagraph citirt wird: „Ein Gemälde verlangt mit Einem Blicke umspannt zu werden", ergo! wenn nur die einzelnen Heiligen und armen Sünder des armen Sünders Buonarotti, ja nur ihre Gliedmaßen Gnade finden in dem Ausspruch: „Jedes Glied, jede Muskel jauchzt Michel Angelo! Aber —", so fangen wir an, an dem Erkenntnißvermögen des Richters, sowie an gründlicher Bildung zu zweifeln. Unser Vertrauen steigt auch nicht, wenn wir vernehmen, von den sieben Bildern Ra-

fael's im Vatican sei keines „makellos" als das kleine Predell zur Grablegung, und in der Transfiguration sei dieselbe Einheit „wie in der Madonna di Foligno, oder tausend andern Bildern, welche das Himmlische mit dem Irdischen verschmelzen", während wir schon längst durch unsere Dichter über die französische Einheit des Raumes und der Zeit gehoben sind; oder wenn wir „die milde, beseligende Ruhe, welche die Jünglinge, die Frauen- und Greisengestalten mondscheinlieblich verklärt", als „das Element der Größe Rafael's" bezeichnet sehen (II, 122), während wir an Auffassung des Gegenstandes, an Composition und an Durchbildung des Styls bei ihm zu denken gewohnt waren; oder wenn „das Leonardeske Lächeln das schönste Vermächtniß des Meisters, welches er Luini hinterließ", genannt wird, während wir diesen Rafael der Lombarden auf nichts weniger als einen Mundwinkel eingeschränkt glaubten. Wenn aber endlich (III, 247) von der Kunst eines Giovanni Bellini, Tizian, Giorgione u. s. w. der Richter sagt: „Venedigs Kunst entsproß, eine Treibhauspflanze, auf das gebieterische Wort der Mächtigen, schwelgerisch wuchernd, sich in geilen Ranken streckend" u. s. w. (S. 248), „sie fröhnte knechtisch dem Stolz und der Sinnlichkeit der Großen, sie ward zur feilen Buhlerin" u. s. w., so haben wir nicht die peinliche Gerichtsordnung Karl V., nicht die Proceßordnung aus „Tausend und einer Nacht" vor uns, sondern das Revolutionstribunal der Terroristen. Der Richter, der sich eines solchen Urtheils begibt, begeht — das wird man ihm von Berlin bis Rom bezeugen — keine „Sünde wider den dem Menschen inwohnenden heiligen Geist", und sein Gewinn wird sein, daß er, was Göthe a. a. O. sich vorgesetzt, „sich selbst an den Gegenständen kennen gelernt".

Um nun aber doch nicht mit Vorwürfen von dem Verf. zu scheiden, der uns so manche theuere Bilder wiederaufgefrischt und selbst die Langeweile, wo sie unvermeidlich in den Weg tritt (in den Nestern der Lombardei, auf dem Apennin), in goldene Rahmen gefaßt, erinnern wir uns zum Schluß an zwei Mittheilungen aus Rom, die schwerlich allgemein bekannt sind. Die erste ist die allerdings empörende, daß die Mönche von S.-Paolo fuori le mura in Rom den Glauben unter dem Volke verbreiten, als haben die „ketzerischen Engländer" die Basilika des heil. Paul in Brand gesteckt; die zweite ist die lachenerregende von dem Feldzuge der päpstlichen Dragoner gegen die Künstler und deren Maskerade in den Steinbrüchen von Cervara, dessen Resultat die Gefangennehmung eines russischen Malers war, dem zur Entschädigung für erlittene Schmach die übrigen Entkommenen (unter denen sogar Horaz Vernet u. s. w.) ein Album mit Zeichnungen verehrt. 36.

Correspondenznachrichten aus Paris.

(Beschluß aus Nr. 42.)

Der Übergang, welchen Guizot hierauf zum Schlusse von der Schilderung der Allem entsagenden Zurückgezogenheit Tracy's zur Julirevolution und ihren Folgen macht, ist zwar etwas unerwartet und hat selbst etwas Gesuchtes; er ist aber zu gleicher Zeit so charakteristisch für den Redner selbst, daß wir ihn nothwendig noch mittheilen müssen. „Indessen", sagt Guizot mit Beziehung auf Tracy, „begab sich in seiner Nähe, um ihn ein ungeheueres Ereigniß, der ruhmvollste Triumph, der endliche Triumph der Sache, welcher sein Leben angehörte. In der That, meine Herren, die Philosophie des 18. Jahrhunderts hatte für die gesellschaftlichen Zustände des Menschengeschlechts sehr kühne Ansprüche und Hoffnungen erhoben. In ihrem Übermuthe hatte sie das unserer Natur inwohnende Übel verkannt und die unüberwindliche Unvollkommenheit unsers Wesens nicht begriffen. Auf die Probe gestellt, hat sie daher große und schmerzliche Niederlagen erlitten. Und sind nicht gleichwol jetzt die wesentlichsten Ansprüche, die allgemeinen Hoffnungen dieser Philosophie erfüllt? Sehet: der Gedanke ist frei, das Gewissen ist frei, die Arbeit ist frei, das Leben ist frei. Mächtige Institutionen, die Institutionen, welche Voltaire von Weitem bewunderte und Montesquieu dem erstaunten Europa erklärte, verbürgen alle diese Freiheiten. Eine souveraine Handlung Frankreichs hat der Welt gezeigt, daß fortan die nationalen Freiheiten und Institutionen nicht ungestraft verletzt werden dürfen. Ein König, würdig unserer Institutionen, unverletzlich wie sie selbst, widmet ihrer Befestigung seine unermüdliche Weisheit. Auch erstarken schon ihre vortrefflichen und so sehr ersehnten Früchte, die Sicherheit, der Wohlstand, die Civilisation, die öffentliche Einsicht, zusehends. Die Menschen haben, um sich ihren Genuß zu verschaffen, nur die Proben zu überstehen, welche das Gesetz der Menschheit selbst sind, die Proben der Zeit und der Anstrengung. Wer sich dieser entledigen zu können glaubt, für den gibt es weder Freiheit, noch Civilisation, noch Gesellschaft. Und zu welcher Zeit sind wol diese nothwendigen und heilsamen Proben kürzer und leichter gewesen? Welches Zeitalter, welches Land hat wol je einen so erhabenen Zweck so schnell erreicht? Fragen Sie nur, meine Herren, jenen großen Minister, welcher seinen Namen dadurch geehrt hat, daß er ihn den ihrigen beigesellte; fragen Sie jenen großen König, welcher den seinigen so sehr an dem Ruhm Frankreichs geknüpft hat: haben wol Richelieu und Ludwig XIV., welche während ihres langen und gewaltigen Lebens so viel gesehen und so viel gethan haben, je etwas gesehen, je etwas gethan, was Dem nahe käme, was unter unsern Augen und durch unsere Hände vorgegangen ist? Haben sie wol die Ehre gehabt, zu einer so vollkommenen Umwandlung, zu einer so unermeßlichen Entwickelung der Ideen, der Institutionen, der Sitten, der Gesetze, der ganzen Existenz so vieler Millionen mitzuwirken, oder sind sie von ihr Zeuge gewesen? Und wie viel Zeit war nöthig, um solche Resultate zu erreichen? Sie haben es soeben gehört: ein Menschenleben. Als Herr v. Tracy das Licht der Welt erblickte, begann im Reiche der Ideen der große Kampf; als er starb, war im Reiche der Thatsachen der große Sieg vollendet. Gewiß hat niemals die Vorsehung ein Jahrhundert und ein Volk mit mehr Auszeichnung behandelt; niemals würden Zweifel und Entmuthigung so undankbar gewesen sein; niemals hat die Menschheit nach so viel unsinnigen Ansprüchen und traurigen Irrthümern schlagendere Gründe gehabt, den Glauben an ihre hohe Bestimmung und an die Macht der Wahrheit zu behalten."

Unter rauschendem Beifallklatschen, welches freilich bei keiner akademischen Feierlichkeit fehlen darf, begann hierauf sogleich Herr v. Ségur seine Antwortsrede. Es läßt sich darüber nur wenig sagen, und noch weniger verdient sie eine genauere Mittheilung. Es war ein übertriebener, ungeschickter Panegyrikus, welcher an jedem andern Orte als in diesem Eldorado der Lobsprüche, wo man mit dergleichen Speise so gesättigt ist, daß man selbst gegen jede Ironie abgestumpft zu sein scheint, nur für eine platte Lächerlichkeit gegolten haben würde. Ich habe die Standhaftigkeit bewundert, womit Herr Guizot diese Lobhudelei ertragen hat. Die kalte Gleichgültigkeit, welche er ihr entgegenzusetzen schien, meine ich, hätte Herrn Ségur demüthigen müssen. Denn Herr Guizot wechselte weder Farbe

noch Miene, selbst nicht als Herr Ségur in seinen Hyperbeln bis zu Ignoranz und Unwahrheit herabsank. „Sie sind einer von Denen, welche zu dem stürmischen Meere unserer Leidenschaften gesagt haben: du sollst nicht weiter gehen! Und Ihre Stimme, stark durch die Eingebungen der wahren Beredtsamkeit, hat siegreich in ganz Frankreich widergehallt." Es wäre vielleicht zu wünschen, daß dies die Wahrheit sein möchte! Mir schien es aber auch in der That, als ob der Beifall, welcher am Ende abermals mit Händen und Füßen zu erkennen gegeben wurde, mehr der ganzen Feierlichkeit und dem Helden des Tages als Hrn. Ségur gegolten hätte, und was ich beim Herausgehen so hier und da vernahm, bestätigte diese Meinung. Leugnen läßt sich dagegen nicht, daß Guizot's Rede auf das kleine Publicum, welches sie aus seinem eignen Munde gehört hatte, im Allgemeinen einen günstigen, einen tiefen Eindruck gemacht hatte. Unter einem Strome von Bewunderungsformeln hörte ich nur hier und da einige ziemlich derbe misfällige Äußerungen, welche so ziemlich verriethen, wie die Presse der verschiedenen Farben die Rede des Herrn Guizot am folgenden Morgen beurtheilen werde.

Die Abendjournale hatten nämlich kaum noch Zeit, von dieser Festlichkeit nur summarisch Bericht zu erstatten. Blos das Abendblatt des Herrn Guizot: „La charte", welches wahrscheinlich die Rede schon vorher erhalten hatte, füllte damit den größten Theil seiner Columnen an. Von Rechtswegen folgte am nächsten Morgen das „Journal des débats" seinem Beispiele und streute Herrn Guizot verdienten Weihrauch. Fast die ganze übrige Presse nahm dagegen an diesem und dem folgenden Tage eine mehr oder minder feindliche Stellung gegen Herrn Guizot und seine Ansichten über die Philosophie des 18. Jahrhunderts ein. Offenbar war dabei viel mauvaise foi, absichtliche Böswilligkeit. Herr Guizot, welcher überhaupt nichts weniger als populair ist und es in Frankreich auch schwerlich werden kann, hat, ich weiß eigentlich selbst nicht warum, jenes Heer literarischer Eintagsfliegen gegen sich, deren Element das Feuilleton ist, und welche da, wo sie sich einmal eingenistet haben, ihrer Natur zufolge eben nichts als Koth und fatale Stiche zurücklassen können. Der „National", ungeachtet Carrel's Tode immer noch das tüchtigste Oppositionsblatt, war noch ziemlich gemäßigt und ließ Herrn Guizot volle Gerechtigkeit widerfahren. Er begann nach dem alten Thema: „Praeterea censeo Carthaginem esse delendam", seine Kritik mit der gewöhnlichen Polemik gegen die Akademie im Allgemeinen. Man solle sich nur nicht vergeblich abmühen, sie zu ihrem goldenen Zeitalter, oder wie Pelisson sich ausdrückte, zur Unschuld ihrer Jugend zurückführen zu wollen, wo man z. B. lange Berathungen darüber pflog, wie man die Königin Christine von Schweden empfangen solle, um ihr am Ende nichts als eine Übersetzung des ersten Buches des Lucian vom Abbé Colin zu übergeben, und die Prosaisten noch das Recht hatten, sitzend ihre Vorträge zu halten, während die Poeten stehen mußten. Sie solle, wenn sie ihrer Bestimmung noch einigermaßen entsprechen wolle, nur literarisch werden, wie sie es z. B. noch bei der Wahl Scribe's gewesen sei; an Baudevillisten, an denen Herr Villemain seine Sarkasmen auslassen könne, werde es nie fehlen. Von der politischen Literatur dagegen solle sie sich ja fern halten; diese sei unter den Streichen der Beredtsamkeit der Herren Salvandy, Guizot und Ségur gestorben. Jedoch dürfe man billigerweise auf Herrn Guizot nicht das Wort des Cardinal Retz anwenden: „Il sied plus mal à un ministre de dire des sottises que d'en faire." Dies würde ungerecht und grausam sein, da Herr Guizot blos langweilig gewesen sei, und zwar weil dies sein Gegenstand so mit sich gebracht habe. Überhaupt könne Herr Guizot nur auf der Tribune der Kammer Effect machen, wo er zur Linken die Opposition, zur Rechten die Legitimisten, im Angesichte die Majorität und im Rücken Herrn Dupin habe. Mit solchen und ähnlichen Phrasen half sich der „National" über die eigentliche Kritik der Rede selbst weg. Er machte nur noch über die in derselben aufgestellte Theorie von der Freiheit einige beißende Bemerkungen. Herr Guizot, meinte er, habe wenigstens doch noch so viel Schamgefühl gehabt, daß er die Preßfreiheit weggelassen habe.

Derber fielen schon die Blätter des Tiers-Parti aus. Der „Temps", welcher die ganze Rede blos als eine verkappte Lobrede des Systems der Doctrine betrachtete, konnte es nicht verschmerzen, daß Guizot, voller Haß gegen die Revolution, sich über Richelieu und Ludwig XIV. erheben wolle und sich berufen glaube, allein das Heil der Welt zu machen. Diese „inflexible rigueur de son ambition" war und blieb auch ungefähr das Thema, worüber das übrige Heer der Journale Chorus anstimmte. Mehre Tage lang las man mitunter ziemlich pikante Artikel, deren Zweck war, zu beweisen, daß Herr Guizot der Typus des Egoismus, der Eigenliebe und der Selbstsucht sei. Die Krone hat dieser Opposition eigentlich aber doch erst Herr Gustav Planche aufgesetzt, welcher in der „Revue des deux mondes" Herrn Guizot am Neujahrstage mit einer etwas derben Kritik beschenkt hat. Herr Gustav Planche schreibt gut und hat allerhand nützliche und ehrenwerthe Kenntnisse, besitzt aber zu wenig moralische Haltung, als daß er nicht bisweilen in einen gewissen geistreichen Cynismus herabsinken sollte, von dem sich diese Tagsliteratur nun einmal nicht ganz rein waschen kann. Mir kommt es immer vor, als wenn ich unter dem modernen Florgewande, womit diese Herren ihre literarischen Blößen und Gemeinheiten zuzudecken suchen und verstehen, noch hier und da etwas von den Lumpen und dem Schmuze Marat's, des Urvaters und Erztypus literarisch-cynischer Polemik, gewahr würde.

Freilich kommt auf der andern Seite dabei auch manche Wahrheit zu Tage. Was in der Kritik des Herrn Planche über die geringen Verdienste des Herrn Guizot um die Literatur der Nation, d. h. um die eigentliche Fortbildung der Sprache, gesagt wird, dürfte nicht ganz ungegründet sein. Die wissenschaftliche Bedeutung seiner Arbeiten, meint er, hätte ihn vielleicht eher einen Platz in der Académie des inscriptions et belles lettres als in der Académie française gesichert. Die gefährlichste aller Wahlen für die Würde, das Ansehen und den Zweck der letztern sei eine politische Wahl wie die, welcher Herr Guizot seine Aufnahme verdanke. Gegen Herrn Guizot's Rede etwas Haltbares einzuwenden, war eben nicht schwer, wenn man sich einmal auf einen ihm feindlichen Standpunkt gestellt hatte. Tadelt sie der „Temps" politisch wegen ihrer doctrinairen Tendenz, so wirft ihr dagegen der Kritiker der „Revue des deux mondes" den Mangel an scharfer Charakteristik der Philosophie des 18. Jahrhunderts vor; er findet, daß Herr Guizot zu sehr bei Allgemeinheiten, bei gewöhnlichen, alltäglichen Dingen, bei „lieux communes de collége" stehen geblieben ist; er vermißt in seiner Rede die „biographie intellectuelle" des Herrn Tracy und greift die ohne schärfere Definition der „ambition" so hingestellte Vertheidigung und Empfehlung des Ehrgeizes an. Er gibt dann diese Definition selbst: „L'ambition n'est pas l'amour obstiné du pouvoir; c'est le désir et le courage d'accomplir une volonté conçue dès long-temps, discutée par la conscience dans la solitude et le recueillement dont la sagesse evidente prescrit l'accomplissement." Vielleicht entdeckt man die schwachen Seiten dieser Definition ebenso leicht als die darin enthaltene Anklage gegen Herrn Guizot.

Daß natürlich Ségur in der Kritik des Herrn Planche auch seinen Theil erhielt, war natürlich. Nach dieser Lobrede, heißt es am Schlusse, müsse Frankreich, wenn es nicht undankbar sein wolle, Herrn Guizot wenigstens einen Tempel errichten. Wir wissen nicht, ob Herr Guizot für dergleichen Sarkasmen durch die Theilnahme des Hofes an seinem akademischen Triumphe sich hinlänglich entschädigt gefunden haben mag. Jedenfalls war aber der Wunsch Ludwig Philipp's und seiner Familie, die Rede des Herrn Guizot nochmals von ihm selbst zu hören, eine Auszeichnung, welche ihn sogar für die Abwesenheit des Herrn v. Talleyrand zu entschädigen im Stande sein

mochte, zumal da sich Thiers einer gleichen Auszeichnung seiner Zeit nicht zu erfreuen gehabt hatte. Diese zweite Recitation fand auch wirklich einige Tage nach der Aufnahme des Herrn Guizot in den innersten Gemächern der Tuilerien und in alleiniger Gegenwart der königlichen Familie statt. Wir wissen darüber nur so viel, daß Guizot an jenem Abende einen zweiten wohlverdienten Triumph gefeiert hat. 129.

Mancherlei.

Thorheit ist ansteckend, nicht Vernunft, gleichwie Seuchen anstecken, aber nicht Gesundheit. Dieser Satz dient zur Erklärung zahlreicher Erscheinungen. Der Jugend z. B. kann ein vernünftiges Alter gar nicht beikommen, ohne sich selber anzustecken und an thörichten Dingen scheinbar Geschmack zu finden. Selbst ein ernster Jüngling erwirbt nur durch solche Inoculation die Liebe seiner Genossen, und es ist ein Theil der Lebensklugheit, sich anstecken zu lassen, um geduldet zu werden; nur daß in höherm Alter die gleich den Knochen sich stets verhärtende Vernunft ihre Empfänglichkeit für Thorheitsstoffe einbüßt. Darum wirkt Jugend auf Jugend mit wunderbarer Kraft, und die Weisheit der Alten gleicht den Ärzten, welche mühsam Ansteckung zu verhindern suchen und selten ihren Zweck erreichen.

Wir kennen demagogische Umtriebe und ein junges Deutschland. Jene wurden während der Befreiungsjahre epidemisch, und die policeilichen und ärztlichen Gegenanstalten haben sie kaum erstickt, dieses aber ist nur eine neue Form der frühern Krankheit. Ältere Männer bleiben allenthalben gesund, unter den jüngern wuchert das Übel, tolle Gedanken tauchen auf von Einheit Deutschlands, Wahlreich, Verbindungen für diesen Zweck, oder von Auflösung der Ehe, Überflüssigkeit des Christenthums, Rehabilitation des Fleisches. Ohne Menschenkenntniß suchen Einige den Grund dieser Erscheinungen in den Lehrvorträgen der Unterrichtsanstalten und meinen, wenn diese beschaffen wären, wie sie sollten, wäre die Heilung unfehlbar. Allein man bedenke: ist die Lehre ein wenig angesteckt, so wirkt sie zauberisch auf die Gemüther; ist sie vor Ansteckung sicher, so wirkt sie mit aller Vernünftigkeit nichts. Darum kann höchstens das Junge, mithin Wirkende, in Untersuchung gezogen werden, das Alte ist unverdächtig, nur zugleich unwirksam gegen das Thörichte.

Noch in größerer Ausdehnung gilt dasselbe. Alle Wissenschaften haben ihre wechselnden Moden, wie Putz und Kleidung, gewöhnlich mit etwas Thörichtem versetzt, und grade dieses macht ihre Erscheinung beliebt und genehm. Was nicht im neuesten Geschmack hervortritt, wird wenig bewundert und gepriesen. Die vernünftigste Philosophie findet am wenigsten Anhänger und kann neben einer wunderlichen nicht bestehen. Selbst Theologie, Medicin, Philologie, Geschichte ergreifen ohne ein seltsames Angebinde niemals die Menge, Keiner wird dann in sie vernarrt. Auf Vernarrung aber beruht der Ruf und die zeitliche Werthschätzung der Wissenschaften; es ist nicht das Bleibende derselben, was ergreift, sondern das Wechselnde, Vorübergehende. So will es der Gang menschlicher Dinge, und wer sich ihm entgegenstellt, thut ein Werk ohne Folgen, ein wahres opus operatum.

Sogar verstattet diese Wahrheit eine tiefere Begründung. Vernunft ist das Ewige, Bleibende des Menschengeschlechts; Thorheit ist das Zeitliche, Hinfällige. Ein Bleibendes nun kann sich in der Welt nur als Zeitliches und Hinfälliges offenbaren, und das Letztere wird dadurch zum eigentlich Wirklichen, Realen. Mögen wir auch von ihm zum ursprünglich Idealen hinaufschauen, unsern sterblichen Augen entdeckt letzteres sich nie. Dadurch erhält das Reale der Thorheit ein sinnliches Übergewicht gegen das Ideale der Vernunft, grade wie Sündhaftigkeit gegen die Tugend. Auch die Sünde ist ansteckend, was schon die Erzählung von ihrer Erbschaft durch das erste Menschenpaar andeutet; die Tugend besitzt nicht diese Eigenschaft. Der Trost bei solchen untröstlichen Wahrheiten besteht im Vertrauen auf die Ewigkeit der Vernunft und der durch alle Geschichte bewährten Überzeugung, jede Thorheit müsse ihr Grab finden, um aus ihrem verwesenden Leichnam eine zweite Schwester auferstehen zu lassen, die früher oder später gleichfalls abstirbt. Sonach ist die Vernunft ewig, die Thorheit zeitlich; jene über den Wolken, diese auf der Erde; jene unsterblich, ohne vergänglichen Leib, diese sterblich, aber stets in Leibern neugeboren.

Die Jugend strebt zu erwerben, das Alter zu erhalten, und weil letzteres schwerer ist als jenes, so lebt das Alter voll Sorge. Dies gilt auch für literarische Verhältnisse. Junge Schriftsteller treten keck vor das Publicum, wollen gewinnen und denken, ohne Besitz, an kein Verlieren, sie haben zur Polemik rechte Lust, weil es Geschrei und Stöße dabei absetzt. Ältere Schriftsteller ziehen sich zurück, vermeiden Streit, welcher der Erhaltung des Erworbenen Schaden bringen könnte, und wenn sie Rationalisten sind, halten sie die Bücherwelt für so eitel als die übrige.

Die poetische Welt der Ideen, des Schlafes, ist frei; die prosaische der Vorstellungen, des Wachens, ist determinirt, ungeachtet das Bewußtsein der Freiheit, gleich einem Traume, in die letztere hineinspielt. Pedanten und Philister, als Nachtreter fester prosaischer Vorstellungen, bleiben unfrei. 28.

Bibliographie.

Aus dem Tagebuche eines in Großbritannien reisenden Ungarn. 8. Pesth, Heckenast. 1 Thlr. 12 Gr.

Blessingtons, Lady, Bekenntnisse eines alten Junggesellen. Übersetzt von R. J. Ende. Mit 6 Bildnissen, nach Zeichnungen von Parris von den ersten Künstlern Englands gestochen. Gr. 12. Berlin, Asher. 2 Thlr. 16 Gr. Ohne Stahlst. geh. 1 Thlr. 12 Gr.

Cooper, J. F., Lebensbilder aus Frankreich, den Rheinländern und der Schweiz von ꝛc. Frei nach dem Englischen von Dr. F. Steger. 2 Theile. Gr. 8. Braunschweig, G. C. E. Meyer sen. 2 Thlr.

Geschichte der historisch merkwürdigsten Städte Deutschlands, von der ältesten bis auf die neueste Zeit. Nach den neuesten und besten Hülfsmitteln verfaßt und im Verein mit mehren deutschen Gelehrten herausgegeben von G. Lange. 1. Band. Dr. Jäger's Geschichte von Augsburg. (1stes Heft.) — Auch u. d. T.: Geschichte der Stadt Augsburg, von ihrem Anfang bis auf die neuesten Zeiten. Von C. Jäger. Gr. 8. Darmstadt, Lange. 6 Gr. Ohne Stahlstich 4 Gr.

Janus. Geschichte, Literatur und Kunst. Herausgegeben von Dr. F. H. Bothe. (1ster Band.) Gr. 8. Zürich, Wirz-Widmer. 1 Thlr. 3 Gr.

Irving, W., Astoria, oder Abenteuer in den Gebirgen und Wäldern von Canada. Aus dem Englischen von E. Brinckmeier. 3 Bände. 8. Braunschweig, G. C. E. Meyer sen. 3 Thlr.

— —, Astoria, oder die Unternehmungen jenseit des Felsengebirges. Aus dem Englischen von A. von Treskow. 2 Bände. 8. Quedlinburg, Basse. 2 Thlr. 4 Gr.

Klagen eines Juden. 8. Manheim, Hoff. 16 Gr.

Schmetzer, Ch. W., Gedichte. Gr. 8. Ansbach, Brügel. 20 Gr.

Taschenbuch der neuesten Geschichte. Herausgegeben von E. Münch und G. Bacherer. Geschichte des Jahres 1834. 2ter Thlr. Mit 10 Portraits. Gr. 16. Carlsruhe, Müller. 1836. 1 Thlr. 16 Gr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Montag, —— Nr. 44. —— 13. Februar 1837.

Ben Jonson und seine Schule, dargestellt in einer Auswahl von Lustspielen und Tragödien, übersetzt und erläutert durch Wolf Grafen von Baudissin. Zwei Theile. Mit zwei Kupfertafeln. Leipzig, Brockhaus. 1836. Gr. 8. 5 Thlr. 12 Gr.

Es muß eine wunderbar reiche Zeit gewesen sein, wo Shakspeare unter den gewöhnlichen Erscheinungen des Tages mit rangiren konnte. Die Erscheinung wiederholt sich zwar, daß ein Genius, von der Mitwelt verkannt, erst von spätern Generationen gewürdigt und verehrt wird. Aber Shakspeare war nicht verkannt, er lebte im Vollgenuß der Volksgunst, die ihm Beifall und Einnahme spendete, wie es an der Zeit war; und auch die über dem Volke stehen, schenkten ihm so viel Theilnahme, als sich bei einem Wendepunkte der Bildung von Gebildeten erübrigen ließ, welche das Volkstheater nur als zu duldende Lustbarkeiten im Gegensatz zu der classischen Poesie betrachteten. Shakspeare leuchtete zwar auch damals schon vor seinen Vorgängern und Mitbewerbern hervor, wenn auch seine Würdigung mehr im Genusse, den er bereitete, aufging. Aber er leuchtete nicht so, wie etwa — eine schwache Vergleichung — Lessing zu seiner Zeit vor seinen Mitgenossen hervorstrahlte, das heißt, nicht einmal so auffällig, so Jedem ins Auge springend. Andere konnten sich mit ihm in eine Reihe stellen, man konnte abwechselnd Shakspeare'sche, Ben Jonson'sche, Decker'sche, Fletcher'sche Stücke geben, ohne daß der ungeheuere Abstand sogleich gefühlt ward. Ja, es konnte zweifelhaft bleiben, ob ein Stück von ihm war oder einem Andern, und er, den heut Europa als den ersten dramatischen Genius aller Zeitalter verehrt, konnte aus Gefälligkeit oder Lust Flickarbeit an den Stücken anderer Dichter verrichten (wie uns z. B. die humoristischen Partien des Thomas Middleton'schen „Maire von Queenborough" beweisen), ohne daß seine Arbeit, wie neue Flicken am alten Kleide, das ganze Gewebe zerrissen.

Lag dieses Mitaufgehen, Mitverzehrtwerden nur in der geringern ästhetischen Würdigungskraft der Zeit, oder darin, daß er für uns ein Gigant ist, für seine Zeitgenossen aber nur ein sehr großer Mann unter auch großen Leuten war? So lange uns seine Erscheinung wie eine mythische Tradition aus den Zeiten der Barbarei herüberstrahlte, konnte diese Frage nicht beantwortet werden. Nachdem wir ihn kennen und würdigen gelernt, staunten wir ihn an wie etwas absolut Gegebenes, wie eine isolirte Offenbarung des ewigen Geistes der Poesie, und an unsere Bewunderung hängte sich eine kleinkrämerische Kritik, die auch Das, was eben nur der Abdruck von Formen war, in denen er, als ihm gegebenen, sich bewegen mußte, wie etwas Wesentliches, von ihm Gebornes anstaunte und zu bewundern, zu lieben und zu erklären versuchte. Seitdem sind wir auf historischem Wege zu einer andern Würdigung des Heroen gelangt, deren Resultat ist, daß er womöglich noch größer vor uns steht, als wir ihn uns dachten, und daß dessenungeachtet vieles an ihm Bewunderte in die Rumpelkammer einer abgelebten Zeit verwiesen werden darf.

Um ihren Stolz kennen zu lernen, haben die Engländer (nun auch beinahe seit einem Jahrhundert) den Archivstaub eines frühern Jahrhunderts aufgewühlt, Testamente, Kirchenbücher, Gerichtsacten, Rechnungsbücher und, was noch mehr ist, die ganze modernde Literatur jener sonst vergessenen Zeit ins Leben gerufen. Der Ertrag für Shakspeare's Leben ist gering geblieben; man hat sein Testament, seinen Taufschein, aber nicht einmal sein wahres Portrait. Ein nebelhafter Dunst bleibt über ihn ausgebreitet, aus dem nur hier und da helle Schlaglichter erfreulich vorblicken, Lockungen genug für die Poesie, Das auszufüllen, was die Geschichte unentdeckt ließ. Dagegen kennen wir die Planeten, die um die Sonne Shakspeare's sich bewegten, jetzt möglichst vollständig; die ganze poetische Zeit vor und nach ihm rollt sich vor uns wie ein ungeheuerer buntgewirkter Teppich auf, und wir erstaunen über die Masse von Farben und Gestalten, die uns noch heut blenden und irre werden lassen könnten, was Fix- und was Wandelstern sei, hielten wir nicht Shakspeare zu fest schon im Geiste. Von der Zeit selbst, wo diese Fülle productiver Geister plötzlich auftraten und schnell nach der Geburt in Manneskraft glänzten, erwarten, daß sie schon klar den Genius von den schöpferischen Kräften unterschieden hätte, wäre zu viel gefodert. Scheint es doch, als habe die Productionskraft von ganzen Jahrhunderten vor und nachher sich auf jene glückliche Zeit von etwa 50 Jahren (1585 — 1635) zusammengedrängt und daselbst der dramatische Geist seine volle Wucht und Schönheit niedergelegt, um nun erschöpft auf lange,

wenn nicht auf immer, auszuruhen. Denn selbst, wenn man geringere unter diesen Dichtern der altenglischen Bühne mit unsern Dramatikern vergleicht, wie überragen sie uns an Erfindungskraft und an markiger Ausführung. Das Selbsteigne tritt überall heraus; waren sie keine Genien, Schöpfer, Erfinder, so waren sie doch glückliche Fischer in einem überreichen Meere. Sie warfen ihr Netz aus und zogen Neues empor. Unsere Dramatik, wo noch eine ist, ist nur eine Ährenlese; wir sind genöthigt, die Verhältnisse, wenn sie sich in keinem neuen Lichte mehr zeigen lassen, auf die äußerste Spitze zu treiben, oder gar auf den Kopf zu stellen. Daß die Franzosen dies mit Grazie zu thun verstehen, gibt ihren neuern Lustspieldichtern das scheinbare Übergewicht. Glückliche Zeit, wo der Dichter nicht zu diesen halsbrechenden Künsten seine Zuflucht zu nehmen brauchte, wo die Würze in den Verhältnissen selbst lag, die er, wie sie waren, nur zu conterfeien brauchte. Nur in der Malerkunst findet sich noch etwas Ähnliches. Italien, Rom ist längst nicht mehr das Land, wo unsere Künstler die Weihe der Kunst lebendig finden und lernen mögen; aber es bleibt für sie, trotz aller Überschwemmungen mit Fremdem, der unerschöpfliche Boden schöner ursprünglicher Eindrücke. Sie brauchen nur, was die Natur ihnen vorführt, abzudrücken, eine Ruine, ein Bauerweib, eine weinumrankte Hütte, einen Bettler, und sie haben etwas geschaffen, was Farbe, Gestalt, Charakter hat.

Um deshalb ist es freilich noch kein Kunstwerk im höhern Sinne. Aber das sei auch von jenen altenglischen Dramatikern nicht gesagt. Hier treffen wir auf den großen Scheidepunkt zwischen ihnen und Shakspeare. Ja, Vieles, was uns, da wir ihn als einzelne Größe anstaunten, unklar blieb, wird durch sie erklärt; er war in allen äußern Bedingungen ein Mann seiner Zeit, er hat Vieles mit ihnen gemein; auf den ersten Blick, wenn man Theile vergleicht, kann es scheinen, als stehe er mit ihnen auf einer Linie. Da ist derselbe Pathos, ähnliche Scherze, conventionnelle Witzspiele, der Modebombast und der Modehumor einer, in gewisser gesellschaftlicher Bildung schon höchst raffinirten Zeit. Auch bei seinen Mitbewerbern um die Gunst der Menge finden sich helle Blitze aufflammender Begeisterung, überraschend schöne Stellen, welche uns in die höchsten Regionen der Poesie versetzen und für lange farblose Gemeinplätze entschädigen. Aber wenn wir scharf auf das bewegte Wellenspiel hinschauen, sehen wir doch nur immer die eine Welle die andere treiben und der Geist über dem Wasser fehlt. Der Geist der Berechnung, der ordnende Verstand ist wol bei Mehren da; aber jener freie Äthergeist, der mit dem Elemente spielt, indem er seinen Naturgesetzen sich scheinbar hingibt, der ist nur in Shakspeare. Nur er konnte in diesem übermüthigen Schönheitsgefühl mit dem unförmlichen Märchen, was er vorfand, gaukeln, und es ward schön; nur er die vorgefundene Unwahrscheinlichkeit durch seine zauberhafte Behandlung zur Wahrheit umwandeln; nur seinem Hauche gelang es, den gräßlichen, rohen, ungethümen Überlieferungen, die er in die Hände nahm, Anmuth und Zauber einzublasen, ohne daß er sie in ihrer Wesenheit umformte. Das vermögen die Ben Jonson, Decker, Fletcher, Massinger u. s. w. nicht. Sie müssen das Gegebene sorgfältig construiren, um Wahrheit und Wirklichkeit hervorzubringen, und wenn sie es gethan, sind um deshalb Anmuth und Schönheit noch nicht immer da. Er konnte spielend ergreifen, was ihm in die Hände fiel, Ungebrauchtes und Verbrauchtes, Gebildetes und Rohes; es ist sein Genius, nicht der Stoff, der uns entzückt, und mit demselben Zauber wußte er die Liebesgeschichte des schönen Romeo und die unförmliche Fleischmasse des Caliban in ein höheres Leben zu verklären. Das durften die Andern nicht wagen; sie mußten den Stoff wählen, für den ihre Kräfte ausreichten. Ihm nur gelang es, solche tief innige Wesen und ernste Gestalten ins Leben zu rufen, die oft mehr Einfluß auf unsere Bildung geübt wie wirkliche der Geschichte, und fortleben werden, so lange es eine Geschichte gibt. Die Mythe des Pygmalion ist in ihm zur Wirklichkeit geworden; aus ihren Rahmen, von ihren Piedestalen sind seine Hamlet, Shylock, Macbeth, seine Heinriche und Falstaff, seine Cordelia, Ophelia, Beatrice, fertige, von Lebensfülle durchglühte Wesen, gesprungen und leben unter uns jetzt wie gute Bekannte. Das hat kein Marlow und Green vor ihm, kein Ben Jonson und Fletcher nach ihm vermocht. Endlich jener Zauber der Sprache, jene Blüte des Gefühls, jene musikalische Lyrik, die, so sparsam gebraucht, wo sie herausbricht, immer an ihrer Stelle Wunder wirkt, sie ist der unnachahmbare Stempel, das Privilegium des einen, unerreichbar Großen.

Und doch waren die Männer, die um ihn herstanden, große Dichter. Das Volk erkannte sie dafür, wenn auch kein Kritiker in unserer Weise es aussprach, und noch mehr als jenes Publicum sind wir berechtigt, sie als solche zu erkennen und ihnen einen Theil der Bewunderung zuzuwenden, in der wir uns nun für Shakspeare beinahe erschöpft haben. Er steht unerschütterlich fest. Selbst die neuesten Bilderstürmer haben sich nicht an sein kolossales Bild gewagt; es stand ihnen über der Kunst, die sie mit ihrem schwachen Athem fortblasen zu können meinten. Nun ist es an der Zeit, unsere Aufmerksamkeit auf seine Zeitgenossen zu wenden und, abgesehen von der historischen Ausbeute zur Kenntnißnahme jener Zeit, werden uns reiche Adern poetischen Metalls begegnen, Metall, das zu jeder Zeit gelten muß, wenngleich das Gepräge nur bei vergangenen Geschlechtern Curs hatte.

Es ist an der Zeit, von den Shakspeare-Übersetzungen abzulassen. Was kann da noch besser gemacht werden! Was hilft es, die und jene Stelle genauer, zarter, kräftiger wiederzugeben? Wird um deshalb Shakspeare mehr verstanden, reiner genossen werden? Wer ihn so genießen will, wende sich ans Original. Für die Andern genügen die vorhandenen Übersetzungen, und es ist sogar nicht recht, an dem Typus zu rütteln, den Schlegel durch seine geniale Übertragung dem Briten in Deutschland gegeben hat. Vieles Einzelne mag richtiger hergestellt werden, aber das einzelne Unrichtige ist unwichtig für das Verständniß des

Ganzen, und der Schlegel'sche Shakspeare mit allem Willkürlichen des Übersetzers ist unser Nationaleigenthum geworden. Man soll es ergänzen, aber nicht ändern. Wohl jedem großen Dichter, der mit nicht mehr willkürlichen Änderungen einem fremden Volke bekannt wird. Graf Baudissin verdient gewiß mehr Dank für das Unternehmen, den Ben Jonson, Fletcher, Massinger und Fields in Deutschland zuerst dem größern Publicum bekannt zu machen, als vielleicht für den Müheantheil, welchen er an der Fortübersetzung des Schlegel-Reimer'schen Shakspeare unter Tieck's Auspicien genommen hat. Dies vor uns liegende Werk ist ein sehr verdienstvolles, zeitgemäßes und gelungenes, ein Buch von so tüchtigem Inhalt als tüchtiger Fassung. Dem Vorworte voll trefflicher Winke über die Stellungen der hier aufgenommenen Dichter zu Shakspeare schließt sich eine chronologische Übersicht der Geschichte der englischen Bühne von ihrer ersten Entstehung bis zu den Zeiten Cromwell's an. Dann folgen übersetzt Ben Jonson's „Alchemist", dessen „The devil is an ass", John Fletcher's „Spanish curate", Massinger's und Nathanael Field's „Fatal dowry", Massinger's „Duke of Milan", John Fletcher's „Elder brother", Philipp Massinger's „A new way to pay old debts" und dessen „City Madam". Angehängt sind zur Erklärung nöthige und wenige zur Rechtfertigung des Übersetzers dienende kritische Noten, welche sich nicht die Prolixität und stupende Gelehrsamkeit der englischen Commentatoren zum Muster genommen haben. Hier und da könnte man sogar mehr wünschen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Reisen und Länderbeschreibungen der ältern und neuesten Zeit. Mit Karten. Herausgegeben von Ed. Widenmann und Herm. Hauff. Siebente Lieferung: Alexander Burnes' Reisen in Indien und nach Bukhara. Zweiter Theil. Achte Lieferung: Ein Besuch auf der Insel Island im Sommer 1834 von J. Barrow jun. Neunte Lieferung: Südafrikanische Skizzen von Thomas Pringle. Stuttgart, Cotta. 1836. Gr. 8. 4 Thlr. 4 Gr.*)

Es freut uns außerordentlich, sobald schon die deutlichen Beweise des ungehemmten Fortschreitens dieser so schönen als nützlichen Unternehmung vor uns liegen zu sehen. Die siebente Lieferung gibt, wie schon der Titel zeigt, eine Fortsetzung der in den frühern Lieferungen begonnenen und in unserer frühern Anzeige auch schon erwähnten Reise Burnes' durch Indien nach Bukhara. Die beiden andern Lieferungen führen uns in zwei polarisch entgegengesetzte, auch der äußern Erscheinung nach grundverschiedene Länder, nach Island und nach den neuen Colonien der Engländer am Vorgebirge der guten Hoffnung. Die eine Reise führt uns zu Gegenden, wo gewissermaßen nur die feindliche Natur noch großartig, der Mensch selbst in ärgstem Elend der Armuth zu erblicken ist; die andere zu einem Lande, wo wenn erst die menschliche Thätigkeit sich mehr entwickelt haben wird, Milch und Honig fließen und Feigen und Wein wie im gelobten Lande gedeihen, an welches auch so vielfach die Scenerie in der Natur, das Thiergeschlecht und die Lebensart der Menschen erinnern; während in Island sogar ordinairer Branntwein eine so große Kostbarkeit ist, daß er an viele Geistliche der Insel nur selten kommt, die überdies zu gleicher Zeit die Hufschmiede ihrer Beichtkinder sind. „Dr. Hooker gedenkt der seltsamen Wirkung, die eine kleine Portion Rum auf den guten alten Geistlichen von Middalr machte, dessen Magen nur an Milch und etwas Kaffee gewöhnt war. Er bat mich, sagt der Doctor, ihm etwas Rum zu geben, um die Brust seines Weibes damit zu waschen; nachdem er aber einen Theil zu diesem Zwecke verwendet hatte, trank er den Rest, ohne die Stärke dieses Getränkes zu kennen, die jedoch auf den geistlichen Hufschmied keine andere Wirkung äußerte, als daß er trotz seiner lahmen Hüfte auf die lächerlichste Weise vor dem Hause herumtanzte. Dieser Auftritt gereichte der ganzen Familie zur großen Belustigung, jedoch mit Ausnahme seiner alten Frau, die sich alle Mühe gab, ihn ins Bett zu bringen, weil er durchaus haben wollte, daß sie mit ihm tanzen solle."

Übrigens bei den holländischen Colonisten des Cap wie bei den skandinavischen Colonisten Islands finden sich gewisse gleiche Züge wieder, die zuletzt aus der alten germanischen Wurzel sproßen. Die Freude und Treue, mit der auf beiden Seiten am Christenthum und zwar am protestantischen Christenthum gehalten wird, sodaß der roheste holländische Viehzüchter doch die Bibel unter seinem Mobiliar hat und auf den Sonntag hält und der ärmste isländische Bauer Sonntags nach seiner Art wohlgeputzt mit Weib und Kind meilenweit zur Kirche reitet. Ja sogar im Äußerlichen möchte man noch manche Ähnlichkeiten finden, so weit beide Länder und Klimate auseinanderliegen: die Abtheilung eines isländischen Bauernhauses, dessen Fußboden geschlagene Erde ist, in ein Vorhaus und ein zuweilen ganz abgesondert liegendes Küchenzimmer mit überall im Vorhaus angebrachten Wandsimsen, und die Abtheilung eines capischen Bauernhauses, dessen Fußboden geschlagene Erde ist, in Voorhuis (nebst zur Seite angehängten Slaapkameren) und einen in der Regel ganz abgetrennt gelegenen Küchenraum, mit im Voorhuis angebrachten Wandsimsen und Balkenbehängungen durch Peitschen u. s. w. stehen so weit nicht voneinander ab, wie verschieden auch die umgebende Natur ist, die an dem einen Orte Zwergbirken von höchstens sechs Fuß als das schönste Holz der Insel betrachten läßt, während in den Colonien am Cap nicht blos Wein und Pfirschen, Aprikosen, Mandeln, Wallnüsse, sondern auch Orangen gedeihen und die Hecken aus Quitten und Granaten bestehen. 49.

*) Vgl. über die ersten sechs Lieferungen Nr. 130 d. Bl. f. 1836. D. Red.

Literarische Notizen aus Dänemark.

Unter den in Dänemark letzthin erschienenen Biographien verdient die folgende ehrenvolle Erwähnung: „Johannes Ewald's Levnet med Bidrag til hans Digterverkers Historie og Charakteristik, af *Christian Molbech*" (Johannes Ewald's Leben, mit Beiträgen zur Geschichte und Charakteristik seiner Dichtungen u. s. w., Kopenhagen 1835). Der Verf. dieser Lebensbeschreibung, der selbst ein ausgezeichneter dänischer Dichter und Schriftsteller ist, hat seinen Stoff auf eine würdige Weise behandelt. Schon im Anfang seiner Schrift bemerkt er, daß außerdem daß Ewald's Leben höchst poetisch und romantisch in seinem Eingang und tragisch in seiner Entwickelung und früher Auflösung war, noch etwas darin ist, was das Gefühl wunderbar bewegt, die Offenbarung des Edelsten und Erhabensten in einer von menschlichen Schwächen gedrängten Natur; dieses Hervortreten einer göttlichen Kraft in einem gebrechlichen Wesen, welches dadurch groß wird mitten in seiner Schwachheit und liebenswürdig mitten unter seinen Verirrungen. Ewald, ein Kind des 18. Jahrhunderts, war 1743 geboren und starb 1781. In der ganzen Darstellung von dessen Leben athmet Molbech Liebe und Begeisterung für den Dichter; aber den größten Beweis

seiner Hochschätzung hat der Verf. durch die Sorgfalt gegeben, womit er Alles, was auf irgend eine Weise über des Dichters Charakter und Leben sowie über die Geschichte seiner Schriften Licht verbreiten konnte, zusammengestellt und gesichtet hat. Nationalität legt der Verf. dem Dichter in hohem Grade bei, sowol was den Geist als die Sprache desselben betrifft. Ewald's Prosa athmet Munterkeit, Witz und Humor; aber in seinen lyrischen Dichtungen nimmt er oft den hohen Schwung der Ode.

Nicht unwichtig für die dänische Geschichte ist folgendes Werk: „Danemarks politisk-militaire Historie under Unionskongerne, fra Kong Oluf og Dronning Margarethe ind til Kong Hanses Död, med et Tillaeg af forhen utrykte Diplomer og andere historiske Actstykker saemt 2 Oversigtskort og 1 Plan, af *Ferd. H. Jahn.* Efter Forfatterens Död udgiven af *Ewald, J. A. Fibiger* og *C. Molbech*" (1835, 4.). Hauptverdienst dieses Werkes ist, eine Menge specieller historischer Data berichtigt zu haben.

Alterthumsforschern willkommen ist folgendes Werk: „Vigilum Romanorum latercula duo Coelimontana. Edidit atque illustravit, appendicem inscriptionum militarium adiecit *Olaus Kellermann*, Danus (Rom 1835, Fol.). *) Dr. Kellermann, der sich vier Jahre in Rom aufgehalten, hat die alten lateinischen Inschriften zum Hauptgegenstande seiner Studien gemacht. Er ist dabei mit den eifrigsten Bearbeitern dieses Fachs unter den italienischen Gelehrten in Verbindung getreten und hat im Verein mit einem von diesen, Prof. Sarti in Rom, mit dem Versprechen der Unterstützung von einem Andern, dem angesehensten Kenner der lateinischen Epigraphik in Italien, Bart. Borghesi in San-Marino, den Plan zu einem Werke entworfen, dessen die lateinische Philologie in hohem Grade bedarf und welches nur in Italien und namentlich in Rom ausgeführt werden kann, nämlich eine vollständige und kritisch zuverlässige Sammlung der lateinischen Inschriften. Als Probe seiner epigraphischen Studien hat nun Dr. Kellermann in obgedachter Schrift zwei bisher nicht herausgegebene größere Inschriften mitgetheilt und ausführlich behandelt und mehre andere, theils vorher, theils zum ersten Male herausgegebene Inschriften hinzugefügt, welche ebenso wie die beiden größern über einzelne Theile der römischen Militairverfassung unter den Kaisern neues Licht verbreiten. — Dieser Schrift des Dr. Kellermann schließt sich eine andere verwandten Inhalts an von Dr. L. Roß, einem Holsteiner, der sich mehre Jahre in Griechenland aufgehalten hat und zuletzt als Antiquitätsconservator daselbst angestellt war. Diese Stellung, wozu er eine gründliche philologische Bildung mitbrachte, setzte ihn in Stand, eine große Anzahl vorher unbekannte oder sehr fehlerhaft abgeschriebene griechische Inschriften zu copiren. Von diesen hat er dem Geheimen-Regierungsrath Boeckh in Berlin alle die böotischen mitgetheilt. Die übrigen beschloß er in Griechenland selbst herauszugeben, um wo möglich Andere zu ähnlichen Unternehmungen zu bewegen und eine Art von literarischem Verkehr zwischen Griechenland und dem übrigen Europa zu eröffnen. Das erste Heft von diesen Inschriften ist auf königliche Kosten unter folgendem Titel herausgegeben: „Inscriptiones Graecae ineditae. Collegit edidítque *Ludovicus Rossius*, Ph. D. etc. Fasciculus I. Insunt Inscriptiones Arcadicae, Laconicae, Argivae, Corinthiae, Megaricae, Phocicae (Nauplia 1834, 4.). Die Schrift ist dem König Otto gewidmet. Die Inschriften, 85 an der Zahl, wovon wenige vorher bekannt waren, sind alle sehr gut lithographirt und die Form der Buchstaben mit großer Sorgfalt wiedergegeben. Mehre der mitgetheilten Inschriften sind interessant, die größten und am besten erhaltenen sind von den phocischen Städten Delphi, Stiris und Daulia. Noch reichlicher werden die zwei nächstfolgenden Hefte ausgestattet werden, welche nur attische Inschriften, wovon Dr. Roß bereits im November 1834 einen hinlänglichen Vorrath hatte und täglich neue aus der Erde hervorkommen sah, enthalten sollen.

Großen und verdienten Beifall des lesenden Publicums in Dänemark fand folgende Novelle: „Nye Fortaellinger af Forfatteren til en Hvardagshistorie (Neue Erzählungen vom Verfasser einer Alltagsgeschichte). Udgivne af *Johan Ludvig Heiberg*. Zweiter Band: „Extremerne" (Die Extreme). (Kopenhagen 1835.) Der besondere Vorzug dieser Novelle ist die darin wie in den frühern Erzählungen desselben Verfassers herrschende echte poetische Geistesfreiheit, welche ebenso fern von egoistischem Mangel an Mitgefühl ist, als von der unfreien Gemüthsbewegung, die daraus entsteht, daß die prosaischen Interessen eines Dichters zu großen Einfluß auf seine poetischen Phantasien haben. Zwischen den hier bezeichneten Äußersten, Mangel an Sympathie und schwerer prosaischer Mitleidenheit, bewegt sich der neue dänische Novellist mit einem echten poetischen Sinn; hier ist eine warme und innerliche Theilnahme an den heterogensten Geistesrichtungen, verbunden mit einer Geistesfreiheit, welche sie alle zum Gegenstand einer beruhigenden Contemplation macht. Durch diese Geistesfreiheit unterscheiden sich diese Novellen wesentlich von einigen frühern dänischen Erzählungen, mit denen man sie irrigerweise in eine Classe gebracht hat, z. B. von Rahbek's und Kruse's. Die beiden hier dargestellten Extreme sind der alte, in anständiger Armuth lebende Graf Granjelm, ein Aristokrat mit Leib und Seele, und dessen einziger Sohn, der Demagog Horatius Turbus, ein Kieler Student, deren entgegengesetzte Charaktere meisterhaft geschildert sind. In dieser Novelle herrscht mit einem Wort eine solche poetische Harmonie, in der alle besondern Partien zusammenwirken, um die Zufriedenheit hervorzubringen, womit der Leser die Lesung des Buchs beendigt.

Ein Werk der Gelehrsamkeit und großen Fleißes ist das folgende: „*P. T. Hald*, Historia ecclesiastica medii aevi, synoptice enarrata. Pars I. historiam annorum 604—858 complectens" (Kopenhagen 1832, 4.). Der Verf. dieser Schrift macht den Versuch, ein Werk in einer neuen Form zu liefern, indem er die pragmatische Darstellungsweise mit der tabellarischen verbindet; er hat sich demnach bemüht, die höhere historische Kunst mit der niedern, die schaffende mit der schematisirenden zu vereinigen, und ungeachtet eine solche Vereinigung von zwei so ungleich gearteten Theilen auf den ersten Anblick fast unmöglich scheinen möchte, so muß man nach der gelehrten Arbeit, womit der Verf. die Literatur bereichert hat, doch einräumen, daß sie bis zu einem gewissen Grade denkbar ist; denn überall findet man die Ursachen der Begebenheiten mit ihrem Zusammenhange und ihren Folgen auf das bestimmteste angegeben; man sieht Resultate einer gründlichen Philosophie der Geschichte in Verbindung mit reicher Sachkenntniß hervortreten und zugleich den ganzen Stoff durch eine sinnreiche Anordnung in die Columnen und unter die verschiedenen Überschriften, welche die Natur der Tabellen erfodert, eingezwängt. Doch ist das Lesen seines Werks mühselig und anstrengend. — Ein Resultat gelehrter Geschichtsforschung ist auch die folgende kleine Schrift: „De rebus inter Johannem et Christianum II., Daniae reges, ac Ludovicum XII. et Jacobum IV., Galliae Scotiaeque reges, a MDXI—MDXIV actis. Auctore *Petro Becker*" (Kopenhagen 1835). Die Schrift enthält gewissermaßen mehr als sie verspricht, indem der Verf. sich nicht auf den Zeitraum, welchen er auf dem Titelblatte angibt, beschränkt, sondern Vieles aufgenommen hat, welches dazu dient, Dänemarks Verhältniß zu Frankreich und Schottland in den Jahren 1511—14 in ein helleres Licht zu setzen. M. Becker hat das Verdienst, mehre Verhandlungen und Verbindungen, denen die dänischen Geschichtschreiber bisher keine sonderliche Aufmerksamkeit geschenkt, zur Kenntniß des gelehrten Publicums gebracht zu haben.

*) Diese sowie die nachher erwähnte Schrift von Roß sind durch die Verlagshandlung d. Bl. zu beziehen. D. Red.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Dienstag, —— Nr. 45. —— 14. Februar 1837.

Ben Jonson und seine Schule, dargestellt in einer Auswahl von Lustspielen und Tragödien, übersetzt und erläutert durch Wolf Grafen von Baudissin. Zwei Theile.

(Fortsetzung aus Nr. 44.)

Noch sind zwei Zeichnungen, die innere Ansicht einer altenglischen geschlossenen Bühne und die Façade, Durchschnitte und den Grundriß des Sommertheaters The Fortune darstellend, beigegeben. Wol hätte grade hierher für ein größeres Publicum, dem Tieck's hier und dort zerstreute Erklärungen und Winke über die Einrichtung jener Bühnen nicht zur Hand und gegenwärtig sind, eine ausführlichere Erklärung jener uns fremdartigen Construction gehört. Entweder rechnete aber der Übersetzer auf ganz unterrichtete Leser, oder er wollte seinem Freunde, dem das Werk gewidmet ist, nicht vorgreifen. Jenes wäre unrichtig, denn er beabsichtigt ja eine Lecture für das große Publicum, weshalb er auch alle englische Namen im Lustspiel, ein nicht unbedingt zu billigendes Verfahren, verdeutscht hat. In den Ausgaben des Shakspeare ist die Scenerie in der Regel hinzugesetzt; hier, wo noch keine spätern Hände sich an die Erklärung gemacht, wäre daher für minder Unterrichtete die scenische Erläuterung wünschenswerth. In den Stücken selbst wird häufig auf die besondere Einrichtung der alten Theater, an die wir uns kaum gewöhnen mögen, angespielt. So drückt sich der Prolog zum „Dummen Teufel" spashaft und handgreiflich genug über die fashionable Sitte der vornehmen jungen Stutzer aus, statt in den Logen, auf der Bühne selbst ihren Platz zu nehmen und dadurch den der Schauspieler zu beengen:

— edle Herren, Eu'r Nahn erfreut uns kaum;
Ihr ehrt uns, doch Ihr laßt uns keinen Raum.
Ihr meint, der Satan sei ein lustig Ding
Und berge sich in einem Daumenring.
Doch in so falschem Glauben bannt uns nicht
In eines Tellers Umkreis; Raum gebricht
Für unsre Sünde, wenn die Eure dasitzt.
Gesteht es nur! Ihr thut Euch selbst zu nah itzt,
Wenn Ihr uns stoßt und drückt, den Platz uns engt,
Uns an die Schultern streift und rückwärts drängt.
Wir müssen, kaum daß wir gesprochen, wandern,
Oder zugleich vortreten mit den Andern,
Wie junge Gänse, folgend ihrer Alten;
Wir können weder uns im Norden halten,
Noch uns gen Süden drehn; sind nicht Krystalle,
Damit Ihr durchsehn könntet durch uns Alle!
Wie soll man Euch erfreun? Ihr müßt drauf denken,
Dem neuen Stück ein wenig Raum zu schenken.

Diese Cavaliere drängten sich aber weder der Kunst noch der Künstlerinnen wegen so nahe an die Acteurs, noch opferten sie ihren Schilling mehr für das dreibeinige Schemelchen, um besser zu sehn, sondern um besser gesehen zu werden. Künstlerinnen gab es noch nicht, aber Damen in den Logen, die ihre neuen Anzüge bewundern sollten. Der treffliche Aufsatz des seligen Adolf Wagner in Nr. 317—320 d. Bl. f. 1835, worin er so lebendig einen Abend im Globustheater darstellt, verdiente in einem hoffentlich bleibenden Werke wie dieses wiederabgedruckt zu werden.

Welcher fabelhafte Reichthum der altenglischen Bühne von der Zeit ihres Entstehens bis zu ihrem Untergange im religiösen Bürgerkriege zeigt sich uns schon in dem Namenverzeichnisse der chronologischen Übersicht des Übersetzers! und wo er von den Namen aller dramatischen Schriftsteller nur Proben geben konnte, wie vermöchte da irgend eine Feder die Namen ihrer sämmtlichen Stücke aufzuzählen! Um 1100, unter Heinrich I., beginnen die Aufführungen von Mirakelstücken und Episoden aus der heiligen Schrift, denen die morals folgen. Um 1530 bringt John Heywood zuerst seine plays vor, die sich durch ihren derben Humor empfehlen; dann kommen tragedies und comedies, noch immer mit den moralischen interludes untermischt; John Radcliffe bringt 1538 in seinen Komödien und Tragödien, die er für die Schüler zu Hitchle schrieb, schon moderne Themata, eine geduldige Griseldis, die Verbrennung des Johannes Huß u. a. vor. Schon mischte sich das aufblühende Theater in die Religionsstreitigkeiten der Zeit, es wurden Dramen für und gegen die Reformation gegeben, und die katholische Maria verbot alle der Reformation günstigen dramatischen Darstellungen, wie sich denn überhaupt die Censur schon früh in das Theaterwesen mischte. Während schon viele Große ihre besondern Schauspielertruppen sich hielten, erfolgte 1556 ein geschärftes Verbot aller Schauspiele ohne besondere Autorisation des privy council. Unter Elisabeth blüht das Theater auf. Vor der Königin wurden von 1568—80 nicht weniger als 18 histories aus der alten Geschichte, 21 aus der neuern und aus Novellen, 6 Ko-

möblen und 6 morals aufgeführt, die sämmtlich verloren gegangen sind. Für den ersten Versuch der Bearbeitung einer italienischen Novelle, die später in die Mode kamen, gilt „Tancred und Gismunda" nach Boccaz, und zwar von fünf Schauspielern zusammen gearbeitet. Doch werden unter derselben Königin durch ein Statut die wandernden Schauspieler in eine Kategorie mit Fechtern, Bärenführern, Gauklern und Hausirern gestellt. 1574 ward das erste königliche Patent einer besondern Schauspielertruppe, fünf Dienern des Grafen Leicester, ertheilt, unter denen der Vater des berühmten Richard Burbage, James Burbage, voransteht. Aber schon im folgenden Jahre, demselben, in welchen das berühmte Fest von Kenilworth fällt, fangen die Verfolgungen abseiten der Aldermen von London gegen die Schauspieler an, die in immer steigenden Progressionen mit der Entwickelung des Theaters Schritt halten, bis der Sieg der Puritaner den völligen Untergang desselben nach sich zieht. Lord Mayor und Aldermen von London fodern nämlich schon 1575 die Oberaufsicht und specielle Erlaubniß für jedes in der City aufzuführende Drama sowie Verwendung der halben Einnahme für fromme Zwecke. Der privy council schützt diesmal noch, und auch noch lange nachher, die armen Schauspieler; aber fast alljährig erneuern sich die Beschwerden des Magistrats, und sie werden immer dringender, je mehr puritanische Elemente in denselben eindringen. Vor Allem wird das unanständige Geräusch vor und nach dem Theater, das Rollen und Halten der Equipagen in den engen Straßen und die dadurch verursachte Störung der Andacht als Grund angegeben. Elisabeth hielt noch in ihrer angeborenen königlichen Würde den bigotten Anmaßungen der Stadtbehörde die Stange; schon nachgiebiger wird Jakob I., und Karl I. macht ihnen Concessionen, die, wenn man streng darauf gehalten und nicht die heimliche Hofgunst Schauspieler und Dichter ermuthigt hätte, schon damals verderblich auf das Theater zurückgewirkt haben würde. So ward z. B. der Gebrauch der Namen Gottes, Jesus Christus, ja nur Anrufungen und Betheuerungen, die irgend mit der Schrift Zusammenhang haben, auf der Bühne untersagt. Dennoch mehrten sich die stehenden Theater ungemein und theilten sich in Sommer- und Winter- oder geschlossene Theater. Wiewol die meisten Truppen in Diensten und Sold der Königin oder der Großen standen (14 Lords, welche sich Truppen hielten, sind bekannt), traten die Hauptmitglieder derselben doch als Actionnaire zusammen, und es war auf ihre Kosten, daß diese Theagebäude errichtet wurden. Das nationale Drama erblühte nunmehr mit unglaublichem Gedeihen und ward nicht wenig durch den Aufschwung gefördert, zu dem die großen politischen Begebenheiten, als der Fall der Maria Stuart und der Sieg über die Armada, das englische Volk begeisterten. Philipp Sidney's und Spencer's classischer Eifer gegen die neue Volkspoesie war vergeblich, wo Christopher Marlow und Robert Green die Bahn gebrochen und Shakspeare's Genius freien Weg fand. Schon vereinigte sich die Industrie mit der Kunst und ein durch sein Tagebuch über seine Theaterrechnungen so wichtig gewordener Impresario, Philipp Henslow, der nicht Schauspieler und nicht Dichter ist, tritt auf. Die ältern Dichter werden neidisch auf Shakspeare, und die jüngern, die sein bewundertes Talent hervorgerufen, kritisiren, mit ihm wetteifernd, den glücklichen Dichter. Aber es ist ein edler Streit, denn er ruft die vorzüglichsten Kräfte ins Feld, die Decker, Ben Jonson, Beaumont und Fletcher, Massinger, Rowley, Webster u. A. Jener Impresario beschäftigte in sechs Jahren (1597 — 1603) gegen 30 Autoren für seine Bühnen, und außer den berühmten werden in einem Verzeichniß von Drake 44 Schriftsteller genannt, welche für das Theater schrieben. Für ein neues Stück wurden zwischen 5 und 10 Pfund, oder die Einnahme einer Vorstellung bewilligt, und Shakspeare's Einnahme als Actionnair der beiden verbundenen Theater von Black Friars und dem Globus kann nicht ganz unbedeutend gewesen sein. Wenn es aber an sich betrübend ist, so reiche Kräfte in der Art uneins zu sehen, daß die jüngern, unter Ben Jonson's Fahne, gegen Shakspeare kämpfen und mehr und mehr den Sieg über ihn in der sogenannten gebildeten öffentlichen Meinung davontragen, so wird der Kampf um so tragischer, als über die Häupter beider Parteien von Jahr zu Jahr drohender eine dunkle Gewitterwolke aufzieht, die endlich, sich entladend, beide Theile vernichtet. Den Puritanern, als sie 1642 am 2. September den Parlamentsbeschluß erwirkten, der alle öffentliche dramatische Vorstellungen aufhob, war es gleichgültig, ob der Volksliebling Shakspeare oder der pretentiös kluge Ben Jonson mit seiner Schule vorher den Sieg davongetragen hatten. Sie waren Beide auf gleiche Weise Diener des Satans, und Beide hatten im selben Vorgefühl ihres kommenden Schicksals die Waffen ihres Witzes gegen den dumpfen Geist der pietistischen Heiligen geschwungen. Im Verborgenen athmete die heitere Kunst noch hier und da bei einem trotzigen Großen fort; aber man deckte schnell Asche darüber, wenn der Funken aufschlug, daß ihn das Auge des Spähers nicht gewahre. Das Feuer war erloschen, als die Restauration der Puritanerherrschaft ein Ende machte; es fand sich kein Priester, der die alte Flamme wiederentzündete. Das Theater unter Karl II. war ein völlig anderes als das unter Elisabeth, Jakob und Karl I. Statt kühner heiterer Freiheit herrschte freche Ausgelassenheit. Die Naivheit, der Humor, der Verstand der vergangenen Epoche machte dem frivolen Verlangen nach dem Bizarren, Lüsternen und Überraschenden Platz, es ward eine Gladiatorenarena für das Grausame und Abnorme, und ein volles Jahrhundert mußte vergehen, bis Shakspeare wiedererkannt wurde. Noch länger dauerte es, bis man auch seine Zeit würdigte.

Es muß eine wunderbar reiche Zeit gewesen sein, begann Ref. diese Anzeige, aber er setzt hinzu: es muß eine wunderbar f r e i e Z e i t gewesen sein. Was durften diese Dichter in jenem goldenen Zeitalter darstellen, was aussprechen, ohne daß Regierung, Kritik, Sitte es ihnen verargte! Und man weiß nicht, daß es um diese drei

Dinge unter dem Scepter der großen Elisabeth schlimmer stand als heut. Mit Ausnahme jener religiösen Beschränkungen, die aber nicht vom Staat und seinen Lenkern, sondern von einer verstockten, düstern Partei ausgingen, lag ihnen die ganze Welt offen. Wie derb, wie scharf, wie vernichtend durfte die Thorheit gegeißelt werden, und eine Thorheit, die hoch oben am Throne stand. Unter den Stutzern und Hofschranzen, deren Eitelkeit dicht vor ihren Augen — denn sie saßen zunächst den Schauspielern — gezüchtigt ward, erhob sich kein erzürnter Alcibiades, der den Satiriker gefaßt und in die Themse geworfen hätte Der Getroffene lachte mit. Weit mehr als Shakspeare sticheln und peitschen seine Nachfolger Personen, Stände und Gewerbe; aber kein Advocatenstand, keine Judenschaft, keine Schneiderinnung kommen um ein Verbot des Stückes ein. Den königlichen Vater der Elisabeth durfte ein Shakspeare auf die Breter führen, und kein Hofmarschall und Oberceremonienmeister entsetzte sich über den verletzten Anstand. Ja, selbst noch lebende historische Personen, gekrönte Häupter wagen die kühnen Schauspieler redend handelnd vor die Schranken des Publicums zu citiren, und nur ausnahmsweise wird dies aus politischen Rücksichten untersagt. Das alte, königliche England ist nicht untergegangen an einer Theaterfreiheit, die unsere Staatsmänner erblassen machen würde; nicht eine einzige von den vielen Rebellionen und Empörungen, die an ihm rüttelten, ist daraus hervorgegangen, ja hat sich nur genährt an dieser gefährlichen Freiheit; aber unter ging das königliche England durch die finstere, rigide Partei, welcher jene Freiheit ein Greuel war.

(Die Fortsetzung folgt.)

Versuch über die englische Literatur und Betrachtungen über den Geist der Menschen, der Zeiten und der Revolutionen, von **Chateaubriand**. Zweiter Band. Stuttgart, Metzler. 1836. 8. 1 Thlr. 8 Gr.

Wir haben in Nr. 315 d. Bl. f. 1836 über den ersten Band dieses Werks Bericht erstattet. Der zweite, welcher soeben erscheint, ist größtentheils dem großen Dichter Milton geweiht. Wir dürfen seine Jugendjahre als bekannt voraussetzen, obwol Chateaubriand auf einzelne Abschnitte derselben manches neue Licht wirft, und gehen daher gleich zu seinen Werken über. Seine erste, in englischer Sprache verfaßte Schrift scheint die Rede an das Parlament von England über die Freiheit der Presse gewesen zu sein. Nachdem er aufmerksam gemacht, wie die Censur nutzlos sei gegen schlechte Bücher, deren Verbreitung sie doch nicht hindern könne, sagt er: „Einen Menschen tödten, heißt ein vernunftbegabtes Wesen tödten; ein Buch tödten, heißt die Vernunft, also vielmehr noch die Unsterblichkeit als das Leben tödten ꝛc." In dieser energischen Sprache erkennt man den Dichter des „Verlorenen Paradieses". Chateaubriand fügt hinzu: „Seine politischen Ideen machen ihn zu einem Manne unserer Zeit: er beklagt sich in seinen Gedichten ein Jahrhundert zu spät gekommen zu sein; in seiner Prosa hätte er sich darüber beklagen können, daß er ein Jahrhundert zu früh gekommen. Er ist der Erste, der die Freiheit der Presse ausdrücklich und förmlich in Anspruch genommen hat."

Als nach der Hinrichtung Karl I. die Presbyterianer über den Mord schrien und die Unverletzlichkeit des Königs behaupteten, antwortete Milton durch seine Schrift: „Das Verhalten der Könige und Obrigkeiten", worin er zu beweisen suchte, daß es zu allen Zeiten und unter allen Regierungsformen gesetzmäßig war, einem schlechten Könige den Proceß zu machen, ihn abzusetzen, oder zum Tode zu verurtheilen. Diese Schrift, die ihm später unendliches Ungemach zuzog, lenkte die Häupter der Regierung auf ihn; er ward zum lateinischen Secretair des Staatsraths der Republik ernannt, welche Stelle er noch unter Cromwell bekleidete. In dieser Eigenschaft erhielt er Befehl, auf die „Eikon basilike", eine Art Testament und Schutzschrift Karl I., welche nach seinem Tode erschien, zu antworten. Diejenige Schrift, welche bei seinen Lebzeiten ihm am meisten Ruf einbrachte, war die „Vertheidigung des englischen Volks" gegen die Flugschriften zu Gunsten des Gedächtnisses Karl I. von Saumaise und dem Kanonikus du Moulin von Canterbury. Der Verf. theilt Auszüge aus derselben mit, wobei die historischen Bilder eines Bradshaw, Fairfax, Cromwell von besonderm Interesse sind.

Auch nachdem Milton erblindet war, fuhr er fort, das Amt eines Secretairs des Staatsraths zu versehen. Seine Bemühungen gingen dahin, die lateinische Sprache zur allgemeinen diplomatischen Sprache zu machen, was ihm jedoch nicht gelang. Als nach Cromwell's Tode Karl II. den Thron bestieg, legte Milton, immer noch ein Republikaner mit Leib und Seele, seine Stelle nieder. Als er eines Tages im Park St.-James spazieren ging, hörte er plötzlich in seiner Nähe rufen: „Der König, der König!" „Entfernen wir uns", sagte er zu seinem Führer, „ich habe die Könige nie geliebt." Karl II. redete den Blinden an: „Seht, Herr, wie Euch der Himmel dafür gestraft hat, daß Ihr Euch gegen meinen Vater verschworen." „Sire", war Milton's Antwort, „wenn die Leiden, die uns in dieser Welt treffen, die Strafen für unsere Sünden sind, so muß Euer Vater ein großer Sünder gewesen sein."

Gegen das Ende des Protectorats begann Milton an seinem „Verlorenen Paradies" zu dichten, zu gleicher Zeit aber beschäftigte er sich mit historischen, logischen und grammatischen Arbeiten. Der Verf. theilt Auszüge aus seinem „Moscovien" und aus seiner „Geschichte von England" mit, ferner den Plan zu dem „Verlorenen Paradiese" in Gestalt einer Tragödie. In der Bibliothek des Trinitätscollegiums zu Cambridge finden sich unter seinen Handschriften die Titel von 36 Tragödien, deren Stoff aus der englischen Geschichte von Vortiger bis zu Eduard dem Bekenner, und von 28, deren Stoff aus der heiligen Schrift geschöpft werden sollte.

Über Milton's Lebensweise finden wir Folgendes: Er stand im Sommer um vier, im Winter um fünf Uhr auf; meist trug er ein Kleid von grobem grauen Tuche; er studirte bis Mittag, hielt eine frugale Mahlzeit, ging mit einem Führer spazieren und sang am Abende zu irgend einem Instrumente; er verstand Musik und hatte eine schöne Stimme. Einige Zeit hatte er sich mit Waffenübungen beschäftigt. Zu Nacht aß er fünf bis sechs Oliven und trank etwas Wasser, legte sich um neun Uhr nieder und dichtete bei Nacht im Bette. Wenn er einige Verse gemacht hatte, klingelte er und dictirte sie seiner Frau oder seinen Töchtern. An sonnigen Tagen saß er auf einer Bank vor seiner Thüre.

Als nach Karl II. Thronbesteigung die Reaction eintrat, ward der kranke, verlassene Dichter mit Mishandlungen überhäuft. Man warf ihm sein Alter, seine Armuth, seine Häßlichkeit, seine Kleinheit und selbst seine Blindheit vor, soweit verirrte sich die Parteiwuth. Hierzu gesellte sich noch häusliches Unglück, der Verlust zweier Frauen; die Töchter schienen nicht mit Liebe an ihm zu hängen, sie betrogen ihn und verkauften ihm seine Bücher. Unzählig sind die Mühseligkeiten und Hindernisse, auf die er stieß, als er endlich im 59. Jahre sein „Verlorenes Paradies" herausgeben wollte. Für die Abtretung des Eigenthumsrechts auf das „Verlorene Paradies" erhielt Milton von einem obscuren Buchhändler 10 Pfund und seine Witwe 8 Pfund Sterling. Milton lebte noch sieben

Jahre nach der Ausgabe seines Gedichtes, ohne den geringsten Erfolg zu erleben.

Unter den spätern Werken des Dichters hebt der Verf. besonders die Tragödie „Simson" heraus und behauptet, in dem blinden, gefangenen, unglücklichen Israeliten habe Milton sich selbst geschildert.

Milton's Tod erzählt Chateaubriand mit folgenden Worten: „In seinen letzten Lebenstagen war Milton genöthigt, seine Bibliothek zu verkaufen. Er näherte sich seinem Ende; der Doctor Wright, der ihn zu besuchen kam, fand ihn im ersten Stockwerke seines kleinen Hauses in einem ganz kleinen Zimmer. Der Dichter des „Verlorenen Paradieses", mit einem schwarzem Wamms bekleidet, ruhte in einem Lehnstuhle; sein Haupt war bloß, seine Silberhaare fielen ihm über die Schultern, und seine schönen, schwarzen, blinden Augen glänzten über sein blasses Antlitz. Am 10. Nov. 1674 verschied Milton so sanft, daß man den Augenblick nicht wahrnahm, wo er im Alter von 66 Jahren Gott einen der gewaltigsten Geister, die je den menschlichen Thon beseelten, zurückgab. Bossuet war wie Milton 59 Jahre alt, als er das Meisterwerk seiner Beredtsamkeit verfaßte. Diese unvergleichlichen Geister, die, in den entgegengesetztesten Reihen stehend, beide Cromwell's Bild entwarfen, kannten einander nicht und hörten nie Einer des Andern Namen nennen. Die Adler, von Allen gesehen, leben einzeln für sich und einsam auf dem Gebirge."

Der Verf. geht nun in eine ausführliche Analyse des „Verlorenen Paradieses" ein, macht auf einige Fehler desselben aufmerksam, erörtert den Plan und schildert die Charaktere, welche darin vorkommen, mit der ihm eignen Meisterschaft.

In dem vierten Theile seines Werkes handelt Chateaubriand von der Literatur unter den zwei letzten Stuarts; um den Sprung von Milton auf diese Epoche minder fühlbar zu machen, vergleicht er die Menschen und Ereignisse in der englischen und französischen Revolution. Bei Gelegenheit Mirabeau's erzählt er Folgendes: „Zweimal bin ich mit Mirabeau bei einem Bankette zusammengetroffen, einmal bei der Nichte Voltaire's, das zweite Mal im Palais royal mit den Deputirten der Opposition, deren Bekanntschaft mir Chapelier verschafft hatte. Chapelier ist auf dem nämlichen Karren mit meinem Bruder und Herrn v. Malesherbes zum Schaffot geführt worden. Beim Weggehen von unserer Mahlzeit sprach man von den Feinden Mirabeau's. Ein junger, schüchterner und unbekannter Mensch, befand ich mich an seiner Seite und hatte noch kein Wort gesprochen. Er sah mir mit seinen lasterhaften und geistvollen Augen voll ins Gesicht und, mir die platte Hand auf die Schulter legend, sagte er: „Man wird mir meine Überlegenheit nie verzeihen!" Ich fühle noch den Druck dieser Hand, als ob mich Satan mit seinen feurigen Krallen berührt hätte."

Bei Vergleichung des Volks von beiden Nationen im revolutionnairen Zeitraum verweilt der Verf. mit sichtlicher Vorliebe bei der Vendee. Was er über Cromwell und Bonaparte sagt, ist ebenso wahr als schön, steht aber in offenem Widerspruche mit seinen frühern Schutzschriften der Bourbons. Er fragt: „Auf die Thatenbühne Napoleon's versetzt, wäre der Sieger der Irländer und Schotten wol auch der Sieger der Östreicher, der Preußen und Russen gewesen? Cromwell hat keine Einrichtungen geschaffen, wie Bonaparte, er hat kein Gesetzbuch, keine Verwaltung hinterlassen, welche noch Frankreich und einen Theil Europas beherrschen. Napoleon betrieb die Reaction mit übermäßiger Gewaltsamkeit; aber zu seiner Entschuldigung hatte er die Nothwendigkeit, die Unordnung zu tödten; sein kräftiger Arm stieß das Schwert zu tief hinein, und er traf auch die Freiheit, welche hinter der Anarchie sich barg. Die besiegten Völker haben Napoleon eine Geisel genannt; die Geiseln Gottes haben etwas von der Ewigkeit und Größe des Grimmes an sich, dessen Ausfluß sie sind. Diese Kraft hat sich an Bonaparte geoffenbart, so lang er lebte. Geboren auf einer Insel und bestimmt zu sterben auf einer Insel an der Grenze dreier Continente, auf das Meer hinausgeworfen, konnte Napoleon auf seinem Felsen sich nicht rühren, ohne daß eine Erschütterung uns dies fühlbar gemacht hätte; ein Schritt des neuen Adamastor an einem Pole ward am andern verspürt. Wenn Napoleon, den Händen seiner Kerkermeister entronnen, sich in die Vereinigten Staaten geflüchtet hätte, seine Blicke, auf den Ocean geheftet, hätten hingereicht, die Völker der alten Welt in Unruhe zu setzen. Seine bloße Anwesenheit schon auf dem amerikanischen Ufer des atlantischen Meeres hätte Europa genöthigt, auf dem andern Ufer ein Lager zu beziehen."

Lovelace, der Barde des monarchischen Princips, zur Zeit der englischen Revolution auf Befehl der Gemeinen zu Westminster eingesperrt, gibt dem Verf. Veranlassung, sich selbst mit ihm zu vergleichen, indem er seine eigne Gefangensetzung auf der Policeipräfectur erzählt. Nach dieser Abschweifung kommt er auf die englische Prosa zurück, indem er den Einfluß von Tillotson, Temple, Burnet, Clarendon und Algernon Sidney kurz charakterisirt, worauf er zu den Dichtern übergeht. Dryden nennt er den Gründer der Kritik unter seinen Landsleuten, Denjenigen, der die englische Poesie correct machte. Waller, Buckingham, Roscommon, Rochester, Shaftesbury gaben, ohne ausgezeichnet zu sein, in der Modeliteratur den Ton an während der Regierung Karl II.

(Der Beschluß folgt.)

Notiz.

Meyerbeer's „Robert der Teufel" macht in und außer Europa die Runde; sogar an Orten bringt man ihn zur Aufführung, wo man kaum denken sollte, daß nur der Name bis dahin erschollen. Eine Liebhabergesellschaft, meistens aus Seeleuten bestehend, führte ihn auf diesen Sommer in Gruissan, einem kleinen Hafen bei Narbonne, auf Decorationen u. dergl. verzichtend, denn die Schaubühne war auf dem Verdeck eines Schiffs aufgeschlagen, die musikalische Begleitung bestand aus zwei Violinen, einer Flöte, einer Pickelpfeife und einer Trommel. Die Zuschauer betrachteten sich vom Ufer aus die Herrlichkeiten und waren mit der Vorstellung gewiß zufriedener als ein übersättigtes Publicum, dem auch das Beste nicht mehr genug ist.

29.

Literarische Anzeige.

In meinem Verlage ist soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes zu beziehen:

Gespräche mit Goethe

in den

letzten Jahren seines Lebens.

1823—1832.

Von

Johann Peter Eckermann.

Zweite, mit einem Register versehene Ausgabe.

Zwei Theile. 8. Geh. 4 Thlr.

Für die Besitzer der ersten Ausgabe ist, um einem vielfältig ausgesprochenen Verlangen zu genügen, besonders abgedruckt

Namen- und Sachregister dazu. 8. 4 Gr.

und ebenfalls durch alle Buchhandlungen zu erhalten.

Die binnen nicht einmal Jahresfrist nothwendig gewordene zweite Auflage dieses höchst interessanten Beitrags zur Kenntniß Goethe's gibt mir eine willkommene Veranlassung, die Freunde unserer Literatur auf dieses reichhaltige Buch aufmerksam zu machen, wie sie zugleich der beste Beweis des demselben gewordenen verdienten Beifalls ist.

Leipzig, im Januar 1837.

F. A. Brockhaus.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Mittwoch, — Nr. 46. — 15. Februar 1837.

Ben Jonson und seine Schule, dargestellt in einer Auswahl von Lustspielen und Tragödien, übersetzt und erläutert durch Wolf Grafen von Baudissin. Zwei Theile.

(Fortsetzung aus Nr. 45.)

Soweit Ref. die nach-Shakspeare'schen Stücke kennt, stellen sich ihm folgende Kriterien heraus, die er indeß keineswegs für allgemeingültig ausgeben will, denn wie reichten wenige Sätze für diesen halb erst gekannten Reichthum von Schöpfungen aus. Auf die vom Grafen Baudissin in dieser Sammlung gegebenen dürften sie indeß Anwendung finden.

Wenn es in Shakspeare die Phantasie ist, die überwältigend heraustritt, so ist es hier die gediegene Arbeit, welche sich geltend macht und unsere Bewunderung erregt. Nicht daß uns die Eigenschaft des Gemachten vermöge der Fehler im Einzelnen in die Augen fällt und um deshalb misfällig wird, nein, es sind kolossale Machwerke voll innerer Gediegenheit, Gebäude fest fundamentirt, die mächtigen Quaderstücke sind rechtwinklich ineinandergefugt und ordnungsmäßig ist der große Bau bis in den Dachgiebel geführt. Aber indem die schöne Construction uns erfreuen mag, werden wir doch die Mühe inne, die es gekostet, und sie lastet selbst auf uns im Beschauen, während jene luftigen und in ihrer willkürlichen Construction doch ebenso naturwahren Shakspeare'schen Zauberschöpfungen uns, statt zu drücken, mit sich erheben. Aber unsere neuen Dramatiker für das Bedürfniß des Tages könnten sich diese Dramen dafür zum Muster nehmen, wie das Talent arbeiten muß, um nicht unwürdig neben dem Genius zu stehen. Es spricht für jene Autoren, in einer Zeit, die so viel begehrte, verzehrte und es auch verhältnißmäßig lohnte, daß sie sich nicht vom Dünkel fortreißen ließen und, statt leichte Waare zu liefern, alle Kräfte anstrengten, um nur Gediegenes dem Volke zu bieten, einem Volke, das doch, ihrer Ansicht nach, den lockern Schöpfungen seines Lieblings so überreichen Beifall spendete. Wenn Ben Jonson den Genius seines großen Rivalen verkannte, so hat er wenigstens das Verdienst, das Talent seiner geringern Nachfolger vor einem Irrthum bewahrt zu haben, der unser Theater, freilich von aller Pedanterie es säubernd, aber auch aller Würde beraubt hat. Wo die Zeit keinen Shakspeare gebiert, soll man ihn nicht forciren, sondern froh sein, wenn man einen Ben Jonson und seine Schule festhalten kann.

Wenn die große Mehrzahl der altenglischen Stücke für die heutige Bühne nicht passen und selbst in Bearbeitungen nur bedingten Eingang finden, so liegt der Grund mehr im Stoff als in der Arbeit. Ein Drama wie Ben Jonson's „Alchemist" müßte, wenn das Thema noch glaubhaft wäre, auf allen Theatern Glück machen. Aber während Shakspeare alle Personen und Verhältnisse, wo er sie trifft, ins rein Menschliche, was ewig gilt, was Jeder versteht, übersetzt, versenken sich seine Nachfolger in das Örtliche. Als Lustspieldichter sind sie großartige Localdichter. London war schon damals, zu der andern Welt gehalten, eine Weltstadt. Wir finden in ihnen die meisterhaftesten, getreuen Portraitirungen der Sitten ihrer Zeit; aber ihre Schilderungen bleiben an der Materie kleben, während Shakspeare, wohl auf ihr fußend, sich doch über sie hinaus erhebt. Die Zeit des Ben Jonson mit ihren Sitten ist fast spurlos vergangen, wir bedürfen der antiquarischen Beihülfe, um den Witz ganz zu verstehen. Dies ist nicht allein beim Lustspiel der Fall; auch in die Tragödien und ihre Conflicte, die über den Verhältnissen stehen sollten, weil sie von ewig gültigen Leidenschaften und Gefühlen erzeugt werden, mischen sich jene und verdumpfen für uns die Wirkung. Auch wäre es ein Irrthum, wenn wir von den gerühmten Studien der Ben Jonson'schen Schule annähmen, daß sie Shakspeare's so arg gerügte Fehler, die Nationalitäten aus Unkenntniß nicht zu beachten, vermieden. Die Franzosen, Italiener, Spanier, Cyprier der Ben Jonson, Fletcher, Decker sind so gute Engländer als Shakspeare's Römer und Griechen.

Hinsichtlich der dramatischen Kraft, was wir darunter jetzt begreifen, stehen sie auf dem altenglischen Standpunkt. Jene rasche fortgreifende Entwickelung mit epigrammatischen Abschlüssen und scharfen Antithesen, worin die Spanier, besonders im Intriguenstück, Meister sind, dürfen wir bei ihnen so wenig als im Shakspeare suchen. Es ist mehr die psychologische Entwickelung als die der äußern Handlung, was wirken soll. Der breite, naive, epische Charakter macht sich geltend, die Scenen scheinen sich mehr aneinander zu reihen, als daß sie auseinan-

der entspringen oder sich nothwendig bedingen. Das drastische Gewicht ruht in der Kraft einzelner begeisterter Reden, oder, um populair zu sprechen, die Schauspieler finden glänzende rhetorische Momente, aber keine Abgänge. Auch dies, abgesehen von dem tiefern Grunde im ruhigen Charakter der Nation, wird durch die Einrichtung ihrer alten Bühne bedingt. Wir haben, und das läßt sich nicht mehr ändern, andere Anfoderungen an ein Drama. Weshalb halten sich spanische Lustspiele, deren Motive, Leidenschaften, conventionnelle Ansichten uns oft wildfremd sind, auf unsern Theatern und in Bearbeitungen, die sich wenig vom Original entfernen, während es der gänzlichen Umschmelzung bedarf, um ein Shakspeare'sches Lustspiel bei uns heimisch zu machen? Ja, die allerschlechtesten Umarbeitungen, die den Briten ganz umwerfen, gefallen am meisten. Auch das neue französische Lustspiel hat sich, nicht seines Gehaltes wegen, sondern weil es in seiner Form uns näher steht, bei uns wie erdrückendes Unkraut eingebürgert. Klagen, daß es so ist, helfen nicht, auch werden sie allmälig ungerecht; denn ein so allgemeines, durch die That ausgesprochenes Verlangen nach der mehr epigrammatischen Kunstform des Dramas, und bei so vielen Völkern zugleich, läßt sich nicht um deshalb als unrecht stempeln, weil es bei dem einen Volk der Engländer in ihrer goldenen Zeit anders war.

Eine unübertreffliche Sittenschilderung jener kernhaften Zeit liegt in allen diesen Stücken. Delicat und prude war sie nicht; sie hatten ihre groben Fehler, jedoch eine Gesundheit, die sie zu großartigen Processen und Entwickelungen befähigte. Wenn aber die Sentimentalität und die prude Ethik schon an Shakspeare's freien Ausdrücken Anstoß nimmt, so muß sie vor dieser noch kühnern Freiheit ein Kreuz schlagen. Waren jene edeln zarten Frauen, die er uns in süßem Liebreiz hinstellt, nur Geschöpfe seiner Phantasie? Denn in den uns von seinen Nachfolgern geschilderten Frauen finden wir zwar eine ähnliche Wahrheit, aber nichts von dem Adel, der seine Portia, Imogen, Ophelia, Cordelia, Beatrice, Hyppolita, Hermia und Helena umschwebt. Artige Kinder und tüchtige, mit einer Partie Schelmerei ausgestattete Weiber finden sich zwar mitunter, in der Regel sind aber die Frauen anbrüchiger Art; und nicht allein die verheiratheten Modedamen, sondern auch die jungen Liebhaberinnen. Der stumme Gehorsam gegen den Vater in Heirathsangelegenheiten, der als Etwas, was sich von selbst versteht, gepredigt wird, schließt nicht einen recht eigenmächtigen und eigensinnigen Willen in Liebesangelegenheiten aus. Das weibliche London mag in allen seinen Caricaturen der Eitelkeit und Modesucht von Ben Jonson's Schülern geplündert sein, während Shakspeare aus Flittern und Tand der City den schönen Geist englischer Weiblichkeit vorzauberte und seine edeln Frauen schuf. Nächst den Frauen, die man sich freilich immer von Männern gespielt denken muß, geht es den vornehmen jungen Herren schlecht. Wo dürfte je das Thema der Stutzer den Lustspieldichtern und Satirikern fehlen, und wo würden sie es sich entgehen lassen! Ein specifisches Gewicht wohnt aber den altenglischen bei, um die Thorheit ihrer Cavaliere zu geißeln. Wie schon gesagt, es fand hier die allernächste Wirkung statt, denn die portraitirten Stutzer saßen während der Vorstellungen so, daß ihre Beine und Ellbogen ihre Copien unter den Schauspielern leiblich berührten. Wenn ihr Schwören, Borgen, das Ceremoniell ihrer punktiliösen Ehrenrechte und Duellgesetze vielfach persiflirt wurde, so werden es noch mehr ihre Kleider. Ihre Verwandtschaft mit den Schneidern ist ein unerschöpfliches Thema und es entpuppt sich aus einem von seinen Gläubigern verfolgten und seinen Gönnern verlassenen Hofschranzen auch wol ein verlaufener Schneider selbst. Welche unaussprechliche Lust mag dies vor einem Parterre von londoner prentices erzeugt haben! Nichtsdestoweniger vermuthe man darunter keine liberalen Angriffe gegen die bevorrechteten Stände. Im Gegentheil waltet der ungemessenste, unangetastete Respect gegen Alles, was Aristokratie ist, ob. Die Schauspieler, und zum Theil auch ihre Dichter waren ja servants der Großen; sie trugen ihre Livreien, und die Partei, unter der zuerst im frömmelnden Gewande demokratische Elemente sich regten, waren ihre bittersten Feinde. Daher die oft gepredigte Hochachtung vor dem Unterschied der Stände, die Anempfehlung gleicher Ehen, die Misbilligung, wenn reiche Cityleute sich zur Aristokratie erheben wollen. Beim größern Shakspeare spricht sich derselbe Gedanke weniger positiv in Submission vor den Großen als in seiner Verachtung gegen den Pöbel aus.

Die Puritaner sind, wie schon angeführt, das gemeinsame Stichblatt aller englischen Dichter aus dieser Periode. Der Grund lag nahe genug. Wenn Shakspeare ihnen nur gelegentlich einen Hieb versetzt, so gehen seine Nachfolger mit Methode zu Werke. Auch dies hat seinen Grund. Er konnte sie noch verachten, jene mußten sie schon fürchten. Aber die Waffen des Witzes waren machtlos gegen einen Fanatismus, der keine leuchtenden Einzelpunkte bot, sondern in einer dunkeln Masse sich heranwälzte. Die Pfeile konnten nicht verwunden, wie die Dummheit überhaupt dies Recht voraushat. Die angeführten Verbote erklären übrigens, weshalb auch in Shakspeare alle religiöse und kirchliche Controverse, auch wo sie sich fast von selbst ergibt, vermieden wird.

(Die Fortsetzung folgt.)

Versuch über die englische Literatur und Betrachtungen über den Geist der Menschen, der Zeiten und der Revolutionen, von Chateaubriand. Zweiter Band.

(Beschluß aus Nr. 45.)

Im fünften Theile betrachtet der Verf. die Literatur unter dem Hause Hanover, und zwar zuvörderst die Ausbildung und Vollendung der englischen Sprache, sofort den Einfluß der Kritik auf die Sprachen. Von der neuen Kritik der Engländer behauptet er, sie habe die Ideen verwirrt über die Ausdrücke, die Wendungen der Worte, die man vermeiden müsse, oder deren man sich bedienen dürfe. Es sei nicht möglich, daß ein Schriftsteller aus den verschiedenen Urtheilen von hundert kritischen Journalen heraus das Wahre über irgend ein Werk zu erkennen vermöge. Weiterhin sucht der Verf. zu beweisen,

daß es in der Folge keine universellen literarischen Berühmtheiten mehr geben werde gleich denjenigen, welche vom Alterthum auf uns gekommen sind. Als Hauptgründe dieser Behauptung erscheinen ihm, weil man keine Meister, keine Autoritäten mehr anerkennt, keine Regeln mehr gelten läßt, keine feststehenden Ansichten annimmt; weil die freie Prüfung auf dem Parnaß ebenso zulässig ist, wie in der Politik und der Religion, als Folge des Fortschreitens der Zeit; weil Jeder sich das Recht zuschreibt, zu urtheilen, nach seiner Einsicht, seinem Geschmacke, seinem System, seinem Haß oder seiner Liebe. Daher eine Menge von Unsterblichen, die in ihrer Straße abgegrenzt, auf den Kreis ihrer Schule und ihrer Freunde beschränkt und in dem benachbarten Bezirk nicht gekannt sind, oder ausgezischt werden.

Den gegenwärtigen Zustand der Literatur in Frankreich bezeichnet der Verf. traurig genug mit folgenden Worten: „Heutiges Tages altert Alles in ein paar Stunden; in einem Augenblick welkt eine Reputation, geht ein Werk vorüber. Die Poesie hat das Schicksal der Musik: ihre Stimme, frisch bei der Morgendämmerung, ist bis Sonnenuntergang gebrochen. Jeder schreibt, Niemand liest ernsthaft, ein dreimal genannter Name wird schon lästig. Die sich im J. 1830 die Jugend nannten — wo sind sie? Seht da die großen Männer von 1835, welche die Alten von 1830 als Leute von Verdienst in ihrer Zeit, aber als jetzt abgenutzt, vergangen, zurückgeblieben ansehen. Bald werden die Wickelkinder in den Armen ihrer Ammen ankommen; sie werden lachen über diese 10,000 Poeten und 50,000 Prosaiker, welche sich jetzt in allen Ecken und Winkeln Frankreichs mit Ruhm und Melancholie bedecken. Wenn man zufällig von der Existenz dieser Schriftsteller keine Notiz nimmt, tödten sie sich, um die Aufmerksamkeit des Publicums auf sich zu ziehen. Was verursacht diesen Wahnsinn, diese Verwüstung? Der Mangel des Gegengewichts für die menschlichen Thorheiten — der Religion!"

Was der Verf. über die classische Schule und die periodische Presse unter der Königin Marie, unter Wilhelm und Anna mittheilt, ist zu kurz und aphoristisch, um belehrend zu sein. Gleiches gilt von dem Übergange der classischen Literatur zur didaktischen, beschreibenden und sentimentalen Literatur unter Gay, Young, Akenside, Goldsmith, Gray, Bloomfield, Glover, Thompson, unter Richardson und Fielding. Dem Engländer Thompson stellt er die Franzosen St.-Lambert und Delille gegenüber. Von den Historikern Hume, Smollet und Gibbon, denen er kaum einige Zeilen widmet, geht er auf das neue englische Theater über, von dem er jedoch nur fragmentarische Andeutungen gibt. Zur Zeit seines achtjährigen Aufenthalts (1792—1800) in England erscheint ihm das englische Parterre stürmisch und plump. Matrosen tranken daselbst Bier, aßen Orangen und apostrophirten die Logen. Kotzebue's Dramen entweihten damals die Scene Shakspeare's; er beklagt, daß die Engländer keine andere Wahl trafen, da man Göthe, Schiller und Lessing hatte.

Die Auszüge, welche der Verf. bei Gelegenheit der englischen Reiseliteratur aus den Werken des Capitains Roß, Jacquemont's und Lamartine's macht, übergehen wir, da diese Werke dem größten Theile unserer Leser bekannt sind; aber was der Verf. im Eingange von sich selbst sagt, ist dennoch charakteristisch: „Ich habe die Pforten des Orients für Lord Byron und die Reisenden, welche nach mir den Cephissus, den Jordan und den Nil besuchten, eröffnet; eine zahlreiche Nachkommenschaft, die ich nach Ägypten schickte wie Jakob seine Söhne."

Wie scharf und richtig der Verf. das Wesen des englischen Romans auffaßt, geht aus folgender Stelle hervor: „Nach Richardson machten die Sitten vom Westende der Stadt einen Einfall in das Gebiet der Dichtungen; die Romane füllten sich mit Schlössern, mit Lords und Ladies, mit Seescenen, mit Abenteuern beim Wettrennen, beim Ball, in den Opern, im Ranelaghtheater, mit unendlichem Gewäsche und Geschwätz. Bald wurde die Scene nach Italien verlegt; die Liebenden überschritten die Alpen unter gräßlichen Gefahren und Seelenschmerzen, welche einen Löwen erweichen mußten; der Löwe vergoß Thränen. Ein Jargon der guten Gesellschaft wurde eingeführt; und da die Moden der Wörter, die Affectation einer gewissen Sprache in der hohen englischen Gesellschaft beinahe mit jeder Parlamentssitzung wechseln, so ist ein ehrlicher Leser ganz verblüfft darüber, daß er das Englische nicht mehr versteht, welches er noch vor sechs Monaten zu verstehen glaubte. Im J. 1822 bei meiner Gesandtschaft in London mußte der Fashionable auf den ersten Blick als ein Unglücklicher und Kranker erscheinen; er mußte etwas Nachlässiges in seinem Äußern haben, lange Nägel, den Bart nicht unverschnitten und nicht barbirt, sondern eine Weile stehen geblieben aus Vergeßlichkeit, oder aus Verzweiflung; eine im Winde flatternde Haarlocke, einen tiefsinnigen, erhabenen, irren und unglückweissagenden Blick; den Mund zusammengekniffen in höhnischer Verachtung der menschlichen Natur; ein verdrossenes Byron'sches Herz, versunken im Ekel und Geheimniß des Daseins."

„Heutzutage muß der Dandy ein siegreiches, leichtes, übermüthiges Wesen an sich haben; er muß Sorgfalt auf seine Toilette verwenden, muß einen Schnurrbart tragen, oder einen rundgeschnittenen Kinnbart wie die Halskrause der Königin Elisabeth, oder wie die strahlende Sonnenscheibe; er zeigt die trotzige Unabhängigkeit seines Charakters, indem er den Hut auf dem Kopfe behält, sich auf den Sophas herumwälzt, und unter der Nase der in Verwunderung dasitzenden Damen seine Stiefeln auf den vor ihm stehenden Stühlen ausstreckt. Er steigt zu Pferde mit einem Stocke, den er wie eine Kerze trägt, unbekümmert um das Pferd, das er zufällig zwischen den Beinen hat. Seine Gesundheit muß vollkommen gut sein und seine Seele auf dem Gipfel von fünf bis sechs Glückseligkeiten schweben. Einige radicale, der Zukunft sich am meisten zuwendende Dandys haben eine Pfeife. Aber ohne Zweifel hat sich dies Alles während der Zeit, wo ich es beschreibe, schon geändert."

Mit Walter Scott ist Chateaubriand nicht zufrieden; er gibt ihm schuld, eine falsche Gattung geschaffen zu haben. Der Romanschreiber habe historische Romane, der Historiker romantische Geschichten zu schreiben unternommen. Alle englischen Liederdichter stehen seiner Ansicht nach unendlich weit hinter Béranger zurück. Aber vermag der Ausländer, der Franzose, den eigenthümlichen Reiz des englischen Liedes überhaupt nur aufzufassen, und nun gar zu würdigen oder zu beurtheilen? In der Vergleichung mit Byron gefällt sich Chateaubriand ganz besonders; er nennt sich und ihn „die beiden Häupter der neuen Schule in Frankreich und England. Beide hatten einen gleichen Ideenschatz und ein gleiches Geschick, wennschon ungleiche Sitten; der eine Pair von England, der andere Pair von Frankreich; Beide Reisende im Orient, oft genug einander nahe kommend, ohne sich je zu sehen; nur ist das Leben des englischen Dichters nicht in ebenso große Ereignisse verflochten gewesen wie das meinige." Dieses Voranstellen des eignen Ichs spricht aus dem ganzen Werke und kann daher den Leser nicht mehr befremden; was soll man aber sagen, wenn der Verf. behauptet, Byron habe alle seine Helden, Childe Harold, Konrad, Lara, Manfred, den Giaur nach seinem (Chateaubriand's) René geformt; er sei einer der Vorfahren gewesen, die Byron verleugne, nachdem er zur Macht gelangt! Die Bitterkeit, nicht genug von der literarischen Welt geschätzt zu sein, tritt insbesondere in folgender Stelle heraus: „Ich bin Lord Byron im Leben, er ist mir im Tode vorangegangen; er ist gerufen worden, ehe eigentlich die Reihe an ihm war. Meine Nummer war früher als die seinige, und doch kam die seinige zuerst heraus. Byron hätte noch auf der Erde bleiben sollen; mich konnte die Erde verlieren, ohne mein Abtreten zu bemerken und ohne mich zu bedauern."

Am Schlusse kommt Chateaubriand wieder auf Milton zurück. Es ist derselbe Geist der eignen Überschätzung der ihm die

Schlußworte ergibt: „Milton diente Cromwell, ich bekämpfte Napoleon; er griff die Könige an, ich habe sie vertheidigt; er hoffte nicht auf ihre Verzeihung, ich habe nicht auf ihre Dankbarkeit (?) gerechnet. Jetzt da in unsern beiden Ländern die Monarchie sich dem Ende zuneigt, haben Milton und ich nichts mehr über Politik miteinander zu streiten; ich setze mich wieder an die Tafel meines Gastfreundes; im Alter soll er mich ernähren, wie er in meiner Jugend schon an mir gethan hat. Es ist edler und sicherer, sich an den Ruhm zu halten als an die Gewalt."

Wir haben hier einfach über den Gang berichtet, welchen Chateaubriand in seinem neuesten Werke genommen hat. Die tiefergehende Beurtheilung wird von jenseit des Kanals erfolgen und ist theilweise bereits erfolgt, indem das „Athenäum" in einer seiner letzten Nummern sich in höchster Erbitterung über den Verf. ausspricht und folgendes Urtheil über ihn fällt:

„Als Schriftsteller gehört Chateaubriand dem unerträglichsten Extrem der rhetorischen Schule an, Denjenigen, die in ihren glücklichsten Stunden die Geschmeidigkeit einer prunkenden und flitterhaften Beredtsamkeit dazu benutzen, ein Sophisma auszuspinnen, oder ein Vorhaben zu verstecken, die aber für gewöhnlich bei ihrem Schreiben nur durch das Ohr geleitet werden und, wenn eine Phrase nur harmonisch klingt, nicht darnach fragen, ob sie für den Leser einen Verstand hat oder nicht. Zwischen solchen Schriftstellern und der Logik ist eine ewige Scheidung. Der gewöhnliche Zweck solcher Schriftsteller ist der: sich selbst zu erheben und beim Schluß jedes Satzes glaubt man sie rufen zu hören: „Ist das nicht hübsch? Bin ich nicht ein Genie?" Aber das Übel ist noch weit größer, wenn ein Autor einen bestimmten Zweck verfolgt, denn alsdann ist Mystification seine Absicht, und seine Mittel sind: fortwährende Unterschiebung von Worten, statt der Sachen, von Metaphern, statt der Gründe." 55.

Stehende Masken im Lustspiel des Lebens. In zwölf Frescobildern von Ritter Braun von Braunthal. Wien, Pichler. 1837. Gr. 12. 16 Gr.

Die stehenden Masken, welche uns der werthe Ritter in diesem kleinen Büchlein vorführt, sind folgende: 1) „Monsieur Immergrün", 2) „Die politischen Kannegießer", 3) „Gelehrte Frauen", 4) „Cabinetsstücke", 5) „Kokette Mütter", 6) „Gecken", 7) „Die Schwärmerin", 8) „Die Hagestolzen", 9) „Literarische Schmarozer", 10) „Allerweltsdiener", 11) „Der Eisenfresser", 12) „Der Enthusiast". Man sieht, es ist genau genommen nichts Neues, was uns der Verf. darbietet, und wir sind der Meinung, daß das innerlich so bewegte Leben der letzten Decennien unter manchem Andern auch einige neue Masken mitgebracht hat, welche darzustellen es sich mehr verlohnt haben würde als jene alten und bereits sehr verbrauchten Exemplare, die wir schon seit einem Jahrhunderte kennen. Unter der hier ausgestellten kleinen Galerie möchte nur etwa die erste Figur: „Monsieur Immergrün", in gewissem Sinne neu zu nennen sein. Dieser Monsieur Immergrün ist nämlich ein halbjunger und halbalter Hagestolz, dessen physische Bestandtheile, dessen körperliches Gestelle, um uns dieses Ausdrucks zu bedienen, zwar schon ziemlich verfallen ist, weshalb er sich auch genöthigt sieht, bei der Morgentoilette allerlei Hülfsmittel, als da sind: Haaröle, Parfumerien, Wattentafeln, Unterjäckchen und dergleichen, anzuwenden, der sich aber trotz diesem äußern Verfall seiner Körpermaschine mit vielem guten Willen und einem wenig Talent auf Das gelegt hat, was man schon seit vielen Jahren das Immergrün der Gefühle genannt hat. Dies ist freilich nur ein unechtes Pflänzchen, welches fälschlich für einen Zweig vom immergrünen Lebensbaum Jean Paul's ausgegeben wird; allein die Pflege dieses Pflänzchens beseligt doch auf gewisse Weise den Besitzer und gehört als ein ganz nothwendiges Moment und charakteristisches Kennzeichen zu seiner Existenz. Löst man diese Existenz des Monsieur Immergrün in ihre chemischen Bestandtheile auf, so findet man allerdings dieselben Lebenssurrogate, die den Stutzer und den ältlichen Gecken bilden, allein doch zugleich mit dem blassen und interessanten Anstrich des Immergrünenden; man findet sie in eine Essenz getaucht, die beinahe so aussieht wie wahrer Frühling, und diese Essenz eben ist der Humor davon. Als ein intellectuelles Charaktermerkmal des Monsieur Immergrün, der zwischen dem fünfundvierzigsten und funfzigsten Jahre steht, wird angegeben, daß er Blumenhagen und Kruse studirt und gegen Wolfgang Menzel, der diese seine beiden Novellenfavoriten einigermaßen auf dem Strich hat, einen so starken Widerwillen empfindet, als es ihm das blaßblaue Immergrün seiner Gefühle erlaubt.

Unter den „Cabinetsstücken" führt der Verf. eine hagere Personnage mit röthlich angelaufener Haartour auf, der unter Anderm die häßliche Gewohnheit hatte, daß er gleich beim Eintritt ins Kaffeehaus sich alle mögliche Zeitungen und Journale, wie der Phönix Edelsteine und kostbares Holz zu seinem Scheiterhausen, zusammentrug und zu größrer Bequemlichkeit sich sogar darauf setzte, während er an einem einzigen Blatte oft länger las als billig war, und ihm nebenher noch manchmal das Menschliche begegnete, daß er einschlief, die Zeitung fallen ließ und laut zu schnarchen anhub. Man erlaubte sich mit diesem Cabinetsstück (dergleichen man leider zum wahren Ärger der rüstigen Lesejugend auf allen Museen findet) einen kleinen Scherz, der auf S. 61 nachzulesen ist, und dieser Scherz war gut genug, wenn er nämlich geholfen hat. Leider aber gehören dergleichen Leseliebhaber insgemein zu den Unverbesserlichen, die weder das Feuer noch das Eisen des Hippokrates von ihrer Manie zu heilen vermag.

Unter Nr. 7 tritt eine Schwärmerin für Lord Byron auf, die seine Werke auswendig weiß, was viel sagen will, und sich über die skeptische Lebensansicht des berühmten Dichters zu Tode grämt. „Der Eisenfresser" unter Nr. 11 hätte füglich wegbleiben können. Die Bramarbasse sind Jahrhunderte alte Muster, die bereits von den ausgezeichnetsten Schriftstellern aller Nationen gebührend mitgenommen worden. Ein heutiger Eisenfresser ist ein Fisch, dem sein Element abhanden gekommen; er ist nicht interessant genug, um geschildert zu werden. Was die „Literarischen Schmarozer" betrifft, so finden wir beim Verf. nur die Überschrift davon. Er sagt, er werde sich an einem andern Orte darüber äußern. Warum nicht hier? Gleichfalls sehr verbraucht sind die „Enthusiasten". Über diese hat man bereits vor zehn Jahren dicke Romane geschrieben.

Mit kurzen Worten wollen wir schließlich den Verf., falls er etwa geneigt sein sollte, diese Galerie stehender Masken fortzusetzen, den Rath geben, daß er sich nach pikantern und modernern Exemplaren umthun möge. Bei der Weltkenntniß, die dem Verf. nicht abzustreiten ist, kann es ihm nicht schwer werden, neue Muster für seine Sammlung aufzutreiben. Was bietet heutzutage nicht allein das Feld der Literatur! Auch in der Politik gibt es jetzt noch ganz andere, auffallendere und mehr zeitgemäße Figuren als die bloßen „Kannegießer". Es würde sicherlich einer Darstellung, welche die individuellen Erscheinungen des Jetzt nicht blos als Masken, sondern auch als Charaktere aufzufassen verstünde, nicht an Anklang und Anerkennung fehlen. 1.

Notizen.

Die Gemäldegalerie im Vatican ist neu und zweckmäßig aufgestellt worden; zugleich sind Rafael's Fresken der Beschauung zugänglicher gemacht und seine Tapeten haben einen passendern Platz erhalten.

Carlo Maratti, einer der ausgezeichnetsten italienischen Maler des 17. Jahrhunderts, entgegnete dem Vorwurfe mehrer römischen Großen, daß er sich seine Werke zu theuer bezahlen lasse: „Die Welt ist ungeheure Summen den großen Künstlern, die mir vorangingen, schuldig geblieben; ich, als ihr rechtmäßiger Nachfolger, habe das Recht, das ihnen Vorenthaltene einzufodern." 4.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Donnerstag, —— Nr. 47. —— 16. Februar 1837.

Ben Jonson und seine Schule, dargestellt in einer Auswahl von Lustspielen und Tragödien, übersetzt und erläutert durch Wolf Grafen von Baudissin. Zwei Theile.

(Fortsetzung aus Nr. 46.)

Über den „Alchemisten" (den Ben Jonson 1610 auf die Bühne brachte) sagt der Übersetzer mit Recht, dieses geistreiche Lustspiel müsse, als die Verkehrtheit noch aufrecht stand, welche es mit so vielem Erfolge niederschlagen half, von unvergleichlicher Wirkung gewesen sein, da es selbst jetzt, wo wir von Goldmachern nur in alten Büchern lesen, durch seinen gründlichen Verstand und Scharfsinn, durch die gleichmäßige Vollendung, mit der es durchgängig gearbeitet ist, und durch seine Charakteristik fessele. Freilich sind die dramatis personae mehr Begriffe als Personen, doch werden sie so „drall" körperlich, daß wir sie vor uns stehen sehen und sie noch lange in unserm Gedächtniß lebendig bleiben. Ja, der Dichter fühlte in seinem Prologus sich genöthigt, gegen die Annahme bestimmter Portraits zu protestiren, indem er sagt:

Keiner wird Beziehung hier erspähn:
Selbst wer dem Strom so nahe sitzt, zu sehn,
Was drin sich spiegelt, wird dem flüchtgen Schein
Erlebte Wahrheit wünschen und Gedeihn.
Treu malten wir die Narr'n, doch so verhüllt,
Daß selbst der Schuld'ge nicht erkennt sein Bild.

Die Fabel des Stückes ist in sich so geschossen und abgerundet wie nur in einem Lustspiel; und doch würde es schwer werden, den Inhalt auszuziehen, der eben in den altenglischen Lustspielen sich nicht trennen läßt von Fleisch und Saft der Worte. Drei Betrüger, ein Alchemist, ein Hausverwalter und ein gefälliges Mädchen, haben sich verbunden, halb London zu betrügen, denn

Kein Klima brütet bessern Stoff für Huren,
Narr'n, Kuppler, Schalk' und derlei Creaturen.

Während sie unter sich über die Theilung am Raube zerfallen sind (und damit hebt in vortrefflicher Exposition das Stück an), läuft ihnen an dem einen Tage (denn Einheit der Zeit, des Orts und der Handlung sind ziemlich streng beobachtet) eine Musterkarte aller Narren, die sich übervortheilen lassen, ins Netz. Es kommt die simple Dummheit in zweierlei Gestalten; die puritanische Dummheit, ebenfalls in doppelter, als bornirteste Einfalt und als speculative Herrschsucht; die Raufsucht, der sinnlichste Egoismus u. a., alle um den Stein der Weisen und durch diesen den höchsten Genuß des Lebens zu gewinnen. Wirklich mit dem gründlichsten Verstande ist jede Scene ausgearbeitet und eine merkwürdige Phantasie der Gelehrsamkeit steht dem Hauptbetrüger zu Gebote, um den Leichtgläubigen zu imponiren. Unerschöpflich in Verwandlungen seiner Person, denn gegen jeden dieser Gimpel wird er nach Bedürfniß ein anderer Charakter, ist er ebenso unerschöpflich in gültigen Ausflüchten, weshalb die Procedur nicht gelingt. Feenköniginnen, Talismane und Kobolde aller Art werden citirt und verkauft, denn der Autor schrieb noch für eine gläubige Welt und in einem Reiche, dessen König selbst ein strotzendes Werk über Hexen und Zauberer verfaßt hat. Um so mehr ist seine eigne Klarheit, die kecke Ironie, mit der er über dem bunten Krame schwebt, zu bewundern. Am leuchtendsten sind die Partien mit den Puritanern, und wir mögen uns nicht enthalten Mehres davon mitzutheilen.

Einer nämlich von den vertriebenen heiligen Brüdern aus Amsterdam, von woher der Same aller puritanischen Sekten über England sich verbreitete, verhandelt mit Dunst (dem Alchemisten) um den Stein der Weisen. Der einfältige Küster Ananias wird als Abgesandter seines Pastors Trübsal Heiligung auf das heftigste durch die immensen Brocken alchemistischer Gelehrsamkeit, die Dunst ihm vorwirft, eingeschüchtert, erklärt aber doch diese und alle Sprachen für heidnisch bis auf das Hebräische und findet in seiner Einfalt, daß der große Philosoph zu viel Bezahlung im Voraus nehme; denn Dunst habe empfangen von den Heiligen

Für Instrumente, Ziegel, Lehm und Gläser
Schon sechzig Pfund; hernach für Material
Noch neunzig — — und in Heidelberg
Hat Einer Gold aus einem Ei gemacht
Und einer kleinen Düte Sand.

Aber der Philosoph will natürlich noch mehr, und es gelingt ihm, durch eine donnernde Rede den Emissair aufs Neue einzuschüchtern:

Fort, du verruchter Knecht, der die Apostel
Betrog! Fleuch, mach dich fort! Heb' dich hinweg,
Du Unglücksbote! Hatt' Eur' Consistorium
Nicht Namen mir von besserm Klang zu senden
Als Ananias den Gottlosen? Schickt

Die Ält'sten gleich, daß sie Verzeihung flehn
Und mich besänft'gen, sonst, bei Gott! verlöschen
Lass' ich das Feu'r, die Kolben reiß' ich ein,
Den hohen Ofen und den faulen Heinz,
Den ganzen Trödel. Du nichtsnutz'ger Lump!
Bufo und Sericus wird dann vernichtet,
Das sag nur: alle Hoffnung auszureuten,
Die Hierarchie des Antichrist sowie
Die Bischofswürde geht auf ewig unter,
Wenn sie funfzig Minuten säumen; ja
Der Wassergeist, der Erd- und Schwefelgeist
Fließt durcheinander, sinkt ins alte Chaos,
Gottloser Ananias!

Pfarrer Trübsal Heiligung meint, dergleichen Züchtigung treffe die Heiligen oft, und die Erwählten müßten solche Stöße mit willigen Schultern, als eine Versuchung, um ihre Schwachheit zu prüfen, tragen. Als Ananias einwendet, daß an des Philosophen Stirn des Stieres sichtbare Zeichen zu ersehen und der Stein wol gar ein Werk der Finsterniß wäre, erklärt der besonnene Heilige:

Doch darf kein Mittel uns zu niedrig dünken,
Wenn's unsrer heil'gen Sache nützt, mein Bruder,

und auf Ananias' weitere Einrede, daß die fromme Sache eines frommen Weges brauche, in einer langen erbaulichen Rede:

Nicht immer unerläßlich,
Die Kinder der Verdammniß sind zuweilen
Werkzeuge für den allergrößten Bau,
Und etwas Rücksicht auch gebührt des Menschen
Natur, dem Ort, an dem er lebt, beständig
Dem Feuer nah — — — — — —
Sind Köche nicht die ärgsten Atheisten?
Glasbläser stets profan und zorngeneigt?
Wo gibt es schlimm'rre Atheisten wol
Als unter Glockengießern? Ja, was macht
Den Teufel selbst so teuflisch, frag' ich dich,
Satan, den großen Erzfeind, als sein ew'ges
Sitzen am Feu'r und Schwefel und Arsenik
Schmelzen und Glühn? — — — — —
— — — Sehr zu Unzeit
Warfst du der heidelberger Brüder Segnung
Ihm vor; erwäge nur, wie sehr uns noth thut,
Das Werk zu fördern, um die unterdrückten
Verstummten Heil'gen wieder zu erhöhn;
Und das wird einzig durch den Stein erreicht.
Das hat der weise Ält'ste, der aus Schottland,
Mir wiederholt: aurum potabile
Sei für den Magistrat das einz'ge Mittel,
Ihm ein Verständniß unsres Rechts zu wecken,
Und täglich zu verordnen in der Krankheit.

Beide treten demüthig vor dem Zorn affectirenden Dunst auf, und ihre Opfer besänftigen endlich den Philosophen, der dem frommen Pastor mit steigender Ironie alle die Vortheile aufzählt, welche den Heiligen aus dem Stein der Weisen erblühen würden:

Wie Ihr durch seine Heilkraft einen Anhang
Gewinnen könnt im Reich! — Als, setzt den Fall,
Ein großer Staatsbeamter hat die Gicht:
Ihr sendet ihm drei Tropfen Elixir,
Und helft sogleich; da ist ein Freund gewonnen.
'Nen Andern trafen Schwindsucht oder Lähmung:
Er nimmt von Eurem feuerfesten Mittel,
Und fühlt sich jung; da ist ein Freund gewonnen.
'Ne Dame, die an Körper alt, doch jung
Noch im Gemüth, und deren Schönheit welkt
Trotz aller Schminke, stellt Ihr wieder her
Mit Talköl; eine Freundin ward gewonnen,
Nebst allen Ihrigen. Einem Lord, den Aussatz,
'Nen Ritter, den das Hüftweh quält, 'nen Junker,
Den beides zwickt, Ihr macht sie glatt und schier
Mit einem Aufguß Eurer Medicin.

Trübsal.

Ja 's ist geistlich!

Dunst.

Dann wandelt Ihr des Advocaten Zinn
In Silber, um Lichtmessen.

Ananias.

Nichts von Messen!

— — — — — — — — — — — — — — — —

Dunst.

Oder Vergoldung in massive Arbeit.
Ihr müßt Euch Freunde schaffen, Macht zugleich,
Im Feld ein Heer zu halten, ja dem König
Von Frankreich seine Staaten abzukaufen
Und dem von Spanien seine beiden Indien.
Was könnt Ihr nicht in Zukunft Alles thun
Geistlichen Lords und Weltlichen zum Trotz,
Die Euch anfeinden werden.

Trübsal.

Ja, in Wahrheit!
Wir werden selbst noch, denk' ich, mächt'ge Lords.

Welche prophetische Blicke wirft hier Ben Jonson in Englands nächste Zukunft. Aber schnell bricht er ab in der Prophezeiung und persiflirt die Heiligen sofort als Schalk:

Ihr könnt Euch dann ersparen
Die lang gedehnten Reden; braucht nicht mehr
Nach Melodien Euer Ach und Weh zu stöhnen.
Ich leugne nicht, wer nicht im Staat gedeiht,
Thut wohl, in Glaubenssachen Streit zu suchen,
Und Melodien, die Heerde sich zu kirren;
Denn freilich wirkt 'ne Melodie auf Weiber
Und schwache Geister.

Trübsal gibt zu, es brauche nicht der Lieder, wenn man den Stein besitze, und Dunst fährt fort:

Noch der heil'gen Larve, bei der Witwe
Die Erbschaft zu erschleichen; noch fortan
Bedürft Ihr's, fromme Weiber zu verführen,
Noch Jagd zu machen auf verfall'nde Wechsel
Nicht auf Moment und Stund', und dann zu sagen,
Durch Gottes Fügung sei's geschehn; braucht nicht
Ein derbes Mahl am Abend zu verschlingen,
Um nächsten Tags erbaulicher zu fasten,
— — — — — — auch nicht
Den hungrigen Gemüthern kleine Krümlein
Von Scrupeln vorzuwerfen — — —
— — — — — — — — — — —
Ob Frauen aus der heiligen Gemeine
Schnürleiber anthun sollen oder Locken
— — — — — — Braucht Libelle nicht
Ferner zu schreiben gegen die Prälaten,
Noch Eure Ohren so zu kürzen für
Das nächste stundenlange Tischgebet.
Noch müßt Ihr unerläßlich das Theater
Verlästern, Euch beim Schultheiß einzuschmeicheln,
Daß tägliche Pasteten Ihr verschlingt;
Noch eifernd lügen, bis Ihr heiser seid.
Nicht eine dieser seltnen Künste braucht's,
Auch in der Taufe nicht die Namen Trübsal,
Verfolgung, Langmuth und Gefangenschaft
Und ähnliche zu wählen, wie bei Euch

Der ganze Stamm, die ganze Sippschaft liebt
Aus Eitelkeit, um Eurer Jünger Ohr
Zu kitzeln —

Trübsal.

Ja in Wahrheit, Herr, das sind
Erfindungen der wackern Brüderschaft
Für die Verbreitung uns'rer heil'gen Sache,
Und sehr bewährte Mittel, selber auch
Berühmt zu werden, schnell und wirksam.

Dunst.

Doch der Stein,
Dagegen ist das Alles eitel und nichts.

Die heiligen Männer gehen so gierig in die Falle, daß sie sogar des Philosophen Vorschlag annehmen, einstweilen, bis das Zinn zu Gold verwandelt ist, daraus holländische Thaler zu verfertigen, um die fernern Kosten zur Hervorbringung des Magisterii zu decken. Der fromme Ananias hat nichts gegen die Falschmünzerei, weil die Heiligen der weltlichen Obrigkeit nicht gehorchen dürften, und der Pastor sammt dem heiligen Consistorium um deshalb nicht, weil das Verbot nur von Prägen spreche, sie aber die Thaler gießen wollten! Man sieht, daß die Puritaner zu vollem Zorne vollen Grund hatten.

Der „Dumme Teufel" desselben Verfassers steht an Erfindung und Gehalt der Ausführung weit hinter dem „Alchemisten". Die vortreffliche Hauptidee, obgleich hier nicht neu, daß ein armer Teufel sein Probejahr bestehen soll, aber der Arglist der Welt nicht gewachsen ist und deshalb von den gewöhnlichsten Gaunern gerüffelt und betrogen wird, bis er seinen Herrn um Gotteswillen bittet, mit ihm nur wieder in die Hölle abzufahren, verliert sich allzu sehr vor den verwickelten und doch nicht in rechtem Verbande stehenden Intriguen. An trefflichen Einzelheiten, an meisterhaften Gesprächen und dichterischen Stellen ist das Stück übrigens reich. Eine herrliche Beschwörungsscene mahnt, wie der Übersetzer mit Recht sagt, an neueste Vorfälle der Art. Wie so viele Lustspiele der Spanier und der neusten Franzosen dreht sich auch dieses — und es hat diese Verwandtschaft mit mehren altenglischen gemein — um einen drohenden Ehebruch. Freilich bleibt es nur bei der Drohung; aber die Abwendung der Katastrophe ist rein willkürlich und fast nur, möchte man behaupten, um den Anstand zu bewahren; etwa wie in Göthe's „Mitschuldigen", wo der den Diebstahl reparirende Ehebruch auch nur symbolisch eintritt. Das Peinliche der Situation wird dadurch vermehrt, daß unser ganzes Gefühl auf Seiten der beiden liebenswürdigen Liebenden ist, während der widerwärtige, grausame, verschwenderische Gimpel von Ehemann unsern ganzen Abscheu verdient und es eine traurige Beruhigung gewährt, wenn der am Schluß ihm wiederzugeführten Gattin kein anderer Trost wird, als daß der Rest ihres Vermögens durch den Liebhaber gerichtlich gesichert ist. Die satirische Geißel richtet sich gegen die Projectenmacher, die dazumal eine bedeutende Rolle gespielt haben müssen; Manches erinnert unwillkürlich an Erscheinungen unserer Tage, z. B. wenn Fintenheim alle Moräste in einem Strich urbar machen will und so schnelle Communicationen verspricht, daß man an Dampfwagengedanken 1616 denken möchte. Es fehlt aber dabei auch nicht an Skurrilitäten, z. B. wenn Fintenheim ein Patent löst zum

Zahnstocherliefern für den ganzen Staat.
Die Sach' ist schwierig zu erläutern; doch
Vor Allem zeig' ich, wie der Unterthan
Mit dieser Waare schändlich wird betrogen.
Denn wie viel Krankheit und abnorme Fäulniß
Durch solche wird erzeugt, die man aus falschem,
Unechtem Holze schnitzt; nun folgt demnächst
Mein Plan zur Hauptreform in diesem Zweig.
Alle Zahnstocher bringt man ohne Weig'rung
In ein Collegium; siegelt dort sie ein,
Und wer den Stempel nachahmt, zahlt 'ne Buße.
Dann, den Vertrieb anlangend, wird ein Buch
Gedruckt, das den Gebrauch erklärt; das muß
Jegliches Kind im ganzen Königreiche,
Das lesen kann, sich kaufen und draus lernen,
Wie man die Zähne stochert u. s. w.

In einem meisterhaften Dialoge wird das Modegespräch der vornehmen Damen parodirt. Es ist so entsetzlich, daß dem armen Teufel, der es mit anhören muß, übel wird und er sich in die unterste Hölle wünscht, weil es dort menschlicher hergeht. Die londoner Ladies müssen zu der Zeit den Musterton spanischer Damen in der Conversation forcirt haben, denn eine solche tritt als Lehrmeisterin im guten Tone auf, der sich um nichts als Modesachen dreht. Auch läßt Ben Jonson wie andere Dichter die Bürgersöhne klagen, daß keine Parlamentsacte den reichen Kaufmannstöchtern die Heirath mit großen Herren verbiete; das gebe eine Bastardzucht, und wenn die Lords erst das Bürgergeld hätten, würfen sie die Bürger selbst aus der Thür.

(Der Beschluß folgt.)

Texier's Reise in Kleinasien im Jahre 1836.

Texier hat im verwichenen Jahre seinen Vorsatz, ganz Kleinasien von Tarsus bis Trebisonde zu durchreisen, ausgeführt. Auf der von dem Marineminister zu seiner Verfügung gestellten Brigg Dupetit-Thouars am 29. März 1836 von Smyrna abgehend, hat er zuerst Karamanien, welches das ehemalige Karien, Lydien und Pamphylien in sich begreift, genau durchforscht. Diese schönen, bereits zu Homer's Zeiten so blühenden Landstriche, im Alterthum der Sitz des Luxus, der Genüsse und hoher Civilisation, in aller Fülle und allem Reiz des Orients prangend, diese glänzenden Vorläufer von Asiens Herrlichkeit, leben nur noch in den Denkmalen der Poesie, die sie einst feierten, und sind jetzt traurige Einöden. Texier berichtet: „Um in das Innere Lyciens zu gelangen, überstiegen wir einen ganzen Tag lang namenlose Gebirge und durchreisten Thäler, die Niemand kennt. Das Wetter war beständig nebelig; endlich sagte uns am Schlusse des Tages der Führer, daß wir in Tchoucourba, d. h. in den Ruinen von Phellus, angelangt wären. Die untergehende Sonne zerstreute den Nebel und wir hatten vom Gipfel des Berges das schönste Schauspiel, das man sich vorstellen kann. Das wie ein Gazevorhang sich aufziehende Gewölk enthüllte die imposanten Ruinen von Phellus, seine riesigen, auf einem Plateau vereinzelt stehenden, aus dem Felsen gehauenen Grabmäler; die Mauern der Stadt waren an einem unermeßlichen Abgrund hin aufgeführt, durch welchen die Wolken wie ein schäumender Bergstrom rollten, im Hintergrunde die rauhen Umrisse des Kragus, die sich an dem Blau des Himmels abzeichneten. Ein schönes, aber trauriges Schauspiel. Ringsumher bemerkten wir nichts als Ruinen und

zu unsern Füßen hohe Wälder, deren Wipfel einen grünen Teppich zu bilden schienen."

Die von Dureau de la Malle rücksichtlich der Ruinen von Karthago gemachte Bemerkung, daß die ältesten Denkmäler oft am besten den Zerstörungen der Zeit widerstanden haben, bestätigte sich unserm Reisenden an mehren Stellen. Er sagt u. A.: „Zu Myra, dem über alle Maßen von den griechischen Kaisern verschönten, das marmorne Mauern hatte und an prächtigen Kirchen und Klöstern reich war, gibt nichts mehr von dieser byzantinischen Stadt Kunde, kaum findet man unter dem Gesträuch noch Spuren dieser Mauern, während von dem ursprünglichen Myra, das die Lycier und die Römer bewohnten, zahlreiche und merkwürdige Monumente zeugen." Darunter befindet sich auch ein gut erhaltenes Theater. Aber noch besser erhalten ist das Theater der alten Stadt Aspendus in Pamphylien, das selbst die umwohnenden Türken anstaunen und von dem sie Wunderdinge erzählen. Noch vorhandene Inschriften verkünden, daß dieses Prachtgebäude der Freigebigkeit des Aulus Curtius Crispinus sein Entstehen verdankt, der zur Erbauung desselben in seinem Testamente die nöthigen Summen anwies, und daß Titianus und Arruntianus die Vollstrecker dieses letzten Willens waren. Eine andere Inschrift nennt Zeno, den Vorsteher der öffentlichen Bauten der Stadt, als Architekten und besagt, daß dieses Meisterwerk ihm den Beifall seiner Mitbürger erworben, die ihm zu Ehren seine Bildsäule darin aufstellten und dem Meister aus Dankbarkeit einen Garten unfern des Hippodroms schenkten.

Die Fahrt längs der westlichen und südlichen Küste Kleinasiens auf der Brigg Dupetit-Thouars, die den gelehrten Reisenden nach und nach in Jonien, Karien, Lycien, Pamphylien und Cilicien ans Land setzte, um das Litorale von Smyrna bis Tarsus zu besuchen und Ausflüge nach mehr oder minder entfernten Punkten im Innern zu unternehmen, war die angenehmste Partie der diesmaligen Reise. Von Tarsus an, wo er zu Lande Kleinasien durchschnitt, um sich erst im schwarzen Meere wieder einzuschiffen, warteten Gefahren und Beschwerlichkeiten aller Art des Reisenden, der die in den beiden vorhergehenden Jahren oftmals erprobte Beharrlichkeit aufs Neue zu bethätigen Gelegenheit genug fand. Die Gefahren, denen er entgegenging, schienen dem wackern Pascha von Adana so groß, daß er ihn nicht ohne starke Escorte ziehen lassen wollte und überdies den Gouverneurs der verschiedenen Districte Befehle ertheilte, eine bestimmte Zahl ihrer Leute seinem Schützlinge zur Bedeckung mitzugeben.

Die Ruinen von Anazarbus, wohin Texier nun zuerst gelangte, schienen ihm nicht ihrem Ruf zu entsprechen. Er sagt: „Die sie von Ferne erblickten, mögen sie für bedeutend gehalten haben; aber es ist durchaus nichts da als die Mauern in der Ebene und ein von den armenischen Königen erbautes Schloß auf dem Berge. Diese Ruinen sind ganz verlassen; wir bedurften nicht weniger als eine Bedeckung von 40 Mann, um sie mit Sicherheit zu besuchen. Als wir Sis, die nächste Stadt, verließen, widersetzte sich der Gouverneur, den Befehlen des Pascha von Adana zufolge, förmlich unserm Plan, die gerade Straße nach Marasch einzuschlagen, da dieser Weg zu gefährlich sei. Wir wandten uns daher in den Taurus und suchten einen Bey der Turkomanen auf, einen Verbündeten Mehemet-Ali's, der angewiesen war, uns allen Schutz angedeihen zu lassen. Auch waren wir, so lange wir in seinem Gebiete uns befanden, vollkommen geschützt; als wir uns aber der türkischen Grenze näherten, kamen wir unter die Zorbas, aufrührerische Stämme, und mußten jeden Augenblick auf einen Angriff von Seiten derselben gefaßt sein. Trotzdem daß mein Tatar und die Mannschaft meiner Escorte in mich drangen, eine feindliche Stellung gegen diese Stämme anzunehmen, zog ich es doch vor, mich in die Zelte der Häuptlinge zu verfügen und mit diesen zu unterhandeln. Ich freue mich, diesen guten Ausweg ergriffen zu haben; aber vielmals habe ich mit der größten Mühe verhindern müssen, daß meine Leute mit denen der Stämme in Kampf geriethen, die ihren Häuptern theilweis so wenig gehorchen als dem Sultan Mahmud. Dieses Gebirg bildet die Grenze zwischen dem Gebiet Mohammed Ali's und dem des Sultans; wenn ein Stamm sich gegen einen dieser Oberherren vergangen hat, so bricht er die Zelte ab und begibt sich auf das benachbarte Gebiet des andern, um nicht beunruhigt zu werden." So legte der Reisende 95 Stunden Weges in dem Taurus zurück. In diesen Gebirgspässen war es möglich, dem Feinde zu entgehen, schwierig dagegen auf der Ebene, die sich zwischen dem Gebirge und der Stadt Malathia ausbreitet. Hier galt es, nicht den Muth zu verlieren; „auch vermehrte sich", sagt Texier, „meine Begleitung in dem Maße, als die Gefahr zunahm, und so kam ich in Malathia gleichsam inmitten eines kleinen Heeres an. Übrigens konnte ich meinen Begleitern vollkommen vertrauen, da die Zorbas ihre Feinde sind. Diese hatten vier Tage vor unserer Ankunft in der Nähe der Stadt einen persischen Hadschi mit seinem Gefolge ermordet; wir kamen an der Stelle vorbei, und die Geier verzehrten bereits die noch auf dem Kampfplatz liegenden Pferde." In der Nacht sollte die Reise fortgesetzt werden; aber Texier fand es gerathener, zur Mittagszeit, in welcher diese feindlichen Reiter, die in der Ferne sichtbar waren, sich nur höchst ungern der Hitze aussetzen, diese gefährliche Ebene zu passiren, was auch glücklich gelang.

„Der Bey Zorha ward 1835 von Reschid Pascha angegriffen, hatte aber auf einem Berge im Taurus eine Feste, die der Feind nicht einzunehmen vermochte. Seit Reschid Pascha sich nach Bagdad gewandt, beginnt der Bey seine Streifzüge von Neuem und plündert alle Dörfer der Umgegend. Man kann sich keine Vorstellung von dem entsetzlichen Elend machen, was in diesen Gegenden herrscht. Nur mit der größten Mühe konnten wir uns Lebensmittel verschaffen; wir hatten jedoch die Vorsicht, eines unserer Pferde mit Zwieback zu beladen, und dieser hat öfters den ganzen Tag unsere einzige Nahrung ausgemacht. Die Landbewohner versicherten uns zwar, Reschid Pascha habe die Kurden dieser Gegenden mit einem Heer von 80,000 Mann angegriffen; ich glaube, daß diese Zahl noch übertrieben ist, wenn man eine Null davon streicht; denn es gibt hier weder Lebensmittel, noch Straßen, um dieselben herbeizuschaffen."

Texier hat endlich zu Anfang August vorigen Jahres das diesmal gewählte Ziel, Trebisonde, nach manchen bestandenen Gefahren und Beschwerden glücklich erreicht. Die Ausbeute dieser dritten Reise ist in archäologischer Hinsicht wiederum schätzbar; aber viel bedeutender noch sind die Resultate der von Texier angestellten geologischen Untersuchungen und die unzähligen Berichtigungen und genauern Angaben, die der Sorgfalt des Reisenden die Geographie Kleinasiens verdankt. 4.

Notizen.

In Abyssinien befindet sich jetzt ein deutscher Missionnair (dem Vernehmen nach soll er Gobat heißen), der bei Fürsten und Volk dort in so großem Ansehen steht, daß man ihn zum Patriarchen des Landes hat machen wollen. Er hat großen Einfluß auf die Staatsverwaltung und kann, wenn er ihn weise benutzt, Ungemeines für die Civilisation dieses noch auf keiner hohen Stufe der Cultur befindlichen Landes wirken.

Wie wahr ist es, daß die Macht des wahrhaften Genius über den ganzen Erdkreis herrscht und die entlegensten Pole zu vereinigen weiß! Die Sympathie für Shakspeare zeigt sich nun auch in Rußland, in dessen Hauptstadt unlängst eine Subscription für die Wiederherstellung von Shakspeare's Grab zu Stratford am Avon eröffnet worden ist, an deren Spitze eine liebenswürdige Dame, die Prinzessin Bariatinski, steht. 11.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Freitag, —— Nr. 48. —— 17. Februar 1837.

Ben Jonson und seine Schule, dargestellt in einer Auswahl von Lustspielen und Tragödien, übersetzt und erläutert durch Wolf Grafen von Baudissin. Zwei Theile.

(Beschluß aus Nr. 47.)

John Fletcher's „Spanischer Pfarrer", ein Lustspiel voll lustiger Scenen, laborirt doch an demselben peinlichen Misverhältniß wie das vorige. Man kann nicht umhin, dem edeln Galan Glück bei seinem Einbruch in das Eherecht des schuftigen Advocaten Bartolus zu wünschen. Trotz der entgegengesetzten Versicherungen muß man auch glauben, daß er zum Ziel gelangt sei. Aber was ist nun das Resultat des Lustspiels? Daß die Liebenden kurze vorübergehende Freuden genossen und die anmuthige junge Frau wieder auf Lebenszeit unter den schmuzigen Scepter ihres fatalen Ehemanns duckt, um ihn vielleicht bei Gelegenheit wieder zu betrügen. Dies ist eine Frivolität, welche schon an spätere englische und französische Lustspiele streift, fremd der kernigen Gesundheit und Sinnlichkeit der altenglischen Poesie; Shakspeare hat kein solches Stück geschrieben. Daneben läuft zwar eine sehr ernsthafte Fabel mit einem überernsthaft moralischen Ausgang; dies Familiendrama ist aber in seinen Ver- und Entwickelungen allzu romanhaft im alten Sinne und nur locker an das Lustspiel angelöthet. Als charakteristisch für die Sittengeschichte entheben wir folgende Rede des edeln Bonvivant Leandro:

'S ist jetzt Mode,
Daß unsre jungen Herrn beim Glas entscheiden,
Was nächstes Frühjahr der Erzherzog thun wird,
Wie Holland sich vertheidigt, was der Kaiser
Dem ländergier'gen Türken stellt entgegen,
Und ob des halben Monds Standarten Polen
Bedrohn, ob Persien. Und das Alles scheinen
Die weisen Zeitungsmänner zu verstehn,
Besser als was sie selbst betrifft. — Das sind
Gespräche für den Staatsrath; wir sind jung:
Sollt' ich ein Thema wählen, sprächen wir,
Von hübschen Mädchen lieber.

Von Philipp Massinger und Nathanael Field ist das Trauerspiel: „Die unselige Mitgift". Eine wohldurcharbeitete, gediegene Tragödie, der nur etwas von antikem Frost anhaftet und deren gegebene Verhältnisse doch zu sehr von der Örtlichkeit beschränkt sind, als daß sie recht lebhafte, allgemeine Theilnahme in Anspruch nehmen könnte. Ein edler, ritterlicher Charakter, der junge Charolais, wird seiner heroischen Aufopferung für die Manen seines Vaters halber von einem großgesinnten Manne, dem Gerichtspräsidenten Rochfort, aus dem Schuldthurm und Verderben gerettet. Um seine Güte voll zu machen, gibt Rochfort dem jungen Manne seine einzige Tochter zur Gattin. Diese liebt einen Andern. Sie gehorcht dem Vater, beglückt aber als Gattin den frühern Galan, und nicht in sentimentaler Schwäche, sondern mit keckem Bewußtsein. Wahrhaft schön sind die Aufwallungen edeln Zorns, mit dem Charolais die Anschuldigungen zurückweist und seine Gattin vertheidigt. Erst als der Augenschein ihn überführt und er den Verbrecher an seiner Ehre getödtet hat, klagt er vor dem Vater seiner Gattin. Dieser spricht das Schuldig über die eigne Tochter aus und Charolais vollstreckt selbst den Richterspruch. Erst jetzt erwacht das Vatergefühl in Rochfort, er flucht dem Mörder, den kein Gefühl der Dankbarkeit durchzuckt hat, auch der Gnade ihr Recht zu gewähren, wie er sie ja früher gegen ihn selbst walten lassen; er flucht ihm und verklagt ihn vor Gericht. Das Gericht spricht nach einer Untersuchung den Mörder frei, aber ein Freund des getödteten Liebhabers rächt diesen durch einen raschen Streich, wofür er freilich auf der Stelle von einem Freunde Charolais' umgebracht wird. In der Tragödie zucken altrepublikanische Lichter, aber sie ist doch auch von modernem Gefühl durchwärmt, und wenn einem der bis hier mitgetheilten Stücke, gebührte diesem das Prädicat der Schönheit.

Die folgende Tragödie Massinger's: „Der Herzog von Mailand", ist ein vollendetes Trauerspiel zu nennen, eine gediegene, durchgearbeitete Handlung, mit ergreifenden und psychologisch richtigen Katastrophen, und dabei voll lyrischen Aufschwunges, der in Kraft, Fülle und Innigkeit oft an Shakspeare streift. Wir stimmen dem Übersetzer bei, daß sie, mit einigem Geschick zugerichtet, auch auf unsern Bühnen einer Wirkung gewiß sein dürfte. Die Intrigue ist so geschickt mit der Steigerung des tragischen Interesses verwoben, daß man an spanische Muster denkt. Dazu ist die Ökonomie des Stückes mit einer großen Besonnenheit gehandhabt; nirgend zu viel noch zu wenig, und dichterische Klarheit schwebt über einer Handlung, die von den gewaltigsten Affecten in Bewegung gesetzt

wird. Um ihr für den Eindruck beim Lesen keinen Abbruch zu thun, entheben wir uns diesmal der lockenden Aufgabe, eine Skizze davon zu geben.

„Der ältere Bruder", von John Fletcher allein, hat als in sich gehaltenes und abgerundetes Lustspiel wenig Werth, mag aber seiner Zeit sehr angesprochen haben, da es von Sticheleien auf Moden und Zeitereignisse, auch Typen von Charakteren, die vermuthlich in der Mode waren, wimmelt. Namentlich kommen die Hofschranzen und Modegecken überaus schlecht weg. Die ungemessenste Feigheit wird ihnen in die Schuhe geschoben und es als eine vortreffliche Eigenschaft gerühmt, wenn ein Hofcavalier an den Degen greift und zu einem Duelle sich entschließt. Die psychologischen Motive sind nicht ohne Werth: der ältere Bruder, ein verstockter Gelehrter, wird erst ein Mensch, als er die Schönheit erblickt und die Liebe ihn aus seinen classischen Träumen zur Manneshätigkeit erweckt; der jüngere, ein erbärmlicher Geck, wird Mann, als er sich ernstlich an der Ehre gekränkt fühlt. Die Übergänge sind magisch und würden ihrer Wirkung nicht entbehren, wenn das Ganze in einer höhern Sphäre gehalten wäre; aber das bürgerlich conventionnelle Gewebe rundum erhebt sich nicht dazu, und der lockere Zusammenhang wird durch einen liederlichen Schluß gekrönt, dem man des Autors Verlangen, überhaupt nur zu einem zu kommen, ansieht.

„Eine neue Weise, alte Schulden zu bezahlen", Lustspiel von Philipp Massinger, ist wie alle Stücke dieses tüchtigen Autors von kernigem Werth. Der Versuch, es auf unsere Bühne zu versetzen, ist mehre Male, so viel Ref. bekannt, gescheitert. Die Ursache ist nicht fern zu suchen. Es schildert mit grell naiven Farben Verhältnisse einer verschwundenen Zeit. In der Schärfe vertragen wir sie nicht mehr; abgeblaßt, und es ist nicht mehr dasselbe Lustspiel. Junge vornehme Verschwender der Art sind nicht mehr in der Mode; wo es deren gäbe und sie aus der Societät bis in die Branntweinläden versänken (und das wäre das Äquivalent des jungen Wellborn), verlören sie unsere conventionnelle Theilnahme und wir ertrügen es kaum, sie wieder durch solche zärtliche Theilnahme einer jungen vornehmen Frau gehoben zu sehen. Noch weniger aber gibt es dergleichen raffinirte und mit Macht begabte Wucherer wie der Sir Giles Overreach, die es an ihrer Stirn geschrieben tragen dürfen: ich bin ein Schurke und freue mich meines Berufes, unschuldige Leute um das Ihre zu bringen. Kurz, das Stück schwelgt in der vollen Naivheit einer vergangnen Zeitepoche, und so wenig ein Dichter heut Geizige, wie Plautus und Molière sie noch zeichnen konnte, vorbringen darf, können heut maskenartige Personen wie diese in einem Lustspiel wirken. Dennoch ließe sich das Mittel, alte Schulden zu bezahlen, von vortrefflicher Wirkung auch noch heut, und grade heut denken, wo der Credit Alles ist; aber es erfoderte keine Überarbeitung, sondern eine neue Dichtung. Ein glücklicher Lustspieldichter müßte es in die Sphäre der Bankierwelt hinüberspielen.

Während uns jenes Stück in das englische Landleben vor 200 Jahren, versetzt uns desselben Dichters „City madam" (übersetzt in: „Die Bürgerfrau als Dame") mitten in das Getriebe der Bürgerhäuser des reichgewordenen London. Ein Gemälde voll schwellendem Stolz, Übermuth, raschen Umschlägen und einer kernigen, faßlichen Moral, wie es bei einem Volksstück sein soll. Die londoner Bürgerfrauen müssen um Shakspeare's Zeit ein übermüthiges Geschlecht gewesen sein; er selbst gibt uns nur beiläufig Winke über ihren Muthwillen und weiß ihn als Dichter von der humoristischen Seite in den „Merry wives of Windsor" darzustellen. Seine Nachfolger fassen die aufgeblähten Citydamen mit schärferer Satire an. Hier überheben sich Frau und Töchter eines reichen geadelten Bürgers dermaßen über ihren Stand, daß eine Radicalcur sie zur Demuth zurückzuführen nöthig wird. Der Gatte und Vater geht angeblich in ein französisches Kloster und überläßt einem verarmten Bruder, welcher in seinem Hause das Gnadenbrot genossen und von Schwägerin und Nichte weidlich tyrannisirt wurde, sein Vermögen. Die Cur ist aber zugleich eine Prüfung für diesen, der in seiner außerordentlichen Demuth den Verdacht arger Heuchelei bei dem umsichtigen Kaufmanne erregt hat. Er besteht nicht die Prüfung, denn er schlägt plötzlich, früher Verschwender, zum niedrigsten Geizhals und grausamsten Tyrannen um. Die eiteln Frauen werden so erniedrigt, daß die Reue sich von selbst macht, und als er sie gar zur Opferung für heidnische Götzen an Indianerhäuptlinge verhandeln will, tritt der Gatte und Vater redivivus auf, schmettert den Verräther in Staub und drückt die purificirten Frauen an sein Vaterherz. Der marionettenhafte Schluß gehört seiner Zeit an, man liebte so etwas romanhaft Wunderbares zum Ausgang, und selbst Shakspeare thut hier und da (z. B. im „Wintermärchen") dem Publicum den Gefallen. Ebendesgleichen ist der Charakter des Lucas fast maskenhaft in seiner geständlichen Niederträchtigkeit. Ein Bruder Lucas von heut könnte ebenso schlecht denken, aber im Handeln würde er feiner zu Werke gehn. Wie es ist, schadet es aber weder der Wirkung noch der übrigen Wahrheit dieses vortrefflichen reichen Lustspiels, das uns tiefe Blicke in die Haushaltungen der englischen Bürgerwelt gewährt. An Verderbniß fehlte es nicht; sie war aber nicht sentimentaler Art, also heilbar. Die jungen Leute toben aus, im Alter schlagen sie zum andern Extreme um. Kassen werden angegriffen von den Ladendienern, aber nicht aus Edelmuth, und ohne Monologe vorher. Die Burschen thun's, um lustig zu leben und sich ein Mädchen zu halten, das sie wieder betrügt. Es kann also keiner gutmüthigen Seele einfallen, eine Thräne des Mitleids edelmüthig=Iffland'schen Verbrechern zu weihen. Es sind Diebe; werden sie gefangen, hängt man sie, und sie verdienen es; oder bei ernster Reue peitscht man sie aus und sagt: bessert Euch. Die Ladies und ihre pretiösen Töchter überschreiten auch das Maß des heut Möglichen, aber damals waren sie gewiß nicht viel über das Portrait hinausgetrieben. An einzelnen, echt dichterischen Stellen fehlt es auch diesem Stück so wenig als den übrigen von Massinger.

Glückliche Zeit und glückliche Dichter, die alle Irren und Zerwürfnisse durch einen edeln vornehmen Mann zum Schlusse heilen konnten, durch einen hochherzigen Lord, dessen edler Wille klar bleibt und an dessen Macht die Tücke des furchtbarsten Bösewichts scheitert! Sie ist vorüber; es gibt keine solche Autoritäten mehr, die Leute in ihrer Bedrängniß müssen sich selbst helfen, wodurch allerdings die Aufgabe des Dichters erschwert wird, der schon genug zu thun hat, wenn er vorher immer neue Verlegenheiten erfinden soll. Bleibe ihm wenigstens der Trost, daß er so frei wie jene alten Dichter von der Leber weg sprechen und Menschen, Stände, Verhältnisse geben könnte, wie sie sind! Aber wenn die Censur es auch erlaubte, wo sind im Publicum die Sokrates, die sich hinstellen und lächeln, wenn ihr Abbild vor die Lampen tritt? Die Geistlichkeit schreit, wenn ein Moses den Zauberstab erhebt, die Juden depreciren, wenn „Unser Verkehr", und pochen, wenn „Herodes vor Bethlehem" uns zum Lachen auffodert. Ich weiß von Schusterinnungen und Schneiderzünften, die gegen Stücke protestirten, wo man über Schuster und Schneider lachen soll; denn Schuster und Schneider seien rechtliche, vom Staate geduldete Professionen. Von Advocaten weiß ich, die Heinrich Kleist's „Zerbrochenen Krug" ausgezischt, weil der Advocatenstand darin verlästert werde. Wer wagte heut unsere Pietisten mit dem Witz zu geißeln, den Ben Jonson auf seine Puritaner losließ! Auf einer Bühne mußte in den „Deutschen Kleinstädtern" der Commissionsrath Sperling in einen Spatz verwandelt werden, weil ein Gönner, der selbst Sperling hieß, seine Hand vom Theater abzuziehen drohte, und von einem Bürgermeister weiß ich, der Raupach's „Versiegelten Bürgermeister" verbot, weil — er Bürgermeister war. Da schreibe heut Einer Lustspiele, die an Kraft und Humor mit den alten wetteifern. Glückliche Zeit der Elisabeth!

Es ist ein vortreffliches Unternehmen, das Ref. hier mit Vergnügen angezeigt hat. Möchte Graf Baudissin, von der Theilnahme des Publicums aufgemuntert, fortfahren, uns die Schätze des altenglischen Theaters vor die Augen zu führen. Die Übersetzung ist durchgängig gelungen und wird sich in der Folge vielleicht zu noch mehr Freiheit durcharbeiten. Stellenweise, z. B. in den Prologen, läßt sich nicht mehr wünschen. 34.

Suum cuique,

oder:

Wanderungen durch Sicilien und die Levante (Berlin, Nicolai, 1834) und Die Insel Sicilien mit ihren umliegenden (sic) Eilanden, von Joh. Kaspar Fehr (Drei Hefte, St.-Gallen, Wegelin und Wartmann, 1835).

Daß Jemand sich die Arbeit eines Andern zu Nutze macht, die von einem Andern zuerst aufgefundenen Notizen oder selbst gesehenen und erlebten Dinge in einem eignen Werke über den nämlichen Gegenstand verarbeitet, das gehört zu den alltäglichsten Erscheinungen; ja, in vielen Fällen bleibt nichts Anderes übrig, als sich der Berichte Anderer zu bedienen, wo man nicht mit eignen Augen zu sehen im Stande ist. Es läßt sich kaum eine gelehrte Arbeit denken, welche nicht auf den Vorarbeiten Anderer ruhte, und wenn diese Vorgänger im Allgemeinen erwähnt und vorkommenden Falls ausdrücklich citirt werden, so ist gegen ein solches Verfahren nichts Erhebliches einzuwenden. Aber daß Jemand „eine Reise mache, oder wenigstens schreibe, die ein Anderer vor ihm wirklich gemacht und beschrieben hat, daß er ihm darin Schritt vor Schritt folge, nicht etwa um ihn zu berichtigen oder seine Angaben zu bestätigen, sondern, ohne seinen Vorgänger auch nur zu erwähnen, an vielen Stellen ganze Seiten, Wort für Wort, Zeile für Zeile abschreibe, ganz als ob es seine eignen Gedanken, seine Darstellung, ja, als ob es etwas wäre, was er selbst an dem nämlichen Orte erlebt und gesehen habe", das gehört hoffentlich zu den bis jetzt noch seltenen Erscheinungen in der Literatur. Ein solches, wo nicht unicum, doch gewiß curiosum ist dem Ref. dieser Tage in die Hände gekommen. Er hatte behufs einer Arbeit die interessanten „Wanderungen durch Sicilien" einmal wiederdurchgesehen und sich an dem originellen, lebensfrischen Buche, welches die unverkennbarsten Spuren der Autopsie an sich trägt, erfreuet, als ihm einige Zeit nachher von der Buchhandlung „Die Insel Sicilien" des Hrn. J. K. Fehr zugeschickt wurde. Er durchblätterte das Buch, welches ihn durch das Auskramen einer sehr wohlfeilen Gelehrsamkeit und Belesenheit im Homer, Hesiodus u. s. w. eben nicht besonders anzog, als er hin und wieder auf Stellen stieß, welche ihn wie alte Bekannte gemahnten und bei einigem Besinnen an die nur vor Kurzem erst gelesenen „Wanderungen" erinnerten. Er las nun aufmerksamer und fand immer mehr solcher überraschenden Ähnlichkeiten, bis er, um sich von der Richtigkeit der Sache zu überzeugen, sich die „Wanderungen" aufs Neue kommen ließ. Hier fand sich nun bei einem nur flüchtigen Durchblättern die merkwürdigste Übereinstimmung beider Bücher. Beide Verf. sind nach Sicilien gesegelt, haben die Insel fast genau in der nämlichen Richtung und Ordnung durchwandert und theilen brieflich ihren Freunden in Deutschland mit, was sie selbst gesehen und erlebt haben; nur hat es dem Hrn. F. gefallen, zuerst die liparischen Inseln zu besuchen, um dann von Messina an der Nordküste entlang nach Palermo zu wandern, während Hr. Dr. P. (denn warum sollten wir den wohlbekannten, nur allzu bescheidenen Gelehrten, der sich nicht genannt hat, nicht wenigstens also bezeichnen) nur gegen das Ende seiner Reise einen Abstecher nach jenen Inseln machte und die Nordküste übrigens fast gar nicht besuchte. Hier ist also Hr. F. wirklich auf eignen Füßen gewandert. Von Palermo aus aber folgt er Hrn. P. Schritt für Schritt an der Küste, durch das Innere des Landes, nach Syrakus und zuletzt wieder nach Messina, und wundersamerweise hat er an den nämlichen Orten die nämlichen Schicksale, die nämlichen Glücksfälle, die nämlichen Gedanken als sein Vorgänger, ja, sie kleiden sich ihm ganz von selbst in die nämlichen Worte. Hr. Dr. P. schifft von Syrakus aus durch den großen Hafen nach der Mündung des Anapus, um den Bach aufzusuchen, an dessen Ufern die Papyrusstaude wächst; dabei erwähnt er von S. 198 an, daß dieser Hafen lange für zu seicht sei angesehen worden, um große Schiffe aufzunehmen, eine Meinung, welche durch Nelson auf das glänzendste sei widerlegt worden, welcher mit seiner ganzen Flotte hineingesegelt sei; Dasselbe erzählt uns, mit den nämlichen Worten, Hr. F. S. 249. Bei Gelegenheit dieses Hafens tischt uns Hr. Dr. P. (er schrieb an eine Dame) das bekannte Geschichtchen auf von dem geprellten Ritter Camnius, welcher ein Landhaus am Ufer dieses Hafens kaufte, in der Meinung, es sei daselbst eine höchst ergiebige Fischerei, während sich schon am folgenden Tage ergab, daß man dort niemals fische; Hrn. F. fällt die nämliche Geschichte ein, und er erzählt sie S. 251 mit den nämlichen Worten, sodaß was bei Hrn. F. von S. 249—251 steht, nichts ist als der wörtliche Abdruck Dessen, was bei Hrn. Dr. P. von S. 198—201 zu lesen ist. Hr. Dr. P. erzählt S. 202 die bekannte Geschichte von dem ältern Dionysius, welcher eine Ju-

piterstatue ihres goldenen Mantels beraubte, und bei der nämlichen Gelegenheit und mit den nämlichen Worten erzählt sie uns Hr. F. S. 253. Hr. Dr. P. macht eine Spazierfahrt von Messina nach der gegenüberliegenden Küste von Calabrien, Hr. F. ebenfalls; Hr. Dr. P. bedient sich dazu eines Kahnes mit vier Rudern, Hr. F. eben eines solchen; Hr. Dr. P. braucht drei und eine halbe Stunde zu dieser Fahrt, Hr. F. macht sie in drei Stunden; Hr. Dr. P. hat das Glück, auf dieser Fahrt eine Erscheinung der Fata Morgana zu erhaschen, Hr. F. ist bei der nämlichen Gelegenheit nicht minder glücklich, und damit wir nicht an der Identität der Begebenheiten und Erlebnisse zweifeln, läßt er Alles, was Hr. Dr. P. über den Anblick des Meeres, der Küsten, der Luftspiegelung von S. 291—300 niedergeschrieben, wörtlich in seinem Buche von S. 318—322 abdrucken. Hr. Dr. P. endlich kommt an einem Sonntage nach Reggio, Hr. F. ebenfalls; Hr. Dr. P. schildert anmuthig (S. 301—302) die verschiedenen Kleidertrachten der calabresischen Bauern und Bäuerinnen, und Hr. F. will darin nicht zurückbleiben und berichtet uns (S. 323—324) wörtlich das Nämliche; ebenso unterläßt er auch nicht, uns (S. 322) die Art zu beschreiben, wie die Seide in Reggio gewonnen wird, was wir, wenn es uns beliebt, ebenso wörtlich bei Hrn. Dr. P. (S. 300) lesen können. Dies mag genügen; bei einer genauern Vergleichung beider Werke würden sich ohne Zweifel noch manche ähnliche wunderbare Übereinstimmungen auffinden lassen. Eine nagelneue Art, Bücher zu schreiben, ist das nun allerdings; auch die wohlfeilste Art zu reisen, die es nur geben kann. Man bespricht sich mit einem Buchhändler, daß man auf einige Wochen einen guten Platz bekomme in Dr. P.'s „Wanderungen", wofür man nichts bezahlt, steckt zum Überfluß Übersetzungen Homer's und irgend eine Geschichte von Altgriechenland ein und ist nun reisefertig; und ohne Kosten, ohne die Seekrankheit zu fürchten, ohne von der Hitze in den wasserlosen Ebenen Siciliens und von den seit den neuesten italienischen Reisen so furchtbar gewordenen Flöhen im mindesten zu leiden, ohne alle Furcht vor Raub und Todschlag durchwandert man, an der Hand eines so liebenswürdigen Führers wie Hr. Dr. P., die ganze anmuthige Insel, und wenn man wieder heimgekommen, streicht man noch ein hübsches Sümmchen in die Tasche, welches ein argloser Verleger mit Freuden auszahlt. Ob dem guten Dr. P. bei einer so schamlosen Plünderung seines ehrlichen Buchs nicht sollten die köstlichen Worte des alten Benvenuto von Imola eingefallen sein: „I nunc vir docte et frange tibi caput pro faciendo libros"? Noch einen kleinen Umstand kann Ref. nicht unerwähnt lassen. Die „Wanderungen" sind wirklich vom Jahre 1822; Hr. F. aber datirt seine Briefe von 1819, wodurch er den nicht zu verachtenden Vortheil erlangt, daß, wenn ein unkundiger und unaufmerksamer Leser die merkwürdige Übereinstimmung beider Bücher zufällig entdeckt, er ganz natürlich auf den Gedanken geleitet werden muß, nicht Hr. F., sondern der ehrliche Dr. P. sei der unverschämteste Plagiarius, der vielleicht je in deutschen Landen erfunden worden. Wenn Hr. F. seine Reise fortsetzt, so wird er ohne Zweifel auch nach Malta kommen, denn dahin ging die Reise des Hr. Dr. P., und wir freuen uns schon im Voraus auf die lebendige und anschauliche Schilderung dieser Insel, wie wir sie mit Vergnügen in den „Wanderungen" gelesen haben.*) 63.

Notizen.

Die Todtenausstellungen und Leichenceremonien auf Cuba weichen von den derartigen Gebräuchen anderer Gegenden in vielen Stücken ab. Sobald dort Jemand verstorben ist, schafft man ihn sogleich aus dem Sterbezimmer; Dasselbe geschieht mit den darin befindlichen Geräthschaften. Der Priester kommt nun und spricht den Segen; hierauf wird ein geweihter Teppich auf dem Fußboden ausgebreitet und das Zimmer mit Sammet, Seide oder schwarzem Damast ausgeschlagen. Sodann werden vier Todtenschädel an verschiedenen Stellen des Zimmers aufgestellt, das Kreuz darüber erhöht und Kerzen darunter angezündet. In die Mitte des Zimmers stellt man den Todtentisch, der aus dem Kloster herbeigeschafft wird. Ist der Verstorbene ein Mann, so ist der Tisch schwarz, ist es eine Frau, so ist er weiß behangen. Vier große Todtenkerzen brennen auf den Ecken des Tisches, und neben jeder liegt ein Kreuz. Zu Häupten des Leichnams stellt man ein lebensgroßes Bild der Jungfrau Maria, um welches eine große Anzahl Kerzen angezündet wird. Man bestreut den Tisch rings um den Todten mit grünen Orangenblättern und wohlriechenden Blumen. Dieser selbst ist in schwarze Seide gekleidet; ist es ein Knabe, so kränzt man sein Haupt mit Blumen und bemalt ihm das Gesicht. Die Priester zeigen sich bei diesen Leichenceremonien besonders thätig, denn es sind dies Gelegenheiten, wobei ihre Säckel nicht zu kurz kommen. In dem Leichenzimmer nämlich befindet sich ein Mann von der Geistlichkeit, der die Geschenke und Gaben annimmt, welche die Leute bei solchen Gelegenheiten immer für die Gebete über den Todten bringen. Sobald der Priester seine Ceremonie, die eigentlich nur in dem Hersagen weniger lateinischen Worte und mannichfachem Bekreuzen besteht, beendigt hat, geht er zu jenem geistlichen Einsammler und nimmt die Belohnung in Empfang. Ist der Verstorbene ein reicher Mann gewesen, so finden sich die Priester von allen Klöstern in dem Leichenzimmer ein. In diesem Fall sieht man einen Tisch mit verschiedenen Arten Wein, Confect und Cigarren. Es ist nicht Sitte bei den Priestern, das Zimmer zu verlassen, ohne Wein und Cigarren als Geschenk mitzunehmen. Ebenso sieht man in dem Leichenzimmer und den anstoßenden Gemächern Herren und Damen, welche plaudern und lachen, rauchen, Wein trinken, Karten spielen, oder sich auf der Guitarre hören lassen, da man es für eine Sünde hält, zu trauern, bis die Seele des Verstorbenen aus dem Fegefeuer gebetet ist. Während der Leichnam zur Bestattung fortgetragen wird, bleibt einer der Priester zurück, um das heilige Geräth wieder nach dem Kloster oder nach einem andern Leichenzimmer zu bringen; bevor er jedoch das Haus verläßt, vergißt er nicht, seinen Lohn mitzunehmen, der selbst dem Unbemittelten nicht erlassen wird. Der Preis wechselt zwischen vier bis sechs Unzen und richtet sich nach dem Vermögen des Verstorbenen. Die Kirchhöfe der Katholiken auf Cuba sind alle vortrefflich eingerichtet, mit schönen Blumen und Bäumen bepflanzt und unterscheiden sich dadurch vortheilhaft von denen der presbyterianischen Gemeinden; eine hohe steinerne Mauer umgibt sie rings, und auf keinem einzelnen Grabe vermißt man das Kreuz.

Von dem bekannten und originellen H. B., der sein Incognito, so viel uns bekannt ist, noch immer nicht gebrochen hat, ist kürzlich wieder ein interessantes Trio erschienen. Nr. 1, der Poucha O'Connell als übernatürliches Pferd, wie es mit den Lords Mulgrave und Morpeth, dem Lordlieutenant und Secretair für Irland, auf seinem Rücken, davongaloppirt. Die verschiedenen Stellungen und Ausdrücke des Schreckens bei den unglücklichen Reitern, mit denen die wilde Bestie so schonungslos dahinbraust, sind von sehr komischer Wirkung. Nr. 2 stellt gleichfalls O'Connell als Satan vor, der als Titelkupfer zu einer neuen Ausgabe von Milton's „Verlorenem Paradiese" dienen soll und mit einem überaus prächtigen Schwanz versehen ist. Nr. 3, eine Scene aus „Hudibras": der Ritter und Squire in den Blöcken, Puritanismus und Papstthum im hitzigen Streite, gehört gleichfalls zu den besten Arbeiten des erfindungsreichen Caricaturisten. 11.

*) Vgl. Nr. 163 d. Bl. f. 1835, wo arge Plagiate des Hrn. Fehr in Bezug auf Stolberg's und Kephalides' Werke von einem andern Mitarbeiter gerügt wurden. D. Red.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 49. —— 18. Februar 1837.

Über die Erkenntniß Gottes in der Welt. Von Heinrich Ritter. Hamburg, F. Perthes. 1836. Gr. 8. 3 Thlr.

Der Verf. dieses Buches hat sich vorlängst durch seine „Geschichte der Philosophie" einen günstigen Ruf erworben. Obgleich nämlich die Urtheile über den Werth dieses Werkes im höhern Sinne, über die Tiefe und Genialität der Forschung, über das innigere, geistige Verständniß der großen speculativen Ideen und Systeme des Alterthums und über die jenen Eigenschaften entsprechende Kunst und Gabe der Darstellung nicht ganz einstimmig lauten, so gesteht man demselben doch allgemein das Verdienst eines redlichen und gewissenhaften Fleißes, einer umsichtigen und besonnenen, auch bis zu einem gewissen Grade gründlichen und unbefangenen Forschung und einer klaren, gebildeten und leicht faßlichen Darstellung zu. Diese Eigenschaften sind hinreichend, um ein Unternehmen solcher Art, wie eine ausführlichere Geschichte der Philosophie ist, als brauchbar und verdienstlich erscheinen zu lassen und ihm den Dank aller oder der meisten Freunde dieser Wissenschaft zu sichern. Ähnliches würde unstreitig auch von dem vorliegenden Werke gelten, wenn selbständige Arbeiten auf dem Gebiete der Philosophie sich bei dem größern wissenschaftlichen Publicum einer gleichen Gunst zu erfreuen hätten wie historische Darstellungen. Denn auch hier bewährt sich der Verf. als der nüchterne, treufleißige, selbstdenkende Forscher, als der besonnene, verständige, das Bedürfniß und die Fassungskraft seiner Leser sorgfältig erwägende Schriftsteller, als welchen wir ihn bereits aus seiner frühern Arbeit kennen. Allein es ist zu besorgen, daß man hier diese Eigenschaften weniger als dort zureichend finden wird, um in Ermangelung jener andern, die Manche an ihm vermissen wollen, ein gleichmäßiges Interesse für diese rein philosophische Arbeit wie für jene geschichtliche in Anspruch zu nehmen. Insbesondere fürchten wir, daß die in der That beschwerliche und ermüdende Weitläufigkeit viele Leser von dem Buche zurückschrecken wird. Auf ein Dritttheil seines Umfangs reducirt, was ohne wesentlichen Nachtheil des Inhalts, namentlich der Verständlichkeit desselben, gar wohl hätte geschehen können, würde das Werk gewiß von Vielen willkommen geheißen und die schätzbaren Seiten, die es unstreitig hat, in ein günstiges Licht getreten sein.

Einige Äußerungen der Vorrede geben über den Charakter des Werkes einen Wink, dessen aufmerksame Beachtung es gar sehr erleichtert, sich in demselben zurechtzufinden. Hr. Ritter erklärt dort, nicht ohne einige, wiewol zurückgedrängte Gereiztheit gegen die philosophische Stimmung der Gegenwart, weder Anhänger eines bestimmten Lehrers, einer bestimmten Schule, noch Autodidakt zu sein; er habe bei der ganzen Geschichte der Philosophie seinen Unterricht gesucht und dort die Formeln, die Stichworte, die in der Gegenwart die Aufmerksamkeit reizen, verschmähen gelernt. Kurz, er nimmt eine vollkommene Unabhängigkeit von allen unmittelbaren Einflüssen der philosophischen Gegenwart in Anspruch; insofern zwar vielleicht nicht ganz mit Recht, als wir allerdings den vorwiegenden Einfluß eines ausgezeichneten und originalen Denkers der neuesten Zeit, nämlich Schleiermacher's, zu bemerken glauben, aber doch bei der unleugbaren Selbständigkeit seines Gedankengangs und seiner Ideenverknüpfungen in der Hauptsache gewiß auch nicht mit Unrecht. So löblich nun aber von der einen Seite solche Unabhängigkeit ist, so hat sie von der andern auch ihre Nachtheile, und zwar noch andere und ernstere, als die der Verf. selbst anerkennt und zugibt. Jene „Formeln und Stichworte" der Zeitphilosophie, von denen Hr. Ritter mit solcher Geringschätzung spricht, so viel Unfug mit ihnen in dem Munde unberufener Nachtreter getrieben werden mag, bezeichnen in dem Munde der Tüchtigern und Geistreichern den Lebenspuls desjenigen Philosophirens, welches mehr als nur ein willkürliches Thun, ein zufälliger Einfall Einzelner ist; sie bezeichnen diejenige Stellung und Gestaltung der philosophischen Probleme, welche sich, in Folge der eigenthümlichen Bildung und Geistesrichtung des Zeitalters als die zeitgemäße im höhern Sinne erwiesen hat, und in welche der Einzelne, ohne darum seine Selbständigkeit aufzugeben, gar wohl eingehen kann. Wer es verschmäht, in diesem Sinne sich den Foderungen der Zeit anzubequemen, in diesem Sinne Schüler eines Meisters, Glied einer philosophischen Schule zu werden, und lieber bei der Vergangenheit als bei der Gegenwart in die Schule geht, der thut dies, wenn auch die richtige Einsicht in die Einseitigkeiten und Verirrungen des Schul- und Sektenwesens dabei nicht zu verkennen ist, doch häufig aus Mangel an Verständniß

Dessen, um was es sich in den philosophischen Bestrebungen der Gegenwart eigentlich handelt. Es ist noch sehr zweifelhaft, ob es in jedem Falle als ein Lob gelten kann, wenn man von einem in dieser Weise sich isolirenden Forscher mit Hrn. Ritter sagen will: „was man allgemein festhält, wird ihm nicht sicher dünken; worüber man streitet, das wird ihm vielleicht von geringer Bedeutung scheinen". Wenigstens hat ein Solcher sich darauf gefaßt zu machen, daß, womit sein eignes Bewußtsein ihm als mit einer Erhebung über die Wirren und Parteikämpfe des Zeitalters schmeicheln mag, eben dies ihm von Andern als ein Zurückgebliebensein hinter dem philosophischen Standpunkte der Gegenwart, als ein Rückfall auf frühere Standpunkte, oder häufiger noch auf den Standpunkt des gemeinhin so genannten gesunden Menschenverstandes angerechnet wird.

Werke von dem zuletzt bezeichneten Charakter — und zu ihnen scheint uns, um es gerade heraus zu sagen, das vorliegende zu gehören — pflegen jedoch, dafern ihnen übrigens die Eigenschaften nicht fehlen, die wir an Hrn. Ritter's Buche rühmten, ein eigenthümliches Interesse zu haben, welches ihnen, wenn es die Umstände so mit sich bringen, selbst eine gewisse Wichtigkeit und Bedeutung geben kann. In den philosophischen Arbeiten und Kämpfen, die in eigentlicherm Sinne als die hier zu besprechenden auf der Höhe des Zeitalters vor sich gehen, erzeugen sich Ansichten und Ideen von durchgreifender Neuheit und Bedeutung, die, so fremd und unverständlich sie anfangs der gemeinen Denkweise gegenüberstehen, doch die Bestimmung haben, allmälig sich mit diesen zu befreunden und endlich in sie überzugehen. Wenn nun Ideen dieser Art von solchen Werken, wie die vorhin beschriebenen, aufgenommen, wenn sie in ihnen, losgetrennt von jenem, der größern Menge unverständlich bleibenden Zusammenhange, in welchem sie zuerst auftauchten und freilich allein auch ihre tiefere wissenschaftliche Begründung erhalten können, mit Klarheit ausgesprochen, mit Entschiedenheit festgehalten und mit Besonnenheit und Umsicht ausgeführt werden: so ist dies ein Zeichen, daß sie fähig sind, aus dem engern Kreise der Schule heraus in die weitern des Volkes oder wenigstens der Gebildeten überzugehen, ja daß sie von selbst wie reife Früchte von dem Baume der philosophischen Speculation auf den Boden der allgemeinen Denk- und Sinnesweise herabzufallen im Begriffe sind. Das Verdienst der Darstellung solcher Ideen in jenen Werken ist dann in manchen Fällen ein keineswegs gering zu schätzendes, auch wenn die Werke, wie offenbar das vorliegende, nicht eigentlich populair sind; auch wenn durch sie zunächst nichts Anderes als nur dies erreicht werden kann, die Ideen noch von andern Seiten her und in anderm Zusammenhange, als sie bisher es waren, der Wissenschaft als solcher zum ausdrücklichen Bewußtsein zu bringen, und auf die Probleme, die in Bezug auf sie etwa noch zu lösen sind, aufmerksam zu machen.

Daß nun der Charakter des vorliegenden Werkes in seinen Vorzügen und in seinen Mängeln ein solcher sei, wie er durch die vorstehenden Bemerkungen bezeichnet wird, wird aus einer kurzen Angabe seines Planes und seines Inhaltes erhellen. Schon der Titel weist auf eine Gestaltung des Unternehmens hin, welche mehr der verständigen Reflexion als der eigentlichen philosophischen Speculation angehört: es soll nicht eine wirkliche Erkenntniß Gottes versucht, sondern nur über solche Erkenntniß gesprochen werden. Die Ansicht des Verf. ist nämlich diese: In der Einleitung werden drei verschiedene Denkweisen als untergeordnete Stufen der wahren Gotteserkenntniß charakterisirt: 1) das Denken des praktischen Lebens und die Philosophie des gesunden Menschenverstandes oder der Dogmatismus; 2) der Skepticismus und die kritische Philosophie; 3) die absolute Philosophie. Unter der letztern versteht er alle diejenigen Systeme, welche ein „absolutes Wissen" von Gott behaupten. Er unterscheidet in derselben wiederum (S. 66) zwei Hauptformen, in deren Schilderung man, obwol Hr. Ritter hier so wenig wie irgendwo sonst in dem Buche Namen nennt, sogleich das ältere Schelling'sche und das Hegel'sche System erkennt; nur dem letztern, aber nicht auch dem erstern spricht er Wissenschaftlichkeit zu. Hauptsächlich im ausdrücklichen Gegensatze gegen das zuletztgenannte System ist es, daß der Verf. in dem übrigen Theile der Einleitung die Grundzüge seines eignen Standpunktes zu entwickeln unternimmt; und hieran nun können auch wir sogleich die nähere Bezeichnung dieses Standpunktes knüpfen. Hr. Ritter beschuldigt die „absolute Philosophie", daß sie den Unterschied der reinen Begriffserkenntniß und der Erfahrungserkenntniß verkenne; daß sie die Erfahrung in dem Begriffe zu absorbiren und durch letztern allein ein vollständiges System alles Wissens, ein solches, das zu seiner Ergänzung keiner Erfahrung bedürfe, zu gewinnen trachte. Diesem gegenüber behauptet er eine Trennung der Begriffs- und der Erfahrungserkenntniß, der philosophischen und der empirischen Wissenschaften, und zwar dergestalt, daß die erstern zwar, für sich allein genommen, eines Abschlusses und einer Vollendung fähig seien, die letztern aber nach allen Seiten hin ins Unendliche gehen; nur aus beiden vereint aber gehe ein wirkliches, reales Wissen hervor. Diese Trennung und Vereinigung auf die Erkenntniß Gottes angewandt, gibt dem Verf. folgendes Resultat. Der Begriff Gottes gilt ihm gleich mit dem Begriffe der Wahrheit als solcher, wiefern dieser rein positiv gefaßt und alle Beschränkungen und Verneinungen daraus entfernt werden. Diesen Begriff als Begriff zu fassen, seine Foderungen und Bedingungen zu verdeutlichen und alles ihm Unangemessene zu entfernen, ist ihm das Geschäft rein philosophischer Erkenntniß. Aber so gefaßt bleibt der Begriff ein leerer, ein bloßes Schema. Um ihn mit einem bestimmten Inhalt zu erfüllen, bedarf es der Erfahrung, und zwar einer solchen, die durch philosophische Vernunft geleitet, d. h. gelehrt wird; das Positive von dem Negativen, von der bloßen Beschränkung zu unterscheiden und nur das erstere, aber nicht auch die letztere auf den Begriff von Gott zu übertragen. In

diesem Sinne behauptet Hr. Ritter, daß es auch für den Menschen allerdings eine Erkenntniß Gottes gebe, jedoch keine vollständige, sondern eine, unter Voraussetzung des Vernunftbegriffs, nur durch den unendlichen Progreß der Erfahrung vollständig zu gewinnende, also in stetem Werden und Wachsen begriffene.

(Die Fortsetzung folgt.)

Correspondenznachrichten.

Paris, 15. Januar 1837.

Ich habe Ihnen noch von neulich her über eine zweite akademische Feierlichkeit, die jährliche öffentliche Sitzung der Akademie der moralischen und politischen Wissenschaften, die am 28. December gehalten wurde, einige Worte zu sagen. Sie war natürlich farbloser, unbedeutender und alltäglicher als die Aufnahme des Herrn Guizot in die Académie française. Das Publicum drängte sich nicht stundenlang vorher vor den Thüren des Instituts herum, und als ich etwas spät ankam, fand ich im Innern der Rotunde leere Plätze in Menge. Es fehlte deshalb aber auch dieser Feierlichkeit keineswegs an Interesse. Graf Siméon, dessen moralische und politische Verdienste ich in diesem Augenblicke wahrhaftig nicht anzugeben im Stande wäre, führte den Vorsitz. Es wurden wie gewöhnlich Preisschriften beurtheilt, aber für dieses Mal wenigstens nicht gekrönt, neue Preisfragen gestellt und einige interessante Aufsätze gelesen.

Herr Naudet verlas einen von dem Secrétaire perpétuel der Akademie, Herrn Ch. Comte, verfaßten Aufsatz über das Leben und die Meinungen des berühmten englischen Staatsökonomen Malthus, welcher auswärtiges Mitglied dieser Akademie war. Dann gab Cousin mit seiner bekannten Lebendigkeit einen Theil der auf seiner neulichen, angeblich pädagogischen Reise gemachten Bemerkungen über den Zustand des Elementarunterrichts in Holland zum Besten. Er verweilte vorzüglich bei den Elementarschulen in Rotterdam, welche sich durch eine zweckmäßige Organisation vorzüglich auszeichnen sollen. Ein Theil der Beobachtungen Cousin's auf besagter Reise ist fragmentarisch bereits in dem „Journal général de l'instruction publique" bekannt gemacht worden, und die erwähnte Vorlesung über Rotterdam ist soeben ausführlich in der „Revue des deux mondes" erschienen. Ein umfassendes Werk über den öffentlichen Unterricht in den Niederlanden überhaupt wird Cousin jedoch nächstens selbst herausgeben. Den Schluß der Sitzung machte Mignet mit einer Vorlesung über das Leben, die politischen Meinungen und Systeme des erst im vorigen Sommer verstorbenen Abbé Siéyes. Natürlich erregte schon der Gegenstand an sich unter Allem, was in dieser Sitzung vorkam, das meiste Interesse, und Mignet ist ganz dazu gemacht, solchen Dingen durch seinen Vortrag noch besondern Reiz zu geben. Neue Thatsachen oder eigenthümliche Ansichten finden sich in dergleichen Vorträgen Mignet's nur wenige oder gar keine. Aber er besitzt in hohem Grade jenen richtigen politischen Blick und jenes eindringende treffende Urtheil, welche, vereint mit einer seltenen und eigenthümlichen Eleganz und Präcision des Styles und einem gemessenen, würdevollen Vortrag, auf ein gebildetes Auditorium stets den günstigsten Eindruck machen. Wenig bekannt ist es bisjetzt gewesen, daß Siéyes schon 1781 an die Errichtung der Nationalgarde dachte, wie eine hier von Mignet mitgetheilte Anekdote beweist. Auch sind über Siéyes' Stellung zum und im Directorium einige Notizen gegeben, welche darüber ein eigenthümliches Licht verbreiten. Herr Mignet hat den ganzen Aufsatz der „Revue des deux mondes" zum Neujahrsgeschenk überlassen. Man findet ihn in dem am 1. Januar ausgegebenen Hefte dieser Zeitschrift. Übrigens ist Mignet schon am Tage nach dieser Sitzung für sein ausgezeichnetes Talent auf die würdigste und angemessenste Weise belohnt worden. Er wurde nämlich am 29. December mit entschiedener Mehrheit der Stimmen an die Stelle des unlängst verstorbenen Raynouard, des berühmten Kenners und Beförderers provençalischer Sprache und Literatur, in die Académie française erwählt.

Die von der Akademie der moralischen und politischen Wissenschaften für dieses und die zwei folgenden Jahre aufgestellten Preisfragen sind ziemlich zahlreich und zum Theil gut, zum Theil aber auch nicht eben glücklich gewählt, zumal im Verhältnisse zu dem eben nicht sehr glänzenden Preise von 1500 Francs. Die philosophische Abtheilung verlangt für 1837 „Eine kritische Prüfung des Organons von Aristoteles" und für 1839 „Eine kritische Prüfung der deutschen Philosophie seit Kant, d. h. mit Einschluß des Kant'schen Systems". Die Preisschriften hierüber müssen bis zum 31. December 1838 abgeliefert sein. Die moralische Abtheilung hatte für 1836 schon im J. 1834 folgende Aufgabe gestellt: „Recherches, d'après des observations positives, quels sont les élémens dont se compose, à Paris, ou dans toute autre grande ville, cette partie de la population qui forme une classe dangereuse par ses vices, son ignorance et sa misère. Indiquer les moyens que l'administration, les hommes riches ou aisés, les ouvriers intelligents et laborieux, peuvent employer pour améliorer cette classe depravée et malheureuse." Da keine Beantwortung eingelaufen war, hat man die Frage für 1838 erneuert. Erfolg ist von dieser Verlängerung kaum zu erwarten, da nur vereinte Kräfte verschiedener Individuen eine genügende Lösung zu geben im Stande sein dürften. Der Preis ist übrigens für diese Frage verdoppelt worden und beträgt 3000 Frs. Mehr Erfolg ist jedenfalls für die Beantwortung folgender für dasselbe Jahr vorgelegten Frage zu hoffen: „Welche Vervollkommnungen könnten die Normalschulen (Seminarien) für den Elementarunterricht in ihrem Verhältnisse zur moralischen Erziehung der Jugend erhalten?" Die Abtheilung für Gesetzgebung, Staatsrecht und Jurisprudenz erneuert zunächst die höchst interessante Frage: „Welche Fortschritte hat das Völkerrecht in Europa seit dem westfälischen Frieden gemacht?" Zur Beantwortung ist noch bis zum 31. December 1837 Frist gegeben. Die Abtheilung für Nationalökonomie erneuert gleichfalls eine schon 1834 aufgestellte Frage: „Lorsqu'une nation se propose d'établir la liberté du commerce, ou de modifier sa législation sur les douanes, quels sont les faits qu'elle doit prendre en considération pour concilier de la manière la plus équitable, les intérêts des producteurs nationaux et ceux de la masse des consommateurs?" Charles Dupin hat über diese Frage in dem Programme der Akademie eine ziemlich weitläufige Erläuterung gegeben. Wer sein Memoire darüber bis zum 31. December 1837 eingeschickt hat und den Preis erhält, kann gleichfalls das Doppelte der gewöhnlichen Preissumme, nämlich 3000 Frs., in Empfang nehmen. Die Abtheilung der Nationalökonomie und Statistik hat eine im gegenwärtigen Zeitpunkte äußerst wichtige Frage gewählt: „Welchen Einfluß können die bewegenden Kräfte und die Transportmittel, welche sich gegenwärtig in beiden Welttheilen verbreiten, auf die materielle Ökonomie, das bürgerliche Leben, die gesellschaftlichen Zustände und die Macht der Nationen haben?" Der Termin ist derselbe wie bei der vorigen Frage. Die Abtheilung der allgemeinen Geschichte will eine Arbeit über die Abschaffung der Sklaverei im Alterthum haben. Zwei Fragen sind dabei als Hauptpunkte herausgehoben worden: 1) Wie und durch welche Ursachen ist die alte Sklaverei abgeschafft worden? 2) Zu welcher Zeit hat diese Sklaverei im westlichen Europa ganz aufgehört und ist nur noch Leibeigenschaft (servitude de la glèbe) geblieben? Da jedoch dieser Preis schon im Laufe dieses Jahres zuerkannt werden soll, so war der Termin der Ablieferung der etwaigen Beantwortungen bereits auf den 31. December 1836 festgesetzt. Derselbe Termin gilt auch für einen außerordentlichen Preis aus dem Fache der Jurisprudenz. Es sollte nämlich angegeben werden, durch welche Mittel

man mit größter Gewißheit die Wahrheit der Thatsachen bestimmen könne, welche sowol in der Civil- als in der Criminalpraxis der Gegenstand der Debatten sind. Dabei sollte eine Vergleichung der verschiedenen bei den gebildetsten Völkern üblichen Verfahren, um zu diesem Resultate zu gelangen, gegeben und auf ihre vortheilhaften und nachtheiligen Seiten aufmerksam gemacht werden. Den Schluß dieser sämmtlichen Preisaufgaben macht endlich der große von Felix v. Beaujour gegründete fünfjährige Preis von 5000 Francs, welcher zum ersten Male in diesem Jahre zuerkannt werden soll. Die Aufgabe, welche für diese recht anständige Summe zu lösen ist, geht etwas zu sehr ins Allgemeine und Vage: „Déterminer en quoi consiste et par quels signes se manifeste la misère en divers pays. Rechercher les causes qui la produisent.“ Wer diesen Gegenstand zu umfassen vermag und ihn von der richtigen Seite anzugreifen versteht, kann sich daran zum Meister machen; leider ist dabei aber auch die Versuchung zu leeren Declamationen groß.

Doch für dieses Mal genug von den Festtagen des Instituts. Es hat neben diesen in den letzten Zeiten auch seine Trauertage gehabt. Der rauhe Winter hat in den Reihen der Akademiker manches verdiente Haupt zum Opfer verlangt. Unlängst ist Raynouard dahingegangen, und nur erst vorgestern hat man den letzten der vier berühmtesten Schüler David's, den Maler Gérard, einen der Heroen der neufranzösischen Schule, zu Grabe getragen. Drouais, Girodet und Gros waren ihm längst vorausgegangen. Er hatte sein 66. Jahr erreicht. Bei seinem Begräbniß äußerte sich die allgemeine Theilnahme auf die würdigste Weise. Drei seiner Werke, Belisar, gegenwärtig in der Leuchtenberg'schen Galerie in München, die Schlacht bei Austerlitz und der Einzug Heinrich IV. in Paris, beide letztere im Louvre, reichen hin, seinen Namen auf die Nachwelt zu bringen.

---

16. Januar 1837.

Das neue Jahr hat uns, d. h. uns hier mitten in Paris, eine deutsche literarische Neuigkeit ganz sonderbarer Art gebracht. Lassen Sie sich nur erzählen. Ich ziehe vor einigen Tagen ruhig meines Wegs durch die Rue Richelieu. Wie billig, bleibe ich vor der librairie étrangère des Hrn. Théophile Barrois fils, rue de Richelieu No. 14 einige Minuten stehen, um die eben angekommenen und stattlich ausgelegten Neuigkeiten aller Länder und Zungen in Augenschein zu nehmen. Was denken Sie wol, daß mir hier unter den schönsten englischen Kupferwerken aller Größen und Formate zuerst ins Auge fällt? Ein kleines, unansehnliches Bändchen in rosenrothem Umschlage mit folgendem Titel: „Menzel der Franzosenfresser von Ludwig Börne“ (Paris 1837). Menzel, Wolfgang Menzel als Franzosenfresser, dachte ich, jedenfalls ist ein Kupferstich oder Holzschnitt dabei, der das anschaulich macht, die Sache ist einige Francs wol werth; ich nehme das Büchlein mit mir. Das Kupfer fehlte; aber dagegen habe ich darin andere amusante Dinge gefunden, welche man bei Ihnen wol kaum lesen, geschweige denn sagen und schreiben dürfte.

Börne, welcher, seitdem es ihm nicht gelingen wollte, seine „Wage“ ins Gleichgewicht zu bringen, laut S. 1 zum großen Leidwesen seiner Freunde und Gleichgesinnten ein stoisches Stillschweigen beobachtet hat, rafft sich endlich zusammen, um „dem Lügenweber Menzel in sein Zeug zu fahren“ und den Fehler wieder gut zu machen, den er begangen hat, indem er „diesen Franzosenfresser ruhig verdauen ließ“. Der Spaß wäre so übel nicht, wenn es Börne nur dabei bewenden ließe und sich begnügte, im Ärger über die ungestörte Verdauung des Hrn. Wolfgang Menzel ihm noch nachträglich zum Überfluß ein wohlthuendes Purgirmittel zu administriren. Börne war aber, wie es scheint, in einer übeln Stimmung, als er dieses Purgirmittel einrieb, und hat daher einige Tropfen zu viel von seiner beliebten Quintessenz in den Mörser fallen lassen, nach deren Gebrauch seiner Meinung zufolge ganz Deutschland schon längst, verzeihen Sie mir den Ausdruck, politisch hätte laxiren müssen. Sie muß gewaltig bitter sein, und Börne scheint sich wirklich mit ihr etwas identificirt zu haben, da er sich gegen diesen Vorwurf so gründlich vertheidigen zu müssen glaubt, wie hier (S. 6) zu lesen ist:

„Menzel, weil er meinen guten Willen weder zu bezweifeln noch in Zweifel zu setzen vermag, sucht meine Gesinnungen aus meiner Leber zu erklären, läßt drucken, ich hätte den Spleen, und sähe den herrlich deutschen Rosengarten mit schmuziggelben Augen an. Für eine andere Art Leser, welche eine so standhafte Logik des Unterleibes für unmöglich halten, hat Menzel eine andere Art, das Räthsel meiner Leidenschaft zu lösen. Er macht einen jüdischen Hannibal aus mir, der schon als Knabe den Eid geschworen, einst an den Feinden Jerusalems blutige Rache zu nehmen. Glaube doch ja Keiner den Lügen und Verleumdungen der stuttgarter Literaturpolizei. Ich bin Keiner von Denen, die das Herz im Bauche tragen und deren Philosophie von der Verdauung abhängt. Ich bin nur krank an meinem Vaterlande; es werde frei und ich gesunde. Ich bin kein dunkler Heraklit, der heitere Anakreon ist mir viel näher verwandt. Wie oft habe ich nicht hier in Paris, zusammen mit meinem alten Freunde Heine, bei Punsch und Wein das hohe Lied Salomonis durchgejubelt! Ist das ein grämlicher Mensch, der bei Very im Palais royal den liederlichen Schir-Haschschirim singt? Solcher wäre eher ein liebenswürdiger Taugenichts zu nennen. Was ist denn so wunderlich an mir, das einer kunstreichen Enträthselung bedarf? Ich bin standhaft geblieben, während Andere umgewandelt. Mich haben die Zeiten gegerbt, ich bin rauh, aber fest, während Andere, früher gleichgesinnt mit mir, der Essig des deutschen Liberalismus, in dem sie eine Weile gelegen, so mürbe gebeizt hat, daß sie an dem gelinden Feuer gnädiger Augen in wenig Minuten gar geworden. Nach einem guten Frühstücke sich auf das Sopha hinstrecken, einige auserlesene moralische Capitel in Paul de Kock's Romanen lesen, dann einschlafen und träumen; Mittags mit fröhlichen Gesellen schmaußen; Abends mit angenehmen Frauenzimmern plaudern und mit Bankiers und Wechselagenten gegen die Republikaner losziehen, die uns unser Geld wegnehmen und uns den Hals abschneiden wollen, das wäre auch meine Lust, hörte ich nicht auf die Stimme des bessern Genius in mir. Es komme ein wackerer Mann, der mich ablöse und für unser elendes Vaterland das Wort führe; ich werde ihn als meinen Erretter, als meinen Wohlthäter begrüßen. Ich bin müde wie ein Jagdhund und möchte „Florentinische Nächte“ schreiben.“

(Der Beschluß folgt.)

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Sonntag, —— Nr. 50. —— 19. Februar 1837.

Über die Erkenntniß Gottes in der Welt. Von Heinrich Ritter.

(Fortsetzung aus Nr. 49.)

Der Gegensatz, in den sich der Verf. hier gegen die Idee des absoluten Wissens, diesen Cardinalpunkt des heutigen Philosophirens, stellt, ist scheinbar derselbe, der neuerdings von so vielen Seiten her gegen das Princip der Hegel'schen Philosophie geltend gemacht worden ist. Aber ob er auch wirklich und dem Geiste nach derselbe sei, dagegen flößt sogleich der Umstand Bedenken ein, daß in der Bezeichnung desjenigen Princips, welches ihm für das höchste gilt, Hr. Ritter ungleich mehr mit dem Systeme des absoluten Wissens als mit den Gegnern dieses Systems übereinstimmt. Wie er objectiv Gott und „Wahrheit" als identische Begriffe nimmt, um damit ein Absolutes, Letztes und Allumfassendes zu bezeichnen, so gilt ihm subjectiv für das alleinige Princip der Erkenntniß nicht nur, sondern jedweder Bethätigung dieses Höchsten, die Vernunft. Sein System ist reiner Rationalismus, nicht minder wie das System des absoluten Wissens dies ist. Er geht in der consequenten Apotheose der Vernunft, allem philosophischen und außerphilosophischen Sprachgebrauche, dem auch das letztgenannte System sich zu entziehen nicht gewagt hat, zuwider, so weit, selbst den Geist, als ein Unreines, durch körperliche Mischung Getrübtes, unter die Vernunft zu stellen (S. 307). Die Rechte des Gefühls, des Gemüths und Glaubens in Sachen der Religion beeifert er sich zwar mit Worten anzuerkennen (S. 130 fg., 136), aber er thut dies auf eine Weise, wodurch, ebenso wie in dem Systeme des absoluten Wissens und in allem Rationalismus, Gefühl, Gemüth und Glaube nur als andere, sei es gleich- oder minderberechtigte Erkenntniß- oder Aneignungsweisen des Göttlichen neben die Vernunft gestellt, nicht aber, womit erst ein wirklicher Gegensatz gegen den Rationalismus gegeben wäre, als höhere, reichere, vollständigere Erkenntnißquellen über die Vernunft erhoben und zugleich als ein selbständig Reales, selbst Göttliches und die Erkenntniß des Göttlichen für die Vernunft Vermittelndes der Vernunft zum Object gegeben werden. Noch weniger gibt er eine über die Vernunfterkenntniß hinausgehende ästhetische Erkenntniß des Göttlichen zu; er sträubt sich (S. 500) ausdrücklich dagegen, das Schöne in Eine Reihe mit dem Wahren und dem Guten zu stellen. Kurz, die Vernunft ist und bleibt ihm alleinige Erkenntnißquelle für das Göttliche. Denn auch die Erfahrung, die er neben der Vernunft als Erkenntnißquelle genannt hatte, vermag — dies ist das Resultat der weitläufigen Entwickelung, die der Verf. in der zweiten Hälfte seines Buches von dem Verhältniß der Erfahrung zu der Erkenntniß Gottes gibt — nur insofern dies zu sein, als Vernunft in ihr enthalten ist, als Das, was erfahren wird, das Thun und das Sein von Vernunftwesen ist.

Ob ein Rationalismus dieser Art wirklich für einen Fortschritt über das Princip der absoluten Philosophie hinaus zu achten sei, ob die höhere Würde, die er der Erfahrung zugesteht, nicht vielmehr nur aus einem Nachlassen der Energie und Consequenz des Denkens stamme, das sich selbst seinen Inhalt schafft, läßt sich mit Grund bezweifeln. Belehrt die Erfahrung uns nur insofern über das Göttliche, als die Vernunft in ihr sich selber wiederfindet, als man in ihr vernünftige Gedanken und vernünftige Zwecke antrifft, so ist nicht abzusehen, warum nicht dieselbe Vernunft auch unabhängig von der Erfahrung jenen Begriff der Wahrheit und der Vollkommenheit soll wissenschaftlich begründen und abschließen können, der in die Erfahrung doch nur durch sie hineingetragen wird. Der Verf. ergeht sich in einer Demonstration von der Nothwendigkeit der Erfahrungserkenntniß überhaupt, welche wir darum überflüssig finden müssen, weil solche Nothwendigkeit von der absoluten Philosophie keineswegs geleugnet wird. Nicht darauf wäre seine Beweisführung zu richten gewesen, daß es neben der reinen Begriffserkenntniß überhaupt noch eine, in jener nicht vollständig enthaltene Erfahrungserkenntniß gibt, sondern darauf, daß der Begriff der Gottheit vollständig nicht aus jener erstern, sondern nur aus dieser letztern geschöpft werden kann. Ein solcher Beweis ist offenbar nur dann möglich, wenn die Vernunft in sich selbst die Gewißheit findet, daß nicht sie, sondern ein Anderes über ihr, welches sich ihr in der Weise der Erfahrung mittheilt, das wahrhaft Seiende, das Vollkommene ist. Diese Gewißheit aber hat die Vernunft des Verf. nicht, sondern grade umgekehrt die Gewißheit, daß das Wahre nur insofern wahr, das Vollkommene nur insofern vollkommen ist,

als es von der Natur der Vernunft ist. Die Unvollkommenheit, deren sich allerdings auch die Vernunft des Verf. bewußt ist, gilt ihm nach seiner ausdrücklichen Erklärung (S. 92 fg. u. a.) nicht für einen Mangel an Realität in der Vernunft als solchen, sondern nur für eine Unvollständigkeit in der Entwickelung der menschlichen Vernunft. Solche Unvollständigkeit nämlich soll sich eben darin zeigen, daß das Wissen unserer Vernunft nicht unmittelbar mit der Erfahrung zusammenfällt, sondern die Erfahrung außer sich hat. Hier aber kann die absolute Philosophie dem Verf. mit Recht einwenden, daß diese Trennung der Empirie von dem absoluten Wissen der Vernunft gegen die Vollkommenheit des letztern nichts beweist, dafern nur die letztere, wie Hr. Ritter nicht in Abrede stellt, den Maßstab für die Wahrheit und die Würde des Erfahrungsinhalts in sich trägt. Die Empirie ist dann eben nur, wie Hegel sie bezeichnet, das gleichgültige „Außersichsein" der Vernunft; das Wahre und Wirkliche in der unendlichen Vielfältigkeit ihrer Gestalten ist nur Eines, nämlich das Vernünftige, und es tritt der Fall ein, wo wir mit jenem alten Philosophen sagen müssen, daß es einerlei ist, Dasselbe einmal, oder es tausend und abertausend Male zu setzen.

Wenn daher der Verf., nachdem er auf die angegebene Weise in der Einleitung seinen Standpunkt festgestellt hat, in dem ersten Theile seiner Untersuchung „von der Erkenntniß Gottes aus seinem Begriff" handelt, so hat er sich von Seiten der absoluten Philosophie des Vorwurfs zu gewärtigen, daß es nur die Schuld seiner von vorn herein verfehlten Richtung ist, welche die Resultate dieses Abschnitts so unbefriedigend ausfallen läßt. Statt den Versuch zu machen, den reinen Vernunftinhalt, der in der Erfahrung für die Wahrheit und die Vollkommenheit des Erfahrenen den Maßstab hergeben soll, aus sich selbst zu entwickeln, um dadurch vor aller Erfahrung des Einzelnen und Besondern den Begriff Gottes zu gewinnen, betrachtet er solches Unternehmen von vorn herein als unmöglich. Er begnügt sich, die Begriffe des Wahren und des Vollkommenen als abstracte Begriffe zum Bewußtsein zu bringen und zu zeigen, wie zwar schon das bloße Vorhandensein dieser Begriffe das Dasein eines Wahren und Vollkommenen beweise (der alte ontologische und kosmologische Beweis für das Dasein Gottes, welchen auf klare, einsichtige und überzeugende Weise dargelegt zu haben als ein Verdienst dieser Abhandlung anzuerkennen ist), wie aber ihre Ausfüllung erst von der Erfahrung zu erwarten sei. Dies Letztere bleibt eine unerwiesene Voraussetzung, so lange jener Versuch nicht gemacht und aus ihm selbst die Unmöglichkeit seines Gelingens erwiesen ist. Hier wäre von dem Verf. zu verlangen gewesen, daß er auf die wirklich vorhandenen Systeme der absoluten Philosophie näher eingegangen wäre und nachgewiesen hätte, wiefern der Begriff der Gottheit, den sie mittels Entwickelung des reinen Vernunftinhalts aufstellen, ein unwahrer oder unbefriedigender ist. Solche kritische Arbeit würde, gründlich ausgeführt, unsers Erachtens den Erfolg gehabt haben, entweder den Verf. zu einem jener Systeme zu bekehren, oder ihn von dem Rationalismus überhaupt zurückzubringen, ihn zu überzeugen, wie der Irrthum jener Systeme nicht darin besteht, die Vernunft des Menschen auf der gegenwärtigen Stufe seiner Entwickelung mit der Vernunft überhaupt, sondern den Begriff der Vernunft mit dem Begriffe des göttlichen Geistes, der höher ist als alle Vernunft, verwechselt zu haben.

Daß von dem Standpunkte des Verf. aus die nähere Begriffsbestimmung Gottes, so sehr ihm auch Gott das rein und durchaus Positive ist, dennoch und eben darum fast nur negativ ausfallen kann, wird man aus dem Bisherigen leicht abnehmen. Hr. Ritter dringt auf die Unterscheidung Gottes von der Welt, weil in der Welt auch Negatives und Unvollkommenes, in Gott aber nur Positives und Vollkommenes gesetzt werden könne; er geht weiter (S. 160) dazu fort, Gott als den Grund der Welt zu bestimmen und sagt sich in beiderlei Beziehung von dem Pantheismus los. Aber in Bezug auf die große Frage, welche neuerdings in einem Sinne, wie bisher noch nie, ein Angelpunkt des Philosophirens geworden ist, die Frage nach der Persönlichkeit Gottes, kommt das Mangelhafte seines Standpunktes unzweideutig an den Tag. Es sei erlaubt, diesen Sinn der neuesten Verhandlungen über den Begriff der Persönlichkeit hier kürzlich anzudeuten, da derselbe dem Verf., wie seine dürftige Erörterung dieser Frage zeigt (S. 172), so gut wie gänzlich fremd geblieben ist. Bekanntlich hat Hegel bereits in der Vorrede zur „Phänomenologie des Geistes" (S. 14 d. neuern Ausg.) als die große Aufgabe der neuern Philosophie, gegenüber der Spinoza'schen, diese bezeichnet: „das Wahre nicht als Substanz, sondern ebenso sehr als Subject aufzufassen und auszudrücken". Offenbar auch geht die Tendenz seiner „Logik" dahin, diesen Begriff der „übergreifenden Subjectivität" als die inwohnende, allein mögliche, weil allein denkbare, Form und Gestalt der Wahrheit des wahrhaft Seienden aufzuzeigen. Darauf pochen die Anhänger Hegel's, wenn sie diesem Philosophen das Verdienst zuschreiben, Gott zuerst im speculativen Sinne als Person gefaßt, seine Persönlichkeit wissenschaftlich erwiesen zu haben. Die Gegner, nämlich diejenigen Gegner, die in den Gedankengang jenes Systemes selbst eingehen und nicht wie unser Verf. ihn draußen liegen lassen, stimmen in jener Stellung der Aufgabe und in der Richtung, die Hegel, um sie zu lösen, eingeschlagen hat, mit ihm überein und erkennen auch ihrerseits dies Beides für sein Verdienst. Beide also, die Anhänger und diejenigen Gegner, zwischen denen diese Frage verhandelt wird, treffen zusammen in dem, aller bisherigen Philosophie und auch der unsers Verf. fremd gebliebenen Streben, aus der Entwickelung des reinen Vernunftinhaltes den Begriff der Persönlichkeit, als einen schlechthin nothwendigen, in allem Sein voraus-zusetzenden und nicht nicht zu denkenden, zu gewinnen. Die Differenz ist nur diese, daß die Anhänger vermöge ihrer rationalistischen Denkweise mit dem bloßen Begriffe der Persönlichkeit Alles gewonnen meinen und die-

sem Begriffe ohne Weiteres göttliche Würde, oder, was gleich viel, Gott, als bloßen Vernunftbegriff gedacht, Persönlichkeit zuschreiben, die antirationalistischen Gegner aber in dem Vernunftbegriffe nur eine Form erblicken, über deren Verwirklichung durch die dialektische Entwickelung des **Begriffs** als solchen noch nichts entschieden sei. Es lasse sich, meinen die Gegner, gar wohl denken, daß, auch zugestanden die Nothwendigkeit des Begriffs der Persönlichkeit als Form des Daseins überhaupt (zu deren Erweis doch Hegel vielmehr nur den Weg gezeigt, als wirklich sie erwiesen habe), diese Form sich innerhalb der Zeit nur im Einzelnen, in Gestalt eines unendlichen Wechsels und Progresses von Werden und Vergehen persönlicher Wesen verwirkliche. Nur ein solcher Progreß sei mithin durch Hegel's logische Philosophie, dafern man nämlich diese als bereits vollendet gelten lassen wolle, erwiesen; zum Erweise der Einen, ewigen Persönlichkeit Gottes dagegen bedürfe es noch eines Weitern, welches Hegel nicht geleistet habe.

Wie wenig des Verf. Begriff von Gott Demjenigen entspricht, was nicht nur die gewöhnliche Vorstellung, sondern was allerdings auch eine weiter ausgebildete Philosophie unter dem Begriffe der Persönlichkeit zu verstehen nicht umhin kann, erhellt unter Anderm daraus, daß er (S. 242) Gott im eigentlichen Wortsinne einen **Willen** zuzuschreiben Bedenken trägt; daß er auf entsprechende Weise (S. 221 fg.) fast alle Prädicate, welche die religiöse Vorstellung Gott beizulegen pflegt, als anthropomorphistische bezeichnet. Es dürfte in der That schwer fallen, zu sagen, wodurch sich sein Gottesbegriff von der wohlbekannten, in ihrer Dürftigkeit längst entlarvten Abstraction eines leeren être suprême unterscheide. Aber in diese auszugehen ist das allgemeine Schicksal jedes solchen Rationalismus, der es verschmäht, gleich dem Hegel'schen, in welchem allein wir zu unserer Zeit die consequente und wahrhaft speculative Durchführung des rationalistischen Princips erblicken können, in die dialektische Entwickelung des reinen Vernunftbegriffs einzugehen. Dieser Rationalismus, mag er noch so sehr die herrlichsten positiven Eigenschaften aus der Erfahrung entlehnen wollen, um sie auf Gott zusammenzuhäufen, wird stets mit der andern Hand wieder nehmen, was er mit der einen gab, darum nämlich, weil in allen jenen Eigenschaften eine Negation sich verbirgt, die sie zu Prädicaten für ein ens realissimum untauglich macht. Nur ein gründliches Bewußtsein über das wahre Wesen der Vernunft vermag über den Anstoß, den der rationalistische Verstand an jenen Negationen nimmt, hinwegzuhelfen; nur die echte speculative Methode der Philosophie vermag sie als Momente des echten Vernunftbegriffes, der entweder mit dem Begriffe des lebendigen Gottes identisch ist, oder doch demselben als unumgängliche Bedingung seines Seins und seiner Wirklichkeit zum Grunde liegt, erkennen zu lehren.

(Der Beschluß folgt.)

Correspondenznachrichten aus Paris.

(Beschluß aus Nr. 49.)

Armer Heine! Der böse Dämon, welcher in deinen alten Freund gefahren ist, will auch dir nicht einmal mehr deinen florentinischen Somnambulismus vergönnen! Aber tröste dich! Denn den größten deiner Bewunderer, der dich für den Lichtenberg unserer Zeit erklärt hat und in drei der gebildetsten Sprachen Europas zu gleicher Zeit drucken ließ, daß er es zu den größten Unglücksfällen auf seinen Irrfahrten rechne, dich in Paris zweimal vergebens aufgesucht zu haben, den Unsterblichsten aller Verstorbenen trifft noch härteres Schicksal. Gott weiß, in welche unangenehme Berührung Fürst Pückler mit Börne gekommen sein mag, denn dieser hält ihm hier über den Text seiner „aristokratischen Grazie", welche der „Franzosenfresser" voll Bewunderung Börne's demokratischem Cynismus gegenübergestellt hat, eine so eindringliche Bußpredigt, daß diesem armen aristokratischen Sünder wol fast leid thun sollte, daß er die Frechheit gehabt hat, sich, wenn auch nur als Schatten, unter der plebejischen Schriftstellerwelt breit machen zu wollen. Er mag sich dafür gegen Hrn. Menzel dankbar beweisen, dem er es vorzugsweise zuzuschreiben hat, wenn ihm jetzt die Plebejer die Kappe abziehen und mit Stockschlägen begreiflich machen wollen, daß dieser aristokratische Schatten noch Fleisch und Bein habe und glorreich aus ihrer Mitte herausgeprügelt werden müsse, weil er ihnen ins Handwerk gepfuscht habe. Semilasso wird nach seinen Wanderungen auch gegen dieses Kreuz in dem Boudoir des „Literaturblatt" seines Bewunderers eine weichgebettete Freistatt finden, wo er diese Verdrießlichkeit verträumen kann. Wir wollen dagegen noch ein wenig zusehen, wie Börne dem „Franzosenfresser" weiter in sein Zeug fährt. Wir lesen S. 25:

„So oft sich meine Gegner in der Gefahr sehen, am Börne zu scheitern und mit ihrem Verstande Schiffbruch zu leiden, werfen sie ihren Nothanker Baruch aus. Hr. Menzel ist noch vorsichtiger als die Andern; er fängt nicht eher gegen mich zu manoeuvriren an, als bis er sich in meinem Judenthume festgeankert. In der Verzweiflung, mich mit Gründen der Wahrheit und des Rechts zu widerlegen, macht er mich interessant und weiß mich so romantisch zu schildern, daß man eine Novelle aus mir machen könnte."

Daß Menzel sich über Börne's Christenhaß einiges Geschwätz hat aufbinden lassen, wie hier erwiesen wird, ist freilich nicht eben lobenswerth. Es möchte aber doch allenfalls noch hingehen, wenn er dies Alles klüglich für sich daheim behalten hätte. Da er nun dies nicht gethan, sondern sich damit bewaffnet hat zur Schilderhebung gegen seinen Widersacher, so muß er es sich auch gefallen lassen, wenn ihn dieser mit seinem eignen Geschütz angreift, wie hier von S. 26 an ziemlich spaßhaft zu sehen ist. Der Gegenstand, warum es sich eigentlich bei diesem Strauße handelt, ist zu bekannt und auch etwas zu delicat, als daß wir eben Beruf und Lust fühlen sollten, uns auch noch hineinzumischen und als Schiedsrichter ein derbes Wort zu reden. Wir bemerken nur, daß von Deutschland und seinem politischem Heile, das ihm Noth thue, eigentlich vielmehr die Rede ist, als von der Gallophagie, deren Börne Menzel beschuldigt. Wir geben lieber noch einige Pröbchen der Taktik, welche dabei befolgt wird.

„Wäre Menzel ein Demosthenes, dann müßte ich ein Äschines sein, um mich seiner Rede pro corona entgegenzustellen; aber glücklicherweise ist er es nicht, und wir reichen grade füreinander aus. Ja, ich habe noch den großen Vortheil über ihn, daß ich nicht zu fürchten brauche, mir den Mund zu verbrennen; denn in Frankreich ist die Politik jetzt eine kühle Schüssel. Wer hieß aber auch Hrn. Menzel, die lächerliche Rolle eines Kätzchens zu übernehmen, das lüstern und furchtsam um den heißen Brei schleicht? Warum hielt er sich nicht an die kalte Küche der deutschen Philosophie? Hier aber muß ich ausdrücklich bemerken, daß ich es als etwas Unedeles, ja Gemeines weit von mir abweisen würde, meine vor-

theilhafte freie Stellung dem Hrn. Menzel gegenüber zu benutzen, wenn es sich bei ihm und bei mir nur um etwas Persönliches handelte. Mir ist recht gut bekannt, daß man in Deutschland den Teufel nicht beim Namen nennen darf, selbst nicht, um ihn zu bannen, und daß man ihn, wenn man ihn austreiben will, nicht anders heißen darf als den Gott sei bei uns. Ich weiß, daß Hr. Menzel nicht die Freiheit hat, die ich genieße, Grundsätze und Meinungen, die er bekämpfen möchte, sich in ihrer ganzen Breite ausdehnen zu lassen. Aber es handelt sich hier um nichts Persönliches, es betrifft die große Angelegenheit eines ganzen Volkes, und da wäre großmüthige Zurückhaltung unzeitig, ja frevelhaft."

Ungeachtet dieser offenen Erklärung und Kampfrüstigkeit hat Menzel Börne vorgeworfen, er streite mit dem Terrorismus der Worte, behalte aber wohlweislich die Faust im Sacke und mühe sich vergebens auf einem hölzernen Gaule ab, der denn doch nicht vom Flecke wolle.

„Was meine Faust betrifft", heißt die Antwort auf diese Beleidigung der ritterlichen Ehre unsers Helden, „so dächte ich doch, daß ich sie immer offen genug gezeigt, und wenn meine Worte keine Thaten hervorgebracht, ist das meine Schuld? Soll ich Deutschland befreien? Auch ist Keiner im Lande, der es lächerlicher findet, als ich selbst es finde, daß ich mich ungeduldig auf einem hölzernen Gaule ereifere, der doch einmal nicht fortwill; aber kam es Hrn. Menzel zu, darüber zu spotten? Ihm, der doch diesen hölzernen Gaul immerfort als ein edles Roß geschildert? Ich hätte die Irrthümer gleich sehr verhöhnt wie die Laster! Aber das Laster haßt man, man verhöhnt es nicht; der Spott gebührt den Irrenden. Wenn Kinder fallen, hebt man sie mitleidig auf; aber wenn Männer fallen und mit einer Beule aufstehen und dabei wie Kinder greinen, lacht ein Jeder, und wäre er noch so gutmüthig."

So viel zunächst über Börne's Taktik und Vertheidigungsmittel. Gegen Menzel's Angriffe gehalten, erscheinen sie, das muß man zugeben, nicht ohne Berechtigung. Denn Hr. Menzel hat sich, wie aus der nachfolgenden Auseinandersetzung hervorgeht, bewußt oder unbewußt, Kunstgriffe bedient, um seinen Gegner aus der Schanze zu schlagen. Er hat Börne's Äußerungen entweder misverstanden oder absichtlich verkehrt ausgelegt und somit einigen geistreichen Phrasen, vielleicht mehr noch seinem Interesse die Wahrheit aufgeopfert. Dies bleibt unter jedem Verhältnisse, sie mag angewendet werden, gegen wen sie will, eine heillose Kriegskunst, so lange der Kampf noch auf dem Felde der Ehre ausgefochten werden soll; denn sie rächt sich am Ende doch am meisten an Dem, der sie angenommen hat oder sich zu ihr verleiten ließ. Auch hat sich ja Menzel auf solchen Irrwegen schon bei diesem Feldzuge in die Sümpfe seichter Allgemeinheiten verloren, in denen natürlich auch sein besseres Geschütz stecken geblieben ist, womit er vielleicht noch am ersten den Feind aufs Haupt geschlagen haben würde. Am schlimmsten aber ist es, daß Menzel dieser Unfall bei aller Vorsicht und feinen Berechnung passirt ist, die er angewendet hat, um bei scheinbar freier Bewegung doch nirgend anzustoßen, wo man ihn deshalb ernstlich zur Rede stellen könnte. Vielleicht können ihn hierüber nur etwa die Fehltritte trösten, welche sein Gegner bei dem Streifzuge gegen die deutsche Reformation und den ehrlichen Luther gethan hat (S. 72 fg.). Börne ist dabei gleichfalls auf Untiefen gerathen und wird sich darin mit seinem Gepäcke wahrscheinlich noch lange herumschlagen müssen, ehe er sich auf den festen Boden eines vernünftigern Raisonnements herausarbeiten dürfte. Damit ihn wenigstens bis dahin der Feind in Ruhe lasse, sucht er ihn zu einer kleinen Diversion in das Bad Dobberan und den Bocksbierkeller in München zu bereden, wahrscheinlich für künftigen Frühling und Sommer und zwar in sehr ehrenwerther Gesellschaft.

„Es gab noch keinen diplomatischen Lehrjungen, es gibt keinen einzigen Krautjunker in ganz Deutschland, der nicht einmal über die Tugendrepublik des seligen Hrn. v. Robespierre gescherzt hätte. Hr. Menzel gehe mit seinem seligen Hrn. v. Robespierre ins Bad Dobberan und lasse sich präsentiren, oder nach München in den Bocksbierkeller. Dort wird er ohne Zweifel Lachen erregen mit der Tugendrepublik des seligen Hrn. v. Robespierre; aber mich verschone er damit. Er wird mich nie demüthig genug finden, mit fürstlichen Lakaien über die Tugend und Seligkeit Robespierre's zu streiten, das faßt kein Bedientenherz."

Menzel hatte nämlich mit einer gewissen Naivetät politischer Unschuld die gelehrte Frage aufgeworfen: „Ob Hr. Börne die Tugendrepublik des seligen Maximilian Robespierre wolle?" In Dobberan oder in besagtem Bocksbierkeller, heißt es darauf, könne dann Hr. Menzel Gelegenheit nehmen, sich mit der Lecture eines seiner glorreichsten Feldzüge, des gegen das junge Deutschland, welcher hier mit vieler Einsicht in die Menzel'sche Taktik recht lehrreich beschrieben wird (S. 92 fg.), die Zeit zu vertreiben. Die Begeisterung bei dieser Beschreibung hat nur unglücklicherweise Hrn. Börne etwas zu weit vom Wege abgeführt. Er schildert z. B., wie uns scheint ganz am unrechten Orte, auch noch Hrn. v. Raumer als Menzel's Bundesgenossen und will dessen vorjährigen Heerzug nach England als eine schlechte Kriegslist in übeln Ruf bringen. Dabei macht er aber selbst wieder allerhand Fehlgriffe. Er ereifert sich z. B. gar sehr über Raumer's Diatriben gegen die deutschen politischen Flüchtlinge im Auslande, namentlich zu London und Paris; daß Börne sie dagegen in Schutz nimmt, ist ziemlich natürlich und an sich ehrenwerth. Wenn er aber behauptet, daß sie niemals die Unterstützung in Anspruch genommen, welche die Großmuth und Menschenliebe (?) des französischen Volkes den Verbannten aller Länder darreicht, und sogar arithmetisch nachweisen will, daß unter 7000 Flüchtlingen aller Länder, welche von der französischen Regierung unterstützt worden sind, nur ein Deutscher gewesen sei, so ist dies ein großer Irrthum, entweder des Hrn. Börne, oder der zur Vertheilung jener Unterstützungsgelder eingesetzten Commission. Wir sind auch in Paris und wissen aus guter Quelle, daß viele sehr ehrenwerthe Deutsche, die in jene Kategorie gehören, dergleichen Unterstützungen wenn nicht noch gegenwärtig erhalten, doch gewiß früher erhalten haben.

Aber bei alle diesen Kreuz- und Querzügen erfahren wir immer noch nichts über Hrn. Menzel's Heißhunger nach Franzosenfleisch? Nur Geduld! Es kömmt! S. 120 ist zu lesen, wie folgt: „Was wäre denn das für ein gefährliches Wort, das die Franzosen nicht auszusprechen wagten? Das gefährlichste Wort für die Franzosen des 19. Jahrhunderts ist Menzel, und dennoch wollte ich es in allen Städten und Dörfern, auf allen Gassen ausschreien, und es fände sich in ganz Frankreich kein altes Weib, das Weib und alt genug wäre, bei dem Worte zu erschrecken!" Jedoch verfällt Börne nach diesem Seitenhiebe, welcher, wie ich glaubte, den Nagel hatte auf den Kopf treffen sollen, sogleich wieder in sein altes Hauptthema über die Deutschen, ihren Bund, ihre Fürsten und ihre Journalisten, unter welchen letztern am Ende noch Menzel die Ehre eines besondern Miniaturportraits mit starken Zügen und schlagenden Farben zu Theil wird. Wir empfehlen allen Kunstfreunden, welche so glücklich sein sollten, dieses chef d'oeuvre moderner deutscher Schwarzkunst, mit seinem geschmackvollen, aus deutschen Bundestagsbeschlüssen und diplomatischen Noten der nordischen Cabinete wohlgefügten Rahmen und dem übrigen künstlerischen Zubehör, zu Gesicht zu bekommen, zu weiterer eignen, aber möglichst glimpflichen Beurtheilung. 129.

Literarische Notiz.

Der Doctor Francesco Gatta hat soeben in Turin eine Schrift über Wein und Weinbau im Thale von Aosta („Saggio sulle viti e sui vini della valle d'Aosta") herausgegeben, aus welcher man unter Anderm erfährt, daß sich in jener Gegend Weingärten 1200 Metres über der Meeresfläche befinden, vielleicht die höchsten in Europa; ferner, daß es daselbst zwei Gattungen Reben gibt, die nirgend anders gepflegt und orive und prié genannt werden, und daß letztere wunderbarerweise in den höchsten und kältesten Regionen gedeiht. 4.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Montag, —— Nr. 51. —— 20. Februar 1837.

Über die Erkenntniß Gottes in der Welt. Von Heinrich Ritter.

(Beschluß aus Nr. 50.)

So weit nun aber Hr. Ritter, wie wenigstens Ref. zu urtheilen nicht umhin kann, in der unmittelbaren Bestimmung des Begriffs der Gottheit hinter den philosophischen Foderungen unserer Zeit zurückbleibt, so hat er dagegen in Bezug auf den Begriff der Schöpfung und auf das Verhältniß Gottes zur Welt ein wichtiges und durchgreifendes Gesammtresultat der neuern Philosophie sich angeeignet und dasselbe mit einer Klarheit und Bestimmtheit ausgesprochen, die um so mehr unsere Anerkennung verdient, als dies nicht ohne eine gewisse Kühnheit, mit welcher eingewurzelten dogmatischen Vorurtheilen von der göttlichen Allmacht, der Schöpfung aus Nichts u. s. w. Trotz zu bieten war, geschehen konnte. Wir glauben in das Aussprechen und Festhalten dieses Resultats die Bedeutung des vorliegenden Werkes vornehmlich setzen zu müssen, denn es ist unsers Wissens das erste seiner Art und seines Standpunktes, welches diese freilich nicht von dem Verf. neu entdeckte, aber mit lobenswerther Unbefangenheit und Selbständigkeit aufgefaßte Wahrheit in den Zusammenhang seiner Darstellung aufgenommen hat und dadurch gewiß zur allgemeinern Anerkennung oder wenigstens Beachtung derselben wesentlich beitragen wird. Darum halten wir es für unsere Pflicht, diesen Punkt, zum Theil mit den eignen Worten des Verf., bestimmter hervorzuheben.

Der Verf. spricht im zweiten Abschnitt seines ersten Theils über das Verhältniß Gottes zur Welt und macht hier in einer klaren und lichtvollen, die gewöhnlichen unzureichenden Versuche zur Lösung bündig widerlegenden Darstellung auf den Widerspruch aufmerksam, der darin liegt, daß wir einerseits, „auf die Vollkommenheit des Schöpfers blickend, behaupten müssen, Alles in dieser mit Vernunft begabten Welt ist vollkommen von ihm gesetzt“; andererseits aber, „auf das Streben unserer Vernunft nach dem Bessern, nach dem Wissen blickend (so nämlich motivirt der Verf., schlagend und überzeugend genug für den Forscher als solchen, den Satz von der Unvollkommenheit der Welt), anerkennen müssen, nicht Alles ist vollkommen gesetzt in dieser Schöpfung“. Wie nun er seinerseits diesen Widerspruch löst, wird aus folgenden Stellen sich ergeben, die wir wörtlich aus der ausführlichern Verhandlung S. 197 fg. ausziehen.

Wie es überhaupt mit scheinbaren Widersprüchen der Fall ist, daß sie ihren Grund nur in Verwirrung von Begriffen haben, welche durch Unterscheidung gehoben werden muß, so werden wir uns auch hier durch eine Unterscheidung zu helfen suchen müssen. Ersichtlicherweise jedoch ist hier keine andere Unterscheidung anzubringen als die, welche zwischen dem Gesetztsein der Welt in Gott und ihrem Gesetztsein in sich selbst gemacht werden kann. Alles In-sich-sein der Dinge ist darin gegründet, daß sie etwas sich selbst aneignen, nicht blos gesetzt sind als ein Product eines Andern, sondern auch ihr Gesetzt-sein innerlich empfangen durch eine ihnen eigne Thätigkeit, durch welche sie das Empfangene als das Ihrige setzen. Schreiben wir daher den Geschöpfen ein In-sich-sein zu, so behaupten wir damit nicht allein, daß sie gesetzt sind, sondern auch sich selbst setzen, und wir haben daher ein Doppeltes in ihnen zu unterscheiden, ihr Gesetzt-sein durch Gottes schöpferische Kraft und ihr Sich-selbst-setzen. — Wollten wir behaupten, Alles sei damit vollendet, daß Gott die Welt gesetzt habe, und dazu brauche nun nichts weiter hinzuzutreten, so würden wir damit nichts Anderes gesagt haben, als, die Welt müsse als ein unvernünftiges Product gedacht werden. Denn Jeder wird eingestehen müssen, daß die Vernunft damit nicht vollendet sei, daß ein Anderer sie gesetzt oder gegeben habe, sondern es ist ihres Wesens, daß sie nur durch ihr eignes Sich-selbst-setzen sich vollenden kann. Sie soll vernehmen, sie soll in sich vollziehen, was ihr dargeboten worden von einem Andern. — Wir behaupten, daß die Welt aus ihrem Gesetzt-sein in Gott übergehen müsse in ihr Sich-selbst-setzen, daß nämlich Gott in seine Schöpfung nur ein Vermögen legt, etwas in sich zu sein oder zu werden. Denn das Gesetzt-sein der Dinge in Gott, sagen wir, ist zu unterscheiden von ihrem eignen Sein in sich; sie müssen jenes Gesetzt-sein erst in sich empfangen und sich aneignen, damit es ihr Sein werde; in ihm also liegt nur die Möglichkeit ihres eignen Seins, oder es ist für sie nichts weiter als ein Vermögen, welches sie durch ihre eigne That zur Wirklichkeit für sich bringen sollen. Ein solches Vermögen kann Gott den Geschöpfen geben zur Vernunft, aber nicht die Vernunft als Wirklichkeit, weil dies dem Begriffe der Vernunft widerspricht, daß sie eine gegebene oder irgendwie verliehene sei.

Daß nach dieser Lehre alle Unvollkommenheit der Geschöpfe in ihr In-sich-sein fallen und auf Rechnung ihres Sich-selbst-setzens kommen wird, bedarf keiner besondern Bemerkung; ebenso wenig, daß hiermit allerdings die einzig befriedigende Erklärung für das Übel in der Welt, die einzig mögliche Theodicee gefunden ist. Diese Nothwendigkeit des Sich-selbst-setzens aller geschaffenen Dinge neben ihrem Gesetztsein durch Gott, dieser allein wahre und allein zulässige Begriff der creatürlichen Frei-

heit, ist an die Stelle jenes malum metaphysicum, jener angeblich in dem Begriffe des geschaffenen Wesens mit Nothwendigkeit liegenden Endlichkeit oder Beschränkung zu setzen, woraus Leibnitz und mit ihm alle deterministische Philosophen die Unvermeidlichkeit des Übels und des Bösen ableiten wollten.

Wir wiederholen, daß wir zwar nicht das Verdienst der Entdeckung dieser großen Wahrheit dem Verf. zuschreiben können — dieses Verdienst gebührt der gesammten neuern Philosophie seit Kant und Fichte, und bei jedem bedeutendern Denker dieser Periode findet sich diese Einsicht auf eigenthümliche Weise ausgeprägt —, daß wir aber nichtsdestoweniger die Darlegung des Verf. für eine sehr verdienstliche halten. Das Ergebniß tritt bei ihm einerseits in seinem ganzen Umfange und mit Einem Male nett und unzweideutig hervor, während es bei Andern sich in einzelne Sätze zerbröckelt und hinter schwer verständliche Formeln versteckt; andererseits reinigt es sich in der ruhigen und besonnenen Auseinandersetzung des Verf. von dem Scheine der Schroffheit und Paradorie, der ihm sonst häufig anklebt. Dies selbst aber, daß es bei einen so nüchternen und kaltblütigen Denker wie unser Verf. Eingang finden konnte, zeigt, welchen Grad von Evidenz dasselbe bereits durch die bisherige Philosophie erlangt haben muß, und wie ihm wol der hinreichende Grad von Reife zuzutrauen ist, um eine allgemeinere Anerkennung zu finden und in solcher Anerkennung anderweiten philosophischen Ideen den Weg zu bahnen, die bei unserm Verf. sich noch nicht daran haben knüpfen wollen.

Leider nämlich müssen wir bekennen, daß in seinem weitern Verlaufe, in den zwei letzten Theilen, dem zweiten, der „von den philosophischen Begriffen, welche zur Erkenntniß Gottes in der Welt führen", und dem dritten, welcher „von der Erkenntniß Gottes in der Erfahrung" handelt, das Werk fühlbar an Interesse verliert und zuletzt fast lediglich zu einer breiten, nur sparsam mit Anklängen eines Höhern, zu welchem den Verf. seine philosophische Bildung befähigt, durchflochtenen Auseinandersetzung der ganz gemeinen rationalistischen Weltansicht wird. Noch die meisten Anklänge jener Art finden sich in einigen Abschnitten des zweiten Theiles, in der Abhandlung der Begriffe des Sinnlichen und Übersinnlichen, von Ding und Wesen, von Ursache und Wirkung, Besonderm und Allgemeinem und dem Verhältniß dieser Begriffe zu dem damit scheinbar streitenden, in der That aber gar wohl vereinbaren Begriffe der Freiheit. Hier überall läßt sich eine gewisse Gründlichkeit und Schärfe der metaphysischen Begriffsentwickelung nicht verkennen, so weit dieselbe ohne jenes dialektische Princip, welches, den eigentlichen Lebenspuls für alle solche Untersuchungen, der Verf. von vorn herein verschmäht hat, erreichbar ist. Aber diese Abschnitte trifft der anderweite Tadel, allzu weit in metaphysische Erörterungen einzugehen, die behufs der vorliegenden Zwecke beiweitem nicht in dieser Ausdehnung erfoderlich waren, als Selbstzweck aber betrachtet hier doch nicht in ihr rechtes und vollständiges Licht gestellt erscheinen können. Wo aber der Verf. daran geht, von diesen metaphysischen Voruntersuchungen die Anwendung zu machen auf die nähere Bestimmung des Verhältnisses zwischen Natur und Vernunft, zwischen den Naturbedingungen und der Freiheit des menschlichen Willens, zwischen Gutem und Bösem in dem Menschen, da treten, neben einigen tüchtigern Ansichten allerdings, die sich aus jenem wissenschaftlichen Zusammenhange ergeben, doch vorwiegend die Mängel hervor, welche ihren wesentlichen Grund in der Halbheit und Einseitigkeit der philosophischen Grundansicht des Werkes haben, aber durch den Mangel an Lebendigkeit und geistreicher Beweglichkeit der Darstellung noch auffallender werden.

Es läßt sich nach allen Prämissen des Werkes erwarten, daß die Untersuchung in diesen letzten Theilen hauptsächlich eine ethische Richtung nehmen wird. Zwar ist der Verf. weit entfernt, den Begriff von Vernunftwesen, von vernünftigen Geschöpfen auf die Menschenwelt zu beschränken; auch in der äußern Natur nimmt er zufolge seines Grundbegriffs der Schöpfung ein vernünftiges An-sich an, welches nur der unmittelbaren Anschauung und Erkenntniß sich entziehe. Eben dieser Umstand aber, daß nur in dem Menschen die Vernunft für den Menschen erscheint und sich offenbart, lenkt die Betrachtung, welche durch die Vernunft in der Welt Gott erkennen will, vorzugsweise auf die vernünftige, somit also, zufolge der Grundbegriffe des Rationalismus, die sittliche, die ethische Natur des Menschen hin. Darum beschäftigt sich schon im letzten Abschnitte des zweiten Theiles der Verf. vielfach mit den ethischen Begriffen des Guten und des Bösen; im dritten Theile aber eilt er, nachdem er in dem ersten Abschnitte, der „von unserm Standpunkte in der Erfahrung" handelt, die Naturbetrachtung, als ein nur untergeordnetes Interesse für seine Zwecke bietend, beseitigt hat, schnell im zweiten und dritten Abschnitte zu der ausführlichern Betrachtung „von der Erkenntniß Gottes im Leben des einzelnen Menschen und im Leben der ganzen Menschheit" fort. In beiden Abschnitten nimmt auf entsprechende Weise, wie wir ein Ähnliches von der metaphysischen Betrachtung des zweiten Theiles soeben bemerken mußten, eigentlich die selbständige ethisch-psychologische und ethisch-geschichtliche Betrachtung das Hauptinteresse in Anspruch, und die Anwendung, die ganz zuletzt davon noch auf die „Erkenntniß Gottes" gemacht wird, hat etwas Unbehülfliches und Langweiliges.

In der ethischen Entwickelung selbst haben wir als ein Verdienst dies anzuerkennen, daß überall die Einheit und Ganzheit des sittlichen Selbst festgehalten, daß nirgend vergessen ist, wie die Sittlichkeit nicht in einem vereinzelten Wollen oder Handeln, sondern in dem gesammten untheilbaren Sein und Wesen des wollenden und handelnden Subjectes besteht. Beachtenswerth ist in dieser Hinsicht unter andern die Stelle S. 547 fg., wo der Verf. die sittlichen Zustände und Strebungen auf den Begriff eines sittlichen Gesammtbewußtseins zurückführt, welches, in fortwährender Entwicklung und Selbst-

bildung begriffen, allein den zureichenden Maßstab und den vollständigen Ausdruck für die Stufe des moralischen Werthes und der moralischen Bildung jedes Individuums gibt. Diese richtige und gründliche Einsicht in das Wesen des Sittlichen nach seinem Verhältniß zu dem Subjecte verdankt der Verf. seiner geläuterten Auffassung des Freiheitbegriffs, zufolge deren die Freiheit nicht das Vermögen der Wahl zwischen Entgegengesetztem, sondern der Proceß des Sich-selbst-setzens und der Entwickelung zum Vernunftdasein ist, nicht das Selbstbewußtsein des Einzelnen voraussetzt, sondern umgekehrt solches Selbstbewußtsein begründet. Freilich bringt der rationalistische Standpunkt den Übelstand mit sich, daß ein zu einseitiges Gewicht auf das Wissen und Erkennen gelegt und der Werth des bewußtlosen sittlichen Triebes dagegen unverhältnißmäßig zurückgestellt wird, insbesondere aber, daß der Begriff des Glaubens, dieses eigentlichen Lebensprincips der christlichen Sittlichkeit, der zugleich allein der wahrhafte Vermittler der Erkenntniß Gottes in dem Sittlichen ist, gänzlich unerörtert bleibt; und doch wäre die Ausführung dieser von dem Verf. vernachlässigten Seiten des Ethischen nicht etwa nur verträglich gewesen mit dem Wahren und Wissenschaftlichen in seiner ethischen Grundansicht, sondern dieses Wahre selbst würde dadurch erst seine rechte Begründung erhalten haben. Denn eben jene richtige Anschauung setzt wesentlich ein Princip der Individuation, der Selbst- und Ichwerdung der allgemeinen Vernunftsubstanz voraus; solches Princip aber ist und bleibt für den Rationalismus, dem die Allgemeinheit des Vernünftigen das Höchste ist, ein hors d'oeuvre, und bedarf, um in seiner Wahrheit erfaßt zu werden, eines höhern Zusammenhangs.

Von dem Übel und dem Bösen hat der Verf. einen durchaus negativen Begriff, indem er es als bloße Hemmung des Guten, d. h. des Vernunftbewußtseins und der Vernunftthätigkeit ansieht. Dieser Umstand insbesondere, neben dem zuvor angeführten, läßt seine ethische Weltansicht zu keiner eigentlichen Tiefe kommen und namentlich im letzten Abschnitte, wo er von der Weltentwickelung im Großen, von der Erkenntniß Gottes in der Geschichte und im Leben der ganzen Menschheit zu sprechen unternimmt, sogar in das Flache, in oberflächliche Gemeinplätze ausgehen; und doch war dem Verf. in seiner Ansicht der Freiheit und des Schöpfungsbegriffs der Keim gegeben, aus welchem sich eine positivere, geistreichere Ansicht des Bösen entwickeln konnte, wozu sich in den neuern philosophischen Systemen so bedeutende Winke finden. Freilich aber wäre er mit solcher Entwickelung aus den Grenzen des Rationalismus herausgetreten; denn dieser kennt, da ihm die Vernunft das einzig Positive ist, keinen andern als einen negativen Begriff des Bösen. Auf der Spitze zwar, auf welche Hegel's Philosophie den Rationalismus hinaufgetrieben hat, beginnt diese Weltansicht, wie in verschiedenen andern Beziehungen, so auch in dieser, in ihr Gegentheil umzuschlagen und zu einer positiven Fassung des Bösen wenigstens den Weg zu zeigen; zur wirklichen Verfolgung dieses Wegs indeß kommt es auch dort nicht. Unser Verf. aber bringt es, genauer angesehen, hier nicht weiter als zu dem wohlbekannten, wenn auch von ihm zum Theil in andere Worte und Formeln eingekleideten Gegensatze von Vernunft und Sinnlichkeit, dessen weitläuftige Exposition, auch wenn man sich über ihn nicht zu erheben weiß, in unserer Zeit doch unmöglich noch als ein wissenschaftliches Bedürfniß erscheinen kann.

59.

Histoire de la marine française, par *Eugène Sue.* Paris 1836.

Herr Eugène Sue gilt in Frankreich für den Erfinder des Seeromans. In vorliegendem Werke aber, das auf zehn Bände berechnet ist, von denen bisjetzt die zwei ersten erschienen sind, unternimmt derselbe, eine aus archivarischen Quellen geschöpfte und sohin vollkommen authentische Geschichte der französischen Marine zu schreiben. Nach der zu dem Behufe von dem Verf. gewählten Methode besteht sein Werk aus zwei wohl voneinander geschiedenen Theilen, wovon der eine die Erzählung der vornehmsten Begebenheiten und die Lebensbeschreibungen der merkwürdigsten Seemänner, und der andere die dazu gehörigen Beweisstücke, als amtliche Berichte, Journalauszüge, Briefe und andere Urkunden enthält, die jedoch, um den Gang der Erzählung nicht zu unterbrechen, in Form von Noten, einen Anhang bilden. Gegen diese von Hrn. Sue gewählte Methode möchte sich nun allerdings von Seiten der strengen Kritik mancher Tadel erheben lassen; denn zu verkennen ist wol nicht, daß, bei seinem leichten Vortrage, wo er, gleichsam als unnützes Gepäck, Alles, was seinen Lauf hemmen könnte, von sich wirft, die Geschichte etwas von ihrer ernsten Würde und Größe verliert. Gleichwol kann man nicht in Abrede stellen, daß dieselbe dadurch an Mannichfaltigkeit und Interesse gewinnt; zudem aber ist hier von keiner gewöhnlichen Geschichte die Rede, deren Schauplatz das Festland ist, und wo die Handlung zwischen Menschen allein vorgeht, wo ein Jeder seinen Freund und seinen Feind, seine Bundesgenossen und seine Rivalen kennt, wo man sich einander ins Angesicht schaut und wo ein jeder menschliche Tritt seine Spur auf dem Boden, wenigstens für einen Tag, zurückläßt. Es ist hier vielmehr von einer, gleich dem Winde des Himmels, stets wechselnden Geschichte die Rede, die beweglich wie die Fluten des Meeres in tausend kleine Theilchen wie der Sand des Gestades sich sondert; von einer Geschichte der Stürme und Ungewitter des Himmels und der Klippen des Meeres ebensowol wie der Leidenschaften der Menschen; von einer Geschichte, deren glänzendste Großthaten nur Himmel und Wasser und einige Menschen zu Zeugen haben, die der Abgrund des Meeres erwartet; von einer Geschichte, die fern von dem Festlande, den Menschen, den Herrschern der Erde, sowie fern vom menschlichen Tadel und Lob zur Erfüllung kommt, und endlich von einer Geschichte, die ohne Einheit sich in tausend kleine unbemerkte Bruchstücke eines kleinen Universums theilt, das, zwischen zwei Wogen schwimmend, Schiff genannt wird.

In vorangeführten und andern ähnlichen Worten nun, die wir der Einleitung entlehnten, rechtfertigt Hr. Sue die von ihm gewählte Methode; in seiner Geschichtserzählung selbst aber, die in der Zeit mit der Epoche Colbert's, als des Gründers der französischen Marine, beginnend, tritt zuerst der berühmte Jean Bart auf, dessen Thaten und nähere Lebensumstände der Verf. beschreibt. Unserm Zwecke aber mag es genügen, aus dieser Lebensbeschreibung einige der Hauptzüge hier anzuführen.

Es war bei der Belagerung von Dünkirchen 1658, wo Jean's Vater, der Schiffsmeister Cornill Bart, auf den Wällen des Platzes verwundet, seinen Tod fand. Sein kleiner Jean, zu seinen Füßen sitzend, hört offenen Mundes die letzten Erzählungen und die letzten Ermunterungen des alten Seemannes an. Meister Cornill's Stimme war laut und feierlich. Er spricht von der Pflicht als Held und zwar als Seeheld. Hierauf stirbt er an

dieser englischen Wunde, und sein junger Sohn ruft ganz in Thränen aus: Die Engländer! die Engländer! Es war dies eine Zeit, ganz geeignet, um in Frankreich ein großer Seemann zu werden, sowie überhaupt, um sich auf jeder Laufbahn auszuzeichnen. Der Seekrieg von 1666 war nahe bevorstehend. Alle Leidenschaften und alle Intelligenzen jener Epoche — Ludwig XIV., Karl II., Ruyter, der Prinz Wilhelm von Oranien — waren auf Kriegs- und Seezüge hingerichtet. Colbert hatte Leben und Bewegung in den Häfen Frankreichs hervorgerufen, die, bevor sein mächtiger Wille ihnen den Impuls dazu ertheilte, todt und verödet waren. Innerhalb fünf Jahren hatte dieser große Minister, von Ludwig XIV. unterstützt, 36 Schiffe und 15 Brander in das Mittelmeer, und 14 Linienschiffe und fünf Brander in den Ocean vom Stapel gelassen. Zu jener Zeit auch wuchs der kleine Jean Bart auf einer schlechten Barke in die Höhe. Es war Derselbe bald nicht mehr, wie Hr. Sue uns erzählt, jenes rosenwangige, blondgelockte Kind von Meister Cornill Bart, sondern ein tüchtiger und kräftiger Seemann, mit kühnem und sorglosem Blicke, gebräunter Farbe, breiten, viereckigen Schultern und borstigem Haupthaar, der sein Fahrzeug gleich einer Nußschale dahinfliegen ließ, der alle Gestirne des Himmels und alle Klippen des Meeres kannte. Befehlshaber des Mastschweins (Cochon gros), in dem Augenblick, wo unser Held sich bei nächtlicher Weile einiger Ruhe in seiner Kajüte überließ, sieht er drei hübsche Hofcavaliere, die Herren v. Coislin, v. Harcourt und v. Cavoye, bei sich eintreten. Jean Bart rauchte sein Pfeifchen, die fernen Wellenschläge des Meeres beschauend. Kaum beachtet er jene jungen Leute mit ihren goldverbrämten Kleidern; allein als er vernimmt, er solle sie zur holländischen Flotte überführen, die bei den Bänken von Harwich vor Anker lag und die Admiral Ruyter commandirte, fing das Herz des jungen Mannes in seiner Brust zu schlagen, sein Auge zu funkeln an, und noch in der nämlichen Nacht brachte er jene Herren auf seiner Barke bis zu Ruyter's Admiralschiff. Von nun an eröffnete sich für Jean Bart eine neue Lebensperspective. Er, der Ludwig XIV. reichgekleidete Hofleute kaum eines Blicks gewürdigt, warf sich schluchzend zu Ruyter's Füßen, der, in einem Schlafrocke von schwarzem Wollenzeuch gekleidet, grade damit beschäftigt war, seine Lieblingshühner zu füttern. Vielleicht ist dieser Auftritt, den Hr. Sue sehr ausführlich beschreibt, nicht ganz historisch richtig; allein er ist im höchsten Grade dramatisch, und gewiß liegt ihm Wahrheit zu Grunde. Alles, was noch in der Folge dem jungen Seemann auf dem holländischen Admiralschiffe begegnete, gewährt nicht minderes Interesse. Hiernächst folgt eine Beschreibung der Seeschlacht, in deren Folgen Ruyter mit dem Orden des heil. Michael von Ludwig XIV. geschmückt wird. „Beim heiligen Kreuz", ruft Jean Bart, der, unter dem Haufen verborgen, der betreffenden Feierlichkeit mit zusah, aus, „es wird vielleicht eines Tages heißen: der Admiral Bart!" Alle diese Scenen, die ebensowol in der ernsthaften Geschichte wie in einem guterdichteten Roman ihre Stelle finden könnten, sind mit viel Begeisterung, Lebendigkeit und heiterm Anstrich beschrieben.

Wir werden vielleicht noch in d. Bl. auf die Fortsetzung von Hrn. Sue's Geschichtswerk zurückkommen. Fürjetzt wollen wir, um wenigstens ein Merkmal für den subjectiven Standpunkt des Verf. anzugeben, nur schließlich bemerken, daß, nach seiner Ansicht, Colbert die nützliche, der Marquis von Seignelay die glänzende Seite der französischen Marine ist. Das Losungswort des Vaters ist der Handel, während der Sohn vor Allem die Ehre der Flagge im Auge hatte. Alle diese Schattirungen aber werden von Hrn. Sue sehr wohl begriffen, und so tritt denn abwechselnd und in jedem neuen Capitel der Geschichtschreiber an die Stelle des Heldendichters. 17.

Notizen.

Die Beispiele, wo Fürsten und berühmte Feldherren auf eine zweideutige Weise die Erfüllung ihres gegebenen Wortes umgingen, sind in der Geschichte nicht selten. Tamerlan vermochte die Besatzung von Haili unter der Bedingung zur Capitulation, daß kein Blut vergossen werden sollte. Er hielt auch Wort, denn er ließ die Leute der Besatzung lebendig verbrennen. Mohammed II. versprach bei der Einnahme von Negroponte einem Manne, daß er seinen Kopf schonen wolle; dies that er auch, denn er verurtheilte ihn dazu, daß ihm der Leib mitten entzweigespalten werden sollte. Cromwell behandelte Karl I. auf ähnliche Weise. Er gab ihm das Versprechen, daß kein Haar auf seinem Haupte verletzt werden sollte, was auch nicht geschah, obgleich das Haupt selbst Ursache sich zu beklagen hatte. Ebenso zweideutig benahm sich Kaiser Karl V. gegen den Landgrafen Philipp von Hessen, der nach der Schlacht bei Mühlberg zum Gefangenen gemacht war, aber in Folge einer Convention seine Freiheit wiedererhielt. Kaum aber hatte man ihn freigelassen, als der Kaiser ihn aufs Neue verhaften ließ, und als Philipp's Schwiegersohn, der Kurfürst Moritz von Sachsen, dagegen Einwendungen machte, so erklärte der Kaiser, er habe ja in seinem Documente nicht gesagt, daß er ihn nicht wieder gefangen setzen wollte, er habe sich nur so darin ausgedrückt, daß das Gefängniß des Landgrafen Philipp kein ewiges sein solle. Es waren nämlich, verrätherisch genug, in dem Entlassungsdocument die Worte: in einiger Gefangniß, verwandelt worden in „ewiger Gefangniß". Da war freilich der wackere Kaiser Konrad, der nicht haben wollte, daß sein Kaiserwort gedeutelt werde, anderer Meinung als diese Fürsten.

Miß Landon, die Herausgeberin des englischen Bijou-Almanachs, hat in dem Jahrgang 1837 unter andern kleinen Gedichten auf Coleridge, Cooper, Göthe und andere literarische Notabilitäten, auch eins dergleichen auf Herrn von Raumer gegeben, das wörtlich so lautet:

He has recalled the past as still
The present should the past recall:
With carefull patience seeking truths,
And asking lessons from them all.
'Tis the historian's part to weigh
The glories of a former hour.
His are the trophies that outlast
The storied arch, the lofty tower.
We mark the progress of the mind —
How changed to what it was of yore,
And every point of knowledge gained
Seems an encouragement for more.

Indem wir dem Inhalt dieses Gedichtchens vollkommene Gerechtigkeit widerfahren lassen, müssen wir doch bemerken, daß die Verf. sich auf dies Pröbchen ihrer Poesie ja nichts einbilden möge, denn es ist enorm alltäglich. Und solche Expectorationen, die dem Gegenstand, den sie besingen, eben keine sonderliche Ehre erweisen, nennt die „Literary gazette": „The kindness of true genius." Nun möchten wir einmal den falschen Genius sehen.

Der erste Band von den Erzählungen und Skizzen des Ettrick-Schäfers, herausgegeben von Hill, ist nun erschienen: „Tales and sketches by the Ettrick Shepherd etc." Es finden sich in dieser Sammlung mehre bisher ungedruckte Stücke und hübsche Steindrücke nach dem Leben. Mehres ist von Walter Scott überarbeitet. „Wir empfehlen", so äußert sich die englische Kritik, „diesen Nachlaß dem Publicum recht dringend, welches man zwar häufig beschuldigt, daß es dem Dichter, wenn er um Brot bittet, einen Stein reiche, das sich jedoch, soviel wir wissen, noch zu keiner Zeit die weit größere Grausamkeit zu Schulden kommen ließ, den dürftigen Kindern eines Dichters das Brot zu versagen." Es möchten sich — des Engländers Wort in Ehren — aber doch wol für das Letztere einige kleine Beispiele finden. 11.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Dienstag, — Nr. 52. — 21. Februar 1837.

Der Abfall der belgischen Provinzen von Österreich. Von Louis Lax. Aachen, Mayer. 1836. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

Wir sehen den Verf. des vorliegenden Werkchens sich seit einiger Zeit mit einer großen Productivität im belletristischen Fache bewegen. Überall finden wir Novellen, Erzählungen, Romane in mehren Bänden unter seinem Namen. Es war natürlich, daß wir, ohne etwas von ihm gelesen zu haben, ihn in Gedanken in die Zahl der Vielschreiber rangirten, und daß dies bei uns kein günstiges Vorurtheil für seine Geschichtschreibung erweckte; desto angenehmer wurden wir überrascht, hier eine fleißige, einsichtsvolle Bearbeitung zu finden, verständige Ansichten, große Bescheidenheit im Auftreten und völlige Freiheit von der Servilität des Despotismus wie von der der Demokratie; denn auch die Demokratie hat ihre Servilen, wie alle Macht auf Erden. Schon das inhaltschwere Wort Montesquieu's, welches der Verf. zum Motto gewählt, zeigt den verständigen Standpunkt, den er für seine Arbeit gefunden: „Les peuples sont très-attachés à leurs coutumes, les leur ôter violemment, c'est les rendre malheureux: il ne faut donc pas les changer, mais engager à les changer eux-mêmes."

Es ist ein glücklicher Gedanke, diese Revolution, welche das historische Recht zu erhalten bezweckte, den Töchtern der Julirevolution entgegenzustellen und die dunkeln und mannichfaltigen Motive zu entwickeln, die in ihr wirkten, um so mehr als sie eine Episode in der Weltgeschichte war, welche der Sturm der französischen Revolution mit seinen nachfolgenden Eroberungen von der Oberfläche der Erde verwischte. Zugleich aber macht die Verschiedenheit der Sitten, der Sprache, der Verfassungen der einzelnen belgischen Provinzen, die Zerstörung der Archive durch die vielen Kriege sowie der rasche Wechsel der Herren diesen Stoff der Bearbeitung unzugänglicher als manchen andern.

Das überaus reiche Staatsarchiv — sagt der Verf. — hat durch die Stürme von 1794 arg gelitten. Erst durch den jetzigen königlichen Archivar, Herrn Gachard, ist hierin ein wichtiger Schritt zum Guten geschehen. Durch den belgischen Minister, Herrn de Theux, unterstützt, hat dieser noch junge, aber ebenso kenntnißreiche als fleißige Gelehrte 1832 angefangen, die ihm auf allen Punkten der belgischen Monarchie geöffneten Sammlungen zu sichten, und das Resultat seiner mühevollen Arbeit in seinen „Analectes belgiques", in seinen „Documens politiques et diplomatiques sur la révolution belge de 1790" und endlich in seiner „Collection de documens inédits concernant l'histoire de la Belgique" bekannt gemacht, von welchem letztern Werke bis jetzt schon drei starke Bände erschienen sind. Trotz dieser ergiebigen Ernte ist noch eine vielleicht ebenso lohnende Nachlese zu halten, um dann erst an eine Bearbeitung des rohen Stoffes zu gehen.

Außer diesen Werken nennt uns der Verf. als benutzte Quellen: „Lettres sur la révolution brabançonne" von Borgnet, die zuerst im „Journal de Namur" erschienen und später gesammelt herauskamen; ferner die „Mémoires pour servir à la justification du général d'Alton et à l'histoire secrète de la révolution belgique 1791", das „Mémoire historique et pièces à la justification pour M. van der Mersch" (Lille 1791), die „Mémoires militaires sur la campagne de l'armée belgique en 1790" (London), den „Recueil des représentations, protestations et réclamations, faites à l'empereur" vom Abbé de Feller, die belgische Geschichte von Dewez, die „Denkwürdigkeiten" Dohm's und eine Menge Broschüren, welche, wie der Verf. bemerkt, nur von Werth sind für die Würdigung der damals in Belgien herrschenden Bildung und Aufklärung, die so Skandalöses ertragen konnte.

Die belgischen Provinzen waren von jeher so sehr von einer Hand in die andere gegangen, daß sie ohne ihre Verfassungen, die sie sich unter jedem Wechsel erhalten hatten, alle eigenthümliche Farbe verloren haben würden. Für Brabant und Limburg waren diese Privilegien in 59 Artikeln niedergelegt, die ein Ganzes bildeten, welches man von Philipp's des Guten von Burgund Einzug, der sie beschworen, die Joyeuse entrée nannte; jeder folgende Herrscher hatte diese Joyeuse entrée abermals beschwören müssen, mit ihr die ziemlich analogen Verfassungen der andern Provinzen. Der utrechter Tractat entzog Belgien dem Kurfürsten von Baiern, dem es Philipp V. von Spanien überlassen, und verleibte es dem Hause Östreich ein. Unter Maria Theresia's milder Herrschaft genoß das Land eines langen Friedens; aber die Verschiedenheit der Provinzialinteressen machte es allerdings unfähig, Theil an Fragen allgemeinen Nutzens zu nehmen, und selbst die große Maßregel der Eröffnung der Schelde erweckte keinen Funken von Begeisterung, sodaß

die Regierung sie auf die erste Drohung Frankreichs wieder fallen lassen mußte. Unter solchen Umständen war Joseph allerdings gerechtfertigt, Veränderungen vornehmen zu wollen, welche die Interessen der Provinzen verschmelzen, sie zu einem Ganzen bilden und aus dem Zustand, in welchem sie sich befänden, zu einem, den Fortschritten des übrigen Europa analogen erheben könnten; nur auf seine schülerhafte Weise — wir wagen unbedenklich das Wort — durfte es nicht geschehen. Joseph handelte hier wie überall; er schien zu glauben, der gute Zweck, sobald er nur durch ein Machtwort von oben ausgesprochen sei, unterstütze sich selbst; er bedachte nicht, daß jeder Kämpfer auf Erden eine spröde Masse zu bewältigen hat, daß alles Menschliche nur wachsen kann, daß das Zauberwort der Allmacht: es werde, selbst Autokraten nicht gegönnt ist; und der Kaiser war hier nicht einmal Autokrat, ja er war nichts weniger als das, denn er hatte die Joyeuse entrée bei seinem Regierungsantritte beschworen, hatte wörtlich beschworen, daß jede Contravention seinerseits alle seine Unterthanen von der Pflicht des Gehorsams entbinden solle. Dennoch glaubte er die Verfassung mit einigen Federstrichen umstürzen zu können. Durch ein Edict vom 17. März 1783 hob der Kaiser, ohne die Staaten zu fragen, plötzlich alle Klöster auf und zog ihre Güter ein; drei Jahre später wurden alle Brüderschaften abgeschafft; ein Edict vom 16. Oct. 1786 errichtete ein Generalseminarium zu Löwen, welches die Erziehung der Jugend den Händen des Klerus entzog. Durch alle diese Maßregeln hatte der Kaiser die Geistlichkeit unversöhnlich gereizt; doch das genügte ihm noch nicht. Das große Wort: divide et impera, schien ihm unbekannt; am 1. Jan. 1787 erschienen zwei Diplome, welche die ganze Verfassung von Grund aus umstürzten. Jetzt erhob sich Alles wider ihn. Die Vorstellungen der Staaten der Provinzen, die schon davon sprachen, bei allen dabei interessirten Mächten die Aufrechthaltung der Bedingungen zu reclamiren, unter welchen Östreich die Niederlande übernommen, waren umsonst; der Kaiser sandte zwar einen milden Mann, den Grafen Trautmannsdorf, als Generalgouverneur, aber er gab ihm den General d'Alton zum Befehl der Truppen bei, dessen militairischer Despotismus bekannt war. Beide Charaktere hatten sich einander ausgleichen sollen; sie widersprachen und entkräfteten sich nur. Trautmannsdorf's Vorstellungen wurden in Wien überhört oder verachtet, und Scenen spanischer Tyrannei wiederholten sich im Lande, die das Feuer der Rebellion nur schürten; alle Aussicht einer Ausgleichung verschwand. Zugleich fesselte der Türkenkrieg Joseph's Hände; er konnte keine Verstärkung nachsenden, und er würde die 20,000 Mann, die er in Belgen beschäftigen mußte, gern zurückgezogen haben, wenn die offene Empörung, welche jetzt ausbrach, es ihm gestattet hätte. Ihr Streben concentrirte sich in einigen Personen, die der Verf. uns folgendermaßen schildert.

Heinrich van der Noot, Advocat, war der Sohn eines Ammanns von Brüssel, am 7. Jan. 1731 geboren. Er war von Gestalt groß, mager, aber muskulös. Seinem Gesichte fehlte jeder edle Ausdruck, und es verrieth weder Geist noch Charakter. Von Jugend auf gemeinen Ausschweifungen ergeben, hatte er es nie zu einem großen Rufe in seinem Amte gebracht, aber sich durch Frechheit und heftige Declamationen einen Namen gemacht. Seine Reden wie seine Gewohnheiten trugen das Gepräge der Gesellschaft, die er vorzugsweise liebte. Ein aus der tiefsten Hefe der Menschheit hervorgegangenes Weib hatte ihn unauflöslich gefesselt, und nur der Trunk, dem er nicht weniger ergeben war, machte dieser Madame Pineau, die einen traurigen Einfluß auf das Geschick eines ganzen Landes auszuüben vermochte, den Rang streitig. Dieser Umgang wirkte selbst auf die Sprache van der Noot's ein, denn obgleich sie allgemein in Belgien damals nicht zu den feinsten gehörte, wie zur Genüge aus den Schriften jener Zeit erhellt, gelang es ihm doch, durch den Reichthum von Flüchen und Ekelworten aufzufallen, mit denen er jeden Satz zu würzen pflegte. Diese Kernausdrücke waren keineswegs nur angenommen, um dadurch desto leichter auf den Pöbel zu wirken, sondern gingen aus seiner eigentlichen Natur hervor. Auch wäre es ihm in seiner Beschränktheit in der That nicht gelungen, sich zu einiger Bedeutung aufzuschwingen, wenn er nicht unbewußt ganz von fremden Händen geleitet worden wäre, die ihn vorschoben, um hinter seinem Rücken desto sicherer handeln zu können. Vor Allem stand er in allen höhern politischen Fragen ganz unter der Leitung eines Priesters, Namens van Eupen, der wegen eines schweren Vergehens hatte aus Antwerpen flüchten müssen, van der Noot auf der Stelle durchschaute und ihn gänzlich am Gängelbande leitete.

Der Zweite war Fr. Vonck, geboren 1735 und ebenfalls Advocat. Aber durch Geist und tüchtige Studien hatte er sich schon früh einen großen Namen in seinem Fache erworben und durch sein gutes Herz und seinen zuverlässigen Charakter sich Aller Achtung gesichert. Von wahrem Patriotismus beseelt, sprach er sich ebenso entschieden gegen die despotische Richtung aus, welche der Kaiser einschlagen zu wollen schien, als er den alten Misbräuchen abhold war, die auf seinem Vaterlande lasteten und den Bürger unter die Ruthe des Adels und des Klerus stellten. Hätte Joseph langsam dahin gestrebt, das Volk zu einer gewissen Selbständigkeit zu erheben, und ihm die Besorgnisse benommen, daß er nicht die Rechte Aller zu seinem Vortheile zu confisciren denke, so hätten Vonck und seine Freunde der Regierung in die Hände gearbeitet. Auch wurde sein Auflehnen erst bemerkbar, als das Zwangssystem der Militairgewalt vorzuherrschen anfing. Er war von dem Geiste erfüllt, der damals in Frankreich aufleuchtete und, ehe er sich in so gräßliche, blutrothe Blitze concentrirte, weithin seine wärmenden Strahlen ausschickte. Es war ihm nicht um eignen Ruhm und Gewinn zu thun, sondern um das Ideal der reinen Demokratie, deren Verwirklichung damals von so manchen Gutmeinenden, wenn auch politisch Kurzsichtigen geträumt wurde, die sämmtlich bald genug die Bilder ihrer Phantasie an der Wirklichkeit zerrinnen sehen sollten.

Vonck hatte den Plan zu einer Association entworfen, die er pro aris et focis nannte und an deren Spitze er sich mit noch sieben andern Patrioten stellte. Ein jeder derselben warb eine kleine Anzahl Verschworener an, deren wieder Jeder als Werber auftrat und den Namen des Vereideten an die Bundeshäupter abschickte, sodaß diese den ganzen Umfang der Gesellschaft übersehen konnten, ohne daß sie sich untereinander kennen lernte. Ganze Städte wurden auf diese Weise mit unsichtbaren Banden umzogen und Alles zu einem plötzlichen allgemeinen Aufstande vorbereitet. In Mecheln wurden an einem Tage 3000 Mann, Löwen in acht Tagen ganz in den Bund aufgenommen. Ein kleines Corps, welches der Bund bildete, indem er Alles, was für das Vaterland zu den Waffen greifen wollte, heimlich nach Hasselt im Lüttichschen beförderte, wurde von den Dienern Joseph's, die Kunde von ihm erhalten, verachtet und nicht anders als die Armee im Monde genannt, und wenn eine Procession durch die Straßen Brüssels

zog, so fragte man, ob van der Noot sich in Marsch gesetzt habe.

Doch dieses Corps wuchs und erhielt einen ausgezeichneten Anführer in einem pensionirten Obersten, über dessen Talente und braven Charakter nur Eine Stimme war, Jean André van der Mersch, geboren zu Menin am 10. Febr. 1734, und am 18. Dec. 1789 schon war Brüssel erleuchtet zu Ehren der Vertreibung „der östreichischen Ketzer".

Als aber der Sieg errungen war, spalteten sich die übel vereinten Elemente des Widerstandes, und der Fanatismus beutete ihn aus. Die Vonck'sche Partei, welche man die belgische Gironde nennen könnte, war noch immer zu einer Versöhnung mit Joseph geneigt und behauptete, es bedürfe, nun eines der vorzüglichsten Bestandtheile der Verfassung, der Souverain, herausgeschieden sei, einer völligen Umgestaltung derselben. Aber van der Noot, vorgeschoben von der Masse des Adels und der Geistlichkeit, verlangte, daß Alles beim Alten bleibe, ließ sich zum bevollmächtigten Agenten der belgischen Nation, mit dem Titel Excellenz, erklären, machte van Eupen zum Staatssecretair, mit demselben Titel, den Bischof von Antwerpen zum Präsidenten der Stände, und unter dem Einflusse dieses würdigen Triumvirats, welches an Joseph's Stelle getreten, constituirten sich 53 Deputirte als Generalstaaten und schlossen eine Bundesacte der Vereinigten belgischen Staaten ab, welche dieselben frei und unabhängig erklärte und einen souverainen Congreß der Vereinigten belgischen Staaten einsetzte, zu dem die Provinzen Deputirte schicken mußten. Dieser Congreß versammelte sich in Brüssel am 20. Febr. 1790; er hatte die vollziehende Gewalt und blieb permanent.

Die siegende Partei bezeichnete ihren Sieg bald durch die schändlichste Verfolgung ihrer einstigen Freunde, der Vonckisten, die mehr dazu gethan als sie selbst, das östreichische Joch abzuschütteln, und diese hatten jetzt nicht genug politischen Muth, Alles an Alles zu setzen. Van der Mersch, der Washington Belgiens genannt, der Vater seiner Armee, benutzte seine Gewalt nicht, zog Unterwerfung dem Bürgerkriege vor, und ward zum Lohn ins Gefängniß geworfen, wo man ihn ohne Papier und Bücher ließ. Die ruchlosesten Grausamkeiten fanden gegen die Demokraten, wie man sie nannte, statt, zu denen sich die Edelsten und Gebildetsten des Landes zählten, ja manche Mitglieder des Adels selbst, so der Herzog v. Ursel und der blinde Herzog v. Aremberg; die Journale der herrschenden Partei predigten den Mord, vor den Häusern der Freunde des jetzigen Regiments ward ein Bild der Jungfrau als Schutz befestigt, vor denen der Demokraten wurden folgende Verse angeschlagen:

> Cette maison doit être pillée,
> Le chef en sera massacré,
> Pour conserver notre liberté:
> Sans cela point de tranquillité,
> C'est le voeu de la publicité.

Und der Pöbel ermangelte nicht, solchen Auffoderungen Folge zu leisten. Simons, einer der Vonckisten, rettete sein Haus nur dadurch, daß er es beim ersten Angriff in die Luft zu sprengen drohte. Prediger unterstützten diese Unthaten von den Kanzeln, verfluchten ganze Geschlechter und versprachen ihren Mördern Absolution. Drei Tage dauerten diese Schreckensscenen in Brüssel; am dritten erst, als Alles landesflüchtig geworden, was ihnen entgegenstand, verboten die Stände sie bei Lebensstrafe; Vonck war unter den Entflohenen.

Unterdessen starb Joseph, gebrochenen Herzens, und Leopold machte die mildesten Vorschläge völliger Amnestie und Herstellung des vorigen Zustandes, selbst mit Ausdehnung der alten Privilegien. Im Rausche des Sieges und der Grausamkeit warf sie ihm die herrschende Partei höhnend ins Gesicht.

Bei diesem Übermuthe vertraute sie jedoch nicht auf ihre eigne Kraft, der sie durch die Entfernung aller bessern Elemente des Aufstandes den Todesstreich gegeben hatte, sondern auf die eingebildete Hülfe fremder Mächte, Preußens, Frankreichs, Englands und Hollands. Aber diese Hoffnungen verschwanden bei dem Abschluß des Tractats von Reichenbach, und die Unfähigkeit der Partei, die das Vaterland im Namen der Freiheit tyrannisirte, stellte sich nun auf das kläglichste heraus. Es ist unbegreiflich, wie wenig Herrschertalent der belgische Klerus bei dieser Gelegenheit entwickelte. Zwar boten die Mächte ihre Vermittelung an, aber man hatte das Volk so wider Östreich eingehetzt, daß man es nun nicht mehr herabstimmen konnte. Als der letzte Termin dieser Anerbietungen verstrichen war, wollte man, von Angst getrieben, sie noch ansprechen und that den verzweifelten Vorschlag, den Erzherzog Karl, Leopold's dritten Sohn, als Souverain anzuerkennen; doch die Östreicher nahmen keine Rücksicht darauf und überschritten die Grenzen.

Bei dem Herannahen der Gefahr wiederholten sich die Scenen des Terrorismus in Brüssel. Man schrie die verfolgten Demokraten als Verräther des Vaterlandes aus, die an allem Unglück schuld seien. Vor den Fenstern des Congreßsaales ward ein Mann als Vonckist zersägt, der nicht genug Ehrfurcht vor der Mutter Gottes bewiesen haben sollte, und die Schriftsteller des Tages nannten das „des irrégularités". Doch diese Ausschweifungen ohnmächtiger Grausamkeit halfen wenig; überall floh das belgische Heer vor den herannahenden Östreichern, die Truppen waren im elendesten, aufgelöstesten Zustande, und die Anekdoten darüber sind fast lächerlich zu nennen; van der Noot, der sich gerühmt hatte, 80,000 Östreicher wie die Fliegen mit seinen Freiwilligen todtzuschlagen, sah der Flucht der belgischen Haufen von den Bergen zu. Die Östreicher zogen überall siegend ein, Amnestie verkündend und die bewundernswürdigste Mannszucht haltend. Van der Noot's Bild, das man in Processionen durch die Straßen Brüssels getragen, wo er zur Zeit seines Sieges in einem offenen Wagen triumphirend eingezogen, hinter ihm Madame Pineau, Beide aus allen Fenstern mit Blumen überschüttet — van der Noot's Bild ward nun vom Volke zertreten, zerrissen, die Stände mit Schlägen aus ihrem Saale getrieben, und die Stadt

kam selbst um eine bessere Organisation derselben beim Kaiser ein. Am 1. Juli 1791 ward Leopold feierlichst in Brüssel gehuldigt. Er stellte den alten Zustand des Landes völlig wieder her und entzog nur die nicht theologischen Studien der Aufsicht der Geistlichkeit. In kurzer Zeit waren dem Kaiser Aller Herzen gewonnen; doch schon im März 1792 starb er, in dessen Geschichte diese Wiedereroberung Belgiens eines der schönsten Blätter fällt, und Mitte Octobers desselben Jahres überschritten die Franzosen die flandrischen Grenzen, die östreichische Armee vor sich hertreibend.

Die Hauptfiguranten dieser Revolution starben eines natürlichen Todes in ruhiger Dunkelheit; van Eupen in Holland, Vonck, van der Mersch und van der Noot in ihrem Vaterlande.

Hier das unvollkommene Geripp Dessen, was uns das vorliegende Buch mit dem Leben des Details auf 333 Seiten gibt. Es interessirt vorzüglich dadurch, daß es uns den Antheil französisch demokratischer Grundsätze, den Antheil des Zeitgeistes an einer Revolution enthüllt, die wir gewohnt waren nur als einen Widerspruch des Zeitgeistes zu betrachten und zu übersehen. Geistig stand jene Partei der Vonckisten oder Demokraten eigentlich auf der Seite des Kaisers, begriff die Gebildetsten und Tüchtigsten der Nation, während der Klerus über das gemeine Volk gebot; und wer mag sagen, welches die Folgen gewesen wären, wenn Joseph sie zu benutzen verstanden. Aber er wollte biegen oder brechen. Doch es fehlte diesen sogenannten Demokraten, gleich der Gironde, an eigentlichem politischen Genie; gleich ihr und gleich ihrem geistesverwandten Feinde, dem Kaiser, waren die Vonckisten Männer der Theorie, welche wähnten, Grundsätze verföchten sich in der Welt durch ihre eigne Kraft, und so gingen sie wie fast jede große Erscheinung halb durch die Widerspenstigkeit ihres Stoffes, halb durch eigne Schuld zu Grunde.

Als eine Verbesserung des Werks müßten wir es betrachten, wenn den Capiteln Inhaltsverzeichnisse beigegeben wären und vielleicht die Jahreszahlen hin und wieder mehr hervorträten; es würde das historische Aussehen desselben erhöhen und einen Überblick des Stoffes erleichtern, für den durchaus nichts geschehen ist. 10.

Literarische Notiz.

Der Verf. des „Hofes und Feldlagers von Don Carlos", Burke Honan, hat ein „Andalusisches Taschenbuch für 1837" herausgegeben, von sehr mannichfaltigem Inhalte, das unter Seinesgleichen sehr empfehlungswerth ist. Der artistische Theil desselben enthält lebensgroße Portraits in andalusischem Costum von merkwürdigen Charakteren aller Art, Banditen, Schleichhändlern, Actricen und Mataderes, ausgeführt durch den geschickten Pinsel von José Becquier, einem Maler aus Sevilla, und in Stein gestochen von Gauci; der literarische Theil besteht aus kürzern spanischen Novellen, Schilderungen nach dem Leben, Legenden, pikanten Räubergeschichten, Anekdoten und dergleichen aus der geschickten und populairen Feder des Hrn. Honan. Einige der darin figurirenden Helden sind sehr galant, z. B. der berühmte Schmuggler und Bandit José Maria, ein kleiner Robin Hood der spanischen Gebirge. Die Galanterie dieses Banditenhäuptlings, der vielleicht noch geraume Zeit in den spanischen Legenden leben wird, war zum Sprüchwort geworden. So fügte es sich einst, daß eine Dame von Stande nach Madrid reiste mit einem von feinen Hofkleidern, Schmuck und Juwelen strotzenden Gepäck, welches Alles jedoch nicht so tief in die Koffer der Dame verpackt war, um nicht den kunstfertigen Händen einiger Freibeuter aus José Maria's Bande zur Beute zu werden. Glücklicherweise besaß die Dame als Andalusierin einige Geistesgegenwart und Witz und verlangte, nachdem man sie dergestalt ausgezogen, den Hauptmann zu sprechen, was ihr auch gewährt wurde. „Freund", sagte sie zu diesem, „Ihr seht, daß ich nothwendig nach Cadiz zurückmuß, seid doch so gut und gebt mir eine kleine Escorte." „Wie so? meine Dame", fragte der Räuber, „ich meinte, Ihr wolltet nach Madrid." „Ei wol; aber wie kann eine Frau meines Ranges ohne Kleider und Schmuck nach Hofe reisen?" „Gebt der Dame sogleich ihre Juwelen und Anzüge wieder", befahl der Hauptmann, und sie fand sich demnach bald wieder im Besitz ihres Eigenthums. Als dies der Fall war, wandte sich die begehrliche Dame nochmals an den Räuber. „Mein Herr", sprach sie mit dem holdseligsten Lächeln, „ich werde Ihrer Gefälligkeit stets eingedenk sein, allein ich muß gestehen, daß ich zu meiner Weiterreise auch einiges Geld brauche." Der Caballero José Maria schien dies Gesuch sehr natürlich zu finden und ordnete sogleich an, daß der Dame aus seinem Schatze einige Beutel mit Geld ausgezahlt wurden. Dabei entschuldigte er sich obenein in den galantesten Ausdrücken, daß er so unklug gewesen, diesen wichtigen Umstand zu vergessen. Späterhin kam die Bekanntschaft dieser Dame dem Caballero sehr zu statten, denn ihr Einfluß wirkte ihm einen Generalpardon aus. Nach seiner Begnadigung ward er Policeibeamter und später von einigen Leuten aus seiner eignen Bande erschossen. Auch das Portrait und die Lebensskizze von Mathilde Diez, einer der gefeiertesten spanischen Actricen vom Teatro del Principe in Madrid findet sich in dem Büchlein, welche der Verfasser in ihrer angenehmen Häuslichkeit mehrmals besuchte. Sie soll eine der jüngsten, schönsten, liebenswürdigsten und talentvollsten Bühnenerscheinungen sein. 11.

Bibliographie.

Frommel's, C., pittoreskes Italien. Nach dessen Original-Gemälde und Zeichnungen in Stahl gestochen in dem Atelier von C. Frommel und H. Winkles. Als Anhang Scenen aus dem Volksleben, nach Zeichnungen von Catel, Gail, Goetzloff, Mosbrugger, Weller, Pinelli etc. Text für Ober-Italien von *W. von Lüdemann.* Unter-Italien von *C. Witte.* 1ste Lieferung. Gr. 8. Leipzig, Kollmann. 10 Gr.

Magnien, B., Mensch, Engel oder Teufel? Byrons Leben und Abenteuer in England, Italien und Griechenland. 2 Bände. 8. Meißen, Goedsche. 2 Thlr. 16 Gr.

Norden, M., Die Belagerung von Antwerpen und die Vergeltung. 8. Hamburg, Herold. 1 Thlr.

Otto, W., Die Entdeckung von Amerika. Ein Heldengedicht. 1ster Theil: Columbus. Gr. 12. Leipzig, Fest. 5 Gr.

Preuß, J. D. E., Friedrich der Große als Schriftsteller. Vorarbeit zu einer echten und vollständigen Ausgabe seiner Werke; bei Annäherung des großen Preußischen Thronjubelfestes ehrerbietigst der Königl. Akademie der Wissenschaften empfohlen. Gr. 12. Berlin, Veit u. Comp. 1 Thlr. 18 Gr.

Prokesch von Osten. Denkwürdigkeiten und Erinnerungen aus dem Orient. Aus Jul. Schnellers Nachlaß herausgegeben von Dr. Ernst Münch. 2ter Band. Gr. 12. Stuttgart, Hallberger. 1836. 3 Thlr.

Wolf, L., Der Tabu auf Tahiti. 8. Hamburg, Herold. 1 Thlr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Mittwoch, —— Nr. 53. —— 22. Februar 1837.

Briefe aus Elsaß und Lothringen.

Dritter Brief.*)

Es ist bekannt, daß es mit dem Volksunterrichte bei der „civilisirtesten Nation der Welt" — daß sie diese sind, ist bei den Franzosen eine ausgemachte Sache — ziemlich kläglich aussieht. Die deutsche Gewissenhaftigkeit im Lehren und Lernen hat jedoch im Elsasse, mancher besondern Schwierigkeiten ungeachtet, der Bildung der Massen großen Vorschub geleistet, sodaß diese Provinz im Verhältnisse zu allen andern Theilen von Frankreich einen unbestreitbaren Vorzug behauptet. Auch besteht die Literatur des Elsasses zum größten Theile aus Schulbüchern und zahlreichen Werken und Werkchen zum Unterrichte und zur Bildung der Jugend. Hier ist nun die eigenthümliche Stellung der Elsasser an der Schwelle der beiden Länder von eingreifender Bedeutung. Sie sind dadurch berufen, die Vermittler zwischen deutscher und französischer Bildung zu machen. Wirklich thut sich dieses Bestreben namentlich in zahlreichen Übersetzungen deutscher Jugendschriften in das Französische und französischer in das Deutsche kund, wobei aber freilich viel Kraut und Unkraut durcheinander läuft. Weit mehr ist man in Lothringen an eigentlicher Volksbildung zurück. Es ist noch nicht sehr lange her, daß im Departement der Mosel bei Gelegenheit der Truppenaushebungen von 15,000 jungen Männern an 4500 erklärten, weder lesen noch schreiben zu können. Bei der Gründung der Normalschule zur Bildung junger Schullehrer in Metz fanden sich unter 27 Concurrenten, achtzehn- bis zwanzigjährigen Jünglingen, welche als die bestunterrichteten des Departements nach der Hauptstadt geschickt wurden, nur etwa 8 oder 10, welche befriedigend zu lesen wußten. Noch vor einigen Jahren hatten unter 46 Knaben nur 14 die Schulen besucht. Neuerdings ist jedoch viel zur Förderung des Volksunterrichts sowol in Metz als in Nancy geschehen. Auch hat die Literatur der beiden Departements der Mosel und Meurthe, die jedoch von keiner großen Bedeutung ist, nächst den verschiedenen Zweigen der Industrie, welche da und dort im Gange sind, hauptsächlich den Elementarunterricht zum Gegenstande. Gedeihlichen Erfolg haben die neuerrichteten Schulen des wechselseitigen Unterrichts, die aber wie fast aller Orten in Frankreich der Gegenstand mancher Angriffe und feindseliger Umtriebe von Seiten eines Theils des katholischen Klerus geworden sind. So wurde unlängst zu Nancy auf Veranlassung der frères de la doctrine chrétienne von mehren Bürgern eine Eingabe an den Gemeinderath gemacht mit der Bitte, durch die unter der Leitung dieser Geistlichen stehenden Schulen diejenigen des wechselseitigen Unterrichts zu ersetzen. Die Petition suchte glauben zu machen, daß in diesen letztern Anstalten der Religionsunterricht durchaus vernachlässigt werde. Nach dem Berichte der Commission hat sich diese Behauptung als völlig unwahr erwiesen. Auch wurde die Petition von der Mehrheit des Gemeinderaths zurückgewiesen. Damit ist jedoch die Sache noch keineswegs abgeschnitten und der Fortbestand des wechselseitigen Unterrichts dürfte vielleicht später wieder von Neuem in Frage gestellt werden.

*) Vgl. Nr. 4, 5, 29—31 d. Bl. D. Red.

Unter den besondern Bildungsanstalten zeichnet sich in Strasburg hauptsächlich die medicinische Facultät aus, und namentlich ist für das Studium der Naturwissenschaften durch die daselbst befindlichen sehr reichen Sammlungen bestens besorgt. In Metz ist die Artillerieschule in sehr gutem Stande und mit tüchtigen Lehrern besetzt. In Nancy nimmt das Taubstummeninstitut ein besonderes Interesse in Anspruch; es gehört unstreitig zu den vorzüglichsten Anstalten dieser Art.

Wenn von dem mangelhaften Elementarunterrichte in Frankreich häufig die Rede ist, so muß man sich doch hüten, darin ausschließend den Maßstab für die Bildung des Volks zu suchen. Der Franzose liebt es, sich keck und leichtsinnig in den Strom des Lebens zu stürzen, und lernt oft erst schwimmen, wenn ihn die Wellen schon zu verschlingen drohen. Überhaupt werden ja die Menschen weniger durch die Schule als durch das Leben selbst gebildet und durch die vielfach sie berührenden Institutionen des politischen, bürgerlichen und geselligen Verkehrs. Nun haben aber die Franzosen in ihrer Revolution eine strenge Lehrmeisterin gehabt, und sie haben noch weitere tüchtige Lehrerinnen in manchen öffentlichen Institutionen, die im Sturme Wurzel gefaßt und die Stürme überdauert haben, wie in ihren Geschworenengerichten, in der Öffentlichkeit der Rechtspflege und in einer relativ noch immer großen Preßfreiheit. Den Einfluß von dem Allen wird Derjenige nicht geringschätzen, der ihn selbst zu beobachten Gelegenheit

hatte. Aber dies Alles geht doch nur die Beurtheilung des öffentlichen Lebens an und das Zurechtfinden in den politischen und bürgerlichen Verhältnissen. Dagegen gibt es so manche schmiegsame Privatvorurtheile und Irrthümer, die sich von einem großen, allgemeinen Sturme so leicht nicht entwurzeln lassen, sondern sich einstweilen in irgend einen stillen Schlupfwinkel zurückziehen, wo sie heimlich fortwuchern, bis sie bald wieder in ihrer vollen Größe zu Tage kommen. So mag man auch jetzt erst, nachdem es wieder Ruhe geworden im Lande der Franzosen, sich darüber wundern, wie so manche Vorurtheile und mancher Aberglaube bei dem Volke sich erhalten konnten, das sich über das Alles hinweggesetzt zu haben vermeinte und in dem guten Glauben an seine radicale Aufklärung hinlebte.

Im Elsasse wie in Lothringen ist noch gar mancherlei Aberglaube zu Hause. Hier kann nun freilich nur durch tüchtigen Unterricht, durch bessere Jugenderziehung aufgeräumt und ausgereutet werden, und zwar nur im Einzelnen und Besondern, denn wer den Irrthum in Masse vertilgen will, läuft Gefahr, zugleich die Wahrheit vor den Kopf zu stoßen und den Glauben mit dem Aberglauben aus der Wurzel zu reißen. Zwar sieht der letztere ziemlich ungefährlich aus und hat sogar mitunter einen poetischen Anstrich. Allein das Schlimme ist, daß der Irrthum den Irrthum erzeugt, und daß er so leicht in ganzen Familien sich ansiedelt und ausbreitet, bis er der unbewachten Wahrheit über den Kopf gewachsen ist. Auch gilt es ja im Gebiete der Erkenntniß nicht weniger als in dem der körperlichen Welt, daß durch die Beleuchtung eines einzelnen dunkeln Punktes das Licht nach allen Seiten verbreitet wird. In manchen Theilen des Elsasses mögen gewisse Arten von Aberglauben wol auch durch das Zigeunervolk einige Nahrung erhalten, welches sich daselbst in ziemlicher Anzahl niedergelassen hat, ohne jedoch seiner schweifenden Lebensweise gänzlich zu entsagen, und welches sehr wohl weiß, daß sich, wie Lichtenberg sagt, zwar nicht durch Wahrheit sagen, aber doch durch Wahrsagen in der Welt durchkommen läßt. Auch bilden die Wahrsagebüchlein, die gedruckten „Glücksräder", die Traumbücher aller Art einen sehr beträchtlichen Zweig der vorzugsweise populairen Literatur. Sie werden auf dem Lande auf allen Märkten ausgeboten und in Menge verkauft. Doch scheint der Ursitz dieser Literatur in dem überrheinischen deutschen Lande zu sein, da wenigstens als Druckorte Reutlingen, Augsburg, Nürnberg, Frankfurt und andere deutsche Städte angegeben werden. Da diese Schriften niemals bis zu 20 Bogen hinaufreichen, da sie also durch ihre allzu beträchtliche Größe der gesetzlichen Conscription im Reiche des Geistes nicht entgehen, so scheint es, daß sie die deutsche Censur passirt haben. Übrigens sieht es in dieser Beziehung in Lothringen nicht anders wie im Elsasse aus, denn auch die französische Literatur ist mit populairen Werken der gedachten Art in Fülle versehen. Auch wird da und dort das Wahrsagerhandwerk mit französischem savoir faire und mit einem gewissen rhetorischen Pompe betrieben. So pflegt am Dome zu Metz ein Wahrsager von Profession zu stehen, mit Spieß und Fähnchen in der Hand und einem mächtigen Napoleonshut auf dem Kopfe. Das gläubige Landvolk Lothringens drängt sich oft in dichten Scharen um ihn her, um seine Weisheit zu hören und seine Taschen zu füllen. Diese privilegirte Bettelei läßt man geschehen, obgleich die gewöhnliche in Metz wie in Strasburg verboten ist, und obgleich das Verbot ziemlich gehandhabt wird, was in Frankreich nicht immer zusammentrifft. Die Bewohner von Nancy dagegen und von vielen andern französischen Städten haben es weiter gebracht in der Freiheit der Julitage. Da ist es Niemand verboten, die Vorübergehenden um milde Gaben in Anspruch zu nehmen und allen Jammer zur Schau zu stellen, um ihr Mitleid zu erwecken. Freilich sollte in einem Lande, wo die Charte eine Wahrheit geworden, das menschliche Elend nicht sich verbergen müssen. Auch wird von diesem Rechte der Öffentlichkeit hinlänglich Gebrauch gemacht. Eine andere Freiheit, deren die constitutionellen Franzosen noch allgemeiner genießen, besteht darin, daß sie sich, was die Reinlichkeit der Straßen betrifft, so wenig um die Policei bekümmern, als sich diese um sie bekümmert. Es wird dabei mit einer genialen Freimüthigkeit zu Werke gegangen, welche uns Deutschen sehr auffallend ist. Überall gibt es nur besonders privilegirte Orte, welche von der allgemeinen Unsauberkeit ausgenommen sind, und im Übrigen gilt der Grundsatz, daß erlaubt sei, was nicht verboten ist. So ist es indessen bei allen romanischen Völkern: es scheint ein Grundzug ihres Charakters zu sein, sich keinen Zwang anzuthun. Vielleicht stehen sie der Natur noch näher als die germanischen, stubensitzenden Völker, und daran könnte es liegen, daß sich Strasburg in einer Art von juste milieu zwischen deutscher Reinlichkeit und den Folgen französischer Zwanglosigkeit erhält.

In das Capitel vom Aberglauben gehört auch einigermaßen von der einen Seite der medicinische Charlatanismus und von der andern Seite die unbegreifliche Leichtgläubigkeit, womit sich fast überall das Volk den Quacksalbern und Quacksalbereien aller Art hingibt. Da wird mit Mixturen und mit Sympathie, von graduirten Doctoren und von officiers de santé, von Apothekern und Pfarrern, von Schäfern und alten Weibern geheilt und getödtet. Nur im Departement des Niederrheins gibt es besondere Cantonalärzte, eine Einrichtung, welche man dem sehr verdienstvollen und allgemein beliebt gewesenen verstorbenen Präfecten, Lesé Marsia, verdankt. Diese Cantonalärzte sind gegen eine ziemlich geringe Besoldung, die sie aus der Departementskasse erhalten, von Amtswegen zu verschiedenen ärztlichen Dienstleistungen berechtigt und verpflichtet. Im Übrigen ist das medicinische Practiciren eine nur allzu freie Kunst.

Dieselbe Leichtgläubigkeit zeigt sich in Beziehung auf Religion und die kirchlichen Verhältnisse. Selbst in manchen Theilen des katholischen Elsasses gibt es noch manche blinde Heerde, die sich von ihrem geistlichen Hirten ebenso leicht zum Schlimmen als zum Guten würde leiten lassen. Doch gilt dies nur von mehren Landgemeinden, und zwar nur in solchen Theilen des Landes, welche von

protestantischer Bevölkerung weniger durchmischt sind. In Lothringen dagegen sind die blinde Gläubigkeit des Volks, mitunter einige Bigoterie sowie der Einfluß des Klerus noch weit allgemeiner zu Hause. Zu verschiedenen Jahreszeiten sieht man gewaltige Züge lothringischer Bauern und Bäuerinnen das Elsaß durchwandern, um nach dem heiligen Otilienberge oder nach Marienzell bei Hagenau zu pilgern. Auf diesen Wallfahrten geht es denn oft wunderlich genug zu. Überhaupt ist der Einfluß des Klerus noch viel größer in Frankreich, als man sich von außen her vorzustellen pflegt. Er verliert jedoch dadurch in seiner Wichtigkeit, daß er sich nicht auf gedrängte Massen erstreckt, sondern auf zerstreute Landgemeinden und Landbewohner, und daß ihm die Mehrheit der dicht gescharten, städtischen Bevölkerung zu begegnen weiß. In grellem, aber sehr natürlichem Contraste mit den alten religiösen Vorurtheilen und mit der Übergläubigkeit eines großen Theils des Landvolks findet sich nämlich in den Städten von Lothringen bei der Mehrheit der Bewohner eine völlige Abgestumpftheit und eine gänzliche Gleichgültigkeit gegen Alles, was Religion und Kirche betrifft. Auch sind Manche durch den Zorn gegen die Pharisäer und Heuchler im priesterlichen Gewande selbst bis zum blinden Hasse gegen alle positive Religion gedrängt worden, in dem Grade, daß in mehren christlich geborenen Familien die Ältern sich weigern, ihre Kinder taufen zu lassen. Auch in dieser Beziehung bieten jedoch die Städte des Elsasses, namentlich Strasburg, ein ganz anderes und viel erfreulicheres Bild dar. Der eigentliche Kern der strasburger Bürgerschaft hat mit der alten, einfachen Lebensweise die alte Religiosität sich zu bewahren gewußt. Selbst bei dem protestantischen Theile derselben hat fast jede Familie einen Beichtvater, der es nicht blos dem Namen nach, sondern zugleich der Hausfreund und Rathgeber ist in allen wichtigern Angelegenheiten, welche die Interessen des Geistes und Herzens betreffen. Neben einer Religiosität, die sich vom Aberglauben und Unglauben gleich entfernt zu halten wußte, hat jedoch in der neuesten Zeit auch der Pietismus, ohne übrigens noch zur Zeit in Separatismus auszuarten, da und dort Anhänger gefunden.

Sollten in Frankreich noch einmal die Massen in Bewegung kommen, so wäre es bei den da und dort herrschenden Gesinnungen wol möglich, daß ein neuer Angriff gegen alles positive Kirchenthum versucht würde. Allein schwerlich würde er auch nur vorübergehenden Erfolg haben. Es hat schon jetzt eine Umkehr zu duldsamern Ansichten begonnen, und nach den beiden äußersten Seiten hin ist eine Reaction des Volksgeistes gegen die Extreme des Glaubens und des Unglaubens eingetreten. Selbst die heftigsten Oppositionsmänner in politischen Angelegenheiten sind es jetzt weit weniger in Sachen der Religion und des Kirchenthums. Dazu hat Lamennais, mag man übrigens von seinen „Paroles d'un croyant" halten was man will, wenn nicht den Anstoß, doch das Losungswort gegeben. Sogar viele Derjenigen, welchen an Umkehrung aller Verhältnisse gelegen schien, kommen doch zu der Einsicht, daß sie wenigstens Eines festen Punktes bedürfen, um den Hebel, welcher die Welt aus den Fugen heben soll, stützen zu können, und daß die junge Freiheit wol auch auf den alten Glauben sich gründen lasse.

(Die Fortsetzung folgt.)

Religion, Natur und Kunst, vorzüglich in ihrer Verbindung. Eine Reihe öffentlicher Vorlesungen, gehalten von P. Scheitlin. St.-Gallen, Wartmann und Scheitlin. 1836. Gr. 12. 1 Thlr.

Vorlesungen halten vor einem, wie die Vorrede es angibt, gemischten Publicum und dadurch Gedanken und Kenntnisse verbreiten, die sonst mehr in Büchern oder im Bewußtsein des Einzelnen verschlossen geblieben wären, ist immer ein gutes Unternehmen, und es hängt dann damit zusammen, was gleichfalls die Vorrede äußert, daß man grade kein System gibt und den Gegenstand erschöpft, aber doch eine Einheit im Ganzen vorherrschen, eine Grundvorstellung alle Theile durchleuchten läßt. Der Verf. ist befriedigt, wenn er für sein Thema: „Einheit der Religion, Natur und Kunst", Gedanken und Empfindungen weckt, und hoffentlich sind es die Leser auch.

Wir erfahren demnach, die Letztern brauchen zum Verständniß keine Theologen und Theologinnen, Naturkenner und Naturkennerinnen, Künstler und Künstlerinnen zu sein, der Verf. selber sei nichts von diesen; aber am Einzelnen dürfe man nicht kleben, müsse die Welt aus der Höhe betrachten, und die Riesen Plato und Kant, Aristoteles und Schelling sähen die Welt vom Rigi, Chimborasso, Davalagiri herunter, während der Verf. und seine Zuhörer schon auf Monzeln (Mons coeli, Himmelsberg, eine Anhöhe bei St.-Gallen) stehen blieben.

Wir erfahren, es sei an der Zeit, daß man einander um der allgemeinen Wahrheit ehre und am Leben lasse; die Religion sei das Gebiet des Übersinnlichen, meist wende sich der Mann durch den Verstand der Lehre, das Weib durch das Gefühl dem Glauben zu, es sei aber in keinem von beiden vollkommenes Heil, weil jedes nur eine Hälfte ist; in den Protestanten sei allzu viele Lehre und sehr vieler Glaube, und nur ein unsicheres Ideenleben. Die Anbetung sei mehr werth als alle Grübeleien, alle Religion sei supernaturalistisch, wie es auch Natur und Kunst ursprünglich sind, und alle drei seien rationalistisch.

Wir erfahren, die Natur sei eine Sammlung von Dingen, oder Bildern, oder auch nur Kräften; sie habe die Sonne zum Himmelsauge, die Luft zum Ohr, die Rose zur Braut, die Nachtigall zum singenden Engelchen, und sich selbst mache sie im steten Wechsel der Tages- und Jahreszeiten zum Proteus, Chamäleon, zum Kaleidoskop. St.-Gallen gebe für Beeren jährlich an 6000 Gulden aus, und London, mit dessen Bewohnern man mehr als 200 St.-Gallen bevölkern könnte, speise jährlich ganz allein 850,000 Rinder. Oft werde die Natur unser Schicksal, oder wir machen unser Schicksal zur Natur. Alle Unordnung sei nur relativ, der Tod sei die größte Unordnung, erhalte aber und mache die größte Ordnung. Wessen Name auf Erden ins Bürgerbuch aufgeschrieben sei, der sei auch ins Allgemeine eingeschrieben, weil die Erde zum Allgemeinen gehöre und dem Allgemeinen der Mensch gehöre, weil er es denken kann. Die Natur versinke mit ihrem Lauf und Leben, mit ihren Ursachen und Gründen in einen Urgrund, in eine Urursache, in eine dunkelste Unterwelt, in die Metaphysik hinab.

Wir erfahren, auch die Form existire wie das Übernatürliche und Natürliche, und die Kunst sei das Gebiet der Form, die Natur sei ein großes Kunstwerk, sie liebe und schaffe auch das Ästhetische. Kunstgebilde sollen schön, erhaben oder rührend sein; die menschlichen müßten Wahrheit, Harmonie und Originalität besitzen. Mancher Mensch aber dichte miserabel, die Kunstgeschichte wie die Kirchengeschichte sei eine große Mar-

nung. Das Schöne müsse religiös und natürlich machen, wie es selbst religiös und natürlich sei.

Wir erfahren, die Geschichte stelle uns Religion, Natur und Kunst miteinander verbunden vor, die katholische Kirche sei der Kunst holder als die protestantische. In Bonnet sei das Religion- und Natursternbild, in Aristoteles das der Natur und Philosophie, in Plato das der Religion, Philosophie und Kunst helle gewesen.

Wir erfahren, Religion, Natur und Kunst seien dem Gefühl allgemein, vereinigen sich im Gemüth des Menschen, wie Eins in Eins, alle Drei seien mystisch, gehörten dem Unerklärbaren an, wären auch ideal, wären unser Anfang und Ende, unsere Schande und Ehre, unsere Lust und Qual, die uns nie schlafen lassen, wenn wir einschlafen, wiederwecken, und in die wir hineinschauen, in die große Bildergalerie.

Die Nutzanwendung ist: die Menschen wohnten ursprünglich, wie Nebukadnezar, in einem Königreiche, einem freudigen Lande, und sangen die Religion, Natur und Kunst. Mehr geistige Potenzen kannten sie noch nicht. Sie sind aber unter sich heruntergesunken. Im Religiösen ist unser Welttheil furchtbar zerrissen, ganze europäische Völker scheinen die Natur lieber verachten und genießen als kennen und verehren zu wollen; vom allgemeinen Kunstsinn scheinen etliche Völker so wenig als der Stamm Levi vom gelobten Lande empfangen zu haben. An das Vaterländchen erinnernd: wenn wir in Zürichkapel und bei Vilmergen eins gewesen wären, und unsere himmlische Natur viele Bonnet und Salis erzeugte! Kunstmuseen haben nur wenige Städte. Manche Kirchen surrogiren sie, aber Zerrbilder arbeiten ihnen oft entgegen. Die Plastik ist uns unbekannt, die Baukunst windet sich aus den Windeln, Landschaftsmaler haben wir vortrefflich, die Schauspielkunst ist nicht einheimisch, die Tonkunst lieben wir, vom Ballet wissen wir nichts, Gartenkünste bedürfen wir am allerwenigsten. Unsere Natur ist eigen, lieblich und herrlich um die Vorberge gelagert, darum sollte sie uns ganz vorzüglich anziehen; die Kunst dagegen sollten wir darum besonders eifrig suchen, weil wir sie nicht haben. Patriotische Auffoderungen an Frauen und Jungfrauen, Jünglinge und Männer, Schullehrer und Professoren, Kirchenlehrer und Staatsmänner machen den Beschluß, und der Verf. gesteht bescheiden: „Ich habe zu rhapsodisch gearbeitet, ich habe manchen Zusammenhang zerrissen, ich habe Manches aufzunehmen vergessen und mich oft wiederholt, weil mir immer nur Eine Beziehung vor Augen schwebte und, verscheuchte ich sie, sie traumartig sich wieder vor mich stellte. Den freien Vorlesungen halte man diese Unvollkommenheiten zu gute." Die Zuhörer haben dies wahrscheinlich gethan, und den übrigen deutschen Lesern ist zu rathen, daß sie es halten wie die Zuhörer von St.-Gallen. 28.

Notizen.

Mr. Harrison Ainsworth hat aus der Lebensgeschichte des bekannten gelehrten Wundermanns Crichton einen Roman in drei Bänden gemacht, der in London unlängst herausgekommen ist. Die neuere Romantik sucht allerlei fast verschollene Charaktere wieder hervor, und so gut der modernisirte Chatterton seine dankbare Rolle gespielt hat, wird nun auch vielleicht die neue Auflage des schottischen Hercules in Wissenschaft und Kunst ihr Glück machen. Crichton war ohne alle Frage ein sehr großer Teufelskerl. Die Natur gab ihm mit einem Wort Alles; mehr konnte sie nicht thun. Es war neben seiner stupenden Gelehrsamkeit auch viel Heroisches in ihm und etwas romanesker und chevaleresker Leichtsinn, und dies Alles zusammengenommen eignet ihn vortrefflich zum Helden eines neuern Romans. Was wol jetzt die Leute dazu sagen möchten, wenn heutiges Tages Einer käme und an die Thüren der akademischen Gebäude anschlagen ließ: er sei bereit, mit wem es auch sei, von früh bis Abend zu disputiren, in Versen oder in Prosa, in hebräischer, syrischer, arabischer, griechischer, lateinischer, französischer, englischer, italienischer, holländischer oder irgend einer andern Sprache; und wenn dieser Jemand, anstatt sich auf den schwierigen Disput vorzubereiten, die Tage vorher auf der Jagd, beim Würfel- und Kartenspiel, im Theater und bei Mädchen zubrächte? Damals schrieben die pariser Studenten aus Muthwillen unter Crichton's Annonce: „Wer das neue Wunderkind zu sprechen wünscht, melde sich im Wirthshause oder noch an einem schlimmern Orte." Dergleichen Randglossen bedarf es jetzt nicht, denn die Genies sind ausgegangen. Mr. Harrison Ainsworth hat seinen interessanten Stoff gut bearbeitet. Er schildert Crichton's Anwesenheit in Paris mit lebhaften Farben und führt ihn in allerlei anziehende Lebensverhältnisse, unter Anderm auch bei Hofe ein. Hierbei tritt eine historische Portraitsgalerie von großem Interesse auf, darunter die Charaktere der Katharina von Medici und der Margarethe von Valois, Königin von Navarra, am gelungensten sind. Die Letztere war bekanntlich die Hebe und Venus ihres Jahrhunderts. Ihr Hals und Nacken ließen nichts zu wünschen übrig. „Jamais", sagt ein französischer Historiker dieser Zeit, „n'en fut veue une si belle, ny si blanche, si pleine, ny si charnue." Ihre Hand, eine wahre Medicihand, wurde mit den rosenhaften, thaubenetzten Fingern Aurorens verglichen; ihr Fuß war feenhaft, und wer ihn sah, der erbebte in seinem Innersten. Mit einem Worte, Margarethe von Valois war eine Dame, die sich vollkommen dazu eignete, einem romantisch-ritterlichen Wunderjünglinge wie Crichton zum Polar- und Angelstern zu dienen; und was konnte geeigneter sein, einem solchen Ritter zum glänzenden Relief zu dienen als der Hof Heinrich III.? In aller Kürze: der Roman „Crichton" ist unter den neuesten Erscheinungen dieser Art in England eine der gelungensten. Dankbar müssen wir auch dem Verf. für die vorausgeschickte historische Einleitung sein, welche Crichton's Lebensdetails und eigentliche Biographie enthält und die am meisten bestrittenen Punkte dieses wunderbaren und wunderlichen Lebens in ein genügendes Licht stellt.

Unweit Alzei hat man vor Kurzem eine fossile Hirnschale des ungeheuern Dinotherium giganteum gefunden, welche nicht weniger als sechs Fuß in der Länge und drei und einen halben Fuß in der Breite mißt. Das ist doch eine Hirnschale, in welcher beinahe die Weisheit der ganzen Welt Platz hat. 11.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Donnerstag, —— Nr. 54. —— 23. Februar 1837.

Briefe aus Elsaß und Lothringen.

(Fortsetzung aus Nr. 53.)

Vierter Brief.

„La France prospère" tönt jetzt aus dem Munde aller ministeriellen und halbministeriellen Blätter, und unter den Franzosen ist, wie anderswo, jederzeit eine ziemliche Menge bereit, Das nachzusagen, was ihnen eine Zeit lang vorgesagt wurde. Auch läßt sich die Behauptung durchaus nicht in Abrede stellen. Allein dies hindert nicht, daß viele Franzosen das Gedeihen von Handel und Wandel nicht sowol der besondern Weisheit ihrer Regierung zu gute rechnen, als vielmehr ihrer eignen Thätigkeit und Rührigkeit und dem gütigen Himmel, welcher grade geneigt scheint, der Erde sieben fruchtbare Jahre zukommen zu lassen. Aber so viel Früchte sind noch lange nicht gewachsen, um allen Klagen den Mund zu verschließen. Die Elsasser namentlich behaupten, dazu theils allgemeine, theils besondere Gründe zu haben. Unter die erstern gehören die Abgaben auf das Salz und die Getränke. Besonders tadelt man, daß das Salz in Frankreich selbst von der Regierung um einen dreifach höhern Preis als in das Ausland verkauft wird; hinsichtlich der Getränkesteuer beschwert man sich, daß die Abgabe für alle Arten Wein dieselbe ist, was freilich dem Elsasse, das meistens Wein von geringer Qualität, aber in sehr beträchtlicher Menge erzeugt, zum großen Nachtheile gereichen muß. Was die Tabacksregie betrifft, so gilt zwar der französische Schnupftaback für gut, ist aber auch ziemlich theuer. Der Rauchtaback niederer Sorte ist dagegen sehr billig im Elsasse, um dem Schmuggel mit ausländischer Waare zu begegnen, während dieselbe Qualität in weiterer Entfernung von der Grenze doppelt oder dreimal so hoch bezahlt werden muß. Eine etwas eigenthümliche Gleichheit der Besteuerung und Gleichheit vor dem Gesetze! Trotz des niedrigen Preises können es aber die einigermaßen feinschmeckenden Elsasser nicht über sich gewinnen, mit ihrem übelduftenden Regietaback sich zu begnügen, und so hat sich denn ein sehr ausgebreiteter Schmuggelhandel längs der ganzen Grenze organisirt, wodurch gleichfalls der kleine Krieg gegen die Regierung und ihre Beamten unterhalten wird. Zu den besondern Beschwerdegründen der Elsasser gehören noch die zahlreichen Anstellungen von Franzosen im Elsasse und die wenigen von Elsassern in Frankreich; die neuern jetzt wieder aufgehobenen Sperrmaßregeln gegen Basel-Landschaft, wodurch die Bewohner des elsassischen Oberlandes, deren Absatz an Wein sich verminderte, mehr als die Landschäftler selbst gestraft wurden u. s. w.

Die Beschwerden, welche ein Theil der Elsasser hat, werden leicht von allen übrigen als gemeinschaftlich betrachtet und behandelt. Überhaupt besteht unter den Elsassern ein großer Zusammenhang. Von Deutschland getrennt und mit Frankreich nur äußerlich verbunden, sind sie lange Zeit auf sich selbst beschränkt gewesen. Darin liegt wol mit ein Grund für die ganz besonders langen Reihen von elsassischen Vetter- und Basenschaften. So ist namentlich das halbe Land mit der halben Stadt, d. h. mit Strasburg verwandt und bekannt, und mit darum besteht hier nicht jene Eifersucht zwischen Stadt und Land, wie sie anderswo bemerkbar ist. Dies hat einen weitern Grund darin, daß die eigentliche Bürgerschaft von Strasburg um ihrer Ehrenhaftigkeit, ihres gesunden Verstandes, ihrer einfachen Lebensweise und ihrer geordneten Thätigkeit willen allgemeine Achtung sich erworben hat. Wie in Folge davon unter einem großen Theile der Strasburger ein solider Wohlstand begründet ist, so verbreitet er sich auch von der Stadt aus über das Land; und wenngleich da und dort einige Landleute sich beklagen mögen, daß sie durch die städtische Betriebsamkeit in dem einen oder andern Gewerbezweige beschränkt werden, so haben sie wenigstens der Regierung gegenüber mit den Städtern so ziemlich dieselben Interessen und Beschwerden. Endlich ist die Stadt Strasburg groß genug, damit keine andere Stadt des Elsasses mit ihr rivalisiren könne. Darum ist sie hoch geachtet und alle Blicke sind vorzugsweise auf sie gerichtet. Dies Alles ist auch in politischer Beziehung nicht unbedeutend; wenn es gilt, werden die Ansichten und die Handlungsweise der Strasburger für das ganze Elsaß entscheidend sein.

Nun läßt sich nicht leugnen, daß die Mehrzahl der selbständigern Classen der Bevölkerung Strasburgs zu einer ziemlich entschiedenen Opposition hinneigt. Die gleiche Behauptung dürfte für das Elsaß überhaupt gelten. Zwar ist es ziemlich schwierig, ein bestimmtes und richtiges Urtheil über den Bestand der politischen Meinungen und Gesinnungen bei der Mehrheit der Bevölkerung einer ganzen Provinz zu fällen; es gibt jedoch einleuch-

tende Thatsachen, welche wenigstens in Bezug auf die Bewohner von Strasburg keinen Zweifel übrig lassen. Zwar sind die Abgeordneten von Seiten des Elsasses, namentlich auch diejenigen Strasburgs, zwischen der Opposition und der Regierung getheilt. Aber davon abgesehen, daß mehre dieser Herrn erst nach der Wahl zur ministeriellen Fahne geschworen haben, darf man in Frankreich nicht den Volksgeist nach den Wahlen zur Abgeordnetenkammer bemessen wollen. Erst im Lande selbst tritt die ganze Beschränkung des französischen Wahlgesetzes, wodurch nur ein Extract der Aristokratie des Reichthums vorgeschoben wird, mit voller Deutlichkeit vor Augen. Es gibt selbst im reichen Elsasse eine Menge von Dorfschaften, die nicht den geringsten Antheil an diesen Wahlen haben; es gibt andere, von einer Bevölkerung von 2—3000 Bewohnern, deren gesammtes Contingent an Wahlfähigen auf zwei Individuen und an Wählbaren auf ein einziges sich beläuft. In allen Fällen dagegen, wo ein größerer Theil der Bevölkerung an den Wahlen Theil nahm, sind dieselben meistens im Sinne der Partei der Bewegung ausgefallen. So bei den Wahlen der Offiziere zur frühern Nationalgarde in Strasburg. Ganz ähnlich fielen die Wahlen in den meisten andern Orten aus, sodaß nur in den kleinern Dorfschaften, wo an militairischen Fähigkeiten Mangel war, die politischen Meinungen unberücksichtigt blieben. Auch die theilweise Erneuerung des Municipalraths zu Strasburg hat hauptsächlich Männer der Opposition eingeführt, obgleich die Häupter der liberalen Partei zur Erringung des Sieges in diesen Wahlkämpfen keine besondern Anstrengungen gemacht hatten. Noch manches Andere läßt auf die herrschende Stimmung schließen. Als in dem Processe gegen die Gesellschaft des Café Faudel zu Strasburg, die als eine verbotene Gesellschaft verfolgt wurde, eines der angeschuldigten Mitglieder während der Discussion eines Ausdrucks gegen die jetzige Regierung sich bedient hatte, der in Deutschland als schwere Majestätsbeleidigung wäre geahndet worden, brach das ganze Auditorium, wie es zufällig sich zusammengefunden hatte, in laute Beifallsbezeigungen aus. Noch schlimmer wird es, wenn es die Policei versucht, das loyale Gewissen der Leute zu schärfen, und wenn sie bei solchen Gelegenheiten, wie es zuweilen geschieht, allzu augenfällig zufährt. Vor dem Beginnen des Processes der Republikaner zu Paris lag der Regierung daran, den öffentlichen Geist für ihre Maßregeln zu gewinnen. Um diese Zeit sah man plötzlich eine Frau, mit wehenden Federn auf dem Kopfe und in bunter Theatertracht, zu Pferde durch die Straßen von Strasburg passiren, um mit Erlaubniß aller hohen Behörden eine Art Pamphlet für einen Sou das Stück zu verkaufen oder umsonst zu vertheilen. Diese Druckschrift enthielt einen angeblichen Brief des Königs von Rom an den jetzigen König der Franzosen von der plumpsten Erfindung. Der junge Napoleon bietet ihm darin für den Fall des Krieges, der aber gewiß nicht eintreten werde, seine kriegerischen Dienste an, indem er zugleich die gegenwärtige wohlwollende Regierung aus allen Kräften lobt und preist. Ehe noch viele Exemplare verkauft waren, verbreitete sich das Gerücht, daß in dieser Schrift der Regierung die bittersten Wahrheiten gesagt seien. Um so eifriger suchte man sie zu erhaschen, aber um so größer war die Täuschung, und um so weniger ließ man es sich ausreden, daß hier wieder die Policei ihr Spiel gespielt habe.

Auch in Lothringen möchte die Aufopferungskraft für Erhaltung des gegenwärtigen Bestandes der Dinge nicht sehr groß sein, wenn sie auf eine ernstliche Probe gesetzt werden sollte. Bei den Jahresfesten, welche die Julirevolution unmittelbar oder mittelbar veranlaßt hat, pflegt regelmäßig eine Illumination ausgeschrieben zu werden. Darum bekümmern sich die Bürger ebenso wenig in Metz und Nancy als in Strasburg. Um so mehr müssen die Staatsbeamten die Ehre der glorreichen drei Tage zu retten suchen. Aber selbst an den Häusern dieser Herren pflegen die Lämpchen so spärlich zu flimmern, daß man die weise Ökonomie ihres Enthusiasmus, die nicht allzu viel auf einmal verbrauchen mag, sehr anerkennen muß. Überhaupt scheinen diese Illuminationen ungefähr denselben Zweck zu haben wie die seit den Julitagen in Frankreich errungene Preßfreiheit: sie dienen beide dazu, um das Dunkel sichtbarer zu machen. Indessen ist man doch in Lothringen nicht in dem Maße wie im Elsasse von wesentlich gleichen Ansichten durchdrungen. Es ist hier Alles mehr getheilt. In Nancy findet sich eine beträchtliche politisch gleichgültige Masse. Aber auf der einen Seite neigt doch der zahlreich hier lebende Adel sowie ein Theil des Klerus sehr bestimmt zu den Ansichten des alten Régime hin, während diesen gegenüber eine liberale Partei steht, welche zwar gegenwärtig zersprengt und zerstreut ist, aber früher große Thätigkeit entwickelte und unter Umständen, die nicht sehr fern lagen, wol auch einen bedeutenden Einfluß auf die Masse hätte gewinnen können. In Metz dagegen, wo seit längerer Zeit ein aufgeregteres politisches Leben herrschte, ist das eigentliche juste milieu und die Masse der völlig Gleichgültigen viel geringer, und ein weit größerer Theil der Bevölkerung besteht entweder aus entschiedenen Karlisten oder aus entschiedenen Anhängern einer raschern Bewegung.

Die verschiedenen Parteien und Meinungsschattirungen drücken sich in der periodisch-politischen Literatur aus. Im Elsasse sind die beiden in Strasburg erscheinenden Courriere, der Niederrheinische und der des Ober- und Niederrheins, die politischen Tonangeber. Der Letztere befaßt sich damit, unbedingt die Maßregeln und das System der Regierung zu rechtfertigen, mag übrigens dieses System dahin und dorthin schwanken, und mag ein Ministerium dem andern auf dem Fuße folgen. Dieses Blatt hat ein sehr kleines Publicum, das meistens aus ganz oder halb gezwungenen Abonnenten besteht, und das Unternehmem wird durch eine Gesellschaft von Actionnairen in kümmerlichem Fortgang erhalten. Der „Niederrheinische Courrier" hütet sich seit den Fieschigesetzen wie alle andere Oppositionsblätter, zu republikanischen Grundsätzen sich zu bekennen. Er hat sich unter einer neuen Redaction auf die äußerste Linke einer constitutionnellen Oppo-

ssion gestellt, indem er als erstes Dogma seines politischen Glaubensbekenntnisses die constitutionnelle Monarchie als eine nothwendige und unausweichliche Übergangsstufe im natürlichen Wechsel der Staatsformen darzustellen sucht. Dieses Blatt ist beiweitem das gelesenste und in dem ganzen Elsasse sowie in deutsch Lothringen fast in allen Bierhäusern, Kaffeehäusern und Schenken zu finden. Die karlistischen Neigungen sind im Elsasse nicht verbreitet genug, um ein besondres Organ in der periodischen Presse zu besitzen. In Nancy sucht gleichfalls der Karlismus von andersher seine literarischen Bedürfnisse zu befriedigen. Die beiden andern Blätter, das ministerielle und das Oppositionsblatt, sind stark gelesen; besonders das letztere, der „Patriote de la Meurthe", welcher namentlich in den kleinern Städten und da und dort auf dem Lande einen ziemlich beträchtlichen Absatz hat. Dagegen hat das Blatt des juste milieu in Metz: „L'independant", nur ein sehr kleines Publicum, während das karlistische Oppositionsblatt: die „Gazette de Metz", in ziemlicher Menge, und das liberale Oppositionsblatt: der „Courrier de la Moselle", in beträchtlicher Anzahl verbreitet wird. Die Politik hat sich des besonders wichtigen Zweigs der populairen Literatur, der Volkskalender, gleichfalls zu bemächtigen gesucht. Hier hat nun auch im Elsasse die zu karlistischen Ansichten hinneigende katholische Opposition in dem „Messager boiteux" einen Vertreter ihrer Meinungen gefunden, und durch den Einfluß der Geistlichkeit ist diesem Kalender eine große Verbreitung verschafft worden. Noch mehr jedoch wird der früher von Ehrenfried Stöber redigirte „Welperische hinkende Bote" gelesen, ein Organ der entgegengesetzten, freisinnigen Ansichten. In demselben Sinne erscheint in Metz ein französischer Volkskalender, wozu selbst mehre der ausgezeichnetsten Abgeordneten von der äußersten Linken Beiträge liefern und welcher nicht blos im Moseldepartement, sondern auch in dem der Meurthe und noch weithin in der Nachbarschaft verkauft wird. Nebenbei findet auch der in Metz erscheinende karlistische Kalender eine nicht unbeträchtliche Zahl von Abnehmern.

Wenn die Bewohner des Elsasses keineswegs für eine Auflösung des politischen Bandes gestimmt sind, das sie mit Frankreich vereinigt, so mögen sie doch ebenso wenig von einer Vergrößerung dieses Landes auf Kosten der Nachbarstaaten etwas wissen. Die Idee von der Rheingrenze als der angeblichen natürlichen Grenze Frankreichs scheint dagegen noch hier und da in den Köpfen der Lothringer zu spuken und kommt dann und wann wol auch in den öffentlichen Blättern zum Vorschein. Dies ist im Elsasse nicht der Fall, wenngleich es noch Einzelne gibt, die selbst über die Stimmung in der nächsten Nachbarschaft die wunderlichsten Begriffe mit sich herumtragen. So las ich vorlängst einen Brief, worin der Empfang, den einige französische Offiziere von der Garnison zu Weissenburg bei den Bürgern von Landau gefunden haben sollen, sehr pomphaft geschildert wird, und welcher mit den Worten schließt: „Da sah man wieder das französisches (!) Blut in den Adern der Landauer fließt!" Solche naive Plattheiten gehören indessen jetzt zu den Ausnahmen. Die große Mehrheit der Elsasser hat sich doch endlich überzeugen müssen, daß der Glaube an die alleinseligmachende Verbindung mit Frankreich nirgend zu finden ist, da sie auch aus dem Munde der deutschen Ausgewanderten, bei welchen sie die meiste Hinneigung zu diesem Glauben voraussetzen mochten, die lebhaftesten Protestationen gegen jede Zerstückelung Deutschlands vernehmen mußten. Überhaupt dürfte in Frankreich die aus der Kaiserzeit gewohnheitsmäßig überlieferte fixe Idee von der Rheingrenze, wie alle Vorurtheile, die nicht durch beständige Übung genährt werden, ihre Kraft ziemlich verloren haben. Man scheint im Allgemeinen doch endlich zu begreifen, daß das Geständniß dieser Manie in jedem Munde, besonders aber in dem der Liberalen, eine politische Dummheit des höchsten Grades ist, und daß durch jeden Versuch ihrer Geltendmachung die grade in Frankreich herrschende Partei, welche sie auch sei, unfehlbar in den Abgrund gestürzt werden müßte.

(Der Beschluß folgt.)

Originalbeiträge zur deutschen Schaubühne. I. (Lüge und Wahrheit, Schauspiel. Die Braut aus der Residenz, Lustspiel. Der Oheim, Schauspiel.) Zum Besten des Frauenvereins zu Dresden. Dresden, Arnold. 1836. 8. 2 Thlr. 8 Gr.

Ein Kritiker, der leider nicht mehr zu den Lebenden gehört, hat einst geistvoll auseinandergesetzt, daß auch die parteiloseste Kritik die Persönlichkeit und den Standpunkt des Dichters, auf den ihn die Geburt gestellt, zu berücksichtigen habe, wenn sie ihr Urtheil fällt. Es war Wilhelm Neumann, der durch eine Recension der Gedichte König Ludwig's von Baiern, welche mit dieser Voraussetzung anhub, sich in der ästhetischen Kritik einen Namen gemacht, den er bis zu seinem frühen Tode sich bewahrt hat. Ref. wünschte, daß diesem gewiegten, lebenserfahrenen Manne die Aufgabe, welche ihm hier vorliegt, zugefallen wäre. Wenn die Gedichte, die ein König verfaßt, anders beurtheilt werden müssen als die, welche ein noch namenloses Talent in die Welt schickt, so wären bürgerliche Lustspiele, welche eine Dame, die, weit von der bürgerlichen Sphäre entfernt, in die enggemessenen Kreise des Hoflebens gebannt ist, für die reale Bühne liefert, einer noch speciellern Berücksichtigung werth. Der Hauch des Gefühls, der sich in lyrischen Gedichten verkörpert, sollte man annehmen, sei überall nach seiner Stärke, Tiefe und Wärme abzumessen, nicht nach äußern Verhältnissen; wo hingegen im bürgerlichen Lustspiel es grade die Verhältnisse sind, aus denen es hervorgegangen, in denen es spielt, und mit deren Berücksichtigung es von den Zuschauern gewürdigt wird. Man lacht zwar über Das, was lustig ist, auch wenn es unwahr wäre; aber die nächste Frage ist doch: ob es wahr ist? Welche verschiedene Wahrheit des bürgerlichen Lebens gibt es nun für den Mann, der sich in alle Strudel und Winkel desselben stürzen konnte, mitlebend, das Leben in allen seinen niedrigen Offenbarungen belauschend, und für die zarte Frau, der nicht einmal die gewöhnlichen, sogenannten anständigen Sammelplätze des täglichen Lebens offenstehen, und der nur aus weiter Ferne Durchblicke auf das bunte Treiben gestattet sind! Was liefert ihr Wahrheit? Entweder eine höhere Inspiration, welche die ewige Menschenwahrheit, auch ohne den Spuren der Wirklichkeit nachzugehen, trifft, oder — Bücher.

Jenem Fürsten, der erstaunt vom Altan herab das Gewühl der Hunderttausende auf Neapels Markte ansah und fragte: Aber wovon leben sie? antwortete ein Kenner: „Einer, Sire, betrügt den Andern." Von diesem supponirten Betruge schleicht so viel

bis über die Stufen der Throne, daß die darauf sitzen, die nächste Anwartschaft und Entschuldigung haben, wenn sich in ihnen der Glaube festnistet, daß es so sei. Wenn ein König einmal einen Roman schriebe, sollte es mich nicht wundern, wenn er den bittersten Menschenhaß athmete. Aber zu diesen sanften Höhen ist von den modernen Lebenswirren und Zerwürfnissen nichts heraufgedrungen. Nichts von Pech und Schwefel, von Katastrophen, die auf der Messerspitze balanciren, von Hohn, Verzweiflung und dem andern Hautgout der modernsten Romantik. Die milde Verfasserin führt uns in eine Colonie von Menschen ein, die aus dem vergangenen Jahrhundert in die Gegenwart hineinleben, harmlose, freundliche Geschöpfe, wie sie gewiß überall existiren; die Poesie gab sich nur keine Mühe, sie aufzusuchen. Mit mütterlich-weiblicher Anmuth führt sie uns in etwas von der Dichtkunst Vergessenem, im Familienglück, umher und zeigt uns, daß in der Mäßigkeit überhaupt das Glück zu suchen ist.

Der Erfolg der dramatischen Arbeiten der ungenannten Verfasserin auf dem heutigen Theater ist überraschend. Man darf ihn nicht, wie Einige möchten, dem unausgesprochenen Lustre der Geburt der Dichterin allein und der größern Sorgfalt zuschreiben, welche die Directionen und Schauspieler auf die Darstellung verwenden. Eine solche Rücksicht würde ein-, zweimal wirken, aber nicht auf die Dauer. Ihre Stücke haben sich fast auf allen Theatern einen Beifall gesichert, der um so anhaltender sein dürfte, als er niemals rauschend war. Wären sie weiter nichts als das Werk einer Fürstin, das durch die Isolirtheit und Neuheit der Erscheinung frappirte, so schlüge die gewaltsam angeregte Aufmerksamkeit sehr bald zum Gegentheil um. An Beispiele braucht nicht erinnert zu werden. Es muß also eine innere Eigenschaft sein, welche sie auf unsern degenerirten, für ganz andere Bestrebungen umgewandelten Theatern einbürgert.

Es ist das Heiligthum des Familienlebens, welches, aller Götzenbilder, denen man geräuchert hat, ungeachtet, von uns verehrt wird. Es ist die ehrenwerthe Sitte, die diesen bescheidenen Sittenbildern ihren Beifall spendet. Iffland wurde verdrängt, um einer reichern Kunst, die aus einer tiefern Natur schöpfte, Platz zu machen. Die ästhetische Kritik hat seinen Familienjammer mit bitterm Spotte verfolgt, und mit Recht. Aber weshalb sieht das deutsche Publicum dann und wann noch immer mit Theilnahme seine Stücke? Nicht des Jammers wegen, der den Spott verdient und fern bleiben soll aus den Regionen der Kunst; es ist, weil das deutsche Gemüth von seiner gemüthlichen Seite, vom Stillleben in den heiligen Singvereinen der Häuslichkeit nicht lassen will. Versuche man es, Das, was sein eigen ist, ihm ursprünglich angehört, ihm in edlerer Form, ohne Misere und die Nerven zerrüttende Sentimentalität wieder vorzuführen, und es wird immer wieder wirken. Grade jetzt ist dazu der Moment, wo zwei feindliche Elemente dagegen ankämpfen, die Fratzen der pariser Romantik und unter uns die hohlen Theorien verirrter Jünglinge. Beide wollen sie uns unsern Schatz, die Heiligkeit des Familienlebens, verkümmern. Beide sind freilich ohnmächtig, gegen beider Angriffe sträubt sich überall der gesunde Sinn auch in der Masse; aber dem Blendenden und Verführerischen muß man auch Thatsachen entgegensetzen. Darum wäre es Aufgabe der Dichter, positive Familiengemälde zu schaffen, aus denen wahrhaftig die Poesie nicht verbannt zu sein braucht, wenn man es auf rechte Art anzugreifen versteht. Im Roman, in der Erzählung ist es schon oft mit Glück versucht, warum nicht auch auf dem Theater. Welche Wirkung könnte eine so zartsinnige, einfache und doch ergreifende Erzählung wie Tieck's „Weihnachtsabend", geschickt dramatisirt, auf der Bühne hervorbringen!

Nehmen wir die Arbeiten der Ungenannten als glückliche Versuche, als die Mahnungen einer edeln Frau an unsere Theaterdichter. Eine Frau wird die Aufgabe im vollsten Sinne nicht zu lösen vermögen; sie hat schon das Ihrige geleistet, wenn sie sich selbst der Grenzen bewußt bleibt, in denen sie schaffen kann, und darüber hinaus keine Streifzüge in das ihr Fremdartige und Unerreichbare versucht. Wie leicht ist der Kitzel und wie schwer der kleinste Fehltritt. Grade Das erwirbt der Dichterin unsere volle Achtung, daß sie in stiller, freundlicher Emsigkeit ihren kleinen Garten pflegt und Wald und Wüste, Gebirg und Schlucht den Männern überläßt.

Ihr Ideenkreis ist leicht ermessen. Das Glück blüht uns nur in der besonnenen Mäßigung unserer Wünsche, die Exaltation der Gefühle führt nur zur Täuschung und gewährt keine Dauer. Die Liebe soll nicht auf glänzende Eigenschaften sehen, sondern die Vernunft zu Hülfe rufen, und dem Manne winkt sein Lebensglück nicht in dem Gegenstande, für den seine ersten Gefühle auflodern, sondern in den stillen, übersehenen Geschöpfen, die es nicht wagen, ihre verborgenen Gefühle auszusprechen und die doch mit reiner Neigung ihn unaussprechlich glücklich machen werden, wenn er dies Glück zu genießen versteht. Dies lockt freilich keine Julien und Käthchen hervor; aber warum soll es nicht auch freundliche Minchen geben? Die Macht der Liebe, welche von jenen Beiden repräsentirt wird, ist unantastbar; wenn Mode oder Philosophie und Politik sie auch für einen Augenblick beseitigt haben sollte, wird sie ewig wiederkehrend in Poesie und Leben ihre Rechte fodern, und nur als Folie würde es ihr dienen, wenn inzwischen die Dichter zur Abwechselung die freundlich vernünftige Neigung an ihre Stelle setzten. Wie wohlthätig ist übrigens diese von der ungenannten Verfasserin geschilderte Vernunftneigung, verglichen mit den zum Überdruß bekannten Vernunftheirathen der Scribe und X., wo Herz und Gefühl als ganz überflüssige Antiquitäten aus der Romanbildung bei Seite geworfen werden und die Vernunft in der conventionnellen Berechnung der Ältern ihren tiefsten und einzigen Quell hat. Dem Gefühl läßt sie seine heiligen Rechte, daher ihr Erfolg in Deutschland; mit unsern Romantikern liegt sie nur im factischen Streite über das Maß desselben.

Doch wäre es ungerecht gegen das Talent der Verfasserin, den Erfolg ihrer Schauspiele allein auf Rechnung des Stoffes zu bringen. Wenn dieser für ihr richtiges Gefühl spricht, so ist es die außerordentlich geschickte und einfache Behandlung, die überall den theatralischen Effect für sich hat, welche von ihrem effectiven Talente Zeugniß ablegt. Was so vielen reichbegabten Dichtern, denen das Leben, wohin sie sich wenden wollten, offen stand, misglückte, wie konnte eine Dame in Verhältnissen, welche ihr die nähere Berührung mit der Coulissenwelt untersagten, so Schritt für Schritt sicher gehen, daß jedes ihrer Stücke, auch das erste, was auf der Bühne erschien, eine nicht zu erlernende und auch nicht hineinzucorrigirende Bühnengewandtheit verräth! Ihre Vorzüge sind ferner die Entfernung falscher Sentimentalität und jener Breite, welche die frühern Familienstücke unsers Theaters charakterisirt. Wenn dazu eine heitere Laune und manche überraschende Situation kommt, so läßt sich bei so vielen Vorzügen auch manches Fehlerhafte, das meist aber nur in der mindern Kenntniß unsers heutigen bürgerlichen Lebens seinen Grund hat, übersehen.

Drei ihrer Stücke liegen uns nunmehr gedruckt vor: „Lüge und Wahrheit", womit die Verfasserin auf dem deutschen Theater sich Bahn brach, ein tüchtiges Lustspiel, welches sich auf der Bühne erhalten dürfte und das Summarium ihres Ideenkreises und ihrer Befähigung abgibt; „Die Braut aus der Residenz", ein Lustspiel von Effect und mit einer vortrefflichen Damenrolle dafür, an innerm Gehalt und hinsichts des Mangels an Wahrscheinlichkeit vielleicht das schwächste, und das Schauspiel: „Der Oheim", welches, in psychologischere Sphären sich vertiefend, schon Anlaß zu Controversen und eignen Broschüren gegeben und auf mehren Theatern durch eine vortreffliche Darstellung ein großes Glück gemacht hat.*) Wenn wir in diesen drei Stücken Charaktere und Menschen erhalten, zu denen die Studien mehr oder minder aus Büchern herrühren, so ist „Die Fürstenbraut" der Verf., ein noch nicht gedrucktes, aber treffliches Schauspiel, dasjenige, wo wir sie als Schöpferin aus eigner Wahrnehmung achten lernen. 101.

*) Betrachtungen über das Lustspiel: Der Oheim, von einem Arzte. Berlin, Hirschwald. 1836. Gr. 8. 3 Gr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Freitag, —— Nr. 55. —— 24. Februar 1837.

Briefe aus Elsaß und Lothringen.
(Beschluß aus Nr. 54.)

Fünfter Brief.

Abgesehen von den politischen Journalen und einigen wenigen Schulbüchern und Erziehungsschriften, hat Lothringen keine eigne Literatur. Selbst die erstern sind im Wesentlichen doch nur ein Nachhall der pariser Blätter. Das Elsaß dagegen steht auch literarisch viel selbständiger da. Schon der Masse nach fallen seine jährlichen literarischen Erzeugnisse ziemlich in die Wagschale. Hiervon sind die zahlreichen Schulbücher und Jugendschriften zu ziemlich gleichen Theilen entweder deutsch, oder französisch, oder deutsch und französisch zugleich verfaßt, welches letztere auch bei den politischen Tagsblättern und einigen andern Zeitschriften der Fall ist. Die eigentlich wissenschaftlichen Werke werden dagegen meistens in französischer und die mehr populairen, wie religiöse Erbauungsschriften, schöngeistige Werke u. dgl., meistens in deutscher Sprache geschrieben. Im Ganzen ist noch die deutsche Sprache in der Literatur des Elsasses beiweitem die überwiegende.

Während in dem Charakter und der Art und Weise der Bewohner Lothringens alle hervorragenden Besonderheiten durch die französische Politur weggeschliffen sind, zeichnen sich die Elsasser grade durch eine sehr bestimmt hervortretende Eigenthümlichkeit aus. Diese drückt sich zunächst in ihrer Sprache aus, in der unvergleichlichen Naivetät und in der treffenden niederländischen Malerei derselben, mit kräftigen, ausdrucksvollen Zügen. Das Hauptwerk der Strasburger, aus welchem man diese Eigenschaften besonders kennen lernen kann, ist der noch unübertroffene „Pfingstmontag", welcher durch Göthe's Empfehlung auch im übrigen Deutschland bekannt geworden ist. Dieses Localstück schildert das Leben und Treiben der Strasburger, wie es vor einigen Jahrzehnden war und wie es in sehr wesentlichen Stücken noch gegenwärtig ist. Überdies ist dasselbe einer der reichsten Sprachschätze. Man erstaunt über die Fülle des gesunden Volkswitzes, der sich in den zahlreich aufgeführten Sprüchwörtern und den in der Unterhaltung des Volks herkömmlichen Gleichnissen ausdrückt. Oft glaubt man in einem Lustspiele von Shakspeare zu lesen, wo derselbe seine Laune am reichsten sprudeln läßt, und man überzeugt sich auch bei dieser Lecture, daß doch immer das Volk im Ganzen ein besserer Lebensphilosoph und ein tüchtigerer Humorist ist, als irgend ein Einzelner es zu sein vermag. Aber selbst die einzelnen Ausdrücke und Worte der elsassischen Mundart haben etwas ungemein Plastisches, und mehr als dies in jedem andern deutschen Dialekte, selbst in dem allemannischen, der Fall ist. Wie treu spiegelt sich nicht in folgenden Worten der Gegenstand den sie bezeichnen sollen: Annebadeschterle: eine häuslich geschäftige Frau; Sydebridel: eine verzärtelte Person; Dotsch, Dotschel: ein ungeschickter Mensch; brozzerli: behaglich und mit Selbstgefühl; Gackebibbele: ein Kindeskopf; Suerimmel: ein Murrkopf, Sauertopf; Mungedrissel: ein verdrießlicher Mensch.

Die Elsasser begreifen sich in ihrer Eigenthümlichkeit, und sie lieben es, in ihrer besondern Art und Weise sich zu betrachten und echt humoristisch mit sich selbst ihren Scherz zu treiben. So erscheinen gegenwärtig zu Strasburg in fortgesetzten Lieferungen sogenannte „Helje", oder Localbilder, welche Scenen aus dem Volksleben darstellen und mit sehr großem Beifalle aufgenommen werden. Eines derselben hat einen gewissen Ruf erlangt. Es soll grade ein königliches Namensfest gefeiert werden, und die Bürger sind aufgefodert ihre Häuser zu erleuchten. Da kommt eine Magd in die Werkstätte eines Schusters und fragt ihn, ob er denn auch zu Ehren des Königs zu illuminiren gedenke. „Ei jo", erwidert der Schuhmacher, „wann er erst Pech gitt." Pech geben heißt bekanntlich so viel, als sich aus dem Staube machen. Obgleich der Herausgeber die besondere Vorsicht gebraucht hatte, seinem Bilde ausdrücklich beizusetzen, daß hier eine Scene während der Restauration dargestellt sei, fand man dennoch für gut, ihn wegen Spott gegen den König vor Gericht zu stellen. Natürlich mußte der Proceß zu seinen Gunsten entschieden werden. Der Elsasser, besonders der Strasburger, hält so fest an seinem Lande und seiner Stadt, daß er selbst in der Fremde sich wenigstens in Gedanken nicht gern davon trennen mag. „Er ist von hier", sagt der Strasburger von seinem Landsmanne, auch wenn er grade in Wien oder Berlin mit ihm zusammen ist. Es ist bekannt, daß unlängst ein junger elsassischer Militair, als ihm in Paris die heimatlichen Töne zu Ohren drangen, seinem Heimweh

durch einen Selbstmord ein Ende machte. Wenn die Elsasser dennoch bei dieser Vorliebe zu ihrem Lande und ihren Landsleuten in beträchtlicher Zahl auswandern, um in der neuen Welt ihr Heil zu versuchen, so geben sie in ihrem theilweise übervölkerten Lande dem Drucke der materiellen Verhältnisse nach und haben dies mit den Schweizern gemein, die ja gleichfalls mit besonderer Innigkeit ihrer Heimat anhängen.

Das Behagen der Elsasser an ihrem Lande und an ihrer besondern Art und Weise drückt sich noch in manchen andern Dingen aus. Seit dem Erscheinen des „Pfingstmontags" kommen fortwährend eine Menge von Schriften und Schriftchen, Prosa und Gedichte, in elsasser Mundart zum Vorschein, und ohne Zweifel sind diese echt elsassischen Erzeugnisse der wichtigste und gehaltvollste Theil ihrer belletristischen Literatur. Ein besonderes Glück hat nächst dem „Pfingstmontag" der „Vetter Daniel" von Ehrenfried Stöber gemacht. Noch mehr war dies der Fall mit dessen Gedichten im elsassischen Dialekte. Mehre derselben, welche passende Melodien erhielten, sind zu eigentlichen Volksliedern geworden und durch das ganze Elsaß bekannt und beliebt. Dahin gehört namentlich:

Das Elsaß, unser Ländel,
Es ist meineidi schö';
Mer halten's fest am Bändel
Und lan's by Gott nit geh! u. s. w.

sowie das: „I bin lustig un sing" u. s. w. In allen diesen Liedern spricht sich ein besonderes, elsassisches Selbstgefühl aus und der feste Wille, an eigenthümlich deutscher Weise festzuhalten. So lange aber dieses Gefühl im Volke fortlebt — und es hat in jüngster Zeit neue Nahrung erhalten — ist nicht zu befürchten, daß die Elsasser in dem pariser Tiegel so bald in das Franzosenthum eingeschmolzen werden könnten. 117.

Loyola. Von Eduard Duller. Drei Bände. Frankfurt a. M., Sauerländer. 1836. 8. 4 Thlr. 21 Gr.

Einen Roman zu schreiben, der mit der Genesis des Jesuitenthums zugleich die innere Geschichte von dessen Stifter enthalten soll, den Gestaltungsproceß, nach welchem sich ein so geschichtlich-gewaltiges Ereigniß zuerst als Gedanke, als intensiv immer mächtiger werdende Idee in der Seele des Schöpfers formirte und hervorbrach, einen solchen Roman zu schreiben, wäre keine Kleinigkeit; denn der Dichter würde es bei diesem Unternehmen noch schwieriger haben als der Geschichtschreiber selbst, weil er wie dieser auf alle innere und äußere Triebfedern und Wurzelkeime zu achten hätte, zugleich aber das der Sache selbst Fremdartige, nämlich das Allgemein-Poetische, in seine Dichtung aufnehmen müßte.

Hier nun ist von einem jugendlich-rüstigen und bereits beliebten Novellisten ein solcher Versuch gemacht worden, der zwar allerdings bei genauerer Durchsicht in einzelnen Partien lobenswerth erscheint, im Allgemeinen aber, in die Kategorie eines wahrhaften Zeitbilds gefaßt, den Erwartungen und Foderungen der Kritik nicht entspricht. Denn erstlich ist die Fassung, Einrahmung, oder wie man es nennen will, sind die Contoure des Gemäldes keineswegs einheitsvoll; es hüpft, springt und geberdet sich Mancherlei darin herum, was über den Plan ebenso sehr hinausgewachsen erscheint, als es für denselben unentsprechend angesehen werden muß. Die Grenzen des Romans sind mit einem Worte nicht mit derjenigen künstlerischen Weisheit abgesteckt und geschlossen, welche, genau betrachtet, doch nur das unmittelbare Ergebniß des productiven Genius selbst ist. Weil nun der Verf. des vorliegenden Romans dies im Verlauf seiner Dichtung selbst gefühlt hat, so ist ihm aus diesem Mangel unmittelbar das Bedürfniß hervorgegangen, sich desto inniger an die Hauptgestalt, an den Helden Loyola selbst anzuschmiegen und für sein Bild, dem es an der unverrückbaren Grenze und ruhigen Schranke fehlt, mindestens ein Centrum, einen Höhenmittelpunkt zu gewinnen, der Alles überblickt und gleichfalls von allen entlegenen Theilen aus wahrgenommen werden kann. Nach dieser Annahme erhält der Held dieses Romans ungefähr dieselbe relative Bedeutung wie jener Babelthurm, welchen die Kinder Israel sich erbauten, um sich als Zerstreute aus ihrem Getrenntsein wiederzusammenzufinden; ein Gleichniß, welches dadurch noch passender erscheint, da auch dem Helden unserer Dichtung in gewissem Sinne die plastische und Charaktervollendung mangelt.

Eine andere niederschlagende Bemerkung muß sich ferner bei Durchlesung auch dieses Romans wiederaufdringen, daß nämlich für Deutschland im Verhältniß zu England, Frankreich, ja sogar zur nordeuropäischen Literatur, der historische Roman fortwährend eine so untergeordnete Bedeutung behält. Scheint es nicht fast, als ob unserer Literatur und unsern Dichtern der Sinn für die Poesie der Geschichte abginge. Allerdings können und wollen wir uns nicht bergen, daß es deutsche Romane dieser Gattung gibt, an denen man eine geschickte Verknüpfung, eine rasche, lebendige Darstellung, ein frisches Colorit, ja wol auch eine nicht gemeine Charakterisirung, mindestens Anlage dazu rühmen muß; allein dennoch fehlt es allen diesen Dichtungen an durchgreifender Energie, an Einheit der Fassung und vor allen Dingen an individuellem Wesen. Es treten in diesen Romanen, deren einige so zweideutig und zwitterhaft sind, daß sie eigentlich in keine Rubrik gebracht werden können, eine Menge von Figuren auf, allein diese Figuren sind so wenig selbständig, so automatenhaft, so unsicher, ja so unkörperlich, daß man sie nicht im treuen poetischen Gedächtniß behalten kann, daß man sie wieder aus der Erinnerung verliert, nachdem man sie kaum darin aufgenommen. Mit einem Worte, es sind keine Charaktere, noch weit weniger sind es poetische Gestalten. Wie unangenehm und betrübend, daß wir bei solchen Veranlassungen immerfort an ausländisches Verdienst (um nicht zu sagen an fremde Muster) erinnern müssen. Nehmt Walter Scott, den Vielbesprochenen, den auch Vielgetadelten. Es finden sich auch in seiner Charakteristik manche Fehler; aber es findet sich nichts Leeres, nichts Verblasenes; es ist Alles consistent, hat Leben und auch Mark. Die Figuren seiner Helden sind so ausgeprägt, daß man sie nicht aus dem Gedächtnisse zu verlieren vermag. Nehmt auch die französischen Novellisten, Victor Hugo in seinem ersten Romane, auch Eugene Sue, mit allen widrigen Elementen, der doch nicht einmal auf der Scholle der Geschichte dichtet. Diesen Leuten gegenüber, die doch unter sich selbst so verschieden sind, nimmt sich die Charakteristik unserer Novellisten dürftig aus. Auch sie zeichnen uns etwas hin, was aussieht wie ein Charakter; aber das unechte Bild verlischt ihnen fast noch unter den Händen. Oft ist es der historische Name, der allgemeine Begriff, der sich daran geknüpft hat, allein, der dem poetisch wiedergeborenen Charakter seine Existenz sichert. Der Held heißt: Wallenstein, Kosciuszko, Napoleon u. s. w.; mag sich die Poesie an ihm versündigen wie sie will, etwas muß doch als Grundlage bleiben, denn bei wahrhaft welthistorischen Gestalten ist der Name selbst schon ein Charakter. Nur daß darin in der That eher eine Verantwortung als eine Entschuldigung für den Dichter liegt.

Um nun auf den vorliegenden Roman zurückzukommen, so vermissen wir in demselben wie in so vielen Seinesgleichen ferner jene trauliche Gemüthlichkeit in der Haltung des Ganzen wie in der Ausführung des Einzelnen. Diese Gemüthlichkeit

ist bekanntlich dem englischen Roman und dem Scott'schen insbesondere eigen, und hierin ist es zu suchen, daß uns diese Romane bei wiederholter Lectüre immer aufs Neue gefallen. Eine Hauptwurzel dieser Gemüthlichkeit ist die poetische Ruhe, mit welcher sie empfangen sind, und der lebensfrische Humor, der sie durchdringt. Letzteres dagegen ist grade die schwache Seite unserer Romane, und anstatt der poetischen Ruhe, ohne welche, doch nie ein Zeit- und Lebensgemälde gelingen kann, finden wir häufig in ihnen einen Sturm und Drang, eine Unruhe, welche als ein eingeborenes Leiden unserer modernen Zustände, der Kritik wahrhaftes Bedenken erregen. So findet sich denn auch in diesem neuesten Romane Duller's eine gewisse Unstetigkeit und Hast, ein Drängen und Aufeinanderstoßen, das sich sogar in dem Styl selbst unangenehmerweise ausspricht. Nehmen wir z. B. und als Beleg des Gesagten eine Stelle wie diese: „Xaver! — ruft Miguel aus, der in Italien den Freund als Priester der Gesellschaft Jesu wiederfindet — du sollst kein Priester sein! Ich habe nichts ... ich hatte dich vergessen ... Ich finde dich wieder, ich klammere mich an dich. Wenigstens ein Herz auf Erden. Ist's zu viel gefodert? Du sollst kein Priester sein; deine Blicke, deine blassen Wangen sollen mich nicht beschämen! Einst hatte ich ein Recht an dein Herz; einst warst du mein Freund — o ewige Dürre, ewiger Durst, ewiges Jammern, ewiges Suchen, Verlieren, — Haben, Haben, Haben!" Wir fragen mit Recht, ob man dies einen Styl, eine Darstellung nennen kann? Dieselbe unersprießliche Hast charakterisirt das ganze Verhältniß zwischen Blanche, die späterhin als Mutter Johanna auftritt und in die Geschichte des bekannten Schwärmers Postel verwickelt wird, und Miguel, der, während er Loyola und Blanche und die ganze Welt zu hassen vergibt, doch im eigentlichen Sinne nur gegen sein eignes Fleisch wüthet. Hier ist keine wahre Leidenschaft vorhanden, sondern nur die Heftigkeit und Selbstzerstörung des Wahnwitzes.

Von dem obenerwähnten Humor findet sich in dem vorliegenden Buche allerdings auch etwas und dies ist Tiburzio, Loyola's Diener, nach unserm Ermessen die gelungenste Figur des ganzen Romans. Tiburzio ist die personifizirte Treue, bei beschränkten Geisteskräften; er ist instinktmäßig an Loyola gefesselt, der unverbrüchliche Bewahrer seines Geheimnisses und endlich auf Loyola's Sterbebette noch sein guter, trostreicher Engel, indem er ihm, dem in Herrschsucht und geistlichem Hochmuthe erkalteten Priester, noch zuletzt den Sohn entgegenführt und so dem erweichten Vater die einzige und letzte Lebensfreude bereitet. Allein Tiburzio ist dessenungeachtet keine vollendete Gestalt, obwol wir der Meinung sind, daß es wol in der Begabung des Dichters gelegen hätte, ihr die Vollendung zu geben. Solche Naturen wie Tiburzio, mit welchen sich noch obenein etwas gutmüthige Narrheit verbindet, brauchen zu ihrer Entwickelung viel Spielraum. Nichts ist wahrer, als daß der Humor seine Breite haben muß. Von dieser räumlichen Breite hat der Dichter dem Tiburzio zu wenig verstattet. Wir wollen diese Bemerkung aber nicht falsch verstehen: nicht als ob Tiburzio im Verlauf des Ganzen zu wenig in Anspruch genommen wäre, das keineswegs; aber der Dichter spricht seinerseits zu viel in ihn hinein, es fehlt an der Selbstentfaltung, an der Pointe, daß es das Individuum selbst ist, das seine Gemüthlichkeit offenbart. Dies ist die größte Kunst des Novellisten, und daher bedarf auch er wie Alles in der Welt seiner eigenthümlichen Dialektik.

Was wir nun zu den gelungenen Partien des Romans rechnen, das ist vornehmlich das Verhältniß des treuen Tiburzio zu dem Sohne seines Herren, ferner die zarte Neigung Peregrina's zu Loyola, sodann die Schilderung des protestantischen Augustiners, der in Mantua den Flammentod erleidet, die Schilderung von Postel's theosophischem Wahnsinn, und endlich die progressive Läuterung des strengen und stolzen Charakters des Jesuitengenerals, je nachdem der Roman sich seinem Ende nähert. Überhaupt ist, was man vielleicht nur von wenigen Büchern sagen kann, der dritte Band der gelungenste; es herrscht hier mehr Besonnenheit und Ruhe der Darstellung, und hin und wieder sieht man jene trauliche Gemüthlichkeit, von welcher oben die Rede war, mit recht klaren freundlichen Augen hervorblicken. Solche Stellen muß man sich in unsern neuesten Romanen merken; es können immer nur Hoffnungen und frohe Aussichten sein, wozu sie veranlassen. In dieser Hinsicht glauben wir, der Leser werde es nicht befremdlich finden, grade das nachstehende Bruchstück von uns hervorgehoben zu sehen. Es handelt davon, wie Tiburzio, ausgesandt von Loyola, um den Jüngling Juan, Loyola's Sohn, aufzufinden, endlich nach Augsburg gelangt ist, wo er früherhin mit dem Jüngling im Hause des reichen Herrn Pittlinger gewohnt hat. Allein der ehrliche Tiburzio hatte, obwol aus guten Absichten, doch an der Familie des Herrn Pittlinger nicht ganz redlich gehandelt, indem er mehre Jahre früher heimlich mit dem Jüngling Juan oder Johannes nach Rom entflohen war, um Loyola dort aufzusuchen und so dem Vater den Sohn zurückzugeben. Dazwischen liegt nun Mancherlei, denn Johannes hatte sich in Italien mit dem Augustiner, der in Mantua hingerichtet ward, verbunden, war so dem ehrlichen Tiburzio abhanden gekommen, der denn auch nicht erfahren hatte, daß Johannes inzwischen wieder nach Augsburg in die alten Verhältnisse zurückgekehrt war und nun im Begriffe stand, sich mit der lieblichen Maria, der Tochter des Herrn Pittlinger, seiner Jugendgespielin, zu verbinden. Dies Alles weiß Tiburzio nicht; es wird ihm daher, je mehr er sich dem lieben Augsburg nähert, immer beklommener zu Muthe; eine Beklommenheit, die sich, als er nun vor den Mauern der Stadt steht, zur wirklichen Angst steigert. Er wagt es nicht, hineinzugehen und der würdigen Familie Pittlinger vor die Augen zu treten. Lieber will er Loyola's Zorn ertragen, wenn er unverrichtet zu ihm zurückkehrt; er entschließt sich also kurz und gut, wieder nach Italien umzukehren. „Er war also mit sich fertig, wendete Augsburg wieder den Rücken, ohne seinen Fuß innerhalb der Ringmauern gesetzt zu haben, und wanderte wieder gen Süden, fest entschlossen, lieber durch den Zorn seines Generals zu sterben, als durch die Fragen seiner Wohlthäterin in Augsburg. Eine Stunde vor der Stadt war ein Lustort, mit einem anmuthigen Hain umpflanzt, wohin die Bürger der Reichsstadt an Sonn- und Feiertagen Ausflüge machten. Das vortreffliche Bier dieser Festtagsstation war weit und breit berühmt. Tiburzio war in früherer Zeit öfter dort gewesen und hatte manches Krüglein versucht, dessen Inhalt, obwol von Ketzern gebraut, seiner katholischen Kehle doch ohne Nachtheil blieb. Er war müde, durstig und konnte sich nicht enthalten, hier zu rasten und sich zu erquicken. Anfangs erschrak er freilich, als er zu den Fenstern heraus manches Ketzergesicht sich neigen sah (Tiburzio ist nämlich durch ein komisches Misverständniß selbst Mitglied der Gesellschaft Jesu geworden); doch ermuthigte er sich selbst, zog den Hut tiefer über die Stirn herab, senkte den Kopf wie ein echtes Mitglied der Gesellschaft Jesu und setzte sich an einen Tisch im Wäldchen, der von allen Gästen unbeachtet blieb. Das erste Bier wieder, seitdem er mit Johannes aus Augsburg fortgewandert war! Mit welcher Andacht hob er den zinnernen Deckel, mit welcher Kennermiene verfolgte er das Aufsteigen der zahllosen Perlen vom Grunde des gläsernen Krügleins bis zum Rande! Als ob er ein Paternoster betete! Er hielt sich mit Gewalt vom allzu raschen Genuß zurück, um ihn durch den Vorgenuß zu würzen. Und als er den ersten Schluck gethan, wie eigen ward ihm zu Muthe! Er konnte den Griff nicht mehr aus der Hand lassen; er hielt das Glas gegen die Sonne, hob den Deckel, ließ ihn sanft wieder niedergleiten, hob ihn wieder und hielt den zweiten Schluck, wollüstig prüfend, lange auf der Zunge. Augsburg, schönes Augsburg, dachte er, halb umgewandelten Sinnes, ich habe dir Unrecht gethan. Ja, du steckst voller Ketzer, aber sie brauen einen Trank, der die Engel im Himmel zum Weinen und die Menschen auf Erden zur Wonne bringen kann. Du hast viel gesündigt, Augsburg; aber dir wird viel vergeben werden um deines Bieres willen. Was

sind alle Weine Spaniens gegen dieses schmerzenlindernde Öl? Der köstlichste Val-de-Peñas erscheint gegen dich, du durchsichtige braune Milch, wie schlechtes Pech. Du stillst jedes Weh, du gibst Trost und Beruhigung, Stärke und Standhaftigkeit, und gesegnet seist du für ewige Zeiten."

„Herr Jesus — Tiburzio!" rief ihn Maria an. Tiburzio meinte, er höre einen Engel vom Himmel und schrak dabei zusammen, als wäre er gestorben. „Woher kommst du? Was bringst du? Von Johannes?" Von Johannes? — — Señora Maria! — So wahr ich zehn Finger am Leibe habe. — — Ach verrathet mich nicht; ich bin's wahrhaftig und ohne ihn ... Gott, wie groß, wie schön seid ihr seit der Zeit geworden" u. s. w.

Wir bemerken nochmals, daß Stellen wie die mitgetheilte in unsern modernen Romanen nicht übersehen werden dürfen. Sturm und Drängen, gewaltsame Gefühle und Ereignisse, Wirrsal und Unruhe wird uns allenthalben genug geboten. Aber wenig Heiterkeit, Gemüthsfrieden, gemüthliche Selbstvertiefung in die freundlichern Zustände des Lebens. Darum ist es ein doppeltes Verdienst, wenn irgendwo diese Saiten stark und innig angeschlagen werden.

In Summa: es ist von Duller's Talent für die Zukunft Vorzüglicheres zu erwarten als er bisher geleistet. Der deutschen Romanschriftsteller, von denen sich dies sagen läßt, sind nicht viele. 1.

Notizen.

Ein vor Kurzem zu London über London erschienenes Werk, das den Titel führt: „The great Metropolis", findet zwar bei einigen, namentlich torystisch gesinnten englischen Zeitschriften wenig Anerkennung, enthält aber nichtsdestoweniger manches Beherzigenswerthe. Der Verf. ist allerdings ein Liberaler von Gesinnung, ja man kann ihn in gewissem Betracht wol sogar einen Radicalen nennen; allein dessenungeachtet scheint er ein geistreicher Mann zu sein, und wir wollen doch nicht lauter beobachtende Werke von vornehmen Leuten, von Grafen und Fürsten, von Semilassos und Homogalaktos lesen. Wir wollen die Welt nicht blos aus der Cavalierperspective, sondern auch aus der rein bürgerlichen Perspective betrachtet wissen. Es fragt sich, welche die richtigere ist. So wenig wir es billigen können, wenn der pure blanke Sansculottismus sich aufthun und sich eine besondere Weltbeobachtungsgabe beimessen will, ebenso wenig können wir uns mit der puren Vornehmigkeit und ständischen Erimirtheit befriedigen, sollte sie auch so geistreich sich ausnehmen wie in dem Büchlein des Verf. der „Impressions of England", über die in Nr. 23 u. 24 d. Bl. bereits berichtet worden ist.

„London", so äußert sich der Verf. von „The great Metropolis", „ist eine kleine Welt für sich. Man kann dort im eigentlichsten Sinne Alles haben, wenn nur die Mittel nicht fehlen. Es sind hier Menschen aus allen Weltgegenden, Ländern und Himmelsstrichen. Mit jedweder Gestalt und Form der öffentlichen und Privatmeinung, mit allen Nuancen des menschlichen Charakters kann man hier bekannt und vertraut werden. Dies vermag außer London keine andere Stadt der Welt, und darum läßt sich in dieser Hinsicht auch keine andere mit ihr vergleichen. Man berechnet im Durchschnitte Tag aus Tag ein die Zahl der Fremden, die sich nur wenige Tage in London aufhalten, auf 120,000. Es sind hier allein fortwährend 130,000 Schotten, eine Zahl, die beinahe der Bevölkerung von Edinburg gleichkommt. Irländer sind hier mindestens 200,000, was etwa die Einwohnerzahl von Dublin betragen mag." (Es wäre gut für Irland, wenn einmal alle Irländer nach London zögen, wenigstens Diejenigen, deren wöchentliche Einnahmen man auf zwei Schillinge berechnet. Sie würden die londoner Bürger allerdings nicht reich, vielleicht aber die engherzigen Parlamente etwas weitherziger machen.) Die Anzahl der in London stets anwesenden Franzosen wird auf 30,000 angegeben. Über die londoner Clubs äußert sich der Verf. sehr humoristisch und sarkastisch. Er meint, einer der größten Vortheile dieser Clubs sei der, daß die Mitglieder dort wohlfeiler speisen könnten als anderwärts. Man bekomme dort jeden Artikel um den Einkaufspreis und außerdem auch halbe Portionen. Der Herzog von Wellington speise auch zuweilen in seinem, dem Carltonclub, Mr. Hume thue desgleichen im Reformclub, und Beide bezahlten für ihre Mahlzeit nicht mehr als einen Schilling. Obwol nämlich Se. herzogl. Gnaden und das ehrenwerthe Mitglied für Middlesex sehr verschiedenartige Naturen seien, so seien sie doch wiederum in allen Dingen, die zur Privatökonomie gehören, auf bewunderungswürdige Weise einverstanden. Mr. Hume sowol als Se. herzogl. Gnaden hätten Beide weislich überlegt, daß, wenn man für sein Mittagsbrot nur einen Schilling ausgäbe, man desto eher den Penny für den Aufwärter erübrigen könne. Auch fänden vortreffliche und höchlich zu berücksichtigende Anwartschaften in diesen Clubs statt. Jeder solche habe seinen Weinausschuß, und als Glied in diesen aufgenommen zu werden, sei das sehnsüchtige Verlangen aller Mitglieder ohne Ausnahme. Wenn man zum Weincomité gehöre, so sei man geborgen, denn man erlange dadurch erstlich den unzerstörbaren Ruf eines echten Weinkenners, und dann sei man auch ex officio verbunden, die vortrefflichsten Weine privatim zu kosten.

Die londoner Aristokratie kommt bei unserm Verf. sehr übel weg. Man glaube kaum, sagt er, welch eine sittliche Verderbtheit, welche Ausschweifung unter dem männlichen Theile derselben herrschend sei. „Was ich hierbei vorzüglich im Auge habe", sagt er, „das sind die unablässigen Versuche unserer aristokratischen Fashionables (zuweilen produciren sie sich auch auf sehr unfashionable Weise), rechtliche Frauen zu verführen. Der Ausdruck, mit dem sie die jungen Mädchen, die sie zu ihren Opfern auserwählt, bezeichnen, ist für ihre eigne Unsittlichkeit sehr ausdrucksvoll; sie nennen sie unfortunate girls". Es gibt ihrer, die sich die Realisation dieser Bezeichnung zur Lebensaufgabe stellen." Wer London kenne, fügt der Verf. hinzu, der werde zugestehen, daß das Leben unter den höhern Ständen wenig besser sei als eine fortwährende Scene von Intriguen und Liebeshändeln, von „Massacren bürgerlicher Ehen und Keuschheiten". Das Verbrechen des Ehebruchs komme in keiner andern Hauptstadt so häufig vor als in London, und man wisse wohl, von wem es hauptsächlich ausgehe. Dies ist ein hartes Wort, vielleicht ein zu hartes Wort, wenn es blos auf den Adel Bezug haben soll. Sonst aber ist es ein wahres Wort. Es läßt sich mit Bestimmtheit versichern, daß in Paris weit weniger skandalöse Ehebruchsgeschichten unter den höhern Ständen vorfallen als in London, und Paris gilt doch sonst dem sittlichen Censor immer für das Sodom von Europa.

Der zu Gent erscheinende „Messager des sciences et des arts" rc. verbreitet sich ausführlich und nicht ohne Gelehrsamkeit über eine im J. 1834 unweit dem Dorfe Poulseur in der Provinz Lüttich aufgefundene Bronzebüste aus den Römerzeiten, deren vollkommen unversehrter Zustand und große Schönheit die Bewunderung der niederländischen Alterthumsforscher auf sich zog. Ihrem Alter nach stammt diese Büste aus der Zeit der Antonine, vielleicht auch aus einer noch frühern Epoche, und dürfte an Zierlichkeit und Geschmack der Arbeit nicht leicht ihres Gleichen finden. Man war früher der Meinung, sie stelle einen Nero oder Antinous vor; doch wird von Roulez, einem der tüchtigsten Archäologen in den Niederlanden, eben in jener Zeitschrift mit ziemlicher Authenticität nachgewiesen, daß es ein Bacchuskopf sei. 11.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 56. —— 25. Februar 1837.

Mittheilungen über die Freimaurerei von Br.·. Fr. Heldmann. Frankfurt a. M., Sauerländer. 1836. 8. 1 Thlr. 18 Gr.

Der Geist unserer Zeit strebt offenbar dahin, möglichst große Öffentlichkeit allen Thatsachen und Verhandlungen zu geben, welche die Gesellschaft interessiren können. So ist beispielsweise in Staaten, die sich populairer Verfassungen erfreuen, Öffentlichkeit der parlamentarischen wie der gerichtlichen Verhandlungen einer der Grundzüge dieser Verfassungen. Als eine fernerweitige Consequenz eben dieses Princips aber möchten wir fodern, daß im Staate kein Institut bestehe, dessen wesentliche Tendenzen und Zwecke nicht nur keineswegs offenkundig, sondern das selbst unter seinen eigentlichen Mitgliedern „viele Tausende" zählt, denen solche unbekannt oder dunkel sind. Ein solches Institut im Staate gar nicht zu dulden, oder doch mit Mistrauen zu überwachen, möchte man den respectiven Regierungen in so lange nicht verargen dürfen, bis der Schleier des Geheimnisses, hinter dem es sich verbirgt, hinlänglich gelüftet ist, um sie von dessen Unschädlichkeit zu überzeugen. Wir glauben nicht zu irren, wenn wir der Publication des gegenwärtigen Buches, das sich vor andern Freimaurerschriften dadurch vortheilhaft auszeichnet, daß es nicht ausschließlich für die .·. Brüder geschrieben ist, jene Absicht zu Grunde legen. Auch bezweifeln wir um so weniger, daß solche erreicht werden dürfte, da in demselben wirklich sehr schätzbare und in hohem Grade befriedigende Auskünfte über den Ursprung und Zweck der Freimaurerei, deren Verhältniß zu Kirche und Staat, wie überhaupt über Alles, was auch für den sogenannten Profanen dabei von Interesse sein kann, enthalten sind. In dieser Hinsicht aber zeichnen sich besonders die aus der Feder des Herausgebers und H. Zschokke's fließenden Mittheilungen aus, mit denen wir uns demnach auch hier vorzugsweise beschäftigen wollen.

Letzterer eröffnet den Band mit einem „Überblick des gegenwärtigen Zustandes der Freimaurerei in Europa". Nach ihm ist dieser Zustand keineswegs erfreulich. An die Stelle des Maurerthums selbst nämlich seien, wie er sagt, Ceremoniel und Ordenssucht — das heutige Freimaurerwesen — getreten, weshalb denn auch schon seit geraumer Zeit die bessern Köpfe, die an dem Bunde Theil genommen, die Maurerei in ihrer gegenwärtigen Entartung nur für eine zeitversplitternde feierliche Spielerei großer Kinder mit Bärten gehalten und sich theils von dem Bunde zurückgezogen, theils auf das Bessere hingestrebt hätten. „Doch die meisten leuchtenden Brüder blieben leider sehr oft Unerleuchtete und freuten sich lieber ihres Spieles mit Titeln, Bändern und bequasteten blau-, grün-, oder rothgefütterten Schurzfellen." Darum sei denn auch eben das heutige Freimaurerwesen eine von jenen menschlichen Stiftungen, die mit der Zeit überalt und den Verhältnissen des Jahrhunderts fremd geworden. Könne und werde dasselbe aber noch eine Zeit lang fortbestehen, wie es bisher bestand, so sei dies nur, wie in manchen Ländern Das, was zu seiner Zeit löblich gewesen — als Feudalwesen, Mönchsthum, Leibeigenschaft u. s. w. — zwar noch fortdauere, aber schwächlich, vom edlern Theile der Welt geringgeschätzt, oder mit Unwillen betrachtet und gänzlicher Auflösung mit starken Schritten entgegeneilend.

Entweder — dies ist die Klimax — muß die Freimaurerei, die, wie sie jetzt ist, nichts Geheimes, nichts Eigenthümliches mehr hat, aufhören, weil sie des Aufhörens würdig geworden, oder sich in ihrem innersten Wesen zu Dem, was sie war und sein soll, verjüngen. Abänderungen der Handgriffe, Paßworte, Logenzeichen und selbst der alterthümlichen Gebräuche sind aber keine Verjüngung, sondern nur eine Schminke oder Larve über das alte, welke Gesicht.

Inzwischen schreibt sich die von Zschokke beklagte Entartung des Maurerthums schon von einer ziemlich entfernten Epoche her, da sie, ihm zufolge, in England begann, als es daselbst mit Anfang des 17. Jahrhunderts in den staatsbürgerlichen Händeln der Briten zur königlichen Kunst und eine solche achtbare Verbindung zum Ordensgetändel erniedrigt wurde. Als aber andere Nationen die Maurerei empfingen, was viel später geschah, wie denn z. B. die älteste Loge in Deutschland zu Hamburg 1733 von englischen Abgeordneten gestiftet wurde, war dieselbe bereits ihrem Wesen und Herkommen nach unkenntlich geworden. Bemerkenswerth dabei ist aber, daß jede Nation, bei der fortan die Freimaurerei einheimisch ward, ihr aus ihrer eigenthümlichen Gemüthsart einen Grundzug gab. So ward denn dieselbe in England politisch, in Frankreich schauspielerhaft und prunkreich, in Deutschland rosenkreuzerisch, wundersüchtig und moralisch.

Mit der, hier freilich nur in sehr gedrängter Kürze wiedergegebenen Schilderung des heutigen Freimaurerwesens, nach

Zschokke, bilden einen grellen Abstich die Grundzüge des wahren Maurerthums, wovon derselbe folgende Skizze entwirft.

Schaffe dir — sagt er — ein Urbild der Menschheit in ihrer einstigen Vollendung; alle Nationen, ohne Unterschied der Farbe, Sprache, Religion und Staatsverhältnisse, aufgelöst in eine einzige Geschwisterschaft; alle losgeschält von den Vorurtheilen der Örtlichkeit, des Standes und Handwerks, ohne National- und Religionshaß; alle in brüderlicher Eintracht um den Allvater vereinigt; alle das Verdienst und die Tugend höher achtend als äußern Rang, Gunst des Zufalls, der Geburt, des Glücks; alle in Demuth, Liebe und Treue wetteifernd am Bau allgemeiner Glückseligkeit; alle bei ungleichen Glücksgütern einander dienstbar; bei ungleichen Ansichten und Einsichten duldsam und sich gegenseitig ehrend; nirgend Gewaltherrschaft, nirgend Knechtschaft, im Genusse der ewigen Rechte aller Sterblichen; Keinem leibeigen, Keinem geisteigen als dem Vater der Geister. Schaffe dir ein solches Urbild, und du kennst nach Maßgebe deiner Bildungsstufe Wesen und Zweck der Maurerei. — Die Religion ist das Verhältniß des Geistes zu Gott und Ewigkeit, ohne Rücksicht auf den Staub der Welt und alles Vergängliche in ihr. Das Maurerthum ist das höchstgedachte ideale Verhältniß der Sterblichen unter sich selbst im Wechsel des Vergänglichen als menschliche Gesellschaft. Wie sich die Religion zu den verschiedenen Kirchen, so verhält sich das Maurerthum zu den verschiedenen Freimaurerschaften, und das Ideal vom Verein der menschlichen Gesellschaft zur Wirklichkeit der bestehenden Staaten.

In einem zweiten Aufsatze, der in Briefform an den Herausgeber gekleidet ist, entwickelt Hr. Zschokke noch näher das hier blos flüchtig angedeutete Verhältniß der Freimaurerei zu Kirche und Staat. Das an diesem Orte Gesagte rechtfertigt das Maurerthum vollkommen gegen jedweden, wider dasselbe wol hin und wieder erhobenen, ja selbst in die Praxis mancher Regierungen übergegangenen Argwohn, es könne solches den bestehenden kirchlichen oder politischen Einrichtungen irgend eine Gefahr bringen und müsse daher strenge überwacht, wol gar als geheime Gesellschaft durchaus nicht geduldet werden. Die Natur der Freimaurerei, sagt er unter Anderm in ersterm Betreff, scheidet alles Kirchliche von ihr aus, weil sie sich nur auf das gegenwärtige Leben bezieht und ohne Rücksicht auf Glaubens- und Kirchenverschiedenheit alle Menschen zu einer einzigen Gottesfamilie wieder verbinden möchte. Von diesem Gesichtspunkte ausgehend, misbilligt er denn auch das System derjenigen Freimaurerlogen, die sich als blos christliche Stiftungen betrachten und daher weder Juden noch Mohammedanern Zutritt bei sich gestatten. Diese bilden nach seiner Ansicht ein wirkliches Seitenstück zu den Quäkern und Herrnhutern, die im bürgerlichen Leben ganz maurerisch, d. i. Brüder sind, oder sich doch wenigstens nennen, und die in ihrer Verbrüderung ebenfalls Vaterland, Stand, schwarze und weiße Farbe der Haut vergessen, bei denen aber Bedingung zu Allem ist: der Bruder müsse von ihrem kirchlichen Meinungssysteme sein. Ebenso aber, wie in kirchlichen Dingen, scheidet auch die Natur der Freimaurerei „alles Politische, und was den bestehenden Staaten eigenthümlich ist, von sich aus, weil sie, ohne Rücksicht auf die wirkliche Cultur, auf die Örtlichkeiten, auf den klimatischen Einfluß und andere Bedingungen, die den Staat für Das, was da ist, bestimmen, nur das Urverhältniß der Menschheit im Auge hat; weil sie sich das menschliche Geschlecht in seiner Vollendung, also auch den Menschen rein denkt von Leidenschaften, also auch von Thorheiten und Verbrechen (worauf der Staat die erste Rücksicht nehmen muß); ferner, weil sie alle Menschen, ohne Rücksicht der Vaterlande und Stände, als eine einzige Geistesverbrüderung um Gott vereinen möchte."

Über den Ursprung und das Alter der Freimaurerei, hinsichtlich deren seither so viel gefabelt ward, ertheilt vornehmlich der Herausgeber in einer der betreffenden Untersuchung eigens gewidmeten Abhandlung sehr schätzbare Aufschlüsse, die um so mehr Glaubwürdigkeit verdienen, da sich solche keineswegs wie andere diesfällige Angaben auf Hypothesen und Legenden stützen, sondern aus alt-überlieferten Urkunden geschöpft sind, die Hr. Heldmann zu Rathe zog. Das wesentlichste Resultat seiner Forschungen aber resumiren wir in Folgendem. Wurde durch ägyptische und phönizische Colonisten nebst andern Wissenschaften und Künsten auch die Baukunst nach Griechenland verpflanzt, so wanderten nach der Unterjochung dieses Landes mehre Baucorporationen nach Rom und lebten auch hier, wie Vitruv bezeugt, den Sitten ihrer Ahnen treu, in eignen Innungen und nach eignen Gesetzen. Mitglieder dieser Corporationen kamen mit den römischen Legionen nach Britannien, wo sie ebenfalls in enggeschlossenen Körperschaften lebten und ihre Kunst fortwährend als Geheimniß übten, dabei aber auch noch andere Geheimnisse und Lehren hatten, die sich wie bei den alten Mysterien an sinnvolle Symbole knüpften. Da nun, wie geschichtlich erwiesen, bei dem römischen Heere in Britannien die Mitglieder der Baucorporationen zu den Ersten gehörten, bei welchen die christliche Lehre Eingang fand, so zogen sie sich später, von den römischen Priestern verfolgt, mit dem Klerus der ersten christlichen Kirche, den Kuldeern, nach den schottischen Hochlanden zurück, wo sie ihr Andenken durch noch vorhandene Denkmäler verewigten. In Folge der allgemeinen Einführung des Christenthums kamen jedoch viele von jenen Bauleuten nach England zurück, wo sie späterhin von den Königen große Freiheiten und sogar das Privilegium erhielten, sich selbst untereinander regieren zu dürfen, auch nach einer aus dem 10. Jahrhunderte vorhandenen Urkunde daselbst im Innern ihrer Verbindung die nämlichen Einrichtungen trafen wie ihre Stammältern in Griechenland und Rom. Sanken nun mit höher steigender und weiter sich verbreitender Cultur die Baucorporation allmälig in der Art, daß sie endlich nach Einführung der Zunftverfassung in den britischen Städten nicht viel mehr als eine bloße Maurerzunft bildeten, so hegte man daselbst doch allgemein noch eine solche Vorliebe für den alten Künstlerbund, daß sich die Angesehensten und Vornehmsten des Landes als Genossen in denselben aufnehmen ließen und, zum Unterschiede von den Werkleuten sich freie Maurer nannten. Ihre Anzahl aber überstieg bald die der Erstern, von denen sie sich in Folge der bürgerlichen Unruhen trennten und unter dem Namen der Freimaurerei einen besondern Bund stifteten, den sie mit Ausschluß der technischen Baukunst nur

den höhern reinmenschlichen Angelegenheiten widmeten, dabei aber ihre Geheimlehre an die höhere Vergeistigung bedeutungsvoller Symbole und der beibehaltenen Embleme der Baukunst knüpften. Allein nicht blos in England, auch in den meisten Ländern des Festlandes findet man den größten Theil des Mittelalters hindurch die Baucorporationen in den Klöstern, wo bekanntlich nach dem Untergange des Römerreiches und der Einführung des Christenthums Künste und Wissenschaften zuerst wiederauflebten und sich über die, in Folge der Völkerwanderung in Barbarei versunkenen Länder verbreiteten. Britische und irländische Priester, wie Bonifacius, Columban u. m. A., die vorzüglich in Frankreich und Deutschland das Christenthum predigten und zu dessen Beförderung eine Menge Kirchen und Klöster bauten, mußten die Mönche derselben bei der Unwissenheit der Laien auch in der Baukunst unterrichten, zu welchem Behufe ihnen denn ganz natürlich die heiligen Gebäude ihres Vaterlandes und deren Einrichtung als Muster dienten. Da nun zur Aufführung so ansehnlicher Gebäude eine große Anzahl von Werkleuten erfoderlich war, so vermuthet Hr. Heldmann mit großer Wahrscheinlichkeit, es hätten die Mönche in den neubekehrten Ländern von jenen Aposteln des Christenthums auch die Institutionen und Statuten der britischen Baucorporationen empfangen. Zur Unterstützung eben dieser Hypothese bemerkt derselbe, daß sich sowol aus Feßler's gesammelten Urkunden wie aus andern Denkmälern ergebe, daß bis ins 13. Jahrhundert und an manchen Orten noch später gelehrte und kunstverständige Mönche, ja, selbst Äbte und Bischöfe an der Spitze zahlreicher Bauverbindungen standen, die ihre Kunst geheim hielten und bei ihren Versammlungen, die stets in den Klöstern gehalten wurden, besondere liturgische und symbolische Gebräuche übten. Auch daß sie eine höhere Geheimlehre hatten, beweisen seiner Meinung nach die fast in allen von ihnen erbauten kirchlichen Gebäuden befindlichen sogenannten Wahrzeichen, woraus deutlich abzunehmen, daß sie über gewisse Begriffe und Vorurtheile ihrer Zeit weit erhaben waren.

Ist indessen, wie aus dem Vorstehenden erhellt, die Freimaurerei von England aus nach dem Continente und namentlich nach Deutschland hin verpflanzt worden, so läßt sich doch nach einer von Dr. Kloß zu Frankfurt a. M. dem Herausgeber gemachten und in dem Bande abgedruckten Mittheilung mit einem hohen Grade von Wahrscheinlichkeit vermuthen, daß die betreffende Grundidee wirklich deutschen Ursprungs ist und die Stifter des neu-englischen Großmeisterthums solche als Typus ihrer Reform der Freimaurerbrüderschaft etwa um die Mitte des 17. Jahrhunderts angenommen haben. Nach jener Mittheilung nämlich hätte in den ersten Decennien eben dieses Jahrhunderts der würtembergische Generalsuperintendent J. V. Andreä einen Bund errichtet und in einem kleinen Cirkel ausgeführt, den er Civitas Christianopolis genannt, und dessen Formen mit den freimaurerischen, besonders den alten, viel Ähnlichkeit hatten, in manchen Stücken sogar mit denselben übereinstimmten. Die Leitung dieses Bundes nun — heißt es weiter — sei von Andreä seinem Freunde Comenius übertragen worden, der ein zu seiner Zeit berühmter Gelehrter war und 1641 nach England berufen wurde, um daselbst die Schulen des Landes zu reformiren. Aus den von diesem Gelehrten hinterlassenen, aber erst geraume Zeit nach seinem Tode durch den Druck veröffentlichten Schriften nun, die Dr. Kloß erforschte, ergibt sich aus schon angedeuteten Gründen die vorbesagte Vermuthung.

Was die übrigen noch in dem vor uns liegenden Buche enthaltenen Mittheilungen anbetrifft, so wollen wir schließlich bemerken, daß solche mehrentheils in freimaurerischen Reden bestehen, die vom Herausgeber und andern .·. Brüdern an verschiedenen Orten und zu verschiedenen Zeiten gehalten wurden. In ihnen allen athmet derjenige Geist, den Hr. Zschokke als den des echten Maurerthums bezeichnet; sohin geht aus denselben implicite hervor, was auch wol mit deren Veröffentlichung bezweckt wurde, daß gedachtes Institut, in seiner Reinheit aufgefaßt, weit entfernt, in die kirchliche oder politische Sphäre nachtheilig einzugreifen, nur die Beförderung wahrer Humanität zum Gegenstande seines Wirkens hat. 17.

Über Jephtha's Tochter, ein Gemälde von Karl Österley.

Wenn es den Zwecken Ihrer „Blätter für literarische Unterhaltung" nicht zu fremd erscheint, so möchte ich Ihre Leser mit ein paar Worten von einem Bilde unserer neuesten Zeit unterhalten, das auch vielleicht insofern nicht ganz vom Literarischen abgeschieden ist, als man darin wol den kleinen Einfluß eines kleinen literarischen Productes nachweisen kann. Die deutsche Kunst scheint überhaupt, gefördert durch eignes inneres Erstarken und äußere Theilnahme, ein so bedeutendes Element unserer Cultur werden zu wollen, daß wir sie kaum in unsern literarischen Journalen noch lange werden ignoriren dürfen. Das fragliche Gemälde, das durch eine Skizze und Beschreibung der „Hanoverschen Kunstblätter" dem Gegenstande nach bekannter geworden ist und hoffentlich durch einen Kupferstich bald auch der Behandlung nach bekannter werden wird, scheint uns einer der glücklichen Vertreter der neuesten Kunstthätigkeit zu sein, der zu den schönsten Hoffnungen berechtigt. Der vielbearbeitete Gegenstand ist hier mit einem so sichern Griff in die tiefste Natur desselben aufgefaßt, daß man um so freudiger überrascht wird, je mehr man die vielfache Hülflosigkeit neuerer Compositionen zu bemerken Gelegenheit hat. Dieses Bild stellt gleichsam unter vielen vorausgegangenen misglückten Versuchen das Ei des Colombo auf, vereint wie in einem Brennpunkt die Idee der bekannten Mythe und stellt diese so rein verkörpert dar, daß schwerlich Jemand nach dieser Tochter Jephtha's eine andere wird denken oder sehen mögen. Ältere Meister verschiedener Schulen aus mehr materiellen Zeiten haben zur Darstellung dieser Mythe die Scene gewählt, wo Jephtha zurückkommt und seine Tochter ihm aus dem Hause mit Pauken und Reigen entgegeneilt. Dies ist ein gänzlicher Misgriff schon an und für sich; es ist ein Moment gewählt, der sich zum theatralischen Effecte, der sich zur Hervorhebung in jeder poetischen successiven Darstellung vortrefflich eignet, wo man vorher den erschütternden Gegensatz in dieser Begegnung durch das Vorausgegangene der Thatsache kennt und die Aussicht auf den tragischen Ausgang hat, der die dunkle Folie zu der heitern Scene des Augenblicks bildet. Diese Auffassung zertheilt das Interesse auf zwei Partien, die in dem Bilde gar keinen Bezug aufeinander haben, sondern nur in der Phantasie des der Sage kundigen Beschauers; und überdies regt dieser Moment leidenschaftlich und schmerzlich an, eine Wirkung, die der Künstler nicht muß

machen wollen, wenn ihn nicht die Natur seines Gegenstandes dazu zwingt. Unsere Aufgabe aber hat weit tiefere Seiten und namentlich weit innerlichern Werth, als jene Auffassung zu zeigen vermag, in der gleichsam der Vater mehr die Hauptperson bildet als die Tochter, auf der doch unser größerer Antheil unwillkürlich und natürlich ruht. Ein neuester Rival von Österley ging auf diese innerlichere Natur des Gegenstandes mehr ein. Er zeigt die Tochter, schon kundig ihres Schicksals, auf ihren Bergen in der Mitte ihrer Gespielen, wie sie ihre Jungfrauschaft beweint und von ihren Begleiterinnen getröstet wird. Abgesehen von dem Widerlichen, das in dieser Ursache des Weinens für uns liegt, sobald wir an den Text des Mythus erinnert sind, so ist in dieser Behandlung freiwillig und muthwillig das Große dem Kleinen geopfert. Die Heldin spielt die Figur der Schwäche, die Gespielen heben sich durch ihren Trost über sie hervor, dem Betrachter wird ein Mitleid eingeflößt, das in der Heldin nur ein armes Opferlamm erkennt, und das nicht in sich irgend ein versöhnendes und erhebendes Moment bietet. Ganz anders die Jephtha-Tochter Österley's. Sie steht auf den Bergen, wohin sie mit ihren Mädchen gewandert ist, umgeben von diesen vier Gespielen, die sich in verschiedenen Graden und Abstufungen des verzweifelnden, des lauten, des stillen Schmerzes oder der anbetenden Bewunderung um und an sie schmiegen, eine einzige ganz vortreffliche Gruppe bildend, in deren Mittelpunkt die Tochter Jephtha's erhaben steht, wie in der äußern Stellung, die ihr gegeben ist, so in dem wundervollen Ausdrucke ihres Gesichts. Es ist keine Jungfrauschaft, die hier beweint wird, denn die Jungfrauen trauern hier nicht ceremoniell einer Sitte gemäß, sondern um ihre Freundin, die ihnen entrissen wird; es ist nicht ein Abschied von den Bergen, was in dem ausgestreckten Arme liegt, ein „Lebt wohl ihr Berge, ihr geliebten Triften" (wir wünschen wenigstens nicht, daß der Künstler dies damit hat andeuten wollen); es ist nicht ein Abschied von den Mädchen, den die Tochter Jephtha's nimmt, sondern ein Abschied von dem Leben, und nicht ein gepreßter Abschied eines unwillig zum Tode geschleppten Opferthieres, sondern der heroische einer Jungfrau, die mit freiem Willen, und erfüllt von dem Werthe ihres Todes für Israel, dem Gelübde ihres Vaters tröstend entgegenkam. Hier hat sie nicht den Vater mehr zu trösten, aber ihre Gespielen. Diese verzagen, sie selbst erhebt sich groß und edel. Es glänzt eine überwundene Thräne in ihrem Auge, ein bewältigter Schmerz scheidet gleichsam aus ihren Gesichtszügen, in dem ausgestreckten rechten Arme liegt eine so bestimmte Sprache des Trostes: ob es werth wäre, um dieses kleine Leben so heftig zu trauern, das zu verlassen ein so großer Anlaß auffodere; und eben dies sagt der Mund, in dem ein Hauch von Geringschätzung zum Erstaunen fein angedeutet ist. Denn dies ist vielleicht die größte Seite des Bildes, daß Österley nach dieser Auffassung nicht in den Fehler des Allzuheroischen, auch nicht im Geringsten, verfallen ist. Man sieht, daß die schwache weibliche Natur einen Kampf gekämpft, daß der Wille einer Heldentochter über den Körper gesiegt hat; denn in ihrem Gesichte strahlt dieser schmerzliche Sieg, während noch in der ganzen Haltung des Körpers etwas Gebrochenes liegt, was wir unbeschreiblich und freilich auch unbeschreibbar finden. Österley muß das Lied von Lord Byron gekannt haben, das in Baumstarck's „Bardale" steht, mit der Composition, der es untergelegt ist, denn die Wirkung seines Bildes ist mit der des schmucklosen und ergreifenden Gesangs ganz harmonisch. Dieses Lied schließt im deutschen Texte mit den Worten, die die Sterbende spricht: „Mein gedenk noch, die Ruhm dir erwarb, und vergiß nicht, daß lächelnd ich starb." Wenn Österley der naheliegenden Versuchung unterlegen wäre, dieses Lächeln abzubilden im Gemälde, so würde er die große, tiefergreifende Wirkung seines Gemäldes wesentlich gestört haben, diese einheitliche Wirkung; denn nichts in diesem Bilde fällt auf, nichts stört, nichts wünscht man anders, Alles zielt nur objectiv auf den Einen idealsten Moment der Sage, subjectiv auf die Eine Gemüthswirkung, die jener Idee entspricht. Der freiwillige Opfertod für eine große Sache ist jene Idee, bewunderndes Mitleid oder ein schmerzlich-stilles Bestaunen diese Wirkung. Dem Maler ist es gelungen, aus der Tochter Jephtha's an Höhe und Würde eine Iphigenie zu machen. So streiten sich auch in seinen Gruppen und Figuren patriarchalische Einfalt und griechische Grazie. Man sieht dem Bilde an, daß der Künstler die Antike studirt hat, daß er das Eigenthümliche eines Gegenstandes daneben zu respectiren weiß. Die Köpfe seiner Figuren, oder der Tochter Jephtha's, um bei ihr allein stehen zu bleiben, sind nach orientalischem Ideal gehalten, ohne daß es irgend störend würde; die Gestalten sind alle mehr schlank und dürftig, wie es der Geschmack des Orientalen liebt. Nichts aber verräth irgend ein ängstliches Anschließen an hergebrachte Darstellungsart; keine kleinliche Scheu vor der künstlerischen Tradition. Alles wächst aus der innersten Natur heraus. Der Künstler gehört keiner deutschen Malerschule an, und wir wünschten, daß man das bald von vielen unserer hoffnungsvollen jungen Maler sagen könnte. Nicht am geringsten schätzen wir die Anspruchlosigkeit und große Einfachheit im Colorit, die merkwürdig absticht gegen die übersatten Farben so vieler unserer gegenwärtigen Künstler; und so ist über das Ganze eine nachahmenswerthe Einfalt gebreitet, die völlig entfernt ist von der so gewöhnlichen Sucht der Neuern, in allem Detail gleiche Vollendung wie in der Hauptsache zu erzielen, neben dem interessanten historischen Gegenstande auch zugleich eine interessante Landschaft u. dergl. zu geben. Wir wünschen unserm Künstler viele Gelegenheit, sich Stoffe frei zu wählen, und wollen dann sehen, ob dies ein einzelner glücklicher Wurf war, oder ob er aus jedem eingegangenen Spiele mit so entschiedenem Glücke hervorgeht. 75.

Notizen.

Der Professor der böhmischen Literatur in Olmütz, Anton Boczek, hat einen „Codex diplomaticus et epistolaris Moraviae" in Brünn herausgegeben. Es treten hierdurch sehr wichtige historische Documente, besonders in Bezug auf die ältere Geschichte von Mähren und den Nachbarländern, ans Licht. Der Herausgeber hat 20 Jahre mit dem größten Fleiße an diesem Werke gearbeitet.

In dem Studienjahre 1835—36 befanden sich auf der petersburger Universität 41 Lehrer und 275 Studirende, 38 mehr als im vorhergehenden Jahre.

Im Jahre 1829 wurden goldhaltige Striche im Bezirke der turinskischen Erzgruben in Petropawlowsk entdeckt. Die Striche laufen an dem Flusse Pestschanka hin, der 9 Werst von den turinskischen Gruben entspringt und nach südöstlicher Richtung in die Kamenka einmündet. Der Raum, in dem der goldhaltige Sand vorkommt, ist 3 Werst lang und 15—30 Faden breit. Seit der Entdeckung im Aug. 1829 bis zum J. 1836 sind 195 Pud, 2 Pfund, 44 Solotnik, 82 Theile reines Gold aus dieser Wäsche gewonnen. Im ersten Jahre lieferte die Wäsche im mittlern Gehalte 16 Solotnik reines Gold aus 100 Pud Sand, 1835 nach allmäliger Abnahme nur 1—1½ Solotnik. Zur festern Begründung der Theorie der Aufsuchung und Ausbeutung der goldhaltigen Lager in Rußland sind kürzlich zwei Preise, jeder von 2500 Rubel, für die beste Schrift über einen jeden dieser Gegenstände ausgesetzt worden.

Die Bergwerke in Ungarn, Siebenbürgen, dem Banat und der Bukowina ergaben für 1836: in Gold 3367 Mark, in Silber 12,473 Mark, oder in wiener Pfunden: Gold 1683 Pfund 16 Loth, Silber 6236 Pfund 15 Loth. Hieraus werden geprägt: an kaiserlich östreichischen einfachen Dukaten 295,671 Stück à 4½ Fl. C.-M., oder 1,330,519 Fl. 30 Kr. C.-M., und in Silber 380,772 Fl., zusammen 1,711,291 Fl. 30 Kr. C.-M. 60.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter für literarische Unterhaltung.

Sonntag, — Nr. 57. — 26. Februar 1837.

Afronius Fatagel, der Freiheitsritter. Philanthropischer Roman von Justus Ironius Kosmopolita. Glogau, Flemming. 1835. 8. 1 Thlr. 8 Gr.

Wir bitten unsere Leser gleich im Voraus um Vergebung, wenn der Inhalt dieses Buches, der alle großen Zeitfragen in Anregung bringt, uns weitläufiger als gewöhnlich werden läßt. Der Titel desselben sagt hinreichend, was es ist, eine Satire auf die herrschenden Lieblingsideen des Zeitalters und Diejenigen, welche sich, mit Recht oder Unrecht, berufen fühlen, sie ins Leben treten zu machen. Es ist zugleich eine geistreiche und witzige Satire, welche Freund und Feind mit Nutzen lesen mag; indessen, eine Satire ist noch kein Beweis. Alles Menschliche und Irdische hat seine Schatten, seine schwache Seite, durch die es zum Theil mit ist, denn ohne sie würde es vielleicht nicht ins Leben treten können, sodaß in gewisser Beziehung, wie sophistisch es auch klingen möge, seine schwache Seite wieder seine starke, die negative Bedingung seiner Existenz wird. So hat das Höchste und Beste auf Erden der Satire, der Parodie Raum gegeben und wird es, so lange die Erde Erde ist. Zwar sagt uns der Verf. in seiner Vorrede:

Der größte Fehler der Deutschen ist der, keinen Spaß zu verstehen. Sie gleichen darin einem halbgebildeten Menschen, dem die Gesellschaft fremd ist. Jeder Scherz wird von ihnen hoch genommen und der Witz beleidigt sie. Sonderbar! Dieselben Deutschen, die der freien Genialität immer so laut das Wort reden, in der Theorie ihr huldigen, sie verfechten, wo sie immer angegriffen wird, dieselben Deutschen sind in Bezug auf die grade herrschende Idee die engherzigsten, die reizbarsten, die eingenommensten Menschen. Vor 50 Jahren war es Niemand zu rathen an einem Hochgestellten irgend etwas lächerlich zu finden; heute wird Der gesteinigt, der über einen anmaßlichen Volksvertreter ein witziges Wort sagt, oder der an dem Reiche der Ordnung irgend etwas Gutes entdeckt. Bei andern Völkern ist dies anders. Aristophanes durfte ohne Gefahr über Plato und Sokrates lachen zu einer Zeit, wo ihre Philosophie im höchsten Ansehen stand; Cervantes durfte das Ritterthum verspotten, während Jeder ein Ritter sein wollte (?); Trissin konnte das Epos verhöhnen, während Tasso und Ariost bewundert wurden; Butler durfte den Puritanismus verspotten, während ein Puritaner zu sein die höchste der Ehren war, und Voltaire konnte den Optimismus und die Philosophie parodiren, während Niemand ohne Philosophie leben zu können glaubte. Die Deutschen nur dulden dergleichen nicht. Trotz ihrer freien Genialität ist jeder leise Scherz gegen eine jedesmalige Lieblingsidee eine Beleidigung für Alle. Der Satiriker ist verloren unter ihnen!

Wie sollten sie nun mir verzeihen, der ich es gewagt habe, ihnen den stillen Wahnsinn jener liebenswürdigen Freiheitsmänner hinzumalen, vor denen sie heut auf den Knien liegen und die sie in 50 Jahren aus vollem Halse verlachen werden?

Wenn er uns aber wirklich überzeugen will, daß er nicht grade der Meinung, welche dieser herrschenden, oder nach Herrschaft strebenden, entgegengesetzt ist, huldigt und somit auch Parteigänger ist, dessen Befangenheit man nicht durchweg glauben darf, so sollte er nun recht bald mit einem satirischen Roman auftreten, in welchem er mit gleichem Talent als den Freiheitsritter unserer Tage den Ritter der Legitimität zeichnete, mit seinen schwachen Seiten, seinen Fehlern, seiner Beschränktheit, seinem eigennützigen Beharren, seinem Nichts-gelernt-haben, seinem Warten auf einen Messias, der nur dann kommen könnte, wenn das Rad der Welt einmal rückwärts rollte. Dann würden wir Betheuerungen, die wir jetzt halb ungläubig anhören, mit Überzeugung aufnehmen, dann würde sein Wort mit seiner Weisheit einen noch stärkern Eindruck machen als jetzt, wo wir ihn im Herzen noch für einen Parteischriftsteller halten, wie sehr auch unser guter Wille sich bestreben möge, ihn für Das, wofür er sich ausgibt, für unparteiisch anzunehmen. Vielleicht hält er sich selbst dafür; aber wer weiß das so eigentlich? Wer kann mit seinem Ich sein Ich beurtheilen, Object und Subject zugleich? Ist denn das urtheilende Ich darum leidenschaftloser und weniger befangen als das handelnde, dessen Handlungen ja auch eben aus seiner, vielleicht einseitigen Überzeugung hervorgingen? Der Verf. kann uns höchstens sagen: „Ich habe kein einleuchtendes materielles Interesse, welches mich besticht diese Meinung auszusprechen, ich bin nicht erkauft" — und das glauben wir ihm gern aufs Wort —, „ich glaube es redlich zu meinen"; aber sind wir nicht schon bestochen durch das ganze Gewebe unserer Lage, unserer Verhältnisse, durch unsere Erziehung, unsere Lebenserfahrungen, unsere Umgebungen endlich? Wer darf daher sagen, er sei absolut unparteiisch und gerecht? Das ist Gott. Wir Andern glauben es zu sein, wenn wir redlich gegen uns selbst sind.

Das, was der Verf. von sich rühmt und als eine Tugend zu betrachten scheint, daß er nämlich weder Dieses

noch Jenes versicht, sondern nur die schwachen Seiten von Allem aufdeckt, können wir unmöglich für einen Vorzug erachten; denn der Menschen, welche sagen, daß Alles eitel ist auf Erden, haben wir genug gehabt, diese Weisheit ist so alt wie das Siegel Salomonis. Damit aber kommen wir nicht weiter, und Werke, welche alles Positive angreifen, ohne die Mittel zur Besserung anzugeben, hinterlassen immer den traurigen Eindruck eines blos Negativen; sie entmuthigen, sie drücken nieder, ohne wieder zu erheben, sie sind der Ausspruch des stets verneinenden Geistes, der die Schöpfung, das Vorhandene angreift, ohne sie besser machen zu können, ohne den Weg zum Bessern anzugeben. Indessen, aus allem Übel ist dennoch ein Gutes zu ziehen, und das Leben ist so organisch gestaltet, es liegt eine solche Urkraft darin, daß auch bloßes Wegschneiden des Schlechten dem Guten schon nützt, und daß der Teufel dem lieben Gott in die Hände arbeitet, wenn er das Gegentheil zu thun glaubt. Denn da wir ohne Positives im Großen wie im Kleinen nicht fertig werden können, das Positive einmal vorhanden sein muß, alles Positive aber seine schwachen Seiten hat, so hat der Satiriker immer leichtes Spiel, oder vielmehr, er findet überall, im Besten wie im Schlechtesten, Stoff für seine Laune. Wir wissen Alle, und nur Kinder und Thoren wissen es nicht, die Parteien in der politischen Welt, wie in der Meinungswelt überhaupt, theilen sich nicht in gute und schlechte Menschenparteien, sondern auf jeder Seite sind Gute und Schlechte, hingerissen durch ihre Lage, ihre Erziehung, ihre Vorurtheile, ihre Interessen, angezogen durch das Gute wie durch das Schlechte, das Wahre und das Falsche, was in jeder Meinung liegt. Der Gute ergreift vorzugsweise die gute Seite der Meinung seiner Partei, und die schlechte befängt ihn auch; er veredelt sie sich in seinem Geiste und Herzen mit der Sophistik der Leidenschaft, und selbst Das, was er sich nicht erklären kann, was ihm dunkel und nicht zu rechtfertigen zurückbleibt, wird ihm theuer eben durch diese Mystik, durch das Unerklärbare, an dem er das Element des Glaubens, was in ihm liegt, übt, die große Mitgift unserer Unsterblichkeit, die dunkle Ahnung eines frühern oder späteren Wissens, die Wurzel, mit der wir in der Gottheit haften.

Jede Partei also empfängt in ihrem Schoos das Gute und das Schlechte, was ihr ihre Anhänger mitbringen, und ihre innere Wahrheit leidet durch den bösen Stoff, den ihr die Gestaltung des Lebens mitbringt; ihre schwache Seite wird gehoben durch den Zuwachs edler Kräfte, den ihr die Guten zuführen. So tritt die reine Theorie der Meinung gleich in das Leben und empfängt auf ihrer lichten oder dunkeln Fläche das Farbenspiel des Lebendigen; die Meinung der Partei schwankt auf den Wellen der Zeit und nach einigen Jahren ist ihre Farbe und ihr Licht oft ein ganz verändertes.

Es ist daher der Satire immer möglich, auch die reinsten Meinungen, sobald sie Gegenstand des Streits der Parteien werden und demzufolge in das Leben treten, bei einer dunkeln, fieberhaft gefärbten oder schwachen Seite zu fassen. Daß diese für die Partei der Linken oder der Bewegung die Masse der schlechten, unwissenden und untauglichen gewissenlosen Subjecte ist, welche überall Veränderung wünschen und nie zufrieden sind, wenn sie eintritt, weil sie nirgend brauchbar sind, ist leicht einzusehen; sobald ein Zustand der Ruhe eintritt, werden sie wieder ebenso wenig zu brauchen sein, weil sie nichts leisten und nichts lernen wollen, und sie werden ihn wieder wegwünschen und wieder nach etwas Anderm ringen und streben, in dem Wahne, ihre Untauglichkeit liege in der Untauglichkeit der Verhältnisse, nicht in ihnen; und so, sich und Andere betrügend, stürzen sie, ewig lösend, einem nie vorhandenen Ziele zu, einem Ziele, welches im ganzen weiten Raume der Welt und der Schöpfungen nirgend stecken wird, denn überall wird nur der Tüchtige der Brauchbare sein.

Diese schwache Seite der Partei der Bewegung ist leicht zu fassen; die Lächerlichkeit und Nichtsnützigkeit der Schreier dieser Partei, welche ihr allerdings sehr schädlich sind, ist augenscheinlich, und Niemand wird sie eher zugeben als grade Die, welche es mit dieser Partei redlich meinen; deshalb aber ist die Zeichnung eines solchen Narren, wie gelungen sie auch sei, noch nicht das Todesurtheil der Partei selbst; denn daß dies die innerste Meinung des Verf. ist, zeigt sein Wahlspruch. Diese Thoren sind so wenig das Wesen dieser Partei, daß sie, wenn die Bewegung im liberalen Sinne in der Politik erst einmal so weit gegangen sein wird, als sie im Verein mit der Ordnung gehen kann, wenn auf diese Weise ein stabiler Zustand erlangt sein wird, wenn die Meinung des Publicums sich nicht mehr nach dieser Seite hin erweitern lassen wird, zu dem Alten umkehren werden; denn sie wollen ja nichts als einen Zustand finden, in den ihre Untauglichkeit als Tauglichkeit paßt, und werden darin nie ermüden. Ist also die äußerste Grenze nach der Seite der Bewegung hin erreicht, so wird dies perpetuum mobile der Nichtigkeit wieder rückwärts stürzen, die alten Zustände preisen und hoffen, daß sich unter dem Regiment der Sinecuren und Hofchargen etwas für sie finden möchte; denn die Leidenschaften des Volks, die sie kurze Zeit getragen, sind noch vergänglicher als die Leidenschaften des Individuums, eben weil sie Leidenschaften sind, und weil die Meisten, die daran Theil nehmen, nur von den Übrigen gehoben, selbst zu schwach sind, die Leidenschaft des Individuums zu empfinden. Dann werden alle diese Freiheitsritter, so viel deren noch vorhanden sind, warme Legitimisten werden.

Wir sehen also, daß, wenn sie leider die Trompeter ihrer Partei sind, vor deren Blasen die Mauern Jerichos n i c h t fallen, sie nicht das Wesen derselben sind, und daß ihre geistreiche und treffende Schilderung darum die Partei noch nicht entkräftet. Diese Schilderung des Helden in dem vorliegenden Werkchen ist gut; aber gehässig müssen wir es nennen, daß die Person, die dazu gewählt wurde, der Träger solcher Unwürdigkeit zu sein, und der man alle Laster und Gebrechen jener Nichtigen gibt, eine historische Person ist, an der die Verehrung

von Völkern und Individuen hängt; Afronius Fatagel ist nämlich kein anderer als der alte Lafayette. Das Streben dieses Mannes hätte nicht mit dem jener neuern Thoren identificirt werden sollen, um so mehr, als Afronius in dem Buche häufig der jesuitischen Schülerschaft beschuldigt wird; denn wiewol er ein Narr ist, betrügt er doch mit Bewußtsein; er ist ein unerschöpflicher Schwätzer, dessen Schwatzsucht so zur Leidenschaft geworden ist, daß er, wenn er nur vor der Versammlung reden kann, Tolles und Wahres wissend durcheinander mischt, um nur zu reden; um zu glänzen, sind ihm auch jesuitische Mittel nicht zu schlecht: kurz, er ist ein Mensch, den Albernheiten und Leidenschaften beherrschen und hinreißen, der sich selbst ein wenig, Andere aber viel mehr betrügt; eine gelungene Zeichnung einer menschlichen Larve, einer menschlichen Maschine; dieser Mensch ist zwar der moderne Weltstürmer, wie er leibt und lebt, aber er ist auch nicht einmal die Caricatur eines Lafayette.

(Die Fortsetzung folgt.)

Des General Feldmarschalls Hans Adam v. Schöning auf Tamsel Leben- und Kriegsthaten, namentlich sein Zug mit achttausend Brandenburgern gegen die Türken. Ein Beitrag zur Erkennung der Zeitverhältnisse in den kurbrandenburgischen und kursächsischen Landen in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts. Mit dem Bildnisse des Feldmarschalls und 55 Facsimiles von Namenunterschriften ausgezeichneter Zeitgenossen. Von Kurd Wolffgang v. Schöning. Berlin, Lüderitz. 1837. Gr. 8. 1 Thlr. 18 Gr.

Die vorliegende, mit Fleiß und Geschicklichkeit aus persönlichen Denkwürdigkeiten und andern ungedruckten schätzbaren Materialien zusammengestellte Biographie eines berühmten Feldherrn gehört in die Classe derjenigen Schriften, durch welche, wie durch die Denkwürdigkeiten der Familie Königsmark, des Grafen Schulenburg u. A., die Specialgeschichte des 17. u. 18. Jahrhunderts wichtige Bereicherungen erhalten haben. Der Verf., Hr. v. Schöning, Hofmarschall des Prinzen Karl von Preußen, hat mit unverkennbarer Theilnahme und durchaus loyaler Gesinnung die Thaten seines berühmten Geschlechtsverwandten geschildert, sich dabei vielfacher Unterstützung zu erfreuen gehabt und, wenn auch Vieles von größerer Wichtigkeit für das Detail der Kriegführung und des Heerwesens in jener Zeit ist, doch auch nicht wenig Interessantes für die Geschichte des genannten Zeitraums geliefert. Die Heldengestalt des großen Kurfürsten, seine tapfern Generale Derfflinger und Barfus, die ausgezeichneten Thaten der brandenburgischen Truppen in den Kriegen gegen die Türken und Franzosen, wo sich unter ihren Führern noch manche Namen finden, die seitdem fortwährend mit Ehre und Ruhm im preußischen Heere genannt sind, wie die Dewitz, Marwitz, Borstell, Görtzke, Ziethen, Natzmer, Dohna u. A., bringen eine erfreuliche Mannichfaltigkeit in die Geschichte der allgemeinen Zustände, welche der Verf. theils ausführlich zu beschreiben, theils nur anzudeuten nicht unterlassen hat. Einzelnes daraus wollen wir im Folgenden mittheilen.

Hans Adam v. Schöning war am 1. October 1641 auf seinem Stammgute Tamsel, eine Meile jenseit Küstrin, geboren. Seine Erziehung war die eines jungen Herrn von Adel in jener Zeit; achtjährige Reisen in Frankreich, Italien, England, Spanien, Portugal und Deutschland vollendeten dieselbe, worauf er an den Hof seines Lehnsherrn zurückkehrte. Von 1665—74 ward er Johanniterritter, Legationsrath, Rittmeister, Oberst, focht in den Feldzügen am Rhein und dann gegen die Schweden, als diese nach ihrem verunglückten Einfall in die Mark Brandenburg (1674) von dem Kurfürsten nach Pommern verfolgt wurden. Die Belagerung von Stettin (1677) gab dem Obersten Schöning Gelegenheit, ein selbständiges Commando zu führen und sich unter den Augen seines Landesherrn so auszuzeichnen, daß derselbe ihn nach der Einnahme von Stettin trotz seiner 36 Jahre zum Generalmajor ernannte. Im Feldzuge von 1678 war er bei der Eroberung von Rügen und Stralsund sehr thätig und ward zum Gouverneur von Stralsund erhoben. Darauf zeichnete er sich in dem Winterfeldzuge 1679 in Preußen und Lithauen wiederum aus, wo Mangel und strenge Kälte den Truppen sehr empfindlich waren; „denn (so heißt es in dem Auszuge aus einem Journal des kurfürstlichen Hauptquartiers auf S. 52) Alles mußte unter freiem Himmel bei der entsetzlichsten Kälte bleiben; der Kurfürst blieb angezogen; ich blieb vor das Ofenloch des Kurfürsten sitzen, es waren gottlose Einwohner, der Wirth des Generals Derfflinger wollte sein Haus selbst anzünden"; und weiter: „unsere Armee war in den elendesten Umständen, unsere Leute hatten seit zwei Tagen kein Brot gehabt, und es war auch nichts vor Geld zu haben; bei der entsetzlichen Kälte verloren die Soldaten ganze Glieder, und Einige erfroren selbst während der Nacht". Doch gelang es Schöning, den Feind bis in die Gegend von Riga zu verfolgen und seinem Kurfürsten die Nachricht von der gänzlichen Auflösung der schwedischen Armee zu bringen. In den folgenden Jahren ward Schöning auf alle Weise ausgezeichnet, er stieg bis zum Generallieutenant, Gouverneur von Berlin, Obersten der Leibgarde und Geheimen Staats- und Kriegsrathe.

Im Besitz des vollen Vertrauens seines Kurfürsten erhielt Schöning 1685 den Befehl, ein Hülfscorps von 8000 Brandenburgern nach Ungarn gegen die Türken zu führen; bei Krossen musterte der Kurfürst, der, wie es in einem gleichzeitigen Berichte heißt (S. 85), „mit einem so majesticusem und martialischem Wesen im siebenundsechzigsten Jahre seines Alters zu Pferde saß, daß den Meisten vor Wehmuth die Augen übergingen", seine vortrefflich ausgerüsteten Truppen und ermunterte sie, zu jeder Zeit „ihre Devoir und die wahre Gloire vor Augen zu haben". Schöning antwortete darauf in einer „kurzen, aber wohlgefaßten Soldatenrede" und äußerte in derselben, daß „sie Alle bereit wären, in einer so gerechten Sache und vor die Reputation ihrer Waffe mit Freuden ihr Blut zu vergießen und ihr Leben aufzuopfern, dessen Se. kurfürstl. Durchlaucht festiglich könnten versichert sein".

Die Geschichte der Belagerung und Einnahme von Ofen am 2. September 1686 ist aus Tagebüchern, eigenhändigen Briefen des Generals und anderer Feldherren, sowie aus Schöning's Berichten an den Kurfürsten ausführlich und mit besonderer Berücksichtigung der „brandenburgischen Tapferkeit", sowie der „rigoureuse et bonne conduite de Mr. de Schoening" dargestellt worden (S. 98—158), auch der großen Wichtigkeit gedacht, welche dieser Sieg für die gesammte Christenheit hatte, und der mannichfachen Ehrenbezeigungen, welche Schöning erhielt, den namentlich der Oberbefehlshaber, Herzog Karl von Lothringen, zu verschiedenen Malen „ganz gnädigst embrassirt" und für die Dienste seiner Truppen gedankt hatte. Dafür waren aber auch 3148 Brandenburger geblieben, und mehr als der dritte Mann von Denen, die ausgezogen waren, sah sein Vaterland nicht wieder.

Zwei Jahre darauf (29. April 1688) starb der große Kurfürst, an dem Schöning einen sehr gnädigen Gebieter verlor, obschon die Erhebung des französischen Marschalls Schomberg zum Oberbefehlshaber der gesammten brandenburgischen Kriegsmacht den ältern Offizieren, also auch ihm sehr empfindlich gewesen war. Es ist nicht unerheblich, dabei zu bemerken, daß, als der östreichische Gesandte, Baron Freybag, der bekanntlich das Interesse seines Hofes öfters zum Nachtheile des brandenburgischen Hofes wahrzunehmen wußte, gleich nach dem Absterben des Kurfürsten sich nach Potsdam zu dem neuen Regenten begeben wollte, Schö-

ning als Gouverneur von Berlin nicht zugab, daß ihm die Thore der Residenz geöffnet wurden. Man erinnere sich dabei, daß die in kaiserlichem Eide stehenden brandenburgischen Commandanten beim Regierungsantritt des großen Kurfürsten sich geweigert hatten, ihm den Eid der Treue und des Gehorsams zu schwören (S. 154).

Vom neuen Landesherrn zum Feldmarschallieutenant ernannt, führte Schöning ein Corps von 26,000 Brandenburgern an den Unterrhein, um hier im Reichskriege gegen Ludwig XIV. (1689) thätig zu sein. Er siegte bei Ordingen, eroberte Rheinbergen und eröffnete sodann auf Befehl des Kurfürsten, der persönlich anwesend war, die Belagerung von Bonn, wobei ihn derselbe unter Anderm versicherte, daß er zwar von seiner Klugheit und Tapferkeit die besten Erfolge erwarte, aber auch „wegen des Ausganges, der von Gott dependiret, nicht responsable sein, sondern deshalb außer Verantwortung und Blam sein solle" (S. 197). Die Geschichte dieser Belagerung ist ausführlich nach einem im kurfürstlichen Hauptquartiere geführten Journale erzählt worden (S. 169—205) und gibt manche Belege zu der bequemen Art, wie im letzten Viertel des 17. Jahrhunderts Belagerungen betrieben wurden. Da kam der Kurfürst mit großer Begleitung in das Lager, hielt öffentliche Tafel, schlief auch eine Nacht daselbst und zog dann wieder ab; die Bürger von Köln kamen scharenweise in das brandenburgische Lager und beschauten die Belagerungsarbeiten u. s. w. Während der ganzen Zeit der Belagerung zeigte sich schon, daß Schöning die Gunst des Kurfürsten nicht in dem Maße besaß, wie er sie bei dessen Vater genossen hatte. Auch trat die persönliche Feindschaft des Generallieutenants v. Barfus, des Oberstlieutenants v. Dohna (desselben, dessen Memoiren G. W. v. Raumer herausgegeben hat) und dem Sohne des Feldmarschalls Schomberg immer mehr hervor und konnte wol nur durch die Anwesenheit des Kurfürsten bei der Armee in Schranken gehalten werden. Sobald derselbe aber im Herbst 1689 nach Kleve abgegangen war, um sich dort huldigen zu lassen, geriethen am 9. September Schöning und Barfus so hart aneinander, daß Beide die Degen zogen und nur durch die Dazwischenkunft anderer Personen ein Duell verhütet wurde. Aus den im vorliegenden Buche mitgetheilten Originalien (S. 208—214) geht so viel hervor, daß beide Männer sich vergessen hatten, daß Schöning allerdings vielfach gereizt war, Barfus indeß auch subordinationswidrig handelte. Der Kurfürst verlangte in dieser Angelegenheit ein Gutachten seiner geheimen Räthe in Berlin, durch welches Schöning als Urheber des Streits bezeichnet wurde, worauf ihn der Kurfürst von der Armee entließ und er sich im September desselben Jahres nach Tamsel zurückbegab; Barfus aber nahm wieder thätigen Antheil am Feldzuge.

Hiermit schließt Schöning's dienstliche Laufbahn im Brandenburgischen. Er trat darauf in kursächsische Dienste und fand an den Kurfürsten Johann Georg III. und Johann Georg IV. sehr gnädige Herren, obgleich bei den sächsischen Truppen weder seine Neuerungen in allen Zweigen der sächsischen Militaireinrichtungen noch seine soldatischen Manieren Beifall finden konnten. Seinem Einflusse auf den Kurfürsten schrieb man es am kaiserlichen Hofe in Wien ganz besonders zu, daß die Verhandlungen über die fernere Stellung der sächsischen Truppen zum Reichsheere einen ungünstigen Ausgang nahmen, und daß der Kurfürst sich dazu nur anheischig machen wollte, wenn ihm vom kaiserlichen Hofe die rückständigen Subsidien bewilligt und andere Vortheile zugestanden würden. Die übertriebenen Berichte, welche hierüber nach Wien erstattet waren, hatten 1692 eine Handlung zur Folge, durch die damals ganz Deutschland in Staunen und Bewegung gesetzt wurde. In der Nacht auf den 23. Juni wurde nämlich das Haus in Teplitz, wo sich Schöning grade wegen seiner Gesundheit aufhielt, mit 200 Mann östreichischer Truppen umstellt, die Thüren mit Gewalt erbrochen und Schöning gezwungen, im bloßen Hemde und Schlafrock, mit nackten Füßen, in einen Wagen zu steigen, der im schnellsten Galopp nach Prag fuhr. Von da ward er nach dem Spielberge bei Brünn geführt, wo man ihn als einen Criminalverbrecher behandelte und allerlei hochverrätherischer Absichten gegen Kaiser und Reich beschuldigte. Trotz warmer Verwendungen von Seiten des Kurfürsten von Sachsen, der sich allerdings durch eine solche Behandlung seines Feldmarschalls auf das tiefste gekränkt fühlte, blieb doch Schöning zwei Jahre in seiner Gefangenschaft, und erst Friedrich August, Johann Georg IV. Nachfolger, erhielt 1694 seine Freilassung vom Kaiser, die er zur Bedingung gemacht hatte, wenn er ferner den mit dem Kaiser bestehenden Verträgen treu bleiben sollte. Hierauf trat Schöning wieder in den Genuß aller seiner Ämter und Würden; aber die schönsten Kräfte waren geschwunden, obschon er erst 52 Jahre alt war, und schon am 28. August 1696 endigte der Tod das Leben eines Mannes, der 30 Jahre lang Soldat und fast immer im Kriege gewesen war. Seine Leiche wurde nach seinem Stammgute Tamsel abgeführt und dort beigesetzt.

Das dem Buche vorgesetzte Bildniß Schöning's zeigt ihn als einen schönen Mann von imposantem Äußern, wie es wol einem unerschrockenen Kriegsobersten ansteht. Die vielen beigegebenen Facsimiles sind eine dankenswerthe Zugabe für alle Leser, auch wenn sie nicht grade leidenschaftliche Sammler von Autographen berühmter Männer sind. 7.

Notiz.

Tragikomischer Rechtsfall.

Unter den tausend und abertausend Rechtsfällen, womit Jahr für Jahr die europäischen Policeigerichtshöfe ihre Annalen füllen, kommen allerdings häufig recht spaßhafte Geschichten, allein seltener solche vor, in denen Scherz und Ernst so seltsam durcheinander greifen, daß man nicht recht weiß, ob man mehr lächeln oder gerührt werden soll. Hier ist ein solcher auserlesener Fall. Patrick O'Rourke, ein Irländer und noch überdies ein recht origineller Irländer, wurde vor das Policeibureau von Hattongarden in London gestellt, um sich deswegen zu verantworten, daß er in Broadstreet, vor mehren Hundert Zuschauern und Zuhörern O'Connell öffentlich zum König von Irland ausgerufen hatte. Der Arrestant führte zu seiner Entschuldigung an, daß ihn zu diesem Benehmen nicht sowol die Sache selbst als eine beträchtliche Quantität Whisky begeistert hätte, die er zum Frühstück zu sich genommen. Die Magistratsperson fragt nach dem Geschäft des Inculpaten. Derselbe gesteht, daß er so ein Stück von einem Zahnarzt sei und bereits zu Cork in Irland keine üble Praxis gehabt, auch gegenwärtig noch im Kirchspiel von St.-Giles sich einiger Kunden erfreue. „Nun, so wird es Euch", bemerkt der Richter, „unstreitig nicht schwer fallen, die Geldstrafe von fünf Schilling zu erlegen, zu welcher ich Euch wegen Trunkenheit verurtheilen muß." Patrick O'Rourke wendet alle Taschen um. „Beim heiligen Patrick, meinem Namensvetter", ruft er aus, „es ist lange her, daß fünf Schillinge und ich zusammen unter einem Dach gehaust haben." Aus Rücksichten auf diesen Umstand reducirt nun der Beamte die Geldbuße auf einen Schilling, allein da er auch diesen nicht auftreiben kann, so muß der arme Teufel von Zahnarzt ins Gefängniß wandern. Nach einer Viertelstunde meldet der Gefängnißwärter dem Beamten einen seltsamen Umstand. Er war zu dem Gefangenen gekommen und hatte diesen mit ganz blutigem Munde gefunden. Als er ihn nach der Ursache fragte, zeigte ihm O'Rourke zwei Zähne. „Hier, Freund", sagte er, „nehmt diese beiden vollkommen schönen Schneidezähne, die ich mir soeben ausgenommen, tragt sie geschwind zu einem Zahnarzt; er wird Euch mit Vergnügen zwei und einen halben Schilling für das Stück zahlen. Dies wird mehr als hinreichend sein, um meine Geldstrafe zu erlegen, und den Rest behaltet für Eure Mühe." Den Policeibeamten, dem solcher Fall wol noch nicht vorgekommen war, rührte ein so standhaftes Benehmen, er bezahlte die Geldbuße für den Inculpaten und entließ ihn mit dem unverkümmerten Ertrag seiner schmerzlichen Operation. 11.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Montag, — Nr. 58. — 27. Februar 1837.

Afronius Fatagel, der Freiheitsritter. Philanthropischer Roman von Justus Ironius Kosmopolita.

(Fortsetzung aus Nr. 57.)

Es ist eine große Einseitigkeit, wenn wir, aus einer gewissen Ferne uns nicht mehr in eine Zeit hineindenken könnend, alle Fehler und Irrthümer derselben dem Individuum und seinem Bewußtsein aufbürden; eine Einseitigkeit und eine prosaische Trockenheit zugleich. So sagen uns kleinliche Kritiker: „Göthe ist nur so groß und berühmt geworden, weil er die Schwächen seiner Zeit so meisterhaft zu benutzen verstand und sich jedes Mal an die Spitze ihrer Bewegung und ihrer herrschenden Idee stellte, ihren Schwächen und Meinungen schmeichelnd." Ist denn der Dichter kein Mensch? Rechnet er mit so kleinlichem Selbstbewußtsein, so jesuitisch mit sich und Andern? Ergreift ihn denn wie jeden tieffühlenden, gewaltigen Menschen nicht seine Zeit von selbst und ohne Berechnung am mächtigsten? Hat er nöthig, sich absichtsvoll und bewußt an die Spitze zu stellen? Die force des choses trägt ihn hinauf; oder, deutlicher zu reden, sein Geist, sein tieferes Gemüth ergreift die herrschenden Ideen mächtiger, sie ergreifen ihn, weil er in seiner Zeit steht und keinen andern Grund und Boden hat als sie; er bewältigt sie, wird ihrer Herr, gibt ihnen Deutung, Entwickelung und Anwendung, spricht sich aus, und die Schar der Geringern folgt ihm; das ist das ganze Räthsel jener jesuitischen Berechnung. Aber das wollen die Kleinen, welchen alle Menschengröße nur ein wohlgetroffenes Rechenexempel ist, nie begreifen.

Dasselbe ist der Fall mit den meisten historischen Personen, die ihre Kraft, nicht blos Umstände, Lage und Zufälle, in bewegter Zeit emporgetragen; die Gefühle und Gedanken der Zeit spiegeln sich mächtiger in ihrem Geiste ab. Es ist deshalb Thorheit, der Berechnung eines schändlichen Eigennutzes zuzuschreiben, was Begeisterung der Zeit war. Lafayette lebte in einer Zeit, welche die edelsten Gemüther, die größten Geister hinriß; auch seine Seele ward in den Wirbel der schönen Täuschung fortgerissen, und sein Name knüpft sich an die edelsten Momente dieses Traumes, dieser begeisterten Leidenschaft der Zeit. Aber er bewältigte die Zeit nicht; Lafayette hatte geraden Sinn, ein edles Herz, Phantasie, Gefühl; er hatte vielleicht auch mehr Verstand als tausend Andere; aber sein Verstand war im Rathe seiner übrigen Geistesfähigkeiten doch die unterdrückte Kraft, und seine Zeit überwältigte ihn mit ihren unermeßlichen Eindrücken, ihre Begeisterung fiel in seine entflammbarste Periode, und er konnte diese Liebe seiner Jugend nicht wieder los werden; er lernte nichts mehr von den Wellen der Zeit, die sich darüber hinlegten, weil er seine Zeit in seinem Herzen immer noch nachfühlte; und so ward er ein junger Greis, der den Traum der Jugend im Alter noch träumte, und der, weil er nie über die Zeit Herr geworden war, auch nur ein falscher Leiter in der Zeit werden konnte.

Eine solche Gestalt, deren einziger Fehler jene altgewordene oder jene unerschütterliche Begeisterung für Ideen war, die sie nicht mehr nach den Bedürfnissen der Zeit motivirte, wird auf keine Weise durch jenen anmaßlichen Narren, den Helden des vorliegenden Werks, charakterisirt, und eine heilige Scheu hätte den Verf., wie Aristophanisch er auch dachte, abhalten sollen, seine Larve mit einem so edeln Namen zu schmücken. Afronius ist nicht Lafayette; er ist der moderne Freiheitsritter, die unwissende, die anmaßende, die aus Nichtigkeit, um sich die innere Leere zu verhüllen, tobende, unruhige Gestalt, die, von einer unsinnigen Leidenschaft getrieben, nicht weiß, wohin sie stürzt, was sie will, wohin sie Andere treibt.

Ebenso wunderlich ist eine andere Gestalt des Romans mit bekannten Charakteren der Geschichte identificirt, und dieses Mal noch dazu mit mehren; Abbé Picaro, der Lehrer und Erzieher des Helden, sein Freund, sein Werkzeug. Dieser ist bald Siéyes, der Constitutionsfabrikant, bald ist er der große Diplomat Talleyrand, und nebenbei stellt er den Sancho Pansa des irrenden Ritters vor, womit sich jene beiden Namen gar nicht vereinen wollen. Indessen ist diese Gestalt im Ganzen doch ziemlich ergötzlich, vorzüglich gegen das Ende, wo sie sich dem Wesen Sancho's mehr zuneigt und sogar in die Sprüchwortswuth des alten Schildknappen verfällt, wenn der Ritter weidlich ausgeprügelt worden ist. Sie steht anfangs neben dem schwärmenden Narren wie der kluge, nicht begeisterte Eigennutz, der seinen eignen Handel nebenbei treibt, und so verschmilzt sie nicht übel Talleyrand's und Siéyes' Figuren und geht endlich in den platten gesunden Menschenverstand über, der der schwärmenden Thorheit warnend folgt und mitunter mit ihr leiden muß.

um Einheit der Charakterzeichnung hat sich der Verf., wie wir sehen, hier nicht viel bekümmert; seine Personen sind meist abgezogene Begriffe, wie Sophia Pandemos, die Geliebte des Helden, oder Caricaturen historischer Personen, ohne Wahrheit und Haltung; nur sein Held ist, als Maske, durchweg aus dem Ganzen gegossen und eine in sich vollendete Zeichnung, an der nur der untergelegte historische Name zu tadeln. Unsere Leser werden wissen wollen, worauf wir denn diese unsere Erklärung der wahren Bedeutung der im Incognito gehaltenen Figuren des Romans gründen; es gereiche ihnen zur Antwort, daß dieses sehr deutlich aus der Fabel des Buches hervorgeht, welche weiter nichts ist als die Zeitgeschichte selbst unter veränderten Namen, und die Geschichte Lafayette's, der ihren Helden darstellt. Auch Napoleon kommt als kleiner Schlächtermeister Nipaul darin vor und wird besonders sehr unwürdig bedacht, indem der Verf. bei seinem Sturze sagt: die Welt habe nun gesehen, wohin der absolute Egoismus führe. Diese flache Ansicht eines Charakters, der die Zeit während so langer Zeit unumschränkt beherrschte, würde auch Europa nicht sehr zur Ehre gereichen, was sich so lange von solcher absoluten Nichtigkeit beherrschen ließ, und es wäre wol gerathen den großen Schatten endlich einmal mit welthistorischem Blicke zu messen. Napoleon's Jugend fiel in die Zeit, wo die Begeisterung der Freiheit schon anfing, ihre Enttäuschung zu finden. Zuerst ward er selbst mit hingerissen; aber nicht blos die Greuel der Revolution enttäuschten ihn, auch die Zerrüttung der ganzen Staatsverwaltung mußte seinem großen Geist, der, weil er so groß und mächtig war, schon von selbst vermöge seiner Übergewalt zum Despotismus hinneigte, die ganze Nichtigkeit jener auflösenden Lehre zeigen; sie mußte ihm zeigen, daß eine große Kraft die Zügel fassen müsse, wo Alles zerfiel; er war die größte, er ergriff sie. Das Illegitime seiner That erhielt ihn in lebenslangem Kampfe mit Europas entgegengesetzter Partei; je mehr er gewann, desto mehr stärkte sich der Widerwille der gedemüthigten Alten und Legitimen vor dem Emporkömmling; sie hatten immer noch arrière-pensées, immer noch einen Rückhalt; er sah, nur Gewalt konnte ihn halten. Zugleich ergriff ihn der Rausch einer schrankenlosen Thatkraft, die Leidenschaft der Gestaltung; alles Maß verließ ihn, seine schaffenden Plane kannten keine menschliche Grenze mehr, der Übermuth der Thatkraft ließ ihn endlich Alles als Werkzeug betrachten, die Individualität verschwand ihm in seiner ungeheuern Persönlichkeit, er sah nur noch Maschinen seines Wollens, die Menschheit war sein Werkzeug für die Menschheit, für die Gestaltung ihres Geschicks, wie er es faßte. Aber auch seine Einsicht und seine Persönlichkeit hatte ihre Begrenzung; sie fand sie in seiner Bildung, seiner Erfahrung, und es war Etwas in der Welt, was sie ihn nicht begreifen gelehrt hatten, Etwas, was ihn überwältigte: germanischer Sinn und germanische Bildung in den germanischen Stämmen, die er sich unterworfen, in Frankreich selbst, wohin sie die Stael und Chateaubriand, die Berührung mit Deutschland, die er verursacht, getragen. Er verstand sich nicht zu beschränken, sein Leben war der Rausch der That; er wollte den Osten zurückwerfen in seine asiatischen Grenzen, den slawischen Geist in Fesseln legen, und der germanische lag ihm noch unbezwungen und unbegriffen im Rücken. Er fiel, er ging unter an seiner Armuth und seinem Übermaß wie alle gewaltigen Charaktere; und in dieser ungeheuern Erscheinung hätte nichts gelegen als die Ohnmacht des Eigennutzes? So viel vermag seine Nichtigkeit nicht; so hätten Tacitus und Juvenal, die Satiriker der Weltherrscher, diese große Erscheinung, so eng, so gemein, so dürftig hätten sie sie nicht aufgefaßt! Das ist es ja, was Walter Scott's Auffassung dieses alle Norm überschreitenden Charakters so kümmerlich und engherzig machte. Wehe Europa, wehe der Menschheit, wenn sie sich so lange vor dem absoluten Eigennutz krümmten und beugten!

Der Verf. greift vorzüglich die Idee der constitutionellen Monarchie an; der Wille der Nation soll nicht herrschen, Sophia Pandemos wird am Ende zur Haushälterin gemacht, als das einzige Amt, wozu sie tauglich befunden, und hier fällt uns zuerst sein Motto in die Augen: „Vielheit ist Unsinn, stets hat Verstand bei Wenigen geweilt." Wie leicht angreifbar und umstürzbar ist dieser Satz schon in der Beziehung, die ihm der Verf. gibt.

Allerdings ist der Verstand wie alles Höchste und Beste nur bei Wenigen zu Hause, und schon das Evangelium sagt uns, daß die Straße schmal ist, und Wenige sind, die sie wandeln; was aber bedeutet uns das hier? Wenn man auf Erden einmal ein Mittel gefunden haben wird, die wenigen Klugen an die Spitze eines Staats zu stellen, dann wird allerdings die beste Staatsverfassung gefunden sein, aber dieses Mittel muß auch ein fortdauerndes und fortwirkendes sein; da diese wenigen Klugen, und Klügsten — die zugleich auch die Besten von Herzen und Charakter sein müßten, denn sonst wäre der armen Menschheit wenig geholfen; der Teufel ist auch klug — immer trotz ihrer Klugheit nur Sterbliche sind, so müßte dieses Mittel gleich nach ihrem Tode abermals die Klügsten und Besten an ihre Stelle schieben können, damit das Glück des Staats nicht auf den Sand gebaut sei. Wo aber findet sich ein solches Mittel, so lange wir nicht Messer des moralischen Menschenwerthes haben, welche unumstößliche, mathematische Wahrheit liefern? Wir kennen bisjetzt kein Mittel der Stabilität als die Erbfolge. Werden nun die Söhne dieser Klugen grade wieder die Klügsten und Besten sein? Die Erfahrung beweist das Gegentheil. Es genügt aber nicht, eine absolute Wahrheit in die Welt zu werfen, sie muß auch anwendbar sein, wir müssen gezeigt haben, wie sie anwendbar ist, wenn wir verlangen dürfen sollen, daß die Welt sich nach ihr richte. Wie also sollen die wenigen Klugen an die Spitze kommen? durch Wahl? Was Wahlmonarchien sind, haben wir gesehen; und wer wähle? — Menschen, bethört von Leidenschaft; auf wie lange, in Monarchien? — auf eine Lebensdauer. Niemand wird uns mehr Wahlmonarchien empfehlen wollen, wo am

Ende immer die Prätorianer wählen, und wo man zuletzt so viel Kaiser und Könige hat, als Legionen oder fremde Parteien im Lande sind.

Gebe uns der Verf. also ein untrügliches Mittel an, die wenigen Klugen immer an die Spitze zu stellen, oder den Klügsten; ein Mittel, welches das nicht blos de jure, sondern auch de facto in dieser Welt der That vermag, so wollen wir uns seiner Idee unterwerfen. Auf die Art aber, wie er seinen Spruch vorträgt, spricht er ebenso stark für die Vielherrschaft als für die Herrschaft eines Einzigen. Wo ist Verstand? Bei Wenigen, nicht bei Vielen. Unter den Hunderten, die der Zufall auf den Thron ruft, sind also weniger mit Verstand zu finden, da sie nicht darnach ausgesucht worden, als unter den Millionen, die nicht hinaufkommen. Deshalb ist es besser, daß den wenigen Verständigen aus Millionen der Weg zur Herrschaft geöffnet werde als den noch wenigern Verständigen unter den Hunderten, die der Zufall auf den Thron setzt u. s. w.

Greift der Verf. nun die constitutionnelle Monarchie an und gibt uns nichts Besseres dafür, so müssen wir ihm entgegnen: ist es nicht ein Glück, wenn sich eine Verfassung fand, welche die Vortheile der Stabilität mit den Vortheilen der Bewegung vereint? Der König repräsentirt das auf Erden nun einmal unumstößliche Princip der Erblichkeit, was Besitz, Recht und Liebe gründen; denn ohne Erblichkeit kein Eigenthum, keine Familie. Wenn aber der erbliche König, wie das nach den Gesetzen, auf denen die Welt ruht, am wahrscheinlichsten und am häufigsten, ein gewöhnlicher Mensch ist — nach der Idee des Verf. müßte er sogar in der Regel ein Dumpfkopf sein, weil der Verstand bei Wenigen zu Hause ist —, so hat er seine Minister, die eigentlich regieren und die nicht der König allein, sondern auch die Kraft der Dinge hebt und stürzt. Allerdings wirkt zu ihrer Wahl die öffentliche Meinung mit, welche oft von der Leidenschaft der Zeit geblendet wird, und der persönliche Charakter des Königs; aber die force des choses ist immer da, diese zu corrigiren, sodaß eigentlich die Zeit über die Zeit herrscht. Wol ist das ein Schaukelsystem; was ist aber die ganze Weltgeschichte anders? und was weiß uns der Verf. Besseres zu geben? Er gesteht es selbst — nichts. Wenn du aber dem Volke keine bessern Götter zu geben hast, hieß es schon von Alters her, so schweig und greife die alten nicht an, denn etwas Höheres muß der Mensch haben; ohne Religion und Staat ist keine Gesellschaft. Denn was soll uns die hohle Phrase des Verf.: der bestadministrirteste Staat ist der beste, oder hat die beste Verfassungsform. Was heißt das anders als: der Staat, der am besten verwaltet oder regiert wird, ist der bestregierteste; es läuft auf das geistreiche Räthsel des Volkes hinaus: es hat drei Beine und sieht aus wie ein eiserner Topf, was ist das? Antwort: ein eiserner Topf. So klug waren wir vorher auch. Der bestregierteste Staat hat darum noch nicht die beste Verfassungsform, sonst müßten Trajan und die beste Charte einunddasselbe Ding sein.

Man wiederhole uns nicht bis zum Ekel: das Volk, dessen materielle Bedürfnisse am besten besorgt werden, ist das bestregierteste. Es hat der Mensch noch höhere Bedürfnisse, und Glück, materielles Glück allein, kann nicht die einzige Aufgabe für Völker sein, für die Collectivmasse des Individuums, da es nicht der einzige Zweck für das Dasein des Individuums ist. Bildung ist der höchste Zweck, ist es, weil wir eine Unsterblichkeit glauben, fühlen; freilich muß seine erste Grundlage materielle Bildung sein. Daß dieser Zweck aber nicht durch höchste Freiheit und Beförderung der materiellen Interessen allein erreicht wird, beweist der nordamerikanische Freistaat, der einst an jenem Mangel einer höhern Tendenz, wenn er sie nicht im innern Streite erringt, zu Grunde gehen wird.

Wir wollen mit dem Obigen durchaus nicht behaupten, daß die constitutionnelle Regierungsform die überall mögliche und überall beste sei. So eintönige Bedürfnisse hat Gott seiner Welt nicht gegeben, wo Feigenbaum und Eiche, Pappel und Linde wachsen, wenn der Boden ihnen nicht zuwider ist, weil ein inneres organisches Gesetz sie entwickelt. Ein Volk hat dieses Bedürfniß, ein anderes jenes; ein Culturzustand fodert, was der andere verbietet, es ist Thorheit, Eine Form auf jedes Wesen passen zu wollen, und überall gedeiht nur das Vernünftige, von Liebe und Einsicht gehalten; aber ohne Form, wie der Verf. am Ende seines Werkes fodert, existirt auch nichts Menschliches, und ganz gleichgültig kann die Form darum nicht sein, obgleich wir wissen, daß ein widerstrebender Geist zuletzt jede Form zerbricht, und daß die Erscheinung des Lebens nur in der Ehe zwischen Geist und Körper besteht.

(Der Beschluß folgt.)

Schilderungen aus dem heiligen Lande.

Das neueste Reisewerk über Indien, Ägypten, Syrien und Palästina ist das vom Major Skinner*), ein durch lebhafte Darstellung ausgezeichnetes, auch äußerlich gut ausgestattetes Werk. Die Reise des Verf. geschah größtentheils zu Lande. Das eigentliche Reiseziel war Indien. Im December 1832 schiffte sich der Major Skinner in Marseille ein und machte eine sehr beschwerliche und durch die Ungunst des Wetters gefährliche Reise bis Alexandria und von da bis Kaifa. Den letztern Ort fand er in Folge der anhaltenden Stürme und Regengüsse fast ganz zerstört, und überhaupt war die ganze Gegend, durch welche er von hieraus gelangte, durch das üble Wetter in einen für den Reisenden sehr ungünstigen Zustand versetzt. Es war ein Glück, daß bei diesen unerwarteten Beschwerden und Gefahren der Verf. fortwährend bei guter Gesundheit und heiterer Seelenstimmung verblieb. Wir heben nur einige Züge aus diesem keineswegs uninteressanten Reisewerk aus. Unweit Nazareth kam der Reisende in das Dorf Hasasie; es war viel Schnee gefallen und hatte einige Wohnungen zerstört. Eine herrliche Pflanzung von Olivenbäumen umgab das Dorf. Der Verf. kehrte in dem letzten Hause, das einem Christen zugehörte, ein, dessen Inneres einen eigenthümlichen Anblick gewährte. Mitten in dem Hausflur saß ein hübsches Weib an einem Feuer, über welchem ein großer Kessel brodelte wie in einer Hexenküche. Ein

*) Adventures during a journey over land to India, by way of Egypt, Syria and the holy Land. By Major *Skinner*. Zwei Bände. London 1836.

nacktes Kind lag schlafend zu den Füßen der Mutter, beinahe als ob es in dem Kessel geschmort werden sollte. Es war nur eine einzige Stube in dem Hause, um einige Stufen höher als der Hausflur, ganz erfüllt von Rauch, der aus dem letztern emporstieg. Ziegen und Schafe, die der Mann von der Weide nach Hause gebracht, gingen in den beiden Gemächern frei aus und ein. Die Stube wurde immer voller, es liefen viele Kinder hin und her, und ein reisender Türke nahm hier sein Nachtquartier. Der Verf. wurde sehr gastfreundlich aufgenommen und bewirthet, man speiste zu Abend gutes Fleisch und trank vortrefflichen Wein; nach dem Essen wurde Kaffee gegeben. Das Lager wurde nach Art einer Streu zubereitet, Alle lagen in einer Reihe mit den Köpfen nach der Wand. Zuerst kam die Frau, dann der Mann, dann die Kinder, hierauf der Verf. und endlich der Türke. Übrigens fanden sich noch allerlei Hausthiere in der Nähe. Ein Kalb war an einem Pfeiler angebunden, einige Lämmer lagen zu den Füßen der Menschen, die Kühe hörte man ganz in der Nähe brüllen und mehre Ziegen lärmten in dem Gemach herum. Es war mithin eine wahrhaft patriarchalische Nacht, jedoch an Schlaf nicht viel zu denken. Der Verf. war genöthigt, sich mehre Tage in Nazareth aufzuhalten, weil der tiefe Schnee die Wege ungangbar machte. Dieser Umstand verstattete ihm Zeit, die berühmtesten Plätze der heiligen Stadt in Augenschein zu nehmen. Trotz der engen und winklichen Straßen macht Nazareth doch einen großen Eindruck auf den Fremden, denn hier ist jede Stelle classisch, jedes Plätzchen heilig, jede Anhöhe und jedes Thal ringsumher hat seine eigne heilige Geschichte. Die ehemalige Wohnung Joseph's ist gegenwärtig eine kleine Kapelle, mit wenigen schlechten Gemälden geschmückt, worin gelegentlich Messe gelesen wird. Auch die sogenannte Synagoge ist gleichfalls eine Kapelle. Sie gehört zwar als Eigenthum den lateinischen Priestern, doch haben die Priester der griechischen Kirche das Recht, Messe darin zu lesen. Rundum an den Wänden hingen Heilige von sehr unscheinbarem Ansehen, und einige arme Leute, von dem Schneewetter hereingetrieben, hatten hier einstweilen eine Zuflucht gefunden und kauerten auf dem Boden umher. In einer andern kleinen Kapelle befindet sich der Stein, der den Namen mensa Christi führt. An diesem Steine soll der heiligen Legende zufolge der Heiland mit seinen Jüngern vor und nach der Auferstehung das Abendmahl eingenommen haben. Ringsherum an den Wänden hängen allerlei Certificate, welche die Heiligkeit dieser Reliquie bestätigen. Sie sind geschrieben in allen bekannten Sprachen der Christenheit. In der Nähe befindet sich die Quelle der heiligen Jungfrau, welche sehr besucht wird, weil die Legende berichtet, daß die Mutter des Heilandes daraus das Wasser für ihren Haushalt geschöpft habe. Diese Quelle enthält das klarste und frischeste Wasser und wird besonders um ihrer Heiligkeit willen sehr besucht. Während der Anwesenheit des Verf. zogen eine Menge Frauen mit ihren Wassergefäßen auf dem Kopfe nach der Quelle hin, obgleich der Schnee kniehoch lag und ihnen der Rückweg dadurch sehr beschwerlich wurde.

In Jerusalem angekommen, war es eins der ersten Geschäfte des Verf., das heilige Grab zu besuchen. Er begab sich sehr früh dorthin, um es wo möglich noch unbesucht zu finden, mußte aber dennoch geraume Zeit warten, ehe er Eingang gewinnen konnte, weil es schon von Andächtigen besetzt war. Einige derselben standen um den Stein, der den Platz bezeichnet, wo der Engel am Eingang des Grabes saß. An dem obern Ende des letztern stand ein griechischer Priester mit einer Flasche Rosenwasser, um damit die Besuchenden zu besprengen. Obgleich der Raum zwischen dem marmornen Sarkophag und den Mauern des darüber erbauten Hauses nur eng ist, so drangen doch unaufhörlich neue Besucher heran und verrichteten ihre Andacht. Einige küßten den Stein und benetzten ihn mit ihren Thränen, während Andere ihr Angesicht und ihre Hände auf demselben hin- und herrieben, als ob dadurch etwas von seiner Heiligkeit auf sie überginge. Bei diesen rührenden Beweisen der Andacht stört das Benehmen der Priester sehr, die hier allerlei Sächelchen und Reliquien ausstellen, um dafür ein Geldstück von den Pilgern zu erhaschen, und dieses Schachergeld legt man auf das Grab Dessen, der einst im heiligen Zorn die Käufer und Verkäufer aus dem Tempel trieb. Die Kirche des heiligen Grabes ist ein unregelmäßiges, aber weitläufiges Gebäude und steht auf der Stelle, wo die Kreuzigung Christi stattfand. Der Verf. nahm die Procession der lateinischen Priester in Augenschein, die ziemlich lange dauerte, weil sie auf jeder heiligen Stelle eine besondere Andachtsübung verrichten. An der Stelle, wo auf dem Kalvarienberge das Kreuz eingeschlagen wurde, befindet sich der Hauptaltar. Eine der heiligsten Stellen ist auch die, wo der Pfeiler steht, an welchem Christus gegeißelt wurde. Dieser ist mit einem eisernen Gitter umgeben. Hier steht ein Mönch, der in der Hand einen langen Stecken hält, an dessen Ende sich ein Stück Leder befindet, ähnlich einer Billardqueue. Mit diesem Stecken berührt er fortwährend den Pfeiler und läßt hierauf die umherbefindlichen Gläubigen das Leder küssen. Die Kirche war übermäßig voll, denn auch die griechische Procession hatte nun ihren Anfang genommen. Allein es war im Ganzen von religiöser Stille und feierlicher Sammlung unter den Anwesenden wenig zu bemerken. Man schwatzte und lachte laut auf allen Seiten. Übrigens bestand die Versammlung aus Leuten von fast allen Nationen der Erde, mit Ausnahme des Volkes Israel. Türken schlenderten in der Vorhalle und den Flügeln umher und rauchten Taback. In der Halle dicht bei dem Eingang saß eine Gruppe und trank Kaffee. Von den anwesenden Frauen waren alle verschleiert, mit Ausnahme der Weiber der ärmern griechischen Pilger. Andächtige Mütter hatten ihre kleinen Kinder mitgebracht und reichten ihnen, wenn sie auf keine andere Weise zu beruhigen waren, die Brust in der Nähe des heiligen Grabes. Um die Scene vollends ganz unheilig zu machen, erhob sich zuletzt noch ein heftiger Zank zwischen den Griechen und Armeniern, der endlich sogar in Schlägerei ausartete. Die Türken mußten herbeieilen, um Frieden zu stiften, was jedoch wiederum nicht ohne manchen Schlag abging, den sie mit ihren langen Stöcken austheilten. Endlich brachte man es so weit, daß die Armenier ihre Procession fortsetzen konnten, was jedoch nur unter dem Schutze der Mohammedaner, die eine förmliche Escorte bildeten, stattfand. Man kann dem Verf. wol nicht Unrecht geben, wenn dieser letztere Umstand ihn mit großem Widerwillen erfüllte, und er eben keine sonderlichen Begriffe mit sich nahm von der Eintracht und Würdigkeit der christlichen Gemeinden, die dort am Quell der Gnade wohnen. 80.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Dienstag, —— Nr. 59. —— 28. Februar 1837.

Afronius Fatagel, der Freiheitsritter. Philanthropischer Roman von Justus Ironius Kosmopolita.

(Beschluß aus Nr. 58.)

Wenn wir das Werk des Verf. in einer rein literarischen Beziehung betrachten und die Politik und politische Ansicht, wie doch kaum möglich, davon sondern, so müssen wir ihm Verstand, Scharfsinn und Witz zusprechen und Einzelnes gut nennen, die Einsicht in einzelne Zustände, einzelne Schwächen der Zeit und der Menschen. Vortrefflich ist die Schilderung der Erziehung des Helden, der verkehrten Erziehung unserer Tage; die Erzählung seines ersten Abenteuers, der Befreiung Nordamerikas, ist sehr witzig; aber hier wäre es ebenso leicht, eine Satire auf die Gegenpartei zu machen und den alten Papa als Caricatur hinzustellen, der seinen groß gewordenen Sohn, welchen er in die weite Welt geschickt hat, noch zu behandeln gedenkt wie damals, als er ihn zu Hause am Gängelbande führte. Der Verf. vergißt, daß jeder mächtigen That, wie die Befreiung eines Volks ist, nicht blos materielle, eigennützige oder thörichte Motive unterliegen, sondern daß hier etwas Göttliches, Mächtiges mitwirken müsse, Selbstbewußtsein und Vertheidigung angeborener, oder anerzogener, in der Sache selbst gegründeter Rechte. Denn die Vorsehung gibt die Zügel der Welt nicht dem Unsinn preis, der Thorheit, der Jämmerlichkeit, und in dem Erfolg, nicht dem augenblicklichen allein, sondern dem fernhin gesicherten, liegt allerdings ein Gottesurtheil der Tüchtigkeit. Es liegt in der Nothwendigkeit, daß Colonien sich vom Mutterlande losreißen, und grade die historische Überlieferung, deren Erfahrung der Verf. seiner Ansicht nach so hochschätzen muß, beweist es uns in der Geschichte der ältesten Staaten. Diese Nothwendigkeit liegt schon in der Schwierigkeit der Communicationen gegründet, und wird abnehmen in dem Maße, wie diese vor dem Erfindungsgeiste der Menschen abnimmt; aber sie gründet sich auch auf die innere Selbständigkeit der Colonien und wird mit dieser zunehmen. Die Eifersucht des Mutterlandes erstickt dann bald die Dankbarkeit des Tochterstaats, Reibungen treten ein, Leidenschaften entfesseln sich, Druck gießt Öl in die Flamme, und die neue Schöpfung, erweckt von dem Gefühl innerer Selbständigkeit, steht da von Gottes Gnaden, weil Gott Alles gibt, auch den Geist, der vermag, und von eignen Gnaden, weil sie nur in der eignen Brust den Beruf fand, im entzückten begeisterten Gefühl nie geahnter Kraft, jungen Lebens, innigster Verbrüderung mit den Ihren, zu Schutz und Trutz.

Wer dieses Alles übersieht, der kann allerdings noch eine Satire schreiben, aber nicht eine ewig lebendige Satire wie „Don Quixote", denn diese große Satire lebt, weil sie Das, was sie angreift, das hinsterbende Ritterthum, in ihrem Helden mit Humor und aller Ironie der Erhebung noch einmal anlächelt, ehe sie es begräbt, und angestrahlt von diesem Lächeln, schreitet es seiner Verklärung zu; hier wirkt nicht blos Haß, hier wirkt auch Liebe, und ohne Liebe ist keine Schöpfung lebendig. So ist aber Afronius nicht lebendig; er ist eine verkörperte Idee, ein Begriff ohne menschliche Individualität, während Don Quixote der edelste und liebenswürdigste Mensch ist, dem nichts Menschliches fremd bleibt, dessen Mangel an Welt- und Menschenkenntniß aber, verbunden mit seiner schwärmenden Phantasie, ihn in Beziehung auf seine Lieblingsidee bis zu der Befangenheit des Wahnsinns treibt. Don Quixote ist ein Mensch mit einer Monomanie, aber nicht eine Monomanie mit einem Menschen als Appendix, wie Afronius Fatagel. Eine wahrhaft lebendige Satire würde also nur eine solche sein, die uns, wie des großen Spaniers Satire, die Thorheit der Idee im Leben zeigte, nicht die, welche das Leben selbst in die übertriebene und verzerrte Idee verlarvte und als solche auftreten läßt, Begriffe in Menschenhäute steckt.

Haben wir nun das Werk als Ganzes, sowol literarisch als politisch, angegriffen, haben wir das Negative in der politischen Grundidee gezeigt, welches sich schon anfangs in der gänzlichen Herabsetzung eines der größten politischen Geister, Montesquieu's, ausspricht, haben wir das Negative berührt, welches in der literarischen Idee desselben liegt, so ist es nicht mehr als billig, Einzelnes als bedeutend hervorzuheben und zu preisen. In ihrer Art ist die Maske des Afronius eine vollendete Zeichnung, und um unsern Lesern einen Begriff davon zu geben, mit welchen Waffen der Verf. die Schwächen der Zeit angreift, folgen hier einige Auszüge aus der Geschichte von Afronius' Erziehung.

Zu ungewöhnlich früher Stunde, nämlich schon im zweiten oder dritten Jahre, zeigten sich alle Spuren einer frühen Reife

an unserm halbgöttlichen Helden. Wie Hercules in der Wiege schon Schlangen würgte, so widersprach Afronius mit den ersten Lauten, welche die Natur ihm verstattete, bereits seiner Amme, die ihn zur Ruhe ermahnte. Das erste Wort, was er sprechen lernte, war: Sklaverei; der erste Satz, den er articulirte, war: unveräußerliche Menschenrechte. Seine Amme nannte er eine Jesuitin, wenn sie ihm Märchen erzählen wollte, wie andere Kinder seines Alters sie gern hörten, und er gab ihr ein Bestreben nach Versinsterung der Welt schuld, so oft sie das Licht zu putzen unternahm. Mit seiner Mutter verfuhr er, unerachtet alles kindlichen Respects, nicht besser, nannte es eine unwürdige Beschränkung der menschlichen Freiheit, wenn sie ihm das Gängelband anlegen wollte, und stieß unwillig den Löffel zurück, den man ihm zum Essen reichte. Seine Beredtsamkeit war schon in diesen frühen Jahren so groß, daß er der Mutter und Amme bewies, wie Jeder seine Rechte selbst erobern müsse, und er griff daher kühn mit den Fingern in den Breitopf. So oft er sich diese nun auch verbrannte, der wunderbare Knabe schrie nicht und weinte nicht, sondern ertrug den Schmerz geduldig und behauptete gegen die Lacher, er habe doch Recht!

Der Vater hatte endlich ein Einsehen, legte Degen und Spaten, die er so lange geführt hatte, bei Seite und übernahm nun die Erziehung seines Sohnes selbst. Allein es erging ihm um kein Haarbreit besser als der Amme und der Mutter; sei es nun, daß die Sache schon zu spät war, oder daß, wie Andere behaupteten, der junge Afronius mit zehntausend Freiheitsdämonen zugleich geboren war, welche jede Erziehung an ihm unmöglich machten. Genug, auch der Vater hatte seinen harten Stand mit ihm. Wollte er ihn in irgend einer Beziehung zurechtweisen, so behauptete Afronius, die eingebornen Ideen des Menschen seien mehr werth als alle Erfahrung, Jeder sei seiner Urbestimmung nach frei, die Welt liege im Argen, und müsse reformirt werden, jede Gewalt, auch die väterliche, sei ein Misbrauch, nur den Ideen, und zwar denen, die Jeder für sich habe, sei er Gehorsam schuldig. Von Strafe konnte gar keine Rede sein, denn Afronius ertrug nicht einmal eine Ermahnung.

So liest er Locke, Hobbes und mehre Schriften der Art, ohne die Sprachen zu verstehen, in denen sie geschrieben, und der Verf. sagt uns:

Das Räthsel dieser Erscheinung wird sich unsern Lesern sogleich lösen, wenn wir ihnen sagen, daß Afronius all diese Bücher mittels einer Art Inspiration las, welche, in alten Zeiten höchst selten, in der neuen Welt eine sehr gewöhnliche Erscheinung ist, auf welche hundert Gelehrte und Übersetzer fest vertrauen und die sie auch niemals im Stich läßt.

Die Bildung des Helden schreitet weiter, er lernt von Voltaire und Helvetius:

daß das Wesen, Mensch genannt, nichts Anderes sei als ein äußerst kunstreicher Automat, bewegt von dem feinen und complicirten Räderwerke des Körpers, der sich freiwillig und thörichterweise einem selbsterfundenen Gesetz, das er Moral nannte, unterwerfen habe, um nun sein ganzes Leben damit zuzubringen, seinen Abfall von diesem Gesetze vor sich selbst zu rechtfertigen. Er beklagte von Herzen die Thorheit des Menschengeschlechts und nahm sich vor, ihm endlich die Augen zu öffnen und ein Zwangsgesetz zu stürzen, was auf nichts beruhe.

Ebenso wirft unser Held die Religion bei Seite als eine werthlose Fabel:

Alles dies prägte Afronius sich wohl ein, wiederholte sich beständig den Satz, der ihm der Inbegriff aller Weisheit schien — der Mensch eine Maschine, die Freiheit das höchste Gut —; warf diese Formel zu seiner Übung in hundert Redeformen durcheinander, ohne sie ein einzig Mal zu verstehen, und glaubte sich nun zum Weltverbesserer herangereift.

Wir brauchen unsere Leser nicht erst darauf aufmerksam zu machen, wie tiefsinnig der Verf. hier auf den größten Widerspruch in den Bekenntnissen jener betrogenen oder betrügenden Schwärmer hinweist, welche Materialismus und Freiheit, die entgegengesetztesten Pole der Welt, durch die Achse ihrer Überzeugung zu verbinden meinen.

Sein Vater hatte endlich die Unmöglichkeit erkannt, dies Wunder von Sohn selbst zu lenken und zu unterrichten, und wie denn liebevolle Ältern stets bereit sind, diese Last womöglich fremden Schultern aufzubürden, so hatte er lange nach einem würdigen Erzieher für seinen Afronius umhergeschaut.

Abbé Picaro wird dazu gewählt:

Abbé Picaro wußte etwas, Afronius nichts, und in Streitigkeiten dieser Art siegt immer die gründlichere Unwissenheit. Afronius überzeugte ihn von der Nichtexistenz des Geistes, und Picaro brachte ihm dagegen bei, wie man die Welt betrügt, die betrogen sein will. Dieser Austausch von Lehre und Unterricht war unserm jungen Helden überaus günstig. Er übte ihn in der nothwendigen Verachtung der Menschen und Dinge, überzeugte ihn tiefer von der Unfehlbarkeit der Ideen und stellte sein schon festes Vertrauen zu sich selbst noch fester. Zugleich knüpfte er ihn von den letzten Banden der Sitte oder der Neigung los, machte ihn geistig vollkommen frei und lehrte ihn, wie uns nichts aufhalten dürfe, trotz Welt und Gewissen unsere Wünsche und unsere Ideen zu verwirklichen. Die innige Verbindung mit seinem Erzieher lehrte ihn zugleich diejenige Freundschaft kennen, welche sich auf gegenseitige Verachtung gründet u. s. w.

Seltsam genug läßt der Verf. seinen Roman nach einem blutigen Chaos von drei Menschenaltern mit der Erhebung Frankreichs zum glücklichsten Staate der Welt schließen; es hat alle Erfahrungen durchgemacht; die Thatkraft ohne Gedanken, wie er es im Gegensatz zu Deutschland nennt, welches als thatlose Speculation bezeichnet wird, ist zu Gedanken und Verstande gekommen; aber Deutschland liegt ermattet und entkräftet da, aufgelöst in kleine Föderativrepubliken, verachtet nach außen hin; nur Preußen steht groß und mächtig, aber vereinzelt; in Rußland gährt Alles, in allen andern europäischen Staaten ist Friede und goldenes Zeitalter wie in Frankreich, wo kein Gesetz und keine Verfassung mehr herrscht, sondern Sitte und guter Wille — ein goldener Zustand, den die Welt, wie sie ist, fürchten wir, nie erleben wird; denn überschätzt die Zeit auch die Formen der Staaten, so sind sie doch nicht zu umgehen, weil nichts Menschliches ohne Form lebt, so sind sie doch nicht ohne Bedeutung, weil sie der Ausdruck der Idee sind, und der Verf. schüttet hier das Kind mit dem Bade aus. Er geht noch weiter: was, sagt er, war nun aus all den gewaltigen Anstrengungen unsers Helden hervorgegangen? und antwortet und schließt mit: „Nichts!!"

Wir aber denken, sehr viel, und meinen, der Verf. widerspricht sich hier selbst, denn er läßt ja das goldene Zeitalter, wenn auch spät, doch endlich daraus entstehen, und sagt uns ausdrücklich, Rußland habe es nicht errungen, weil es Frankreichs, oder, wie er es tauft, Gallipoli's Bestrebungen nachgeahmt, ohne seine Erfahrung zu besitzen, sodaß Afronius Fatagel, der, wie er behauptet, nichts erlangte, dennoch nach seinem eignen Geständniß der Moses war, der Gallipoli durch die Wüste dieser Erfahrungen in das gelobte Land führte. O Consequenz der

Menschen, selbst der Scharfsinnigen! möchten wir am Schlusse dieser Satire dem Verf. satirisch zurufen. 131.

Die russischen Häfen am schwarzen Meere.*)

Es ist ein eigner Unstern, daß dem Verf. der ersten in der Note angeführten Schrift die zweite nicht bekannt geworden, ehe er seine Arbeit ans Licht stellte. Je dankenswerther die Sorgfalt ist, mit welcher er aus neuen und guten Quellen seine Angaben zusammengelesen und zur leichten Übersicht zusammengedrängt, um so mehr ist zu bedauern, daß er nicht Hagemeister's meistens neuere und gewiß genauere, officielle Notizen aufnehmen konnte. Der Handel des schwarzen Meeres hat bei den gegenwärtigen politischen Verwickelungen nicht allein die Augen des mercantilischen Publicums auf sich gezogen. Gewiß, die Natur hat jene Gegenden zu großen Dingen bestimmt. Wo fände sich ein solches Zusammenströmen gewaltiger, weitherwandernder Flüsse wie in jenem Bassin? Ein Zahlenverhältniß, das Malte-Brun darlegt, mag die Fülle der sich begegnenden Wassermassen versinnlichen. Wenn alle Ströme Europas als Einheit angenommen werden, so betragen die, welche sich ins Mittelmeer ergießen, 0.144, die ins schwarze Meer ausmünden aber 0.273, und wie weit sind nicht die Kreise, wie unerwartet die Combinationen, in welchen jeder neueintretende Impuls von einem Ende der langen Reihe bis zum andern empfunden wird. So hat noch vor wenigen Monaten Ref. in Friedrichshafen am Bodensee gehört, daß auf dem dortigen Zollamte Waarensendungen aus der Schweiz bemerkt worden sind, die von dort über Ulm bestimmt waren, der Donau-Dampfschiffahrt und durch diese dem schwarzen Meere zugeführt zu werden. Fürwahr, selbst im Zeitalter der Eisenbahnen noch und inmitten ihrer Wunder gilt Pindar's Wahlspruch: „Das Fürnehmste ist — das Wasser!"

Die Natur hat die besten Häfen des schwarzen Meeres an die Küsten der Krim versetzt. Sie sind nicht die bedeutendsten, noch die besuchtesten, sondern geben dem Verf. der zweiten Schrift Anlaß zu der Bemerkung, daß die natürliche Beschaffenheit eines Hafens nur von secundairer Bedeutung ist; daß der Schiffseigner so wenig als der Kaufmann, wo ein vortheilhaftes Geschäft sich darbietet, durch das Risico eines unsichern Hafens sich abschrecken läßt; daß nach dem Reichthum der natürlichen Producte einer Provinz oder nach der Beschaffenheit des Marktes für fremde Waaren die commercielle Bedeutung eines Hafens sich bestimmt. Es ist dies eine Bemerkung, die man schon bei Sir William Temple findet, indem er („Obs. on the U. Prov.", c. 6) die wenigen und schlechten holländischen Häfen mit den zahlreichen und von der Natur begünstigten Irlands contrastirt. Wie groß aber zugleich der Einfluß der Handelsgesetzgebung ist, der fördernde sowol als der hemmende, davon liefert die Geschichte der Häfen des schwarzen Meeres auffallende Beispiele.

Der merkwürdigste und wichtigste von allen ist Odessa. Im vorigen Jahrhundert hatten die Türken an der Stelle, wo jetzt Odessa steht, ein kleines Fort erbaut. Im J. 1789 ward dasselbe durch den russischen Contreadmiral v. Ribas genommen, und er hat das Verdienst, die ungemein günstige Lage zuerst erkannt zu haben. Ihm gab Katharina 1793 den Auftrag, dort eine Stadt zu gründen. Sechs Jahre später zählte Odessa bereits 4147 Einwohner; jetzt zählt es 50,000. Im J. 1817 erhielt es für den Zeitraum von 30 Jahren die Privilegien eines Freihafens, der im August 1819 auch wirklich eröffnet ward. Durch spätere Ukasen (vom 1. Juni 1821, 9. Juni 1822, 12. Jan. 1826) wurde der Umfang und die Befugniß des Freihafens bald geschmälert, bald wieder etwas erweitert. Das Beengende und besonders das Schwankende dieser Verordnungen blieb nicht ohne nachtheilige Folgen theils für den Verkehr der Stadt mit den Vorstädten, theils für das auswärtige Geschäft und den Transit. Ausgenommen von der freien Lagerung wurden Salz, Rum, Eisen- und Stahlwaaren. Doch blieben beträchtliche Vortheile. Von den zum Verbrauch innerhalb des Freihafens anlangenden Artikeln wird nur ein Fünftheil der gewöhnlichen Abgaben, und auch dies nur, wenn sie vom Lager wirklich abgeführt werden, entrichtet. Für die Lagerung selbst ist keine Zeitbeschränkung festgesetzt, und bei der Wiederausfuhr erliegen die Güter gleichfalls nur einem Fünftel des gewöhnten Satzes. (Hagemeister, S. 14—17, 78, 171.) Detaillirte Nachweisungen über die einzelnen Ausfuhr- und Einfuhrartikel gibt Hagemeister. Bei allen spielt Odessa eine ansehnliche Rolle. Unter jedem Handelssystem würde es sie spielen, so begünstigt wie es durch seine Lage ist. Die Nachbarschaft des fruchtbaren Podoliens hat es zuerst in den Stand gesetzt, dem Auslande schätzbare Producte anzubieten, und ganz Neurußland bedarf der thätigen Vermittler in Odessa, um für seinen Überfluß einzutauschen, was es entbehrt. Auch für das Staatseinkommen beginnt Odessa wichtig zu werden. In 30 Jahren hat die Zollstätte 40,209,412 Rubel abgeliefert; 1834 betrug diese Einnahme 4,061,712 Rubel. In sieben Jahren brachte die Pacht für die Abgabe von Branntwein 3,952,500 Rubel; in 20 Jahren die Briefpost 3,802,456 Rubel ein. Fünf Seeassecuranz-Compagnien (Hagemeister S. 79; Reumont führt nur eine an, als in der Bildung begriffen) bethätigen die Regsamkeit des Geschäfts. Viel wichtiger noch könnte Odessa für die benachbarten Provinzen, viel reger noch und vielseitiger würde seine Ausfuhr werden, wenn die Einfuhrartikel, mit welchen es Neurußland versorgt, nicht auf den nahen Zollstätten durch den hohen Tarif vertheuert, sondern unter günstigern, zur Rückfracht mehr anlockenden Bedingungen aufgenommen würden.

Über diesen Punkt, den russischen Tarif, wird man nicht ohne Überraschung das freimüthige Urtheil Hagemeister's vernehmen. Zwar bemerkt er in der Vorrede, nur die Tabellen seien officiell und das übrige nur seine Privatansicht; aber daß diese von einem Beamten ausgeht, in einem Bericht an den Gouverneur (Grafen Woronzow) niedergelegt und in Odessa zuerst gedruckt worden, mag für ein Zeichen guter Vorbedeutung gelten. Daß die Einfuhr von Reni und Ismail durch den Tarif (dem eine Verlegung des Cordons vorangegangen war) fast vernichtet worden, äußert er an zwei Stellen seines Buchs (S. 12 und 187). Aber besonders lebhaft spricht er über die nachtheilige Wirkung des Tarifs in seiner Anwendung auf den transkaukasischen Verkehr. 1822 waren diesem Verkehr stattliche Privilegien auf zehn Jahre zugesichert; ein neues Leben begann in jenen Provinzen; die Armenier von Tiflis kauften in Odessa, kauften bald in Leipzig ein, und Redout Kalé empfing zahlreiche werthvolle Ladungen, bald von Odessa, bald auch von Triest her. Selbst der Landweg von Brody nach Tiflis war gewählt worden, und zwar mit ausdrücklicher Erlaubniß (laut Ukase vom 12. Juni 1828). „Aber", sagt Hagemeister, „die russischen Fabrikanten hielten sich durch die Concurrenz der Fremden in ihrem Absatze beeinträchtigt; ihr Andrängen ward immer ungestümer, und die Ukase vom 3. Juni 1831 verordnete, daß vom 1. Jan. 1832 an der europäische Tarif für vier Jahre (wie zum Versuch) auf das Land jenseits des Kaukasus angewendet werden sollte." Dies Bekenntniß erinnert unwillkürlich an ein ähnliches in Ranke's „Zeitschrift" (I, 448): „Vor Allem sind es die Selbstsucht und der Brotneid der Gewerbtreibenden aller Art und im weitesten Umfange des Wortes, die bei dem zeitigen Culturzustande dem Zollver-

---

*) 1. Geographisch-statistische Nachrichten von den russischen Häfen am schwarzen Meere. Nach Graf L. Serristori, E. Taitbout de Marigny u. A., bearbeitet von A. Reumont. Stuttgart, Cotta, 1836. Gr. 8. 16 Gr.

2. Report on the commerce of the ports of New-Russia, Moldavia and Wallachia, made to the Russian government, by *Julius de Hagemeister*. Translated from the original, published at Odessa, by *J. F. Triebner* (Mit einer Karte und 13 Tabellen). London 1836.

sen Maßregeln beimischen, welche demselben ebenso sehr im Grundsatze entgegen als in der Ausführung hinderlich sind. ... Die Meinung und die Speculation dringen der Regierung ein Verfahren auf, welches einerseits Mühen ohne verhältnißmäßigen Erfolg und andererseits unbilligen Tadel bereitet." Und nun, in Hagemeister's Worten, die Folge der erwähnten Maßregel der russischen Regierung: „Die Ukase von 1831 vernichtete den Handel von Redout Kalé, entzog den Provinzen Mingrelien und Immeritien die daraus entspringenden Vortheile und nahm den Häfen des schwarzen Meeres einen großen Theil ihres Handels. ... Noch jetzt gehen einige Armenier wie früher nach Leipzig, aber sie senden ihre Waaren über Triest und von da nach Trebisond und Tauris. Rußland hat also nichts bewirkt als nur den Verlust des Durchgangszolls und des Gewinns, den der Transit allen Classen der Bevölkerung gebracht hatte. 1832 verkauften russische Handelsleute in Tauris Güter zum Werth von 3,600,000, und 1833 nur zum Werth von 1,783,335 Rubeln, davon 1,038,225 für russische Producte, 432,000 für Güter von Leipzig, und 261,110 für fremde, in Konstantinopel erkaufte Waaren. ... Es ist also nur zum Vortheile von Trebisond und zum Vortheile der Engländer, die dort bedeutende Etablissements haben, daß Rußland den Hafen von Redout Kalé geschlossen hat." *) Nachdem der Verf. nachgewiesen hat, wie leicht der Transit für die russischen Provinzen sich ausbeuten ließe, und wie gewiß er bei der Fortdauer des jetzigen Systems gänzlich in die Hände von Fremden gelangen und die russischen Provinzen umgehen werde, gibt der eigenste Geist der Politik ihm noch eine Betrachtung ein, die sich zunächst auf das kräftige, noch immer der fremden Herrschaft widerstrebende Volk der Kaukasier bezieht: „Ist's nicht anerkannt, daß das beste Mittel zur Unterwerfung wilder Colonien darin besteht, daß man sie mit dem Luxus der Civilisation bekannt macht; und wie groß würde nicht für Rußland der Vortheil sein, wenn es nicht länger sich in die traurige Nothwendigkeit versetzt sähe, die Völker des Kaukasus durch furchtbare Heere im Zaum zu halten!" **)

Diese Stelle bedarf keines Commentars. Die englische Übersetzung ist dem Lord Palmerston gewidmet. Vielleicht wird er dafür sorgen, daß in nicht gar zu entfernter Zeit das Publicum auch mit einem schätzbaren statistischen Bericht über die türkischen Häfen des schwarzen Meeres beschenkt wird.

C. F. Wurm.

Notizen.

Von „La reale galeria di Torino ec.", erläutert von deren Director, Robert d'Azeglio, sind bisjetzt vier Hefte herausgekommen. Jedes Heft dieses den Kennern und Freunden der Kunst willkommenen Werkes enthält vier Kupferstiche in Folio, nebst Azeglio's erläuterndem Text, und kostet 12 Lire. Das erste Blatt ist eine Kreuzabnahme mit vielen Nebenfiguren von dem trefflichen piemontesischen Maler Gaudenzio Ferrari, einem Schüler Giovenone's, gezeichnet von Lorenzo Metalli, im Stich begonnen von dem der Kunst zu früh entrissenen Giovita Garavaglia, dem Nachfolger Morghen's zu Florenz, vollendet von Anderloni. Wir begegnen in den vorliegenden Lieferungen ferner drei Gemälden von Rubens (eine heilige Familie, ein Portrait eines Unbekannten und eine Eberjagd), einem Gemälde Guido Reni's (eine Fama), Carlo Dolce's (unbefleckte Empfängniß), Holbein's (Portrait des Erasmus von Rotterdam), Giulio Cesare Procaccini's (die Heiligen Franciscus und Carl vor einem Bildniß der Madonna), Pier Franc. Mazzuchelli's, gen. il Morazzone (Portrait Fulvia's), Orazio Lomi's, gen. Gentileschi (Maria's Verkündigung), Dan. Crespi's (der heil. Nepomuk, die Beichte der Königin von Böhmen anhörend), zwei Gemälden Guercino's (Rückkehr des verlorenen Sohnes und eine heilige Francesca Romana) u. s. w. Die Zeichnungen sind von Lor. Metalli, Ferreri, Gonin, Pianazzi, die Stiche von Garavaglia, Anderloni, Lasinio Vater und Sohn, Ferreri, Boselli, Rosaspina. Azeglio's Text ist nicht blos erläuternd, sondern gibt auch schätzbare kritische und historische Bemerkungen über die verschiedenen Künstler und ihre Werke.

Die sechs ersten Vorstellungen von Scribe's fünfactigem Lustspiel: „La camaraderie", haben dem Théâtre français eine Einnahme von 29,687 Francs gebracht. Der pariser Buchhändler Barba hat für das Manuscript 8000 Francs bezahlt. „Le charlatanisme", ein kleines Stück desselben Verf., wird auf dem Gymnase mit Beifall aufgeführt.

Neulich ward in der Peterskirche das von dem Cavaliere Fabris gefertigte Denkmal enthüllt, das der jetzige Papst seinem Vorgänger Leo XII. errichten ließ. Letzterer ist in dem Augenblicke abgebildet, wo er im festlichen Ornate, die Tiare auf dem Haupte, dem Volke vom Erker herab den Segen ertheilt. Die Statue, aus einem Stücke Marmor, ist 18½ römische Palmen hoch, 10½ breit. Im Hintergrunde erblickt man, ebenfalls kolossal, die Cardinäle Pacca, Decan des heiligen Collegiums, Zurla, gewesenen Vicar Leo XII., und Odescalchi, der diese Stelle jetzt begleitet. Das Monument befindet sich rechts am Eingange der Kirche, dem Grabmale Maria Christinens von Schweden gegenüber, das unter Leo XI. begonnen und unter Innocenz XII. 1702 beendet worden ist. Es hat folgende Inschrift: „MEMORIAE LEONIS XII. P. M. GREGORIUS XVI. P. M."

Visconti beschäftigt sich jetzt auf Befehl des Papstes mit der Ordnung eines etrurischen Cabinets, das die Sammlung der vielen auf Kosten des Staats gewonnenen Alterthümer dieser Art enthalten wird.

4.

Bibliographie.

Harrys, G., Das Kaiserbuch. Erinnerungen an Napoleon und die große Armee. Mit Portrait. Gr. 8. Weimar, Voigt. 18 Gr.

Ein Morgen in Sanssouci. 4. Berlin, Gropius. 8 Gr.

Mügge, Th., Die Vendéerin. Ein Roman. 3 Theile. Gr. 12. Berlin, A. Duncker. 3 Thlr. 16 Gr.

Raczynski, A. Graf, Geschichte der neuern deutschen Kunst. Aus dem Französischen übersetzt von *Friedr. Heinr. von der Hagen*. 1ster Band. Düsseldorf und das Rheinland. Mit einem Anhange: Ausflug nach Paris. Royal 4. 1836. Leipzig, Brockhaus. 26 Thlr. 16 Gr.

Satori, (Neumann), J., Ubaldo oder die Empörer. Eine Novelle. 8. Leipzig, Meißner. 1 Thlr. 8 Gr.

Hierzu Beilage Nr. 1.

*) Im Jahre 1828 hatte die Einfuhr in Redout Kalé 2,091390 Rubel betragen; 1832 nur noch 20,743. Eine Übersicht der Jahre 1825—30 findet man auch in dem soeben ausgegebenen zweiten Supplementheft zu Richter's M'Culloch, S. 137, und dabei die Anmerkung: „Es ist wahrscheinlich, daß in nicht sehr entfernter Zeit der Phasis von englischen Schiffen besucht werden wird, und daß britische Kaufleute ohne Beihülfe einer Zauberin allein durch das Mittel überlegener Wohlfeilheit und Güte ihrer Waaren sich paßfreie Aufnahme in Kolchis sichern und einen reichern Preis von dort wegtragen werden, als er Jason und seinen Argonauten zufiel."

**) Die neueste Verordnung vom 4. (16.) Nov. 1836 gestattet „zur Aufmunterung des Handels mit den friedlichen Gebirgsvölkern an der kaukasischen Linie" zollfreie Ausfuhr dahin von Eisen und Stahl (-Waaren?), die bis dahin verboten gewesen. „Hamburger Corresp.", 4. Jan. 1837.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Beilage zu den Blättern für literarische Unterhaltung.

Nr. 1. 28. Februar 1837.

Dr. Gottlieb Jakob Planck. Ein biographischer Versuch. Nebst einem erneuerten, hier und da verbesserten Abdruck einer biographischen Mittheilung über Dr. Heinrich Ludwig Planck. Von Friedrich Lücke. Mit einem Brustbilde Dr. Gottlieb Jakob Planck's. Göttingen, Vandenhoeck und Ruprecht. 1835. Gr. 8. 1 Thlr.

Wenn wir unter den Lesern dieser Blätter sicher auch manchen Schüler und Verehrer des durch Wissenschaft und Charakter gleich ausgezeichneten Planck antreffen, so dürfen wir nicht zweifeln, es werde denselben die nähere Anzeige obiger vortrefflichen Biographie angenehm sein. Der ehrwürdige, liebenswerthe Lehrer ist uns da in allen seinen Verhältnissen, nicht nur als Schriftsteller und akademischer Docent, sondern auch in seinem geselligen und häuslichen Leben so treffend geschildert, daß wir ihn noch einmal wie vor Augen erblicken. Darstellungen seiner wissenschaftlichen Seite überhaupt sind z. B. folgende: „Es gibt Männer, nach denen man ganze Zeitalter und Gemeinschaften nennt. Das sind jene sonnenartigen, mächtiggebietenden und fortreißenden Prometheischen Geister. Sie haben das Feuer, welches zugleich zerstört und schafft; sie üben die Macht, welche zugleich anzieht und abstößt, trennt und bindet; sie bringen das Schwert und schwingen jenen Speer, der das Geschlecht der Menschen zugleich verwundet und heilt. Unter diesen Bewunderungswürdigen ist Planck nicht. Aber es gibt eine andere Ordnung ausgezeichneter Männer, die nicht weniger Säulen des göttlichen Hauses sind, jene milden, rein liebenswürdigen, deren Macht und Originalität das Ebenmaß ist, das sanfte, bescheidene Wirken und Ansichziehen, das besonnene, sinnige Zusammenhalten und Fortbilden. Jene wie diese hat Gott gewollt und geordnet, und man soll ihm danken für jede Art guter und großer Menschen. Wird man an jenen vorzugsweise den Kampf, die oft schmerzhaften Wendepunkte des göttlichen Reiches gewahr, so geben uns diese wie ein heiterer, milder Sonnenschein das Gefühl des Friedens, der ruhigen Entwickelung. Unter diesen finde ich unsern Planck, den Ehrwürdigen und Liebenswürdigen." (S. 130.) „Man gewöhnte sich bei ihm (heißt es S. 34) an ein ruhiges, vielseitiges Nachdenken und an die Arbeit der Forschung. Er dämpfte das rasche Zufahren und Entscheiden des jugendlichen Gemüthes durch männliches Zweifeln und Abwägen nach allen Seiten; er liebte mehr, auch bei großen Erscheinungen der Geschichte, den Zuhörer zu entwundern, als Bewunderung zu erregen, und obwol er niemals das Große verkleinerte und herabwürdigte, sondern eher rechtfertigte, so war er doch gern darauf aus, Bilder der Vergangenheit, die in der Ferne und Höhe Staunen erregen, etwas näher zu bringen und niedriger zu hängen, daß die dunkle Vorliebe und Bewunderung allmälig der unbefangenen Betrachtung wich. Aber es fehlte doch seinen Vorlesungen nicht an erhebenden und bewegenden Stellen, besonders wenn er der verkannten und zu ihrer Zeit verfolgten Unschuld und Tüchtigkeit sich annahm, oder den verborgenen Gang der göttlichen Providenz in der planmäßigen Entwickelung der Begebenheiten aufdeckte, oder auf den Höhenpunkten der Geschichte in der Gegenwart einen prophetischen Blick in die Zukunft warf." Auf eine treffende Vergleichung Planck's mit seinem berühmten Freunde und Landsmann Spittler, als Historiker (S. 22 fg.), können wir hier nur im Vorübergehen aufmerksam machen. Planck's Hauptwerke im kirchengeschichtlichen Fache: „Geschichte der Entstehung, Veränderungen und Bildung des protestantischen Lehrbegriffs" u. s. w. (6 Bände, 1783—1800) und die „Geschichte der christlich-kirchlichen Gesellschaftsverfassung" (5 Bände, 1803—9), werden immerdar als Meisterwerke der Wissenschaft und Kunst gelten. Planck's Ansicht vom Christenthum und seine Behandlung desselben charakterisirt Dr. Lücke bei Anzeige der hierher gehörigen Schriften und Vorlesungen des Verklärten durch folgende Grundzüge: „Seine Zeit des Hervortretens war zugleich die Zeit, wo nacheinander Kant, Fichte und Schelling hervortraten, denen seine Collegen Bürger, Bouterwek und Stäudlin huldigten. Planck, der ruhige, besonnene, historische Beobachter, theilte diese Begeisterung nicht. Er machte auf den natürlichen, nothwendigen Übergang von der ältern, orthodoxen Schule zu der sogenannten „kritischen" Periode psychologisch-erklärend aufmerksam und wies auf die in der Zeit liegenden Elemente und Keime weiterer Entwickelung hin, leitete zu besonnener Beobachtung und Beurtheilung des Alten und des Neuen an, lehrte den scheinbaren Fortschritt von dem wahren unterscheiden, hielt seine Zuhörer ebenso fern vom gedankenlosen Kleben am Alten und Hergebrachten wie von der herzlosen Zerstörung des Alten und dem stürmischen Jagen nach dem Neuen, prüfte in der Dogmatik ohne den Eigensinn und Übermuth des Zweifels, eignete sich aus der Kant'schen Schule die überwiegend ethische und praktische Schätzung und Begründung des Christenthums an, wie denn überhaupt das praktische Interesse bei ihm stets über das speculative vorherrschte. Aber die willkürliche Behandlung des Positiven und Historischen, die gleichfalls von der Kant'schen Schule ausging, hielt er für falsch, obgleich unbedingtes Vertrauen zum Positiven er doch auch nicht hatte. Das Praktisch-Vernünftige im Christenthum galt ihm für dessen alleinigen Zweck und wesentlichen Inhalt. Das Christenthum war ihm innere Herzens- und Lebenssache, aber mehr nur in seinem allgemeinen ethischen Sinne. Man befand sich bei ihm immer auf geradem klaren Boden, ohne Schein und Blendung falscher Tiefen. Er führte zu dem Wahren und Wesentlichen, dem frommen Leben und Denken, bewahrte und warnte vor dem flachen herzlosen Rationalismus, vor der trotzigen Orthodoxie der Zeit, vor der mystischen Sentimentalität und vor der speculativen Verderbung." (S. 42.) In der großen, mit dem Jahre 1813 beginnenden Epoche der neuern Geschichte ließ der immer auf den Gang und die Bedürfnisse der Zeit aufmerksame Planck seine sehr zeitgemäßen, zurechtweisenden Schriften: „über die gegenwärtige Lage der katholischen und protestantischen Partei in Deutschland", „über den gegenwärtigen Zustand und die Bedürfnisse unserer protestantischen Kirche", erscheinen, wie er früherhin seine Gedanken „über die Trennung und Wiedervereinigung der christlichen Parteien", „über Concordate protestantischer Fürsten mit dem römischen Stuhle" vorgetragen und „Worte des Friedens an die katholische Kirche" gesprochen hatte. Außerdem waren aus Planck's stets praktischer, heller und heiterer Stimmung auch drei romanähnliche Schriften hervorgegangen, nämlich schon früh, als er (1779) noch als Repetent am tübinger Stift und dann (1782) als Prediger und als Professor an der stuttgarter Karlsschule fungirte, das „Tagebuch eines neuen Ehemanns" und „Briefe Jon. Ashley's" (Erfahrungen und Ansichten vom deutschen Volk und Leben), und dann noch, am Schluß seiner Bahn (1823) „Das erste Amtsjahr des Pfarrers von S., in Auszügen aus seinem Tagebuche".

In Anerkennung seiner ausgezeichneten Tüchtigkeit und Wirksamkeit war Planck 1787 zum Doctor der Theologie, 1791 zum Consistorialrath und Professor Primarius von Göttingen, 1806 zum Generalsuperintendenten, 1816 zum Ritter (nachmals Commandeur) des Guelfenordens und 1828 zum Abt von Bursfeld ernannt worden. Er war am 15. Nov. 1751 zu Nörtlingen im Würtembergischen als der Älteste von 16 Geschwistern geboren. Im J. 1831 feierte er sein Amtsjubiläum und seine goldene Hochzeit.

Im gewöhnlichen Leben galt ihm heitere Stille und ungestörte Ruhe des Studirens und Lehrens, erfrischt durch Erholung in der Natur und im geselligen Leben, für das Höchste. Das eigentliche Geschäftsleben mit seinen ängstlichen Formen und Umständlichkeiten liebte er nicht, widmete aber, wenn Ehre und Pflicht es geboten, auch diesem seine ganze Kraft. Im häuslichen Leben liebte er heitere Geselligkeit, nur durfte er in seiner gewohnten Arbeit und Lebensweise nicht zu sehr dadurch gestört werden. Sein frühes Tagewerk begann er mit Gebet und Lesung des Neuen Testaments. Den öffentlichen Gottesdienst besuchte er regelmäßig. Die Zeit bei Tische und nach acht Uhr Abends war seiner Familie gewidmet. Ehe er zu Bette ging, hielt er noch seine „Denkstunde", den verlebten Tag überdenkend und für den folgenden den Plan entwerfend. Seit 1829, wo ihn ein schlagähnlicher Zufall betraf, fing er an zu kränkeln, konnte bei seinem Jubiläum (15. Mai 1831) nicht mehr öffentlich erscheinen, erlitt 1833 einen Verlust, den er nicht zu verwinden vermochte, durch das Hinscheiden seiner treuen Lebensgefährtin, und folgte ihr in demselben Jahre (29. Aug.) in die Wohnungen der Seligen. 66.

Geschichte des Bisthums Ratzeburg von G. M. C. Masch. Lübeck, Aschenfeldt. 1835. Gr. 8. 2 Thlr. 8 Gr.

Die Süddeutschen haben sich seit einiger Zeit daran gewöhnt, Norddeutschland als den Sitz der Finsterniß und Barbarei zu betrachten, die Bewohner des deutschen Nordens als noch um Jahrhunderte zurück zu bemitleiden. In einer Rücksicht mögen sie so unrecht nicht haben, in Beziehung nämlich auf das Verhältniß Dessen, was im südlichen und mittlern Deutschland gegen das nördliche in der Bearbeitung der Landesgeschichten geschehen ist. Besonders liegt das Königreich Hanover als eine literarische Wüste in dieser Beziehung zwischen Elbe und Weser; ehe hier einmal der Born des Urkundenschatzes geöffnet wird, müssen wir uns mit somnia Litzneriana zufrieden geben und selbst darauf verzichten, die Geschichte der angrenzenden Länder völlig aufgeklärt zu sehen.

Herr Masch, schon früher durch mehre kleine historische und genealogische Schriften bekannt, thätig wirkendes Mitglied mehrer gelehrten Gesellschaften, hat es unternommen, die bis dahin fast gänzlich unbekannte Geschichte des Landes, in welchem er lebt, zu bearbeiten. Es ist ihm dabei das großherzoglich strelitzische Archiv mit großer Liberalität eröffnet worden, und so wurde es ihm möglich, nicht allein die historischen und urkundlichen Nachrichten, welche Westphalen im zweiten Theile der „Monumenta inedita" liefert, zu verbessern und zu ergänzen, sondern eigentlich sein Werk aus neuen Urkunden ganz neu aufzubauen.

Die Geschichte des Bisthums Ratzeburg, einer Stiftung aus der Zeit Heinrich's des Löwen, greift natürlich sehr in die Geschichte der angrenzenden Länder, als namentlich Mecklenburg und Lauenburg ein; für diese Gegenden gibt daher Masch auch viele neue und höchst wichtige Aufschlüsse. Das Bisthum ist größtentheils aus Besitzungen entstanden, welche eigentlich zum Herzogthum Lauenburg gehörten; durch Kauf oder Schenkungen erwarben die Bischöfe nicht allein einzelne, zerstreut im Lauenburgischen liegende Dörfer und Höfe, sondern besonders das Land Boitin. Wie dieser Strich Landes von den Herzogen aufgegeben wurde, ist sehr gnügend dargethan (vgl. S. 172 fg.). Mit größter Beharrlichkeit verfochten die geistlichen Herren ihre Unabhängigkeit von den Herzogen von Lauenburg, obgleich sie in frühern Jahrhunderten so schwach waren, daß sie kaum einem Raubritter zu widerstehen vermochten. So wurde der bis 1249 lebende Bischof Ludolf von Erich vom Walde gefangen genommen, umhergeschleppt und sogar einem Juden im Lüneburgischen verpfändet. Das Stift erlangte durch Kauf oder Schenkungen immer mehr Gebiet; nachdem ein früherer Diener der Herzöge von Lauenburg, Heinrich Bergmeier (1511) Bischof geworden, geschah jedoch ein Versuch der Herzöge, dem Stifte Güter und Freiheit wieder zu entziehen. Dieser Streit dauerte so lange, als das Stift bestand, und hat, was die vielen entzogenen Zehnten betrifft, erst nach dem westfälischen Frieden sein Ende erreicht, indem der Besitzstand des Normaljahres 1624 auch hier seine Anwendung fand. In diesem Frieden wurde das Bisthum säcularisirt, dem Hause Mecklenburg als Fürstenthum zur Entschädigung wegen der an Schweden abgetretenen Stadt Wismar zuertheilt und kam 1701 durch den hamburger Vergleich an das Haus Mecklenburg-Strelitz.

Die Geschichte eines geistlichen Staats hat immer mehr Trockenes als die eines Landes, das die Familiengeschichte eines Fürstenhauses uns bietet. Herr Masch hat es jedoch versucht, durch lebhafte Darstellung, durch Einwebung von Volkssagen der trockenen Erzählung von Erwerbungen eine gefälligere Farbe zu geben. Die Volkssagen sind benutzt, ohne der Kritik Abbruch zu thun; der Styl ist würdig und sicher gehalten; keine Überladung, keine unpassende Blumensprache, wie man sie in neuern geschichtlichen Werken immer mehr findet. Als Probe der Darstellung und zur Begründung dieses Urtheils möge hier eine Stelle des Werkes einen Platz finden (S. 739):

„Fast 500 Jahre hatte unter mannichfachem Wechsel von Glück und Unglück das Bisthum bestanden, und unverkennbar ist der Einfluß, den es in den frühern Zeiten auf die Gestaltung des nordwestlichen Theiles von Deutschland gehabt hat; wie es die Barbarei entfernte, wilde Völker durch die Segnungen des Christenthums milderte, Kirchen gründete, den Ackerbau beförderte, Bildung und Wissenschaft in seinem Schoose pflegte und nährte, Ungebühr und Frevelthat zügelte und bestrafte. Mag man auch in seiner Geschichte vergebens nach großen Thaten suchen müssen, mag sich auch kein Bischof weder als Krieger noch als Gelehrter einen Namen erworben haben, mag auch die Glorie der Heiligkeit, die einige von ihnen umgab, in unsern Augen eine zweifelhafte sein: überall findet sich doch beim Capitel und Bischof der Sinn, welcher dem Kirchenfürsten Ehre gibt, der da wirkt für Christenthum und seine Verbreitung, der da strebt, die Kirche zu verherrlichen und zu zieren, der da hält auf Ordnung und Rechte, der da lenkt, und leitet und zügelt. Langsam hat dieser Sinn gewirkt, wie er ja überhaupt seinem Wesen nach nicht stürmisch ist, aber sicher und dauernd; wenn noch bis in die jetzigen Zeiten in den Bauern und Eingeborenen des ehemaligen Stiftes ein treues Festhalten an der Sitte und Kleidung der Vorfahren geblieben, wenn vorzugsweise unter ihnen ein kräftiger, biederer, ehrlicher Geist vorherrschend ist, wer mag da widerlegen, wenn man die Begründung desselben auf die frühesten Zeiten zurückführt? Wenn die Unterthanen des Bisthums nie den Druck der Leibeigenschaft kannten, nie in Hinsicht auf Freizügigkeit oder Eheverbindung beschränkt waren, wenn ihre Hufen stets in dem Verhältniß der Lehne zu ihren Erbherren, dem Bischof und Capitel, standen, wenn die Abgaben und die Dienste, welche sie zu leisten hatten, im Ganzen gering waren, wenn sie alle ihre Rechte behielten, während im benachbarten Mecklenburg die Hörigkeit sich immer schärfer und strenger ausbildete: muß man da nicht den Bischöfen von Ratzeburg das Lob lassen, daß auch unter ihrem Krummstab gut wohnen war?" 77.

Die Insel Helgoland vor ihrem bevorstehenden Untergang. Eine Nationalschrift, zum Nutzen ihrer Bewohner und der Nordseeschiffahrt, von J. A. Siemens. Mit zwei Ansichten und einer Karte. Helgoland 1835. Gr. 8. 16 Gr.

Schon der Großvater des Verf. war Rathmann auf Helgoland und in Lootsenangelegenheiten sehr thätig und erfahren, sein Vater durch Bergung eines von aller Mannschaft ver-

lassenen amerikanischen Fregattschiffs seit 1795 den hamburgischen Assecuratoren vortheilhaft bekannt und während der nachherigen Elbblockade viel gebraucht und ausgezeichnet. Er selbst, Schiffbauer auf Helgoland und von dortigen Fischern als ihr Bevollmächtigter nach England gesandt, wo man ihn günstig aufgenommen und nicht unerhört entlassen hat, ist ein verständiger, unterrichteter, wohlwollender Mann, kein Schriftsteller vom Handwerk, der aber, was er wohl versteht, faßlich, freimüthig und bescheiden auszudrücken weiß. Die Felseninsel Helgoland bildet ein unregelmäßiges Dreieck, gegen 2200 Schritte lang, 600 Schritte breit, etwa 200 Fuß über der Meeresfläche erhaben, und scheint der Überbleibsel eines vor Zeiten größern Landtheiles zu sein, wovon sich widersprechende Überlieferungen erhalten haben. Schon als natürliches Merkmal und Compaßstrichzeiger ist sie dem Forscher unersetzlich. Eine in der Nähe liegende niedrige Sanddüne, jetzt noch 190 Schritte breit und 540 Fuß lang, dient den Bewohnern des eigentlichen Helgoland, kleine Fische, Sandspiere genannt, zum Köder der größern zu sammeln, deren Fang sie in Stand setzt, geeignete Fahrzeuge zu besitzen, um den Seefahrern Lootsen und Retter zu werden. Als solche sind sie diesen höchst willkommen, und seit den letzten Jahrzehnden Allen, die im Sommer herbeiströmen, um des dortigen Seebades zu genießen. Daraus geht die Pflicht hervor, zu erhalten, was irgend erhalten werden kann, und für möglichen Ersatz zu sorgen, wenn man die Hoffnung aufgeben muß, der allmächtigen Natur mit Erfolg zu widerstreben. Nun mag der langsam untergrabenen Felseninsel wol noch hundertjährige Dauer für den Bestand ihres Leuchtthurms zugetraut werden; aber die Sandinsel, das Fundament des Hauptnahrungsbetriebes der Helgolander, der Fischerei und des Lootsenwesens, bricht so augenscheinlich ab, daß zu fürchten ist, es werde nach zehn Jahren keine Spur von ihr mehr vorhanden sein. Dagegen können Menschen freilich nichts; aber sie können den 2000 Helgolandern, welche den hundertsten Theil einer geographischen Quadratmeile bevölkern, Mittel darbieten, Fischer und Lootsen zu bleiben und den Köder zu kaufen, den ihre unmittelbare Nähe bald nicht mehr gewährt. Dahin geht also der Vorschlag des kundigen, vaterlands- und menschenliebenden Verf., daß sich ein Verein von Einheimischen und Auswärtigen, bei der Nordseeschiffahrt und Badeanstalt betheiligten Actieninhaber bilde, der durch Belebung und Unterstützung der Nahrungsbetriebe diese erweitere und den Bestand sichere, wenn auch die Sandinsel verschwinden sollte, die vormals mit der Felseninsel zusammenhing, erst 1725 durch gewaltsame Wasserfluten von ihr losgerissen ward, und jetzt durch eine Tiefe von einer Viertel Seemeile von ihr getrennt ist, welche Kriegsschiffe durchfahren könnten. Viel Lesenswürdiges und Eindruckvolles enthält die kleine, aber gehaltreiche Schrift über Anordnung des Lootsenwesens, und zeigt in Lob und Tadel, Furcht und Hoffnung unverkennbar den Mann vom Fache. Diese Anzeige mußte sich begreiflich darauf beschränken, ihr Dasein Denen bekannt zu machen, von welchen zu wünschen ist, daß sie solche beherzigen mögen. Die Steindrücke zeigen die Südwestseite und Westseite von Helgoland, und die Karte die Felseninsel von 800, 1300, 1649 und 1830, ingleichen die Sandinsel und die sie umgebenden Klippen. 8.

Authentische Notiz über die Ögger'sche Auffassung des „Neuen Jerusalems", im Gegensatz zu der Swedenborg'schen.

In der Erwiderung des Ref. über Ögger's „Rapports inattendus" auf meine „Weitere Berichtigung" *) in Nr. 21 d. Bl. ist die Hoffnung ausgedrückt, daß gegenseitige Erörterungen auch hier dazu dienen werden, den Gegenstand in ein helleres Licht zu stellen, und besonders auch über den Unterschied zwischen dem „Neuen Jerusalem" des Hrn. Ögger und Einiger und der „Neuen Kirche" des Hrn. T. und Anderer allmälig mehr Aufklärung zu geben, als bisjetzt geschehen sei. Diese Aufklärung bin ich im Stande, aus der Quelle zu geben. Der Unterschied war, wie nun Hr. Ögger selbst zugibt, kein Unterschied innerhalb des „Neuen Jerusalems", sondern ein Unterschied zwischen sämmtlichen Mitgliedern oder Freunden der „Neuen Kirche" und Hrn. Ögger nebst seinem Herausgeber H. Jene bleiben nämlich, wie ich schon 1825 in meiner Vorrede zum ersten Bande meiner Übersetzungen Swedenborg's, und dann wieder 1835 in meiner „Vergleichenden Darstellung und Beurtheilung der Lehrgegensätze ꝛc." aus den Quellen nachgewiesen hatte, dem protestantischen Princip getreu, indem sie die heil. Schrift A. und N. T. als einzige Erkenntnißquelle der Kirchenlehre festhalten und in Swedenborg's theologischen Schriften (von 1749—71) nur die reine christliche Lehre sehen, und zwar weil und sofern sie dieselbe (logisch und historisch-grammatisch) aus der heil. Schrift nachgewiesen finden; Hr. Ögger dagegen und sein Herausgeber H. hatten neben jener Einen Erkenntnißquelle auch noch andere, von derselben unabhängige, unmittelbare und äußere, neue Offenbarungen angenommen. Ich freue mich aber, nun sagen zu können, daß Hr. Ögger jetzt wiedereingelenkt und in einem Schreiben vom 15. Dec. 1836, dessen ganze oder theilweise Bekanntmachung er mir freistellte, erklärt hat, er halte die Hälfte der in seinen „Rapports inattendus" enthaltenen Mittheilungen für unecht und werde mit Keinem disputiren, der noch weiter gehe. Dieselben seien durchaus nicht mit dem „Neuen Jerusalem" zu vermengen, dessen Lehre auf sich selber ruhe und nicht auf einer elenden Broschüre. Doch er möge selbst reden: „Quant à mes „Rapports" dans leur ensemble, ouvrage tout à fait à part . . . Je l'avais composé pour moi et mes amis; je l'avais depuis plusieurs années dans mon portefeuille, quand tout à coup . . . Mr. H. m'a offert, de le publier. Comme je ne dirais dans cet ouvrage que ce qui m'est réellement arrivé, je n'ai pas cru devoir m'y refuser. . . . Mon unique intention était d'offrir à la France un échantillon des preuves matérielles de rapports établis entre les deux mondes . . . une preuve palpable contre le matérialisme. . . . Quant aux détails ensuite, quant au degré de pureté que l'on doit assigner à ces communications en elles mêmes, c'est aux disciples seuls de la Nouvelle Jérusalem, c'est à dire, à ceux qui ont fait une étude particulière de la nature des rapports existants entre les deux mondes, et sur lesquelles la nouvelle doctrine des détails si admirables, qu'il appartient de le déterminer. Quoique dans ma Relation je parle quelquefois d'un ton affirmatif, j'y déclare néanmoins formellement, que je crois la moitié de ces communications mauvaises; et si des hommes instruits parmi mes frères en religion prétendent que les 2/3 ou les 3/4 et 1/2 comme on dit, sont mauvaises, ou fausses, ou produit de l'imagination, je ne le leur disputerai pas. . . . Quelle est donc cette liaison si intime entre ma publication et la vérité ou la fausseté de la Nouvelle doctrine? Cette doctrine admirable repose sur elle-même, et non sur une misérable brochure! Elle repose sur cette circonstance si frappante, comme l'a remarqué le Dr. Hartley, que dans plus de 15,000 paragraphes que Swedenborg a écrits, on chercherait en vain la plus légère contradiction (darüber ist freilich Hr. Dr. Carové anderer Meinung; allein ich kann beweisen, daß seine Einwürfe völlig grundlos sind und auf 144 handgreiflichen Entstellungen, Fehlschlüssen und Erschleichungen beruhen), et que, pris dans son ensemble, il n'y a jamais eu de système plus complet, plus admirable ni plus capable de satisfaire à la fois l'esprit philosophique et la foi du vrai Chrétien." Wenn der Ref. noch den Wunsch ausdrückt, daß die Ögger'sche Schrift

*) In dieser „Weitern Berichtigung" hat sich ein sinnentstellender Druckfehler eingeschlichen; ich hatte nicht gegen *ungeschaffene* Engel, sondern gegen *urgeschaffene* gesprochen.

möge erwogen werden zur „Warnung, daß wir nicht Meister suchen mehr, als Jesum Christ in rechtem Glauben, und ihm aus ganzer Macht vertrauen", so ist diese Warnung gewiß sehr gut, paßt aber jetzt nicht mehr auf Hrn. Ögger, der nicht nur sagt, er maße sich dergleichen nicht an, und seine Schrift habe keine Sensation erregt, sondern bei dieser Gelegenheit auch dem sehr verbreiteten, aber völlig grundlosen Vorurtheil widerspricht, als ob Swedenborg sich als solchen Meister gegeben, oder seine Schriften als neue selbständige Offenbarung der heil. Schrift an die Seite gesetzt habe. Er sagt in obigem Schreiben: „J'ai uniquement appris que mon apparition de Judas avait fait rire beaucoup de monde et pleurer quelques personnes. Et je me contente de cela; je suis devenu modeste; je ne porte pas mes prétentions d'auteur plus haut. . . . Lisez donc l'apôtre de la fin des tems, o vous, qui voulez connaître la vérité; et laissez là nos chétives productions humaines! — Et rappelez vous surtout, que les ouvrages de Swedenborg ne sont point une révélation nouvelle, ajoutée à l'ancienne; ainsi qu'on vous le dit souvent pour vous les rendre suspect; mais qu'ils offrent seulement l'explication de toutes les révélations anciennes; c'est à dire qu'ils sont le mot de l'énigme! lequel donné, il ne reste plus à l'homme de bonne volonté que d'étudier, et de l'approprier une plus ou moins grande partie des richesses infinies, dans la parole de Dieu; et dont les anges encore dans le ciel font leur nourriture la plus délicieuse. J'ose dire, qu'au point ou en sont les choses aujourd'hui, il n'est plus permis de prendre le titre de theologien ou de savant Chrétien, quand ou n'a pas pris connaissance des ouvrages de Swedenborg, c'est à dire quand on n'a pas fait quelque chose de plus que d'en feuilleter un ou deux, ou d'en examiner la table des matières; et j'ose ajouter que tout homme instruit, de bonne foi, cherchant la vérité dans le but de devenir meilleur, et qui les lira sans prejugé seulement pendant deux ou trois mois, au milieu de ses autres occupations, commencera à entrevoir la vraie lumière qui a commencé à luire."

In Beziehung auf die neuen Propheten und Prophetinnen, welche der Herausgeber der Ögger'schen Schrift empfohlen hat, ist noch zu bemerken, daß sie sich jedem Unbefangenen, der auf die Quellen zurückgeht, bald als unecht erweisen werden. Was insbesondere Tennhardt betrifft, so hat nach Will's „Nürnbergischer Gelehrten-Geschichte" (4. Band) auch er widerrufen. Er kam 1714 wieder nach Nürnberg, ward hier abermals eingesetzt, nachdem er aber seine Irrthümer widerrufen hatte, den 12. Febr. 1715 wieder freigelassen.

Schließlich habe ich noch zu bemerken, daß eine ausgezeichnete französische Dame mir vor Kurzem schrieb, was von dem Hauptmann B. in d. Bl. aus Ögger's Schrift berichtet worden, sei unrichtig; sie habe ihn gut gekannt, er sei nicht, wie Ögger sage, in Folge zu großen Eifers für das „Neue Jerusalem" erkrankt; auch habe er sein Bewußtsein bis ans Ende behalten, das sie mit angesehen. J. F. J. Tafel.

Miscellen.

Das weiße Pferd.

Sir William Windham, bekannt durch seinen Antheil an den, zur Wiederherstellung Jakob II. auf den englischen Thron gespielten Intriguen, machte gegen Ende des 17. Jahrhunderts eine Reise durch Italien, und fuhr eines Tages im Cabriolet über den St.-Marcusplatz zu Venedig, als ein ungewöhnlicher Zusammenlauf von Menschen in einer Ecke dieses Platzes seine Aufmerksamkeit erregte. Es war ein Wahrsager, welcher durch außerordentlich treffende Antworten auf die ihm vorgelegten Fragen so viele Neugierige um sich versammelt hatte; er ertheilte seine Aussprüche durch eine Art von Sprachrohr von Blech, welches sich nach Belieben verlängern und verkürzen ließ. Der, auf den Aberglauben des Pöbels stolz herabsehende, vorurtheilsfreie Lord wollte eben vorbeifahren, als der Italiener einen stechenden Blick auf ihn richtete und ihm durch sein Sprachrohr in sehr verständlichen Tönen die wunderlichen Worte zurief: „Signor Inglese, cavete il bianco cavallo!" Diese Worte frappirten Windham um so mehr, als ihm dabei sogleich ein merkwürdiger Vorfall aus seinen Jünglingsjahren in das Gedächtniß kam. Zurückkehrend nämlich einst von der Hirschjagd, fand er am Thorwege des väterlichen Parks einen Wahrsager, der aber taubstumm war, oder sich doch so stellte, und seine Aussprüche mit Kreide an das Thor schrieb. Als derselbe den jungen Lord ankommen sah, bedeutete er ihn, daß er auch ihm wahrsagen wolle, und schrieb, da Windham scherzend einwilligte, sehr leserlich an das Thor: „Hütet Euch vor dem weißen Pferde!" Windham's erster und natürlichster Gedanke war, daß jener frühere Wahrsager und der Italiener mit seinem Sprachrohre ein und derselbe Betrüger sei; allein die sorgfältigsten Nachforschungen ergaben, daß Letzterer Venedig nie verlassen hatte.

Dabei blieb die Sache vor der Hand und Windham hatte sie schon fast vergessen, als er, mehre Jahre nachher, in Folge seiner schon oben erwähnten Theilnahme an einer Intrigue zur Wiederherstellung der Stuarts, in London verhaftet und nach dem Tower gebracht wurde (1715). Über dem innern Thore dieses Gefängnisses steht das Wappen Großbritanniens gemalt, und man brachte darin eben die Veränderungen an, welche das Gelangen des Hauses Hanover auf den englischen Thron erheischte; im Augenblicke als Lord Windham darunter wegfuhr und die Augen auf den damit beschäftigten Maler warf, sah er, daß er malte: was? — das im hanöverschen Wappen bekanntlich vorkommende weiße Pferd.

Der Lord war äußerst betroffen von diesem Umstande. Er erinnerte sich sogleich der beiden ihm gemachten Prophezeiungen und erzählte dieselben dem Untergouverneur des Tower, der sich bei ihm im Wagen befand, gleichwie nachher einer Menge anderer Personen, die ihn in seiner Gefangenschaft besuchten. Der Sinn der Prophezeiung selbst schien ihm damit vollkommen erfüllt, und er war nun ganz ruhig darüber.

Allein er hatte sich grausam getäuscht. Viele Jahre nach diesem Vorfalle wollte er auf der Fuchsjagd über einen Graben setzen, stürzte und brach das Genick. Er ritt — ein weißes Pferd.

Madame Récamier.

Madame Récamier, bekanntlich eine der schönsten, geistreichsten und liebenswürdigsten Frauen unter der Consular- und Kaiserregierung, war die Tochter eines Herrn Bernard, der eine Stelle bei der französischen Briefpost bekleidete. Er hatte sich bei Verbreitung eines royalistischen Blattes betreten lassen, und war nach dem damaligen Gesetze der Kugel verfallen. Die Milde des ersten Consuls, welcher sich durch die Fürbitte der schönen Tochter rühren ließ, erstickte diesen Handel. Herr Bernard kam mit dem Verluste seiner Stelle davon. Er würde sogar in diese wiedereingesetzt worden sein, wenn die Tochter . . . (So deutet wenigstens Bourrienne in seinen Memoiren an, denen aber auch nicht unbedingt zu trauen ist.) Späterhin trat Madame Récamier in sehr enge Beziehungen zur Frau v. Stael, welches Napoleon, der Letztere bekanntlich recht cordialement haßte, noch mehr als ihr früherer refus gegen sie aufreizte. Als sie daher einstmals wieder eine ihrer vielen Reisen nach Coppet antreten wollte, wo sich Frau v. Stael bekanntlich im Exil befand, ergriff der Kaiser diese Gelegenheit, ihr durch seinen damaligen Policeiminister, den, seines Herrn würdigen Diener, Fouché, sagen zu lassen: „Qu'elle était bien maîtresse de retourner en Suisse, mais qu'elle ne le serait pas de revenir à Paris." — „Ah Monseigneur", war die schöne Antwort der Dame Récamier, „on peut pardonner à un grand homme la faiblesse d'aimer les femmes, mais non celle de les craindre." Und sie reiste nach der Schweiz ab. 62.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Mittwoch, — Nr. 60. — 1. März 1837.

Zur Nachricht.

Von dieser Zeitschrift erscheint außer den Beilagen täglich eine Nummer und ist der Preis für den Jahrgang 12 Thlr. Alle Buchhandlungen in und außer Deutschland nehmen Bestellung darauf an; ebenso alle Postämter, die sich an die königl. sächsische Zeitungsexpedition in Leipzig oder das königl. preußische Grenzpostamt in Halle wenden. Die Versendung findet wöchentlich zweimal, Dienstags und Freitags, aber auch in Monatsheften statt.

The principles of physiology applied to the preservation of health, and to the improvement of physical and mental education. By *Andrew Combe*. Dritte verbesserte und vermehrte Auflage. Edinburg 1835.

Es gehört zu den Widerwärtigkeiten des ärztlichen Standes, daß Menschen von den verschiedensten Bildungsstufen, ja, man möchte fast behaupten grade solche, welche sich durch Einsicht und Bildung auszeichnen, von einer besondern Neigung beherrscht werden, den Ärzten, wie man zu sagen pflegt, in das Handwerk zu pfuschen, über ihr Verfahren keck aburtheilen, sich ihre Heilmethoden nach ihrem eignen Leibe zuschneiden oder allzeit geschäftig sind, Andern mit ihren medicinischen Rathschlägen beizustehen. Und doch, wie unendlich viel gehört dazu, um ein guter Arzt zu sein! Aus wie vielen und mannichfaltigen Quellen der Natur muß er sein Wissen schöpfen, welch jahrelanges Studium gehört dazu, um den Menschen mit seinen verschiedenen Organen und organischen Verrichtungen und in seinen mannichfachen Beziehungen zur Außenwelt, die verschiedenen krankhaften Zustände, denen er unterworfen ist, die Menge von Zeichen, an denen diese krankhaften Zustände erkannt und voneinander unterschieden werden, nur im Allgemeinen zu erfassen! Und nun gar, welche große Schwierigkeiten hat es, die allgemeinen Regeln auf jeden besondern Fall anzuwenden, jeden nach seinen Eigenthümlichkeiten und individuellen Beziehungen ärztlich zu behandeln! Wie oft steht der geschickteste und mit den besten Kenntnissen ausgerüstetste Arzt wie Hercules am Scheidewege und lauscht auf die leisen Winke der Natur, wägt und wägt wieder unter den verschiedenen möglichen Fällen, bis er endlich an der Hand der Erfahrung und des gereiften Urtheils den sichern Weg zum Ziele gefunden hat! Alles das übersehen die meisten Nichtärzte in ihrer Kurzsichtigkeit und Unkenntniß; sie beurtheilen das Wissen und Handeln des Arztes nur nach dem Erfolge, erheben sein Verdienst in einzelnen gelungenen Fällen bis zum Himmel, wo vielleicht wenig oder gar keins vorhanden ist, und beschuldigen ihn der Unwissenheit und des Irrthums, wo er das Beste that, was menschliche Kräfte zu leisten vermögen; sie verlangen von dem Arzte, daß er ihre zerrüttete Gesundheit wiederherstelle, wie man etwa von dem Schneider einen Rock verlangt, der allen Theilen des Leibes genau anliegt, ohne auch nur im geringsten sich seinen Anordnungen zu fügen und von ihren Gewohnheiten und Neigungen etwas aufzugeben; sie wissen auf ein Haar herzuerzählen, was und wo es ihnen fehlt, und quälen den Arzt, Mittel und Methoden anzuwenden, die sie selbst für ihren Krankheitszustand als die geeignetsten halten, ohne ihm deshalb die Verantwortlichkeit zu erlassen, wenn sie fehlschlagen; sie beklagen sich stets über Krankheit und Mangel an zweckmäßiger Hülfe, ohne sich nur die Mühe zu nehmen, den Quellen nachzuspüren, aus denen ihr Kranksein entspringt, viel weniger sie zu vermeiden.

Diesen irrigen Ansichten von der ärztlichen Wissenschaft und Wirksamkeit eine andere, zweckmäßigere Richtung zu geben, hat seine eignen Schwierigkeiten. Es liegt nun einmal in der menschlichen Natur, sich des Urtheils über sich selbst und somit auch über sein eignes leibliches Ich und die ihm anhängenden Mängel nicht zu begeben, und man verlangt zu viel von dem vernünftigen Menschen, der wohl weiß, daß alles menschliche Wissen und Thun dem Irrthum unterworfen ist, wenn er sich auf Treue und Glauben, ja auf Leben und Tod einem Andern überlassen soll, ohne sich das Recht vorzubehalten, da, wo er zweifelt, nach eignem Ermessen über sich und Das, was man mit ihm vornimmt, zu entscheiden. Dieses Recht müssen wir am Ende jedem mündigen, vernünftigen Menschen, wenn auch gegen unsere eigne bessere Überzeugung, zugestehen. Wir Ärzte sammt unserm ganzen Heilapparate sind nur Instrumente, dem Menschen zur weisen Benutzung gegeben, und wir können nur wünschen, daß er so viel Einsicht besitze, um sich unter diesen In-

strumenten das beste auszuwählen und zu erkennen, daß Das, was wir zu seinem Besten thun, gut und der Berücksichtigung und Befolgung werth ist.

Um zu dieser Einsicht zu gelangen, ist Belehrung nöthig. Wir selbst müssen dahin zu wirken suchen, daß der Mensch nicht allein befähigt werde, sich über das ärztliche Wissen und Handeln ein nicht blos auf den äußern Schein, sondern auf Realität gegründetes Urtheil zu bilden, um sein Vertrauen unter vielen Ärzten nur dem wahrhaft guten zuzuwenden, sondern auch so viel Einsicht in die Structur und Verrichtungen seines Körpers erlange, um zu erkennen, was er im gesunden sowie im kranken Zustande vernünftigerweise thun oder vermeiden muß.

Ich weiß es wol, daß viele Ärzte der Meinung sind, daß eine solche Belehrung nur zur Halbwisserei führe, und daß, da es doch nicht möglich sei, den Laien insoweit in das Gebiet der ärztlichen Wissenschaft einzuführen, als erfodert werde, um zu jener Einsicht zu gelangen, es gerathener sei, ihn lieber ganz in Unwissenheit zu lassen. Allein diese mögen bedenken, daß der einmal in dem Menschen liegende Drang, sich mit seinem eignen Wohl und Wehe zu beschäftigen, die Mittel zur Erhaltung der Gesundheit und längern Lebensdauer aufzusuchen, so tief in ihm begründet ist, daß, wenn er nicht auf zweckmäßige Weise befriedigt wird, er leicht auf Irrwege führt, die noch größer und unheilbringender sind als diejenigen, auf die er durch eine übelverstandene wissenschaftliche Belehrung geführt werden dürfte. Ich zweifle, ob Jemand, der sich nur halbweg wissenschaftliche Begriffe von der Structur und den Verrichtungen seiner Verdauungswerkzeuge verschafft hat, im Stande sein würde, seine Gesundheit den Gefahren einer Cur durch Morisson'sche Pillen, Lebenselixire und wie die berüchtigten Geheimmittel alle heißen mögen, auszusetzen.

Also Belehrung ist dem Menschen nöthig zur Bewahrung und Wiedergewinnung seiner Gesundheit; sucht er sie doch in so vielen andern Dingen, die nicht unmittelbar zu seiner Brotwissenschaft und zu seinem Tagesgeschäfte gehören. Wir Alle interessiren uns für neue Entdeckungen im Gebiete des Himmels und der Erde und erfreuen uns an den Riesenfortschritten in den chemischen und physikalischen Wissenschaften; warum sollte uns nicht auch Belehrung und Einsicht in Das, was uns am nächsten liegt, in den Bau und die Verrichtungen des eignen Körpers, willkommen sein?

Freilich liegt oft dem Menschen Manches nahe, was er am wenigsten der Beachtung werth hält. Schon Lichtenberg, ein Mann, der keine Systeme baute, aber so tiefe Blicke in die menschliche Natur that und in wenigen Aphorismen so viel Wahres und Tiefes aussprach, daß manches System daraus gebaut werden könnte, beklagt sich darüber. Er sagt in seinen pädagogischen Bemerkungen:

Man geht heutzutage unter uns in dem Studium der Naturgeschichte zu weit. Die Meisten lernen nur, was Andere gewußt haben, ohne so weit zu kommen, selbst etwas zu sehen. Ich leugne die Wichtigkeit und die Würde eines solchen Studiums gar nicht; allein es ist traurig, wenn man junge Leute über eine Insektenhistorie die Kenntniß ihrer selbst, ihres Körpers und ihrer Seele vernachlässigen sieht, daß sie die Kennzeichen einer Phaläne besser inne haben als die von dem Syntax des Genitivs, und von einem ostindischen Fisch reden können, ohne zu wissen, wo der Magen liegt.

Man hat es auf mannichfaltige Weise versucht, den Laien in das Gebiet der wissenschaftlichen Medicin einzuführen, namentlich hat man sich bemüht, ihn in sogenannten Hausarzneibüchern über die häufigsten und gemein vorkommenden Krankheitsformen, ihre Ursachen, Zeichen, Unterscheidungsmerkmale und ihre Behandlung zu belehren. Dergleichen Anweisungen scheinen mir aber ihren Zweck gänzlich zu verfehlen. Sie fangen den Bau vom obern Stockwerke an, verwirren, statt aufzuklären, und öffnen der Pfuscherei Thür und Thor. Dasselbe gilt von populairen Schriften über einzelne Krankheitsformen.

Um sich Einsicht in die Entstehung und Behandlung der krankhaften Verhältnisse des Körpers zu verschaffen, muß man denselben Weg einschlagen, den der Arzt einschlägt, d. h. man muß den Körper zuerst im gesunden Zustande kennen lernen, man muß sich allgemeine Begriffe von seinem Bau und seinen Verrichtungen erwerben. So anziehend nun aber grade dieser Theil der Medicin für den Arzt ist, so selten finden sich Laien von ihm angezogen. Besonders hat das Studium der Anatomie etwas Trockenes, wenn es ohne Anschauung und ohne Secirübungen, wozu sich nicht leicht ein Laie versteht, getrieben werden soll, und alle großen und kleinen Abbildungen gewähren für letztere keinen Ersatz. Indessen ohne einige anatomische und physiologische Kenntnisse läßt sich hier kein Schritt vorwärts thun, nur durch sie kann man sich den Weg zu weiterer Erkenntniß bahnen, ist auch ihr Studium mit einigen Schwierigkeiten verbunden. Viel hängt hier auch von einem lichtvollen, einnehmenden, von eigentlicher Professorweisheit abstrahirenden Vortrag ab. Ref. erinnert sich noch mit vielem Vergnügen der ebenso angenehmen als belehrenden Vorträge, die einst der verstorbene Loder, damals in Jena, vor einem gemischten Publicum über medicinische Anthropologie hielt, und hatte vielfältige Gelegenheit, zu erfahren, wie auch Nichtärzte sich davon angezogen und belehrt fühlten.

Unsere meisten schriftlichen Anweisungen über diesen Gegenstand trifft sehr der Vorwurf, daß sie nicht populair genug, unklar und trocken sind und mehr von dem Detail geben, als der Fassungskraft und dem Bedürfnisse des Laien angemessen ist. Selbst unsers genialen Oken neueste Darstellung des Menschen geht von diesem Vorwurfe nicht frei aus. Zudem weiß der Nichtarzt nicht, was er mit einer blos anatomisch-physiologischen Schilderung des Menschen anfangen soll, wie ja auch der Arzt erst die nähere Anwendung davon einsieht, wenn er weiter in dem Studium seiner Wissenschaft vorgeschritten ist. Das Ganze muß ihm bedünken wie ein neuerfundenes Instrument, von dem man ihm nicht sagt, wozu es zu gebrauchen ist. Wir fodern zu viel von ihm, wenn wir es seinem eignen Nachdenken überlassen, sich die Regeln zur Bewahrung der Gesundheit aus dem Bau und den Verrichtungen seines Körpers selbst zu abstrahiren.

Obschon es nun sehr nahe liegt, die anatomisch-physiologischen Lehren mit den diätetischen zu verbinden, die Regeln für die Erhaltung und Befestigung der Gesundheit auf anatomisch-physiologischen Grund zu stützen, dem Laien zu zeigen, warum der eine Weg zur Gesundheit, der andere zur Krankheit führt, so ist doch bisjetzt meines Wissens diese Methode der Belehrung nicht in der Weise eingeschlagen worden, als es zur Förderung und Erweckung richtiger Begriffe über medicinische Gegenstände bei dem nichtärztlichen Publicum wünschenswerth sein dürfte. Ich weiß es wol, daß eine solche Behandlung des Gegenstandes ihre großen Schwierigkeiten hat, daß die Brücke zwischen Physiologie und Pathologie selbst für den Eingeweihten in der Wissenschaft nicht allenthalben geschlagen ist, die Wege in beiden Doctrinen noch nicht so geebnet sind, daß sie für den unsichern Tritt des Laien geeignet wären; ich weiß, daß die Ärzte über manche aus der Physiologie für die Diätetik zu entnehmenden Regeln unter sich selbst noch nicht einig sind; indeß ist bei alledem des Stoffes so viel, der auf diesem Wege für das nicht ärztliche Publicum ausgeprägt werden kann, und Manches davon läßt sich auch der Fassungskraft des Laien so anschaulich machen, daß ein Unternehmen der Art sich gewiß einer regen Theilnahme erfreuen und auf Gemeinnützigkeit Anspruch machen dürfte. Mehr als eine solche physiologisch-diätetische Unterweisung bedarf der Laie nicht; jede weitere Erörterung über Entstehung, Erkenntniß und Behandlung einzelner Krankheitsformen führt zum Irrthum und Misverständniß und ist daher vom Übel.

(Die Fortsetzung folgt.)

Correspondenznachrichten.

Paris, 2. Februar 1837.

Der Carneval ist hier mit all seinen Freuden und Herrlichkeiten, mit seinem Glanze und seinen Gemeinheiten, mit Bällen, Concerten, Maskeraden, Abend- und Nachtunterhaltungen, schlechtem Wetter und überdies noch der Grippe glücklich eingezogen und bereits in voller Thätigkeit. An den Barrièren, bei Musard, in den Variétés und in der ganzen Schar kleiner Theater bis herab zur Gaîté und dem Pantheon behaupten Robert Macaire und und sein Freund Bertrand, diese Erztypen echtfranzösischer Lumperei, welche unlängst der berühmte und berüchtigte Caricaturenfabrikant Auber in einem Cyklus amusanter Zerrbilder vortrefflich anatomisirt hat, ihr altes und wohlbegründetes Recht. Dieses gute Volk sieht und bewundert sich selbst gar zu gerne. In den höhern Cirkeln, namentlich in dem Faubourg St.-Germain, und hier zwar aus leicht begreiflichen Gründen, ist es noch ziemlich still. Die Politik läßt freiere Äußerung der Gesinnungen in diesen Regionen noch nicht zu und erhält die Geister fortwährend in einer eigenthümlichen Gährung. Nur dann und wann gibt ein Gesandter einen officiellen Ball oder ein Concert, von denen man wahrscheinlich kaum Notiz nähme, wenn es sich nicht die Journale der Regierung angelegen sein ließen, mit gehöriger Salbung zu erzählen, daß die Herzoge von Orleans und Nemours das Hôtel dieses oder jenes nordischen Botschafters mit ihrer Gegenwart beehrt, während die Opposition ihrerseits nicht ermangelt, genau nachzurechnen, das wievielste Mal Hr. v. Pahlen und Hr. v. Appony die Einladungen des Hrn. Lehon nicht angenommen haben. Große Ministerfeste haben bisjetzt noch gar nicht stattgefunden und könnten für dieses Jahr leicht ganz ausbleiben. Thiers, welcher voriges Jahre die Honneurs auf so glänzende Weise machte, ist nicht mehr Minister und ruht in der Rue St.-George auf seinen jüngsten parlamentarischen Lorbern aus, um die Dinge zu seiner Zeit wieder an sich kommen zu lassen. Guizot, welcher officiellen Prunk und geräuschvolle Feste überhaupt nicht liebt, hat in diesem Augenblicke neben den politischen Lasten auch noch häusliches Kreuz zu tragen; sein Sohn, ein hoffnungsvoller zwanzigjähriger Jüngling, liegt schon seit einiger Zeit an einer tödtlichen Krankheit darnieder und könnte, wie man sagt, nur durch ein Wunder gerettet werden. Das übrige Ministerium hat in den Kammern, deren gutmüthiger Charakter möglichst benutzt werden muß, so viel zu thun, steht auch zum Theil auf so schwachen Füßen, daß es zu Carnevalsfreuden wol nur wenig Zeit und Lust haben dürfte.

Dagegen läßt man natürlich in den Tuilerien die günstige Gelegenheit, wo möglich wieder einige Schritte in die alte gute Zeit des Kaiserreichs und der Restauration zurückzuthun, nicht so unbenutzt vorübergehen. Wer wissen will, wie in dieser Beziehung die Actien stehen, der muß erst die fast byzantinische Beschreibung des „Journal des débats" von dem großen Hofballe in voriger Woche und gleich darauf den ziemlich pikanten Brief lesen, welchen der ehemalige Deputirte von der Opposition, Coulmann, den man an der Thüre zurückgewiesen hatte, weil er im einfachen Fracke erschienen war, den folgenden Tag an den dienstthuenden Adjutanten schrieb und respective in den „Constitutionnel" einrücken ließ. Nur Deputirte hatten für diesmal noch das Vorrecht, in bürgerlicher Kleidung zugelassen zu werden, wurden aber unter der Masse von Uniformen, Goldtressen, Epauletten und Ordensbändern, deren Herrlichkeit gehörig hervorzuheben das „Journal des débats" kaum Worte finden kann, fast nicht bemerkt. Höhnischerweise bewiesen aber die Oppositionsblätter, daß von den 4000 Personen, welche zufolge jenes Journals gegenwärtig gewesen sein sollten, 1700 ihre Billets zurückgeschickt hätten, was natürlich als eine kleine Niederlage betrachtet wurde, für welche sich der Hof durch die Gegenwart einiger neuen légitimistes ralliés doch nicht hinlänglich entschädigt glauben möchte.

Auch die Theaterwelt feiert, so gut es die Kräfte zulassen, ihre Carnevalssaison; einmal durch alte, wieder hervorgesuchte und neuaufgestutzte Possen, und zweitens durch einige Neuigkeiten von größerm oder geringerm Belange. Im Théâtre français, von dem ich heute allein sprechen will, müssen natürlich „Pourceaugnac", der „Malade imaginaire" und die übrigen Molière'schen Klystirspritzen durchhelfen. Neben ihnen macht für diesmal Scribe die Honneurs. Ich bin gestern in der sechsten Vorstellung seines neuesten Products gewesen, welches für das Repertoire dieses Winters wol das Kassenstück bleiben wird, vorausgesetzt nämlich, daß die Rippenstöße, welche man gestern noch mit in den Kauf nehmen mußte, ein sicheres Kriterium für dessen Haltbarkeit sind. Er hat dieses Stück „La camaraderie ou la courte échelle" genannt und in fünf Acten in Prosa geschrieben. Es ist ein politisches Stück in der Art von „Bertrand und Raton", nur mit dem Unterschiede, daß es noch mehr in der Gegenwart spielt und Abends ein politisches Gebrechen auf die Bühne bringt, was man jederzeit bei hellem lichten Tage beobachten kann. Und so will es eben dieses französische Publicum; Hr. Scribe hat wenigstens in dieser Beziehung das Rechte getroffen. Sein Stück drehet sich nämlich um nichts Geringeres als um eine Deputirtenwahl und zwar um eine Deputirtenwahl für St.-Denis, was bekanntlich fast vor den Thoren vor Paris liegt. Der Deutlichkeit wegen hätte es vielleicht besser Les coteries genannt werden können. Der Knoten ist ziemlich einfach geschürzt und löst sich am Ende zur Zufriedenheit, wo nicht der spielenden Personen, doch gewiß des Publicums auf.

Hr. v. Miremont, Senator zur Kaiserzeit, Pair unter der Restauration und gegenwärtig noch wohlinstallirtes Mitglied des Oberhauses im Luxembourg, ist ein alter vorsichtiger

Digitized by Google

Herr von gutem Geblüte, welcher die einzige Unvorsichtigkeit begangen hat, daß er im 70. Jahre eine junge Frau von niederer Herkunft geheirathet hat. Diese Frau, gewissermaßen die Heldin des Stücks und, wie gesagt, jung und dabei, wie sich von selbst versteht, liebenswürdig, kokett und vorzüglich voll Intrigue, hat ihren alten Ehegemahl dahin gebracht, daß er ein politisches Journal gekauft hat, welches in hohem Ansehen steht und von ihr folglich zum Mittel benutzt wird, sich bedeutenden Einfluß und einen fügsamen Anhang nach ihrem Geschmacke zu verschaffen. Sie ist, mit einem Worte, bald der Mittelpunkt aller literarischen, parlementarischen, künstlerischen Coterien geworden, welche sich durch gegenseitige Fürsprache, Hülfe und Unterstützung in den Besitz aller bedeutenden Stellen und, Jeder in seiner Weise, in ausgebreiteten Ruf gesetzt haben. Den Kern dieser Camaraderie bilden junge Advocaten, Mediciner, Schriftsteller, Deputirte, Künstler, Beamte u. s. w., welche in ihren Augen sämmtlich große Genies und gewichtige Persönlichkeiten sind. Um dieses zu sein oder zu werden, bedarf es ja blos des Schutzes der Mad. de Miremont, deren Macht für ihre Freunde ebenso wohlthätig wirkt als sie vernichtend ist für Die, welche das Unglück haben, ihre Feindschaft auf sich gezogen zu haben. Zu diesen Unglücklichen gehört Edmond de Varennes, aus dem Hr. Scribe den jungen interessanten Edelmüthigen gemacht hat, der nichts von Intriguen wissen will und noch weniger davon versteht, wie deren in Paris nur wenige sind, Hr. Scribe nun aber grade einen braucht. Er ist ein junger talentvoller Advocat, aber weder reich, noch ein Glückspilz. Er stößt im Gegentheil überall auf Hindernisse, nichts will ihm gelingen, und er möchte doch so gern eine Carriere machen, sich einen Namen und durch ihn Vermögen verschaffen; denn er liebt die Tochter eines Pairs von Frankreich, an deren Hand und Herz ohne Ruf und Geld gar nicht zu denken ist. Ein unglücklicher Zufall will nun noch, daß diese Auserwählte seiner Wünsche die Tochter des alten de Miremont und folglich die Stieftochter der jungen Cesarine de Miremont — so heißt nämlich die Heldin des Stücks — ist. Cesarine haßt aber den armen Edmond, weil sie ihn vor ihrer Verheirathung geliebt hat, ohne von ihm verstanden, wie viel weniger wieder geliebt worden zu sein.

Dagegen sind Agathe, die Stieftochter der Cesarine, und ihre Freundin Zoe seine Schutzengel, welche ihn auf jede Weise zu ermuthigen, zu unterstützen, zu fördern suchen. Er erwartet Alles von dem günstigen Eindruck, welchen sein Plaidoyer in einer gewichtigen Sache eines der ersten Häuser der Hauptstadt machen soll. Eitle Hoffnung! Schon am nächsten Morgen läßt Cesarine in ihrem Journal über die Vertheidigungsrede Edmond's den giftigsten Artikel drucken, und um Mittag ist seine Ungeschicklichkeit bereits das Gespräch der gebildeten Welt, vorzüglich aber der Camaraderie der Frau v. Miremont. In der äußersten Verzweiflung trifft Edmond seine Geliebte und ihre Freundin. Sie sprechen ihm Muth ein, machen hundert Plane für ihn, und Agathe gibt ihm am Ende selbst zu verstehen, daß ihr Vater nicht abgeneigt sein würde, ihre Hand einem Deputirten zu überlassen. Neuer Hoffnungsstrahl! Edmond will und muß Deputirter werden. Aber mein Gott, wie und durch wessen Hülfe? Er hat ja keine Verbindungen, keine Freunde, er gehört ja nicht zur Camaraderie der allmächtigen Frau v. Miremont und versteht nicht einmal eine Intrigue einzuleiten und durchzuführen. Zoe schafft in dieser Noth schnell Rath. Sie ist an einen Hrn. v. Montlucard verheirathet, welcher von guter Familie und nicht ohne Vermögen ist, den Schöngeist oder vielmehr den politisch-industriellen Schriftsteller à la mode macht und, das ist in diesem Falle sein Hauptverdienst, zur Camaraderie der Frau v. Miremont gehört. Durch ihn, meint Zoe, solle sich Edmond die Bahn in die Camaraderie und dann zur Deputirtenwürde brechen. Er eröffnet sich mit Zagen Hrn. v. Montlucard, wird aber von diesem mit Kälte, mit Mistrauen und selbst mit Geringschätzung empfangen. Denn anstatt in ihm einen Freund und Helfer zu finden, lernt er nur einen Rivalen für die Deputirtenstelle von St.-Denis kennen. Folglich neue Verzweiflung, neue Verwickelungen. Edmond ist schon auf dem Wege zur Seine, als ihn ein alter Schulkamerad — ein deus ex machina — wieder zur Besinnung bringt. Hr. Oskar Rigaut, so heißt dieser Freund in der Noth, ist der Sohn eines reichen Holzhändlers aus Villeneuve-sur-Yonne und naher Verwandter der Frau v. Miremont, welche ihn ungeachtet seiner provinciellen Dummheit zu poussiren weiß und eben im Begriff ist, ihn durch einen Platz in der Deputirtenkammer etwas über seinen Stand zu erheben. Also abermals ein Rival, aber für diesmal ein unschädlicher, wie es scheint; denn Oskar denkt wenig an die Kammer, sucht seinen Ruhm darin, daß er seine Freunde von der Camaraderie mit guten Frühstücken bewirthet, ja zur Noth ihre Schulden bezahlt, hat seinen Ehrgeiz zur Zeit nur auf die Bekanntmachung einer Sammlung unschuldiger Gedichte beschränkt, deren Inhalt und Titel: „Le catafalque ou poésies funèbres par *Oscar Rigaut*", mit dem lustigen Wesen ihres Verf. einen ziemlich belustigenden Contrast bildet, und bietet Edmond seine Verwendung bei seinen Genossen an, um ihm ihre Stimmen für die ersehnte Deputirtenwürde zu verschaffen. Ein Frühstück bei Oskar soll ihn noch an demselben Morgen in die Camaraderie einführen und zum Deputirten von St.-Denis machen. Edmond verspricht sich einzustellen; man trennt sich voll Freuden und guten Hoffnungen.

Hier schließt der erste Act, welcher so ziemlich den Stoff und Geist des ganzen Stücks gibt. Die folgenden führen schnell zu gewünschter Entwickelung.

(Die Fortsetzung folgt.)

Notizen.

Der Verf. des unlängst in London erschienenen „Journal of a tour to Moscow in the summer of 1836" bemerkt über die Trunkliebe der Russen Folgendes: An einem Festtage ist ganz Rußland betrunken, oder, wenn man ohne alle Übertreibung reden will, an solchen Tagen sind unter zehn Menschen neun betrunken. Und dessenungeachtet kann man füglich behaupten, daß der russische Bauer nicht in dem Grade Säufer ist, wie der schwedische oder norwegische; denn er kann sich mehre Tage nacheinander der geistigen Getränke gänzlich enthalten. Allein bei gewissen Gelegenheiten bricht die verhaltene Lust alsdann auch ganz unwiderstehlich aus, und dann legt es jeder gleichsam systematisch darauf an, sich ganz von Sinnen zu trinken. Der Verf. hatte Gelegenheit, dies im Detail zu beobachten, da er an einem Platze wohnte, wo täglich unter seinem Fenster Branntwein verkauft wurde. Er sagt, in London sei das Laster des Trunks doch tief in das sittliche Leben des Volks eingedrungen, allein er zweifle, daß man dort Augenzeuge solcher Scenen sein könne, wie wenigstens einmal in der Woche, in der Molnoy-Moskoi-Straße in Petersburg vorkommen. Bei alledem vernimmt man nichts von Händeln, da es das charakteristische Zeichen einer russischen Trunkenheit ist, sich nicht in Streit zu verwickeln.

Bekanntlich hatte der letzte Lordmayor von London einen Preis von 10 Guineen ausgesetzt, für den Verf. der besten Darstellung von dem Leben und den Institutionen des englischen Gesetzgebers Offa, König von Mercia. Diesen Preis gewann ein Hr. Mackenzie vom Pembrokecollegium zu Oxford. Gegenwärtig nun ist ein Preis von demselben Betrag auf eine Darstellung des Lebens und der Zeiten von Robert Baron Fitzwalter, Castellan von London unter der Regierung Königs Johann, gesetzt worden, um welchen die Bewerbung bis zum October 1837 offen steht. 11.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter für literarische Unterhaltung.

Donnerstag, —— Nr. 61. —— 2. März 1837.

The principles of physiology applied to the preservation of health, and to the improvement of physical and mental education. By *Andrew Combe*.

(Fortsetzung aus Nr. 60.)

Die im Eingange genannte Schrift, welche mir zu obigen Bemerkungen Veranlassung gegeben hat, ist in diesem Sinne verfaßt. Ihr Verf., früher Leibarzt in königlich belgischen Diensten, jetzt in Folge seiner geschwächten Gesundheit wieder nach England zurückgekehrt, gibt darin eine einfache und gemeinfaßliche Beschreibung der Structur und des Nutzens einiger der wichtigsten Organe des menschlichen Körpers, verbunden mit einer Anweisung, wie diese Lehren zur Erhaltung der Gesundheit und zur Förderung der physischen und moralischen Erziehung zu benutzen sind. Es ist zu bedauern, daß er sich dabei nur auf diejenigen beschränkt hat, welche den meisten Einfluß auf den Organismus überhaupt haben und zugleich von dem nichtärztlichen Publicum am wenigsten gekannt sind, namentlich nur auf die Structur und Verrichtungen der Haut, der Muskeln, Knochen, Lungen, des Nervensystems und der geistigen Thätigkeiten. Über die Organe des Unterleibs hat er jedoch später noch eine eigne, bereits ins Deutsche übersetzte Schrift folgen lassen.*) Seine diätetischen Grundsätze beurkunden eine allseitige ärztliche Bildung und tiefe Einsicht in die physiologischen Gesetze des Organismus; sie sind meist so natürlich aus den letztern abgeleitet, daß jeder Leser meinen muß, er habe sie von selbst finden müssen. Dabei ist sein Vortrag stets klar und verständlich, nur zuweilen etwas zu wortreich, doch nie tiefer in den Gegenstand eingehend, als es das Bedürfniß des Laien erfodert und seine Fassungskraft gestattet.

Das erste Capitel enthält blos einleitende Bemerkungen und handelt insbesondere von dem Begriffe der Physiologie, von dem Unterschied belebter und unbelebter Körper, von den Objecten der Physiologie, dem Nutzen physiologischer Kenntnisse und den Folgen, die aus Mangel derselben entspringen, von der fehlerhaften Methode, Anatomie und Physiologie ohne praktische Anwendung zu lehren, und von Dem, was man unter Gesundheit begreift und auf welche Weise sie erhalten werden kann.

Das zweite Capitel handelt von der Structur und den Verrichtungen der Haut, von der Farbe derselben, von der Haut als Organ der Perspiration, von der Natur dieser Absonderung, und von den Folgen ihrer Unterdrückung, von der Sympathie zwischen der Haut und andern Organen, von der Haut als Regulator der thierischen Wärme, als Organ der Einsaugung und als Organ des Getastes und des Gefühls, und von der Verbindung der Haut und des Nervensystems.

Es würde mich zu weit führen, wollte ich dem Verf. in der Darlegung seiner physiologischen Lehrsätze folgen; ich beschränke mich daher blos darauf, einige von seinen Folgerungen für Diätetik und Erziehung mitzutheilen.

Zuvörderst weist hier der Verf. auf die Nachtheile hin, die ein zu kaltes Verhalten der Kinder in den ersten Lebensjahren zur Folge hat. Nach den londoner Sterblichkeitslisten stirbt in den ersten zwei Jahren fast der vierte Theil aller getauften Kinder. Ein solches außergewöhnliche Resultat liegt nicht im Plane des Schöpfers; denn es kommt bei den Thieren nicht vor und muß daher Ursachen haben, die zu entfernen sind. Eine davon ist ohne Zweifel der schnelle Übergang von einer hohen und fast immer gleichbleibenden Temperatur in dem Schooße der Mutter zu einer viel niedrigern und wandelbaren. Bei der Geburt ist die Haut des Kindes noch zart, außerordentlich gefäßreich und für äußere Eindrücke sehr empfänglich, sodaß in manchen Fällen schon ein Blutigelbiß eine tödtliche Verblutung nach sich gezogen hat. Die Blutcirculation in der Haut ist hier noch vorherrschend, denn Lungen, Magen, Leber und Nieren beginnen erst ein neues Leben und sind noch schwach in ihren Verrichtungen. Wird daher ein Kind schnell der kalten Atmosphäre ausgesetzt, so zieht sich vermöge der Zusammenziehung der Hautgefäße das Blut von der äußern Oberfläche nach den innern Theilen zurück, überreizt diese und gibt zu Krankheiten der Eingeweide, Entzündungen, Croup oder Convulsionen Veranlassung. Daher die unbegreifliche Thorheit mancher Ältern, ihre Kinder täglich, ja sogar im Winter in kaltem Wasser zu baden, eine Gewohnheit, die früher auch in Deutschland ihre Vertheidiger gefunden hat, jetzt aber glücklicherweise ganz in Vergessenheit gekommen ist. Zum Theil

*) Die Gesetze der Verdauung und die darauf zu gründende Lebensweise, um Unterleibsstörungen aller Art zu verhüten und zu beseitigen, allgemein faßlich dargestellt von A. Combe u. s. w. Aus dem Englischen ins Deutsche übertragen von Karl Nauber. Leipzig, Wunder. 1837. Gr. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

mag sie wol aus der irrigen Meinung entsprungen sein, daß Kinder von Natur mehr Wärme erzeugten und der Kälte mehr widerstehen könnten. Daß aber grade das Gegentheil stattfindet, beweisen Dr. Milne Edwards' Versuche, nach welchen die Kraft, Wärme zu erzeugen, in warmblütigen Thieren bei der Geburt am geringsten ist und nach und nach mit dem Alter wächst. Anstatt daß jüngere Thiere wärmer, sind sie im Gegentheil 1 — 2 Grade kälter als ausgewachsene und verlieren ihre Wärme leichter. Bei zehn gesunden Kindern von zwei Stunden bis einige Tage alt betrug die mittlere Temperatur nur 94°, 55 Fahrenheit, während sie bei Erwachsenen 97° — 98° betrug; und bei einem sieben Monate alten Kinde fand man drei Stunden nach der Geburt die Temperatur 89°, 6 Fahr., obgleich das Kind wohl bekleidet war und sich nahe beim Feuer befand.

Im vierten und fünften Capitel beschreibt der Verf. die Muskeln und ihre Verrichtungen, und ertheilt die nöthigen Vorschriften in Bezug auf zweckmäßige Leibesbewegung. Er zeigt, daß zur gesunden und kräftigen Action dieser Organe hauptsächlich starke und gesunde Muskelfasern gehören. In jedem Theile der thierischen Ökonomie steht die Stärke und die Structur derselben im genauen Verhältnisse zu ihren Leistungen, und es ist ein Gesetz der Natur, daß, wenn ein Muskel häufig gebraucht wird, seine Fasern bis zu einem gewissen Grad an Dicke zunehmen und befähigt werden, leichter und mit größerer Stärke zu wirken; daß dagegen, wenn ein Muskel wenig geübt wird, sein Volumen und seine Kraft gleichmäßig abnehmen. Im Zustand der Thätigkeit nimmt auch die Menge des Blutes, welches die Muskeln erhalten, zu, und daher bekommen auch diejenigen, welche mehr geübt werden, eine dunklere Farbe, und umgekehrt. Daher schreibt sich denn auch das mannichfaltige Elend unserer jungen Leute in Fabriken und Schulen. Durch übermäßige Arbeit, langes Eingeschlossensein und schlechte Nahrung wird das Muskelsystem in seinem Wachsthum zurückgehalten und schwach in seiner Structur, und das Blut, verarmt durch Mangel an nährenden Speisen und ungesunde Luft, ist nicht länger im Stande, den durch die Arbeit bewirkten Verlust zu ersetzen, oder für Gefäße und Nerven, von denen die Belebung der Muskeln ausgeht, als hinreichender Reiz zu wirken. Ermattung, Schwäche und Erschöpfung des Geistes ist die natürliche Folge davon. Dergleichen Menschen können nur durch geistige Getränke oder durch ungestüme Leidenschaften aufgeregt werden.

Bei dieser Gelegenheit berührt der Verf. einen Gegenstand, der auch in unserm Vaterlande die volle Aufmerksamkeit unserer Erzieher und Erzieherinnen verdient. Die Muskelthätigkeit besteht nämlich eigentlich in abwechselnder Contraction und Erschlaffung der Fleischfasern. Daher erklärt sich denn die Ermattung, die Schwäche und die Nachtheile für die Gesundheit, wie wir sie oft bei jungen Mädchen beobachten, die zu einer einseitigen Haltung oder nur zu einseitigen Bewegungen ihres Körpers verurtheilt sind. Nur abwechselnde Contraction und Erschlaffung oder Übung der Muskeln, die den Rumpf des Körpers unterstützen, sind die Mittel, durch die sich diese Organe entwickeln und körperliche Kraft und Stärke erhalten werden können. Statt dessen geschieht das gerade Gegentheil. Der Körper, seinem eignen Gewicht anheimgegeben, würde dem Gesetze der Schwere folgen und zu Boden fallen; während des Sitzens, Stehens und Gehens erhalten wir uns daher in diesen Stellungen nur durch unsere Muskelthätigkeit. Beschränken wir uns aber nur auf eine Stellung, sitzen wir z. B. auf einem Stuhle, oder, was noch schlimmer ist, auf Bänken ohne Rückenlehne, wie dies in unsern Schulen der Fall ist, so zwingen wir dadurch die Muskeln, die die Rückensäule und den Rumpf unterstützen, in die allernachtheiligste Stellung; anstatt sich gegenseitig zu contrahiren und zu expandiren, bleiben sie in anhaltender Contraction. Mädchen, die auf solche Weise täglich viele Stunden nacheinander sitzen müssen und sich nicht wie die Knaben nach den Schulstunden hinreichende Bewegung machen können, bekommen endlich eine solche Muskelschwäche, daß sie sich auf Eine Seite neigen und krumm werden, oder man steckt sie, wenn man ihre üble Haltung bemerkt, in Schnürbrüste, d. h. man sucht die Stütze ihnen durch Stahl und Fischbein zu geben, für die die gütige Natur doch durch ihre eignen Knochen und Muskeln gesorgt hatte. Die arme Kranke findet sich anfangs durch eine solche Stütze erleichtert; am Ende aber zeigt es sich, daß sie ihr mehr schadet als nützt. Der Mangel an hinreichender Bewegung, der die erste Ursache die Muskelschwäche ist, wird immer größer, weil die knappanliegende Schnürbrust das freie Spiel der Muskeln noch mehr beschränkt und sie in wenigen Monaten kraftloser macht als zuvor. Indessen man läßt die Schnürbrust forttragen, und wenn auch die arme Kranke täglich einen Spaziergang macht, so werden dabei doch nur die Beine in Bewegung gesetzt, der übrige Körper aber bleibt bewegungslos wie eine Bildsäule. Die natürlichen Folgen einer solchen Behandlung sind Schwäche des Körpers, Verkrümmung der Wirbelsäule, schlechte Verdauung und, als Folge des verminderten Wirkungsvermögens aller thierischen und Lebensverrichtungen, geschwächte Gesundheit überhaupt. Und doch können wir uns noch wundern, daß wir heutiges Tages so vielen misgestalteten und kränklichen Frauen begegnen? In einem Erziehungsinstitute für junge Mädchen fand Dr. Forbes bei genauer Untersuchung unter 40, die bereits zwei Jahre in dem Institut gewesen waren, auch nicht eines, das nicht mehr oder weniger an Verkrümmung gelitten hätte. Wenn sich nun auch in Deutschland das Verhältniß nicht ebenso ungünstig stellen würde, so muß doch Ref. nach seinen Erfahrungen in einem kleinen Kreise schließen, daß es auch hier ungünstig genug ist. Möchte daher doch recht bald sich ein zweiter Lorinser finden, der gegen die geistige Überfütterung und das Zusammensitzen in Schulen und Instituten für unsere armen Mädchen in die Schranken träte!

Im sechsten Capitel werden die Knochen des menschlichen Körpers, ihre thierischen und erdigen Bestandtheile, das Verhältniß dieser Bestandtheile in verschiedenen Lebensperioden, die Gefäße, Nerven, das Leben, das Wachsthum und das Absterben derselben, der Nutzen ihrer Lebensthä-

tigkeit und Unempfindlichkeit, ihr richtiges Verhältniß zu den in ihnen enthaltenen Theilen, die nothwendigen Bedingungen zu ihrer Gesundheit und die Nothwendigkeit der körperlichen Bewegung zu ihrer Erhaltung betrachtet.

(Die Fortsetzung folgt.)

Correspondenznachrichten aus Paris.

(Fortsetzung aus Nr. 60.)

Im zweiten Acte sind wir bei Oskar Rigaut. Das Frühstück wird eben vorbereitet; die Gäste finden sich nach und nach ein; sie gehören sämmtlich zur Camaraderie, und Dr. Bernardin, ein durchtriebener Arzt und Hausfreund der Frau v. Miremont, macht die Honneurs und führt das große Wort. Sich über die Wahl eines Deputirten für St.-Denis zu verständigen, ist der eigentliche Zweck der Zusammenkunft; Jeder hat dabei zunächst an sich gedacht. Endlich trifft auch Edmond ein; er wird vorgestellt und mit Zuvorkommenheit empfangen. Seine Hoffnungen steigen, er hält sich des Beistandes seiner neuen Freunde versichert. Aber nur zu bald wird er enttäuscht. Man sieht, daß seine Grundsätze mit denen der Coterie nicht übereinstimmen, er will sein Gewissen nicht ihren Interessen aufopfern, man überhäuft ihn mit Vorwürfen, bis er voll Unmuth das Zimmer verläßt und auf die weitere Fürsprache der Camaraderie gänzlich verzichtet. Sogleich beschließt man, sich Edmond's Wahl aus allen Kräften zu widersetzen und zu einer neuen Wahl des Candidaten zu schreiten. Das erste Scrutinium weist aus, daß sich Jeder selbst seine Stimme gegeben hat; ein zweites, vorbereitet durch den schlauen Dr. Bernardin, den Agenten der Frau v. Miremont, vereinigt alle Stimmen zur Wahl Oskar's. Unter allgemeinem Jubel und in der Hoffnung, daß Jeder bei der nächsten Wahl gleiche Unterstützung finden werde, verspricht man ihm ewige Freundschaft. Armer Edmond! Er will sich abermals das Leben nehmen, hat aber doch zuvor seine Freundinnen, Agathe und Zoe, durch einen Brief von seiner Verzweiflung und seinem furchtbaren Entschluß in Kenntniß gesetzt.

Wir finden sie im dritten Acte darüber außer sich; aber die kluge Zoe schafft bald wieder Rath. Sie kommt auf den Gedanken, Cesarine in ihr Geheimniß und ihr Interesse zu ziehen. Sie rechnet dabei vorzüglich auf ihre ehemalige und vielleicht noch nicht ganz erstorbene Liebe zu Edmond. Sie theilt ihr seinen Brief mit und macht ihr glauben, sie selbst sei der Gegenstand der hoffnungslosen Liebe, welche er, wie es in dem Briefe heißt, nie zu erklären gewagt habe. Cesarine wird davon ergriffen, ihr Haß gegen Edmond schwindet und macht der Sehnsucht, ihn zu retten, d. h. ihn zum Deputirten zu machen, unverzüglich Platz. Aber ihre eigne Stellung war bereits sehr verwickelt, sie war schon zu weit gegangen; Oskar war durch ihren Einfluß zum Candidaten designirt; er hatte selbst die Protection des alten Miremont erhalten. Wie konnte dies Alles wieder rückgängig, unwirksam gemacht werden? Die Mittel sind leicht gefunden und entsprechen ihrem Zwecke. Frau v. Miremont nimmt eine zu große Zuneigung zu ihrem Cousin Oskar an; ihr Eheherr wird darüber eifersüchtig und entzieht folglich Oskar seine Gunst. Damit ist aber nur erst eine Schwierigkeit gehoben; man hat den alten Miremont dahin gebracht, daß er an die Wähler von St.-Denis schreibt, um sie zu Gunsten Edmond's zu stimmen. Man muß aber noch den Einfluß des Ministeriums für ihn gewinnen. Ein glücklicher Zufall kömmt auch hier zu Hülfe.

Wir sind im vierten Acte. Das Ministerium braucht vier Stimmen, um ein Gesetz durchzusetzen. Cesarine verspricht ihm zwanzig, unter der Bedingung, daß es die Wahl Edmond's unterstütze. Um ihr Versprechen zu erfüllen, läßt sie plötzlich durch Dr. Bernardin und seine Genossen das Gerücht verbreiten, ihr Gemahl sei tödtlich krank und werde den Tag nicht überleben. Nichts konnte dem Ministerium erwünschter sein, denn Hr. v. Miremont ist im Besitz von acht einträglichen Stellen, über die es folglich bald zu Gunsten der Deputirten verfügen kann, welche die Majorität verstärken sollen. Auch treten in der That schon alle Deputirten, welche gern Stellen haben möchten, auf die Seite des Ministeriums, sie machen ihm den Hof und stimmen für das Gesetz, welches mit einer Majorität von 39 Stimmen durchgeht. Aus Dankbarkeit sagt das Ministerium Frau v. Miremont die Wahl ihres neuen Günstlings zu, welche auch kurz darauf wirklich erfolgt. So scheint bis hierher Alles glücklich, Alles nach Wunsche gegangen zu sein. Die Camaraderie tröstet sich mit der Hoffnung auf die nächste Deputirtenwahl und bringt Edmond ihre Glückwünsche dar; der alte v. Miremont freut sich im Stillen, daß er Oskar diesen Streich gespielt hat; Zoe und Agathe jubeln; und Cesarine, was thut sie? Sie ist außer sich vor Ingrimm, denn sie hat unterdessen eine Zusammenkunft mit Edmond gehabt, welcher ihr, anstatt ihr mit einer verzweifelten Liebeserklärung entgegenzukommen, in aller Unschuld und Naivetät eingesteht, der Gegenstand seiner Liebe sei Agathe, um deren Hand er bereits wirklich angehalten habe.

Diese verhängnißvolle Enttäuschung der Frau v. Miremont macht eigentlich die Würze des fünften Actes aus. Sie möchte Alles, was geschehen ist, wieder rückgängig machen; sie verwünscht Cabalen, Intriguen, Coterien, genug Alles, mit Einschluß des armen Edmond, wie sich von selbst versteht. Dieser aber ist dagegen heitern Sinnes geworden. Seine Wahl hat ihn mit der Welt ausgesöhnt; er macht sich selbst Vorwürfe darüber, daß er seine Zeit verkannt habe, und fängt wieder an, an das Dasein wahrer Freundschaft zu glauben. „Pauvre jeune homme" ruft ihm zum Schlusse Zoe mit ironisch warnender Stimme zu. Aber gleichviel; Edmond ist auf der Stelle, wohin Herr Scribe ihn haben wollte; er ist Deputirter für St.-Denis, er hat eine glänzende Carrière vor sich, sein Talent wird ihm zu Hülfe kommen und das übrige wird sich finden. Die Hochzeit ist natürlich, wie immer, hinter die Coulissen verwiesen.

Sie sehen folglich, daß es diesem Stück durchaus nicht an interessanten Situationen, an pikanten Verwickelungen und selbst nicht an einer gewissen Wahrheit fehlt, wenn man sich auch hier und da gefälligst etwas dazu denken muß oder wegwünschen möchte. Die einzelnen Charaktere sind meistens wahre Typen aus der pariser Alltagswelt und von den Acteurs und Actricen richtig, mitunter vortrefflich aufgefaßt worden. Samson als Pair von Frankreich, Monrose als Dr. Bernardin und Regnier als Oskar sind ganz an ihrem Flecke; weniger haben mich die übrigen Rollen befriedigt. Mad. Volnys, ehemals als Leontine Fay so bekannt, ist als Cesarine nicht genug die intrigante Dame der höhern pariser Cirkel und erinnert in ihren Manieren noch zu Zeiten an die erste Liebhaberin des Gymnase; wer wollte aber auch sogleich seinem goldenen Zeitalter den Rücken zukehren. Dem. Plessy, Agathe, vor ein, zwei Jahren noch so klein, niedlich, liebreizend, ist jetzt groß, aber nichts weniger als hübscher geworden und hat dennoch etwas Gezierttes in ihrem Spiele glücklich beibehalten; eine Mars, wie man zu hoffen schien, wird man nie aus ihr machen. Das ist aber in keinem Falle Herrn Scribe's Schuld und soll seiner „Camaraderie" nicht zugerechnet werden; denn außer den genannten Vorzügen zeichnet sich das Stück durch lobenswerthe Lebendigkeit der Handlung und der Diction aus; der Dialog ist pikant, voller Bonmots und fataler Wahrheiten und verliert sich häufig sogar in fast mehr maliciöse als feine Anspielungen, welche nur für Den genießbar sind, welcher das jetzige pariser Treiben etwas kennt. Ich kann mir ebenso wenig vorstellen, daß ein vor einigen Tagen, selbst Wochen in Paris eingelaufener Deutscher an der „Camaraderie" Wohlgefallen finden würde, als ich glaube, daß sie auf der deutschen Bühne Glück machen könnte. Für diese schreibt aber auch Herr Scribe nicht, und es ist wahrhaftig nicht seine Schuld, wenn man ihn gleichsam bei den Haaren immer noch auf deutschen Bretern herum- und

verzerrt. Er will sein französisches Publicum befriedigen, und daß ihm das so gut gelingt, das ist eben sein Hauptverdienst. Er ist zu bescheiden, als daß er auch noch den Ruhm der Bereicherung und Förderung der dramatischen Literatur und Kunst seiner Nation und seiner Zeit in Anspruch nehmen sollte. Man kann sich getrost beruhigen, sie sind durch die „Camaraderie“ um keinen Schritt weiter gebracht worden; sie stagniren und werden stagniren, solange Herr Scribe mit seinen Helfershelfern den Ton angibt.

Übrigens muß ich gestehen, daß mir, und wahrscheinlich auch vielen Anderen, gestern ein guter Theil der besten Sachen der „Camaraderie“ gradezu verloren gegangen ist. In meinem ganzen Leben habe ich noch in keinem Theater einen solchen Zusammenfluß von Niesen, Schnupfen, Husten, Keuchen gehört als gestern im Théâtre français. Die Grippe schien die Hälfte des Publicums, ja selbst der Schauspieler (einige Theater haben ja deshalb schon mehre Male schließen müssen) bereits überfallen zu haben. Repressalien dagegen waren natürlich und verzeihlich. „Silence donc! Que le diable emporte la grippe! Bst! Bst!“ ertönte es auf einmal von hundert Seiten; unterdessen hatte aber Samson eine Dummheit oder Monrose einen feinen Schwank zum Besten gegeben; die eine Hälfte, die es gehört hatte, klatschte, die andere, die darum gekommen war, fluchte in verschiedenen Sprachen und Ausdrücken, und so mußte man allemal erst diesen Skandal mit durchmachen, ehe man sich wieder in den Dialog finden konnte. Es that mir leid, denn ein zweites Mal kann ich die „Camaraderie“ unmöglich sehen; das wäre zuviel verlangt.

Dagegen könnte ich mich wol dazu verstehen, einer Abendunterhaltung, wie sie uns vorgestern im Gymnase musical geboten wurde, abermals einige Stunden aufzuopfern. Aber dergleichen kann man nur selten haben und ist selbst in Paris vielleicht nur dieses Mal vorgekommen. Die drei Improvisatoren, welche zufällig jetzt hier zusammengetroffen sind, Langenschwarz aus Deutschland, Eugène de Pradel, ein Franzose, und Luigi Cicconi aus der Romagna, hatten sich zu einer öffentlichen Vorstellung vereinigt, d. h. Jeder wollte in seiner Sprache improvisiren, und das Publicum sollte nachher entscheiden, welchem der Kämpfenden, oder auch welcher Sprache der Preis zuzuerkennen sei. Das konnte man wenigstens aus den gegenseitigen Herausfoderungen abnehmen, welche Langenschwarz und Cicconi einige Tage vorher an den Ecken hatten anschlagen lassen. Da ich mich zufälligerweise in allen drei Sprachen ziemlich umgesehen habe, so hatte die Sache für mich gewissermaßen ein wissenschaftliches Interesse. Ich sage Ihnen nichts von dem recht braven Gesange eines jungen Deutschen, Huner mit Namen, der hier seit einiger Zeit in Privatcirkeln und auch öffentlich mit vielem Beifall gehört wird, nichts von dem vortrefflichen Harfenspiel des Herrn Godefroid, welche beide mit in den Kauf gegeben wurden, sondern spreche blos von der Improvisation.

Unter einer Menge Gegenstände, welche sich hier Pradel zum Zwecke der Improvisation einer historisch-dramatischen, aber nicht gleichzeitigen Scene vom Publicum, welches, obgleich ziemlich zahlreich, doch sehr gewählt war, bestimmen ließ, wurden endlich nach langem Streit und Widerreden drei gewählt: Johanna Gray, die Stände von Blois und der Tod des Herzogs von Guise, und Tasso's Wahnsinn. Diese Gegenstände sind eben nicht neu, aber zur Improvisation vorzüglich geeignet und wol auch schon öfter dazu benutzt worden. Langenschwarz trat, wahrscheinlich vorher durchs Loos bestimmt, zuerst auf, und wählte Johanna Gray. Man muß zugeben, daß ihn weder seine ganze äußere Erscheinung noch sein Organ besonders unterstützen; er hat eine etwas nachlässige Haltung, eine mehr schreiende als wohlklingende Stimme, und hatte an diesem Tage noch den komischen Gedanken gehabt, zu seiner ganz gewöhnlichen schwarzen Kleidung rothe Strümpfe anzuziehen. Vielleicht hatte er auf Mephistopheles gerechnet. Die Einleitung sprach er schnell, natürlich in Prosa, und in kurzen abgebrochenen Sätzen, was eben keinen guten Eindruck machte. Da ihm nur eine halbe Stunde Zeit gegeben war, wählte er nur die Schlußscene eines vorgeblichen Trauerspiels. Johanna ist im Gefängniß; die übrigen Personen sind Suffolk, die Königin Maria, ein Hofnarr, der Henker. Die Hinrichtung soll vor sich gehen. An tragischen Motiven fehlte es folglich nicht. Herr Langenschwarz hatte gut gewählt und führte die Scene recht brav durch. Sein Vers ist leicht und fließend, der Reim ungezwungen; die Gedanken waren ergreifend, mitunter selbst erhaben, die Bilder meistens treffend, wenn auch bisweilen etwas zu sehr gesucht; Reminiscenzen kamen natürlich vor, und einige unangenehme Sprachfehler schienen zu beweisen, daß Herr Langenschwarz aus der Mark Brandenburg gebürtig sein mag. Das that aber der ganzen Darstellung wenig wesentlichen Abbruch; sie ward im Gegentheil noch durch eine lebendige Action sehr gehoben und wurde durch rauschenden Beifall nicht nur mehre Male unterbrochen, sondern auch am Ende reich belohnt.

(Der Beschluß folgt.)

Literarische Notizen.

Die wissenschaftliche Societät in der Lausitz hat einen Preis auf eine Sammlung der wendischen Volkslieder ausgesetzt.

In Prag erscheinen in böhmischer Sprache „Slawische Alterthümer“ von Schaffarik. Derselbe gedenkt mit Palacki das altböhmische „Gericht der Libussa“ mit einem vollständigen Facsimile herauszugeben. Hanka arbeitet an einer „Slawischen Polyglotta der königinhofer Handschrift“, mit Rücksicht auf das Alt- und Neuböhmische, das Polnische, Lusatische, Slowakische, Russinische und Serbische. Der gerühmte böhmische Musiker Tomaszek hat die kürzern Gedichte der königinhofer Handschrift in Musik gesetzt und gibt seine Compositionen auf Subscription heraus. Die Musik wird als vortrefflich bezeichnet, der Volkston soll vollkommen wiedergegeben sein. Die kürzlich erschienenen wohlgetroffenen Bildnisse Schaffarik's, Hanka's und Jungmann's dürften Freunden slawischer Literatur angenehme Geschenke sein. 60.

Literarische Anzeige.

Mit der soeben erschienenen zweiundzwanzigsten Lieferung der

Allgemeinen deutschen
Real-Encyklopädie
(Conversations-Lexikon)
achte Originalauflage,

ist der elfte Band dieses Werks, die Buchstaben T bis W umfassend, geschlossen. Die zur Beendigung des Ganzen noch fehlenden zwei Lieferungen erscheinen bis zur Ostermesse.

Die jetzige Auflage des Conv.-Lex. besteht aus 12 Bänden, jeder enthält durchschnittsmäßig 60 Bogen im größten Octavformat, und wird in zwei Lieferungen ausgegeben, deren jede auf Druckpapier 16 Gr., auf gutem Schreibpapier 1 Thlr., auf feinem Velinpapier 1 Thlr. 12 Gr. kostet.

Leipzig, im Februar 1837.

F. A. Brockhaus.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Freitag, — Nr. 62. — 3. März 1837.

The principles of physiology applied to the preservation of health, and to the improvement of physical and mental education. By *Andrew Combe*.

(Fortsetzung aus Nr. 61.)

Das siebente Capitel ist der Betrachtung der Lungen und ihrer Verrichtungen gewidmet. Den Verf. beschäftigt hier vorzüglich die Circulation des Blutes, die Umwandlung des arteriellen und venösen Blutes, die Verrichtung des Athmens, die Lage und der Bau der Lungen, ihre Luftzellen und Blutgefäße, die Lungenexhalation und Absorption. Er gedenkt bei dieser Gelegenheit der angeerbten Anlage zu Lungenkrankheiten, insbesondere zur Lungenschwindsucht, und zeigt, daß, wo in Folge dieser erblichen Anlage frühe Reife und delicater Körperbau vorhanden sind, das Heirathen nicht übereilt, sondern so lange aufgeschoben werden müsse, bis die vollste Reife und Festigkeit des ganzen Organismus eingetreten sei. Während der Periode des Wachsthums und noch geraume Zeit nachher, wenn diese schon vorüber, ist selbst bei gesunden Personen die Constitution noch unvollkommen und besitzt noch nicht die Stärke, die sie später in reiferm Alter erhält und die sie zur Ausübung der Geschlechtsverrichtungen befähigt. Viele junge Leute von beiden Geschlechtern fallen als Opfer zu früher Ehen, die vielleicht gesund geblieben wären, wenn sie ihre Verbindung noch einige Jahre aufgeschoben hätten.

Der Verf. stellt als nothwendige Bedingung zur Erhaltung gesunder Lungen ferner auf: 1) gesundes und in hinreichender Menge vorhandenes Blut, welches wieder hinreichende, gesunde Nahrung und gesunde Verdauungskräfte erfodert; 2) freie, leichte Expansion der Brust, durch angemessene körperliche Bewegung begünstigt; 3) Heiterkeit des Gemüths; 4) reine, frische Luft. Bei dieser Veranlassung wird der bekannten Geschichte der in die schwarze Höhle zu Calcutta eingeschlossenen 146 Engländer gedacht, von denen nach Verlauf von sechs Stunden 96 in Folge der verdorbenen Luft ums Leben kamen. Weniger bekannt sind vielleicht zwei andere ähnliche Vorfälle. Der eine betrifft den Dichter Crabbe. Als dieser 10—11 Jahre alt war, wurde er in eine Schule nach Bungay geschickt. Bald nach seiner Ankunft wurde er mit einigen seiner Mitschüler zur Strafe, weil sie Soldaten gespielt hatten, in eine, unter dem Namen der schwarzen Höhle bekannte große Hundehütte gesteckt. Crabbe war der Erste, der hineintrat, und da der Platz von den kleinen Gefangenen vollgestopft war, so war auch bald die Luft darin gänzlich verdorben und verpestet. Der arme Teufel schrie aus vollem Halse, bis ihm die Stimme versagte. Endlich biß er in der Verzweiflung seinen Nachbar tüchtig in die Hand. „Crabbe stirbt, Crabbe stirbt", brüllte der Gebissene. Da öffnete endlich die Wache von außen die Thüre und ließ die Knaben heraus. „Noch eine Minute länger", sagt Crabbe selbst, „und ich wäre wirklich des Todes gewesen."

Die zweite Geschichte erzählt Walpole in seinen Briefen. Einige betrunkene Constables setzten sich in den Kopf, die Gesetze gegen unordentliche Personen in Ausübung zu bringen, und griffen daher Alle auf, denen sie begegneten, bis sie deren 25—26 zusammenhatten, die sie dann in ein Wachhaus bei St.-Martin schleppten und bei verschlossenen Thüren und Fenstern die ganze Nacht über gefangen hielten. Die armen Menschen, die sich weder rühren noch athmen konnten, schrien, so lange noch ein bischen Lebensluft übrig war, und baten endlich um Wasser. Ein armer Teufel sagte, sie wären doch wol 18 Pfennige werth, und das wollten sie gern geben für einen Trunk Wasser, aber vergebens! Die Constables hielten sie in so guter Verwahrung, daß am andern Morgen viere davon erstickt waren, zwei Andere starben bald darauf, und zwölfe von ihnen waren dem Tode nahe. Was mögen die armen Menschen erduldet haben; einige von ihnen waren Bettler, die, weil sie keine Wohnung hatten, natürlich auf den Straßen gefunden werden mußten; die Andern waren ehrliche Frauen aus der arbeitenden Classe. Eine von den Verstorbenen war eine schwangere Wäscherin, die sehr spät vom Waschen nach Hause zurückkehrte. Einer von den Constables wurde festgenommen, die andern hatten sich versteckt. Walpole wirft die Frage auf, ob wol Einer von ihnen mit dem Tode bestraft werden würde, obschon es bekannt sei, daß die größten Verbrechen in London den Policeiofficianten angehören; es gebe keine Tyrannei, deren sie nicht fähig seien, keinen schlechten Streich, an dem sie nicht Theil nähmen. Dieselben Menschen brachen in derselben Nacht in ein Bad in Coventgarden ein, nahmen die Herren Jakob Spencer, Stewart und Lord Georg Graham mit sich, und würden sie mit den armen Weibern in dasselbe Wachhaus eingesperrt haben, wenn sie nicht mehr als 18 Pfennige werth gewesen wären.

Obwol nun dergleichen Fälle selten sind, so geht doch daraus für alle Menschen der große Nachtheil einer eingeschlossenen, nicht erneuerten Luft hervor, und wenn dergleichen Menschen, in enge Räume eingeschlossen, auch nicht plötzlichen Todesfällen ausgesetzt sind, so leuchtet es doch ein, daß ihre Gesundheit dabei nicht bestehen kann und sie früher oder später in Siechthum verfallen müssen. Mit Recht tadelt daher der Verf., daß die Schlafzimmer gewöhnlich die kleinsten und am wenigsten geräumigen im Hause sind, und daß Manche ihre Betten noch mit Vorhängen umgeben und so den Zutritt der frischen Luft noch mehr abhalten. Das Gleiche findet seine Anwendung auf unsere Schulstuben. Eine Menge Kinder sind hier in enge Räume zusammengeschichtet, ohne daß es dem Lehrer oder sonst Jemand einfiele, die verdorbene Luft von Zeit zu Zeit zu erneuern. Warum entläßt man nicht die Schüler und Schülerinnen nach Verlauf einer Stunde auf einige Minuten und öffnet alle Fenster? Die Ausdünstungen in manchen Schulstuben sind so permanent, daß sie sich auch außer den Lehrstunden nicht so leicht wieder verlieren, wie sich nach Ref. Beobachtungen Jeder überzeugen kann, der sie zu solchen Zeiten besuchen will.

Als ein unentbehrliches Mittel zur Erneuerung der Luft betrachtet der Verf. eine zweckmäßige Heizung, und macht uns mit einer neuen, von dem erfindungsreichen Perkins angegebenen und in der Wohnung des Buchhändlers Robert Cadell zu London ausgeführten Methode bekannt, die in der That höchst sinnreich ist. Der einfache Apparat besteht aus einer Ofen im untersten Theile des Gebäudes und aus einem ununterbrochenen, ungefähr einen Zoll im Durchmesser haltenden, eisernen Röhre, die mit Wasser gefüllt und so lang ist, daß sie sich durch alle Räume des Hauses, welche erwärmt werden sollen, bis wieder zu dem Punkt erstreckt, von dem sie ausgeht. Die Röhre bildet daher eigentlich einen Kreis ohne Ende. Der Theil derselben, der von dem Feuer umgeben ist, wird zuerst erwärmt, daher expandirt sich das in ihm enthaltene Wasser, und da es specifisch leichter ist als das kältere Wasser in dem absteigenden Arm der Röhre, so steigt es immer höher, je mehr seine Temperatur zunimmt. So bildet sich denn eine regelmäßige Strömung von aufsteigendem heißen Wasser und absteigendem kühlern, und es ist zur Erwärmung eines Zimmers nichts weiter erfoderlich, als daß die aufsteigende Röhre verhältnißmäßig lang genug ist zu dem Raum, der erwärmt werden soll. In gewöhnlichen Zimmern ist es schon hinreichend genug, wenn ein Theil derselben an der gewöhnlichen Feuerstelle (fire-place) aufgewickelt (coiled up) wird, in großen Sälen dagegen muß die Röhre rund um den Rand des Fußbodens geführt werden, damit sich die Wärme gleichmäßiger bis zu den entferntesten Orten vertheilt. Obgleich in Hrn. Cadell's Hause für fünf Stockwerke nur ein Ofen vorhanden ist, so fand doch der Verf. in allen Theilen desselben eine sehr angenehme Wärme und nirgend eine Spur eines empyreumatischen Geruchs oder einer versengenden Trockenheit (parched dryness), wie man sie gewöhnlich in Räumen findet, die mit erhitzter Luft erwärmt sind.

Ungeachtet nun der Verf. ein großes Gewicht auf gut und zweckmäßig erwärmte Wohnungen legt, so ist er doch weit davon entfernt, ein zu warmes Verhalten und eine erschlaffende Temperatur zu empfehlen. Er will vielmehr, daß man zu einer behaglichen Wärme des Körpers die eigentlichen Quellen benutze, wie sie in ihm selbst vorhanden sind, freie Respiration in reiner, frischer Luft, Bewegung im Freien, gute Verdauung und hinreichende geistige Beschäftigung.

Zur Stärkung der Lungen und Abwendung der Krankheiten derselben empfiehlt er vor Allem zweckmäßige Behandlung dieser Organe. Die Werkzeuge der Respiration gleichen in dieser Hinsicht ganz den Muskeln und andern organischen Theilen. Sie sind da, um gebraucht zu werden, und wenn sie in Unthätigkeit bleiben, wird auch ihre Kraft und ihre Gesundheit beeinträchtigt. Übertriebene Anstrengung oder Bewegung zur unrechten Zeit kann aber ebensowol zur Krankheit führen. Die Lungen können indirect geübt werden durch solche Körper- oder Muskelbewegungen, welche ein schnelleres und tieferes Athmen nöthig machen, direct aber durch Sprechen, lautes Lesen, Schreien oder Singen. Im Allgemeinen müssen beide Arten der Bewegung verbunden werden. Wo man aber hauptsächlich beabsichtigt, die Lungen zu verbessern, sind diejenigen Bewegungen vorzuziehen, wobei sich die Brust expandirt und die Organe der Respiration in Thätigkeit kommen, als: Rudern, Fechten, Ballspiel und andere gymnastische Übungen. Auch das Erklimmen von Anhöhen ist sehr nützlich zur Bethätigung der Lungenfunctionen. Wo entweder wegen erblicher Anlage oder aus andern zufälligen Ursachen die Brust ungewöhnlich schwach ist, da sollte man es sich zum besondern Geschäfte machen, von Kindheit an die Entwickelung und die Kraft der Lungen durch dergleichen Bewegungen zu befördern. Je früher man damit anfängt und je beharrlicher man sie fortsetzt, desto größer werden die Vortheile sein. Auch empfiehlt der Verf. insbesondere jüngern Personen, im Stehen die Arme und Schultern zurückzuziehen und in dieser Stellung langsam so viel Luft einzuathmen, als sie können, und dieses Manoeuvre mehre Male hintereinander in kurzen Intervallen zu wiederholen. Kann es in freier Luft geschehen, so ist es noch vortheilhafter.

Im achten Capitel gibt der Verf. eine zwar kurze, aber faßliche Beschreibung von dem Gehirn und Nervensystem. Er zeigt, daß das erstere, als Organ der Seele, ebensowol einer zweckmäßigen und seinen Kräften angemessene Erregung bedarf als jedes andere Organ des Körpers, daß aber diese Erregung auch nicht übermäßig sein darf, wenn die Gesundheit nicht gefährdet werden soll. So wenig als wir das Auge zu anhaltend brauchen, oder damit in zu helles Licht sehen dürfen, wenn wir ihm nicht Schaden zufügen wollen, ebenso wenig dürfen wir das Gehirn übermäßig anstrengen. Dies zeigt sich deutlich in Fällen, wo zufällig ein Theil der Hirnschale verlorengegangen ist und man die beschleunigte Bewegung der Gehirngefäße mit den Augen wahrnehmen kann. So fand Astley Cooper bei einem jungen Mann, dem ein Stück der Hirnschale

über den Augenbrauen fehlte; im gewöhnlichen Zustande die Pulsation des Gehirns regelmäßig und langsam, kam aber der Kranke in größere Agitation und ging es ihm nicht nach seinem Sinn, so strömte augenblicklich das Blut mit vermehrter Stärke zum Gehirn, die Pulsation wurde schnell und heftig, woraus denn auch A. Cooper folgert, daß, wenn man nicht im Stande sei, einen am Gehirn Leidenden frei von Gemüthsbewegungen zu halten, man mit allen andern Mitteln nichts ausrichten werde. Einen ähnlichen Fall beobachtete auch Dr. Pierquin im Spital zu Montpellier. Eine Frau von 26 Jahren hatte in Folge vernachlässigter Venusseuche ein großes Stück der Hirnschale und der harten Hirnhaut verloren. Ein Theil des darunterliegenden Gehirns war daher entblößt. Wenn die Frau schlief, ohne zu träumen, blieb das Gehirn ruhig und lag in seiner knöchernen Hülle. War aber der Schlaf unvollkommen und beunruhigten sie Träume, so bewegte sich das Gehirn und stieg aus dem Cranium heraus, sodaß es einen Hirnbruch bildete. Bei lebhaften Träumen war dieser Vorfall bedeutend, und im wachen Zustande, wenn sie sich besonders mit Nachdenken beschäftigte oder lebhaft sprach, war er noch größer. Ein Beweis, daß er durch größern Blutzufluß während der größern Gehirnthäthätigkeit entsprang. Die Anwendung dieser Beobachtungen auf Diätetik und Erziehung liegt zu nahe, als daß es nöthig wäre, darüber noch viele Worte zu verlieren. Besonders und mit Recht eifert der Verf. gegen die Thorheit mancher Ältern, Kinder, welche mit besondern Geistesgaben ausgestattet sind, frühzeitig zum Lernen und zum Fleiße zu ermuntern. Die frühe Entwickelung des Geistes wird angestaunt, ohne Aufhören herausgestrichen und die Proben davon werden Allen vorgezeigt; unterhaltende Lecture wird herbeigeschafft, zum Lesen am warmen Ofen ermuntert; dabei Spiel und körperliche Bewegung hintangesetzt, eine reichliche und erhitzende Kost gestattet und die Eßlust durch gute Bißchen gereizt. Was sind aber die Folgen einer solchen Erziehung? frühe Verschlechterung einer schon an sich schwachen Constitution, ein hoher Grad nervöser Reizbarkeit, gestörte Verdauung, schwache Eingeweide, mangelhafte Ernährung und endlich, wenn die Freude an den schnellen Fortschritten des Kindes ihren Glanzpunkt erreicht hat — der Tod!

(Der Beschluß folgt.)

Correspondenznachrichten aus Paris.

(Beschluß aus Nr. 61.)

Pradel, welcher freilich Zeit gehabt hatte, sich vorzubereiten, trat ohne Einleitung auf. Er ist ein Mann schon von reifern Jahren, zwischen 40 und 50; er hat eine ernste, gemessene Haltung, nachdenkende Züge und ein wohlklingendes, angenehmes Organ; genug, er schien ganz dazu gemacht, Guise und seine Mörder vorzustellen, die ihm zugefallen waren. Gleichwol schien sein Vortrag einen weniger günstigen Eindruck zu machen; er zog einige Dinge zu sehr in die Länge, wurde, wie mir es wenigstens schien, bisweilen sogar etwas langweilig und verfehlte einige schlagende Momente. Dagegen hat er auf der andern Seite die Sprache in einem seltenen Grade in der Gewalt, zeichnet sich durch eine äußerst reine Versification aus und weiß gewisse Scenen sehr richtig aufzufassen und mit Kraft durchzuführen. Auch war die Charakterzeichnung sowol durch Ausdruck als durch Action sehr treffend. An Beifall mangelte es auch ihm nicht; er verließ die Scene unter lautem Jubel.

Endlich folgte Cicconi, der, äußerlich wenigstens, am meisten Begünstigte. Stellen Sie sich einen noch jungen Mann, 27—30 Jahre alt, von schöner, etwas starker Gestalt vor, dem ein bleicher italienischer Teint, ein volles schwarzes Haupthaar und ein ausdrucksvoller Blick in hohem Grade jenen schwärmerischen, poetischen Charakter gibt, welcher den Südvölkern als nationelles Erbtheil zugefallen ist. Cicconi hätte kein günstigeres Loos ziehen können, als la démence du Tasse; auch verstand er es, seinen Vortheil wahrzunehmen. Anstatt wie seine Vorgänger in gewöhnlicher schwarzer Kleidung zu erscheinen, trat er im Costume Tasso's von schwarzem Sammet ein, auf dem sich eine aus Gold und Edelsteinen, ob echt oder unecht, ist gleichviel, geschmackvoll gefügte Kette recht artig hervorhob. Auch wußte er die Gegenwart der Harfe recht gut zu benutzen. Die von ihm gewählte Scene sollte, wie er einleitungsweise in ziemlich gebrochenem Französisch erklärte, blos ein Monolog sein. Tasso ist im Gefängniß; er beklagt sein Schicksal; seine Phantasie erhitzt sich bis zum Wahnsinn; da hört er von fern und zu wiederholten Malen die Harfe ertönen; sein Gemüth erweicht sich, sein Geist wird ruhiger, seine Klage fließt sanfter dahin. Diese Effecte waren vortrefflich berechnet und verfehlten ihre Wirkung nicht. Man sah es, Cicconi war wirklich ergriffen; er schwärmte wirklich und dabei in einer wunderschönen fließenden Sprache, welche durch einen mir auffallend eigenthümlichen Accent vielleicht noch gehoben wurde. Reminiscenzen aus Tasso, Ariost, Petrarca, Dante liefen natürlich mit unter; aber das ist ja wol kaum zu vermeiden. „Bene, benissimo!" tönte es von vielen Seiten des Saales zu gleicher Zeit. Cicconi war sichtlich angegriffen, als er die Bühne unter rauschendem Beifall verließ; er hatte mit Gefühl, mit Leidenschaft, mit Wahrheit gesprochen.

In der zweiten Abtheilung trat Cicconi nicht wieder auf. Langenschwarz kam dagegen wie besessen hereingesprungen und polterte, halb deutsch und halb französisch, einen komisch sein sollenden Gallimathias heraus, „d'une forme", wie es auf dem Programm heißt, „inconnue en France offrant l'exemple d'une inimaginable volubilité". Mir hat dieser vorher wohl durchdachte coup d'improvisation durchaus misfallen. Man kann Ähnliches in den elysäischen Feldern und an der Barrière Mont-Parnasse hören. Besser, kunstreicher, anständiger war der Schluß, welchen Pradel mit der sogenannten échelle machte. Er läßt sich nämlich von der Gesellschaft zehn bis zwölf männliche und weibliche Reime (bouts-rimés) geben, bei denen er aber selbst mitbestimmt, ob sie etwas Materielles oder etwas Geistiges, ein Gefühl, eine Empfindung, einen Gedanken bezeichnen sollen. Kaum hat er diese Reime aufgeschrieben, so füllt er sie erst von oben herunter und dann von unten hinauf mit unglaublicher Schnelligkeit zu einem kleinen Gedichte aus. Es kamen dabei in der That recht artige, überraschende Dinge zum Vorschein. Es scheint dies Pradel's Stärke zu sein.

Ein Resultat über den Werth oder den respectiven Vorzug der drei Improvisationen ist jedenfalls aus dieser Vorstellung schwer zu ziehen. Ein eigentlicher Wettkampf dieser Art kann, wie es mir schien, gar nicht stattfinden; denn die den Kämpfenden zu Gebote stehenden Mittel sind, ganz abgesehen von ihren persönlichen Talenten, zu ungleich, zu verschieden, als daß sie ein gemeingültiges Kriterium als Grundlage des Richterspruches zuließen. Mir ist dabei nur eine alte Wahrheit neu bestätigt und klarer geworden, daß nämlich jede Sprache eine eigenthümliche Sphäre, einen bestimmten Kreis von Begriffen und Ausdrücken hat, in denen sie sich mit Leichtigkeit bewegt, und daß sie nur durch Mittel wirken kann, welche im Geiste, in der Art und dem Genius der Nation begründet sind, der sie angehört. Die deutsche Sprache eignet sich unter den drei angegebenen jedenfalls am wenigsten zur Improvisation. Sie will

durchdacht sein, ehe sie den Gedanken verkörpert; sie fügt sich nicht so leicht den augenblicklichen Eingebungen einer launenhaften, ungebundenen Phantasie. Aber ihre Wirkung ist größer und bleibender, wenn sie Empfindungen, Gefühle, die Bilder der Seele erst in bestimmte, ihrem Geiste entsprechende Formen gebracht hat; und dies ist eben nicht leicht. Die deutsche Improvisation ist daher auch kein gefälliges Spiel des Geistes und der Sprache, sie wird und kann es nie sein. Sie erscheint fast mehr wie eine mühevolle Arbeit und zerstört folglich schon an sich die Illusion, auf welcher eigentlich das Wesen der Improvisation beruhen soll. Dasselbe gilt z. B. auch von der englischen Sprache und dem ganzen, dem germanischen verwandten nordischen Sprachstamme. Von einem englischen Improvisator habe ich z. B. nie gehört. Dagegen, meine ich, müßten sich die slawischen Idiome bei weiterer Fortbildung zur Improvisation vorzüglich eignen. Sie haben dazu die Grundbedingungen, Reichthum und Mannigfaltigkeit der Formen, einen großen Schatz von Wörtern und eine umfassende, fein nuancirte Tonleiter.

Es sind dies Vorzüge, welche namentlich der französischen Sprache sehr entgehen. Je leichter und angenehmer sie sich in der doch immer auf gewisse Grenzen beschränkten Conversation fortbewegt, desto mehr stößt sie auf Hindernisse, wenn sie in den höhern Regionen der Poesie gleichsam ihren Gesichtskreis erweitern soll. Der französische Improvisator muß speculiren, berechnen; seine Ideen sind gewissermaßen durch den kleinen Vorrath von Wörtern und Wendungen, der ihm zu Gebote steht, bedingt, gefesselt; er muß auf Effecte durch Worte hinarbeiten und kann am Ende in einer Fülle von Phrasen doch nur wenig Ideen entwickeln. Vielleicht liegt hierin der Grund, warum mir Pradel's Vortrag etwas langweilig vorkam. Diesem Übelstande ist dagegen der italienische Improvisator weit weniger ausgesetzt. Seine Sprache, schon an sich in hohem Grade poetisch und wohlklingend, hat eine Eigenthümlichkeit, welche sie zur Improvisation wie geschaffen macht; ich meine jenes Sichgehenlassen, jene ungezwungene, natürliche Hingebung des Wortes an den Gedanken, jene Fügsamkeit der Formen und des Ausdruckes, welche allein im Stande sind, der Improvisation einen höhern Reiz, ein natürliches Gewand zu leihen. Ich habe zu wenig italienische Improvisatoren gehört, um beurtheilen zu können, bis zu welcher Vollkommenheit man sich dieser Eigenschaften der italienischen Sprache bemeistern mag. Cicconi besitzt sie bereits in hohem Grade und versteht vielleicht nur nicht immer das rechte Maß zu halten; er läßt sich bisweilen zu sehr gehen, wird schmelzend, zu weichlich und fast kraftlos. Doch müßte ich auch ihn öfter gehört haben, um ihn ganz und vielleicht gerechter beurtheilen zu können. Es könnte sich dazu wol noch Gelegenheit finden. Dann sage ich Ihnen darüber noch einige Worte.

In der literarischen Welt hat sich im ersten Monate des Jahres eben nicht viel Besonderes ereignet. Romane erscheinen wie immer, links und rechts, und werden in aller Weise, durch die Lesecabinets und Leihbibliotheken an den Ort ihrer Bestimmung, die Laden der Krämer und der Pastetenbäcker gelangen. Wir werden später einmal einen Blick darauf werfen, wenn das Jahr weiter vorgerückt ist und mehr Früchte dieser winterlichen Muse gebracht hat. Auffallend ist bisjetzt jedoch die Bewegung, welche sich in der periodischen politischen Presse zeigt.

Die längst angekündigte „Europe" erscheint wirklich seit dem 15. Januar. Es ist ein legitimistisch-absolutistisches Blatt nach dem 40 Francs-Fuß, welcher wahrscheinlich immer mehr Credit bekommen wird, seitdem die „Presse" gerichtlich vorgerechnet hat, daß sie weit über 12,000 wirklich bezahlende Abonnenten hat. 3000, versicherte mir zwar ein Eingeweihter, seien dazu gelogen, doch sei dies noch eine sehr anständige Lüge. Man begreift eigentlich nicht recht, worauf sich, bei der jetzigen Stagnation des öffentlichen Geistes in Frankreich alle diese Journalspeculationen gründen. Man macht sie zu finanziell-industriellen Fundgruben, man hofft das bischen politischen Glauben, das noch besteht, wie die Runkelrüben und die Moral exploitiren zu können und beginnt folglich seinen Prospectus mit einer genauen Berechnung der pecuniairen Vortheile, welche das Journal den respectiven Actionnairs bringen wird. So sieht es z. B. gar nicht übel aus, wenn die „Europe" vorrechnet, daß sie 24⅔ Procent reinen Gewinn tragen wird, und zwar bei einem Gesellschaftscapital von 750,000 Francs. Herr Vicomte Charles de Pina steht hierfür gut und weiß auch nach Beseitigung der etwaigen materiellen Besorgnisse seine Leute recht gut für die politische Tendenz seines Evangeliums zu fassen. „Die Politik der „Europe"", heißt es im Prospectus, „richtet sich an alle Leser, deren gesellschaftliche Stellung, Erziehung, Vermögen und Lebensart sie an monarchische und religiöse Grundsätze knüpfen; an Alle, welche, ohne die materiellen Neuerungen, welche die Zeit nothwendig in der Gesellschaft mit sich bringt, zurückzuweisen, dennoch in dem Glauben an die alten Wahrheiten verharren, welche die Revolution in Zweifel zu ziehen gesucht hat; an Alle, welche den Utopien nicht trauen, die von den modernen Reformatoren seit so langer Zeit verheißen worden sind. Könige, Fürsten, Magistrate, die Bewahrer der politischen, der Militair- und der Civilgewalt in allen geordneten Staaten, die Diener der Religion, der Adel, die Bürgerschaft, die Grundbesitzer haben folglich am Fortgange der „Europe" unmittelbaren Antheil, weil ihre Erhaltung von der öffentlichen Achtung abhängt, welche den Grundsätzen zu Theil wird, welche dieses Blatt zu verbreiten unternimmt. Aber auch Künste und Wissenschaften, die Industrie und alle Zweige des öffentlichen Wohlstandes sind nicht weniger bei dem Triumphe unserer Meinung interessirt, weil ihre Unabhängigkeit und ihr Glanz nur durch den Frieden gewährleistet werden kann, welcher die Frucht der Ordnung der Dinge ist, die wir vertheidigen. Übrigens soll unser Blatt ein neues Organ der Öffentlichkeit für die Erzeugnisse des Verstandes und der Arbeit sein; ein Organ, welches den erzeugenden Classen um so nützlicher sein wird, je mehr es sich in ganz Europa an die Classen wendet, welche verzehren."

Was wird hierzu wol der „Radical" sagen, ein anderes Journal, welches als Gegenstück längst vorbereitet worden ist und nächstens in die Welt treten wird. Es soll sein, was der Titel aussagt: ein demokratisches Journal. „Mais vous allez tout-droit à la démocratie, vous voulez la république pure et simple", sagte ich neulich einem der Hauptunternehmer, der mir seine Grundsätze auseinandersetzte; „et les épiciers n'en veulent plus, vous n'aurez ni actionnaires ni abonnés." — „Certainement", war die Antwort, „mais nous ne ferons plus de la démocratie, comme on l'a faite jusqu' ici, d'en bas en haut, mais autrement, c'est à dire, d'en haut en bas." Wir wollen sehen, was dabei herauskommt. Der ehemalige Redacteur des „Précurseur de Lyon", Patelin, steht an der Spitze.

Auch habe ich bereits wieder von einem neuen Blatte des juste milieu gehört. Ich kann aber zur Zeit davon nur so viel berichten, daß neulich die Hauptunternehmer, jeder mit einer Anzahl Titel bewaffnet, eine Conferenz gehalten haben, in welcher unter 60 Titeln keiner für gut befunden worden ist. Man hat an L'ordre social gedacht; darüber ist aber ein heftiger Streit entstanden, weil social ein abgenutztes Wort sei. Ordre allein will man jedoch auch nicht nehmen; es ist zu kahl. Gott weiß, welchen Titel man endlich wählen wird. Übrigens will und soll dieses Journal ein unabhängiges sein. „Ça n'empêche pas, que nous en serions bien contents, si le gouvernement voudrait prendre 200 abonnemens", entgegnete unlängst einer der zukünftigen Redactoren ziemlich naiv auf einige gegen diese Unabhängigkeit geäußerte Zweifel. 129.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 63. —— 4. März 1837.

The principles of physiology applied to the preservation of health, and to the improvement of physical and mental education. By *Andrew Combe*.

(Beschluß aus Nr. 62.)

Aber auch in spätern Jahren sind die Nachtheile einer einseitigen geistigen Ausbildung mit Vernachlässigung der zur physischen Gesundheit so nöthigen körperlichen Bewegung nicht minder groß. Mancher junge Mann, reich an Kenntnissen und ausgezeichnet durch ungewöhnliche Geistesgaben, welkt so frühzeitig dahin. Er hat zwar den Pflichten seines Geistes und seines Herzens Genüge gethan, aber nicht denen seines Körpers. Dreihundertundfunfundsiebzig Muskeln, die Bewegungsorgane seines Körpers, sind 9—10 Jahre lang ihrer eigenthümlichen Verrichtung beraubt gewesen und werden jetzt sammt seinem übrigen Körper nahe an 150 kranken und reizbaren Nerven zur Beute. Zur Beförderung einer zweckmäßigern Erziehung und gleichzeitiger Ausbildung der geistigen Vermögen mit körperlicher Gesundheit bei der Jugend hat man bereits 1829 in Philadelphia eine eigne Handarbeitakademie (Manual labour academy) errichtet, welche bereits die erfreulichsten Resultate aufzuweisen hat. Neben den gewöhnlichen Beschäftigungen der classischen Schulen werden die Erholungsstunden zu nützlichen körperlichen Arbeiten verwendet. Man hat dabei die Absicht, den jungen Leuten nicht allein körperliche Kraft und Gesundheit zu bewahren, sondern sie auch geschickt und gewandt in mancherlei Beschäftigungen zu machen, ihre eignen Ausgaben zu bestreiten und sich in die verschiedenen Lagen des Lebens zu schicken. Aus dieser systematischen Verbindung körperlicher Arbeiten des Garten- und Landbaues, des Zimmerhandwerks u. s. w. mit den gewöhnlichen akademischen Studien sind schon manche Vortheile hervorgegangen. Die Gesundheit der jungen Leute ist bisjetzt immer erwünscht gewesen, einige wenige ausgenommen, die schon krank aufgenommen wurden; nach einem Bericht von 1830 sind aber auch diese Kranke wieder gesund geworden. Man hat gefunden, daß junge Leute, denen so Folgsamkeit gegen die Gesetze des organischen Lebens praktisch eingeprägt wird, in spätern Jahren viel weniger den Ausschweifungen ausgesetzt sind, als solche, die über ihren eignen Körper in Unwissenheit bleiben.

Wenn einmal der Gedanke kein Gehirn mehr nöthig hat — sagt der amerikanische Bericht — und nahe an 400 Bewegungsorgane nicht mehr die Haupttheile des menschlichen Körpers constituiren, dann kann der Student von körperlicher Bewegung dispensirt werden; bis dahin aber möge er sich vorsehen, was er thut, auf die Gesetze achten, die die Vorsehung zu seinem Schutze gegeben hat, und sein Glück darin suchen, sie nicht zu verleugnen, sondern ihnen gern und willig Folge zu leisten.

Welchen Gefahren für ihre Gesundheit auch große Geister ausgesetzt sind, wenn sie ihre Gehirnorgane durch Übermaß im Studiren, Unruhe und Nachtwachen anstrengen, zeigt der Verf. an dem Beispiel eines bekannten Gelehrten. Sir Humphrey Davy, der berühmte Chemiker, nämlich wurde im Nov. 1807, in Folge großer geistiger Anstrengung, als er mit seiner Entdeckung der Alkaloiden beschäftigt war, von einem heftigen Fieber befallen. Sein Laboratorium war immer voll von Menschen aus allen Ständen und er selbst befand sich den ganzen Tag in steter Aufregung. Dieser Umstand, verbunden mit den Fatiguen, denen er früher durch seine Arbeiten ausgesetzt war, zogen ihm einen heftigen Krankheitsanfall zu, sodaß er eine Zeit lang seine Untersuchungen abbrechen und seine Gedanken auf etwas Anderes wenden mußte. Davy schrieb zwar seine Krankheit der Ansteckung zu, die er sich in den Spitälern zugezogen habe, wo er Versuche mit Räucherungen anstellte; allein seine Ärzte waren anderer Meinung und behaupteten vielmehr, das Fieber sei offenbar die Folge großer Anstrengung und Überreizung des Gehirns gewesen. Wirklich waren auch damals seine geistigen Beschäftigungen von der nachtheiligsten Art. Dabei stand er zu damaliger Zeit in so allgemeiner Achtung, daß es sich die vornehmsten Personen zu einer besondern Ehre schätzten, ihn bei sich zu Tische zu sehen; er aber hatte nicht Kraft genug, solchen Versuchungen zu widerstehen, obwol er dabei seine angefangenen Untersuchungen im Laboratorium nicht eher unterbrach, bis die Stunde des Mittagsessens schlug. Wenn er dann Abends nach Hause zurückkehrte, nahm er sogleich seine chemischen Arbeiten wieder vor und fuhr damit gewöhnlich fort bis 3 oder 4 Uhr des Morgens, und doch fanden ihn seine Diener nicht selten schon an der Arbeit, wenn sie aufstanden.

Auch unser unvergeßlicher Karl Maria v. Weber wird von dem Verf. als Opfer übermäßiger Geistesanstrengung bezeichnet. Als bereits die Hand des Todes auf ihm lag und er den innern Drang zur Beschleunigung seiner geistigen Schöpfungen nicht von sich abweisen konnte, soll

er einmal im Unmuth ausgerufen haben: „Ich wollte, ich wäre ein Schneider, so hätte ich doch auch einen Sonntag."

Im neunten Capitel gibt der Verf. die hauptsächlichsten Regeln für geistige Beschäftigungen, und weist dabei vorzüglich auf die Irrthümer hin, die in Hinsicht der moralischen Erziehung begangen werden. Obwol Manches nur dem Unterricht in den englischen Schulen und Erziehungsanstalten zur Last fällt, so dürften sich doch auch manche deutsche Erzieher und Erzieherinnen davon getroffen fühlen.

Das zehnte Capitel ist der Anwendung der vorhergehenden Principien gewidmet. Der Verf. zeigt darin, daß Krankheit nicht immer das Resultat unserer moralischen oder unmoralischen Handlungen ist, auch nicht allein immer von zufälligen Umständen oder äußern Einflüssen abhängt, denen wir uns nicht entziehen können, sondern meist von Übertretung der Gesetze oder Bedingungen, die zum Wohlsein und zur Thätigkeit jedes körperlichen Organs von dem Schöpfer in uns gelegt worden sind, Gesetze, welche zu kennen und zu berücksichtigen größtentheils in unserer Macht liegt. Interessant sind die Beweise, die der Verf. für diese Behauptung aus der Geschichte überhaupt, aus der verminderten Sterblichkeit bei fortschreitender Erkenntniß und größerer Aufmerksamkeit auf die Bedingungen zur Erhaltung der Gesundheit, aus der Vergleichung der Seeexpeditionen von Anson und den Vorkehrungen von Roß, Parry und Franklin, aus der Vergleichung der Sterblichkeitslisten in verschiedenen Altern und Ländern, und den wohlhabenden und ärmern Volksclassen, anführt.

Besonders beachtenswerth scheinen mir aber die Bemerkungen des Verf. über das Recrutirungssystem in den Armeen. Vor wenigen Jahren, sagt er, zog man allgemein junge Bursche Männern von reiferm Alter zu Soldaten vor, weil man glaubte, sie hätten noch keine Gewohnheiten angenommen und könnten daher leichter in gute Soldaten umgewandelt werden, als einige Jahre später. Viele Offiziere sind noch der Meinung, und die Zeit des Eintritts in den Militairdienst ist gesetzlich auf das 18. Jahr gestellt, während bei den meisten Continentalmächten das 20. als solches angenommen wird. Sieht man die Sache vom physiologischen Standpunkte an, so erscheint dieses frühe Ausheben der jungen Mannschaft durchaus verwerflich. Während des Wachsthums sind die Hauptbedingungen zur Entwickelung des Körpers: mäßige und zweckmäßige Leibesbewegung, hinreichende, nährende Kost, hinreichender Schlaf und ein fröhliches Gemüth. Beim Übergang von der Kindheit in die Periode der Geschlechtsreife ist das Gleichgewicht der Actionen zwischen den verschiedenen Theilen des Körpers so leicht gestört, daß auch bei den günstigsten Verhältnissen eine ungewöhnliche Anlage zu Krankheiten vorherrscht, welche diese Lebensperiode besonders gefährlich macht. Wenn man Finlaison's und des Grafen Chabrol's statistische Tabellen über die Bevölkerung von Paris zu Rathe zieht, so ergibt sich, daß bei allen Menschenclassen die Sterblichkeit plötzlich zunimmt vom 14. Jahre, wo das Wachsthum zuzunehmen beginnt, bis zum 23., wo es wieder abnimmt. In Paris z. B. kommen nach den Tabellen von 1820 nur 395 Todte auf das Alter von 10—15, dagegen 703 auf das Alter von 15—20, also fast noch einmal so viel, auf die fünf folgenden Jahre endlich 1339; dann nimmt die Sterblichkeit wieder ab. Bringt man diese Resultate in Verbindung mit den Gesetzen der thierischen Ökonomie, und erwägt man dabei, daß der Militairdienst auch im Frieden unterbrochenen Schlaf, Trennung von Freunden und Bekannten und gelegentlich auch Fatiguen und Entbehrungen mit sich bringt, so leuchtet es von selbst ein, daß eine Armee, die aus jungen Leuten in dieser gefährlichen Lebensperiode besteht, nur schwächlich und unwirksam sein kann, und daß ein großer Theil der Ausgaben und der Mühe, die man auf ihre Einkleidung und ihr Exercitium verwendet, ganz verloren ist. Nach Marshall („On the enlisting, the discharging and the pensioning of soldiers") ist es vor vollendetem Wachsthum unmöglich, die wahrscheinlichen Leistungen eines Recruten genau zu bestimmen, indem viele scheinbar vielversprechende junge Leute von Brustübeln und andern acuten Krankheiten dahingerafft werden, ehe sie das Alter der Reife erlangen und ehe sie noch ungewöhnlichen Entbehrungen oder Fatiguen ausgesetzt werden. Nach Coche bringen auch in Friedenszeiten, und ohne daß großes Ungemach auf ihnen lastete, die Freiwilligen, die man mit 18—20 Jahren in die Armee aufnimmt, zwei, drei bis vier Jahre ihrer Dienstzeit (acht Jahre) in den Spitälern zu, und zwar allein deswegen, weil sie Schwierigkeiten nicht ertragen können, welche Andere, die einige Jahre älter sind, kaum rühren. Ist dies so in Friedenszeiten, so ergibt es sich von selbst, daß im Kriege diese Methode, nur ganz junge Leute einzukleiden, ebenso nachtheilig für die Mannschaft selbst, als kostbar für den Staat sein muß. So zeigte es sich denn auch bei der Armee in Spanien. Krankheit und Unvermögen zum Dienst stand fast in gleichem Verhältniß mit der Jugend und der Zahl der neuangekommenen Soldaten. Nach Sir James Mac Grigor verlor das siebente Regiment zwischen dem 9. August 1811 und dem 20. Mai 1812 246 Mann, von denen 169 Recruten waren, die erst im Juni zuvor gelandet hatten, während nur 77 alte Soldaten waren. Die ursprüngliche Zahl dieses Detachements von Recruten betrug 353, sodaß also über die Hälfte in den ersten 11 Monaten starb. Die Gesammtzahl der alten Soldaten dagegen betrug 1143, und von diesen starben in derselben Zeit nur 77. Derselbe Mac Grigor ist so überzeugt von der Untauglichkeit junger, noch im Wachsthum begriffener Leute zum schwerern Dienst im Felde, daß nach seiner Berechnung 300 Mann, welche fünf Jahre gedient haben, mehr werth sind als 1000 Neuangekommene, und zwar nicht wegen ihrer größern Erfahrung allein, sondern hauptsächlich wegen ihres Mangels an körperlicher Reife.

Marshall sagt ferner, man könne sehr zahlreiche Fälle zum Beweis anführen, daß junge Leute viel weniger geschickt sind zur Erduldung von Strapazen auf dem Marsch als solche, die schon ein reiferes Alter erlangt haben. Während des Winters 1805 marschirte eine französische Armee, die in der Gegend von Boulogne an der Küste

stationirte, 400 franz. Meilen, um sich vor der Schlacht von Austerlitz mit der großen Armee zu vereinigen. Sie bewerkstelligte dies, ohne fast einen Mann während des Marsches in den Spitälern zurückzulassen. Die Mannschaft hatte zwei Jahre gedient und war nicht unter 22 Jahre alt. Anders dagegen war es im Sommer 1809. Die Truppen cantonirten damals im Norden von Deutschland und marschirten nach Wien. Als sie an dem Ort ihrer Bestimmung ankamen, waren alle Spitäler auf der ganzen Route mit Kranken angefüllt. Mehr als die Hälfte der Mannschaft, woraus diese Armee bestand, war aber unter 20 Jahre alt, weil man die gewöhnliche Conscription anticipirt hatte. Nach der Schlacht von Leipzig machte Napoleon große Anstalten, um seine Armee wieder vollzählig zu machen, und wendete sich daher an den gesetzgebenden Körper um Beistand. Dieser aber machte einige Schwierigkeiten. „Schämt euch!" rief der Kaiser, „ich verlange, daß 300,000 Mann ausgehoben werden; aber es müssen ausgewachsene Männer sein; Knaben taugen nur dazu, die Spitäler und die Landstraßen zu füllen."

Das elfte Capitel handelt von der Anwendung physiologischer Grundsätze auf die psychische Behandlung von Nervenkrankheiten und Seelenstörung, ein Gegenstand, der sich jedoch mehr für den Arzt von Profession, als für ein gemischtes Publicum eignet.

Dem Buche sind einige Holzschnitte, zur Erläuterung mancher anatomischer Gegenstände beigegeben, die zwar klein, aber so vortrefflich ausgeführt sind, daß sich Ref. nicht erinnert, je etwas Vollkommeneres von Holzschneidekunst gesehen zu haben. Karl Hohnbaum.

Russische Literatur.

Die russische Literatur schreitet ihren muntern, heitern Gang fort und ist besonders reich an Romanen. Die vier letzten vorjährigen (1836) Monatshefte (Sept., Oct., Nov., Dec.) der bekannten und vielgelesenen russischen Zeitschrift: „Die Lesebibliothek", enthalten allein die Anzeigen und kurze Recensionen von 21 neuen russischen Originalromanen und Novellensammlungen, dazu von 12 übersetzten, worunter „Der Jude" von Spindler und „Das Zauberschloß" von L. Tieck, bei welcher Gelegenheit besonders der erstgenannte Roman als ein vorzügliches Erzeugniß der ausländischen Romanenliteratur angepriesen wird. Neben solchen Recensionen befinden sich auch die von vier erzählenden Gedichten, sechs Gedichtsammlungen, neun Originallustspielen und Dramen, mehrer Schriften für und über Unterricht und Erziehung, vier statistischen Werken, technologischer und anderer Bücher nicht zu gedenken. Aus den Gedichtsammlungen ist folgende besonders zu erwähnen: „Stichotworenija" 2c. d. i. Gedichte von Alexius Meißner (Moskau 1836). Es ist die jugendliche Lyrik eines wandernden, an vielen Orten des weiten Vaterlands campirenden Kriegers. Er verläßt Petersburg, die glänzende Residenz, ohne Leidwesen und singt:

Man kann mit Stolz wol auf dich weisen,
Paris, dem stürmischen, zum Trotz;
Ich aber mag dich fröhlich meiden,
Ich werd' zu Eis in diesem Frost.

Er begrüßt hierauf Twer, das weißsteinerne Moskau, dichtet in Volhynien und bringt dann seine meisten Gedichte in den Thälern und zwischen den Felsenklippen des Kaukasus hervor. Auch Liebesabenteuer und Liebesklagen fehlen nicht. Hier ein kurzes Gedicht dieser Art wegen seiner Eigenthümlichkeit. Es ist in Georgiewsk, am Kaukasus, gedichtet und „Das Kalmuckenmädchen" überschrieben:

Aus allmächtiger Gewöhnung
Liebt' ich ein Kalmuckenmädchen,
Hat ein breites, gelbes Antlitz,
War nicht hübsch, mir aber recht.
Ihre schmalen Äuglein brannten,
Wie ein Feuer blitzt durch Ritzen,
Viele Glut mocht' drinnen sitzen,
Liebesblicke fand ich drin.
Und ich liebt' mit ruh'gem Sinn,
Ohne mich mit Sorg' zu quälen.
„Wer wird dir die Fratze stehlen,
Platte Nase, breiten Mund?"
Dacht' ich, fand doch einen Gegner,
Einen Glücklichen zur Stund'.
Wie man ringt nach schönen Zielen,
Er die Fratze hat besiegt.
Soll nicht Schönheit mit uns spielen,
Wenn auch Fratzenhaftes trügt?
Merk es, mäß'ge dein Vertrauen,
Seladon im Modefrack,
Fürchte Unbestand der Frauen,
Fürchte Männerungeschmack!

Aus der Zahl der dramatischen Gedichte ist hauptsächlich hervorzuheben: „Torquato Tasso, eine dramatische Phantasie" von Nestor Kukolnik, wovon nun die zweite Auflage erschienen (Petersburg 1836). Der auch durch andere dramatische Productionen rühmlich bekannte Dichter hat hier nicht blos Tasso's inneres Leben, sondern auch sein äußeres, vielbewegtes Erdenwallen dargestellt. Daher ist das Drama reich an Action. Es beginnt in Sorrento, wo Tasso im Bettlergewande, aus Ferrara verbannt, im Hause seiner Schwester Cornelia erscheint. Doch bald überfällt ihn auch hier sein Wahnsinn; und er wandert mit Bettlern, die nach Ferrara zu des Herzogs Alfons ergiebigen Vermählungsfesten ziehen, zurück dorthin. Die Bettler wollen betteln, Tasso mit ihnen unerkannt Leonore sehen. Sie kommen an; während ihres Zugs hat aber der Herzog Tasso verziehen und er darf in guten Kleidern bei Hofe erscheinen. Hier geräth er bei seiner Reizbarkeit mit einem Cavalier des Herzogs in Streit und ersticht ihn im Palast in Gegenwart Leonorens, die darüber in Ohnmacht fällt. Alfons wiederum erzürnt, dazu von seiner andern Schwester Lucretia, Herzogin von Urbino, gegen Tasso eingenommen, läßt ihn in ein Narrenhaus sperren. Es erscheint nun im Drama nach der Darstellung geräuschvoller Hoffeste auch das Innere eines Narrenhauses mit seiner mannichfaltigen Bevölkerung. Der Herzog indeß, auf viele Fürbitte, setzt den Dichter in Freiheit und er darf nach Rom reisen. Unterwegs überfallen ihn Räuber, entlassen ihn aber in Ehren, sobald sie hören, daß der Reisende der große Tasso sei. Diese bunten Scenen füllen ein ganzes Zwischenspiel. In Rom wird Tasso beim Anschauen des Pantheons vom Volke erkannt und auf das Capitol getragen, um dort gekrönt zu werden. Er stirbt, ergriffen vom Schicksal und seiner Schwäche, mit lorberumwundenem Haupte. Vor seinem Ende hat er voll prophetischer Begeisterung ein Gesicht, das spätere Zustände berührt und woraus folgendes Bruchstück entlehnt wird:

All' überall und stets dieselben Menschen — — —
Jedoch, wer weiß — die kommenden Geschlechter
Die wandeln sich, und anders wird's — Was seh' ich?
Der ganze Süd geht in den Norden über!
Es wächst die Schar der Sänger und der Dichter
Und Künstler jeder Art, kraftreicher Meister!
Italien seh ich nicht — — —.
Die Stelle dort, wo lag das Wunderland,
Die deckt ein hoher Hügel, Grabeshügel,
Doch schön und wunderbar noch anzuschauen!
Ein Pfad führt hin; der wissensgier'ge Norden

Drängt sich hinzu, er geht und kehret wieder,
Beladen jedesmal mit reichem Fund — —
Doch wiederum steigt dichter Nebel auf,
Und einsam seh' ich mich auf Erden wandeln!
— — Seht abermals ein Volk, ein mächt'ges, kühnes,
Teutonen sind's, die lockigen, unter ihnen
Zwei Sänger, ruhmgekrönt und liederreich!
Der eine, seht, erkennt mich, grüßt im Sange.
Ich sende dir, mein Sänger, heißen Dank!
Der andere hängt seinen Träumen nach!
Wie liebt, wie herzt er seinen eignen Traum!
Doch auch mit Recht, denn schön ist er fürwahr!
Mir aber scheint er äußern Schmucks zu bar,
Zu schlicht, gestaltlos, rauh — der Sang,
Und seltsam tönt der deutschen Worte Klang.
Doch Freunde halt! Hier ist ein wahrer Sänger!
Horcht nur auf seines Worts gewalt'gen Klang,
Wie glutvoll es ertönt, dann süß erzittert,
Jetzt rührend weint, dann fröhlich springt, gewittert.
Schaut, starrend Eis und Frost umgibt den Sänger,
Doch immergrüner Lorber schmückt die Schläfe.
Von wo kommt er? mir unbekannte Tracht!
In Pelz verhüllt, das Haupt in Zobelmütze!
Anakreon, Simonides, Horaz
Umringen ihn mit aufmerksamen Blicken,
Und Pindar selbst schaut ihn mit Ehrfurcht an,
Wenn er die mitternächt'gen Saiten kunstreich schlägt!
Was sagt sein Lied? — Die Sprache ist mir neu,
Doch Donner rollt in diesen vollen Klängen,
Voll Wehmuth spricht der Schmerz — die Liebe
Wiegt leise sich in sanft wollüst'gen Tönen.
Wie ist die Sprache prachtvoll, tönend, stolz,
Wie schlingt sich drin der Reim zu unzählbaren Küssen!
Wie weich ist sie und doch zugleich wie fest!
Gepriesen sei des fernen Nordens Sprache!
Die Worte, die versteh' ich nicht, doch scheint's,
Der Sänger singt von Ehre und von Ruhm,
Von süßer Liebe zu dem Heimatslande,
Von einem neuen Reich im hohen Norden —
Doch wieder dunkelt's und mein Geist sinkt hin,
Und einsam find' ich mich auf wüster Erde!

Die deutschen Sänger, die hier gemeint werden, sind, wie zu vermuthen steht, Göthe und Schiller, und der russische aller Wahrscheinlichkeit nach Lomonossow, aber vielleicht auch Derschawin, der häufig von den Russen mit Pindar verglichen wird.

Von den neuen historisch-statistischen Werken ist vorzüglich zu nennen: „Chronologitscheskoje Obosrenije" rc., d. i. Chronologische Übersicht der Geschichte Neu-Rußlands vom Jahr 1731—1823, verfaßt von Apollonius Skalkowski (Odessa 1836). Der erste Theil dieses interessanten Versuchs, die Geschichte des allmälig erworbenen und bevölkerten Süd-Rußlands darzustellen, umfaßt die Ereignisse bis zum J. 1796. Der Anfang der Ansiedelungen in den Steppenländern geschah in den Jahren 1750—62 unter der Leitung der Schewitsch, Depreradowitsch und Chorwat durch einwandernde serbische Familien, und das Land erhielt daher den Namen Neu-Serbien. Als aber des Reiches Grenzen später weiter vorgerückt wurden und sich bis zum schwarzen Meere erstreckten, begannen die großen Schöpfungen Potemkin's, die Anlagen zahlreicher Häfen, die Gründung Odessas, des rasch emporblühenden, wo das gegenwärtige Buch seinen merkwürdigen Druckort gefunden hat. — Ein etwas früher gedrucktes Werk, dessen Gegenstand ebenfalls Zeitgeschichte, ist: „Zapiski Artillerista", d. i. Denknisse eines Artilleristen während der Feldzüge von 1812—16, herausgegeben vom Artillerie-Oberstlieutenant J. R. (4 Theile, Moskau 1835). In einer einfachen Sprache, aber unterhaltend und anmuthig, zugleich mit dem Ausdrucke der Wahrheit und einer wohlwollenden Gesinnung erzählt der Verf. seine Erlebnisse während der auf dem Titel besagten Kriegsjahre. Der Anfang des Kriegs findet ihn als Artillerielieutenant in Neswisch in Lithauen. Er rückt mit seinen Kanonen nach Wilna und von da zurück an die Düna. In der Schlacht bei Witebsk wird er am Fuße verwundet, verläßt indeß die Armee nicht und ficht schon wieder bei Moshaisk. Er sieht mit Triumph den Anfang des verhängnißvollen französischen Rückzugs, später aber regt sich sein militairisches Gefühl, und nicht ohne Wehmuth blickt er auf Colonnen von 30 und mehr gefangenen Kriegern, vorübergetrieben von Bauerweibern, die mit Knütteln sie in Ordnung halten. Im J. 1813 gehört der Verf. eine Zeit lang zum Blockadecorps vor Modlin, dann rückt er nach Schlesien. Hier bemerkt er mit Wohlgefallen den Zustand deutscher Bauern und sagt Th. 2, S. 163: „Wir bewunderten den innern Werth eines Volks, bei dem der Bauernstand eine solche Stufe von Bildung und Wohlstand hat erreichen können." In andern Gegenden Deutschlands findet er jedoch die Landschaft lachend, aber die Physiognomie des Volks trübselig. Den Muth preußischer Krieger preist der Verf. an mehren Stellen; aber die 1813 formirten preußischen Kosackenpulks finden seinen Beifall nicht. „Diese preußischen Kosacken", schreibt er, „führten nur den Namen, denn übrigens waren sie weder so gewandt, noch so schnell, noch so schmierig wie unsere Kosacken. Diese roth-, schwarz- und graubärtigen Raufbolde in ihren geflickten Jacken lachten gern über die stutzerartigen, bartlosen preußischen Kosacken und sprachen: Das sind unsere Affen!" Mit der schlesischen Armee unter Blücher macht der Verf. den Feldzug in Deutschland und den spätern in Frankreich. Die französischen Sitten gefallen ihm weniger als die deutschen, er vermißt bei den Franzosen moralische Grundlage und Pietät und findet das Landvolk wegen Müssiggang überall ärmer als das deutsche. Im letzten Bande wird der abermalige Zug nach Paris 1815 beschrieben und darauf die Heimkehr. Der Verf. dieser Denknisse hat außerdem den „Reinecke Fuchs" nach Göthe etwas verkürzt bearbeitet und sein Werklein „Fuchs Schlaukopf" betitelt, im Druck erscheinen lassen.

5.

Bibliographie.

Bayl's, J. G., poetischer Nachlaß. Nebst der Skizze seines Lebens herausgegeben von F. J. Felsecker. Mit dem Bildnisse des Dichters. 2te Ausgabe. 8. Bamberg, Lit.-artist.-Institut. 16 Gr.

Amtlicher Bericht über die Versammlung deutscher Naturforscher und Ärzte zu Jena im September 1836 von den Geschäftsführern bei derselben Dr. *D. G. Kieser* und Dr. *J. C. Zenker*. Mit 5 lithographirten Tafeln und den Facsimiles der Mitglieder der Versammlung. Gr. 4. Weimar, Voigt. 1 Thlr. 12 Gr.

Bericht über die Berliner Kunst-Ausstellung im Jahre 1836. 25 Nrn. Aus dem „Museum" besonders abgedruckt. 8. Berlin, Gropius. 1 Thlr.

Goethe's Briefwechsel mit einem Kinde. Seinem Denkmal. 3 Theile. 2te Auflage. Mit Königlich Würtembergischem Privilegium gegen den Nachdruck für alle 3 Bände. Berlin, Jonas. 5 Thlr. 8 Gr.

Holst, A. F., Die Todesstrafe aus dem Standpunkte der Vernunft und des Christenthums betrachtet. Briefe an einen Freund. Gr. 8. Berlin, Reimer. 1 Thlr.

Plieninger, G., Leben und Wirken des verewigten Georg Christian v. Seubert, Dr. der Philosophie und General-Superintendenten. Gr. 8. Stuttgart, Metzler. 1836. 5 Gr.

Pons, E. P., Die Einrichtung der Münzen. 8. Leipzig, Günz. 12 Gr.

Das Verfassungsrecht der Vereinigten Staaten Nord-Amerikas nach J. Kent nebst der Verfassungsurkunde und einer statistischen Tabelle von F. Wissing. Gr. 8. Heidelberg, 1836. (Stuttgart, Metzler.) 18 Gr.

Wendal, S. J. F., Die Stiefmutter. Ein Briefwechsel gesammelt und mitgetheilt. 8. Breslau, Max und Comp. 12 Gr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonntag, — Nr. 64. — 5. März 1837.

Die Emancipation des Weibes.
Aus dem Standpunkte der Psychologie betrachtet von Karl Rosenkranz.

Die Psychologie hat den Begriff der eigenthümlichen Bestimmtheit des Geschlechts im Manne und im Weibe und aus der sich selbst entgegengesetzten Einseitigkeit beider die Nothwendigkeit zu entwickeln, daß Mann und Weib nur gemeinschaftlich, wie physisch im Gattungsproceß, so auch im geistigen zusammenwirken, sich zur Totalität des wahrhaft Menschlichen ergänzen. Die Ehe ist die sittliche Form, in welcher der Proceß dieser Ergänzung vor sich geht. Das Psychologische greift also hier unmittelbar in das Ethische ein, und der Psychologe wird in der psychischen Beschaffenheit des männlichen und weiblichen Geschlechtslebens bereits die Grundzüge vom gesetzmäßigen ethischen Verhalten der Gatten vorgezeichnet finden. Da nun neuerdings die Frage nach der Emancipation des Weibes wieder sehr lebhaft in Anregung gekommen, so sei es gestattet, ohne dies weitläufige Thema irgend erschöpfen zu wollen, einige Andeutungen darüber von psychologischer Seite zu geben, denn es scheint uns, daß man über dem juristischen und politischen Eifer, mit dem man diese Frage behandelte, dies Moment, worauf es nicht weniger ankommt, zu oberflächlich genommen habe.

Übrigens versteht es sich ganz von selbst, daß die Freiheit des Weibes mit der des Mannes immer gleichen Schritt in der Geschichte gehalten hat. Wenn wir bei den Wilden das Weib größtentheils in einem sehr gedrückten Zustande finden, so haben wir auch bei dem Manne noch keinen hohen Begriff der Freiheit zu erwarten. Ebenso ist es bei den Orientalen und von da aus in immer steigender Progression durch die Entfaltung der occidentalischen Völker hin. Besäßen wir eine gründliche Geschichte der Ehe (denn Wilh. Alexander's „Geschichte des weiblichen Geschlechts“ ist nur eine unkritische Compilation), oder gar eine Geschichte des Familienlebens, zu welcher Bosse 1835 allerdings schon eine Skizze gegeben hat, so würden wir ganz deutlich sehen, wie der Standpunkt der Freiheit, den der Geist eines Volkes überhaupt einnimmt, zugleich auch der seines Familienlebens, also auch der seiner Ehe, d. h. des sittlichen Verhältnisses beider Gatten ist. Wenn im Morgenlande z. B. das Weib von dem Manne äußerlich getrennt lebt, so sehen wir auch die Männer für sich wieder durch die Theilung der Stände und Kasten in scharfer äußerer Begrenzung; ist dort das Weib dem Manne zu stummem Gehorsam unterworfen, so ist der Mann auf die nämliche Weise einer höhern Macht, dem despotischen Herrn, unterthan, und dieser selbst weiß sich gegen die göttliche Substanz auch nur als ein Accidenz derselben, worin er mit seiner Macht, wie ungeheuer sie erscheine, verschwindet. Sobald wir dagegen in die jüdische Geschichte eintreten, als in dasjenige Glied des Orients, welches den innersten Wendepunkt des orientalischen Geistes zum occidentalischen enthält, erscheint das Weib mehr neben dem Manne. Bei den Hellenen aber spielt es schon in den ältesten Mythen eine ebenso bedeutende Rolle als der Mann, weil die griechische Geschichte von Anfang an das Individuum in seiner Besonderheit gelten läßt. Eine Medea, Helena, Andromache, Penelope, Hekabe, Kassandra, Klytämnestra u. s. w. sind schon bestimmte Charaktere, nicht blos Weiber in der Allgemeinheit, wie ein Harem sie nur als Exemplare der Gattung einschließt.

Wir wollen diese Betrachtung, welche uns in die Philosophie der Geschichte führen würde, nicht weiter verfolgen und nur im Vorbeigehen noch daran erinnern, daß eine specielle Darstellung des Familienlebens in dem Moment seiner natürlichen Auflösung durch den Tod bereits von Gans gegeben ist, welche den weltgeschichtlichen Fortschritt auch der Ehe bis in das Einzelne hin nachweist. Man darf also keine Sorge darum haben, daß den Frauen nicht ihr gebührendes Recht werde zu Theil werden; sie werden vielmehr ebenso wol die Früchte die Weltgeschichte ernten als die Männer, die ja ihr Schoos gebiert.

Wenn nun in neuerer Zeit so vielfach von einer Emancipation der Frauen die Rede gewesen ist, so kann es keine Frage sein, daß nicht hier, wie immer, die allgemeine Bewegung der Welt sich auch in diesem besondern Elemente wiederholt. Die amerikanischen Tochterstaaten emancipirten sich von den europäischen Mutterländern; die Emancipation der Negersklaven wurde Sache der europäischen Menschheit; Frankreich emancipirte sich durch die Revolution von seiner Vergangenheit; seitdem die Rechte der Menschheit decretirt wurden, ward die Frage nach der Emancipation der Juden lebhafter als je angeregt; genug,

der Geist hat die Richtung genommen, alle Fesseln der Tradition, die seine freie Bewegung hemmen könnten, abzuwerfen und in dem einmal entstandenen Mistrauen gegen das Bestehende selbst in Dingen eine Beschränkung der Freiheit zu finden, welche vielmehr positive Garantien ihrer Existenz sind. Bei einem solchen Zustande ist es schwerlich ein Wunder, wenn auch in die Frauen der Argwohn gedrungen ist, es geschehe ihnen vielleicht Unrecht, und wenn ein gewisser Unmuth laut wird, der besonders gegen die Männer gerichtet ist, als wären sie bewußterweise Schuld an der untergeordneten Stellung des Weibes in der Geschichte. Im Ganzen wirkt eine solche Verstimmung wohlthätig, weil sie zu einer Revision der Sache nöthigt, welche nur mit der tiefern Erkenntniß des wahren Verhältnisses und der durch sie innigern Versöhnung mit ihm endigen kann. Daß nun die belletristische Literatur das thätigste Organ für solche Wünsche und Ansichten geworden ist, darf auch nicht in Erstaunen setzen, da so viele Frauen daran mit schriftstellern, und der Roman die größte Breite darin einnimmt, und dieser sich hauptsächlich mit dem Verhältnisse der Geschlechter, mit der Liebe, der Ehe und dem Ehebruch beschäftigt. Die oft gedankenlose Vergötterung des Weibes in den Romanen sowie die ausschweifende Feier, welche einige geistreiche Frauen, wie die Staël, die Lady Morgan, Rahel und Andere genossen, mußte die Neigung aufreizen, scheinbar unterdrückte Rechte mit Heftigkeit in Anspruch zu nehmen. Schon in Heinse's „Ardinghello" finden wir einen solchen Ausgang, daß auf dem griechischen Archipelagus von Ardinghello und seiner Fiordimona ein Reich gestiftet wird, dessen Codex die platonische Republik ist. Diese Tendenz hat sich allmälig weiter fortgesponnen. Eine Engländerin, Marie Wollstonecrafft, am Ende des vorigen Jahrhunderts, foderte in einem eignen Werke Antheil der Weiber an der Politik und gymnastische Übungen für dieselben. Der St.-Simonismus stellte theoretisch den Begriff der femme libre auf, ließ die sittliche Haltung des Willens ganz in die Zufälligkeit der unmittelbaren Neigung aufgehen, fand unter seinen eignen Mitgliedern den größten Widerstand gegen solche Meinung und brachte sich eben hierdurch beim Publicum in entschiedenen Miscredit. Die Lady Stanhope wäre den St.-Simonisten erwünscht gewesen; da diese aber ihren eignen Glauben hat, so blieb dem père Enfantin nichts übrig, als mit einigen feilen Almeen in Kairo sich abzugeben. Bei uns sind die jüngern, an Heine sich anschließenden Schriftsteller voll von Polemik gegen die momentane Stellung des weiblichen Geschlechts. Sie warfen sich zu Rittern für dasselbe auf, schalten die Männer Barbaren und rüttelten endlich auch an dem Institut der Ehe, als der Kette, mit welcher das arme Weib an die jämmerlichste Situation angeschlossen würde, sodaß die Wissenschaft mit dicken Büchern gegen diese Plänkler zu Felde zog, Liebetrut für die evangelische, Pabst für die katholische Kirche. Unstreitig ist George Sand gegenwärtig auf diesem Gebiete dasjenige Individuum, welches mit der meisterhaftesten Darstellung der Charaktere, mit der hinreißendsten Poesie auch die größte Kenntniß des Lebens und der Psychologie bis zum Calcul hin verbindet. Das Weib, wie es bald durch die Willensschwäche, bald durch die Genialität, bald durch den diabolischen Egoismus, bald durch die Vorurtheile des Mannes leidet, ist ein stereotypes Element ihrer Dichtungen. Viele Kritiker, auch Nisard, der sie übrigens für die höchste Blüte der neuern französischen schönen Literatur hält, haben sie als in unsittlichen Tendenzen befangen angeklagt. Die arme George Sand, von ihrem später geschiedenen Gemahle, dem Barone Dudevant, tyrannisch gequält, vertheidigte sich sehr naiv und rührend damit, daß es ihr nicht in den Sinn gekommen sei, die Heiligkeit der Ehe zu verkennen; sie werde sich wol eines falschen Ausdrucks bedient haben; sie hätte statt Ehe sagen sollen: die verheiratheten Personen.

Es wäre durchaus ungerecht, wollte man den Fortschritt nicht anerkennen, der sich bei vielfachen Verirrungen hier wirklich findet. Es ist derselbe, der auch in der Philosophie des Rechts gemacht ist. Die Ehe soll nicht blos als ein formeller Vertrag, sondern als ein substantielles Verhältniß betrachtet werden. Sie soll nicht blos eine gegenseitige Benutzung der Geschlechtseigenschaften, sondern Liebe sein, und die Liebe soll nicht blos in den kleinlichen Aufmerksamkeiten eines sentimentalen, in bald erlöschenden Illusionen sich entzückenden Bräutigamstandes oder in dem Ceremoniel feierlicher Gelegenheiten bestehen, sondern eine überall hin sich erstreckende Innigkeit haben, die allein ein dauerhaftes Glück begründen kann. Insofern also der Ausdruck: Emancipation des Weibes, sagen soll, daß der wahrhafte Begriff der Ehe, die Liebe der Gatten, in ihr selbst nicht verloren gehen, und daß für die Bildung unserer Zeit den Frauen eine angemessene Erziehung gegeben werden soll, damit sie den allgemeinen Interessen der Männer nicht zu fremd und theilnahmlos gegenüberstehen und so eine Kälte in den Männern erzeugen, die in einer ganz andern Welt leben, insofern ist jene Foderung als eine ganz vernünftige anzuerkennen. Allein dies wahrhafte Bedürfniß unserer Zeit nimmt eine ganz falsche Wendung, wenn die Emancipation die absolute Gleichheit der Weiber mit den Männern verlangt, sodaß statt der Einheit im Geist, welche den Unterschied der psychischen Individualität nicht ausschließt, erstlich alle Bildung der Männer auch die der Frauen werden soll, und sodann diese mittels der erlangten Bildung auch zur Gleichheit der politischen Berechtigung, zur Übernahme von Staatsämtern sich erheben können.

Die erste Foderung der absoluten Gleichheit der Bildung der Frauen mit der der Männer kann etwa so vertheidigt werden: Das Weib ist seinem Wesen nach Dasselbe, was der Mann. Es ist Geist, wie er. Es erfaßt die Außenwelt mit denselben fünf Sinnen, und das Blau des Himmels spiegelt sich in seinem Auge so schön als in dem des Mannes. Es hat dieselbe Vernunft. Ein Schluß ist für das Weib so verbindlich als für den Mann u. s. w. Folglich ist die reale Möglichkeit vorhanden, daß es Alles lerne, was der Mann lernt,

und auch Alles hervorbringe, was der Geist hervorzubringen vermag. Die Erfahrung bestätigt die Wahrheit dieses Begriffs, denn Weiber haben sich neben den Männern in allen Künsten und Wissenschaften ausgezeichnet. Eine Deborah nennt uns schon die Bibel; Sappho, die pythagoräischen und stoischen Philosophinnen, die Gottschedin, die Karschin, Karoline Pichler u. A. die profane Literatur. Ist in den Leistungen der Frauen ein Gradunterschied von denen der Männer, so liegt dies wahrscheinlich nicht darin, daß es den Frauen an der Genialität fehlt, sondern darin, daß sie, zurückgehalten von den in der Kunst und Wissenschaft monopolisirenden Männern, sich nicht die strengere Vorbildung haben geben können. Allein abgesehen davon, sollten doch die Herren bedenken, daß auch in ihren eignen Leistungen ein bedeutender Gradunterschied herrscht, und daß es darunter gar manche gibt, bei denen man nicht auf Männer als deren Urheber, allein auch nicht auf Weiber, vielmehr auf Kinder schließen muß. Wenn ein Dichter sagt:

Nichts Arges ist, das nicht ein Priester that!

so kann man gewiß auch parodiren:

Nichts Albernes, das nicht ein Mann gethan!

(Die Fortsetzung folgt.)

Gedichte von Ernst Freiherrn von Feuchtersleben. Stuttgart, Cotta. 1836. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

Es ist ein vielfach gebildeter Dichter, dem wir hier begegnen, und eben deshalb ist auch die vorliegende Sammlung von Liedern sehr reichhaltig und mannichfaltig. Der schnellen Übersicht wegen geben wir die Rubriken an, in welche der Dichter sein Ganzes zerlegt hat: I. „Trieb"; II. „Resultate"; III. „Gelegenheitlich, Persönlich"; IV. „Im Sinne des Alterthums"; V. „Sonette"; VI. „Ghaselen"; VII. „Erzählend"; VIII. „Dem Dichter"; IX. „Sinn"; X. „Übersetztes". Man sieht, daß auf diese Eintheilungsweise Göthe, den der Verfasser überhaupt sehr verehrt, einigen Einfluß geübt hat. Was die äußere Form und den Ton dieser Gedichte betrifft, so möchten wir beides am liebsten mit Platen vergleichen, wiewol hier nichts von dem Hochmuth und der seelischen Empfindlichkeit dieses unglücklichen Grafen anzutreffen ist. Es herrscht vielmehr in den Liedern des Freiherrn v. Feuchtersleben eine unverkennbare Freiheit der Welt- und Lebensbetrachtung, welche bei dem beklagenswerthen Platen stets durch jene idiosynkratische und durchaus abnorme Schranke gehemmt war, womit der verblendete Mann sich fortwährend selbst zu hindern bemüht war. Dagegen finden wir hier sein Streben nach Melodie des Tonfalls und Harmonie des Versbaues wieder, seine Vorliebe für Orientalisches und altgriechische Classicität sowie eine Spur jenes fein heraushebenden Sinnes, der nicht sowol die Objecte entschieden durchdringt und in seine poetische Erkenntniß aufnimmt, als vielmehr ihnen Sprache und Resultate ablockt. Auch jene paraphrasirende Methode Platen's erkennen wir hier wieder, welche freilich immer, im streng poetischen Sinne genommen, mit etwas Weitschweifigkeit gepaart ist, dafür aber auch dem Gegenstande seine Schroffheit nimmt und ihn gleichsam in das zuhorchende Gemüth hineinspielt. Offenbar gehört auch dieser Lyriker unserer süddeutschen Bildung und Darstellungsweise an. Allein er unterscheidet sich doch wieder merklich von manchen Zöglingen dieser so achtens- und liebenswerthen Schule. Pfizer ist gedankenvoller und innerlicher; Lenau ist stärker in der contemplativen Anschauung; Mayer besitzt mehr unmittelbare Empfänglichkeit für Natur und Naturweihe. Eben deshalb müssen wir, was die ursprüngliche Kraft des Talents anlangt, jene genannten Dichter über den Verf. der vorliegenden Poesien stellen, womit wir ihm jedoch keineswegs ein recht beachtenswerthes Talent, noch weit weniger eine schöne poetische Bildung absprechen wollen. Diese Bildung ist es auch, welche ihn wiederum am ersten mit Platen vergleichbar macht, und wodurch das Reflectirende dieser Gedichte auf angenehme Weise gemildert wird. Vielleicht lassen sich solche Dichter überhaupt als Übergangspunkte vom beschaulichen Süden zum reflectirenden Norden bezeichnen. Das Verständige der Form, das Allgemeine der Bildungsfähigkeit tritt hier versöhnend in die Mitte.

Seite 16 in der ersten Rubrik findet sich eine lyrische Apotheose Shakspeare's, welche freilich nicht an Platen, oder wenigstens nur negativ an ihn erinnert; denn bekanntlich hatte dieser in der zweiten Ausgabe seiner Gedichte einiges recht Unstatthafte und Alberne über den Schöpfer der romantischen Tragödie geäußert. Hier an dieser Stelle wird er vielmehr mit Atlas verglichen, der die „jammerschwere Kugel unserer Welt auf seinen Riesenschultern trägt". Es wird ihm Preis und Ehre verliehen, als

Dem hohen
Manne, dem Erheiterer der Stunden,
Dem Verschönerer des Glücks, dem Tröster
In getrübter Zeit, dem Kenner unsrer
Herzen, der wohl weiß, wo's Jedem weh thut.
Der für Jedes einen Balsam mitbringt.
Der mit Frohen lacht, mit Duldern trauert.
Dem Erlöser des Geschlechtes, der die
Leiden seiner Brüder trägt und ausspricht.
Dem Erzähler herrlicher Geschichten:
Dem verehrten, hohen lieben Atlas.

Es ist eine erfreuliche und gegründete Bemerkung, daß alle unsere neuesten Dichter und Schriftsteller recht con amore wieder auf Shakspeare zurückkommen. Nehmen wir diese Betrachtung nicht so oberflächlich. Es ist immer von allertiefster Wirkung, wenn in einer ermatteten, durch vielfachen Widerstreit der Interessen, Foderungen und Ansprüche geängstigten Zeit eine kraftvolle, allgemeingültige und Alles überflügelnde Persönlichkeit dazwischentritt und durch ihre geistige Dazwischenkunft, durch ihr ideelles Beiunssein die Widersprüche mildert, die Gemüther in ihrer Verschiedenheit anzieht und allen diesen Abweichenden, gegeneinander selbst Unfreundlichen, ja Feindlichen, eine gemeinsame Anerkennung, eine gemeinsame Andacht abnöthigt. Einst leistete dies unter uns Göthe; allein er leistet es nicht mehr, denn der Zeitpunkt ist nun schon seit geraumen Tagen erschienen, wo die Kritik sich auch über diese Größe ihr negatives Recht und jene Verneinung nicht rauben läßt, welche er selbst als nothwendiges Lebensmoment in seiner tiefsinnigsten Dichtung in unsere Literatur eingeführt hat. Göthe ist uns durchaus zu nahe in der Zeit gestellt; weder seine Verehrer noch seine Gegner sind unbefangen genug, um ihn als einen ewig daseienden Geist, als einen Mittler der Gemeine in dieser walten zu lassen. Aber Shakspeare ist schon durch der Zeiten Folge geläutert; Alles, was etwa Niederschlag in seinen Dichtungen ist, ist bereits ausgeklärt. Wir haben ein vollkommen durchsichtiges Bild seines totalen Wesens, und was etwa der tieferschauenden Kritik in Betreff seiner frei steht, ist, daß die Summe der Totalität in ihm wieder multipicirt werde, und daß alle Momente seiner großen Weltoffenbarung, alle Atome seines Wesens dargelegt und gedeutet werden. Aber zulegen ihm an Größe oder davon etwas rauben können wir nicht mehr. Nur ein zerstörtes oder vorlautes, nur ein in hochmüthigster Selbstbespiegelung versunkenes Gemüth kann sich etwa von ihm hinwegwenden, in Anfällen das Verdrusses, die an dem Verdrießlichen selbst sich bitter bestrafen.

Obgleich sich nun in den Trieben unsers Dichters überall ein unverkümmertes Leben regt, so fehlt es ihnen doch keineswegs an Mäßigung und Selbstbeschränkung. Deshalb fehlt es auch nicht an Mahnungen, die Zeit zu nutzen, sich gegen Melancholie zu verwahren, für wahren Lebensgewinn Sorge zu tragen und Alles, was störend in der Erinnerung auftritt,

gern zu vergessen. Diese günstigen Zustände des Dichtergemüths wirken alle auf die erwünschte Lebensheiterkeit hin; weshalb es denn zu ermunternden Worten kommt, die Jedem Stoff zum Selbstbetrachten und Selbstbedenken geben, sowie etwa diese:

Es flattern, ach, des Frühlings Bilder
Wie seine Schwalben uns vorbei;
Die Stürme blasen wild und wilder,
Wir merken, daß es Winter sei.

Allein das Frühjahr im Gemüthe
Bewahrt nur vor des Winters Frost!
Wie herrlich, wenn des Scherzes Blüte
Verjüngend aus dem Schnee noch sproßt!

Und dieser Gemüthsfrühling ist selbst dann noch wünschenswerth, wenn er ein possirliches Extrem berührt und die Heiterkeit des Lenzes selbst zu Gewöhnlichkeit wird; denn:

Ich weiß auf Erden nichts Erhabner's,
Als einen heitern alten Mann,
Der, ohne Groll und Ärger, Rabner's
Und Börne's Bücher lesen kann.

Der trotz der Allgemeinen Zeitung
Sein Pfeifchen ganz behaglich schmaucht
Und im Gewirr der Welt zur Leitung
Nur ein Blick nach Innen braucht.

Sind wir nun gleich mit einer solchen Lebensstimmung und mit solchen Lebensentschlüssen im Allgemeinen einverstanden, so möchten wir doch den Dichter auch diesen Rath geben, es mit seinen Lebensan- und Aussichten nicht gar zu leicht nehmen, d. h. mit andern Worten: der Heiterkeit, als bloßer Heiterkeit, als purem Seelenzustand, überhaupt den bloßen Zuständen im Allgemeinen nicht zu sehr das Wort zu reden. Es ist sehr schön, wer sich vor Schwermuth und vor dem dumpfen Hinbrüten des Gemüths zu wahren versteht; es mag auch schön sein, wer sein Inneres immer zu situiren und zuständlich zu machen mit Erfolg bemüht ist. Allein es gibt doch harte, grausame Kämpfe des Geistes, des Selbst und Gemüths, welche weit herrlicher und lohnender sind als jene Zustände, in denen man sich über die „Allgemeine Zeitung" hinwegsetzen kann und wo ein einziger Blick ins Innere hinreicht. Es gibt in dieser und für diese gegenwärtige Zeit ein Leiden im Schaffen, und ein Schaffen im Leiden, einen Streit und innern Widerstreit, dem wir, wollen wir uns in Wahrheit Befugte und Begabte nennen, auch einen Theil, einen großen Theil unsers Daseins widmen müssen. Wenn solche „Nöthen" kommen, alsdann hilft es nichts, Das zu singen, was der Verf. Seite 35 vorschlägt:

Larifari heißt das Wort,
Welches mich am tiefsten tröstet,
Wenn der Böse meine Seele
Auf dem Rost des Kummers röstet — —

Was kein Dichter je beschrieben,
Unsern Jammer, Angst und Graus,
Unser Leben, Hoffen, Lieben —
Larifari drückt es aus.

O nein, Verehrtester, dem ist nicht so. Das wäre eine elende Welt, in welcher Larifari dies Alles ausdrückt. Es gibt nicht sowol Seelen- als Lebenszustände, wo es nicht blos eine vergebliche Thorheit, sondern auch eine wirkliche Versündigung sein würde, sich mit dem bloßen Larifari beruhigen zu wollen. Es gibt Fälle im geistig-individuellen Leben, wo der Mensch sich mit Larifari nicht muß wollen trösten, selbst wenn er es damit vermöchte. Sollten denn in des Verf. Leben noch keine solchen Momente widergeklungen sein?

(Der Beschluß folgt.)

Neugriechische Literatur.

In der ersten, am 10. Oct. 1836 in Athen ausgegebenen Nummer der in neugriechischer Sprache erscheinenden Zeitschrift: „Iris", finden sich einige Notizen über neugriechische Literatur. Darnach waren unter Anderm im J. 1836 folgende neugriechische Schriften erschienen:

„Περὶ ἀνατροφῆς τῶν κορασίων" (Von der Erziehung der Mädchen, vom Arzte Sontanos), in Syra.

Eine Übersetzung der Trauerspiele des Racine von Ranghavis, in Athen; der erste Band, enthaltend „Cinna" und „Phädra".

„Απομνημονεύματα πολεμικὰ διαφόρων μαχῶν κατὰ τὸ Σοῦλιον καὶ Ἀνατολικὴν Ἑλλάδα ἀπὸ τοῦ 1820 μέχρι τοῦ 1829, ὑπὸ Περραιβοῦ", erster Theil (Militairische Denkwürdigkeiten über verschiedene Schlachten in Suli und in Ostgriechenland, während der Jahre 1820—29, von Perraivos).

„Στοιχεῖα τοῦ δημοσίου δικαίου" (Grundzüge des öffentlichen Rechts), übersetzt von N. und P. Argyropulos.

Erscheinen sollte in einer Übersetzung aus dem Französischen eine Schrift über das Naturrecht von Kokkonis; desgleichen wurde von Panag. Sutsos ein Drama: „Der Messias", und von Alex. Sutsos ein Trauerspiel: „Brutus", erwartet.

Das genannte Blatt theilt auch noch mit, daß auf dem Theater in Athen das den Freunden der neugriechischen Poesie längst bekannte Trauerspiel: „Polyxene", von Nerulos, aufgeführt worden sei. 12.

Literarische Anzeige.

Bericht über die im Laufe des Jahres 1836 bei F. A. Brockhaus in Leipzig erschienenen neuen Werke und Fortsetzungen.

1. Abenteuer, Die, des Simplicissimus. Ein Roman aus der Zeit des dreißigjährigen Krieges. Herausgegeben von Eduard von Bülow. Gr. 12. Geh. 1 Thlr. 12 Gr.
2. Altdeutsche Blätter von Moritz Haupt und Heinrich Hoffmann. Erster Band in 4 Heften. 1835—36. Gr. 8. Geh. 2 Thlr. 4 Gr.
3. Anfangsgründe der Botanik zum Gebrauche für Schulen und zum Selbstunterrichte. Zweite Auflage, gänzlich umgearbeitet und vermehrt von Eduard Winkler. Mit 140 Abbildungen. 16. Geh. 16 Gr.
4. Baggesen's (Jens) poetische Werke in deutscher Sprache. Herausgegeben von den Söhnen des Verfassers, Karl und August Baggesen. Fünf Theile. Gr. 12. Geh. 5 Thlr. 12 Gr.
5. Ben Jonson und seine Schule, dargestellt in einer Auswahl von Lustspielen und Tragödien; übersetzt und erläutert durch Wolf, Grafen von Baudissin. Zwei Theile. Mit zwei Kupfertafeln. Gr. 8. 5 Thlr. 12 Gr.
6. Bericht vom Jahre 1836 an die Mitglieder der Deutschen Gesellschaft zur Erforschung vaterländischer Sprache und Alterthümer in Leipzig. Herausgegeben von Karl August Espe. Gr. 8. Geh. 10 Gr.
   Der Bericht vom Jahre 1835 kostet auch 10 Gr.
7. Bibliographie, Allgemeine, für Deutschland. Erster Jahrgang. 1836. 58 Nrn. (von 1—2 Bogen). Mit Registern. Gr. 8. 2 Thlr. 16 Gr.
8. Bilder-Conversations-Lexikon für das deutsche Volk. Ein Handbuch zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse und zur Unterhaltung. In alphabetischer Ordnung. Mit bildlichen Darstellungen und Landkarten. Ersten Bandes erste bis zehnte Lieferung. 1834—36. Gr. 4. Geh. Jede Lieferung 6 Gr.
9. Blätter für literarische Unterhaltung. Jahrgang 1836. Außer den Beilagen täglich eine Nummer. Gr. 4. 12 Thlr.
10. Böttiger (K. W.), Karl August Böttiger, königl. sächs. Hofrath, Oberinspector der königl. Alterthumsmuseen zu Dresden, Ritter rc. Eine biographische Skizze von dessen Sohne. (Aus den „Zeitgenossen" besonders abgedruckt.) Mit einem Bildnisse. 1837. Gr. 8. Geh. 16 Gr.

(Die Fortsetzung folgt.)

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Montag, — Nr. 65. — 6. März 1837.

Die Emancipation des Weibes.
Aus dem Standpunkte der Psychologie betrachtet von Karl Rosenkranz.

(Fortsetzung aus Nr. 64.)

Da also das Weib sich desselben Geistes als der Mann erfreut, so ist es eine Ungerechtigkeit, wenn man die Weiber von den Kenntnissen der Männerwelt schon durch die Einrichtung der Bildungsinstitute ausschließt, wenn man sie als geistig Unmündige behandelt, denen manche Regionen des Wissens nothwendig von Haus aus ein Geheimniß bleiben müßten. Folglich haben die Weiber darauf zu dringen, daß sie auch in den alten Sprachen, um welche sich eine Dacier verdient machte, in der Mathematik, in der Philosophie, für welche eine Christine von Schweden, eine Sophie Charlotte von Preußen sich so leidenschaftlich interessirten, in dem Rechte, worin schon im Mittelalter eine Dame die Novellen sogar auf dem Katheder erklärte, in der Staatskunde, die so viel große Königinnen von Semiramis bis zu den Elisabethen und Theresien nennen kann, unterrichtet werden, damit die von der arroganten Despotie der bildungsstolzen Männer gezogene Grenze endlich falle. Die Männer selbst könnten nur Gewinn von solcher Gleichheit haben, denn die Frau würde im Stande sein, ihre Arbeiten zu theilen, und nicht wie bisher als vor einem Wunder dummstaunend dastehen. Preis den Franzosen, welche auch hier das Nivellement schon begonnen haben, indem die Mädchen in der doppelten Buchhaltung, in fremden Sprachen u. s. w. unterrichtet werden, um dem Manne in seinem Geschäft, im Bureau, im Comptoir beizustehen. Das triviale Küchenmetier ist durch die Restaurationen, die jetzt in Paris sogar ambulant werden, glücklich beseitigt.

Hiergegen ist nun, den bestehenden Zustand zu rechtfertigen, Folgendes zu erinnern: Die allgemeine Möglichkeit wissenschaftlicher Durchbildung ist dem Weibe nicht abzuleugnen, allein seine unmittelbare anatomische, physiologische und psychische Bestimmtheit, welche auf das Gefühlsleben gerichtet ist, widerspricht einer Durchführung jener Möglichkeit zur Wirklichkeit. Das substantielle Interesse des Weibes ist die Liebe; der Mann, der von der Natur auf den Kampf mit sich und der Welt angewiesen ist, hat auch sein substantielles Interesse in der Welt. Er muß sich daher allseitiger bilden und das Schwanken der skeptischen Intelligenz durch die Wissenschaft aufzuheben suchen. Das Weib ist durch seine natürliche Einheit mit sich dem Manne in persönlichen Beziehungen voraus, wie sich dies in der frühern socialen Reife der Mädchen zeigt. Während der Mann noch mit dem linkischen Benehmen seiner Tölpeljahre ringt, ist das Weib schon bei der präsentirbaren Damenhaftigkeit angelangt. Das Weib ist, unverworren durch einen Wust des Wissens und die Künstlichkeit seiner Darstellung, so zu sagen an sich schon vernünftig, während der Mann dies mühsam zu werden hat. Es wird daher ein Bedürfniß um genauere wissenschaftliche Bildung nicht im unmittelbaren Interesse der Frau liegen, sondern ihr entweder von einem Zustande der Überbildung aufgedrungen werden, oder es wird dadurch entstehen, daß das Herz keine Befriedigung in Liebe gefunden hat, und nun der Verdruß und die Langweile nach einer Unterhaltung suchen, welche die Leerheit des Gemüths vergessen mache. Wie oft erlebt man nicht, daß Jungfrauen sich eifrigst mit allen möglichen Künsten, Modesprachen, mit allem Wissenswerthen, Mythologie u. s. w. beschäftigen. Sie verheirathen sich und werden plötzlich lau, lassen nach und scherzen wol gutmüthig über sich selbst und ihr früheres halbgelehrtes Treiben. Brunhild in unsern deutschen Nibelungen war unüberwindlich; selbst Sigfrid konnte sie nur durch Vermittelung magischer Kräfte bändigen. Dann aber, heißt es, habe Gunther sie im Bett nicht stärker als jedes andere Weib befunden, und Alles androgynische, Walkyrenhafte ist von da ab in ihr verschwunden. Die Erfahrung zeigt auch, daß die durch Wissenschaft oder Kunst, wenn nicht Mimik und Musik, namentlich Gesang gemeint ist, besonders ausgezeichneten Frauen Ausnahmen sind. Sie widerlegen glücklich das Vorurtheil, als vermöchte das Weib nicht tiefer in Kunst und Wissenschaft einzudringen, aber sie sind deswegen noch nicht Regel, und der Kreis ihrer Leistungen ist in der That sehr beschränkt. Das Weib kann sehr viel lernen, über recht Vielerlei sinnig reflectiren und auch recht hübsch darstellen, aber es kann nichts erfinden. Für Sprachen, für Naturgeschichte, für Mathemathik, sofern sie auch einen Mechanismus enthält, für einzelne Zweige der Geschichte, für Musik, Malerei und für die kleinern oder prosaischern Gattungen der

Poesie hat es Talent, allein Genialität ist ihm hierin abzusprechen. Selbst in der Musik gibt es keine großen Componistinnen. Der Fortschritt in Kunst und Wissenschaft, das Erfinden, Entdecken ist Sache des Mannes, weil er für das Allgemeine, für die Totalität organisirt ist, während das Weib am Detail, am Einzelnen haften bleibt. Memoiren, wie die Herzogin v. Abrantes, wie die Roland im Gefängniß, Frau v. Campan u. s. w., oder Briefe, wie die Frau v. Sévigné und in neuester Zeit die Rahel und Bettina geschrieben haben, sind dem weiblichen Wesen überaus zusagend, weil diese Gattungen der Literatur der Geselligkeit angehören. Die freie Production dagegen, die sich nicht so unmittelbar an ein selbst Erlebtes anschließt und nicht die Willkür des breiten Memoirentons, das Ausschweifende des epistolarischen Ergusses, auch nicht das Négligé desselben duldet, ist viel schwieriger. Kleine lyrische Seufzer, wenn auch, wie bei der einzigen Sappho, voll intensivster Glut, mag ein Weib wol dichten; auch idyllische Epen wie Wilhelmine von Chézy; auch Novellen und Romane mag es schreiben wie so Viele; aber das echte, das nationale Epos wird ihm ewig eine eben solche Unmöglichkeit sein als die Tragödie und Komödie. Ja, bei letzterer fragt sich, ob ein Weib den Aristophanes auch nur verstehen kann, da es den Cynismus schwerlich in seiner poetischen Würde wird fassen können. Im Gesange hingegen kann das Weib das Höchste erreichen, weil es die ganze Schönheit und Tiefe der Seele in den Tönen unmittelbar aushauchen kann, weshalb auch gefeierte Sängerinnen nicht blos, so lange sie thätig sind, den größten Enthusiasmus erregen, sondern auch noch nach ihrem Tode längere Zeit sich im Andenken erhalten. Wenn es die Frauen besonders zu ärgern pflegt, daß die Speculation ihnen verschlossen sein soll, da sie doch so einen guten Verstand hätten, so ist zu erwidern, daß eben dieser gute Verstand die Ursache ist, welche ihnen ein tieferes Eingehen auf die Philosophie verwehrt. Denn so nothwendig der Verstand für die Speculation ist, um die Begriffe ihrem Unterschiede nach gehörig auseinanderzuhalten, so ist doch ebenso nothwendig, auch die Einheit in dem Unterschiedenen zu setzen, und diese Einheit haben die Frauen nun zwar im Gefühl, sie aber zu denken fällt ihnen sehr sauer, und sie fangen bei dieser Zumuthung, wenn sie sonst aufrichtig sind, immer an, ein Mistrauen gegen die philosophische Erkenntniß zu bekommen und ihr Verfahren seltsam zu finden. Daß es nicht an Männern gefehlt hat, welche den Frauen mit der Versicherung schmeichelten, daß sie den größten Beruf zur Philosophie hätten, wie Friedrich v. Schlegel dies alles Ernstes gethan hat, kann natürlich die Sache nicht ändern. Wollte man aber aus dem Alterthum Anhängerinnen der Pythagorik und der Stoa nennen, so ist zu erwägen, daß es bei diesen Philosophien hauptsächlich die eigenthümliche Lebensweise war, welche sie mitmachen konnten. Daß ihr Cultus dem tiefern Gedankeninhalt gewidmet gewesen sei, läßt sich durch nichts beweisen. Wenn aber auch die neuplatonische Philosophie, namentlich in der byzantinischen Schule, zu ihren Anhängern Frauen zählt, ja, wenn einige derselben den Lehrstuhl innegehabt haben, so hat man sich der vielfachen Verschrobenheit, Langweile und geistigen Verzweiflung jener Zeit zu erinnern, um solche Phänomene sich hinreichend zu erklären. Das normale Verhältniß wird hier ewig die Geschichte Abälard's und Heloise's darstellen. Die Idealität der Philosophie verlor sich hier in die Idealität der Liebe und diese consequent in die Realität der Natur. Der Philosoph unterrichtete das schöne, geistreiche Mädchen, bis ihre Schwangerschaft eine unselige Katastrophe herbeiführte, und die unendliche Zärtlichkeit Heloise's in ihrem Betragen wie in ihren leidenschaftlichen Briefen ist unstreitig mehr werth als Alles, was sie je Speculatives gedacht hat. Zum Überfluß kann noch bemerkt werden, daß viele der Weiber, die sich eigentlich männerhaft auszeichneten, entweder ihre natürliche Bestimmung, die Würde der Mütterlichkeit, gar nicht erreichten — sie kamen nicht zur Ehe und wurden alte Jungfern, wie die Königin Elisabeth von England —; oder der Befriedigung ihres Gelüstes fröhnten wie Katharina II. von Rußland; oder endlich, wenn sie sich verheiratheten, kinderlos blieben wie Rahel, und dann nicht recht wußten, wohin mit ihrem großen Herzen, welches dann seine Brutwärme, die es sonst in der Familie concentrirt haben würde, in die Weite der Welt hin ausdehnte.

Da also die Frauen, wenn sie in Kunst und Wissenschaft selbständig erscheinen wollen, so leicht in Gefahr sind, sich zu compromittiren, so ist es gar keine Ungerechtigkeit, wenn bei uns die öffentlichen Unterrichtsanstalten sie von vorn herein auf einen engern Kreis des Wissens beschränken. Die Möglichkeit, ihn zu überschreiten, steht bei uns Jeder offen; Keiner werden die Mittel geflissentlich entzogen. Die Hauptsache ist aber, daß das Weib alle Resultate der geistigen Bildung überliefert empfängt, daß es also von dem Genuß der Cultur gar nicht ausgeschlossen wird, sondern daß man ihm nur die harte Mühe des Erwerbes erspart. Dieser nur, das Wie der Production, ist nicht für das weibliche Gemüth, dessen Element nicht das Denken, sondern die Liebe ist, worin seine Productivität als unendlich und wahrhaft genial anerkannt werden muß. Wenn das Weib so Vieles von den Hervorbringungen des Mannes nur reproducirt, so kann hier der Mann vom Weibe lernen. Verschlössen wir den Frauen unsere Bibliotheken, Museen, Theater, Journale u. s. w., ließen wir sie nicht die Blüten von Allem pflücken, was Natur und Cultur Erfreuliches bieten, dann hätten sie ein Recht zur Klage gegen uns. Aus falscher Eitelkeit mag sich die Eine oder Andere ärgern, wenn der Mann auf gelegentliche Fragen antwortet: „Mein Kind, das verstehst du nicht!" Gäbe er sich noch so viel Mühe, deutlich zu werden, er würde doch unverstanden bleiben und die Frau mit dem Scheine des Verständnisses sich und ihn betrügen.

(Der Beschluß folgt.)

Gedichte von Ernst Freiherrn von Feuchtersleben.

(Beschluss aus Nr. 61.)

Die „Resultate", welche uns die zweite Abtheilung darbietet, sind einzelne, aphoristische Gedanken und Betrachtungen. Warum hat der Verf. die abgerissenen Stücke just „Resultate" genannt? Es ist dies nicht besonnen gehandelt; denn das Resultat des Triebes soll nichts Abgerissenes, sondern ein möglichst Ganzes sein. Sagt der Dichter doch selbst mit maßvoller Selbstbeschränkung:

Nicht das Grenzenlose, Unterbrochne
Frommt der Dichtung,
Frommt dem Leben;
Sondern ausgesprochne
Feste Richtung,
Treues Streben.

Ein Spruch, den wir mit Leichtigkeit hier gegen ihn selbst anwenden und deuten können. Auch ist das Einzelresultat, was sich hier dem kritischen Auge darstellt, nicht immer wahr und besonnen, ja zuweilen sogar durchaus falsch und unerquicklich. Hier ein solches:

Idee, dein Reich zu finden,
Ringt matt sich der Verstand:
Es läßt sich nicht ergründen,
Es ist ein Fabelland.

Wie lange werden junge Geister, welche sich in Wissenschaft und Kunst Aufstrebende nennen, fortfahren, sich auf so schnöde und riesenhafte Weise selbst zu belügen! Wie oft soll die Wissenschaft in ihrer heiligen und großen Weihesprache es ihnen wiederholen, daß die Idee als Urewiges und Einzig-Wirkliches kein Fabelland ist. Ist denn nicht die Idee, ganz einfach, der Gedanke? und wenn dieser ein Fabelwesen sein soll, was soll denn wirklich sein? Wahrscheinlich die Gedankenlosigkeit, womit Jeder, der Lust hat, auf den Thron, von dem er eingebildetermaßen die Idee herabgestürzt, setzen kann, was ihm beliebt, und wäre es nur seine Tabacksdose. In der That sehr schwer, ja wahrlich gar nicht zu begreifen ist es, wie jugendliche Menschen diese so deutlich hervorspringende und dabei so anmuthige Einsicht so hartnäckig und stetig von sich abwehren können. Gibt es denn etwas Frischeres, Jugendlicheres und Freieres als den Gedanken? Gibt es und gäbe es außer ihm denn noch irgend ein Träumen, Sinnen, Ahnen, Fühlen und Dichten?

In dem „Gelegenheitlichen und Persönlichen" des dritten Abschnitts finden wir eine Apotheose Göthe's, in schöne Verse gefaßt, denen wir mit Andacht lauschen; dafür aber auch (S. 140) eine kleine Invective gegen die spanische Komödie, deren Sinn wir nicht theilen können. Die spanische Komödie ist doch etwas noch Andres, als daß sich blos A. in B. und X. in Y. verliebt, daß sich sechs und zehn Paare darin heirathen, und am Ende der Verf. mit der Entschuldigung schließt, daß „die Weiber mit uns machen, was sie wollen".

Unter den „Sonetten" finden sich mehre zartersundene und gedankenvolle. Den Sinn des vorangesetzten Mottos: daß es dem Dichter nimmer Schaden bringe, sich in strenger Form zu beschränken, weil, einmal gewöhnt an ein rythmisches Denken, sein Lied als ein durchdachtes Klingen werde, theilen wir in unserer Ansicht mit dem Verf. vollkommen. Wir wollen eins dieser Sonette hier mittheilen. Es ist der Natur geweiht:

Natur! so oft genannt, und o so selten
Erkannt! Und darf der Mensch dich auch erkennen?
Ob er es darf? Kaum wag' ich dich zu nennen
Vor ihnen, die den Seher Lügner schelten!

Die Gottheit spricht zur Menschenwelt durch Welten!
Wo irgend Geyser sprühn, Vulkane brennen,
Vom Schnee der Anden bis zu den Ardennen,
Von Abyssiniens Glut bis zu den Belten

Ist jeder Kiesel Heiligthum und Bildniß.
Glückselig, wer das faßt und das empfindet!
Die Stürme kosen ihn, ihm lacht die Wildniß;

Und wenn sein Staub dem Staube sich verbindet,
Entblühn verwandte Pflanzen dem Gebeine,
Umhüllt es ein befreundetes Gesteine.

Bei dieser Gelegenheit möge uns noch eine kurze, allgemeine Bemerkung verstattet sein: überall wo in irgend einem Dichter eine lebendige Naturfreude, die sich endlich auch zur Naturweihe steigert, wahrzunehmen ist, da soll die Kritik es freudig anerkennen und dem Dichter, dem sich Bildenden, dies Element als seine wahre Heimat eindringlich und liebevoll darstellen. Denn, um kurz zu sein, alle wahre Poesie ist Naturweihe, und eben darum ist die moderne deutsche Poesie auf so wüste Weise aus ihrer Bahn geschritten, weil sie dieses ihr Fundament und Grundprincip verkannt hat. Nicht innig, nicht brünstig genug kann der aufstrebende Dichter sich in die Natur vertiefen, allen ihren Offenbarungen lauschen, alle ihre Mysterien studiren; denn die Natur führt zum Geiste. Wer aber das Geistige so aus der Luft haschen und als Hauskoboldchen mit sich nach Hause nehmen will, der wird sich bitter täuschen.

Die „Ghaselen" unsers Dichters — dies müssen wir mit vorzüglicher Anerkennung gestehen — sind durchgängig schön. Keine einzige von den so berühmten Platen's hat uns in gleichem Gradeangesprochen. Es ist eine reine, schöne, heitere, durch sonnigen Ernst verklärte, wahrhaft orientalische Weltanschauung darin enthalten. Wir wollen unsern Lesern die zwölfte Ghasele mittheilen:

Vöglein, weil der Lenz die Rose küßte, lachen,
Blumen, weil die Sonne sie nicht grüßte, weinen;
Darf man oftmals, ohne daß man's büßte, lachen,
Mag man wol auch einmal aus Gelüste weinen;
Wenn ihr Ohr vernähme jenes wüste Lachen,
Würden selbst die Augen einer Wüste weinen;
Heut sah man den Kaufmann an der Küste lachen,
Und man sieht ihn morgen in der Wüste weinen;
Über dieses Leben, trotz der Lüste Lachen,
Würd' ich, wenn es Liebe nicht versüßte, weinen;
Laßt uns, ob der Haß sich drohend rüste, lachen,
Laßt uns, sinkend an der Liebe Brüste weinen!
Niemand wahrlich würde, wenn er müßte, lachen,
Niemand würd' auch, wenn er Alles wüßte, weinen.

Eine wahrhaft schöne und liebliche Ghasele, in welcher sich jene Lebensansicht des Verf., bei welcher wir in Obigem eine leise Mahnung aussprachen, als geistig verklärte, veredelte und somit gerechtfertigte zeigt.

Um nicht zu ausführlich zu werden, wollen wir schließlich nur noch die „Übersetzungen" des Verf. von kleinern Stücken aus dem Polnischen, Französischen, Englischen u. s. w. erwähnen. Es ist Schade, daß es deren nur so wenige sind. Die mitgetheilten polnischen Stücke sind von Rei von Naglovice, dem ältesten Dichter in polnischer Sprache, aus dem 16. Jahrhundert, von A. Zbylitowski, von Krasicki u. A. Der unter Nr. 5 mitgetheilte „Eingang zu Krasicki's Fabeln" lautet so:

Ich war ein Jüngling, der in Allem Maß gehalten —
Ich war ein Greis, und zog die Stirne nie in Falten —
Ich war ein reicher Mann, der Alles Armen weihte —
Ich war ein Autor, der sich fremden Ruhmes freute —
Ein Schuster, der nicht trank, ein Stutzer, der nicht prahlte —
Ein Räuber, der nicht nahm, ein Schuldner, der bezahlte —
Ein Richter, der den Streit sich zum Verlust geschlichtet —
Und endlich ein Poet, der nie ein Wort erdichtet.
„Was will die Fabel uns? Das ist ja ganz erfabel."
Herr Leser, mit Verlaub, dies ist die erste Fabel.

Von den „Im Sinne des Alterthums", nämlich des griechischen und römischen, verfaßten Gedichten dieser Sammlung enthalten wir uns Proben zu geben. Es gnüge zu sagen, daß

auch diese von der vielseitigen Geistesbildung und poetischen Auffassung gegebner Formen Seitens des Verf. ein rühmliches Zeugniß ablegen. 71.

Das Haus Torelli. Eine Erzählung von Julie v. Großmann. Zwei Theile. Berlin, Duncker und Humblot. 1836. 8. 2 Thlr. 8 Gr.

Wären diese Blätter eine Recensiranstalt, so müßten sie wohl oder übel über das Buch sagen: „Damenarbeit, Damenlecture im besten Falle. Zwecklos durcheinandergewürfelte, romanhafte Begebenheiten, gezierte, mitunter sogar unrichtige Sprech- oder Schreibart. Ein etwa noch aufstrebendes Talent kann aus der Larve dieser Schwächlichkeit schwerlich jemals herauskriechen. Es ist unbegreiflich, wie eine namhafte Verlagshandlung solche leichte Waare so gut ausstatten kann." Da auf unserm Aushängeschilde aber: „Blätter für literarische Unterhaltung" steht, und da dieses Büchelchen weder schlecht noch gut genug ist, um uns Stoff zu literarischer Unterhaltung abzugeben, so schweigen wir darüber mit Vergnügen still und lassen ein billigdenkendes Publicum dafürhalten, daß die Tugend eines Buches vielleicht grade wie die Tugend einer Frau dann eine recht solide ist, wenn man von ihr nichts zu sprechen weiß. Solche Bücher sollten ein- für allemal nur für gute Zwecke, oder, da der Zweck der Frau Verfasserin ganz gewiß kein schlimmer ist, für milde Stiftungen geschrieben werden, so wüßte man doch, woran man mit ihnen eigentlich wäre. 75.

Aus Italien.

In der Voraussetzung, daß die meisten Leser d. Bl. nichts Genaueres über die Lebensverhältnisse des allbetrauerten Vincenzo Bellini wissen, als sie das „Conversations-Lexikon der neuesten Zeit" über ihn gelehrt hat, geben wir aus italienischen Nänien und Elogien, die sein früher Tod veranlaßt hat, folgende Berichtigungen: Bellini war am 1. Nov. 1802 zu Catania in Sicilien geboren, wie aus einer Gedächtnißrede auf Bellini hervorgeht, die Carlo Gemelli, ein Sicilier, am 9. Nov. 1835 in der philharmonischen Gesellschaft zu Messina vorlas und die daher mehr Glauben zu verdienen scheint als selbst Pietro Beltrame's „Biographie Bellini's" (Venedig 1836), die Bellini's Geburtstag auf den 28. Nov. 1804 ansetzt. Sein Vater Rosario war selbst Musikmeister. Die Mutter hieß Agata Ferlito. Noch als Kind schlug Bellini den Takt, wenn der Vater spielte, und baute sich, wenn er recht guter Laune war, ein Orchester aus Stühlen zusammen, als dessen Director er sich dachte. Doch wollte der Vater durchaus nicht zugeben, daß er sich mit dem Componiren befasse, sondern meinte, daß nur in einer andern Laufbahn sein Glück zu machen sei. Vielleicht hätte Bellini's Genius ohne diese Hindernisse nicht seinen Aufflug genommen: früh geprüft ward er kräftig genug, sie zu besiegen. Im funfzehnten Jahre trat B. in das königliche Conservatorium in Neapel ein, erhielt gegen das Herkommen in diesem frühen Alter eine Freistelle, wurde Zingarelli's Schüler, trug den Preis davon und erregte die schönsten Hoffnungen. Eine Oper: „Adelson e Salvini", die nur im Conservatorium (1825) zur Aufführung kam, war die erste Frucht seiner Studien; doch folgte er in den eifrigen Übungen seiner Kräfte nicht sklavisch der Weise Rossini's, sondern mit eignem Urtheil befragte er auch die Schatten der alten Meister, die im südlichen Italien so viele Stimmen der Lehre für Die zurückgelassen haben, welche nur zuhören wollen. Am 30. Mai 1825 betrat Bellini's Muse zum ersten Male die Breter. In S.-Carlo zu Neapel wurde „Bianca e Ferrando" unter lautem Beifall und Ermunterung des jungen Talentes gegeben. Lablache hatte in dieser Oper gesungen und das jetzt schon vergessene Werk verdankte vielleicht diesem Umstand seine feiernde Aufnahme. Von Neapel kam Bellini nach Mailand und einer seiner Biographen, Romani, versichert, daß er dadurch Bellini's Genius auf seine wahre Staffel gehoben habe, daß er ihm einen Text, den Text zum „Pirata", schrieb, der den Componisten zur Selbsterkenntniß und zur richtigen Würdigung seiner Kräfte gebracht habe. Die Oper ward 1827 zuerst in Mailand gegeben und begründete den Namen Bellini's, der nebenbuhlerisch von nun ab neben Rossini's Namen trat. 1829 folgte, gleichfalls zuerst in Mailand, die „Straniera"; ob die Zwillings- oder die jüngere Schwester des „Pirata", wird noch gestritten. Matter und entschieden schwächer schien „Zaira", für die Bühne zu Parma geschrieben; doch ehe noch der Eindruck dieses Rückschrittes sich geltend machen konnte, waren im Theater Fenice zu Venedig die „Capuleti e Montecchi" gegeben worden, und nur dieser Triumph war fortan in Aller Ohren. Rossini's allbekannte Melodien wurden von Bellini's tiefer empfundenen und gleich einschmeichelnden von den Lippen der trällernden Italiener verdrängt. 1831, ein Jahr später, erschien die „Sonnambula", und für die Scala zu Mailand 1832 „Norma". Von solchen Riesenschritten mußte der Genius sich erholen. Bellini's Bewunderer mußten eingestehen, daß in „Beatrice Tenda", die 1833 in der Fenice zu Venedig auf die Bühne kam, sein Genius ruhe; und doch war sie das Werk, zu dem der Meister eine Vorliebe hatte. Paris wollte Bellini's „Capuleti" durch ihn selbst aufgeführt, London die „Norma" unter seiner Leitung hören. Er reiste nach Paris und nach London. Die „Puritani", die er für Paris componirte, verschafften ihm Rossini's Beifall. Aber Italien fürchtete für Bellini's Genius im fremden Lande, indem man öffentlich durch Rossini's Beispiel ihn warnte. Nur Italiens Himmel sei il cielo della bellezza, dell' inspirazione, dell' armonia. Er solle von der Seine zurückkehren. Die Warnung konnte ihn nicht erreichen; denn schon am 23. Sept. 1835 ging der Künstler zu Puteaux bei Paris zum vollen Einklang höherer Harmonien über; am nämlichen Tage, wo, nur zwölf Monate später, Maria Garcia-Malibran ihrem Lieblingsdichter ins Grab nachfolgte. Der Schmerz, der durch ganz Italien bei der lang bezweifelten Nachricht von Bellini's Tode laut wurde, war lebhaft und tief empfunden, dem Jubel gleich, der einst den Lebenden so oft begrüßt hatte. Alle Künste feierten sein Andenken, und unter den vielen Gedichten fanden italienische Kritiker in einigen aus Sicilien bekannt gewordenen den innigsten Ausdruck wahren Gefühls.

Durch die Vereinigung Elbas mit Toscana ist man über die mineralogische Bedeutenheit der Insel und ihre günstige Lage für die Belebung großartiger Eisenwerke an der westlichen Küste Italiens erst zu voller Einsicht gekommen. Unerschöpflich scheint der Reichthum an Eisenstein an der westlichen Küste von Elba, namentlich am Vorgebirge della Calamita, dessen Berge, aus einem quarzhaltigen Sande, dort verrucano genannt, bestehend, die großen Massen des Eisens, den Knoten der mächtigsten Eisenadern enthalten, der in den Augen vieler Mineralogen für einen Meteorstein vom ungewöhnlichsten Umfange galt. In einer sehr belehrenden Abhandlung des Prof. Savi zu Pisa („Sulla miniera di ferro dell isola d'Elba. Memoria del Prof. *Paolo Savi*", Pisa 1836) wird der Mittelpunkt der Eisengewinnung, die miniera di Rio, beschrieben und auf alle die Vortheile aufmerksam gemacht, die mit den Begünstigungen der Lage zusammenfallen. Um das Eisen zu gewinnen, macht man in Rio weder Gruben noch Schachte, sondern mit Stemmeisen oder durch Sprengung spaltet man senkrecht vom Berg ab, läßt, was gewonnen wurde, herabrollen und liest die brauchbaren Stücke aus, die zur Bearbeitung in den Hochöfen sich eignen. Selbst das Meer und die Felder liefern solches Material, für dessen weitere Bearbeitung in den Maremmen Toscanas unschätzbares Brennmaterial und Wasser im Überflusse sich findet. Kohlen von Steineichen, Bucheichen und Pantoffelholz sind in der Maremma die einzigen, welche verbraucht werden, und rasch zum Meere eilende Wässer, die in den kleinsten Entfernungen Fälle bilden, beleben im Val di pecora mit nie versiegenden Quellen die Werke. 40.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Dienstag, —— Nr. 66. —— 7. März 1837.

Die Emancipation des Weibes.
Aus dem Standpunkte der Psychologie betrachtet von Karl Rosenkranz.

(Beschluß aus Nr. 65.)

Was aber endlich den Vorschlag anbetrifft, daß das Weib die Geschäfte des Mannes, wenn es dazu gebildet worden, theilen könne, so ist er der verkehrteste von allen, der so wenig psychologische als sociale Einsicht verräth. Denn durch die Natur ist das Weib auf den Familienkreis als seine Wirkungssphäre angewiesen, da es in diesem mit Liebe und praktischem Verstande ausreicht. Soll in der Wissenschaft nicht blos zur Erheiterung genascht, d. h. sollen nicht blos, wie vorhin schon angegeben wurde, die Resultate genossen, soll vielmehr wirklich etwas geleistet werden, so fodert sie eine einsame, unausgesetzte Anstrengung, eine Entäußerung von aller Subjectivität, welche dem Weibe nur in außerordentlichen Situationen möglich wird. Da nun der Reiz des geselligen Lebens auf dem Gegensatze beruht, der sich wechselnd anspannt und abspannt, so würde durch das gepriesene französische Nivellement, besonders wenn wir den Frauen, wie ja auch schon eine Bill darüber beim Publicum eingebracht ist, Gilets und Inerpressibles mit Stiefeln und Sporen zur Tracht gäben, die ertödtendste Monotonie für die Gesellschaft erzeugt werden. (Der historischen Gerechtigkeit halber wollen wir die Zwischenbemerkung machen, daß der Steller der Bill in seinen Aufsätzen „Zur Philosophie der Geschichte" sich in sehr ehrenwerthen Sinn über die Emancipationsfrage der Frauen ausgesprochen und seine frühere Polemik selbst vernünftig modificirt hat.) Grade dadurch, daß das Weib nicht Dasselbe ist, was der Mann, daß er in ihm die Weichheit und leichte Erregbarkeit des Gefühls, nicht seinen Calcul des Verstandes antrifft, und umgekehrt, daß es in ihm die Klarheit des Gedankens, die Entschiedenheit der Richtung, die Übersicht der Weltverhältnisse findet, entsteht die anmuthigste Gegenseitigkeit, das Bedürfniß des Austausches. Der Mann aber ist ein Stümper, der in höhern Sphären von dem Weibe Förderung, Unterstützung erwartet, der nicht für sich selbst Mann zu sein die Kraft hat. Mag die Theilnahme desselben noch so groß sein, darauf rechnen darf er nicht. Mag z. B. die Frau dem Herrn Gemahl, wenn er ein Poet ist, die Correcturbogen durchsehen; dichtet sie ihm aber wie jenes unglückliche Weib, weil er nicht weiter kann, die beste Scene in ein Trauerspiel hinein, oder muß sie, wie eben Charlotte Stieglitz, um den Charakter und die Thatkraft aufrecht zu halten, ihm beständig das an sich hohle Wort: Größe, zurufen, so ist das sehr traurig und nur als ein krankhafter Zustand entschuldbar.

So viel in Ansehung des Postulats der durchgängig gleichen Bildung des Weibes mit der des Mannes. Allein zweitens wollen die Weiber auch in Bezug auf das öffentliche Leben den Männern gleichgestellt werden. Es wurde schon oben bemerkt, daß das Weib keine so tiefe innere Entzweiung als der Mann zu durchleben hat, und daß ihm eben dadurch ein unbefangener Blick leichter bewahrt bleibt. Es hat für persönliche Verhältnisse eine scharfe Auffassung und bewegt darin sich kraft seines Gefühlsinstinctes im Allgemeinen mit großer Sicherheit. Es ist eine bekannte Erfahrung, daß Frauen aus untern Standesverhältnissen, z. B. Köchinnen, wenn sie durch Verheirathung oder sonstwie in die höhere Gesellschaft eintreten, sich viel eher zu finden, viel angemessener zu betragen wissen als der Mann, dem man als homo novus in dieser Hinsicht bald hier bald dorthin ein Zurückbleiben oder wenigstens momentanes Zurückfallen auf den ursprünglichen Standpunkt, den er in der Gesellschaft einnahm, wird abmerken können. Daß die Weiber auf die Leitung der öffentlichen Angelegenheiten seit jeher einen großen Einfluß geübt haben, ist so unbestreitbar, daß die Geschichte voll von glänzenden Erinnerungen daran ist, und wie oft hat man nicht der Eva zuerkannt, den eigentlichen Anfang der Geschichte gemacht zu haben. Ist es also nicht eine Barbarei der Männer, sie von den Bureaus, den Kanzeln, Tribunen, Ministerien, Armeen gewaltsam auszuschließen?

Hierauf ist zu erwidern: Daß die Frauen sich in der Gesellschaft, in allen persönlichen Verhältnissen, mit großem Takt bewegen, ist wahr. In der Gesellschaft werden die Frauen immer die Tonangeberinnen sein. Aber grade darum taugen sie nicht für die Öffentlichkeit, bei welcher es auf Ideen und deren weitere Perspective ankommt. So lange sich dem Weibe eine Idee in der Form einer Persönlichkeit darstellt, kann es das lebhafteste Interesse dafür haben; allein die Idee ohne solche Sympathien und Antipathien an und für sich zu ergreifen und festzuhalten,

ist mehr Sache des zum Denken und zum rücksichtslosen Wirken nach außen hin organisirten Mannes. Ihm kann es geschehen, daß er im Benehmen gegen Personen es oft versieht, daß er sie falsch beurtheilt u. s. w. und nichtsdestoweniger das allgemeine Nothwendige unverrückt im Auge behält und glücklich durchsetzt. Das Bewußtsein, der Idee zu leben, erhält ihn in allen Widersprüchen, worin er sich vielleicht persönlich verwickelt, aufrecht und gibt ihm unsterblichen Muth, die substantielle Versöhnung des Geistes mit sich. Das Weib dagegen ist von der Flut und Ebbe ihrer Gefühle, von persönlichen Zu- und Abneigungen viel abhängiger und deshalb zur Vertiefung in die allgemeinen Angelegenheiten der Völker weniger befähigt. Es hat fast immer große Fürstinnen gegeben; allein ihre Größe beruht hauptsächlich darin, daß sie einem schon vorhandenen Aufschwunge ihres Volkes, der Fortentwickelung schon begonnener Institutionen Folge leisteten. Eine männliche Energie, der selbstschöpferische Hang derselben wäre der Blüte der Staaten in solchen Epochen vielleicht gefährlich geworden, und die Hingebung eines weiblichen Enthusiasmus, die Schmiegsamkeit eines weiblichen Charakters, der von dem Strome der Nation getragen wurde, war dafür das Angemessenste. Die Geschichte kennt keine Fürstin, welche den Standpunkt eines Volkes in der Welt, die Verfassung eines bedeutendern Staates begründet hätte, wie der Ostgothe Theoderich, der Franke Clodwig, Karl der Große, Peter I., Friedrich II., Napoleon u. s. w. Vielmehr erscheinen die Frauen, von denen wir natürlich die mythischen ausnehmen, als solche, welche einen schon fundirten Bau weiter ausführen. Ist die Verfassung eines Staates recht tief durchgebildet und die Verantwortlichkeit für die einzelnen Schritte der Regierung durch die Öffentlichkeit der Verhandlungen wie durch die specielle Responsabilität der Ministerien zu einem Minimum verringert, so ist die fürstliche Gewalt und ihre Function ohnehin eine so allseitig bestimmte, daß es mehr auf die Existenz des allgemeinen Willens in der Form der fürstlichen Entschließung überhaupt, als auf die Besonderheit der Persönlichkeit als solcher ankommt. Die Eigenthümlichkeit ihrer Bildung und ihres Charakters wird gegen die Stärke, die das Gesetz selbst gewinnt, beiweitem gleichgültiger; die Geschichte hört da, wo es zu einer solchen Gediegenheit des Staatssinnes kommt, auf, eine blose Regentengeschichte zu sein, und es können auch Frauen den Thron mit Würde einnehmen.

Es ist ferner wahr, daß Frauen, namentlich als Maitressen, stets einen großen Einfluß auf die Gestaltung der Begebenheiten gehabt haben und ohne Zweifel immer haben werden. So kann man fragen, was wollen sie denn? Eine Olympia und Kleopatra, eine Lucretia und Charlotte Corday, eine Jeanne d'Arc und Bobelina, eine Agnes Sorel und Pompadour, eine Velleda u. s. w., ist das nicht Ruhm genug? Haben die Frauen das Spiel der Persönlichkeiten, das Geschick der Völker tausendfach gelenkt, so kann es ihnen bei diesem Bewußtsein nur darum zu thun sein, daß sie nicht blos handeln, sondern auch den Genuß der öffentlichen Anerkennung haben wollen. Die Welt soll es wissen, daß sie, sie grade, wie Fichte sagt, Dies oder Jenes gethan haben. Ihre Eitelkeit also, ihr Mangel an Demuth verlangt die Celebrität, mit welcher dem Weibe eine Selbständigkeit gegeben wird, die es mit seiner eigenthümlichen Stellung in der Familie und im Hauswesen in Widerspruch setzt. Das Weib soll nur, wie die Mutter der Gracchen, stolz sein auf ihren Mann und ihre Kinder. Gut gezogene Kinder sind seine größten Thaten. Doch wir wollen den wahrhaften Grund solcher Bestrebungen, sich dem öffentlichen Bewußtsein zu integriren, lieber in dem Verlangen suchen, mittels ihrer die Augen der Männer auf sich ziehen. Es ist nicht sowol um das Handeln, nicht um die Berühmtheit, sondern darum zu thun, die Männerwelt an sich zu fesseln. Es kann Liebe, es kann auch Koketterie dazu bewegen. In beiden Fällen würden wir doch die weibliche Natur zugeben müssen. Daß Frauen, wenn sie solche Mittel in Bewegung setzen, immer in Gefahr sind, die Männer als huldigende Bewerber eher abzustoßen als anzuziehen, ist aus der Geschichte der sogenannten gelehrten Weiber zur Gnüge ersichtlich.

Die Weiber können daher auch nicht, wie verlangt worden, für das Staatsleben erzogen werden. Man muß wenig physiologische Kenntnisse besitzen, um dem Weibe den Kriegsdienst in allem Ernst zuzumuthen. Eine angemessene Gymnastik wäre vielleicht nicht zu verwerfen, obwol das Weib durch seinen Beruf für die Häuslichkeit von selbst zu einer größern Harmonie des körperlichen Daseins befähigt ist als der Mann, dessen Beschäftigung durch ihre Einseitigkeit die natürliche Entfaltung des Lebens so oft der grausamsten Aufopferung unterwirft. Die Begeisterung für das Vaterland, mit dessen Existenz die der Familien identisch ist, kann auch das Weib zum Schwert greifen lassen. Allein eine solche Situation wird immer eine Ausnahme, ein Product der höchsten Aufregung sein. Die Amazonen mußten sich, um den Bogen spannen zu können, die eine Brust abschneiden, und diese Sage kann man als Symbol für die Gewaltsamkeit überhaupt ansehen, welche der Kriegsdienst dem Weibe kostet. Plato suchte in seinem Staat das Weib so hoch als möglich zu stellen, wagte aber doch, was den Krieg betrifft, ihm nur die Arrièregarde anzuvertrauen. Als Marketenderinnen, als Pflegerinnen im Spitale, durch Charpiezupfen, bei Belagerungen durch Zutragen von Kugeln und andere Handlangerdienste, namentlich aber durch die Verachtung des Feigen und die Gunst gegen den Tapfern würden die Weiber sich unstreitig mehr Verdienst in dieser Hinsicht erwerben als durch ihre persönliche Bravour; denn einen Menschen aufs Korn zu nehmen, ihn zu erschießen oder Jemanden mit dem Säbel den Kopf zu spalten, sind doch Handlungen, welche mit dem innersten Wesen des Weibes, mit der Liebe zu sehr contrastiren. Was nun aber die Ansprüche der Frauen auf unmittelbaren Antheil an der Staatsregierung betrifft, so ist dagegen alles Das einzuwenden, was oben bereits darüber gesagt wurde, daß das Weib von dem Interesse für Personen nicht frei genug und von den Schranken der Ge-

genwart zu befangen bleibe, womit natürlich von uns nicht behauptet werden soll, daß es den Männern ohne Weiteres gegeben sei, von einem solchen Einflusse sich frei zu halten. Wenn fürstliche Frauen hierin nicht selten über das gewöhnliche Maß des weiblichen Weltinteresses hinauszugehen scheinen, so ist zu erwägen, daß dieselben schon in einer Atmosphäre heranwachsen, in welcher sich mit den einzelnen Persönlichkeiten auch eine objective Bedeutung verknüpft, worin überhaupt eine Gewohnheit existirt, das Allgemeine sich zum Gegenstande zu machen und eine Theilnahme dafür zu haben. Die Kunst der Abstraction wird in solchen Verhältnissen frühzeitig Natur. Und doch schließt die Verfassung vieler Staaten das weibliche Geschlecht von der Erbfolge aus.

Durch die Ehe wird das Weib auch in der Hinsicht emancipirt, daß es durch Vermittelung des Mannes sich dem Schicksal eines Volkes bestimmter incorporirt findet. Die Ehe selbst ist ihrem wahren Begriffe nach nicht eine unfreie Unterwerfung der Frau als Sklavin unter den Willen des Mannes, sondern die freie Vereinigung zweier an sich gleich freier Willen. Die Frau gelangt also durch die Ehe zur völligen Selbständigkeit, theils insofern sie den ihr von der Natur bestimmten Wirkungskreis erreicht, theils indem sie durch den Mann eine bestimmte Gestalt der Freiheit zur ihrigen macht. Träte sie nun aus der Ehe nach außen hin nicht blos in Ansehung der bürgerlichen Rechte, was ganz billig ist, sondern absolut selbständig neben dem Manne hervor, so hätte die Ehe zwei Männer, was ebenso viel ist, als es existirte gar keine Ehe. Man kann daher gewiß nicht mehr thun, als bei öffentlichen gerichtlichen und politischen oder kirchlichen Verhandlungen den Weibern zum Zuschauen und Zuhören eine Loge einzuräumen, und im Königreiche Sachsen hat man jüngsthin auch dies noch dem Wesen des Weibes und dem Zwecke solcher Verhandlungen unangemessen gefunden. Mag es zu Haus so viel möglich auf den Mann und die Kinder einwirken und dadurch auf die Gestaltung des Öffentlichen zurückwirken, in der Öffentlichkeit selbst wird eine Grenze gezogen werden müssen. Für die Religion z. B. haben Frauen durch ihre stille Frömmigkeit ohne Zweifel ebenso viel gethan als die Männer durch ihre Dogmatiken, Predigten u. s. w., und ein Origines, ein Augustinus, ein Kant u. A. haben den tiefen Eindruck der mütterlichen Erziehung grade von dieser Seite auf das innigste anerkannt.

Da nun die vollendete Emancipation des Weibes mit der Ehe gegeben ist, so versteht sich von selbst, daß die sogenannte Emancipation der Ehe, wenn ihre Negation damit gemeint ist, das Weib nur zur Unfreiheit eines, wenn auch noch so großartigen Hetärenwesens herabbringen kann.

Rußlands Handel im Jahre 1835.*)

Nach amtlichen Berichten betrug der Werth der 1835 aus Rußland ausgeführten Waaren 227,174,351 Rubel in Beo-Ass., der Werth der eingeführten Waaren betrug: 240,994,338 Rubel Beo-Ass. Zwei Drittel der ausgeführten Waaren bestanden in rohen Stoffen zu Fabriken und Manufacturen, ungefähr ein Zehntel derselben in bereits verarbeiteten Fabrikaten. Die Ausfuhr an Getreide war so gering, daß die Consumtibilien überhaupt nur den dreißigsten Theil der ganzen Ausfuhrsumme ausmachten. Die Hauptausfuhr ging durch die europäischen Zollämter, und zwar waren hier Hauptausfuhrgegenstände: Talg, Lein, Leinsaat, Hanf, Bauholz, rohe Felle, Eisen, Kupfer und Pottasche; nach Asien nur der elfte Theil der ganzen Ausfuhr, und zwar waren bereits verarbeitete Fabrikate Hauptausfuhrgegenstand nach Asien hin, sodaß Rußland, das in Bezug auf den Occident als ein Land des Ackerbaues und der Viehzucht zu betrachten ist, in Bezug auf den Orient als ein Manufacturland dasteht. Die asiatischen Handelsplätze Rußlands besitzen den Vortheil, daß weder Zolltarife noch die gefährliche Rivalität der Westeuropäer ihren Fabrikaten Schaden bringen können; doch bedarf dieser Handel zu seiner weitern Entwickelung noch bedeutender Fortschritte in dem Manufacturwesen Rußlands.

Von den eingeführten Waaren bestand fast die Hälfte in Waaren zum Bedarf von Fabriken und Manufacturen, ein Viertel derselben waren Consumtibilien, ein Fünftel verarbeitete Fabrikate. Durch die asiatischen Zollämter passirte ein Zehntel der Totaleinfuhr; von diesem bestand wieder ein Drittel in Consumtibilien, worunter Thee ein Hauptartikel war, ein fast gleiches Quantum in Waaren zum Bedarf von Fabriken und Manufacturen, wohin besonders Baumwollenfabrikate, theils auch solche Seiden- und Wollenstoffe gehören, die fast ausschließlich in den nachbarlichen Ländern von Asiaten getragen werden. So muß Rußland für ein Land gelten, in dem die Manufacturindustrie schon so feste Wurzeln geschlagen hat, daß es, nach Befriedigung des großen innern Bedarfs seine Erzeugnisse über seine Grenzen zu senden im Stande ist; doch ist es noch nicht so weit vorgeschritten, daß es viele vaterländische Erzeugnisse, die eine gewisse Kunst, großen Kostenaufwand und längere Übung zur bestmöglichsten Vervollkommnung erfodern, andern Ländern anbieten könnte. Die Fortschritte in dem eignen Manufacturwesen werden vor andern die Einfuhr derjenigen asiatischen Fabrikate verdrängen, welche gegenwärtig nur ihrer Dauerhaftigkeit und Wohlfeilheit wegen, und weil Rußlands Einwohner an sie gewöhnt sind, Absatz finden.

Hauptpunkte für den westlichen Landhandel sind: auf der Grenze von Preußen, Polangen (für die Einfuhr) und Jurburg (für die Ausfuhr); auf der Grenze mit Östreich, Radziwill (für Ein- und Ausfuhr) und Nowoßeliz (für die Ausfuhr); auf der Grenze der Moldau, Wuljani (für die Ausfuhr). Die erste Stelle unter den auswärtigen Staaten nimmt im Handel mit Rußland Großbritannien ein, von wo aus für 71,360,618 Rubel Waaren (besonders Baumwolle, Färbestoffe, Zucker und Kaffee) nach Rußland kamen, wohin dagegen für 90,293,377 Rubel ausgeführt wurden. Dann folgt Amerika, woher die Einfuhr 26,505,691 Rubel (darunter Rohzucker allein für 25 Millionen Rubel), wohin die Ausfuhr 13,030,372 Rubel betrug. Die Türkei: Ausfuhr 22,967,195 Rubel, Einfuhr 13,584,534 Rubel. Die Hansehäfen (Hamburg, Lübeck, Bremen) führten ein für 26,414,483 Rubel, ausgeführt wurde dahin für 6,137,587 Rubel. Frankreich versorgte Rußland besonders mit Weinen; die Einfuhr französischer Waaren betrug 14,437,944 Rubel (worunter Weine für 7½ Millionen Rubel), die Ausfuhr nach Frankreich 8,280,921 Rubel (worunter Kupfer für 3,600,000 Rubel). Nach Östreich wurde ausgeführt für 10,952,587 Rubel, eingeführt wurde daher für 11,589,997 Rubel (darunter ein Theil Sensen und Sicheln). Preußen empfing für 11,253,223 Rubel und lieferte für 9,416,034 Rubel (darunter Seide, Fische und Salz). Holland: die Ausfuhr dahin 10,267,502 Rubel, die Einfuhr 7,156,312 Rubel (darunter Taback, Krapp, Edelsteine). Italien erhielt für 3,438,647 Rubel, lieferte (worunter besonders Früchte und Öl) für 4,689,552

*) Nach amtlichen Angaben in der petersburger Handelszeitung.

Rubel. Nach der pyrenäischen Halbinsel wurde ausgeführt für 3,248,626 Rubel, dagegen eingeführt von daher für 4,612,507 Rubel (besonders Wein und Salz). Nach Schweden betrug die Ausfuhr 3,534,419 Rubel, die Einfuhr (Hauptartikel waren Fische) 4,196,622 Rubel. Dänemark: die Ausfuhr 5,454,886 Rubel, die Einfuhr 1,514,533 Rubel.

Von Grusien und andern transkaukasischen Provinzen aus betrug zu Lande die Ausfuhr nach Persien und der asiatischen Türkei 2,181,109 Rubel, die Einfuhr 6,066,700 Rubel. Auf dem kaspischen Meere wurde aus Astrachan, Baku und den übrigen Häfen nach Persien ausgeführt für 2,725,798 Rubel, eingeführt für 2,076,638 Rubel. Vom kaspischen Meere, längs der asiatischen Grenze bis Buchturma sind Hauptpunkte für den Handel mit Mittelasien und den Kisgiskosacken die Städte: Orenburg, Troizk, Petropawlowsk und Semipalatinsk; die Ausfuhr betrug hier 6,543,484 Rubel, die Einfuhr 8,208,161 Rubel, besonders hat sich hier der Handel auf der orenburgschen und sibirischen Zolllinie gehoben. Handel von Kjachta: Hauptgegenstände für den Handel mit China sind Pelzwerk, Tuch, Juchten, Baumwollen-, Leinen- und Flachsfabrikate, dagegen gibt China besonders Thee; Ausfuhr 7,146,205 Rubel, Einfuhr (worunter Thee für 6,871,493 Rubel) 7,146,205 Rubel. Die Totalsumme der Ausfuhr aus Odessa betrug 35,875,213 Rubel, die Einfuhr 19,953,957 Rubel.

An der westlichen Landesgrenze ward ein starker Schleichhandel getrieben, der bei der Höhe des Zolltarifs sehr einträglich ist. Die Zollaufsicht wird durch die weite Grenzausdehnung und die bequeme Handelsverbindung der Grenzbewohner sehr erschwert. Im J. 1835 wurden überhaupt für 456,978 Rubel Waaren confiscirt, davon an der Landesgrenze von Europa für 329,254 Rubel. 60.

Van Praet.

Am 5. Febr. endete zu Paris Jos. Basile Bernard van Praet, Conservateur der königlichen Bibliothek und Mitglied der Akademie der Inschriften, seine lange und ehrenvolle Laufbahn. Das Muster eines Bibliothekars, wie es, trefflich gefaßt und ausgedrückt, Aug. Ernesti in der „Narratio de Jo. Matthia Gesnero ad Dav. Ruhnkenium" aufstellt, hat der Verewigte seit mehren Jahrzehnden sich die hohe Achtung und Erkenntlichkeit fast unzähliger Gelehrten und Schriftsteller erworben, denen seine nur Wenigen erreichbare bibliographische Gelehrsamkeit eine unerschöpfliche Quelle der Belehrung darbot. Seit drei Jahren hinderte Alterschwäche den fast Achtzigjährigen, wie sonst die mit wissenschaftlichen Schätzen erfüllten weiten Räume der Bibliothek zu durchlaufen; aber auf seinem Sessel, an den ihn das Alter band, gab er oft den richtigen Titel eines Buchs an, den Ort, wo dasselbe stehe u. s. w. Sein Gedächtniß war noch immer Allen, die ihn mit Fragen angingen, eine zuverlässige Hülfe, und fast bis zu dem letzten Augenblicke seines Lebens mußte man den hohen Werth seiner Belehrungen und seines Rathes rühmen. Der königlichen Bibliothek vermachte er zwei Tage vor seinem Tode den größten Theil der herrlichen Werke, die man ihm aus allen Gegenden Europas verehrt hatte — viele hatte er schon früher dieser seiner Aufsicht anvertrauten Anstalt geschenkt —, und den Rest seiner Bücher der öffentlichen Bibliothek von Brügge, seiner Vaterstadt, die er seine zweite Geliebte nannte, da die pariser seine erste war.

Um 1783 machte sich van Praet durch seine „Notice des manuscrits du duc de la Vallière" bekannt, wegen welcher ihn der Abbé Rives auf grobe und hämische Weise angriff; aber der unbestreitbare Werth dieser Schrift wurde von Freunden der französischen Nationalliteratur und der Bibliographie freudig anerkannt. Kurze Zeit nachher ward van Praet mit 1200 Francs Gehalt bei der königlichen Bibliothek angestellt. Hier blieb der nur seinen Studien und seinem Berufe lebende, stille und fleißige Mann allen politischen Angelegenheiten fremd, und auch die kleinlichen Leidenschaften so vieler Gelehrten unterbrachen nicht seinen Gleichmuth.

Während fast funfzig Jahren ist vielleicht kein Fall vorhanden, daß van Praet nicht auf seinem Posten gewesen wäre, vielmehr war er kaum anderswo. Blos alle Sonnabende, nach den Bibliothekstunden, empfing er einige Freunde, wißbegierige, gelehrte und bescheidene Leute wie er selbst; aber, wohl zu merken, in einem der Säle der Bibliothek, denn ihm würde keine Freundschaft genügt haben, welche der Neigung, die ihn unausgesetzt beherrschte, hätte nachtheilig sein können. Er sagte oft lächelnd zu Parisot: „Amicus Plato, sed magis amica bibliotheca."

Im J. 1795 ward für die damalige Nationalbibliothek ein neues Reglement gegeben. Der Titel eines Bibliothekars wurde abgeschafft und mit dem eines Conservateurs vertauscht; van Praet ward als solcher angestellt. Seine Schriften beziehen sich, wie man denken kann, alle auf die Anstalt, für die er leibte und lebte. Auch die Handschriften des Herzogs von la Vallière, über welche er vor seiner Anstellung an der königlichen Bibliothek schrieb, gehören jetzt zu den Schätzen dieser Anstalt. Sein „Catalogue des livres imprimés sur vélin de la bibliothèque du roi" ist für Bibliographen ebenso unentbehrlich als seines Collegen Mionnet Werk für Numismatiker.

Van Praet hat noch geschrieben: „Histoire du seigneur de la Gruithuyse". Dieser hat einen dreifachen Anspruch auf sein Wohlwollen: er war ebenfalls aus Brügge, ein großer Freund schöner Handschriften, und diese gehören jetzt der königlichen Bibliothek. Ferner: „Catalogue des livres imprimés au quinzième siècle, par Colard Mansion de Bruges". Endlich sein letztes Werk: „Catalogue des livres de l'ancienne bibliothèque de Charles V roi de France"; diese treffliche Arbeit würde der Verf. nicht ohne Beihülfe Feizy's, der ebenfalls bei der königlichen Bibliothek angestellt ist, haben vollenden können. 4.

Literarische Notiz.

Polain, Archivarius der Provinz Lüttich, ist im Begriff, eine belgische Chronikensammlung, die mehres bisher Unbekannte und insonderheit diese Provinz Betreffende enthalten soll, herauszugeben. Als Specimen davon ist bereits erschienen: „La mutinerie de Rivagevis, par *Guillaume de Meeff*." Was demnächst für derartige Werke folgen sollen, sind: 1) „Le patron de la temporalité", von Jakob von Henricourt, einem lüttichschen Geschichtschreiber aus dem 14. Jahrhundert. 2) Eine lateinische Chronik des 14. Jahrhunderts, die viele neue historische Details enthalten soll. 3) Die Chronik von Jean de Prez, genannt d'Outremeuse (in Prosa), nebst Auszügen aus der Reimchronik desselben Verf. 4) Die Chronik von Jean de Stavelot, Mönch von Saint-Laurent. 5) Eine Sammlung von Originalstücken über die Regierung Ludwig's von Bourbon und Arnold's von Hornes, Bischöfen von Lüttich. 6) Eine Auswahl der Chroniken und Originalstücke über die Regierung Ferdinand's und Maximilian's von Baiern. 7) Eine Geschichte von Lüttich von 1688—1734, von Louvrex. Jedes Werk soll selbständig, mit erklärenden Noten, Vorbemerkungen in Betreff des Verf. u. s. w. erscheinen. Auch neue und seltene Karten sollen beigegeben werden, die man in den Archiven des Erzcapitels von St.-Lambert aufgefunden. Ein Glossarium, die alten Wörter befassend, soll die Sammlung beschließen, die als allgemeine historische Monographie einer ganzen berühmten Provinz von Wichtigkeit und Interesse ist. 11.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter für literarische Unterhaltung.

Mittwoch, —— Nr. 67. —— 8. März 1837.

Godwie-Castle. Aus den Papieren der Herzogin von Nottingham. Drei Theile. Breslau, Max u. Comp. 1836. 8. 3 Thlr. 12 Gr.

Rec. ist noch so wenig grau und grämlich im Dienste der Kritik geworden, daß er, tief ergriffen von dem vorliegenden Buche und hingerissen von seiner Vortrefflichkeit, fürchten muß, den ruhigen, kühlen Ton nicht finden und bewahren zu können, den ihm sein Richteramt zur Pflicht zu machen scheint. Indeß was thut's? — er betrachtet sich als einen der ersten unter den zahlreichen Lesern, welche dies Buch finden wird; er spricht den Eindruck frisch und unbefangen aus, den es auf ihn gemacht hat, und er glaubt sicher zu sein, daß ihn Alle, die in einem Romane mehr suchen als den bunten Wechsel wunderbarer Ereignisse, Alle, die an einer gesunden Richtung unserer Literatur lebhaften Antheil nehmen, nicht Lügen strafen werden, wenn er ihnen hier einen der größten und schönsten Genüsse ankündigt, die überhaupt unter den streitenden und verwirrenden Bestrebungen der gegenwärtigen Belletristik möglich sind. Seit Göthe's „Wahlverwandtschaften", mit denen „Godwie-Castle" beinahe selbst in dem Verhältnisse der Wahlverwandtschaft zu stehen scheint, ist eine so feine und tiefe Erkenntniß menschlicher Charaktere und Zustände, eine so gleichmäßig schöne, scharfe und geistreiche Darstellung nicht gesehen worden. Wie auf einem reinen, glatten Spiegel eines herrlichen, tiefen und dabei doch treuen Stromes werden wir hindurchgeführt durch die lieblichsten Thäler, die mit aller Pracht eines himmlischen Friedens geschmückt sind, und durch die Schrecken schroffer, drohender Felsenhänge, und entzückt durch die immer neuen, immer freundlichlächelnden oder großartig ergreifenden Aussichten, die sich im schönsten Lichte und erfreuender Klarheit unserm Auge darbieten, glauben wir fast zu früh das Ziel der Ruhe und Befriedigung erreicht zu haben, das, so sehr und so lange wir es auch erwarteten und ersehnten, dennoch uns nicht so fesselt, daß wir nicht fast sehnsüchtig zurückschauen sollten auf den Reichthum der Bilder, die wir eben genossen, mit dem Gefühl, das man hat, wenn ein lieblicher Traum uns eben entflohen ist, den wir uns vergebens bemühen zurückzurufen, oder wenn wir erfüllt von dem Nachklange einer herrlichen Musik den Platz noch nicht verlassen wollen, wo wir sie vernahmen, um uns nicht aus der süßen Täuschung des Glaubens an ihre längere Dauer gewaltsam herauszureißen. Aber grade diese Empfindung ist es, die ein in sich vollendetes Kunstwerk hinterläßt, umfaßte es auch eine noch so große Fülle gesonderter und verschiedener Erscheinungen; denn diese alle wirken in der Hand des Meisters einträchtig zu Einem Ziele, während uns das Durchwandern und Durchgenießen einer Galerie der schönsten Gemälde anstrengt, ermüdet und unbefriedigt entläßt.

Doch wir müssen wol diese allgemeinen Lobsprüche, zu denen wir uns gedrungen fühlten, noch etwas bestimmter fassen, um das Eigenthümliche der vorliegenden Leistung hervorzuheben. Der Charakter der Herzogin von Nottingham, der durch seine wunderbare Mischung aus aristokratischem und sittlichem Stolz, aus der Offenheit für ein reines, edles Gefühl und dem erzwungenen Streben, es zu unterdrücken, aus wahrer innerer Hoheit und äußerlicher Kleinlichkeit große Schwierigkeiten darbot, ist mit einer ergreifenden Wahrheit in seine verstecktesten Tiefen hinein aufgefaßt und dargestellt; ja, obgleich die Herzogin eigentlich nicht die Hauptperson des Romans ist, so scheint doch das interessante Problem, das sich der Verf. in ihrem Charakter stellte, ihn vorzugsweise angezogen zu haben; er hat es auf das befriedigendste gelöst und hat es verstanden, den unangenehmen Eindruck, den eine solche Persönlichkeit nothwendig machen muß, möglichst zu mäßigen und zu verwischen, trotzdem daß er sich fast zu viel mit ihr beschäftigt. Dennoch möchten wir das Hauptverdienst des Verf. nicht darein setzen, daß er überhaupt die einzelnen Charaktere nach allen Seiten hin deutlich und scharf ausgeprägt zu einer klaren Anschauung brächte; im Gegentheil erscheinen besonders die männlichen Charaktere, namentlich die der beiden Söhne der Herzogin und des Lord Ormond, in einer etwas unbestimmten Vortrefflichkeit. Dagegen ist die Geschicklichkeit und Schärfe, mit der einzelne Zustände und Situationen der handelnden Personen für sich und in ihren mannichfachen Verhältnissen zueinander dargestellt werden, wahrhaft bewundernswürdig. Die Dialoge sind überall mit einer solchen Feinheit ausgeführt, daß wir hier eine unübertroffene geniale Meisterschaft erkennen, die es ebenso gut versteht, den zartesten, bewußten und unbewußten Empfindungen des Herzens, der tiefen Reflexion und der versteckten Sophisterei den richtigen Ausdruck zu geben, als sie die conventionellen Formen

eines Lebens in den gebildeten höchsten Kreisen der Gesellschaft mit tiefer Einsicht zu beherrschen und für poetische Zwecke zu veredeln weiß, sodaß wir hier die schönste Apologie, die irgend ein Dichter geben kann, für diese Formen finden, die sonst als leer und nichtig, als Zwang und Schranke für ein unmittelbares Leben und das reine Wiedergeben des Innern im Äußern erscheinen müssen. Der Verf. läßt sie (Th. III, S. 99) als die geselligen Pflichten bezeichnen, die ergänzend eintreten, wo der große Verband, den die Natur unter den Menschen knüpfte, nicht stattfindet.

Des hiermit bezeichneten Talents ist sich der Verf. sehr wohl bewußt, und darum ist ihm nie die Aufgabe zu schwer, verwickelte Collisionen ringender Persönlichkeiten durch ein Gespräch zu vergegenwärtigen, wo sich ein weniger fähiger Schriftsteller durch eine referirende Angabe des Resultats der Schwierigkeit entzogen haben würde. Wir bewundern die geistvolle Anatomie, die mit ebenso viel Leichtigkeit als Gründlichkeit ein verhülltes Innere mit allen seinen empfangenen Eindrücken, mit seinen oft ihm selbst unbewußten Bestrebungen und Motiven offen vor uns darlegt; aber möge der Verf. bedenken, daß diese schneidende Schärfe gar leicht einen peinlichen Eindruck macht; wie uns selbst im Leben eine zu wenig verdeckte, anhaltende Beobachtung eines durchdringenden Blicks widerwärtig ist, auch wenn wir keine Ursache haben, uns vor ihm zu verbergen, so kann es auch in dem Roman leicht lästig werden, wenn seine Personen sich zu oft der stets lauernden Menschenkenntniß enthüllen müssen. „Godwie-Castle" gibt uns nicht grade Grund, einen Vorwurf dieser Art entschieden auszusprechen, wol aber glauben wir genügende Veranlassung zu haben, den Verf. für die Zukunft vor dem Übermaße zu warnen, zu dem das Talent sich so leicht verführen läßt.

Ein unbeschränktes Lob müssen wir der Sprache des Verf. ertheilen, und wir können dies um so weniger versäumen, je mehr wir wünschen müssen, daß sich so manche von unsern bessern neuern Schriftstellern durch das hier aufgestellte Muster von den Verirrungen abbringen ließen, zu denen sie sich nur zu oft durch ein Haschen nach dem Sonderbaren, Effectmachenden, Genialscheinenden, durch mangelnde oder zu schlaffe Aufsicht über ihre Eigenthümlichkeit, durch bewußte Verachtung der Form oder gleichgültige Nachlässigkeit verleiten lassen; man denke nur an Th. Mundt's Productionen in den „Dioskuren", an L. Schefer, an Rellstab, der sein schönes „1812" durch eine zuweilen selbst bis an das Gedankenlose streifende Haltlosigkeit der Darstellung verunziert hat, zumal in den letzten Bänden. So oft sich auch eine bequeme, wirkliche oder eingebildete Genialität dagegen auflehnen mag, immer bleibt die Wahrheit unumstößlich, daß Form und Inhalt sich innig durchdringen und entsprechen müssen. Wer mag ein schönes Kind in Lumpen hüllen, wenn ihm ein angemessenes Kleid zu geben möglich ist? Und für dieses sorgt eine gute Mutter noch vor der Geburt des Kindes. Wer weiß es nicht, eine wie ängstliche Sorgfalt das Alterthum auf die Form wendete? Darunter litt der Inhalt nicht, und eben darum sind seine Muster die vollkommenen. Auch unserer Literatur fehlt es daran nicht, aber leichtfertige Arbeitsscheu hindert ihre Wirkung. Wenn wir den Styl in „Godwie-Castle" als Muster aufstellen, so verlangen wir damit von Niemand eine knechtische Nachahmung, am wenigsten von den Obengenannten, sondern nur diese ausdauernde Aufmerksamkeit, die sich nie der Flüchtigkeit hingibt, die nie zufrieden ist, die Sache mit einem blos verständlichen, aber nicht von ihr selbst durchdrungenen Ausdruck angedeutet zu haben, die nie einen beiläufigen Einfall und Effect mitnimmt, wenn ihn nicht der Inhalt auf natürlichem Wege herbeiführt. Bei einem so treuen Fleiße kann die Eigenthümlichkeit eines Jeden sehr wohl bestehen, ja, sie entfaltet sich grade dann erst im schönsten Lichte. Der Verf. von „Godwie-Castle" schreibt einen in gleichmäßiger Ruhe hinfließenden Styl, angenehm und lieblich, nie anstößig durch Gesuchtes und Gezwungenes, aber stets fein, scharf und treffend; es drückt sich, wie nach dem oben Bemerkten nicht anders erwartet werden kann, weit weniger die Wärme des Gefühls darin aus als Schärfe des Verstandes und ein zarter Sinn für das jedesmal Schickliche und Angemessene, und diese Eigenschaften sind gewiß ein treuer Abdruck einer Eigenthümlichkeit, die wir in dem Verf. zu bewundern und zu verehren nicht umhin können. Seine feine Beobachtungsgabe muß ein Feld gefunden haben, wo sie einen reichen Schatz der schönsten Erfahrungen sammeln und ihm selbst den ruhigen, klaren Blick, den hochgebildeten Anstand, das gewandte, anerkennende Eingehen in fremde Eigenthümlichkeiten und Stimmungen aneignen konnte, was sich Alles in seinem Buche so deutlich ausspricht.

Diese seine geistige Gestalt uns zu vergegenwärtigen war uns um so mehr ein Bedürfniß, da er es verschmäht hat, seinen Namen zu nennen und an ihn die Anerkennung knüpfen zu lassen, welche ihm gebührt. Er wird hoffentlich fortfahren, unsere Literatur in seiner Weise zu bereichern, und sich endlich wol zu erkennen geben. Daß die „Papiere der Herzogin von Nottingham" blos vorgeschoben sind, um die Anonymität zu verdecken, bezweifeln wir nicht. Der Verleger versichert in seinem Vorworte als „volle Wahrheit", daß die Handschrift des Buches aus der Ferne auf eine nicht gewöhnliche Weise in seine Hände gekommen und ihm selbst der Name des Verfassers unbekannt geblieben sei. Es mag hiermit seine Richtigkeit haben, denn wir wissen aus eigner Erfahrung, daß es rathsam ist, wenn man einmal anonym bleiben will, es auch für den Verleger zu sein. Wir unsererseits hüten uns, eine Muthmaßung laut werden zu lassen, mit der wir nicht sicher sind, vielleicht bedeutend fehlzuschießen. Doch das Vorwort gibt uns noch ein anderes Räthsel auf, indem darin den schärfer und tiefer blickenden Lesern anheimgestellt wird, ob sie das hier Mitgetheilte als wirkliche Erlebnisse und eigentliche Denkwürdigkeiten oder als Dichtung auffassen und betrachten wollen. Wir sind bescheiden genug, um uns auf diese den schärfer und tiefer Blickenden vorgelegte Frage nicht einzulassen; indeß nöthigt uns doch die Recensentenpflicht, eine Meinung abzugeben, und wenn wir mit Grund vorauszusetzen glauben, daß der Verf. dem

Vorworte nicht ganz fremd ist, so scheint die Frage schon die Antwort zu enthalten, daß hier von wirklichen Denkwürdigkeiten der Herzogin von Nottingham nicht die Rede sein kann, die auch, wie der Augenschein lehrt, einen großen Theil des Buches gar nicht hätten enthalten können. Es ist ein historischer Roman, der, mit genauer Kenntniß der englischen Zustände unter der Regierung Jakob I. entworfen, in die Geschichte jener Zeit und in die Eigenthümlichkeit der hervorstechendsten Charaktere, namentlich Jakob's, Buckingham's, Mazarin's, einen hellen Blick thun läßt. Aber genau den Punkt zu bestimmen, bis auf welchen die historische Treue geht, würde nur der genauesten Geschichtsforschung möglich sein; wir müssen diese Aufgabe Andern überlassen. In Eduard I. können wir nur die poetische Wahrheit anerkennen, durch die das Leben des Mannes zwar nicht gerechtfertigt, aber doch motivirt erscheint. Wenn man diesen Charakter und so manchen andern Theil des Buches betrachtet, muß man in der That erschrecken vor der Gefahr, welche das Talent des Verf. der historischen Wahrheit bringen könnte, falls es ihm gefallen sollte Geschichtschreiber zu werden: er würde zwar gewiß oft die Lücken in dem historischen Stoff aufs glücklichste ausfüllen und die Dunkelheiten erhellen; aber er könnte und würde uns ohne Zweifel auch Portraits aufstellen, die mit ihrer frischen lebensvollen Wahrheit uns bestechen und es uns vergessen lassen müßten, daß diese Wahrheit nicht die historische ist. 121.

William Smyth's Reisen.

Der verdienstvolle englische Reisende, Lieutenant William Smyth hat nun die ausführlichere Beschreibung seiner interessanten Reisen in Südamerika zu London herausgegeben unter dem Titel: „Narrative of an expedition across the Andes, and down the Amazons from Lima to Para; with information respecting the commercial advantages to be derived from the navigation of that river and concerning the countries through which it passes.“ Es ist dies vielleicht eins der anziehendsten Reisewerke über Südamerika; der Verf. ist ein ausgezeichneter Beobachter und ein sehr ansprechender Erzähler, und da der eigentliche Zweck der Expedition, zu welcher er gehörte, der war, einen vortheilhaften Übergang über die Cordilleras zu finden, so hatte er Gelegenheit, die Natur dieses Gebirgs und der dazu gehörigen Stromgebiete sehr genau kennen zu lernen. Von den traurigen Höhen von Cerro de Pasco herabkommend, passirte der Reisende die Ebenen von Bonbon, wo er unter Anderm auf die Ruinen einer indianischen Stadt, Namens Taboinga oder Tamboinka, aus den Zeiten der Inkas, stieß. Von dieser verfallenen Stadt standen noch die Mauern bis zu acht Fuß Höhe. Ein Tempel von viereckiger Form war noch wohl zu erkennen, obgleich seine Wände schon tief eingesunken waren. Er schien außerordentlich geräumig gewesen zu sein und einen beträchtlichen Theil der Ebene ehemals eingenommen zu haben. Der Reisende fand hier die Aussage mehrer frühern Reisenden, welche sagten, daß die alten Peruaner in der Architektur sehr ungeschickt gewesen seien, nicht bestätigt. Sie hatten vielmehr, wie sich aus diesen Ruinen ergab, einige Kenntniß des Bogens, und ihre Bauwerke zeichneten sich durch Solidität aus. Die Dimensionen dieser Architektur sind freilich keineswegs großartig, und namentlich sind die Thüren und Thore außerordentlich niedrig; letztere haben niemals mehr als 14 Fuß in der Höhe.

Demnächst gelangte der Reisende in die Stadt Cerro de Pasco, die Hauptstadt des reichsten Bergwerksdistricts in ganz Peru. Die Reisegesellschaft kam hier bei völligem Platzregen an, und der erste Eindruck, den unter solchen Umständen die Stadt hervorbrachte, war deshalb keineswegs günstig. Es war grade Sonntag, und das Volk wandelte oder patschte vielmehr in den kothigen Straßen umher, gekleidet in alle Farben des Regenbogens. Dr. Valdizan, der mit zur Gesellschaft gehörte, hatte hier einen Bruder, in dessen Hause die Reisenden auf die gastfreundlichste Weise aufgenommen wurden. Die Stadt gleicht beim ersten Anblick sehr den Dörfern in Neusüdwales, d. h. sie ist auf sehr unebenem Boden und ziemlich unregelmäßig gebaut, eigentlich aus lauter kleinen Anhöhen und Vertiefungen bestehend. Die Häuser sind weißlich von Ansehen, einige haben neben der Eingangsthür ein kleines Glasfenster, andere sind ohne Fenster. Nur in den bequemsten findet man Feuerstellen, denn die Meisten bedienen sich der Kohlenpfannen. Cerro de Pasco ist in drei Districte getheilt: Cheupimarca, Yanacancha und Santa-Rosa. Jeder von diesen dreien hat seinen eignen Kirchsprengel. Die Bevölkerung der Stadt ist in immerwährendem Zu- und Abnehmen begriffen, was sich nach dem jedesmaligen Zustand der Bergwerke richtet; denn wenn eine ergiebige Grube entdeckt worden ist, so sammeln sich die Indianer in beträchtlicher Anzahl um dieselbe her, um dort Arbeit zu finden. Auf diese Weise schwankt die Zahl der Einwohner stets zwischen 12—16,000. Es sind in der Stadt zwei Marktplätze, der eine heißt Cheupimarca, der andere führt den Namen des Handelsplatzes, weil dort die Frucht-, Korn- und Gemüsemärkte abgehalten werden. Diese Artikel werden viele Meilen aus der Runde nach der Stadt geschafft. Auf dem Platz Cheupimarca steht die Kathedrale, ein Gebäude, das seinem Äußern nach sehr einer englischen Scheune gleicht, nur daß die letztere noch mehr architektonische Regelmäßigkeit zeigt. Sie sieht im Innern besser aus als von außen, denn dort bemerkt man wenigstens die vergoldeten Bildsäulen einiger Heiligen. Die Straßen der Stadt sind sehr unregelmäßig.

Die große Hochebene, welche sich zwischen den westlichen Anden und Cerro de Pasco ausdehnt, wird von vielen reißenden Strömen bewässert, welche weiter südlich sich mit dem Ucayali vereinigen, dessen Lauf sich in großen Windungen erst östlich und dann nördlich hinzieht. Einer dieser Ströme, der Jauja, hat seine Quelle in dem See Chinchaycocho, nicht weit von Cerro de Pasco. Einige Meilen nordwestlich von diesem See entspringt der Maranhon, zuerst aus dem See Llauricocho, von wo an er fortwährend neue Zuströme in seinen Gewässern empfängt, bis er sich weiterhin, erst nordwestlich, dann östlich fließend, mit den reichen Gewässern des Ucayali vereinigt. Nahe bei Cerro de Pasco entspringt der Huallaga, der als Bergstrom zuerst sich in die Thäler der östlichen Anden ergießt und dann in mannichfachen Windungen nordwärts fließt, bis er in den Maranhon fällt. So finden sich hier also in einem Umkreis von etwa zehn Meilen im Durchmesser die Quellen dreier großen Ströme, von denen der beiweitem kleinste, nämlich der Huallaga, immer noch ansehnlicher als der Rhein ist.

An dem Flusse Higueras, einem Nebenflusse des Huallaga, liegt die Stadt Huanuco in einem schönen Thale auf der östlichen Seite der großen Andenreihe in einer Höhe von 6300 Fuß über dem Meere. Diese Stadt ist 1542 gegründet und wurde im folgenden Jahre zu einem Bisthum erhoben. Dieser Ort ist regelmäßiger gebaut als Cerro de Pasco, und einige Straßen sind sogar gepflastert, allein dessenungeachtet sehr beschwerlich zu betreten, da die Ausbesserung des Steinpflasters sehr vernachlässigt worden ist. Diese Stadt hat mit Einschluß der Kathedrale nicht weniger als 14 Kirchen, demnächst auch ein einziges Kaffeehaus, wo die Reisenden etwas Eis genossen, das aber schlecht genug zubereitet war. Eine Menge Menschen versammelte sich bei ihrer Ankunft in und vor dem Kaffeehause und staunte die Fremdlinge als Wunderdinge an.

„Die Osagen in Europa", sagt der Verf., „waren keine größern Curiositäten als wir in Huanuco."

Neuern Ursprungs als Huanuco ist die Stadt Pozuzu. Sie ist 1712 gegründet, aber gegenwärtig schon fast gänzlich in Trümmern. Sie liegt an dem Flusse gleichen Namens in einer angenehmen und vortheilhaften Lage. Nur selten wird sie von Reisenden besucht. Die Kirche, deren ansehnliche Größe einen Begriff geben kann von dem einstigen blühendern Zustande der Stadt, ist jetzt ganz mit Gestrüpp und Schlingpflanzen bedeckt. In der Nachbarschaft sind einige kleine Coca- und Yuca-Pflanzungen, die hauptsächlich den Indianern von Muña und Chaylla zugehören, welche sie alle drei bis vier Monate besuchen, um die Cocablätter zu sammeln. Zuckerrohr wächst in beträchtlicher Menge wild; es ist ungemein saftig und zuckerreich und erreicht eine ansehnliche Höhe. Über den Fluß Pozuzu, der hier ungefähr 30 Faden breit ist, führt eine schwebende Brücke. Die Ufer des Flusses sind malerisch und reizend; schöne große Bäume hangen über den Strom, der an einigen Stellen, durch rauhe Felsen zusammengedrängt, rauschender und reißender hinschießt, während er an andern Orten einem ruhigen Spiegel gleicht.

Nicht ohne Gefahr befuhr Lieutenant Smyth den reißenden Huallaga, der einen so schnellen Fluß hat daß er $6\frac{1}{2}$ engl. Meile in einer Stunde zurücklegt. Es ist natürlich, daß ein so reißendes Gewässer vielfache Stromschnellen hat; die erste ist die von Cayumba. Hier geht der Strom einen schmalen Felsenpaß hindurch, ungefähr zwei engl. Meilen in der Länge, rechts und links wird er von einer ungeheuern Felsenklippe eingezwängt, die in einer Höhe von 300 Fuß den schäumenden schmalen Fluß überschattet. Man sagt, daß dieser Engpaß sich vor ungefähr 30 Jahren bei einem heftigen Gewitter gebildet habe, wo der Blitz in den furchtbaren Felsen schlug und ihn mitten entzweispaltete. Die ungeheuere Masse des in den Strom geschleuderten Felsenblocks gab ein Getöse, das man drei engl. Meilen weit hinab in dem Thal von Chinchao vernehmen konnte. Zwei engl. Meilen weiterhin befindet sich eine zweite Stromschnelle oder Wassersturz (bei den Indianern Malpaso), welche den Namen Malpaso de Islaypata führt. Auf diesen gefährlichen Flussstrecken sieht man über spitze Felsen, zwischen umgestürzten Bäumen und geknicktem Gestrüpp hindurch den leichten Canoe der Indianer gleich einem kleinen Spielball schwanken, und es gehört ein wahrhaft indianischer Muth und die Geschicklichkeit dieses Volks im Rudern dazu, um nicht an seiner Erhaltung zu verzweifeln. Die Indianer zeigen bei diesen Gelegenheiten auch etwas Aberglauben; sie pflegen, wenn sie einen solchen Wasserstrudel passiren, unaufhörlich zu trommeln, auf einer langen hölzernen Trompete zu blasen und nach allen Richtungen zu schießen. Durch diese Manoeuvres glauben sie die bösen Geister des Orts, welche auf ihre Beute lauern, zu erschrecken und zu verjagen. Von dem Maranhon, diesem Kaiser unter den Strömen, gibt der Verf. folgende Beschreibung: „Wir waren in der That betroffen, als wir diesen majestätischen Strom zuerst erblickten, der hier wenigstens noch um die Hälfte breiter war als der Ucayali beim Zusammenfluß beider. Die Ufer des letztern unweit seiner Mündung sind niedrig und schlammig; aber das entgegengesetzte Ufer des Amazonenstroms ist hoch und schön, mit herrlichen Bäumen bewachsen, die einen fortlaufenden Wald auf beiden Seiten des Flusses bilden, so weit das Auge reichen kann. Der Maranhon verändert sich häufig in seiner Breite; denn während er an einigen Stellen wol anderthalb engl. Meilen breit ist, erreicht er an andern kaum die Breite einer halben Meile. Er fließt nicht so reißend als der Huallaga, etwa drei bis vier engl. Meilen in der Stunde. Seine Tiefe im Hauptstrom beträgt ungefähr zwölf Faden; aber Tiefe und Breite wechseln sehr nach der Jahreszeit. Es gibt in dem Maranhon viele Eilande, von denen einige, bei trockener Zeit, mit dem Festlande vereinigt sind. Der Strom ist gänzlich frei von Hindernissen für die Schifffahrt, mit Ausnahme der fließenden Bäume, die der Schiffer leicht vermeiden kann." 80.

Notizen.

Der Name des londoner Buchhändlers Richard Carlisle (nicht zu verwechseln mit Thomas Carlyle, dem um das Verständniß Schiller's und der deutschen Literatur überhaupt bei seiner Nation mannichfach verdienten Gelehrten) wird unsern Lesern nicht unbekannt sein, da dieser Mann vielfache und wol nicht ganz unmotivirte Verfolgungen erleiden mußte wegen mehrer bei ihm erschienenen irreligiösen Schriften, deren Grundsätze er gewissermaßen zu seinen eignen gemacht hatte. In neuesten Zeiten nun ist dieser ausgemachte Freigeist in sich gegangen; er gibt seinen bisherigen Lebens- und Geschäftswandel auf, nennt sich wieder einen guten Christen und will Prediger bei einer protestantischen Kirchengemeinde werden. Zu diesem Zwecke hat er bereits die erste Formalität bestanden, die zu Erhaltung der Erlaubniß zu predigen nothwendig ist, und die vornehmlich in Ablegung eines bestimmten, schriftlichen wie mündlichen Glaubensbekenntnisses besteht. Dasselbe lautet so: „Ich der Unterzeichnete, Richard Carlisle, schwöre Treue dem König und erkläre, daß mir gewisse Kirchendogmen, besonders diejenigen, welche die Transsubstantiation betreffen, ein Greuel sind. Ich bekenne durch schriftliche wie mündliche Bestätigung meinen Glauben an Gott den Vater, seinen eingeborenen Sohn Jesus Christ, welcher wahrer Gott ist, und an den heiligen Geist, welche drei die einige Gottheit ausmachen. Ich bekenne, daß die heiligen Schriften des Alten und Neuen Testaments durch unmittelbare göttliche Eingebung entstanden sind. Auch beschwöre ich, daß ich die protestantische Bibelübersetzung der römisch-katholischen, welche unter dem Namen der Vulgata bekannt ist, vorziehe. Endlich erkläre auch ich, Richard Carlisle, feierlichst in Gegenwart des allmächtigen Gottes, daß ich wahrer Christ und Protestant bin und als solcher an die Heiligkeit der Bibel ganz in dem Sinne glaube, wie die protestantischen Kirchen solches vorschreiben. Ich bin überzeugt, daß sie den geoffenbarten Willen Gottes enthalte, und nehme sie voll Zuversicht als Lehre und Richtschnur meines Wandels an. Gezeichnet Richard Carlisle." Auf dieses Bekenntniß erklärte Alderman Wood, der den Eid abzunehmen hatte, daß er ihm das Zeugniß seines echten Christenthumes ausstellen wolle, und machte ihm zugleich seinen Glückwunsch darüber, daß er den groben atheistischen Irrthümern seines frühern Lebens entsagt habe. Hierauf erwiderte Carlisle, daß er mit argem Herzen die heiligen Schriften durchgelesen, in der Absicht, ihren apokryphischen Inhalt zu erweisen; daß er aber eben durch diese Lesung in dem entgegengesetzten Glauben bestärkt und von ihrer wahrhaft göttlichen, durchaus authentischen Wesenheit überzeugt worden sei. Man war im Publicum auf die erste Predigt des Neubekehrten sehr gespannt, die wahrscheinlich eine ungeheuere Masse von Zuhörern herbeigezogen hat.

Herr Nobell, ein niederländischer Arzt, hat in seiner Praxis ein neues Mittel gefunden, wie man die Stumpfheit und Dummheit des Geistes heilen kann, und nicht verfehlt, dies probate Mittel der medicinischen Societät von Gent mitzutheilen. Er hatte nämlich einen Patienten, einen jungen Menschen von trägem und beschränktem Temperament, dieser kam auf den Einfall, sich ein paar Kugeln durch seinen dummen Kopf zu jagen; allein er schoß sich nur das Auge aus und machte sich dergestalt ein Loch in seinen Schädel, woraus nun einige Tassen voll Gehirn herausflossen. Das Resultat davon war, daß der junge Mensch sehr aufgeweckt und lustig ward, wodurch sich also die uralte Regel, daß allzu viel ungesund ist, vollkommen bestätigte. 11.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Donnerstag, —— Nr. 68. —— 9. März 1837.

Deutsche Geschichte, mit besonderer Rücksicht auf Religion, Recht und Staatsverfassung von George Phillips. Zweiter Band. Berlin, Dümmler. 1834. Gr. 8. 2 Thlr. 16 Gr. *)

„Den Gebrauch des gesunden, im deutschen Vaterlande so einheimischen Menschenverstandes durch Geschichte zu befördern, war mein Bestreben", sagt Krause in der Vorrede des zweiten Bandes seiner „Geschichte des Mittelalters". Leider können wir Dasselbe nicht von dem vorliegenden Werke bezeugen, welches durch Bigoterie und Mystik vielmehr ganz und gar die Tendenz hat, ein Hülfsbuch zur „Restauration der Staatswissenschaften" im Geiste der Haller'schen Schöpfung zu werden, die weltliche Macht wieder zu einem Werkzeuge und zur Dienerin der Kirche herabzuwürdigen und aus Religion Kirchensatzung zu machen. Nicht eine Spur von der so wesentlichen und wichtigen Unterscheidung zwischen Religion und Kirche ist in dem ganzen Werke anzutreffen; im Gegentheile ist die Kirche die Inhaberin und Spenderin der Wahrheit und des Segens der Religion, wie deren Oberhaupt der Verkünder des göttlichen Willens. So heißt es S. 20: Pipin sei von Gott dazu erwählt gewesen, der Kirche in ihrer damaligen Bedrängniß rettenden Beistand zu leisten und eben dadurch das große Ereigniß vorzubereiten, welches eine der wichtigsten Grundlagen der Geschichte Europas für ein ganzes Jahrtausend geworden; und S. 75: die Krönung des Königs der Franken und Longobarden sei ein Ereigniß gewesen, auf welchem fortan die Geschichte des abendländischen Europas beruht habe, Papst Leo aber sei es, durch dessen Hand das römische Kaiserthum wiederhergestellt worden, indem (S. 79) diese Wiederherstellung nur von der Kirche habe ausgehen können. Welches immer die Motive gewesen sein möchten, die dieses Ereigniß herbeiführten, die eigentliche und wahre Erklärung sei außerhalb der menschlichen Verhältnisse zu suchen, in der Lenkung der göttlichen Vorsehung, die, nachdem sie Alles dazu vorbereitet, den Gedanken dazu in die Seele des Papstes legte und durch ihn das Werk vollführte. Ferner S. 258:

> Die Stellung des Papstes brachte es mit sich, daß eine so wichtige Handlung, zu deren Ausführung auch der erste Gedanke in seiner Seele entstand (divino nutu, wie er selbst davon sagte), auch nur durch ihn geschehen konnte. Der Papst, als das höchste sichtbare Oberhaupt der Kirche, war daher auch das Organ, durch welches der göttliche Wille, der also die Verhältnisse gelenkt hatte, ausgesprochen wurde, und da durch das Christenthum überhaupt die Bedeutung aller weltlichen Macht geläutert worden war, so konnte Derjenige, welcher mit dem höchsten Maße dieser Macht bekleidet werden sollte, es auch gar nicht anders wollen, als diese Macht aus den Händen des Stellvertreters Christi auf Erden zu empfangen, wie denn auch das Volk selbst den Neugekrönten den von Gott Gekrönten benannte, und der Kaiser selbst von sich sagte, er sei auf göttliche Eingebung gekrönt worden.

So viel steht S. 268 jedenfalls fest:

> Der erste Kaiser war es durch den Papst geworden, und somit war auf den Papst durch diese Handlung auch für alle Zukunft das Recht der Kaiserkrönung übergegangen.

Endlich S. 399:

> Der jedesmalige Nachfolger des verstorbenen Königs wurde, wie dies schon mit Pipin geschehen war, gekrönt und gesalbt; die Krone, als das bedeutendste Symbol seiner neuen Würde, wurde ihm durch die Sanction der Kirche mitgetheilt. Faßt man diese Handlung, abgesehen von ihrem Zusammenhange mit der alttestamentarischen Salbung der Könige, von dem christlich-germanischen Gesichtspunkte auf, so läßt sich ein Vergleich mit der Investitur ziehen; nicht in der Weise, als ob durch die Krönung der König Vasall der Kirche geworden wäre, sondern nur in der Art, daß derselbe, indem er sich krönen ließ, es anerkannte, daß es Gottes Gnade sei, die ihn an der Stelle seines Vorgängers zum Könige annehme, und daß Gott diese Gnade durch die Kirche ausspreche.

Man sollte es kaum für möglich halten, daß dergleichen Zeug 1834 zu schreiben Jemand die Dreistigkeit haben könne, wenn es nicht unverkennbar wäre, daß derselbe Geist, welcher die Jugendbildung in die Hände der Jesuiten oder anderer Mönche zurückgibt und davon wol noch Rühmens macht, auch solche Werkzeuge brauchte wie unsern Autor. Wir mögen es keineswegs tadeln, erkennen es vielmehr als verdienstlich an, wenn die Geschichte aus dem Gesichtspunkte einer Darstellung der göttlichen Weltregierung und des Waltens der Vorsehung über das menschliche Geschlecht bearbeitet wird. Wer fühlt nicht Ruhe und Ergebung in dem Bewußtsein der Vorstellung, daß alle unsere Haare gezählt sind von dem Allwissenden. Unausbleiblich aber muß auch in dieser Vorstellung die Entwickelung der Geschichte, der jedesmaligen Gegenwart aus der Vergangenheit, in ihrem stetigen Zusammenhange fortrücken, und es darf nirgend eine Begebenheit als eine besondere, einzeln beabsichtigte oder ausgeführte Anordnung

*) Vgl. Nr. 264—267 d. Bl. f. 1835. D. Red.

der Allmacht herausgehoben, noch das Eine mehr als Gottes Wille denn das Andere ausposaunt werden, dafern es Geschichte bleiben soll. Den Papst aber für ein besonders bevorzugtes, wol gar privilegirtes Werkzeug der Verkündung des göttlichen Willens auszugeben, wie mag das in einer Rechtsgeschichte dem ganzen protestantischen und griechischen und türkischen Europa, ja selbst dem katholischen weisgemacht werden wollen, das doch nur den Papst im Conclave und in Glaubensartikeln, nicht außer denselben, für unfehlbar zu achten von dem Rechtgläubigsten gelehrt werden darf.

Die Kaiserkrönung von 800 ist unstreitig eine sehr wichtige Begebenheit gewesen; keineswegs jedoch eine Weltbegebenheit, nicht einmal eine solche, worauf die fernere Geschichte des abendländischen Europas beruht hat, selbst wenn man letzteres im römischen Wortverstande nehmen wollte. Das ist eine Übertreibung, deren Größe sich sogleich an den Tag legt, wenn man bedenkt, daß Portugal, Spanien, Frankreich, Großbritannien, Dänemark und Schweden unmittelbar davon gar wenig berührt worden sind. Nur für Deutschland und Italien besteht jene Wichtigkeit, aber nicht zum Heile, sondern zum Fluche für beide Länder. Denn der Unsegen, der auf dieser Kaiserwürde von ihrem ersten Ursprunge an geruht hat, ist durch ihre Übertragung nicht allein auf die Familie Kaiser Karl's, sondern auf ganz Deutschland und Italien vererbt worden, deren lange Zerrüttung und Ohnmacht aus der Vereinigung der deutschen mit der lombardischen Königs- und mit der Kaiserkrone zum größten Theile herrührt. Wol sah der brave Karl Martell und sein tapferer Enkel solches vorher, weshalb der Erstere sich hütete, auf die Lockungen des Papstes einzugehen, und der Letztere nur durch Überraschung dahin gebracht werden konnte, sich damit zu bemengen. Einmal aber durch die Ränke seines ehrgeizigen Vaters in die Nothendigkeit einer Befreundung mit demselben gesetzt, auch selbst nicht ganz frei von Bigoterie, noch weit weniger von Ehrgeiz, mochte der einmal gekrönte Kaiser die Vortheile nicht wegwerfen, die ihm der Glanz dieser Würde tragen konnte, obgleich man auch nicht bemerkt, daß er darauf einen übergroßen Werth gelegt oder zu deren Erhaltung Schritte gethan hätte, wie seine minder weisen Nachfolger, durch welche seine Königskronen gefährdet werden konnten. Den Schluß, weil der Papst den ersten Karolinger gekrönt habe, so habe er dadurch ein Recht zur Kaiserkrönung überhaupt erlangt, sodaß die kaiserliche Würde von der Sanction des Papstes abhängig geworden, kann man vollkommen mit jenem bekannten Satze vergleichen: „Weil der Löwe ein grimmiges Thier ist, also — müssen wir Gott lieben.“ Wenngleich spätere Anmaßung auch jenen Artikel der Gläubigkeit menschlicher Dummheit eingeredet hat, wie noch viele andere unverständigere Dinge, so sind doch noch Karl der Große und seine Zeitgenossen nicht einfältig genug gewesen, so etwas zu glauben. Im Gegentheile beweist die Thatsache, wie er noch bei Lebzeiten dafür sorgte, daß sein Sohn nach erklärter Einwilligung der Reichsstände sich selbst die Krone aufs Haupt setzte und den kaiserlichen Titel annahm, wie weit er davon entfernt war, dem Papste irgend ein Recht der Mitwirkung dazu einzuräumen (S. 85). Daß der frömmelnde Ludwig nach des Vaters Tode diese Ceremonie durch den Papst bei dessen Besuche wiederholen ließ, konnte weder jene Thatsache und das aus ihr nach allgemeiner Anerkennung bestehende Recht wieder vernichten, noch hat der Verf. (S. 272) irgend einen Umstand angeführt, aus welchem hervorginge, daß diese religiöse Feierlichkeit in der Meinung einer Unzulänglichkeit der vorangegangenen bürgerlichen unternommen worden sei, und daß diese durch jene erst habe ihre rechtsverbindliche Kraft erlangen sollen. Insofern daher Sanction durch Bekräftigung oder Rechtsanerkennung übersetzt werden will, ist davon bei dieser abermaligen Krönung nicht die Rede, wol aber, dafern man unter Sanction die Heiligung, die kirchliche Weihe einer Handlung versteht. Wie man auch den Ursprung der Herrschermacht ansehen möge, so kann doch kein religiöses Gemüth dabei sich der Vorstellung erwehren, daß es eine Macht ist, die von Gott kommt, welche durch seine Weltregierung und die in derselben zur Wirklichkeit gediehenen Einrichtungen auf das Haupt Desjenigen gekommen ist, dem sie von Rechtswegen zu Theil wird. Abgesehen von diesem ihrem Rechtsgrunde ist es daher natürlich, daß Derjenige, welcher mit dieser Macht bekleidet wird, sich demüthigt vor dem Herrn der Heerscharen und ihm das Gelübde darbringt, sie nach seinem Wohlgefallen zu handhaben; nicht minder, daß Diejenigen, welche ihm gehorchen sollen, zu der Vorsehung um einen gerechten, weisen und braven Führer beten. Überall daher ist es Gebrauch, daß zwar nicht der Antritt einer neuen Regierung selbst eine religiöse Ceremonie geworden, aber mit Begehung religiöser Feierlichkeiten verbunden worden ist, welche ebenso natürlich den symbolischen Charakter angenommen haben. So geschah auch bei den alten Stämmen der Germanen die Schilderhebung der Könige unter den Hymnen der Priester und der Segensprechung des Oberpriesters. Dies war um so unvermeidlicher, da die Erhebung der Könige auf der gegenseitigen Angelobung der Treue beruhte, und das Volk ebensowol dem Könige, als der König dem Volke den feierlichen, gottesdienstlich eingeführten Eid der Huld zu schwören hatte. Als die heidnischen Priester von den christlichen verdrängt worden waren, konnte es nicht ausbleiben, daß die Letztern auch bei dieser Feierlichkeit an die Stelle der Erstern traten; und niemals zu kurzsichtig, wo es die Beförderung ihres Ansehens und ihres politischen Einflusses gegolten hat, haben sie nirgend verabsäumt, diese Verrichtung als eine ihrem Amte gebührende anzusprechen und auszuüben, sich sogar zu versichern, daß solche nicht ohne sie geschehe. Man gedenke nur des Salbungsfläschchens zu Rheims! Solchergestalt ist es überall ein Vorzug der Primaten der Geistlichkeit in jedem Reiche geworden, die Krönung zu vollziehen, als eine der wichtigsten Feierlichkeiten in der Kirche. Nur allein Schwäche und Aberglauben aber hat irgendwo aus dieser Amtsverrichtung, welche eine Pflicht ist, eine Befugniß zur Sanction eines davon durchaus

unabhängigen Rechtes machen können. Selbst der Einfältigste unter den Karolingern würde den Bischof schön angesehen haben, der sich der ihm anbefohlenen Krönung hätte weigern wollen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Correspondenznachrichten.

Paris, 20. Februar 1837.

Der Carneval ist für dieses Jahr, ungeachtet seiner kurzen Dauer, ungewöhnlich ruhig vorübergegangen und selbst mit weit weniger Lärm und Spectakel zu Grabe getragen worden als die frühern Jahre. Abgesehen von gewissen zufälligen Ursachen, auf welche ich Sie neulich bereits aufmerksam gemacht habe, wie der Trauer in der Vorstadt St.-Germain, den politischen Verstimmungen in den Tuilerien und ihren nächsten Umgebungen, der häuslichen und öffentlichen Noth des Ministeriums, der Grippe, welche am Ende auch hier einen gefährlichern Charakter angenommen hat; abgesehen hiervon, sage ich, scheint der Zahn der Zeit, die Mode, der Geschmack auch an diesen Faschingsfreuden herumzunagen, bis sie nach und nach vollends aufgezehrt sein werden, um einem andern Zeitvertreibe und andern Thorheiten Platz zu machen. Die drei letzten Tage, zufälligerweise nach langem Sturm und Regen von schönem Wetter begünstigt, waren im Ganzen doch nur wenig belebt. Die Drängerei, das Schreien, der dabei unvermeidliche Unfug, die Händel mit der Policei, Verhaftungen u. s. w. fehlten namentlich am Dienstage weder auf den Boulevards noch in der Rue St.-Honoré, dem pariser Corso; allein Masken, Cavalcaden, Aufzüge und Mummereien, warum es sich doch eigentlich handeln sollte, zeigten sich nur wenige; und was man etwa hier und da noch gewahr wurde, war abgenutzt, verbraucht, alltäglich, gemein, ohne Witz und ohne Ironie. Am Abend und die Nacht hindurch gab es natürlich maskirte und unmaskirte Bälle an allen öffentlichen Orten, in allen Theatern, welche dazu die Erlaubniß und die Mittel haben. Der Mittelpunkt der Tollheit war für dies Mal der große Opernsaal, wo man sonst in der Regel noch eine ziemlich gesetzte, anständige und selbst langweilige Gesellschaft anzutreffen gewohnt ist. Allein die gegenwärtige Administration scheint sich nach und nach von den Carnevalsfreuden ganz zurückziehen zu wollen; sie hat in diesem Jahre nur wenige, möglichst langweilige Bälle gegeben, will nicht einmal mehr etwas von den glänzenden Lotterien wissen, wodurch noch voriges Jahr Herr Véron sein Publicum anzulocken und zu kurzweilen suchte, und hat sich am Ende sogar soweit herabgelassen, daß sie ihr glänzendes Local den Orgien eines Musard und seiner Genossenschaft einzuräumen nicht angestanden hat.

Einige Überwindung soll es ihr gleichwol doch gekostet haben. Wenigstens war man noch den ganzen Dienstag über in ziemlicher Ungewißheit, ob Musard wirklich in diesem Heiligthume des guten Tons und guten Geschmacks festen Fuß fassen werde. Erst nachdem bereits die Nacht eingebrochen war, verkündigten wunderlich maskirte Trabanten, welche mit transparenten Anschlagezetteln durch die Straßen eilten, daß Musard über Duponchel den Sieg davongetragen habe, und daß man für fünf Francs, die Hälfte des gewöhnlichen Preises für die Opernbälle, maskirt oder nicht, durch die Pforten der Oper um Mitternacht in den Tummelplatz der Ausgelassenheit einziehen könne. Mehr bedurfte es nicht. Kaum war die gewöhnliche Vorstellung beendigt, als sich bereits Tausende in den äußern Corridors und den der Oper zunächst gelegenen Passagen herumdrängten, um den interessanten Augenblick abzuwarten, wo sich die besagten Pforten aufthun würden. Herr Musard, welcher sein Publicum kennt, es zu behandeln weiß und ihm selbst bis zur Präcision ergeben ist, ließ auch diesmal nicht auf sich warten. Zur bestimmten Stunde thut sich die weite Halle auf; die unabsehbare Colonne von maskirten und unmaskirten Individuen setzt sich in Bewegung; unter tausend Ängsten und Rippenstößen, unter Ach und Weh wird man zur Kasse mit fortgerissen, welcher an doppelten Bureaus die Fünffrancsstücke zu Hunderten zufliegen; mit Mühe arbeitet man sich von hier zu dem Haupteingange des eigentlichen Ballsaales durch; aber schon ist er überfüllt, man drängt von oben, man drängt von unten, man schreit nach Luft, man fällt in Ohnmacht, man will zurück; umsonst! die von außen wachsende Masse behält die Oberhand, ein Hauptstoß gibt den Ausschlag und, wohl oder übel, fliegt man mit hundert Freudensgenossen auf einmal die zehn bis zwölf Stufen hinein, welche auf das zum Tanzsaal umgewandelte Parterre führen. „C'est magnifique", seufzt ein wohlbeleibter Hanswurst neben mir, dem der Schweiß unter seiner schwarzen Sammtmaske in großen Tropfen hervorquillt. „Le diable de Musard, comme il arrange bien ses bals masqués, le pauvre homme!"

Die letzte Beileidsbezeigung ging wahrscheinlich auf Musard's letzte Krankheit, von der er noch sichtliche Spuren an sich trug. Er zeigte sich heute zum ersten Male wieder dem Publicum, eine bleiche, abgemagerte Gestalt, welche, gleich einer geisterhaften Erscheinung aus der Welt der Abgeschiedenen, mit unverrückter Miene das hundertköpfige Orchester regiert, welches zu diesem teuflischen Feste den höllischen Reigen spielt. Denn das ist wahrhaftig der erste Eindruck, wenn man so in dieses wunderbare Getümmel hineingeschleudert wird. „Und was thut man nun da, man tanzt doch jedenfalls?" werden Sie fragen. Freilich, vorausgesetzt nämlich, daß Sie dieses unsinnige Treiben in die Kategorie der Vergnügungen setzen wollen, welche man in andern ehrlichen und vernünftigen Ländern Tanz nennt. Nein! sage ich Ihnen, man tanzt nicht; man rast, man rennt, man lärmt und schreit, man feiert Bacchusfeste und erhitzt sich im Unfuge bis zu den scheuslichsten Geberden priapeischer Lust; nur mit dem Unterschiede, daß dabei der classische Anstrich durch die Hefen der gemeinsten Romantik übertüncht ist, welche selbst einen Theil der pittoresken Illusion wieder zerstören, welche ein solches Gewühl hervorzubringen im Stande wäre. Pittoresk, das läßt sich nicht leugnen, bleibt diese Unzucht dennoch. Durch wiederholte Stöße von oben herein ist man endlich bis in den Grund des Saales zurückgeworfen worden. Mit Mühe faßt man auf einer Bank oder Estrade festen Fuß. Wer, von den Wogen umhergeworfen, nicht ein solches Rettungsbret erlangen kann, klimmt in die von außen wohlweislich verschlossenen Logen des ersten Ranges empor. „À bas, à bas!" ruft die Policei von allen Seiten den Verwegenen zu. Aber schon ist die glänzende Loge des Herzogs von Orleans von einem Dutzend breitschulteriger Harlekins erstürmt, die Policei zieht sich überwunden zurück, und in wenigen Augenblicken ist die ganze weite Logenreihe im Besitze hohnlachender Sieger. Jetzt erst fängt man an, dieses wundersame Schauspiel zu genießen, wenn dabei überhaupt von Genuß die Rede sein kann.

Dieser große, weite, auf das glänzendste ausgeschmückte Raum, von Tausenden von Wachskerzen erleuchtet, zwölf bis sechzehn Kreise, welche sich in wildem Taumel unter einer unbeweglichen Masse von Menschenköpfen mühsam um sich selbst herumtreiben, der ausgelassene Jubel, die fanatisirende Musik, das Alles gibt ein Gemisch von pittoresken Scenen, welche kaum einer Beschreibung fähig sein dürften. Der erste Eindruck ist blendend, das längere Verweilen demüthigend und unbehaglich. Man fängt an, Betrachtungen zu machen und zu kritisiren, was man an solchen Orten doch nie thun sollte. Man findet, daß dieses französische Volk, welches so groß, so edel, so gebildet sein will, in seinen Freuden bis zur tiefsten Gemeinheit, bis zur empörendsten Niedrigkeit herabsinkt; man bleibt am Ende bei der traurigen Wahrheit stehen, daß dieses Volk einer reinern Äußerung der Freude, eines wirklichen Genusses geselliger Heiterkeit gar nicht mehr fähig ist; alles bessere Gefühl, was dazu gehört, ist ja längst abgestumpft; es sind ja nur noch die letzten Hefen moralischer Haltung übrig, und um diese aufzuregen, muß man Unnatur, Wahnwitz, Raserei, Schmuz,

Gemeinheit und Musard'sche Musik haben. Lebt in den Franzosen überhaupt noch ein Funken von wahrem musikalischen Geschmack, woran man zur Zeit allerdings noch zu zweifeln berechtigt ist, so ist es dieser Musard, den man diesen Abend wie den Gott des Festes im Triumphe trug, und den man jeden Tag als das Ideal, den Typus der Volksmusik preist und vergöttert; so ist es dieser Musard, sage ich, dieser größte Musikverderber des 19. Jahrhunderts, welcher diesen letzten spärlichglimmenden Funken mit seiner trostlosen Musik, mit seinen zerbrochenen Stühlen, Pistolenschüssen und alten Töpfen, so ganz und gar auslöschen und vernichten wird, daß er sich nie und nimmermehr zu der himmlischen Flamme entwickeln kann, welche in dem Busen Dessen brennen muß, der begreifen und fühlen will, was wahre Musik ist. Musard steht aber in dieser Beziehung selbst noch nicht einmal auf der Stufe, auf welcher der letzte böhmische Dudelsackpfeifer steht. Er weiß gar nicht, was Musik sein soll, und doch will er der Lehrer und Meister des Volkes sein; und doch hat er bereits wirklich einen so großen und verhängnißvollen Einfluß gewonnen, daß das Conservatoire mit allen Concertgesellschaften und Singschulen Decennien daran arbeiten kann, um nur erst wieder gut zu machen, was diese incarnirte Pest der Musik verdorben hat. Man sollte ihn gleich jetzt durch ein Corps in böse Geister verwandelter Bierfiedler aus dem Paradiese der Töne und Harmonien herauspeitschen lassen, um ihn zum Kapellmeister jener unterirdischen Mächte zu machen, deren bocksfüßige Trabanten mit ihrer höllischen Musik von Kesseln, Töpfen, Schüsseln und Nothschüssen die armen Seelen der Verdammten bis an der Welt Ende peinigen.

Für dies Mal scheint der Skandal selbst der, was Sitten und Unsitten betrifft, sonst ziemlich nachgiebigen Regierung zu arg gewesen zu sein. Denn soeben lese ich, daß Hr. Duponchel, als verantwortlicher Unternehmer alles Dessen, was in der Oper vorgeht, auf Ansuchen des Ministers des Innern für diesen Fastnachtsspaß von der Specialcommission der königlichen Theater, als Schiedsgericht, zu 10,000 Francs Strafe verurtheilt worden ist, welche dem Pensionsfonds der Oper zu gute kommen sollen. Hr. Duponchel will aber davon nichts wissen, weil einem Vertrage seines Vorgängers, Hrn. Véron's, zufolge alle Ballunternehmungen in der Oper einem Hrn. Mina überlassen worden sind und zur Last fallen. So hängt die Sache; von Rechtswegen wird aber am Ende doch wol Musard die Schuld abbüßen müssen. Ob übrigens der Grund der Verdammung ein moralischer oder ein ökonomischer ist, wage ich nicht zu sagen. Wahrscheinlich ist jedoch das Letztere der Fall; denn um die Gitterlogen, an denen man hinaufgeklimmt war, um die seidenen himmelblauen Vorhänge und das schöne Mobiliar in den kostbaren Prosceniumslogen sah es am Morgen trübselig aus.

Die Schlußscene des pariser Carnevals bildet bekanntlich seit undenklichen Zeiten die berüchtigte descente de la Courtille am Mittwoch Morgens. Sie fand dieses Jahr wie immer statt; ich will Sie aber davon nicht weiter unterhalten. Zwei Reihen Wagen in einer ziemlich engen Straße, übernächtige Gesichter mit blauen Ringen um die Augen, hier und da ein paar Backen, von denen der eine die Schminke während der Nacht wahrscheinlich mitleidig an die bleichen Lippen eines Seladon abgetreten hat, während der andere noch in hellem Feuer strahlt, zerlumpte Masken, desorganisirter Haarputz, ekelhafter Lärm und ungebührliche Redensarten, das sind etwa die Elemente, aus denen Sie sich selbst ein Bild von diesem Epilog der pariser Faschingspossen zusammensetzen können. Dabei halten Sie die Composition nur möglichst grotesk und die Farben etwas bleich. Der Effect wird dann nicht fehlen.

(Der Beschluß folgt.)

Notiz.

In England ist vor Kurzem ein Verein von Buchhändlern zusammengetreten zu Errichtung eines allgemeinen Buchhändlerunterstützungsfonds. An der Spitze des Vereins stehen die Chefs der angesehensten londoner Verlagshandlungen, Orme, James Nisbet, Saunders, Murray, Longman u. A., von denen jeder 50—100 Guineen subscribirt hat, sodaß durch die erste Unterzeichnung bereits die Summe von 3500 Pf. Sterl. eingekommen ist, die durch regelmäßige Beiträge der Mitglieder des Vereins nach und nach sich steigert. Der Zweck des Ganzen ist der allgemeine, jedem herabgekommenen Buchhändler (was sich auch auf die Gehülfen in den Handlungen erstreckt) aufzuhelfen und Denen, die aus eignen Mitteln ihre Geschäfte nicht zu heben vermögen, entsprechende Zahlungen zu leisten, insofern sie nämlich durch Beitritt und Beisteuer als Glieder des Vereins anerkannt sind. Dies gemeinnützige Unternehmen, dem es unter solchen Auspicien an einem glücklichen Fortgange nicht fehlen wird, verdient ohne Zweifel Nachahmung. 11.

Literarische Anzeige.

Bericht über die im Laufe des Jahres 1836 bei F. A. Brockhaus in Leipzig erschienenen neuen Werke und Fortsetzungen.

(Fortsetzung aus Nr. 64.)

11. **Bührlen (Friedrich Ludwig)**, Der Flüchtling. Lebens- und Sittengemälde aus der neuesten Zeit. Zwei Theile. 8. 3 Thlr. 12 Gr.
12. **Bülow (Eduard von)**, Das Novellenbuch; oder Hundert Novellen, nach alten italienischen, spanischen, französischen, lateinischen, englischen und deutschen bearbeitet. Mit einem Vorworte von Ludwig Tieck. Vier Theile. 1834—36. 8. 10 Thlr.
13. **Cambecq (Louis)**, Themis oder Rechtsstudium und Rechtspflege. Ein Handbuch für angehende praktische Rechtsgelehrte, mit besonderer Berücksichtigung vaterländischer Gesetze und des Gerichtsgebrauchs in Livland verfaßt. (Dorpat 1835.) Gr. 8. 2 Thlr.
14. **Conversations-Lexikon**, oder Allgemeine deutsche Real-Encyklopädie für die gebildeten Stände. Achte Originalauflage. In 12 Bänden oder 24 Lieferungen. Erste bis einundzwanzigste Lieferung. A bis Tr. 1833—36. Gr. 8. Jede Lieferung auf Druckp. 16 Gr., auf Schreibp. 1 Thlr., auf Velinp. 1 Thlr. 12 Gr.
15. **Cramer (Friedrich)**, Denkwürdigkeiten der Gräfin Maria Aurora Königsmark und der Königsmark'schen Familie. Nach bisher unbekannten Quellen. Erster Band. Mit einer Beilage: Biographische Skizze Friedrich August's des Starken. — Zweiter Band. Mit einer Beilage: Quedlinburgische Geschichten. Gr. 8. 3 Thlr.
16. **Cuvier (Baron von)**, Das Thierreich, geordnet nach seiner Organisation. Als Grundlage der Naturgeschichte der Thiere und Einleitung in die vergleichende Anatomie. Nach der zweiten, vermehrten Ausgabe übersetzt und durch Zusätze erweitert von F. S. Voigt. Erster bis vierter Band. 1831—36. Gr. 8. 11 Thlr. 8 Gr.

    I. Säugethiere und Vögel. 1831. 4 Thlr. II. Reptilien und Fische. 1832. 2 Thlr. 8 Gr. III. Mollusken. 1834. 2 Thlr. 16 Gr. IV. Die Anneliden, Crustaceen, Arachniden und die ungeflügelten Insekten. 1836. 2 Thlr. 8 Gr.
17. **Dictionary, A complete, English-German-French.** On an entirely new plan, for the use of the three nations Second edition. Breit-Octav. Cart. 2 Thlr.
18. **Dictionnaire français-allemand-anglais.** Ouvrage complet, rédigé sur un plan entièrement nouveau à l'usage des trois nations. Seconde édition. Breit-Octav. Cart. 1 Thlr.

Nr. 17 und 18 sind einzelne Theile des unter Nr. 29 erwähnten Handwörterbuchs.

(Die Fortsetzung folgt.)

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Freitag, —— Nr. 69. —— 10. März 1837.

Deutsche Geschichte, mit besonderer Rücksicht auf Religion, Recht und Staatsverfassung von George Phillips. Zweiter Band.

(Fortsetzung aus Nr. 68.)

Da wir des Eides der gegenseitigen Huld erwähnt haben, sei es erlaubt, die von Karl dem Kahlen dafür vorgeschriebenen Formeln anzuführen. Jedermann schwur dem Könige (S. 367):

So verspreche ich von heute an, und so lange ich lebe, dieser meiner höchsten Obrigkeit (Senior) treu, hold und gewärtig zu sein, so gut ich es verstehe und vermag; ihm mit Rath und mit That nach Kräften ohne Trug und Falsch, ohne Hinterlist, Verrath oder Verstellung und ohne Ansehen irgend einer Person zu dienen, und weder unmittelbar noch mittelbar, auch nicht durch Schriften, noch durch Auftrag oder bösen Anschlag, oder auf irgend eine andere Art und Weise gegen seine Ehre oder gegen den Frieden, die Ruhe und die Eintracht der heiligen Kirche und des ihm übertragenen Reiches etwas zu unternehmen oder einem Andern darin behülflich zu sein, noch endlich jemals ein Ärgerniß zu geben, was seinem zeitlichen und ewigen Heile Abbruch und Schaden bringen könnte, so wahr mir Gott helfe und die Fürbitte seiner Heiligen.

Der König seinerseits aber sollte schwören:

Nach bestem Wissen und Gewissen und mit Hülfe des Allmächtigen will und werde ich einen Jeden von Euch für seine Person und nach seinem Stande ehren und schirmen, diese Ehre und Schirm auch ohne Arg, Trug und Hinterlist bewahren und einem Jeden das ihm zustehende Recht und Gerechtigkeit erhalten, nicht minder wer meiner Gnade bedarf und darum gehörig bittet, dem werde ich sie angemessen erweisen, wie es einem getreuen Könige ziemt, seine Getreuen zu ehren und zu schirmen und einem Jeden nach seiner Ordnung das zustehende Recht und Gerechtigkeit zu bewahren, auch sich Derer gehörig zu erbarmen, die dessen bedürfen und darum angemessen bitten. Hiervon will ich für keinen Menschen, so viel die menschliche Gebrechlichkeit nur gestattet, weder absichtlich, noch böswilligerweise, noch auf irgend Jemandes unziemliches Anrathen mich abwendig machen lassen, so weit mir Gott Einsicht und Kraft dazu verleihen wird. Sollte ich aber aus menschlicher Schwäche dagegen fehlen, so werde ich, sobald ich des inne werde, freiwillig dafür Sorge tragen, daß solches wieder gutgemacht werde.

Auf diesem Vertrage beruhte die Königswürde unter den Deutschen, welche hiernach als obrigkeitliches Amt aus Auftrag des Volkes ausdrücklich anerkannt wurde, weshalb denn auch dessen Gesammtheit in seinen Versammlungen nicht nur die Könige nöthigte, von Dingen abzustehen, welche sie etwa gegen Recht und Sitte unternahmen, sondern auch über schon verübte Frevelthaten Gericht hielt. Damit steht die Erblichkeit der Königswürde oder des Herzogthums, die wir bei den alten germanischen Völkern meistentheils antreffen, nicht im mindesten Widerspruche (S. 394). Denn wenngleich die freie Wahl des Volkes nur den Beruf ertheilen konnte, dessen Oberhaupt zu werden, so war doch diese Wahl vermöge religiös-geheiligter Sitte an ein Geschlecht bei jedem Volke gebunden, unter dessen Gliedern sie nur statthaben durfte. Erst als diese Geschlechter untergegangen waren, trat an die Stelle dieser Sitte bei einigen Völkern eine uneingeschränkte Wahl, bei andern aber ein anderes Geschlecht, welchem jener Vorzug beigelegt wurde. Wie der Papst den Ausspruch gethan hatte, daß die Merovinger durch ihre Schlaffheit das Recht zur Krone verwirkt hätten und solche Demjenigen gebühre, der ihre Bürde trage und ihre Obliegenheiten übe, ebenso verlautbarte er späterhin das Urtheil, daß das Geschlecht Pipin's auch in Betreff der Ausschließung eines jeden Andern von der Königswahl ganz an die Stelle des entsetzten Stammes getreten sei. Aber weder in jenem noch in diesem Falle schuf der päpstliche Ausspruch schon das Recht selbst, sondern dieses entstand dadurch, daß das Volk jenem Urtheile huldigte, es gelten ließ und danach verfuhr. Wenngleich daher ebenso wie die übrigen obrigkeitlichen Würden und die Lehne (S. 468), so auch die Königswürde immer mehr allmälig der Erblichkeit zureifte, dergestalt, daß in der Regel und von selbst die Söhne in des Vaters Stelle eintraten, wenn sie dazu fähig waren und nicht ausdrücklich von der andern Seite widersprochen wurde, so übten auch die Karolinger auf die Übertragung oder Vererbung der Krone den Einfluß aus, daß sie ihren Völkern in deren Gesammtheit oder nach Theilen den oder die Nachfolger vorschlugen und nach deren Einwilligung die Krone abtraten oder eine Anwartschaft darauf einräumten. Immer aber wurde das Recht des Volkes hierbei ausdrücklich dadurch in Ehren gehalten und bewahrt, daß beurkundet wurde, der neue Regent sei vermöge dessen Wahl erkoren worden. Nach dem Abgange der Karolinger trat sonach in Deutschland ganz von selbst eine völlig freie Wahl ein. Sowie solchergestalt die altdeutsche Legitimität eine ganz andere ist, als was heutzutage darunter verstanden wird, dort nämlich nur eine Beschränkung oder Bedingung des Wahlrechts durch Geburt,

hier selbst das Erbfolgerecht durch Geburt, ebenso unrichtig ist es, wenn der Verf. das alte Staatsrecht, das wechselseitige Rechtsverhältniß zwischen den Königen und Unterthanen, aus den Gefolgschaften ableiten will. Im Lande oder Gebiete eines Volkes gab es ursprünglich keine Gefolge, sondern die nicht zur Regierung kommenden Fürsten zogen mit solchen ins Ausland, um anfänglich Ehre, dann Schätze, endlich Länder zu erobern. Daheim gab es keine Gefolge, wol aber war jeder Bürger zur Heeres- und Gerichtsfolge vermöge des Bannes verbunden. Diese Folge und überhaupt die Treue und die Pflichten des Unterthanen waren aber etwas ganz Anderes als die Treue eines Mannes gegen seinen Anführer. Jene erstreckte sich nur auf den Kreis der im Banne begriffenen Obliegenheiten gegen die Gesammtheit; diese bezweckte persönliche Hingebung und Gehorsam. Erst als nun auch die Regenten sich für andere als Staatszwecke mit Gefolgen umgaben, als aus diesen und der später heranwachsenden Ministerialität der Übergang ins Lehnwesen gemacht worden war und durch dieses die ganze innere Staatsverbindung, welche auf der gegenseitigen Rechtsverbürgung beruhte, zerrüttet und umgestaltet worden war, dann erst vermengten sich auch die Bürger- und Unterthanentreue, die Obliegenheiten des Bürgers und des Dienstmannes (homo). Hierzu war zu den Zeiten der Karolinger allerdings schon ein leiblicher Anfang gemacht und in Neustrien ungleich mehr als in Austrasien; aber noch war die Vermengung und Verwechselung nicht so groß, daß nicht der Ursprung und die Veränderung einer jeden Verbindlichkeit genau erkennbar gewesen wäre. Eben diesem Schritt vor Schritt nachzugehen und sowol die Ursachen als die Wirkungen aller dieser Veränderungen zur Warnung oder zum Beispiele nachzuweisen, das ist die Aufgabe des Geschichtschreibers. Dazu aber gehört, daß derselbe das Charakteristische und Eigenthümliche jeder damaligen Rechtsgestaltung selbst genau aufgefaßt habe. Wie wir schon bei der Beurtheilung des ersten Bandes von diesem Werke den Abgang dieser Genauigkeit zu rügen nicht umhingekonnt haben, so hat ebenderselbe auch in diesem Bande mancherlei Unrichtigkeiten zuwege gebracht. So z. B. ist die Heeresfolge oder der Kriegsbann mit der Lehnsfolge (S. 442) zu keiner Zeit vermengt worden; aber traurig genug ist es gewesen, daß durch das Lehnswesen und durch die Bedrückung der Heermannei es dahin kam, den höchsten Ehrentitel eines Deutschen, den eines Arimanns, zu einem Spottnamen zu machen und an dessen Stelle den eines miles (Streitbaren) zu setzen, welcher nur den Vasallen, den diesen gleich geachteten Dienstmannen und denjenigen freien Bürgern noch zukam, welche sich beritten machen und gleich jenen bewaffnen konnten, um in ihren Reihen zu kämpfen, sodaß Kriegsmann und Ritter wieder gleichbedeutend wurden. Erst durch diese Ritterschaft erzeugte sich unser heutiger Adel. Wenn hingegen der Verf. von einem Adel zu den Zeiten der Karolinger fortgesetzt spricht, so schiebt er auch damit dem damaligen Zustande eine Idee unter von Etwas, das noch gar nicht vorhanden war. So willig unsere Voraltern das Gewicht des Ansehens und bürgerlichen Einflusses anerkannten, welches Macht, Reichthum, Erfahrung und Ruhm geben, und so gern sie das Andenken der Väter auf deren Kinder übertrugen, so durchaus fremd ist ihnen doch die Vorstellung von einem blos durch Geburt begründeten Standesvorzuge unter gleich freien und berechtigten Mitbürgern gewesen. Die Heeresschildsabtheilung, noch etwas Anderes, ist viel spätern Ursprungs und ebenfalls eine von den bösen Früchten der Heerzüge nach Italien. Es ist deswegen ebenfalls nicht ganz richtig, wenn der Verf. (S. 522) schon damals mehre Abstufungen der Freiheit annimmt. Wol werden die semper- (sendbar) oder schöffenbarfreien von den übrigen Freien unterschieden, aber nicht als zwei Classen mit verschiedenen Standesrechten, sondern weil zur Ausübung des activen Bürgerrechts, wozu vorzugsweise die Schöffenbarkeit gehörte, nicht die freie Geburt allein genügte, sondern außerdem noch die Ansässigkeit hinzukommen mußte. Ebenso wenig waren Diejenigen, welche von einer Seite nicht von einem oder einer Freien abstammten, darum mindern Standes, sondern sie wurden darum den Freien gleichgeachtet, weil zur Ehre des Königs es eingeführt worden war, wie es im Gesetze ausdrücklich heißt, daß durch Verheirathung mit des Königs Leuten (fiscalini, liti regis) kein Makel der Geburt für die Nachkommenschaft verknüpft war (S. 527). Hat doch in England und Frankreich stets den königlichen Bastarden Ehre angehangen, da sonst uneheliche Geburt Anrüchigkeit zur Folge hatte. Aber schon in den ältesten Zeiten hatte ein Antrustin des Königs die doppelte Gewehr eines Arimanns, und bald dehnte sich diese Rechtsansicht auf alle Leute des Königs aus. Dem Verf. aber ist der von Meyer so bestimmt entwickelte Begriff der Hörigkeit und Mannschaft (lidus, homo) nicht klar geworden, weshalb er auch Antrustionen, Vasallen und Dienstmannen (ministeriales) öfter so zusammengemengt, wie sie sich in viel späterer Zeit wirklich miteinander vermischt haben (S. 458). Jedes Lehn ist ein Beneficium im weitern Sinne gewesen; aber beiweitem nicht alle Beneficia waren Lehen, wennschon sie es später meistentheils geworden sind. Um deswillen unterscheiden die Urkunden noch der folgenden Jahrhunderte die Fürsten, Grafen, Barone (Arimannen), Vasallen und Dienstmannen. Muß doch der Verf. selbst anerkennen, daß die Beleihung dem vollen Staatsbürgerrechte, der Schöffenbarkeit und dem Banne keinen Eintrag that, weil sie keine Hörigkeit erzeugte. Fein ist übrigens die Unterscheidung zwischen vassus und vasallus, auf welche der Verf. aufmerksam macht. Jenes ist die Benennung des Lehnsmannes in Betracht seines Lehnsherren, dieses aber in Betracht des Staatsoberhauptes.

(Die Fortsetzung folgt.)

Correspondenznachrichten aus Paris.

(Beschluß aus Nr. 68.)

Jetzt lassen Sie uns zu ernstern Dingen übergehen. Der alte van Praet, dieses Modell, der Nestor der Bibliothekare vielleicht von ganz Europa, ist vor einigen Tagen mit Tode

abgegangen. Es hat wol wenig Menschen gegeben, welche so wie er ganz für ihren Beruf geschaffen waren und darin lebten. Er war eine lebende Bibliographie, ein ambulirender Katalog, ein redendes Repositorium. Er besaß namentlich ein erstaunliches Ortsgedächtniß, welches bei einer so ungeheuern und noch so wenig geordneten Büchersammlung wie die königliche Bibliothek ein unschätzbares Kleinod war. Grade die seltensten Sachen, die an den verborgensten Orten seit Jahren unter dem tiefsten Staube vergraben lagen, wußte er allein zu finden, er schaffte sie herbei, koste es, was es wolle, sobald er nur einmal von ihrem Vorhandensein überzeugt war, und dabei war er immer freundlich, unverdrossen, gefällig und ohne Complimente, mit denen man hier die Leute so vortrefflich abzufertigen versteht. Seine lange Dienstzeit an ein und derselben Bibliothek gab ihm aber auch natürlich eine unbestreitbare Überlegenheit über seine jüngern Collegen. Vorzüglich der Gewandtheit an Praet's soll es zu danken sein, daß bei den 1815 von den fremden Mächten wegen Zurücklieferung der von Napoleon nach Paris geschleppten literarischen Schätze erhebenen Reclamationen doch noch Manches auf die Seite gebracht wurde, was von Rechtswegen hätte ausgeliefert werden sollen.*)

Die nächste Anwartschaft auf van Praet's Stelle hätten wol eigentlich die bisherigen Conservator-Adjuncten der Abtheilung der Druckschriften, Balin und Dubeur, ein tüchtiger Orientalist, welcher sich unlängst durch den ersten Theil einer Übersetzung der Chronik des Tabari vortheilhaft bekannt gemacht hat.**) Allein, wie es heißt, wird der als Archäolog bekannte Charles Lenormand, einer der bevorzugtesten Günstlinge des Hrn. Guizot, die erledigte Conservatorstelle erhalten. Er war bisher Conservator-Adjunct bei dem Cabinet der Medaillen, was eigentlich eine Sinecure ist, und hat folglich von der Abtheilung der Druckschriften, wo nur ein langer Dienst heimisch machen kann, gar keine Kenntniß. Ob daher die Bibliothek und das Publicum dabei gewinnen, steht dahin. Hr. Lenormand ist jedenfalls ein gewandter, geist- und kenntnißreicher Gelehrter, scheint aber etwas hochfahrend zu sein und dürfte daher den freundlichen und schlichten van Praet auch in anderer Beziehung etwas vermissen lassen.

Ich benutze diese Gelegenheit, um überhaupt noch ein Wort über die jetzige Einrichtung der königlichen Bibliothek beizufügen, über welche in Deutschland noch ziemlich unklare Begriffe zu herrschen scheinen. Mehr wie hundert Mal ist es mir z. B. schon vorgekommen, daß deutsche Gelehrte mit der Meinung hier eintreffen, unser hochgeschätzter Landsmann, Hr. Karl Benedict Hase, sei eigentlich der Heber und Leger der königlichen Bibliothek, der Oberbibliothekar, der Oberconservator, oder Gott weiß, was sonst noch; und unter dieser ganz falschen Voraussetzung sind ihm oft schon die merkwürdigsten Zumuthungen gemacht worden, die ihn selbst in die größten Verlegenheiten gebracht haben. Zur Berichtigung und fernern Vermeidung dieser Irrthümer diene Folgendes. Die königliche Bibliothek zerfällt in ihrer gegenwärtigen Einrichtung in vier Abtheilungen: Druckschriften, Handschriften, Kupferstiche, Karten und Plane und Medaillen. An der Spitze einer jeden dieser vier Abtheilungen stehen mehre Conservatoren, deren Gesammtheit das conservatoire de la bibliothèque du roi bildet. Als solches versammeln sie sich jede Mittwoche unter dem Vorsitze des directeur de la bibliothèque du roi, um über die gemeinschaftlichen Angelegenheiten der Bibliothek zu berathen. An dieses Conservatorium, nicht aber an die einzelnen Conservatoren der verschiedenen Departements hat man sich z. B. zu wenden, wenn man die Erlaubniß haben will, Bücher und Handschriften in seiner Behausung zu benutzen. Das Directoriat ist keine feste Stelle, sondern wird auf eine gewisse Anzahl Jahre einem der Conservatoren durch Wahl seiner Collegen und nach Bestätigung dieser Wahl durch den Minister des öffentlichen Unterrichts übertragen. Gegenwärtig ist auf diese Weise Herr Letronne für sechs Jahre Director der königlichen Bibliothek, gehört aber als Conservator noch im Besondern zum Medaillencabinet. Die übrigen Conservatoren sind für die Druckschriften Charles Magnin, bekannt durch einige Arbeiten zur Geschichte des Theaterwesens zur Zeit des Verfalls und während des Mittelalters, worüber er ein größeres Werk versprochen hat, und für die Zukunft noch Charles Lenormand; für die Manuscripte Sylvestre de Sacy, was die orientalische Abtheilung betrifft, Hase für die griechischen Handschriften, und Champollion-Figeac für die Handschriften in neuern Sprachen; Conservatoren bei der Abtheilung der Kupferstiche und Karten sind Duchesne und Jomard; bei dem Medaillencabinet, außer Letronne, Raoul-Rochette. Dann folgt das Heer von conservateurs-adjoints, premiers employés, employés und endlich frotteurs, welche Letztern etwa die Stelle unserer Bibliothekdiener vertreten und gewissermaßen ein eignes, elegant uniformirtes, ziemlich zahlreiches Corps bilden. Bei dieser sehr zweckmäßigen Einrichtung ist natürlich jeder Angestellte auf seinen bestimmten Kreis angewiesen, aus dem er nicht herausgehen kann, sodaß z. B. Herr Hase mit der Abtheilung der gedruckten Bücher gar nichts zu schaffen hat und in der der Handschriften auch nur vorzugsweise für seine Unterabtheilung Rede und Antwort geben kann. So viel zur Nachweisung für alle Diejenigen, welche in Zukunft ihre literarischen Bedürfnisse und Wünsche auf eine oder die andere Weise mit der königlichen Bibliothek in Paris in Berührung bringen sollten.

Der Tod scheint in dieser unwirthlichen Jahreszeit unerbittlich zu sein; jedes Alter, jeder Stand muß seinen Tribut zahlen. Vorige Mittwoch, am 15. Febr., ist der älteste Sohn des Ministers Guizot, ein äußerst hoffnungsvoller junger Mann von 21 Jahren, gestorben, und während hier ein so schwer geprüfter Vater sich neben den kaum entseelten Resten eines vielgeliebten Sohnes dem ersten Schmerze hingab, haben wir Deutsche an demselben Tage, zu derselben Stunde einen unserer Landsleute zu Grabe getragen, dessen Heimgang wol auch noch in Deutschland manche Brust betrüben wird.

Ludwig Börne ist nicht mehr unter den Lebenden. Er ist nach langen Leiden, deren tödtlicher Charakter durch die jetzt herrschende Epidemie verschlimmert wurde, in den Abendstunden des 12. d. M. ruhig dahingeschieden. Man hat den gebrechlichen Leib, der diese kräftige Seele, diesen noch von Jugendfeuer überströmenden Geist nicht mehr zu halten vermochte, ruhig und ohne Prunk zur endlichen Ruhestätte getragen. Ein langer Trauerzug, von Freunden, Verehrern und Gleichgesinnten des Verstorbenen, fast ausschließlich deutscher Zunge, gebildet, ehrte hinlänglich sein Andenken und die Nation, der er angehörte. Nur sehr wenige Franzosen hatten sich, wie es scheint, entschließen können, der unaussprechlichen Liebe, welche Börne ihrem Volke bis zum letzten Athemzuge mit gleicher Wärme im Busen bewahrte, diesen endlichen Tribut des Dankes und der Menschlichkeit zu zahlen. Der Zug bewegte sich von der Rue Laffitte aus über den größten Theil der Boulevards langsam nach dem Gottesacker des Père Lachaise fort. Hier angelangt, trugen die nächsten Freunde des Dahingeschiedenen den Sarg zur Ruhestätte. Feierliche Stille, ein unbeschreiblicher Ernst bezeichnete den Augenblick, wo die Erde die Hülle dieses mächtigen Geistes aufnahm. Zwei Deutsche, mir unbekannt, sprachen über der offenen Gruft mit edler Begeisterung aus voller Seele einige ergreifende Worte der Wahrheit, des Trostes, der Hoffnung für kommende Zeiten. Nach ihnen sagte noch Raspail, der wegen seiner liberalen Grundsätze in den letzten Jahren so sehr verfolgte ausgezeichnete Gelehrte, in französischer Sprache Einiges über Börne's Stellung und Verdienste als Vermittler zwischen Frankreich und

*) Vgl. über von Praet eine Mittheilung in Nr. 66 d. Bl.
D. Red.

**) Chronique d'Abou-Djafar Mohammed Tabari etc. traduite sur la version persane d'Abou-Ali Mohammed Belami, d'après les manuscrits de la bibliothèque du Roi par *Louis Dubeux*. (Paris 1836. 4. Gedruckt auf Kosten des londoner Oriental translation fund.)

Deutschland. Er hatte seit dem Erscheinen des „Réformateur" mit Raspail in nähern Verhältnissen gestanden. Dieser Redner, dem die Macht des Wortes in seltener Vollkommenheit zu Gebote steht, erhob sich, vom tiefsten, innigsten Gefühle ergriffen, fast zu prophetischer Begeisterung. Vorzüglich die letzten Momente seiner Rede gaben dieser einfachen, schlichten Todtenfeier einen erhabenen, großartigen Charakter. Sie war würdevoll, ergreifend und frei von jeder leidenschaftlichen Äußerung, wozu sich die so lebhafte Theilnahme gleichgesinnter Freunde an dem Schicksale des Verschiedenen in diesem aufgeregten Augenblicke wol hätte hinreißen lassen können. Alles, was gesprochen wurde, trug den Stempel der lebendigsten Überzeugung, des edelsten Schmerzes, der kräftigsten Hoffnung, zugleich aber auch jener Mäßigung und Ruhe an sich, wodurch man die endliche Freistätte eines Verfolgten am würdigsten ehren mag. Ein schmuckloser Stein wird künftig diese Freistätte Denen bezeichnen, welchen sie theuer bleiben wird für lange Zeiten.

Ihr Alle aber, welche Zwiespalt des Geistes und der Gesinnung, Misgunst, Neid oder ein höhnisches Geschick von diesem seelenvollen Leben getrennt hat und vielleicht noch fern halten wird von der Gruft, die dessen irdische Reste birgt, tilgt sie aus, den Haß und die Feindschaft; tilgt sie aus, damit sich der Geist nicht erzürne, welcher wie ein treuer Wächter noch lange über dem Kleinode dieser in unheimatlichem Boden niedergelegten Gebeine schweben wird! Hebt ihn endlich auf den Bannfluch, welcher diesen Märtyrer seines eignen Willens, seiner eignen Überzeugung aus dem Lande seiner Väter trieb; hebt ihn auf, ihr Gewaltigen, deren Macht dieses starke Gemüth nie bestricken, diesen freien Sinn nie in Banden schlagen, nie niederbeugen konnte; hebt ihn auf, damit er zuletzt nicht noch die Erde belaste, welche hier in kleinem Raume einem durch Sturm und Misgeschick muthvoll kämpfenden Wanderer ein gastliches Ruhebette gewährt. Reicht euch Alle, Freunde und Feinde, in der Ferne wie in der Nähe, über diesem Aschenkruge die Hand zur Versöhnung und macht gemeinschaftlich Menschenliebe, Verzeihung und Gerechtigkeit zu den Grundsteinen eines Mausoleums, welches vielleicht die Nachwelt über diesem Staube wölben wird; denn noch ist die Zeit nicht gekommen, wo die Stimmen der Bewunderung und des Tadels vor dem Richterstuhle der Unparteilichkeit sich dem Ausspruche der Gerechtigkeit ganz fügen möchten; noch kann das Urtheil, befangen sei es in Schmerz und Mitgefühl oder in Haß und leidenschaftlicher Verachtung, sich nicht erheben zu freier Würdigung eines Wesens, dessen Kern sich unter einer rauhen, für Viele so abstoßenden, ungenießbaren Schale doch so rein, so gesund erhalten hat. Wir selbst wollen jetzt daran nicht rühren. Börne bleibt eine an sich zu merkwürdige Erscheinung, als daß nicht die Zeit kommen sollte, wo seine Vorzüge und Mängel, das Wahre und das Falsche seines Strebens im rechten Lichte erscheinen werden.

Börne war geboren 1786, er hatte folglich noch nicht das 52. Jahr seines Lebens erreicht. Seit mehren Jahren lebte er hier zurückgezogen im Kreise einer deutschen Familie aus Frankfurt, mit welcher er im Sommer das nahegelegene Auteuil bewohnte. Er soll ein Werk über die französische Revolution hinterlassen haben, Betrachtungen in der Art, aber natürlich in ganz anderm Geiste, wie die „Considérations" der Mad. de Staël. Der berühmte Bildhauer David, welchen Börne zu seinen Freunden zählte, hat vor einiger Zeit Börne's Portrait auf seine leichte geistreiche Weise in einem Medaillon gegeben. Abdrücke in Bronze oder Gyps wird man sich leicht davon verschaffen können.

Seit meinen letzten Mittheilungen hat sich auch in der Journalistik wieder Einiges zugetragen. Lamennais, der Verf. der „Paroles d'un croyant", hat die Redaction des Journals „Le monde" übernommen. Bekanntlich ist dieses Journal, unter der Redaction eines jungen Deutschen, Pistor mit Namen, erst zu Ende des vorigen Jahres ins Leben getreten, hat aber bei der in seinem ursprünglichen Programme angegebenen Tendenz nach einem gewissen liberal sein sollenden Kosmopolitismus noch nicht auf einen grünen Zweig kommen können. Eine solche Tendenz, welche gegenwärtig nirgend grade viel Sympathie finden dürfte, ist am allerwenigsten für Frankreich gemacht, wo ein Journal nothwendig eine bestimmte, etwas derb aufgetragene Farbe halten muß, wenn es ein Publicum haben will. Diese Farbe wird nun auch dem bisher etwas bleichen „Monde" fernerhin nicht mehr fehlen. Welche es sein wird, beweist außer Lamennais' Namen schon der Umstand, daß die Unternehmer des längst vorbereiteten, aber noch nicht erschienenen „Radical", wovon ich Ihnen neulich schrieb, darüber in ziemliche Verlegenheit gerathen sind und diese Lamennais'sche Redaction des „Monde" als ein neues Hinderniß ihrer eignen Unternehmung betrachten. Die bekannte Romanschriftstellerin George Sand wird als eine der kräftigsten Stützen dieser umgeschaffenen „Welt" genannt. Pistor hat man als directeur-gérant beibehalten. Übrigens ist durch diese Umänderung das früher allgemein verbreitete Gerücht, als sei „Le monde" ein von gewissen auswärtigen Mächten bezahltes Journal gewesen, wol hinlänglich widerlegt.

Das „Journal des débats" hat unlängst den Einfall gehabt, seine Leser durch die Darstellung des ziemlich pikanten Liebesverhältnisses zwischen Friedrich Gentz und Fanny Elsler zu unterhalten, wie es sich aus der „Galerie von Bildnissen aus Rahel's Umgang und Briefwechsel", herausgegeben von K. A. Varnhagen v. Ense, entnehmen läßt. Dergleichen Dinge sind so ganz im Geschmacke der hiesigen Gesellschaft de bon ton, und wo man folglich jetzt hinkommt, dreht sich das Gespräch mit um diese wahrscheinlich höchst platonische Liebe. Daraus werden nun wieder allerhand schöne Schlußfolgerungen über die Gemüthlichkeit und Vortrefflichkeit der deutschen Art und Weise gezogen, die Einem wahrhaftig übel machen, zumal wenn man weiß, daß, wie neulich ein in der wiener diplomatischen Welt jener Zeit ziemlich Eingeweihter versicherte, diese zarte Liebschaft ihren Ursprung einer jener Mystificationen zu verdanken hat, wodurch eine dortige hochgestellte Person bisweilen sich und Andere zu kurzweilen suchte.

129.

Notizen.

In der Recension von Mundt's „Kunst der deutschen Prosa" in den berliner „Jahrbüchern für wissenschaftliche Kritik" wird dem Verf. bemerkt, daß die Sprachgesellschaften des 17. Jahrhunderts von ihm nicht hinlänglich gewürdigt worden wären. „Wir halten dafür, daß der Purismus ein Segen sei im Vergleich mit dem babylonischen Mischmasch, der dazumal an der Tagesordnung war, und dem vorzubeugen eben jene Gesellschaften eifrigst bemüht gewesen u. s. w.", sagt Hr. Klein, der Recensent; von ihm kommt aber ebendaselbst folgende Stelle vor, wo er den Purismus nicht eben praktisch anwendet: „So hat sich denn auch hieraus eine Genialität der Prosa entwickelt, die ihrerseits ohne Zwang, ohne Ostentation und Prunk, poetische Licenzen sich herausnimmt und, scheinbar nachlässig einem anmuthigen Abandon sich überlassend, alle Etiquette von sich weist und ihr adeliges Blut eben in dieser anmuthigen Aisance kundgibt."

In Gersdorf's „Repertorium der deutschen Literatur", 11. Bd., S. 161, lassen Setzer und Corrector den Recensenten bei Gelegenheit der Anzeige von Jahn's „Leuwagen für Leo" zu Erklärung des Wortes: Leuwagen, Folgendes sagen: „Man sagt uns, daß in der Gegend von Hamburg, in Holstein u. s. w. ehedem Schnürbrüste mit langen Stielen Leuwagen genannt worden seien." — Nein — Scheuerbürsten mit langen Stielen, um die Fußböden zu reinigen, haben jenen Namen!

136.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonnabend, — Nr. 70. — 11. März 1837.

Deutsche Geschichte, mit besonderer Rücksicht auf Religion, Recht und Staatsverfassung von George Phillips. Zweiter Band.

(Fortsetzung aus Nr. 69.)

Noch eine andere treffende Wortableitung verdanken wir dem Verf. (S. 198), nach welcher Messe oder eigentlich Mette nicht von Missa (concio) oder Matutinum, sondern von Metae oder Mettis abstammt, indem bei der bischöflichen Schule zu Metz eine Mustergesangschule eingerichtet worden war, sodaß von deren Vorzüglichkeit der geistliche Gesang cantilena Mettensis hieß.

Drollig erscheint die unsagliche Mühe, die sich der Verf. gegeben hat, einerseits die Legitimität der Erhebung Pipin's und Karl's zur Königs- und Kaiserwürde, andererseits die Unabhängigkeit und Souverainetät des Papstes darzuthun, die sich am Ende nach einer langen Ausführung dennoch (S. 228) in das Geständniß ergeben muß: daß eigentlich die bloße Thatsache der Bemächtigung der Kaiserkrone das Princip zur Nachfolge im römischen Kaiserreiche gewesen sei, und daß Derjenige für den Kaiser galt, dem es gelang, sich mit dem Purpur und Diademe zu bekleiden, und so lange, als sie ihm nicht von einem Andern ausgezogen wurden. Das ist die Wahrheit, und so ist es gewesen von Cäsar bis zum Kaiser Franz. Alles Andere, was der Verf. vorbringt, um uns eines Andern zu überreden, sind nur Schnippchen, der Geschichte geschlagen.

Daß der Papst von der ganzen Christenheit als Oberhirte im 8. Jahrhunderte angesehen worden sei, ist abermals eine arge Übertreibung. Die ganze griechische Kirche, die Arianer, die Kuldeer und alle Vertheidiger des reinen Episkopalsystems haben dieses Supremat nie anerkannt. Für den Zweck aber war es schon genug, zu erwähnen, daß es in Italien und Gallien und auch in England nach der Unterdrückung der Kuldeer der gemeine Kirchenglaube war, und daß von England aus durch die Missionnaire, vorzüglich durch den dafür zum Primas des Reichs beförderten heiligen Bonifacius, dieser Glaube über ganz Deutschland verbreitet worden ist. Das Ansehen dieser Suprematie genügte hinlänglich, damals den Völkern Ehrfurcht vor den Aussprüchen des heiligen Stuhles einzuflößen und solche heilig zu halten. So ist es denn leicht erklärlich, daß die Franken einstimmten, als der Papst dem Pipin die Königskrone zusprach, und daß die Römer entzückt waren, als er dessen Sohne die Kaiserkrone aufsetzte. In eben dieser Anerkennung und Zustimmung der Völker ist aber auch der Rechtstitel dazu allein enthalten und äußerlich erkennbar geworden, keineswegs in dem Krönungsacte einer bloßen symbolischen Ceremonie, wie wir gesehen haben. So groß das Unrecht sein mochte, welches der Papst und die Römer, vorzüglich in den Zeiten der Bilderstürmerei von den byzantinischen Kaisern erlitten hatten (S. 217), und so groß deren Bedrängniß durch die Longobarden war, so möchte doch der Verf. wol schwerlich es übernehmen, einen Landesbischof dadurch zu rechtfertigen, noch viel weniger ihm die Befugniß und die Macht beizumessen, sich von seinem Landesherrn loszusagen und einem Andern die Krone aufzusetzen. Noch weniger ist es gegründet, vielmehr eine unerschwingliche Mystik, wenn der Verf. vorgibt (S. 219): der römischen Republik und dem folgenden Kaiserreiche habe vom Ursprunge als regierendes Princip die Tendenz zur Katholicität eingewohnt, dergestalt, daß sie durch ihre Eroberungen nur das Feld für die katholische Kirche, als deren geistliche Nachfolgerin, gewonnen und vorbereitet habe, welche nun ihren Thron deshalb wieder in Rom haben und sich einen Schirmvogt auserkiesen müssen, dessen weltliche Macht so weit reichte als ihre geistliche Macht. Wahr hieran ist nur so viel, daß die Römer, nachdem sie die bekannte Welt erobert und Jahrhunderte lang die Hauptstadt derselben ausgemacht hatten, diese Vorstellung und den ihr anklebenden Dünkel nicht sobald vergessen, noch weniger eine Abhängigkeit von Konstantinopel ertragen konnten. Wahr ist es, daß Cäsar und August die Herrschaft über Rom nur durch die Vereinigung fast aller Ämter und aller davon abhängigen Gewalt in der Republik an sich gebracht hatten; daß eben darum die Rechtsidee der Republik selbst und ihrer Fortdauer nie aufgehört hat; daß auch die Anerkennung oder vielmehr Duldung jener Anmaßung stets nur eine persönliche gewesen ist, und daß irgend eine Constituirung eines Erb- oder Successionsrechts niemals erfolgt ist. Selbst die Theilung des römischen Reiches war nur eine Handlung der herrschenden Willkür ohne staatsrechtliche Sanction. Die Beherrscher zu Konstantinopel hatten gar kein Recht auf eine Herrschaft über Rom, als

grade nur, indem und insoweit sie dieselbe besaßen und den eindringenden Deutschen streitig zu machen vermochten. War die Republik Rom von ihren morgenländischen Glaubensgenossen schutz- und machtlos, so hatte sie keinen Herrn und war vollkommen wohl berechtigt, sich einem andern Herrn zu unterwerfen, weil es eben römisches Staatsrecht war, Denjenigen als Herrn anzusehen, der die Gewalt zu üben und zu behaupten vermochte. Nach diesem Grundsatze hatte Petasius sich schon zum römischen Kaiser erklärt (S. 254), und nach ebendemselben wurde Karl unter Zustimmung seiner Franken rechtmäßiger Kaiser, als ihn das Volk von Rom dazu ausrief und der Papst, als dessen erster Geistlicher, in der Kirche diesem Wunsche Worte lieh, was sonder Zweifel vorher schon miteinander abgemacht war, da der Papst es nicht hätte wagen dürfen, solches ohne Vorwissen des Senats und der Volksführer zu unternehmen, zumal bei seiner Anrüchigkeit und Verhaßtheit beim Volke selbst.

Ohne allen Gehalt ist es dagegen, wenn der Verf. (S. 235) behauptet:

Es hat bei jener Schutzlosigkeit und Gefahr der Römer nicht anders geschehen können, als daß auf den Papst selbst ganz von selbst eine Oberhoheit über die Stadt Rom und deren Umgegend und dann bald auch über entferntere Gegenden überging. Es mußte sich ganz von selbst entwickeln, daß die treue Heerde sich um den Oberhirten sammelte, entschlossen, mit ihm gemeinsam zu leben und zu sterben. — Denn der Papst war genöthigt (S. 240), selbständig zu handeln und mit dem Longobardenkönige zu unterhandeln; er brachte dazu keinen andern Auftrag mit als den, der in der ihm von Gott angewiesenen Stellung lag. — (S. 245.) Durch die Verwirrung, in welcher der Orient sich theils durch die Maßregeln der Kaiser hinsichtlich der Kirche, theils durch die Kämpfe mit den Sarazenen befand, wurden die dortigen Kaiser genöthigt, die Souverainetätsrechte auf die Päpste übergehen zu lassen.

Es hätte wol so geschehen können, aber es war nicht so geschehen. Daß der Priester einer bedrängten Stadt zum feindlichen Feldherrn zieht und um Gnade bittet, ist noch lange kein Souverainetätsact; andere Beweise einer durch den Papst erlangten Souverainetät hat aber der Verf. selbst nicht anzuführen vermocht. Die Verlegenheit der orientalischen Kaiser allein, wenn dieselben als rechtmäßige Herren über Rom anzusehen waren, würde noch keinen Treubruch entschuldigen. Als dem Generale v. Courbière in Graudenz 1807 von den Belagerern gemeldet wurde: der König von Preußen habe in Folge der verlorenen Schlacht am Niemen sein Land verlassen müssen und aufgehört, zu regieren, sodaß eine weitere Vertheidigung der Festung unnützes Blutvergießen sein würde; antwortete der tapfere General: „Wenn es keinen König von Preußen mehr gibt, bin ich König in Graudenz und werde mein Reich gegen den Angriff zu vertheidigen wissen.“ Nicht aber übergab er sie den Franzosen, sondern seinem Könige nach dem Frieden von Tilsit, den er solchergestalt durch seinen treuen Muth zu Stande bringen half. Daß die Römer noch keine Souverainetät des Papstes anerkannten, hatten sie bei allen Papstwahlen und bei den Streitigkeiten hinlänglich bewiesen, welche den Kaiser schon vorher nach Rom geführt hatten. Denn es ist wohl zu bemerken, daß es nicht der erste, sondern der fünfte Zug war, den Karl unternommen hatte, als seine Kaiserkrönung erfolgte. Auch die Schenkung Pipin's und deren nachmalige Bestätigung durch Karl, welche überdies nicht Rom, sondern nur die von den Longobarden zurückgegebenen Legationen angeht (S. 251), enthält nichts davon, daß die Kirche zu St.-Peter dieselben zu Souverainetätsrechten bekommen solle. Es ist folglich ein Misbrauch des Ausdrucks: restituere, welchen die Dotation enthält, wenn der Verf. (S. 247) vorgibt, diese Schenkung sei eigentlich eine Restitution gewesen. Die Unterhandlungen des heiligen Bonifaz zwischen Pipin und dem Papste, einander gegenseitig die erwähnten Liebesdienste zu erweisen, sind nicht mehr bekannt. Da nun jener das ihm angetragene Patriciat über Rom in eben der Art angenommen hatte, wie nachher Karl die Kaiserkrone, so ging aus jenem schon eine Veranlassung hervor, sich der Angelegenheiten Roms anzunehmen, deren im Grunde jedoch der König der Franken nicht bedurfte (S. 253). Noch weniger ist Grund vorhanden, erst zu derjenigen Gerichtsbarkeit Zuflucht zu nehmen, welche den Schirmvögten der Kirchen zustand. Denn nicht Schirmvogt, sondern Schutzherr war der Kaiser, und in der Gerichtsbarkeit des Oberherrn löste sich von selbst jede andere Gerichtsbarkeit auf. Überdies erstreckte sich auch die Gerichtsbarkeit der Vögte nur über die Hörigen der Kirche, nicht über die Geistlichen selbst. Die Römer aber waren keine Hörige, und sie belangten den Papst selbst bei dem Schutzherrn und begehrten von ihm dessen Absetzung. Dies Alles sind also unhaltbare Dinge, durch welche nichts erwiesen wird.

(Der Beschluß folgt.)

Die amerikanischen Besserungssysteme, erörtert in einem Sendschreiben an Herrn W. Crawford, Generalinspector der großbritannischen Gefängnisse, von Dr. Julius. Leipzig, Brockhaus. 1837. Gr. 8. 8 Gr.

Der nächste Zweck der Strafe ist Aufrechthaltung der Kraft der im Gesetze gegen dessen Übertreter ausgesprochenen Drohung. Wäre die menschliche Natur so beschaffen, daß ein aus Schuld zugezogenes Übel, wie es die mehr oder minder verschärfte Freiheitsstrafe ist, dem Gemüthe des Verbrechers nothwendig eine stetige Richtung zum Guten gäbe, dann würde das zweite Interesse des Staates bei der Strafe, Besserung, von selbst erreicht werden. Da aber die Erfahrung bewiesen hat, daß die Strafhäuser, wie sie in dem größten Theile von Europa bestehen, weit entfernt, Besserungsanstalten zu sein, vielmehr Verbrecherschulen sind, und die Sträflinge aus ihnen noch verderbter, noch geneigter und geschickter zur Verübung von Verbrechen, als sie es vorher waren, entlassen werden, so erheischt es die Pflicht der Regierungen, den Strafhäusern eine solche Einrichtung zu geben, daß der Verbrecher einerseits zur Selbsterkenntniß und durch Selbsterkenntniß zu dem festen Entschlusse, ein besserer Mensch zu werden, geführt, andererseits aber von seinen schlimmern Genossen in einer solchen Trennung gehalten werde, daß sie seiner Seele kein Gift einträufeln können. Diese zwei wesentlichen Bedingungen der Besserung der Sträflinge sind einigen der erleuchtetsten Staaten des nordamerikanischen Bundes nicht entgangen; nur hat man daselbst zwei ganz verschiedene Wege sowol in der Bauart als in der Verwaltung der Gefängnisse eingeschlagen, um einen und denselben

Zweck zu erreichen. Diese beiden Systeme sind das neuyorksche oder auburnsche und das pennsylvanische oder philadelphiasche System; ihre unterscheidenden Hauptzüge sind: bei jenem, Trennung der Gefangenen bei Nacht und gemeinschaftliche mit Stillschweigen gepaarte Arbeit am Tage; bei diesem, Trennung der Gefangenen bei Tage wie bei Nacht, mithin auch einsame Arbeit. Der Verf. hat in der an der Spitze genannten zwar kleinen, aber wichtigen Schrift, der Vorläuferin eines größern Werkes über seine Reise in Amerika, aus eigner Anschauung und, wie uns dünkt, auf überzeugende Weise die Gründe dargethan, welche dem pennsylvanischen Systeme den Vorzug vor dem neuyorkschen geben. Seine Argumentation besteht wesentlich in Folgendem. Das System des schweigenden Beisammenarbeitens gewährt den ganzen Tag über Gesellschaft der schlechtesten Art (wäre die Verbindung der Gefangenen auch nur durch den Gesichtssinn vermittelt), zerstreut mithin und schließt das Nachdenken über sich selbst, diesen Grundstein der Besserung, fast gänzlich aus. Das System der Trennung bei Tage wie bei Nacht dagegen erzeugt das Gefühl des hülflosen Alleinseins, entzieht dem Sträfling alle Gelegenheiten zur Zerstreuung, überliefert ihn dem Nachdenken, macht als Zucht einen tiefern und dauerndern Eindruck auf den Verurtheilten und muß daher mehr Besserungen zuwege bringen als das neuyorksche System; während die unerläßlichen täglichen Besuche des Vorstehers, Gefangenwärters, Arztes, Schulmeisters und Hausgeistlichen sowie Bewegung und Arbeit in freier Luft das Drückende der Einsamkeit hinreichend mildern, um sein leibliches und geistiges Wohlsein nicht zu gefährden. Bei dem System des schweigenden Beisammenarbeitens sind Mittheilungen durch Flüstern, Zeichen und Blicke auch bei der strengsten Aufsicht, wie es eine vielfache Erfahrung bewiesen hat, nie ganz zu verhindern; bei dem pennsylvanischen System dagegen wird sogar unmöglich gemacht, daß sich die Verbrecher auch nur durch den Gesichtssinn kennen, welche Kenntniß ein so großes Übel ist, daß es nur durch die mittels der Rede übertroffen wird, denn die Erfahrung hat gezeigt, daß entlassene Sträflinge selten verfehlen, ihre im Gefängnisse gemachte Bekanntschaft auf verderbliche Weise zu erneuern. Das neuyorksche System erheischt ein eignes Spital, welches eines der Hauptmittel zum Wechselverderbniß der Sträflinge ist, die häufig Gebrechen und Krankheiten aller Art erheucheln, um dahin zu gelangen; bei dem System der Trennung der Gefangenen bei Tag und Nacht dagegen sind die Einzelzellen hinreichend groß, um sie in Krankheitsfällen in diesen selbst zu behandeln und ihnen ungestört unter vier Augen die Tröstungen der Religion zufließen zu lassen. Nachdem der Verf. die Vorzüge des pennsylvanischen Systems durch die interessantesten Belege, welche man in dem Buche selbst nachlesen möge, bewiesen hat, geht er zur Widerlegung der verschiedenen Einwürfe über, die gegen jenes erhoben worden sind. Sie beruhen hauptsächlich auf der irrigen Meinung, die abtrennende Einsperrung sei eine völlig einsame, und Beschäftigung, welche grade die einzige Erholung des Gefangenen von der heilsamen Marter der Selbstprüfung und der Gewissensbisse abgibt, sei demselben versagt. Der Verf. beweist durch statistische Angaben unwiderleglich, wie ungegründet der erste und wichtigste Einwurf gegen die pennsylvanischen Besserungshäuser sei, nämlich der, daß darin die Anzahl von Erkrankungen, insbesondere aber von Seelenstörungen angeblich größer sei, und daß die Sterblichkeit in ihnen die in andern Gefängnissen überschreite. Daß die einsame Einsperrung je nach dem Grade der Bildung der Verbrecher auf ihnen ungleich laste, ist ein Vorwurf, der eigentlich jede Strafart trifft, in diesem besondern Falle aber von keinem Gewicht ist, weil die öftern ungestörten Besuche und mahnenden Tröstungen des Geistlichen, der Inspectoren und des Vorstehers Erleichterungen der Gemüthsbedrängnisse darbieten wie bei keinem andern Straf- und Besserungssysteme. Der Einwand, daß die einsame Haft die Gewohnheiten der Geselligkeit zerstöre, könnte nur dann gelten, wenn bewiesen würde, daß das Erblicken vieler in tantalischer Schweigsamkeit erhaltenen Verbrecher dem Sträfling ersprießlicher sei als der Besuch weniger redlicher und wohlwollender Männer. Die Übung jenes scheußlichen Lasters, zu dessen Vollziehung mehr als Einer gehört, ist bei dem pennsylvanischen Systeme ganz unmöglich, und das zweite verwandte wird bei der Beobachtung der Einzelzelle in ihr nicht leichter als in der neuyorkschen Nachtzelle. Was endlich den Kostenpunkt betrifft, beweist der Verf., daß derselbe bei geschickter Verwaltung nichts weniger als ein unübersteigliches Hinderniß bilde; wir aber fragen, was die Kosten, und wären sie auch sehr bedeutend, gegen die Errichtung von Strafanstalten in die Wäge legen können, welche Europa vor jenen Scharen von Verbrechern retteten, die alljährlich aus den Gefängnissen nicht nur ungebessert, sondern noch verdorbener, als sie bei ihrer Einsperrung waren, entlassen werden? Wir glauben genug gesagt zu haben, um die Schrift des Dr. Julius allen Regierungen und Ständen des gemeinsamen deutschen Vaterlandes zur Beachtung zu empfehlen. 153.

Der Bärenhäuter im Salzbade. Ein Schattenspiel von Justinus Kerner. Stuttgart, Brodhag. 1837. 16. 8 Gr.

Justinus Kerner ist der umgekehrte Nicolai des Jahrhunderts. Denn sowie vor 70 Jahren dieser ehrliche Mann und Philister gegen die Geisterseher eiferte, so eifert heutzutage unser phantasiereicher Doctor gegen die Körperseher, d. i. mit andern Worten gegen Jedermann in Europa, der von Verzückungen, Offenbarungen, Erscheinungen und andern Ungen, womit wir seit zehn Jahren von Süddeutschland aus mystificirt werden, nichts wissen will. Um sich an allen diesen hausbackenen Subjecten, welche nicht in dem Sinne wie Eschenmayer und wie Kerner idealisch sind, zu reiben, hat der Letztere die obige Satire in Reimen von seinem idealischen Stapel laufen lassen, eine Kleinigkeit, von der wir um Kerner's willen lieber wünschen möchten, daß sie nie das Licht der Welt erblickt hätte. Der Verf. läßt als Prologus zu diesem kleinen und sehr verzwickten Schattenspiel, in welchem nächst dem „Bärenhäuter" selbst, der eigentlich ein verkappter Schneider ist, auch noch der Teufel, ein Waldbruder, ein Geist, ein Schenkwirth, ein Optikus, ein Rechnungsrath, ein junger Arzt und Dichter, ein Oberkellner, ein Falzbein, ein Antiquarius und eines solchen Tochter, nebst noch vielen andern mystischen Personen auftreten, einen Lampenputzer erscheinen, der sich also vernehmen läßt:

Dieses ist ein Spiel mit Schatten!
Also nur ein Schattenspiel!
Das heißt: es ist halt nicht viel!
Und ihr dürft euch nicht abmatten,
Harrend aus bis an das Ziel.
In der Lamp' ist Öl nur wenig,
Und ich fürchte, daß an Licht
Es Gebildeten gebricht.
Ich empfehl' mich unterthänig — —

Er selbst (der Verf. nämlich) hat somit die allerbeste Kritik seines Werkchens gleich von vorn herein gegeben, die uns ein Gleiches zu thun, fast überhebt. Es ist traurig, daß wir, unsers besten Willens ungeachtet nicht im Stande sind, dieser Selbstkritik nur ein einziges erhöhendes Titelchen hinzuzufügen, denn es herrscht in dem neugebackenen Satirchen eine so außerordentliche Inconsistenz, Verwirrung, Plan- und Resultatlosigkeit wie in der unerquicklichen Welt überhaupt, deren trübseligen Regionen sich ein sonst begabter und ehrenwerther Mann auf höchst beklagenswerthe Weise völlig anheimgegeben. Es ist unmöglich eine belebende Idee, einen rothen Faden des Gedankens in diesem Satirchen, das man leicht als eine überaus naive Satire auf die Satire nehmen kann, zu entdecken; vielmehr läuft Alles wüst durcheinander und auf die armselige Pointe hinaus: daß man im Allgemeinen merkt, es solle hier etwas verhöhnt werden. Wer hätte dies, aller übeln Zeichen

seiner neuesten Epoche ungeachtet, von einem Manne wie Kerner erwarten sollen? Zu seinem Besten wünschen wir, daß diese seine, in Zweck, Plan und Ausführung ganz verfehlte Schrift keinen Gegner erwecken möge, der zur wirklichen Satire ein wirkliches Talent besitzt.

In der That, wenn wir des „Badpredigers" (der auch eine in dem Stück vorkommende Maske und der rationalistische Antipode der Kernerei ist) nachstehende Worte vernehmen:

Sehr mit Recht ist man verwundert,
Daß in unserem Jahrhundert
Unsinn aus dem Mittelalter
Findet seine Schildehalter.
Philosophen, Ärzte, Dichter,
Statt zu sein der Nacht Zernichter,
Werfen selbst noch myst'sche Schleier
Um das Licht, wie Eschenmayer.
— — — — — —
Seit die Seherin erschienen,
Baut man wieder frisch und neu
Aus den alternden Ruinen
Wahn und Geistesbarbarei.
Spukt es nicht von allen Seiten?
— — — — —
Licht und Elektricität,
Galvanismus und Magnet
Hält für Wunder mancher Schwache.
Knallt es unter einem Dache,
Leuchtet es, gibt's Nasenstüber,
Wird man finden, wenn man lieber
Besser die Natur erspäht,
Daß dies nur der Kater mache
Mittels Elektricität,
Die aus seinem Felle geht.
Eine ganz gemeine Sache. —

und lesen hierauf Seitens des „jungen Arztes und Dichters" keine weitere Entgegnung als diese:

Herr, Ihr Herz ist weltumgarnet,
Das umsonst die Wahrheit warnet,
Noch so dringend ausgesprochen;
Und Ihr Kopf, auf den Sie pochen,
Ist von Glas ein Wasserkrug,
Isolirt vom Geisterzug.
Herr, Sie traf noch nie ein Jammer!
Schlägt einmal des Todes Hammer
Ihres Kopfes Glas in Scherben,
Müssen Weib und Kinder sterben,
Wird der Tod dann endlich packen
Eiskalt Ihren starren Nacken,
Wenn die klugen Äuglein brechen,
Werden Sie ganz anders sprechen. —

so können wir hierin nur eine sehr trügliche und schwächliche Anweisung erkennen auf eine andere Welt, die wahrlich eher alles Andere thun wird, als daß sie so überaus närrischerweise in die unserige hereinragen sollte, und einen deutlichen Beweis, auf wie schwachen Füßen die Ironie eines Mannes steht, der einst manches herzige Lied verfaßte, nun aber ganz unbegreiflicherweise sich in eine ebenso bodenlose als widerwärtige Überzeugung hineingefaselt hat. *) 1.

*) Wir bringen nächstens einen ausführlichen Artikel über Kerner.
D. Red.

Notizen.

Komisches Verhör.

John Bull, wie man im Scherz gewöhnlich das englische Volk zu nennen pflegt, wenn man von seinen besondern Eigenheiten redet, ist so sehr zu einem guten Spaß geneigt, daß er oft auch dergleichen dort anbringt, wo sie, genau genommen, nicht hingehören. Dies kann man jedoch unter einem Volke, wo nicht blos die Fähigkeit, seinen Humor gehen zu lassen, sondern auch die Empfänglichkeit dafür überall und zu jeder Zeit vorhanden ist, nicht so unschicklich finden, als wofür wir Deutsche es vielleicht halten würden. Wir theilen hier eine kleine komische Gerichtsscene mit, die unsere Aussage bestätigen mag. Es ward neulich vor einem Criminalgerichtshofe zu London ein armer Kohlenhauer angeklagt, aus einem öffentlichen Speisehause eine Gans gestohlen zu haben. Diese Anzeige gab dem jovialen Richter Veranlassung, sein Verhör mit dem Kläger in folgender Weise anzustellen:

Richter: Nicht wahr, lieber Freund, Ihr hattet am vergangenen Montag eine gebratene Gans in Euerm Hause, womit Ihr Euch und Euere guten Freunde bewirthen wolltet?

Kläger: Ja wol, mein Herr Richter.

R.: Wenn ich nicht irre, so war Euere Gans sehr gut gebraten; war dem nicht so?

Kl.: Ja wol, Herr Richter.

R.: Und Euere Frau hatte sie eben in die Pfanne gethan, um sie mit Brühe zu übergießen, damit sie schön braun werde; nicht wahr?

Kl.: Ja freilich, Herr, aber wir haben von der Bräune nicht viel gemerkt.

R.: Nun, und ich glaube, als ihr Euch Alle recht erwartungsvoll zu Tische setzen wolltet, war die Gans weggelaufen?

Kl.: Ei freilich, wir waren der Gans quitt, oder wie man sagt: minus die Gans; der Vogel war fort.

R.: Ihr wart um Euere Gans, meine ich, aber nicht um Euern Appetit? Nun, was wurde weiter daraus?

Kl.: Ei nun, der Spitzbube war in ein anderes Speisehaus gelaufen, wohin mich der Kellnerjunge rief, der die Sache beobachtet hatte. Ich sah den Dieb bei Tische sitzen und die Gans verzehren.

R.: Ei Tausend, und wie sah sein Maul aus?

Kl.: Auf mein Wort, Herr, es war ganz mit Fett beschmiert, denn er verschlang die Gans en gros (im Großen).

Wie man sieht, stand hier der Kläger dem Richter an gutem Humor nicht nach.

Wenn man den nachstehenden Rechtshandel betrachtet, so möchte man fast glauben, daß der portugiesische Adel keine allzu entsprechende Ansicht von schriftstellerischen Arbeiten und Bemühungen hege. Graf d'Opartho, aus einer sehr alten portugiesischen Familie, glaubte in einem alten italienischen Werke die allein authentische Quelle für seinen uralten Stammbaum aufgefunden zu haben und übertrug deshalb einem italienischen Gelehrten, Giovanni, die Übersetzung jenes Werkes. Dieser entledigte sich seines Auftrags zu vollkommener Zufriedenheit des ahnenstolzen Grafen, indem er sämmtliche auf die Familie desselben bezügliche Stellen in das Portugiesische übertrug und hieraus eine ganz unzweifelhafte Stammbaumreihe zusammenstellte. Nach Vollendung dessen machte er seine Rechnung zu 1500 Francs, wobei er nicht unterließ, auf die Schwierigkeiten aufmerksam zu machen, die mit dem Verständniß eines so alten Werkes wie das, nach dem er gearbeitet, verbunden seien. Wenn man nun auf der einen Seite zugibt, daß diese geforderte Summe nicht eben allzu niedrig war, so muß man doch andererseits über die Knickerei des Herrn Grafen erstaunen, der nur das wirklich Übersetzte bogenweis mit 5 Francs für den Bogen honoriren wollte. Der Gelehrte brachte hierauf die Sache vor ein pariser Gericht, welches die zu zahlende Honorarsumme auf 350 Francs festsetzte. Sollte man glauben, daß ein Mann, der in seinem Stammbaume lebt und webt, in dem Augenblicke des freudigsten Enthusiasmus so filzig sein könnte.

Eine neue englische Übersetzung der Schrift des Longinus über das Erhabene ist in London bei Longman erschienen. Longinus gehört zu denjenigen Classikern, die sehr häufig übersetzt werden. 11.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonntag, —— Nr. 71. —— 12. März 1837.

Deutsche Geschichte, mit besonderer Rücksicht auf Religion, Recht und Staatsverfassung von George Phillips. Zweiter Band.

(Beschluß aus Nr. 70.)

Hr. Phillips fühlt dies auch selbst, indem er am Ende (S. 265) zugibt, daß, wenn die Kaiserkrönung unter der Acclamation des Volkes nicht ein leeres Spiel gewesen sein solle, in ihr der Ursprung des imperii der Karolinger über Rom erkannt werden müsse, und daß diese kaiserliche Macht auch über den Kirchenstaat sich erstreckt habe. Nur meint er, daß, so wenig der Papst sich der weltlichen Hoheit (imperium mundi) des Kaisers habe entziehen dürfen, ebenso wenig der Letztere der kirchlichen Hoheit des Papstes (imperium spirituale), sodaß beide Gewalten als coordinirt nebeneinander fortbestanden hätten. Indessen entsteht hierbei zuerst die Frage, was diese geistliche Herrschaft für ein Wesen sei, worauf sie sich gründe und wer ihr unterthan sein müsse? Doch lassen wir das und halten uns blos an das Weltliche. So viel ist in Bezug dessen ausgemacht, daß, wenn auch dem Papste ein imperium spirituale beigelegt wird, ihn dies so wenig zum Herrn über Rom als zum Herrn von Paris oder Aachen machte. Ebenso unbezweifelt ist es, daß er als Bischof zu Rom darauf kein Recht hatte. Daß er weiterhin auf demselben Wege, wie die sämmtlichen geistlichen Reichsstände in Deutschland die Landeshoheit, über den Kirchenstaat die Souverainetät erlangt hat, und daß dies um so leichter geschehen konnte, weil der Kaiser keinen Stellvertreter, Herzog oder Grafen zu Rom eingesetzt hatte, sondern dem Papste und Senate das Regiment überlassen blieb, mithin von Anfang eine Oberlehnsherrlichkeit hinsichtlich Roms bestand, ist nicht zu leugnen. Ebenso unbestreitbar ist aber auch, daß, da eine Krone oder Reich ohne Land ein Unding gewesen sein würde, Karl mit der Annahme der Kaiserkrone seine Herrschaft über Italien ebenso ausdehnte, wie er sich nach der Eroberung der Lombardei zum Könige der Longobarden erklärte, und daß er den Papst nicht minder als die übrigen Metropoliten seines Reiches für seinen Unterthan betrachtete, was auch damals nicht entfernt in Zweifel gezogen worden ist. Wir wollen dies nicht aus der Prosternation des Papstes bei der Krönung herleiten, weil man dies sowie das Halten des Steigbügels, was Pipin bei dem Besuche des Papstes vorher gethan hatte (S. 22 u. 264), als eine bloße Höflichkeitsbezeigung nach der Sitte der damaligen Zeit ansehen muß. Aber die Päpste selbst haben diese ihre Stellung vielfältig genug in Wort und That anerkannt; ja, es bestand in Betracht ihrer Gelangung auf den Stuhl Petri nicht der mindeste Unterschied zwischen ihnen und andern Bischöfen, weshalb auch die Nachfolger Karl's die eigenmächtige Consecration untersagten, womit man in Rom die Exemtion begann, und Karl selbst in seinem Testamente die Kirche zu Rom als die erste Metropole in seinen Staaten aufgeführt hat. Da aber weder die Lombardei noch Italien mit dem fränkischen Reiche vereinigt wurden, so hat v. Raumer ganz Recht, wenn er behauptet, Karl habe drei Kronen getragen und drei Reiche hinterlassen, von denen die Kaiserkrone, welcher allerdings eine vorzügliche Ehre und Ansehen beigemessen wurde, an den Besitz von Italien geknüpft war und mit demselben dem ältesten Sohne zugetheilt wurde, unter dessen Oberhoheit die beiden andern Brüder die ihnen zugetheilten Länder nicht als besondere Staaten, sondern in der Eigenschaft als Mitregenten regieren sollten. Wer sonach von den Nachfolgern Karl's den Besitz von Italien an sich brachte, ließ sich eben darum auch ohne Widerrede zum Kaiser krönen. So Karl der Kahle (S. 153), so Karl der Dicke (S. 162), so Guido (S. 171). Die Verbindung der deutschen Königs- mit der römischen Kaiserkrone geht über die Periode der Karolinger hinaus.

Lobenswerth endlich ist es von dem Verf., daß, so ungemein hoch er die Regierung und die Verdienste des ersten Karl stellt, er es doch anerkennt, daß derselbe keine neue Schöpfung hervorgebracht (S. 359), vielmehr die ganze Staatsverfassung, wie sie von den Merovingern auf ihn gekommen war, nur erhalten und wieder gesäubert und gekräftigt hat.

Es ist Alles, was er angeordnet hat, nur die organische und historische Fortbildung Dessen gewesen, was schon bestand. Auf diese Fortbildung hat zwar die Weisheit und die Kraft Karl's bedeutend eingewirkt; aber eben seine Weisheit äußerte ihren Einfluß nicht darin, daß er vieles Neue schuf, sondern vielmehr darin, daß er die zeitgemäße Entwickelung des Vorhandenen beförderte. Das wirklich Veraltete wurde allerdings ausgeschieden und Neues an dessen Stelle gesetzt; aber hauptsächlich ging die Thätigkeit des großen Kaisers dahin, daß er, einem guten Gärtner gleich, den Baum der entwickelten Ver-

fassung pflegte, ja auch veredelte, keineswegs, daß er ihn mit den Wurzeln ausriß und einen neuen dafür setzte.

So wohlgegründet dies Urtheil ist, so können wir doch dem Verf. weiter nicht beistimmen, wenn er ferner behauptet, daß die germanische Verfassung unter dem großen Karl den höchsten Glanzpunkt erreicht habe. Im Gegentheile war dieselbe, als er zur Regierung kam, schon im vollen Laufe ihres Verfalls, und nur diesen Lauf hat er durch seine Kraft aufgehalten, so lange sie sich entgegenstemmte. Wol hat er das Ansehen und die Macht des Königs nach außen und im Innern auf eine Höhe erhoben, die nach ihm Niemand wieder erreicht hat. Aber die Staatsverfassung rollte, als seine Hand erstarrt war, um so schneller ihrer gänzlichen Auflösung und ihrem Verderben zu, je größer die Gewalt war, durch welche er allein die Wirkung der feindseligen Mächte gehemmt hatte, ihre zertrümmernden Eingriffe fortzusetzen. Er flickte die zerfallenden Mauern aus und unterstützte sie mit mächtigen Pfeilern; aber das unterwühlte Fundament des ganzen Gebäudes blieb in seinem Zustande. Weil denn solchergestalt einerseits seine auf größere Geistescultur abzielenden Einrichtungen seiner Zeit weit vorausgingen, und weil seine übrigen politischen Anordnungen beiweitem mehr den Charakter der Abwehrung der eingerissenen Übel als der Abstellung, Heilung und organischen Umgestaltung der Grundgebrechen an sich trugen, weil sonach sein ganzes Werk hauptsächlich auf seiner persönlichen Einsicht, Thätigkeit und Kraft beruhte, dadurch aber keine politischen Institutionen begründet wurden, die in sich selbst das Gesetz und das Vermögen ihres Bestandes und ihrer Fortbildung in sich trugen, so mußte unvermeidlich mit dem Tode des großen Karl auch die Größe des Regiments ersterben, das in seiner persönlichen Fähigkeit lediglich beruhte, und nach dem Maße der anderweiten Persönlichkeit seiner Nachfolger mußte sich wiederum lediglich der fernere politische Zustand richten. Das ist die wahre Größe und der Ruhm eines Regenten, daß seine Regierung in ihrer Fortwirkung nicht aufhören könne, noch lange nach ihm fortzuleben, und daß er Institutionen schaffe, welche die Sicherheit gewähren, daß, unabhängig von seiner persönlichen Einwirkung, das von ihm geschaffene Gute sich fortbewege, fortwachse und von selbst das entgegenwirkende Böse unterdrücke, wie alle gute Saat das Unkraut unterdrückt. Der Grund des Verfalls der germanischen Verfassung bestand in der Zerrüttung des Grundprincips derselben, der Bürgerfreiheit und Gewähr, welche durch den Anwachs der Aristokratie, durch die Annahme einer politischen Stellung der Geistlichkeit und durch die Ausbreitung des Lehnwesens und der Ministerialität zerfleischt wurde. Ob es selbst dem mächtigen Karl möglich gewesen wäre, diese Erzfeinde jedes echten Bürgerthums zu überwältigen, ob er es selbst gewollt haben möchte, selbst wenn er es erkannt und vermocht hätte, da es nicht ohne große Beschränkung seiner Eigenmacht und Herrschergewalt hätte geschehen können, lassen wir dahingestellt. Weil es aber nicht geschehen ist, so ist Karl der Große wie Friedrich der Einzige ein Meteor gewesen, dessen Licht mit seinem Untergange nur zu bald verschwand, während Alfred und Peter der Große in ihren Institutionen fortgelebt haben.

Außer allem Zweifel hat der große Abstand seiner Nachfolger sehr viel dazu beigetragen, den Verfall seines Geschlechts und des Staates zu beschleunigen. Schon unter seinem nächsten Thronfolger erhob jene verderbliche Trinität ihr Haupt um so höher, je weher ihr das Niederhalten gethan hatte (S. 92).

So ungerecht man sein würde, in den Unternehmungen Ludwig's dessen gute Absichten zu verkennen, so muß man doch zugestehen, daß der hervorstechende Charakterzug desselben eine für einen Regenten sehr gefährliche Willensschwäche war, die sich allen seinen Handlungen einprägte und in ihm eine große Menschenfurcht erzeugte, vermöge deren er gegen Viele Mistrauen und Argwohn, für Andere aber wiederum ein zu unbedingtes Vertrauen hegte, oder welche vielmehr ihn dahin brachte, sich solchen Personen mehr unterzuordnen, als es geziemte.

Willens- und Charakterschwäche sind gemeinhin entweder mit Lascivität oder mit Bigoterie, oft mit beiden gepaart. Diejenigen Regenten, welche von der Kirche belobende Beinamen erhalten haben, sind überall als schwache Regenten die Begründer politischer Unordnungen und des Verderbens ihrer Staaten gewesen. Man schlage die Geschichte auf, welches Landes man wolle, so findet man überall, daß der Verfall der Staaten von da an datirt, wo die Regenten sich haben angelegen sein lassen, die obersten Bischöfe ihrer Länder zu machen, und mit Vorliebe sich mit den Angelegenheiten der Kirche befaßt haben. 2.

Literarische Notizen aus Schweden.*)

Schon vor einigen und zwanzig Jahren fing man auch in Schweden an, die alten Volkslieder zu sammeln und herauszugeben. In den Jahren 1814—16 erschien eine Sammlung schwedischer Volkslieder („Swenska Folkwisor") in drei Theilen von Arw. Aug. Afzelius, und 1834 der erste Theil von einer neuen Sammlung dieser Art unter dem Titel: „Swenska Fornsånger. En Samling af Kämpawisor, Folkwisor, Lekar och Dansar, samt Barn- och Wallsånger. Utgifne af *Adolf Iwar Arwidsson.*" (Alte schwedische Gesänge. Eine Sammlung von Helden- und Volksliedern, Spielen und Tänzen, Wiegen- und Schäferliedern ꝛc., mit Musikbeilagen. Stockholm.) Die erste dieser Sammlungen hat den Vorzug, lebendige Überlieferung aus dem Munde des Volks zu sein, und enthält eine Auswahl der schönsten schwedischen Volkslieder, die noch nicht vergessen sind, die letztere dagegen ist reichhaltiger in literaturgeschichtlicher Hinsicht. Arwidsson benutzte zu seiner Ausgabe mehre ältere handschriftliche Liedersammlungen der königlichen Bibliothek in Stockholm, der Universitätsbibliothek in Upsala, der Gymnasialbibliothek in Linköping und einiger Privatbibliotheken, wie die zu Skokloster und Bergshammer. Der erste Theil enthält Helden- und Ritterlieder.

Unter den neuern schwedischen Romanen verdient einer unter dem Titel: „Cousinerne" (Die Geschwisterkinder) erwähnt zu werden. Er zeichnet sich durch Anmuth der Darstellung, richtige Charakterschilderung und eine heitere Lebensphilosophie aus. Man vermuthet, daß das geistreiche Fräulein Bremer, welches durch seine „Zeichnungen aus dem Alltagsleben" („Teckningarne utur Hwardagslifvet") dem Publicum schon vortheilhaft bekannt ist, die Verf. davon sei.

Von Hugo Löwenstjerna's „Fria Fantasier" (Freie Phan-

*) Aus schwedischen Zeitschriften entlehnt, die uns freilich etwas spät zugekommen sind. D. Red.

tasien) erschien 1834 der vierte und fünfte Band, wovon der erstere folgende Erzählung enthält: „Drottningens Juvelsmycke, eller Azouras Lazuli Tintamora; Berättelse om Händelser näst före, under och efter K. Gustaf III. mord. Romaunt i 12 böcker" (Der Königin Juwelenschmuck, oder Azoura Lazuli Tintamora; Erzählung von Begebenheiten nächst vor, während und nach des Königs Gustav III. Ermordung rc.); der letztere: „Ramido Marinesco". Des Verf. romantisch-historische Erzählungen verrathen viel Originalität, Erfindungsgabe und Scharfsinn, bilden aber kein in sich geschlossenes Ganze, kein Kunstwerk.

Zu den schönsten Blüten der neuern schwedischen Poesie gehören: „Skaldestycken af *Erik Gustaf Geijer*." (Gedichte von E. G. Geijer. Upsala 1835.) Diese Gedichte waren großentheils früher in „Iduna", Atterbom's Kalender u. s. w. nach und nach erschienen. Die ältesten sind von 1811 und den nächst darauf folgenden Jahren. Mehre sind spätern Ursprungs, worunter einige bisher nicht gedruckte. Diese schließen sich den ältern würdig an und thun das unauflöslich fortdauernde Bündniß dar, welches die Poesie, die Musik und die Philosophie bei dem berühmten schwedischen Geschichtschreiber geschlossen.

Unter den neusten in Schweden erschienenen philosophischen Schriften verdient besonders folgendes Werk: „Skrifter af *P. D. A. Atterbom*" (erster Band, Upsala 1835), beachtet zu werden. Dieser erste Band hat auch den besondern Titel: „Studier till Philosophiens Historia och System" (Studien zur Geschichte und zum System der Philosophie). Der Verf. dieses Werks zeichnet sich sowol durch große Gelehrsamkeit, Tiefe und Scharfsinn, als durch Phantasie und Gefühl, sowie durch ein alles Reinmenschliche, d. h. Wahre, Gute und Schöne innig liebendes Gemüth vortheilhaft aus.

Ferner erschien das zweite Heft des vierten Bandes der Zeitschrift: „Skandia. Tidskrift för Wetenskap och Konst" (Upsala 1835). Dieses Heft enthält einen sehr lehrreichen historischen Blick auf die Entwickelung der Industrie in Schweden und ist ein dankenswerther Versuch, der Statistik dieses Landes eine geschichtliche Grundlage zu geben. Der Verf. dieses Aufsatzes nimmt das Wort Industrie oder Nahrungsfleiß im weitesten Sinne und hat demzufolge die Schicksale des Land- und Bergbaus, der Fischereien, der Gewerbe, sowie der Schiffahrt und des Handels von Gustav I. Zeiten bis 1719 in diesem Hefte beschrieben und im ersten Hefte des fünften Bandes seine Beschreibung derselben bis 1772 fortgesetzt.

Von dem geistreichen Schriftsteller und Dichter Bernhard v. Beskow erschien der zweite Theil seiner „Wandring-Minnen" (Reiseerinnerungen) (Stockholm 1834), seine Reise in Italien enthaltend. Mit Wahrheit, Geist und Leben schildert er Natur, Kunst und Einwohner des von ihm bereisten Landes.

Von „*Anders Fryxells* Berättelser ur swenska Historien" (Erzählungen aus der schwedischen Geschichte) erschien die zweite Auflage des sechsten Theils (Stockholm 1834). Der Verf. beginnt seine Erzählungen mit Gustav I. und hat sie bisjetzt bis zu der Regierung der Königin Christina fortgesetzt. Sein Werk hat großen Beifall und zahlreiche Leser in Schweden gefunden. Die Ungleichheiten und Mängel des Styls, auf die man in den drei ersten Theilen bisweilen stieß, sind schon im vierten Theile sehr selten, und es ist dem Verf. gelungen, sich eine eigenthümliche Schreibart zu bilden, welche besonders durch ihre Einfachheit und Natürlichkeit anziehend ist.

Folgendes Werk: „Resa genom Norrland och Lappland af *J. Engström*" (Reise durch Norrland und Lappland, zwei Theile, Stockholm 1834), liefert wichtige Beiträge zur nähern Kenntniß des nördlichen Schwedens. Vorzüglich macht der Verf. auf die ungeheuern Schätze von Eisenerz aufmerksam, welche die Gebirge jener Landschaften enthalten.

Nicht ohne Werth für Freunde der schwedischen Literatur ist folgendes Werk: „Sweriges sköna Literatur, en Öfverblick wid akademiska Föreläsningar af *P. Wieselgren*." (Schwedens schöne Literatur, ein Überblick bei akademischen Vorlesungen. Drei Theile. Lund 1833—35.) Der erste Theil handelt von der schönen Literatur der Kirche, die beiden folgenden von der schönen Literatur des Staats. Der Verf. theilt die schöne Literatur Schwedens in sechs Perioden ein. Diese sind: I. die heidnische (500 v. Chr. — 1000 n. Chr.); II. die katholische (1000—1520); III. die Periode der Reformation (1520—1600); IV. die Periode des protestantischen Ritterthums (1600—1703); V. das philosophische Jahrhundert (1703—1809); VI. das politische Jahrhundert (1809 bis auf die neueste Zeit). Der Styl des Verf. ist blumenreich, poetisirend; aber eine gründlichere Forschung und schärfere Sichtung des Stoffes bleibt noch zu wünschen übrig.

Von allgemeinem wissenschaftlichen Interesse sind die beiden folgenden kleinen Schriften: 1) „Om Laghistoriens Studium och dess Förhållande till Rätts Wetenskapens öfriga delar" (Vom Studium der Rechtsgeschichte und ihrem Verhältnisse zu den übrigen Theilen der Rechtswissenschaft), und 2) „Om Sweriges äldsta Indelning i Landskap och Landskapernas Uppkomst" (Von der ältesten Eintheilung Schwedens in Landschaften und von der Entstehung der Landschaften), von J. C. Schlyter (Upsala 1835). Beide sind Producte gründlicher Kenntnisse, scharfer Urtheilskraft und großer Wahrheitsliebe. 119.

Seltsame Begebenheit im Chamounythale.

Ein pariser Blatt verbürgt die Wahrheit der nachstehenden Begebenheit, der es keineswegs an poetischer, ja selbst weltgeschichtlicher Romantik und einem hohen sarkastischen Interesse gebricht, obwol wir damit die Illegitimität der Handlung nicht entschuldigen wollen. In dem so reizenden als vielbesuchten Chamounythale zwischen Cluse und Sallenche befindet sich die merkwürdige Grotte von Balme, die in einer Höhe von 700 Fuß über dem Fluß Arve, der das Thal bewässert, ihre natürliche Bahn durch den Felsen gebrochen hat. Die sardinische Regierung, welche die Monopole auch bei den Naturwundern liebt, hat auch auf den Besuch dieser berühmten Grotte ein solches in die Hände einer savoyischen Witwe gelegt, welche die fremden Reisenden in der Höhle umherführt, ihre kleine Gratification entgegennimmt und dafür dem Staat eine jährliche Abgabe zahlen muß. Um übrigens bis zu der Öffnung dieser gleichsam schwebenden Grotte zu gelangen, muß man eine Menge von Stufen und Leitern erklimmen, die, gar gefährlich anzuschauen, über dem Abgrunde schweben und von der concessionirten Frau auf eigne Kosten angelegt worden sind, in der Hoffnung, daß sich das darauf verwandte Capital durch die Entgelder der Besuchenden reichlich genug verzinsen werde. Gewöhnlich dient zur Führerin für diese ein junges, niedlich gebautes lebhaftes Mädchen, deren brauner Teint und gewandtes Benehmen an die Erscheinung der Fenella im „Peveril von dem Gipfel" erinnert. Mit einer Fackel in der Hand erklettert das braune Kind mit der Geschicklichkeit einer Gemse die schwindliche Höhe und blickt so klug und kühn in den ungeheuern Schlund hinab, aus dem man die tosenden Bergwasser heraufgurgeln hört, daß es dem Fremden erscheinen will, als sei sie das eingeborene Wesen, der Schutzgeist dieser wundersamen Höhle.

Es war im Frühsommer 1833, als drei junge, nach etwas aussehende Reisende sich in der Wohnung der Witwe meldeten, um nach Maßgabe ihrer Führung die Wunder der grotte de Balme zu betrachten; die kleine braune Dirne mußte wie gewöhnlich die Rolle der Leiterin übernehmen. Nicht lange befanden sie sich auf dem Wege nach der Grotte, als ein anderer ältlicher Fremder mit einem Bedienten in gleicher Absicht anlangte, dessen Führung nun die Witwe selbst übernehmen mußte. Die Jünglinge achteten wenig auf den Fremden und waren im Begriff, sich, nachdem sie alle Gegenstände in Augenschein genommen, hinweg zu begeben, als die Kleine sie erinnerte, ihre Namen zuvor in das Fremdenregister einzuschreiben. Der Eine von ihnen, der etwas Ausgezeichnete-

res in seinem Benehmen hatte als die übrigen, blätterte nun in dem Fremdenbuch und hatte kaum die letzte Seite desselben überlesen, als er lebhaft, wie vor Unwillen erröthend, einen Schrei der Überraschung ausstieß, der auch noch manches andere heftige Gefühl zu offenbaren schien. Zugleich sprach er den Namen aus, der soeben erst in die Liste eingetragen war und dessen Anblick ihn so heftig bewegte. „Er ist hier, Freunde", rief der Jüngling mit immer größerer Bewegung; „hier, hier, kaum einige Schritte von uns, und endlich werden wir seine Niederträchtigkeit bestrafen können." — „Wir wollen ihn suchen", riefen die Andern, „er soll seinem Schicksal nicht entgehen." — Sie rissen nun dem erschrockenen Mädchen die Fackel aus den Händen und rannten in der Grotte hin und her, den Fremden aufzusuchen, was ihnen endlich mit Hülfe der Kleinen, die halbgezwungen ihnen beistehen mußte, gelang. Kaum hatten die Jünglinge den unglücklichen Fremden erblickt, der unseligerweise nur wenige Schritte von dem tiefen Hauptschlunde entfernt stand, als alle Drei über ihn herfielen, ihn beim Kragen packten, nach dem Abgrund schleppten und gräßlich schrien: „Hinab mit ihm, hinunter mit dem Verräther." Der Diener lag auf Knien und bat für das Leben seines Herrn. Schon waren die Kleider des Letztern fast ganz zerrissen, schon versuchte er sich mit blutenden Händen nur noch an den nächsten Stalaktiten festzuhalten, die eine sehr unsichere Stütze gewährten, indem er laut um Hülfe schrie — als das Mädchen gleichfalls weinend auf die Knie sank und den grausamen Jünglingen vorstellte, daß diese schreckliche Frevelthat auch ihr und ihrer armen Mutter Unglück sein werde. Diese Vorstellung schien Eindruck zu machen. Die Jünglinge ließen den Fremden los und riefen: „Feiger Henker, du hattest kein Mitleid mit deinem Opfer, aber dennoch wollen wir dir dein elendes Leben schenken. Aber nur unter einer Bedingung: daß du deinen unwürdigen Namen mit eignen Händen aus der Liste streichst, worin wir ihn gefunden haben." Mit diesen Worten schleppten sie den Armen wie im Triumph dem Ausgange der Grotte zu. Das Buch ward aufgeschlagen. Der Fremde wollte die Feder ergreifen, um damit, da alle Fürbitte nichts fruchtete, den eignen Namen auszustreichen. Aber die Jünglinge riefen: „Nein, nicht also; mit deinen Lippen sollst du ihn hinwegsaugen." Der Fremde mußte sich auch hierein fügen und mit dem eignen bebenden Munde die entehrende Handlung verrichten.

Allein der gemishandelte Name war nur halbverlöscht, als man den unglücklichen Mann mit Hohn aus der Grotte stieß. Spätere Besucher konnten seine Grundzüge noch entdecken; er lautete: Hudson Lowe.

Wer die drei Jünglinge waren, die an dem grausamen Manne so grausam handelten, weiß man nicht genau. Nur so viel bestätigte sich, daß an jenem Tage der jüngere Ludwig Bonaparte mit zwei Freunden im Hôtel von Sallenche abgestiegen war, in der Absicht, die Wunder der Grotte von Balme in Augenschein zu nehmen. 71.

Anekdote.

Ein wälischer Pfarrer, von dem die Rede ging, daß er nicht übertrieben geistreich sei, wurde gefragt, wie es käme, daß er öfters Vorträge halte, die offenbar nicht aus seinen eignen Mitteln entsprungen seien. Er erwiderte: „Ich besitze einen dicken Band Predigten von einem gewissen Erzbischof Tillotson, die ich ins Wälische übertrage und alsdann wieder ins Englische zurückübersetze. Dies Verfahren finde ich so probat, daß ich fest überzeugt bin, daß der würdige Erzbischof, wenn er mich selbst predigen hörte, seine eignen Arbeiten nicht wieder erkennen würde." 11.

Bibliographie.

Adler, W., Die Grabhügel, Ustrinen und Opferplätze der Heiden im Orlagau und in den schaurigen Thälern des Sorbitzbaches. Mit 40 Abbildungen. 8. Saalfeld, Riese. 16 Gr.

Baird, R., Geschichte der Mäßigkeits-Gesellschaften in den Vereinigten Staaten Nord-Amerikas. 8. Berlin, Eichler. 16 Gr.

Bauernfeld, Theater. 2ter Band. Inhalt: Helena. Der Zauberdrache. Gr. 12. Manheim, Hoff. 1 Thlr. 12 Gr.

Bensen, H. W., Historische Untersuchungen über die ehemalige Reichsstadt Rotenburg oder die Geschichte einer deutschen Gemeinde aus urkundlichen Quellen bearbeitet. Gr. 8. Nürnberg, Riegel und Wießner. 2 Thlr. 16 Gr.

Beweis aller Beweise, daß die Juden nicht emancipirt zu werden verdienen, und ohne den Untergang Europas herbeizuführen, nicht emancipirt werden können. Allen Petitionairs gegen die Juden-Emancipation und sonstigen Judenhassern gewidmet. Gr. 12. Grimma, Verlags-Comptoir. 8 Gr.

Bowring, J., Bericht an das englische Parlament über den Handel, die Fabriken und Gewerbe der Schweiz. Nach der officiellen Ausgabe aus dem Englischen übersetzt von Dr. H....r. Gr. 8. Zürich, Orell, Füßli u. Comp. 1 Thlr. 8 Gr.

Brandis, J. D., Über Leben und Polarität. Gr. 8. Kopenhagen, Verfasser. 1836. (Berlin, Reimer.) 12 Gr.

Fürstenhaupt, A., Pantheon oder Auswahl des Schönsten und Besten aus den bekanntesten Literaturen aller Zeiten, (die Fremd-Literatur nach den besten deutschen Übersetzungen.) 1ster Band. Heft 1. Gr. 8. Berlin, Natorff u. Comp. 4 Gr.

Groß-Hoffinger, A. J., Historische Darstellung der Allein-Regierung Joseph's des Zweiten insbesondere der politisch-kirchlich-moralischen Reaction gegen den Geist seiner Anstalten in- und außerhalb der östreichischen Erbländer. Aus dem größern Geschichtswerke über das Leben und die Regierung Kaiser Joseph's des Zweiten. Gr. 8. Stuttgart, Rieger und Comp. 2 Thlr. 18 Gr.

Hermannsthal, F. H. von, Mein Lebenslauf in der Fremde. 8. Freiburg im Breisgau, Wagner. 22 Gr.

Hoffbauer, J. H., über den Aberglauben. Gr. 8. Lemgo, Meyer. 12 Gr.

Sechster Jahresbericht des historischen Vereins im Rezatkreis. Für das Jahr 1835. Mit 1 lithographirten Blatte. Gr. 4. Nürnberg, Riegel u. Wießner. 1836. 1 Thlr.

Ideale für alle Stände. II. 1. Lebensbeschreibungen und Bilder aus dem Leben ausgezeichneter und berühmter Kaufleute und Banquiers. — Auch u. d. T.: Die Familie Rothschild und die Fugger. Lebensgeschichte der Gründer und der vorzüglichsten Glieder dieser Häuser. 8. Leipzig, Schmidt. 10 Gr.

Kock's, P. de, ausgewählte humoristische Romane, deutsch bearbeitet von H. Elsner. 1ster Band. Weder: Nie! noch: Immerfort! Gr. 12. Stuttgart, Rieger u. Comp. 14 Gr.

Reisebilder aus Süddeutschland, aufgenommen im Sommer 1836 von *r. Gr. 12. Leipzig, Fest. 1 Thlr.

Reumont, A., Rheinlands Sagen, Geschichten und Legenden. 1ste Lief. Gr. 8. Köln u. Aachen, Kohnen. 12 Gr.

Politisches Rundgemälde, oder kleine Chronik des Jahres 1836. Für Leser aus allen Ständen, welche auf die Ereignisse der Zeit achten. 8. Leipzig, Fest. 9 Gr.

Das Schachspiel in seiner eigenthümlichen und höhern Bedeutung. Ein Fragment. (Aus den Propyläen zu einer Imperatorik.) 4. Nürnberg, Renner und Schuster. 1836. 16 Gr.

Schlieben, W. E. A. v., Statistische Aphorismen in Beziehung auf Nationalökonomie und Staatenkunde. 1ste Abtheilung. Gr. 8. Leipzig, Frohberger. 12 Gr.

Seidlitz, J., Die Poesie und die Poeten in Östreich im Jahre 1836. 8. Grimma, Gebhardt. 1 Thlr.

Söltl. Gedichte. Gr. 12. Berlin, Reimer. 12 Gr.

(Spontini.) — Des Dramatischen Leib-Compositeurs Sr. Majestät des Königs von Frankreich und Königl. Preuß. General-Musik-Director Herrn Ritters Gaspard Spontini Klagen über den Verfall der dramatischen Musik. Aus dem Französischen übersetzt und mit erläuternden Anmerkungen begleitet von einer Gesellschaft von Kunstfreunden und Verehrern des großen Meisters. Gr. 12. Leipzig, Michelsen. 6 Gr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Montag, —— Nr. 72. —— 13. März 1837.

Der junge Tischlermeister. Novelle in sieben Abschnitten von Ludwig Tieck. Zwei Theile. Berlin, Reimer. 1836. 8. 3 Thlr. 8 Gr.

Die Vermählung der krummen Linie mit der geraden, des Bedürfnisses mit der Kunst, der Prosa mit der Poesie, der Regel und Pflicht mit der Willkür und Leidenschaft, diese Vermählung im Leben des Menschen, sodaß die Tugend nicht in Philisterei, die Lust nicht in Ausschweifung übergeht — irren wir uns, oder ist dieses nicht der Kern eines an Geist und Leben überreichen Buches, das wir der Jugend und dem Alter des Dichters zugleich verdanken? Der Plan zu der Erzählung ist laut dem Vorworte zum zweiten Theil einer seiner frühesten Entwürfe und schon im Frühjahr 1795 entstanden, aus dem Wunsch, klare und bestimmte Ausschnitte unsers echten deutschen Lebens, seiner Verhältnisse und Aussichten wahrhaft zu zeichnen. Die Ausarbeitung begann 1811, die jetzt sich mehr ausdehnte und bunter ausfiel, als es im ersten Entwurfe lag. Die Ruhe fehlte dem Verfasser, um die Aufgabe zu vollenden; was geschrieben war, wurde 1819 der Presse übergeben, ausgeführt ward das Ganze erst jetzt, „und so bietet sich nun die Erfindung, so früh begonnen, so oft verzögert und so spät vollendet", dem Wohlwollen des Lesers.

In einer ohne Zweifel norddeutschen Stadt lebt ein junger Tischlermeister, Namens Leonhard; wann, erfährt man nicht sogleich aus der Novelle, allmälig aber zeichnet sich die Zeit, in welcher dieselbe spielt, immer bestimmter, und einzelne Andeutungen lassen uns sogar zuletzt nicht mehr im Zweifel über das Jahr, in welches die Hauptbegebenheit fällt. Die alte Reichsverfassung blüht noch; kurze Beinkleider und Schnallenschuhe sind die höchste Mode; die Revolution ist vorüber, aber das Zeitalter der Aufklärung und Nivellirung ist im schnellsten Fortschritte begriffen; die Überbleibsel des alten bürgerlichen Lebens sind nur noch in einigen ehrwürdigen deutschen Städten, in den Bergen und Dörfern zu suchen; Adel und Bürgerstand ist längst verflacht; doch liegt „Werther" und „Götz von Berlichingen" erst ein Menschenalter hinter den Zeitgenossen; Schlegel's Shakspeare ist schon anerkannt, Novalis eben erst herausgekommen; der luneviller Frieden ist geschlossen, die Bisthümer Bamberg und Würzburg sind secularisirt; Iffland ist auf der Bühne im höchsten Flor, ein dreißigjähriger Narr ist 1772 geboren; beim Schlusse der Geschichte, der etwa dritthalb Jahre später erfolgt als der Anfang, ist Schiller eben erst gestorben. So ist die Zeit mit aller Bestimmtheit angegeben. Die Erzählung beginnt mit dem Jahre 1802 und endet um die Mitte des Jahres 1805.

Dieser Zeitpunkt war der spätern Bearbeitung noch bequemer als das J. 1795, ohne daß der Plan darunter leiden konnte. Der Dichter wollte offenbar einer hinabgegangenen Zeit einen Scheideblick nachwerfen, was Poetisches an ihr war, verklären und dem ästhetischen Anerkenntniß seiner Zeitgenossen vorhalten, zugleich aber, wie uns däucht, jene obenangegebene moralisch-praktische Idee entwickeln. Jene Zeit aber war eben damals vollständig abgelaufen und abgeschlossen. Nun ist freilich Vieles, was damals gewissermaßen neu und noch unbesprochen war, jetzt weniger an der Tagesordnung, und der Verf. selbst bezeichnet als solches in seinem Vorwort manchen Gedanken über Zünfte, Bürgerlichkeit und dgl. m. Er hat aber diese Materien auf eine Weise behandelt, die auch das Bekannte als frisch erscheinen läßt; und Wahrheiten, mit Überzeugung und Geist ausgesprochen, veralten nicht. In vielen Gesprächen des Buches ist überdies Neues und Neuestes, doch ohne eigentlichen Anachronismus, mit eingeflossen und das Costume der Zeit nicht überall ganz streng beobachtet, worüber der Verf. durch eine gelegentliche Betrachtung, die zwar eigentlich nur dem Drama gilt, doch hinreichend gerechtfertigt erscheint. Der Abschied einer alten Zeit und das Hereinragen einer neuen gibt immerhin dem Ganzen die Färbung, in der sich alle andern Nuancen harmonisch verlieren.

Doch wir gehen an die Geschichte selbst. Leonhard ist ein wohlhabender, durch eine liebenswürdige Gattin und ein angenommenes Kind beglückter Handwerker, der auf Reisen durch eignes Studium, besonders aber durch den vertrauten Umgang mit seinem Jugendfreunde, dem Baron v. Elsheim, einem reichen, leichtsinnigen, poetischen Edelmanne, welcher hoch über den Vorurtheilen seines Standes steht, auch seinerseits über die Bildung seines Standes erhoben worden ist, den er jedoch keineswegs geringschätzt, verleugnen oder durch unpassende Anwendung seines Gewerbes überbieten will. Sein ganzes Streben geht vielmehr nur dahin, die Kunst, deren er sich mächtig

fühlt, zur Veredlung, zur Verdeckung des Bedürfnisses anzuwenden, nicht das Handwerk selbst in eine hochmüthige Kunst zu verwandeln. Der Anfang der Novelle führt uns mit ihm an das Fenster seines Wohnzimmers und läßt uns einen Blick in die neue Einrichtung seines blühenden Gewerbes, die neuerbauten Schuppen, die aufgestapelten Hölzer und Breter thun. Hier überblickt er mit seiner Friederike, die ihn grade darum so lieb hat, weil er „ein wunderlicher Kauz und nicht ist wie alle Menschen", sein ruhiges Glück. Bald darauf sehen wir ihn mit seinen Gesellen, seinem Pflegekind und dessen Lehrmeister, einem alten, guten, seltsamen Magister, auch noch einem Originale der alten Zeit, an dessen wirkliche Existenz der jetzigen schwer zu glauben wird, um den Mittagstisch gelagert, und bald wird hier gelegentlich die Frage abdisputirt, die Leonhard aufwirft, ob der Mensch immer stark genug sei, den Leidenschaften widerstehen zu können, oder ob nicht vielleicht Mancher doch früher oder später erliegen müsse und seinem Schicksal nicht entgehen könne, möge er mit noch so vieler Kunst und Festigkeit nach dieser oder jener Seite ausbeugen. Der Magister dagegen vertheidigt in einem Latein, das wir nicht auf seine Rechnung setzen können, aufs heftigste den Grundsatz, daß unser Wille durchaus frei sei. Nach dem Essen stellt sich ein Nachbar, der Meister Krummschuh, ein, und Leonhard erfährt durch ein überbrachtes Billet und einige etwas unwillige Worte seiner Frau, daß der Baron, sein Jugendfreund, hier ist.

Er hat Projecte mit dir, er will dich auf eine Reise mitnehmen, du sollst ihm ein Schloß einrichten helfen, und was dergleichen mehr ist, was mir nicht sonderlich hat gefallen wollen; er ist überhaupt fatal mit seinem herablassenden, vertrauten Wesen und hindert dich nur; ich kann es gar nicht leiden, daß er mich immer liebe, kleine Frau nennt.... ich fürchte nur, du lässest dich beschwatzen.

Meister Krummschuh läßt sich weitläufig über die alte Wanderlust seines Freundes aus. Elsheim kommt am andern Tage und entführt den Freund wirklich, den er durch die Nachricht begeistert hat, daß er auf einem Schlosse ein Theater errichten und dort das Jugendlieblingsstück Leonhard's, den „Götz von Berlichingen", aufführen lassen will. An Leonhard's freundlicher Zuthätigkeit erräth seine Gattin den gefaßten Entschluß.

Wie ich sah, wie sacht du hereintratest, wie leise du die Hausthür wieder anlehntest, daß sich kaum die Klingel hören ließ, wie freundlich, beinahe demüthig du mich grüßtest, da erkannte ich auch dein böses Gewissen. Je nun, ich fodere auch vielleicht zu viel, daß du deine Leidenschaft so ganz bezwingen sollst; reise denn in Gottes Namen, und komme wenigstens so bald als möglich wieder! (I, 50.)

Am letzten Essen, bei dem sich auch Elsheim einstellt, erzählt der platonische Magister das Abenteuer einer Jugendliebe, die er nicht eingestehen will, und rührt damit die ganze Gesellschaft.

Der zweite Abschnitt zeigt uns die Freunde auf der Reise.

„Fühlst du denn auch wol", sagt der Baron, „welchen köstlichen Schatz du an deiner Frau besitzest? Wahrlich, gestern habe ich sie näher kennen und wahrhaft lieben und verehren gelernt. Ein Weib, das ihren Widerwillen und Verdruß, den sie doch über deine Reise nothwendig empfindet, nicht nur zähmen kann, sondern diese Freundlichkeit, Sanftmuth und Liebe so ungezwungen darstellt, ist eine der größten Seltenheiten. Denn selbst die Liebenswürdigsten dieses Geschlechts können unangenehm werden, wenn sie über verletzte und unerkannte Liebe schmollen; sie scheinen oft der Meinung zu sein, daß sie ihr Herz, in lauter Verdrießlichkeit und epigrammatischen Scherz gekleidet, dann nicht genug zur Schau tragen können."

Leonhard erzählt sodann, wie Friederike seine erste Jugendneigung war, gedämpft durch die Zustimmung der Ältern, in der Entfernung bald vergessen, bald ersehnt, zuletzt erneuert und erfüllt.

„Vielleicht", sagte der Freund, „sind diese Ehen auf die Dauer die glücklichsten, weil beide Theilnehmer keine unmöglichen Erwartungen mitbringen."

Ihn selbst könnte nur die Sehnsucht, die Anbetung, die Leidenschaft der Liebe glücklich machen. (S. 81.)

(Die Fortsetzung folgt.)

Zur Geschichte des griechischen Aufstandes.

Zu der in Nr. 17 und 18 d. Bl. angefangenen Übersicht neugriechischer Quellen für die Geschichte des griechischen Befreiungskrieges können wir bereits die Ankündigung eines neuen Werkes fügen, von welchem unter dem Titel: „Militairische Memoiren („Ἀπομνημονεύματα πολεμικά") des Obersten Christoph Perrhäbos" (Athen 1836), der erste Band kürzlich die Presse verlassen hat. Perrhäbos ist ein alter Krieger, der, obgleich aus Thessalien gebürtig, den größern Theil seines Lebens in Verbindung mit den Sulioten zugebracht und bereits früher die Specialgeschichte dieses kriegerischen Stammes geschrieben hat. In dem vorliegenden Werke erzählt er die kriegerischen Vorfälle des Revolutionskrieges, soweit er selbst daran Theil genommen; und zwar ist jedem bedeutendern Gefechte und jeder Belagerung gewöhnlich ein besonderes Capitel gewidmet. Doch dürfen europäische Militairs sich durch den Titel: „Militairische Memoiren", nicht täuschen lassen; hier ist nicht von einem allgemeinen Feldzugsplane, von zusammenhängenden Kriegsoperationen, von einer wissenschaftlichen Strategik die Rede; der Oberst Perrhäbos ist ein alter Krieger in der Fustanella und erzählt in einer schlichten Sprache ohne viele raisonnirende Bemerkungen Das, was sich zugetragen: die löwenmuthigen Unternehmungen der Sulioten, ihre ausharrende Tapferkeit und ihr endliches Unterliegen. Denn dieser erste Band beschäftigt sich wieder fast ausschließlich mit der Geschichte der Sulioten, von ihrer Rückkehr aus Korfu nach dem Festlande im J. 1820 bis zu ihrem neuen Übergange auf die ionischen Inseln im J. 1822. Interessant ist die Verflechtung des berühmten Ali Pascha in die damaligen hellenischen Angelegenheiten, der, selbst in seinem Schlosse von den Heeren des Sultans hart bedrängt, dadurch, daß er die ihm treu gebliebenen albanesischen Türken mit den zurückgekehrten Sulioten in ein Bündniß treten ließ und so seinen Gegnern schwere Kämpfe bereitete, der griechischen Revolution im Süden von Rumelien und im Peloponnes nicht wenig Vorschub leistete. Überhaupt täuschte man sich gegenseitig: der Sultan, indem er Ali Pascha für den eigentlichen Anstifter der Revolution hielt; Ali Pascha, indem er glaubte, daß die Griechen auf russische Unterstützung zu rechnen hätten und sich aufrichtig für seine Befreiung interessirten; die Griechen, indem sie noch auf einen langen Widerstand des alten Veziers gegen den Sultan zählen zu dürfen und ihn für ihre Zwecke zu benutzen hofften. Aus einem im dritten Capitel mitgetheilten Schreiben des Paschas an den Verf. sieht man, daß der alte Fuchs, wenn er auch nicht selbst daran glaubte, doch die Griechen zu überreden suchte, daß er nur für ihre Befreiung gearbeitet habe, und daß er sich wirklich an den Kaiser Alexander um Unterstützung gewandt, sowie auch die Serbier von Neuem aufzuwiegeln gesucht hatte.

Der Verf. führt die aus Pouqueville bekannten Thaten und Gefechte der Sulioten und jene ruhmvollen Kämpfe in dem Engpasse der fünf Brunnen, jedoch als mithandelnder Augenzeuge mit größerer Genauigkeit, wieder vor unsern Blicken vorüber und erzählt dann im zehnten Capitel das Gefecht vor den Thermopylen (11/23. April 1821) und den Untergang des tapfern Diakos. Dieser, der eigentlich Athanasios hieß, aus Musinitza bei Lidoriki gebürtig, war schon zum Diakonus geweiht, als er einen Türken, der ihn wegen seiner Schönheit zu körperlicher Unzucht misbrauchen wollte, erschlug und deshalb die Waffen ergreifen mußte. Er diente anfangs in dem Corps des Skaltzodimos, dann unter Odysseus, dem Sohne des Andritzos, und schwang sich durch seine Tapferkeit bald zu dem Range eines Capitains empor. Als die Griechen vor den Thermopylen dem Pascha Omer Briones Widerstand zu leisten beschlossen, übernahm Diakos den gefährlichsten Posten: die Vertheidigung der Brücke über den Spercheios. Hier fiel an seiner Seite auch der hochwürdigste Bischof von Salona, Jesaias, aus dem Dorfe Diesphina, Delphi gegenüber, gebürtig, und viele andere tapfere Krieger. Zuletzt hielt nur noch Diakos mit 15 alten Streitern gleich einem zweiten Leonidas Stand. Als Alle gefallen waren, kämpfte Diakos noch allein hinter der Leiche seines leiblichen Bruders, die als eine Brustwehr vor ihm lag; ein Schuß zerschmetterte seinen rechten Arm: er feuerte eine Pistolen mit der Linken ab und rief seinen Streitgenossen zu, ihn selbst zu tödten, ehe er in feindliche Hände falle; aber vergebens, sie waren schon alle dahin. Omer Briones ehrte die Tapferkeit des gefangenen Helden und wollte seine Wunden heilen und ihn in Freiheit setzen lassen; aber Mechmet Pascha bestand auf seinen Tod. Vor Lamia (Zeituni) wurde Diakos lebend geröstet, während er bis zum letzten Athemzuge mit Kaltblütigkeit seine Henker höhnte und schmähte.

Von den Kämpfen in Ostgriechenland wendet sich der Verf. wieder zu den muthigen Thaten der Sulioten im Westen. Folgende Kriegslist übersteigt fast das Maß der Tollkühnheit. Während Markos Botzaris und Lampros Sarbas mit 350 Mann Dervisana belagerten, das eine Besatzung von 1500 Albanesen hatte, kam Kaplan-Bei mit 400 macedonischen Türken aus dem Lager vor Janina, um den Ort zu entsetzen, und lagerte sich an dem gegenüberliegenden, anderthalb Stunden entfernten Eliasberge. Die Lage der Sulioten wurde bedenklich. Da wählten die beiden Führer 120 der Tapfersten aus ihrem Corps aus, und nach einem Scheingefecht, welches auf Täuschung des Feindes abzielte, zogen sie sich geradesweges in das Lager des Kaplan-Bei zurück, wo sie sich als türkische Albanesen ankündigten, abgesandt von der Besatzung in Prevesa, um bei der Entsetzung von Dervisana mitzuwirken. Die List gelang; die macedonischen Türken nahmen sie, durch die gemeinsame albanesische Sprache getäuscht, arglos in ihre Reihen auf, und nach kurzer Rast marschirten sie zusammen nach dem belagerten Orte ab. „Die Sulioten hatten schon im Voraus verabredet, daß, um ihr Strategem mit geringerer Gefahr ausführen zu können, jeder von ihnen sich auf dem Marsche hinter zwei bis drei Türken zu stellen suchen solle. Ihr Feldruf war das Wort Schwert (σπαθί); dieses Wort sollte der hinterste Suliot mit Donnerstimme ausrufen, und gleichzeitig sollten Alle von hinten auf die vor ihnen Marschirenden zu feuern anfangen. Als sie daher kaum noch einen Flintenschuß weit von den Belagerern entfernt waren, rief der Letzte dreimal: Schwert! Schwert! Schwert! und plötzlich fing das mörderische Feuer aus Flinten und Pistolen an; dann zogen sie die Schwerter und schlachteten die Türken ohne Erbarmen. Die unglücklichen Macedonier, den hellenischen Feldruf gar nicht verstehend und durch eine solche unerwartete und tragische Scene in Bestürzung versetzt, ergriffen, als sie ihre Kameraden sich auf der Erde in ihrem Blute wälzen und die Schwerter über ihren Häuptern blinken sahen, in Unordnung die Flucht, indem sie mit lauter Stimme auf Albanesisch riefen: „Bambes! Bambes!" (Ungläubige! Ungläubige!) Über 170, Gesunde und Verwundete, retteten sich durch eine nahe liegende bewaldete Schlucht; ihr Anführer aber, am Schenkel und an der Schulter verwundet, wurde mit 30 Andern lebend gefangen und nach Suli geschickt. Es erregt Erstaunen, daß in einem so gefahrvollen und blutigen Getümmel kein einziger Suliot getödtet und nur zwei leicht verwundet wurden." Die Folge dieser tollkühnen und verrätherischen Hinterlist war, daß die Besatzung von Dervisana sogleich capitulirte. Die Milde, mit welcher sie behandelt wurde, bildet einen erfreulichen Gegensatz zu dem vorhergehenden blutigen Verrath. Die Belagerer schlachteten und brieten eine Heerde Schafe, bewirtheten die Belagerten bei einem brüderlichen Mahle aufs beste und gaben ihnen mit Waffen und Gepäck freien Abzug.

Die Lage der kaum aus dem Exil zurückgekehrten Sulioten hatte sich unterdeß durch ihre ununterbrochenen Siege so gebessert, und sie hatten so viele der umliegenden Dörfer von den dem Sultan ergebenen Türken befreit und mit ihrem momentanen militairischen Freistaate vereinigt, daß eine Art von geregelter Verfassung nöthig wurde, deren Redaction der Verf. übernahm und die er im dreizehnten Capitel mittheilt. Sowol die administrativen als die gesetzlichen Bestimmungen waren kurz und bündig; Verrath z. B. wurde mit dem Tode bestraft; die Feigen (die Tresanten der alten Lakedämonier) oder die sich Insubordinationsfehler zu Schulden kommen ließen, wurden ehrlos und verloren ihren Sold und ihren Antheil an der Beute. Diese extemporirte Verfassung und Gesetzgebung wurde angenommen und in Ausübung gebracht, ging aber begreiflich mit der Vertreibung der Sulioten wieder zu Grunde.

Denn nach Ali Pascha's Untergange (im Januar 1822) wurde die Lage der Sulioten bald eine andere. Sehr bemerkenswerth für den damaligen Zustand der Dinge ist ein Schreiben, welches sie, in ihrer Heimat von einem überlegenen Feinde mit einem Angriff bedroht, am 16. Februar 1822 an den Nationalsenat im Peloponnes richteten, und worin sie aufs eindringlichste geltend machten, daß, statt auf fremde (russische) Hülfe zu warten, die griechischen Christen allein zu ihrer Befreiung hinrichten, wenn man die geeigneten Mittel durch Absendung von Schiffen und Kriegsvorräthen ergreife, um alle Christen des Festlandes zu insurgiren und den Kriegsschauplatz ganz auf diese Gegenden zu beschränken. Allein ihre Vorschläge wurden überhört. Der Verf. schaltet hier eine kurze Schilderung der vier Hauptstämme der Albanesen, der Tzamides, Liapides, Toskides und Gekides, ein.

Nach wiederholten vergeblichen Unterhandlungen zwischen den Sulioten und Khurschid Pascha, der sie zur Unterwerfung aufforderte, rückten die Türken am 11/23. Mai 1822 gegen Suli an, und es begannen jene blutigen, aber erfolglosen Kämpfe, und die langwierige Einschließung des tapfern Bergvolkes in seinen letzten Zufluchtsörtern, die schon aus Pouqueville's Schilderung bekannt sind. Zu Ende des August fanden die Sulioten endlich sich genöthigt, zu capituliren, zogen am 2. September aus ihren Bergnestern aus und schifften sich nach Cephalonien ein. Der Rest des Buches schildert ihre ziemlich unfreundliche Aufnahme auf den ionischen Inseln und ihre Händel und Verhandlungen mit der englischen Verwaltung. Perrhäbos entwischte zuerst, im Januar 1823, nach dem griechischen Festlande, und bald entkamen auch die meisten Sulioten Einer nach dem Andern nach Missolunghi. Ihre Thaten und die weitern Kriegsbegebenheiten wird der zweite Band erzählen.

In diesem ersten Bande treten die Vorfälle in Ostgriechenland und dem Peloponnes, bei denen der Verf. nicht Augenzeuge oder wenigstens nicht in der Nähe war, nur ergänzungsweise in kurzen Schilderungen ein. Überhaupt ist auf den chronologischen und pragmatischen Zusammenhang der Begebenheiten und ihre gegenseitige Einwirkung aufeinander nicht so viel Rücksicht genommen, als der größern Klarheit wegen zu wünschen gewesen wäre. Bemerkenswerth ist auch der Haß oder wenigstens die Abneigung des Verf. gegen Markos Botzaris. Der Styl des Buches ist sehr ungleich und die Schreibart häufig

verworren. Bei allen diesen Mängeln sind diese Memoiren ein wichtiger Beitrag zur Geschichte einer Umwälzung, von welcher bereits jetzt, nach anderthalb Jahrzehnden, für den ganzen weiten Orient, vom adriatischen Meere bis an den Euphrat und vom Don und Dniepr bis an die Grenzen Äthiopiens, eine neue Epoche datirt, deren richtige Würdigung und Darstellung sich erst dann erwarten läßt, wenn die in diesem großen Drama mithandelnden Personen, die Männer von der Feder und der Volkstribune wie die vom Schwert, ihren Antheil an den Begebenheiten selbst unbefangen werden berichtet haben. Wer hätte nicht noch vor 20 Jahren ungläubig den Kopf geschüttelt, wenn ihm ein Seher geweissagt hätte, daß binnen einem halben Menschenalter ein Sulictenkrieger in Athen, in der Hauptstadt eines christlichen Königs und im Schoose des Friedens, die Geschichte der Befreiung seines griechischen Vaterlandes schreiben werde? 107.

Notizen.

Eine Weltstadt wie Paris hat pauvres honteuses von allen Gattungen aufzuweisen. Eine solche von etwas mystischer Art stand vor Kurzem vor dem dortigen Zuchtpolicelgericht. Es war eine junge, leidlich hübsche, etwas blasse Frau, deren scheues, züchtiges Betragen die Aufmerksamkeit der Behörde ganz besonders in Anspruch nahm. Die Verwunderung stieg noch mehr, als man in Erfahrung brachte, daß diese verschämte Frau der nächtlichen Straßenbettelei angeklagt war, eine Beschuldigung, die durch das ganze Wesen derselben geradezu Lügen gestraft ward. Der Stadtsergeant, der sie verhaftet hatte, trat auf und berichtete Folgendes: Er habe an einem gewissen Abend in dem Viertel des Palais royal gegen acht Uhr seine gewöhnliche Runde gemacht und plötzlich mitten auf dem Trottoir, wo die Leute hin- und hergehen, eine unbeweglich kauernde Figur bemerkt. Er habe sie angerufen und befragt, warum sie dergestalt den öffentlichen Zugang hindere. Da sie hierauf keine Antwort gegeben, habe er sie gerüttelt und nun Madame erkannt, die auf den Knien gelegen, mit einem Rosenkranz in den Händen. Es sei sehr schwer gewesen, ihr Angesicht zu entschleiern, das mit doppelten und dreifachen Tüchern verhüllt gewesen sei. Als dies endlich gelang, fragte er: „Liebe Frau, was thun Sie hier?" — „Ich verrichte mein Gebet", erwiderte sie. — „Ei, so schweigen Sie doch, liebe Frau, die Straße ist keine Kirche; Sie befinden sich wahrscheinlich hier, um Almosen zu erhalten." — Sie schien sehr betroffen und beschwor den Sergeanten, sie in Ruhe zu lassen, da sie nur noch einige Paternoster und Ave zu beten habe. Allein er nöthigte sie, ihm zu folgen, indem er sie an einen Ort zu führen versprach, wo sie dies mit mehr Ruhe würde vornehmen können. Der Sergeant schloß seinen Rapport mit den Worten, daß er moralisch überzeugt sei, sie habe betteln wollen und die Manieren einer Betenden nur zum Schein angenommen. Der Präsident frug nun die junge Frau, ob sie des Bettelns geständig sei. Sie erwidert mit sanfter Ruhe: „Ach nein, mein Herr, Gott sei Dank, ich bedarf keines Andern, um zu leben, mein kleiner Kuchenhandel reicht dazu hin, und wahrhaftig ich bin eher im Stande, Barmherzigkeit zu üben, als darum zu bitten." — Der Präsident: „Nun, was thaten Sie denn sonst auf öffentlicher Straße unter so seltsamen Umständen?" — Die junge Frau (etwas exaltirt): „Ich betete meinen Rosenkranz." — Präsident: „Allein dies hätten Sie doch bequemer in der Kirche thun können?" — Die junge Frau (mit wachsender Begeisterung): „Möglich, aber ich hatte eine Erscheinung: die heilige Jungfrau war zu mir getreten und hatte mir befohlen, daß ich genau auf diese Weise meine Büßung verrichten sollte. Sie sehen wol, Herr Präsident, daß ich mich diesem Gebote unterwerfen mußte." — Dagegen war freilich von ihrem Standpunkte aus nichts einzuwenden. Indessen weist das Gericht die Beklagte einstweilen fort, die sich mit allen Zeichen der Verschämtheit und des Gekränktseins dem Anblick der Anwesenden entzieht.

In England, oder vielmehr im Monde, wenn man der ausdrücklichen Angabe des satirischen Autors Belby Sherman glauben soll, ist neuerdings ein Kupferstich erschienen, der den Titel: „Logic", führt. Derselbe stellt zwei wüthende Syllogistiker vor, im Streit begriffen darüber, ob die Pariser Vögel seien oder nicht. Die Syllogismen sind unübersetzlich und lauten so:

Omnes Parisii sunt Galli;
Omnes Galli sunt aves:
ergo
Omnes Parisii sunt aves.
Omnes galli gallinarum sunt mariti;
Omnes Parisii non sunt gallinarum mariti:
ergo
Omnes Parisii non sunt Galli;
sed
Omnes Galli sunt aves:
ergo
Omnes Parisii non sunt aves.

Der Witz läßt sich hören, obgleich er nicht ganz mehr in unsere literarische Zeit paßt. Seltsam ist es, daß in den neuesten Zeiten die Engländer es lieben, ihre Satiren und Bonmots in den Mond zu verlegen, als ob man in Altengland nicht Späße genug machen dürfte. 11.

Literarische Anzeige.

Bericht über die im Laufe des Jahres 1836 bei F. A. Brockhaus in Leipzig erschienenen neuen Werke und Fortsetzungen.

(Fortsetzung aus Nr. 68.)

19. Eckermann (Johann Peter), Gespräche mit Goethe in den letzten Jahren seines Lebens. 1823—32. Zwei Theile. 8. Geh. 4 Thlr.
20. *ΕΛΛΗΝΙΣΜΟΣ. Τομος πρωτος.* — Auch u. d. T.: *Γραμματικη.* 1835. Gr. 8. Geb. 3 Thlr. 12 Gr.
21. Encyklopädie, Allgemeine, der Wissenschaften und Künste, in alphabetischer Folge von genannten Schriftstellern bearbeitet, und herausgegeben von J. S. Ersch und J. G. Gruber. Mit Kupfern und Karten. 1818—36. Gr. 4. Cart.

Jeder Theil im Pränumerationspreise auf gutem Druckpapier 3 Thlr. 20 Gr., auf feinem Velinpapier 5 Thlr., auf extrafeinem Velinpapier im größten Quartformat mit breitern Stegen (Prachtexemplare) 15 Thlr.

Erste Section, A—G, herausgegeben von J. G. Gruber. Erster bis achtundzwanzigster Theil.

Zweite Section, H—N, herausgegeben von A. G. Hoffmann. Erster bis dreizehnter Theil.

Dritte Section, O—Z, herausgegeben von M. H. E. Meier und L. F. Kämtz. Erster bis achter Theil.

Den frühern Subscribenten auf dieses Werk, welchen eine Reihe von Theilen fehlt, sowie Solchen, welche als Abonnenten neu eintreten wollen, werden die den Ankauf erleichterndsten Bedingungen zugesichert.

22. Encyklopädie der gesammten medicinischen und chirurgischen Praxis, mit Einschluss der Geburtshülfe, der Augenheilkunde und der Operativchirurgie. Im Verein mit mehren praktischen Ärzten und Wundärzten herausgegeben von Georg Friedrich Most. Zweite, stark vermehrte und verbesserte Auflage. In zwei Bänden. Erstes bis achtes Heft. *Abarticulatio — Melanosis.* Jedes Heft im Subscr.-Preise 20 Gr.
23. Falk (Johannes), Goethe aus näherm persönlichen Umgange dargestellt. Ein nachgelassenes Werk. Zweite Auflage. Gr. 12. Geh. 1 Thlr. 12 Gr.

(Die Fortsetzung folgt.)

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Dienstag, —— Nr. 73. —— 14. März 1837.

Der junge Tischlermeister. Novelle in sieben Abschnitten von Ludwig Tieck. Zwei Theile.

(Fortsetzung aus Nr. 72.)

Der Dichter hat uns hinlänglich für Friederike interessirt, daß das verlegene Schweigen Leonhard's uns auffallen muß. Bisjetzt hat sich uns von seinem Leben nur die gerade Linie gezeigt. Er hat von der Natur ein jungfräuliches Gemüth erhalten, die Roheit wie die Unnatur, die Gemeinheit, die Ausschweifung ist ihm im Leben wie in der Kunst verhaßt; er möchte die krumme Linie nur der geraden dienstbar machen. Aber auch in seinem Schicksale erscheint diese nun als unabhängig, und die Leidenschaft bäumt sich in mehr oder weniger wilden Krümmungen. Schon unterwegs erzählt er seinem Freunde von einer bewegten Vergangenheit seines Gemüths.

Die erste Reise — sagt er — hat viele Ähnlichkeit mit der ersten Liebe, und so geschah in den gesegneten Fluren Frankens das Geständniß zwischen mir und der Natur. Man reist auch nachher wieder, man ist wieder entzückt, man sieht und lernt und kann wahrhaft glücklich sein; aber jene erster Jugendzauber ist doch auf immer entflogen.

Auf dieser ersten Reise grüßt ihn auch die erste Liebe mit der leidenschaftlichsten Gewalt. In einen Rausch der Entzückung hatte ihn die Höhe des Thüringerwaldes mit seinen unübersehbaren Bergrücken und herrlichen Tannen versetzt, und Herz und Brust erweitert kommt er nach dem vielgeliebten Bamberg. Am Tage der Fronleichnamsprocession fällt ihm hier eine junge weibliche Gestalt auf, von einer Schönheit, wie man sie wol zuweilen auf alten Gemälden zu sehen pflegt.

Sie war groß und stark, aber doch schlank gewachsen, ihr Gesicht oval, ihr Haar dunkelblond, von einem röthlichen Goldschimmer durchzogen, die Augen groß und dunkelblau, und die Farbe von der durchsichtigsten Zartheit.

Diese reicht aus Mitleiden dem neben ihr stehenden jungen Ketzer einen Rosenkranz, weil sie seine Hände leer sieht. Im Wellenschlage des Gedränges verloren, findet er sie wieder beim ländlichen Tanz um eine Dorflinde, befreit sie hier aus den Händen eines trunkenen, barbarischen Burschen, wird dadurch in die Dorfbehausung der Ältern eingeführt, und bald werden sich die Beiden in stillem Umgang unentbehrlich.

Oft genügte mir doch diese stille Gegenwart nicht, und ich foderte Kuß und Umarmung; ihre Schönheit, ihr großer Blick aus den hellen Augen, ihr Händedruck ängstigten mich.... Von diesem sonderbaren Zauberbann, von dieser Angst und Verwirrung war sie gänzlich befreit; ihr war so recht herzlich wohl, mit mir über Alles sprechen zu können... dabei empfand sie so ihre reine Hingebung in mein Wesen, daß sie nichts vermißte.

Zum zweiten Male rettet Leonhard die Geliebte und sich von den Nachstellungen des berauschten Bewerbers, der unter thierischem Gebrüll mit Kunigunden ringt.

Sie hatte das Tuch verloren, und der blendende, von mir so heilig gehaltene Busen glänzte jugendlich in dem ungewohnten Licht; der Bösewicht suchte sie nach dem Flusse zu schleppen; ihre Haare flogen aufgelöst, ihre Kleider waren zerrissen...

Nachdem der Wahnsinnige darniedergeworfen und entfernt ist, sinkt Kunigunde ihrem Retter mit Thränen in die Arme, wendet ihr lockiges Haupt ein wenig von seinem Gesichte weg und sagt:

Ja, ich bin dein! es gibt keine Macht auf Erden, die unsere Herzen trennen könnte; ich kann dir nun nicht widerstreben, thue mit mir, Liebster, was dir recht dünkt und dein Gewissen dir erlaubt; ich kann zu nichts mehr nein sagen. Nur bedenke, daß ich dir nie nach deinem Lande folgen kann; das wäre der Tod meiner Ältern, mich in der irrgläubigen Fremde zu wissen. Du kannst und willst nicht hier bleiben, am wenigsten aber die Gemeinschaft meiner Kirche suchen. Wir sind also für die Einrichtungen dieser Welt getrennt; aber in Liebe bin ich dein.

Sein Auge traf einen Blick, der in überirdischer Wonne glänzte. Aber eben das Gefühl, daß sie ihm so ganz und unbedingt gehöre, daß sie mit Seele und Körper in seinem Herzen sei, verlöschte alle Wünsche. Er begleitete sie nach Hause, nahm Abschied und verließ die Stadt, ohne sie wiederzusehen.

Elsheim sah den Freund mit einem langen Blicke an, nach welchem sich eine leichte Röthe auf seinem Gesichte zeigte. „Ich bewundere dich", sagte er endlich, „ich wäre dessen nicht fähig gewesen... Aber aufrichtig, hat dich selbst niemals dieser verlorene Augenblick gereut?" — „Bin ich was Anderes als ein Mensch?" antwortete Leonhard; „wenn aber die Disputirsucht unserer Leidenschaften manchmal die Oberhand über mein Herz gewann, so habe ich mich nachher um so mehr verachtet." (S. 152—171.)

Der übrige Theil der Reise vergeht unter jenen bedeutsamen Gesprächen über allerlei Gegenstände des äußern und innern Erfahrungslebens, zu welchen Tieck seine Novellen so gern als Vehikel gebraucht, und aus welchen wir vielleicht mehr auf seine Herzensgesinnung schließen dürfen als aus der Idee, die er sich zum Objecte künstlerischer Behandlung für die Erzählung selbst wählt und bei welcher er sich das Künstlerrecht herausnimmt, nur

ästhetische Zwecke zu verfolgen, oder, wenn, wie offenbar in unserer Novelle der Fall ist, dem Ganzen doch eine moralische Idee zu Grunde liegt, dieselbe wenigstens ästhetisch nach Gutdünken zu modificiren; denn er hält

die Form der Novelle auch dazu geeignet, manches in conventionneller oder echter Sitte und Moral Hergebrachte überschreiten zu dürfen, wodurch sie sich auch vom Roman oder Drama bestimmt unterscheidet. (Vorwort VI.)

Die Reisenden begegnen verschiedenen Gestalten, welche dem Dichter dazu dienen, Zeit und Ort zu charakterisiren. Hier ist es eine dicke, ältliche Wirthin, die nach Stand und Rang aufs completeste mit ihren Gästen umzuspringen versteht und die der Postillon als einen wahren Engel geschildert hat, worunter unsere Wanderer ein Ideal von Schönheit, er aber freilich nur einen Complex aller möglichen Wirthstugenden verstanden hat; dort lärmt Hr. Wassermann, ein reichgewordener Lieferant, in grünem Rock und Weste, schmal betreßt und hochgestiefelt, mit Frisur und Zopf, dem ganz kannibalisch wohl ist, und bei dessen Anblick der Tischler von dem ahnungsvollen Gedanken zusammenschauert, daß ein armes Mädchen, von Verwandten bestürmt, einem solchen Scheusal seine Hand zu geben gezwungen werden könne. Dann führt ein schmächtiger, demüthig-übermüthiger Schauspieler, Namens Ehrenberg, in Gesellschaft eines Haubenkopfs „Menschenhaß und Reue" auf; endlich mysticiren zwei geniale Musiker die Gentry eines Landstädtchens.

Nach edlem Widerstreben des Tischlers waren die Freunde übereingekommen, daß Leonhard der Mutter des Barons und der übrigen adeligen Gesellschaft auf dem nicht fern von der fränkischen Grenze gelegenen Schlosse als Professor und Architekt vorgestellt werden sollte. Dies geschieht, und der junge Tischlermeister, eine jener Naturen, deren angeborener Adel alle angelernte Bildung ersetzt, bleibt mitten unter Grafen, Freiherren, Edelfräulein und Professoren, von Allen bewundert und von den Schönen selbst geliebt, Jedermann unerkannt bis auf den feinen, alten, vortrefflich gezeichneten Haushofmeister, der ihn an einem übelangebrachten Compliment und an den etwas großen, grobknochigen Handwerkershänden alsbald errathen hat, aber nicht verräth.

Diese Scenen entfalten sich im dritten Abschnitte. Auf dem Schlosse hat Baron Mannlich, einst Elsheim's älterer Jugendfreund, der diesem als sein Lehrer und Einführer in die Literatur verklärt im Herzen lebte und jetzt als ein verbildeter und eingebildeter plumper Thor vor ihn tritt, um seinen Freund zu überraschen, die Aufführung des „Götz von Berlichingen" vorbereitet, und die mitspielenden Gäste treffen allmälig ein.

Ein Mann von mittlern Jahren half einer alten und zwei jungen Damen aus einem offenen Wagen und begab sich, nachdem er mit Anstand seinen Dienst verrichtet hatte, zu dem zweiten Wagen, um auch dort zu helfen. Vom zweiten Fuhrwerk hüpfte ein ganz junges, übermüthiges Mädchen lachend herab, indem sie die Hand des Helfenden zurückstieß; ihr folgte ein Kammermädchen und nach diesem ein ältlicher, schlanker Herr, der sehr vorsichtig prüfend auf den Tritt und von dort zur Erde sich begab.

So ist, von Baron Mannlich empfangen und durch einiges nicht uninteressante Dorfpersonal verstärkt, die ganze Komödie beisammen, welche mehre Theaterstücke und hinter diesen das Drama ihres eignen Lebens aufführen wird. Die Angekommenen sind der geistreiche, nächtlich studirende Professor Emmerich, Tieck's alter ego in dieser Novelle, eine Tante mit zwei jungen und sehr schönen Fräulein, der blassen, üppigen, bezaubernden, heimlich sittenlosen Charlotte, in welche beide Freunde sich verlieben, und der von Elsheim verschmähten, engelschönen und engelreinen Albertine, die in bewußtloser Leidenschaft für den Lieblosen sich verzehrt; endlich die kleine, mit jugendlicher Keckheit vermittelnde Dorothee und ein geistig ausgehöhlter Graf v. Bitterfeld, der Repräsentant mancher seiner Standesgenossen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Über den Nachdruck der französischen Bücher.

Die von dem Minister des öffentlichen Unterrichts, durch Beschluß vom 18. October vorigen Jahres, mit Untersuchung der den auswärtigen Nachdruck französischer Bücher betreffenden Fragen beauftragte Commission hat nun ihre Arbeit beendigt, und der Präsident derselben, Villemain, hat dem Minister des öffentlichen Unterrichts nachstehenden Bericht eingereicht, die Vorschläge enthaltend, die sich der Commission nach sorgfältiger Prüfung ergeben haben. Wir wollen diesen Bericht unverkürzt mittheilen:

Bericht im Namen der Commission zur Prüfung der auf den auswärtigen Nachdruck französischer Bücher bezüglichen Fragen.

Paris, 14. Januar 1837.

Mein Herr Minister!

Die genannte Commission, durch Ihren Beschluß vom 18. Oct. 1836 ermächtigt, hat nunmehr die Thatsachen und Documente gesammelt und nach ausführlicher Debattirung verschiedene Beschlüsse gefaßt, die sie so frei ist der Regierung vorzulegen. Noch vor beendigter Arbeit bemerkte die Commission, daß schon die bloße Anzeige davon ersprießlich wirkte durch den öffentlichen Tadel, den dieselbe gegen einen täglich wachsenden Misbrauch hervorrief, dessen man bisher noch auf keine Weise Meister werden konnte.

Ein zahlreiches Comité von englischen Schriftstellern hat sich in gleicher Absicht wie das unserige vereinigt und eine Frage an den Congreß von Amerika eingeleitet, des Zweckes: die gegenseitige Beschützung des literarischen Eigenthums zwischen den beiden Ländern herzustellen. Der Misbrauch des Nachdrucks, den die Gleichheit der Sprache, auf Unkosten der englischen Schriftsteller, in Amerika so sehr begünstigte, wird zum Nachtheil der unserigen wegen der Popularität der französischen Sprache noch thätiger in Europa betrieben. Die Umstände haben diese Räuberei ebenso leicht ausführbar als ertragreich gemacht. Auf der Grenze von Frankreich haben sich die Werkstätten des Nachdrucks niedergelassen. Wegen des niedrigen Preises, den eine Fabrikation, die nur die Kosten des Materials zu tragen hat, stets verstattet, hat man die Märkte von Europa damit überfüllt; durch den Transit begünstigt, haben die belgischen Nachdrücke sogar das französische Gebiet überschritten. Die Ziffern der Douane beweisen durch ihre Vermehrung, daß diese Handelsverbindung täglich betriebsamer wird. Ja, trotzdem daß diese fremden Nachdrücke auf dem französischen Büchermarkte gesetzlich verboten sind, gelangen sie doch unaufhörlich dahin, indem sie die Verordnung, welche den Wiedereingang der ausgeführten Bücher französischen Ursprungs, sowie die Einfuhr der französisch geschriebenen, aber im Auslande erschienenen Bücher verstattet, zu ihren Gunsten benutzen. Auf diese Weise hemmt der auswärtige Nachdruck

nicht allein die Wirksamkeit unsers Buchhandels nach außen hin, sondern beeinträchtigt ihn auch wahrhaft sogar im Inland und besonders in den an der Grenze gelegenen Departements.

Daraus erwächst dem französischen Gewerbfleiße ein unermeßlicher Verlust an den neuesten und in Europa gesuchtesten Producten unserer Pressen; daraus dem Schriftsteller eine Beraubung seiner legitimen Vortheile, die er von einem Zuwachs des Absatzes erwarten darf; daraus eine Entmuthigung und unvermeidliche Schwierigkeit bei großen Unternehmungen, bei Werken der Wissenschaft und des Luxus zugleich, die, da sie nur einen langsamen Absatz gewinnen können, den eine europäische Concurrenz fördern muß, sich mit einem Male durch schlechte Nachdrücke gehemmt und ausgeschlossen sehen, welche letztere natürlich auf den europäischen Märkten um den Spottpreis verkauft werden.

Zum Schutz also des im Inlande wie im Auslande beeinträchtigten französischen Buchhandels gegen diese Raubanstalten, die auf unsern Grenzen sich förmlich organisirt haben, eine Reihenfolge entsprechender Maßregeln zu ergreifen, sehen wir uns durch das Handelsbedürfniß wie durch das Recht der Arbeit und des Talents und durch das Interesse des Kunstfleißes zu gleicher Zeit aufgefodert.

Es schien, daß diese Maßregeln verschiedener Art sein müßten, nämlich von unserer Seite selbständig und gesetzmäßig, von Seiten des Auslandes Handels- und Vertragsmaßregeln. In Betreff der erstern trat in der Commission eine starke und entschiedene Meinung auf, die von Seiten Frankreichs eine durchgreifende Initiative verlangte, ganz unabhängig von dem Bedürfniß.

Ehrenwerthe Mitglieder waren der Meinung, daß, da der Nachdruck von Büchern aller Gattungen ein an und für sich unmoralisches und betrügerisches Gewerbe sei, man dieses durch ein absolutes Verbot aus Frankreich verbannen und auf diese Weise ein edles und gemeinnütziges Beispiel geben müsse, selbst auf die Gefahr hin, daß dies im Auslande keine Nachahmung fände. In diesem Sinne sollte die französische Gesetzgebung für den Nachdruck der fremden Bücher in Frankreich Dasselbe thun, was sie zu einer andern Zeit für das droit d'aubaine gethan, sie sollte im Inlande die Abschaffung decretiren, bevor sie im Auslande von derselben Vortheil zöge. In Frankreich, sagt man, würde sich dann diese Maßregel fast nur auf die englischen Bücher beziehen, die in Paris ebenso wohl wie in den Vereinigten Staaten nachgedruckt werden.

Allein die Mehrheit der Commission war der Meinung, daß für den Augenblick bei der Annahme dieses Princips in Frankreich nur wenig auswärtige Staaten betheiligt sein möchten, und daß, da eine solche unbedingt und ohne Vorbehalt aufgestellte Maßregel nur ein illusorischer Act der Großmuth sein würde, es besser wäre, sie nur bedingungsweise in die Gesetze aufzunehmen, sie gleichsam als ein gegenseitiges Pfand anzubieten, sie als eventuelle Basis für die diplomatische Ausgleichung hinzustellen im Betreff eines Gegenstandes, der von ebenso hohem Interesse für die Civilisation wie für die Wissenschaft ist. Die Commission hält also für nothwendig, sei es nun durch besondere Bestimmung, oder durch Zusatz zu einem bevorstehenden Gesetze über das literarische Eigenthum, zu verordnen, daß alle in fremder oder französischer Sprache geschriebenen Werke, die zum ersten Male im Auslande erscheinen, binnen einer festgesetzten Frist weder bei Lebzeiten des Verfassers noch nach seinem Tode in Frankreich wiedergedruckt werden dürfen ohne seine oder seiner Bevollmächtigten Einwilligung, wobei zugleich bemerkt werden müßte, daß diese Verordnung nur auf diejenigen Ausländer Bezug hat, welchen die Regierung gleichen Schutz wie den französischen Unterthanen gewährt.

In Vorschlag dessen entgeht der Commission nicht, daß die von ihr verlangte Gegenseitigkeit für Frankreich nachtheilig sein würde, wenn sie auf den einzigen Punkt, den das Gesetz ausdrücken kann, beschränkt bliebe.

In der That ist es nicht durch den Nachdruck unserer Bücher, sondern durch den Kauf derselben von fremden Nachdruckern, daß der englische Buchhandel den französischen beeinträchtigt. Denn den Wiederabdruck der neuesten englischen Erscheinungen in Frankreich zu verbieten, hieße bei der gegenwärtigen Lage der Dinge den französischen Reichseinwohnern einen beträchtlichen Vortheil entziehen und dem literarischen Eigenthume der Engländer einen Dienst leisten, den die Geltendmachung desselben Princips ihrerseits nicht aufwiegen würde. Diese Verschiedenheit wird durch den ungleichen Preis des äußern Materials in beiden Ländern hinlänglich erklärt. Selbst das Honorar des Verfassers abgerechnet, würde der englische Buchhandel wenig durch den Nachdruck französischer Ausgaben gewinnen; dafür kauft und verbreitet er jedoch die wohlfeilen belgischen Nachdrücke.

Um also für Frankreich eine vollständige Sicherheit zu erreichen, bedürfte es eines Abkommens mit den englischen Zöllen; die Handels- und Negozirungsverträge zwischen beiden Staaten müßten eine Bestimmung erleiden des Inhalts: daß die englischen Zölle von denjenigen französischen Werken, welche nicht zum öffentlichen Besitz gehören, nur die direct aus Frankreich kommenden Ausgaben, die als Originale beglaubigt sind, durchlassen dürften. Nur dadurch entzöge man dem belgischen Nachdrucke einen seiner Hauptmärkte, und der englische Buchhandel könnte damit vollkommen zufrieden sein, da, abgesehen von dem Verbot des Nachdrucks englischer Werke in Frankreich, die französischen Grenzen nun auch die amerikanischen Nachdrücke nicht mehr durchlassen würden.

Dasselbe Verfahren, verbunden mit den administrativen Maßregeln, würde den französischen Buchhandel auch in Deutschland und dem hohen Norden, wo seine Producte so gesucht sind, sicher stellen. Unstreitig würden die deutschen Staaten, die gleichfalls von dem Grundsatz ausgehen, daß das Eigenthumsrecht des Verf. an sein Werk nicht blos auf die enge Gerichtsbarkeit des besondern Staatengebietes beschränkt werden dürfe, und deshalb schon mehre Specialverträge getroffen haben, sich dieser von Frankreich vorgeschlagenen, gegenseitigen Gewährleistung anschließen können; und diese Übereinkunft würde zugleich für die deutschen Gelehrten vortheilhaft sein, deren Werke häufig in einer der größern Grenzstädte Frankreichs nachgedruckt werden, und dies gewiß auch auf andern Punkten in dem Maße, wie in Frankreich die deutsche Sprache sich mehr und mehr verbreitet, werden erleiden müssen.

Die genannten verschiedenartigen Maßregeln hängen von einer Mitwirkung des Auslandes ab und müssen sich gestalten nach dem Ausschlag der Unterhandlungen. Doch gibt es noch andere, die unmittelbar auf französischem Boden in Wirksamkeit treten können und welche die Commission hiermit in Anspruch nehmen will.

Für jetzt geschieht der Transit der buchhändlerischen Artikel durch Frankreich ohne Prüfung und Controle: die aus Frankreich ausgeführten französischen Bücher werden nach Verlauf von fünf Jahren ungehindert wiedereingeführt, nur die Nachdrücke werden von der Grenze zurückgewiesen.

Hieraus entsprangen zwei Übelstände: einmal profitirten die aus dem Auslande kommenden Nachdrücke französischer Bücher von dem Transit, und dann wurden dieselben Nachdrücke unter den zurückgehenden Büchern eingeschmuggelt. Hieraus erklärt sich, wie auf den Listen der Douanen in Folge der Thätigkeit der belgischen Nachdrucker die Zahl der wieder nach Frankreich eingeführten Bücher sich ungemein vermehrt hat. Diese Zahl, die 1825 nur 9453 Kilogramme betrug, belief sich 1834 schon auf 19,851 Kilogramme und beträgt im ersten Semester 1836 allein 11,864 Kilogramme.

Hierzu kommt, daß dieser betrügerische Verkehr durch die bedeutende Vermehrung der Zollbureaus, die für den Import der Bücher geöffnet sind, sich gesteigert hat. Das Gesetz vom 27. März 1817 hat zu dem Ende nur die fünf Bureaus von Valenciennes, Strasburg, Pont-de-Beauvoisin, Bayonne und Ca-

lais angenommen. Seitdem sind aber noch 17 andere Bureaus hinzugekommen, unter andern das von Lille, das die belgische Grenze berührt.

Die Commission, ohne die Interessen eines freien Transits zu verkennen, glaubt demnach, daß in einem Falle, wo es sich um die Unterdrückung einer betrügerischen Speculation handelt, Frankreich einer solchen sein Gebiet nicht leihen dürfe, daß also die Nachdrücke der französischen Bücher in keinem Falle zum Transit zugelassen werden dürfen. Diese Maßregel würde zwar die Nachdrucker nicht hindern ihre Sendungen auf einem längern und kostspieligern Wege dennoch zu befördern; allein sie würde dessenungeachtet eine heilsame Schwierigkeit in den Weg legen. Demnach erachtet die Commission, daß die Gegenstände des Buchhandels, wenn sie zum Transit kommen, einer Verification und, im Fall es Nachdrücke sind, der Confiscation unterworfen werden müssen.

Die Commission erachtet ferner, daß nach Maßgabe des Gesetzes die für den Import der Bücher geöffneten Bureaus der Zahl nach vermindert werden müssen, und um Defraudationen zu vermeiden, glaubt sie, man müsse 1) die Wiedereinbringung der von Frankreich ausgeführten Originalwerke gesetzlich aufheben, 2) aber in Betreff der im Auslande erschienenen oder neuaufgelegten Bücher, selbst wenn kein Verdacht des Betruges vorhanden ist, sobald sie eingeführt werden sollen, noch ein besonderes Certificat ihrer Echtheit in Anspruch nehmen, mit Angabe des Titels des Werks, des Druckorts und Datums und der Zahl der Bände, welche letztere noch überdies nicht roh, sondern broschirt oder gebunden eingeführt werden dürften.

Diese verschiedenen Bemerkungen zusammenfassend, beschließt die Commission:

1) Daß, da der auswärtige Nachdruck französischer Bücher nicht füglich an dem Hauptsitz seiner Fabrikation erreicht werden kann, man ihn durch Zwangsmaßregeln und Hemmnisse seiner Verbreitung und seines Vertriebs bekämpfen müsse. Ein Resultat, welches nur auf diplomatischem Wege und durch Zollverbände der verschiedenen Staaten erreicht werden kann.

2) Daß nichtsdestoweniger es nöthig sei, in einem besondern Gesetz, oder doch in einem Zusatz zu dem nächst bevorstehenden Gesetz über das literarische Eigenthum sub titulo des Nachdrucks eine Schutzgewährungsmaßregel für den auswärtigen Buchhandel aufzunehmen, die etwa auf folgende Weise verfaßt sein könnte: „Alle in französischer oder fremder Sprache zum ersten Male im Auslande erschienenen Werke dürfen weder bei Lebzeiten des Verfassers, noch nach seinem Tode, noch vor Verstreichung der in dem Contract festzusetzenden Frist in Frankreich wiederaufgelegt werden, ohne ausdrückliche Einwilligung des Verfassers oder seiner Stellvertreter."

„Jeder dieser Bestimmung zuwiderlaufende Wiederabdruck der genannten Werke soll als Nachdruck angesehen und auf gleiche Weise bestraft werden; doch soll diese Bestimmung ausschließlich nur denjenigen Staaten zugute kommen, welche die in französischer oder fremder Sprache in Frankreich erscheinenden Originalwerke auf gleiche Weise beschützen."

3) Daß es erfoderlich sei, in das nächste Zollgesetz einige nähere Bestimmungen in Betreff des Transits und der Wiedereinfuhr von Gegenständen des Buchhandels aufzunehmen. Diese Bestimmungen werden sich etwa so stellen:

„Die aus dem Auslande kommenden französischen Bücher können nur, sowol zur Einfuhr als zum Transit, in nachstehenden Douanenbureaus präsentirt werden: Valenciennes, Strasburg, Pont-de-Beauvoisin, Bayonne, Calais, Pontarlier, Marseille, Bordeaux, Rouen, Havre, Boulogne, Dünkirchen."

„Alle französischen Bücher, deren Eigenthumsrecht dem Auslande zusteht, oder die als eine ausländische Ausgabe solcher französischen Werke zu betrachten sind, die bereits dem öffentlichen Besitz angehören, genießen des bisherigen Rechts der Einfuhr und des Transits fort, angenommen, daß sie ein Certificat ihrer Echtheit mit Angabe des Titels, Druckorts, Datums und der Bändezahl beibringen und nicht im rohen Zustande sind."

„In dem Falle, daß die sowol zur Einfuhr als zum Transit sich darstellenden Werke dem Verdacht des Nachdrucks unterliegen, soll ihnen das Recht zu beiden benommen und ein Exemplar von jedem Werke nebst Protokoll an das Ministerium des Innern eingesandt werden, um dort die Bestätigung der Confiscation oder Nichtconfiscation zu empfangen. Keine in Frankreich gedruckte und von da ins Ausland geführte Ausgabe oder Theil einer Ausgabe soll wiedereingeführt werden; eine Bestimmung, die sogar für ein einzelnes Exemplar gilt, insofern dies nicht ausschließlich und erweisbar für den Privatgebrauch des Besitzers bestimmt ist."

Dieses sind, mein Herr Minister, die nicht sehr zahlreichen Bestimmungen, welche die Commission vorschlägt. Sie dürfte besonders von der letztern einen kräftigen Einfluß erwarten, weil diese für den französischen Kunstfleiß ein Mittel enthält, seinerseits Schritt für Schritt den auswärtigen Nachdruck zu bekämpfen und zu überwinden und dergestalt durch eine geschickte Concurrenz Dasjenige zu zerstören, dem man auch durch die gesetzlichsten Verbote schwerlich beikommen kann.

Sobald das Gesetz, daß die aus Frankreich geführten französischen Bücher auf keine Weise dahin zurückkehren dürfen, einmal in Geltung ist, so wird der französische Buchhandel im Stande sein, in einer weniger kostspieligen Ausstattungsweise, die sich mehr den belgischen Drucken nähern würde, mit einem zwar beträchtlichen, aber nicht vollkommenen Opfer der Verfasserrechte die für das Ausland bestimmten Ausgaben auszuführen und auf diese Weise auf den Büchermärkten jenen Nachdrücken den Rang abzugewinnen.

Wird dieses commercielle Verfahren mit Einsicht einige Jahre hindurch befolgt, so wird es am wirksamsten jenen Speculationen der Ausländer Einhalt thun. Allein um als wahrhaft gesetzmäßig zu gelten und um die Rechte der Autoren nicht zu benachtheiligen, muß es durchaus der absoluten Bedingung der Nichtwiedereinfuhr unterworfen werden. Wegen dieser Motive eben ist der letzte vorgeschlagene Artikel von vorzüglicher Wichtigkeit.

Schließlich wünscht die Commission, daß die in dieser Hinsicht möglichen Maßregeln, seien sie auch scheinbar von untergeordneter Wirksamkeit, den Verhandlungen in den Kammern unterworfen werden mögen. Denn es muß für die Zukunft von entschiedenem Nutzen sein, daß die hier motivirenden Grundsätze des Rechtes und der Billigkeit von der öffentlichen Debatte ihre Sanction empfangen.

Ich habe die Ehre zu sein u. s. w.

Der Präsident der Commission, **Villemain.**

Auf diese nachdrückliche und wohlgefaßte Eingabe hat der Minister des öffentlichen Unterrichts der Commission und ihrem Präsidenten eröffnet, daß er seinerseits mit den obigen Punkten vollkommen übereinstimme und so viel wie möglich Alles aufbieten werde, um die vorgeschlagenen Maßregeln durchzusetzen. Gleichzeitig hat derselbe eine Abschrift des Berichts Villemain's an den Präsidenten des Conseils sowie an die Minister der Justiz, des Innern und der Finanzen eingereicht und dieselben veranlaßt, die Vorschläge der Commission zu prüfen und denselben nach Maßbestimmung ihrer Departements eine möglichst entsprechende Folge zu geben. Was den Minister des Auswärtigen betrifft, so hatte sich derselbe schon vor der Einsetzung der Commission mit dieser wichtigen Frage alles Eifers beschäftigt, und es läßt sich demnach mit Fug erwarten, daß jene Vorschläge nicht ohne Erfolg bleiben und mithin von Frankreich aus die ersten durchgreifenden Maßregeln ausgehen werden zu Abstellung eines übels, worüber sich seit langen Jahren ganz Europa bitterlich, aber vergebens beklagt hat. 80.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Mittwoch, —— Nr. 74. —— 15. März 1837.

Der junge Tischlermeister. Novelle in sieben Abschnitten von Ludwig Tieck. Zwei Theile.

(Fortsetzung aus Nr. 73.)

Bald wird Göthe's „Götz" vor hohen Personen, welche den Dichter so wenig kennen und zu schätzen wissen als das hinter ihnen aufgepflanzte Bauernvolk, von Mannlich verballhornt und von den Zuschauern misverstanden und verkehrt bewundert und beklatscht, aufgeführt bis zu der verhängnißvollen Stelle, wo der gefangene Götz

dem Trompeter jene ungezogene Antwort gibt, die er freilich in seiner Lebensgeschichte aufgeschrieben, und die auch Göthe in den ersten Auflagen seines Gedichts beibehalten, nachher aber weggestrichen und blos angedeutet hat. Mannlich aber, um dem echten Original und der Wahrhaftigkeit der Geschichte nichts zu vergeben, sprach mit der lautesten Stimme und in noch langsamerm Tempo als sonst, noch gehaltener und jedes Wort und jede Sylbe accentuirend, die ganze Ungezogenheit schreiend aus. Es ist nicht leicht zu beschreiben, welche Wirkung diese declamirte Stelle im ganzen, großen, mit Menschen überfüllten Saale hervorbrachte. Es ist keine Übertreibung, wenn man behauptet, daß noch niemals ein dargestelltes Theaterstück so drastisch gewirkt habe. Die Bauern ergaben sich dem unmäßigsten Gelächter, die Dienstleute erschraken; denn Alle waren überzeugt, die Stelle sei vom Baron extemporirt, es sei irgend etwas auf dem Theater vorgefallen, und er richte sie im Zorn und in der Wuth an Jemand anders als den Trompeter. Die Gerichtsleute schmunzelten und bedeckten in der Verlegenheit ihre Gesichter mit dem Taschentuch. Wahrhaft furchtbar aber traf der Schlag in das Parterre noble. Die Erlauchte (eine geladene Fürstin) schrie laut auf und lag in Ohnmacht; die Äbtissin bekam ihre Krämpfe; die Mutter rettete in lautes Weinen und Schluchzen ihre Besinnung; der Reichsgraf rief scheltend nach Bedienten.

So stäuben die geladenen hohen Gäste auseinander und verlassen das Schloß fast mit der grimmigen Überzeugung, daß das abscheuliche Wort auf sie, sie selbst gemünzt gewesen. Mannlich reist vernichtet ebenfalls ab. Nur langsam legt sich der Sturm auf dem Schlosse. (I, 342—352.)

Um eine Idee von Dem zu geben, was inzwischen hinter dem Theater im Leben vorgeht, theilen wir aus einem Gespräche Albertine's mit Dorothea (I, 286 fg.) Einiges mit. Albertine sagt von ihrem Vetter Elsheim, den sie, ohne es zu wissen, leidenschaftlich liebt:

„Nicht wahr, mein Vetter, der junge Elsheim, wird von allen Leuten für einen sehr angenehmen Menschen gehalten? Man nennt ihn geistreich, wohlgebildet, fein, witzig, wohlwollend, gelehrt.... Und doch gibt es vielleicht keinen einzigen Mann, der mir in jeder Minute, wenn ich in seiner Gesellschaft bin, einen so heftigen Unwillen, ja einen tief empfindlichen Schmerz erregt..... Siehst du nicht, wie in diesem jungen, hübschen, hochfahrenden Mann die ganze Verkehrtheit unsers Zeitalters so recht sichtlich dargestellt ist?.... Ist nicht ein recht hochadeliger Hochmuth in seiner Art, wie er mit seinem bürgerlichen Freunde Leonhard umgeht, der ihn doch sogar in Gesellschaft Du nennen darf.... Sind doch andere Männer ganz anders beschaffen. Betrachte nur diesen bescheidenen, wahrhaft verständigen Leonhard. Der hat auch gar nicht das männlich Männliche, was mir schon als Kind so anstößig und ärgerlich war." „Ich verstehe dich wieder gar nicht", sagte Dorothea." „Ist es dir denn nicht schon einmal im Leben recht empfindlich zuwider gewesen, wenn Männer beisammen sind und etwa im Preisen einer Pastete oder eines delicaten Weines sich ergehen?... Mag das Gespräch vorher gewesen sein, welches es wolle, von Religion, Natur oder Kunst, wobei sie sich oft recht erhaben vorkommen: nun wird dieser Ton angeschlagen, und das Thier, was, gleichsam künstlich untergeschoben, an den Ketten der Förmlichkeit und Heuchelei festgebunden lag, springt nun plötzlich hervor.... Und nun gar, wenn sie von Mädchen und Frauen sprechen, und man, ohne es zu wollen, ihre Erzählung zufällig anhört, wie sich wo unversehens eine Schulter oder ein Busen enthüllt, oder gar ein Knie entblößt hat: — plötzlich dann jene Satyrlarven, jenes Faunengelächter, an dem sich die Brüderschaft erkennt und ohne Worte sich zuruft: Lassen wir die Maske fallen, zwingen wir uns nicht, da wir uns doch Alle gegenseitig als Thiere und Vieh längst kennen!" Die Mädchen sanken sich weinend in die Arme. „Ja, ich bin krank", sagte Albertine dann, „am Leben krank, und der Tod ist vielleicht meine Heilung. Wie oft träumte ich in meinem kindischen Sinn, daß der rechte Mann zugleich das Wesen einer Jungfrau haben müsse!" (I, 286—291.)

Durch dies Gespräch wird es begreiflich, wie der Irrthum sich verbreiten kann, Albertine sei in Leonhard verliebt, was seltsame Verwickelungen im zweiten Theile herbeiführt.

Im vierten Abschnitte schlägt der Professor Emmrich vor, die allgemeine Verstimmung wieder in die rechte Bahn zu lenken und, da die Gesellschaft jetzt wieder unter sich ist, den „Götz" noch einmal aufzuführen und, wie es sich gebührt, zu Ende zu spielen. Nicht nur dies, sondern auch die Aufführung des Shakspeare'schen „Dreikönigsabends" findet nun statt, ganz nach den neuen Arrangements des Professors, in welchen die schon bekannte Ansicht Tieck's über die falsche Behandlung der Scene in unserer modernen Zeit sowie ein Vorschlag zur Reform derselben im antiken Sinne ausführlich, höchst geistreich und überzeugend niedergelegt ist (II, 48—64.

und bes. 64—74), wobei tiefe Blicke durch das Wesen des Göthe'schen Stücks und einiger Shakspeare'scher Schauspiele dringen. Dabei weiß der Professor alle Mitspielenden ganz natürlich zu stimmen und dadurch alles falsche Pathos zu entfernen, alberne Rollen albernen Menschen durch Überredung zuzutheilen, sodaß die Dummen grade die natürlichsten und besten Darsteller der Dummheit werden, daß die Aufführung im höchsten Grade gelingt und ihre Vortrefflichkeit durch den bittern Tadel verbildeter Zuschauer auf glänzendste bewährt wird (II, 83—95, 119—145). Zu dieser Aufführung hat sich auch Mannlich wiedereingefunden.

Hinter den Coulissen entwickelt sich indessen Charlotte's Koketterie und Leonhard's Liebe, der wol Briefe von seiner treuen Frau empfängt, ohne jedoch sonderlich davon afficirt zu werden. Jeder Augenblick droht mit einer groben Untreue, der er mehr durch dunkle Scheu und mit Hülfe des Zufalls als durch bewußte Pflichtstärke entgeht. In einer Laube brennt sein langer, heftiger Kuß, erwidert, auf Charlotte's vollen Lippen, und bald darauf (II, 98 fg.) führt sie, die seiner Liebe noch mit glühenderer Leidenschaft entgegenzukommen scheint, ihn an den Saum eines Buchenwaldes nach einer Hütte, wo die Schwiegertochter des alten Gutsförsters wohnt, ein „artiges junges Weibchen", mit dem sie sich befreundet hat und das Gelegenheit macht. Hier sitzen sie in der kühlen, einsamen Dämmerung beisammen, bis zärtliche Küsse das Gespräch unterbrechen und hemmen.

Sie duldete seine Liebkosungen und freute sich der entzückten Worte, die er im Taumel über ihre Schönheit aussprach. „Ist das nicht ein Leben?" rief sie endlich; „doch wol besser als euer einfältiges Komödienspielen! Nicht wahr, ein Händedruck, ein Blick aus dem innersten Auge und gar ein Kuß, in welchem die ganze Seele aufblüht, das ist ganz etwas Anderes?" „Geliebteste", sagt Leonhard, „freilich ist Alles vergänglich und muß es sein; aber ein solcher Moment wiegt Jahre auf."

Die glühendsten Liebeserklärungen folgen, auch finstere Blicke der Eifersucht, welche Charlotte auf Albertinen wirft. Doch auch diese Scene endet noch, wie man sagt, unschuldig. Leonhard, in wilder Stimmung, verirrt sich im Walde und kommt in sonderbarem Zustande, von den Dornen blutig gerissen, erst am Abend nach Hause. Die Eifersucht seines Freundes rettet ihn; denn er erfährt nun, daß Charlotte's Sinnenrausch ohne alle Liebe ist, daß sie zu gleicher Zeit mit Elsheim, den sie verachtet und doch bis zur Raserei liebt, oder vielmehr begehrt, denselben Roman spielt (II, 194 fg.). Nachdem einigen schwachen Landedelleuten zu Ehren Schiller's „Räuber", mit der zwei genialischen Musiker und Ehrenberg's Hülfe zur Hälfte parodisch und darum herzlich bewundert, aufgeführt worden sind (II, 181 fg.), verabschiedet sich der geheilte Leonhard und überläßt den Genuß seiner schamlosen Geliebten dem jetzt begünstigten Elsheim. Damit beginnt der sechste Abschnitt. (II, 238 fg.)

Noch vor seiner Abreise hat ihm ein Brief seiner guten Friederike gemeldet, daß der alte platonische Magister in sie verliebt und ein Narr geworden. Sein toll-schöner Liebesbrief, welcher, sonderbar genug, an Jean-Paul'sche Manier streift (vielleicht gar diese parodiren soll?), ist beigelegt. Leonhard der Tischler besucht nun Franken, das Land seiner Jugend; zuerst Nürnberg, wo er einen Narren, dann einen liebenswürdigen jungen und einen periodisch-tollen alten Pietisten kennen lernt, der des Magisters Jugendfreund und Bruder seiner ersten Geliebten ist (II, 253 fg.), auch von dem gewaltsamen Tode des reichen Lieferanten Wassermann, der im Rausch erfolgt, Zeuge sein muß. (S. 312.)

Nach zwei Tagen finden wir ihn in der Nähe von Bamberg bei der Zauberlinde, unter welcher seine Kunigunde vor zehn Jahren getanzt hat, vor dem rund von Busch und Bäumen umgebenen, ganz abgelegenen Wohnhaus. Er betritt die öde Stube; Alles leer.

Das dämmernde Licht, die kleinen Fenster, das Spinnrad in der Ecke, der hölzerne Tisch, Alles noch wie damals, nichts verändert; aber die Menschen waren fort; es war ein Todtenhaus. Er warf sich in den ledernen Armstuhl, in welchem der Vater immer zu sitzen pflegte, und überließ sich ganz seinen Träumen. Plötzlich sah er auf, und eine große edle Gestalt trat durch die Thür; sie trug auf dem Kopf den Wasserkrug, und mußte sich neigen, als sie hereinschritt. „Mein Gott!" rief Leonhard, „ist es möglich, Kunigunde!" — Kuß und Umarmung. — „Ich habe lange auf dich gewartet", sprach sie; „aber ich wußte und wußte es ganz gewiß, daß du kommen, jetzt bald kommen müßtest, kurz vor meinem Tode, und da bist du ja nun wirklich." (S. 317.)

Sie erwartet den Tod, denn sie ist — Wassermann's Braut. Da vernimmt sie aus des Jugendgeliebten Munde das gräßliche Ende des Gefürchteten. Kunigunde hat sich dem Geliebten, dessen Verheirathung sie wol ahnen mag, ganz in Liebe hingegeben, und er sorgt ihr für Wassermann's Erbschaft.

Mit welchen Augen die glückliche Kunigunde ihren Liebling betrachtete, ist leicht zu ermessen. Und wie glücklich und unglücklich war er selbst in diesen Tagen, die so reich an Begebenheiten, Freuden und Schmerzen waren! (S. 314.)

(Der Beschluß folgt.)

Englische und deutsche Verstimmungen in Betreff der französischen Poesie. Mit besonderer Rücksicht auf die englischen reviews.

Die Betrachtung und Beurtheilung der modernen Poesie Frankreichs ist unstreitig gegenwärtig weit schwieriger, ebendeshalb aber auch um Vieles interessanter als damals, wo diese moderne Literatur in ihrem Werden und ersten Auftreten begriffen war. Denn damals handelte es sich für uns, die Hinzutretenden, um die einfache Methode, was Bewegung und Fortschritt in derselben war, anzuerkennen, was subjectiv-hervorragendes Talent war, als solches zu begrüßen, und dagegen was als falsches, carikirtes, extravagantes, überhaupt als nachtheiliges und unmotivirtes Extrem sich zeigte, gebührend abzuweisen. Was uns in jener ersten Zeit dieses Verfahren sehr erleichterte, war, daß eben diese Talente sich unvorbereiteter ankündigten und gewaltsamer auftraten, daß eben jene Extreme sich unverhaltener, offener und rücksichtsloser aussprachen und darstellten. Hatten sie auch nicht das wahre Bewußtsein, so hatten sie doch wenigstens den dunkeln Instinct ihrer Nothwendigkeit. Deshalb waren sie trotzig und brutal, und es fiel ihnen nicht ein, daß sie durch ihre Redeweise verletzen könnten, daß sie den Aufschrei ihrer Empfindungen und Gedanken nach der allgemeinen Musik, nach den Tongesetzen der übrigen Welt, die ihnen zuhörte, zu moduliren hätten. Es ist aber gewiß,

daß Dasjenige am leichtesten zu beurtheilen ist, was sich aufrichtig und mit rücksichtsloser Entschiedenheit darstellt.

Jetzt ist es beiweitem anders. Die französische Romantik ist sanfter, milder, ruhiger, leidenschaftsloser geworden. Der Teufel ist darin nicht mehr so schrecklich los als früher; dem lieben Gott ist auch sein Recht geschehen. Etwas Sitte, etwas Ästhetik, etwas Philosophie haben hineingeblickt. Die Gemüther haben sich im Laufe der Zeit abgeklärt, die Geister haben erkannt, daß, wenn die erste Opposition überwunden ist, das Schickliche, das Besonnene wieder sein Recht behauptet, und man anfangen müsse, sein Wort abzuwägen. Die Romantiker haben sich nun überzeugt, daß man sie aufgenommen hat, daß man ihnen ihr Recht widerfahren ließ, daß es in der literarisch-poetisch gebildeten Welt nicht lauter steifleinene Classiker gibt. Ihre Pointe nach außen hat aufgehört, dafür hat sich aber die Spitze ihres Schaffens und Denkens nach Innen zukehren müssen.

Weit entfernt, daß nunmehr die Kritik ihr Haupt niederlegen, ausschlafen und gewähren lassen könnte, in der Meinung, daß sie nun genug gethan, fängt jetzt ihr wahrer Beruf in Hinsicht auf das moderne Frankreich erst an. Wenn der Sturm sich gelegt hat, wenn der Schauplatz der Natur stiller geworden, dann zieht sie sich in ihre Tiefen zurück, dann waltet und vollbringt sie nicht mehr auf der Oberfläche, sondern in ihren geheimen und geheimsten Werkstätten. So thut auch die Poesie. Die französische Romantik arbeitet jetzt in ihren Verborgenheiten; nicht Alles liegt mehr klar zu Tage, was sie vollbringt; es nagt und zehrt an ihren Wurzeln; es fließt durch die Röhren ihres Stammes; es rinnt und arbeitet in ihren Zweigen und Blättern; ihrer Blüten sind schon einige entblättert, dafür hat die fruchtreiche Krone neue Knospen getrieben. Ist der Baum selbst gleich oben am Tageslichte; ist er gleich noch derselbe, den wir vor einen Decennium schon in seiner Jugend erblickten, so ist doch der Trieb, der Saft in seinem Innern ein ganz neuer; denn in der Natur wie in der Kunst ist ein ewiges Werden. Daran spiegle sich die Kritik; daran lerne sie. Es handelt sich nicht mehr um das Aufnehmen und Bestreiten eines Neuen; es handelt sich vielmehr um das rechte Verständniß Dessen, was im Mark dieses Neuen lebt. Es handelt sich jetzt um das weise Maß zwischen dem Weiterleiten und dem Zurückhalten; es handelt sich nicht um die Rechtfertigung des Poetischen als solchem, sondern darum, daß die Qualität und Besonderheit dieses Poetischen im Einzelnen wie im Allgemeinen nachgewiesen werde. Es ist nicht sowol mehr das Was als das Wie zu begreifen. Es ist auch nicht mehr blos anzuerkennen und blos zu widerlegen sondern in dem Positiven, das Negative, in dem Letztern das Erste zu finden. Alle Poesie hat ihre Dialektik. Auch die französische Romantik hat eine solche.

Unsere Kritik hat sich aber zeither nicht in diesem tiefern Sinne zu der französischen Romantik verhalten, als man es nun mit Recht fodern kann. Nehmen wir zuerst die deutsche Kritik. Die deutsche Kritik, wie sie gegenwärtig ist, hat es sich zeither mit der französischen Romantik äußerst bequem gemacht. Sie hat das Allergewöhnlichste gethan, was man thun kann, sie hat entweder zugegeben oder abgesprochen. Woher kommt das? Es kommt daher, weil Dasjenige, was sich in Deutschland die Kritik nennt, ein Körper ohne Centrum ist. Es ist davon nur eine Rechte und eine Linke vorhanden. Wenn nämlich die jüngern unserer literarischen Leute, die kritischen Schriftsteller, welche ausschließlich dem letzten Decennium angehören, von französischer Romantik sprechen, so liegt es in dem Begriff ihres eignen und eigensten Wesens, daß sie nicht anders als anerkennend davon sprechen können. Da sie selbst die deutschen kritischen Romantiker sind, so können sie es nicht anders als mit den französischen halten, die in der Poesie selbst diese Stellung haben. Diese Herren werden deshalb in ihren dahin gehörigen Aussprüchen sich ziemlich gleich bleiben. Sie werden in ihrem Urtheil das Moment der Bewegung festhalten; sie werden nicht dulden, daß der Geist, d. i. das Lebendige, verleugnet und zu den Todten gesellt werde; sie werden Zeugniß für ihn ablegen und in diesem Zeugniß gewissermaßen für sich selbst sprechen: der deutsche romantische Kritiker wird mit einem Worte im Allgemeinen den französisch-modernen Poeten anerkennen, weil er sich damit selbst beschützt; allein er wird dies doch nicht so unbedingt thun, darum, weil er sich einbildet, mehr zu sein als der Letztere. Janin und Dumas, Loewe-Weimars und Balzac bewohnen köstlichere Quartiere; aber der deutsche Romantiker hat ein köstlicheres Selbstgefühl. Wenn er keine so glänzende Garderobe besitzt als jene, so besitzt er eine glänzendere Einbildungskraft. Er muß darauf denken, sich geistig höher zu stellen, da jene in weltlicher Hinsicht höher stehen. Thut er dies, so kann man auch nicht sagen, daß er auf Sand baue; nein, er hat wirklich eine berechtigte Basis für sich, er hat zu seinem Fundamente den höhern Adel des deutschen Denkens. Ob er diese einfache Basis in ihrer einfachen Glorie auch immer stehen läßt, dies wollen wir nicht bestimmen. Es ist möglich, daß er sie verrückt, und daß er sich im allmäligen Progreß der Zeit einbildet, er selbst in seiner subjectiven Genialität sei diese Basis. Wäre dies Letztere jedoch der Fall, so ist es kein Zweifel, daß die Zeit ihre Rache zur rechten Zeit nehmen wird und sie zum Theil schon genommen hat. Auf jeden Fall haben wir genug gesagt, um zu beweisen, daß kein deutscher Kritiker der neuen Weltordnung die französische Romantik unbedingt loben wird, obwol es sein eignes Interesse ist, im Allgemeinen mit ihr übereinzustimmen. In Summa, alle diese Kritiker haben der französischen Romantik nicht unbedingt zugegeben; allein um sich einigermaßen vor sich selbst zu entschuldigen, haben sie andererseits, was sie nicht zugaben, verschwiegen. Es ist hier also dennoch eine vollständige Linke vorhanden. Was nun unsere Rechte anbetrifft, so ist sie ebenso vollständig, aber geistig viel armseliger. Es sind dies unsere alten Perücken; alt gewiß, wenngleich sie zuweilen junge Gesichter zeigen. Es sind die Orthodoxen, die nicht leiden können, was lärmt; die Herren, die noch die Literaturzeitungen und das Recensirwesen lieben, die zu träge und zu abgeneigt sind, um in dem Widerspruch das Positive zu entdecken, und die als das neueste Resultat der deutschen Wissenschaft die Herbart'sche Philosophie betrachten. Es sind die Leute, welche die Poesie nur insofern lieben, als sie nicht vorlaut ist, und den Fortschritt nur insoweit, als er sie nicht zwingt, einen neuen Schneider anzunehmen; es sind diejenigen ci-devant-repräsentativen Leute, welche nie eine Epoche in ihrem lebendigen Dasein begreifen, sondern dann erst nothdürftig verstehen, wenn sie gestorben ist. Was diese Herren mit der französischen Romantik anfangen, kann man ebenfalls und noch weit besser aus ihrem eignen Begriff folgern — sie schimpfen auf dieselbe. Sie denken noch altfranzösisch, auf Emigrantenweise. Delavigne ist ihnen allenfalls der letzte der Paläologen, ein Bourbon, den man sich noch gefallen lassen kann. Alle Spätern sind Leute des Nationalconvents oder doch der Versammlung. Glücklich, wer noch zur Gironde gehört. Diese Rechte unserer Kritik träumt ewig von der literarischen Guillotine; sie stellen sich Alex. Dumas ungefähr wie Danton, Janin ungefähr wie Robespierre, Eugen Sue ungefähr wie Marat vor; George Sand ist ihnen ein kleiner St.-Just. Sie kommen von Paul de Kock unmittelbar auf die Höllenmaschine und riechen überall, in jedem Winkel der französischen Poesie Blut. Wenn Michel Masson einmal seinen Helden in Gegenwart von Frauenzimmern die Beinkleider wechseln läßt, so befürchten sie gleich eine Revolution der Sitten, und wenn Madame Dudevant einmal von Zwittern spricht, so sagen sie, das sei liederlich. Was soll man für wahres Verständniß von solchen Leuten erwarten, die in Victor Hugo nichts Anderes erblicken als den père Enfantin eines poetischen St.-Simonismus? Lassen wir sie schimpfen.

Von ihnen, die leider unsere kritischen Landsleute sind, kommen wir direct auf die Engländer. Die Engländer liegen zur Zeit noch mit ihrer Kritik überhaupt sehr im Argen; im Ärgern mit ihren Ansichten über die Poesie Frankreichs. Abgesehen davon, daß sie, ganz unbestritten, noch einen merklichen

Theil von der Antipathie hegen, welche den alten braven Hogarth gegen das Volk jenseit des Kanals erfüllte, und daß sie uns mithin gar häufig solche Gemälde liefern, wie das bekannte Hogarth'sche, welches die Ankunft eines englischen Rinderbratens vor dem Thore von Calais schildert, so liegt ihre Kritik überhaupt noch so weit von ihrem Object entfernt, daß man allgemein die innere Entwickelungsmethode derselben vermissen muß, und sich auch der geübtere englische Beurtheiler nicht leicht über ein bloßes Besprechen seines Gegenstandes erhebt. Hierzu kommt noch das steife Moralprincip, das der Engländer überallhin mitbringt, und das ihn in allen seinen Ansichten häufig sehr confus macht. Es ist wahr, die reviews sind für England vornehme Blätter; allein eben weil sie dies wissen, so machen sie gewissermaßen jeden Mitarbeiter zu einem verantwortlichen Minister. Derselbe darf sich mit der Plebs nicht vermischen; er muß auf moralische Loyalität halten; er muß Alles auf das Sittlichkeitsgefühl zurückführen; er muß gegen Das eifern, dessen Tendenzen nicht ein moralisches Aushängeschild führen. Er darf sich nicht enthusiasmiren lassen, sondern muß, wenn Alles sich um ihn her im Champagner der neuen poetischen Doctrinen berauscht, beim Zuckerwasser der Moral nüchtern bleiben. Er muß nie, in keinem Moment, der alten vorgeschriebenen, fast ascetischen Zucht der Toryjournalistik untreu werden; denn in England hat die Kritik noch heute, wie alles Andere, ihre Privilegien: sie ist ein privilegirter Gerichtshof, der seine archivarisch-verschlossenen Statuten aufrechterhalten muß. Die englische Kritik, in aller Kürze, ist eine praktisch-verständige; aber sehr weit entfernt ist sie von dem wahren Begriff aller Kritik. Sie behandelt ihr Object als einen Angeklagten; sie plaidirt und spricht Recht; daß aber das Object selbst in aller Kritik die Hauptsache und letztere eben nur die vernunftgemäße Entwickelung des erstern ist, zu dieser Einsicht wird sich sobald keine englische Recensentenfeder erheben. Ein Verrath an der allgemeinen Moralität, das ist es, was die Engländer vorzüglich in der neuern französischen Schule wittern. Sie fragen bei jeder Erscheinung: ist Moral darin? Diese Untersuchung, ob dem so sei, nennen sie Kritik. Ergibt es sich nun, daß ein Werk keine moralischen Tendenzen hat, so ist es eo ipso gerichtet. Kein Wunder darum, daß die französischen Feuilletonisten die englischen Kritiker für Philister halten.

(Der Beschluß folgt.)

Notizen.

Von Capitain John Patterson, ehemaligem Offizier unter dem 50sten (der Königin Leib-) Regiment, ist eine Schilderung seiner Feldzüge in Portugal und Spanien innerhalb der Jahre 1807—21 erschienen („The adventures of Capt. John Patterson, with notices of the officers etc. of the 50th regiment"), die sich zwar nicht auffallend von den sehr zahlreichen andern Schriften dieser Art unterscheidet, doch aber das Verdienst einer treuen und ungeschminkten Darstellung hat. Das Leibregiment der Königin war übrigens eins der vorzüglichsten und tapfersten dieser Zeit, das auch gar manchen Muttersohn „auf fremdem Boden unbeweint" zurückgelassen hat. Sonst findet man in diesem Buche freilich das Alte, Wohlbekannte wieder, z. B. Beschreibungen von Märschen bei gutem und bei böscm Wetter, von guten und schlimmen Quartieren, von wohl oder übel versorgten Bivouacs u. s. w.; allein es enthält doch auch einige interessante Details in Betreff der Gefechte, die der Verf. mitmachte, und anderer abweichenden Erlebnisse. Die Schilderung des Einzugs seines Regiments in Lissabon bildet mit der heutigen Lage der Dinge in jenem Lande einen schneidenden Contrast. Damals war der Enthusiasmus der Portugiesen beim Anblick der englischen Truppen in allen Ortschaften, die diese durchzogen, derselbe. Laute Bewillkommnungen, Glückwünsche und Begrüßungen aller Art: „Viva los Inglezes, viva, viva, viva los officiales! viva muytos annos!" Guirlanden, Blumen- und Lorberkronen, Olivenzweige hingen und flogen aus allen Fenstern. In der Hauptstadt eingezogen, begann für die englischen Truppen das üppigste und angenehmste Leben. Wie weit verschieden heute! Zwanzig Jahre ändern viel!

Sehr anschaulich und ironisch schildert der Verf. nach dem Leben die sogenannten Belem rangers. Dies war eine ganz besondere Gattung britischer Truppen, die jedoch ihrem Vaterlande keine sonderliche Ehre machten, weil sie im Kampfe wenig oder nicht zum Vorschein kamen. „Diese Heldentruppen", sagt der Verf., „bestanden aus Soldaten und Offizieren, deren Ansehen in allen Farben des Regenbogens spielte sowie in jedem nur erdenklichen Zuschnitt. Es befanden sich unter ihnen ebensowol solche Leute, die nicht fechten konnten, als solche, die nicht fechten wollten, und beide Züge verschmolzen sich gegenseitig. Einige von ihnen schämten sich, in diese Musterrolle eingeschaltet zu sein, und blieben aus diesem Grunde immer ein wenig hinter dem Corps zurück; Andere, die in allen friedlichen Dingen eine ganz außerordentliche Anhänglichkeit an ihr Corps zeigten, hielten sich doch, wenn einmal die schlimme Stunde kam, so weit als möglich entfernt. Sie waren große Freunde der Garküche und hielten sich darum so viel als möglich innerhalb der Atmosphäre der Hauptstadt und schnüffelten daselbst nach ihrem Leibgericht: Öl und Knoblauch. Was den Begriff anging: sich dem Feuer auszusetzen, so wünschten sie davon nicht mehr, als hinreichte, ihre Cigarren anzuzünden. Der Dampf von diesen war ihnen Dampf genug. Wenn sie in Gesellschaft der portugiesischen Damen figurirten, so waren sie die furchtbarsten Cavaliere, die man sich denken konnte, und da sie all ihre Galanterie auf solche Art verschwendeten, so blieb ihnen für ihre Soldatenbraut, den Krieg, keine mehr übrig. Bivouacs waren ihnen ein Greuel, und was die Märsche anbetraf, so hielten sie dafür, daß das Wandern aus einem Kaffeehaus ins andere grade so viel Strapazen mit sich bringe, als ein Gentleman nöthig habe." Demnach führten also wenigstens in dieser Hinsicht diese ehrenwerthen Soldaten den Namen rangers (Landstreicher) mit Unrecht.

Moderner Todtentanz.

Ein solcher trug sich vor Kurzem in Port-Louis, unweit l'Orient im Departement des Morbihan zu. Auf einem dortigen Balle bemerkt ein junges Mädchen mitten im Walzen, daß die Hand ihres Partners, womit er ihren Leib berührt, plötzlich eiskalt wird. Erschrocken schaut sie ihm ins Gesicht und sieht, daß dies von Todesblässe überzogen, sein Auge starr und gläsern ist und alle Züge schrecklich verzerrt sind. Sie stößt einen Schrei des Entsetzens aus und fällt nebst dem grauenhaften Tänzer zu Boden. Als man ihr zur Hülfe eilt, erholt sie sich nach und nach, aber den Tänzer vermögen keine Mittel wieder ins Leben zu rufen; er ist und bleibt eine Leiche. Die junge Dame, ganz außer sich, behauptet, derselbe sei schon einige Stunden früher gestorben, als sie es bemerkt, und sie habe einen Theil des Saals mit einem Todten durchtanzt. Ein wahrhaft Hoffmann'sches Nachtstück, wobei die Hauptfrage bleibt, wird künftighin die junge Dame das Tanzen lassen?

Vor Kurzem fand zu Paris ein merkwürdigeres Duell statt als die gewöhnlichen. Zwei wohlbekannte Rechtsgelehrte, Lehrer an der Rechtsschule, entzweiten sich wegen einer Stelle in den Pandekten und fochten den Streit mit Stoßdegen aus. Derjenige von ihnen, welcher behauptet hatte, daß diese Stelle sich mit einem Semikolon endige, empfing beim Duell einen Stich in den Oberarm. Sein Gegner hatte behauptet, es müsse ein Kolon stehen, und sich dabei auf einen Text des Tribonian berufen. Zu Boileau's Zeit hätte man diesen Zwist kürzer mit den Pandekten selbst ausgefochten, die man sich an die Köpfe geworfen hätte, wie dies einmal in jenen Tagen von sehr berühmten Rechtsgelehrten auf der Treppe der heiligen Kapelle geschah. 11.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Donnerstag, —— Nr. 75. —— 16. März 1837.

Der junge Tischlermeister. Novelle in sieben Abschnitten von Ludwig Tieck. Zwei Theile.

(Beschluß aus Nr. 74.)

Der siebente und letzte Abschnitt spielt über zwei Jahre später. Der Tischler, als wäre nichts geschehen, lebt mit Friederiken als glücklicher Gatte und ist durch sie zum zweiten Mal Vater geworden. Er ist ein reicher Mann geworden. Emmrich ist ihm in sein Städtchen gefolgt, und Elsheim und Albertine, die sich endlich erkannt und gefunden haben, besuchen die Glücklichen mit Dorothea in seinem Glücke. Die anmuthigen Idyllenscenen schließen das Werk. Elsheim findet den Freund so natürlich froh, so ganz in sich befriedigt, so völlig Mann geworden, daß er sich im Glücke seines Freundes doppelt glücklich fühlt. Die krumme Linie hat sich in die gerade verloren. So war auch seine Gattin Friederike noch selbständiger als ehemals. Der ehrwürdige Magister lebt, seiner Narrheit sich bewußt, selig unter Kindern, als freiwilliger Gast des Narrenhauses. (S. 325 fg.)

„War Elsheim verwundert, so erstaunte Leonhard in noch weit höherm Grade über die Verwandlung des Barons." Seine Munterkeit war erhöht und verklärt, das Schroffe und Herbe war Anmuth und Leichtigkeit, sein Wesen jungfräulicher, unschuldiger geworden. Dies Alles ist das Werk der keuschen, heiligen Albertine, die alle Verirrungen Elsheim's erfahren und ihm doch in Liebe vergeben hat. (S. 334—343.) Die unzüchtige Charlotte ist Pietistin geworden, hat den Baron Mannlich geheirathet und fromm gemacht. (S. 344.)

Leonhard gesteht seinem Freunde, daß er bei Kunigunden die in der Jugend verschmähte Schäferstunde nachgeholt, und erzählt, wie sie, das geisterhafte, überirdische Wesen, bald darauf einer Erkältung unterliegend, gestorben sei. Sonderbar; er wurde damals in seinem Glücke durch keinen Vorwurf gestört:

> Wir fühlten uns Beide nun befriedigt. Auch nachher, auch seit diesen zwei Jahren habe ich jene schönen Wochen nicht bereuen können. Aber, als ich nun zurückkam, war es wie ein Traum, oder wie eine Sehnsucht von mir genommen; jetzt erschien mir meine Friederike erst im klarsten Licht, meine Liebe zu ihr lebte im schönsten Bewußtsein, und auch sie fühlte, daß ich inniger, herzlicher zu ihr zurückkehrte, als ich ausgereist war; sie sah, daß mein Glück dasselbe blieb und von keiner Laune mehr gestört ward. Und so wird es nun bleiben bis in unser Alter hinauf. (S. 356, 357.)

Wie zu Anfang der Novelle sitzt nun wieder Elsheim mit seinem geliebten Freunde, der schönen, klugen Friederike, jetzt seiner Gevatterin, die uns ihrem ganzen Wesen nach an Therese im „Wilhelm Meister", entfernt auch an Lenette im „Siebenkäs" erinnert, und mit allen Gesellen zu Tische und labt sich, der hoch über seinem Stande stehende Adelige, an würdigem Bürgerglück und freier Bürgerwürde. So versöhnt sich der Panegyrikus der alten Zeit mit dem Glücke der neuen, sofern diese selbst nicht in Eitelkeit und nichtigem Hochmuth untergeht, sondern das Gute der alten Tage kennt und festhält. Auch versteht es der Dichter, uns durch dieses Werk eine rechte Sehnsucht nach der nie wiederkehrenden Poesie des alten Wesens zu erregen. Die jungen Propheten weissagen uns seit Jahren eine alles Alte überstrahlende poetische Zukunft. Wohl; laßt uns ihrer mit aller möglichen Geduld warten, inzwischen aber muß es vergönnt sein, uns für die Langweile der Gegenwart mit der Vergangenheit zu trösten, deren Schönes uns gewiß und unentreißbar ist. Mit Befriedigung erkennt man auch in dieser Novelle in dem Dichter einen Mann, der unter allen Verhältnissen der Welt gelebt hat, mit Großen und Kleinen, mit den ersten Geistern und den albernsten Conventionsmenschen, im Salon der feinen Welt, wie in der Bürger-, Bauern- und Wirthsstube. Nur ein solcher kann auch mit Unbefangenheit die verschiedensten Zustände schildern. Viele unserer jüngern Novellisten kennen dagegen weder die große Welt noch das Volk. Sie haben ihre Jugend in den Hörsälen einiger Theoretiker, den Studentenkneipen und viel zu früh hinter dem Schriftstellerpulte, meist mehr schreibend als lebend, verlebt; Viele machen aus Büchern Bücher, allerdings zuweilen aus geistlosern geistreichere; aber nur etwas fehlt ihnen: die Natur, die Lebensklarheit und häufig auch die Gewissenswahrheit.

Doch Ref. hat auch dieser Novelle den Vorwurf der Unnatürlichkeit, des Streifens an Caricatur in mehr als einem der dargestellten Charaktere machen hören. Dieser Tadel erscheint ihm erklärlich, aber nicht gerecht. Seit seinem ersten Auftreten hat Tieck's Genius einen Hang zur phantastischen Ironie gezeigt. Diese ist ein Eigen-

thum seiner Persönlichkeit und mischt sich somit in Alles, was als Schöpfung aus seiner Hand hervorgeht: es trägt neben der objectiven Gestaltung zu einem Dasein, das ihm die Kunst unabhängig vom Geiste des Künstlers verleiht, noch immer auch den Stempel seiner eignen Persönlichkeit, die bei jedem Dichter in dem Grade individueller ist, je höher er über andere derselben Zeit und Bildung angehörige Geister hervorragt. Wer das nicht begreifen will, wird auch an Shakspeare seinen Hang zum Witze, ja zur Witzelei unbegreiflich und verwerflich finden. Denn auch Shakspeare's ganz specifischer Witz erscheint als unveränderliche Zuthat in jeder Zeit und an jedem Orte, die er schildert, in allen Situationen und als Mitgift der verschiedenartigsten Alter, Menschenclassen und Charaktere. Wie nun bei diesem größten aller Dichter allen seinen Personen eine gleiche Portion von seinem persönlichen Witze zu Theil geworden ist, so erhalten auch bei Tieck die meisten seiner Charaktere etwas von seiner phantastisch-reflectirenden Ironie, welche immer dieselbe bleibt, der Haushofmeister in unserer Novelle, der Stelzfuß, der Magister, der närrische Kronprätendent so gut als der geniale Musiker, Emmrich und Elsheim. Nur wo er einen Gegensatz gegen die Auswüchse der Phantasie darstellen will, wie in seinem Tischlermeister selbst, oder wo er absolut des höhern Geistes unfähige Menschen darstellt, läßt er die Ironie entweder ganz bei Seite, oder nur in objectiver, nicht in subjectiver Darstellung wirken. Er entschädigt sich dann für dieses Werk der Enthaltsamkeit mit der besondern Liebhaberei, die poetischen Verirrungen der edlern, aber von der Vernunft ganz oder halb verlassenen Phantasie in eignen Repräsentanten darzustellen, wie in unserer Novelle der Magister Fülletreu und der alte Pietist Lambrecht sind. Zuweilen läuft denn freilich auch eine misrathene und aus keiner der genannten Eigenheiten erklärliche Gestalt mit unter, wie in diesem Buche der närrische bösartige Zwerg, dem vielleicht irgend ein reelles, aber gewiß nur ein unpoetisches Motiv zum Modelle gedient hat.

Eine ernste Frage haben wir für den Schluß dieser Anzeige aufgespart. Es wäre Prüderie, die einzelnen Freiheiten zu rügen, welche sich unsere Novelle gegen conventionnelle äußerliche Sitte herausnimmt, oder auch nur darüber mit dem Dichter rechten zu wollen, wie weit gewisse allzu bewußte Gedanken und selbst Ausdrücke über Geschlechtsverhältnisse in den Mund einer Jungfrau zu legen gestattet sein darf, wie z. B. I, 291, wo Albertine vom Betragen des Mannes nach dem „höchsten Genusse" spricht. Anfechtbarer erscheint die moralische Lehre, die in der praktischen Anwendung enthalten ist, welche der Verf. von der Vermählung der geraden Linie mit der krummen im Leben seines Helden selbst macht. Daß Elsheim Charlotten verachtet und liebt, daß er dieser unwürdigen Liebe nur durch den Genuß los wird — es mag wahr und natürlich sein; aber daß des Tischlermeisters Verhältniß zu seiner Friederike erst dann ein vollkommen glückliches wird, nachdem dieser seine geistig-sinnliche Lust mit seiner frühern Geliebten, Kunigunde, gebüßt hat, — die Theorie, die dieser Praxis zu Grunde liegt, muß in hohem Grade bedenklich erscheinen. Befremden muß den Leser schon, daß sein Gewissen unter der halben Untreue mit Charlotten nicht häufiger erwacht, daß er den strengen, vielleicht einseitigen, aber tiefergreifenden Mahnungen des jungen Frommen in Nürnberg mit leichtem Sinne den Einwurf entgegenstellt, daß es doch wol mehre Wege zum Himmelreiche gebe. Vollends den letzten und ganz eigenthümlichen Weg, den Leonhard selber geht, können wir mit jenen ewigen Grundsätzen, um derentwillen allein man, wie der Tragiker sagt, Götter ehrt und ihnen Tänze aufführt — auch die heiligen Reigen der Muse — mit unserm besten Willen, den wir für den großen Dichter hegen, nicht reimen. Sollte es wirklich wahr sein, fragen wir, daß die Hingebung an die Leidenschaft zur Befriedigung des Gewissens, die Lust, in den Armen einer Andern gebüßt, zur innigern Einigung mit der geliebten Lebensgefährtin, daß die Treulosigkeit zur Treue, die Übertretung zur Seelenruhe, der Ehebruch zum ehelichen Frieden führt? Kann, so gezogen, die krumme Linie nichts sein als die schuldlose, künstlerische Verzierung der geraden, und darf die gerade Linie den Abschweifungen der krummen auf solche Weise zum Halt und zur Stütze dienen? 33.

Englische und deutsche Verstimmungen in Betreff der französischen Poesie. Mit besonderer Rücksicht auf die englischen reviews.

(Beschluß aus Nr. 74.)

Wir wollen nicht bergen, daß wir in diesem unserm Urtheil vorzugsweise das „Quarterly review", das „Edinburgh review" und das „Foreign quarterly review" vor Augen haben.

Schon in dem Aprilhefte des „Quarterly review" begegneten wir einer Übersicht der französischen Romantik in Bausch und Bogen, die keineswegs, trotz ihrer ansehnlichen Länge, mit Ungeschick geschrieben war. Vielmehr mußte man anerkennen, daß der ungewöhnliche Apparat, den der dortige Kritiker für seine Streitsache in Anspruch nahm, sehr gut auf den Zweck berechnet war. Es war sogar auch dem geistigen Inhalt nach einiges unbedingt Vortreffliche darin; nur daß dies Treffliche einer unbedingten Form entbehrte, eben deshalb, weil es einem äußerlichen Zweck dienen mußte. Der Verf. fing von Crébillon an und leitete den Faden der Unsittlichkeit recht con amore durch alle Romane der spätern Zeitepochen bis auf Hrn. v. Balzac. Mit dieser falschen Methode und durch dieselbe bornirte sich derselbe aber gleich von Haus aus; denn um einen richtigen Gesichtspunkt über die französische Romantik zu gewinnen, muß man so wenig von Crébillon anfangen, daß ein solcher Anfang vielmehr die ganze Aussicht verschiebt. Als Crébillon schrieb, hatte Frankreich keine Poesie, und half sich deshalb mit gemeiner, aber verfeinerter Sinnlichkeit; in der neuern Romantik aber hat sich Frankreich eben auf seine Poesie besonnen. Wer das nicht findet, der kann es natürlich nicht anerkennen, allein auch schwerlich die Sache selbst verstehen. Jene Kritik in „Quarterly review" ist und bleibt übrigens durch ihr Verfahren ganz merkwürdig, da sie alle romantischen Erscheinungen, gleichsam keilförmig, immer nach der einzigen Spitze der Unsittlichkeit hin ausdeutet. Auf diese fatale Spitze getrieben, sagt sie nun den Erscheinungen in Bausch und Bogen ihr Urtheil, welches so lautet: Nachdem wir aus euch Inculpaten allen die unsittliche Haltung und Absicht herauspunktirt und euch mithin augenscheinlichst ent-

larvt haben, so erklären wir euch sämmtlich für Taugenichtse. Seid ihr nun wirklich zusammengenommen die französische Romantik, so folgt daraus, daß die ganze französische Romantik nichts taugt.

In einer neuern Nummer des „Foreign quarterly review" nun finden sich ähnliche Wendungen der englischen Kritik. Es möchte uns an Raum gebrechen, ihnen allen nachzugehen; da sie jedoch vorzugsweise Victor Hugo betreffen, so wollen wir, um zu einem Centrum in der Auffassungsweise des Verf. zu gelangen, die von Victor Hugo ausgesprochene Ansicht vom neuern Drama, welche von dem Verf. selbst citirt und in ihrer wahren Bedeutung misverstanden wird, ausheben, um aus der Art und Weise, wie der Engländer sich hierüber äußert, die allgemeine Schwäche der englischen Kritik in Bezug auf die französischen Dichter nachzuweisen. In der Vorrede zu „Marie Tudor" sagt nämlich Victor Hugo Folgendes: „S'il y avait aujourd'hui un homme qui pût réaliser le drame comme nous le comprenons, ce drame serait le coeur humain, la passion humaine, la tête humaine, la volonté humaine, ce serait le passé resuscité au profit du présent, ce serait l'histoire que nos pères ont fait, confrontée avec l'histoire que nous faisons, ce serait le mélange sur la scène, de tout ce qui est mêlé dans la vie, ce serait une emeute là et une causerie d'amour ici, et dans la causerie de l'amour une leçon pour le peuple, et dans l'émeute un cri pour le coeur, ce serait le rire, ce serait les larmes, ce serait le bien, ce serait le mal, le haut, le bas, la fatalité, la providence, le génie, le hazard, la société, le monde, la nature, la vie, et au-dessus de tout celà on sentirait planer quelque chose de grand."

Es muß in der That ein sehr flacher Geist sein, dem diese Worte nicht selbst groß dünken. Wie äußert sich aber unser seichtfühlender und noch seichter denkender Engländer? Er sagt: „Jedermann wird einsehen, daß in dieser Stelle eine Menge hochtönender Phrasen vorhanden sind, zugleich aber ein großer Mangel an Verstand und Urtheil." Wie albern! Es ist eine große Tiefe der Vernunft und eine große theoretische Stärke der Poesie darin vorhanden. Es ist ganz einfach der Inhalt der Poesie Shakspeare's, den hier ganz unerwartet, aber auf erfreuliche und ergreifende Weise ein französisches Gemüth in einem einzigen durchaus klaren Gedanken zusammenfaßt. So etwas sagt heutzutage kein Engländer; aus dem Grunde, weil vielleicht in ganz England nicht zwei Kritiker ihren Shakspeare verstehen. Unser Kritiker sieht nicht, daß hier von der höchsten Romantik gesprochen wird, die es im Himmel und auf Erden geben kann; er sieht nicht, daß er hier einer Paraphrase aller Romantik begegnet, welche nur aus einem für ursprüngliche Poesie tiefempfänglichen Gemüth hervorgehen kann. Er wundert sich über diese Principien, wie er den lichten, schönen Gedanken, der mit klaren Augen aus dieser Stelle blickt, zu nennen beliebt, und das um so mehr, weil, wie er sagt, Victor Hugo's Stück selbst im auffallendsten Widerspruch mit diesen Principien stehe. Das mag wol sein; das wollen wir dem englischen Kritiker recht gern zugeben, daß Victor Hugo's Stück kein Shakspeare'sches, ja nicht einmal ein gutes Drama ist. Allein darauf kommt es auch gar nicht an; vielmehr darauf, daß der tiefe, fast weissagende Sinn in den Worten der Vorrede zu diesem Stück richtig begriffen werde. Diese Vorrede ist beiweitem wichtiger als das Stück selbst. Wir sehen hier, wie ein genialer Dichter — denn daß dies Victor Hugo ganz unbezweifelt ist, wird uns kein englischer Kritiker abstreiten — hier über sich selbst, und man kann sagen, über die poetischen Zustände seiner Zeit hinausgeht; wir sehen, wie die französische Romantik, sich in der Hülle ihres gegenwärtigen Dramas unheimlich, unbefriedigt fühlend, sich mit fast wehmüthiger Spannung zuerst die wahrhafte Idee des Dramas, der Dichtung überhaupt aus dem innersten Mark der Poesie herausconstruirt und dabei dem melancholischen Wunsch ausspricht, daß doch Jemand käme, der in diesem ideellen Sinne ein Dichter genannt werden dürfe: „s'il y avait aujourd'hui un homme, qui pût réaliser etc."

Zwei Dinge wollen wir nur ja bedenken: Erstlich, daß es ein französischer Dichter ist, der sich zu dieser höchsten poetischen Andacht erhebt. Man ist von den Franzosen keine Andacht in der Poesie gewohnt. Wie Unrecht man daran thut, daß man sich diese Gewohnheit nicht zueignet, das zeigt uns hier ein französischer Dichter ganz schlagend. Sodann ist es von Bedeutung und erfreulich, daß dieser Dichter eben Victor Hugo ist. Victor Hugo wollen wir seine ganzen Dramen schenken: „Hernani", „Lucrezia", „Cromwell", „Marie Tudor", und wie sie alle heißen; wir wollen blos seinen Roman behalten. In diesem ist ursprüngliche, wahrhafte Poesie genug. Schon bei Erscheinung dieses Romans (es ist von „Notre Dame" die Rede) behaupteten einige wenige deutsche Kritiker, daß in manchen der einzelnen Gestaltungen der Geist Shakspeare's, der reine, frische Hauch des lebendigen Genius wehe. Diese wenigen hatten Recht; und eben darum vermag unter allen französischen Dichtern auch nur Victor Hugo die eben angeführten Worte zu sprechen, die den englischen Kritiker so auffallend verblüfft haben.

Allein in einem Stück irrt Victor Hugo in jenen Worten; es ist zwar ein großartiger, aber doch ein großer Irrthum. Allein auch hierin kann ihm natürlicherweise das „Foreign quarterly review" nicht folgen. Es ist nämlich dies, daß der französische Dichter das poetische Heil, diese allseitige Tiefe des Genius von dem Drama erwartet. Auch unter uns Deutschen herrscht hin und wieder noch dieser Irrthum; allein die Zeit wird und muß ihn aufheben. Es ist ganz gewiß, daß der Kreislauf des Dramas für jetzt geschlossen und vollendet ist. Unsere Zeit ist episch, darum muß auch unsere Poesie episch sein. Einmal war der Culminationspunkt der Poesie rein-dramatisch; das war Shakspeare's Zeit. Aber wie viele Jahrhunderte, Jahrtausende voll dramatischen Inhalts hat er in die Einheit seiner poetischen Gegenwart zusammengeschlossen! Es gibt kein Drama mehr nach Shakspeare. Alle neuern Dramen sind nur Nachklänge seiner Größe, nur Ausstrahlungen aus diesem Glanz der Totalität, die eben nur Strahlen, aber nicht die Sonne selber sind. Von keinen Dichtungen kann man sagen als nur von den seinigen, daß sie in ihrer Zusammenfassung die ganze, reiche Welt darstellen. Die einzelnen freilich sind nicht die Welt, obgleich ihr Inhalt die Tiefen der Welt berührt; „Hamlet" und „Macbeth", „Romeo" und „Cymbelin", der „Sturm" und „Othello", sie sind in ihrer Einzelheit nur ganze Seiten, aber in ihrer unauflöslichen Einheit betrachtet und erkannt, sind sie Dasjenige, was Victor Hugo mit seinen tiefen Worten bezeichnen will.

Mit einem Worte: was der Letztere so sehnsüchtig wünscht, das wird weder das Drama noch ein Einzelner und Einziger unter den Dichtern leisten, die da kommen werden. Die zukünftige Zeit wird nur großartige epische Dichtungen, romantische Geschichten erleben, die so tief und jammervoll in die Zeit und ihre Zustände eingreifen werden wie einst Göthe's „Werther". Diese Dichtungen werden freilich, wenn die Geschichte der Literatur sie nach einem Jahrhundert geistigst zusammenschließt, die ganze Welt in ihren tiefsten Interessen, Pulsschlägen und Lebensregungen darstellen, aber sie werden nicht mein und dein und jenes Werk, sondern das Werk aller poetischen Kräfte des Jahrhunderts sein.

Aber, daß sich nur Keiner, der an den Brüsten der Poesie saugt, diese schöne Hoffnung, die gewiß erfüllt wird, nehmen lasse! Und ihr Romantiker, Frankreichs besonders, bemächtigt euch dieses Gedankens immer inniger; dann werdet ihr Das, was jetzt unter euch nur noch der Embryo des Genius ist, im Laufe der Tage als diesen leibhaftig ergreifen, und das Viele, was jetzt unter euch nur noch ein Aufschrei des Herzens ist, wird zur reinen articulirten Sprache des unverkümmerten poetischen Gedankens werden. 1.

Aus Italien.

Sardinien liegt nur 50 Seemeilen ab von der italienischen Küste, es ist mit der Halbinsel durch gemeinsame Regierung eines Hauptstaates verbunden, und doch hat man erst seit ungefähr 20 Jahren es beinah ebenso genau kennen gelernt als die nordafrikanische Küste, mit der seine westliche durch Naturbegrenzungen zusammenhängt. Wesentlich entfremdete das bei aller Gastfreiheit unwirthliche Land die Eigenthümlichkeit der Sprache, zu deren Verständniß die Hülfsmittel selten waren oder völlig fehlten. Selbst mit den Volksdialekten bekannte Italiener, die aus der sardinischen Sprache nach den neuern Werken von Cetti, Gemelli, della Marmora u. A. ein Studium gemacht hatten, waren durch die Ungewißheit des Accents im Verkehre gehemmt, oder veranlaßten Misverständniß. Ein Idiotikon der sardinischen Sprache war ein lebhaft gefühltes Bedürfniß, sowie es für die Volkssprachen von Calabrien, vom genuesischen Gebiet und Friaul noch dringendes Bedürfniß ist. Ein kürzlich verstorbener Geistlicher, Vincenzo Porru, emeritirter Professor der schönen Wissenschaften in Cagliari, hat auf eine empfehlenswerthe Weise für Sardinien durch das „Nou dizionariu universali sardu-italianu compilau de su sacerdotu benefiziau *Vissentu Porru*" (Casteddu 1832—34, 4.) diesem Mangel abgeholfen, und nächst Sicilien, das Pasqualino's Wörterbuch, und Venedig, das Boerio's aufweisen kann, hat keine Provinz eines bessern sich zu rühmen. Die Aufgabe wurde dadurch schwieriger, daß die verschiedenen Theile Sardiniens eigenthümliche, unter sich bestimmt unterschiedene Mundarten haben, von denen nur die logodurische, auf Capo di sopra gebräuchlich, die deutlichsten Spuren reiner Abkunft von der lateinischen Mutter trägt. Die übrigen, wie die campidanische, bei Cagliari oder Capo di sotto gebräuchlich, die tempiesische oder gallurfische oder sassaresische, die algherresische, die sampietrinische, die maddlenesische haben Beimischungen von griechischen, spanischen, italienischen und maurischen Formen; ungerechnet die ganz eigenthümlichen, die man bei den Gemeinden von Bosa, Oristano, Iglesias und einigen andern antrifft, und das Castilische, das man in den Klöstern der Barfüßerinnen, und das Catalonische, das man in den andern Nonnenklöstern hört. Das Wörterbuch von Porru bezeichnet, so weit es möglich sein mochte, bei den einzelnen Worten, welchen Mundarten sie angehören, gibt ihre Betonung, hat sogar als Beigabe Conjugationstafeln für die Hülfszeitwörter, für die regelmäßigen und unregelmäßigen Zeitwörter, für die sardinischen Formen der Eigennamen: kurz, vereinigt Alles, was man bisher so schmerzlich bei den Forschungen über diese Mundart vermißte. Dabei ist das Buch, das durch den Reichthum sardinischer Ausdrücke für die dort gebräuchlichen Gewerbe, durch die Menge der Sprüchwörter ꝛc. in Erstaunen setzt, sauber und richtig auf gutem Papiere gedruckt und kostet bei 641 Seiten nur fünf sardinische Scudi. Lombardische Sprachforscher, welche diese Verdienste des Buches bereitwillig anerkannten, haben („Bibl. ital.", 1835) mit Erstaunen die Ähnlichkeit zwischen einigen sardinischen und Wörtern der mailändischen Mundart bemerkt, die über den Zeitpunkt des spanischen Einflusses auf die Lombardei hinauszureichen scheinen. Es ist wol kein Zweifel, daß sie den Zeiten des alten Romanzo angehören, da Herkommen und Gewohnheiten, welche an das gai saber erinnern, noch mit solchen Worten bezeichnet werden. Dem sardinisch-italienischen Wörterbuche sollte als zweiter Theil ein italienisch-sardinisches folgen, dessen Druck noch durch Porru war begonnen worden. Man hofft, daß D. Antonio Manunta mit dem handschriftlichen Nachlasse Porru's diese Arbeit fortsetzen wird. 40.

Mancherlei.

Den ältesten Dichtern ist es schwer geworden, ihre Vorgefühle durch Sprache auszudrücken für die Nachempfindung Anderer; den neuesten Dichtern fällt schwer, das längst Gefühlte und Nachempfundene aufzufrischen. Dies sind Leiden des Parnasses, von umgekehrter Art, denn die Alten werden belästigt durch Originalität, die Neuern durch Mangel derselben; wo aber die Letztern, sobald sie mit angeborener Naturgabe den Mangel nicht empfinden, leicht unter Anleitung der ausgebildeten Sprache fortsingen, als sängen sie frisch.

Ein Ähnliches ließe sich sagen von Philosophen. Die ältesten hatten Mühe, eine Wahrheit, die sich ihnen ausdrang, mit dem Verstande festzuhalten; die Neuern thun letzteres leicht, selbst bei dem reichen Systemstoff, der ihnen vorliegt. Darum scheint es, ist das aufgedrungene Wahre ihrer Lehre weniger ihr Ausgezeichnetes als das Festhalten im Gegensatz zu anderweitig Dargebotenem und das Beurtheilen des Abgelehnten. Und so möchte der Geist neuerer Philosophie weit mehr blos kritisch sein, als die Anhänger glaublich finden, und in einem etwas andern Sinne, als Kant dies Wort genommen, obgleich die angedeutete Eigenthümlichkeit auch an ihm kennbar wird.

Nirgend wird vielleicht ausführlicher der Tod besprochen und vor Augen gestellt als vom Verf. der „Lebensläufe in aufsteigender Linie" im zweiten und dritten Theile. Nicht genug, daß die Heldin der Geschichte, Wilhelmine, christlich und rührend stirbt, sondern auch ein Graf wird vorgeführt, dessen Leidenschaft es ist, Sterbende zu sehen, der deshalb sein Schloß zum Lazarethe macht, es mit Särgen und Todessymbolen anfüllt, ja sogar selber zu Zeiten in einem Sarge schläft. Betrachtungen und Predigten über den Tod finden sich in überschwenglicher Menge, und freilich ist das alte Thema reich: die Kürze des menschlichen Lebens, die Vergänglichkeit des Irdischen und Hoffnung des Himmlischen. Wird man aber von aller Predigt endlich satt, so auch von dieser, und aller Reichthum des Witzes, mit welchem der Verf. zum Theil sich selber ausspottet, kann der Einförmigkeit nicht abhelfen. Sind andere Romane Lebensromane, so ist dieser Roman ein Todesroman.

Man dürfte sagen, es verhalte sich mit Raum und Zeit wie mit dem Gelde, sie seien nämlich Größen, mit denen man sich den Werth der Waaren vorstellig mache. Bei Raum und Zeit wäre Bewegung die Waare, worauf die Vorstellung gerichtet würde, und es ließe sich dadurch auch einsehen eine gegenseitige Vertauschung des Größenmaßes, indem Raum und Zeit so gut durch Bewegung gemessen werden, wie der Werth des Geldes durch die Waaren, welche dafür zu haben. Nun machen es die Philosophen häufig wie die Anhänger des Mercantilsystems, welche in dem Gelde, dem ursprünglich nur auf Werth sich Beziehenden, den Urwerth der Waare suchen, grade wie speculative Philosophen aus Raum und Zeit die Bewegung entstehen lassen und gleich den Mercantilisten einen gewissen Schein für sich gewinnen.

Ich habe mir oft gelobt die heitern Spiele des Verstandes, nämlich witzige, ironische, sich selbst auslachende, welche aus der schwülen Luft des Herzens emporheben und die Beklemmung vertreiben. Nur wenn man damit zu weit steigt, kommt wie auf den höchsten Bergen ein Anderes, nämlich Schwindel und Angst mit blutrothen Augen, wegen verdünnter Luft. Also sei wieder herabgestiegen in die Thalatmosphäre. Wie aber, wenn die Luftschichten so nah geschieden lägen, daß man mit der Nase die Verstandesluft einathmete und mit dem Munde Herzluft? Oder am besten wäre eine mittlere Berghöhe, wo die Luft schon dünner ist als im Thale, aber nicht belästigend. Das hieße also ein mäßiger Verstand und ein mäßiges Herz durcheinandergemischt, welche dann beide nicht viel taugen. So hinken alle Gleichnisse. 28.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Freitag, —— Nr. 76. —— 17. März 1837.

Geschichte des Hauses Habsburg, von dem Fürsten E. M. Lichnowsky. Erster Theil, von den frühesten Nachrichten bis zu dem Tode König Rudolf I. Mit vier Kupfertafeln. Wien, Schaumburg u. Comp. 1836. Lexikon=8. Preis des ersten Theils mit Pränumeration auf den letzten 6 Thlr. 16 Gr.

Auf das Erscheinen dieses bereits vor acht Jahren unternommenen Werkes war die Erwartung der deutschen, zumal der östreichischen Lesewelt durch mehrfache ehrenwerthe Erwähnung ungewöhnlich gespannt. Ein wohlwollender Sinn, ein warmes Gemüth, ein veredelter, bereits an den Wundern des wiener Stephansdomes bewährter Geschmack waren vorauszusetzen. Auch sollten sich dem fürstlichen Verfasser neue Fundgruben klangreichen, geschichtlichen Erzes aufgeschlossen haben. Endlich erschien die unleugbar mit Lust und Liebe betriebene Arbeit, außer einer genealogischen Einleitung nur die Geschichte König Rudolf's enthaltend, hiermit schon 1291 endigend. Wenn die Geschicke des 1700 im ältern spanischen, 1740 im jüngern deutschen Zweig erloschenen (neben dem Diadem Karl's des Großen mit den Kronen Ungarns und Böhmens und ihrer Nebenländer, der spanischen, lombardischen und sicilischen, mit den Kronen Portugals, Polens und der neuentdeckten Welten, ja selbst Englands*) und Irlands geschmückten) Hauses Habsburg in gleichem Verhältnisse beschrieben werden, so haben die Leser sich allerdings auf ein onus multorum camelorum gefaßt zu halten: zu 384 Seiten Text wird der Leser wie aus einem Vexirbrunnen mit vierthalbhundert Seiten bloßen Citaten und sonstigem Apparate bespritzt, wobei man häufig keinen andern Zweck absehen kann, als die Bogenzahl über alles Maß und Ziel zu schwellen, und als ein vom Wirbel bis zur Zehe in lauter Erudition geharnischter Knecht Ruprecht unartige Zweifler abzuschrecken. Zu diesen zahllosen Citaten kommt bei allen sieben Büchern auch noch ein eignes, fast ein halbes Tausend Nummern enthaltendes Verzeichniß der benutzten Werke, von denen viele gar keiner Erwähnung werth, und aus jeder Literatur, von Vogel und Weber bis auf die neuesten herab, mit leichter Mühe auszuschreiben sind, und wozu es ebenso leicht wäre, einen reichen Nachtrag, zum Theil weit nützlicherer Werke zu liefern. Jede Bibliothek hat einen eignen Katalog ihrer vielen Dissertationen; da ist es denn leicht, sich mit ungeheuerer Gelehrsamkeit einzustauben. Eine ähnliche Bewandtniß hat es mit der jetzt einreißenden Regestomanie. Ein geübter Kanzlist schreibt aus dem Archivsrepertorium die betreffenden Extracte, z. B. von 1273—93, jeden auf einen besondern Zettel, und dann auch noch die aus Georgisch, Schöpflin, Lünig, Senkenberg, Lambacher, Herrgott, Gerbert, Lang, Böhmer u. s. w., die Zettel werden gemischt und chronologisch gereiht und das monumentum aere perennius ist vollbracht. Für das gebildete Publicum machen derlei Eruditionskatarakten das Buch übertheuer und ungenießbar. Aber auch der Gelehrte vom Handwerk dankt nicht dafür und geht lieber gleich vor die rechte Schmiede. Grade für *seinen* Zweck fand der Verf. unter Andern ein dreifaches Directorium in dem vielfach von ihm benutzten „Wiener Archiv für Geschichte, Literatur und Kunst", das reiche Habsburg=Lauffenburg'sche des Altlandammans Grafen Friedrich Mülinen, jenes über die durch Hormayr edirten Urkunden und ein besonderes über die Tage Rudolf und Albrecht I. (1276—88). Dankeswerth sind die sub F abgedruckten 16 Originale des wiener geheimen Archives, wiewol einige davon, z. B. die zwei ersten, längst gedruckt sind und zwar mehrmals, was dem Verf. freilich unbekannt war. Er bringt öfters Citate von Citaten mit den ursprünglichen Erraten. — „Mitgetheilt von Pertz." Der gelehrte Herausgeber der „Monumenta Germaniae" hat dem Verf. nichts mitgetheilt. Das ist von Böhmer's Einsendung nachgedruckt. Rudolf's Bestätigung der babenbergischen Briefe für Judenburg soll im vierten Theil von Hormayr's sämmtlichen Werken stehen; der Verf. dürfte ihn aber kaum gesehen haben, weil dieser Theil *gar nie erschienen ist*.

Es dürfte schwer sein, nachzuweisen, was in dem angenehm und fließend geschriebenen Buche, das schöner Stellen nicht ermangelt (z. B. die Marchfeldschlacht Rudolf's gegen Ottokar), wirklich *neu*, und noch schwerer, daß das anscheinend Neue *gut* sei. Selbst die Kupfertafeln sind seit Herrgott und so vielen Siegelbildern überflüssig. Die angehängten, nicht minder überflüssigen Regententabellen gleichen den Conduitelisten der Unteroffiziere, z. B. „Alexander IV., fromm, demüthig, enthaltsam, aber schwach"

*) Philipp II. als Gemahl der gleichgesinnten Maria Tudor (1554—58).

und leichtgläubig; Johannes XXI., sehr gelehrt und eines musterhaften Wandels, aber übereilt im Sprechen; Honorius IV., von der Gicht gebeugt, hatte sein Kopf Klarheit und seine Zunge Kraft" u. s. w. Nur die Päpste erhalten solche testimonia, die übrigen Fürsten nicht. Auch fehlt es nicht an sonstigen Unrichtigkeiten, z. B. Otto, aus dem berühmten östreichischen Geschlechte von Lonstorf, einer der größten Bischöfe Passaus, Ottokar's treuer Verbündeter gegen Baiern, heißt hier von Lonstadt. Die für die Verbindung des Nordens und Südens höchst wichtige Brücke Passaus, vor der zweiten großen Kreuzfahrt des Stauffen Konrad zehn Jahre nach der regensburger erbaut und schon 1146 reich gefreiet durch Konrad und durch den Bischof Reginbert, wird hier dem 1279 verstorbenen Bischof Peter von Breslau zugeschrieben; ein bedeutender Schnitzer in der Geschichte des deutschen Handels. Der Verf. citirt oft genug die „Monumenta boica" und urtheilt hart von Buchinger's „Geschichte von Passau", muß sie aber diesem nach nur höchst flüchtig gelesen haben; und welche Urtheile in dem Schriftstellerverzeichniß, das in der That für Scherz zu viel und für Ernst zu wenig ist, z. B. 33 „nichts Brauchbares", 34 „ohne Nutzen", 35 „lauter Phrasen", 65 „eine gutausgeführte Schrift, aber sehr wenige Notizen", 156 „sehr kurz". Eichhorn's, des letzten großen St.-Blasiers, „Carinthiaca" sind „oberflächlich (!) und für diesen Zweck unbrauchbar", wie es bei den meisten Werken heißt, die Rudolf's Epoche gar nicht, oder nur nebenher erreichen. Was des Verf. Lieblingsträumen dient, wie 56 der ganz junge und schlechterdings nicht als Quelle zu nennende Campi, wird bis in den Himmel erhoben. 144 wird des bekannten Kasperle-Poeten Alois Gleich nicht einmal orthographische Schmiererei über Wienerisch-Neustadt eine brauchbare und wohl beurkundete Specialgeschichte genannt! Wie kommt 167 Hanselmann hierher und dergleichen Unbedeutendes? 168 bei Hansiz's „Germania sacra" wird beklagt, daß seine gründliche Arbeit für Passau und Salzburg nicht von einem gelehrten Vereine für andere Theile Deutschlands fortgesetzt wurde. Was that denn Würdtwein? was die St.-Blasische „Germania sacra" für Konstanz, Chur, Bamberg, Würzburg? Nur die Säcularisation hemmte die trefflichen Leistungen Ussermann's, Neugart's, Eichhorn's, Kreutter's u. s. w. 190 bei Hormayr's „Geschichte Wiens" wird bedauert, daß die Urkundenauszüge so kurz genommen seien. Wer dieses Werk einmal ansah, weiß aber, daß es gar keine Auszüge enthält, sondern 324, für die Geschichte des deutschen Municipalwesens, Handels- und Gewerbsfleißes wichtige Urkunden in extenso gibt. Mit Verwunderung erblickt man unter den Quellen für König Rudolf auch magere Broschüren über Achalm, Reutlingen, Nordhausen und Mühlhausen und Clemens Brentano's „Barmherzige Schwestern". Die wundersamen Geschwüre der heiligen Nonne hätten hier doch auch einen Platz verdient, sowie Feßler die vornehm-günstige Abfertigung wol nur „Theresen" und „Bonaventura mystischen Nächten" zu danken hat? Die wegwerfenden Machtsprüche eines Schriftstellers, der zum allerersten Mal und wahrlich nicht als eine geschichtliche Großmacht auftritt, über Johannes Müller, Hüllmann, Gebhardi, über Roo und Fugger, über Quellenforscher wie Conring, Coronini, Rettenbacher, Cäsar, wie Bodmann und Dolliner mahnen uns gewaltsam an 269, über Megiser, wo es heißt, „daß auch in frühern Jahrhunderten Arroganz sich fand".

Wenn die von 1027 — 1291 laufenden Regesten (in Allem 1300 an der Zahl) von löblichem Streben nach Vollständigkeit zeugen und einzeln als habsburgisches Urkundenbuch erfreulich sein würden, stören sie gleichwol, wie wir schon im Eingange bemerkt, die Richtung und die Proportionen des vorliegenden Buches. Was wir in diesem, keineswegs übereilten Werke am meisten erwartet und am meisten gesucht, Neuheit und Originalität der Ansichten, grade das ist es, was wir am wenigsten finden. Insonderheit sind nebst Röpel's genealogischen Ansichten des lucerner Professors Kopp höchst verdienstliche (wenn schon hier und da willkürlich nach der vorgefaßten Meinung gewendete) „Schweizerische Urkunden" das Thema, das hier in unzähligen Variationen, meist noch gesteigert und carikirt wiederkehrt. Was in der Vorrede, wol auch im Verlaufe, vom christlich-germanischen Geist des Mittelalters, vom Parallelismus des Papstthumes und Kaiserthumes (oder wie es hier sich auswächst, von völliger Unterordnung des letztern unter das erstere), von dem antirömischen Streben der Hohenstaufen, von den eigentlichen Zwecken König Rudolf's, von einer Vormauer gegen Frankreich durch Wiederherstellung Arelats, von der Stellung der Waldstädte zu Habsburg vorkommt, ist weit weniger unklar, verwaschen und nebelig in Kopp's gehaltreichem Vorwort S. IV—XVII zu lesen. Aber an beiden Orten herrscht eine kaum erklärbare Verwechselung der geistlichen Macht des Kirchenoberhauptes, ja selbst deutscher Kirchenfürsten, mit ihrem unersättlichen Trachten nach Land und Leuten, nach irdischem Besitz und zeitlicher Gewalt. Zu Canossa, mit den lombardischen Städten in Tuscien, in den Marken und beiden Sicilien u. s. w. wurde doch nicht um Dogmen gestritten?

Es ist ein weiter Weg von der ersten Kirche bis zu den Prügelsynoden, bis zu der Bedrängniß der mit Rom noch rivalisirenden Patriarchen durch den Islam, bis zu den Begünstigungen der Pipin'schen Usurpatorenfamilie, von Otto's des Großen und Heinrich III. festem Regiment bis zu dem alle Kronen gebenden und nehmenden Hildebrandismus, oder bis die Innocenze fragen dürfen:

Also Der, welcher einst die Engel im Himmel richten wird, sollte über Irdisches nicht urtheilen dürfen? Schon im Alten Testamente entsetzten Priester unwürdige Könige; wie viel mehr ist der Statthalter Christi dazu berechtigt? Seit Nimrod und seit den Worten Samuel's war das Königthum die Strafruthe der Völker, das Priesterthum aber ihre Errettung. Nicht etwa erst Konstantin gab dem römischen Stuhle weltliche Macht, sie stammt unmittelbar von Christus, dem wahren König und Priester in der Ordnung Melchisedech's. Von ihm erhielt Petrus die Schlüssel sowol des himmlischen Reiches, wie aller irdischen, das sei ja durch die Mehrheit der Schlüssel augenscheinlich erwiesen.

Auch der Verf. stimmt ein in die Klagen über ein

„philosophisches, nivellirendes, kalt raisonnirendes, berechnendes, zerstörendes, gotteslästerliches Jahrhundert" (S. 287 u. v. a. O.). Der Verf. nennt (S. xvi u. xvii) den Absolutismus eine dem monarchischen Interesse selbst überaus schädliche Lehre und preist mit Recht das damalige obrigkeitliche Walten, „das, inmitten eines lebendigen und reichgegliederten Ganzen, den Gliedern desselben inmitten jener Schranken die größtmöglichste Freiheit gestattete"; aber es scheint ihm die Allgewalt Roms das unfehlbar heilende arcanum duplicatum unserer wie der alten Zeit. Ottokar war nach ihm von da an verloren (S. 216—217), als er seinen Bischöfen verbot, päpstliche Bullen ohne seine Zustimmung zu veröffentlichen. Als wenn die Fürsten selbst eine Pflicht gehabt hätten, zu begünstigen, daß ihrer Unterthanen Eide gelöst und sie zum Aufruhr gereizt, daß die Leichen ihrer (vielleicht um einer Immunität oder streitiger Zehenden willen) gebannten Ahnen aus der Fürstengruft gerissen und den Wölfen und Raben auf die Kreuzwege geworfen würden! Man kann diesen congregationistischen Wiegenliedern nicht oft genug die Worte eines edeln Mannes wiederholen, den man schwerlich wagen wird unter die Gegner der Kirche oder der Legitimität zu zählen.

Der eigentliche Geist der Freiheit und Gleichheit der anfänglichen christlichen Republik — sagt Chateaubriand — ist auch in die kirchliche Monarchie hinübergegangen. Diese Monarchie war eine repräsentative und ein Wahlreich. Allen Christen, selbst den Laien stand durch die Wahl der Weg offen zu den höchsten Würden. So geschah es oft, daß das Oberhaupt der Christenheit aus dem Pöbel genommen ward, als ein Tribundictator, um seinen Fuß zu stemmen wider den Nacken der Könige und des die Freiheit unterdrückenden, räuberischen Adels. Gregor VII., der diese Theorie der Weltherrschaft in die großartige Praxis übersetzte, der seine volksthümliche Vollmacht in ihrer ganzen Größe und Strenge verwirklichte, begann als ein unbemerktes Mönchlein. Bonifaz VIII., der den Papst als Geber der Kronen und als Schiedsrichter der Könige ausrief, war ein mittelmäßiger Rechtsgelehrter. Sixtus V., der Lobredner des Königsmordes, hatte die Schweine gehütet. Die ganze Organisation des Klerus war gemacht, das Princip der Bewegung aufs entschiedenste zu begünstigen. Im Regularklerus war es noch viel demokratischer als im Weltpriesterstand. Die Bettelmönche hatten den vielfältigsten Zusammenhang mit den niedern Classen. Überall stehen sie an der Spitze der Volksaufstände, denn die Kapuze löste noch früher als der Helm die Bande der Sklaverei, und der Freiheit Morgenroth brach auf gar unerwarteten Wegen herein. In dieser Zeit kroch das gesammte, niedergehaltene Volk hinter die Priester, und in der That, unter solcher Hülle muß man es suchen. Um die weltliche Gewalt des heiligen Stuhles zu erklären, hat man Religion und Unwissenheit und die verschiedenartigsten Ursachen hervorgezogen und die Hauptsache übersehen. Das Papstthum repräsentirte die republikanische Freiheit. Es repräsentirte die sonst überall geächtete politische Wahrheit. In dieser gothischen Eisenwelt war es der Vertheidiger aller Unterdrückten. Der mittelalterliche Kampf zwischen Papstthum und Kaiserthum war die Principienfrage zwischen Freiheit und Gewalt. Die Welfen waren die Demokraten, die Gibellinen waren die Aristokraten der Zeit. Welches Schauspiel, diese für erledigt erklärten und dem Ersten Besten zuerkannten Thronen! Diese, die päpstliche Lossprechung auf den Knien erflehenden Fürsten, ganze Königreiche in Bann und Interdict, ganzen Nationen ihr Gottesdienst und ihre Kirchen durch ein einziges Machtwort verschlossen! Diese gebannten Fürsten, gleich Aussätzigen vom übrigen Menschengeschlecht ausgestoßen und auch der ewigen Verweisung aus dem Himmelreiche gewärtig, was sie nur berührt, was sie nur gekostet, als vergiftet und verflucht den Flammen übergeben! Und was war dies Alles anders als die riesenstarke Wirkung der Volkssouverainetät in die Hände der Religion niedergelegt und durch sie geübt?

Damals neigte sich das Papstthum den großen gesellschaftlichen Zwecken. Damals schritt es an der Spitze der Civilisation einher, und diese Päpste, diese Herrscher ohne Unterthanen, ohne Armeen, oft in der ärgsten Verfolgung und auf der Flucht ihre Blitzstrahlen schleudernd, manche in ihren Sitten ein Greuel, einige voll Verbrechen, einige selber nicht glaubend an den Gott, den sie predigten, wie hätten sie Könige entthronen, wie die Hohen erniedrigen, die Niedrigen erhöhen können, wären sie nicht Herren und Meister der öffentlichen Meinung gewesen?

(Die Fortsetzung folgt.)

Interessante Verhandlung über ein Preßvergehen vor dem Assisenhofe der Seine.

Vor den Tribunalen der Völker und Staaten (wir meinen die legitimen Gerichtshöfe) erscheinen nicht allein höchst denkwürdige Thatsachen, sondern auch die interessantesten menschlichen Persönlichkeiten, Individualitäten, deren inneres Wesen, Kern und Seele sich erst in dem Augenblicke eröffnet, wo die strafende Hand des Gesetzes über ihnen schwebt. Man hat das hieraus hervorgehende Interesse an der vielgestaltigen Menschlichkeit schlechthin ein psychologisches genannt; dieser Ausdruck ist nicht ganz mehr erfreulich und bezeichnend, weil er zu sehr an das emsige Bestreben des Richters gemahnt, der in dem bedenklichen Augenblicke, um seinen schweren Beruf zu erfüllen, lauernd in der Seele Tiefen dringt; an den strengen Inquisitor, der nur im besondern Sinne ein Psycholog ist. Jenes Interesse ist vielmehr ein durchaus allgemeines, aber auch zugleich ein so mannichfaltiges, daß es nicht leicht eine menschliche Natur geben kann, die nicht darauf eingehen sollte. In der Gemeinheit schlummert oft eine große Phantasie, Poesie, ja selbst Vernünftigkeit, welche erst durch den Schlag aufs Herz geweckt wird, den der Richter mit seinem Stabe ertheilt. Von diesem getroffen, sieht man die interessantesten Wendungen, Motive, Ansichten, Gesinnungen zu Tage kommen, ansprechend für Jedermann, sowol im guten als im bösen Sinne, der sich zu unterrichten strebt, und höchst belehrend grade für Den, der in dem menschlichen Gemüth als in dem tiefen Schacht eines weltlichen Mikrokosmus zu forschen gewohnt ist.

Von diesem Gesichtspunkt der Sache ausgehend, wird, wie bisher schon einige Male geschehen, auch in der Folge in d. Bl. manches Erhebliche mitgetheilt werden, was sich in der Geschichte auswärtiger öffentlicher Gerichtshöfe an markirten Ereignissen und Individualitäten ergibt, und woran die journalistischen Organe der englischen und französischen Tribunale ungemein reichhaltig sind. Laufende Notizen dieser Art liefern ein herrliches Gedenkbuch, und wir möchten sie eben deshalb auch aus d. Bl. nicht verbannt wissen. Wie belehrend, wie oft in hohem Grade merkwürdig, wie in jedem Fall interessant sind nicht schon allein die Verhandlungen über Preßverschuldungen, wie sie vor dem königlichen Assisenhofe in Paris vorkommen. Hier ist ein solcher Handel, der uns nicht blos mit einem originellen Literaten, sondern auch mit einigen originellen Bruchstücken der modernsten pariser Volkspoesie (poésie prolétaire, wie man sie charakteristisch genug benennt) bekannt macht, an deren verwerflicher Richtung wir denn doch einen historischen Antheil nehmen müssen.

Die Herren Tampucci und Goulier werden eingezogen, Ersterer, weil er des Verbrechens „der wörtlichen Majestätsbeleidigung, des Versuchs, Haß und Verachtung gegen die Person des Königs und dessen constitutionnelles Ansehen zu verbreiten" angeschuldigt ist; Letzterer, weil er verdächtig ist, dies Beginnen

unterstützt zu haben. Tampucci wird zuerst befragt und gibt zur Antwort: er heiße Hippolyte Tampucci, sei Gelehrter und 34 Jahre alt. Augustin César Goulier versichert nachdrücklich, daß er kein Gewerbe habe.

Fr. Und wie so kein Gewerbe?

Antw. Weil Eure Gerechtigkeit mir Das, was ich einst hatte, genommen hat.

Der Präsident ermahnt ihn hierauf, das Gericht nicht zu beleidigen, weil dies seine Sache verschlimmern werde.

Aus dem von dem Gerichtsschreiber verlesenen Anklagebestand ergibt sich nun, daß, nachdem die Policei von dem Vorhandensein eines Druckwerks unter dem Titel: „Chants prolétaires", Kenntniß erlangt, wovon eine Anzahl Exemplare bei dem genannten Goulier niedergelegt waren, sie sich in dessen Wohnung begab und daselbst 271 Broschüren unter obigem Titel aufhob, die das Motto von Béranger führten:

Chanson reprend la couronne;
— Messieurs grand merci.

Diese Schriftchen waren mit H. Tampucci unterzeichnet, und man fand die Brouillons dazu in dessen Wohnung, die ihn mithin als den Verfasser documentirten. Er gesteht beim Verhör ohne Rückhalt, daß er der Verfasser sei; daß er eine gewisse Anzahl von Exemplaren seines Werks an Bekannte vertheilt habe. Nachdem ihm der Präsident einen Brief gezeigt, den Tampucci an einen Bekannten in dieser Angelegenheit geschrieben, fragt er den Inculpaten, ob nicht aus diesem die Absicht, seine Gedichte heimlich unter die Menge zu bringen, deutlich hervorgehe? Hierauf äußert sich der Angeschuldigte mit merklichem Unwillen so: „Unstreitig, mein Herr Präsident, weiß ich, was ich thue; ich bin kein Kind mehr, sondern stehe in dem Alter von 34 Jahren. Wenn ich dichte, so geschieht es unter den Einflüssen der Begebenheiten; ich verhalte mich dabei nicht nachlässig in meinem Cabinet, die Füße auf den Feuerbock gestützt, sondern stehe mit gekreuzten Armen, Angesichts der Ereignisse, die meine Aufmerksamkeit mächtig in Anspruch nehmen. Eben deshalb weiß ich, daß mir leicht einige zornige Ausdrücke entfahren können, die kein Journal so leicht veröffentlichen wird."

Fr. Ihr seid eines politischen Vergehens angeklagt; dies beweisen einige der von Euch verfaßten Stücke.

Antw. Dazu bedarf es anderer Beweise, die wahrscheinlich bei Seite liegen.

Fr. Es müßte sein, insofern Ihr sie selbst beseitigt.

Antw. Wohlan, mein Herr, und was bedeutet dies nun?

Fr. Es bedeutet, daß ein hinreichender Verdacht auf Euch ruht.

Antw. Nein, mein Herr, es bedeutet nur, daß es dumme Stadtsergeanten gibt.

Der Angeklagte wird hierauf mit Strenge zur Ruhe verwiesen und der Generaladvocat theilt nun die angezeichneten Stellen mit. Eine von diesen ist aus einem Gedicht, das an die „Prévenus d'avril" (1835) gerichtet ist. Sie lautet:

Soldats, canons, mouchards, valets royaux,
Pour le grand jour tout se hâte et s'apprête,
Le chateau prie, et les juges-bourreaux
A l'étranger ont promis votre tête.
Courage etc.

Ein anderes Stück führt den Titel: „Le Spartacus de Foyatier", und ist stark genug; eine gewisse Kraft und selbst poetische Wendungen sind ihm nicht abzusprechen. Spartacus nämlich, der „alte, stolze Gladiator", wird vorgestellt, wie er zur Nachtzeit an Sein unruhiges Lager tritt; Er, dessen Brust „oppresse un lourd sommeil"; Er, der „intrus des barricades", dessen Herz immerwährend „mit Schrecken und Haß erfüllt" ist. „Mit gekreuzten Armen, mit flammensprühenden Augen nähert sich Spartacus dem Lager des Mannes; sein Antlitz ist bleich, mit dem Ausdruck furchtbaren Ernstes. Mit Donnerstimme redet er so zu ihm:

— o roi!
Le sabre du soldat frappe le prolétaire,
Le sang du peuple coule, et je ne puis me taire;
Roi, payé de ce sang, écoute et réponds moi.
Réponds moi, qu'a-tu-fait de notre belle France?
Qu'a-tu-fait de ses voeux et de son espérance?
Et la France, ployant sous le poids des douleurs,
Le front baissé, tout pâle et de rage et de honte,
N'osa pas se lever pour te demander compte
De tes devoirs fusurs, rénégat des trois jours!
Car, sans cesse, appelant la peur à ton secours,
Tu lui jetais ces mots: republique, anarchie.
Bientôt toute pudeur, toute honte est franchie;
Et des conseils de Juin le hideux appareil
De l'absolu pouvoir dénonce le reveil.
Thiers, Guizot et Gisquet, infernal attelage,
Traînent ton char royal à travers le carnage,
Et Lyon et Paris se roulent dans le sang! etc."

Diese Stelle ist noch keineswegs die stärkste. Barbier, der Vertheidiger der Angeklagten, setzt nun die Anklagepunkte auseinander und sagt unter Anderm, daß hier eigentlich von einem strafbaren Verbrechen nach dem Gesetzbuche nicht die Rede sei, denn es habe durchaus noch keine Verbreitung der Broschüre unter das Publicum stattgefunden. Der Verf. habe nur einige Exemplare seinen Freunden geschenkt; dies könnte im gesetzlichen Sinne keine Veröffentlichung genannt werden. Diese Beweisführung gibt dem Proceß sogleich eine andere Wendung, denn hierdurch veranlaßt, erklärt die Jury allerdings den Beklagten für des Verbrechens der Majestätsbeleidigung u. s. w. schuldig, allein für nichtschuldig der Veröffentlichung seiner Schrift. Demnach stellt sich nun nach nochmaliger Berathung das Urtheil des Assisenhofs so:

„In Betracht, daß Tampucci für schuldig erklärt worden ist, durch eine Druckschrift eine Beleidigung gegen die Person des Königs begangen zu haben, daß jedoch die Verbreitung dieser Schrift nicht erhellt, und daß dies Nichterhellen von der Jury klar und deutlich ausgesprochen wurde; in Betracht andererseits, daß bei sothaner Scheidung der Hauptfrage Seitens der Jury der Thatbestand kein Verbrechen ergibt, das in dem Gesetz bestimmt wäre (siehe Art. 364 des „Code d'instruction criminelle"), erklärt das Gericht den Tampucci für losgesprochen und der Kosten ledig. Ferner aber in Betracht, daß aus der Entscheidung der Jury der beleidigende Inhalt der besagten Schrift für die Person des Königs erhellt (vergl. Art. 11 des „Code pénal" u. s. w.), so verordnet das Gericht die Confiscation und Vernichtung der besagten Schrift."

Auf diese Weise entkam der sonderbare Literat für dies Mal mit einem blauen Auge. 80.

Literarische Notizen.

„Paris historique. Promenades dans les rues de Paris", von Ch. Nodier, mit Steindrücken, nach Aug. Regnier's Zeichnungen, von Champin, erscheint in 100 Lieferungen, deren jede zwei Steindrücke mit dem dazu gehörigen Text enthält. Der innere Werth und die äußere löbliche Ausstattung wie der geringe Preis von 60 Cent. für die Lieferung lassen an dem guten Erfolge dieses Unternehmens nicht zweifeln, das in Jahresfrist vollendet sein wird.

Vor Kurzem sind in Paris „Mémoires historiques de S. A. R. Madame, Duchesse de Berri, depuis sa naissance jusqu' à ce jour" in drei Bänden herausgekommen.

Von Léon Gozlan ist ein neuer Roman in zwei Bänden: „Les méandres", erschienen, desgleichen von Jules Lacroix ein komischer Roman: „Les parasites", ebenfalls in zwei Bänden. 4.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 77. —— 18. März 1837.

Geschichte des Hauses Habsburg, von dem Fürsten E. M. Lichnowsky. Erster Theil.

(Fortsetzung aus Nr. 76.)

Schon vor einem halben Jahrhundert hat Mumelter sich unendlich wichtig damit gewußt in seinen „Verdiensten östreichischer Regenten um Deutschland", das Rütli, den Apfelschuß des Tell und die Erhebung der Waldstädte unter König Albrecht in Zweifel zu stellen und selbe in die Tage der zwiespältigen Königswahl Friedrich's des Schönen und Ludwig's des Baiern, höchstens um ein Dutzend Jahre zurückzudatiren; und dennoch liegt in der Schweiz der Kopf des gehaßten Wurmes nicht. Der Verf. findet süßlichen Trost in dem Gedanken, die ersten Eidgenossen seien keineswegs *Unterdrückte*, sie seien frevle *Aufrührer* gegen die ihnen prädestinirte, antediluvianische Hoheit von Habsburg, die Waldstädte („das Haus der Freiheit, das Gott selbst gegründet"), die von Friedrich II. und Heinrich VII. 1231 und 1240 gegen Habsburg's Umgriffe in Schutz genommenen liberi et cives, die von Rudolf selbst so genannten speciales alumni imperii seien *ein ganzes Volk von lauter Hörigen* und Leibeignen gewesen, eitel habsburgisches *Allod* neben Dem, was etwa andern Klöstern angehörte! Wo die Urkunde ausdrücklich sagt, der Graf richte als *Vogt*, er trete als *Richter* (Landgraf oder Gaugraf, doch nicht im eignen, nur im Amte, im Namen des Kaisers und Reichs) auf, soll er als *Herr* über *Knechte* verfügt haben! Aber auch Kopp argumentirt auf befangene Weise. Selbst was der Verf. selber für *unecht* hält (S. 30), ist doch willkommen, wenn es nur in den Kram taugt. Wo steht und was beweist, daß der Graf von Habsburg die Schirmbriefe Friedrich II. und Heinrich VII. nicht anerkannte? oder vielmehr, was beweist, daß eine Anerkennung von ihm *nöthig*, daß für ihn etwas Anderes zu thun war, als der wiederholten Abmahnung des Kaisers Folge zu leisten, die so viele Schirmvögte erinnern mußte, sie trügen ihr edles Amt ad defendendum, non ad exspoliandum? Rudolf's Versicherung aus seinem Todesjahr 1291 für die Freien von Schwyz, er werde nicht dulden, quod aliquis servilis conditionis existens, pro judice vobis *detur*, soll beweisen, daß die Thäler ihren Richter oder Amman nicht selber *wählten*, als wenn es nicht grade die Aufrechthaltung ihrer freien Wahl beweisen könnte?

Mit solchen exclusiven und disjunctiven Inductionen, mit solchen negativen Kettenschlüssen kann man die Heldenzeit aller Völker hinwegleugnen. Es ist nicht redlich, wenn (S. 31) Kopp in Urkunden ausläßt, was seinen fixen Ideen nicht schmeichelt. Nicht zu rechtfertigen sind die alten Habsburger, daß sie die ihnen von der öffentlichen Meinung und vom Siege der Baiern bei Ampfing abgesprochene deutsche Krone, die Ersten, um Geld und Gut, vor Allem um den Preis der Überlieferung der seit der schmählichen Niederlage am Morgarten doppelt verhaßten Thäler, *an Frankreich hingaben*! „Carolus Francie et Navarre Rex" verspricht am 27. Juli 1324 zu Bar sur Aube, „*ad supplicationem*" Leopold's, der Blume der Ritterschaft, „ultra principales conventiones inter nos et ipsum", über die Bestätigung aller Hausprivilegien und über die „certa summa marcarum", seinen Beistand zur Bändigung der verpfändeten Städte und Gegenden, zur quasi Mediatisirung der Grafen von Würtemberg, Montfort, Helfenstein, Lauffenburg, Hohenlohe, Rappolstein u. s. w., insonderheit „quod in casum illum, quo *annuente Duce in Regem Romanorum* essemus *assumpti*, nos eundem Ducem, prout nobis liceret, mittemus in possessionem duarum vallium, videlicet *Swytz et Unterwalden et pertinentiarum suarum*!!" Welchen felsenfesten Glauben der französische König selber hatte an die dortigen habsburgischen Zwingrechte, zeigt der Nachsatz, daß der Herzog *wenigstens vorgebe*, daß sie ihm und seinen Brüdern nach *Erbrecht* angehörten, „*quae quidem idem dux dicit*, ad se et fratres suos, duces Austriae, jure haereditario pertinere". Jede dieser, gewiß mehr aus Liebhaberei des Neuen und des Widerspruchs als aus einem feilen Servilismus hervorgegangenen Behauptungen soll ihre gewissenhaft quellengemäße Würdigung an einem andern Orte finden, da die Grenzen d. Bl. zu enge gesteckt sind. — „Die Chroniken müßten aus Urkunden berichtigt werden, aber nicht umgekehrt die Urkunden aus Chroniken." Dieser Satz kann der geschichtlichen Wahrheit sehr gefährlich werden. Freilich geben die Chroniken nur eine Privatansicht, aber doch meist eine Ansicht der öffentlichen Stimmung, wenigstens einer Partei, dagegen die sogenannten Urkunden häufig nur als verdächtige Selbstberühmung, oder als res inter tertios acta, die Wünsche, die arrière-

pensées des Prätendenten und Dasjenige aussprechen, was er erreichen, was er glauben machen will. Wie wenn man die Templer heute noch ganz allein beurtheilen wollte nach den schauderlichen Acten von Vienne, oder die Opfer der Inquisition nach den Acten des heiligen Gerichtshofes und so manche Staatsstreiche, gemachte Conspirationen und agens-provocateurs-Geschichten aus den Rapporten der geheimen Policei!

Der Verf. ist zu gelehrt, als daß er begehrte, uns die Identität der sich durch Jahrhunderte fernen und fremden Stämme Habsburgs und Lothringens aufzudringen, wohl eingedenk der Worte des (Karl VI. und Eugen so vertrauten) unsterblichen Leibnitz, daß Niemand vermöge, die Mitglieder von Ethiko herab einigermaßen befriedigend auszufüllen. Die Abstammungen von den lothringischen, von den allemannischen Herzogen, von den Aniciern und Perleonen können doch nicht alle zugleich wahr sein? Auch wüßten wir gern die Quelle (S. 59), daß König Rudolf es sich zur besondern Ehre rechnete, als Verwandter des Hauses Lotharingien den grauen Flausrock, die Farbe desselben, zu tragen? Der Verf. spricht doch wenigstens nicht von einem noch immer fortlebenden Hause Habsburg. Er sagt (S. 312—383), „daß es in einem der gerechtesten und glorwürdigsten Regenten, in einer Frau erloschen und ein anderes in die Erbschaft seiner Ehren und seiner Rechte getreten sei". In der That, wenn jede Herleitung von Frauen Dasselbe gälte wie der Mannsstamm, so blühten heute noch Merovinger und Karolinge, Arpaden, Przemysliden, Luxemburger und Jagellonen, und ein uferloses Meer von Usurpationen läge vor uns.

Es möchte überhaupt (zumal nach den Gefühlen unserer Zeit) etwas höchst Bedenkliches in einer solidarischen Universalerbschaft aller Reminiscenzen aus Habsburgs deutschem und spanischem Zweig liegen! Von Lothringen mochte ein großer Gegner Friedrich II., mit Grunde sagen:

Lorsque les ducs de Lorraine ont été obligés changer de domination, toute la Lorraine était en pleurs. Ils regrettaient infiniment de perdre les rejetons de ces ducs, qui depuis tant de siècles furent en possession de ce pays, et parmi lesquels on en compte de si estimables par leur bonté, qu'ils mériteraient d'être l'exemple de rois. Un peuple content ne songera pas à se revolter. Un peuple heureux craint plus de perdre son prince, qui est en même tems son bienfaiteur, que ce souverain même ne peut appréhender par la diminution de sa puissance.

Ganz anders gestalten sich die habsburgischen Geschicke, gleich anfangs verkittet durch das Blut zweier Könige, Ottokar's und Adolf's, dessen Absetzung wol Niemand für ein Muster der Legitimität halten wird. Es folgt das Zerreißen der Briefe Wiens, der Bruch der steyerischen Handfeste, die Selbsthülfe der Waldstädte, langer Bruderzwist, langer Bürgerkrieg, fremde Räuberschaaren, völlige Anarchie unter den langen Regierungen Friedrich IV. und Rudolf II., Vormundschaften wie über Albrecht V., Ladislas Posthumus und Sigmund von Tirol. Es folgten die argen Vorgänge in Kärnten, das vom Übergabsbrief der Maultasche bis zum Chotek'schen Receß fort und fort durchlöcherte Sieb der Verfassung des treuen und tapfern Tirols. Es folgt die Vernichtung alles Municipalwesens durch Verhetzung des Pöbels gegen die Geschlechter und durch Fiscalitäten gegen das Vermögen der Städte, voran in Wien das unschuldige Blut des heroischen Bürgermeisters Vorlauf und seiner Gefährten, das mitschuldige Blut des Ulrich Holzer, das schuldige Blut der (die Wiedererlangung des alten Rechtes gewaltsam versuchenden, sogenannten) „neuen Regenten", Gewissenszwang und Glaubenskriege, in Böhmen der bekannte Landtag, der blutige Tag auf dem altstädter Ring, hier wie in Inner- und Oberöstreich ungeheuere Auswanderung oder Austreibung (mit Zurücklassung des zehnten Pfennigs, mitunter auch der Frauen und Kinder), Herabkommen der alten Aristokratie auf ein paar Dutzend Familien, allgemeines Verderben, in Ungarn fast zweihundertjähriger Bürgerkrieg, türkischer Tribut, der Zapolya'sche, Botskay'sche, Tököly'sche Aufstand, der dreimalige Rakoczy'sche Krieg, die unheilvollen Ereignisse in Preßburg, Leutschau, Wien und Neustadt, der favor religionis, die commissio neoacquistica, das blutige Gericht von Eperies! Im spanischen Zweige alle alten Verfassungen nach und nach gewaltsam erdrückt, in Castilien, in Aragon, in Granada, in Catalonien Alles nivellirt. Die Vertreibung der Moriscos, die Scheiterhaufen der Inquisition, das unter dem Vorwande der Christianisirung ergossene Meer von Unthaten in der neuen Welt. Es folgt der siegreiche Abfall der Niederlande und des nicht wenig mishandelten Portugal und — bei einem Haar — auch Andalusiens und Neapels.

Wo eine so nahe und so reiche Ernte vertrauensvoller Liebe und unverzagter Treue vor Augen liegt wie im Kaiserhause Lothringen, in beispiellosen Nöthen und Gefahren (1792 — 1815), wo in Joseph des volksthümlichen Herrschers Bildniß ewig leben wird, da scheint es so klüger als patriotischer, jene habsburgischen Erinnerungen lieber gänzlich von sich weisen, als sie sich aneignen, oder gar sie kanonisiren zu wollen!

Vita Conradini, mors Caroli; mors Conradini, vita Caroli, und König Rudolf's Vergleich Italiens mit der Löwenhöhle, zu welcher die Fußtapfen nur hinein führen, aber nicht mehr zurück, sollen Fabeln sein? Hat etwa Rudolf nicht ganz im Geiste jener Umsicht gehandelt? und athmen die Schreiben des Papstes und seiner Legaten nicht dieselbe Wuth gegen den verfluchten Samen der Stauffen, und gegen den „Gehennae et maledictioni aeternae" übergebenen Götterjüngling Konradin, den „filium iniquitatis"?

(Die Fortsetzung folgt.)

Neuere französische Literatur.

1. Correspondance et relations de Fiévée avec Bonaparte, pendant onze années (1802—13), publié par l'auteur. Drei Bände. Paris 1836.

Das Dasein dieser Correspondenz oder vielmehr das Dasein fortlaufender politischer Briefe Fiévée's an den Kaiser war schon den Zeitgenossen bekannt und schien allen Freunden und Verehrern Bonaparte's wichtig genug, um auf den Verfasser ei-

ferſüchtig zu ſein, und um ſich, beſonders wenn Bonaparte fern von Paris war, um den Inhalt dieſer Briefe beſorgt zu zeigen. Jetzt überliefert der Verfaſſer ſie der Nachwelt, und zugleich ſeine Memoiren, bis auf die Zeit, wo die Briefe ſie ablöſen. In ſeiner Jugendgeſchichte gibt er ſich einen Charakter, bei welchem er auf ſein Verhältniß zu Bonaparte nicht allzu großen Werth ſetzen konnte. Er wird dadurch intereſſant; vielleicht beabſichtigt er auch, als Royaliſt ſich von ſeinem Antheil an der Befeſtigung des Kaiſerreiches ſoweit loszuſagen, als es ſich mit der Aufrichtigkeit der Theilnahme verträgt.

Im Anfange der Revolution war Fiévée Buchdrucker. Bei ihm erſchien die „Chronique de Paris“ von Condorcet. Die Redactoren hatten für Dumouriez Partei genommen. Als die erſten Gerüchte von dem Abfall dieſes Feldherrn nach Paris gelangten, war der raiſonnirende Artikel der „Chronique“, welcher ſie ins Publicum begleiten ſollte, bis Mitternacht nicht in die Druckerei gekommen. Fiévée ſah die Gefahr für das Blatt, wenn es in ſo wichtigem Augenblicke ſich auszuſprechen verſäumte. Er ſchrieb einen Artikel, worin er, wie das Publicum nur über die Wahrſcheinlichkeit der Gerüchte beſorgt, die Gründe für und wider nebeneinander ſtellte; Niemand konnte die „Chronique“ wegen dieſes Artikels angreifen. Hierauf beſchränkt ſich, nach Fiévée's Memoiren, ſeine Theilnahme an dem republikaniſchen Blatte, deren ihn die biographiſchen Lexika beſchuldigt haben.

Fiévée ſcheint lange mit Widerwillen die öffentlichen Angelegenheiten geflohen zu haben. Aber da er nicht vermeiden konnte, über dieſelben geſunde Anſichten und geiſtreiche Einfälle zu haben, ſo kam auch die Zeit, wo er ſich ausſprach und Partei ergriff. Jede große Begebenheit der Revolution erhält in ſeinen Memoiren ihre Anekdote, jede Periode ihren Aufſchluß, faſt immer mit einem bezaubernden Talente. Geiſt und Anmuth, Witz und Tiefſinn wechſeln und durchdringen ſich ſo überraſchend in Fiévée's Darſtellung, daß man unſchlüſſig iſt, den Verf. für einen Denker zu erklären, der ſeine Anſichten in glänzendem Style vorträgt, oder für einen Schöngeiſt, der an geſundem Urtheil den nüchternſten Menſchen zuvorkäme. Man begreift, daß eine ſolche Schreibart Bonaparte feſſeln mußte; ging ihm, wie Fiévée verſichert, die claſſiſche Bildung ab, ſo konnte er leicht manche richtige Anſicht in akademiſchem Gewande verkennen.

Fiévée wurde mehrmals von der revolutionnairen Partei proſcribirt. Er ließ ſich mit den Bourbons ein. Aber der 18. Brumaire ſchien ihm die Rückkehr derſelben ſoweit zu verſchieben, daß er für Bonaparte's junge Monarchie die Feder ergriff; denn ſeine Anhänglichkeit galt weniger der Königsfamille als den monarchiſchen Grundſätzen. Seine Artikel zogen die Aufmerkſamkeit des erſten Conſuls auf ſich, den es befremdete, daß ein Mann mit dieſer Geſinnung ſich entfernt von ihm hielt. Um dieſe Annäherung zu verhüten, nahm Fouché ein altes Billet von Fiévée in die „Correspondance anglaise“ auf, welche die Polizei damals herausgab, und ließ ihn in Folge deſſen verhaften. Die Noth, ſich rechtfertigen zu müſſen, brachte Fiévée's Bekanntſchaft mit Bonaparte zu Stande. Dieſer beſchloß, ſeine Talente auf eine Weiſe zu benutzen, die ihn vor Fouché ſicherte. Es war vielleicht eine Probe, auf die er ſeine royaliſtiſche Geſinnung ſtellte, daß er ihm zuerſt eine Sendung nach England gab. „Je mehr ich dieſes Land in den Büchern ſtudire, deſto weniger kann ich mir einen Begriff davon machen. Reiſen Sie hin, beobachten Sie, und was Sie mir ſchreiben, werde ich glauben. Numeriren Sie Ihre Briefe, damit ich ſehe, ob man mir davon nimmt.“ Nach Fiévée's Rückkehr hieß ihn Bonaparte fortfahren, ihm über jedes wichtige Ereigniß, über jede neue Lage des Reiches ſeine Beobachtungen und Anſichten zu ſchreiben. Es wurde ein Weg verabredet, auf welchem die Briefe keinem Miniſter in die Hände fielen, und Fiévée nahm dem erſten Conſul das Verſprechen ab, ihn niemals, ſelbſt wenn er Unrecht hätte, preiszugeben. Der Einfall iſt ſeltſam, einen Journaliſten für ſeine eigne Perſon zu beſtellen. Sollte die Abneigung, welche Bonaparte gegen die Zeitungsſchreiber gefaßt, ihn gehindert haben, fürs Publicum geſchriebene Artikel mit offenem Gemüthe zu prüfen? Denn gewiß, die Belehrung entging ihm nicht, die auch die Regierung in freimüthigen Betrachtungen, ſelbſt in Angriffen findet.

Fiévée's erſte Sorge, als er die Correſpondenz übernahm, war eine unabhängige und einflußreiche Stellung. Er zeichnet die Parteien, nicht nur um für oder gegen ſie ſprechen zu können, ſondern um ſich außer ihren Kreis zu verſetzen. Neben den Parteien ſtellt er aber eine Claſſe von Bürgern auf, die in der Revolution auf keiner Seite geſtanden, die aber die Wuth aller Parteien erfahren hätte, weil es ihr unmöglich geweſen, nicht ihren geſunden Sinn den Tollheiten, und nicht zuweilen ihren Muth den Mördern entgegenzuſetzen; die Eroberung dieſer Claſſe ſei dem erſten Conſul gelungen; ſie bilde die einzige Partei, deren Urtheile niemals zu Schanden geworden, und darum leite ſie jetzt die öffentliche Meinung. Für ſie gibt ſich Fiévée das Anſehen, das Wort zu führen, und beſonders läßt er ſich zum Berichterſtatter ihrer Empfindungen herab, wenn er durch ſein eignes Urtheil Bonaparte zu erzürnen fürchtet. Natürlich war die Geſinnung der geſchilderten Claſſe vor allem den Anhängern der Revolution abgeneigt. In dieſen ſieht auch Fiévée die größte Gefahr für die zu gründende Monarchie. Es war ein Lieblingsſpruch Bonaparte's, mit welchem er manchem Verbannten Frankreich öffnete, daß er nur vom 18. Brumaire an rechne. Fiévée bediente ſich deſſen als einer Scheidewand, hinter die er die Revolution überall, wo ſie ſich zeigte, zurückdrängte. In die Literatur hatte Bonaparte, im Gegenſatz zu dem ausſchließenden Revolutionsgeſchmacke, die Bewunderung großer Männer aller Zeiten und jeder Sinnesart eingeführt. Fiévée nahm davon Anlaß, den Geſchmack an dem Vorrevolutionairen zu pflegen. Er rieth dem erſten Conſul, ſo vollſtändig als möglich wieder die Sitten vor der Revolution aufzubringen, welche unter der Monarchie entſtanden und der Alleinherrſchaft nur zuträglich ſein könnten. Alles, was Fiévée vorſchlug, war auf die Gründung einer kräftigen, revolutionsreinen Monarchie berechnet. Daß er dabei die Monarchie von Bonaparte im Auge habe, das mußte ihm dieſer auf ſein Wort glauben; ſeine Feinde ſuchten dies aber in Zweifel zu ziehen. Sie gaben ihm Schuld, daß er ſich für andere Zeiten aufbehalte, und deuteten in dieſem Sinne ſeine Stellung zur Seite, ferne von Ämtern, durch deren Übernahme er öffentlich zur Regierung getreten wäre. Fiévée hatte die Vorſicht, um Bonaparte keinen Argwohn zu laſſen, daß er neben ſeiner Correſpondenz immer Zeitungsſchreiber blieb und öffentlich in gleichem Sinne wie in ſeinen Briefen ſchrieb.

Bonaparte hat ſich geäußert, es ſei unmöglich, nicht über Fiévée's Beobachtungsgabe zu erſtaunen. Dieſe iſt es auch vorzüglich, was neben dem Zerſetzungstalent des großen Publiciſten, neben ſeinem politiſchen Tiefblicke und ſeinen Geiſtesblitzen in den Briefen leuchtet. Jede Trübung der öffentlichen Meinung, die Miſchung der Parteien darin iſt von Ereigniß zu Ereigniß, von Monat zu Monat mit überraſchender Feinheit gezeichnet. In den letzten Jahren des Kaiſerreiches wird Fiévée freimüthig durch die Treue ſeines Pinſels; Alles läßt auf das Ende die intereſſanteſten und feinſten Schilderungen erwarten. Allein 1810 erklärte ihm der Kaiſer, ihn nicht länger beſchützen zu können gegen die Eiferſucht ſeiner Feinde und gegen die Beſchuldigung, daß er ſich für andere Zeiten aufbehalte: er müſſe in eine öffentliche Stellung treten. Hiermit wählte er ihn in den Staatsrath. Die Correſpondenz dauerte fort, aber meiſt nur über Verwaltungsmaßregeln, die im Staatsrathe beſprochen worden waren. Nach dem Brande von Moskau füllen ſich die Briefe wieder mit Beobachtungen und Zeichnungen. Aber im Frühling 1813, als der Kaiſer die Revolutionspartei zu ſeiner Hülfe rief, fand Fiévée dies zu wohl in den Umſtänden begründet, um ſich nach ſeiner Geſinnung darüber ausſprechen zu dürfen; er bat daher Bonaparte, ihn der Correſpondenz zu entlaſſen und ihn von Paris zu entfernen. Er wurde zum Präfecten zu Nevers ernannt.

2. Les après-dîners de Cambacérès, ou révélations de plusieurs grands personnages, recueillies et publiées par *L. de Lamothe-Langon*, auditeur au conseil d'état impérial. Vier Bände. Paris 1837.

Der Verf. hilft uns selbst, sein Bild zu zeichnen; denn ihm liegt daran, glaubwürdig zu scheinen. Als ihn Napoleon zum Auditor beim Staatsrathe machte, betrat er weniger seine eigne Laufbahn als die innern Hallen einer historischen Welt. Er schloß sich als Vertrauter an einige große Personen, nährte ihre Redseligkeit, behielt die Aufschlüsse, die ihnen entfielen, und trug nach jedem Abend, an dem sie aus ihren Erinnerungen geplaudert hatten, nach jeder vorsätzlichen oder zufälligen Entdeckungsfahrt die Ernte in seine Gedächtnißblätter ein. Bald war er hierfür bekannt. Seine Gönner, sicher, daß Das, was sie ihm anvertrauten, bewahrt bliebe, unterhielten ihn absichtlich von ihrem Leben, ihren Verbindungen mit allen berühmten Personen, von ihrem Verhältniß zum Kaiser; sie gaben ihm Aufsätze, Briefe, oder hielten zur Stunde, wo sie seinen Besuch erwarteten, ein Flammengericht über ihre Papiere und ließen es geschehen, daß einzelne Stücke, die sie vorgeschoben, von ihm gerettet wurden. Es kam die Zeit, wo die Männer der Revolution zu sterben begannen; zu ihren Memoiren waren bald nur die Materialien gesammelt, bald wünschte die Familie des Verstorbenen, daß eine geschickte Hand das ausgearbeitete Manuscript noch mildernd umschriebe. Lamothe-Langon war als gewandter Memoirenredacteur bekannt und gesucht. Er nennt mehre Memoiren, für die man zuerst ihn angesprochen, und erklärt sich außer andern für den Redacteur des ersten Theils der „Mémoires de Mad. de Fars", sowie der „Mémoires et soirées de Louis XVIII". Mit der Masse von Memoiren, die täglich erschienen, wuchs der Sagenkreis der Revolution. Aus ihm zu erzählen, war das Gespräch jeder Tischgesellschaft. Man mußte darin einheimisch sein, um für gebildet zu gelten. Geistreiche und witzige Gesellschafter erzählten Variationen des Textes. Wie könnte die Literatur dieses Bedürfniß des Publicums unbenutzt gelassen haben? Es entstand der Memoirenroman, zu welchem Lamothe-Langon um so mehr berufen war, als er ihn aus seinem reichen Vorrathe mit manchem wahren, unbekannten Zuge zu würzen vermochte. Zu dieser Classe von Werken scheint das vorliegende Buch zu gehören.

Die Idee ist aus dem Leben gegriffen, einen Vorrath von Anekdoten in das lose Netz von Unterhaltungen nach Tische zu legen. Auch die Gesellschaft ist glücklich gewählt. Bei dem Fürsten Cambacérès versammelten sich 1814, während der ersten Restauration, einige Freunde, ehemalige Vertraute Napoleon's. Das Amt legte ihnen keine Verschwiegenheit mehr auf. Die Angriffe und Verdächtigungen, denen sie in der Restauration ausgesetzt waren, machten sie redselig über ihr Leben. Nacheinander wurde die Stellung eines Jeden von ihnen in der Republik, sein erstes Zusammentreffen mit Bonaparte und seine spätern Berührungen mit ihm erzählt. Die Abneigung gegen Fouché rief manche pikante Policeianekdote hervor.

Wenn uns nicht Alles trügt, erkennen wir den gleichen Verfasser in den 1832 anonym erschienenen Memoiren: „Histoire secrète du directoire", deren Vorrede versichert, daß, im Gegensatze zu den meisten Memoiren, wenigstens Dreiviertheile ihres Inhalts wahr sein werden. Das wäre ein Motto für die „Après-dîners de Cambacérès". Außer einer Menge von bekannten Anekdoten findet man hier Unterhaltungen und Briefe, aus verschiedenen bekannten Unterhaltungen und Briefen zusammengesetzt, bekannte Äußerungen bei andern Gelegenheiten angebracht. Der Graf Réal trägt einen Brief von Bonaparte aus dem Gedächtniß vor, mit der Phrase aus dem Brief an Ludwig XVIII.: „Die Bourbons werden nur über zweimalhunderttausend Leichname zurückkehren können." Der Gesellschaft fällt es auf. „Sie sehen", entgegnet Réal, „wie stehend Napoleon's Ideen waren." Man muß die Koketterie, womit der Verfasser seine Erdichtungen vorbringt, studirt haben und in der Memoirenliteratur belesen sein, um eine Auswahl der wahrscheinlichen und neuen Züge, die keineswegs mangeln, zu treffen. Die Entscheidung über jeden einzelnen wird nur nach Zusammenstellung aller bekannten Zeugnisse sicher sein.

(Der Beschluß folgt.)

Notizen.

Briefe aus jener Welt?

Seit einiger Zeit wird ein junger Mann zu Aire in der Grafschaft Artois sehr geängstigt durch Briefe, die seine verstorbene Geliebte aus dem Reiche der Todten an ihn richtet. Derselbe beabsichtigt nämlich eine eheliche Verbindung zu schließen, was die todte Braut nicht zugeben will. Der verlegene Bräutigam besitzt von ihr bereits neun Briefe, in deren jedem sie ihm in fortschreitender Steigerung androht, sie werde mit allen Schrecknissen einer Grabbewohnerin um Mitternacht vor sein Lager treten und ihn bei den Füßen mit sich hinabziehen, wenn er seinen treulosen Vorsatz ausführe. Seltsamerweise kommen jedoch diese gespenstigen Schreiben nicht aus den Eingeweiden der Erde, sondern vom Schornsteine herab.

Dr. Macnish aus Glasgow, unter den englischen Ärzten und Gelehrten einer der philosophisch-gebildetsten, Verf. mehrer literarischer und medicinischer Werke von großem Verdienst, z. B. der „Philosophie des Schlafes", der „Anatomie der Trunkenheit" u. a., die auch in diesen Bl. besprochen worden sind, starb vor Kurzem in der Blüte seines Lebens, noch nicht 36 Jahre alt. 11.

Literarische Anzeige.

Bericht über die im Laufe des Jahres 1836 bei F. A. Brockhaus in Leipzig erschienenen neuen Werke und Fortsetzungen.

(Fortsetzung aus Nr. 72.)

24. Funck (Z.), Erinnerungen aus meinem Leben in biographischen Denksteinen und andern Mittheilungen. Erster Band. E. T. W. Hoffmann und F. G. Wetzel. — Auch u. d. T.: Aus dem Leben zweier Dichter: Ernst Theodor Wilhelm Hoffmann's und Friedrich Gottlob Wetzel's. 8. Geh. 1 Thlr. 16 Gr.
25. Glyptothek treffender Bilder und Gemälde aus dem Leben für alle Stände. Herausgegeben von einem Verein für Kunst und Wahrheit begeisterter Freunde. Mit königl. würtemb. allergnädigstem Privilegium gegen den Nachdruck. Zwei Bände. 1831—36. Gr. 8. Geh. 3 Thlr.
26. Hahn-Hahn (Ida Gräfin), Neue Gedichte. 8. Geh. 1 Thlr. 4 Gr.
27. — —, Venetianische Nächte. 8. Geh. 1 Thlr.
28. Handwörterbuch, Vollständiges, der deutschen, französischen und englischen Sprache. Nach einem neuen Plane bearbeitet zum Gebrauch der drei Nationen. Zweite Auflage. In drei Abtheilungen. Breit-Octav. Velinpap. Cart. in Einem Bande. 3 Thlr. 12 Gr.

    Die drei Abtheilungen, aus denen dieses Handwörterbuch besteht, sind auch einzeln unter besondern Titeln zu erhalten. (Vgl. Nr. 17, 18 und 29.) Die Lettern sind aus England und von besonderer Schönheit, und auf Druck und Correctheit die allergrößte Sorgfalt gewendet worden.
29. Handwörterbuch, Vollständiges deutsch-französisch-englisches. Nach einem neuen Plane bearbeitet zum Gebrauch der drei Nationen. Zweite Auflage. Breit-Octav. Cart. 1 Thlr. 8 Gr.
30. Hartenstein (G.), Die Probleme und Grundlehren der allgemeinen Metaphysik. Gr. 8. 2 Thlr.
31. Hauch (J. C.), Tiberius, der dritte Cäsar. Eine Tragödie in fünf Handlungen. 8. Geh. 20 Gr.
32. Heim's (Ernst Ludwig) vermischte medicinische Schriften. Im Auftrage des Verfassers nach hinterlassenen Papieren gesammelt und herausgegeben von A. Paetsch. Gr. 8. 1 Thlr. 16 Gr.

(Die Fortsetzung folgt.)

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Sonntag, — Nr. 78. — 19. März 1837.

Geschichte des Hauses Habsburg, von dem Fürsten E. M. Lichnowsky. Erster Theil.

(Fortsetzung aus Nr. 77.)

Unter andern durchaus unhistorischen Assonanzen der Gegenwart wird uns Deutschen (S. 418) auch die Erbsünde der Nachäffung des Fremden vorgeworfen. Freilich, Öffentlichkeit der Rechtspflege, heiliges Recht des deutschen Mannes, niemals seinem ordentlichen Richter entzogen, stets von Seinesgleichen gerichtet zu werden, das Steuerbewilligungs-, das Mitberathungsrecht der Stände u. s. w. sind lauter neugebackene Blasen des revolutionnairen Geistes und des französischen Liberalismus! Sie sind urgermanisch, sie sind tausendjährig. Sie wurzeln fest im historischen Boden, im christlich-germanischen Geiste des Mittelalters, der keine Willkür, sondern nur Recht und Gerechtigkeit kennt und in diesem Sinn allerdings des Verf. Lobpreisung verdient.

In der That, Rudolf I. war mit Theresia, der Letzten, der Herrlichste des ganzen, im Erwerbe von Ländern, deren Namen die alten Grafen von Habsburg vielleicht nie gehört, unglaublich glücklichen Geschlechtes. Er war an mildem und heiterm Gemüthe so reich, daß grade diese Eigenschaft in seinem Haus auf zwei Jahrhunderte versiegte und erst in Maximilian wieder hervortrat. Er war ein Kampfesheld, ein Weiser, „sagt Alles mir in Allem; das war ein Mann, ihr werdet nimmer seines Gleichen sehn".

Doch auch hohe Naturen sind von Leidenschaften gewiß nicht frei, wenn sogar von Schwächen. Beim Verf. ist aber in Rudolf's Abbild blos Licht ohne allen Schatten. Alles, was diesem Glanz nachtheilig sein könnte, wird verschwiegen, oft auch blos damit widerlegt, daß Rudolf so etwas nie gethan haben würde! Wie wendet und dreht sich der Verf., um die Thatsache zu überzuckern, daß Rudolf in frühern Jahren mit seinem ganzen Hause verfeindet, daß er zweimal excommunicirt gewesen, daß er noch bei seiner Wahl im Banne lag. Aber diese oft misbrauchte Waffe war schon damals, wie das Beispiel vieler, selbst kleiner Städte zeigt, wenig mehr gefürchtet und sogar ignorirt. Bald ist dem Verf. die Macht Habsburgs, von welcher vorher am rechten Rheinufer gar wenig verlauten wollte, so stark und ausgebreitet wie keines andern Seinesgleichen. Wenn aber Rudolf in der Folge plötzlich nach allen Seiten um sich greift, so wird es damit gerechtfertigt, daß er sich erst „eine Hausmacht" habe bilden müssen, da er mit seinen eignen, kleinen Mitteln sich nicht in den Herzogthümern festsetzen, ja nicht einmal die schwäbischen Grafen hätte züchtigen können (S. 59, 61, 68, 403, 404 u. s. w.).

Es war unbestreitbar ebenso nothwendig als staatsklug, daß Rudolf seine Thätigkeit vorerst auf Deutschland beschränkte, daß er dort Herr zu werden versuchte, bevor er den Fuß in jenes gefräßige „Grab der Deutschen", in Italien setzte. Dagegen ist unleugbar, daß kein Kaiser dem Trachten der Päpste, eine große Landmacht in Italien zu werden, so sehr nachgegeben, daß keiner den kaiserlichen und Reichsrechten so direct präjudicirt habe als Rudolf, und zwar durch förmliche Bestätigung der alten, erdichteten Schenkungen und durch Hinzufügung neuer Landstriche. Ihm zum ersten Male weigerte Rom die alte Courtoisie gegen die Kaiser. Es wandelte gegen ihn das bisherige Ihr in Du, begehrte den Fußkuß, ließ sich pater et dominus noster nennen und gebrauchte die unwahren Ausdrücke, Gregor X. habe Rudolfen ernannt, er habe ihn anerkannt! Rudolf bedurfte (zumal als Ottokar gefallen) der Päpste für Deutschland nicht im geringsten mehr. Wie oft zwei bittere Feinde einer an des andern Schwerte verscheiden, so sehen wir im Tode Friedrich II. die Macht der Staufen, aber auch die Übermacht Roms gebrochen, der schnell darauf Ludwig's des Baiern Hochsinn, die französische Gefangenschaft der Päpste und das unerhörte Ärgerniß des dreifachen Schisma vollends ein Ende machten. Es gleicht den komischen Intermezzos in Shakspeare's Tragödien, wie Rudolf und der Papst, einer ärger als der andere, sich vor dem Zug nach Italien fürchten und doch beständig davon reden. Erst soll schon im zweiten Jahre die Krönung spätestens um Allerheiligen sein; im vierten bitten die Cardinäle, sich ja nicht zu bemühen. Noch im sechzehnten Jahre darauf will Nikolaus IV. die Krönung im nächsten Frühling oder Sommer, oder im nächsten Winter vornehmen, aber da gar leicht Hindernisse dazwischenkommen könnten, werde er zuverlässig noch vorher einen Legaten nach Deutschland abordnen!

Und in diesem unmittelbaren Aufgeben des Kaiserthums als solchen findet der Verf. das herrlichste Mittel zur Wiederherstellung desselben? Er erblickt darin eine

großartige Erfindung Rudolf's (der hier weise ließ, was er doch lassen mußte, und nur that, was er nicht lassen konnte) und des wenig bedeutenden Gregor, der hier wie sonst nirgend den größten Päpsten zu Seite gestellt wird.

Wenn es heißt, der König habe die Herzogthümer seinem Haus verliehen „in der Fülle kaiserlicher Gewalt und strengster Gerechtigkeit, da Niemand ein größeres Recht auf den Nachlaß der Babenberge gehabt", so liegt in diesem Satz weder Richtigkeit noch Aufrichtigkeit. Die damaligen Begriffe der Erbfolge waren weit weniger bestimmt als Lambacher, Schrötter und Rauch sie zur Spitze gegen Baiern in einen förmlichen Igel gedreht haben. Das Anrecht Ottokar's durch Margarethen war von den meisten Mächten anerkannt, es war durch Richard's Belehnung verstärkt, und der nach dem andächtigen Verf. untrügliche Papst hatte mehrmals feierlich entschieden: „quod ducibus Austriae ex speciali privilegio sit permissum, ut, si iidem duces absque liberis masculis morerentur, feminae tam in ducatu, quam in feudis — possint succedere jure masculorum", und weiterhin, weil „per imperialia privilegia in favorem ducatus Austriae sit concessum, ut — non superstite masculo, filia ducatum succedat, itaque nobilis mulier Margaretha per hujusmodi privilegium legitime successerit in eodem". Rudolf selbst muß von Margarethens und Ottokar's gutem Recht so gar schlimm nicht gedacht haben, da er seinen Söhnen Albrecht und Rudolf in den Herzogthümern auch Alles und Jedes verleiht, was Ottokar in selben mit rechtmäßigem Titel an sich gebracht. So lange Rudolf nur mit einer schwachen Macht Ottokar gegenüberstand, als er so gut wie verloren schien — und auch war, das vom Böhmenkönig reich begünstigte gährende Wien im Rücken, wenn nicht Ottokar unnütze Zeit verloren, wenn nicht Nationalhaß und Rache die ungarische Hülfe so beflügelt hätte —, brauchte der ebenso schlaue als kühne Mann die zarteste Schonung. Er gab den Wienern am 20. u. 24. Juni 1278 merkwürdige Freiheitsbriefe. Er bestätigt darin alle ihre alten Stadtrechte, nennt sie den herrlichsten Spiegel Östreichs, der in der Gefahr nur heller glänze, und erhebt sie zum dritten Male zur freien Reichsstadt, die Briefe Friedrich II. ausdrücklich bestätigend und sie belobend, daß sie seiner und des Reiches Herrschaft so bereitwillig sich unterworfen hätten! Das hielt aber Rudolf nicht im mindesten ab, auch Wien seinem herrschsüchtigen Sohne Albrecht preiszugeben, als er es wagte, die Herzogthümer seinen Söhnen zu verleihen. Schon 1281 im Mai hatte Albrecht durch Gewaltstreich auf Gewaltstreich die Unterwerfung mancher großen Bürger erzwungen. Am 24. Juli 1281 suchte er die mächtige Stadt durch Verleihung einer neuen trügerischen Handfeste zu kirren. Schon vor dem augsburger Reichstage, schon vor den Willebriefen der Kurfürsten 1282 verwies Rudolf gesetzwidrig die Stände von Östreich und Steier an seine Söhne Albrecht und Rudolf als ihre rechten, natürlichen Herren, seinen eignen und den frühern Kaiserbriefen zuwider. Die auf dem augsburger Tag endlich vollbrachte Einführung einer neuen Dynastie in Östreich, Steier und Krain gedachte mit keinem Worte der Reichsfreiheit Wiens und ihrer Aufhebung, doch behandelte sie Albrecht fortwährend als eine bloße Landstadt. Erst nach sieben Jahren, am 26. April 1288, im Lager vor Weißenburg, nachdem am 19. Februar bereits die gänzliche Unterwerfung erzwungen und die edelsten Männer, insonderheit der große Bürgermeister Paltram, darüber unglücklich geworden, erklärte Rudolf seine eignen und die frühern Kaiserbriefe für machtlos und erloschen.

(Der Beschluß folgt.)

Neuere französische Literatur.

(Beschluß aus Nr. 77.)

8. Riche et pauvre, par *Émile Souvestre*. Zwei Bände. Paris 1836.

Die Familie Boissard in Nevers hatte aus Dankbarkeit gegen einen dürftigen Handwerker dessen Sohn mit ihrem eignen Sohne erziehen lassen. Beide Jünglinge wählten den Stand des Advocaten. Allein, während Arthur Boissard, durch das Ansehen und den Reichthum seiner Familie im Vortheil, Stufe um Stufe in seinem Beruf rüstig [illegible], sah sich Antoine [illegible], unbekannt und ohne Geschäfte, mit einer Bildung, die in seinem gezwungenen Müßiggang die schönsten Bilder von Lebensglück vor ihm vorbeiführte, in einen Stand geworfen, dem nichts in seinen Verhältnissen entgegenkam. Dieses jungen Advocaten erste Versuche im Leben bilden die Geschichte, die in dem Buche von Emil Souvestre ernst und [illegible] wie wenige Romane erzählt wird. Der Verf. hat ganz den strengen Gedanken des Historikers. Keine Ergüsse der Phantasie noch des Styls treiben die Erzählung in die Breite. Der Gang bleibt immer gleichsam geschürzt. So viel Übergänge, so viel Stellen, die man um ihrer allgemeinen und treffenden Wahrheit willen auszuschreiben versucht ist. Die Versicherung, die ein Ereigniß in die Lage der Geschichte bringt, ist immer festgehalten und mit historischer Dialektik durch alle Fäden geführt und auf alle Seitenpartien verbreitet. Es ist der Plan des Romans, das Unglück zu zeigen, womit die Armuth den jungen Advocaten überall verfolgt. Einer seiner Versuche nach dem andern misglückt, und nach jedem ist er auf sich selbst zurückgeführt, durchsucht sein Inneres, zählt die noch übrigen Versuche, die er machen kann, bis er zu dem letzten greift, von welchem sein Gewissen ihn so lange zurückgehalten, bis auch dieser misglückt. Dem Verf. gehört es vorzüglich, daß er nicht declamatorisch der [illegible] Armuth alle Schuld gibt, sondern den jungen Mann mit Neigungen und Jugenderfahrungen versieht, die ihm die nöthige Beweglichkeit, um sich in einen bessern Stand emporzuschwingen, zur Last machen. Ebenso fein gedacht ist es, daß die Personen, welche Antoine's Unglück machen, nach ihrem Charakter und den Gewohnheiten ihres Standes gar nicht im Unrecht gegen ihn zu stehen scheinen; was ihn seine unglückliche Lage noch bitterer empfinden läßt.

Folgende Stelle, die wir nicht auszuschreiben brauchen, kann von des Verf. Weise einen Begriff geben. Antoine hatte sich ein armes, frohsinniges Kind zur Gattin auserlesen. Damit sie ihm auf seine höhere Stufe der Gesellschaft folgen könne, mußte ihrer Unwissenheit abgeholfen werden: er begann also damit, ihr Unterricht zu geben. Sie ahnte damals Antoine's Liebe noch nicht. „Er konnte zu Louise keine Stellung nehmen", bemerkt hier der Verf., „die seiner Liebe mehr schadete, als die eines Lehrers. Das hieß, sich in ihren Augen alle Nachtheile [illegible] zum [illegible] annehmen, die er immer nur als seine Geliebte hätte behan-

Digitized by Google

ben sollen; es hieß, seinen einschmeichelnden Worten einen moralischen Beweggrund geben, der das junge Mädchen an seinen göttlichern denken ließ, und in trockenen Erläuterungen seine Liebe um den schönen Charakter bringen, nur fröhliche Regungen und beglückende Träumereien bei der Geliebten zu erwecken.

Wir haben gesagt, daß Antoine's erste Versuche im Leben der Gegenstand des Romans seien. Wo sollen dieselben aufhören? Welches natürliche Ende kann diese Erzählung nehmen? Der Faden, den die Liebe darein schlägt, führt auch hier zum Ende. Tausendmal ist dieser Kunstgriff gebraucht worden, und immer befriedigt er wieder; immer hängt sich das Interesse so sehr an die Liebe, daß nach ihrem Schlusse es für die übrigen Fäden der Erzählung nicht mehr vorhanden ist.

Emil Souvestre hat sich auch über den Beruf selbst, den er so ernst ausübt, mit seinem Gewissen verständigt. „Täglich werden einige Wahrheiten außer Kampf gesetzt und zu Gemeinsprüchen", meint er in der Vorrede. „Dem Romane, der sie mit ihrer Umgebung vom Leben darbietet, liegt es nun ob, die neuen Wahrheiten in Umlauf zu bringen. Er wird der Wissenschaft Gestalt geben, er wird dem Volke die Götter, die es anbeten soll, und sein tägliches Brod nennen. Er wird zum Journalismus werden, ohne seine Kunstform aufzugeben." Bei diesem Berufe des Romans, dessen Erörterung wir nicht durchführen wollen, würde das Reich der Wahrheit nicht ohne Gewinn bleiben. Wenn zwei Ideen im Streite liegen, die auf zwei Lebenserfahrungen beruhen, so wird man die beiden Gegner am besten versöhnen und jeden für seinen Theil zur Wahrheit beitragen lassen, wenn man sie ihre Lebenserfahrungen zu erzählen einladet. Der Roman würde also dem Streite der Ideen vorbeugen, wenn er ihnen die erste Verbreitung der Dialektik abnimmt. Aber der Streit erfolgt, um Ideen Sprachform zu geben; der Roman würde sie weniger dem Gedächtniß des Geistes als dem Andenken des Herzens anvertrauen.

4. Le chemin de traverse, par Jules Janin. Paris 1836.

Eine Äußerung, mit der die französischen Leser ihre dermaligen Romandichter oft in Schutz nehmen, ist diese: dieselben seien mehr Stylisten als Denker und haben sich also gegen die Kritik, die den Gedanken angreife, nicht zu rechtfertigen. Man wird vom Lesen wie bezaubert, setzen sie hinzu; man gelangt vom Anfang zum Ende, man weiß nicht wie; die Seiten scheinen zu fliegen. Ein Stylist wüßte also, im Gegensatz zu dem gedankenreichen, tiefsinnigen Romandichter, mit einem unbedeutenden Vorrathe von Ideen eine weitläufige Geschichte zu schreiben, die den Leser vom Anfang bis zu Ende bezauberte. Gewiß eine Kunst, die so viel Geist und Gewandtheit voraussetzt, daß diese sich zuweilen auch in den Gedanken und Anordnungen wiederfinden müssen.

Unter den jetzigen Schriftstellern zeichnet sich Jules Janin vornehmlich nur als Stylist aus; sein Roman „Le chemin de traverse", kann am besten unsere Vorstellungen von dem Charakter der Stylisten verdeutlichen. Ich würde auch von demselben nur zu diesem Zwecke reden. Sein Inhalt gibt zur Sittengeschichte von Paris unter vielen Übertreibungen manchen treffenden Zug.

Bei jedem, auch dem gewöhnlichsten Gedanken kann Jules Janin seitenlang verweilen; denn immer läßt sich derselbe noch auf andere Art sagen, sein Ausdruck sich immer durch einen andern Ausdruck überbieten. Jules Janin ist unerschöpflich, immer neu und unterhaltend. Er läßt von seinem Gedanken ab, bis alle Ausdrucksweisen, alle Umschreibungen, gleichsam alle Ausgaben desselben, ferner alle seine Gegensätze und alle Ausrufungen, die sich dabei thun lassen, erschöpft sind. Diesen Styl hält er bei jedem Vorfall, bei jedem Gefühle, bei jedem Gegenstande, dem er begegnet, an, um nicht nur alle Theile, worein dieselben zerfallen, zu schildern, sondern auch Alles, was ihnen ähnlich sieht, was sich etwa im gleichen Kramladen befinden könnte; denn Jules Janin's Styl gleicht einem Herumschweifer, der in der Straße bei jedem Kramladen stille steht

und, um seinen Begleiter auf Alles aufmerksam zu machen, voll Erstaunen von Einem auf das Andere hüpft.

Dieses üppigen Styles bedient sich der Schriftsteller nicht nur in der Erzählung, sondern auch die Personen seines Romans reden und schreiben nicht anders, der Bauernsohn wie der alte Intriguant in Paris, der Ordensbruder wie die Tochter des Herzogs. Ein ehrwürdiger Priester hatte seinen väterlichen Rath vorgetragen, und Jules Janin setzt hinzu: „Das waren ungefähr die Reden des guten Greises an seinen jungen Gefährten, nur einfacher, sanfter und der Jugend gemäßer, als ich sie hier gebe."

Eine Unwahrscheinlichkeit setzt den Verf. nicht in Verlegenheit; er macht sie zur Originalität. „Wie das zugegangen ist, weiß ich nicht", sagt er irgendwo; „ich begreife nichts davon und verwundere mich darüber so sehr als meine Leser." Ja, er hebt sie zu diesem Zwecke mit Gewalt hervor, wo man sie nicht beachten würde. In dem abgelegenen Dörfchen, wo der Roman beginnt, hatten der Ordensbruder und sein junger Freund die meisten der alten Classiker gelesen. „Die guten Bücher müssen wenig selten sein", fährt Jules Janin fort, „da der Bruder Christoph, der so arm war, so viele zusammenbringen konnte. Sagt mir, an welchem Ort in der Welt man nicht ein gutes Buch findet, wenn sich eine so große Menge in diesem unwissenden Dörfchen gefunden hat?"

Um eine Leidenschaft anwachsen zu lassen, bedarf der Verf. keines kunstvollen Gewebes von Scenen, welche Nahrung zum Feuer tragen, noch überhaupt der Kenntniß des menschlichen Herzens; sein Styl genügt ihm; die vielen Bilder desselben überbieten einander und der sich steigernde Styl führt die Leidenschaft mit sich in die Höhe.

Der Roman enthält die Geschichte zweier jungen Männer, die ihren Weg durchs Leben suchen; er verweilt also hauptsächlich auf den Übergangsstellen von einem Schicksale zum andern, von einer Periode der innern Ausbildung zu der folgenden. An diese Stellen hätte ein großer Dichter seine tiefsinnigsten, an Poesie reichsten Scenen versetzt. Jules Janin dienen dieselben nur, gleich allen übrigen Stellen, als Veranlassung zu einem neuen Aufwande seines Styles; seine Übergänge sind prosaisch, ärmlich, und anstatt einer Scene, die sie begründete, übernimmt es der Styl, durch eine Reihe von Wiederholungen sie einzuschärfen.

Dieses hat zwei Folgen. Wenn am Schlusse des Buchs der Leser auf die Hauptmomente der Erzählung zurückblickt, erinnert er sich keiner poetischen Entwickelung, sondern bringt höchstens ein prosaisches Gerippe zusammen, das ihn nicht vor dem Gefühl einer unangenehmen Leere bewahrt, einem Gefühle, das alle Schriftsteller, die blos Stylisten sind, im Gemüthe des Lesers zurücklassen werden. Jenes prosaische Gerippe, das so ganz außer dem Bereiche der Poesie zu liegen scheint, läßt einzig noch eine moralische Beurtheilung zu, und das mag mit ein Grund sein, warum das jetzige französische Publicum zunächst nach der Moralität einer Dichtung zu fragen und von der letztern ein moralisches Resultat zu verlangen gewohnt ist.

Um sein Urtheil über einen Romandichter aufzuklären, versetze man ihn in einen Kreis von Zuhörern, denen er seine Geschichte erzählt. Der Eine gewinnt hier das Ansehen eines geistreichen Gastes, den man allein reden läßt; er führt durch die Scenen des menschlichen Lebens und macht, dem Naturforscher gleich, auf ihre Eigenthümlichkeiten aufmerksam; ein Theil der Gesellschaft hört ihm mit Interesse, der übrige mit Bewunderung zu. Ein Anderer baut auf das Wunderbare und vielfach Verwebte seiner Erzählung, um seine Zuhörer zu fesseln. Jules Janin gleicht einem Gaste, der das Talent hat, eine Geschichte aus dem Stegreif zu ersinnen. Die Gesellschaft merkt es bald, die Geschichte interessirt sie nicht mehr, aber sie begleitet sie oft mit Lachen, gern dem wortreichen, lebenden Erzähler zu. Nur muß er den Takt besitzen, zu rechter Zeit zu schließen; sonst wird er langweilig. Auch Jules Janin ist dies begegnet.

Telegraphenbetrug in Frankreich.

Vor dem Assisenhofe des Departements der Indre und Loire in Tours wurde während der letzten Monate eine interessante und in ihrer Art einzige Rechtssache verhandelt, welche, soviel wir wissen, vor jenem Gerichte zur Zeit noch schwebt. Die Basis derselben ist nämlich eine Telegraphenbestechung behufs gesicherter Börsenspeculationen, ein Telegraphenmisbrauch im Grossen, d. h. einer ganzen Telegraphenlinie, die heimlicherweise den habsüchtigen und betrügerischen Zwecken des Kaufmannsgeistes dienen mußte. Der eigne Fall, den wir in möglichster Kürze referiren wollen, verhält sich nämlich so: Bourgoing, Director des Telegraphen in Tours, wurde im Laufe des Monats Mai vorigen Jahres davon in Kenntniß gesetzt, daß der Telegraph Nr. 4, auf dem Hotel der Mairie befindlich, bereits seit einem Jahre heimlicherweise benutzt werde. Vielleicht würde der Director dies noch nicht erfahren haben, wäre nicht einer von den beiden Wärtern (stationnaires) dieses Telegraphen, Lucas, zum gefährlichen Erkranken gekommen, da er denn kurz vor seinem Tode einem ihn pflegenden Freunde, Namens Gallteau, das Geheimniß anvertraute, in der Absicht, diesem seinen bisherigen Antheil an dem aus diesem Betruge hervorgehenden Gewinn zuzuwenden. Allein in Guibout, dem andern Telegraphenwärter, regte sich, da Gallteau nach dem Ableben seines Freundes zu ihm kam, um ihm des Geheimnisses wegen die nöthigen Eröffnungen zu machen, der Eigennutz, und er gedachte in Zukunft die ansehnlichen Summen, die ihm aus dem heimlichen Gebrauche des Telegraphen erwuchsen, für sich allein zu behalten. Daß diese Summen wirklich nicht unbeträchtlich waren, bewies das nachgelassene Vermögen des Lucas, welches 7000 Francs betrug, obgleich er früher ein armer Teufel war, dem sein Posten selbst täglich nur 1 Franc 50 Centimes einbrachte. Es scheint mithin, daß Gallteau, durch den Eigennutz seines Mitwissers in seinen Erwartungen getäuscht, zuerst die ganze Angelegenheit zur Kenntniß der Behörde brachte. Demnach ergab sich im Laufe der mit Guibout und andern Complicen angestellten Untersuchungen Folgendes. Die beiden Brüder Louis Joseph und Louis François Blanc, Bankiers zu Bordeaux, waren als reiche Leute bekannt, lebten auf dem größten Fuße und hatten bereits mehre große Papierspeculationen von dem außerordentlichsten Erfolg gemacht. In Marseille, in Lyon, in Paris, wo sie sich früher aufgehalten, hatten sie oft große Summen im Spiele verloren, ohne auf augenfällige Weise ihre ökonomischen Verhältnisse dadurch zu benachtheiligen. Einer von ihnen hatte auch einige Zeit in Brüssel gelebt, wo er sich außer Börsenspeculationen mit der Erbauung von Telegraphen beschäftigte, deren technische Einrichtung er sehr gut verstand. In ihren kaufmännischen Unternehmungen zeigten sich die Gebrüder Blanc als sehr vorsichtige Leute. Sie machten selten die ersten Propositionen für den Ankauf oder Verkauf, und ihre Operationen schienen überhaupt sich immer auf dem natürlichen Wege, ohne geheime Einflüsse zu gestalten. Dessenungeachtet traten allein zwei Bankierhäuser gegen sie auf, wovon das eine 171,700, das andere 250,000 Francs an sie verloren hatte; überhaupt aber ließen sich ihre auf kaufmännischem Wege erworbenen Gewinne, innerhalb weniger Jahre nach einer ungefähren Berechnung auf 500,000 Fr. bestimmen. Alle diese einträglichen Operationen begannen seit dem August 1834, von welcher Zeit an sie mit Guibout und Lucas, den Telegraphenwärtern von Tours, im Einverständniß waren. In Folge Dessen ward nun auch durch einen gewissen Gormand, Agenten der Gebrüder Blanc, ein ehemaliger Unterofficier unter Napoleon, Namens Franck, gewonnen, der in Paris wohnte und gegen einen Gehalt von 120 Fr. monatlich, wenn er beschäftigt sein würde, und von 60 Fr., wenn unbeschäftigt, für den Dienst der genannten Kaufleute verpflichtet ward. Die Instruction dieses Franck, der übrigens, da er von dem eigentlichen Zwecke seiner Dienstleistung fast nichts wußte, vom Gerichte freigesprochen ist, lautete dahin, daß er sich von dem jedesmaligen Börsenstande zu Paris genaue Kenntniß verschaffte und denselben Guibout mittels einer kleinen Packetsendung nach Tours auf dem Wege der Mallepost anzeigte; in diesen Packeten befanden sich immer nur einige Paar gelber, oder weißer oder farbiger Handschuhe oder Cravatten, aus deren Farbenwechsel Guibout schon den hohen oder niedrigen Stand der Renten abnahm. Auf der Adresse jedes Packets bemerkte Franck außerdem die Buchstaben D. D. nebst dem Datum des Abgangs. So bedeutete D. D. 17. den Abgang am 17. u. s. w. Sobald diese Sendungen in Tours ankamen, wurden sie durch einen Unterbeamten der Post, Gallais, entweder Guibout oder Lucas zugestellt, die sich regelmäßig zur Zeit der Ankunft im Posthause einfanden. Demnächst nun beeilten sich diese, durch telegraphische Zeichen auf der gewöhnlichen Telegraphenlinie von Tours nach Bordeaux die empfangenen Notizen in die letztgenannte Stadt zu befördern, wo von den Brüdern Blanc bereits ein anderer Telegraphenwärter, Namens Renaud, für ihren Zweck gewonnen war. Die als Gehalt dieser verschiedenen Werkzeuge der Gebrüder Blanc angewiesenen Geldsummen gelangten an die Empfänger mit der größten Regelmäßigkeit und wurden von den Gebrüdern Blanc von Zeit zu Zeit freiwillig erhöht. Auch ließen häufige Briefe von ihnen an Gormand und Guibout ein, welche immer anzeigten, wann eine Pause in dem Mittheilungsgange eintreten oder eine nöthige Veränderung damit vorgenommen werden sollte. An Franck dagegen gelangten niemals Briefe mit dergleichen Eröffnungen, sondern, was mit diesem verhandelt werden sollte, geschah mündlich durch den Agenten Gormand. Die Unternehmer dieses Betrugs schienen übrigens selbst nach der Verhaftung Guibout's noch ziemlich unbesorgt um den übeln Ausgang der Sache zu sein; denn sie ließen, sobald sie die Einziehung Gormand's erfahren, durch Renaud einen Brief an die Frau des Guibout mit einer inliegenden Geldsumme zu ihrer einstweiligen Tröstung befördern, worin gesagt war, sie möge nur ganz ruhig sein und weiter nichts thun als sich nach einem tüchtigen Sachwalter umsehen, da man Guibout sein Vergehen Seitens des Gerichts auf keine Weise werde beweisen können. Allein dessenungeachtet fanden sich später in Guibout's Wohnung Effecten, die als völlig begründende Indicien angesehen werden konnten.

Für die Gebrüder Blanc, deren Urtheil noch nicht gefällt ist, wird dieser eigenthümliche Betrug den Verlust der bürgerlichen Ehre, ein verhältnißmäßiges Gefängniß und eine so ungeheure Geldbuße als Schadenersatz nach sich ziehen, daß die letztere ihr unrechtmäßig erworbenes Vermögen wol aufzehren dürfte. 71.

Notiz.

Horace Walpole, von dessen „Correspondence" kürzlich eine neue Ausgabe bei Colburn in London in drei Duodezbänden erschienen ist, und den bei Gelegenheit der Anzeige dieser neuen Auflage ein englischer Kritiker den Homer der Memoirenschreiber nennt, gibt folgende komische, aber etwas profane Frescoanekdote aus dem Leben der heiligen Cäcilia und der lieben Engel, woraus Nichtwissende absehen mögen, daß die Schenkel nicht der einzige Körpertheil sind, der den Engeln abgeht. Die heilige Cäcilia spielte nämlich eines Tages in höchster musikalischer Verzückung auf der Orgel und begleitete sie mit ihrem Gesange, als plötzlich die ganze Kapelle sich mit Cherubim anfüllte, die mit ihren Schwingen um sie her flatterten und sich begierig an den herrlichen Tönen weideten. Die Heilige begriff ungeachtet ihrer musikalischen Begeisterung, daß auf die Länge dies „Schweben und Neigen" den Engeln sehr unbequem werden müsse. Sie wandte sich deshalb an sie mit der höflichen Anrede: „Asseyez-vous, mes enfans." Allein die Cherubim entgegneten: „Merci, madame, merci, mais nous n'avons pas de quoi." Diese noch etwas mehr als weltliche Anekdote klingt fast so, als ob sie Voltaire gemacht hätte. 11.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Montag, —— Nr. 79. —— 20. März 1837.

Geschichte des Hauses Habsburg, von dem Fürsten E. M. Lichnowsky. Erster Theil.

(Beschluß aus Nr. 78.)

Ebenso war Ludwig dem Strengen und seinem Bruder Heinrich der Rückfall des 1156 (durchaus ohne Rechtsgrund und blos für die Italiomanie des Barbarossa) abgerissenen altbairischen Landes ob der Enns um 20,000 Mark Silbers zugesichert. Es war vor und nach Ottokar größtentheils wieder in niederbairischer Hand. So wenig als Vespasian fand Rudolf am baaren Gelde jemals den mindesten übeln Geruch. Data pecunia rex dimisit, — oblata pecunia verzieh er sogleich den unaufhörlichen Wankelmuth Heinrich's von Niederbaiern. Als die Würfel gegen Ottokar noch sehr zweifelhaft lagen, ignorirte Rudolf nicht nur die von Heinrich zeitweise bis an die Steier, Enns und fast bis an den Kamp ausgedehnte Besitzergreifung, sondern beurkundete auch, daß Ludwig der Strenge nach Rudolf's möglichem Ableben nicht nur überhaupt als Pfalzgraf Reichsvicar sein, sondern namentlich auch allen Genuß und Nutzung von Östreich und Steier haben solle. Nach dem Sieg war so wenig mehr davon die Rede als von Wiens Reichsfreiheit. Rudolf that Alles, um sein Haus zu bereichern. Damit seine Söhne die reichen Kirchenlehen von Passau, Salzburg, Freising, Regensburg, Bamberg in den Herzogthümern erhielten, vergönnte er den Bischöfen, viele ihrer Reichslehen ohne weiteres in Domainen und Mensalgüter zu verwandeln, theils „für die Unkosten, die sie gehabt, diese Länder dem Reiche(!) wiederzuerobern, als aus Erkenntlichkeit für die Verleihung an seine Söhne(!)", Ebenso nahm Rudolf die Mitgift für seine in Königshäuser verlobten Kinder ungefragt, ungescheut aus Gütern des Reichs. Seine Treue in der Erfüllung der Bedingnisse des ersten Friedens mit Ottokar dürfte ebenso wenig als Muster dieser vorzugsweise deutschen Tugend gepriesen, wol aber die Schlauheit anerkannt werden, womit er den heftigen König, der das Unglück noch weniger als das Glück ertragen konnte, zur Erneuerung des Krieges zu nöthigen verstand. Da östreichische Schriftsteller so laut geschrien über Heinrich VII. und Ludwig's des Baiern Bestrebungen für ihre Hausmacht, ist es doch nöthig, zu erwähnen, wie der kleine Graf von Habsburg, unbegnügt mit dem großen Nachlaß der Babenberger, auch sogleich, zum Theil unter Vorwänden, die er selbst unmöglich für wahr halten konnte, nach Böhmen, nach Ungarn, als nach lauter Präbenden seiner zahlreichen Familie die Hand ausgestreckt habe, ja daß er sich schon zum Voraus Willebriefe habe geben lassen, seinen Söhnen principatum quemcunque voluerit, cum omnibus pertinentiis zu verleihen, nur die Reichskrone allein ausgenommen, die er doch auch für Hartmann und Albrecht durch jedes mögliche Mittel gesucht hat.

Was es wegen des Arelat als Vormauer gegen Frankreich für eine Bewandniß hatte, zeigen am besten die Briefe Rudolf's an König Philipp, zumal nach Hartmann's unerwartetem Ertrinken, und das eifrige Bestreben der ersten Habsburger, selbst die deutsche Krone und die gefährlichsten Eingänge Deutschlands an König Karl zu verhandeln, um vorzüglich ein Joch der Rache den siegbekrönten Schweizerbauern aufzulegen. Es ist bemerkenswerth, wahrzunehmen, mit welchem Syrup es der Verf. versetzt, daß Rudolf das Reich sogar nöthigte, den liebsten seiner Bastarde reich auf Reichesunkosten auszusteuern. S. 306: „es scheint, daß der König auf diesem Reichstage alle Pflichten eines Vaters in Erfüllung bringen wollte".

Kaum hatte Rudolf das für Habsburg überschwengliche Glück der Erwerbung von Östreich, Steier, Krain, der windischen Mark und (reversibel) auch von Kärnten gemacht, ja früher schon, zielte er auch auf Ungarn, auch auf Böhmen, wie Ottokar's großes Unglück, wie das Erlöschen der Arpaden, der schwache Bestand der Przemysliden nur einigen Hoffnungsschimmer gab. Die Auffoderung an die durch die Deutschen stets mishandelten und ihnen kraft so vieler Sagen, Legenden und Volkslieder gehässigen Böhmen, die Einmischung in alle öffentlichen, in viele Municipal- und Privatrechte, die unbefugte Erhebung mährischer und böhmischer Provinzialstädte zu freien Städten des deutschen Reiches zeigt hinlänglich, daß Rudolf, der Wiederhersteller des Rechtes, dieses ewige Recht gleichwol für synonym hielt mit der Macht des Augenblickes und mit der günstigen Gelegenheit.

Als der vorletzte Arpadenjüngling (entscheidender Helfer gegen Ottokar) von den Cumanen ermordet ward, erröthete Rudolf nicht, ungeachtet noch ein legitimer Sprosse,

Andreas der Venetianer, und zwar in Wien lebte, Ungarns Reich und Nation, 31. August 1290, an seinen Sohn Albrecht zu verschenken, auf die wissentliche Unwahrheit:

quod quondam regnante illustri Friderico Imperatore Romanorum clare memorie nobis et quampluribus principibus, baronibus, nobilibus presentialiter constitutis. Rex Ungarie qui tunc fuit pro tempore (dessen Namen er nicht einmal mehr wußte) regnum suum a dicto Imperatore Friderico accepit, ab eo et imperio titulo feodi possidendum.

In dem Misglücken der Anschläge der ersten Habsburger nicht nur auf Reichslande, sondern selbst auf die ihnen wildfremden Völkerstämme der Slawen und Magyaren, möchte man ebenso eine Nemesis wiedergespiegelt sehen, wie im nachmaligen Scheitern der ungerechten Plane Albrecht's auf Böhmen und Niederbaiern, auf Holland und Hennegau, und später (was er dem von ihm erschlagenen Adolf so sehr vorgeworfen und was er selber doch noch überboten hat) auf Meißen und Thüringen!

Die schlimmsten Blößen des Werkes aber gibt wol die durchgängige Unklarheit und Unrichtigkeit der staats- und privatrechtlichen Ansichten, z. B. über die Gliederung der germanischen Verfassung, über die Heerschilde, Municipalrechte u. s. w. Das Erbärmlichste ist jedoch nach alle Dem, was eine ganze, reiche Literatur von Pfeffinger zu Vitriarius und Ohlenschläger bis auf die Erörterungen Mumelter's, Mannert's, Raumer's über diesen Gegenstand bietet, der Absatz über die Kurstimmen, Wahl und Wahlrechte (S. 95, 107). Konrad I. sollen gar sieben Herzöge gewählt haben, die der Franken, Schwaben, Baiern, Sachsen, der Herzog Kärntens und zwei Herzöge von Lothringen? Als Gewährsmänner werden angeführt: Wittekind, Ditmar und Hermann der Lahme. Es ist nur Schade, daß in keinem derselben ein Wort davon steht. Hätte der Verf. Fröhlich's „Archontologie Kärntens", die er oft anführt und mit Recht lobt, wirklich gelesen, so müßte er wissen, daß damals gar kein Herzog von Kärnten existirte.

Wie das fragliche Werk mehrmals mit den wichtigsten Thatsachen umgeht, wollen wir fürs erste in einer einzigen Hauptbegebenheit darthun, in der für Deutschland allerdings segensreichen Wahl Rudolf's. Der persönlichen Bekanntschaft des Kurerzkanzlers Werner von Mainz am Hofe K. Richard's (?) und von der italienischen Reise her, angeblich bis Mugello, wo diese Königswahl bereits mit Gregor X. soll besprochen worden sein (?), wird hierbei vom Verf. das größte Gewicht beigelegt, wie der einflußreichen Thätigkeit des Burggrafen von Nürnberg. Neben Rudolf soll gar kein anderer Fürst in der Wahl gewesen oder genannt worden sein (S. 100, 102, 415). Aber himmelweit anders zeigen Urkunden die Sache, mehrmals gedruckte, in Werken, die der Verf. sehr oft citirt, also doch gelesen haben soll, hiernach den Thatbestand absichtlich entstellt! Der Hauptkronbewerber war der Reichsverweser Ludwig der Strenge, Pfalzgraf bei Rhein und Herzog in Baiern, dem auch der nürnberger Burggraf sehr ergeben war, in Folge vieler von Ludwig erhaltenen Verleihungen. Vier Wochen vor der Wahl, am 1. Sept. 1273, gelobte der Erzkanzler Werner dem Herzoge Ludwig:

fide data vice sacramenti — quod in electione romanorum regis, quam proxime celebrare contendimus et debemus, si in personam suam non poterimus concordare ad quod tamen tenemur et promisimus omni fide et diligentia laborare cum eodem palatino vel in personam viri nobilis Sifridi comitis de Anhalt vel Rudolfi comitis de Habesburi promisimus et tenebimur concordare.

Werner versprach zugleich, den Pfalzgrafen Ludwig und den Grafen Rudolf völlig miteinander zu versöhnen und Alles zu beheben, „quod inter eos odii fuerit sive rancoris". Am 11. Sept. 1273 schickt der Bischof Engelbert von Köln von Boppard die Versicherung ein, daß er mit den Erzbischöfen von Mainz und Trier

et cum domino duce Bawarie Comite palatino Reni, taliter uniti sumus fide data vice sacramenti ad hec nos nihilominus astringentes, quod in Electione Romanorum regis quam proxime celebrare intendimus, sine captione qualibet erimus unanimes, et concordes, ita tamen, quod in quemcumque tres ex nobis concordaverint, quartus sine contradictione qualibet sequetur eosdem, cujus utrumque commodum et honorem tanquam proprium, apud eum, quem elegerimus, tenebimur procurare.

Wenige Tage darauf vereinigten sich alle rheinischen Kurfürsten auf die Person Rudolf's, vorzüglich als die Machtboten des rheinischen Städtebundes öffentlich erklärt hatten, der Bund werde keiner Parteiung sich anschließen, sondern nur Demjenigen huldigen, welcher einhellig erwählt worden sei. Ludwig der Strenge war bekanntlich neuerlich mit diesem Städtebund sowie mit Köln und Trier gespannt, der Pfalzgraf am Rhein mag grade den Rheinfürsten und Städten zu nahe und zu mächtig gewesen und Ludwig eben deshalb im letzten Augenblicke zurückgetreten sein.

Die Procuratoren Ottokar's und seines Bundesfreundes Heinrich von Niederbaiern kamen mit ihrer Protestation am Wahltage selbst zu spät. Die Kurfürsten erklärten, da von den beiden Brüdern Ludwig und Heinrich, denen zusammen nur Eine Stimme zukomme, der Eine anwesend sei, so wäre anzunehmen, daß der Abwesende für dieses Mal auf sein Mitstimmrecht verzichtet und auf den Anwesenden compromittirt hätte. Dem Herzog Ludwig wurde auch sofort in dem Wahlgemach aufgetragen, die bereits in den Separatunterhandlungen für Rudolf von Habsburg entschiedene Wahl im Namen Aller auszusprechen und zu verkünden. Darauf vereinigten sich die Kurfürsten dahin, daß der Pfalzgraf den Erwählten öffentlich verkünde, „pronunciationis verbum super hoc in ejus ore statuunt", welches von ihm mit folgenden Worten geschah:

.. in nomine sanctae et individuae Trinitatis consensu omnium Electorum in me posito, pronuncio et eligo Serenissimum Dominum Rudolfum etc.

König Rudolf selbst spricht hierüber:

Deinde Electionis tempore apud Frankenfurt de nobis ab omnibus Principibus jus in Electione habentibus concorditer celebratae, per nuncios et procuratores .. Ducis Henrici .... ipsius absentiam propter impedimenta legitima excusantes, praesente .... Procuratore .. Regis Bohemiae, et contradicente qui-

dem ipsis Procuratoribus, sed ipsius contradictione a Principibus Electoribus omnibus. . . . non admissa — — in Ludovicum Comitem Palatinum Rheni . . . — una cum aliis principibus omnibus — concorditer extitit compromissum, qui (hoc) in se recipiens, suo et Henrici fratris Sui ac omnium aliorum principum jus in electione habentium auctoritate — in Romanorum Regem solemniter nos elegit!

Demnach bleibt an des Verf. Erzählung von Rudolf's Wahl kein gutes Haar und kein wahres Wort.

125.

Theorie der Armuth oder der Minderbegüterung. Ein Beitrag zur Lehre von der Güterverteilung von Karl Godeffroy. Zweite Auflage. Hamburg, Perthes und Besser. 1836. Gr. 8. 8 Gr.

Ein kleines, aber inhaltreiches, durchdachtes Buch, das mit großem Rechte und Nutzen zum zweiten Male aufgelegt worden ist, nachdem die in England mittels der neuen Armengesetzgebung, welche auf den vom Verf. auseinandergesetzten Grundsätzen beruht, gemachte Erfahrung deren praktische Gediegenheit an den Tag gelegt hat. „Der heute als Massenverarmung so bedenklich über Europa sich verbreitende Pauperismus ist augenfällig nicht mehr die Armuth der frühern Zeit (welche aus individuellen Ursachen individuell bestand), sondern eine durch die moderne Industrie durchaus veränderte Gestaltung des Übels. Es ist aggravirte Dürftigkeit, deren schwerer Druck fast allein nur die untern Stände, als die Minderbegüterten der Gesellschaft, trifft, und deren Ab- und Zunahme überhaupt nur durch die Flutungen der Minderbegüterung bestimmt wird." Mit klarem Auge erkennt der Verf., daß die unbedingte Nachbetung und Anwendung der Theorie Adam Smith's von der unbegrenzten Gewerbefreiheit, an und für sich richtig in der Theorie einer isolirten Staatswirthschaftslehre, in der Anwendung nothwendig begrenzt werden müsse durch die höhern Gebote der Staatsverwaltungslehre, und daß die Nichtachtung dessen zu Misgriffen verleitet hat wie die Auflösung aller Zunftverbände und die Einführung der Gewerbewillkür. Um klar und sicher zu sehen, hat er es sich zur Aufgabe gemacht, das Wesen der Armuth zu durchschauen und somit aus der Natur der Sache die wirksamen Gegenmittel zu entnehmen.

Die Vertheilung der Güter unter den Menschen schafft mehre Abstufungen unter ihnen, Reiche, Bemittelte, Minderbegüterte und Arme, von denen die Letztern nicht so viel besitzen, als ihr Lebensunterhalt erheischt. Diese Abstufung ist eine aus dem Staatsverbande selbst unmittelbar sich ergebende Nothwendigkeit, weil die Ausbildung und Feststellung des Eigenthumsrechtes den ersten Grundcharakter der Staatswirksamkeit ausmacht, und weil auf der andern Seite das Maß der Aneignungs- und Erwerbsfähigkeit sowie die Darbietung der Gelegenheiten dazu von der Natur den Menschen gar unterschiedlich zugetheilt werden. „Minderbegüterung und Armuth sind daher für die Staaten keine zufälligen Übel, sondern von ihrem Bestande unzertrennliche Zustände, weshalb jeder Versuch, sie aus den Staaten zu verbannen, als naturwidrig fehlschlagen und auflösend und zernichtend auf den ganzen Staatsorganismus wirken muß."

Der Zustand der Armuth richtet sich aber nach dem öffentlichen Zustande der Unterthanen in jedem Staate von selbst und vornehmlich nach dem Grade der herrschenden persönlichen Freiheit. Denn da diese hauptsächlich in der Ausübung und Anwendung der natürlichen Fähigkeiten der Einzelnen beruht, die Sklaverei hingegen in deren Fesselung, so muß das Zahlverhältniß der Armen zu den begüterten Einwohnern des Landes unter sonst gleichen Umständen durch den persönlichen Grad der Freiheit im Lande bedingt werden.

In Staaten, in denen Sklaverei besteht, kann es nur einen sehr kleinen, fast verschwindenden Mittelstand geben, aber mehre Reiche, die Herren der Sklaven, welche diese, als ihr Eigenthum und um nicht durch Erregung von Haß und Verzweiflung ihre eigne Sicherheit zu gefährden, selbst vor verzehrender Noth bewahren. Ihre Zahl kann nur im Kriege oder bei außerordentlicher Vermehrung des Reichthums anwachsen und wird sich sonst immer ziemlich gleich bleiben.

Durch die Aufhebung der Sklaverei hört die niedrigste Classe der Menschheit auf, Sache zu sein; sie wird Person und gewinnt Selbständigkeit, tritt damit aber auch in die Lage, für sich selbst und allein sorgen zu müssen und den Kampf der entgegengesetzten Interessen aller Selbständigen zu bestehen. Durch die persönliche Freiheit aller Staatsangehörigen muß daher nothwendigerweise der Stand der Bemittelten hervorgehoben und mit Zurückdrängung der andern nach beiden Seiten hin ausgedehnt werden. Er wird der Hauptstand, wogegen die Reichen sowol der Zahl als noch mehr der Größe ihres Besitzthumes nach abnehmen, und ebenmäßig die Zahl der Minderbegüterten sich verringert, unter diesen aber Mehre nun ganz verarmen. So lange die Bevölkerung noch nicht so herangewachsen ist, daß die Nachfrage und der Vorrath von Arbeitskräften sich ausgleichen, oder daß, was gleichviel sagen will, der Arbeitslohn die ländlich-sittlichen Bedürfnisse der Arbeitsfamilien deckt, kann das Letztere nur durch Alter, oder Unglück, oder Laster herbeigeführt werden; denn bis dahin sind es die Arbeitsuchenden, welche concurriren und dadurch den Arbeitsverdienst über jenes Maß steigern. Sobald aber die Bevölkerung jene Höhe erreicht hat, beginnt die Concurrenz der Arbeitanbietenden, welche den Arbeitslohn über das Unentbehrliche herabzudrücken strebt. Je mehr dieser Zustand überhandnimmt, desto mehr Armuth muß entstehen, und dies um so mehr und um so rascher, je mehr die Industrie zunimmt, welche ihrer Natur nach auf die möglichste Erniedrigung des Arbeitslohnes ausgeht. In diesem ökonomischen Wettkampfe nun stehen in der Regel die Arbeiter beiweitem im Nachtheile gegen ihre Brotherren, sowol in Betracht der Concurrenz unter ihnen selbst als des Mangels an Mitteln zur Behauptung ihrer Selbständigkeit. Ihre Vereinzelung und ihre Abhängigkeit gibt sie in die Hände ihrer Brotherren, welche bei ihrer Behandlung zunächst nur ihr eignes Interesse befragen und sich darnach richten. Eben hieraus erklärt sich der natürliche Hang der Arbeiter zu Verbindungen, um dadurch stark genug zu werden, wenigstens das Gleichgewicht zu behaupten. Durch solches Sinken des Verdienstes müssen nun die minder Geschickten und Ordentlichen von selbst dahin gebracht werden, nicht mehr davon bestehen zu können. Dies muß sich durch eintretende Handels- und Gewerbestockungen aber noch reißend mehren. So hat der Zustand steigender Industrie überhandnehmende Verarmung nothwendig in seinem Gefolge. Bleibt dieser Erfolg der Natur überlassen, so rafft die Natur selbst die ins Elend Versunkenen wieder weg wie in China, wo Niemand sich darum kümmert, wie Viele verkommen; und dieser Zustand kann sich deshalb lange erhalten.

Wenn aber christliche Milde das Elend durch Almosen zu lindern sich angelegen sein läßt, so werden dadurch nicht nur die Verarmten selbst in der bürgerlichen Gesellschaft erhalten, sondern es wird dadurch die Verarmung und mit ihr die Sittenlosigkeit und die Gefahr roher Gewaltausbrüche im Staate in eben dem Grade befördert, als das Wohlthun schrankenlos wirkt und nicht blos der unausweichlichen Noth abhilft, sondern auch der Trägheit und Liederlichkeit Vorschub thut. Ein solcher Zustand führt geradezu zur Auflösung des Staatsverbandes.

So stehen und gehen die Sachen im natürlichen Verlaufe. Das Vorhandensein der Armuth ist ein unzertrennlicher Erfolg des Bestehens des Staates selbst, und noch mehr der Industrie in ihm, weshalb es naturwidrig sein würde, dies ändern und keine Armuth im Lande dulden zu wollen. Daraus folgt jedoch keineswegs, daß die Sache sich selbst überlassen bleiben müsse. Wenn auch die Staatsverwaltung das Dasein der Armuth im Lande immer voraussetzen und dafür Vorsehung tref-

sen muß, so hat sie doch den Beruf, weil sie das Wohlergehen aller ihrer Untergebenen vor Augen zu haben und nicht blos physisches, sondern noch mehr moralisches Verderben von ihnen abzuwenden die Obliegenheit hat, dafür möglichst zu sorgen, daß das Elend der Hülfsbedürftigen gemildert und die Gefahr fürs Ganze verhütet werde. Ihre desfallsigen Verpflichtungen betreffen also theils die Regulirung der Almosenpflege, theils das Elend der Verarmung selbst und dessen Vorbeugung, so viel sie dabei vermag.

Weil jede Regierung die religiös-sittliche Würde ihrer Unterthanen in Ehren halten und achten muß, und die Mildthätigkeit durch dieselbe geboten wird, darf sie dieselbe durchaus nicht untersagen, sondern mag sie vielmehr anregen; aber sie kann und muß verlangen, daß dieselbe vernunftgemäß geübt werde, daß sie nicht gleichsam Prämien auf die Armuth setze und durch Ernährung der Indolenz und Schamlosigkeit das Übel selbst vermehre und zur Schule der Lasterhaftigkeit und verzweifelnder Rohheit mache. Um des sittlichen Princips willen also muß die Gesetzgebung 1) die Ausübung der Wohlthätigkeit auf die unverschuldete Hülfsbedürftigkeit beschränken, 2) die verschuldete Armuth und selbst die Arbeitslosigkeit zu einem Gegenstand der Landespolicieverwaltung machen und 3) jeden indirecten Zwang des Mitleidens wie jeden Misbrauch desselben mit Strenge verpönen und unterdrücken. Diese letztern Maßregeln betreffen hauptsächlich die Bettelei und das Erschleichen von Almosen durch Verstellung und Trug.

Das Erstere mag durch Zuwendung von Unterstützungen oder gute Spitäler und Krankenhäuser nach den Umständen geschehen. Vorzüglich wichtig aber sind die Waisenhäuser, in welche nicht blos die Waisen von Natur, sondern auch Diejenigen aufzunehmen sind, die es durch das Unvermögen oder die Lieblosigkeit ihrer Ältern werden, mit der besondern Rücksicht, daß die Knaben zu einem Gewerbe, die Mädchen aber zu Dienstboten erzogen werden. Arbeits-, Besserungs- und Strafanstalten, voneinander gesondert, werden die Erfüllung der zweiten Aufgabe bewerkstelligen, wenn nur aller Luxus und unzeitige Großmuth davon entfernt gehalten, hingegen angemessene und unverbrüchliche Ordnung eingeführt wird. Daß dieselben mit dem freien Gewerbe in Concurrenz treten, ist freilich unvermeidlich und nach beiden Seiten hin nachtheilig, aber ein unausweichliches und das weit kleinere Übel.

In Betreff der Verhütung des Verarmens können freilich directe Gebote oder Verbote nichts ausrichten. Wenn aber die Regierung die beliebigen Verbindungen der Arbeiter nicht leiden will und darf, weil sie eine Anerkennung des Rechts des Stärkern im Staate mit sich führen würden, so ist sie gehalten sich ihrer sonst anzunehmen und sie zu schützen gegen das Übergewicht der Brotherren, wie die Vormundschaft des Staats sich eines Jeden annehmen muß in dem Maße, als er sich nicht selbst zu schützen vermag. Indem das Gesetz der Willkür in der Bestimmung der Lohnsätze die Schranke setzt, daß kein Theil sich dabei auf Unkosten des andern bereichern darf, verwandelt es dieselbe erst in echte Freiheit und sittliches Gebaren. Außer der Macht der Regierung liegt es indessen, sich selbst mit der Ablohnung der Arbeiter zu befassen oder durch Taxen den Verkehr einzuzwängen. Sie wird aber indirect dennoch ans Ziel gelangen, wenn sie A) durch Wiedereinführung der Innungsverfassung, deren unverständige Vernichtung schon jetzt fast allgemein bedauert wird, dafür sorgt, daß mittels gesellschaftlicher Ordnung die Lohnsätze gegenseitig regulirt werden, der Druck der Concurrenz dadurch abgehalten wird, die Arbeiter nicht blos als lebende Werkzeuge, sondern als Personen behandelt werden, und ein Mittelstand in der Nation erhalten wird. Allerdings muß in etwas die Industrie dadurch aufgehalten werden. Was will das aber bei dieser Collision weit höherer Vortheile sagen? B) Durch Zwangssparkassen und eine damit in Verbindung gebrachte wechselseitige Unterstützungskasse sollte die ganz willkürliche Verfügung der Arbeiter über ihren Verdienst insoweit beschränkt werden, daß für Alle ein Nothpfennig vorhanden sein müßte. C) Zur Benutzung des Schulunterrichts von allen Kindern sollte eine Nöthigung durchaus stattfinden; aber auch die Ordnung und Tüchtigkeit unter den Arbeitern selbst könnte durch Prämien oder Auszeichnungen noch befördert werden. D) Wichtig endlich ist auch die größere Einschränkung der Trinkhäuser, Spielhäuser und Tanzböden. 2.

Notiz.

Man hat viel von der Gewalt des Zufalls geredet, durch welche verübte Vergehungen nach langer Zeit gleichsam spielend ans Licht kommen. Hier ist zu Beleg Dessen ein neues Pröbchen. Ein anständig gekleideter Bürger von Paris bleibt auf dem Platze des Stadthauses stehen, nimmt seine Taschenuhr hervor, um sie nach der Normaluhr des Stadthauses zu richten. Diese Verrichtung bemerkt Vieilhaume, ein Fabrikant, der an diesem Platze wohnt. Der Bürger kommt ihm bekannt vor; er nähert sich unvermerkt und erkennt nun die Uhr des Bürgers für die seinige, die ihm vor acht Jahren gestohlen worden. Er läßt den anständigen Bürger, der zu entkommen versucht, festnehmen, in dessen Wohnung man später auch noch ein dem Fabrikanten zugehöriges Medaillon findet. Nach dem französischen Gesetz kann der anständige Dieb, da die Sache ein einfaches délit correctionnel und als solches bereits verjährt ist, nun nicht mehr criminell bestraft werden. 11.

Bibliographie.

Bielawski, W., Roderich, der letzte König der Westgothen. Historisches Drama in fünf Aufzügen. Gr. 8. Breslau, Friedländer. 12 Gr.

Bodz Reymond, Staatswesen und Menschenbildung umfassende Betrachtungen u. s. w. 2ter Band. Gr. 8. Berlin, Logier. 1 Thlr. 12 Gr.

Causeries sur le Port-Folio; ou lettre à un membre du parlement anglais. 8. Berlin, Bethge. 4 Gr.

Deneken, A. G., Biographische Skizzen von merkwürdigen Männern aus der frühern Geschichte Bremens. Gr. 8. Bremen, Heyse. 12 Gr.

(Dezobry.) Rom im Jahrhunderte des Augustus, oder Reise eines Galliers nach Rom zur Zeit von Augustus Regierung und während eines Theils der Regierung Tibers. Nach dem Französischen des M. L. Charles Dezobry bearbeitet von Th. Hell. 2ter Theil. 8. Leipzig, Hinrichs. 20 Gr.

Hinrichs, H. F. W., Schillers Dichtungen nach ihren historischen Beziehungen und nach ihrem innern Zusammenhange. 1ster, lyrischer Theil. Gr. 8. Leipzig, Hinrichs. 1 Thlr. 18 Gr.

Kopisch, A., Agrumi. Volksthümliche Poesien aus allen Mundarten Italiens und seiner Inseln. Gesammelt und übersetzt. 1ste Lieferung. Gr. 12. Berlin, Crantz. 8 Gr.

Meyer, Russische Denkmäler. In den Jahren 1828 und 1835 gesammelt. 1ster Band. Petropolis. — 2ter Band. Moscovia. Gr. 8. Hamburg, Perthes-Besser und Mauke. 3 Thlr. 12 Gr.

Palacky, F., Geschichte von Böhmen. Größtentheils nach Urkunden und Handschriften. 1ster Band. Die Urgeschichte und die Zeit der Herzöge in Böhmen bis zum Jahre 1197. Gr. 8. Prag, Kronberger u. Weber. 1836. 1 Thlr. 12 Gr.

Preller, L., Demeter und Persephone, ein Cyclus mythologischer Untersuchungen. Gr. 8. Hamburg, Perthes-Besser und Mauke. 2 Thlr.

Raimund's F., sämmtliche Werke. Herausgegeben von J. N. Vogl. 1ster Theil. 8. Wien, Rohrmann u. Schweigerd. 1 Thlr.

Der Wasser-Prediger zur Pestzeit. Eine Mittheilung für alle Menschen. 12. München. (Nürnberg, Raw.) 4 Gr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Dienstag, — Nr. 80. — 21. März 1837.

Irland.

A journey throughout Ireland, during the spring, summer and autumn of 1834, by *H. D. Inglis*. Second edition. Zwei Bände. London 1835.

Seitdem das Schicksal Irlands zur Lebensfrage für England geworden ist und das in seiner Art kolossale Wirken eines Mannes, dem es ohne alle andern äußern Hülfsmittel als das der Rede gelang, eine Entscheidung jener Lebensfrage zur früher oder später unausweichbaren Nothwendigkeit für seine Anhänger wie für seine Gegner zu machen, eine welthistorische Wichtigkeit erlangt hat, ist die Aufmerksamkeit von Europa in einem weit höhern Grade auf Irland gerichtet als früher, wo die Schicksale dieses Landes nicht in so naher Beziehung auf den Gang der politischen Entwickelung unsers Welttheiles standen. Wir Deutschen wurden außerdem insbesondere durch Raumer's treffliche Briefe über „England im Jahre 1835" aufmerksam gemacht, die wie über England so auch über Irland eine andere Ansicht zu verbreiten und mannichfaltige Vorurtheile zu zerstreuen geeignet waren. Vermöge der Natur seines Werkes konnte aber Hr. v. Raumer die irländischen Verhältnisse weniger an sich als nur in ihrer Beziehung auf England, und die Zustände des Landes nur im Vorbeigehen würdigen und schildern. Es wird uns daher erlaubt sein auf ein Werk zurückzukommen, das, obschon vor zwei Jahren erschienen, und auch damals wie bei dem bald darauf erfolgten Ableben seines Verf. in einigen deutschen Blättern mit Lob erwähnt, dennoch nicht so bekannt zu sein scheint, wie es wol verdient, indem es nach dem einstimmigen Urtheil aller Engländer, denen der Parteigeist nicht ganz die Augen verblendet, das treueste Bild der irländischen Zustände und Verhältnisse gibt. Zugleich können wir nicht umhin, in diese Anzeige die einleitenden und beiläufigen Bemerkungen mit zu verweben, mit denen einer der anerkanntesten französischen Historiker, Sismondi in Genf, dieses Werk in der „Bibliothèque universelle de Genève", 1836, Nr. 5, in passenden Auszügen, denen wir darum im Ganzen auch folgen werden, seinen Landsleuten bekannt macht, da sie ganz geeignet sind den Leser des Inglis'schen Werks auf den rechten Standpunkt zu stellen, von welchem aus die Erscheinungen, welche uns Inglis vorführt, gewürdigt werden müssen, und insbesondere auch weil Sismondi mit einer, bei einem französischen Schriftsteller, der sich im Ganzen zu den Ideen des modernen Liberalismus, wie er sich in Frankreich seit einem halben Jahrhundert herausgebildet hat, bekennt, zu rühmenden Einsicht und Offenheit ein Hauptgebrechen in der Richtung, welche unsere sociale Organisation genommen, aufdeckt und mit richtigem Takt und scharfem Blick in ihm auch das Grundübel erkennt, an welchem Irland krankt, während der Liberalismus der neuern Zeit, in seiner materialistischen Tendenz und seinem abstracten Raisonnement, grade in ihm das Heil der Welt mit zu gewahren wähnt. Doch zur Sache.

Selten haben wir — beginnt Sismondi — eine Reisebeschreibung mit lebhafterm und bleibenderm Interesse, mit größerm Vertrauen in die Aufrichtigkeit des Verf. und einer dauerhaftern Neigung zu seinem Charakter gelesen als vorliegende. Wir wurden durch seine durchgängige wohlwollende Gesinnung, seine Unparteilichkeit und sein tiefes Mitgefühl für alle Leiden seiner Mitmenschen für ihn eingenommen.

Es ist jedoch keineswegs unsere Absicht, die Aufmerksamkeit der Leser nur auf das schriftstellerische Verdienst des Hrn. Inglis, auf das seiner Darstellung inwohnende Interesse, auf das Anziehende seines einfachen und anspruchslosen, aber lebendigen und schildernden Styles hinzulenken. Wir wollen vielmehr unsere Leser auf ein wichtigeres Studium hinweisen, ihre Blicke auf eine große gesellschaftliche Erfahrung, eine der wichtigsten Fragen der politischen Ökonomie, eine der erschreckendsten Schwierigkeiten in den gegenwärtigen Verhältnissen zwischen den Armen und den Reichen, und endlich auf eine der gesellschaftlichen Ordnung drohende Gefahr heften. Irland wird von der reichsten Nation der Erde beherrscht; dabei ist diese Nation die gewerbfleißigste, die aufgeklärteste, am weitesten vorwärtsgeschrittene im Studium der politischen und moralischen Wissenschaften, am meisten darnach trachtend den Wohlstand unter allen Classen des Volks zu verbreiten, endlich am freiesten und darum auch versichert, daß ihr Wille, wenn er fest und aufgeklärt ist, von ihrer Regierung ausgeführt werden müsse; und doch ist Irland, vielleicht ohne irgend eine Ausnahme in der Welt, dasjenige Land, wo die arme Bevölkerung zugleich am zahlreichsten, am elendesten und am herabgewürdigtesten ist. Gibt es irgend Etwas, was der menschlichen Gesellschaft zu wissen nöthig ist, so ist es der Grund dieser merkwürdigen Erscheinung, der Fehler im Staatsorganismus, der so viel Leiden verursacht hat, und der Irrthum, in welchen Gesetzgeber, Staatsverwalter und Staatswirthschaftslehrer verfallen sind, die wir als unsere Meister in den die menschliche Gesellschaft betreffenden Wissenschaften zu betrachten pflegen, und die doch einen immer weiter fressenden Krebsschaden begründet oder wenigstens unter ihren Augen sich haben ausbilden lassen.

Der ebenso betrübende als erschreckende Zustand Irlands ist jedoch den Staatsmännern keineswegs unbekannt; man weiß

allgemein, daß die Bevölkerung Irlands elend und unterdrückt ist; der Parteigeist benutzt sogar fortwährend dieses Unglück, um seine Gegner dadurch verhaßt zu machen und damit zu bekämpfen. Alle, die auf dem Festlande durch Zuschautragen ihres Hasses gegen England einen Beweis ihres Patriotismus geben wollen, schreiben alle Leiden Irlands der Eifersucht, der Grausamkeit und der Gier seiner Unterdrücker zu. Die Engländer ihrerseits behaupten hinwiederum oft, die Irländer seien ein unregierbares Volk, unfähig zur Ordnung, stätigem Fleiße und Sparsamkeit, die weder zu einem Gewerbsleben noch zur Freiheit jemals gelangen würden. Die fanatischen Protestanten klagen außerdem den Geist des Katholicismus und den intriganten Charakter der Geistlichkeit als Urheber von Irlands Unglück an. Die Katholiken hinwiederum schreiben Irlands Elend der Confiscation der Güter der ehemals so reichen Nationalkirche, der Überlassung derselben an eine feindselige Geistlichkeit ohne Kirchengenossen, und der Verpflichtung zu, in welcher sich die Gläubigen befinden, den Zehnten an einen ketzerischen Klerus zu bezahlen und zu gleicher Zeit durch freiwillige Beiträge den Gottesdienst der Kirche aufrechtzuhalten, welcher treu zu bleiben ihnen zur Gewissenssache geworden ist. Diese gegenseitigen Anklagen sind beide nicht ohne Grund, doch keine berührt die wahre Quelle des Übels. Unterdessen vermehrt ihr Conflict nur das Übel, und zwischen den Parteien herrscht eine so gewaltige Erbitterung, daß sie immer auf dem Punkte sind, zu Gewaltthätigkeiten gegeneinander zu schreiten. Volk und Regierung mistrauen sich wechselseitig, und Aufrechthaltung oder Wiederherstellung der bürgerlichen Ordnung sind mitten unter so wüthendem Hasse so gut wie unmöglich geworden.

Alle diese Übel sind nur zu wirklich und tragen alle dazu bei, den Zustand des unglücklichen Volkes zu verschlimmern und die Verbesserung seines gegenwärtigen Zustandes immer schwieriger zu machen; dessenungeachtet sind sie nicht die eigentliche Ursache desselben, sondern nur Symptome und Folgen eines weit schwerern und tiefern Übels. Irland ist nämlich nur dadurch zu diesem schrecklichen Nothstande herabgekommen, daß fast seine ganze Bevölkerung keinen Theil am Grundbesitz hat und durchaus eine Nation von Proletariern ist. Alle Landgüter gehören in der That nur einer kleinen Anzahl Familien, alle Capitalien einer kleinen Zahl von Reichen, und Alles, was nicht zu diesen beiden so wenig zahlreichen Kategorien gehört, also die ganze Nation, die wahre Nation, besitzt als Eigenthum nichts als seine Arme und erwartet jeden Morgen seinen Unterhalt von der Arbeit. Diese Arbeit findet aber sich nicht einmal, wenn der Reiche sich nicht dazu versteht dem Bauer Land, oder dem Gewerbsmann Geld vorzustrecken.

So wird eine Nation, die nur aus unglücklichen Arbeitern besteht, ohne Unterlaß von des Lebens Nothdurft getrieben, und eine allgemeine Concurrenz, um nur Arbeit zu erhalten, ist unter ihnen entstanden und gewährt den Reichen die vortheilhaftesten Bedingungen, während der Arme mit den drückendsten zufrieden sein muß, wenn er nur Arbeit erhält, und kein Gesetz, keine Ordnung, kein Ehrgefühl hindert die Reichen von diesem Vortheil den ausgedehntesten Gebrauch zu machen. Das Leben der Armen ist gewissermaßen einem Reukauf unterworfen. Das Land ist öfters in kleinen Parcellen und auf einen kurzen Zeitpacht, oder selbst ohne allen Zeitpacht ausgethan, und Derjenige, welcher das höchste Pachtgeld bietet, das ihm selbst vielleicht in den besten Jahren kaum einen elenden Unterhalt gewährt, erhält den Vorzug vor seinen Nebenbuhlern. Umgekehrt erhalten die Tagelöhner, sowol in den Städten als auf dem Lande, nur zu dem niedrigsten Preise Arbeit, und wer sich mit dem niedrigsten Lohne begnügt, das kaum zur Beschaffung einer groben Nahrung hinreicht, kann allein auf Beschäftigung rechnen. Diese allgemeine Concurrenz, die man mit dem Namen der unbegrenzten Gewerbsfreiheit beehrt hat, ist noch immer das Ideal des größten Theils der Staatswirthschaftslehrer; sie ist in der That aber auch das unvermeidliche Ziel, nach welchem die gesellschaftliche Organisation der arbeitenden Classe bei allen Völkern des modernen Europas hinstrebt. Es ist also nicht blos Neugierde oder Mitgefühl der Grund, daß wir das von Hrn. Inglis entworfene Gemälde von Irlands Elend lesen oder durchstudiren; vielmehr veranlaßt uns dazu der Rückblick auf uns selbst und unser Land, ein nationelles aber auch rein menschliches Interesse, sowie eines der größten Probleme der socialen Politik, welches der gegenwärtige Zeitpunkt zu lösen berufen ist.

Inglis, dessen Schilderung Irlands vorzüglich das Verdienst hat, die auf dieses Problem bezüglichen Thatsachen zur genauern Anschauung zu bringen, hatte bei seinen Untersuchungen alle Vortheile und Eigenschaften eines guten Beobachters. Er hatte schon eine Reise nach Spanien, dann eine andere nach Tirol, ferner eine Beschreibung der Inseln im britischen Kanal herausgegeben, kannte aber im Frühjahr 1834 Irland noch nicht. Er kam daselbst ohne Vorurtheile an, und während die Parteiwuth das Volk, unter welchem er reiste, aufs äußerste bewegte, kann man kaum aus seinem Buche erkennen, welcher politischen Partei und Ansicht er angehört. Seine Absicht war, Alles selbst zu sehen, Alles nach eigner Ansicht zu beurtheilen. Hierzu war er mit Empfehlungsbriefen an Leute aller Meinungen, Stände und Religionen aufs reichlichste versehen und machte von ihnen fleißig Gebrauch.

Er kam im Frühjahr 1834 in Dublin an, hielt sich nur kurze Zeit daselbst auf und wendete sich dann nach dem Süden der Insel, seinen Weg dem St.-Georgenkanal entlang nach Werford nehmend. Von da schlug er sich nach Westen, die Südküste der Insel entlang, dann nach Norden, an der Westküste hinwandernd, indem er dabei den größten Theil des Innern besuchte und die prächtigen Ufer des Shannon in ihrer ganzen Länge bereiste. Zuletzt nahm er seinen Weg an der Nordküste von Westen nach Osten hin und begab sich, nachdem er auf diese Weise die Insel in ihrer ganzen Ausdehnung bereist, von Belfast wieder nach Dublin. Er reiste dabei abwechselnd zu Wagen, in dem eigenthümlichen Fuhrwerk des Landes, in Böten, zu Pferde, selbst zu Fuß, fast immer in Begleitung seiner Frau, deren Gesellschaft nicht wenig dazu beitrug, ihn in den Häusern des niedern Volks, in denen er einsprach, eine freundliche Aufnahme und offnere, rückhaltslosere Mittheilung zu verschaffen, als sie gewöhnlich einem einzelnen Manne von Seiten eines Familienvaters oder einer Familienmutter zu Theil zu werden pflegt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Lord Carnarvon über Portugal und Gallicien.

Über die pyrenäische Halbinsel und deren neuere Zustände sind seit ungefähr 15 Jahren in England so viele Werke erschienen, daß sie beinahe eine eigne kleine Literatur bilden. Die neueste Schrift dieser Art ist vor Kurzem in London in zwei Bänden erschienen unter dem Titel: „Portugal and Gallicia, with a review of the social and political state of the Basque provinces, and a few remarks on recent events in Spain", deren Verfasser der Graf von Carnarvon ist. Dies Werk umfaßt den Aufenthalt des Verf. in Spanien und seine vielfachen Erlebnisse daselbst in dem J. 1827. Die letztern waren sehr romantischer Art, und dies sowie die anziehende Schilderung der wildesten Gebirgsgegenden, die der Verf. nicht ohne Gefahr mit Vorliebe bereiste, gibt dem Buche einen besondern Reiz, der durch die Lebendigkeit der Darstellung und eine Reinheit des Styls, wie man sie nicht häufig in ähnlichen Büchern fin-

det, noch erhöht wird. So bereiste der Verf. unter Anderm nach allen Richtungen hin die bisher noch wenig besuchte rauhe Gebirgsprovinz Traz os Montes, die noch immer der Lieblingsaufenthalt der Valentoines ist, einer Art nationaler Bravos, die in Portugal eine ganz eigne Menschenrace bilden, sich aber in neuesten Zeiten der Anzahl nach sehr vermindert haben. Sie bewohnen die rauhesten Theile der Provinz und sind in der Nachbarschaft allgemein gefürchtet. Sie nennen sich „Rächer des Unrechts" und üben in der Umgegend eine Art von freier Gerichtsbarkeit aus, deren Erfolge sehr häufig ihre selbstgewählten Beinamen Lügen strafen. Ursprünglich mögen unter diesen Bravos gewisse Einrichtungen gegolten haben, wodurch wenigstens ihr ungesetzlicher Verein einen Schein von Ordnung erhielt; allein diese Grundsätze sind im Laufe der Zeit ganz vertilgt worden, und heutzutage sind die Valentoines weiter nichts als eine Räuberbande, die mit großer Verwegenheit Verbrechen aller Art begeht, und worin jeder Einzelne schwerlich sich durch eine andere gute Eigenschaft als die Treue gegen Den, der ihn im Solde hat, auszeichnet. Früher waren die Valentoines von gewissen Edelleuten abhängig, deren Aufträge sie mit unverbrüchlicher Treue und dem größten Diensteifer vollzogen. Dies Verhältniß gab ihrer Lebensweise etwas Edles und Romantisches. In neuerer Zeit hat diese feste Verbindung der Bravos mit dem Adel aufgehört, allein noch immer stehen beide Theile in einem gewissen Verhältniß zueinander, das sich von Seiten der Banditen in einer gewissen Schonung und Bereitwilligkeit gegen ihre ehemaligen Oberherren, bei den letztern aber in der Protection ausspricht, die sie diesen gesetzlosen Menschen bei vorkommenden Fällen angedeihen lassen. In diesen wilden Districten ist der Adel noch im hohen Grade feudalistisch gesinnt; der Ahnenstolz und das Hochgefühl ihrer vornehmen Geburt verläßt die Edelleute in Traz os Montes keinen Augenblick und scheidet sie von den übrigen Ständen streng ab. Selbst im Kreise ihrer Familien wird der Geist des Traulichen und Gemüthlichen von jener altspanischen Feudalgravität, die schon vor Jahrhunderten Stoff zur Verhöhnung gab, verdrängt, und die Mitglieder eines und desselben Hauses leben auf dem Fuße der steifsten Grandezza. In dem alten halbverfallenen Stammschlosse bewohnen die Kinder, von den Ältern getrennt, die äußersten, entlegensten Gemächer; sie speisen nicht mit den Ältern, müssen in ihrer Gegenwart stets unbedeckten Hauptes sich zeigen und dürfen sich nicht einmal ohne besondere Erlaubniß in ihrer Anwesenheit niederlassen. Es ist die wahre Patriarchenzeit der altspanischen Feudalität, die hier noch besteht; allein so ungenießbar diese Reste einer Vergangenheit, die längst dahin ist, in dem Heute sich ausnehmen, so muß man doch gestehen, daß jene alten Familien zugleich auch die Ehrenhaftigkeit der vormaligen Gesinnung bewahrt haben, welcher Betrug und Falschheit ein Greuel ist. Hier zeigt es sich noch im vollen Glanze, was einst portugiesische Ehre war. Befremden mag es allerdings einigermaßen, wenn man sieht, wie der jungen Dame vom Hause beim kleinsten Ausgang, den sie thut, sei es auch nur, um frische Luft zu schöpfen, mit gravitätischen Geberden der Escudiro oder Schildträger der Familie vorausschreitet, freilich in heutigen Tagen ohne Schild, aber doch in voller Tracht, barhaupt, den breiten Hut in der Hand schwenkend. Diese Schildträger, die gleichsam als Knappen den Rittern vom hohen Adel sich zugesellten, waren in früherer Zeit gleichfalls Edelleute, die aber, weil ihre Familien herabgekommen waren, als Dienstmannen der vornehmern Edelleute fungiren mußten.

Mordthaten sind in der Provinz Traz os Montes, namentlich in der Umgegend von Lamego sehr häufig, und man zählt ihrer zuweilen vier bis fünf in einem Monat innerhalb der engen Grenzen einer einzigen Jurisdiction. Eine Ursache davon mag sein, daß sich während der Sommerzeit eine Menge von Arbeitern aus allen Provinzen Portugals nach den Ufern des Douro hinzieht, um in den Weingegenden bei der Ernte, die Aller Kräfte in Anspruch nimmt, Beschäftigung zu finden. Unter diesen Arbeitern befindet sich vielerlei vogelfreies Gesindel, das zu dieser Zeit hier vollkommene Sicherheit findet, in hier und dort verstreuten Hütten sich aufhält und gar keiner polizeilichen Controle unterworfen werden kann. Der Verfasser beobachtete hier die Kelterung des Traubensaftes, wie sie in Portugal üblich ist. Zuerst werden die Trauben mit den Füßen durchgetreten, dann mittels eines mächtigen Baums, der sich in einer Schraube bewegt, ausgepreßt, so lange bis die Frucht völlig zermalmt ist. Hierauf wird der Wein in große Fässer gegossen, wo man ihn der Gährung überläßt und zwei oder drei Monate nacheinander immer die nöthige Quantität Branntwein dazu gießt. Mittlerweile werden die Trebern oder Schalen der Trauben gesammelt, die man erst aufwässert, alsdann nochmals auspreßt. Diese geben einen leichten, geringen Wein, den in der Regel nur die gemeinen Leute trinken. Die Schalen selbst füttert man den Schweinen oder benutzt sie als Dünger in den Feldern. Es sind fast lauter Galicier, die diese Kelterungsarbeiten verrichten, denn die Portugiesen sind beiweitem nicht so stammhaft und ausdauernd und sehen auch auf solche Beschäftigungen sowie auf Die, die sie verrichten, mit Verachtung herab. Sie halten die Galicier für einfältig, daß sie sich damit befassen. In der That beweisen diese thätigen und kräftigen Leute eine Ausdauer, die ihnen wenige Andere nachthun würden. Von 6 Uhr Morgens bis 12 Uhr Mitternachts sind sie mit dem Treten des Weins beschäftigt, wobei sie fortwährend bis über die Knie in dem kalten Safte stehen, und erhalten für diese anstrengende Arbeit einen verhältnißmäßig sehr geringen Lohn. Doch sieht man sie immer heitern Muthes; sie zeigen sich dankbar für jeden Beweis des Wohlwollens und für jede kleine Gabe, die man ihnen mittheilt, und vertreiben sich die langen Stunden mit Gesang.

Sobald der Weindistrict aufhört, verwandelt sich die Gegend in schöne Föhren- und Kastanienwaldung, der Douro verengt sein Bett, wird tiefer und dunkler und strömt langsamer, auf beiden Seiten von schwarzen unersteiglichen Granit- und Basaltfelsen eingeschlossen. Namentlich ist ein enger, wildromantischer Grund zu erwähnen, der früher durch ein maurisches Fort beschützt ward, wovon noch jetzt Spuren vorhanden sind. Mit diesem sowie mit sehr vielen alten maurischen Thürmen verknüpft der portugiesische Volksglaube die uralte Sage von der moira incantada oder bezauberten Mohrin. Der portugiesische Landmann hegt nämlich die feste Überzeugung, daß, wenngleich die maurische Race vertilgt, dennoch die maurische Macht noch keineswegs erloschen ist, vielmehr hause in jedem alten Thurme aus den maurischen Zeiten her, und besonders hier, eine verzauberte Mohrin und schleiche zur Nachtzeit um die unentdeckten Schätze des Castells. Als letzter Überrest und als Repräsentantin eines längst abgeschiedenen Volks, und seit dem traurigen Tage seiner Verjagung der einzige Schutzgeist seiner vergrabenen Kostbarkeiten, steht sie als ein Mittelwesen zwischen Leben und Sterben und bietet auf gleiche Weise der Flucht der Jahre und dem Angriff des Todes Trotz. Ihre Erscheinung hat nichts Furchtbares; denn wenn beim Anbruch des Tages der erste Lichtstrahl den Felsen und die Ruine bescheint, und am Abend, wenn die Dämmerung hereinbricht und der letzte trübe Purpurglanz der untergehenden Sonne über die uralten Mauern zittert, dann sieht man sie, in die Tracht ihres Stammes gekleidet, wie sie sich an irgend einen halbzertrümmerten Bogen lehnt und die verfallenen Trümmer einstiger Herrlichkeit betrachtet, gleich Einem, der tiefe Trauer, aber nicht das Verlangen empfindet, dem Sterblichen ein Leid zuzufügen. Zuweilen naht sie sich sogar einem Begünstigten, beschirmt ihn vor Ungemach und schenkt ihm einen Theil ihres vergrabenen Goldes.

Die Gasthäuser fand der Verf. in diesem Theile von Portugal ausnehmend schlecht. Er kam eines Abends an einen Ort, der nur aus wenigen elenden Hütten bestand, die zwischen zwei Flüssen lagen und deshalb den Namen Entre Rios führten. Das Wirthshaus entsprach ganz diesem Ensemble und bestand nur aus einem großen und ein paar anstoßenden kleinern Gemächern, die bereits besetzt waren. In dem großen

Zimmer, wenn es diesen Namen verdiente, befand sich ein Bettelmönch, der sich im Besitz einer gemästeten Gans glücklich schätzte und eben beschäftigt war, ein gutes Stück von einer dergleichen zu verzehren. Daneben schnarchte ein Hausirer, der, als ihn der Wirth etwas unsanft aus dem Schlummer rüttelte (wahrscheinlich um für uns Platz zu machen), hastig aufsprang und in der Vermuthung, daß er von Räubern angegriffen werde, zu seinen Packeten lief und einen Sarras zu seiner Vertheidigung hervorzog. Endlich befand sich noch ein anderes Geschöpf in dem Gemach, von dem es schwer zu bestimmen war, zu welchem Geschlecht es gehöre; ein langes, zottiges Haar bedeckte sein ganzes Gesicht und verbarg vollkommen alle Züge desselben. So ließ es sich durchaus nicht unterscheiden, ob dies Wesen männlichen oder weiblichen Geschlechts sei, und der außerordentliche Schmuz seiner ebenso unerklärlichen Tracht ließ auch den Wunsch, dies Räthsel gelöst zu sehen, gar nicht aufkommen. In der Küche sah es nicht viel reinlicher aus, und da sich der Verf. und seine Reisegesellschaft wegen der nicht einladenden Abendmahlzeit durch die Nachtruhe zu entschädigen dachten, konnten sie vor Mosquitos, Fliegen und Flöhen auch dazu nicht kommen.

Auf seinen Streifzügen in diesen rauhen Wildnissen kam der Verf. auch bei der Hütte eines sogenannten Bento vorüber. Dies ist eine Classe von Menschen, die vielen unserer Leser gewiß noch unbekannt sein wird. Ein in vielen Theilen Portugals verbreiteter und tief eingewurzelter Aberglaube knüpft sich an das Dasein dieser Bentos oder Bentas, je nachdem sie männlichen oder weiblichen Geschlechts sind, und die Ehrfurcht des Volks gegen sie ist sehr groß. Nach dem Glauben der Portugiesen ist nämlich das irdische Dasein eines Bento durch außerordentliche Fähigkeiten und Begabungen ausgezeichnet, sowie auch sein Eintritt in die Welt des Jammers und der Sünde durch ganz abweichende Begebenheiten bezeichnet ist. Bevor er geboren wird, hört man aus dem Mutterleib, der ihn trägt, seltsame und schreckliche Klagen tönen, und wenn er geboren ist, erblickt man über seiner Oberlippe deutlich das Zeichen des Kreuzes. Seine Übergangsperiode von der Jugend zur Männlichkeit bezeichnet ein ungewöhnlicher Ernst; er verschmäht alle jugendlichen Belustigungen, zeigt eine frühe Weisheit und eine Voraussicht des Zukünftigen, welche die irdischen Grenzen überschreitet. Es gibt keinen noch so klug und tief angelegten Betrug, den er nicht durchschaute; wenn im Geheimen ein Verbrechen begangen worden, so ist er es, der unverwandten, feierlichen Blicks auf den Urheber desselben schaut und ihn dergestalt vor der Menge entlarvt. Wenn ein Raub, ein Diebstahl ausgeführt worden, nennt er nicht blos den Verbrecher mit Namen, sondern bezeichnet auch den Ort, wo das geraubte Gut zu finden ist. Ihm sind die finstern Schatten der Mitternacht so klar wie der sonnenhellste Nachmittag, und er schaut die That des Bösewichts, der diese schwarze Stunde zur Verübung seines Frevels erkiest; dann erhebt er seine verhängnißvolle Stimme und klagt den Frevler laut der Blutschuld an. Und wenn nun in der Gegend, wo, zwischen Felsen eingeschlossen, die unscheinbare Hütte des Bento steht, ein heftiger, anhaltender Regen gefallen ist, wenn dann die Bergströme überfluten und wilde zackige Wolken über das entstellte Antlitz des Himmels hinwegjagen, dann kann man den bejahrten Bento erblicken, wie er seine magische Phiole mit dem Gewässer aus sieben Quellen füllt, ein Inhalt, der in seiner gottgeweihten Hand die Kraft besitzt, die schwersten Krankheiten zu heilen. Oder am stillen Abend, wenn kein Lüftchen das Laubwerk rührt, lauschen die andächtigen Landleute aus der Ferne dem heiligen Manne, wie er auf der Felsenspitze ein seltsam loderndes Feuer anzündet, worein er die Asche irgend eines vom Zauber gefesselten Vogels hineinschüttet, und noch manche andere abenteuerliche Ingredienz, welche die Macht besitzt, die verheerende Krankheit zu besiegen und den sterbenden Mann vom Rande des Grabes zurückzuführen.

(Der Beschluß folgt.)

Literarische Anzeige.

Bericht über die im Laufe des Jahres 1836 bei F. A. Brockhaus in Leipzig erschienenen neuen Werke und Fortsetzungen.

(Fortsetzung aus Nr. 77.)

33. Heinsius (Wilhelm), Allgemeines Bücher-Lexikon. Achter Band, welcher die von 1828 bis Ende 1834 erschienenen Bücher und die Berichtigungen früherer Erscheinungen enthält. Herausgegeben von O. A. Schulz. Erste bis siebente Lieferung. *Abälard — Moncada.* Gr. 4. Geh. Jede Lieferung auf Druckp. 20 Gr., auf Schreibp. 1 Thlr.

Die ersten sieben Bände dieses Werkes, 1812—29, kosteten früher 37 Thlr., sind aber jetzt zu dem ermäßigten Preise von 20 Thlrn. zu beziehen. Auch einzelne Bände werden zu billigern Preisen abgegeben.

34. Henz (Ludwig), Denkschrift zur Begründung des Projectes der Erbauung einer Eisenbahn zwischen Köln und Eupen als deutsche Hälfte der Bahn von Köln nach Antwerpen. Auszug der speciellen Bearbeitung des Planes. Mit einer Karte. (Elberfeld 1835.) Gr. 4. Geh. 16 Gr.

35. Horae Belgicae. Studio atque opera Henrici Hoffmann Fallerslebensis. Pars III. — Auch u. d. T.: Floris ende Bancefloer door Diederic van Assenede. Mit Einleitung, Anmerkungen und Glossar herausgegeben von Hoffmann von Fallersleben. Gr. 8. Geh. 1 Thlr.

36. — —, Pars IV. — Auch u. d. T.: Caerl ende Elegast. Edidit et illustravit Hoffmann Fallerslebensis. Gr. 8. Geh. 12 Gr.

P. I. II. Breslau 1830—33. 1 Thlr. 16 Gr.

37. Isis. Encyklopädische Zeitschrift, vorzüglich für Naturgeschichte, vergleichende Anatomie und Physiologie. Herausgegeben von Oken. Jahrgang 1836. 12 Hefte. Mit Kupfern. Gr. 4. 8 Thlr.

38. Julius, Die amerikanischen Besserungssysteme, erörtert in einem Sendschreiben an Herrn W. Crawford, Generalinspector der großbritannischen Gefängnisse. 1837. Gr. 8. Geh. 8 Gr.

39. Koenig (H.), Die Bußfahrt. Trauerspiel in fünf Aufzügen. 8. Geh. 16 Gr.

40. — —, Die Waldenser. Ein Roman. Zwei Theile. 8. 4 Thlr.

41. Leben Napoleon's, Das, kritisch geprüft. Aus dem Englischen. Nebst einer Nutzanwendung auf „Das Leben Jesu, von Strauß". Gr. 8. Geh. 12 Gr.

42. Lelly (Chevalier de), Cavalier-Perspective. Handbuch für angehende Verschwender. Gr. 8. Geh. 2 Thlr. 12 Gr.

43. Leo (Heinrich), Herr Dr. Diesterweg und die deutschen Universitäten. Eine Streitschrift. Gr. 8. Geh. 16 Gr.

44. Müller (Wilhelm), Homerische Vorschule. Eine Einleitung in das Studium der Ilias und Odyssee. Zweite Auflage, mit Einleitungen und Anmerkungen von Detlev Karl Wilh. Baumgarten-Crusius. Gr. 8. 20 Gr.

45. Olshausen (Hermann), Erwiderung auf die Schriften von Dr. Schribel, Kellner und Wehrhan gegen meine Abhandlung über die kirchlichen Ereignisse in Schlesien. Gr. 8. Geh. 12 Gr.

Die „Abhandlung" ꝛc., 1835, 8 Gr.

46. Pfennig-Magazin, Das, der Gesellschaft zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse. Jahrg. 1836. 53 Nummern. (Nr. 144—196.) Mit vielen Abbildungen. Klein Folio. Velinpapier. 2 Thlr.

Erster Jahrg., Mai 1833 bis April 1834, Nr. 1—52, 1 Thlr. Zweiter Jahrg., Mai bis December 1834, Nr. 53—91, 2 Thlr. 12 Gr. Dritter Jahrg., Januar bis December 1835, Nr. 92—143, 2 Thlr. Jede einzelne Nummer 1 Gr. 6 Pf.

47. Pfennig-Magazin, Das, für Kinder. Jahrg. 1836. 53 Nummern. Mit vielen Abbildungen. Kl. 4. Velinpapier. 1 Thlr.

Der erste und zweite Jahrg., cart., haben gleichen Preis.

(Die Fortsetzung folgt.)

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Mittwoch, —— Nr. 81. —— 22. März 1837.

Irland.

(Fortsetzung aus Nr. 80.)

Irland ist im Ganzen ein reizendes und malerisches Land. Der Reichthum seines Bodens, die Fülle seiner Vegetation, die Pracht seiner Gewässer, die schönen Formen seiner Berge, seine tiefen Baien und unzähligen Seen bieten dem Freunde der Natur einen fortwährenden Reiz, obgleich oft in kleinerm Maßstab. Hr. Inglis, ohne grade landschaftliche Schilderungen schreiben zu wollen, läßt uns doch an den Genüssen, die ihm die irische Natur verschafft, Theil nehmen. Er flößt den lebhaften Wunsch ein, die Ufer des Suir und den prächtigen Lauf des Shannon zu sehen, der von einem See in den andern fließt und in jedem neue Schönheiten bietet. In Dublin verweilte er bei seiner ersten Ankunft nicht lange, gibt aber mit wenigen kräftigen Pinselstrichen ein treues Bild von dem Charakteristischen dieser Stadt. Wir heben Folgendes als Beispiel aus.

Ich war, als ich das erste Mal die Vorstädte der Stadt in der Richtung nach dem Phönixpark besuchte, höchlich erstaunt über die große Ähnlichkeit der Bevölkerung spanischer Städte mit der Armenpopulation von Dublin; ich sah die nämlichen Lumpen und scheinbare Indolenz, das Resultat von Mangel an Beschäftigung und einer Herabwürdigung des moralischen Gefühls. Jungen lagen barhäuptig und barfüßig auf dem Pflaster, sodaß ihre Kartoffel nur in eine Melone und in ein Stück Weizenbrot verwandelt zu werden brauchte, um sie zu passenden Modellen für Murillo zu machen. Dazu halb verfallene Häuser und Hütten, mit Fenstern ohne Scheiben oder gar keinen Fenstern überhaupt.

Bei einer Viehausstellung in Dublin bemerkte ich, wie Jeder aufs eifrigste die geringste Beschäftigung suchte, um einen Penny zu verdienen. Dabei bemerkte ich noch einen andern unzweideutigen Beweis von Armuth. Nachdem das Vieh gefüttert worden war, wurden die halb abgefressenen Strünke der Gegenstand der Bestrebungen einer Schar zerlumpter Jungen und Mädchen. Vielfache Kämpfe fanden um diese kostbaren Überbleibsel statt. Doch ließ häufig Einer dem Andern aus Großmuth einen Biß in seine Beute thun und verschenkte einen Mundvoll an seinen Mitbruder. Bei dieser Gelegenheit kann ich nicht umhin, einen hübschen Zug aus dem irländischen Nationalcharakter zu erwähnen. Zwei Knaben drängten sich, um das Pferd eines Fremden zu halten. Nur einer konnte aber der Glückliche sein; als er jedoch seine zwei Pence erhalten, theilte er sie redlich mit seinem Nebenbuhler, den er eben bei dem Fremden ausgestochen hatte.

Fast gleich nach seiner Abreise aus Dublin betritt Inglis eine der so sehr von den Malern gefeierten Landschaften, das liebliche Thal von Avoca.

Ich blieb drei Tage daselbst — sagt er — durchstreifte die engen Thäler und die Berge, mischte mich unters Volk, sprach mit Jedem, ordnete aber dabei meinen Antheil an der Schönheit des romantischen Landes einem Interesse höherer Art, das sich auf die gesellschaftliche Lage des Volks bezieht, unter. Diese Betrachtung war weniger angenehm; denn obgleich ich in der nächsten Grafschaft bei Dublin war, in einem Lande voll von Villen und Landsitzen der großen Grundeigenthümer, obgleich die Bergwerke um Wicklow um diesen Ort her über 2000 Personen beschäftigen, so hatte ich doch wenig Ursache, in Betreff des Zustandes des Volks befriedigt zu sein.

Die Pachtzinsen übersteigen fast überall in der Grafschaft Wicklow den möglichen Ertrag des Bodens, und die kleinen Pächter haben ebenso viel Mühe wie die Tagelöhner, um nur so viel zu gewinnen, daß sie nicht Hungers sterben. Bei Protestanten wie bei Katholiken herrscht allgemein nur Eine Klage über die Höhe des Grundzinses, und die Einen wie die Andern leben im elendesten Zustand. Fragt man sie, warum sie sich selbst verpflichtet hätten, einen Pachtzins zu zahlen, von dem sie doch wüßten, daß er zu hoch sei, so antworten sie einstimmig: Wie hätten wir anders leben, was hätten wir anders thun können? In der That ist in Irland der allgemeine Begehr nach Ländereien nichts als das tolle Aufgebot von Leuten, mit denen es aufs Äußerste gekommen ist.

Was das Verhältniß der Tagelöhner betrifft, so entspricht es keineswegs Dem, was mir einige meiner Freunde in Dublin davon gesagt hatten, die doch die Grafschaft Wicklow hätten kennen sollen. Sie hatten mir versichert, die Tagelöhner hätten hinlänglich Arbeit und ihr Leben sei ziemlich glücklich. Um mir darüber ein Urtheil zu verschaffen, wanderte ich eines Nachmittags nach den Anhöhen; ein kurzer Spaziergang führte mich in ein enges Thal, in welchem mehre Hütten zerstreut lagen. Die erste, in die ich eintrat, war aus Koth gebaut und bestand nur aus einem einzigen Raum; man war darin weder gegen den Wind noch gegen den Regen geschützt; der Boden war feucht, und ich fand darin als Meubeln nichts als ein kleines mit sehr dünner Decke versehenes Bett, eine hölzerne Bank und einen eisernen Topf. Es gab darin weder Rauchfang noch Fenster; auf dem Boden aber sah man einige Überreste von Meerbinsen, die man daselbst verbrannt hatte. Der Bewohner dieser Hütte bezahlte für diese elende Wohnung, zu der kein Zoll Landes gehörte, jährlich 2 Pfd. Sterling Miethzins. Die andere, in die ich eintrat, war am Abhange eines Hügels erbaut und in ihrer Bauart ganz der vorigen ähnlich. Ich fand eine Frau mit vier Kindern darin; ihr Mobiliar bestand aus zwei kleinen Betten ohne Zubehör, einem Schemel, einer kleinen Bank und einem Topf. Auch hier hatte man Meerbinsen, das einzige Brennmaterial, das sich die Armen dieser Gegend verschaffen können, gebrannt. Die Kinder gingen in Lumpen, und ihre Mutter beklagte sich, daß sie sie deswegen nicht in die Schule

schicken könnte. Der Vater war ein Tagelöhner und hatte sich täglich für 6 Pence verdungen, mußte aber, um den Miethzins für seine Hütte abzuverdienen, jährlich 80 Tage umsonst arbeiten, sodaß ihm Tag für Tag nur 4½ Pence übrig blieb, um seine Frau und vier Kinder mit Kartoffeln, von denen ihm der Stein (14 Pfd.) 4 Pence kostete, zu ernähren.

Es ist hierbei zu bemerken, daß Inglis die Arbeit der Frau und Kinder in Irland gar nicht in Anschlag bringt. Dies erklärt sich sehr einfach aus dem Umstande, daß in einem Lande, wo die Hälfte der Männer nicht Beschäftigung findet, es unmöglich ist, für schwächere Wesen Lohnarbeit zu finden.

Ich trat — fährt Inglis fort — in die dritte Hütte, die an Elend die beiden erstern noch übertraf. Man war darin weder gegen den Wind noch gegen den Regen geschützt; es fand sich darin weder ein Bett, noch überhaupt irgend ein Hausrath, einen Schemel und einen eisernen Topf ausgenommen; von Feuer war keine Spur zu finden. In dieser elenden Wohnung befand sich eine anständig gekleidete Frau mit fünf Kindern. Ihr Mann war Tagelöhner und verdiente sich ebenfalls täglich 6 Pence. Diese Familie hatte ein Schwein gehabt, das ihr aber einige Tage zuvor zur Bezahlung des Miethzinses genommen worden war. Die armen Leute hatten darauf gerechnet, durch den Erlös für ihr Schwein, wenn es fett sein würde, den Zins berichtigen zu können und in dieser Hoffnung ihre täglichen 6 Pence zu ihrer eignen Nahrung aufgehen lassen. Der hohe Preis der Kartoffeln hatte sie aber in Rückstand gebracht, bevor ihr Schwein groß genug geworden war, um mit Vortheil verkauft werden zu können. Vielleicht darf man Den, welcher es wegnehmen ließ, nicht grade so sehr tadeln; es war ein kleiner Gebirgspachter, der 20 Schilling für jeden Acker Pacht zahlte und fast ebenso viel Mühe hatte, zu leben und seinen Pacht zu zahlen, als der arme Tagelöhner, der von ihm abhing.

Auf diese Weise verfährt Inglis auf seiner ganzen Reise, indem er in die geringsten Einzelnheiten des Zustandes der niedern Classe eingeht. Die Grafschaft Wicklow, in der er sich damals befand, ist eine der wohlhabendsten im Süden von Irland: die Zahl der reichen Leute und schönen Landhäuser ist beträchtlich, die Erde ist fruchtbar, der Ackerbau vervollkommnet und das Land spendet seine Erzeugnisse im Überflusse; und doch geben die drei Hütten, deren Beschreibung wir eben mitgetheilt haben, eine richtige und keineswegs übertriebene Ansicht von der Lebensart des Mittelschlags der ackerbauenden Classe, nicht blos in der Grafschaft Wicklow, sondern in ganz Irland. Es gibt zwar einige Ausnahmen in Orten, die durch die Nähe einer reichen Stadt begünstigt sind, oder eher noch durch die Mäßigung eines reichen und edelmüthigen Grundbesitzers, der es sich zur Regel gemacht hat, seine Ländereien zum alten Preis zu verpachten und die vortheilhaftern Anerbietungen zurückzuweisen. In solchen Gegenden sind die Hütten der Tagelöhner etwas besser; manchmal sind sie in zwei Gemächer getheilt, auch findet man einigen Hausrath, einiges irdene Geschirr, und die Tagelöhner verbinden auch manchmal eine andere Speise mit ihren gesottenen Kartoffeln. So ist z. B. die Baronie Forth ein District, der im ganzen mittäglichen Irland gerühmt wird, als von einem Menschenstamme bewohnt, der, welscher Abkunft, eines glücklichern Lebens sich erfreut, gewerbfleißig, klug, friedfertig, sauber und mäßig ist und seinen Stolz darein setzt, den Schein von Ordnung und Wohlstand bei sich zu erhalten.

Doch — fügt Inglis hinzu — darf man nicht etwa denken, daß sie sich im Überflusse befinden, und daß ihre Lebensweise völlig von der, in den übrigen Theilen der Insel gewöhnlichen verschieden sei. Sind sie sauberer und ordentlicher, befinden sie sich scheinbar in einigem Wohlstand, so rührt dies mehr von einer Verschiedenheit des Charakters als der Lage her. Auf der andern Seite hat sie ihr Gewerbfleiß und ihre Voraussicht auf Verbesserung des Ackerbaues denken und vielleicht ein etwas größeres Capital, als die übrigen Irländer im Stande sind, anwenden lassen, vermöge dessen sie den Tagelöhnern regelmäßigere Arbeit geben können, sodaß es nur Wenige gibt, die keine Arbeit fänden. Die Arbeitslöhne sind aber nicht höher als anderwärts und folglich kann ihre Lebensweise nicht sehr verschieden sein. Doch bildet die Kartoffel nicht ihre einzige Nahrung, sondern sie genießen auch häufig Gerstenbrot, und bei den Weibern ist sogar der Thee ein allgemeiner Luxusartikel.

Das Bild dieses sehr mäßigen Wohlstandes erregt aber fast ebenso trübe Gefühle als das des allgemeinen Elends, da man deutlich fühlt, daß es mit diesem Wohlstand nicht mehr lange dauern wird. Wenn einst diese wackern Leute, die jetzt grade noch so viel haben, um leben zu können, ihre Pächte werden erneuern wollen, so wird man sie steigern, wie man sie von Geschlecht zu Geschlecht gesteigert hat und noch fortwährend ohne Unterlaß in ganz Irland steigert. Dann werden sie nach und nach der Butter, dem Gerstenbrot, der Buttermilch und dem ganzen Schein von Sauberkeit und Anstand, der ihnen eigentlich noch mehr am Herzen lag als gutes Essen und Trinken, entsagen müssen.

Ein Pachtgeld von 2 Pf. St. für den Acker übersteigt weit den mittlern Ertrag der Ländereien in England, ist aber lange nicht die höchste Bodenrente, welche die reichen irländischen Landeigenthümer oft ihren Pächtern abzudrücken wissen, obgleich die Erzeugnisse Irlands, da sie meist zur Ausfuhr bestimmt sind, weit weniger dem Landmanne eintragen. Während seines Aufenthaltes in Waterford machte Inglis häufig Ausflüge und fand in seinen Nachforschungen, die er dabei anstellte, kleine Pachtungen, bei denen der Acker zu 4 Pf. St. 10 Sch., 5 Pf. und selbst 7 Pf. verpachtet war.

In allen diesen Pachtungen — sagt er — machte die Kartoffel die einzige Nahrung des Pächters aus, zu welcher allein nur die Abgänge vom eingesalzenen Schweinefleisch manchmal kamen. In Waterford gibt es nämlich einen Platz, Arundel-Square genannt, wo die Rückgrathsknochen und andern Theile des Schweins, die es sich auszuführen nicht verlohnt, das Pfund zu 1½ oder 2 Pence verkauft werden, und Sonnabend Abends ist der ganze Platz mit gierigen Käufern angefüllt. — Bei jenen hohen Pächten können die Pächter unmöglich subsistiren; mehre unter ihnen gaben mir es auch zu, daß sie ihre Rückstände niemals würden bezahlen können, und so drückende Bedingungen nur deswegen eingegangen wären, weil der Hunger sie gezwungen hätte. Dies ist die allgemeine Folge des Verpachtens von Länderien an den Meistbietenden. Leute, die kein anderes Gewerbe als den Ackerbau kennen und in so großer Anzahl arbeitslos sind, werden Alles versprechen, was man von ihnen verlangt, um nur ein Obdach zu erhalten.

Die Pächter, welche man aus ihrer Pachtung verjagt, um diese dem letzten Meistbietenden zu überlassen, haben kein Mittel gesetzlichen Widerstandes gegen eine Handlung

der Habgier, die sie mit ihren Familien an den Bettelstab oder gar zum Tode bringt; darf man sich daher wundern, wenn sie oft das Haus und die Ernten Desjenigen, der sie auspachtete, mit Feuer bedrohen? Ein Mann, der in ähnlicher Lage sich befand, zeigte Inglis einen Drohbrief, den er eben erhalten hatte.

Er war von Waterford gekommen, um einige Ländereien, die er bei Newroß besaß und für die er zeither 3 Pf. 5 Sch. den Acker bekommen hatte, zu einem höhern Preis zu verpachten. Er konnte aber in Folge jenes Drohbriefs keinen Pächter mehr finden.

(Die Fortsetzung folgt.)

Lord Carnarvon über Portugal und Galicien.

(Beschluß aus Nr. 80.)

Die Provinz Entre Minho, die der Verf. zweimal und zwar mit der größten Genauigkeit durchreiste und durchforschte, beschreibt derselbe als ein wahres Feenland an Fruchtbarkeit sowol wie an romantischer Wildniß, und die Beschreibungen, welche Lord Carnarvon, wie man wol sieht, mit wahrer Herzensfreude von diesen reizenden Gegenden gibt, sind so geistreich und malerisch, daß sie dem Buche ein hohes Interesse verleihen. In den mildern Districten dieser Provinz wachsen die Theepflanze und der Jasmin vom Cap ohne große Pflege, während der Azereiro oder Prunus Lusitanica, der Cytisus und verschiedene Abarten von dem Cistusgeschlecht in dem lebendigsten Durcheinander mit andern üppigen Gewächsen des reichen Südens abwechseln. Die Felder strotzen von dem Segen des indianischen Korns, die herrlich grünenden Wiesen sind reich bewässert, sowol durch schöne natürliche Ströme als durch künstliche Wasserleitungen. Die Abhänge der Hügel, die sich terrassenförmig erheben, sind mit außerordentlicher Sorgfalt angebaut; die Weinstöcke ranken sich an den höchsten Bäumen hinauf und eine einzige mächtige Rebe windet sich oft an drei verschiedenen Stämmen empor, an der gewaltigen Eiche, dem stolzen Kastanienbaum und der schlanken Pappel. Dem Wanderer, der in irgend einem der fruchtbaren Minhothäler weilt, bieten sich alle diese Schönheiten dar, zu dem entzückendsten Ganzen vereint, und es ist ihm zu Muthe, als ob er in dieser holden Anschauung ewig schwelgen müßte, während er von den benachbarten Granitfelsenhöhen eine Scene beherrscht, wie sie nur in den Lieblingsbildungen der Natur vorkommt. Ein reiches Waldland, von silbernen Flüssen durchschnitten, zahlreiche Dörfer, halb sichtbar, halb in dem tiefgrünen Laube verborgen; hier und dort zeigt sich ein Platz, der ganz unzugänglich scheint und dennoch von den kühnen Bergbewohnern mit köstlichem Mais bepflanzt ist, dessen Fruchtbarkeit nun in den Lüften zu schweben scheint. Zwischendurch düstern die Trümmer des Schlosses eines längst vermoderten Ritters, heilige Ruinen, um deren jede eine eigne geweihte Sage schwebt, und deren jede von ihrem eignen Schutzgeist oder von ihrer schönen Maurenprinzessin behütet wird. Von diesen altergrauen Castellen senkt sich der Blick von Neuem in die reiche Ebene, wo in friedlicher Pracht sich die Klöster mit ihren mächtig ragenden Thürmen erheben. Freilich sind, seitdem der empfindungsreiche Lord in diesen herrlichen Aussichten schwelgte, zehn Jahre, zehn bewegte und blutige Jahre verflossen, und wir glauben fast, daß der Wanderer, der die Minhothäler gegenwärtig besuchte, auch dort nicht Alles mehr so finden würde, wie es damals war.

Hören wir mit des Verfassers eignen Worten, wie er sich in schöner, naturgemäßer Begeisterung weiter über jene köstlichen Gefilde ausspricht: „Ich glaube, daß es dem kältesten und rohesten Menschen unmöglich ist, sie ohne Entzücken, ohne ein fast melancholisches Entzücken zu betrachten. Sogar die harten Sieger der alten Welt, die wol zu sanftern Seelenregungen nicht allzu geneigt waren, wurden durch die überraschende Schönheit der Cavadothäler ergriffen und bezwungen. An den Ufern dieses unvergleichlichen Stroms senkten sie ihre Adler und wollten ein so gottgeliebtes Land nicht mehr verlassen. Der poetische Geist des Volks ergriff sie; sie nannten den Lima und Cavado die Ströme der Vergessenheit und vergaßen in einem Anfall leidenschaftlichen Enthusiasmus die Bande, die sie an die ferne Heimat knüpften. Poesie und Gesang sind hier eingeboren; der Bewohner von Traz os Montes ist seiner natürlichen Anlage nach nicht minder dichterisch als der Eingeborene von Entre Minho; allein diese unverkennbare gleiche Naturanlage Beider modificirt sich doch nach ihrer verschiedenartigen Gegend und nach der daraus hervorgehenden Verschiedenheit ihres Charakters. Das Gemüth des Letztern ist leichter und elastischer; es verschönert alle Züge und weiß auch Gegenstände von minderm Interesse mit einer ungemeinen Anmuth zu bekleiden, alltägliche Dinge mit orientalischer Phantasie zu metamorphosiren. Dagegen hat das Gemüth des Gebirgsbewohners von Traz os Montes etwas von der eigenthümlichen Schwere seines minder genialen Klimas, etwas von der Düsterheit der gothischen Welt. So, um ein Beispiel zu geben, würde das heitere Volk vom Ufer des Minho die purpurfarbige Wolke, welche der untergehenden Sonne zur Ruhe leuchtet, mit der schönen Damaskusrose vergleichen, die in seinem eignen lieblichen Thale von Barcelos blüht; der Bewohner von Traz os Montes dagegen mit dem Blute eines erlegten Feindes. Eine gleiche Verschiedenheit bemerkt man in ihren provinzialen Gesängen und Volksliedern. Sanfter und zärtlicher Natur sind diese in den Minhothälern; sie feiern die Freuden und Bekümmernisse des menschlichen Daseins, aber die Einrahmung ist immer eine heitere. In Traz os Montes tönt auch das lebendige, unvergängliche Lied, aber es schwillt oft über von ungebändigter Leidenschaft und glühender Rache. In Entre Minho versteht sich auch der Bauer auf Zartheit, ja auf Feinheit des Umgangs; in Traz os Montes herrscht der Heroismus vor und man bekümmert sich wenig um feinere Empfindungen. Die Bewohner beider Provinzen sind im vollsten Sinne des Worts loyal; aber in der Provinz Entre Minho ist diese Loyalität eine unmittelbare, die sich keine weitere Rechenschaft gibt, eine heitre und fröhliche, so etwa wie die Loyalität eines Franzosen aus der alten Schule; dagegen in Traz os Montes ist die Anhänglichkeit an den angestammten Fürsten in unruhigen Zeiten eine schwere, finstere, übergreifende Leidenschaft, aus der alle Selbstliebe verbannt ist und die kaum einen coexistirenden Gedanken aufkommen läßt. Einen gewissen Gleichmuth der Seele (jene tranquillitas animi, von der Seneca schöne Dinge sagte, obgleich er sie selbst nicht besaß) behauptet der Bewohner von Entre Minho, selbst wenn seine Empfindungen überfließen, und sein Geist bewölkt sich selten; dagegen läßt sich sein heftigerer Bruder aus den Hochlanden entweder zu dem lustigsten Enthusiasmus hinreißen oder zur tiefsten Niedergeschlagenheit herabdrücken, und in solcher Gemüthsstimmung erschrickt sein sonst keiner irdischen Gefahr zugängliches Herz vor einer Wolke, vor einem Wellenspiel des Flusses, als vor einer unheilvollen Vorbedeutung. Er hegt in der That auch seine goldenen Träume und frohe Vorausnahmen der Zukunft, denen er vollen Glauben schenkt; aber er hat auch seine untrüglichen finstern Vorboten hereinbrechenden Unglücks. Beide, die Einwohner von Traz os Montes sowol als die von Minho, sind mit andachtsvollem Enthusiasmus ihrem heimischen Boden zugethan, und die Letztern behaupten fest, daß weder ein anderer Theil von Portugal noch der übrigen bewohnten Welt an Schönheit und Lieblichkeit mit ihren Thälern verglichen werden könne. Nur der Himmel allein besitze noch so zauberische Gefilde. Und was diese Behauptung anbelangt, so vermag Derjenige, der, was sie so erheben, mit Augen sah, sie wol zu entschuldigen."

Der Leser wird aus diesem Bruchstück des Originals, das wir absichtlich hier mittheilten, einigermaßen die feinsinnige,

plastische, durchgebildete und wahrhaft geistige Darstellungsweise des Verf. dieser interessanten Reiseskizzen abnehmen. Der zweite Theil seines Werks schildert uns mit den lebhaftesten Farben die furchtbare Revolution in Lissabon zu Gunsten Don Miguel's; nächstdem beschreibt er die Wanderungen des Verf. in den südlichen Provinzen, die selten von Reisenden besucht werden, und welche, zu allen Zeiten wild und gefahrvoll, es damals doppelt und dreifach waren. Die Schilderungen dieser Ausflüge sind in hohem Grade malerisch und poetisch. In Evora büßte auch der Verf. seine Wanderlust mit einer zweiten Gefangenschaft, die leicht für ihn das Ende aller Dinge hätte herbeiführen können. Auch die Erzählung dieser Einkerkerung ist sehr anziehend. Da uns der Raum nicht viel Abschweifungen mehr verstattet, so begnügen wir uns schließlich, die Bemerkungen des geistreichen Verfassers in Betreff der Basken, dieses „großen, ruhmvollen und freien" Volksstammes, in gedrängtem Auszuge mitzutheilen.

Die Basken, Basquen oder Guasken sind zu allen Zeiten ein überaus merkwürdiger Volksstamm gewesen; sie haben von Jahrhundert zu Jahrhundert bis auf den heutigen Tag ihre eigne, von der spanischen weit verschiedene Sprache bewahrt. Nach mehren übereinstimmenden Quellen scheint es, daß die Hochlanddistricte von Biscaya, Alava und Guipuzcoa niemals von den an allen andern Orten unüberwindlichen Römern unterjocht worden sind. Aus diesem Grunde kann man in keinem Theile der baskischen Provinzen Spuren von römischer Sprache, Religion, Gesetzen und Gebräuchen auffinden. In den Zeiten des Verfalls und der nahen Auflösung des alten westfränkischen Reichs waren die Basken gefeiert wegen ihres kriegerischen Geistes und eroberten einen großen Theil von Frankreich, obgleich sie sich dort nicht lange behaupteten. Die Gascogne, welche von da an ihre eigne Geschichte datirt, ist ohne allen Zweifel eine Niederlassung und Verlassenschaft der alten Basken. Als die Mohammedaner in Spanien einfielen, waren sie nicht glücklicher in ihren Kämpfen gegen diese Hochländer des nördlichen Spaniens; zwischen ihren Felsen hatte seit Jahrhunderten der verfolgte christliche Glaube eine sichere Zufluchtsstätte gefunden. Von diesen Wildnissen aus trat er, nachdem die Herrschaft der Heiden gebrochen war, gleich einem segensreichen Strom wieder in die Ebene aus, die er endlich gnadenreich ganz überströmte, bis er zuletzt keine Grenze mehr fand als das Meer. Jeder Biscayer ist adelig von Geburt und in dieser Eigenschaft in allen spanischen Provinzen anerkannt. In dem Civilrechte herrscht eine vollkommene Gleichheit des Höchsten wie des Niedrigsten, und so vor dem Gesetz im Allgemeinen. Weder directe Auflagen noch indirecte Steuern wurden jemals durch die spanische Regierung von den Biscayern erhoben. Hierüber besagten die Fueros oder Freiheiten und Statuten der Basken so viel: „Die Herren von Biscaya hatten immer auf gewissen Häusern und Ländereien in allen biscayischen Städten eine festgesetzte Jahresrente und Schätzung, und so haben sie gleicherweise in den Eisenwerken eine Gebühr von 16 Dineros Viejos auf jeden Centner geschmiedetes Eisen und auf den Klöstern und Propsteischaften; allein sie haben niemals irgend einige Alcavala oder Auflagen oder sonstige Contributionen auf den Gütern jenseit der Gebirge gehabt; im Gegentheile sind die Biscayer und die Bewohner von Durango jetzt, wie immer, frei und ausgenommen von jedweder Steuer, von allem Dienste, von aller Alcavala und jeglicher Verpflichtung, welchen Namen sie auch haben mag." (Fueros des baskischen Gesetzes, IV, tit. 1.) Desgleichen befanden sich auf der baskisch-französischen Grenze durchaus keine Zollhäuser, und die spanische Regierung konnte, so lange sie die Fueros von Biscaya respectirte, ihren Handel auf keine dergleichen Art beschränken. Die Königin hat allerdings in Folge ihrer allgemeinen Politik gegen die Basken auch in dieser Hinsicht weniger Umstände mit ihnen gemacht. Die königlichen Truppen durften unter keinem Vorwande, weder in Friedens- noch in Kriegszeiten die Grenzen der Provinz überschreiten; nur eine specielle Erlaubniß von Seiten der Generaljunta konnte einen solchen Einschritt herbeiführen. Diese Generaljunta, das Parlament von Biscaya, bestand aus dem Corregidor und drei stellvertretenden Corregidores, die zwar von der Krone eingesetzt, aber nicht zum Votiren bevollmächtigt waren; ferner aus sechs Regidoren, die von der Junta ernannt und in gewisser Beziehung den englischen Aldermen zu vergleichen waren. Außerdem gab es noch zwei Volkstribunen, die gleichfalls von der Junta erwählt wurden, und demnächst die Deputirten aus allen Städten, Flecken, Dörfern, Vorwerken und einzelnen Häusern der Herrschaft. Bekanntlich versammelten sich diese Deputirten am Tage der Zusammenberufung unter einem uralten Baume nahe bei Guernica und nahmen ihre Sitze auf Steinbänken ein. Über dem Sitze, den der Corregidor oder Herr von Biscaya einnahm, sowie über denen der beiden Volkstribunen prangten die Wappen von Castilien. Nach den gewöhnlichen Eingangsformeln und Ablegung der Eidschwüre gingen die Deputirten in die Kirche, um dort einen feierlichen Gottesdienst zu verrichten, und jedesmal ging dem Anfange der Sitzung die Durchsicht der Deputirtenliste voraus, um genau zu prüfen, ob jeder Anwesende unbescholtenen Rufes und unbefleckten Charakters sei. Denn nach ihren Grundsätzen durfte kein anrüchiger Mann über ein freies und tugendhaftes Volk zu Gericht sitzen. Ebendeshalb führten auch diese Volksabgeordneten den ausdrücklichen Namen der Guizon-onac oder guten Männer des Volks, ein hinlänglicher Beweis der Integrität, womit sie von Geschlecht zu Geschlecht ihre Geschäfte verwalteten, sowie des vollkommenen Vertrauens, das ihre Landsleute in sie setzten. 80.

Notiz.

Giov. Battista Niccolini glänzt als Tragiker neben Alfieri, Silvio Pellico und Manzoni. Seine Werke sind neuerdings unter dem Titel: „Tragedie di *G. B. Niccolini*" (2 Bände, Capolago 1835) erschienen. Seit Manzoni verstummt ist, verehrt Italien nun Niccolini als dessen einzigen Nachfolger. Jener Vorgänger führte ihn von der sogenannten classischen Tragödie, mit welcher („Polissena") Niccolini zuerst (1810) aufgetreten war, zur sogenannten romantischen über, und er wählte fortan neuere historische Stoffe, vorzüglich vaterländische. So erschienen: „Foscarini", „Sforza", „Sicilische Vesper" und zuletzt „Nabucco", in welchem assyrischen Gewaltherrscher wir keinen Andern erblicken, als — Napoleon, und dann neben ihm Assene (den Herzog von Vicenza, Caulaincourt), Arsace (den wahren Helden des Stücks, Carnot), Mitrane, das Oberhaupt der Magier (Pius VII.), Vasti (Lätitia) und Amiti (die Kaiserin Marie Luise). Der Schauplatz ist Babylon, die Zeit ist die der Eroberung der Stadt durch die Verbündeten; Assene fällt im Kampf (wovor sich aber bekanntlich Caulaincourt zu hüten gewußt hat), Amiti flieht zu ihrem Vater, Mitrane nimmt die Vasti mit sich nach Reblata (Rom), Arsace rettet den Nabucco aus dem Getümmel der Niederlage und verspricht ihm seinen Beistand zur Vertreibung der eingedrungenen Feinde unter der Bedingung, daß er vom Throne steige und die Republik herstelle. Nabucco aber erklärt, daß zwar als Sieger er sich würde entschließen können, freiwillig die Krone niederzulegen, aber jetzt als Besiegter er auf dem Throne sterben müsse und wolle, jedoch sein Tod verborgen bleiben solle; und so stürzt er sich mit den letzten Worten:

> Sei diese Flut mein unbekanntes Grab!
> In Furcht stets soll'n die Kön'ge mich erwarten.

in den Euphrat, der zwischen den Mauern des Palastes in finsterer Tiefe hindurchrauscht. Die Verbündeten dringen ein und der Vorhang fällt. 66.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Donnerstag, —— Nr. 82. —— 23. März 1837.

Irland.

(Fortsetzung aus Nr. 81.)

Beinahe alle Gewaltthätigkeiten und Mordthaten, die Irlands Boden beflecken, entstehen, wie Inglis an einer andern Stelle bemerkt, aus einem jener beiden Hauptübel, an denen das Land leidet, aus dem allgemeinen Begehr nach Pachtungen.

Ehe ich Waterford verließ — sagt der Verf. — besuchte ich einige der schlechtesten Stadttheile und fand daselbst ein schaudererregendes Elend. In halb offenen Hütten fand ich in jeder drei bis vier Familien, von denen jede einen Winkel des Gebäudes inne hatte und auf Stroh lag. Sie besaßen auch nicht den geringsten Hausrath oder irgend einige Geräthschaften. Die Hütten waren von allen Seiten mit Koth und Unrath umgeben. Die Familienväter waren abwesend, sie machten grade die Runde auf dem Lande, um Kartoffeln zu betteln.

Hierbei darf man nicht vergessen, daß dieses schreckliche Elend sich nicht in einem von der Natur stiefmütterlich ausgestatteten Lande findet, sondern auf dem fruchtbarsten Boden, unter einem für den Pflanzenwuchs höchst günstigen Himmelsstrich, in einem Lande, wo Fröste, lange Trockenheit, Überschwemmungen und Hagel fast unbekannt sind, wo die zur Ausfuhr bestimmten Ernten fast nie fehlschlagen; daß zu gleicher Zeit diese Ländereien, deren Erzeugnisse weder der Pachter noch der Tagelöhner genießen kann, auf die vollkommenste Weise bebaut werden, sodaß selbst der aus England kommende Reisende nichts an ihrer Bebauung zu tadeln finden würde. Man muß ferner bedenken, daß an der Seite dieser Höhlen des tiefsten Elends die Schlösser des hohen Adels sich erheben. Inglis besuchte unter andern die prächtige Besitzung des Marquis von Waterford, mit einem Park von 4600 Acker Flächeninhalt, dem schönsten und größten, den man in allen drei Königreichen finden kann. Die Besitzung des Lords Besborough, nicht weit von jener, ist nicht minder wegen ihrer Pracht bemerkenswerth. Rings herum in dieser Gegend liegen in großer Anzahl die Schlösser des Adels, in deren Bildergalerien man die ausgesuchtesten Kunstwerke sieht. Ganz nahe dabei findet man endlich auch die große Baumwollenmanufactur von Mayfield, welche die reichen Quäker Malcomson, des hartnäckigen Widerstandes des Marquis von Waterford und aller Beresford ungeachtet, errichtet haben. Sie hält die Concurrenz mit Manchester selbst auf den englischen Märkten aus und beschäftigt gegen 900 Arbeiter. Es fehlt also nicht an Reichthum, noch an Einsicht, noch an Gewerbfleiß, noch am Beispiel, noch an Aufmunterung, welche die großen Eigenthümer geben könnten, noch endlich an hoher Civilisation und dem Schutz der Gesetze. Der Reisende, der nur die Dinge betrachtet, wird von allen Seiten zur Bewunderung aufgefodert; derjenige aber, welcher sich mit dem Schicksale der Menschen beschäftigt, wird abwechselnd von der größten Entrüstung und dem schmerzlichsten Mitleid bestürmt und zerrissen.

Dieser Contrast drang sich Inglis besonders in der Grafschaft Kilkenny auf, nachdem er einige schöne Gemäldesammlungen reicher Grundherren in der Umgegend durchmustert hatte. Einige von diesen wurden vom Volke wegen ihres Wohlwollens gelobt, und doch war die Lage desselben immer noch bedauernswürdig.

Ich begegnete Weibern und Müttern — erzählt er zum Beweis dieser Behauptung —, die auf dem Lande betteln gingen und nach langem Umherstreifen mit einigen Kartoffeln in ihrem Sacke zurückkehrten. Dies waren aber keine habituellen Bettler, sondern, wie ich mich davon versicherte, die Weiber und Töchter von Tagelöhnern, die keine Arbeit finden konnten. Mehre von ihnen wußten nicht, woher sie Saatkartoffeln für ihr kleines Stück Land bekommen sollten. Das Elend in den Hütten war außerordentlich, in den meisten sah man kein Schwein. Jetzt fing ich an, das Land besser zu begreifen. Anfangs war ich betroffen, wenn ich einen Schweinsrüssel an der Thüre einer Wohnung sah, und es schien mir, als müßten ihre Bewohner sehr elend sein, wenn sie nur einen Wohnraum für sich und das Schwein hätten; jetzt aber freute ich mich, wenn ich ein Schwein sah, und sparte mein Mitleid für Die auf, die keines hatten. Ohne Zweifel wäre es besser, wenn das Schwein einen besondern Stall hätte; aber dessenungeachtet freute ich mich, dasselbe, das nach dem Ausspruch der irländischen Bauern „das meiste Recht hat, im Hause zu leben, da es den Zins zahlt", durch die Thür des einzigen Gemachs der Hütte ein- und ausgehen zu sehen und es im Innern grunzen zu hören. Ich sah bei Thomastown ein Beispiel des höchsten Glücks, das eine arme irländische Familie erreichen kann: drei Schweine bewohnten mit ihr eine Hütte.

Wenn Inglis diese Bemerkungen bei Grundbesitzern zu machen Veranlassung findet, die als mild und wohlwollend gegen ihre Hintersassen gelten, wie muß es erst um die Pächter und Tagelöhner stehen, die von hartherzigen Grundherren — und das sind die meisten irländischen Großen, da sie fast immer abwesend sind — abhängen. Inglis klagt sie auch, so viel er kann, schonungslos vor der öffentlichen Meinung an. So den Lord

Clifden, Grundherrn der Stadt Callen und des umherliegenden Landes in der Grafschaft Kilkenny. Dieser Edelmann, der ein Einkommen von 10,000 — 12,000 Pf. Sterling aus seinen Gütern zieht, hat nicht allein durch die Strenge, mit der er seine übermäßig hohen Pächte eintreibt, den schrecklichsten Mangel bei allen Bewohnern herbeigeführt und thut gar nichts, um denselben zu lindern, sondern erhebt auch noch Steuern von ihrem Elend. Er hat nämlich an den Thoren des ihm gehörigen Callen eine Eingangsaccise auf alle zum Leben nothwendigen Gegenstände, auf Kartoffeln, Kohlen, Buttermilch gelegt, die ihm ungefähr 250 Pf. Sterling einbringt. Die Zahl der Einwohner dieses Orts beläuft sich auf 4 — 5000, von denen 1000 häufig keine Arbeit haben, 6 — 700 durchaus ohne alle Hülfsquellen und 200 Bettler sind, die körperliche Gebrechen unfähig zu aller Arbeit machen. Der Vorwand zu dieser Auflage war die Unterhaltung der Straßen; aber niemals ist ein Pfennig hierzu verwandt worden, denn sie sind in einem so schrecklichen Zustande, daß man der Post 12 Minuten mehr bewilligt, um die Stadt zu passiren, da kein Reisender sich dazu verstehen würde, anders als zu Fuß durch sie zu gehen. In den von den niedern Classen bewohnten Stadttheilen sind die Hütten oder vielmehr Höhlen der Einwohner in die Erde ausgegrabene Löcher, mit ein wenig Stroh, und umsonst sucht man in ihnen die geringste Spur von Bequemlichkeit oder verfeinertem Leben.

Was außerdem noch in Irland so auffällt, ist der Grad, in welchem das ganze Schicksal der armen Classe von der reichen abhängt. Man sieht in diesem Lande keine Abstufung zwischen den Armen und Reichen, die ein gemeinschaftliches Band zwischen allen Verhältnissen bildete. Zwischen Beiden herrscht eine weite Kluft. Die Reichen sind hier die wahren fruges consumere nati; der Reiche allein verzehrt den Überfluß des Landes, der nicht ins Ausland geht, nur der Reiche kann etwas unternehmen, auf die Zukunft denken, sich mit Verbesserungen befassen; er allein gibt und bezahlt alle Arbeit und ist so nicht allein Herr alles Bodens, sondern auch Herr aller Capitalien, aller Arbeit und aller Kräfte. Im übrigen Europa ist der arme Arbeiter immer seines Glückes Schmied und sein Wohlsein und sein Elend hängt größtentheils von ihm ab. In Irland aber und einigen Theilen Englands hängt der Arme ganz von dem reichen Grundherrn ab; und dieser, der auf diese Weise für so viele Leben verantwortlich ist, kann nicht nur durch seine Laster, sondern sogar durch seine Launen, seine Irrthümer und Unglücksfälle, seine Jugend, seine Krankheit, und vorzüglich durch seine Abwesenheit den Wohlstand eines ganzen Districts ruiniren und seine Bewohner an den Bettelstab bringen.

Dergleichen Fälle sind bei der Glanz- und Genußsucht der irischen Großen sehr häufig, die meisten derselben lieben eine Beschwendung und Pracht, die selbst mit ihrem oft kolossalen Vermögen außer Verhältniß steht, und ruiniren sich dadurch. Vorzüglich ist dies in Connaught der Fall, wo fast alle Grundbesitzer tief verschuldet sind. Inglis kam mit mehren derselben in Galway zusammen und erstaunt über den Mangel allen Mitgefühls gegen den Zustand der Armen, und wie sie mit Schrecken jede Idee eines Gesetzes zu deren Gunsten mit Abscheu zurückwiesen. Inglis zeigt den Grund von dieser Erscheinung:

Die Vermögensumstände der Meisten waren gestört, und ihre eignen finanziellen Verlegenheiten nöthigten sie ihre Pächter zu drücken, um den höchsten Pacht von ihren Ländereien zu bekommen.

Noch schlimmer wird aber unter diesen Umständen das Schicksal der Armen, wenn die Gläubiger des Reichen die Güter desselben mit Beschlag belegen und sequestriren lassen. Ihr Agent hat dann keine Wahl, kann keine Nachsicht stattfinden lassen; er muß den Betrag der Summe sämmtlicher Pächte liefern und läßt, um dazu zu gelangen, wenn er sie nicht in Geld eintreiben kann, den Pächtern die Ernten auf dem Halme und das Vieh aus den Ställen wegnehmen; er berechnet nicht das Unverhältnißmäßige des Schadens, den er dadurch verursacht, zu dem Geldbetrag, den er erhält; so wird die ganze Kette von Leuten, die vom Landbau leben, Pächter, Unterpächter und Tagelöhner, ein Opfer der Thorheiten und Verschwendungen des Grundherrn.

Ein anderes Übel, das an Irland nagt, ist die Abwesenheit der meisten der großen Grundbesitzer, die den zum Theil unermeßlichen Ertrag ihrer Ländereien in London oder auf Reisen verzehren und verschwenden. Viele wollen zwar aus einseitigen nationalökonomischen Theorien den schlimmen Einfluß dieser Abwesenheit der Grundbesitzer von ihren Besitzungen leugnen; Inglis widerlegt sie aber durch die Anführung von Thatsachen, die den schlagendsten Beweis gegen jene Behauptung liefern. Wir wollen nur eine davon anführen:

Mitchelstown und seine Umgebung — sagt er — hat schwer durch die Unglücksfälle gelitten, welche neuerdings die Familie des Grafen von Kingston betroffen, und seitdem er aufgehört hat daselbst seine jährlichen Einkünfte von 40,000 Pf. St. zu verzehren. Sämmtliche niedern Classen der Bevölkerung, in der Stadt wie in der Umgegend, leiden dadurch auf gleiche Weise. Die Armuth war während meiner Anwesenheit in Mitchelstown so groß, daß, um mehre hundert Individuen von Hungertode zu retten, eine Grafschaftsversammlung eine Untersuchung anordnete und zu gleicher Zeit eine Subscription eröffnete. Wird man es glauben, daß in einer Stadt von 5000 Einwohnern 1800 sich befanden, die nichts zu leben hatten? von diesen waren 1200 Tagelöhner, denen es mit ihren Familien an aller Arbeit fehlte; die übrigen 600 waren Greise, Gebrechliche, Witwen und Kinder. Außer der Stadt, aber in demselben Kirchspiel, befanden sich andere 1200, die ebenfalls ohne Hülfsquellen waren.

(Der Beschluß folgt.)

Raumer und seine Kritiker.

Wenn man sich der abholden Urtheile erinnert, welche vor sechs Jahren Raumer's „Briefe aus Paris" erfahren mußten, so kann es den unparteiisch Denkenden nicht eben befremden, daß desselben Verfassers vielbesprochenes Buch über England nicht blos überhaupt auf germanischem Boden, sondern hier sogar aus falschen Motiven heftig bestritten wurde. Herr v. Raumer hat als Schriftsteller viele Freunde und ihrer vielleicht mehre, als er vor Abfassung des letztern Buches selbst geglaubt; allein er hat auch viele Feinde, deren Zahl gleichfalls nach

Maßgabe seiner Eröffnungen über England gestiegen zu sein scheint. Allein genau genommen, verzeiht man ein falsches Motiv Niemandem; wenigstens wird es sich der wahrhaft freimüthige Mann angelegen sein lassen, das Vorhandensein aller unechten Agentien nachzuweisen. Unsererseits können wir diese Unechtheit der Motive an zwei neuern Hauptactenstücken der literarischen Sache gegen Raumer, nämlich an jenem Aufsatze aus geistreicher, wohlbekannter Feder in der „Allgemeinen Zeitung“ sowie an der deutschen Übertragung und Bevorwortung der feindseligen Kritik im „Quarterly review“, fast nur rügen, da ein ausführliches Eingehen in die innern Triebfedern dieser beiden Erscheinungen hier außer unsern Grenzen liegt. Allein es ist hinreichend, daß diese Rüge ganz aus der Sache hervorgeht, weil von jenen beiden Stimmführern erst die Eindrücke des Raumer'schen Werks in England, und wiederum der Reflex dieser Eindrücke nach Deutschland herüber zu Beweggründen und Belegen ihrer Beweisführung benutzt worden sind. Ganz offenbar ist es: man hat hier ein Werk nicht sowol nach seinem innerlichen und selbständigen Wesen, als vielmehr nach seinen Folgen, nach seinem An- und Widerklange, mit einem Wort, nicht nach seiner Substanz, sondern nach seinen Accidentien beurtheilt. Man hat mit Herrn v. Raumer mehr darüber gegrollt, daß er und sein Buch in England wohlgelitten waren, als über den eigentlichen Inhalt, den es in seinem Schoose trug. Man hat sich auf der einen Seite gefreut, daß unter vielen beifälligen und durchaus anerkennenden Kritiken, welche dies Buch in England nach sich zog, sich unter andern auch eine befand, welche durchaus misgünstig und feindselig war, und in dieser Freude hat man sich die Übertragung und Einleitung jener abholden in die deutsche Sprache, nach eignem offenen Bekenntniß, zum Verdienst angerechnet. Andererseits hat aber jene geistreiche und gewandte Feder in der „Allgemeinen Zeitung“ auf in der That geschickte Weise ihr falsches Motiv dadurch verschleiert, daß sie Herrn v. Raumer's schriftstellerische und menschliche Natur im Ganzen mit in ihr Bereich zog und auf eine, beinahe verzwickte apriorische Weise ihm ein absolutes Verdammungsurtheil sprach, während doch für dieses nur eine durchaus zufällige Basis vorhanden war. Dieser unleugbare Umstand enthält aber ein nicht minderes Unrecht gegen die Sache selbst wie gegen den angefochtenen Mann; wie es denn Raumer nur allzu häufig von seinen Gegnern so geschieht, daß er gleich in seiner ganzen Menschlichkeit und wahrsten Geistesnatur angegriffen wird, wenn man ihm auch weiter nichts nachweisen will als eine falsche Ansicht. Es ist dies freilich die vornehme construirende Methode, die von sehr tüchtiger Geltung ist, so lange sie eben nur der Sache und dem Werke gilt, allein auch ebenso sehr zur intellectuellen wie moralischen Unwahrheit wird, wenn sie den Mann als solchen mitconstruiren will. Für den unbefangenen Sachverständigen konnte mithin kein näherliegender und unmittelbarer sich ergebender Plan entspringen als derjenige, den wir in einer, hier kürzlich zu besprechenden Schrift, die unlängst in der Verlagshandlung des Raumer'schen Buchs über England erschien, wirklich befolgt finden, den Plan nämlich: den Widerwärtigen, welche die abholden Stimmen von England herüberbeschworen haben, ganz einfach das Mannichfaltige und durchaus Entgegengesetzte, der Feindschaft die Freundschaft, dem Haß das Wohlwollen, der verwerfenden Rede die in weit höherm Maße anerkennende ohne alle weitere Belegung als eine solche, welche in dem einfachen Factum selbst liegt, gegenüberzustellen. Hatte vorher ein Miswollender die Stimme des „Quarterly review“ über Raumer in Deutschland eingeführt und popularisirt und sich aus dieser, wie wir sahen, falsch motivirten Handlung ein Verdienst gemacht, so erscheint nun auf diesen ein zweiter, günstig Gesinnter, der fünf überwiegende und anerkennende Stimmen aus England herüberbringt und diese wol gewichtige Fünfheit auf keine verwickeltere Weise zugänglich macht, als wie man im Allgemeinen nach seiner redlichen Überzeugung das Wahre dem Falschen, das Unbefangene dem vielfach Befangenen entgegenzusetzen pflegt. Der Titel der fraglichen Broschüre lautet: „Kritiken des Werks von Friedrich von Raumer: England im Jahre 1835, aus dem Morning chronicle, den Times, dem Dublin review, Foreign quarterly review und Edinburgh review“ (Leipzig, Brockhaus, 1837, gr. 8., 8 Gr.), und ist mit dem passenden Motto aus Byron versehen:

— — they grow more rooted
As all truths must, the more they are disputed.

Als Anhang zu obigen fünf, ebenso sehr durch Besonnenheit wie durch Wohlwollen ausgezeichneten Beurtheilungen in so werth- und geltungsvollen englischen Blättern sind beigedruckt der in Nr. 217 d. Bl. f. 1836 erschienene Aufsatz gegen die mehrerwähnte Invective in der „Allgemeinen Zeitung“ und sodann der im „Magazin für die Literatur des Auslandes“, Nr. 152, befindliche Artikel: „Friedrich von Raumer in England“, welcher besonders deshalb von Wichtigkeit ist, weil er die für Raumer anerkennungsvolle Stimme einer sechsten achtungswerthen Zeitschrift, des „Atlas“, anführt, die beim Erscheinen der „Political history of England“ (2 Bde., London 1836), welches Werk ein Auszug aus Raumer's „Geschichte Europas“ ist, gegen den Ausfall im „Quarterly review“ laut wurde. Die Ehrenerklärung dieses „Atlas“, der hier Raumer's verkanntes Verdienst auf seinen Schultern trägt, ist wirklich so glänzend, daß wir uns erlauben müssen, den Anfang davon auszuheben.

„Der Ruf des Geschichtschreibers der Hohenstaufen“, heißt es im „Atlas“, „gewinnt immer festern Boden in England, und zwar der Diatribe zum Trotz, welche das „Quarterly review“ gegen ihn ins Werk setzte. Es möchte hier wol am rechten Orte sein, zugleich zu bemerken, daß die in jener Zeitschrift erschienene Kritik von Raumer's früherm Werk den Franzosen und Deutschen von unserer Gerechtigkeit sowol wie von unserm Geschmacke keinen guten Begriff gegeben hat. Ausländer, die unsere tonangebenden reviews in der Erwartung lesen, darin einen richtigen Maßstab für den Stand der öffentlichen Meinung und für den Fortschritt der Literatur zu finden, sehen sich in die Verlegenheit und Unmöglichkeit versetzt, die schreienden Widersprüche, die handgreiflichen Entstellungen und die hämischen Reflexionen, von denen jene verantwortlichen Institute wimmeln, mit unserer Gerechtigkeitsliebe in Einklang zu bringen. In Dingen, wo es blos auf die Meinung ankommt, sind bedeutende Verschiedenheiten leicht zu begreifen; wenn jedoch Thatsachen, die jeder Prüfung fähig und zugänglich sind, durch ein öffentlich ausgesprochenes Urtheil zwei gradezu einander widersprechende Formen erhalten, so muß die Moralität des kritischen Richterstuhls allerdings in einem sehr schlechten Lichte erscheinen.“ Am Schlusse heißt es noch directer: „Herrn von Raumer's Briefe, welche der Kritiker zu vernichten strebte, sind unmittelbar nach dem extravaganten Ausfalle des Quarterly ein Gegenstand von populairem Interesse geworden. Grade die Ungerechtigkeit, mit der der deutsche Gelehrte behandelt wurde, machte die Neugier des Publicums besonders rege und trug nicht wenig dazu bei, den Absatz des Buches erst recht bedeutend zu machen.“

So viel der gerechtigkeitsliebende „Atlas“. Es freut uns, dieser sechsten, für den verkannten Geschichtschreiber so günstig lautenden Stimme auch noch eine siebente beigesellen zu können, deren ganz uneingeschränkte Unparteilichkeit und Selbständigkeit auch wol von den Widerwärtigsten nicht in Zweifel gezogen werden kann. Dies ist nämlich eine mit vieler Gründlichkeit und Gediegenheit geschriebene Kritik in dem „North-american review“, October 1836. Wollen sich die das Raumer'sche Princip so bitter und einseitig Bestreitenden die Mühe geben, diese Kritik durchzugehen, so werden sie finden, daß Raumer's Buch in Nordamerika nicht blos beurtheilt, sondern sogar selbständig (bei Carey in Philadelphia) im vorigen Jahre in Druck erschienen ist; sie werden ferner aus der Vernünftigkeit, wovon jene Kritik durchdrungen ist, abnehmen, daß die in England neuerdings so widrig hin- und herzüngelnde Parteifehde dem amerikanischen Standpunkte und Interesse

durchaus fern liegt und dieser Standpunkt eben dadurch eine unverkennbar hohe Authenticität gewinnt. Unstreitig würden wir der guten Sache Eintrag thun, wollten wir nicht einige belegende Stellen aus der genannten Anzeige des „North-american review" hier mittheilen. Nachdem der Kritiker mit Schärfe die verschiedenen Arten oberflächlicher und einseitiger Reisebeschreibungen charakterisirt hat, äußert er sich ferner so: „Jene Producte sind ebenso unersprießliche als leicht zu Stande zu bringende Machwerke; allein, wenn man die Verfassung, Einrichtungen und Gesittungen eines Landes in dem Lichte einer besonnenen, wohlwollenden und umfassenden Philosophie dargestellt findet; wenn man findet, daß dieser philosophische Geist das Ganze dergestalt durchdringt, daß heilsame Belehrung, vollkommene Aufklärung und Sicherstellung unserer eignen Ansichten daraus erwachsen, dann müssen wir sicher eingestehen, daß etwas Ausgezeichnetes durch eine ausgezeichnete Begabung geleistet und dem Interesse der Literatur wie der Humanität auf gleich rühmliche Weise genug geschehen sei: und dies hat der Verf. des vorliegenden Buchs in vollem Maße geleistet." — „Derselbe ist", heißt es an einer andern Stelle, „ein Mann von unverkennbarem, die Objecte in gleichem Maße umfassendem wie durchdringendem Scharfsinn, von echt deutschem Fleiße und mit so ungemeinen Kenntnissen ausgerüstet, daß man sie den wahren Schlüssel seiner literarischen Leistungen nennen kann. Unsererseits wenigstens darf der Verf. gewiß sein der vollsten Anerkennung seiner unermüdlichen Forschungen, seiner überfließenden Kenntniß, seiner lautern und philanthropischen Gesinnung sowie der aufrichtigsten Bewunderung, die wir ihm für seine schönen Aussichten und Folgerungen in Rücksicht unsers ruhmwürdigen Mutterlandes schuldig sind." So lauten wörtlich die Ausdrücke des nordamerikanischen Kritikers, einer in diesem Falle so genügenden Autorität, daß wir sie auf keine Weise hier übergehen möchten.

(Der Beschluß folgt.)

Über Rahel's Religiosität. Von einem ihrer ältern Freunde. Leipzig, Reichenbach. 1836. 8. 8 Gr.

Für Bücher wie die Briefe Rahel's hat die Kritik weder einen Maßstab noch an dieselben ein Recht, darum sollte sie sich ihres Richteramtes in Bezug auf sie willig begeben. Von jedem Kunstwerke, wie von jedem wissenschaftlichen Werke ist zu fodern, daß Ein Gedanke in demselben ausgeführt sei und dadurch dieser Gedanke aus der Vereinzelung des Denkers zum Allgemeingut der Menschheit gemacht werde. Die Allgemeingültigkeit selbst ist der Prüfstein des Gedankens. So etwas aber auch nur für möglich zu halten bei Briefen aus den verschiedensten Epochen eines innerlich und äußerlich stürmisch bewegten Lebens, ist ein grober Schnitzer in der Menschenkenntniß. Dazu kommt, daß Rahel's persönliche Vorzüge vor der Masse der Menschen und namentlich der Zeitgenossen glühende Leidenschaft für alles Unsterbliche, nimmer ermattendes Jagen nach dem Ewigen, Furchtlosigkeit und Naivetät im Ausdrucke, Erfassung jedes Gegenstandes mit dem völligen Menschen waren, ihr dagegen die Klarheit, Besonnenheit, innere Befriedigung abgingen, welche vereint mit jenen Vorzügen den genialen Schriftsteller, Künstler, Thatmenschen schaffen. Wem Rahel's Briefe mit ihren ungeheuern Gedankenblitzen, mit ihrem Stammeln und Lallen, welches die Fülle eines überschwenglichen Herzens bezeugt, ihren zerbrochenen Sätzen, ihren schneidenden Widersprüchen, aus denen ungelöste Verstandesdissonanzen herausschreien, wem, sag' ich, diese Briefe nicht gefallen, der hat ein Recht, sie wegzulegen, nicht aber den moralischen oder religiösen Werth der Verf. zu bekritteln. Dies ist dennoch geschehen, und das vorliegende Büchlein hat den gutmüthigen Zweck, misgünstige Urtheile durch Stellen aus Rahel's Briefen zurückzuweisen; ein Zweck, der hervorsticht, ohne daß er bestimmt ausgesprochen wäre. Die vielen Stellen aus Rahel's Briefen, welche angeführt werden, sind das Beste am Büchlein und werden, so zusammengestellt, auf Manchen heilsam anregend wirken, aber es scheinen schon einige zu viel zu sein, nämlich die, in denen Rahel groß von sich selbst spricht. An diese Stellen wird sich aufs Neue neidische Misgunst halten. Dagegen werden Stellen vermißt, welche Diejenigen völlig zurückweisen, die von Rahel behaupten, sie sei mehr religiös als christlich gesinnt gewesen. Gegen solche Splitterrichterei sollte man auf das Detail eingehende Widerlegungen gar nicht für nöthig halten, denn man erkennt durch dieselben die Berechtigung zu jener Splitterrichterei an. Nur im Allgemeinen ist sie zu widerlegen. Man sehe doch in die eigne Brust und versuche ein Urtheil über seine eigne Moralität und Religiosität zu fällen. Wer es vermag, ist ein großer Mensch; aber auch der größte wird das Innere eines andern Menschen nimmer zu beurtheilen vermögen. Nur den Verstand können wir beurtheilen, nicht das Herz. Vor Allem aber ist zu erinnern, daß, wer über die Christlichkeit eines andern Menschen aburtheilt, selbst gegen die Lehre des Christenthums handelt: Richtet nicht! Wahr und schön ist ein Wort Rahel's: „Wir müssen Alle lieben, die wir kennen." Wie könnte auch Gott die Menschen lieben, als weil er sie kennt durch und durch, besser als sie sich selbst, nämlich bis auf den Grund, der er selbst ist. Wo der göttliche Grund so klar durchschimmert wie bei Rahel, da ist leicht durch Nebel und Wolken irdischer Unklarheit hindurchzuschauen. Lernt sie kennen, so werdet ihr sie lieben! 53.

Notizen.

Aus dem Bulletin der im Laufe des Jahres 1836 von dem gewöhnlichen Policeitribunal zu Paris erlassenen Verurtheilungen ergibt es sich, daß dieses Gericht in dem genannten Jahre nicht weniger als 22,145 Urtheile gefällt hat. Davon waren 11,750 contradictorische und 10,395 wegen ungehorsamen Ausbleibens. Die Beschaffenheit der Contraventionen anlangend, so lauteten 27 Erkenntnisse wegen angestempelter Anschläge, 409 wegen umherlaufender Thiere und unbezeichneter Hunde, 112 wegen unvorsichtigen Gebrauchs von Feuergewehr, 4406 wegen unterlassenen Straßenfegens, 1392 wegen gesetzwidriger Offenhaltung von Thüren und Läden, 76 wegen Schachers, 1163 wegen überladener Zugthiere, 16 wegen Verkaufs ungesunder Lebensmittel, 97 wegen Colportirens von solchen, 6741 wegen Unordnung auf den Straßen, 91 wegen unconcessionirter Wirthschaftshaltung, 588 wegen falschen Maßes und Gewichts, 86 wegen Injurien, 256 wegen unterlassener policeilicher Meldung und heimlichen Aufenthalts, 104 wegen Hazardspiel, 160 wegen ambulanten Musikmachens, 324 wegen nächtlichen Straßenlärms, 19 wegen verfälschter Getränke, 1261 wegen Mangels an Vorsicht, 391 wegen Unterlassung nothwendiger Reparaturen, 4 wegen unberufenen Zeugens u. s. w.

Neulich wurde eine Frauensperson zu Paris wegen Diebstahls und heimlichen Tragens eines Dolchs zu 13monatlichem Gefängniß verurtheilt. Als ihr der Präsident dies Urtheil bekannt machte, rief sie immer: „Paul Niquet ist an Allem Schuld, Paul Niquet ist von jeher der Urheber meines Unglücks gewesen." Die Richter glaubten anfangs, sie meine irgend einen bestimmten Complice; allein einige anwesende „Fashionables" der niedern Gattung verstanden die Verurtheilte besser und erklärten diese Redensart. Die Dame meinte nur ein Abstractum, eine Personification, einen Gattungsbegriff, nämlich den — Branntwein, den die niedere Classe von Paris Paul Niquet nennt, weil ein berühmter Branntweindestillateur unweit der Halle diesen Namen führt. In der That hat die gute Person Recht: Paul Niquet hat wenigstens ein Viertheil des Unglücks, das in der Welt geschieht, zu verantworten; nur Schade, daß man ihn nicht bestrafen kann. 11.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Freitag, —— Nr. 83. —— 24. März 1837.

Irland.

(Beschluß aus Nr. 82.)

Wir haben bisjetzt hauptsächlich von dem Elende der arbeitenden Classe auf dem Lande gesprochen; aber auch in den Städten ist es nicht besser. Als Beispiel dazu kann Limerick, eine der größten, geschäftigsten und an Wichtigkeit immer mehr zunehmenden Städte Irlands dienen. Es ist wahr, daß ein großer Theil des Grund und Bodens, auf dem die Stadt erbaut ist, sowie der Umgegend dem Grafen von Limerick gehört, einem Manne, von dem Inglis nur Eins bemerkt, nämlich daß er von keinem Menschen, seien es nun Hohe oder Niedere, Reiche oder Arme, die er gefragt, ein für Se. Herrlichkeit günstiges Wort gehört habe.

Man hatte mir gesagt, daß ich in Limerick mehr Elend finden würde als in irgend einer der Städte, die ich zuvor besucht. Ich verfolgte meine Beobachtungen mit der größten Sorgfalt und muß gestehen, daß ich die schlimmen Berichte, die man mir gemacht, bestätigt fand. Ich widmete dem Besuche der Stadttheile, wo das Elend vorzüglich haust, einen ganzen Tag. Ich betrat vierzig von diesen Stätten der Armuth und werde Zeit meines Lebens die Scenen von Hülflosigkeit und hoffnungslosem Leiden, die mir diesen Tag vor Augen traten, nicht vergessen. Einige von diesen Schlupfwinkeln waren auf Böden, andere in Kellern, andere bestanden in Hütten auf bloßer Erde, wieder andere befanden sich in Höfen oder engen Gängen. Ich will gar nicht von ihrem Schmuz sprechen; er könnte nur von den Orten, die eigens zur Aufnahme von Unrath bestimmt sind, übertroffen werden; denke man sich Alles, was es nur Ekelhaftes da geben kann, und man wird die Wahrheit nicht überschreiten. In drei Vierteln dieser Wohnungen des Elendes gab es weder irgend einen Hausrath noch Geräthschaften, mit Ausnahme eines eisernen Topfes; keinen Tisch, keinen Stuhl, keine Bank, kein Bettgestell, aber drei bis vier kleine Strohbündel, manchmal mit einem oder zwei alten zerrissenen Strohsäcken, die in einem Winkel aufgerollt waren, damit sie zu dieser Zeit ja nicht als Bett gebraucht würden. Unter den Bewohnern waren einige alt, gekrümmt, oder mit Krankheiten behaftet, andere zwar jung, aber entstellt und mager, von ausgehungerten Kindern umgeben. Einige saßen auf der feuchten Erde, Andere standen aufrecht, wieder Andere vermochten nicht von ihrem Häuslein Stroh sich zu erheben. Kaum in einer dieser Wohnungen fand ich auch nur eine Kartoffel. In einer bemerkte ich eine kleine Öffnung, die in ein inneres Gemach führte. Ich machte mir einen Fidibus, um bei seinem Schein zu sehen, was sich drin befände. Da sah ich eine vollkommen dunkle Höhle, zwölf Quadratfuß messend; in den beiden Winkeln waren zwei Haufen Stroh; auf dem einen saß eine Frau, die sich nicht erheben konnte, auf dem andern lagen zwei völlig nackte Kinder, und ein Lumpen, der über sie hingeworfen war, diente ihnen als gemeinschaftliche Decke. Und doch wartete meiner noch ein abschreckenderer Anblick. In einem fast ganz dunkeln Kellerloch, auf feuchtem Boden, auf dem meine Füße ausglitten, fand ich einen Mann auf einem Wenig Sägespäne sitzen; er war vollkommen nackt, hatte nicht einmal ein Hemde und umgab seinen Körper nur mit einem zerfetzten Strohsack, der voller Unflath war; man hätte ihn seiner Magerkeit wegen für ein Skelet halten können, die Knochen schienen die Haut durchbrechen zu wollen — er starb vor Hunger. Statt der vierzig Wohnungen hätte ich hundert besuchen, statt der Hunderte von Männern, Frauen und Kindern, die ich in diesem Zustande vollkommener Entblößung von Allem fand, hätte ich Tausende sehen können. Ich betrat nur aufs Gerathewohl die Gänge, Hütten und Böden, und habe keine Ursache, zu glauben, daß die vierzig Wohnungen, die ich besuchte, elender als die übrigen Hunderte waren, an deren Thüren ich vorüberging.

Es begegnete mir auch noch eine andere Art von Elend. Die Individuen, von denen ich sprach, waren alt, gebrechlich oder krank; aber ich sah auch noch eine andere Classe von Wesen, die Kräfte und den Willen hatten, ihren Unterhalt zu verdienen; und dennoch eilten sie reißend dem nämlichen Zustande von Preßhaftigkeit und Unvermögen zu. Es waren dies Weber, die für 2½ bis 4 Schilling die Woche den ganzen Tag von 5 Uhr Morgens bis 8 Uhr Abends arbeiteten. Mehre unter ihnen hatten Frau und Kinder. Ihre Nahrung beschränkte sich täglich auf eine Mahlzeit, die aus Kartoffeln bestand. Ich brauche nicht weiter zu erklären, wie die eingeschlossene Luft, die Arbeit, die unzureichende Nahrung und die Verzweiflung sie reißend zu demselben Zustand von Erschöpfung und Unvermögen, zu arbeiten, brachten, in welchem ich die übrigen erblickte.

Bei dieser Gelegenheit dringt Inglis vorzüglich auf Armengesetze für Irland, damit die Wohlthätigkeit nicht allein eine Last für einige mildgesinnte und noch dazu nicht die reichsten Leute bleibe, sondern damit auch Die, durch deren Aussaugesystem der jetzige Zustand Irlands hauptsächlich mit herbeigeführt wäre, zur Mitleidenschaft bei einer Armensteuer herangezogen würden.

Wir wollen Inglis nicht weiter auf seiner Reise verfolgen, sondern uns mit der Bemerkung begnügen, daß die bergigtsten, wildesten, unfruchtbarsten Districte, die, wo die Civilisation und die Capitalien am wenigsten hingedrungen sind, ihm die verhältnißmäßig glücklichsten schienen, da die Concurrenz die Pächte daselbst am wenigsten in die Höhe schraubt. In den übrigen Districten dagegen, wo die Cultur reißende Fortschritte gemacht hat, wo der vollkommenste Ackerbau eingeführt worden ist, hat, welche

Verbesserungen auch im Zustande der Sachen eingeführt worden sein mögen, doch nicht die geringste im Zustande der Menschen stattgefunden, denn jeder Überschuß der Producte verursachte eine Erhöhung der Bodenrente. Endlich, in der protestantischen Provinz Ulster, wo eine sparsame und gewerbfleißige Bevölkerung schottischen Ursprungs einige Städte zu einem hohen Grad von Wohlstand erhoben hat, hat dennoch der Unterhalt, das wahre Eigenthum des Armen keine Bürgschaft; man hat im Gegentheil gesehen, wie auch da sich die Lage der arbeitenden Classe in den letzten 15 Jahren auf eine reißende Weise verschlimmert hat; und kommt nicht von der einen oder der andern Seite eine Abhülfe, so wird man sehen, wie dieselbe Ursache des Elends in wenig Jahren die Lage der ackerbauenden Classe im Norden Irlands ebenso traurig machen wird, als es im Süden der Fall ist.

So viel zur Charakteristik des interessanten Werkes. Wir haben uns dabei einzig auf Aushebung des merkwürdigsten auf den Pauperismus Irlands Bezüglichen beschränkt, da dieser Punkt jetzt grade die europäische Wichtigkeit dieser Insel begründet, indem gewissermaßen Englands Zukunft von der Lösung der damit verbundenen Fragen abhängt. Man würde jedoch irren, wenn man glauben wollte, daß die vorliegende Reisebeschreibung nichts Anderes als auf diese Angelegenheit Bezügliches enthielte; im Gegentheil gibt sie auch in den übrigen Beziehungen, namentlich was die Natur, den Charakter und die Sitten des Volks, das Leben der verschiedenen Classen desselben, Gewerbe und Künste u. s. w. betrifft, ein treues Bild der grünen Insel; und wenn der nüchterne Ton der Darstellung und die häufige Beibringung nationalökonomischer Notizen ihre Lecture mitunter etwas trocken macht und der poetischen Anschaulichkeit schadet, so wird man dafür durch die Zuverlässigkeit der Angaben und den Reichthum an factischem Detail, sowie durch den richtigen Blick und das gesunde Urtheil des Verf. hinreichend entschädigt. Wir bedauern es sehr, nicht mehr hiervon beibringen zu können, da eben erst durch die übrigen Schilderungen und Mittheilungen von irländischen Zuständen Das, was wir über den Pauperismus des Landes ausgehoben haben, in sein rechtes Licht treten kann. Aber die realistische Natur des Werkes hindert uns daran, indem wir durchaus alle auf einen oder den andern Gegenstand bezügliche zerstreute Notizen, wie z. B. die den Rechtszustand, oder die Sittlichkeit des Volks, oder die kirchlichen Verhältnisse u. s. w. betreffenden, zusammenstellen müßten, was am Ende ein völliges Ausschreiben des ganzen Buchs nöthig machen würde. Es genügt uns daher, auf den Angelpunkt, um den sich das ganze Werk und auch die irische Frage in politischer Hinsicht dreht, aufmerksam gemacht zu haben.

Gern gäben wir auch noch einen Auszug aus einem zweiten Artikel Sismondi's, der sich mit den Mitteln beschäftigt, die zur Verbesserung des Zustandes von Irland anzuwenden seien, und auf scharfsinnige Weise die Unzulänglichkeit aller zeither in Vorschlag gebrachten darthut und beweist, daß nur in einer totalen Veränderung der auf den Grundbesitz bezüglichen Rechtsverhältnisse eine gründliche Verbesserung im Zustande der unglücklichen Insel eintreten könne. Doch dieses letzte Mittel ist zu sehr mit einer lex agraria identisch, als daß man seine Ausführung auf gewöhnlichem Wege erwarten könnte; nur durch eine Revolution wäre es möglich. Es wird daher wol noch eine lange Zeit bei den Palliativmitteln bleiben, die Sismondi für unzureichend hält. Wir glauben uns daher eines nähern Eingehens auf sein Radicalmittel entheben zu können, da seine Anwendbarkeit vor der Hand noch im weiten Felde liegt. Schließlich können wir den Wunsch nicht bergen, daß grade jetzt eine gründliche Geschichte Irlands erscheinen möchte, die nicht blos seine äußern Verhältnisse, seine Regenten, die in ihm geführten Kriege und die dabei auftretenden Persönlichkeiten, sondern vielmehr seine innern Zustände, die Entwickelung des Volkscharakters, der Rechtsverhältnisse, des religiösen Lebens u. s. w. klar und scharfsinnig darstellte. Das Urtheil über dieses Land würde dadurch um Vieles erleichtert und sicherer werden. Denn wenn man auch nicht umhin kann, eine Verbesserung des jetzigen Zustandes Irlands als eine unbedingte Pflicht Englands anzusehen, möge nun die Schuld an diesem Zustande tragen, wer da wolle, so ist doch auch auf der andern Seite nicht zu leugnen, daß es ungerecht wäre, wenn man England allein diese Schuld aufbürden wollte; einen großen Theil davon tragen auch die Irländer, was die Geschichte deutlich zeigt, sowie das Schicksal, welches zwei Völker, die in Bezug auf ihren Charakter total verschieden sind, miteinander in Berührung brachte und in die unabweisbare Nothwendigkeit versetzte, entweder in immerwährendem Kriege miteinander zu leben, oder eines das andere sich zu unterwerfen. 57.

Raumer und seine Kritiker.

(Beschluß aus Nr. 82.)

Wenden wir uns nun zu den fünf andern Originalstücken der englischen Kritik, die den Hauptinhalt der in Rede stehenden Broschüre bilden, so werden uns darunter die beiden Kritiken aus dem „Dublin review" und aus dem „Edinburgh review" als die ausführlichsten, eindringlichsten, durchgreifendsten und geistreichsten in dieser Reihe besonders in Anspruch nehmen, denen wir mithin unsererseits einige erörternde Worte beigeben müssen. Die Kritik des „Dublin review" anlangend, so zeichnet sie sich aus durch wahrhafte Besonnenheit der Betrachtung, durch eine seltene Lauterkeit, man möchte sagen Pietät im Referiren und durch Das, was man in solchen Fällen kritisches Gewissen nennt, eine in neuern Tagen und Conflicten immer seltener werdende Eigenschaft, welche zugleich als intellectuelle Macht und Gewißheit seiner selbst für das geistige Vermögen Dessen, der sie besitzt, ein durchaus günstiges Zeugniß ablegt. Der Verfasser dieser Kritik hielt die vorausgeschickten Bemerkungen über Raumer's persönliche Verhältnisse mit Recht für sachgemäß und nothwendig, weil diese wirklich von Einfluß sind, um den verkannten Geschichtschreiber als Das zu exhibiren, was zu sein er selbst sich zum Ruhme und zur Ehre macht: ein vorurtheilsfreier Schriftsteller. Ihrem weitern Inhalte nach ist diese Kritik auch darum von Interesse und Bedeutung, weil sie eine vom Kritiker nicht geliebte, gleichsam parallelisch hingestellte, einflußreiche Tagespersönlichkeit, die von Sir Robert Peel nämlich, mit befaßt, welche sich auf eine fast kunstvolle Weise in die Raumer'sche Denk- und Betrachtungs-

weise reflectiren und dieser als Folie dienen muß. Der Verf. denkt sich z. B. Sir Robert Peel als nach der Parlamentseröffnung von 1835 noch im Cabinet sitzend, wie er mit einer Bill im Parlament erschienen sein würde „zur endlichen Beilegung der irländischen Kirchenfrage"; wie er „eine seiner wohlgefügtesten Perioden daran gesetzt haben würde, um zu beweisen, daß alle Unterthanen seiner Majestät ohne Ausnahme gleiche Ansprüche auf ein allgemeines und praktisch gesundes Erziehungssystem haben"; wie er ferner sich den Beweis würde haben angelegen sein lassen, „daß nunmehr ein Gesetz zu Gunsten der Armuth in Irland nicht länger aufzuschieben sei" u. s. w. Hierauf setzt der Kritiker mit merklicher Ironie gegen den Ci-devant-Staatssecretair von Irland hinzu: „Diesen Gesammtausgang müssen die Dinge endlich gewinnen, mag am Ruder sitzen, wer da will. Raumer hat hier, um ein gewöhnliches, aber ausdrucksvolles Sprüchwort zu gebrauchen, den Nagel auf den Kopf getroffen. Jeder Vorschlag, der hinter jenen Maßregeln zurückbleibt, ist nur ein Palliativmittel, unfruchtbar an nützlichen Resultaten und schwanger mit Verlegenheiten und Verwirrungen."

Die noch ausführlichere Kritik im „Edinburgh review", Nr. 127, ist mit unverkennbar-philosophischem Geiste geschrieben. Sie ist eine durchgreifende Kritik in jeder Beziehung zu nennen. Sie beginnt mit Betrachtungen über die vielgestaltigen Factionen der politisch-aufgeregten Zeit, welche in ihrem eignen Interesse sich sämmtlich an Englands Verfassung reiben und dieses verwünschen. Diese Betrachtungen sind umfassend, gedrungen und ebenso wahr als pikant. Von diesen losgerissenen, gährenden Elementen ist der Übergang auf Raumer leicht zu gewinnen, dessen Competenz und Berechtigung auf ganz einfache Weise nachgewiesen wird; ein Hauptgrund dieser Competenz wird in dem „durchgreifenden Studium der Vergangenheit" ganz natürlich gefunden, welches immer „das Verständniß der Gegenwart erleichtert". In der Folge wird auch die schwächere Seite Raumer's, sein Preußenthum, von dem Kritiker in das gehörige Licht gestellt und ihm mit derjenigen Schonung und Anerkennung, welche das tüchtige Urtheil der tüchtigen Sache gegenüber stets beweist, und welche von der geistigen Durchbildung des Beurtheilenden alle Wege zeugt, die Quelle nachgewiesen, aus welcher bei ihm, da wo dies der Fall ist, der Irrthum über englische Zustände entspringt, und diese Quelle ist es, die Raumer wiederum zur Ehre gereicht, nämlich seine deutsche Gesinnung. Nächstdem läßt der Kritiker im „Edinburgh review" dem socialen Talente Raumer's hohe Anerkennung angedeihen und zeigt auch, was von Belang ist, daß eben dies gesellschaftliche Talent ihn auf gewisse Weise befähigt, da an Umblick und an Klarheit der Betrachtung zu gewinnen, wo andere, plumpere Naturen nur getrübt und gestört werden. Mit einem Worte, es ist diese Kritik im „Edinburgh review" ein vollkommen durchdachter, von Schärfe und Lauterkeit der Beobachtung auch seinerseits zeugender Aufsatz, der allein schon hinreichend wäre, der gesuchten Invective des „Quarterly review" das Gegen- und Übergewicht zu halten. Und wahrlich, wir bedienen uns noch des mildesten Ausdrucks, wenn wir diese Invective nur als eine gesuchte bezeichnen; ihr die entsprechenden fernern Prädicate mit Fug und vollem Beleg zuzuertheilen, wäre ein Leichtes, wenn wir einen einzigen, kleinen, aber zum Gegenurtheil höchst wichtigen Umstand erwägen, dessen unbezweifelte Richtigkeit wir unsern Lesern auf Wort und Gewissen verbürgen können. Der abgünstige, herabsetzende Kritiker des Raumer'schen Werks im „Quarterly review" ist nämlich eine und dieselbe richtende (?) Person mit jenem ungewaschenen Eiferer, der in demselben „Quarterly review" vor einigen Jahren sich über die wissenschaftliche Bedeutung Alex. v. Humboldt's verbreitete und diesen fürwahr einzigen Mann, der in der unbestrittenen Meinung von ganz Europa ein solcher ist, einen „unwissenden Charlatan" (Humboldt ein unwissender Charlatan!) zu nennen sich nicht geschämt hat. Genau genommen, macht dieser einzige Umstand alle weitere Beziehung auf die „Quarterly review"-Recension ganz überflüssig. Wenn ein Mensch, der sich Kritiker nennt, über Humboldt so etwas Allerdümmstes vorzubringen vermag, dann ist er in seiner vollständigen Bodenlosigkeit zum Urtheil überhaupt unfähig, und der geschmähte Raumer wird jedenfalls sehr damit einverstanden sein können, daß diese in Wahrheit unwissende und abgeschmackte Feder seine Verdienst herabsetzte.

Indem wir dagegen denjenigen unter Raumer's Freunden und unter allen unparteiisch Gesinnten, Freimüthig-Selbständigen, welche die soeben besprochenen Kritiken zu Gunsten eines verdienstvollen Schriftstellers nicht aus dem Original kennen, die Lesung des vorliegenden Büchleins angelegentlich empfehlen, freuen wir uns zugleich, noch auf einige andere englische Zeitschriften hindeuten zu können, die Raumer's Buch über England mit nicht minderer Anerkennung beurtheilen. (Der Leser sieht, daß unsere Hülfsmittel sich nicht so leicht wie die der Gegner erschöpfen lassen.) Das eine jener Blätter ist die „Dublin evening post", die einen mit Geist und Sarkasmus geschriebenen Artikel über das Raumer'sche Werk enthält; ein Sarkasmus, der aber gegen Englands Verwaltung selbst gerichtet und aus entschiedener Hinneigung zu Raumer's Grundsätzen, besonders zu denen über die irländische Frage, hervorgegangen ist. Wir können uns nicht enthalten, den Schluß dieses Artikels, als das bisher Bemerkte unfehlbar ergänzend, hier auszuheben. Der Verfasser ruft, nachdem er die eindringlichsten Stellen bei Raumer über Irland ausgehoben, aus: „Nun, hierher, ihr Grundherren, und vernehmt die Nutzanwendung der Sache! Hierher, Lord Beresford und Lord Waterford, wenn Euch Euere aristokratischen Narrenspossen Zeit lassen, aufzumerken; und Sie, verehrter Marcus, der Sie die „blutigen papistischen Rebellen" gern mit Feuer und Schwert vertilgen möchten, ich ersuche Sie, dieser protestantischen Stimme Gehör zu geben, aus einem Lande, wo man von Orange und Versammlungen der Agitatoren, von Kirchspielaufruhr und politischem Skandal durchaus nichts weiß. Hört Ihr Alle auf Herrn v. Raumer und erwägt namentlich sein stärkstes Argument: die Abschaffung der Leibeigenschaft. Muß man, wenn man dies leidige Argument vernimmt, nicht in der That den Herrn v. Raumer einen elektrischen Schriftsteller nennen, sowie ich ihn genannt habe? Einen schrecklichen Mann? Einen revolutionnairen Mann? Wie in aller Welt kann ein Mensch daran denken, aus dem irländischen Sklaven einen Eigenthümer zu machen! Und wie in aller Welt sollte dies ausführbar sein! Eine solche Umgestaltung der irländischen Verhältnisse berührt völlig das Unmögliche; zwar berichtet Herr v. Raumer, daß innerhalb der letzten 25 Jahre in Preußen eine solche geschehen sei; aber Friedrich Wilhelm III., der sie bewirkte, war auch ein Zauberer."

Die zweite englische Zeitschrift, die wir hier nennen und anführen, ist das „New monthly magazine", Nr. 185. „Wenige Bücher", sagt dieses, „werden auf die öffentliche Gesinnung und Denkweise einen entschiedenern Eindruck hervorbringen als Raumer's Buch über England, und von wenigen läßt sich sagen, daß sie mit so viel Sorgfalt und Unparteilichkeit geschrieben sind als dieses." — „Es scheint, daß Herr von Raumer, der ein so liebenswürdiger Mann ist, als er gelehrt ist (was unsers Bedünkens nicht wenig sagen will), viele Jahre mit dem tiefsten Interesse dem Studium unsers Vaterlandes gewidmet haben muß, so erschöpfend sind seine Kenntnisse in Betreff der Angelegenheiten desselben; ein Beweis, daß vielseitige Forschung dem klaren Durchblick des Einzelnen nicht im Wege steht."

Endlich findet sich in demselben Artikel des „New monthly magazine" noch ein ganz kurzes Urtheil über Raumer als Politiker, das jedoch so durchaus treffend ist, daß wir meinen, es ist noch nirgend in wenigen Worten etwas Bezeichnenderes und sogar Erschöpfenderes über Raumer's politische Gesinnung geäußert worden. „Herr v. Raumer", sagt der Verf. dieses Aufsatzes,

„ist der liberalste aller Conservativen und der bedächtigste aller Reformer". In dieser Wendung liegt Raumer's politisches Wesen ganz ausgebeutet. Warum halten aber seine heftigen Gegner diese Wendung und den darin begriffenen Gedanken nicht fest, wenn sie seine sogenannte „Lauheit und Flauheit" mit Worten kreuzigen? Kann man denn nicht im Ernst, kann man nicht im Geist und in der Wahrheit ein liberaler Conservativer, ein langsam und bedachtsam das Neue aus sich herausspinnender Reformer sein? Ist die Alternative nothwendig: daß man entweder ein Heuchler oder ein Thor sei, weil man, auf der einen Seite einen constitutionnellen Staat und dessen Unrecht mit Worten zu geißeln, auf der andern einen unumschränkten Fürsten und seine guten Thaten zu rühmen, mit seiner Überzeugung vereinbar findet? 139.

Geschichte der Wiedertäufer, von ihrem Entstehen zu Zwickau in Sachsen bis auf ihren Sturz zu Münster in Westfalen, von J. Hast. Münster, Deiters. 1836. Gr. 8. 1 Thlr. 8 Gr.

Um mancher eigenthümlichen Ansichten willen, auch schon weil ein Katholik hier über eine aus der Reformation hervorgegangene religiöse Sekte schreibt, verdient diese Schrift nicht unbeachtet zu bleiben, wenngleich die ausführlichere Beurtheilung derselben den eigentlich theologischen Blättern überlassen bleiben muß. Es ist immer zu loben, daß der Verf. auf seinem Standpunkte so viel als möglich bemüht gewesen ist, sich gerecht zu zeigen, daß er Luther's erstes Auftreten mit Achtung erwähnt und es als einen Beweis ansieht, daß Gleichgültigkeit in göttlichen Dingen, die zu allen Zeiten der Tod des Lebens ist, ihn nicht ergriffen hatte, daß er in ihm die Kraft anerkennt, welche Leben in die Masse brachte, daß er endlich das sittliche Ärgerniß zugesteht, welches die Geistlichen dem Volke durch ihren Lebenswandel gaben; und wenn er bei Gelegenheit der Bauernunruhen den großen Reformator tadelt und die Ursachen derselben in dessen misverstandenen Lehren, der unverdauten Lecture des Alten Testamentes und der groben Vorstellungen vom Reiche Christi findet, so hat er wenigstens hier nicht härter geurtheilt als mancher protestantische Schriftsteller. Freilich finden sich auch genug Äußerungen, welche zeigen, wie fest der Verf. am Dogma seiner Kirche hält, wie über den Ablaß, der „richtig verstanden, gar keine lächerliche Seite bietet" (S. 11), und über Rom, welches „was man auch immer sagen mag, doch ein ehrwürdiges Collegium von Männern ist, fest in seinen Maximen und nur vergleichbar dem Senate des alten Rom in seinen bessern Tagen" (S. 137). Dabei wollen wir dem Verf. nicht grade Schuld geben, wie nach seiner Behauptung Dr. Erhard gethan hat, daß sein Bestreben durchweg dahingegangen sei, die Wiedertäufer ehrlich zu machen und als eine unschuldig verfolgte Sekte darzustellen; aber wir können doch die Bemerkung nicht unterdrücken, daß Hr. Hast in der Entwickelungsgeschichte der Sekte sich mitunter wol zu glimpflich gezeigt und diesen Auswuchs der Reformation nicht streng genug beurtheilt habe. Daß er den wilden Fanatismus derselben in Münster nach Gebühr gerügt hat, war nicht gut anders möglich, da sowol Katholiken als Protestanten über ein solches Unwesen auf das tiefste erbittert sein mußten.

Die Erzählung des Hrn. Hast verbreitet sich mit großer Ausführlichkeit über die Entstehung der wiedertäuferischen Sekte, über die Bauernkriege (wo man freilich die Benutzung protestantischer Schriftsteller, wie Planck's, Sartorius' und anderer, sehr vermißt), über die Verzweigungen der Sekte in der Schweiz, in Mähren, in Holland und in verschiedenen Theilen Deutschlands bis zu ihrer Niederlassung in Münster. Protestantische, besonders holländische Schriftsteller sind hier und da angeführt; meist folgt der Verf. katholischen Gewährsmännern; für die münsterschen Begebenheiten sind Kerssenbroik's „Annalen" die Hauptquelle; Jochmus' „Geschichte der Kirchenreformation in Münster" haben wir einige Male angeführt gefunden. So wird auf S. 337 angeführt, daß Jochmus auf eine ihn ehrende Weise die Wiedertäufer gegen den Vorwurf in Schutz genommen habe, als ob die sogenannte Feuertaufe des Propheten Jan Matthiesen nichts Anderes als eine Versammlung gewesen sei, wo man der zügellosesten Wollust gefröhnt habe. Hr. Hast meint, daß dergleichen Verirrungen wenigstens damals noch nicht Ansicht der Sekte gewesen wären, wagt jedoch nicht zu entscheiden, inwiefern und unter welchen Umständen „praktische Verirrungen" möglich waren. Aber die wenige Monate nachher eingeführte Vielweiberei ist doch wenig entfernt von jener Gemeinschaft der Güter und der Frauen, ja man könnte füglich in ihr die Vorbereitung zu jenem Unsinn erkennen; und was die Sache selbst betrifft, so dürfte nach den Scenen, welche in dem Muckerverein zu Königsberg vorgefallen sind, eine solche Feuertaufe in einer Zeit der höchsten Exaltation nicht so unmöglich gewesen sein. Weiter erwähnt Hr. Hast auf S. 368 des Edicts der zwölf Ältesten, welches sie unter Jan's von Leiden Regierung als religiöse Norm erließen, und bemerkt dabei, daß sich die ersten Grundideen der Wiedertäufer darin noch ganz klar wiederfinden, nämlich die Innerlichkeit des Lebens, das Gottesbewußtsein, die Bedeutung der heiligen Schrift als des äußerlich hingestellten Wortes für die dem Göttlichen im Wiedergeborenen entfremdete, das Andere ihrer selbst gewordene Menschheit und die Werkthätigkeit des Wiedergeborenen in Liebe. „Heilloses Unglück", setzt er dann hinzu, „hat die Sekte verbreitet, und wir sind weit entfernt, einem rasenden Haufen das Wort zu reden; aber die Speculation der dem Christenthum zugewendeten Philosophie wird jener großen Idee Gerechtigkeit widerfahren lassen, die das Christenthum tiefer als blos äußerliches, historisches Factum erfaßt." Ref. gesteht, daß ihm in diesen Worten nicht Alles deutlich ist.

Von Benutzung neuer, ungedruckter Hülfsmittel haben wir bei Hrn. Hast keine Spur wahrgenommen. Wir erwarteten dies eigentlich, da sich der Verf. ein Mitglied des historischen Vereins von Westfalen nennt und in Hrn. Pfarrer Niesert einen Genossen zählt, der viele Urkunden und andere archivalische Schätze besitzt und gewiß gern die Bearbeitung eines Theils der vaterländischen Geschichte unterstützt haben würde. 7.

Notiz.

Die französische Geistlichkeit gab neuerdings einen Beweis ihrer Strenge, indem sie unter nachstehenden Umständen eine kirchliche Bestattung verweigerte: Ein junger, etwas zügelloser Mensch, Edme Mourra, aus Marle im Departement der Aisne, hatte während des Carnevals an einem Abend in lustiger Gesellschaft tüchtig der Punschbowle zugesprochen, hierauf, als er sehr erhitzt gewesen, ein Glas Wasser getrunken, endlich sich über die Straße nach einem andern Hause begeben, wo Ball war und er als Pierrot eine Zeit lang sein Wesen trieb. Mitten im Walzen rührt ihn der Schlag, er stürzt zur Erde und bleibt todt. Die Ältern schaffen ihn nach Hause und melden am andern Tage dem Pfarrer von Marle seinen Tod, in der Meinung, daß dieser von der Art und Weise, wie der Jüngling ums Leben gekommen, noch nichts wisse und demnach ein kirchliches Begräbniß bewilligen werde. Allein dieser verweigert es und verweist die Ältern an den Bischof von Soissons, der gleichfalls seine Einwilligung dazu nicht ertheilte. So fand also das Leichenbegängniß, wiewol sehr zahlreich, doch ohne alle religiöse Ceremonien statt. Am Grabe äußerte der Maire der Stadt in einer kurzen Anrede sein Bedauern, daß die heilige Kirche ihren Segen versagt habe, sowie die Hoffnung, daß die Milde Gottes für den Verstorbenen größer sein werde als die seiner Diener. Die Familie des jungen Menschen aber verwendete nun die Summe, welche die von der Kirche versagte Begräbnißfeier gekostet haben würde, zu guten Werken und ließ am nächsten Tage drei Säcke Mehl und 800 Pfund Brot unter die Armen des Kirchspiels vertheilen. 11.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Sonnabend, — Nr. 84. — 25. März 1837.

Dramatische Bücherschau für das Jahr 1836.

Erster Artikel.

Wenn es wahr ist, daß die Beschäftigung mit der Kunst die Liebe für sie, und die Liebe die Kunstfertigkeit und endlich das Kunstwerk erzeugt, so muß es den Deutschen noch gelingen, der dramatischen Muse die schönsten Siege abzugewinnen. Denn nicht eifriger suchen die Schüler St.-Simon's das freie und vollkommene Weib, als die Deutschen die absolute und perfecte Tragödie suchen.

Ob unsere fingerzeigenden Übersichten und harmlos-unbefangenen Vorreden und Kritiken zu dieser Findung mitwirken, müssen wir zwar dahingestellt sein lassen und wären im Allgemeinen eher geneigt, es zu bezweifeln als zu behaupten. Überblicken wir jedoch die lange Reihe von Andeutungen, Urtheilen und Beförderungen des Rechten, die wir nun seit vielen Jahren in diesen Blättern dem höhern Urtheile der Lesewelt hingegeben haben, und welche dieselbe mit einigem Interesse aufgenommen zu haben scheint, und sehen dann auf den heutigen Stand unserer Bühnenliteratur zurück, so möchten wir doch wiederum fast an einen zwar kleinen, aber dennoch erkennbaren Einfluß glauben, den wir mit Beispielen und Andeutungen, wie wir sie geben konnten, zum Wohle der Kunst ausgeübt hätten. Manche Verirrung nämlich dünkt uns doch nun minder häufig vorzukommen, manche andere sich wenigstens mit geringerer Dreistigkeit geltend zu machen, und mehr als ein gutes Samenkorn scheint doch unter unserer kritischen Pflege gedeihen zu wollen; denn die Kritik, wie wir sie verstehen, ist weit entfernt blos negativ zu wirken; sie soll auch positiv, fördernd und anregend sein.

Wir widerstehen der Versuchung nicht, einen einzelnen Irrthum anzudeuten, der uns, unablässig von uns bekämpft, jetzt mehr und mehr als ein solcher erkannt zu werden scheint. Es ist die Vermischung des Novellenstoffs mit dem Drama. Diese dramatischen Fehlgeburten, welche aus Walter Scott'schen und diesen ähnlichen Erzählungen entsprangen, tauchen jetzt nicht mehr so häufig wie vordem auf. Unser Axiom, oft verfochten, daß der Dramatiker die historische Unterlage nur so, wie die Alten die Mythe gebrauchten, für seine Aufgabe verwenden könne, dünkt uns durchgedrungen und zu einer Art von Wahrheit, von Gemeingut Aller geworden zu sein.

Wie dem auch sei, und wenn es Täuschung wäre, die Täuschung spornt uns wenigstens an, in unserer kritischen Bestrebung fortzufahren. Quod Deus bene vertat, denken wir und schöpfen fort aus unserm kritischen Born in unser kritisches Danaidenfaß.

In allem Ernst aber befriedigt uns die diesjährige dramatische Ernte mehr als je. Wird unser Urtheil nachsichtiger, vielleicht gar schwächer, oder ist die Frucht wirklich besser? Wer will uns darüber belehren? Scheint es nur uns, oder ist es Wahrheit, daß das Sinnwidrige, das absolut Verkehrte, das an sich Schlechte zurückweicht und dem Bessern Platz macht, das zwar nicht eben das Gute, aber doch das Bessere ist? Uns dünkt, das Würdige komme zur Anerkennung, Mittelgut werde mehr als solches erkannt denn zuvor, und, wenn auch gebraucht, doch ohne den Anspruch gebraucht, der nur dem Guten gebührt. Sei es — accipimus omen!

Und so genug des Einleitenden und Allgemeinen. Wir blicken auf die lange Zeile unserer Vorreden zurück und finden, daß kein neuer Fingerzeig zu besprechen bleibt. Genug, daß wir erkennen, Deutschland sei im Hain Thaliens nicht verirrt, sondern auf gutem Wege. Die wahre Tragödie ist wenigstens in der Hypothese erkannt; nur das Lustspiel bedarf noch der Begriffsberichtigung und sucht noch Aufstellung fester Zielpunkte. Im ernsten Drama ringen Fünf, Sechs, im Lustspiel kaum Einer nach dem Wahren und unzweifelhaft Richtigen; hier ist noch für Versuche Feld und zur Nachsicht Grund.

Der Leser aber kennt unser Forum, vor dem kein Name gilt, sondern die That. Er kennt die Art der Proceßführung und unser Motto: „Gerecht, furchtlos und unbefangen!" Vor ihm hat auch das Kleine seinen Werth, und das anscheinend Geringe, in dem der Prometheusfunke schlummert, kann gegen die prahlende Mittelmäßigkeit, welche mit großen Worten um sich wirft, hier auf Schutz rechnen.

---

1. E. Raupach's dramatische Werke ernster Gattung. Fünfter und sechster Band. (Die Hohenstaufen. Erster und zweiter Theil.) Hamburg, Hoffmann und Campe. 1837. 8. 3 Thlr.

In jedem Jahre haben wir bei unsern Übersichten der dramatischen Erzeugnisse auf Raupach zurückzukommen, unter allen lebenden Dramatikern Deutschlands nicht blos den vielseitigsten, sondern auch den standhaftesten, bewußtesten und ausdauernd-

sten. Bisjetzt hat der Dichter es aus Grundsatz verschmäht, sich über seine Wirksamkeit in irgend einer Weise gegen das Publicum zu erklären; zum ersten Male nimmt er bei Gelegenheit der „Hohenstaufen", die er dem Könige von Preußen widmet, das Wort, um der Lesewelt einen Blick in seine Bestrebung thun zu lassen und von seinen Zielpunkten dabei eine Andeutung zu geben. Diese einzige Vorrede Raupach's, der damit so karg als Göthe ist, scheint uns ein Element zu seiner Würdigung und als solches von Bedeutung zu sein. Raupach gibt darin von Dem Rechenschaft, was ihn bestimmt habe, seines Lebens Thätigkeit mit nachhaltiger Ausdauer, ja fast mit Hartnäckigkeit der deutschen Bühne zu widmen. Aus Rußland vor 14 Jahren zurückkehrend, fand er die deutsche Bühne ziemlich verlassen. Neigung und reicher Zufluß von Stoffen ermuthigte zu den ersten Versuchen; allmälig erwachte mit dem Bewußtsein des Vermögens, die Überzeugung von einer nützlichen Thätigkeit. Die historischen Stoffe zeigten sich zuletzt als die dankbarsten. Ein Cyklus deutscher volksgeschichtlicher Dramen erschien als ein strebenswürdiges Ziel. „Hätten wir", sagt der Verf., „unsere großartige Volksweltgeschichte von Heinrich I. bis zum westfälischen Frieden in 70 — 80 Dramen auf der Bühne, so würden wir eine Nation sein und ein Nationaltheater besitzen." Hierauf erklärt R. sich über die Behandlung des Stoffes in den Hohenstaufendramen. Ihm, dem vormaligen Professor der Geschichte, erscheint die *Wahrheit* als das erste Grundgesetz der Gattung, und er rühmt sich, wissentlich nichts verhehlt oder verstellt zu haben.

Man kann sich mit dieser Vorrede sehr einverstanden erklären, ohne sie doch genügend zu finden. Aber R. verschmähte es offenbar, in das angeschlagene Thema ergründender einzugehen, und er hat vielleicht Recht. Wenn man so viel Bedeutendes und so viel Treffliches geleistet hat wie R., so ist es ein überflüssiges Geschäft, seine Grundsätze darzulegen; nur die entschiedene Eitelkeit könnte dazu greifen, und von dieser halten wir R. frei. Nach und nach wird die Kritik billiger gegen ihn werden, als sie es jetzt noch ist, und sein Reichthum und seine bewunderungswerthe Formgebung werden sich geltendmachen.

Wir haben schon oft bekannt, daß uns in Raupach als Dichter ein Räthsel gegeben ist, das wir nicht zu lösen wissen. Er verachtet die Kunstregel und stellt sie doch dar; er glänzt mit allen Farben der Dichtung und will doch den letzten Schritt zum Dichter nicht thun; er schwelgt in allem Schmuck der Poesie und zeigt sich doch der Poesie feindselig. Woher soll das anders kommen als daher, daß Raupach sich mit vollem Bewußtsein der Poesie ergeben will oder gar nicht? Dies aber scheint keinem Sterblichen gestattet und vergönnt. Wir sollen der Göttin Eigenthum sein, nicht sie zu unsern Zwecken gebrauchen wollen! Man kann Dasselbe auch noch mit andern Worten sagen. Nach Allem, was über R. gesagt ist, wissen wir nicht, ob es neu ist, wenn wir uns dahin erklären, daß Raupach's Tragödien uns nicht im Herzen entsprungen und vom Gemüth und der Phantasie ausgetragen scheinen, sondern daß sie im Willen wurzeln und im Verstande gezeitigt sind. Darum sind sie einer gewissen Vollendung theilhaft und doch in Höhe und Tiefe der Poesie nicht einheimisch; schöne, oft musterhafte Kunstwerke und doch keine Dichterwerke; lehrreiche, anmuthige, gefällige, die Bühne adelnde Arbeiten, und doch von polarischer Kälte im Vergleich zu den hingeworfenen Tragödien Shakspeare's.

Was in R. mangelt, ist weniger sein Mangel als der seiner Zeit: es ist ein Überfluß an Kritik, unter dem der Naturlaut erstickt; ein Übermaß von Zwecken und Bewußtsein, das der Phantasie Schweigen gebot und die Intuition abstumpfte. Raupach, mit einem Worte, ist ein *Fechter* aber kein *Kämpfer* in der poetischen Arena, wiewol diese von keinem seiner Mitbewerber mehr Ehre hat als von ihm.

Nach diesen Andeutungen wird man uns in Dem verstehen, was wir über die „Hohenstaufen" zu sagen haben.

„Kaiser Friedrich I. oder Friedrich und Mailand", historisches Drama in fünf Aufzügen mit einem Vorspiel, zeigt uns den großen deutschen Fürsten in aller seiner heroischen Kraft, noch ungebeugt, ja selbst von der Erfahrung noch ungewarnt, von der Ahnung eines mühevollen, endlosen und doch ertraglosen Kampfes noch unerschüttert, ganz erfüllt noch von der Idee der Kaiserwürde und ihrer Pflicht, ganz diesem Gefühle hingegeben und bereit, dem Gedanken seiner Pflicht sein Dasein zu weihen. Eine solche Gestalt ist an und für sich groß, und es bedürfte so prächtiger Worte kaum, als Friedrich spricht, um ihn uns theuer zu machen.

Von Gottes Gnad' empfingen wir das Reich;
Nicht daß wir diesen staubgebornen Leib
Mit Kron' und Purpur schmückten, uns von Fürsten
Und Völkern ehren ließen, vor der Welt
Mit großen und ehrwürd'gen Namen prangten;
Nein, daß wir als sein treuer Stellvertreter
Auf Erden waltend: . .
Die Guten förderten, die Bösen zähmten,
Unrecht vertilgten, Recht zur Geltung brächten.
Und nur, weil uns der Pflichten schwerste ward,
Genießen wir mit Recht der *höchsten* Ehre. . . .

Wer erkennt in dieser Einleitung — auch an ihrer etwas undramatischen Länge — nicht eine Nachahmung Shakspeare'scher Eröffnungsreden in den historischen Stücken? Diese Nachahmung ist löblich; denn wer wollte ihre naive Tüchtigkeit nicht den gekünstelten und stets gewaltsamen Expositionen vorziehen, die durch Bediente und untergeordnete Personen zu geben eine unverständige Mode den Tragöden nöthigt? Der Dichter der Tragödie zeige sich uns von vorn herein gerade, ohne Umschweif, ohne unwürdige und ärmliche Finesse.

Dies Princip der Geradheit und kunstlosen Natürlichkeit hält der Verf. auch mit lobenswürdiger Standhaftigkeit durch die ersten Stücke des Hohenstaufencyklus fest. Alles tritt offen und ohne Umschweif heraus, Gutes wie Böses, und vielleicht liegt hierin der eigenthümliche Eindruck von Ernst, Tüchtigkeit und Werth, den diese Arbeiten auf den Leser machen. Erst die spätern Stücke, „König Enzio" u. s. w., nehmen wieder ein künstliches Element in ihren Bau auf. Natur und Dichtung aber sind näher verwandt, als Viele glauben, die ihren Homer ganz vergessen zu haben scheinen.

Jener ernste und würdige Eindruck durchathmet namentlich diesen ersten Theil „Friedrich I." Der Kaiser hat seine durch die siegreiche Empörung Mailands geschändete Krone abgelegt und gelobt, sie nicht eher wieder aufzunehmen, bis er die der Kaiserwürde widerfahrene Schmach gerächt hat. Mailand ist besiegt, seine Bundesgenossen, Bologna, Brescia, Piacenza, flehen um Gnade; da endet Friedrich:

Wir stehn auf Mailands Erde. Preis dem Herrn,
Der unsrer Ferse Kraft verliehen hat,
Daß sie den Kopf der Schlange hat zertreten . . .
Und nun vollstreckt an Mailand unsern Spruch . .
. . . Ich bringe dieses Opfer
Nicht *meiner* Rache, weil sie mich verhöhnt,
Nicht *meinem* Rechte, daß ich mächt'ger würde,
Nicht *meinem* Stolz, daß mich die künft'ge Zeit
Als einen großen Kriegeshelden preise;
Ich bring's der Majestät, die Gott verordnet,
Daß sie an seiner Statt der Erde Völker
Nach seinem Geist, zu seinem Ziele lenke;
Ich bring' es dem Gesetz, das du gegeben . . u. s. w.

Dies Stück, eine Verherrlichung nicht blos Kaiser Friedrich's, sondern deutschen Sinnes und deutscher Kraft überhaupt, verdient den Namen eines patriotischen. Es ist ein Erstling in einer neuen Gattung; Alles in ihm steht wohl, und selbst die Mischung von gebundener und ungebundener Rede vermehrt seine Wirkung, indem sie der Wahrheit in der Täuschung förderlich ist und den Reiz der rhythmischen Partien erhöht.

„Kaiser Friedrich I., zweiter Theil, oder Friedrich und

Alexander", gleichfalls in fünf Aufzügen mit einem Vorspiel, bringt nun die beiden gewaltigen Gegner in unmittelbaren Contact; aber nur um diesen Widerstreit der Pflichten — denn auch Alexander erscheint nur als ein ganz getreuer Diener seiner Pflicht — auf das rührendste und in voller Harmonie zu lösen. Der ganze Ton des Stücks ist daher auch weicher und spricht mehr als das erste zu den sanften Gefühlen in unserer Brust. Er bringt die im ersten Theile aufgerufene Leidenschaft zum Schweigen, indem er sie am Göttlichen läutert und durch die Idee des Friedens und der Resignation im Menschlichen sie befriedigt. Beide Stücke gehören daher wesentlich zueinander und sollten eigentlich nie getrennt gelesen oder dargestellt werden: sie sind wie Wein und Öl zueinander.

Der Kampf zeigt keinen der Streitenden als Sieger, keinen als Besiegten. Dies ist die Seelenlage, in der wir mit einem verfolgten Gegner stets am meisten zur Versöhnung geneigt zu sein pflegen. In dieser Stimmung treffen beide Gegner in Venedig zusammen. Die Spannung, mit der wir diesem Gespräch im fünften Acte entgegengehen, ist gerecht; sie ist groß und dramatisch gerechtfertigt, wenn auch die Dialektik sich hier etwas breit machen möchte. „Ob ich geirrt", sagt Kaiser Friedrich, „oder nicht, ich weiß es nicht!" So sollte der Mensch stets sprechen, in dem eine Leidenschaft gebrannt hat! Hierauf entgegnet Alexander, die Kirche fodere nur ihr Recht.

Kaiser. Was ist ihr Recht?
Alex. Des Menschen Thun und Lassen
Dem göttlichen Gesetz zu unterwerfen.

Dies Recht muß Kaiser Friedrich ihm einräumen, nachdem ein sinnreiches Gleichniß ihm erwiesen hat, die Kirche vertrete im Organismus der Welt die Stelle des Gewissens im einzelnen Menschen.

Alex. Im Menschen denkt und handelt der Verstand;
In steter Wechselwirkung mit den Dienern,
Den Trieben der Natur, macht er das Leben
Und ist desselben Meister und Gebieter.
Doch neben ihm steht eine andre Kraft,
Frei, von ihm unabhängig: das Gewissen;
Es handelt niemals, spornet nur zum Guten,
Warnt vor der bösen That und straft den Thäter.
So ist im Ganzen auch ...

Friedrich ist belehrt, überwunden. Er bietet Frieden.

Alex. ... Ihr wünscht den Frieden,
Und ich vertrete Den, der Frieden will! ..

Nun erscheint der Mönch, Friedrich's Retter aus der Gewalt der Lombarden. Er segnet den Papst auf dessen Bitte und segnet den Friedensbund, und mit Memento mori schließt das Stück.

Nachdem der Dichter sich so als ein gleich mächtiger Zauberer für die Bilder und Gefühle des Heroismus wie für die sanftern des Friedens und der Vergebung erwiesen und in starken Contrasten unsere Seele erschüttert hat, läßt er im dritten Theile: „Friedrich I. oder Friedrich und Heinrich der Löwe", historisches Drama in fünf Aufzügen mit einem Vorspiel, wieder die patriotischen Empfindungen sprechen. Dies Stück ist stärker und reicher unter dem reindramatischen Gesichtspunkte und dennoch treu und sorgsam der Geschichte nachgebildet. Die Sprache steigt hier zu mächtigen Bildern an. Von vorn herein erkennen wir, daß zwischen Charakteren wie Friedrich und Heinrich kein dauernder Vertrag gegeben ist. Pflichten und Ansichten stehen sich zu schroff entgegen, um nicht bei gleicher Macht zum Kampf auf Tod und Leben auszubrechen. Friedrich siegt durch Otto's v. Wittelsbach Freundschaft; Heinrich muß sich knieend dem harten Spruch des Reichs unterwerfen. Doch Friedrich hebt ihn auf:

Steh auf, steh auf! Ich kann's nicht länger tragen,
Denn alle frohen Stunden unsrer Jugend
Stehn leichenblaß und weinend um dich her,
Und meine Seele blutet .. du hast's gewollt ....

Und später:

Deutschland muß einig, ja nur Eines sein,
Zum eignen Heile, wie zum Heil der Welt....
Wie eine Wetterscheide steht es inmitten
... und hält vom Westen
Den Osten und vom Norden fern den Süden,
Daß sie im blut'gen Kampfe sich nicht treffen ...
Die Einheit Deutschlands ist ein Heiligthum;
Eins muß es sein zu eignem Glück und Ruhm,
Eins muß es sein, daß es den Frieden nähre,
Eins muß es sein, daß es die Welt verkläre!

So endet das Drama, wie wir sehen, mit einer für einen Hofdichter ziemlich ernsten und kühnen Apostrophe, der wir jedoch aus Herzensgrunde beipflichten dürfen.

Der vierte Theil: „Friedrich I. oder Friedrich's Abschied", umfaßt endlich ein Schlußdrama wieder in fünf Aufzügen. Die Leidenschaft — denn was man auch sagen möge, der unnachsichtige Kampf Friedrich's für seinen Begriff der Kaiserwürde war auch eine Leidenschaft — erscheint nun hier ganz geläutert, berichtigt, dem Höchsten und Ewigen untergeordnet. Des Ganzen Bewegung ist sanft und gemüthvoll; Liebe und Poesie finden Eingang, und die rührende Geschichte König Heinrich's und der Gräfin Ida v. Andechs, welcher Heinrich entsagen muß, um Konstanze von Sicilien zur deutschen Königin zu erheben, bildet recht eigentlich den Mittelpunkt der dramatischen Handlung. In ihrer Mitte erreicht den Kaiser die Nachricht von dem Fall Jerusalems. Dieser ruft:

Jerusalem — Jerusalem gefallen!
Gestürzt das heilge Kreuz! Herr Zebaoth,
Wie fürchterlich bist du in deinem Zorn!
Wir haben ihn verdient; denn kindisch-eitel,
Voll Eigennutz und Habsucht haben wir ...
Um weltlich Recht und irdisch Gut gehadert,
Das nichtig doch wie Morgennebel ist.

Und alle Plane der Politik sind vergessen, und der Kaiser reicht dem beleidigten Gangolf die Hand und hat keinen Gedanken mehr als den an die kriegerische Pilgerfahrt. So besteigt er bei Regensburg sein Schiff unter dem Lebewohlrufe seines Volks. Hiermit verschwindet die große Erscheinung, welche uns die vier Dramen hindurch in 23 Aufzügen beschäftigte, alle eigentlich nur ein Drama in vier großen Abtheilungen bildend. Ein so langathmiges Werk der Begeisterung verdient, von allem Andern abgesehen, schon um seines Gegenstandes und um der dauernden poetischen Erhebung willen, die es einflößen konnte, alle Achtung. Der Verf. zeigt sich darin durchaus als ein Deutscher, gerecht, tief, innig. Den dramatischen Werth der Arbeit suchen wir besonders in seiner Wahrheit, seiner psychologischen Ergründung, seiner reinen, bilder- und farbenreichen Sprache; Verwickelung und Charaktere gehören nicht sowol dem Dichter als der Geschichte an, und Raupach hat dafür geringes Verdienst, es sei denn, daß wir ihm die Wahl anrechnen wollen. Immerhin aber können wir diese Leistung zu den bedeutendsten und anziehendsten unter den jüngsten Gaben der dramatischen Muse Deutschlands rechnen und sie als eine von denen betrachten, die den Namen des Dichters andern Generationen vererben und ihm selbst das befriedigendste Bewußtsein hinterlassen werden.

(Die Fortsetzung folgt.)

Pückler und Cooper.

Die Franzosen werden gewiß nicht Byron's „Childe Harold" mit dessen Fortsetzung von Lamartine nebeneinander stellen, um sich mit den Engländern zu messen. Lamartine hat mehr Harmonie der Sprache und Zartheit der Töne als Byron; aber ermüdend windet man sich durch seine künstlichen Bilder, und ermüdet folgt man der immer gleichmäßigen Bewegung seiner nicht immer folgerechten Gefühle; kein Fortschreiten hilft,

man bleibt von der ätherischen Aussicht unendlich entfernt. Byron künstelt nicht, er reißt mit sich fort, und mit Sturmesgewalt geht es durch die Welt, ihre Werke und Wildnisse, ihre Gedanken und Leidenschaften; aber es geht nicht weiter, als der menschliche Athem reicht, und denkt man nicht wie er, so fühlt man doch wie er. Dagegen scheint eine Vergleichung zwischen zwei Lieblingsschriftstellern der Deutschen und Amerikaner desto zulässiger, weil der eine von dem andern nicht wußte, daß er denselben Gegenstand in derselben Form wie der andere behandele. Pückler und Cooper beschreiben ihren Empfang bei dem Könige Ludwig Philipp in Briefen, von denen der deutsche noch früher als der englische gedruckt worden, obgleich Cooper schon 1830 und Pückler fünf Jahre später vorgestellt wurde. Beide sind üblicherweise bald darauf auch zur Tafel geladen, und davon sagt der Bürgersmann Cooper nichts weiter, auch hütet sich der Fürst Pückler seinerseits, das Langweilige der stereotypen Unterhaltung im Vorzimmer und des Geflüsters an der Tafel zu erzählen, er deutet aber recht gemüthlich an, wie geschmackvoll und königlich die Einrichtung sei. Wenn Cooper ungern hat und von Dem schweigt, was Pückler gern hat und bespricht, so sind sie doch darin sich gleich, daß jeder seinem Sinne folgt, und wie sie sich nicht verstellen, so entstellen sie auch nicht: keiner von ihnen zeichnet oder färbt vorsätzlich falsch. Wer von ihnen die wenigsten Umstände mache, möchte mit aller deutschen Gründlichkeit schwer zu entscheiden sein, ein paar Züge sind ihnen genug, und damit sind doch die Umrisse in ihrer Schärfe und die Gestalten in ihrer Lebendigkeit gegeben. Die alte Bekanntschaft von Pückler mit dem Hofwesen ist gegen einen Beobachter wie Cooper wol kaum ein Vortheil, oder wird durch den Reiz der Neuheit aufgewogen, der auf die Darstellung übergeht. Cooper fährt mit Lafayette, der damals die Nationalgarde commandirte, ins Palais royal, das Gedränge ist groß, aber Alles macht Platz, er meint aus Ehrfurcht für den General; die Kutscher werden indeß wol nur die grande entrée geachtet haben. Nach dem Aussteigen erschienen zwei Adjutanten, und das war wol nicht Zufall, sondern eine Aufmerksamkeit, die dem General in seiner Stellung erwiesen ward; es geht rasch durch die Gemächer und die wogenden Mengen bis zu dem Zimmer des Königs, vor dem Lafayette mit Soult zusammentritt. Cooper hört ihr Gespräch, es ist eine echte Vorzimmerunterhaltung, es betrifft ihre beiderseitigen Lenden; es ist aber nur unvollständig gegeben, sonst könnte wol durchschimmern, daß Soult etwa so gescherzt habe wie der rüstige Fürst von Dessau mit dem hinfälligen Prinz Eugen. Cooper betrachtet sich die Versammlung; die Sieger und die Besiegten der Juliustage lassen sich darin unterscheiden und bilden ihre beiden Theile, zwischen denen nur wenige Gleichgültige stehen, oder gar irgend ein bonapartischer General, dem man den Widerwillen ansieht. Indeß öffnet sich das Empfangzimmer, der König in der Uniform der Nationalgarde steht an der Thür, die Königin mit seiner Schwester in der Mitte des Zimmers, und ihre jüngern Kinder sind im Hintergrunde gruppirt. Die Freundlichkeit, womit der König auf Lafayette zugeht, scheint abgemessen, der Händedruck aber treuherzig. Cooper und andere Amerikaner werden vorgestellt und mit Händedruck willkommen geheißen. Die Königin redet sie Französisch an und läßt sich Englisch antworten, das sie versteht und Adelaide spricht. Der hübsche und artige Herzog von Orleans ist in einem andern Kreise, er empfängt mit Anmuth und scheint sich ängstlich zu bestreben, Allen zu gefallen. Cooper glaubt, daß Lafayette mit dem Empfange der Amerikaner von dem Könige nicht zufrieden gewesen sei; ein Adjutant — Kammerherren gibt es nicht mehr — führt sie, als man schon aufbricht, zu dem General, und alsbald kommt der König wieder, sieht aber ernst, wenn nicht misvergnügt aus, daß ihm diese übermäßige Artigkeit (extra-attention) nicht erspart wurde. Er spricht mit dem Einen und Andern, sein Englisches ist geläufig und wenig fremdtönig, er hält sich an das Allgemeine und mischt etwas von seiner Reise in Amerika ein, worauf er nach einer Verbeugung gegen Alle sich entfernt. Als sie von dem Schlosse gehen, hört Cooper einen Offizier murmeln: „Amerika, lebe wohl", und nach Allem denkt er, daß Lafayette sich am Hofe nicht halten werde. Er bestreitet zwar die Meinung, die ihm Urtheilsschwäche beimißt; aber der ebenerzählte Vorgang mit dem Könige misfällt ihm doch durchaus, der das Verfehlte und Verkehrte mit abgemessenem Benehmen zugleich ertrug und fühlen ließ.

Wenden wir uns von Cooper zu Pückler, so sehen wir statt des werdenden den gewordenen Hof; jener läßt ahnen, daß die äußere Umgebung gefängnißmäßig werden könne, dieser schweigt von solchen unangenehmen Dingen und hat dagegen seine Freude an der Ordnung in den Tuilerien und an der Unterhaltung mit der königlichen Familie, von deren liebenswürdigem Betragen und geistvollem Umgangstone er mehr als jener zu sagen weiß. Die Hauptschwierigkeit umgeht er dadurch, daß er vornehm thut, als wenn er an eine Verwandte und mit der königlichen Familie schon Bekannte schriebe, die von ihm also keine Bildnisse derselben verlangen wird. Auf diese Weise können die Leser sich nicht beklagen, daß die Bildnisse fehlen, und er weiß ohne Zweifel, daß Niemand unmittelbar mit Worten treffend dargestellt werden kann, sondern daß ein bekanntes Bild den Lesern vorgestellt und daran so lange geändert wird, bis es Dem ähnlich ist, der geschildert werden soll. Man nimmt die griechischen Kunstformen oder die Volksphysiognomien zu Hülfe, wenn man nicht auf eine Familienähnlichkeit verweisen kann. Cooper macht so seine Bildnisse von der königlichen Familie, es sind aber mehr Schattenrisse als Gemälde: die Königin sieht eher in das bourbonische als östreichische Haus (also eigentlich in keins von beiden) und hat in ihrem Wesen einige Ähnlichkeit mit der Herzogin von St.-Leu. Von ihren beiden hübschen Töchtern hat Louise (jetzt Königin der Belgier) das Gesicht, wie es sich auf den Münzen der Bourbons zeigt (?), und die Züge der Prinzeß Maria sind von italienischer und classischer Form. Der Herzog von Orleans sieht mehr als alle übrigen in die östreichische Familie, und gleicht so auffallend W…, daß dieser (Amerikaner?) zu Paris oft für ihn angesehen ist. Cooper braucht freilich darauf keine Rücksicht zu nehmen, daß er durch eine solche Vergleichung, ihre Richtigkeit vorausgesetzt, dem Kronprinzen keinen guten Dienst bei den Franzosen leistet, welche bekanntlich ihre tournure vraiment française für das Vollkommenste halten; er scheint aber mehr als europäischen Hofton und europäisches Anstandsgefühl nicht zu beachten, wenn er dem Könige die Gastfreundlichkeit folgendermaßen vergilt. Nachdem er gesagt hat, daß der untere Theil seines Gesichtes voll und stark hervortrete und der obere dagegen wie zugespitzt erscheine, erzählt er, daß ein Angeklagter wegen sträflicher Tendenz seiner Schriften bei seiner Vertheidigung vor Gericht eine Birne genommen und daran hin- und hergeschnitzt hätte, bis unter allgemeinem Gelächter ihre Ähnlichkeit mit dem königlichen Kopfe erkannt worden wäre. Die Birne bezeichne nun diesen, seitdem sie so anschaulich gemacht hätte, was der Tendenzproceß aus einer Schrift machen könne. 152.

Literarische Notizen.

A. Séguier gibt in seiner vor Kurzem erschienenen Schrift: „Les légitimistes et les orléanistes", nach Musterung der verschiedenen Partien das Resultat, die einzig wahre Legitimität sei die der Julirregierung, die des Hauses Orleans.

Die Herzogin von Abrantes hat „Une soirée chez Mad. Geoffrin" herausgegeben.

Von Philipon de la Madelaine ist in zwei Bänden „Le pontificat de Grégoire VII" erschienen. 4.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter für literarische Unterhaltung.

Sonntag, —— Nr. 85. —— 26. März 1837.

Dramatische Bücherschau für das Jahr 1836.

Erster Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 84.)

2. Konstantin XI., letzter griechischer Kaiser. Historische Tragödie
von C. A. Kaltenbrunner. Linz. 1836. Gr. 8. 16 Gr.

Diese Tragödie in fünf Acten mit einem Vorspiel: „Der
Streit um die Krone", in einem Act, zeigt uns, den vori-
gen gegenüber, welche verschiedene Form der Behandlung das
historische Drama zulasse. Obgleich selbst nicht ohne Talent
entworfen, sehen wir doch, wie hier sich Alles den Zwecken
des Dichters fügen muß, der in den „Hohenstaufen" sich selbst
der Geschichte fügte. Der Vergleich ist lehrreich. Hier macht
der Dichter die Geschichte, dort machte die Geschichte den Dich-
ter. Hier sind es die kleinen Züge der Begebenheit, die das
Drama constituiren; dort stand das Drama auf der Geschichte
und suchte oder brauchte nichts außer ihr, ja es verwarf selbst
das Geringhaltige in ihr, von ihren großen Zügen befriedigt.
Hieran mag man lernen, wo der Stoff zum historischen Drama
zu finden ist: nicht in der Begebenheit überhaupt, und wäre sie
auch so welthistorisch wie die Eroberung Konstantinopels durch
Mohammed II., sondern in ihrer innern Größe; denn das Straf-
gericht Mailands ist noch langehin keine Weltbegebenheit. Über-
all aber macht der Geist der That, nicht ihr Umfang ihre
Bedeutung aus.

Das vorliegende Stück ist nicht übel entworfen; mit guter
Einsicht wird der tragische Untergang Konstantin's vielmehr von
vorn herein an seinen Stolz und seine wilden Machtgebote ge-
knüpft — er fällt durch eigne Schuld des nicht Maß haltenden
Menschengeistes. Wir rechnen dem Verf. diese einsichtige Be-
kleidung des historischen Stoffes hoch an und erblicken darin
ein geltendes Talent. Gut, wie hierin, ist er auch in Führung
der Fabel, Verwickelung der Handlung, deren Hauptträger der
Verräther Gartuca ist, und in Erfindung der Charaktere; aber
dennoch verdient das Ganze weniger den Namen einer histori-
schen Tragödie als den eines Dramas über einen geschichtli-
chen Stoff. Tiefe, ergründende Blicke in Welt und Menschen-
geist, wie sie die Aufgabe des Tragöden bilden, ein eigentliches
Wachsen der Handlung, ein Werden aus innen heraus tref-
fen wir nicht an, und die Diction, der Vers lassen viel zu
wünschen übrig. Unrhythmische Verse, wie auf S. 3:

Das Leben kümmert sich nicht um die Todten.

kommen vielfach vor, und Monologe, wie Helena S. 45 einen
hält, zeigen, daß der Verf. noch nicht reiflich genug über Wesen
und Nothwendigkeit, über das Zulässige und das Verwerfliche
im Drama nachgedacht hat. Hier und da ist eine gelungene
und sprachlich empfehlungswerthe Stelle, wie in der Scene
zwischen Mohammed und Helena, die, als Jüngling verkleidet,
mit dem Dolche zu ihm schleicht; oder da, wo Konstantin ster-
bend die einstige Wiedergeburt Griechenlands prophezeit; das
Ganze erregt jedoch nur mäßigen Antheil und kann nur unter
dem Gesichtspunkte eines ersten Versuchs auf unsern Beifall
rechnen. Helena's Tod scheint uns nicht nothwendig; die Mo-
ral ihrer Erscheinung geht vielmehr in der Gewaltthat unter,
mit der sie ihr Leben endet. Wüßten doch die jungen Dichter,
die Resignation besser zu schätzen, und möchten sie fühlen, wie
viel größer die moralische Wirkung der Ergebung in den Wil-
len des Geschickes bei einem starken Gemüthe ist, als — der
Fall auf den Breterboden der Bühne, der uns überhaupt fast
immer um alle tragische Täuschung bringt.

3. Dramatische Zeitbilder von G. F. Rank. Erster Band.
Leipzig, O. Wigand. 1837. 8. 2 Thlr.

Daß der Verf. ein entschiedener Feind der Aristokratie sei,
zeigt er uns in zwei, dieselbe Gesinnung athmenden und in
ziemlich dunkeln Farben gehaltenen Charaktergemälden, welche
diesen seinen Haß auch Andern mittheilen sollen. Nun, hoffen
wir wenigstens, daß es mit seiner Abneigung nicht bis zur
Lächerlichkeit komme; denn was in Frankreich ein Unrecht war,
würde in Deutschland eine Abgeschmacktheit sein! Was uns
mehr als diese Idiosynkrasie Bedauern gegen den Verf. ein-
flößt, ist, daß er einen Gegenstand zu schildern unternimmt,
den er nicht kennt: Geist und Ton der höhern Gesellschaft näm-
lich. Er befindet sich in Absicht dieses Punktes wenigstens um
etliche 60 Jahre im Rückstand, und wenn wir nicht vermuthe-
ten, daß der Verf. ein junger Mann wäre, so müßten wir
glauben, daß er ein Greis sei, der in seinen historischen Stu-
dien beim Jahre 1786 stecken geblieben ist.

Das erste dieser beiden dramatischen Charaktergemälde: „Der
Emporkömmling, oder Bürger und Aristokrat", in fünf Auf-
zügen, ist nicht übel erfunden und von entsprechender Wirkung.
Ein Apothekerssohn, Trenk, von der Manie des Emporsteigens
und Glänzens in einer Gesellschaft ergriffen, für die er nicht geboren
wurde und für welche er weder Scharfblick noch Leichtigkeit genug
mitbringt, betrogen von den Aristokraten, denen er sich aufopferte,
und seiner Familie entfremdet, fällt, seines Vermögens beraubt,
als ein Opfer seiner Thorheit. Sein würdiger Vater, nach-
dem er seine Schulden bezahlt hat, muß seine Heimat am
Bettelstabe verlassen; er selbst sinkt, erkannt, bis zum Kammer-
diener eines Grafen herunter. In diesem Stande faßt ihn die
Verzweiflung; er wüthet, tief entwürdigt, gegen seine Beleidi-
ger, muß fliehen, findet seinen Vater als Dorfrichter, die Schwe-
ster und ihren Bräutigam wieder und wird nun ein anderer
Mensch. In diesem Stück, zu dem vielleicht Tieck's „Wunder-
lichkeiten" die Anregung gaben, sind, abgesehen von der ver-
fehlten Zeichnung der höhern Gesellschaft, Spuren von Talent.
Die Scenen in der Bürgerfamilie sind gut beobachtet, und das
Subject Stößel ist eine gute Caricatur der modernen Gleich-
heits- und Freiheitsmanie. In der zweiten Scene des vierten
Aufzugs, wo Emanuel und Trenk ein Gespräch über die Leiden
eines Kammerdieners halten, ist etwas von Shakspeare'schem
Salz anzutreffen. Der Verf. vergißt nur, daß nicht alle Kam-
merdiener Trenk's sind. Doch wie dem auch sei, das Stück
unterhält und bietet anziehende Seiten genug dar. Eine ge-
wisse Kraft und Körnigkeit der Sprache gehört ihm ganz eigen-

thümlich an und erweckt die Vermuthung, daß der Verf. wol noch Besseres zu leisten vermöchte, wenn er sich seines innern Grimms, der vielleicht entschuldigende Anlässe haben mag, entledigt haben wird.

Das zweite Stück: „Die Patricier", Schauspiel in fünf Acten, nach einer Erzählung von G. Döring, ist ganz aus demselben Geiste hervorgegangen. Ein armer Spielmann kehrt mit seiner Tochter zu der Patricierfamilie zurück, die ihn verstoßen hat; nicht ganz ohne Grund, da er die Tochter halb und halb entführt hat. Von der alten bürgerstolzen, blinden Schwiegermutter wird er nun mit Intrigue umsponnen, die endlich zu einem Mordplan führt; doch Doctor Spanger, das gute Princip des an häßlichen Zügen reichen Stückes, zerstört den Plan der alten blinden Patricierin, und diese büßt, von Allen, Sohn, Enkelin, Dienerschaft, verlassen, ihren bösen Sinn im eignen Untergang. Die Schlußscene ist charaktervoll. Ganz verlassen tappt die blinde Übelthäterin, 80 Jahre alt und das Grab fürchtend, im Zimmer umher; da tritt der von ihr bestellte Todtengräber ein. „Nichts für ungut, daß ich so grade hereintrete... Wer seid ihr? Und was wollt ihr?" fragt die Blinde. Todtengräber: Ich habe einem Verwandten des Hauses ein Stück Erde verkauft und bin wegen der Bezahlung an die hochedle Frau gewiesen. Frau Werner: Gut — aber führt mich erst zu meinen Armstuhl. Todtengr.: Recht gern! — Fr. Werner: Weh! Greift mich nicht so plump an — ihr thut mir weh. Todtengr.: Soll mir leid thun. Aber seht, bei unserm Geschäft gewöhnt man sich, fest anzupacken, weil sich nie Einer beklagt, daß wir ihm weh thun. Fr. Werner.: Wer seid ihr denn? Todtengr.: Der Todtengräber. Fr. Werner (umsinkend): Gerechter Gott!" (Der Vorhang fällt.)

Diese Probe zeigt, daß der Verf. das große Kunstmittel des Tragikers, das Verschweigen, in seinem Werth erkannt hat, und daß er weiß, welche unvergleichliche Wirkung ihm beiwohnt. Diese Erkenntniß deutet auf eine gute Grundlage in der Kunstbildung und berechtigt uns, verbunden mit sprachlichem Vermögen und Gedanken, wie sie sich allerdings hier finden, zu guten Erwartungen.

4. Eurynome. Dramatisches Taschenbuch für das Jahr 1837. Von W. Foerster. Breslau, Friedländer. Kl. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

Eurynome, die Mutter der Grazien, bringt hier für Theaterdilettanten werthvolle und gern empfangene Gaben, Originale und Bearbeitungen, die sich durch Wahl und Geschmack empfehlen. „Der französirte Vetter", Lustspiel in drei Aufzügen, verträgt zwar, wie die Mehrzahl ähnlicher Arbeiten, kaum eine ernstere Kritik, ist aber doch an guten Situationen reich. Der Franzosenhaß des Barons ist allerdings wenig mehr als eine Caprice, wenn er sich auf den Liebhaber seiner Tochter wendet, der zwar einen französischen Namen führt, aber für Deutschland mit Deutschland gestritten hat; indeß gibt er doch Anlaß, daß sich der Vetter, der die Partei begünstigt, um sich selbst von alten Banden frei zu machen, in aller Unliebenswürdigkeit eines eiteln Parisers unserer Tage zeigt, wodurch denn ein ungerechter Haß durch eine gerechte Abneigung besiegt wird. Das Stück ist lebhaft und gut geschrieben, obgleich das Französische des Verf. besser sein konnte. — „Ähnlich oder nicht", Lustspiel in drei Acten, gleichfalls Original, ist uns gewöhnlicher vorgekommen. Die Elemente, ein Doctor, die dupe seines physiologischen Ähnlichkeitssystems, ordinaire Liebhaber und Verkleidungen, alles dies ist oft erlebt und gesehen. Die eigentliche Laune fehlt, und der Schlagwitz Raupach's gelingt nicht Jedem in der Nachahmung. — „Cäcilie", Drama in zwei Aufzügen, nach Villeneuve, ist ein echt französisches Rührspiel: Resignation, Thränen, ein geopfertes Herz, Alles um der grausamen Willkür des Poeten willen, der ein Vergnügen an solchen Quälereien finden muß; denn ein anderer Grund, warum er sie zur Schau stellt, ist nicht abzusehen. Bei solchem Wesen ist jede Kritik verloren, und wir begreifen den Bearbeiter nicht, der an der Wiedergebärung so monströser Unnatur Gefallen finden mochte. — „Onkel und Neffe", Lustspiel in zwei Acten, nach dem Französischen, ist ein gefälliges Stück, das sich, launiger Erfindungen voll, wie es ist, auf der Bühne behaupten wird. Ein Neffe, der für seinen Onkel heirathet und sich duellirt, und die Misverständnisse, die daraus entstehen, bilden das Lustspiel, dem zwar kein feinerer Gedanke, aber doch eine recht gute Unterhaltung innewohnt. — An „Ehrensachen", Drama in drei Acten, nach Merville, hat L. Schneider mitgearbeitet. Wir finden das Stück so steifleinen und trocken, daß wir den Verf. ihre Bemühung, hin und wieder etwas Leben und Farbe hineinzubringen, gern erlassen hätten. Aufrichtig gefragt: wiegt nicht eine Seite Shakspeare's, Gozzi's, Molière's, Moreto's, oder selbst Goldoni's oder Kotzebue's ein ganzes zweiactiges Stück dieser neuen Gattung von drame ennuyeux hundertfach auf? — „Die Wette", in einem Act, empfiehlt sich durch Kürze und Prägnanz im Vergleich zu den vorangegangenen Salbadereien. An Feinheit fehlt es auch hier, und Alles geht ziemlich altklug und hausbacken her. Auf Sprachunrichtigkeiten, wie: „Haben Sie wegen mir den Ball versäumt? — Nur wegen Ihnen!" hätten wir uns indeß bei dem Bearbeiter doch nicht gefaßt gemacht. Mit einem Worte: „Eurynome" bringt, wie Menschen und Göttinnen pflegen, bona mixta malis; sie wolle sich erbitten lassen, bei ihrem nächsten Wiedererscheinen ihren französischen Reisebündel doch lieber an der Seine zurückzulassen und sich statt dessen jenseit der Alpen umzusehen, wo sich Volkslieder und Volkslustspiele in Menge finden.

(Die Fortsetzung folgt.)

Stimme aus Paris in Betreff des literarischen Eigenthums.

Da unstreitig nächstens in den französischen Kammern die in neuesten Zeiten durchgängig sehr zurückgestellte Frage über das literarische Eigenthum zur Sprache kommen und ein dahin gehöriger Gesetzvorschlag nicht ausbleiben wird, so möchte wol ein kleines Werk über diesen Gegenstand, von Hrn. Berville, Generaladvocaten beim königlichen Gerichtshof in Paris, das wahrscheinlich bald erscheinen wird, von um so größerm Belange für die gegenwärtigen Interessen sein. Diese Schrift wird den Titel führen: „Sur la production intellectuelle et les droits qu'elle peut conférer." Ein Bruchstück davon wird von der „Gazette des tribunaux" mitgetheilt, und es mag uns auch vom deutschen Standpunkte aus nicht verargt werden, wenn wir dem Ideengang des Verf. folgen. Wir wollen die Ansichten desselben, denen es in der Darstellung nicht gänzlich an französischer Breite fehlt, einigermaßen concentriren. Er geht nämlich von dem allgemeinen Gesichtspunkte aus, daß die Arbeit die natürlichste und gesetzmäßigste Quelle alles Eigenthums ist; ein Grundsatz, dem gewiß von keiner Seite widersprochen werden kann. Allein es gibt Arbeiten, die unmittelbar, in ihren nächsten, nothwendigen Resultaten zum Eigenthume führen, andere wieder, zu denen sich der Besitz, der Erwerb als etwas Äußerliches, Nebensächliches, dem Gegenstande selbst Unwesentliches verhält. Der erste Fall ist der des materiellen Arbeiters, des Landmanns (laboureur). Indem dieser seinen Acker bebaut, erschafft er durch seine Arbeit ein Object, das zugleich unmittelbar dem Handelsverkehr (commerce) anheimfällt. Die Ernte, die er bezieht, ist seine Arbeit, und zugleich wird der Besitz dieser Ernte sein Lohn. Allein anders ist es mit dem Gelehrten, mit dem geistigerweise erzeugenden Menschen. Der Arzt, wenn er seinen Kranken geheilt hat, kommt nicht in Besitz von dessen Gesundheit; der Lehrer, der in einer Wissenschaft Unterricht ertheilt, wird nicht Eigenthümer der geistigen Förderung und Entwickelung, die er in seinem Schüler hervorgerufen hat. Dergestalt müßte, vom reinmateriellen Standpunkte aus betrachtet, die materielle Arbeit der geistigen vorzuziehen sein, weil sie in ihren Resultaten auf unmittelbare ertragreiche Weise in den Besitz des Arbeitenden zurückfällt. Allein dem ist keineswegs so. Sie setzt vielmehr nur eine andere

Art (un autre genre) von Lohn (récompense) voraus, Dasjenige, was man mit Recht den Preis (prix) der Arbeit, was man das Honorar, Salaire, das Äquivalent der Thätigkeit nennt. Der letztere Ausdruck ist jedoch unpassend, weil darin das Vorzüglichere der stattgefundenen Arbeit als herabgesetzt erscheint. Das Honorar, das der Gelehrte empfängt, ist vielmehr seiner Arbeit eben nicht gleichwichtig. Dessenungeachtet aber gebührt jedweder Anstrengung ihr Lohn, oder, wenn man will, ihr Preis (toute peine mérite salaire).

Diese Bestimmungen auf die literarische Thätigkeit im engern Sinne übergetragen, entsteht nun die Frage: „Hat der Schriftsteller wirkliche Eigenthumsrechte, oder beziehen sich diese Rechte nur eigentlich auf das Salaire, als das in gewisser Hinsicht stets seiner Arbeit Ungleichartige?"

Es sind also drei Interessen fragend zu prüfen: 1) Gibt es ein intellectuelles Eigenthum? 2) Welches sind dessen Grenzen? 3) Welches sind, außerhalb dieser Grenzen, die Rechte, die dem Schriftsteller wirklich zustehen?

Daß es ein intellectuelles Eigenthum wirklich gebe, wird so leicht kein Vernünftiger in Abrede stellen. Der Gedanke ist das absolut edelste Attribut des Menschen, sein innerlichstes Gut, sein unabhängigstes und zugleich dasjenige, was ihm absolut nicht entzogen werden kann. (Diesen unveränderlichen Gedanken haben bereits die alten philosophischen Systeme zu ihrer Basis gehabt; er ist es, der, wenngleich auf einseitige Weise, in der Ataraxie des Stoicismus, sowie mehr speculativer Natur in dem altgriechischen Skepticismus erscheint. In einer Doctrin über das literarische Eigenthum wird er mit vollem Recht festgehalten.) In diesem Sinne ist Jeder so sehr im Besitz seines Gedankens, daß Niemand in der Welt dem Andern eine andere Form des Gedankens aufzwingen kann, als die er eben in sein Selbstbewußtsein aufgenommen hat. Auf populairere Weise läßt sich dies sehr richtig mit Berville's Worten geben: „Chacun est évidemment propriétaire de sa pensée, en ce sens, que nul n'a droit de l'en dépouiller, de le forcer, de penser autrement qu'il ne pense, ou de produire au dehors une expression, qui ne soit pas l'expression véritable de ses sentimens. Toute institution qui prétendrait imposer des dogmes absolus, des articles de foi obligatoires, des professions de principes ou de croyances, prohiber l'examen et le raisonnement, ou en restreindre la liberté, serait à condamner sous ce premier rapport." Es gibt auch noch einen andern, mehr populairen Grund, warum aus dem Gedanken ein wahrhaftes Eigenthum resultiren muß; der Gedanke nämlich ist das höchste und mächtigste Agens, was es gibt; er ist Schöpfer, und was er erschafft, wird ein Bestandtheil, ein Artikel des Handels. (In Vergleich dieses Motivs mit Dem, was der Verf. früher äußerte, sehen wir, daß derselbe in diesem Falle nicht speculativ, nicht unterscheidend genug verfährt. Bei dem allen muß man aber einräumen, daß er sich nur in der Form widerspricht.) Es hat z. B. irgend Jemand ein Werk geschrieben. Zuerst ist es Gedanke, als Manuscript wird es ein einzelnes, ihm zuständiges Eigenthum. Kann man auf irgend eine Weise ihm dies Eigenthum streitig machen? Nein, nicht blos nach dem Civilrecht, sogar nach dem Natur- und Völkerrecht verbleibt es sein gesicherter Besitz.

Läßt sich nun auf diese Weise durchaus nicht in Abrede stellen, daß es wirklich ein intellectuelles Eigenthum gebe, so handelt sich doch die juristische Frage nicht sowol um die Existenz eines solchen Eigenthums, als vielmehr um die Grenze desselben, um den Punkt, wo dieser Besitz aufhört. Diese wären nun zu prüfen. Hierbei aber bietet sich als erste, als Grundfrage dar: Was heißt einen Gegenstand im Besitz haben? Es heißt: „L'avoir à soi privativement, à l'exclusion de tout autre." Dies ist so wahr, fügt der Verf. hinzu, daß alle andern Gemeindinge, die es ihrer Naturbestimmtheit nach sind, z. B. Feuer, Wasser, Licht, auf keine Weise in den Bereich des Handels gezogen werden können. (Sehr richtig, und nur das gemeine Bewußtsein würde dem Verf. etwa entgegnen können, daß man hin und wieder doch z. B. das Wasser kauft und verkauft. Er ist seiner Sache gewiß und bleibt auf ganz philosophische Weise bei dem naturbestimmten Begriff des Wassers stehen, der alle Käuflichkeit und Verkäuflichkeit an und für sich ausschließt.) Hieraus geht hervor, daß man nur etwas Einzelnes besitzen kann (der Verf. bedient sich hier auf störende Weise des Ausdrucks: „individu", ein Begriff, der vielmehr, sowie er von Leibnitz constatirt worden, das gerade Gegentheil der besitzbaren Dingheit ist), keineswegs aber eine Gattung. Ich habe ein Pferd, ein Haus, eine Uhr zu eigen; allein ich besitze nicht die Uhr, das Haus, das Pferd als solche. Um also, weitergehend, zu bestimmen, wo das intellectuelle Eigenthum aufhört, muß man den Punkt ergreifen, wo der Gedanke aufhört eigenthumsfähig, oder besser eigenthümlich zu sein. Dieser Punkt aber ist der Augenblick der Veröffentlichung (publication).

Was heißt eine Schrift veröffentlichen, sie herausgeben? Es heißt, dem Publicum die Gedanken mittheilen, die ihren Inhalt bilden. Und was heißt wieder einen Gedanken mittheilen? Es heißt seine Existenz für alle Personen, die dadurch belehrt sein wollen, vervielfältigen. Und hier tritt nun das charakteristische Merkmal ein, wodurch die Übertragung aller intellectuellen Dinge sich von jeder andern materiellen Übertragung scheidet und unterscheidet. Indem ich an Jemand ein Gut, ein Hausgeräth, kurz irgend ein anderes äußerliches Besitzthum cedire, so beraube ich mich dessen zu seinen Gunsten. Ich verliere in eben dem Maße, als ich mein Eigenthum übertrage. Mit dem Gedanken ist es aber ganz anders; indem ich ihn dem Andern mittheile, büße ich selbst ihn nicht ein, ja noch mehr: ich kann ihn Hunderten und Tausenden zugleich mittheilen. Der Gedanke zeigt sich als das schlechthin Unbeschränkte, er existirt in so vielen Geistern, als ihn aufnehmen. Auch paßt der Begriff der Veröffentlichung durchaus nur auf das Allgemeine (genre). Man kann nichts veröffentlichen, was nur in der Einzelheit existirt. So ist aber jedes Ding beschaffen, das wir im strenggesetzlichen Sinne als Eigenthum, als Besitz betrachten.

Ferner die Veröffentlichung ist erst das aufgeschlossene Dasein des Gedankens, erst die wahre Wirklichkeit desselben. Ein Privatgedanke ist keiner. Ist er nun aber einmal durch die Veröffentlichung allgemein geworden, so ist auch die Rücknahme desselben in das Privateigenthum unmöglich. Der Eigenthümer eines Erbtheils verschließt seine Thür, ein Hausgeräth legt man, um es sicher zu haben, hinter Schloß und Riegel; allein wo sind die Thüren, Mauern und Riegel, welche die Ideen, nachdem sie einmal ins öffentliche Dasein getreten, zurückhalten? Kannst du mich hindern, dein Buch zu lesen, es wiederzulesen, es auswendig zu lernen? Kannst du dich noch den Eigenthümer desselben nennen, nachdem jede Rückwirkung deines Eigenthums auf dich selbst außer alle Möglichkeit getreten ist?

Aus dem bisher Bemerkten folgt also als wahrhaftes Resultat so viel: 1) Der Begriff des Eigenthums paßt durchaus nur auf Einzeldinge, aber durchaus auf nichts, was seiner Natur nach allgemein ist. 2) In Folge dessen ist ein Manuscript nur so lange als Eigenthum zu betrachten (als intellectuelles Eigenthum nämlich), als es nicht veröffentlicht ist, weil nämlich durch die Herausgabe das Einzelne an und für sich zu etwas Allgemeinem geworden ist. „Wenn ich", sagt der Verf., „vom „Emile" spreche, so meine ich nicht dies oder jenes Exemplar davon, sondern ich bezeichne un être moral, une abstraction, un type, qui peut se reproduire à des myriades d'exemplaires, qui peut coexister à la fois dans des myriades d'intelligences." (Man sieht, der Verf. ist hier philosophischer als seine Sprache; er nennt „abstraction" was grade die concrete Allgemeinheit ist.) Hiergegen gibt es gar keinen vernünftigen Einwand, denn sobald man das Eigenthum des Gedankens aufgibt und sich dafür an das Eigenthum des materiellen Objects halten will, so muß man nothgedrungen einräumen, daß jeder Besitzer eines Exemplars von dem Buch ein gleiches Recht mit dem Verf. hat. Diese Behauptung wäre aber doch unstreitig eine beispiellose Brutalität, die man an dem Gedanken beginge.

(Man sieht wol, daß in dieser letzten Wendung des französischen Verf. eine ungewöhnliche dialektische Schärfe und die reine Wahrheit liegt, denn der in der Öffentlichkeit als in seinem Elemente lebende Gedanke läßt absolut keinen Privatbesitz zu, weil dieser im geraden Widerspruche mit seiner Freiheit steht.) Es ergibt sich mithin 3) als unumstößlich gewiß, daß das Recht eines Verf. an sein Buch kein Eigenthumsrecht, sondern nur ein Privilegium für den Verkauf des aus seinem Geiste entsprungenen Werks, und dies Privilegium unter die Kategorie eines Salaires befaßt ist.

Dies wäre der stricte Ideengang Berville's in diesem feinen Bruchstück. Man darf sich wol von der systematisch-ausführlichen Darstellung eines so geistreichen und philosophisch gebildeten Mannes etwas versprechen, wenigstens wird sie viel dazu beitragen, in Frankreich, wenn die langverhaltene Frage nun ernstlich vor die Kammern kommt, die ungemeine Schwierigkeit und Zartheit des Gegenstandes ans Licht zu stellen und somit die Untersuchung selbst über dies viel- und leichtsinnigbesprochene literarische Eigenthum mit dem gehörigen Ernst und der nöthigen Besonnenheit einzuleiten. Denn jene Frage: Was ist intellectueller Besitz und intellectuelles Besitzrecht? steht mit dem ganzen verzwickten Verhältniß zwischen Buchhändler und Schriftsteller in ganz unmittelbarer causaler Verbindung; ein Verhältniß, das in Deutschland noch ebenso sehr im Trüben liegt wie nur immer in Frankreich. Bisher ist der Fehler dieser gewesen, daß hier auf der einen Seite das Mercantile, auf der andern das geistige Interesse beides in seiner Schroffheit und Einseitigkeit gestanden, und das bloße jus als solches sich als vermittelnde Person dazwischengestellt hat. Allein wie die Frage sich gegenwärtig ausdrückt, so liegt sie noch über die Grenzen des bloßen jus civile hinaus und gehört in die Philosophie des Rechts, welche sich vor allen Dingen prüfend und forschend zu verhalten hat. Hier hat der speculative Sinn Berville's das Richtige herausgefunden.*) 80.

Notiz.

Der Pantoffel.

Die symbolische Bedeutsamkeit des Pantoffels als Zeichen der Herrschaft, welche noch in unserer Redensart: unter dem Pantoffel stehen, sich erhalten hat, geht in das höchste Alterthum zurück und läßt sich in einer merkwürdigen Übereinstimmung bei den verschiedensten Nationen der alten Welt nachweisen. Bei den Indern deutet das Übersenden der Sandalen auf Unterwerfung und im Epos überträgt Ramas seinem jüngern Bruder Bharatas die Regierung, indem er ihm seine Pantoffeln einhändigen läßt (pàduke datwa); denn der Inder setzt dem überwundenen Feinde den Fuß auf den Nacken, und so ist es zu verstehen, wenn die Rasbuten einen Verbrecher mit einem Kranz von Sandalen um den Hals auf einem Esel durch die Stadt reiten lassen, als habe Jeder das Recht, ihn zu treten; oder wenn die indische Jungfrau das Sandalenmal des Geliebten auf ihre Brust sich prägt. Bei der jüdischen Leviratsche zog die Witwe dem Bruder ihres Gatten, der sie wieder zu ehelichen sich weigerte, den Schuh aus, weil er die Herrschaft über sie verlor, und denselben Gebrauch hatten, nach Schlözer's Nestor, auch die russischen Slawen, indem die Neuvermählte vor dem Beilager ihren Mann entschuhen mußte. Die griechische Frau handhabte den Pantoffel in allem Ernste, und bei Aristophanes droht ein Weib, sie wolle den Mann mit dem Sandalen auf die Backe schlagen (τῷ δε γ' ἀψήκτῳ κατάξω τῷ ποδόργῳ τὴν γνάθον); ja selbst der arabische Beduine sagt, wenn er von seinem Weibe sich scheidet: ich habe meinen Pantoffel weggeworfen (konto pàpuschi schalachtohâ). Im Allgemeinen ist der Schuh ein Bundeszeichen, und das Ausziehen desselben deutet auf freiwillige, mit einigem Schimpfe verbundene Unterwerfung; man warf ihn zur Herausfoderung einem Andern zu, wie später den Handschuh, welchen schon der Chaldäer in den biblischen Stellen substituirt, und man mußte das Zeichen durch Zweikampf wiedereinlösen. In Sachen der Liebe wurde das Symbol am öftersten angewandt; Baldäus schließt mit Recht: „calceum detractum servatae servandaeque fidei signum et pignus certissimum esse", und erwähnt eines Amorbildes mit dem Pantoffel in der Linken und der Inschrift: „Jus meum alteri trado". Sinnreich war auch das Mittel, welches Clemens von Alexandrien angibt, nämlich mittels eingeprägter Charaktere in den Sandalen dem Liebhaber durch die Fußtapfen ein Stelldichein zu geben. 105.

*) In einer neuern Nr. der „Gazette des tribunaux" finden wir eine weitere Ausführung der Ansichten Berville's und werden sie in einer der nächsten Lieferungen d. Bl. mittheilen. D. Red.

Literarische Anzeige.

Bericht über die im Laufe des Jahres 1836 bei F. A. Brockhaus in Leipzig erschienenen neuen Werke und Fortsetzungen.

(Fortsetzung aus Nr. [illegible])

48. Raumer (Friedrich von), Beiträge zur neuern Geschichte aus dem britischen Museum und Reichsarchive. Erster Theil. Die Königinnen Elisabeth und Maria Stuart nach den Quellen im britischen Museum und Reichsarchive. Mit dem Bildniß der Maria Stuart. Gr. 12. Geh. 2 Thlr. 12 Gr.
49. — —, Dasselbe. Zweiter Theil. König Friedrich II. und seine Zeit. (1740—69.) Nach den gesandtschaftlichen Berichten im britischen Museum und Reichsarchive. Gr. 12. Geh. 2 Thlr. 12 Gr.
50. — —, England im Jahre 1835. Zwei Bände. 8. Geh. 5 Thlr.
51. Rellstab (L.), **1812.** Ein historischer Roman. Zweite Auflage. Vier Bände. 8. Geh. 8 Thlr.
52. — —, Blumen- und Ährenlese aus meinem jüngsten Arbeits-Lustrum. Zwei Theile. Gr. 12. Geh. 4 Thlr. 12 Gr.
53. — —, Empfindsame Reisen. Nebst einem Anhang von Reise-Berichten, -Skizzen, -Episteln, -Satiren, -Elegien, -Jeremiaden u. s. w. aus den Jahren 1832 und 1835. Zwei Bändchen. Gr. 12. Geh. 2 Thlr. 8 Gr.
54. Repertorium der gesammten deutschen Literatur für das Jahr 1836. Herausgegeben im Verein mit mehren Gelehrten von E. G. Gersdorf. (Angehängt ist: Allgemeine Bibliographie für Deutschland.) Siebenter bis zehnter Band. Gr. 8. Jeder Band 3 Thlr.
55. Ross (Ludovicus), Inscriptiones Graecae ineditae. Fasc. I. Insunt inscriptiones Arcadicae, Laconicae, Argivae, Corinthiae, Phocicae, Megaricae. (8 lithogr. Taf. mit 86 Inschriften.) (Nauplia 1834.) 4maj. Geh. 1 Thlr. 8 Gr.
56. Schubert (G. H. v.), Die Symbolik des Traumes. Neue verbesserte und vermehrte Auflage. Mit einem Anhange aus dem Nachlasse eines Visionairs: des J. Fr. Oberlin, gewesenen Pfarrers im Steinthale, und einem Fragment über die Sprache des Wachens. 1837. Gr. 8. Geh. 1 Thlr. 12 Gr.

   Der Anhang besonders u. d. T.:
57. — —, Berichte eines Visionairs über den Zustand der Seelen nach dem Tode. Aus dem Nachlasse Johann Friedrich Oberlin's, gewesenen Pfarrers im Steinthale, mitgetheilt, nebst einem Fragment: Die Sprache des Wachens. 1837. Gr. 8. Geh. 12 Gr.
58. Sonntags-Magazin, Familien-Museum zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse. Dritter Jahrg. 1836. 48 Nrn. Mit vielen Abbildungen. Klein Folio. Herabgesetzter Preis 1 Thlr. 8 Gr.

Der erste und zweite Jahrg., welche ebenfalls in meinen Verlag übergegangen sind, kosten im herabgesetzten Preise anstatt 2 Thlr. jeder nur 16 Gr.

(Der Beschluß folgt.)

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Montag, — Nr. 86. — 27. März 1837.

Dramatische Bücherschau für das Jahr 1836.

Erster Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 85.)

5. Kleiner Plutarch für die Bühne von Cäsar Max Heigel. Mit drei illuminirten Kupfern. Stuttgart, Hallberger. 1836. 16. 21 Gr.

Die Idee ist nicht unglücklich, in einer Reihe von dramatischen Gestaltungen namhafter Personen Lebensgeschichten zurückzuspiegeln und sie so für die Bühne lebendig zu machen. Die Aufgabe eines solchen dramatischen Plutarch erfodert jedoch kein geringes Maß von Talent, und nach den vorgelegten Proben sind wir selbst noch nicht darüber zum Schluß gekommen, ob das von dem Verf. bekundete Maß ein genügendes sei. Das erste Drama: „Sobieski, König von Polen", in einem Act, hätte wol einen größern Rahmen, eine sorgfältigere Ausführung verdient. Anlage, Studium und Geschick verkünden sich jedoch deutlich genug, um uns Theilnahme für diese Arbeit abzugewinnen. Der Verf. läßt den polnischen Helden, den Retter von Wien, zum Theil in seinen historischen Äußerungen sich zeichnen, und dieser Gedanke ist unstreitig ein guter. Das Stück selbst wird durch eine spannende Verwickelung gehoben und rühmt sich besonders an Mustapha, dem Renegaten, der seiner Geschwister Sklave wird, einen mit löblicher Kühnheit gezeichneten Charakter zu besitzen. Der Sieg endet das Drama, das wir nicht anstehen, gut und lobwürdig zu nennen. — „Ossuña", Lustspiel in einem Act, zeigt uns den witzigen, im höchsten Grade humoristisch gestimmten Vicekönig von Neapel, wie er das unruhige, muntere Völkchen am Pausilipp im Scherz und durch Scherz regiert, ja durch Witz und Laune einer Meuterei Herr wird. Heil dem Gewalthaber, dem solche Mittel zu Gebote stehen; es ist nicht nöthig, daß alles Ernste in der Welt mit gerunzeltem Gesicht geschehe! Manches darunter verträgt einen gut angebrachten Scherz — und gedeiht um so besser. Ossuña's Beispiel lehrt es. Von Verschwörern umringt und in ihre Gewalt gegeben, hält er eine Rede an sie, wie Reden gewöhnlich gehalten werden, steif oder gerührt. Bewegt ruft er aus: „War ich nicht stets Euer Wohlthäter, Euer Vater? Aber — in ein lautes Gelächter ausbrechend — Gott sei's geklagt, was habe ich für erbärmliche Kinder gezeugt!"

Das dritte Drama: „Helvetius", ist ein allerliebstes Lustspiel, auf eine Anekdote aus dem Leben des Philosophen gegründet, die freilich zur dramatischen Behandlung so sehr auffodert, daß es uns wundern sollte, wenn diese ihre erste Bearbeitung wäre. Helvetius kränkt seine liebenswürdige Gattin, Florentine, damit, daß er Seele und Gemüth verleugnet, sie sich selbst abspricht und Alles, was er thut, nur als Eingebung des Verstandes betrachtet wissen will. Der Versuch, seine Eifersucht zu erregen, mislingt. Da wird ein Wildschütz eingebracht, der auf Helvetius' Gebiet ein Reh erlegt hat und von ihm, als seinem grundherrlichen Richter, nun seine Strafe empfangen soll. Doch das ist mehr als Helvetius, der milde treffliche Mensch, über sich vermag. Die Seinigen ängstigen ihn mit der Idee der Pflicht, er selber ängstigt sich damit und mit der Furcht, einer Schwachheit nachzugeben, und so wird Mathurin in das Schloßgefängniß gebracht. Hier kommen nun nach und nach alle handelnde Personen, Abbé Morellet und Helvetius' Gattin, denen Mathurin nur als Werkzeug diente, um ihn zu entschädigen und zur Flucht zu verhelfen, und endlich der geängstigte Philosoph und Richter selbst zu demselben Zwecke zusammen. Mathurin, von allen Seiten reich beschenkt, geht endlich frei aus; Helvetius aber muß die Gewalt des Herzens anerkennen. Dies Stück ist eine der lieblichsten Erscheinungen in dieser Gattung, voll Laune und guter Zeichnung und so eigenthümlich verwickelt, daß die Laune selbst zum Hebel einer sanften Rührung wird.

Sämmtlichen Dramen gehen kurze biographische Skizzen voraus, nicht minder löblich gearbeitet als die Dramen selbst, von denen das letzte eine gar schöne Probe von Talent gewährt.

6. Vermischte Schriften von Eduard Gehe. Zweiter Theil. Bunzlau, Appun. 1836. 8. 18 Gr.

Wir haben des achtbaren Talents des Verf. für das lyrische und musikalische Drama in unsern Übersichten mehrmals zu gedenken Gelegenheit gehabt und verweisen deshalb auf die der „Bezauberten Rose", den „Maltesern" u. s. w. gewidmeten Anzeigen. In dem vorliegenden zweiten Theile seiner „Vermischten Schriften" — obgleich solche Schriftenvermischung etwas sehr Unfälliges an sich trägt — gibt der Verf. uns zunächst seine bekannte „Jessonda", nebst einem Lustspiel: „Die Romantischen", das zwar an Feinheit der Gedanken dem Bauernfeld'schen „Bürgerlich und Romantisch" nicht gleich kommt, indessen doch das stets dankbare Thema in geschickter und würdiger Weise behandelt. Das kleine einactige und in guten Alexandrinern geschriebene Stück besteht nur aus drei Personen, und die Intrigue ist nur obenhin geschürzt; dennoch gibt es eine allerliebste Variation auf das Thema:

— es sei für männliche Natur
Gelinde Liebesnoth die allerbeste Cur,

und wir wünschen Rosalien

— allen Segen.
Will sie ein wenig schon sich aufs Curiren legen,

obgleich:

Romantik ist wol gut, ein holder Blumenstrauß;
Doch paßt er ins Gedicht viel besser als fürs Haus.

Der Ausflug nach Salzburg und dem Gardasee gehört nicht hier zu unserer Cognition, und die angehängten Gedichte gleichfalls nicht; doch möchten die Worte Gehe's in Schiller's Album:

Mit jüngerer Geschlechter Hand
Geschrieben von dem Vaterland,
Geweihet der Vergangenheit
Und aufgethan der künft'gen Zeit,
Den Ruhm des Meisters laut verkündend,
Bewähre, Buch, das deutsche Herz
Und seine Liebe, seinen Schmerz!

leicht zu den besten gehören, die dies Album, wenn es endlich erscheint, darbringen möchte.

7. Dramatische Dichtungen. Von C. Stegmayer. Erster Band. Wien, Schaumburg u. Comp. 1836. 8. 16 Gr.

Den trefflichen Gaben des Verf. steht ein höchst unrhythmisches Ohr und entschiedenes Ungeschick für den Versbau entgegen, was wahrlich zu bedauern ist, da seine Dramen echten dramatischen Gehaltes voll sind und in Charakterbildung, Gruppirung, zutreffender Handlung und effectvollen Motiven wenig zu wünschen übrig lassen. Bei so viel Anlage für die wesentlichen Bedingnisse des Bühnendichters muß der Verf. allen Fleiß auf die Bildung seiner rhythmischen Sprache wenden und sich Mühe geben, daß Verse wie:

Sagt was ihr wollt, besser mundet —

oder:

Und schreit uns ins Ohr, daß alsogleich

uns nicht stören.

Das erste Drama: „Bibar, der Assasinenfürst", Schauspiel in vier Acten, ist unstreitig eine der besten Arbeiten dieser Gattung in den letzten dramatischen Jahrbüchern. Die schärfsten Contraste sind mit dichterischer Kühnheit hier ins Spiel gesetzt; des Orients Liebesglut ist mit so schönem, so eigenthümlichem Feuer, so seltener Farbenpracht gemalt, der Ton des Ganzen so würdig, die Einmischung des Humors in einer trefflich erfundenen Narrengestalt so glücklich, daß uns dies Stück eines fast unbedingten Beifalls würdig erscheint. Zu Anfang zwar schildert v. Severy seine Liebe zu Blanca in etwas verbrauchten und abgelebten Farben, die auf S. 6 etwas an Cramer und Spieß erinnern; aber desto prachtvoller ist Bibar's Liebesglut. Der Dialog zwischen ihm und Blanca von den Worten ab:

O bleib;
Ein unermeßner Segen oder Fluch
Hängt an dem Augenblicke; darum bleib,

ist ein Kernstück dramatischer Dichtung. Nicht minder ist es das Gespräch mit Severy, worin Bibar erfährt, daß er es sei, sein Lebensretter, den Blanca liebt.

Wenn auch — was ist euch Abendländern Liebe?
Ein lindes Lüftchen, das die Stirne kühlt,
Wenn ihr euch heiß gefochten und gejagt;
Ein Sonnenstrahl, der eure Früchte reift,
Ein stiller Schlaf mit halblaut süßen Träumen.
Uns Morgenländern aber ist die Liebe
Der Samum, der in wilder Glut Den tödtet,
Der taechtisch nicht vor ihm sich niederwirft;
Die Sonne, die des Landes Üppigkeit,
Doch Schlangen auch und Krokodile zeugt;
Ein Opiumrausch, der uns den Himmel öffnet,
Doch Mordlust auch in unsre Adern gießt — u. s. w.

Und dennoch bezwingt sich Bibar, rettet den König, den Thuranschach heimtückisch morden will, und entläßt Blanca, Ludwig und Severy, reich beschenkt, aus seiner Hand. Die sarazenische Ehre stand in den Kreuzzügen gar oft höher als die christliche, und dies soll dies treffliche Drama bezeugen. Dem Verf. steht neben seinen übrigen Gaben für das Drama ein seltener und echter Witz zu Gebote. Dies bezeugt sein Narr, dem sehr wenig zu einer Shakspeare'schen Gestalt fehlt. Provenzalische, französische und deutsche Ritter sehnen sich im gelobten Lande nach ihrer Väter und Altvordern Burg zurück; der Narr aber sagt:

Ihr habt ganz Recht .. nach eurer Vorbern Burg —
Denn jetzt gehört sie euren Forderern.
Doch was das Klima anbetrifft, so bleibt
Getrost nur hier; denn unter Gläubigen
Ist's besser sein als unter Gläubigern.

Waldstein klagt, daß ihn sein Knappe geweckt, als er eben zu träumen angefangen.

Der Narr: Dankt Gott, daß er den Traum verscheucht:
Euch Deutschen träumet ohnedies zu viel.

Viele ähnliche treffende Stellen zeigen, daß der Verf. die in Deutschland seltene Gabe des Impromtu in seltenem Grade besitzt.

Das zweite Drama: „Die letzten Johanniter auf Rhodus", in fünf Aufzügen, konnte trotz des schönen, mit Begeisterung aufgefaßten Stoffes den Werth des erstern nicht überbieten. Die allzu äußerliche Handlung ließ die tiefere Anlage der Charaktere nicht zu, wenngleich die das Stück tragenden Personen, der Großmeister Villiers de l'Isle Adam, Soliman Kanuni, Merall und Andere würdig und tüchtig skizzirt sind. Das ist der Unsegen einer allzu stoffhaltigen und reichen Handlung, daß sie die Motive und die Charaktere in den Hintergrund drängt und so jene Harmonie stört, die das Wesen der Tragödie bildet, die zwischen innerer und äußerer Begebenheit. Nichtsdestoweniger ist das Stück mit Geschick und großer Wirkung erfunden. Es hat, was ziemlich selten ist, Gestalt, ist rund und fertig und zieht in jedem einzelnen Punkte die Aufmerksamkeit auf sich. Der Schluß namentlich ist groß gedacht. Soliman, voll Bewunderung, bietet dem Helden Alles, sein halbes Reich, wenn er dem Kreuz entsagen will und mit ihm sein. Darauf antwortet Villiers blos:

Ich bin mit Gott, der Freude schickt und Schmerz.
Willst du mir wohl — so halte Wort.

Und als Soliman sagt:

Den Greis muß ich des lieben Dachs berauben,

entgegnet der Held:

Des Himmels Zelt ist unermeßlich weit.

So schließt dann Soliman das Stück mit dem Worte:

Mein wird die Welt sein — doch kein solches Herz!

Höchst gelungen und wahrhaft originell sind auch hier wieder die humoristischen Bürger- und Volksscenen, die von denen im Egmont nicht allzu weit abstehen, welche auf der Bühne stets so außerordentliche Wirkung machen. Als Alles verloren ist, ruft einer dieser so naturgetreuen Bürger z. B.:

... Ja — ich sag's jetzt, wie immer.
Geh' es, wie Gott will — wenn es uns nur immer gut geht.

Wir sind sehr geneigt, diesen glücklichen Humor als die ausgezeichnetste unter den Gaben des Verf. anzuerkennen und ihn zu ermahnen, diesen Quell alles Heils in der dramatischen Poesie sich ja recht frisch und lebendig zu erhalten. Die Spontaneität des Witzes ist unstreitig Dasjenige, was unserer Literatur am allermeisten mangelt, und dies ist die wahre Ursache unserer dürftigen komischen Bühnendichtung.

(Der Beschluß folgt.)

Portfolio eines deutschen Journalisten. Erster Theil. Darmstadt, Leske. 1836. Gr. 12. 2 Thlr.

Gehörte die Verlagshandlung, in welcher dies Buch erschienen ist, nicht zu den bekannten und geachteten, so möchte man es fast als eine der nicht seltenen Speculationen betrachten, wie sie wol mitunter im Buchhandel vorkommen. Das in England herausgekommene „Portfolio" machte großes Aufsehen, denn in der That, wie hätten Aufschlüsse solcher Art nicht Aufsehen machen sollen; wir haben mehr als ein Beispiel in unserer Literatur, daß auf so einen renommirten Titel hin die Fabrikation sich in Bewegung setzt und auch ein dergleichen anfertigt.

Der deutsche Journalist, welcher in diesem „Portfolio" seine Gaben bringt, ist offenbar eine noch ziemlich unreife Frucht, eine jener jugendlichen Gestalten, wie wir sie in neuerer Zeit zu vielen Dutzenden haben auftauchen sehen, um mit frühgekeimter Weisheit die Welt zu belehren und die sogenannten Philister mit Dem zu speisen, was die Herren selbst eben erst auf der Schulbank genossen haben. Es tritt in Wahrheit bei diesen Leuten Das ein, was Schiller in seinem Distichon von dem kurzen Gedärm spricht.

Das Buch ist dem deutschen Mittelstande gewidmet; der hauptsächliche Zweck soll sein, zu unterhalten. Aber was ist der Inhalt? wird man fragen. Reisenotizen sind es von einer Wanderung, die im schlesischen Gebirge beginnt, über Dresden,

Weimar, Frankfurt a. M., Strasburg, durch die Schweiz geht und von da wieder zurückläuft nach Deutschland, en passant aber über Östreich und Rußland, den französischen Journalismus und die Hrn. Thiers und Guizot, die steiermärkischen Sänger, Ludwig Philipp, die Gefangenen in Sibirien und die Engländer, über Municipalreform, Alibaud, die Polen und viele andere Dinge in jener Tonweise sich ausläßt, welche Heine in seinen „Reisebildern" genial angeschlagen hat und die seitdem von einer Unzahl moderner Genies nachgestümpert worden ist. Ja,

Wie er sich räuspert, und wie er spuckt,
Das haben sie glücklich ihm abgeguckt,

aber das Andere haben sie ihm allein überlassen. Als Episoden sind ein paar Geschichtchen eingeschaltet, deren Unterhaltungskraft Jeder selbst erproben mag.

Der Portfolist ist ein großer Gegner von Rußland, dafür aber sind Östreich und dessen Minister, sowie Ludwig Philipp Gegenstände seiner höchsten Bewunderung. Trotz seinem Liberalismus — denn der Verf. ist auch ein Liberaler — und trotz seiner Antipathie gegen die nordische Knute bekommen jedoch die Polen derbe Fußtritte, und daß den Franzosen ihr Theilchen davon ebenfalls zufließt, versteht sich von selbst. Das ist jetzt wieder Mode. Mögen sie; warum wollen sie auch nicht mit Ludwig Philipp zufrieden sein, der doch so schöne Versprechungen machte. Der Verf. ist ferner ein großer Freund der Frauenzimmer und verliebt sich wenigstens ein halbdutzendmal während seiner Wanderung; doch sind dies glücklicherweise keine Liebschaften à la Werther, und es bedarf keiner Kugel, sondern höchstens eines andern Gasthofes, um des Schmerzes quitt und von neuer Liebeslust entzückt zu werden. Das „Portfolio", nämlich das rechte und echte, hat gleichfalls einen großen Bewunderer an ihm; es ist in seinen Augen gleichsam ein neues Evangelium, um die Völker aus alter Nacht und Wahn zu neuem Erkenntnißlicht zu führen, und obschon er Östreich sehr liebt und ihm bei jeder Gelegenheit ein Blümchen streut, so ist er doch dem römischen Pfaffenwesen gewaltig abhold und läßt, tant soit peu, etwas Radicalismus einfließen, wo es nur immer geht.

Sehr ergötzlich ist, was er über den französischen Journalismus hören läßt. Feilheit und Parteilichkeit werden demselben vorgeworfen; als wenn wir dergleichen Beispiele nicht in Überzahl bei uns hätten! Daß man in Frankreich die Journale mehr beachtet und sie mit weit mehr Interesse liest als bei uns, ist nach ihm kein Zeichen der Theilnahme am öffentlichen Leben, sondern nur weil es Mode ist. Den französischen Ministern ergeht es nicht besser; das Resultat ihrer Beurtheilungen ist, jeder Journalist, jeder Advocat könne dort eben Das, was sie sind, binnen 24 Stunden werden und es wenigstens ebenso gut machen wie sie. Ich weiß nicht, ist dies ein Tadel oder ein Lob; das letztere wenigstens wäre es gewiß für die Advocaten, Krämer und Journalisten jenes Landes, wenn dem wirklich so wäre. Dem badischen Staate werden Vorwürfe gemacht, daß derselbe dem Buchhändler Herder zu Freiburg im Breisgau wegen seiner lithographischen Anstalt nichts gewährt hat. Von sechs oder sieben Monarchen hat Hr. Herder Auszeichnungen erhalten, von Baden nicht. O, Baden! geh in dich, weil es noch Zeit ist, und ehe der zweite Band des „Portfolio" erscheint, der den Namen des Portfolisten bringen und die unbekannte Größe zur bekannten Größe machen wird. Seite 133 guckt der Radicale etwas vierschrötig durch. Es wird da von einem Kammerherrn gesprochen, der an der Wirthstafel zu Konstanz sehr richtig meinte, wenn die Canaille (soll heißen Volk) unterliege, so bleibe sie Canaille; wenn sie dagegen siege, heiße sie Volk, und nach einer Bemerkung hinzugesetzt: „Da, ihr liebenswürdigen Perückenstöcke, gutes Vieh, übergebe ich euch einen starken Knochen zum Abnagen." Das heißt doch gewiß sich ebenso fein als zierlich ausdrücken. Der getadelte französische Journalismus mag sich ein Beispiel an dieser Nettigkeit des Ausdrucks eines sogenannten „deutschen Journalisten" nehmen.

Bei Erwähnung des Städtchens Herisau in der Schweiz erfährt man, daß Dr. Ernst Grosse, welcher früher in Leipzig lebte und zu jener Zeit ein großer Bewunderer von Tieck war, später aber nach Baiern ging und dort geächtet wurde, sich jetzt daselbst aufhält und für den Buchhändler Haßlauer den Nachdruck von Göthe's Werken besorgt. Seite 170 wird ein Wink gegeben, wo Schiller wol die erste Idee zu seinem „Wilhelm Tell" hergenommen haben möge; aus einem Buche nämlich, welches 1778 in der Weygand'schen Buchhandlung in Leipzig in vier Bänden erschienen sei und den Titel führe: „Über das Interessanteste in der Schweiz". Der ungenannte Verf. habe in demselben die Geschichte des Tell grade so erzählt und die nämlichen Personen dabei genannt wie Schiller in seinem Stücke, zuletzt aber hinzugesetzt: „Möchte nicht irgend ein ausgezeichneter Dichter diesen schönen Stoff zu einem Schauspiel benutzen rc." Seite 192 wird von Mina und Cabrera gesprochen. Dabei erhält der Dichter des „Freischütz" in Dresden einige ganz unvorhergesehene Rippenstöße, und warum? weil er irgendwo einmal gesagt haben soll: „Schiller wäre zu seiner Zeit einmal ein guter Dichter gewesen". Wenn Hr. Kind dies wirklich einmal gesagt hat, so ist es allerdings nicht das Klügste, was er in seinem Leben vorbrachte, indeß kann man es auch nicht fein nennen, wenn der wandernde Journalist deswegen vom „kindischen Kinde" spricht. Seite 262 fg. ist zu lesen, daß Ludwig Philipp, der gewiß Napoleon alle Gerechtigkeit widerfahren lasse, ohne Zweifel (?) die Gegenwart von dessen Familie (in Frankreich) nicht nur gerne sehen, sondern sie auch auszeichnen würde, wenn er dies nur wagen dürfe, ohne den Factionen Stoff zu Unruhen zu geben und ohne die Zukunft seiner Kinder zu gefährden. Hintennach wird dem Sohne der Königin Hortensia eine Lobspende gemacht und hinzugesetzt: „Wer weiß, was noch in der Zeiten Hintergrunde schlummert!" Das Schlummernde ist seitdem ins Leben getreten und die Zeitungen haben uns zur Genüge darüber belehrt.

Schon am Eingange erwähnte ich, daß die Polen einige derbe Fußtritte bekommen; ihnen ist ein eigner kleiner Abschnitt gewidmet, an dessen Schlusse der reisende Journalist ihnen den Rath gibt, nach Amerika zu gehen, „da dort die Freiheit sei, welche sie suchen", indem er ihnen zugleich die Versicherung ertheilt, daß ihnen zu Gefallen in Europa kein Kanonenschuß gehört werden werde. Dann setzt er noch hinzu: „In vielen Städten habe ich polnische Flüchtlinge gesehen. Was thaten sie? trieben sie vielleicht Wissenschaften und Gewerbe? waren sie vielleicht beisammen, um sich auszubilden? stifteten sie Schulen rc.? Gott bewahre, das war für sie zu gemein. Sie lasen Romane, gingen spazieren, machten die Cour, spielten, conspirirten, schimpften auf ihre Kameraden und ihre Wohlthäter, hielten sich gegenseitig für Spione und — tranken Wein auf Subscription!" Ihr armen Polen, wie wird Euch, wenn Ihr so etwas lest? Verbannt, ohne Vaterland, ohne Hoffnungen, auch noch mit Koth beworfen — Gott weiß es! es gibt Schicksale, deren namenlose Tiefe keine Feder beschreibt.

In Basel fühlt sich der Portfolist zu einem massiven Ausfall gegen die Brüder Snell begeistert, in Basel-Landschaft müssen ein gewisser Herold und der „liederliche" Rauschenplatt herhalten; desgleichen die Gebrüder Wahl im Elsaß, denen ihre jüdische Herkunft vorgeworfen wird.

Der Verf. kehrt jetzt nach Deutschland zurück und beginnt, „um nicht hinter der Zeit zu bleiben", eine Menge seit seiner Abwesenheit erschienene Schriften zu durchblättern. Die Werke des schreibseligen Fürsten Pückler-Muskau unterliegen diesem Schicksale. Der lebendig Todte wird abgefertigt und nebenbei bekommen die preußischen Gardeoffiziere einen Denkzettel.

In Baden-Baden angelangt, besucht der Portfolist auf dem dortigen Kirchhofe das Grab von Ludwig Robert und dessen Gattin. Dabei wird er böse, daß man den Willen dieser Beiden so streng befolgt und ihnen kein Denkmal gesetzt hat. Er will es thun und darauf schreiben: „Ludwig und Friederike Robert. Von keinem Erben, von keinem Christen,

von keinem Juden und von keinem Berliner." In Baden trifft er einen kranken Gönner; dessen Lebensgeschichte wird mitgetheilt, dann stirbt der Gönner, und die Reise geht — so wird wenigstens versichert — mit gebrochenem Herzen weiter über Karlsruhe, wo eine sechswöchentliche Krankheit intervenirt, nach Heidelberg. Hier wird dem hochverdienten, ehrwürdigen Feldmarschall Wrede ein Panegyrikus wegen seiner Verdienste um Ackerbau, Pferdezucht und Schäferei gehalten. Der verehrte Feldherr wird mit Cincinnatus verglichen und dann ein Seufzer ausgestoßen, daß das rastlose Streben dieses erlauchten Mannes schon öfters von unverständigen Menschen verkannt worden sei. Im Gegensatz zu Marschall Wrede wird der Staatsrath Maurer mit einer wahren Traufe von Zorn beschüttet. Aber warum? weshalb? Hr. Maurer schrieb bekanntlich ein Buch über Griechenland, und dieses Buch gefällt dem Portfoliisten nicht, denn derselbe ist ein großer Armanspergianer. Hrn. Maurer wird alle Bildung abgesprochen und versichert, derselbe sei lächerlich, eitel, kleinlich, ehrsüchtig und unverträglich. Auch General Heydeck bekommt seinen Theil; er ist zwar ein guter Genieoffizier und ein ausgezeichneter Maler, aber „als General nicht von Erheblichkeit". Dieser köstliche Abschnitt wird dann mit dem feinen Ausspruch geschlossen: „Narren muß man mit Kolben lausen."

Im Pfälzer Hofe zu Manheim trifft der Reisende des Abends an der Wirthstafel mit einem Herrn von glänzender Suade zusammen. Dieser Herr von glänzender Suade ist Niemand anders als der Hr. Hofschauspieler Jerrmann, welcher das „witzige Wespennest" geschrieben hat. Dann geht es über Eisenbahnen her, und sie werden als eine Bürgschaft der Ruhe und öffentlichen Ordnung empfohlen. In Worms stahl (so nennt er es selbst) sich der Hr. Verf. aus dem hölzernen Gitter des Gartens der Liebfrauenkirche „einen Trauben". Dann ging er nach Nierenstein, gerieth da in Gespräch mit einem französischen Offizier, und dies führte ihn auf die französischen Gefangenen, welche noch in Sibirien leben sollen, und auf die Nachlässigkeit und Pflichtversäumniß der französischen Minister. Den Schluß dieser Wehklage macht der Wunsch, daß „der weise König der Franzosen sich bald durch dauerhafte Verbindungen mit dem Auslande in den Stand gesetzt sehen möge, ein tauglicheres Ministerium zu bilden".

Ven Sibirien und dem weisen Könige der Franzosen geschieht nun ein Sprung zu den reisenden Engländern, und von diesen zu den deutschen Narren, welche gern die Affen von jenen machen und wie diese enganliegende Fracks und Beinkleider anziehen, ein langes, wässeriges Gesicht machen und alle Augenblicke „Yes Sir" sagen. Bei dieser Gelegenheit erhält man eine neue Probe von des Portfoliisten bereits erwähnter Urbanität. Diese Engländer-Affen werden gleich von vornherein mit „o ihr dummen Jungen!" apostrophirt, es wird ihnen anbefohlen, den Hut vor den wirklichen Engländern abzuziehen, und zuletzt gerathen, nach Hause zu gehen und den Leviten, den sie hier bekommen, der Frau Mama zu klagen. Als Merkwürdigkeit erfährt man nebenbei noch, daß die Engländer deswegen den Hut ins Genick setzen, weil sie freie Männer sind, die sich ohne Scheu in der Welt umsehen dürfen. Von den Engländern und ihren Affen geht es dann zu der englischen Municipalreformbill. Dabei erhält man eine Deduction über Rechtmäßigkeit und Unrechtmäßigkeit der Revolution, und weiterhin wird unter der Überschrift: „Mainz", der unterthänigste unmaßgebliche Vorschlag gemacht, daß der hohen Bundesversammlung in Frankfurt a. M. die jedesmalige Wahl eines Gouverneurs von Mainz überlassen werden möge, mit dem Nachsatze, daß wir in Deutschland hochverdiente Generale aus regierenden Fürstenhäusern besäßen, wie z. B. die Prinzen Emil von Hessen und Wilhelm von Baden. Alsdann erfährt man, daß eine Freundschaft zwischen Einzelnen der aus Östreichern und Preußen gemischten Garnison in Mainz noch immer zu den Seltenheiten gehöre; daß die östreichischen Soldaten gegen eine tägliche Abgabe von vier Kreuzern an ihren Hauptmann in der Stadt arbeiten und sich etwas verdienen dürfen, die Preußen aber nicht; daß die Beleuchtung der Stadt im Sommer gar nicht und im Winter sehr schlecht existirt rc. Zuletzt, denn das Buch geht endlich zu Ende, wird Einem noch unter der Aufschrift: „Alibeau", mitgetheilt, daß Casimir Périer der einzige allein große Minister gewesen ist; daß eine Regierung verachtet werden müsse, die sich gleich von Anfang herein nur auf die Masse stütze, und daß Ludwig Philipp nicht nöthig habe Das zu halten, was er 1830 auf dem Stadthause versprach, weil „kein königliches Versprechen Gültigkeit hat, wenn es nicht durch einen verantwortlichen Minister contrasignirt ist". So wissen wir nun also, warum so Manches unerfüllt geblieben ist. Angehängt ist der Rath, hinfüro den Königsmord lächerlich zu machen, indem dies das beste Mittel sei, ihn wenigstens in Frankreich aus der Mode zu bringen. In einer Nachschrift wird O'Connell noch ein Bischen abcapitelt. Es wäre auch wirklich Schade gewesen, wenn der irische Agitator so ganz frei durchgegangen wäre.

Kommt noch eine Schlußbetrachtung, denn es geht dem Verf. wie vielen unserer neuern Componisten, sie können kein Ende finden. Da wird denn nach einem vier bis fünf Seiten langen Raisonnement der Salomonische Ausspruch gethan: das Beste für uns Laien sei, „daß Jeder thue, was er für seine Pflicht halte und die Rechtlichdenkenden zusammenständen gegen jede Halbheit und gegen jeden Feind". Den Schluß macht unser altes deutsches Schibolet: „Gott verläßt die Deutschen nicht"; das ist eine beruhigende Lehre, bei der man sanft fortschlummern kann.

Ich stellte am Eingange die Vermuthung auf, der Verf. dürfte wol zu den unreifen Genies gehören, die in neuerer Zeit sich so breit zu machen begonnen; der Schluß des Buchs bringt mich fast auf entgegengesetzte Gedanken. Er ist so breit gezogen, so voll wahrhaft lederner Rathschläge, daß man ihn eher der Feder eines abgenutzten Doctrinaires, wo nicht gar eines Menschen zuschreiben möchte, der in seines Nichts durchbahrendem Gefühl nach irgend einem gnädigen Unterkommen seufzt.

15.

Literarische Notiz.

René Clément, ein junger Dichter, der, wie es scheint, zum ersten Mal auftritt, hat ein episches Gedicht herausgegeben unter dem Titel: „Albert Love ou l'enfer." Eine Hölle nach Dante zu schreiben, wäre eine sehr kühne Idee, wenn nicht der Verf., weit entfernt, den Schauplatz der ewigen Strafen zu schildern, vielmehr sich mit der Hölle auf Erden befaßt und diese zum Gegenstand seiner Dichtung erwählt hätte. Albert Love ist dieser allgemeine Typus, dieser Inbegriff des Zeitstrebens und Zeitübels, in dem sich die irdische Hölle reflectiren muß; es ist zugleich etwas Faustisches in diesem Helden, der in gleichen Conflict mit dem Wissen und dem Weltlauf geräth. Es scheint dem Gedichte nicht an gelungenen Stellen, wol aber an Einheit und Durchbildung zu fehlen. Übrigens ist Satan, wie er in dieser Dichtung erscheint, nicht mehr der alte, wohlbekannte, von Höllenruß geschwärzte Pferdefußpapa, es ist ein modernisirter, ein blankgewaschener Garçon, der nicht umsonst so alt geworden ist:

Satan, comme l'a peint la moderne croyance,
A pris en vieillissant plus grande expérience;
Il sait, que son teint noir ferait rire aujourd'hui;
Aussi nul en ces jours n'est aussi blanc que lui;
Et pour complaire à tous, tentateur sociable,
Il a depuis long temps dépouillé le vieux diable.

11.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Dienstag, —— Nr. 87. —— 28. März 1837.

Dramatische Bücherschau für das Jahr 1836.

Erster Artikel.

(Beschluß aus Nr. 86.)

8. Berliner Theateralmanach auf das Jahr 1837. Herausgegeben von Alex. Cosmar. Zweiter Jahrgang. Berlin, Bade. 16. 1 Thlr. 12 Gr.

Desselben Lobes wie der erste Jahrgang dieses Almanachs wird auch der vorliegende zweite würdig sein. Es ist freilich ein übles Zeichen, daß unter den sieben Stücken, die er bringt, auf ein deutsches Original nicht weniger als sechs Übersetzungen und Bearbeitungen aus dem Französischen kommen, und ein noch übleres, daß dies deutsche Original von Albini grade eine Gabe von sehr zweifelhaftem Werth ist; indeß dürfen wir die Schuld dieses Misverhältnisses dem Herausgeber nicht allzu hoch anrechnen und müssen einen Theil davon dem Geiste der Zeit und unserm eignen Volke zuwälzen. Ein Herausgeber mag thun, was er will, er wird, ist er selbst nicht ein Kotzebue, in einem Jahre nicht sechs deutsche Originallustspiele zusammenbringen, die wir mit Vergnügen lesen.

Die Burleske: „Enzian", in zwei Acten und einem Vorspiel von Albini, ist eine launige, aber nicht eben geschmackvolle Gabe. Die Fabel ist eine leichte Parodie des „Königs Enzio", unter der Form des verspotteten Studentenwesens, ergötzlich genug für eine rasche Ansicht und hier und da treffend und witzig. Besonders lachstoffhaltig ist die Caricatur eines Pedells, des Raupach'schen Todtengräbers, der seine lateinischen Brocken à tort und à travers anbringt und der als Pfeifenjunge verkleideten Lotte, die in den Carcer ihres geliebten Enzian eindringen will, z. B. zuruft: „nec ossa mea habebis — fort von hier!" Die Geschichte mit der Locke ist ganz gut parodirt, und das Ganze ist bei allem Salz harmlos genug, um selbst von dem Verf. des „Enzio" mit Vergnügen gelesen werden zu können.

„Advocat und sein Sohn, oder der erste Proceß", nach Genée, ist eines der zierlichern neufranzösischen Lustspiele und verdient den Vorzug vor dem „Wundertrank", nach der „Fiole de Cagliostro", von Cosmar, in welchem die Unnatur herrschend ist. — „Die Herausfoderung", Lustspiel in einem Acte von dem talentvollen H. Smidt, gibt sich für ein Original. Wir bitten um Erlaubniß, die Sache nicht untersuchen zu dürfen. Das Thema wenigstens ist keineswegs neu; indeß ist Geschick und Anlage zum Dialog unverkennbar. — „Der dreißigste Geburtstag" ist von Stawinsky nach dem Französischen bearbeitet und kann, gut und rasch dargestellt, gefallen. — „Vierundzwanzig Stunden Bedenkzeit", nach dem Französischen von Cosmar, hat bereits auf der Bühne sein Glück gemacht und verdient es theils durch eine lebhafte und ungewöhnliche Intrigue, theils durch guten, naturgemäßen Dialog. — Das zweiactige Lustspiel endlich: „Alt und Jung, oder Hochzeit des Weiberfeindes", nach dem Französischen von Freimund Ohnesorgen, variirt zwar nur ein altes, oft gehörtes Thema, jedoch nicht ohne neue Instrumente dabei in Anwendung zu bringen. Der alte Bediente Jonathan ist vielmehr wirklich eine ebenso neue als gelungene Figur, und das Ganze hat ein Recht, belacht zu werden und eine Stunde heiter hinwegzutäuschen. Diese kurzen Bemerkungen müssen bei Leistungen genügen, die auf Dauer so wenig Anspruch machen wie die tägliche Milch, die wir im Kaffee verbrauchen, oder wie die Ephemeris am Pappelblatt.

9. Das Schloß Lützelhardt. Ein historisch-elsassisches (?) Rittergemälde, dramatisch bearbeitet von C. Fr. Hartmann. Strasburg. 1836. Gr. 12. 18 Gr.

Es ist immer der Gegenstand unserer Verwunderung gewesen, wie oft Leute, die durchaus nicht im Stande sind, eine richtige Periode in Prosa zu schreiben, ja mehr, die, wie der Verf., nicht einmal einen Titel ohne Denkfehler zu verfassen vermochten, Stücke schreiben konnten, die sich eben lesen wie andere. Dieser Fall liegt hier wieder vor. Das zwei Seiten lange Vorwort des Verf. und sein Titel enthält fast so viel logische Fehler als Worte. „Dieses Gemälde", sagt er z. B., „in einem weitern Umfange besser hervorzuheben, fühlte ich als Elsasser das angenehme Bedürfniß." Kann etwas sinnloser und schülerhafter gesagt werden? Und doch enthält das Stück sein Theil Gutes und Löbliches. Die Zeitfarbe der Geschichte, welche im 12. Jahrhunderte spielt und die Unthaten und die Buße des bekannten Raubritters Dietrich v. Lützelhardt enthält, der endlich durch einen Bund der gesammten elsassischen Ritterschaft nach tapferer Gegenwehr überwunden wurde, dies nicht leicht zu treffende Colorit ist gut beobachtet; die Charaktere sind fest und mit gewandter Hand gezeichnet, die Intrigue ist gut gesponnen und der Erfolg von nicht gewöhnlicher Wirkung. Was soll man dazu sagen? Wir lesen das Stück mit vielleicht ebenso vielem Antheil als die Arbeit eines Bessern; soll man darum glauben, daß die Kunst auf der Gasse gefunden werde, daß Reife des Urtheils, Studium, Beobachtung, Bewußtsein und was sonst zur Kunstleistung gefodert wird, unnütz seien und vergebene Erwerbungen? Nein! Aber das können wir allerdings daraus schließen, daß die dramatische Anlage eine ursprüngliche ist, eine Intuition, etwas Unfreiwilliges, ohne dessen Besitz alle jene schönen Erwerbungen nicht in eine Kunstblüte zusammenschießen. Dem Verf. scheint ein Theil dieser Anlage beizuwohnen, und seine sonstige Mittellosigkeit, ja selbst seine sonstige Roheit vermag diesen unfreiwilligen Naturimpuls nicht ganz und so zu verdecken, daß er nicht stellenweise wenigstens hervorbräche. Viele Dialoge sind kräftig, mehr als ein echt dramatisches Moment und endlich der tüchtige und effectvolle Schluß, ohne alle Rhetorik durch die That sprechend, zeugen von dieser Naturanlage, welche uns Cultur zu verdienen und der Politur werth zu sein scheint.

10. Dramatisches Vergißmeinnicht von Th. Hell. Für das Jahr 1837. Vierzehntes Bändchen. Dresden, Arnold. 1837. 8. 1 Thlr.

Bekannt und lieb, wie uns diese Jahresgabe ist, welche eine immerhin seltene Ausdauer für sich hat, empfangen wir sie auch diesmal mit Vergnügen und Theilnahme. Der Herausgeber bringt hier ganz wohlgewählte überrheinische Pflanzen

zu seinem herbarium vivum, unter denen uns die größere: „Die Dame von Laval“, in sechs Gemälden, dieser Ehre gar nicht unwerth zu sein dünkt. Das Stück hat Verwandtschaft mit Hugo's „Hernani“; wie dieser ist Graf Chateaubriand ein Prototyp der Ehre nach nationalen Begriffen, und diese nöthigen ihn, den Retter seines Königs — Franz I. —, seine eigne Gattin, welcher der König, wie der Graf schön sagt, „das Todesurtheil auf die Stirn geküßt hat“, der Ehre zu opfern. Das Stück hat gute Momente, und zeigt viel Fertigkeit in Behandlung des Effectvollen; tiefere Anlage und poetische Bedeutung darf darin freilich so wenig wie in den melodramatischen Arbeiten der Franzosen überall gesucht werden. Wirkung ist ihre Aufgabe, und diese wird, wenigstens für den rohern Sinn des pariser Bühnenpublicums, erlangt.

„Laurette, oder das rothe Siegel“, Lustspiel in einem Act, macht auf unsern Beifall gleichfalls Anspruch, obgleich ein Theil der Begebenheit doch einen zu ernsten Charakter zeigt, um der Stimmung, die das Lustspiel bedingt, völlig zu entsprechen. Die Franzosen lieben dermalen das ängstigende Princip im Dramatischen wie in der Erzählung so entschieden, daß sie dieses modern-europäischen Reizmittels selbst im Lustspiel nicht entbehren wollen. Für diese Classe von Dramen würde selbst Lessing um einen recht bezeichnenden Namen in Verlegenheit sein.

11. Jahrbuch deutscher Bühnenspiele. Herausgegeben von F. W. Gubitz. Sechzehnter Jahrgang für 1837. Berlin, Vereinsbuchhandlung. 1837. 8. 1 Thlr. 16 Gr.

Unter den dramatischen Almanachen nimmt das berliner „Jahrbuch“ jetzt unzweifelhaft die erste Stelle schon durch den Grundsatz ein, nur Originale darzubringen. Die Behauptung dieses Grundsatzes gewinnt ihm unsere Achtung, und diesmal um so mehr unsere Theilnahme, als selbst Raupach zu einer gar löblichen Beisteuer vermocht worden ist.

„Der Glöckner von Notre-Dame“, romantisches Drama in sechs Tableaus von Charlotte Birch-Pfeiffer, welches den Anfang macht, ist zwar eines jener Dramen, an denen wir einmal durchaus nichts Gutes entdecken können, eine jener novellistisch-dramatischen Unformen, deren wir in der Einleitung gedachten und über deren Abnahme in der Zahl wir unserer Literatur gratulirten. Jedermann weiß, wie wild hier Effecte gehäuft, wie sinnlos Motive, die in der Erzählung sich zu entwickeln Zeit fanden, zugespitzt erscheinen, bis zu welchen Extremen der Unnatur Charaktere verzerrt und Wirkungen übereinander geworfen werden. Rechnet er nun noch hinzu, daß dies in einer Sprache geschieht, die Alles kennt, nur nicht Maß, Bildung und Geschmack, so kann er sich von dem Eindruck leicht Rechenschaft geben, den ein solches Stück im Lesen machen muß. Schlimmer noch ist es in der Darstellung, wenn die Schauspielerin für die Gervaise an der Fallsucht leidet, an der Manie nämlich, bei jedem Effectwort ohnmächtig niederzustürzen. Und dennoch wurde dies Stück in Berlin allein vierzig und einige Mal gesehen, ohne ausgepocht zu werden.

Ein allerliebstes Lustspiel von Holtei ist: „Der dumme Peter“, in zwei Acten. Die Intrigue freilich leidet an ansehnlicher Naturwidrigkeit und der Zuschauer muß sich viel Gläubigkeit zumuthen lassen, indessen hebt die Neuheit der Situation doch über viel Zweifel hinweg und der Gedanke erscheint sehr glücklich. Gut dargestellt, ist dies Lustspiel ein vorzüglich empfehlenswerthes Bühnenstück.

Raupach's „Narr seiner Freiheit“, Lustspiel in zwei Acten, zeichnet sich wieder durch Bedeutenheit der Idee aus. Nicht leicht ist ein Stück von ihm ohne seinen tüchtigen Gedanken. Hier wird der grelle Egoismus unserer Jugend, die in ihrer Sucht nach Ungebundenheit diese selbst auf die Ehe übertragen möchte, gut geläutert. Ein junger Mann, um der Fessel zu entgehen, welche die Liebe ihm anzulegen droht, wirbt unter zwei Schwestern um diejenige von ihnen, welche er nicht liebt. Dies kann etwas stark erscheinen; allein die Komödie verträgt dergleichen Foderung, und dann — was wäre der Selbstsucht nicht möglich? Dies nun wird von einem zweiten Paar zur Intrigue benutzt und gibt zu den launigsten Situationen Anlaß. Ist die Verwickelung auch beinahe übermäßig künstlich, so entschädigt die Natur des Dialogs, stets fein und gebildet, und die erfreuliche Gestalt des alten Geheimraths, der außerhalb der Intrigue und wie Till gewöhnlich über ihr steht. Hierin ist eine der Superioritäten Raupach's zu suchen, daß er stets einen solchen Charakter, gleichsam die Stelle des Chors bei den Alten vertretend, zur Hand hat, der, über dem Lustspiel stehend, dies wie in unabsichtlicher Lehre verklärt. Das kleine Stück ist ein Muster von feiner Behandlung, läutert wahrhaft, wie die Komödie soll, die Sitte und ist des Koryphäen unserer heutigen Bühnenliteratur würdig. — Auch Albini's einactiges Lustspiel: „Im Kleinen wie im Großen“, ist eines guten Gedankens Träger. Den Menschen als Marionette unsers Willens gebrauchen wollen, lehrt es, sei gefährlich, und der Erfolg kehre sich oft dabei noch in unserer Hand um. Dieser Gedanke ist mit Feinheit und Glück durchgeführt. — L. Robert's „Fußfall“ ist ein geschickter dramatischer Scherz in 72 Reimzeilen, die den Inhalt eines vollständigen Dramas in der Verkürzung darbringen.

Sehr bekannt, aber darum nichts besser als schlecht, ist L. Angely's „Reise auf gemeinschaftliche Kosten“, in fünf Acten. Solche Stücke, um so viel mehr, als sie den Anspruch auf Originalität nur sehr bedingungsweise machen, sollte die Redaction aus Grundsatz zurückweisen. Daß sie diese „Reise“ aufnahm, beweist nur die Richtigkeit unserer Behauptung, daß es einem Herausgeber fast unmöglich wird, seinen dramatischen Almanach Jahr aus Jahr ein mit sechs lesbaren deutschen Originalstücken zu füllen.

12. Lustspiele oder dramatischer Almanach für das Jahr 1837, von F. A. Kurländer. Mit Kupfern. 27ster Jahrgang. Leipzig, Baumgärtner. 12. 1 Thlr. 4 Gr.

Den ehrenwerthen Herausgeber dieses Almanachs deckt nun die Erde. Er war ein Mann von Talent, achtbar als Mensch, unvergessen von Denen, die ihn kannten. Wir haben ihn zuweilen getadelt; jetzt verstummt der Vorwurf, und wir wünschen ihm einen Nachfolger in seinem Geiste. Die Aneignung fremder Stoffe und ihre Zubereitung für die deutsche Bühne verstand nicht leicht Jemand besser als Kurländer. Im Eigenthümlichen hatte er sich schon lange nicht mehr versucht. Dieser letzte Jahrgang seiner Bearbeitungen gibt drei gefällige Stücke. Das einactige Drama: „Der achtzigste Geburtstag“, nach Scribe, ist frisch, ungekünstelt und an guter Situation reich. Die französische Sentimentalität, eine Seelenlage, die jenem Volke stets so schlecht kleidet, ist zwar nicht ganz verwischt; indeß geht Alles doch mit leidlicher Unnatur ab und regt wenigstens nicht, wie oft geschieht, zum Widerspruch des Lachens auf. „Das goldene Kreuz“, Schauspiel in zwei Aufzügen, ist als Naturbild viel weniger gut. Menschen wie die hier Handelnden sind nicht einmal in der Poesie wahr, wie viel weniger in der Wirklichkeit anzutreffen. Das Stück besteht nur durch die Rührung, die die Gestalt des alten Wachtmeisters bei sympathisirenden Franzosen, von der Idee der fabelhaften gloire erfüllt, hervorrufen kann.

„Geliebt sein oder Sterben“, eine Fortsetzung der „Zehnten Muse“, von Scribe, lassen wir viel eher passiren. Es ist doch ein wahrer Gedanke, daß das Liebesfeuer Derer, die den Titel des Stücks stets im Munde führen, nur ein Strohfeuer zu sein pflegt, und daß ihr Herz wie eine Lehmhütte rasch niederbrennt, ohne dauernd zu leuchten und behagliche Wärme über ihre Nächsten zu verbreiten.

In allen diesen Stücken ist die Gewandtheit des Dialogs, der Geschmack und die relative Zierlichkeit des Ausdrucks anzutreffen, welche Kurländer's Arbeiten so lange ausgezeichnet haben. Es ist sein Ruhm, daß ihn die Bühnendirectionen vermissen werden.*)

72.

*) Der zweite Artikel dieser dramatischen Bücherschau folgt im Mai. D. Red.

Möser's Denkmal in Osnabrück.

Wenn einem deutschen Manne ein Denk- und Ehrenmal gebührt, so ist es Justus Möser, der treue, kräftige, innige, maßvolle und gedankenvolle Mann. Für ihn gelten ganz und gar die Worte, die er im zweiten Theil der „Patriotischen Phantasien" einen verdienten Vater an seinen Sohn schreiben läßt, und die also lauten: „In dem vorigen Jahrhundert (dem 17.), worin ich geboren bin, wurde jedem verdienten Manne ein Ehrengedächtniß errichtet, und ich hoffe es auch verdient zu haben. Die Sitte der damaligen Zeit gefällt mir besser als die jetzige, und ich sehe es als eine höchst schädliche Neuerung an, daß man den verdienten wie den unverdienten Mann ganz in aller Stille verscharrt und oft den einen so wenig als den andern mit einem Steine bedeckt, der seinen Namen der Nachwelt melde. Wenigstens scheint mir diese Neuerung eine Epoche in der Geschichte der menschlichen Denkungsart zu machen und mehr Aufmerksamkeit zu verdienen, als man insgemein darauf wendet." Wie gut war es, daß die Männer, welche zuerst die Absicht aussprachen, dem wahrhaft unvergeßlichen Mann, der jene Zeilen schrieb, ein Denkmal zu errichten, von der Wahrheit dieses Gedankens lebhaft durchdrungen waren. Die erste Anregung hierzu ging von dem verdienstvollen Syndikus Dr. Prüsmann zu Osnabrück aus, der eine Versammlung mehrer Verehrer Möser's veranstaltete und mit dieser zuerst das Unternehmen einleitete. Das Nächste, woran jene Versammelten dachten, nachdem sie darüber einig geworden, daß Osnabrück, Möser's Geburtsort, der Ort seiner frühsten Bildung, der Schauplatz seiner segensvollen bürgerlichen Wirksamkeit, auch der passendste Platz für sein Denkmal sei, war, daß sie sich an den Geheimrath v. Bar, Präsidenten der Regierung des Landdrostribezirks Osnabrück, wandten, unter dessen Vorstand sich im August 1832 ein Möserverein bildete, bestehend aus folgenden Mitglieder: dem Weihbischof und Generalvicar Lüpke, Regierungsrath Buch, Regierungsrath Nieberg, Medicinalrath Ehmbsen, Senator Schwartze, Kreiseinnehmer Warnecke, Syndikus Dr. Prüsmann, Rector Abeken. Als Ehrenmitglieder wurden mehre der ersten Staatsbeamten gewonnen und von dem Herzog von Cambridge das Protectorat des Vereins angenommen. Demnächst erging von dem Vereine eine Denkschrift an das deutsche Publicum, die von den Redactoren der Zeitschriften, sowie in eignen Abdrücken verbreitet wurde. Daher kam es, daß schon am Schlusse des Jahres 1150 Thaler an Beiträgen eingegangen waren. Später schenkte die Ritterschaft des Fürstenthums Osnabrück 500 Thaler, und mit Einschluß der im folgenden Jahre eingegangenen Beiträge aus den bedeutendsten Städten des In- und Auslandes zählte der Verein nunmehr einen baaren Fonds von 8213 Thalern, der durch andere beträchtliche Zuschüsse und namentlich durch ein Geschenk des Königs von England in 100 Friedrichsdor bis über 4000 Thaler anwuchs. Auf Rauch's Empfehlung setzte sich nun der Verein mit dem verdienstvollen Bildhauer Drake aus Pyrmont, einem der vorzüglichsten Schüler Rauch's, in Verbindung, der das große Modell des Standbildes im Frühjahre 1835 zur allgemeinen Zufriedenheit vollendete. Den Guß desselben in Erz bewerkstelligte der geschickte Erzgießer Fischer bis zum October desselben Jahres. Die Arbeit des Ciselirens und mit ihr das ganze Werk vollendete Drake im März 1836. Am 18. Mai legte man den Grundstein des Postaments, worein man, in eine messingene Kapsel geschlossen, mehre Möser betreffende Documente, die Druckschriften des Vereins, die 1779 auf Möser geprägte Denkmünze und mehres Andere niederlegte.

Das Standbild selbst, dessen Aufstellung am 10., und feierliche Enthüllung am 12. September stattfand, ist durchaus einfach und würdig. In einer Höhe von fast 8 Fuß steht Möser in der Tracht seiner Zeit, mit übergeworfenem Mantel, der, oben mit einem kleinen aufstehenden Kragen versehen, in schlichten Falten über Rücken und Schultern herabfällt. „Bei aller Einfachheit und Idealität dieser Bekleidung ist hier zugleich die Besonderheit des Stoffes in einer Naturwahrheit dargestellt, die aufs höchste überrascht; es ist eine Leichtigkeit, ein leises Spielen in den Brüchen und Ecken der Gewandung, daß man in der That die einzelsten Momente der Bewegung festgehalten glaubt; die Eigenschaft des Metalls, der Goldglanz in den Lichtern, die mannichfachen Reflexe in den Schatten sind auf das Wahrste und Schönste berechnet und benutzt." In dem linken Arm und dem Busen, der durch den Faltenschlag des Mantels gebildet wird, trägt Möser ein Buch, die „Geschichte Osnabrücks"; in der Hand eine Urkunde mit herabhängendem Siegel — Symbole seines Wirkens als Geschichtsforscher und Schriftsteller. Der rechte Arm ist mäßig erhoben, die Hand wie zum Sprechen entfaltet; kurz, die ganze Haltung ist von dem Künstler durchaus im Geiste des Dargestellten erfunden. Es ist, als ob der eherne Möser noch immer, wie einst der lebendige, liebend und weisheitsvoll das deutsche Volk und seine Mitbürger anrede.

Den Tag der Enthüllung dieses wohlgelungenen Standbildes begünstigte das heiterste Wetter. Auf sinnvolle Weise war der Platz des Denkmals, die Domfreiheit, geschmückt worden: mit Blumenguirlanden und Eichenzweigen umwundene Pfähle waren angebracht, in einem weiten Halbkreise Sessel um das Standbild herumgestellt, geschmückte, mit Teppichen behangene Estraden für die Redner, für die Liedertafel und das Musikchor errichtet; die angesehensten Damen der Stadt waren zugegen, und den innern freien Raum erfüllten junge Mädchen, die Blumen streuten. Der Zug nach dem Denkmal war höchst feierlich, unter wiederholten Kanonenschlägen und der vom Standbild her erschallenden Musik. Trotz dem gewaltigen Zudrang der Menschen wurde der feierliche Act auch nicht durch die kleinste Unordnung gestört. So waltet die geistige Macht des guten und großen Menschen auch noch beruhigend und sammelnd in der Erinnerung! Besonders rührend war der Anblick zweier hochalterigen Greise, die mit im Kreise saßen, der eine der Oberamtmann Lodtmann von Wittlage, der, 30 Jahre jünger als Möser, ihn noch in seinen kräftigsten Tagen gekannt und seines nähern Umgangs sich erfreut hatte; der zweite, ein alter vormaliger Diener Möser's, von 88 Jahren, der seinen gegenwärtigen Dienst, den des Küsters in Burr, der Fürsorge seines Herrn verdankte. Nach beendigter Einweihung fand ein Festmahl in dem großen Saale des Clubhauses statt, zu dem sich über 150 Gäste eingefunden hatten. Der Saal war ebenso geschmackvoll als festlich decorirt, zum Theil mit Erinnerungen aus des Gefeierten Leben sowie mit seinem wohlgetroffenen Portrait in Öl. Bei dieser Gelegenheit überreichte der Director des Rathsgymnasiums, M. Fortlage, ein sehr verdienter Schulmann, dem Präsidenten des Möservereins eine tabula votiva, in so überaus trefflichem Lapidarlatein verfaßt, daß wir aufrichtig den Mangel an Raum beklagen, der uns verhindert, sie mitzutheilen. Der Leser wird sie als Beilage der kleinen Schrift einverleibt finden, welcher wir diese Notizen entnehmen. Sie führt den Titel: „Das Denkmal Justus Möser's in Osnabrück" (mit einer Abbildung desselben, Osnabrück 1836), und ist der Lecture des Publicums in jeder Hinsicht recht sehr zu empfehlen.

überhaupt ist es dabei eine wahrhaft wohlthuende Betrachtung, daß unter allen bei dieser feierlichen Gelegenheit veröffentlichten Vorträgen und Gedichten kein einziges Stück ist, das nur mittelmäßig wäre. Einige davon sind sogar trefflich zu nennen; so z. B. eins, welches von dem Gesangverein gegen Ende des Mahls, nachdem des unvergeßlichen Mannes Gedächtniß in funkelndem Weine und in begeisterungsvoller deutscher Weise ausgebracht worden, gesungen wurde. Es lautet so:

Es steht, aus Erz gegossen,
Von Blumen rings umkränzt,
Von mildem Glanz umflossen,
Hold, wie der Mond erglänzt,
Ein wunderbar Gebilde
Auf festen Stein gestellt,
Deß Blick so ernst und milde,
Auf uns herniederfällt.

Und wer es kommt zu schauen,
Das wunderbare Bild,
Der fühlet von Vertrauen
Sogleich die Brust erfüllt.
Es weht aus kaltem Erze
So mild, so warm ihn an;
Er fühlt: der hat ein Herze,
Der ist ein deutscher Mann!

Du deutscher Mann, o kehre
In unsern Busen ein,
Voll soll er deiner Ehre
Und frommen Dankes sein.
Auf unsern Lebenswegen
Sei Führer uns und Hort,
Und für und für in Segen
Lebt dein Gedächtniß fort.

Wer ist der Verf. dieses einfachen, herzlichen und eben darum schönen Liedes?

Im Theater führte man an diesem Abend ein Festspiel zu Ehren Möser's auf, das von der Direction auf die geschmackvollste Weise eingeleitet worden war. Nach dem Theater, gegen die zwölfte Stunde zogen noch einmal die Bürger von Osnabrück mit Fackeln nach dem Standbild, gefolgt von weißgekleideten Mädchen, die mit Blumenguirlanden das Bild bekränzten, das im Feuerschein ahnungsvoll und prächtig in die Nacht hinausleuchtete. Als dies geschehen war, segneten die Bürger noch einmal das theuere Bild und das Andenken Möser's für ewige Zeiten.

Und behüte Gott, daß auch wir Deutschen alle seiner je vergessen sollten. Er war ein starker, freier, klarer, guter — ein großer Mann. Er war im ganzen Sinn „ein solcher Mann, dessen Gleichen wir nicht wiedererblicken werden". Auch auf sein Andenken paßt das Wort des alten deutschen Minnesängers:

Wer sein vergäße, thät mir leide.

11.

Sulamith, ein christliches Taschenbuch zur Belebung häuslicher und öffentlicher Erbauung. Auf das Jahr 1837. Herausgegeben von Karl Grumbach. Erster Jahrgang. Mit drei Kupfern. Berlin, Fröhlich. 1837. 16. 1 Thlr. 8 Gr.

Bei dem Namen Sulamith, aus dem Hohenliede Salomonis 8, 6, da man weiß, was Leute, wie die Mucker und Consorten, von ihm und namentlich von dem siebenten Capitel für einen zwar mystischen, d. h. geheimnißvollen, aber sehr buchstäblichen Gebrauch gemacht haben, und bei der mehrmaligen Anrufung des jüdischen Immanuel fürchtete allerdings Ref. ein Büchlein im Sinne der Bluttheologie zu finden. Allein der würdige Verf. ehrt die Vernunft und die christliche Offenbarung wie sich's gebührt, und wir wünschen dem Taschenbuche viele fromme Leser und eine glückliche Fortsetzung, zumal da Vater's „Jahrbuch", die „Theobulia" u. a. leider eingegangen sind, das Knapp'sche Werkchen aber bei manchen Schönheiten doch wegen seines mitunter frömmelnden Geistes Denen, die Klarheit und Gemüthlichkeit vereinigt lieben, nicht zusagt. Unserm ehrenwerthen Verf. möchten wir den Rath ertheilen, mehre Mitarbeiter anzunehmen, um mit der Einheit doch auch Mannichfaltigkeit zu verbinden; nicht so sehr bei dem Allgemeinen stehen zu bleiben, sondern mehr zu individualisiren und besonders die Zeitverhältnisse, die Gebrechen und Vorzüge der Gegenwart auf dem kirchlichen und politischen Gebiete, aus dem religiösen Gesichtspunkte belehrend, warnend und ermunternd zu berücksichtigen, lieber multum als multa zu geben, und dabei das zu Gesuchte, auch wol Fehlerhafte noch mehr zu vermeiden.

23.

Bibliographie.

Flüchtige Bemerkungen eines Flüchtig-Reisenden. 1stes Heft. — Auch u. d. T.: Reise von Neapel durch Apulien und die Jonischen Inseln nach Athen. 8. Berlin, Nicolai. 16 Gr.

Boas, E., Deutsche Dichter. Novellen. 1ster Band. 8. Berlin, Heymann. 1 Thlr. 16 Gr.

Bube, A., Thüringische Volkssagen. 4. Gotha, Müller. 8 Gr.

Jean Paul's sämmtliche Werke. LXII. 13te Lieferung. 2ter Band. — Auch u. d. T.: Jean Paul's literarischer Nachlaß. 2ter Band. 8. Berlin, Reimer. Subscr.-Pr. 1 Thlr.

(Justus.) Ist die Klage über zunehmende Verarmung und Nahrungslosigkeit in Deutschland gegründet, welche Ursachen hat das Übel, und welche Mittel zur Abhülfe bieten sich dar? Beantwortet von Siegfried Justus I., König von Israel und Hoherpriester von Jerusalem. Gr. 8. Leipzig, Brockhaus. 1836. 12 Gr.

Kannegießer, K. L., Abriß der Geschichte der Philosophie. Gr. 8. Leipzig, Brockhaus. 18 Gr.

Landgraf Albrecht von Thüringen, Markgraf zu Meißen, der Lausitz und Osterland. Ein historisch-romantisches Gemälde aus dem Mittelalter. Von der Verfasserin des Emmerich Tökely, Matthias Corvinus u. a. m. 8. Bautzen, Reichel. 1 Thlr.

Das Leben der Königin von Preußen Louise Auguste Wilhelmine Amalie. Ein Denkmal für Alle, zunächst für jedes Preußenherz in Trauer und Freude. Mit dem in Stahl gestochenen Bildnisse der Monarchin. 8. Mohrungen u. Braunsberg, Bücher-Magazin f. Pr. Geb. in Etui 12 Gr.

Leschke, J. W., Christlich-religiöse Gesänge. 3te stark vermehrte Auflage. 8. Halle, Anton. 16 Gr.

Biographische Notiz über Roland de Lattre, bekannt unter dem Namen Orland de Lassus. Aus dem Französischen übersetzt und mit Anmerkungen herausgegeben von *F. W. Dehn*. Mit 2 Abbildungen. Gr. 8. *Berlin, Crantz*. 1 Thlr.

Parent-Duchatelet, A. J. B., Die Sittenverderbniß (la Prostitution) des weiblichen Geschlechts in Paris. Aus dem Gesichtspunkte der Policei, öffentlichen Gesundheitspflege und Sittlichkeit. Mit vielen Tabellen und statistischen Belegen; nebst der kurzen Biographie des Verf. von Fr. Leuret. Aus dem Französischen, von Dr. G. W. Becker. 2 Theile. Gr. 8. Leipzig, Fr. Fleischer. 3 Thlr.

Die Reise der Herren Karl Green, Robert Hollond und Thomas Monk-Mason von London nach Weilburg am 7. und 8. November 1836 in dem Luftschiffe Royal-Vauxhall-Nassau. Voraus geht eine kurze Geschichte der Aeronautik. Mit 1 lithographirten Abbildung des Ballons. Gr. 8. Weilburg, Lanz. 8 Gr.

Schwarz, F. H. C., Das Leben in seiner Blüte. Oder Sittlichkeit, Christenthum und Erziehung in ihrer Einheit. Schluß der Erziehungslehre. Gr. 8. Leipzig, Goeschen. 2 Thlr. 12 Gr.

Allgemeine Theater-Revue. Herausgegeben von A. Lewald. 2ter Jahrgang. Gr. 8. Stuttgart und Tübingen, Cotta. 1836. 2 Thlr.

Verstand und Vernunft im Bunde mit der Offenbarung Gottes durch das Anerkenntniß des wörtlichen Inhalts der heiligen Schrift. Zwei Abhandlungen von H. Diestel und J. Ebel. — Auch m. d. T.: Johann Heinrich Schönherr's Princip der beiden Urwesen als die nothwendige und unabweisbare Grundlage wahrer Philosophie dargethan und erwiesen von G. H. Diestel. — Ferner: Der Schlüssel zur Erkenntniß der Wahrheit in Entwickelung und offener Darlegung einer Absicht über J. H. Schönherr's Aufschlüsse der Bibel und Naturoffenbarung dargeboten von J. W. Ebel. Nebst einem Anhange fremder, jedoch verwandter Gedanken. Gr. 8. Leipzig, Vogel. 2 Thlr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Mittwoch, —— Nr. 88. —— 29. März 1837.

Semilasso in Afrika. Aus den Papieren des Verstorbenen. Fünf Theile. Mit Abbildungen. Stuttgart, Hallberger. 1836. Gr. 8. 10 Thlr.

Heil dem Lande, welches der Verstorbene jetzt besucht, und wohl Denen, welche ihn wohl aufnehmen, denn ihnen wird es wohl ergehen in seinen Schriften. Sage man nicht, daß der Mensch nicht gebessert werden kann durch Kritik. Hier ist ein leuchtendes Beispiel. Dieser Verstorbene, nachdem er ein Licht geworden durch Europa vermöge seiner satirischen Geißelhiebe und Bonmots gegen Personen, ist nun, nachdem man ihn deshalb verschlungen, in Liebe und Haß lammfromm geworden; alle Menschen, mit denen er zusammentrifft, lobend, liebend, in den Himmel erhebend. Während er in dem Besten sonst die Schwächen entdeckte, weiß er in Allen jetzt, die ihm Complimente machen und mit ihm essen, nur gute Seiten zu finden; und man kann zweifeln an seiner christlichen Gesinnung! Selbst die Personen, die er früher geißelte, wenn ihr Glück sie ihm jetzt entgegenführt, streichelt er und weiß mit der Liebenswürdigkeit des Weltmanns durch drei, vier glatte Worte alles Rauhe und Widerwärtige, das er ihnen angeheftet, abzunehmen. Zwar die Engländer sind verstockte Pedanten; wo sie hassen, hassen sie gründlich und lange. Ich sah ein Wirthshaus in Deutschland, wo der Verstorbene längere Zeit, schon im Zustande der Besserung, verweilt — und er hat es selbst sehr und mit Recht gelobt —; aber der Wirth lobt ihn nicht, obgleich er ihn liebt; denn die reisenden Engländer wenden sich mit Schaudern ab, wenn sie hören, daß er hier gehaust hat. Der Mann käme um seine ganze Nahrung, wenn nur Engländer reisten. Warum, kann die Klugheit, die aus dem Rathhause kommt, dem Fürsten vorwerfen, hat der Verstorbene nicht England und die Engländer angegriffen, sondern die einzelnen Menschen in England, und zwar innerhalb ihrer vier Mauern, wohin keine Policei darf, also auch kein sittenschildernder Schriftsteller? Hätte er ihren König, ärger als Byron, geschmäht, das Volk verlästert, ihr Parlament beschimpft, ihre Kirche eine —, ihre Freiheit eine Kokette genannt, alles Das und noch mehr wäre ihm vergeben; aber er hat von Diesem und Jenem, und Dieser und Jener, die Alle kennen so gut als er, gesagt und drucken lassen, was Alle wissen und Jeder wissen darf, was aber im Lande der Öffentlichkeit nicht gedruckt werden soll, weil es gegen die Fashion ist. Noch mehr, er ist ein Nobleman und ist im Lande der Originale nicht als Gentleman gereist; er ist gefahren, gegangen, geritten in ihrem Lande, wie Niemand nach dem urewigen, von der Natur für England eigens gegebenen Codex für Gentlemen fahren, gehen, reiten soll, wenn er ein Gentleman bleiben will. Grund genug, ihn zu verabscheuen.

Es muß ein fürchterliches Schicksal sein für Einen, der selbst ein vollkommenes Original und ein vollendeter Gentleman sein will, verabscheut zu werden von dem Volke der Originale und Gentlemen! Sonst ließe sich ein so schnelles Insichgehen und Gebessertwerden kaum denken. Aber es ist so. Nachdem der Gestorbene ein haltloses Halbleben in den unglücklichen „Tutti Frutti" geführt, ersteht er als ein raisonnabler Mensch, in den bedeutungsvollen Semilasso incarnirt. Geheiligt ist vor diesem Erstandenen jede Persönlichkeit, und nur die Sache wird angegriffen, z. B. die Regierungscollegien in Preußen und die Pietisten in aller Welt, die beide es desto heftiger ausbüßen müssen, weil Engländer und Engländerinnen sich den Spaß verbeten haben und in Deutschland hier und da auch Einer keinen starken Magen hatte. Aber auch in diesen beiden verfemten Gegenständen wird sorgfältig geschieden. Wie in der Politik *die* Könige herhalten dürfen, aber *der* König und *der* Prinz und *die* Prinzessin mit desto mehr Conditorlob überschüttet werden, so wird auch der und jener Regierungspräsident und Regierungsrath mit dem Nimbus der Weisheit bekleidet, während sein selbsteignes Decret, das er eben erließ, als ein Decoct von Unsinn und Albernheit persiflirt werden mag. Sollte es uns doch nicht wundern, wenn er uns einmal die Person eines Missionnairs als den Inbegriff alles Edelmuthes und aller Liebenswürdigkeit darstellte. Die Umstände sind allmächtig. Wird ja sogar, während aller religiöse Glaube, alles Gottvertrauen und alle demüthige Ergebung die beständige Zielscheibe des Witzes sind, Gottes selbst, wenn auch unter anderm Namen, mit einigem Respecte erwähnt.

Die glücklichen Länder, die der Neuauferstandene in den ersten Bänden durchzog, waren das südliche Deutschland wo sein Andenken auch mit billiger Dankbarkeit lebt, und Frankreich, das ihm eben desgleichen, so König Ludwig Philipp als Heine und die Bankiers und die schönen

Frauen, vollgültigen Dank schuldet. Er lobte hier Alles, was neu war; selbst die Decrete der Justemilieu-Regierung, obgleich auf Papier geschrieben; während er doch auch vermöge seiner buchhändlerischen und andern jüngsten Parteistellung in Deutschland genöthigt war, dem jungen Frankreich glänzende Complimente zu machen. Nun ist er hinüber nach Afrika, und sein Lobzug erstreckt sich von Algiers Küsten über zwei Drittel der Barbarei. Daß die Franzosen hier insgesammt und alle europäische Consuln als Muster von Tapferkeit, Liebenswürdigkeit und Gastfreundschaft gepriesen werden, ist nicht zu verwundern; denn erstens werden sich Alle, mit denen er in Berührung trat, beeifert haben, einem so gefährlichen Schriftsteller nur ihre guten Seiten zu zeigen, und dann konnte er darauf rechnen, daß seine gedruckten Briefe vielleicht das erste deutsche Buch sein werden, das man in Afrika liest und verschlingt. Aber die Mamluken und Beduinen, die Türken und Mauren lesen keine Bücher, und auch sie werden gelobt und in immer steigendem Maße. Zwar findet man einen Grund darin, daß es hier keine Regierungsdecrete gibt, keine Kanzleien und Registraturen, und die Bureaukratien in den mündlichen Paschagerichten nicht aufkommen; aber es scheint doch, als sei die Lobsucht nun einmal wie eine unwiderstehliche Lust in die umfassende Subjectivität des Verf. gefahren, und er fühle sich auch da gedrungen zu loben, wo er nach seiner frühern Individualität nur getadelt hätte. Es ist mit der Subjectivität eine eigne Sache; doch zweifelt Ref. nicht im geringsten, daß die Bewunderer einer Natur, die sich gibt, wie sie selbst ist, und die in allen ihren Ergebnissen hundertmal mehr werth ist als die objectiv hellste Darstellung der Sachen, wie sie sind, auch für diese Veränderung genügenden Grund wissen werden.

Nach den vorausgegangenen Urtheilen, nahm Ref. das Buch nicht ohne Vorurtheil in die Hand. Man hatte ihm gesagt, es sei ein Buch, für die Buchhändler gemacht, locker Zusammengewürfeltes mit wenig Gehalt und ohne den Witz, welcher den Büchern des Fürsten ihren Lustre gibt. Die „Tutti Frutti" berechtigten zu einem ungünstigen Vorurtheil. Auch braucht man nur in diesen losen Heften, die, unordentlich genäht, in der Hand zerfallen, zu blättern und die leeren Seiten, die langen Titel, die Lücken und den unangenehm weitläufigen Druck mit der ersten Ausgabe der „Briefe des Verstorbenen" zu vergleichen, um sogleich inne zu werden, daß es sich hier nicht mehr darum handelt, eine Überfülle von Wahrnehmungen und Gedanken auszuschütten, weil sie im Schriftsteller nicht mehr Platz haben, sondern darum, das wenige Gesammelte zu spreizen und zu dehnen, um daraus ein Buch zu machen. Fabrikwaaren der Art sind zwar an der Tagesordnung, und aus dem Orte, wo Cotta einst Werke druckte, werden jetzt alljährig unzählige Ballen solcher verdünnten Waare unter dem Namen von Büchern auf die deutschen Märkte geschleudert; indeß übertrifft die typographische Magerkeit dieser fünf Bände (in der Kunstsprache Buchdruckerspeck genannt) alles bisher Gelieferte, und es kann nur die Intensität des Inhalts sein, welche dafür den gefoderten Preis möglich macht. Oder ist es nur die berühmte fürstliche Persönlichkeit des Autors, die das Publicum wegsehen läßt über alle Mängel eines Werkes, das mit solchen Prätensionen in die Schranken tritt?

Der Verf. ist allerdings ein Mann geworden, den eine große Partei sich vorgenommen hat zu poussiren, coûte qui coûte. Man braucht ihn und seinen schönen Namen; und deshalb läßt sich viel verschlucken, selbst aristokratische Pillen, die in einem radicalen Magen wie Scheidewasser wirken müssen. Man überzuckert sie mit der genialen Eigenthümlichkeit des seltenen Mannes und verbeißt den Schmerz; denn man weiß, er gibt aus Dankbarkeit dafür auch einige liberale Bonbons zurück, und er ist klug genug, um es zu schätzen, eine Weile als glänzendes Haupt einer mittelreichen Partei vorm Publicum zu gelten. Daraus ließe sich viel erklären, was sonst unerklärlich ist. Aber doch wäre man, wollte man seinen ganzen Erfolg und seine nicht zu leugnende Wirksamkeit darauf zurückführen, ungerecht. Auch in seinen schwächern Sachen ist ein Talent, eine selbsteigne Kraft, die sich überall Geltung verschaffen muß, um so mehr aber, als sie aus Verhältnissen sich herausarbeitet, die bei schwächer Begabten eher geeignet wären, sie zu unterdrücken.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beiträge zur näheren Kenntniß und wahren Darstellung Johann Kaspar Lavater's. Aus Briefen seiner Freunde an ihn und nach persönlichem Umgang. Von Ulrich Hegner. Leipzig, Weidmann. 1836. Gr. 12. 1 Thlr. 18 Gr.

Kaum werden die meisten unserer Leser sich des Pfarrers Lavater in Zürich erinnern, der zu seiner Zeit viel von sich reden gemacht, Viele zu Freunden gewonnen, Andere als Gegner erfunden; denn das Gedächtniß der Mitwelt erlischt am häufigsten in der nächsten Nachwelt. Darum ist eine Belebung desselben zweckmäßig und überhaupt eine Rückversetzung in vergangene Zustände angenehm. Während man das Sinnliche des Menschenlebens besonders zu schätzen und zu erhöhen anfing, welches freilich auch sonst schon geschehen, schrieb Lavater „Aussichten in die Ewigkeit"; als alte Wunder ihren Glauben verloren, verkündigte er neue; als Gespenster und Geisterumgang verlacht wurden, suchte er denselben sich zu verschaffen und hoffte sogar mit Christo in räumliche Verbindung zu treten; als man im Geistigen des Menschen nur Leibliches finden wollte, trachtete er im Leiblichen den Geist zu entdecken und aus Gesichtszügen, ja bloßen Schattenrissen derselben den inwendigen Charakter des Menschen physiognomisch zu enträthseln. Die Lebendigkeit seiner Auffassungs- und Mittheilungsweise erwarb ihm allgemeine Aufmerksamkeit; man wollte den Gläubigen, den Physiognomiker persönlich begrüßen; man wollte wissen, ob Alles wahr sei, was man von ihm und was er selber erzähle, seine christliche Frömmigkeit erbaute, sein ganzes Wesen erschien im Umgange liebenswürdig und geistreich, daher sich die deutschen Städte glücklich priesen, welche er auf seiner Reise nach Kopenhagen besuchte, insonderheit die Bewohnerinnen derselben, was in manchen Orten, namentlich im frommen Bremen, zu einer fast widerlichen Vergötterung ausartete.

Herr Hegner nun ist wol 20 Jahre mit Lavater bekannt gewesen, wohnte drei Jahre in seinem Hause, speiste an seinem Tische und erhielt von ihm die unbedingte Erlaubniß, aus Briefen die ihn selbst betreffenden Äußerungen sich aufzuzeichnen, deren Bekanntmachung jetzt nicht mehr beleidigt, da die Schreiber alle todt sind. Als Herausgeber fügt er eine Schil-

derung des merkwürdigen Mannes hinzu, wie dieser ihm, ohne Rücksicht auf fremde Urtheile, im wahren und irrenden Streben erschienen. Man lese sie zuerst, sie ist unparteiisch, gerecht, voll Haltung und Würde.

Lavater war schnell ergriffen von Bildern der Phantasie, auch vom Bilde der Freundschaft, die er für etwas ewig Dauerndes hielt. Sie zeigte sich in der Wirklichkeit anders; Freunde neigten sich zur Kälte, nachdem die Physiognomik geschlossen und besprochen war und er sich immer mehr auf seine Christuslehre beschränkte. In den siebziger und achtziger Jahren herrschte für ihn die größte Begeisterung, während der eigenthümlichen Lieblichkeit seiner Jugend; späterhin schwiegen für ihn die schönen Geister, und er hielt sich an die frommen Seelen. Jene erste Zeit sah mit ihm fast alle damals ausgezeichneten Männer verbunden: Zimmermann, Fueßli, Herder, Wieland, Jacobi, Reinhold, Klopstock, Spalding, Meiners u. s. w. Göthe schreibt ihm mit seltener Hingebung und Freundlichkeit, später, „als aus dem gemüthlichen Hamlet ein steifer Polonius geworden", sagt Hegner, ward er kalt, wie Andere auch, selbst hart und beleidigend. Weiber wurden leicht von dem Pfarrer eingenommen, er liebte den Umgang gebildeter Frauen; daß er nie verliebt gewesen, will ihm Zimmermann nicht glauben; er wechselte wol Strumpfbänder mit ihnen, und wollte einige durch Händeauflegen zur Fruchtbarkeit einsegnen. Der Sünde ging er nicht nach; ein Brief der schönen Gräfin Branconi (S. 139) zeigt von sehr ungewöhnlicher Zuneigung.

Feinde meinte der Mann nicht zu haben, weil er Niemanden etwas zu Leide thue; er hatte sie dennoch. Neid unter seinen Umgebungen war gegen ihn, dann die Aufklärung Berlins, Lichtenberg's Witz und der Spott Knigge's.

Sein Glaube war individuell in das Wort der heiligen Schrift hineingebildet, er erwartete einen persönlichen, hörbar antwortenden, so zu sagen, handgreiflichen Gott, innige Erfahrungsgewißheit. Er lebte und schrieb in steigender Erwartung von höhern Kräften und der Gabe, sie Andern mitzutheilen. Seine Spannung ward verstärkt durch die Zusicherung des Prinzen Karl von Hessen in Schleswig, daß der Apostel Johannes noch beständig fortlebend auf Erden wandle und ihn (Lavater) bald sichtbar besuchen werde; er wähnte in seinem eignen Hause ein Orakel zu haben, hieß deshalb ein Schwärmer, gab sich poetisch und prosaisch Mühe, Andere auf seinen Glauben hinzuleiten, dessen Hoffnung nicht in Erfüllung ging. Predigen war ihm eines seiner liebsten Geschäfte, man hörte ihn gern und vergaß seine Schweizeraussprache. Die Sonne ließ er nicht untergehen über seinem Zorn, gestand aber ungern einen Irrthum. Der Wohlthätigkeit opferte er den größten Theil seines Vermögens. Zu kleinen und großen Reisen entschloß er sich leicht und nannte sie seine christlichen Feldzüge.

Die vier Bände der „Physiognomischen Fragmente" kosteten viel Geld und Arbeit, führten zur Sammlung von Gemälden, Kupferstichen, Handzeichnungen. Die Erwartung des Verf., z. B. Errichtung eigner physiognomischer Lehrstühle, wurden nicht erfüllt. Geistiges Verdienst, einzelne überraschende Blicke sind dem Werke eigen. Göthe nannte den Verf. ein physiognomisches Genie und beruft sich auf die meisterhafte Charakterschilderung der beiden Grafen Stolberg. Beachtung der Schädel hat Gall später in anderer Weise bedeutsam hingestellt. Mit der Philosophie konnte sich Lavater's Autoritätsglaube nicht vertragen; Fichte nannte seinen Supernaturalismus consequent, aber abscheulich. Reinhold und Jacobi urtheilten günstiger, doch mislangen Versuche in metaphysischen Dingen; der Gehalt seiner ethischen, von psychologischem Scharfblick begleiteten Grundsätze war entschiedener.

Wiewol Lavater Alles in Bildern schaute, sind doch seine Hexameter und Reime mittelmäßig, zu leicht hingeworfen. Eine strenge Sichtung in der großen Menge würde manches Vortreffliche entdecken lassen. Sein Tod, durch den Schuß eines französischen Kriegers herbeigeführt, war ein halber Märtyrertod. Er versprach den Seinen oft, nach dem Tode bald in dieser, bald in jener Gestalt unerkannt oder halberkannt zu erscheinen; es geschah nicht.

Schon aus dieser, vom Herausgeber noch mit manchen Nebenzügen versehenen Schilderung erhellt, wie verschiedenartig die Berührung einer solchen Individualität mit ihren Umgebungen sein mußte. Menschen von leichter Erregbarkeit, schnell auffliegender Einbildungskraft, gemüthlicher Wärme, reicher und offener Mittheilungslust erwerben sich bei der ersten Bekanntschaft rasche Liebe, Bewunderung, verbreiten einen gewissen Zauber in ihrem Kreise, der nicht müde werden kann, sie zu preisen und ihnen zu horchen. Später verliert sich das Neue der Erscheinung, man bemerkt Wandelbarkeit und Ungleichheit der Begriffe und des Aufschwungs, Allgemeinheit der persönlichen Hingebung und der Gemüthswärme, vor der Menge von Freunden werden die Gesinnungen der Freunde kühler. Dann beginnt ein theilweiser Tadel, der bald in einen gänzlichen ausartet, wenn der Getadelte zu keiner Buße und Besserung sich entschließt, sondern bleibt, wie er war. Das Entgegengesetzte begegnet schroffen Charakteren, die man anfangs meidet, später bei durchbrochener harter Rinde entschuldigt, dann zu lieben anfängt und diese Liebe festhält, indem sie Mühe gekostet und schwer zu erwerben gewesen. Ob eine solche Beschaffenheit freundschaftlicher Verhältnisse unter Menschen sehr zu loben sei, unterliegt dem Zweifel; aber sicher gebietet die Klugheit, daß Jemand keinem schnellen Zauber vertraue, lebhafte Verehrung dämpfe und besonders das Übertriebene jeglicher Hingebung und Bewunderung mäßige oder zerstöre.

Lavater fehlte hierzu alles Naturell und alle Klugheit. Seine Psychologie hatte ihn dieses nicht gelehrt. Darum sehen wir in den Briefäußerungen seiner Freunde, welche der Herausgeber höchst zweckmäßig nach der Zeitreihe zusammengestellt, eine fortgehende Abkühlung, welche bei Manchen zum völligen Bruch führt. Häfeli und Stolz waren einst seine Freunde, auch Schüler und Anhänger, kämpften noch für ihn in Deutschland, traten aber später zurück und, „sich eines Bessern belehrt glaubend", standen ihm endlich gegenüber. Lavater fühlte besonders diesen Abfall sehr schmerzlich, und man dürfte fast die ehrenwerthen Männer zu großer Härte beschuldigen; allein sie waren Theologen, konnten Lavater's eigenthümlichen Behauptungen in spätern Jahren nicht beistimmen, wären bei ununterbrochener Liebeswärme zu seiner Schar gezählt worden und hätten dadurch vor sich selbst in einem nachtheiligen Lichte gestanden. Sagte doch der gelehrte Tobler, aus Deutschland zurückkommend und früher ein Freund: Lavater täusche sich mit seinem Christus. Wo Theologen dergleichen voneinander sagen, wird die persönliche Liebe bald ein Ende nehmen, zumal wenn es zu öffentlichen Entgegnungen kommt. Stolz schreibt (1790), als ihm Lavater einige Bücher zugesandt: „Ich kann sie nicht annehmen von Jemand, der mich für einen Gewissenlosen, für einen Teufel, meine Rechtfertigung für den Comble von Satanität hält . . . . ich mag nicht riskiren in diesen Schriften wieder Anspielungen auf die Streitsache und Verunstaltungen meines Charakters zu lesen, wie Lavater seiner Monatschrift einverleibt hat." Häfeli läßt ihm schreiben über eine Erklärung: „Ich will mich aller Erklärungen enthalten, ich mag warten, bis Lavater'n auch in denjenigen Punkten, in denen ihm jetzt noch bei allen äußerlichen Geständnissen seines Unrechts eine große esoterische Überzeugung seines Rechtes beizuwohnen scheint, die Augen aufgethan werden. Ich verzeihe Lavatern von Herzen alle mir zugefügten Kränkungen, bin ihm zu allen Dienstleistungen und Pflichterweisungen, die Menschen und Christen voneinander fodern können, aufrichtig bereit, und verlange keine andere Vergütung, als daß er mich nun in Ruhe und Friede lasse, mit der Versicherung, daß auch ich ihn in Ruhe und Friede lassen, ihm jederzeit alles Gute wünschen und mich von Herzen freuen werde, wenn der Knoten seines Schicksals sich mild und freundlich löst." Gehaltener und ruhiger kann nach Zerwürfniß und gedruckter Streitsache Niemand von dem Andern scheiden.

Weniger scharf wird der Gegensatz bei Solchen, die keine Theologen sind, und sie können mit Jacobi sagen: „Lavater ist mir eine wichtige, höchst interessante Erscheinung, eine Schöpfung, wofür ich der Natur, die sie mir zur Betrachtung und zum Mittel anderer Betrachtungen und Erkenntnisse hinstellte, recht vielen Dank schuldig zu sein glaube. Wenn es nicht gut ist, daß er so ist, wie er ist, so mag es die Natur verantworten, die ihn so gemacht hat. Diejenigen, welche ihn für einen schädlichen, einen so außerordentlich schädlichen und gefährlichen Mann halten, thun wohl, daß sie ihm entgegenarbeiten; aber verfolgen sollen sie ihn nicht, nicht ihm die guten rühmlichen Eigenschaften abstreiten, die er wirklich besitzt.“ Dennoch ist an dieser theologischen Natur dem Philosophen Manches misfällig: „Du thust so vielen Leuten schön und hast ein Wesen mit ihnen, die es gar nicht werth sind. Ich weiß keinen Menschen, dem dies Überallschönthun nicht an dir misfiele; es ist weder Liebe, noch Sanftmuth, noch Schonung, man weiß nicht, was es ist . . . ich weiß nicht, was dich so täuschbar macht . . . man weiß nicht, weder was man an dir hat, noch was du an Einem haben kannst.“ Reinhold schreibt: „Mir heißt die Art, wie L. das Eine, was Noth ist, sich und Andern darstellt, Schwärmerei. Ihm heißt die Art, wie ich es mir und Andern darstelle, Grübelei . . . der Grund unseres Misverständnisses liegt nicht in unsern Herzen.“ Schwer aber vereinigt das Herz, was der Kopf auseinanderstellt.

Göthe, dem Naturbetrachtung, Naturschätzung, Naturdarstellung, in besonderm Maße eigen war, der Menschen gleich Naturproducten aufzufassen und zu würdigen liebte, mußte von dem züricher Physiognomen und Wunderpfarrer in ungewöhnlicher Weise angezogen werden. Eine störende Differenz zwischen Beiden konnte dabei nicht fehlen, und Knebel schreibt darüber an L. begütigend (1780): „Etwas wehe thut mir, daß Sie Göthe nicht kennen. Ich weiß wol, er ist nicht allezeit liebenswürdig, er hat widrige Seiten, ich habe sie wol erfahren; aber die Summe des Menschen zusammengenommen ist unendlich gut. Verkannt muß er werden, und er scheint darin zu existiren; er selbst ist ein wunderbares Gemisch oder eine Doppelnatur von Held und Komödiant, doch prävalirt die erste. Er ist so biegsam als Einer von uns; aber Eitelkeit hat er noch etwas, seine Schwächen nicht zu zeigen. Da läßt er denn gemeiniglich leere Lücken, oder stellt einen Stein davor, oder wenn er sie sehen läßt, schlägt er mit Fäusten zu, daß man sie ihm nicht berühre. Wenn er es nicht sagt, dann hat er seine Freunde am liebsten. Vor allen Sterblichen liebt und ehrt er Sie.“ Dieser Göthe nun, über welchen Zimmermann noch berichtet: „Seine Liebkosungen scheinen mir die Liebkosungen eines Tigers; man faßt unter seinen Umarmungen immer an den Dolch in der Tasche“, schreibt an Lavater: „Dein Durst nach Christo hat mich gejammert. Du bist übler daran als wir Heiden; uns erscheinen doch in der Noth unsere Götter. Ich denke auch aus der Wahrheit zu sein, aber aus der Wahrheit der fünf Sinne. Wol sagst du, daß der Mensch Gott und Satan, Himmel und Erde, Alles in Einem sei; denn was sind diese Begriffe anders als Concepte, die der Mensch von seiner eignen Natur hat? Ich danke dir Menschlichster für deine gedruckten Briefe. Das Menschliche und dein Betragen darin ist höchst liebenswürdig, und mich macht es recht glücklich, daß ich keine Zeile anders lese, als du sie geschrieben hast, daß ich den innerlichen Zusammenhang der mannichfaltigen Äußerungen erkenne; denn für den eigentlichen Menschenverstand, was man so nennt, ist und bleibt auch hierin wie in allen deinen Sachen Vieles unzusammenhängend und unverständlich. Selbst deinen Christus hab ich noch niemals so gern als in diesen Briefen angesehen und bewundert. . . . Bei dem Wunsch und der Begierde, in einem Individuum Alles zu genießen, und bei der Unmöglichkeit, daß dir ein Individuum genug thun kann, ist es herrlich, daß aus alten Zeiten uns ein Bild übrig blieb, in das du dein Alles übertragen und in ihm dich bespiegeln, dich selbst anbeten kannst. Nur das kann ich nicht anders als ungerecht und einen Raub nennen, daß du alle köstlichen Federn der tausendfachen Geflügel unter dem Himmel ihnen, als wären sie usurpirt, ausraufst, um deinen Paradiesvogel ausschließlich damit zu schmücken; dies ist, was uns nothwendig verdrießen muß, die wir uns einer jeden durch Menschen und dem Menschen offenbarten Weisheit zu Schülern hingeben und als Söhne Gottes ihn in uns selbst und allen seinen Kindern anbeten. Ich weiß wohl, daß du dich darin nicht verändern kannst, und daß du vor dir Recht behältst; doch finde ich es auch nöthig, da du deinen Glauben wiederholend predigst, dir auch den unserigen als einen ehernen bestehenden Fels der Menschheit wiederholt zu zeigen, den du und deine ganze Christenheit mit den Wogen eures Meeres vielleicht einmal übersprudeln, aber weder überströmen noch in seinen Tiefen erschüttern könnt. Verzeihe mir, daß ich dir begegne, wie du Geßner'n, und laß mich Nervenbehagen nennen, was du Engel nennst. Ich bin zwar kein Widerchrist, kein Unchrist, doch ein decidirter Nichtchrist. Großen Dank verdient die Natur, daß sie in die Existenz jedes lebendigen Wesens soviel Heilungskraft gelegt hat, daß es sich, wenn es an dem einen oder andern Ende zerrissen wird, selbst wieder zusammenflicken kann; und was sind die tausendfältigen Religionen anders als tausendfache Äußerungen dieser Heilungskraft? Mein Pflaster schlägt bei dir nicht an, deins nicht bei mir; in unsers Vaters Apotheke sind viele Recepte. Alle Kräfte, Fähigkeiten, Empfindung, Abstraction, alle Wissenschaft, Scharfsinn, alles Anschauen, alles tiefe Gefühl der Menschheit und ihrer Verhältnisse, und mehr Vorzüge, die Lavater in so hohem Grade besitzt, wirft er weg, um dem Unerreichbaren athemlos nachzusetzen . . . ich kenne ihn, und das Bild seines Daseins und seiner Vortreflichkeit weicht nicht von mir. Lebe wohl und liebe mich, du alter erfahrner, verständiger, kluger, menschenfreundlicher Arzt, der, wenn es die Noth erfodert, es nicht für einen Raub hält zu quacksalben.“ Als Göthe 1797 mehre Tage in Zürich war, machte er viele Besuche, bei Lavater nicht, der ihn im Gasthofe aufsuchte und nicht traf; er ging oft auf dem Platze vor dessen Hause hin und her, gedachte seiner gar nicht, auch nicht in Briefen.

Viel anderes Merkwürdige persönlicher Verhältnisse, die sich mit Abweichungen zu allen Zeiten wiederholen, ist in der angenehmen Gabe enthalten, die wir Hrn. Hegner verdanken. 28.

Notizen.

Der Katalog der diesmaligen pariser Ausstellung enthält 2130 Nummern, der von 1836 hatte 2122, der von 1835 gar 2536, der von 1834 2314.

1834 hatten 1032, 1835 1227, 1836 1070, diesmal haben 1071 Künstler zur Ausstellung geliefert.

Folgendes sind die gelieferten Kunstgegenstände:

	1834	1835	1836	1837
Gemälde	1956	2175	1856	1865
Sculpturen	189	155	136	131
Architektur	17	32	26	37
Kupferstiche	81	96	61	61
Lithographien	71	78	43	36
	2314	2536	2122	2130

1835 wurden von 235, 1836 nur von 157 und 1837 von 181 Frauenzimmern Arbeiten (Gemälde, Kupfer- und Stahlstiche) für die Ausstellung angenommen.

An die Stelle der „Revue française“, der „Revue encyclopédique“ und des „Globe“, die sämmtlich eingegangen sind, ist jetzt die „Revue française et étrangère“ getreten. Diese neue Zeitschrift, deren Redacteurs und Mitarbeiter namhafte pariser Schriftsteller sind, erscheint in Monatsheften zu 10—12 Bogen. 4.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Donnerstag, — Nr. 89. — 30. März 1837.

Semilasso in Afrika. Aus den Papieren des Verstorbenen. Fünf Theile.

(Fortsetzung aus Nr. 88.)

Nicht jeder Mann von Mitteln und von Lust nach Wandel und Aufsehen erträgt die Beschwerden einer Reise ins heiße Afrika, um beide zu befriedigen; nicht Jeder, der an Champagner gewöhnt ist, trinkt 14 Tage lang Ziegenmilch und den Wein in Medicinlöffeln, und wenige Reisende, die bis dahin gedrungen sind, wo der Fürst es ist, haben so mit Geist beobachtet und mit Lebendigkeit uns das Beobachtete vor Augen geführt. War ihre Aufgabe umfassender, systematischer, so ist er einer der Ersten, der uns mit anschaulicher Lebendigkeit die Physiognomie dieser vernachlässigten Gegenden malt. Die Meisterschaft, mit der er früher Irland und sein Elend zeichnete, erwarte man nicht; es ist aber nicht die Schuld des Beobachters, sondern des Stoffes. Dort hatte er vor sich etwas Ganzes, Abgeschlossenes; hier konnte er unter dem Mannichfaltigsten und Verschiedenartigsten nur kosten. Aber er kostet mit solchem Geschmack, daß Jeder, der selbst Kenner ist, sich daraus über mehr klar machen kann, als was der Autor berührt. Sein Ich tritt natürlich auch in Afrika überall in den Vorgrund, und mehr als bei den frühern Reisen; denn einmal bringt es die Natur dieser orientalischen Reisen mit sich, wo ein gelegentliches Verkriechen, wenn es in seinem Geschmacke läge, entweder nicht möglich, oder mit gar zu großen Überwindungen verbunden wäre, andererseits ist er aber hier nicht mehr der unbekannte „lausitzische Edelmann", der nach Abenteuern sucht, sondern ein fürstlicher Schriftsteller und eine europäische Notabilität. Die Consuln aller Mächte kommen ihm entgegen, die Gouverneure begrüßen ihn, die Beys empfangen ihn in königlichen Audienzen, und mit Mamlukenescorten zieht er angestaunt durch die Länder. Keine Art liberaler Kritik wird ihm dies verargen, denn vornehm aufzutreten gehört zu den mildesten Schwächen der menschlichen Natur, und ohne diesen Auftritt wäre ihm und uns viel von dem Wichtigen und Werthvollen, was er mittheilt, entgangen. Trotz der fünf leeren Bände ist doch das Buch ein voller Beitrag zu unserer Reiseliteratur. Mag der Gelehrte vom Fach Vieles schmerzlich vermissen, was der Fürst, wäre er Mineralog, Botaniker, Archäolog, Linguist, Zeichner, oder hätte er strenge Gelehrte und Künstler dieser Fächer in seinem Gefolge gehabt, auffinden können, so erhalten wir Andern dafür eine so umfassende Physiognomik, wie sie selten ein Fachgelehrter liefern kann. Fürst P. reist als lebenslustiger, wißbegieriger, mit freiem Blick für die Verhältnisse ausgestatteter Weltmann, er will genießen, indem er Früchte sammelt, und mehr als den Verein von Früchten und Genuß fodere der Leser nicht.

Seine Reise ist und soll Unterhaltungslecture sein. Um deshalb fodere man auch von dieser Anzeige kein vollständiges Referat. Es wäre eine Beeinträchtigung des Buches, das überdies schon von den schönwissenschaftlichen Journalen bedeutend ausgebeutet ist.

Er fährt von Toulon nach Algier, macht von hier aus Excursionen bis zum Fuße des Atlas, schifft sich dann nach Bugia und Bona ein (im Buche kommt nur die französische Aussprache der Orte vor) und von dort nach Tunis. Von hier aus dringt er, mit Vollmachten und Empfehlungen der Beys wohl versehen, tief in das Innere des Königreichs, in das eigentliche Land der Beduinen ein und kehrt nach diesem glücklichen Streifzuge nach Tunis zurück, womit der fünfte Theil und angeblich Semilasso's letzter schließt.

Die ersten, Algier gewidmeten Theile geben uns noch kein vollständiges Bild des Orients, in den der Reisende sich erst im Tunesischen mit anerkennungswerther Aufopferung versenkt. Durch das Drahtgitter der französischen Herrschaft sehen wir nur bruchstückweise auf die maurischen Zustände. Trotz des Lobes, welches der Persönlichkeit seiner französischen Gastfreunde gespendet wird, bestätigt uns auch dieser Reisende nur, was alle Zeitungsnotizen aussprechen, wie bejammernswerth es noch mit der gerühmten Colonisation aussieht, und wie wenig das Colonisationstalent dem Esprit der Franzosen entspricht. Sein jüdischer Factor erklärt ihm mit naiver Aufrichtigkeit, die türkisch-maurische Herrschaft sei besser gewesen. Zwar habe es da ohne Noth viel Strangulirungen und Bastonaden gegeben; aber während dort Einige unter Vielen ihrer Haut nicht sicher gewesen, hätten doch Alle verdienen können. Die Franzosen gäben Sicherheit und was sie Ehre nennen, aber keinen Verdienst; denn Jeder wolle selbst verdienen, und wenn er verdient, mache er sich auf den Weg. Einstimmig herrschte 1835 in Algier die Ansicht, nur durch Eroberung von Konstantine könne das Colonisationsproject

gelingen, und ebenso einstimmig hielt man die Aufgabe für so leicht, als sie sich jüngst durch den ersten Versuch schwierig gezeigt hat. Wenn man aber liest, wie die Franzosen mit den Schätzen kunstreicher Erinnerung aus dem maurischen Alterthum umgehen, wie sie die wunderbar schönen Bauwerke, die ganz den phantastischen Charakter des Alhambra und Generalife an sich tragen, zerfallen lassen, oder selbst Hand anlegen zu deren Verwüstung, wie die herrliche Kassauba ihres Schmuckes entwürdigt ist, ja wie ihre Beile selbst gegen den Naturschmuck des Landes, gegen die wenigen Bäume wüthen — oft völlig unnütz; denn Wäldchen werden umgehauen, um mit den in Sand gepflanzten Bäumen auf einen Tag die Decorationen eines Lagers zu bilden —, so weiß man nicht, ob man im Interesse der Cultur und Gesittung ihren Sieg wünschen soll. Daß die europäischen Handwerker und Handelsleute betrügen und prellen, und der Europäer nur bei Juden und Mauren einigen Schutz findet, ist an sich nichts Unerhörtes, denn bei allen Colonisationen wird in der Regel der Auswurf der Bildung vorausgeschoben, und die ersten Zustände sind vorübergehende.

Das Erquicklichste und Interessanteste im ersten Theile ist die Erscheinung und Lebensgeschichte des Mamluken Jussuf, der bis auf den Zug nach Konstantine den Franzosen so merkwürdige Dienste geleistet hat. Mag auch die Hälfte seiner romanhaften Jugend- und Liebesgeschichte erfunden sein, so ist sie wenigstens gut erfunden, und wer der Dichter sei, ob der junge schöne Mamluk selbst, oder ein geschickter Franzos (denn Semilasso gönne uns den Zweifel, daß er diesen langen Roman nicht ganz aus Jussuf's Munde, sondern zum größern Theil aus französischen Journalen gezogen hat); er hat uns das unverwischte Bild einer schönen Naturkraft, eines ursprünglichen Menschen gemalt, wozu uns abgematteten Europäern, wie der Verf. mit Recht sagt, die Materialien fehlen. Plausibel sucht Semilasso übrigens seine Geschichte auch späterhin zu machen; er ist aber nicht genug in die Technik der Novellistik eingeweiht, um Dem, der es ist, einige falsche Anstrengungen zu verbergen. Bei seinem Aufenthalte in Tunis hätte ein so aufgenommener Reisender wie Semilasso sich ebenso gut Mittel verschafft, die Wahrheit der Geschichte zu erfahren, als Jussuf die, allnächtlich zu seiner Kabburah zu bringen. Vielleicht fand er aber Das nicht, was er erwartete, und verhüllte deshalb seine Nachforschungen mit der Gefahr, die er dabei gelaufen wäre. Und er that Recht; denn eine solche romantische Gestalt wie Jussuf darf nicht zerstört werden. Um wie viel größer der Reiz, da dieser ritterliche Jussuf noch lebt, jung ist und wir täglich von ihm neue Abenteuer erwarten können. Zwar ist seine Autorität durch den verfehlten Zug nach Konstantine erschüttert und man hält ihn in Algier jetzt für einen Großsprecher, was auf den Roman seiner Liebe einige Schatten zurückwirft, allein er hat unter den Augen der französischen Kritik wirklich große Thaten verrichtet und das Feld zu neuen ist ihm eröffnet.

Die Schilderung der maurischen Sitten in Algier, zwar nur episodisch, gewährt uns doch treffende Blicke in das Leben dieser schon verderbten orientalischen Welt. Nur eine falsche Prüderie wird dem Verf. die Darstellung seiner nächtlichen Spaziergänge und was sich ihm da enthüllt, verargen. Merkwürdig bleibt die vollkommene Sicherheit, deren sich jeder Europäer in dieser großen, bevölkerten und winkelreichern Stadt als Venedig erfreut. Weder ist der Dolch des Mörders noch der Finger des Taschendiebes zu fürchten. In den maurischen Kaffeehäusern gibt es keine Preise; man zahlt nach Belieben, und die Mehrgabe wird nur mit mehr Dank angenommen. Während unsern Baukünstlern die lachenden Schilderungen der maurischen Lusthäuser, möchten unsern Kriegsministern die der maurischen Uniformen, welche Bequemlichkeit mit Zweckmäßigkeit und malerischer Schönheit vereinigen, dringend empfohlen sein; nicht die neueuropäisirten Monturen der Tunesen und Türken, die Fürst P. als unzweckmäßig, unschön und lächerlich schildert, sondern die der französischen Spahis, welche die orientalische Fülle behielten und aus Europa nur das Zweckdienliche annahmen. Wessen Brust und Glieder je unter dem gekreuzten Riemenwerk und den enganschließenden, unpraktischen Monturen der neuesten Erfindungen unserer Armeeschneider geseufzt, wird zu seinen frommen Wünschen ein Amen rufen. Es ist bekannt und wird hier bestätigt, daß die reiche Ebene von Algier bis Belida — wohin die Franzosen noch immer nur bewaffnete Streifzüge mit Kanonen machen können, obschon sie von den Thürmen der Stadt die schimmernden Mauern erblicken — Acker um Acker verkauft ist und doch wüste liegt. Die Käufer, mit ihren papierenen Contracten in den Händen, sind buchstäblich Besitzer in partibus infidelium. Doch was sie für einen Spottpreis erstanden, kann, wenn die Colonisation eine Wirklichkeit wird, schnell zu ungeheuerm Werthe in die Höhe schnellen. Die Plane, welche Semilasso entwirft, klingen anmuthig genug; doch bezweifelt er im Voraus, beim unromantischen Charakter der Franzosen, die Möglichkeit ihrer Realisation. Was uns Heber aus Ostindien berichtet, findet auch hier unter den Mauren statt. Wer baut, muß selbst schnell vollenden, denn seine Erben und Nachkommen setzen keinen Bau fort, sondern fangen einen neuen an, sofern sie die Mittel dazu besitzen. Selbst die dürftigsten Reparaturen werden, so lange es geht, vermieden. Daher im Orient die Unmasse Trümmer, welche den Antiquar, wie es in Indien häufig geschehen ist, auf sehr verkehrte Schlüsse führen. Ist der Orient darin entartet? Viele große Bauten der orientalischen Vorzeit konnten doch so gut wie die Werke der gothischen Baukunst nur durch das pietätvolle Zusammenwirken aufeinanderfolgender Geschlechter fertig werden. Aber grade eine abergläubische Pietät soll jetzt den Orientalen verhindern, Hand an Das zu legen, was sein verblichener Vorfahr anfing.

(Der Beschluß folgt.)

Literarische Notizen aus Schweden.

Edeln und zarten Seelen willkommen ist folgende Sammlung von Gedichten: „Minne och Poesie af *Samuel Johan Hedborn*." (Erinnerung und Poesie u. s. w., Linköping 1835.)

Mit den glücklichsten Gaben für Naturpoesie ausgerüstet, wie der so früh entschlafene Elgström für die Kunstpoesie, war Hedborn wie dieser einer der vornehmsten Mitglieder des in Schweden unter dem Namen Aurora Förbund rühmlichst bekannten Vereins von Gelehrten und Dichtern, der zwar nicht mehr als geschlossene Gesellschaft besteht, doch aber nicht aufgehört hat, wirksam zu sein. Lange schon ist der poetische Nachlaß sowol des Erstern als des Letztern der beiden obgedachten Dichter von ihren Freunden mit Sehnsucht erwartet worden; und daß der von Hedborn nun endlich herausgegeben worden, gibt der Hoffnung Raum, daß auch eine vollständige Sammlung von Elgström's Gedichten bald erscheinen wird. Weder die eine noch die andere dieser Sammlungen wird bändereich sein; was aber die Intensität oder den gediegenen Gehalt derselben betrifft, so nehmen sie einen der ersten Plätze in der neuern poetischen Literatur Schwedens ein. Wir wenden den Ausdruck: Nachlaß, auch auf die Hedborn'sche Sammlung an; denn der noch lebende Dichter will dieselbe so beurtheilt wissen, indem er, jetzt Seelenhirt einer zahlreichen Gemeinde, der Dichtkunst ein rührendes und zärtliches Lebewohl sagt. Er will sich hinfort den heiligen Pflichten seines Berufs ganz weihen. Reine, innige Liebe der Natur und alles Schönen, Edeln und Guten beseelt alle poetischen Producte dieses Verfassers, der nur von Dem singt, was er innig fühlt und wovon sein ganzes Wesen durchdrungen ist.

In Schweden wie in Deutschland und andern Ländern erscheinen nun auch zum neuen Jahre Taschenbücher oder poetische Kalender. Zu dieser Art von literarischen und poetischen Producten gehört z. B. Folgendes: „Winterblommor för år 1836. Samlade af *G. H. Mellin*. (Winterblumen für das Jahr 1836. Stockholm 1835.) Die hier dargebotenen Blumen sind meistentheils duftend, sämmtlich anspruchslos. Vielleicht besitzt keine derselben den höchsten Grad von poetischer Schönheit; aber anmuthig und lieblich sind sie. Von den hier aufgenommenen Gedichten ist „Veidi Alf" sowol in Hinsicht auf Plan als auf Ausführung und Diction das vorzüglichste. Demnächst verdient „Den hemkommande älskaren" (Der heimkehrende Liebhaber) von demselben Dichter ehrenvolle Erwähnung. Die Sammlung schließt wie gewöhnlich mit einer Novelle von Mellin, der in dieser Dichtungsart glücklich ist. Nationalität und ein lebendiger, ungekünstelter Styl, nebst einer gewissen Anschaulichkeit in der Schilderung des kleinen Lebens sind Verdienste, die ihm nicht abgesprochen werden können. Die Novelle entspricht grade seinen Kräften; zum Roman hingegen fehlt ihm eine reiche Phantasie, Vielseitigkeit der Bildung und Lebenserfahrung, Scharfblick und Geisteskraft, Eigenschaften, ohne welche man den innern Menschen nicht zu entschleiern vermag. Aber eine so anmuthige Idylle wie sein „Köhlermädchen oder eine Wanderung in Norrland" in obgedachtem Taschenbuche zu schreiben, erfodert kein geringes Talent. Es ist ein vaterländisches episches Gemälde von Norrlands und Norwegens Gebirgen und Strömen. Ein einfacher Plan und die Schilderung liebenswürdiger Naturkinder sind hier das Anziehende. Nichts ist darin zauberhaft, wunderbar; Alles natürlich.

Zur Ergänzung der Quellen der schwedischen Geschichte erschien: „Christiern II Archiv. 1. Handlingar rörande Severin Norby och de under hans ledning stående Krigsföretagen emot Swerige, utgifne af *A. J. Ekdahl*." (Christian II. Archiv. 1. Handlungen, den Severin Norby und die unter dessen Leitung stehenden Kriegsunternehmungen gegen Schweden betreffend, herausgegeben u. s. w. Erste Abtheilung. Stockholm 1835.) Ob und inwiefern die schwedische Geschichte durch die Herausgabe dieser Documente bereichert werden wird, neue Thatsachen an den Tag kommen, die früher bekannten in ein größeres Licht gestellt und bestätigt, neue oder veränderte Ansichten veranlaßt werden, darüber läßt sich erst nach Erscheinung der ganzen Sammlung mit Sicherheit urtheilen.

Von der dem Publicum schon vortheilhaft bekannten Verfasserin der „Zeichnungen aus dem Alltagsleben" (dem geistreichen Fräulein Bremer) sind erschienen: „Nya Teckningar ur Hwardagslifvet." (Neue Zeichnungen aus dem Alltagsleben. Zweiter Theil, in zwei Abtheilungen. Stockholm 1835.) In diesen neuen Scenen aus dem Alltagsleben sehen wir größtentheils ganz neue Personen den Schauplatz betreten. Der Leser findet bald, daß die Verf. seit der Herausgabe der ersten Zeichnungen, ja selbst des ersten Theils der „Neuen Zeichnungen" (1833) Vieles gelesen, erfahren, gedacht, mit einem Worte ein reiches inneres Leben gelebt hat. Ein großer Theil des Buches besteht aus Reflexionen, unter denen sehr viele höchst treffend, sinnreich, tief oder rührend sind; alle sind sie „Bekenntnisse einer schönen Seele", alle schön und anmuthig ausgedrückt. Aber was in religiöser, moralischer oder philosophischer Hinsicht ein ausgemachtes Verdienst ist, kann in einer poetischen Composition nicht immer als solches betrachtet werden. Diese setzt nicht blos eine Seele, sondern auch einen Körper voraus; eine lyrische Composition kann sich zwar gewissermaßen ohne ein materielles Substrat entwickeln, nicht aber eine solche, die auf einem historischen Grunde ruht; also nicht der Roman, das Epos der neuern Zeit. Er erfodert als Bedingung Handlung und Charaktere; an den letztern ist hier kein Mangel, dagegen vermißt man, besonders in der erstern Hälfte der Arbeit, alles drastische Interesse. In dem Genre, worin die Verf. componirt, ist zwar nicht viel mehr Stoff nöthig als zu einer Idylle, also sehr wenig; aber doch ist es nothwendig, daß man eine Bewegung vorwärts wahrnimmt, daß etwas geschieht oder gethan wird. Hier hingegen wird die Handlung gar zu oft durch eine Menge lyrischer Monologe und ascetischer Reflexionen aufgehalten, welche allerdings an sich von großem Werthe sind, die aber theils nicht zu der Tonart des Stückes gehören, theils als Auswüchse vorkommen. Unter Anderm verfällt die Verf. nicht selten in den, besonders in englischen Romanen häufig vorkommenden Fehler, die Charaktere zu beschreiben, statt dieselben sich vor den Augen des Lesers durch die Handlung entwickeln zu lassen. Doch ist das Werk trotz der hier gerügten Mängel reich an Schönheiten.

Zu den bessern in der neuesten Zeit in Schweden erschienenen historischen Romanen gehört folgender: „Adolf Findling eller Tre år under Drottning Christina's Regering, af *Pehr Sparre*". (Adolf Findling, oder drei Jahre unter der Königin Christina Regierung. Drei Theile. Stockholm 1835.) Der Plan zu diesem Roman ist mit sicherer Hand angelegt; die Begebenheiten sind zugleich einfach und kunstreich aneinander gekettet; sie interessiren, ohne wider die Wahrscheinlichkeit anzustoßen. Es herrscht hier ein rasches Leben, ein mannichfaltiger Scenenwechsel, worunter jeder Auftritt auf eine natürliche Weise ineinandergreift, sodaß der Roman manchmal den Charakter eines Dramas annimmt. Die Gruppirung ist oft künstlerisch, die Zeichnung der Charaktere, der Zeit und der Costume mit Fleiß und historischer Genauigkeit entworfen. Von den Charakteren ist der des alten Quartiermeisters Kraft der am besten ausgeführte. Er ist tüchtig und echt schwedisch. Der Charakter des ehrlichen Goldschmieds hat auch viel Verdienst. Demnächst ist der des Helden selbst vielleicht der gelungenste, wiewol nicht der bedeutendste; denn der moderne historische Roman hat gewöhnlich das an sich, daß, sobald die wirklichen, großen historischen Personen auf die Bühne treten, sie die gedichteten unwillkürlich in den Hintergrund zurückdrängen. Dies ist z. B. in den meisten Romanen Walter Scott's der Fall. Die Königin Christina ist mithin die Hauptperson in dem von uns hier erwähnten Roman. Doch ist sie nur halb gezeichnet; aber auch so nimmt sie des Lesers Theilnahme in Anspruch. Kurz, dieser Roman zeichnet sich durch eine meistentheils correcte Conception, Sicherheit der Zeichnung, Gleichheit, Reinheit und Würde des Styls, historisches Studium, Treue in dem Costum, in Natur- und Localschilderungen aus; nichts ist ganz mislungen. Dagegen ist er nicht ohne eine gewisse

Schwäche der poetischen Durchdringung, der idealen Auffassung und der Farbengebung.

Von dem ungenannten, aber ausgezeichneten Verf. der beiden Romane: „Die Cousinen" und „Die Freunde", ist ein neuer Roman erschienen unter dem Titel: „Quinnorna" (Die Frauen. Schwedischer Originalroman. Drei Theile. Stockholm 1836.) Dieser neue Roman zeichnet sich durch eine strenge Einheit und Nothwendigkeit in Plan und Gruppirung aus. Die darin vorkommenden Verse sind ganz lieblich und anmuthig. Vielleicht würden Einige die in diesem Romane vorkommende Polemik wegwünschen. Gleichwol ist das rein Poetische darin so vortrefflich, daß man alle so verzeihliche Ausbrüche des Verdrusses eines jungen, oft ungerecht getadelten, an sich tadellosen, immer höher strebenden Verf. gern übersieht. Man hält die beim Publicum schon so beliebte Schriftstellerin Fräulein Bremer für die Verf. auch dieses Werks und hofft, dieselbe werde künftig eine Arbeit von noch höherer Tendenz herausgeben, wozu die vorhergehenden nur als Vorübungen zu betrachten wären.

Den Theologen melden wir folgende verdienstvolle Arbeit: „Nya Testamentet. Öfversättning af *Johan Henrik Thomander*." (Örebro 1835.) Seit mehr als 60 Jahren hat man in Schweden an einer neuen und verbesserten Übersetzung der Bibel gearbeitet. Probeübersetzungen sind in der Zeit herausgegeben worden, theils von der mehre Male durch neue Mitglieder verstärkten und veränderten Bibelcommission, theils von einzelnen ausgezeichneten Schriftforschern, unter denen der Bischof Tingstadius und Dr. Ödman den ersten Platz einnehmen. Diesen schließt sich Hr. Thomander durch die oben erwähnte Übersetzung des Neuen Testaments ehrenvoll an. 119.

Proceß wegen eines Theaterbillets.

Der ganz kürzlich vor dem Handelstribunal von Paris geschlichtete Rechtsstreit zwischen dem bekannten Herrn Schlesinger, Musikverleger und Eigenthümer der „Musikalischen Zeitung" zu Paris, einerseits, und Crosnier, dem Director des Theaters der komischen Oper, andererseits, ist eigenthümlich genug, um ihn zur Kenntniß unserer Leser zu bringen, und das um so mehr, da er zwei, auch früher wol kaum bezweifelte Dinge recht genügend ans Licht stellt, nämlich einmal: die unversöhnliche Rachsucht eines beleidigten Theaterentrepreneurs, und zweitens die Grobheit der Theatercontrolebeamten. Schlesinger wollte am 13. Oct. der ersten Vorstellung des „Postillon de Lonjumeau" beiwohnen, wovon man sich etwas versprach, einestheils um über diese Musik in seiner Zeitschrift berichten zu können, anderntheils, um nach Anhörung derselben vielleicht die Partitur der Oper von dem Componisten Adam käuflich an sich zu bringen, dessen frühere Werke bereits im Verlage von Schlesinger erschienen sind. Ein Freund verstattete dem Letztern, an diesem Tage seine Loge zu besuchen; als er jedoch mit dem von Hrn. Mitouflet (so hieß der Freund) signirten Billet an die Controle kam, ward er zurückgewiesen mit dem Bedeuten, daß an diesem Tage die Loge nicht zum Gebrauche des Hrn. Mitouflet stände. Schlesinger, wiewol er Ursache hat, die Wahrheit dieser Aussage zu bezweifeln, nimmt ruhig sein Billet zurück, und da er zufällig am Eingang des Theaters einen andern Bekannten trifft, der sich im Bureau ein Parketbillet gekauft hatte, so beredet er diesen, ihm dies Billet abzutreten. Kaum jedoch mit demselben vor die Controle gelangt, zerreißt ihm der grobe Beamte das Billet, indem er vorgibt, es sei dasselbe auf policeiwidrige Weise von einem der Speculanten auf dem Theaterplatze gekauft worden. Als der beleidigte Inhaber das Gegentheil versichert, setzt der Controleur noch hinzu, es sei ihm, dem Hrn. Schlesinger, überhaupt ein für allemal der Eintritt in das Theater des Hrn. Crosnier von diesem untersagt. Dieses lächerliche Verbot, zu welchem kein Theaterdirector, der für das Publicum als solches und ohne Unterschied sein Haus öffnet, jemals berechtigt sein kann, weiß sich Schlesinger nur dadurch zu erklären, daß er in seiner Zeitschrift einigemal die fehlerhafte Verwaltung des Hrn. Crosnier besprochen hat; nichtsdestoweniger bringt er gegen diesen seine Klage wegen beleidigender Behandlung und um Schadenersatz vor. Den letztern verlangte Schlesinger sowol deshalb, weil er in seinem Blatte die Oper nun nicht hat beurtheilen können, als auch besonders darum, weil ihm nunmehr die Partitur entgangen ist, welche er nach Anhören der Oper wahrscheinlich an sich gebracht haben würde. Obgleich nun der Advocat der Gegenpartei, Amédée Lefebvre, seinerseits angeführt hat, daß der von Crosnier zu reclamirende Schadenersatz rechtlicherweise sich nur auf die Vergütigung der von dem Controleur zerrissenen Marke erstrecken könne und das Höflichkeitsversehen des Letztern eben nur in der Zerreißung dieses Billets bestehe, so hat nichtsdestoweniger das Gericht sich bewogen gefunden, den unbefugt-decretirenden Theaterdirector zu einem Schadenersatz von 500 Francs sowie zur Kostenbezahlung und Veröffentlichung dieses rechtlichen Erkenntnisses durch Affichen und Journale verurtheilt. Ein Urtheil, das nach unserer Meinung nicht zu streng ist. 11.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Freitag, — Nr. 90. — 31. März 1837.

Semilasso in Afrika. Aus den Papieren des Verstorbenen. Fünf Theile.

(Beschluß aus Nr. 89.)

Semilasso's Expedition nach dem Atlas, schon vor Erscheinen des Buches durch Zeitungsberichte vielfältig bekannt geworden, enthält im Vergleich zu seiner tunesischen Entdeckungsreise in das Innere des Beduinenlandes wenig Erhebliches. Außer, daß wir erfahren, wie kläglich es mit dem Sicherheitszustande dieser freien Stämme auch untereinander beschaffen ist, und wie noch erbärmlicher mit ihrem Comfort gegen Sturm und Ungewitter, indem jeder starke Platzregen, durch ihre Laubhütten und Zelte dringend, sie und ihre Habseligkeiten zu ertränken droht, hören wir nur, daß die Araber insoweit sich der Civilisation nähern, daß sie den vortrefflichen Kaffee mit Zucker zu trinken anfangen und den Champagner nicht verschmähen (Semilasso macht bekanntlich keine Reise ohne ein tüchtiges Flaschenfutter), insofern ihnen nur anständig versichert wird, daß es nur gährender Äpfelsaft mit Zucker sei. Der Verf. meint, daß er keine Lüge begangen, indem er letzteres auf sein Wort versichert.

Über Bugia gelangt er, natürlich nur zu Wasser, nach Bona. Einige Schilderungen der Schiffbrüche in diesen Häfen des Mittelmeeres klingen entsetzlich. Wenn Karl V. Admiräle dem Kaiser sagten, es gäbe nur zwei Häfen an diesen gefährlichen Küsten, die Monate Juni und Juli, und man betrachtet auf der Karte die getrennten, nur durch Wassercommunication in Verbindung stehenden Besitzungen der Franzosen, so erscheint deren Lage doppelt gefährdet und precair. Nicht überall dürften so heldenmüthige Eroberer und Vertheidiger wie Jussuf und d'Armandy in den isolirten Plätzen sich finden. Die Eroberung Bonas durch diese abenteuerlichen Helden gehört zu den romanhaftesten Ereignissen unserer Tage und die Erzählung des Fürsten zu den interessantesten im Buche. Noch hört man nichts davon, daß d'Armandy's Vorschlag angenommen worden, die Trümmer von Bona zu verlassen und die militairische Niederlassung unweit davon an eine gesündere Küste, welche auch einen sichern Hafen gewährt, zu verlegen.

Die Capitel über Tunis und das Tunesische sind die reichhaltigsten an interessanten Wahrnehmungen. Bekanntlich ist dieser Barbareskenstaat der einzige, wo einheimische Fürsten in einer Art legitimer Erbfolge seit einigen Jahrhunderten herrschen. Nur das Näherrecht der durch Geburt berechtigten Prätendenten wird mittels Säbel, Dolch, Strang und Gift entschieden. Semilasso erlebt selbst einen solchen Regierungswechsel, der aber unblutig abläuft, indem der legitime Kronprinz ohne Weiteres, weil er dumm ist, von dem tüchtigen Oheim bei Seite geschoben wird. Eine Art Administration ist in Tunis eingeführt, die Soldaten sind auf türkisch-europäischem Fuß gekleidet, casernirt und einexercirt, und der vorige Papatapa oder Großkanzler hatte sogar ein Ersparungssystem und einige Aufsicht über die Gouverneure eingeführt. Dies verstieß jedoch dermaßen gegen die herkömmlichen Ansichten, daß Hof und Harem die Absetzung des Knausers vom neuen Regenten foderten. Gegen allen Gebrauch einer guten Vorzeit ward er weder geköpft noch strangulirt, sondern als Gesandter nach Konstantinopel geschickt. Allein so gefährlich hatten die Neuerungen schon in das tunesische Leben eingefressen, daß in den Städten wenigstens ein allgemeines Verlangen nach dem strengen Papatapa vernehmbar wurde, und der Wunsch selbst, nicht unbeachtet, bis zum Throne schallen durfte.

Für fremde Handelsleute ist es gut leben in Tunis, nur beleidigt der Gestank des unerträglichen Schmuzes die Sinne. In dem ungeheuern Bardo, der Burg des Beys, die durch viele Zeitalter hindurch erbaut wurde, herrscht dagegen, wenigstens im Audienzsaale, wo Semilasso empfangen wird, Pracht und Geschmack. In die unermeßlichen Gewölbe des Souterrains, von den modernden Gebeinen der ermordeten und hier hingerichteten Vorgänger der Beys angefüllt, dringt er nicht selbst, obwol sie uns anschaulich in ihrer Fürchterlichkeit bei Gelegenheit der Geschichte seines Freundes Jussuf geschildert werden. Der gestorbene Bey war ein guter Mann, und Semilasso hat vor ihm auf einem Rohrstuhle gesessen und ihm die Hand geschüttelt. Dies und noch vieles andere für Jeden Interessante, z. B. die Einblicke in das Geheimniß des Harems, die dem Reisenden durch die Erzählung einer besonders eingeladenen europäischen Dame gewährt werden, die Beschreibung einer Hochzeit in demselben und der seltsamen Gebräuche dabei, auch eines mächtigen Leichenbegängnisses, des tunesischen Kirchhofes, und wie ein spanischer katholischer Prälat ein Mohammedaner hier geworden ist, lese man im dritten Theile selbst nach. Ehe wir mit Semilasso in die

Wüste ziehen, gibt er den jungen Deutschen ein unterstrichenes Bonbon. Ihm scheint es nämlich, Karl V. Schicksal gewesen zu sein, daß er mit seinem hohen Geiste zwar Großes immer begonnen, es aber nie ausführen können, und der Hauptgrund davon habe in seinem schweren Irrthume gelegen: dem Gealterten und Abgelebten den Sieg über das Jugendliche und Heranwachsende verschaffen zu wollen, „eine große Lehre der Geschichte für die jetzige Zeit!" (Amen! sagt der Ref., der kein Jungdeutscher ist.) Für eine solche leuchtende Kernsentenz ist es dem Reisenden schon erlaubt, auf seine uralte deutsche Familie zu pochen und zu erklären, daß um ihretwillen seine Loyalität und Unterwürfigkeit gegen Seine Majestät den König von Preußen fest sei und unerschütterlich bleiben werde; doch geschieht es nur in einer Anmerkung.

Die tunesische Justiz sagt dem Verf. zu, weil sie ohne schriftliches Verfahren und die Bastonade den Eingeborenen weniger empfindlich ist, als wir denken; denn da sie barfuß gehen, ist die Haut ihrer Fußsohlen viel dicker als unsere. Er reflectirt:

Wer hier der Gewalt unvorsichtig in den Weg tritt, wird allerdings schnell und direct vernichtet; bei uns geht es jedenfalls langsamer damit und auf minder directem Wege; aber man entgeht ihr vielleicht ebenso selten, obgleich man mit weit mehr Formen ausgezogen wird. Die Masse im Allgemeinen aber halte ich hier unbedingt wenigstens für freier als in Europa, und besonders weniger geplagt durch ein sich in Alles mischendes und Alles besteuerndes Regierungs- und Abgabensystem. Wir sind an diese Tag für Tag wiederkehrenden Hudeleien schon so gewöhnt, daß wir nur ein unerträgliches Übermaß derselben bemerken; aber jeder Orientale, der sich lange in Europa aufhält, findet den Zustand der Dinge daselbst, mit dem in seinem Vaterlande verglichen, unerträglich und sich, obwol eines Despoten Unterthan, im Verhältniß zu uns frei wie der Vogel in der Luft u. s. w.

In der Wüste, unter den eigentlichen Beduinen lange Zeit lebend, kommt Fürst P. von manchen Vorstellungen zurück, die er anfänglich, nach kurzer Bekanntschaft mit ihnen eingefangen. So z. B. ist es mit ihrer vorzüglichsten, hochgerühmten Eigenschaft, ihren Reiterkünsten, nicht weit her, wenn man sie auf die Dauer betrachtet, detto mit der Abhärtung ihrer Pferde selbst, detto mit ihrer Treue und Tapferkeit, detto mit ihrer uneigennützigen Gastfreundschaft, und es gäbe noch manche dettos, wenn der Fürst nicht, übersatt von ihrer Kost, Sitte, Gesellschaft, sich dringend nach Tunis zurücksehnte. Ob er auch ihrer Freiheit und der Glückseligkeit ihrer bürgerlichen Zustände satt geworden, verschweigt er uns. Aber diese Reise, tief in den nomadischen Süden von Tunis, ist inhaltreich und erwirbt dem unermüdeten Forscher unsern vollen Dank. Er führt uns in eine untergegangene Römerwelt, unter Ruinen von großen Städten, deren Existenz selbst unsern Archäologen zweifelhaft ist. Wir theilen sein Entzücken, denn er weiß mit anschaulicher Lebendigkeit diese in der Wüste begrabenen Wunder der Vorwelt zu malen. Würde es Wahrheit, daß der Bey auf seine Vorstellung den Befehl erließe und für dessen Vollstreckung Sorge trüge, daß seine Untergebenen die Ruinen der punischen und römischen Welt fortan heilig hielten, so schuldeten Alle, die für Denkmale der Vorzeit sich interessiren, dem Fürsten keinen geringen Dank.*) Bei Durchlesung dieses interessanten, inhaltreichen Theiles seiner Reise stimmt gewiß jeder Leser in sein Bedauern, daß weder Regierungen noch Privaten ihn bei dieser Expedition durch Beigebung von Künstlern und Gelehrten unterstützt haben. Die Feder eines unterrichteten geist- und geschmackvollen Reisenden weiß unsere Neugier zu reizen, aber die Wißbegier nicht zu befriedigen. Seine Zeichnungen sind noch zu erwarten. 54.

Deutsche Kunst in Frankreich.

Seitdem der geistige Verkehr Deutschlands mit England und Frankreich aufgehört hat, ein blos passiver zu sein und sich, wie früher, fast blos auf Importation zu beschränken, vielmehr auch die Exportation von Deutschland aus von Bedeutung geworden, ist es für uns Deutsche vom größten Interesse, die Bilanz dieses geistigen Verkehrs zu ziehen, oder, um das Bild fallen zu lassen, die Wechselwirkung, die nun eingetreten, zu beobachten. Freilich ist es den guten Deutschen hier wie immer gegangen, daß sie manche Dummheit, blos weil sie aus dem Auslande kam, für ein Evangelium aufnahmen und den anerkennenden Stimmen aus jenen beiden Ländern mit immer gleichem Entzücken lauschten, ohne Unterschied aus wessen Munde sie kamen. Dessenungeachtet sollen diese Übertreibungen jenes Interesse nicht mindern, da es ja nicht blos darum sich handelt, vom Auslande wiederzulernen, sondern auch zu einer historischen Einsicht zu gelangen, auf welchem Standpunkte sich das Ausland in seiner geistigen Ausbildung befindet. Besonders in dieser letztern Hinsicht wird es nicht uninteressant sein, die französischen Urtheile über die neuere deutsche Kunst zu vernehmen. Wir hoffen daher, nichts Überflüssiges zu thun, wenn wir die bedeutendsten der Stimmen mittheilen, die sich jetzt in Frankreich bei Gelegenheit der, auf der diesjährigen pariser Ausstellung befindlichen Bilder deutscher Künstler vernehmen lassen, ohne dabei jedoch die Verantwortlichkeit für diese Kunsturtheile mit übernehmen zu wollen. Das „Journal des débats" läßt sich darüber folgendermaßen vernehmen: „Schon vor mehren Jahren haben wir in zwei ausführlichen Artikeln eine Idee von den Bestrebungen der neuen deutschen Malerschule zur Wiedergeburt ihrer Kunst gegeben. Sie suchte von Anfang an moderne Stoffe zum Gegenstand ihrer Behandlung zu machen, die sie theils aus der Geschichte seit dem Falle des Heidenthums, theils aus den heiligen Büchern nahm, die sich an unsern Glauben knüpfen. In Betreff der Auffassungs- und Ausführungsweise, welche diese Schule annehmen zu müssen glaubte, folgten die sie begründenden Künstler den Bildwerken und Malereien der Künstler des Mittelalters und der Zeit des Wiederaufblühens der Künste und Wissenschaften bis zur dritten Manier Rafael's, diese mit ausgeschlossen. Es gibt heutzutage keinen Künstler und Kunstfreund, der nicht das Verdienst und zugleich die Eigenheiten der Compositionen Overbeck's und Cornelius' kennte, zweier Künstler, deren Eingebungen oft sehr glücklich sind, deren Compositions- und Ausführungsart aber, zu sklavisch den Meistern des 15. und 16. Jahrhunderts nachgebildet, ihren Werken ein fremdartiges und nicht zu unserer Zeit passendes Ansehen gibt, das sie verhindert hat und immer verhindern wird, populair zu werden. Obgleich Steindruck und Kupfer-

*) Der jetzige Bey, ein so humaner Mann wie sein Vorgänger, versprach auch dem Fürsten, die Ansiedelung deutscher Colonisten, falls sich dergleichen einfänden, zu unterstützen, und Semilasso meint, daß hier in dem gesegneten Tunis, unter tunesischer Herrschaft, für fleißige deutsche Auswanderer ein Glück blühen könne, das so viele Tausende vergeblich in Amerika suchen.

stecherei sehr viel in unserer Zeit zur Verbreitung aller Geheimnisse der Kunstkennerschaft beigetragen haben, und ungeachtet der in Europa verbreiteten außerordentlichen Biegsamkeit der gebildeten Geister, wird doch Niemand unmittelbare und tiefe Eindrücke aus der Anschauung von Werken wie das Titelblatt der Nibelungen von Cornelius empfangen. Diese Reihen abgerissener, aber zur nämlichen Geschichte gehörender Scenen, die der Maler auf seiner Schilderung vom obersten Ende der Einfassung an sich folgen läßt, bilden eine den Augen unserer Zeitgenossen so frembartige Behandlungsweise, wie die Sprechart der Schriftsteller des Mittelalters für unsere Ohren und unsern Geist ist. Ein Gemälde soll sich sogleich der Sinne bemächtigen, und vom Augenblicke an, wo der Geist genöthigt ist, zuvor noch eine erklärende Arbeit vorzunehmen, damit erst dann das Auge erfassen und das Herz gerührt werden könne, wirkt der Eindruck nur langsam und man wird nur schwach ergriffen. Das ist das Eigenthümliche der Genüsse, die aus der Gelehrsamkeit entspringen und vorzüglich dem Geiste aufbehalten sind. Ein Kunstwerk soll aber seinen Pfeil unmittelbar in die Seele schleudern, und wir scheuen uns nicht, zu behaupten, daß ein Werk, welches es auch sein mag, uns niemals lebhafter und tiefer bewegen wird, als wenn wir nicht wissen, warum es uns ergreift."

„Die neue deutsche Schule hat die Wahrheit dieses Satzes bald erkannt und nach und nach die Hülfe der Gelehrsamkeit verlassen, um dafür zum Naturtrieb zurückzukehren. Jeremias auf den Ruinen von Jerusalem, von Bendemann, die Hussitenpredigt von Lessing, Kaiser Heinrich IV. als Büßender vor Gregor VII. von Begas, drei Gemälde, die dieses Jahr im Louvre ausgestellt sind, liefern den offenbaren Beweis zu unserer Behauptung."

„Im Jeremias erkennt man gleich auf den ersten Anblick etwas von dem mehr als symmetrischen Gleichgewicht, das den Werken der ersten Meister aus der Zeit des Wiederaufblühens der Künste entlehnt ist; zu gleicher Zeit aber wird man von dem des Künstlers in Erstaunen gesetzt, seinen innersten Gedanken, der ganz besonders gut in der Hauptperson, dem Jeremias, ausgedrückt ist, mit Freiheit wiederzugeben. Wir wissen nicht, ob die im Vergleich mit seiner Breite geringe Höhe des Bildes ein von der örtlichen Bestimmung desselben nothwendig gemachter Umstand ist; möge nun aber auch der Künstler einen gegebenen Raum auszufüllen gehabt, oder selbst das Verhältniß der Dimensionen der Einrahmung seines Gemäldes bestimmt haben, so scheint er uns doch bei der Einführung seines Gegenstandes in einen Raum von dieser Form, oder in der Wahl dieser Form für seinen Gegenstand, einer gleich glücklichen Eingebung gefolgt zu sein. Jeremias nimmt die Mitte des Bildes ein. Auf umgestürzten Steinen sitzend, erklärt sich das Ungleiche seiner Bewegung zugleich aus dem tiefen Schmerze, den er empfindet, und aus der Ungleichheit der Trümmer, auf welche er hingesunken ist. Zu seiner Rechten und Linken sind Gruppen von Männern, Weibern und Kindern, auf der Erde gelagert, welche alle Stufen des Unglückes und der Verzweiflung ausdrücken. Hinter ihnen, in einer ziemlich großen Entfernung sieht man die Überbleibsel der babylonischen Zerstörung. Alle diese Figuren, gewissermaßen durch das Übermaß des Unglücks niedergeworfen, und die des alten Propheten ebenfalls gebeugt, jedoch die andern noch etwas überragend, bilden eine edle und große Idee, welche in der Form des Rahmens, der übrigens auf 12—15 Fuß Breite nur 5—6 Fuß Höhe hat, aufs beste hervortritt."

„Hinsichtlich der Ausführung zeichnet sich vorzüglich die Gestalt des Jeremias aus, die ein ausgezeichnetes Verdienst bewährt, aber in diesem Betracht den übrigen Theilen des Werkes, denen man mitunter Steifheit in den Bewegungen und Trockenheit des Pinsels vorwerfen könnte, auch bedeutend voransteht. Die Stellung, die Zeichnung und der Charakter des alten Propheten aber sind im höchsten Grade wahr, kräftig und großartig. Diese Gestalt scheint uns eine von der kleinen Zahl der seit 20 Jahren entstandenen zu sein, in welchen sich zugleich Großartigkeit und Naturwahrheit ausspricht. Der Kopf und die ihn unterstützende Hand insbesondere sind das Werk eines sehr geschickten Künstlers. Wir machen nochmals darauf aufmerksam, daß die Figur des Jeremias, der mit Begeisterung und einem besondern Takt gearbeitet zu sein scheint, die übrigen Theile des Gemäldes, in denen sich das Studium des Malers fühlbar macht, weit übertrifft. Man versichert, daß ein anderes Werk dieses Künstlers, dessen schöne Composition uns durch den Kupferstich, die gefangenen Juden nach dem Psalm: „An den Flüssen Babylons ꝛc.", vorstellend, bekannt ist, seinen Jeremias hinsichtlich der Ausführung übertreffen soll."

„Wir betrachten es in jeder Weise als einen glücklichen Umstand, daß die geschickten Künstler Deutschlands ihre Werke zu unsern Ausstellungen senden; denn in ihrem Lande hat die jüngste Revolution im Gebiete der Kunst begonnen; in Deutschland haben in unsern Tagen die Maler und Bildhauer den Gedanken gehabt, der Mythologie und der Geschichte des heidnischen Alterthums zu entsagen und dafür die Legenden des Christenthums und die Thaten der christlichen Geschichte zu Gegenständen ihrer Darstellungen hervorzusuchen. In der Absicht, den Geschmack wieder zu kräftigen und sich einen festen Plan für ihre Studien vorzuzeichnen, ging diese neue Schule von den Arbeiten der altdeutschen Meister, der van Eyck, Hemling, Meckenem und ihrer Nachfolger aus, die sämmtlich durch die Wahrheit der Darstellung und Tiefe des Charakters, die in ihren Kunstwerken herrschen, ausgezeichnet sind; zwei Eigenschaften, die sich in der That auch in den Werken der jungen deutschen Malerschule wiederfinden."

„Als man in Frankreich dem Anstoß dieser, den Ideen des Christenthums und der Geschichte der Neuzeit günstigen Geistesrichtung zu folgen begann, gingen unsere vorzüglichsten Meister aus Mangel an einer alten nationellen Schule, auf welcher man hätte fußen können, auf die alten italienischen Maler zurück, nach welchen die unserigen seit der Regierung Franz I. sich immer gebildet haben. Es ist daher merkwürdig und wol auch nützlich, eine in derselben Absicht, jedoch mit verschiedenen Mitteln hervorgebrachte Reihe von Werken untereinander zu vergleichen und die Arbeiten der Zöglinge der strengen altdeutschen Schule denen der jungen Maler gegenüberzustellen, die ihren Geschmack und ihre Darstellungsmittel nach den Werken der ersten Meister der florentinischen und der römischen Schule zu bilden gesucht haben."

Dann geht der Kunstkritiker zu dem Christus Ary Scheffer's und der Cäcilie Paul Delaroche's über, an ihnen im Vergleich mit ihren frühern Bildern zeigend, wie in Beiden deutlich das Streben hervortrete, von einer naturalistischen Auffassung und von der Behandlung reinhistorischer oder lyrischer Stoffe zu einem höhern Styl in Darstellung erhabenerer Gegenstände überzugehen; wie der Eine, Scheffer, dabei Rafael, der Andere, Delaroche, die alten Florentiner zum Vorbilde nehme; wie dadurch zwar etwas Gezwungenes und für die Franzosen Ungewohntes in diesen Werken sich befinde, was jedoch auch in den Erzeugnissen der deutschen Schule, welche von den alten Meistern ausgegangen, angetroffen werde; daß aber dennoch dadurch ein bedeutender Schritt zum Höhern in der Kunstbildung Frankreichs gethan sei; und schließt mit der Versicherung, nächstens auch auf Lessing's und Begas' Gemälde nebst denen der andern französischen Künstler, welche die ältern italienischen Meister zum Vorbilde genommen, zurückkommen zu wollen. 57.

Wie Lord Shrewsbury einen französischen Gesandten zum Schweigen brachte.

Es begab sich, daß ein französischer Gesandter mit Briefen von seinem Herrn an Heinrich VIII. kam, nicht lange nachdem der König von dem heiligen Vater war beschickt worden. Dieser Gesandte suchte sich, als er mit den Räthen bei Tafel saß, wichtig zu machen, obgleich er nicht das Zeug dazu hatte,

und ließ sein Französisch mit außerordentlicher Hurtigkeit über die Zunge laufen, indem er glaubte, es müsse ihm allein schon bei allen Tischgenossen zur größten Empfehlung gereichen, daß er so fertig sprechen könne. Seine Reden betrafen Dieses und Jenes, doch drehten sie sich am meisten um zweierlei, einestheils um die Gefräßigkeit der Engländer, die so viele Lebensmittel des Landes verschlinge, und anderntheils um den Nutzen und die Nothwendigkeit der französischen Sprache, welche, wie er bemerkte, über die ganze Welt verbreitet sei. Bei dieser Unterhaltung wunderte er sich, daß mehre von den anwesenden Herren nicht mit ihm sprechen und ihn nicht einmal soweit verstehen konnten, um sein großes Talent zu bewundern.

Unter den Lords befand sich auch der alte ehrenwerthe Feldhauptmann Earl von Shrewsbury, der auf seinen Teller sah und weder Auge noch Ohr auf den Schwätzer richtete, sondern Andere reden ließ, und während er theilnahmlos da saß, gab die unwillkürliche Bewegung seines Kopfes und seiner Hände genugsam zu erkennen, daß er als Soldat in den Feldzügen unter Wind und Wetter ergraut war. Dem französischen Gesandten schien dies aufzufallen, und er sagte: „Wie ehrenvoll wäre es für jenen alten Edelmann, wenn er Französisch sprechen könnte? Gewiß, das fehlt seinem Adel noch!" Einer von den Lords, der das Gespräch mit ihm unterhielt, machte, nachdem er sich erst von dem Monsire Erlaubniß dazu erbeten hatte, dem Lord Shrewsbury Mittheilung von dem Inhalt desselben, obwol in der höflichsten Weise, indem er die Wiederholung so leicht und gefällig einkleidete, als es mit der Wahrheit nur irgend verträglich war.

Als der Greis, der vor übergroßem Alter mit dem Kopfe beinahe auf dem Tische lag, dies hörte, richtete er sich dergestalt auf, daß er in seiner ganzen Leibeslänge so stattlich, wie man sich ihn in seinen frühern Tagen denken konnte, wieder zu sehen war, und indem sich seine Augenbrauen zusammenzogen, legte er die Hand an seinen Dolch und machte ein so fürchterliches Gesicht, daß der französische Grosssprecher auffallend die Farbe wechselte. „Spricht der Franzmann so?" sprach er, „nun so sagt dem Hundsfott, beim guten St.-Kuthbert, wenn ich wüßte, daß ich ein einziges vermaledeites französisches Wort bei mir beherbergte, so würde ich meinen Dolch nehmen und es mir damit aus dem Leibe bohren, ehe ich vom Tische aufstehe, und sagt dem gelbsüchtigen Bastard weiter, daß er bei ihm zu Hause in Frankreich Hungerpfoten saugen mag, so viel er will, bei uns aber, wenn wir unser Vieh nicht äßen und uns bald davon satt machten, dessen so viel werden würde, daß es uns auffressen müßte!" Als diese Worte dem Gaste hinterbracht waren, berührte er keinen Bissen mehr, trank aber desto fleißiger, ohne daß Der, von dem wir diese Geschichte gehört haben, uns weiter sagen konnte, ob er dies that, weil er es für besser hielt als fortzureden, oder weil er innerlich trocken war; nur so viel erzählt er, daß seine Augen von da ab, so lange das Gastmahl dauerte, dem Earl von Shrewsbury nicht wieder begegneten.

Aus „The defence of priestes marriages", einem alten englischen Druck, der bis auf diese Erzählung, von der ein Walter Scott guten Gebrauch hätte machen können, sehr langweiligen Inhalts ist. 118.

Notizen.

Englischer Bijou-Almanach.

Dieser winzig kleine Engländer, der seine größern und stammhaftern Taschenbuchgeschwister auf dem Continent besucht und von dem die englischen Zeitschriften sämmtlich einiges Aufhebens machen, kann eigentlich von uns Deutschen nicht als Novität in ihrer Art angesehen werden, da wir schon vor mehren Jahren ebenso niedliche Taschenbüchlein, die dem englischen auch hinsichtlich der Ausstattung nicht nachstanden, aus der Müller'schen Officin in Karlsruhe haben hervorgehen sehen. In England hat man jedoch früher nichts Ähnliches gehabt, so viel wir wissen. Dieser Kolibri nun unter den Taschenbüchern, von drei Viertel Zoll Länge und einem halben Zoll Breite, ist erschienen unter unmittelbarer Autorität Ihrer Majestät der Königin von England und mit ihrem Bildniß als Titelvignette geziert. Die übrigen sechs Stahlstiche, welche sich noch darin finden, stellen vor: Mistreß Somerville, Göthe, Coleridge, Raumer, Cooper und die Malibran. Auf jede dieser Notabilitäten befindet sich auch in dem zwergenhaften Büchlein ein kurzes Gedicht, welche letztere sämmtlich, nebst der Zueignung, auch auf einem eignen, größern Beiblatt noch einmal sehr sauber abgedruckt sind. Diese Gedichtchen sind freilich in poetischer Hinsicht nicht allzu wichtig. Das Eine davon, an Raumer, haben wir bereits in Nr. 51 d. Bl. mitgetheilt; hier möge noch das sehr kurze auf Göthe seine Stelle finden, welches leicht zu den dürftigsten gehören mag, die dem Unsterblichen zu Ehren poetisirenden Federn entflossen sind. Es lautet so:

A proud and mighty monument
So great a name should bear,
We carve the marble, yet we fling
The sweet wild-flowers, too, there.

The universal heart of love
His universal shrine
As treasured in our little book,
As upon history's line.

The young, the old, the grave, the gay,
Alike to him, belong:
There is no human pulse but finds
An echo in his song.

Nun wohl, dabei soll es bleiben, obwol die Schlußwendung nicht sehr geistreich ist. Auf jeden Fall sieht man, wie das Sprüchwort sagt, doch die Liebe.

Nicht vergessen wollen wir, daß außerdem das Büchlein noch einen vollständigen Kalender für das J. 1837, eine chronologische Tabelle der europäischen Fürsten und eine, die öffentlichen Anstalten und Vergnügungsörter von London betreffende topographische Liste enthält. Der Preis eines gewöhnlichen Exemplars, in Maroquinpapier mit Goldschnitt u. s. w., ist 1 Shilling 6 Pence, eines Prachtexemplars aber, in Extramarocco oder Sammt gebunden, 3 Shilling. Außerdem werden auch noch Extragehäuse von Sammt und mit Atlas gefüttert verkauft, die für sich 2 Shilling und 6 Pence kosten.

Von Southey's „Lebensbeschreibungen der britischen Admirale" ist soeben der vierte Band erschienen, der die Biographien der beiden großen Rivalen in der Hofgunst, des Grafen Essex und Sir Walter Raleigh's enthält, zweier Männer, die sich mehr durch ihre Verhältnisse und gleichlaufenden Bestrebungen, als hinsichtlich der geistigen Begabung ähnlich sind; denn Raleigh war ein scharfsinniger, ein genialer Kopf, Prädicate, auf welche Essex keine Ansprüche machen konnte. Die Darstellung Southey's dieser beiden Charaktere ist genau und umfassend, wiewol etwas weitschweifig. Für große Admirale können, genau genommen, Beide nicht gelten, und läßt sich demnach schwerlich das Ende von Southey's verdienstlichem Werke absehen, wenn er die Lebensumstände ihrer ausgezeichnetern Nachfolger mit verhältnißmäßig gleicher Ausführlichkeit bearbeiten will.

Laut der Parlamentsberichte besaß England im J. 1836 24,280 Handelsschiffe, welche zusammengenommen 2,553,685 Tonnen befassen und von 166,583 Matrosen und Schiffsjungen bedient werden. Hierzu kommen noch die britischen Colonien, welche 3579 Schiffe besitzen, mit 214,878 Tonnen Gehalt und 15,059 Seeleuten. Dies gibt eine Totalsumme von 27,859 Fahrzeugen und 181,642 Seeleuten, welche für den Handelsdienst des britischen Reichs bestimmt sind. 11.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 91. —— 1. April 1837.

Zur Nachricht.

Von dieser Zeitschrift erscheint außer den Beilagen täglich eine Nummer und ist der Preis für den Jahrgang 12 Thlr. Alle Buchhandlungen in und außer Deutschland nehmen Bestellung darauf an; ebenso alle Postämter, die sich an die königl. sächsische Zeitungsexpedition in Leipzig oder das königl. preußische Grenzpostamt in Halle wenden. Die Versendung findet wöchentlich zweimal, Dienstags und Freitags, aber auch in Monatsheften statt.

Justinus Kerner.

1. Eine Erscheinung aus dem Nachtgebiete der Natur, durch eine Reihe von Zeugen gerichtlich bestätigt und den Naturforschern zum Bedenken mitgetheilt von Justinus Kerner. Stuttgart, Cotta. 1836. 8. 1 Thlr.
2. Nachricht von dem Vorkommen des Besessenseins eines dämonisch-magnetischen Leidens und seiner schon im Alterthum bekannten Heilung durch magisch-magnetisches Einwirken, in einem Sendschreiben an den Herrn Obermedicinalrath Dr. Schelling in Stuttgart, von Justinus Kerner. Stuttgart, Cotta. 1836. 8. 9 Gr.
3. Über die Incompetenz unserer dermaligen Philosophie, zur Erklärung der Erscheinungen aus dem Nachtgebiete der Natur. Aus einem Sendschreiben an Justinus Kerner von Franz Baader. Stuttgart, Brodhag. 1837. Gr. 12. 4 Gr.

Sonderbarerweise scheint das kleine Weinsberg der Focus zu werden, in den sich aller Teufelsspuk, wie ihn nur der finsterste Aberglaube vergangener Jahrhunderte zu Tage förderte, oder, um in der Sprache der neudeutschen Seher zu sprechen, alle Erscheinungen aus dem Nachtgebiete der Natur concentriren. Es müssen sich schwere, schwarze Dünste, wie man sie nur auf dem kahlen Scheitel des alten Brockens suchen sollte, auf die grünen Rebenberge dieses freundlichen Städtchens gelagert haben, um jenen grauenhaften Gestalten der Unterwelt zur wohnlichen Stätte zu dienen. In der That, wären wir nicht geneigt, in Hrn. Kerner den zwar auf die mystische Seite sich hinneigenden, aber doch rechtlichen und nach Wahrheit strebenden Mann zu erkennen, wir müßten es für mehr als bloßen Zufall erklären, daß sich um ihn alle diese unheimlichen Ereignisse als um einen hellsehenden Magus versammeln, als erwarteten sie von ihm ihre Verbreitung und weitere Deutung; denn während in der übrigen Welt, Gott Lob, viele Tausende ruhig in ihren Gräbern schlafen, löst dort eine Geistererscheinung die andere ab. Jedoch übertrifft die, welche uns der Verf. in Nr. 1 vorführt, beiweitem Alles, was bis daher in der Art zu unserer Kunde gekommen ist. Bevor wir uns darüber irgend eine Bemerkung erlauben, wollen wir es versuchen, unsern Lesern davon einen kurzen Abriß zu geben, wie sie größtentheils aus gerichtlichen Zeugenverhören hervorgegangen ist.

Am 12. Sept. 1835 meldete der Gerichtsdiener zu Weinsberg, daß die inhaftirte Elisabeth Eslinger von Bauvenlautern alle Nacht von einem weißen Geiste besucht zu werden vorgebe, der nach 11 Uhr komme und, wenn sie nicht gleich sich erhebe, sie auf der rechten Seite und am Halse drücke wie ein kaltes, schweres Stück Holz. Der Geist lasse ihr keine Ruhe, denn sie sei (sage er) bestimmt, ihn zu erlösen; deswegen lasse er ihr keine Ruhe und winke ihr immerfort. Zugleich sagte die Strafgefangene Rosine Schahl von Altlautern, welche wegen Injurien eine achttägige Gefängnißstrafe zu erstehen hatte, vor Gericht aus, die Eslinger fange um 11 Uhr an zu röcheln (und sie sei schon einige Male darüber aufgewacht), daß man glaube, sie ersticke. Sie sage: es komme da ein Geist zu ihr, der von ihr Erlösung verlange. Sie, die Schahl, fürchte sich weiter nicht und habe gesagt, die Eslinger solle sie stoßen, wenn er wiederkomme. Gestern Nacht habe sie dann vor dem Bette einen 4—5 Schuh hohen und 1—1½ Schuh breiten weißen Schatten gesehen, eine Bewegung habe sie aber nicht von ihm gesehen.

Hierauf sah sich das Oberamtsgericht zu Weinsberg veranlaßt, die Eslinger durch den Gerichtsarzt, Dr. Kerner, psychisch und physisch untersuchen zu lassen.

Dr. Kerner fand sie durchaus bei gesunden Sinnen, auch mit keiner firen Idee behaftet; ihre Aussagen, als werde sie von einer Erscheinung heimgesucht, zeigten sich ihm durch elf Wochen lang fortgesetzte Beobachtung als etwas durchaus Anderes als eine fire Idee, und noch

viel weniger als trügerische Vorschützung, wenngleich sich ergeben sollte, daß sie sich wirklich in betrügerische Händel verwickelte, wozu ihr jene Erscheinung wol die erste Veranlassung hätte geben können. Sie hatte sich nämlich dadurch in eine Schatzgräbergeschichte verwickelt, bei der allerdings Geldbetrug beabsichtigt, wenn auch nicht vollführt wurde, und dies war die Ursache ihrer Arretirung.

Die Eslinger ist 39 Jahre alt und Witwe. Sie behauptete, nie mit einer Krankheit und namentlich nie mit Krämpfen behaftet gewesen zu sein. Geister habe sie von Jugend auf gesehen; aber nur gesehen, sie sei nie mit ihnen in engere Verbindung gekommen. Anfänglich, zu Hause und vor ihrer Arretirung habe die Erscheinung sich ihr noch in keiner bestimmten menschlichen Gestalt, sondern nur wie eine Nebelsäule gezeigt, und eine hohle Stimme aus ihr habe ihr immer angedeutet, sie solle sie durch Gebet erlösen, und zwar in dem Keller einer Frau, Namens Singhaasin zu Wimmenthal, dahin sei sie gebannt. Sie habe da noch nicht gewagt, die Erscheinung anzusprechen, denn sie habe nicht gewußt, solle sie dieses Ding mit Sie, Ihr oder Du anreden. Jetzt komme die Erscheinung in völliger Gestalt eines Mannes, in einem Faltenrocke mit Gürtel, auf dem Kopfe eine Küppe, an der sie oben vier Ecken bemerke. Seine Stirne stehe weit hervor, die Augen seien ganz tiefliegend und feurig, das Kinn hervorstehend und mit einem langen Barte. Die Backenknochen, die nur wie mit Pergament überzogen seien, seien auch sehr hervorragend. Es verbreite sich auch noch eine Helle ob dem Haupte der Erscheinung, sodaß die Helle, die sie und Andere bei seinem Erscheinen sehen können, immer höher sei als die Gestalt, die sie in ihren Umrissen in der Helle noch sehen. Ferner sagen sie und die Mitgefangenen: Es kommt und geht der Geist in einer Nacht oft zwei- bis dreimal, doch kommt er nie vor der Abendglocke und geht nie nach der Morgenglocke. Oft kommt er zur verschlossenen Thüre, oft zu dem verschlossenen Gitterfenster herein. Er kommt immer aufrecht mit der ganzen Gestalt; allein man erblickt in diesem Momente keine Thüre, keine Fenster und keine Eisenstangen. Die Gefängnißthüre geht so auf, daß man dann Dinge, die außer der Thüre im Gange liegen, z. B. einen Holzstoß, ganz genau sieht. Geht er zur verschlossenen Thüre herein oder hinaus, hört man öfters ein Krachen an derselben; schon mehrmals schlug die Thüre hörbar zu, als wäre sie offen gewesen. Sein Kommen hört man oft schon im Gange, es geht wie in Schlurken, es rauscht wie Papier, auch bei seinem Gehen im Zimmer. Kommt er, was meistens geschieht, zum Fenster herein, und geht er zum gegenüberstehenden hinaus, hört man auch oft an dem Fenster ein besonderes Stöhnen, das ihn auch noch außen im Gange begleitet. Oft hört man ein Krachen im Zimmer. Sein Kommen und Gehen ist auch für Andere durch einen ganz sanften kühlen Wind bemerkbar, wie eine kühle Zugluft bei geschlossenen Fenstern und Thüren und sehr wohlverwahrtem Zimmer. Sichtbar ist er hier und da auch Andern durch eine schwefelgelbe schwebende Helle, in der man oft noch hellere Streifchen, oft auch eines oder zwei flackernde Sternchen bemerkt. Oft offenbart er sich durch einen Modergeruch, der unerträglich ist und der hauptsächlich bei seinem Hauche stattfindet. Wenn er eine Leidenschaft, z. B. Ärger, zu große Trauer äußert, ist der Modergeruch stärker. Oft setzt er sich an den Rand der Lagerstätte der Frau oder der Mitgefangenen, und da thut er jedesmal ihr und der Andern fühlbar den Teppich zurück und setzt sich auf das bloße Holz. Anfänglich, bei seinem erstern Erscheinen, berührte er die Frau immer mit einer Hand, von der sie das Gefühl wie von einem kalten Holze hatte, am Halse oder auf der Brust, sie gleichsam aufmerksam auf sein Erscheinen zu machen, und dann bekam sie durch diese Berührung einen Halskrampf und Erstickungsanfälle. Sein Gefühl für sie ist eiskalt. Dies Gefühl von Kälte nahm ab, wie die Erscheinung an Licht zunahm, welches nach und nach geschah. Zuerst war er ihr an den Fingerspitzen, berührte er sie, welches oft geschah, um ihr die Hände zum Gebete zusammenzulegen, wenigstens nicht mehr kalt, später seine ganze Hand. Anrühren konnte sie ihn nie, sie berührte blos die Luft, aber er konnte sie berühren, und dann fühlte sie ihn. Sein Winseln und Stöhnen war oft ganz das eines in höchste Verzweiflung versunkenen Menschen und wurde auch von Andern gehört. Die Töne klangen wie hohl und hauchend. Mitten unter solchen sprach die Frau oft mit den Mitgefangenen, sodaß diese Töne bestimmt nicht von ihr selbst ausgingen. Noch andere Angaben von ihr sind folgende: Sie sehe nie, daß er beim Sprechen den Mund bewege. Wenn sie den Namen Jesu nenne, habe er den Mund immer offen, sonst zu, sie sehe aber doch nicht, wo er den Mund aufmache. Sein Verlangen sei immer Gebet. Er komme ihr vor wie Einer, der todtkrank sei und eine Freude am Vorbeten Anderer habe. Er gebe vor, er habe im J. 1414 als katholischer Priester im Wimmenthal, das noch katholisch ist (die Frau ist lutherisch), gelebt und habe den Namen Anton geführt.

Unter andern Verbrechen laste hauptsächlich eine Vermögensveruntreuung, die er mit seinem Vater an seinen Brüdern verübt, noch schwer auf ihm; er könne sie nicht vergessen, sie hindere ihn. Er verlange immer von ihr, sie solle nach Wimmenthal und dort mit ihm an einer Stelle beten, an die er gebannt sei. Ob, was die Erscheinung sage, wahr sei, wisse sie nicht; aber die Erscheinung sage es eben, und so müsse sie es eben glauben; daß sie geglaubt habe, man könne durch sie Schätze finden, wolle sie nicht leugnen. Sie sagte mehrmals: sie habe dem Geist schon öfters vorgestellt, sie sei ja auch Sünderin, und sie könne für ihn nichts thun als ihr schwaches Gebet aus sündlichem Herzen; ob ihm denn dies etwas nütze? er solle sich doch an den Erlöser Aller, an den Heiland wenden. Er solle nicht darauf beharren, daß sie auf einer gewissen Stelle für ihn bete. Bei solchen Vorstellungen werde er aber immer ganz traurig und dränge immer mehr auf sie ein. Er lege oft den Kopf ganz zu ihr nieder und sie müsse ihm in den Mund

beten, als wäre er wie hungrig nach Gebet. Da habe er schon oft ihr auf den Hals oder die Wange fühlbare Thränen geweint. Diese Thränen seien ganz eiskalt herabgefallen; aber nach einer halben Viertelstunde sei an den Stellen, auf die sie gefallen, ein Brennen entstanden und hätten sich bläulich-rothe Flecken gebildet, die auf der Haut sichtbar geblieben seien. Dr. Kerner nahm diese Flecken selbst wahr. In einer Nacht kam die Erscheinung mit einem furchtbar großen Hunde, der seinen Rachen weit aufsperrte. Dieser sprang sogleich auf das Bett der Mitgefangenen, die ihn auch völlig sah, mit einem hörbaren Plump, daß sie laut aufschrie. Da sprang er ebenso hörbar wieder herunter, der andern Frau zu. Diese entsetzte sich und schrie; der Geist aber sprach: „Fürchte dich nicht, das ist mein Vater". Das Kommen mit dem furchtbaren Hunde fand mehrmals statt, worauf die Frau des Morgens immer äußerst abgeschreckt und elend war.

Nach Aussage des Gerichtsdieners und der Mitgefangenen sah man diese Frau auch seit zehn Wochen weder bei Tage noch bei Nacht schlafend, sondern immer wachend und meistens im Gebet. Speise nahm sie nur wenig zu sich und war dadurch sehr abgemagert und schwach.

Was der ganzen Geschichte einen gewissen Grad von Glaubwürdigkeit verleiht, ist, daß nicht allein eine Reihe Mitgefangener im gleichen Gefängnisse, sondern auch mehre zum Theil allbekannte und im Rufe der Wahrhaftigkeit stehende Gelehrte, Künstler u. s. w. das Gleiche mit der Eslinger gehört, gefühlt oder gesehen haben. Doch fand das Sehen bei Wenigern statt als das Hören und Fühlen, und letzteres beides nicht bei Allen in gleichem Grade. Die sämmtlichen Gefangenen wurden von ihren Ortsgeistlichen aufs Gewissen verhört und ihre Aussagen zu Protokoll genommen. Mehre von ihnen wußten keine Sylbe von Dem, was in diesem Gefängnisse vorging. Einige der auffallendsten Phänomene, wie sie sich aus diesen Zeugenverhören ergaben, verdienen hier zur Vervollständigung des Ganzen noch nachgetragen zu werden.

In mehren Nächten kam der (noch lebende) Oberamtsrichter Heyd von Weinsberg mit dem Geist, ganz wie er leibte und lebte. Die Eslinger blickte ihn an, sah aber mit Erstaunen, wie er vom Fuße bis über das Gesicht jedesmal wie in einem Nu durchaus schwarz wurde. Mehre Monate nachher wiederholte sich die gleiche Erscheinung, nur mit dem Unterschiede, daß Hr. Kerner zugleich auch mit Hrn. Heyd und dem Geiste scheinbar vors Lager der Eslinger trat. Heyd gab Kerner die Hand, und im Nu wurde er wieder vom Fuße bis über das Gesicht völlig schwarz. Nun gab Kerner der Eslinger auf, die Erscheinung zu fragen, was denn dieses Schwarzwerden Heyd's bedeute, worauf sie die Antwort erhielt: eine Trauer. Wirklich starb auch nach einigen Tagen das kleinste Kind des Hrn. Heyd sehr unvermuthet, und Kerner erinnerte sich, daß bald nach dem frühern Auftreten und Schwarzwerden des Heyd mehre Monate zuvor sein Vater starb, welches also dieses Schwarzwerden des Heyd auch damals voraussagte.

Mehre Zeugen bemerkten, daß ein Stuhl, der nahe bei ihnen und am Ofen des Gefängnisses stand, von freien Stücken zurückgeworfen würde, jedoch so, daß er aufrecht stehen blieb, während sie die Eslinger genau ins Auge faßten und bemerkten, daß sie ruhig, stillbetend im Bette lag. Später wurde das ihnen entgegenstehende Schiebfenster mit einer solchen Gewalt auf- und zugestoßen, daß sie befürchteten, es seien alle Scheiben zerschmettert. Die Frau des Oberamtsgerichtsdieners Mayer sagte zu der Erscheinung: „Gehe du zu meinem Manne in sein Zimmer und lasse dort ein Wahrzeichen, daß du dort gewesen." Hierauf hauchte es deutlich: „Ja." Dann hörte sie die geschlossene Gefängnißthüre auf- und zugehen und sah einen Schatten hinausschweben und hörte dann ein schlürfendes Laufen im Gange. Nach einer Viertelstunde sah sie den Schatten wiederkommen, aber jetzt zu dem entgegengesetzten (verschlossenen, auf den Gang führenden) Fenster herein, und sie fragte ihn: „Warst du bei meinem Manne, und was machtest du dort?" worauf sie Töne, wie ein hohles kurzes Lachen vernahm. Als sie zu ihrem Manne kam, erzählte ihr dieser mit Verwundern, wie er die Thüre seines Zimmers, das er mit Schloß, Riegel und Nachtschloß wohl verschlossen gehabt, am Morgen völlig offenstehend gefunden habe. Eine der Mitgefangenen, Maria Bär, hörte an die Fenster schlagen und die Gefängnißthüre aufgehen u. s. w., ungeachtet sie sehr harthörig ist. In einem der Gefängnisse, an dem der Gang zu dem der Eslinger vorüberführt, waren um diese Zeit mehre männliche, sonst in gutem Rufe stehende Individuen wegen leichter Polizeivergehen eingeschlossen. Sie konnten durch ein Fenster in den Gang sehen und bei der kleinsten Helle dort Alles beobachten; aber niemals sahen oder hörten sie da irgend einen Menschen, während die sonderbaren Töne an ihnen vorüberzogen. Auch wußten sie vorher nicht eine Sylbe von den Vorfällen bei der Eslinger, und erst durch die Erscheinung und die ihnen unerklärlichen Töne, welche mehre Morgen wiederkehrten, wurden sie veranlaßt, nach einer Ursache zu fragen. Einer davon sah die Erscheinung als eine weiße Gestalt, zwei derselben aber vernahmen eine Stimme, welche sagte: „Geduld ist euch Noth!" Alle hörten mehr oder minder stark ein Rumpeln, Schettern, Trommeln, Schlagen, Rütteln an den dicken feststehenden Eisenstangen, die die Gitter an den Fenstern bilden, Schießen u. s. w.

(Die Fortsetzung folgt.)

Venezianische Nächte, von Ida Gräfin Hahn-Hahn. Leipzig, Brockhaus. 1836. 8. 1 Thlr.*)

Erst vor Kurzem gab die talentvolle Verf. Gedichte heraus, in denen sich ein edles, tief poetisches Gemüth mit seltener Kraft aussprach. Ein stiller Schmerz, die Sehnsucht nach inniger Liebe weinte im Krystall der Sprache und verlieh diesen Productionen eine ansprechende Eigenthümlichkeit. Im Ganzen läßt sich auch in vorstehendem Buche derselbe Typus nicht

*) Vgl. über die Verfasserin dieser Gedichte auch den Bericht eines andern Mitarbeiters in Nr. 150 — 152 d. Bl. f. 1836.
D. Red.

verkennen; nur fehlt es ihm an der süßen, reizenden Frische, die über die „Gedichte" in tönenden Farben ausgegossen war. Diese „Venezianischen Nächte" sehen aus wie eine geschickte Reproduction früher ausgesprochener Gefühle; es ist ein Nachfrühling, dem es an üppiger jugendfrischer Färbung gebricht. Nur zuweilen tritt die tiefe, wahrhaftige Poesie in reinstem Glanze heraus aus dem mattern Flusse der Rede und zwingt uns die Überzeugung auf, daß hier ein wirkliches Dichtergemüth seinen Schmerz im Liede zu stillen bemüht war, aber nicht immer mit Glück die Stunde zu wählen wußte, um dem Gotte des Gesanges die heilige Stirne zu küssen.

Die Sängerin läßt drei bedeutungsvolle Nächte Venedigs an unserm Blicke vorübergehen. In der ersten lernen wir den gewaltigen, jähzornigen Dogen Marino Falieri kennen, dessen blutiges Ende schon mehre Dichter zu poetischen Productionen begeistert hat. Wir erinnern hier nur an Byron und Delavigne. Die Geschichte Falieri's ist hinlänglich bekannt, und die Verf. hat sich großentheils an die Thatsachen gehalten, wie sie die Historie aufbewahrt; nur die Art und Weise, wie sie die Plane des Dogen, den Adel Venedigs zu stürzen, an diesen verrathen läßt, ist neu und ebenso ergreifend als glücklich. Sie gibt nämlich dem Dogen eine Gattin, die einem Jünglinge, Gamarillo, ihre Liebe schenkt. Der Vater dieses Jünglings, Bertuccio, Chef des Arsenals, mit dem Dogen einverstanden, sucht den Sohn für ihre Zwecke zu gewinnen; allein im Wahnsinne der Leidenschaft, die er zur Dogaressa hegte, verräth er die Plane des Dogen an die Signoria, um sich dadurch den Besitz der Geliebten zu sichern. Sein Anschlag gelingt. Während er im Liebesrausche bei der nichts ahnenden Gemahlin des Dogen zubringt, wird dieser gefangen genommen und im Angesicht seiner Gattin hingerichtet. Das Entsetzen über den Verrath ihres Geliebten an dem Gemahl stürzt die Dogaressa in Wahnsinn, und Gamarillo findet den Lohn seiner Verrätherei nur in der Selbstverachtung, die unabwendbar sich seiner bemächtigen muß. Nur ungern vermißt man bei der Wahl eines so reichen Stoffes die ganze Fülle von Poesie, die unter italienischem Himmel wie von selbst die Seele erfüllt. Einzelne Verse sind voll, kräftig und doch weich und zart, während in andern wieder eine unbestrittene Prosa vorherrscht, die nur durch den Reim einigermaßen gemildert scheint, im Grunde aber nur noch greller unter dem losen Gewande hervorleuchtet. Als Beweis möge folgender Vers dienen:

Nichts suchet sie als nur das Ihre;
Nichts will sie als das Reich der Welt;
Ob Gut', ob Böses triumphire —
Ist gleich, wird sie nur hochgestellt.
So wagt den Kampf sie zu beginnen
Der kleinen Seelen — widerlich —
Weil wahrer Ruhm nie zu gewinnen
Auf diesem Weg' im Kampf fürs Ich.

Dergleichen kann unmöglich für Poesie hingenommen werden. Daß jedoch die Verf. reinpoetische Momente hat, erhellt aus Versen wie etwa folgende, denen wir noch viele andere an die Seite stellen könnten:

Könnt' ich es sagen,
Könnt' ich es singen,
Was mir erfüllet so Seele wie Sinn;
Dann würd' ich wagen,
Kräftig zu ringen,
Um zu erringen sel'gen Gewinn.

Könnt' ich es deuten,
Könnt' ich es fassen,
Bild meiner Träume, halb mir bekannt;
Kühn wollt' ich schreiten,
Nimmermehr lassen,
Ach, mein erreichtes, mein himmlisches Land.

Weh, ich verirre,
Taumle und schwanke,
Trübe umfängt mich die ewige Nacht!
Ach und der wirre,
Bange Gedanke
Ward doch zur Ruhe nimmer gebracht.

Die zweite Nacht stützt sich ebenfalls auf einen historischen Hintergrund. Sie behandelt die Verschwörung gegen den Dogen Pietro Gradenigo im J. 1310. Fiora, die Tochter des Dogen, liebt einen edeln Jüngling, Bajamonte Tiepolo, der zugleich einer der Hauptverschworenen ist. In der Nacht, als der Aufruhr beginnt und die wüthende Menge gegen den Palast des Dogen anstürmt, erwacht Fiora. Sie eilt auf den Balcon und sieht den blutlechzenden Haufen näher und näher herankommen, an seiner Spitze einen schwarz geharnischten Mann. In der Angst der Verzweiflung ergreift sie eine der Marmorvasen, womit der Balcon geschmückt ist, stürzt sie hinab und zerschmettert den Mann in der schwarzen Rüstung. Die Verschwörung wird gedämpft, die Rädelsführer bestraft. Vergebens harrt nun Fiora des geliebten Tiepolo und erkennt ihn endlich, als man die Gefallenen untersucht, in dem Leichnam des schwarzen Anführers, den sie durch das Herabstürzen der Vase getödtet hat. Schmerz und Verzweiflung rauben auch ihr das Leben.

Am reinsten in Sprache und Durchführung ist die dritte Nacht gehalten, die allen Anzeichen nach ganz eigne Erfindung der Dichterin ist. Es möchte schwer sein, zu ermitteln, wie sich in diesem leidenschaftlich poetischen Gemälde Wahrheit und Dichtung verschmelzen. Wir zweifeln nicht, daß sie vielleicht, tief verborgen, einen großen Theil von wirklich Erlebtem enthält, und sind überzeugt, daß die tieffühlende Dichterin den Schmerz ihres eignen Lebens hier, poetisch verherrlicht, zur wehmüthigen Freude erhoben hat. Deshalb enthalten wir uns auch mit Vorbedacht einer skizzirenden Inhaltsanzeige; vielmehr wollen wir Diejenigen, deren Gemüth gern Theil nimmt an dem Schmerz edler Seelen, zur Lecture dieser „Venezianischen Nächte" auffodern. Bei allen Mängeln, die sie unverkennbar an sich tragen, ziehen sie doch an durch die Anspruchlosigkeit einer poetischen Individualität, die grade bei Frauen von hohem Reiz und dauerndem Werth ist. Es sind Seufzer verkümmerter Liebe, die bald laut, bald leise in der Melodie des Liedes widerklingen. Diese Offenheit, das ungeheuchelte Hingeben eines schmerzreichen Gemüthes an die Trösterin allen Jammers, die Poesie, gewinnt uns für die Verfasserin, deren Sprache, sobald sie will, ebenso rein und kräftig ist. als ihr Gedanke neu, prägnant und frisch. Nur daß oft das schönste Bild neben der farblosesten Sentenz seinen Glanz verliert, wirkt störend und nöthigt uns, den Wunsch auszusprechen, die Verf. möge bei einem spätern Auftreten diese Unebenheiten zu vermeiden suchen. Dann werden sich auch zugleich einzelne störende Härten und allzu unechte Reime von selbst verlieren, die in diesem Buche nicht gar selten die Freude trüben und mitten im reinsten Genuß den Leser unangenehm berühren. Sinnige Frauen, namentlich Verehrerinnen Schiller's, dürfte die Poesie der Gräfin Hahn-Hahn vorzugsweise ansprechen. 108.

Notizen.

Im Jahr 1835 erschienen in Frankreich 177 neue Romane, wovon nur elf Übersetzungen waren. Jene 166 waren von 144 Verf., von denen 40 hier zum ersten Mal als Schriftsteller auftraten; 27 waren Damen, also beinahe ein Fünftheil vom Ganzen. Dasselbe Jahr brachte 299 Gedichte und 151 neue Dramen.

Das russische „Conversations-Lexikon" zählt gegenwärtig 7000 Abonnenten. 11.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonntag, —— Nr. 92. —— 2. April 1837.

Justinus Kerner.
(Fortsetzung aus Nr. 91.)

Nachdem das Oberamtsgericht zu Weinsberg sich versichert hatte, daß hier kein geflissentlicher Spuk von Menschen obwalte, sondern sich ein unerklärliches Phänomen zeige, so lag besonders auch dem Oberamtsrichter Heyd daran, noch andere Menschen, und namentlich Männer von Wissenschaft zu einer Erklärung, Ableugnung oder Bestätigung dieses Phänomens zu veranlassen, weswegen er nun auch mehre wissenschaftliche, unbefangene und wahrheitsliebende Männer zur Beobachtung der Eslinger theils auffoderte, theils ihr freiwilliges Anerbieten dazu annahm. Um nicht unnöthigerweise die schon angeführten Phänomene wiederholen zu müssen, bemerken wir nur, daß auch sie mehr oder minder von diesen Beobachtern wahrgenommen wurden. Nur einiger besonders auffallenden Erscheinungen müssen wir hier noch gedenken.

Am 30. Dec. Abends nach 7 Uhr begab sich Dr. Kerner mit Dr. Seyffer von Heilbronn in das Gefängniß der Eslinger; die Fenster waren fest mit Tüchern umhängt worden. Die Thüre war zu, das Licht ausgelöscht. Es war im Gefängnisse durchaus finster, aber gegen halb 8 Uhr auf einmal in horizontaler Richtung von dem verhängten Fenster gegen Dr. Seyffer herkommend eine ganz intensive schwefelgelbe Helle in dieser Finsterniß, die den Dr. Seyffer und noch einen kleinen Theil unten am Bette der Eslinger, an dem Beide saßen, in den intensivsten Glanz versetzte. Dr. Kerner, der ganz nahe an Dr. Seyffer stand, wurde nicht beleuchtet, er blieb dem Dr. Seyffer ganz unsichtbar, ganz schwarz, wie sonst die Nacht in diesem Gefängnisse, während er seine Füße, seine Arme, seinen Leib und seine silberne Dose, die er grade in der Hand hatte, in völligem Glanze sah, in einem Glanze, in dem auch Dr. Kerner ihn beleuchtet sitzen und später, als er sich erhob, stehen sah. Diese Lichterscheinung schwebte sanft dreimal hin und her, und blieb somit eine halbe Viertelstunde. Beide eilten sogleich in den Hof, den Himmel zu beobachten; allein der ganze Himmel war von einem Schleier von Schnee gleichförmig umzogen und durchaus nirgend eine Spur vom Monde oder einem blauen Himmel sichtbar. Der Oberamtsgerichtsdiener Mayer bat die Eslinger, sie solle, seinem Glauben nachzuhelfen, ihm den Geist auch einmal fühlbar senden. In der Nacht nach dem Morgen, an dem er den Wunsch geäußert hatte, schlief er ein, ohne dessen Erfüllung im mindesten zu erwarten, wurde aber nach Mitternacht durch ein Gefühl erweckt, als berührte ihn etwas am linken Ellbogen. Er fühlte auch einen Schmerz an dieser Stelle, und Morgens, als er nachsah, hatte er an ihr mehre blaue Flecken. Damit hatte er aber noch nicht genug; er trug der Eslinger auf, der Erscheinung zu sagen, sie möchte ihm auch den rechten Ellbogen berühren. Dies geschah nun wirklich auf die gleiche Weise in der nächsten Nacht; er fühlte auch an dem rechten Ellbogen ein schmerzhaftes Berühren, roch dabei aber einen unausstehlichen Verwesungsgeruch. Auch an diesem Ellbogen bemerkte man blaue Flecke. Derselbe Oberamtsgerichtsdiener Mayer gibt an: In der Nacht vom 13. auf den 14. Januar, wo die Eslinger sich aber schon einen Tag lang nicht mehr in Weinsberg befunden (es hatte ihr aber der Geist gesagt, er werde dennoch seine nächtlichen Besuche im Gefängnißhause und in andern Häusern, in die er früher gekommen, noch fortsetzen), fühlte Mayer's Frau die Annäherung des Geistes besonders wieder durch jenen kühlen Luftzug und sagte: „Bist du da, will ich dir beten, gib dich aber, damit dich auch mein Mann wahrnimmt, durch etwas zu erkennen." Hierauf habe es drei Töne gethan, wie durch ein Blasinstrument. Mayer's Frau betete ein Lied und sagte dann: „Laß dich noch einmal hören!" worauf derselbe melodische Ton, aber nur einmal, von beiden Eheleuten gehört wurde.

Höchst merkwürdig ist es, daß diese Erscheinung nicht nur durch den Willen der mit ihr verbundenen Eslinger, sondern von selbst auch Andern, außer dem Gefängniß, Besuche machte, und zwar selbst Solchen, die die Eslinger nie sprachen und nie sahen, ihre Geschichte nicht kannten, in Häusern, in welche die Eslinger nie gekommen war, selbst in einer andern Stadt. Der Oberamtsactuar Eckhardt hatte gegen die Eslinger im Verhör geäußert, er wünsche, daß sie ihm die Erscheinung auch einmal in sein Haus sende. In der Nacht bat nun die Eslinger dieselbe inständig, in die Wohnung des Hrn. Eckhardt zu gehen. Sie versprach es und ging Schlag 12 Uhr von ihr. Zur selben Stunde erwachte die Gattin des Hrn. Eckhardt, die nichts von der Foderung ihres Gatten wußte, an dem

Töne, als fiel ein harter Körper auf den Tisch ihres Schlafzimmers, und sah dann vor sich eine Helle stehen, wie eine lichte Nebelsäule. Ihr Gatte verschlief die Erscheinung. Der Oberamtsgerichtsbeisitzer Theurer hatte beim Verhör gegen die Eslinger geäußert, sie solle ihm die Erscheinung auch senden. Bald hierauf erwachte er in einer Nacht an einem hörbaren Gehen, als ginge Jemand auf Socken durch das Zimmer vor seinem Schlafzimmer. Er sprang hinaus, fand aber keinen Menschen, noch irgend eine andere erklärliche Ursache dieser Töne, roch aber einen ihm unbegreiflichen, furchtbaren Verwesungsgeruch. Von da an wurde die Erscheinung in verschiedenen Nächten, wenn auch nie sichtbar, doch hörbar. Es waren Töne von Krachen, Werfen wie mit Sand und sonst auch nicht zu bezeichnende Töne. Eine Katze, die im Zimmer war, lief oft, entstanden solche Töne, auf dieselben zu, sprang aber dann sogleich ganz erschrocken zurück, sich ängstlich verbergend. Der Lehrer Neuffer, der im untern Stock dieses Hauses wohnte und von der Geschichte der Eslinger nur ganz oberflächlich unterrichtet war, sie nie gesprochen und gesehen hatte, auch davon nichts wußte, was in Beziehung auf diese Geschichte im obern und im mittlern Stock vorging, hörte in der Nacht vom 30. Dec. Töne, als wollte Jemand von der an sein Zimmer stoßenden geschlossenen Schulstube in das Zimmer, in dem er zu Bette lag. Es waren Töne, als wollte Jemand die Thüre mit Gewalt eröffnen. Er machte sich aus dem Bette, schlug ein Licht, ging in die Schulstube, bemerkte aber da nicht das Mindeste. Er löschte das Licht und legte sich wieder, da fing es wieder an und kam dann in sein Zimmer mit Tönen von Krachen, Werfen u. s. w. In der andern Nacht fand dies wieder statt, und zugleich that es in der Gegend seines Schreibtisches einen langen, knisternden, knallenden Ton, als riebe man auf demselben ein sich entzündendes chemisches Schwefelhölzchen.

Der Referendair Bürger, der im obern Stock dieses Hauses wohnt, konnte, obschon er am 18. Dec. im Gefängniß der Eslinger übernachtete, doch zu keiner festen Überzeugung in der Sache kommen. Die Eslinger, die seinen Unglauben erfuhr, bat, wie er später hörte, die Erscheinung, ihn noch zu überzeugen. In der Nacht, wachend im Bette liegend, hörte er auf einmal in seinem Zimmer Metalltöne, wie Glockengeläute, das lange andauerte, und dann Töne von Klöpfeln und Krachen, wobei er von einer innern Pressung beschwert wurde. Zuletzt that es in sein Ohr einen thierischen Schrei, nach welchem aber alles Gefühl von Unheimlichkeit auf einmal wieder in ihm verschwunden war, auch in seinem Zimmer wieder die größte Stille herrschte. Ähnliche Vorfälle ereigneten sich auch in mehren folgenden Nächten.

Eines der auffallendsten Ereignisse ist noch folgendes. Am 27. Dec. war mit einigen Freunden auch der Landschaftsmaler, Hr. Dörr von Heilbronn, nach Weinsberg gekommen. Dieser kehrte aber, als die Andern sich ins Gefängniß begaben, wieder nach Heilbronn zurück, indem er gegen sie den Wunsch äußerte, die Frau solle bewerkstelligen, daß ihn der Geist dort besuche. Auch Dr. Kerner hatte, als er am andern Tage vernahm, daß Dörr nicht in das Gefängniß gegangen, sondern wieder nach Heilbronn zurückgekehrt, den Wunsch, die Erscheinung möchte sich doch Hrn. Dörr auch einmal offenbaren, und zwar hauptsächlich deswegen, weil er immer großer Zweifler an derlei Dingen war, was, früher öfter die Veranlassung von freundschaftlichem Streit gewesen war. Von Dr. Kerner's Wunsch wußte Dörr aber nicht das Mindeste. Was ihm nun gegen all sein Erwarten widerfuhr, geben wir hier mit seinen eignen Worten:

Ohne etwas Gewisses zu wissen, sprach ich vorher über derlei Sachen ab, und das wurde für vernünftig gehalten, jetzt werde ich von Manchem ausgelacht. Freilich ist meine Erzählung so entstellt werden, daß ich wünschen muß, ich hätte sie nur einigen Freunden anvertraut. In der Nacht vom 29. auf den 30. Dec. 1835 erwachte ich wie gewöhnlich zwischen 4 und 5 Uhr. Ich hörte gegenüber die Rathhausuhr die halbe Stunde schlagen; gleich darauf rief der Nachtwächter halb 5 Uhr. Ich dachte über meine Geschäfte nach und wünschte, daß es schon Tag wäre, weil ich selten mehr einschlafen kann; da war auf einmal etwas neben mir und hauchte einen ganz kalten Wind in mein rechtes Ohr; ich fuhr erschrocken auf, griff mit der Hand auf dem Kissen umher und dachte, es könnte ein Hund oder eine Katze sein (wiewol kein solches Thier bei mir ist); aber ich sah und fühlte nichts. Dann hörte ich ein Geknister, welches die größte Ähnlichkeit mit den Tönen einer Menge elektrischer Funken hatte. Bald kam ein noch stärkerer Schall als der erste wieder in mein rechtes Ohr. Ein Schauer überfiel mich, ich wollte ein Licht schlagen, beschloß aber doch, die Sache ruhig abzuwarten, käme auch was da wolle. Da kam aber nichts mehr; die Uhr schlug ¾ auf 5 Uhr und das Geknister verlor sich. Ich erzählte diesen Vorfall mehren Freunden und Bekannten. Einige meinten, es sei der Geist der Eslinger gewesen, Andere lachten mich aus und meinten, es seien Ratten und Mäuse gewesen. Ich habe aber in meiner Wohnung noch nie Mäuse verspürt, und die Töne waren auch etwas ganz Anderes als das Geräusch von Mäusen; es läßt sich nicht beschreiben, man muß es selbst gehört haben. Doch legte ich mehre Talglichter, selbst eine Bratwurst auf dem Boden umher, sie wurden aber in acht Tagen nicht von Mäusen berührt, obgleich dasselbe Tönen oder Geräusch noch in zwei Nächten und in der nämlichen Stunde sich bei mir hören ließ, nur nicht so grob wie das erstemal. Die Töne kamen von den verschiedensten Stellen meines Schlafzimmers, aber sehen konnte ich nichts, obgleich es hell genug war, um die Bewegungen einer Maus sehen zu können. Seit diesem Vorfalle verwerfe ich dergleichen Sachen nicht mehr ganz; ich lasse mich nun auslachen und habe den festen Glauben, daß Einwirkungen unsichtbarer Wesen auf uns stattfinden können.

Auf ähnliche Weise kam nach dem Zeugnisse des Hrn. Professors Kapff, die Erscheinung in fünf Nächten auch zu ihm nach Heilbronn. Auch bei ihm kündigte sie sich mehrmals durch einen Ton in das Ohr und durch die bekannten Töne an, und dann auch durch ein kühles Anblasen, bei welchem Prof. Kapff immer einen widrigen Leichengeruch roch. Ebenso kam die Erscheinung auch zu Hrn. Baron von Hügel nach Eschenau. Zu Beiden kam sie ohne Geheiß der Eslinger.

Doch lassen wir diese verschiedenen Zeugenaussagen und eilen zu dem Ende der seltsamen Geschichte. Am 11. Februar wich die Erscheinung von der Eslinger, wie es scheint, auf immer. In den letzten Tagen war dieselbe immer mehr in sie gedrungen, mit ihr zu beten, immer mehr ließ sie auf die Vorstellungen der Eslinger von dem

frühern Begehren ab, mit ihr in jenem Keller zu Wimmenthal zu beten. Dagegen aber ließ sie nicht davon ab, die Eslinger müsse den 11. Febr. Morgens 3 Uhr (in der Stunde, wo die Erscheinung oft am unruhigsten war) unter freiem Himmel an einer bezeichneten Stelle unweit Wimmenthal, dem ehemaligen angeblichen Aufenthaltsort der Erscheinung, knieend mit ihr beten. Sie that dies nun an dem sehr stürmischen Morgen vom 11. Febr. in Begleitung einiger Freunde. Sie kniete auf jener Stelle trotz des Regens und Sturmes unter dem freien Himmel nieder und betete eine halbe Stunde lang laut. Die Freunde hielten sich in einiger Entfernung von ihr stille. Eine sehr rechtschaffene Frau, welche die Gabe des innern Schauens von Jugend auf hatte, die Fabrikantin Wörner von Weinsberg, gab, vom Oberamtsrichter Heyd vorgefodert, nachher Folgendes, das sie, wie sie sagte, eidlich erhärten könne, bei Gott und Gewissen darüber an:

Am 11. Febr. Morgens 3 Uhr fuhr ich mit der Eslinger (die ich vorher nie sah und sprach), ihren zwei Schwestern und einigen andern Freunden an den von der Erscheinung bezeichneten Ort bei Wimmenthal (wenigstens hatte man von da aus Wimmenthal im Auge) ab. Die Eslinger hatte vorher von ihren Kindern gerührt Abschied genommen, denn sie war sehr angegriffen, und es war nicht anders, als führe man sie auf den Richtplatz. Das Wetter war furchtbar stürmisch. An Ort und Stelle angekommen, kniete die Eslinger am bezeichneten Platze nieder, wir aber hielten uns von ihr, um durch keinen Laut zu stören, gegen dreißig Schritte in tiefster Stille entfernt. Die Eslinger betete bei einer halben Stunde laut, und was ich da sah, kann auch von Andern bestätigt werden, obgleich nicht Alle es in dieser Bestimmtheit wie ich zu schauen vermochten. Ich stehe mit dieser Person in gar keiner Bekanntschaft, und sprach und sah sie vorher nie, und ich wüßte gar nicht, warum ich ihr zu Gunsten etwas sagen sollte, was ich nicht sah.

Ich sah aber, daß während des Gebetes sich der Eslinger eine lichte Gestalt näherte, eine männliche Erscheinung, welcher bald zwei andere lichte Gestalten, aber klein wie Wölkchen, nachfolgten. Nach Beendigung des Gebets vernahm ich, wie von diesen, einen unbeschreiblich lieblichen zarten Gesang und sah dann, wie die größere Erscheinung sich der Eslinger völlig näherte, in welchem Moment eine Lichterscheinung wie eine Sternschnuppe ganz an der Eslinger auffuhr, dann bemerkte ich nichts mehr als wie eine weiße Wolke von ziemlicher Höhe, die zum Boden nieder und dann wieder aufschwebte, und hierauf ward es völlig dunkel um die Eslinger.

Wir harrten so noch eine Viertelstunde, um nicht zu stören, stille, da wir aber dann nichts mehr hörten und sahen, näherten wir uns der Eslinger, und fanden diese kalt und besinnungslos auf dem Boden liegen. Wieder zu sich gebracht, erzählte sie, daß die Erscheinung zum Abschiede von ihr die Hand gefodert, die sie vorher mit einem Tuch umwickelt und so ihr gereicht habe. Da sei von dem Tuch ein Flämmchen aufgefahren, und wie etwa die Berührung mit den Fingern der Erscheinung geschehen sein mag, fand man auch in dasselbe, jedoch ganz geruchlose Stellen gebrannt.

Dies aber, sagte die Eslinger, hätte sie nicht so erschreckt, da ihr das auch die Erscheinung vorhergesagt habe, als das, daß nach dem Aufschweben der Erscheinung, was in Begleitung zweier kleinen lichten Kindergestalten, wie auf einer sich niedergelassenen Wolke geschehen, ein ganzer Troß scheußlicher Thiergestalten auf sie zu und an ihr vorübergerauscht, worauf sie bewußtlos niedergefallen sei.

Und dies ist es, was ich in jener merkwürdigen Stunde sah und hörte, nie vergessen werde und mit einem Eide, daß ich es so hörte und sah, bekräftigen könnte.

Von jener Stunde an wurde weder von der Eslinger noch sonst im Gefängniß, oder in den andern Häusern irgend etwas mehr von dem Vorigen gehört, gesehen, gefühlt oder gerochen.

Dies der Verlauf dieser höchst seltsamen und wunderbaren Geschichte, deren etwas ausführlichere Erzählung, gehörte sie auch nicht zu den wichtigsten Ereignissen des Tages, wir uns nicht entheben konnten, wollten wir anders unsere Leser in den Stand setzen, sich selbst darüber ein Urtheil zu bilden, und ihnen den Weg zum Verständniß der wenigen Bemerkungen bahnen, die wir unsern Theils daran zu knüpfen gedenken.

(Die Fortsetzung folgt.)

Alexander Puschkin.

Die Kritik pflegt seit anderthalb Jahrzehnden Puschkin als den ersten Dichter seines Volkes zu betrachten, und seine Landsleute haben ihn oft den russischen Byron genannt. Selbst englische Kritiker nahmen keinen Anstand, diese Benennung, unter gewissen Beschränkungen, im Allgemeinen gelten zu lassen und einzuräumen, Puschkin, welcher in seiner productivsten Periode, der seiner erzählenden Dichtungen, offenbar den großen Briten sich zum Vorbild genommen hatte, bewahre als Nachahmer Byron's immer eine gewisse Selbständigkeit. Es ist um so mehr zu beklagen, obgleich aus der Eigenthümlichkeit seines ganzen Wesens erklärlich, daß P. sich für kein dauerndes Werk zu sammeln vermochte, als jetzt ein leider selbstverschuldeter Tod den Dichter im kräftigsten Mannesalter dahingerafft hat, und seinen Landsleuten, welche die Erzeugnisse seiner Jugend mit Begeisterung aufnahmen, nicht vergönnt ist, sich an denen seiner reifern Jahre zu erfreuen. Durch diesen Tod und die auf Veranlassung desselben von P. bekannt gewordenen Züge erhalten die Verse:

Glückselig, wer vom Mahl des Lebens
Sich früh erhob, den Becher Wein,
Der ihm gegönnt war, nicht geleert
Bis auf den matten, trüben Grund;
Der den Roman des eignen Lebens
Nicht bis zur letzten Seite las
Und rasch davon sich konnte trennen
Wie ich mich jetzt von diesem Buch —

mit denen er seinen „Eugenius Onegin" schloß, und die man blos für leere Äußerungen in Byron'scher Manier hielt, eine eigne Bedeutung. Außer der nur genannten erzählenden Dichtung, einer Nachahmung des „Childe Harold" und „Don Juan" zugleich, und dem 1831 erschienenen „Boris Godunof", einem höchst seltsamen Drama, dessen Handlung 14 Jahre umfaßt, zu Moskau, Krakau und an vielen andern Orten spielt, in Form und Behandlung Grabbe's „Napoleon" vergleichlich, hat, so viel uns bekannt, der russische Dichter in den letzten Jahren keine größere selbständige Arbeit geliefert und nur mit kleinern Musespenden einzelne periodische Schriften bedacht.

Den vielen Stimmen, die neuerlich, besonders aus seinem Vaterlande über P. vernommen wurden, gesellte sich auch die eines reisenden Franzosen, der, G. Lam... unterzeichnet, im „Temps" Einiges über die Persönlichkeit und den Charakter des Dichters mittheilt, den er in einer frühern Periode kennen lernte. Da die Angaben des Franzosen weder den Äußerungen Puschkin's über sich selbst im letzten Abschnitte des „Onegin", noch den Nachrichten widersprechen, die nach seinem Tode über ihn verbreitet wurden, so stehen wir nicht an, der nur gedachten Mittheilung Folgendes zu entheben.

„Puschkin gehört seiner Geburt wie seinen Verbindungen nach zu den angesehensten Russen. Seine auf der Akademie zu Petersburg begonnenen Studien waren durch außerordentliche Erfolge be-

zeichnet; aber früh wurden auch schon hier die Fehler entwickelt, die seine Laufbahn so stürmisch machten. Anspruchsvoll und schneidend im Urtheil, ertrug er keine Art von Widerspruch. Aus Besorgniß, daß seine Feder und sein Wort ihm nicht immer die Überlegenheit sichern möchten, welche sein Ehrgeiz heischte, übte er sich zeitig in den Waffen aller Art, und zwar mit Erfolg; er ward ein gefährlicher Duellant."

„Seine ersten schriftstellerischen Versuche waren Fabeln, die ausnehmend gute Aufnahme fanden. Puschkin konnte keine bessere Dichtart als diese finden, um ungestraft die Pfeile seines Spottes und Hohnes zu versenden; die Muse verlieh ihm Reiz und stattete seinen Styl mit Vorzügen aus, deren man bis dahin seine Muttersprache gar nicht fähig gehalten hatte."

„Kaum 20 Jahre alt erfuhr P. im Theater Kotzebue's Ermordung. Der von dieser Kunde überraschte Fabulist stieß freche Äußerungen gegen die kaiserliche Loge aus. Er kam in Untersuchung und ward nach Sibirien verwiesen. Alexander jedoch schickte ihn, in Berücksichtigung seines Talents und seiner Jugend und auf Vorbitte seiner Familie, nach Bessarabien. Als Aufenthaltsort ward ihm die Hauptstadt dieses Gouvernements, Kischeneff, angewiesen. Diese Stadt ist von geringem Umfange, die Häuser haben nur ein Erdgeschoß, der Wohnsitz des Gouverneurs gilt als ein seltenes Werk der Baukunst, weil dies Gebäude, einen Stock höher als die andern, mit seinem Strohdache alle überragt."

„Puschkin fand in dem Militairgouverneur einen Freund seiner Familie, der ihm Tisch und Wohnung bei sich anbot. Er schloß sich eng an den Untergouverneur Krupinski an, der, von Geburt ein Grieche, mit einer Russin vermählt war; in diesem Hause lernte ich den bizarren Schriftsteller kennen."

„Puschkin war nicht groß von Gestalt. Seine kurzen lockigen Haare umgaben ein Gesicht, das immer von Geist strotzte, oft von Genie sprühte, auf welchem aber bisweilen auch ein Ausdruck von abstoßender, wilder Ironie thronte. Er war ein Gelehrter aber ein russischer, und durch und durch Russe. Er war nie aus seinem Vaterlande gekommen und kannte die andern Länder Europas nur aus den Beschreibungen seiner Landsleute, welche dieselben besucht hatten, oder der Fremden, deren Heimat jene Länder waren. Nichtsdestoweniger sprach er mit seltener Vollkommenheit Deutsch und Französisch und war mit unsern classischen Schriftstellern vertraut, sein Wissen überhaupt tief."

„Er war ein sehr geistreicher Caricaturist. Jeden Abend wanderte er, mit einem Stück Kreide versehen, an den Spieltischen umher und malte auf die Ecken derselben die Bildnisse der Spieler. Diese komischen Skizzen belustigten unaufhörlich die Gesellschaft. Dann setzte er sich selbst zum Spiel, von dem er um 10 Uhr des Abendessens wegen aufstand, und wenn dieses beendigt war, bis zum Morgen fortspielte. In diese Leidenschaft und den Zweikampf theilte sich sein Leben."

„Er affectirte einen schamlosen Cynismus und empfing die Besuche im Bett, in welchem er ganz unbekleidet lag. Ein Widerspruch in dem Wesen dieses scharf ausgeprägten Nationalrussen war, daß er von Religion nichts wissen wollte und überaus gern den Atheismus zur Schau trug. Voltaire und Rousseau nannte er Schwachköpfe, weil sie an einen Gott glaubten."

„Von seinen zahlreichen Duellen erinnere ich mich vorzüglich zweier. Das eine war mit einem französischen Emigranten, Baron C..., der, weil ihm die Wahl der Waffe zustand, wegen der furchtbaren Überlegenheit seines Gegners im Schießen mit Pistolen — die Flinte vorschlug. Über diese neue Art von Zweikampf brachen die Secundanten in lautes Gelächter aus, man versöhnte sich und die Sache ward rückgängig; denn Puschkin lachte gern. Den folgenden Tag, wahrscheinlich um sich für diesen Unfall zu entschädigen, suchte Puschkin Händel mit einem andern Franzosen in russischen Diensten, dem Obersten L.... Nachdem vier Kugeln ohne Erfolg gewechselt waren, erklärten die Secundanten den Kampf für beendigt, obgleich die Gegner sich dabei nicht beruhigen wollten, am wenigsten Puschkin, der verwundert und beschämt über seine Ungeschicklichkeit, und untröstlich war, daß auch aus dieser zweiten Sache nichts geworden sei."

„Asien wurde in jener Zeit von Heuschrecken verheert; diese Plage erreichte auch Bessarabien, und der Gouverneur bot zu ihrer Abwendung Bauern und Soldaten auf, mit Kupfergeschirr und Trommeln versehen, deren Lärm die Schwärme verscheuchen sollte. Schweine waren beigegeben, um die Heuschrecken zu fressen, die der Lärm nicht verjagt hätte. Der Gouverneur trug Puschkin auf, diese Expedition anzuführen; dieser aber lehnte die ihm zugedachte Ehre mit der Erklärung ab, er verstehe sich weder mit Insekten zu schlagen noch Schweine zu hüten. Er machte auf die ganze Sache Caricaturen, die allgemein belustigten."

Der Franzose sagt am Schlusse noch, die neuen Werke, die Puschkin in der Verbannung geschrieben, hätten seine Zurückberufung nach Petersburg veranlaßt; er aber habe ihn seit der Zeit aus dem Gesichte verloren. 141.

Literarische Notiz.

Aus der Feder des geistreichen und vielseitigen Simonde de Sismondi ist vor Kurzem in Paris der erste Theil seiner „Etudes sur l'économie politique" erschienen, eine Sammlung von früher bereits in Zeitschriften erschienenen Aufsätzen, welche sich an seine im vorigen Jahr herausgekommenen „Etudes sociales" anschließen. Der Inhalt zerfällt in nachstehende einzelne Abhandlungen: 1) „Balance de consommations avec les productions", 2) „Du revenu social", 3) „Quelle est la distribution de la richesse territoriale qui procure le plus de bonheur à la société?" 4) „De la condition des cultivateurs de race gaëlique en Ecosse, et de leur expulsion", 5) „De la condition des cultivateurs irlandais et des causes de leur détresse", 6) „De la condition des cultivateurs en Toscane", 7) „Des devoirs du souverain envers les cultivateurs irlandais, et des moyens de les tirer de leur détresse", 8) „Des effets de l'esclavage sur la race humaine", 9) „De la marche à suivre pour retirer les cultivateurs nègres de l'esclavage". In diesen Abhandlungen zeigt sich auf befremdliche Weise Hr. v. Sismondi als heftigen Gegner des Maschinenwesens, welches er als die Hauptquelle des jetzt herrschenden Pauperismus ansieht. 11.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Montag, —— Nr. 93. —— 3. April 1837.

Justinus Kerner.

(Fortsetzung aus Nr. 92.)

Das Phänomen steht wahrhaftig einzig da in der neuern Geschichte, und wer, auch mit dem reichbegabtesten Verstande, stände nicht verblüfft und staunend davor wie der irrende Ritter vor dem verschlossenen Thor eines Zauberpalastes, das er ohne magische Kraft nicht zu öffnen vermag? Zwar gibt es zwei Wege, sich den ganzen Teufelsspuk auf die leichteste Weise vom Halse zu schaffen: der eine nämlich, mit Hrn. Kerner das Ganze für baare Münze zu nehmen und Alles der Einwirkung eines unseligen und noch nicht zur Ruhe gekommenen Geistes zuzuschreiben; der andere aber, Alles für eitel Betrug und Lüge zu erklären. Allein um dem erstern zu folgen, thut uns der gesunde Menschenverstand Einsprache und hindert uns die Scheu vor ägyptischer Finsterniß; den andern aber vertritt uns die ganze Form der Untersuchung, die, wenn sie auch im Einzelnen Manches zu wünschen übrig läßt, doch im Ganzen das Gepräge der amtlichen trägt, sowie das Zeugniß vieler, zum Theil anerkannt achtbarer und unbefangener Personen. Das Ableugnen und Verwerfen von Erscheinungen blos deshalb, weil sie isolirt dastehen, und weil wir sie nicht den bekannten Gesetzen der Natur anpassen können, ist bloßer Nothbehelf der Bequemlichkeit und Selbstgenügsamkeit; es dient auch nur so lange, bis uns wohlbegründete Thatsachen über den Kopf wachsen und sich nicht mehr abweisen lassen. Gar Manches, was man in frühern Zeiten für Trug und Märchen gehalten, hat sich in der Folge der Zeit als wahr erwiesen und erscheint wenigstens dem prüfenden Verstande nicht mehr als fremd, ja, für gar Manches hat er sich wenigstens eine nothdürftige Erklärung zusammengebraut und ist eitel genug, zu glauben, den Grund davon erfaßt zu haben, obschon er im Grunde weiter nichts gethan hat, als ihn einem andern Etwas zugeschoben zu haben, was für ihn ebenso unerklärlich ist als Das, was er erklärt zu haben vermeint. Sehr wahr sagt daher Lichtenberg:

> Ich bin so sehr überzeugt, daß wir von dem uns Begreiflichen so viel als nichts wissen, und wie viel mag noch zurück sein, das unsere Gehirnfibern gar nicht darbilden können! Bescheidenheit und Behutsamkeit in der Philosophie, zumal in der Psychologie, geziemt uns vorzüglich.

Uns dünkt, dies finde seine vollkommene Anwendung auf unser merkwürdiges Ereigniß zu Weinsberg. Leugnen wollen wir es nicht, weil wir es nicht begreifen, auch würde es noch zu früh sein, davon eine Erklärung zu wagen; aber die Zeit wird sicher den Schleier lüften, der es umhüllt. Irren wir nicht, so ist das Terrain, auf dem das ganze wunderbare Phänomen spielt, ein noch gänzlich unbekanntes, psychologisch-physisches, und die Psychologen und Physiker werden sich bei Erforschung desselben in dieses Terrain zu theilen haben. Schon jetzt zeigen sich uns in demselben einige Anknüpfungspunkte mit andern bekannten physischen und psychologischen Erscheinungen, die wir nicht außer Acht zu lassen bitten.

Besonders auffallend ist die Verwandtschaft mancher Erscheinungen mit denen der Elektricität, so die Empfindung wie von Ameisenlaufen, welche mehre Personen fühlten, die Töne, vergleichbar den Entladungen einer leidener Flasche, das Wehen eines kalten Windes, die eigenthümliche Helle, die phosphorescirenden Sternchen u. s. w. Obwol wir nun bisjetzt nicht zu erklären im Stande sind, wie dergleichen Erscheinungen als reine Erzeugnisse animaler Elektricität ohne Zuthun von Maschinen und leidener Flaschen entstehen, so finden wir doch schon ähnliche Vorgänge von andern Beobachtern aufgezeichnet, und es liegt eben nichts Ungereimtes in der Annahme, daß es eigenthümlich organisirte Menschen gebe, bei denen eine solche ungewöhnliche Elektricitätsentwickelung stattfindet, daß sie auch für Andere sichtbar und fühlbar wird. Bekannt ist es, daß bei manchen Menschen Funken ausströmen, wenn sie ihr Haar im Finstern kämmen, und Ref. kannte selbst einen jungen Mann, bei dem, wenn er seine Fingerglieder bewegte, ein Knistern gehört wurde, ganz dem ähnlich, wie wenn man Funken aus dem Conductor einer Elektrisirmaschine zieht, ein Knistern, das nach einiger Zeit wieder aufhörte, wenn auch der Mann fortfuhr, die Finger zu bewegen. Nach Wolfart („Jahrbücher", Bd. 1, St. 2, S. 246) strömten von dem Magnetiseur, wenn er Andere berührte, auch dem wachenden Menschen sichtbare Funken unter dem Gefühl einer elektrischen Erschütterung aus, und bei Strombeck's Somnambule (S. 58) fühlte die für sie ein bestimmtes von ihr gefodertes Maß Getränk abmessende Person jedesmal einen elektrischen Schlag in dem Arme, sobald das Maß voll war. Bei einer an heftigen Krämpfen leidenden Per-

son (s. Hufeland's „Jounal der prakt. Heilkunde", Bd 5, St. 4, S. 841) hörte man, während sie wahrscheinlich im somnambulen Schlafe lag und ihr Hände und Beine zu zittern anfingen, ein deutliches Klopfen in drei Schlägen, grade so, als wenn Jemand mit dem umgekehrten Finger an die Bettsponde schlüge. Dies Klopfen geschah oft in drei Schlägen schnell hintereinander, aber auch oft in langen Absätzen. Drei Schläge erfolgten aber immer. Das Bette, worin die Patientin lag, stand an einer Wand, die an eine ziemlich weite und ganz zu übersehende Kammer grenzte, war durch eine Leiste am Fußboden einen guten Zoll davon entfernt; dessenungeachtet konnte man das Klopfen beim ersten Anfange in der Kammer weit deutlicher hören als im Zimmer selbst; denn es fing leise an und endigte lauter. So wenig die Patientin von allen äußern Eindrücken in diesem ekstatischen Schlafe empfand, und so laut man an das Bette klopfen konnte, ohne daß sie etwas davon zu fühlen schien, so wurde sie gleich bei diesem Klopfen unruhig. Beim ersten Anfange pflegte sie gemeiniglich „Herein" zu rufen, weil sie vielleicht die Idee eines Fremden damit verbinden mochte, der an der Thüre klopfte. Wurde es aber stärker, so sprang sie auf, wollte fort, und es gehörte die Kraft zweier starker Menschen dazu, sie zu halten. Dann folgten alle möglichen Arten von Krämpfen aufeinander. Dies dauerte mit dem Klopfen bis gegen Morgen, und nachher bis 12 oder 1 Uhr fort. Sie hörte dasselbe sehr oft und sehr laut, selbst außer ihrem Körper, wenn sie, einige Mattigkeit ausgenommen, sehr wohl und völlig bei Sinnen war, und mehre Personen waren dabei zugegen, die es alle sehr deutlich hörten. Einmal schlug es sehr lebhaft in drei Absätzen dreimal an zwei Thüren, die in ihr Zimmer gingen, fast zu gleicher Zeit, und dies war an einem guten Tage, wo man ihre baldige Genesung hoffte. Ihr Arzt hielt sie während der Anfälle mit vieler Mühe auf seinem Schoose und hörte auch da das Klopfen sehr deutlich hinter seinem Rücken am Stuhle. Derselbe machte alle möglichen Versuche, veränderte die Zimmer, legte die Kranke in eine Hängematte, woraus alles Holz genommen war, es blieb immer dasselbe. Er ließ sie im Sommer auf dem Lande wohnen; aber auch da hörte er einige Male das Klopfen. Einmal war es da so stark, daß man hätte glauben sollen, es schlüge Jemand mit einem Beile aus allen Kräften an die Sponde. Diesmal waren aber die Krämpfe auch sehr heftig. Die Kranke hatte es schon an guten Tagen unter ihrem Arme, den sie von ungefähr in die Fensterbank gelegt hatte, klopfen hören.

Wenn nun auch zur Erklärung aller dieser Vorgänge unsere physikalischen Kenntnisse bisjetzt nicht ausreichen, so dünkt uns doch, es gehe daraus mit ziemlicher Gewißheit hervor, daß es organisch-elektrische Zustände gebe, in denen der Mensch auch gegen seinen Willen Erscheinungen aus sich hervorbringen könne, die auch den Sinnen Anderer sichtbar, hörbar und fühlbar werden. Wir würden freilich, erhübe sich anders dieser Satz zum Erfahrungssatz, noch immer nicht viel gewonnen haben, denn von den eben erwähnten Phänomenen ist immer noch ein weiter Weg bis zur Erklärung der Geistererscheinungen, wie sie uns die Geschichte der Eslinger vor Augen stellt; allein wir haben wenigstens so viel damit gewonnen, daß wir sie auf den Boden der organischen Physik gezogen haben, dem sie unbezweifelt angehört, und uns dabei die Irrgänge auf dem Gebiete der Mystik ersparen. Übrigens ist ja die Erzeugung eines elektrischen Funkens, einer Erschütterung, eines Schlages an die Bettsponde, ohne physikalische Hülfsmittel, ein ebenso großes Problem als die eines Schattens, eines phosphorescirenden Lichtes und alles des zauberhaften Spukes, wie es in der Geschichte der Eslinger vorkommt, und hätten wir nur einmal den Schlüssel zu den erstern Erscheinungen gefunden, so würde er hoffentlich auch zu dem Schlosse passen, das vor der letztern liegt. Denken wir uns vollends die ganze romanhafte Geschichte der Eslinger von einem Geiste, der erlöst sein will — eine Geschichte, die ja lediglich nur auf ihrer Aussage beruht —, hinweg, so bleibt davon nichts übrig als jene eigenthümlichen Sinneseindrücke auf Gesicht, Gehör, Gefühl, Geruch, wie sie gar wohl aus einem eigens organisirten, mit einem hohen Grade von organischer Elektricität begabten Körper erzeugt und auf Andere übergetragen werden können. Es ergäbe sich dann für den Menschen ein Vermögen, gleich dem des Zitteraals, elektrische Wirkungen aus sich heraus auch auf Andere zu übertragen. Wir wünschten wol zu wissen, was sich ergeben haben würde, hätte man die Eslinger auf einen Isolirschemel gesetzt.

In die Realität jener ganzen Geschichte aber müssen wir große Zweifel setzen. Sie gleicht, wenn wir sie mit vielen bekannten Geschichten von Somnambulen in Parallele stellen, diesen wie ein Ei dem andern, nur mit dem Unterschiede, daß, während dort die Somnambule von dem Geiste erlöst, d. h. von geistigen und körperlichen Gebrechen gereinigt, hier der Geist von der Kranken erlöst und entsühnt wird. Hier wie dort geschieht die Entsühnung vorzugsweise durch Fasten und Gebet, erscheint der Geist periodisch in Lichtgestalt, unterwirft sich der Wille der Kranken dem des Geistes, steigert sich das Vermögen des innern Schauens allmälig zu höhern Graden, bezeichnet der Geist Ort und Stunde zur Vollziehung irgend einer Handlung, mit der das Drama gewöhnlich sein Ende erreicht. Doch wir würden uns hier zu weit von unserm Ziele entfernen, wollten wir diese Vergleichung weiter fortsetzen, ein Blick in die bekannten Werke über den thierischen Magnetismus kann aber jeden unkundigen Leser von der Richtigkeit derselben überzeugen.

Hier tritt uns nun Hr. Dr. Kerner mit der Einwendung entgegen, daß an der Eslinger nie ein magnetischer Schlaf und am allerwenigsten eine magnetische Ekstase, in der sie bewegungslos gelegen wäre, ja nicht einmal ein Krampfanfall bemerkt worden sei; sie selbst habe behauptet, nie mit einer Krankheit behaftet gewesen zu sein. Allein über den frühern Gesundheitszustand derselben, und namentlich zu der Zeit, wo in ihr jenes innere Schauen erwachte, fehlen alle Beobachtungen, und ihre eigne Behauptung, daß sie immer gesund gewesen, kann wenig-

Digitized by Google

stens dem Arzte nicht genügen. Ja, wie können es Hrn. Kerner nur als eine große Übereilung anrechnen, daß er während des ganzen Vorganges über ihrer psychischen Seite ihre physische ganz vergißt und auch mit keiner Sylbe erwähnt, wie ihre organischen Verrichtungen, vorzüglich die der Generationsorgane beschaffen gewesen sind. Kaum läßt sich denken, daß dieselben bei einer Frau, die so viele Nächte ohne Schlaf im Gebet und Fasten zubringt und noch obendrein auf zwiefache Weise durch die weltliche Strafe und durch die nächtlichen Erscheinungen geängstigt wird, ungestört geblieben sein sollten. Ferner deuten die Halskrämpfe und die Erstickungsanfälle, die sie öfter auf die Berührung des Geistes bekam, deutlich genug auf einen krankhaften Zustand hin. Angenommen aber auch, daß sonst keine krankhaften Erscheinungen wahrgenommen worden wären, kann das Vermögen, Geister zu sehen, nicht an und für sich ein krankhafter Zustand sein? Sind Dr. Wezel in Leipzig, der so oft den Geist seiner Frau sah, der englische Maler Black, dem die Geister alter Helden erschienen, mit denen er conversirte, die er abmalte u. s. w., und viele andere Geisterseher der Art keine Kranke gewesen? Aber der Verf. gibt uns zu bedenken, daß viele Erfahrungen gleicher Art (von gleichen Lichterscheinungen, Tönen, Empfindungen u. s. w.) vorhanden seien, wo gar keine Mittelsperson, von der das Phänomen ausgehen konnte, aufzufinden ist, wo derlei Jahre lang in Häusern von den verschiedensten Bewohnern beobachtet wurde, ohne daß da eine magnetische oder andere Person von beweglichem Nervengeiste hätte im Spiel sein können, die vermögend gewesen wäre, all dies aus sich zu erzeugen. Indessen fragt sich hier nun wieder, ob die Menschen, die dergleichen Erfahrungen machten, gesund waren. Auch ist es uns sehr wahrscheinlich, daß es bisjetzt noch unbekannte Stoffe in der Natur gibt, die bei manchen Menschen Visionen zu erzeugen fähig sind. Uns fällt dabei die sonderbare Geschichte ein, wo eine Anzahl französischer Truppen, die wegen des Mangels an Raum in eine Kirche (wir glauben in Spanien) einquartirt worden waren, des Nachts plötzlich Alle aus dem Schlafe aufsprangen, weil ihnen die Geister keine Ruhe ließen. Auch gehören hierher die Incubationen der Alten, die Hexensalben, die Räucherungen u. s. w. Benvenuto Cellini erzählt in seiner Lebensgeschichte, daß er bei einer Teufelsbeschwörung zugegen gewesen, die ein sicilischer Geistlicher eines Nachts im Coliseum zu Rom unternommen habe. Unter den Beschwörungen, welche über 1½ Stunden dauerten, wurde stetig mit asa foetida und „mit kostbarem, auch mit bösem Rauchwerke" geräuchert. Darauf erschienen viele Hundert Legionen Teufel, welche das ganze Coliseum füllten und auf Befragen von kommenden Dingen durch den Beschwörer Antwort gaben. Ein Knabe, der mit zugegen, hatte die gräßlichsten Visionen. Als sie endlich gegen den Morgen aus dem Zauberkreise traten, sahen zwar die Erwachsenen keine Teufel mehr; aber den Knaben verfolgten zwei Riesen von denen, die er schon im Coliseum gesehen, bis sie nach Hause kamen. Die folgende Nacht träumten sie Alle von Teufeln.

Wir wollen nun zwar keineswegs behaupten, daß bei der Eslinger dergleichen Räucherungen im Spiele gewesen seien, da sich diese wol dem Geruchsinne der mit ihr im Gefängniß eingeschlossenen Personen auf andere Weise verrathen haben würden als durch einen momentanen Modergeruch; aber konnte sie, „die sich früher in betrügerische Schatzgräberhändel eingelassen", nicht dennoch im Besitz von Mitteln sein, mit Hülfe deren sie in sich selbst das Vermögen, Geister zu sehen, hervorrief, ein Vermögen, das sich dann auch auf Andere übertrug?

Herr Kerner sträubt sich sehr gegen die Annahme, daß jene Erscheinungen von der Eslinger ausgegangen seien, und meint, daß, wenn sie von ihrem Willen abhängig gewesen wären, sie sie ganz ad libitum da oder dort hätte hinsenden können, so hätte sie dieselben gewiß vor allen andern Personen zu denjenigen gesendet, die sie damit zum Nutzen in ihrer Schatzgräbergeschichte hätte täuschen und hinters Licht führen können, und hätte sie auch noch nachher, zu Gunsten ihres Processes, solchen zugesendet. Allein wenn man auch das Letztere zuzugestehen genöthigt ist, da ja das Phänomen auch zu Personen kam, die sie gar nicht kannte, so ist doch das Erste damit noch nicht erwiesen. Am wenigsten möchten wir daraus folgern, daß jenes Phänomen für sich als eine objective Realität mit eignem Willen bestand.

Daß die Gesammtheit der Erscheinungen von der Eslinger, als ihrem Focus ausstrahlte, geht schon daraus hervor, daß sie erst von ihrem Erscheinen in dem Gefängniß zu Weinsberg auftraten und mit ihrem Austritt verschwanden. Mit Ausnahme weniger Personen standen aber auch alle übrigen in näherm oder entferntern Rapport mit ihr, und von diesen ist es erwiesen, daß sie mehren von ihnen willkürlich das Phänomen zuschickte. Hing aber auch dieses nicht jedesmal von ihrem Willen ab, so geht doch aus mehren Beobachtungen unwidersprechlich hervor, daß es sowol bei ihr als bei Andern kein wirkliches Sehen, Hören, Fühlen u. s. w. war, wodurch es sich ihren Sinnen kund gab, mit einem Worte, daß es keine Realität hatte, sondern nur, gleich dem Funkensehen in der Dunkelheit oder den Traumbildern in ihrem Gehirn existirte. Die Frau sagt selbst (S. 15): „daß sie die Erscheinung auch bei geschlossenen Augen sehe", oder wie Kerner hinzufügt, „also hauptsächlich durch ein inneres magnetisches Schauen, was bei allem Sehen von solchen Dingen wahrscheinlich stattfinde" (also doch Magnetismus? Haben etwa die Schutzgeister und andere Erscheinungen, welche Somnambulen in ihrem Schlafe zu sehen vorgeben, auch Realität?); sie sagt ferner (S. 26): „es sei ihr sonderbar, daß jedesmal, ehe der Geist wieder zu sprechen anfange, sie zum voraus fühle, daß er jetzt sprechen werde" (also ein Hören ohne mechanisches Ohr von Etwas, was doch Realität hat?). Mehr als alles Andere sprechen folgende Beobachtungen für diese unsere Meinung:

Symbolisch und voraussagend, gleichsam als zweites Gesicht, figurirte der Geist vor der Eslinger auch oft noch lebende Personen, die er dann mit sich vor das Schauen derselben, wie sie leibten und lebten, brachte, z. B. den Herrn Oberamtsrichter Heyd, Hrn. Kerner u. s. w., eine Erscheinung, die auch der Mitgefangenen F. zugleich mit dem Geiste sichtbar wurde.

S. 41:

Als später zur Beobachtung der Eßlinger mehre der in diesen Actenstücken angeführte Herren in ihr Gefängniß kamen, behauptete sie, dieselben schon früher durch solche ihr vom Geist gemachte Figurirungen vorausgesehen zu haben, und verwunderte sich, die gleichen Gestalten jetzt in Wirklichkeit zu sehen.

In der That, man muß sich wundern, wie hier die Geisterseherin, wie ihr Advocatus diaboli so ganz aus ihrer Rolle fallen. Die Erstere sieht mit gleicher Fertigkeit, neben ihrem längst entschlafenen Geiste, auch lebende, ihr bekannte und unbekannte Personen, und der Letztere schiebt diese bedeutungsvolle Erscheinung als unwesentlich bei der ganzen Sache, mit den Worten: symbolisch, zweites Gesicht, bei Seite, während er dem unverschämten Geistesgesellen, als einer realen Person, willig und mit dem gehörigen Respect Thür und Thor öffnet. Uns bedünkt, daß, wenn sich auch nichts Anderes weiter gegen die ganze Sache sagen ließe, schon diese Beobachtungen hinreichend wären, um dem Ereigniß, als reale Erscheinung, den Todesstoß zu versetzen.

Endlich spricht auch der Umstand, daß einige Personen das Phänomen sahen, hörten u. s. w., andere dagegen nicht, dafür, daß es an sich keine Realität hatte; denn was auch Hr. Kerner dagegen einwenden möge, z. B. daß zum völligen Schauen einer solchen Erscheinung auch das Vermögen des Eintretenkönnens eines völligen Rapports mit ihr gehöre, und daß ein solches Vermögen nur Menschen besitzen, die von Natur die Gabe des innern Schauens haben, so sind wir doch der festen Überzeugung, daß Etwas, was überhaupt so qualificirt ist, daß es von einem Menschen gesehen, gehört u. s. w. werden kann, auch von dem andern gesehen, gehört u. s. w. werden müsse, wenn er anders gesunde Sinne hat. Denn sind die Sinnenwahrnehmungen, auf welchen doch die ganze Realität des Phänomens beruht und beruhen soll, selbst noch dem Zweifel unterworfen, was bürgt uns dann für die Wahrheit der ganzen Erscheinung? Wir sind eher geneigt anzunehmen, daß sich von der Seherin aus nach verschiedenen Radien hin eine bestimmte Sphäre der Wirksamkeit bilde, und daß nur Diejenigen, welche zu diesem Kreise gehören, d. h. die erforderliche Receptivität zur Aufnahme des geistigen Contagiums haben, auch davon afficirt werden, grade wie dies auch bei andern Ansteckungsstoffen der Fall ist. Wir glauben nicht, daß diejenigen Personen, die das sonderbare Phänomen auf irgend eine Weise wahrnehmen, deshalb von Natur die Gabe des innern Schauens haben müssen, sondern nur die nöthige Empfänglichkeit für geistige Ansteckung.

(Die Fortsetzung folgt.)

Der Dorfmagnat. Ein schweizerisches Gemälde aus der neuern Zeit von Dr. v. Werd. St.-Gallen, Wartmann und Scheitlin. 1836. Gr. 8. 8 Gr.

Eine Broschüre von 72 Seiten, die ihren Ursprung den neuesten Wirren in der Schweiz verdankt, schwerlich aber dazu beitragen wird, dieselben zu lösen. Der Verf. hat versucht, Das, was ihm — und zwar mit Recht — am Treiben der Gegenwart in seinem Vaterlande misfiel, in einer Art von Novelle oder Erzählung humoristisch-satirisch darzustellen, doch ist ihm das nicht besonders gelungen. Am Schlusse sagt er hierüber selbst: „Sollte sich Einer, der alles Vorige durchgelesen hat, gelangweilt haben, so ist es mir freilich in der Seele leid; aber ich kann Niemanden verargen, was mir mehre Male während dem Schreiben selbst begegnet ist." Ein solches Erkennen findet man nicht oft in Israel und ist dasselbe schon deshalb rühmenswerth. Über seine Absicht bei Herausgabe der Broschüre sagt er noch außerdem: „Sie ging dahin, einige Züge, aufgefaßt in der Physiognomie der Zeit, in einzelne Gemälde auszumalen. Diese Gemälde wären Zeitungsartikel geworden, wenn in unsern Zeitungen für andere Gegenstände Raum wäre als für die Tagespolemik." Hierauf könnte man bemerken: der Raum der Zeitungen ist allerdings auch nur für die Tagesereignisse mit ihrer Polemik bestimmt, zu andern Reflexionen gibt es Blätter übergenug, überhaupt aber dürfte es vielleicht ein ganzes Stück besser um uns und unsere Zeit stehen, wenn statt dem vielen Reden und Demonstriren, mehr gehandelt und wahrhaft gethan würde. 15.

Notizen.

Die Statistik von Paris vom J. 1835 lehrt, daß in diesem Jahre eheliche 9637 Knaben und 9207 Mädchen in Privatwohnungen geboren wurden. Die Zahl der außerehelichen betrug in Privathäusern 2747 Knaben und 2669 Mädchen. In den Spitälern wurden im Ganzen 517 eheliche Kinder, dagegen aber 4444 uneheliche geboren. Welch ungeheurer Contrast! Die Zahl der unehelichen Geburten betrug mithin in der Hauptstadt der Welt über ein Drittheil von der Zahl der Geburten überhaupt. 2459 dieser unehelichen Kinder wurden von den Vätern anerkannt. Die Totalsumme der in der Morgue ausgestellten Leichname betrug 226 männlichen und 42 (?) weiblichen Geschlechts. Die Totalsumme der Geburten 29,792, der Verstorbenen 24,792, also ein Plus der erstern von 5000. Durch ganz Frankreich gerechnet, ergibt sich für 1835 eine Zunahme der Bevölkerung von 166,338 Seelen. — Hiernächst wollen wir noch bemerken, daß die Pariser in demselben Jahre für 1,120,562 Francs Austern consumirt haben.

Der londoner Buchhändler-Unterstützungsverein, worüber wir in Nr. 68 d. Bl. bereits eine Notiz gaben, hat nunmehr seine Chargirten und Beamten gewählt, die für die Jahresversammlung von 1838 in Function treten. Die Liste derselben ist folgende: Präsident: C. Orme. Acht Vicepräsidenten: Colburn, Duncan, Longman, Murray, John Rickes, Newman, R. Saunders, T. Tegg. Sechs Honorar-Vicepräsidenten: Bonsor, Clowes, Clement, Dickinson, Gardiner, Spottiswood. Vier Curatoren: Der Lordmayor von London, E. Hodgson, J. Nisbet, Richardson. Ein Schatzmeister: T. Brown. Drei Auditoren: Burnside, Eden, Nattali. Siebenundzwanzig Directoren: Bagster u. s. w. Ein wahrhaft enormes Personal! Acht Vicepräsidenten sind wirklich unerhört in der Geschichte des europäischen Präsidentenwesens. Bei dieser ungeheuern Vorsicht läßt es sich beinahe apriorisch bestimmen, daß es dieser Buchhändlercorporation und ihren Meetings nie an einem Präsidium fehlen wird. Siebenundzwanzig Directoren! Wir sind der Meinung, daß, selbst wenn die projectirte Universalmonarchie Napoleon's zu Stande gekommen wäre, er für seine sämmtlichen Provinzen nicht 27 Directoren gebraucht haben würde.

Das schätzbare Werk des Prof. Lorenz (ehemals in Halle, gegenwärtig in Petersburg): „Leben Alcuin's", ist von Mistreß Slee ins Englische übersetzt. Die Revision dieser wohlgelungenen Übersetzung ist besorgt von Mr. Tiarks, Prediger der deutsch-protestantischen Gemeine in London, einem gelehrten und sachverständigen Manne, der auch Verfasser mehrer schätzenswerther Erziehungsschriften ist. 11.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Dienstag, — Nr. 94. — 4. April 1837.

Justinus Kerner.

(Fortsetzung aus Nr. 93.)

Trotzdem daß Hr. Kerner eine solche Ansteckung nicht gelten lassen will und dagegen besonders die Beobachtungen geltendmacht, wo dieses Phänomen auch in Häuser und zu Menschen kam, die die Eslinger, an der es haftete, nie sahen, mit ihr in keine Berührung kamen, müssen wir doch dabei stehen bleiben. Nehmen wir auch hier wieder analoge Erscheinungen zu Hülfe. Jung Stilling erzählt („Theorie der Geisterkunde", S. 78), ein Amerikaner habe die Fähigkeit besessen, willkürlich, während sein Körper wie der eines Todten lag, sich in entfernte Gegenden zu versetzen und dort befindlichen Menschen in der Gestalt seines Körpers zu erscheinen. Die Frau eines Schiffscapitains, deren Mann nach England gesegelt war und über die Zeit ausblieb, ersuchte, hierüber bekümmert, diesen Seher, ihr zu sagen, wo ihr Mann sei. Er ging in ein Nebenzimmer, fiel hier in den angegebenen Zustand und berichtete, nachdem er zurückgekommen, er habe ihren Mann in London gesprochen und dessen baldige Rückkehr erfahren. Als dies geschehen, traf der Schiffscapitain zufällig den Seher an einem dritten Orte und erkannte in ihm Denjenigen, mit welchem er genau zu jener Zeit, als der Seher der Frau desselben Nachricht gegeben, in London gesprochen hatte. Auf gleiche Weise erschien die hellsehende Auguste Müller (s. Dr. Meier's „Höchst merkwürdige Geschichte der magnetisch hellsehenden A. Müller", S. 95) ihrer entfernten Freundin. Van Ghert's, Lehmann's, Kieser's und Anderer Somnambulen steckten fast alle sich ihnen nähernde und für die magnetische Kraft besonders empfängliche Menschen an. Der somnambule Anton Arst erzeugte in seinen Gespielen durch seine bloße Nähe dasselbe Phantasiebild, welches ihm erschien (Kieser's „System des Tellurismus", Bd. 2, S. 213). Berührt ein Seher auf den schottischen Inseln im Augenblicke des zweiten Gesichts einen Andern, so entsteht dasselbe Gesicht auch in diesem, ebenso in einzelnen Fällen bei Thieren, und zwar vorzüglich Hausthieren, Kühen, Pferden, Hunden, Störchen. Ferner gehören hierher die verschiedenen, tief in dem Glauben des Volkes haftenden und durch keine Philosophie wegzuraisonnirenden Ahnungen, Anzeichen und Vorbedeutungen, die Geschichte der Convulsionnairs am Grabe des Abt Paris, Wesermann's Traumerzeugungsgabe u. s. w.

Alle diese Beobachtungen sprechen für die Möglichkeit einer Übertragung und Mittheilung des geistigen Ansteckungsstoffes auf Andere. Wie weit sich die Wirkungssphäre desselben erstrecke, und ob er nicht auch in distans wirken könne, wissen wir nicht; wissen wir es doch von andern handgreiflichern Ansteckungsstoffen nicht. Indessen dürfen wir aber auch bei einer solchen actio in distans an einer Vermittelung der Ansteckung nicht zweifeln, wenngleich uns die Mittelglieder der Kette unbekannt sind. So z. B. hatte zwar die Seherin Eslinger den Landschaftsmaler Dörr von Heilbron nie gesehen, stand sie aber nicht mittelbar durch Hrn. Kerner und die mit ihm gekommenen und im Gefängniß zurückgebliebenen Freunde mit ihm in geistigem Rapport? und wird dies nicht auch bei Andern der Fall gewesen sein, denen sich der vermeintliche Geist sichtbar oder hörbar machte?

Wir fühlen wol, daß wir durch alle diese unsere Bemerkungen den Schleier, in den diese sonderbare Geschichte gehüllt ist, nicht weggenommen, vielmehr zur Erklärung derselben Phänomene zu Hülfe genommen haben, die selbst noch der Erklärung bedürfen und als ebenso große Naturgeheimnisse vor uns stehen; indessen haben wir auch damit nichts weiter beabsichtigt, als diejenigen unserer Leser, die Sinn für dergleichen Studien haben und das Ganze nicht mit den flüchtigen Worten: Betrug, Aberglauben, unter die Füße treten, auf das geheime Band aufmerksam zu machen, welches alle diese seltsamen Naturerscheinungen der höhern Psyche umschlingt, und sie zu weitern Forschungen anzuregen. Zugleich haben wir uns alle mystische, in das finstere Gebiet des Aberglaubens führende Deutung des Phänomens vom Halse schaffen wollen, denn wenn wir auch an die Möglichkeit von Geistererscheinungen glauben, so glauben wir doch an keine Geister als reale Wesen und hoffen, wenn sich Physik und Psychologie dieser Angelegenheit mit Ernst annehmen, dereinst vielleicht noch die Lösung des großen Räthsels zu erleben.

Hr. Kerner verdient schon jetzt unsern aufrichtigen Dank für seine Forschungen in diesem dunkeln Gebiete des Wissens. Möge er darin rüstig fortschreiten, aber ruhig und besonnen, wie es dem wahren Naturforscher geziemt, ohne vorgefaßte Meinungen und ohne mystisch-religiöse Einmischung.

In der Schrift Nr. 2 behandelt Hr. Kerner einen nicht weniger interessanten, aber auch ebenso dunkeln, allen

bisjetzt bekannten psychologischen Gesetzen widerstrebenden Gegenstand, den er früher schon in einer ausführlichern Schrift: „Geschichte Besessener neuerer Zeit", zur Veröffentlichung gebracht hat. Auch dieser Gegenstand gehört der Nachtseite der Natur an und sieht gespensterhaft herein in das jetzige erleuchtete Zeitalter, als wollte er sich neckend und höhnend über seine eingebildete Weisheit lustig machen. Der Verf. fand, daß es viele Leiden, besonders unter dem Volke, gibt, die der rationelle Arzt bei der besten Folgsamkeit seiner Kranken nicht zu heilen fähig ist, die aber nachher oft sehr schnell von Schäfern, Kleemeistern (!) u. s. w. geheilt werden. Es waren dies immer Leiden, die magnetischen Charakter an sich trugen, und zwar meistens dämonisch-magnetischen; das Volk heißt sie unnatürliche Krankheiten, die nur auf magnetischem Wege (magisch-magnetischem), nicht aber durch Medicamente der Apotheken geheilt werden können. Die Zahl dieser magnetischen Leiden ist ungemein groß, bei der magischen Heilungsweise derselben aber ein großes Hinderniß, daß der Arzt zugleich auch die Arznei sein muß, die Natur aber nicht Jedem gegeben hat, hier die Arznei sein zu können. Es ist dazu psychische Kraft des Glaubens in Verbindung mit organischer Kraft erfoderlich, und oft besitzt ein Mensch die erstere Kraft, er hat aber nicht die letztere, und umgekehrt. Einfache schlichte Glaubensmänner, die dem Evangelium und dem Namen des Herrn unbedingt vertrauen, und die dabei noch, angeboren, eine besondere organische Kraft besitzen, können in solchen Übeln einzig zur Arznei werden, während Hochgelehrte, die an Alles das Maß des Verstandes, der Exegese und Kritik legen, in ihnen nicht einmal die Wirksamkeit eines Brotkügelchens zeigen und eben daher dann auch an solche Leiden und an solche Arznei nicht glauben. Der Verf. hat gefunden, daß hauptsächlich ein dämonisch-magnetisches Leiden, das wir schon durch das Neue Testament kennen lernten, das aber auch sonst im Alterthume sehr bekannt war, als eines der häufigsten magisch-magnetischen Leiden, noch durchaus und völlig so vorkommt, wie es die Bibel beschreibt und wie es auch in den exorcistischen Schriften des vorigen Jahrhunderts angegeben ist, nämlich das Besessensein. Es wurde nur bisher verkannt und meistens mit Manie und Epilepsie verwechselt.

Wie bei den Agathomagnetischen (Gutmagnetischen) die Übernatur im Menschen hervortritt und sich in solchen schon durch die Mienen ein guter Geist vorherrschend zeigt, und wie sie alle in ihren Krisen von einer Verbindung mit guten Geistern, von Seligen, die sie zu Führern haben, sprechen, auch in sich nur Heiliges, Göttliches entwickeln, so tritt bei diesen Dämonischmagnetischen die Unnatur hervor, teuflisches Besessensein, Fluch und Spott gegen alles Göttliche und Heilige, und spricht schon aus ihren Mienen das Vorherrschen einer teuflischen Gewalt in ihnen. Man hat in Erkennung und Behandlung dieses Leidens in neuerer Zeit damit sehr gefehlt, daß man den entschieden magnetischen Charakter, den dieses Leiden hat und den die Manie und Epilepsie nicht haben, so sehr aus den Augen setzte. Jahrelang hält es sich oft in Individuen unter der oder jener Maske von Schmerz und Peinigung versteckt und äfft den rationellen Arzt, indem es bei allen seinen Arzneien ganz vergnüglich im Menschen sitzen bleibt, durch eine einzige magisch-magnetische Behandlung und Berührung aber sich der versteckte Dämon kund geben muß. So kann z. B. ein so besessenes Individuum jahrelang nur mit Schmerzen in irgend einem Gliede, in den Füßen, oder im Kopfe, im Leibe, mit oder ohne sichtbare Krämpfe, behaftet sein, es kann von Zeit zu Zeit wirkliche Krämpfe, Aufblähungen des Bauches, Verdrehungen der Glieder haben, Anfälle, die der Epilepsie sehr ähnlich sind.

Ein Hauptmittel, das diesen geistigen Bandwurm im Menschen unruhig macht und ihn zu erkennen gibt, ist die Magie des Gebets. Wendet sich ein solcher Leidender zum Gebete, so wird er bemerken, daß er dieses nur schwer zu thun fähig ist, daß etwas aus seinem Leibe dagegen anstrebt und dabei sich all der Jammer seines Leibes, z. B. Aufblähung des Bauches, Schmerzen, Krämpfe und sonstige Anfälle vermehren. Ja, nur bei dem Gedanken an Gott und bei Nennung des Namens Jesu ist dies der Fall. An diesem wird dann der Arzt hauptsächlich ein dämonisch-magnetisches Leiden erkennen. Auch dadurch wird es oft erkannt, daß in solchen Menschen, die zugleich mit Krämpfen, Aufblähungen des Bauches u. s. w. behaftet sind, bei diesen Leiden oft Gedanken aufsteigen, die sonst ihrer psychischen Individualität ganz fremd sind, dämonische, böse Gedanken, wobei sie selbst oft denken müssen, sie kommen nicht von ihnen, und die sie auch oft nur mit innerer Anstrengung so zurückhalten können, daß sie sich nicht durch die Sprache kund geben. Ergreift man nun jene Heilungsweise, so wird der Dämon meistens zum Sprechen gezwungen und offenbart selbst, daß er es sei, der schon jahrelang im Menschen da oder dort seinen Sitz genommen und ihm die oder jene Leiden verursacht habe. Er klagt, daß er gezwungen worden, sich zu offenbaren, als eigne Individualität zu reden, und bittet dann oft um Frist in einem Körper, in dem es ihm wohler sei als draußen, wo er keinen Körper mehr habe.

Wie bei den Agathomagnetischen, sind sie nicht Ideo-somnambule, erst auf die magnetische Manipulation der gute Dämon in ihnen, z. B. als Führer (gemeiniglich ein selig Verstorbener), zum innern Sprechen gebracht wird, so geschieht auch bei solchen Dämonisch-magnetischen, daß manchmal erst auf die magisch-magnetische Manipulation in ihnen der böse Dämon (gemeiniglich ein unselig Verstorbener) zur Sprache kommt. Bei Manchen bleibt aber der Dämon nicht längere Zeit versteckt und offenbart sich auch ohne vorausgegangenen magisch-magnetischen Zwang von selbst bald nach seiner Besitznehmung durch die Sprache aus dem Menschen, indem er frei als Individuum in ihm auftritt, sich der andern Individualität gänzlich bemächtigt und sie nur momentan öfters wieder frei läßt. Von rationellen Ärzten wird ein solcher Leidender dann sehr leicht für wahnsinnig gehalten, oder man benennt das Leiden mit dem nichtssagenden Worte: Dämonomanie, und es wird dann ein solcher Leidender mit scharfen Salben, Brechmitteln und drastischen Purganzen behandelt. Dies aber macht dem Dämon große Freude, weil er dann wieder frei ausgeht und

doppelter Schmerz und Plage alsdann nur auf Dasjenige, das er besessen hat und gerne geplagt sieht, fällt.

(Der Beschluß folgt.)

Correspondenznachrichten.

Berlin, Anfang März 1837.

Nicht etwa die Überfülle von Thatsachen, Begebenheiten, merkwürdigen Ereignissen, interessanten Erscheinungen auf dem Gebiete der Kunst oder Literatur, noch eine allzu reichliche Menge allgemeiner Interessen, welche etwa jetzt zur Sprache gekommen wären, oder eine Last von Familien- und Staatsgeheimnissen, die man ans Licht gebracht hätte und die des Besprechens werth erschienen — nichts von dem Allen hat mich bewogen, mit meiner Correspondenz so lange zu säumen und den Zurückhaltenden zu spielen. Es war vielmehr der offenbare Mangel an Stoff, die unsterbliche Hoffnung, daß etwas Bemerkens- und Redenswerthes noch geschehen müsse, wenn unser hauptstädtisches Leben nicht völlig stagniren und das Publicum um meine Correspondenz kommen solle, endlich die zur Zeit eines solchen temporairen Stillstandes sehr erklärliche Absicht, den Stoff sich allmälig ansammeln zu lassen und eine Übersicht zu gewinnen über eine Reihe von Erscheinungen, damit durch die Masse derselben ersetzt werde, was an Inhalt den einzelnen abgeht.

Berlin ist kein Tummelplatz politischer Leidenschaften, kein anmaßender Mittelpunkt des europäischen Staatslebens, kein fruchtbarer Boden für hervortretende öffentliche Charaktere. Wie an einer Uhr liegen nur die Stundenzeiger zu Tage, nicht das innere Werk selbst, nicht die bewegende Kraft; nur wie diese sich äußert, wird dem Staatsbürger sichtbar. Bei alledem ist Berlin eine Werkstätte politischer Theorien und insgeheim wirkender Gegensätze; beides kann in einer so innerlich lebendigen, geistig regsamen Stadt wie Berlin nicht fehlen. Aber diese Theorien, denen der Boden fehlt, festzuwurzeln, gewinnen keine Realität, keine Publicität; sie bleiben Eigenthum des Einzelnen, und weil andererseits die Gegensätze ebenso geheim, ohne Einfluß auf das öffentliche Leben zu äußern, fortbestehen, so haben diese Theorien auch bei dem Einzelnen etwas Schwankendes, Unentschiedenes, Unbegrenztes, da sie nicht in lebendigem Gegensatze mit lebendigen Gegensätzen zu kämpfen, sich durchzuarbeiten und feste Gestalt zu gewinnen haben. Es wird hier viel politisirt, raisonnirt, reflectirt, philosophirt, systematisirt, aber es kommt bei dem Allen wenig Erquickliches, Festes und Haltbares heraus.

Man ist gegen die Centralisation, welche sich Berlin in den verschiedensten Kreisen, in der Literatur, in der Kunst u. s. w. aneignen möchte, überall auf der Hut. Aber es bleibt doch wahr, daß Berlin eine ungemeine Centralisationskraft besitzt, welche unter andern politischen Verhältnissen natürlich noch deutlicher hervortreten würde. Keine deutsche Stadt darf sich befugter fühlen als Berlin, Das für Deutschland zu werden, was Paris für Frankreich oder London für Großbritannien ist. Nirgend ist eine größere Dichtigkeit und Masse der Talente als hier; nirgend ein größeres Streben, gemeinsam zu wirken und sich in Corporationen zusammenzulehnen als hier; nirgend das intellectuelle Leben weniger von dem materiellen verdeckt als hier; nirgend mehr Gedanke, mehr System, mehr theoretische Speculation als hier; nirgend gibt es, nach Maßgabe der Umstände, mehr Tangenten des Handels, der Wissenschaft, der Literatur, der Kunst, der Industrie, der Politik, welche aus den verschiedensten Punkten auslaufen und den Kreis unserer preußischen Haupt- und Centralstadt berühren. Vielseitigkeit ist Charakter der Stadt; man ist für Alles geweckt, aufgeschlossen; man faßt Alles, was im Auslande geschieht, leicht und schnell auf; man ist auf Alles aufmerksam. In den verschiedenen Kunst-, Literatur- und Industrie-Gebieten, jedes einzeln genommen, mag es uns leicht eine andere Stadt zuvorthun, aber nicht in ihrem Zusammenwirken und Miteinandergehen. Es findet sich bei uns Alles bis zu einem gewissen Grade ausgebildet vor, und es gibt nichts, was uns gänzlich fehlte. Hamburg und Leipzig sind im Handel mächtiger, letzteres namentlich im Buchhandel, Wien mag uns in der Industrie, manche deutsche Städte, die nicht das Zehntel von der Größe Berlins haben, an politischer Regsamkeit, andere, wie z. B. Düsseldorf, in der Ausbildung specieller Kunstgebiete übertreffen. Aber auch bei uns blüht der Handel und verspricht die glänzendsten Resultate, wenn die projectirten Eisenbahnen ausgeführt sein werden und der Ostseehandel in Berlin sich concentrirt haben wird; der Buchhandel ist von Wichtigkeit; einzelne Industrieartikel werden nirgend in Deutschland vollendeter betrieben als bei uns; die Theilnahme an politischen Interessen, wenn auch die Wenigsten ein politisches System haben, ist ziemlich allgemein; Musik und Gesang werden sorgsam, die Bühnenkunst wird wenigstens in weiter Ausdehnung und mit einem blendenden Aufwande von Mitteln gepflegt; wir haben eine Universität, an welcher die glänzendsten Zierden deutscher Wissenschaftlichkeit thätig sind, eine Akademie, mehre Malerschulen, Kunstausstellungen, welche die Bestrebungen der verschiedensten Schulen und Länder zur Anschauung bringen, und von deren Blüte die Blüte nichtberlinischer Schulen, z. B. der düsseldorfer, abhängt; wir haben eine große Zahl wissenschaftlicher Vereine, geographische, deutsche, Gartenbau-, Kunst- und Künstlergesellschaften, Mittwochs-, Sonntags-, Dichter- und Humanitätsvereine, Schauspielervereine und eine Unzahl anderer Vereine und Gesellschaften. In der Architektur und Sculptur, und was mit der Pflege dieser Künste und der Malerei zusammenhängt, in der geschmackvollen Anfertigung von Gefäßen, Porzellanwaaren, Eisengußwaaren und andern Luxus- und Industrieartikeln, wie in den architektonischen Zierathen und Detailstücken an öffentlichen und Privatgebäuden dürfte uns so leicht keine andere Stadt Deutschlands übertreffen. Der Mittelbürgerstand ist regsam und thätig; das Gewerbe blüht unter den belebenden Einflüssen des vortrefflichen Gewerbevereins, wir haben wissenschaftlich gebildete höhere Offiziere, geniale Operateurs und Ärzte, und was die schöne Literatur betrifft, so kann keine andere Stadt Deutschlands sich rühmen, von ihren Vertretern und Pflegern eine größere Anzahl in sich zu vereinigen. Nirgend ist mehr des Verschiedenartigsten zu sehen, zu hören, zu betrachten, zu bedenken, miteinander zu vergleichen und sein kritisches Urtheil auszubilden als in Berlin. Die hauptsächlichsten Kritiker Deutschlands machten ihre Schule in der preußischen Hauptstadt durch oder leben noch dort, um von hier aus die Ausblitzungen ihres kritischen Geistes in auswärtige Journale abzusetzen. Alle Künstler und Kunstfertige, welche in kürzester Zeit berühmt werden und nicht grade nach Paris gehen wollen, besuchen Berlin, und es müßte schlimm mit ihrer Virtuosität stehen, wenn sie nicht als Künstler von vorzüglichem Range ausposaunt würden. Besonders das Blendende findet in Berlin wie in Paris seine Anerkennung, und wenn ein berühmter Virtuose Recht hatte zu sagen, daß Eine Stunde in Paris hinreiche, einen Künstler zum Gott zu erheben, so kann man von Berlin sagen, daß Eine Stunde hier im Stande sei, den Künstler wenigstens zu einem Halbgott zu machen.

Aber vor dem Gedanken, daß Berlin schon jetzt befähigt sei, einen alle übrigen Kräfte verzehrenden und an sich reißenden Centralknoten Deutschlands abzugeben, davor mag man im übrigen Deutschland ruhig schlafen. Zu einer solchen Prävalenz wird Berlin nie gelangen, so lange es weniger durch politische als durch intellectuelle Wirksamkeit stark ist. Aber auch diese intellectuelle Wirksamkeit stützt sich hauptsächlich nur auf vorübergehende Bestrebungen. Dem stolzen und einseitigen Hegelianismus sind die Flügel bereits gebrochen. Womit wollen wir jetzt imponiren? Paris hat seine Parteien, wir haben nur Cliquen; Paris hat seine Salons, wir haben nur Theekränzchen; Paris hat seine Zeitblätter, wir haben aus naheliegenden Gründen nur Wochenblätter. Der Pietismus läßt nur maskirte Batterien spielen und arbeitet im Dunkeln; und wenn wir ehemals einen Göthe- und Hegelpietismus hatten, so haben wir jetzt einen christlichen, der aber auf ein immer beschränkteres Gebiet sich

zurückgedrängt sehen muß. Wir schaden uns und machen uns häufig dadurch lächerlich, daß wir Kleines gern für Großes nehmen und, wie ein Engländer bemerkt, am liebsten im Superlativ sprechen. Wir haben einen Enthusiasmus, der aber flüchtig und wandelbar und, man mag von uns Berlinern sagen, was man will, wenig gefühlt ist, auf der Oberfläche liegt und durchaus auf keinen Principien beruht. Um die Vendomesäule concentrirt sich die Begeisterung der Pariser; wo bliebunser Enthusiasmus für die Blücher-Statue? Wir reden und raisonniren uns zu schnell aus, weil wir den Mund anfangs zu voll nehmen, ein Fehler, welcher bereits von Schiller dem überschwänglichen Odendichter Ramler vorgeworfen wurde. Täglich erblicke ich von meiner Wohnung aus den Rauchfang, welcher in Obeliskenform an der für die Fontaine bestimmten Dampfanstalt angebracht ist, aber ich habe an ihm immer noch nicht herausfinden können, daß er, wie man es in den weitläufigen Zeitungsberichten darstellte, eine besondere Zierde Berlins sei. Ich gebe höchstens zu, daß er so schön ist, als ein Schornstein nur immer sein kann, ohne deshalb mehr als Schornstein zu sein. Neben dieser Großrednerei macht sich auf die natürlichste Weise Verkleinerungssucht, Mäkelei und Krittelei geltend. Die literarischen Gesellschaften sind zum Theil vornehm, aber immer aus den widerstrebendsten Elementen zusammengesetzt. Man ist eins, so lange man ißt und trinkt; hinter dem Rücken macht man bösen Leumund. Moquerie liegt im Charakter der Berliner; die Provinzialen selbst, welche hauptsächlich das berliner Leben vor Stagnation bewahren, müssen dieser Hauptrichtung nachgeben. Herzenssache ist dies moquante Wesen bei den Wenigsten, aber es wird zur Gewohnheit; man will Andern darin nicht nachstehen. Ein selbständig sich geltend machendes Talent hat hier eine Unzahl geschworener Feinde. Wir haben keinen Gemeinsinn, troz der vorhandenen reichen Talente und Kräfte, welche durch ein Aneinanderhalten das Tüchtigste leisten würden. Der Einzelne will glänzen, vornehm sein oder wenigstens so scheinen, als ob er vornehm wäre; darum hält es selbst der Untergeordnetste mit dem schönen Schein, mit Dem, was glänzt und vornehm ist oder thut. Es gibt kein Mittel, welches man nicht anwendete, um sich in Ruf zu bringen; aber der Ruf zerfällt so schnell, als er errungen wurde, weil ihm die redliche Basis fehlt.

So viel vom Allgemeinen! Seit dem Schlusse der Kunstausstellung, auf deren Eröffnung wir Berliner uns schon zwei Jahre vorher zu freuen pflegen, ist kaum etwas geschehen, was allgemeine Theilnahme erregt hätte oder ihrer würdig gewesen wäre. Wir haben keinen Obelisken von Luxor errichten, keine Bildsäule enthüllen, keinen großen Charakter von der Weltschaubühne abtreten sehen. Aus unsern Landständen ist noch kein Dupin, aus unsern Journalisten kein Armand Carrel hervorgegangen, obgleich Talente ähnlicher Art vielleicht vorhanden sind, nur daß ihnen der entsprechende Boden fehlt. Die Jaubert und Fonfrède möchten wir schon eher haben. Das Volk ist bei uns Pöbel, unser Volksleben ein Pöbelleben. Selbst der Mittelstand hat Überfluß an einem Mangel allgemeinerer Ideen. Die Franzosen und Engländer hören auf der Tribune und von dem Wollsack ihre theuersten Interessen verhandeln. Bei uns mag es vielleicht geschehen, daß eine Execution, wie neulich die an einer Mörderin mit Schleife und Rad vollzogene, uns öffentlich an die Macht des Gesetzes erinnert. Es ist leicht, über dem Haupte eines Menschen den Stab zu brechen; aber ich weiß nicht, ob einmal eine humanere Zeit kommen wird, welche vor dem Gedanken schaudern möchte, daß zu unserer Zeit straffällige Menschen gliederweise zermalmt und gebrochen wurden. So lange indeß in unsern christlichen Staaten ein so nachdrückliches Straf- und Blutgesetz besteht, scheint es unstatthaft, an seiner Zweckmäßigkeit zu zweifeln.

Laßt uns diese stille Staatsruhe nicht tadeln, sondern so viel uns möglich uns darin wohlbefinden! Manches bildet sich in dieser Ruhe aus, was uns reizt und gefällt. Wir müssen in die schöne Form und die Ruhe des Kunstwerkes zurückzuflüchten suchen. Die Kunst wird in Berlin allseitig gepflegt. Der Kronprinz bewährt sich fortdauernd als edler Pfleger der Kunst und der Künstler. Die begüterten Privatleute zeigen einen schönen Eifer, Kunstwerke anzukaufen, vielleicht als Decorationsstück für ihre Zimmer, aus Ostentation, aus Eitelkeit, oder weil es zur Modesache geworden ist. Bei den Wenigsten geschieht es aus Kunstsinn, oder in der edeln Absicht, die Künstler zu unterstützen. Die hiesigen Schulen sind indeß nicht sonderlich thätig und regsam; nur die düsseldorfer entwickelt vollständiges Leben, eine so sentimentale und träumerische Richtung sie auch eingeschlagen hat. Diese monotone Kopfhängerei ist, soviel ich weiß, zuerst von dem Berichterstatter der Voß'schen Zeitung gerügt worden, sodann von Ebendemselben im „Phönix", von Andern im „Berliner Conversationsblatt", in der „Mitternachtzeitung" u. s. w. Ein anderer Kunstrichter machte die Entdeckung, daß die düsseldorfer Schule die lyrischen Interessen in der Malerei vertrete. Aber man muß gestehen, daß diese einförmige Lyrik häufig sehr lästig werden kann. Unsere Lyrik ist zur Zeit nichts als Klage und trübselige Ahnung. Es wäre ein Jammer, wenn diese rüstige Schule sich verhimmeln, verträumen und ihre Blüte verschlafen wollte. Warum diese Kopfhängerei, und nicht blos in der Malerei, sondern auch in der Dichtkunst, in der Musik? In Berlin wird viel lithographirt, aber meist peinlich und häufig mittelmäßig. An eignen Erfindungen sind unsere Lithographen und Kupferstecher gänzlich verarmt; sie vermögen nur nach Vorbildern zu arbeiten. Wenigstens tragen unsere Lithographen, denen man Fleiß und redlichen Willen nicht absprechen kann, wesentlich dazu bei, durch ihre Nachbilder den Ruhm ihrer Vorbilder zu verbreiten und zu verallgemeinern. Es ist traurig, daß die besten Talente im lithographischen Fache, wie z. B. Eichens, nach Paris gehen müssen, um sich zu vollenden. Überhaupt fehlt es diesen Lithographen an Schnellkraft, an guten Druckern, auf welche sie sich vollkommen verlassen könnten, und, was noch mehr sagen will, an Unterstützung und guter Bezahlung. Man ist gezwungen, für Tagelohn zu arbeiten, um nur zu existiren. Was hätte aus Dörbeck, dem in seiner Art gewiß einzigen Darsteller der berliner Witze, in Paris und London werden müssen, und was ist hier aus ihm geworden? Er kam aus der Gemeinheit nicht heraus und starb in Elend. Einer unserer vorzüglichsten Lithographen unternahm es, Hensel's großes und großartiges Gemälde: „Christus vor Pilatus", zu lithographiren. Man sah ihn in der Garnisonkirche Tag für Tag unermüdlich zeichnen; er setzte ein ganzes Jahr an die Lithographie, welche dem Umfange nach die größte geworden wäre, die je aus den Händen eines Lithographen hervorgegangen ist. Man bewunderte den Stein auf der Kunstausstellung. Was geschieht? Der Stein wird im königlichen lithographischen Institute verätzt; die Abdrücke sind nicht zu brauchen; der fleißige und fromme, nicht mit Glücksgütern gesegnete Lithograph, L'Oeillot de Mars, ist um die Frucht seiner jahrelangen Mühe gekommen. Geschähe das in Frankreich oder England, man würde den Mann gewiß in Stand setzen, die Arbeit von Neuem zu beginnen und unter gesicherter Existenz auszuführen. Hier hört man's, bedauert oder ist gleichgültig, wie es kommt, und glaubt genug gethan zu haben. So verkümmern unsere vorzüglichsten Talente. Während dem vernimmt man, daß das oft beantragte Nationalmuseum wirklich zu Stande kommen soll und daß die Statuten bereits entworfen sind. Aber langsam wird es auch mit der Einrichtung dieses Instituts gehen. Man läßt sich Zeit, wie mit den projectirten Eisenbahnen. So weiß ich, daß man bereits jahrelang an einem Rafael'schen, für das hiesige Museum bestimmten Gemälde, die Anbetung der heiligen drei König darstellend, copirt und restaurirt, und immer noch nicht damit zu Stande gekommen ist. Dafür wird man wahrscheinlich auch ein schönes, nagelneues Gemälde erhalten, an welchem die ehrwürdigen Spuren des Alters gänzlich verwischt sein werden.

(Der Beschluß folgt.)

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Mittwoch, —— Nr. 95. —— 5. April 1837.

Justinus Kerner.

(Beschluß aus Nr. 94.)

Oft wird ein so leidender Mensch unter Krämpfen zu Boden geworfen, wobei der Dämon aus ihm noch nicht spricht. Dies ist, was die Bibel „stummen, sprachlosen" Geist im Besessenen nennt. Vielleicht nach Jahren, oft endlich von selbst, oder wenn ein solcher anscheinend Epileptischer zufällig unter eine magisch-magnetische Behandlung geräth, wird der Dämon in ihm zum Sprechen gezwungen. Oft gibt sich in einem Individuum nicht blos Ein Dämon, sondern mehre zugleich, oder einer nach dem andern zu erkennen, es sprechen aus ihm zwei, drei und mehre Stimmen und Individualitäten. Sie geben an, da oder dort im Menschenkörper ihren Sitz genommen zu haben und die oder jene Schmerzen und Leiden ihm zu verursachen. Alles, was diese Dämonen aus einem solchen Menschen reden, ist durchaus teuflischer Art und ganz gegen den Charakter des besessenen Individuums. Es ist Spott und Verwünschung gegen alles Heilige, gegen Gott und den Erlöser, und besonders auch Spott, Fluch und Verwünschung gegen die von ihnen besessenen Personen, die sie mit ihrem eignen Munde lästern, mit ihren eignen Fäusten schlagen.

In vielen dieser Geschichten ist es constant, daß diese Dämonen sich für in Menschen gebannte Geister unselig Verstorbener ausgeben, wie sich fast immer die sich in Agathomagnetischen offenbarenden guten Dämonen als Geister selig Verstorbener ankünden.

Die Heilung dieses dämonisch-magnetischen Leidens kann nur durch magisch-magnetisches Einwirken, nicht aber durch blos physisch eingreifende Medicamente geschehen. Magisch geschieht die Heilung durch das Gebet und das Wort und hauptsächlich durch den im festen Glauben ausgesprochenen Namen Jesu. Dieses magische Einwirken wird oft auch durch magisch wirkende Worte und Zeichen aus der Magie des Alterthums, die man als Amulete gebraucht, oder selbst dem Leidenden eingibt, unterstützt, und Kerner sah schon öfters durch solche innerlich genommene magische Worte (waren sie auch dem Leidenden ganz ohne sein Wissen, z. B. in Brot, beigebracht worden) die heftigsten Wirkungen entstehen, namentlich die heftigste Anstrengung, sie wieder auszustoßen. Dieses magische Einwirken muß aber mit dem festesten Willen und Glauben geschehen, als Besprechung eines wirklichen Dämons, nicht einer Krankheit, und so muß auch die Sprache mit dem sprechenden Dämon geführt werden. Aber auch der Leidende muß, so viel noch in seinen Kräften steht, von dem festen Glauben nicht abweichen, und Alles, was ihn von solchem abwendig machen könnte, muß von ihm abgehalten werden.

Die Anwendung der organischen Kraft betreffend, die mit der psychischen Kraft des Glaubens sich vereinigen muß, so geschieht diese hauptsächlich durch magnetische Manipulation. Es ist merkwürdig, daß diese bei dem dämonisch-magnetischen Leiden von unten nach oben geschehen muß, nicht, wie in dem agathomagnetischen Zustande, von oben nach unten. Der Verf. machte dabei die Erfahrung, daß die magnetische Manipulation Dämonischmagnetischer beiweitem mehr organische Kraft erfoderte, als die Agathomagnetischer.

Unter solcher magisch-magnetischen Behandlung nun wird der Dämon zuletzt ganz müde gemacht, sein Toben und Verwünschen verwandelt sich in Bitten, mit Besprechung und Manipulation inne zu halten, oder in Bitten um eine nur noch kleine Frist im Fleische. Bei dem Leidenden stellt sich unter solcher Behandlung aber bald ein Drang nach oben ein und endlich ein heftiges Würgen. Die Behandlung wird immer ernster fortgesetzt, worauf Drang nach oben und Würgen sich immer vermehrt. Die magnetische Manipulation mit Besprechung wird besonders auf denjenigen Theil des Körpers angewendet, in dem der Dämon seinen Sitz hat, und weicht er aus demselben in einen andern Theil, wird ihm durch Besprechung und Manipulation die alte Stätte gleichsam verschlossen (verschworen), damit er dahin nicht wieder zurückkehren kann. So wird er, wo er im Körper des Leidenden hinweicht, mit Besprechung und magnetischer Manipulation (die oft auch nur in fester Aufdrückung der Hände auf jene Stellen, abwechselnd mit Bestreichung nach oben, besteht) verfolgt, bis er immer mehr nach oben weicht und endlich unter dem furchtbarsten Drange und Würgen nach oben im günstigen Falle ausfährt, in welchem Moment der Leidende, meistens ganz sowie es die Bibel beschreibt, wie scheintodt niederfällt, eine kurze Zeit liegen bleibt, sich aber dann ganz genesen und neugeboren, und wenn auch dies scheußliche Übel Jahre in ihm war, erhebt und Gott

und den immer noch unter uns wirkenden Erlöser für seine Befreiung lobpreist.

Man hat sich aber sehr zu hüten, den anscheinenden Stillstand der Paroxysmen gleich für eine gelungene Cur zu halten. Der Dämon hält sich oft nach solchen Austreibungsversuchen listig still, als wäre er nicht mehr vorhanden, oder es versteckt sich nach Austreibung Eines Dämons noch ein anderer hartnäckig (wie ein Thier, das den Jäger wittert) und gibt sich erst durch fortgesetzte Besprechungen und Manipulationen kund. Stellen sich nach den bestimmten Zeichen des Ausfahrens wieder neue Bewegungen ein, so ist gewiß noch der Dämon oder ein Dämon zurück, und es muß dann die Besprechung, die Herausfoderung und magnetische Manipulation wieder von Neuem beginnen. Ebenso ist der Leidende nach Austreibung des Dämons auch noch zu verwahren, daß derselbe nicht wiederkehrt, was sonst leicht geschieht, und wo er dann ärger denn zuvor wüthet.

Dies wäre kürzlich das Resultat der Erfahrungen, welche Hr. Kerner von dem, von ihm so genannten Besessensein gemacht hat; ein Resultat, welches er noch mit mehren Beispielen belegt, die wir hier jedoch nicht weiter mittheilen können. Nicht genug also, daß die bösen Geister der Abgeschiedenen im weiten Weltenraume herumirren, so nisten sie sich auch gleich Parasiten in die Leiber unschuldiger Menschen (denn auch Kinder sind nicht von ihnen verschont) ein, um sie zu plagen und zu quälen, bis sich etwa eine fromme Seele über sie und die von ihnen Besessenen erbarmt und sie durch magisch-magnetische Behandlung austreibt. In der That, die ganze Vorstellung hat schon von moralischer Seite so viel Abschreckendes, daß man von ganzem Herzen wünschen muß, sie existire nur in dem Gehirn des Hrn. Kerner. Betrachtet man sie nun aber vollends vom psychologisch-physiologischen Standpunkte, so ist des Wunderns kein Ende. Man denke sich nur, die verbannte Seele eines Abgeschiedenen soll sich den organischen Körper eines lebenden Menschen zum bleibenden Wohnsitz wählen und mit dessen geistigen und körperlichen Kräften nach Willkür schalten und walten, ja ihn bis zu Tode quälen können! Gäbe es wirklich dergleichen geistige Parasiten, so würde dadurch nicht nur unsere ganze Physiologie und Psychologie, sondern auch unsere gerichtliche Medicin über den Haufen geworfen werden, denn es dürfte ja nur bewiesen werden, daß Einer einen solchen abgeschiedenen Gast in sich beherberge, um aller Zurechnungsfähigkeit bar und ledig zu sein.

Doch fragen wir, was berechtigt denn unsern Verf. zu der Annahme eines solchen Besessenseins? Im Grunde doch nur die eigenthümliche Erscheinung, daß dergleichen Personen in einer ihnen fremden Sprache reden, fluchen, toben, daß ferner durch magisch-magnetische Behandlung sich diese fremde Persönlichkeit als einen bösen Dämon zu erkennen gibt, und daß endlich durch eben diese Behandlung kräftige Reactionen entstehen und darauf der Spuk ein Ende hat. Sind dies aber Gründe, einen wissenschaftlich gebildeten Mann zu bestimmen, die ganze Sache für wahr zu halten? Wir, unsers Theils, halten dieses Besessensein von einem bösen Geiste für ein ähnliches krankhaftes Spiel der Phantasie, wie es auch bei Agathomagnetischen so häufig vorkommt. Wie dort sich das gute Princip im Menschen gleichsam plastisch zum Schutzgeist gestaltet, der aus ihm spricht, ihn durch Sonne, Mond und Sterne führt u. s. w., so tritt hier das böse als plagender Dämon auf. Eines hat aber so wenig Realität als das andere.

Gern geben wir zu, daß ein solcher Krankheitszustand gewöhnlich durch Medicamente aus der Apotheke nicht geheilt werden kann; wie viele andere krankhafte Zustände, namentlich aber solche, wo Gehirn und Nervensystem tief in ihren Grundvesten erschüttert sind, gibt es aber nicht, die wir ebenso wenig heilen können? Es würde indessen eine sehr voreilige Voraussetzung sein, wollte man annehmen, die Heilung könne nie auf solche Weise gelingen und sei nur auf magisch-magnetischem Wege, insbesondere durch Gebet und festen Glauben an die Kraft des Erlösers zu erzielen. Es ist dies aber nur Ein Weg, der zuweilen zum Ziele führt und deshalb andere nicht ausschließt. Daß auch er zuweilen fehlschlägt, beweisen mehre von dem Verf. angeführte Beispiele. Daß es dann aber immer entweder an hinreichender Macht des Glaubens von Seiten des Kranken oder an der nöthigen magisch-magnetischen Kraft von Seiten des Heilenden fehle, ist ebenfalls eine ganz unerwiesene Voraussetzung. Es ist eben dann dies das rechte Mittel nicht, das für diesen besondern Fall paßt, wie denn zuweilen auch bei andern Krankheiten ein Mittel unter scheinbar gleichen Verhältnissen dem Einen hilft, während es dem Andern nicht hilft oder wol gar schadet. Das Gelingen der Cur auf diesem Wege scheint uns übrigens auf nichts Anderm zu beruhen als auf dem festen Glauben von Seiten des Kranken und auf der geistigen Übermacht, verbunden mit magnetischer Einwirkung, von Seiten des Behandelnden. Daß beide im Verein Großes zu wirken vermögen, haben wir an Gaßner und ähnlichen, mit besonderer geistigen und organischen Kraft ausgerüsteten Männern gesehen. Als Luther seinen Freund Melanchthon von der Gicht so entstellt fand, daß er nicht fähig war ein Glied zu rühren, rief er ihm in seinem heiligen Eifer zu: „Wie hat mir doch der Teufel dieses Organon geschändet; Philippe, ermanne dich und stehe auf!" und er stand auf und wandelte. Dies war kein Exorcismus und keine magisch-magnetische Behandlung, und half doch. Bei aller Achtung vor dem Namen Jesu, besonders in Verbindung mit einem gläubigen, der religiösen Zusprache zugänglichen Gemüthe, halten wir doch dafür, daß der Schall dieses Namens nicht das einzige Mittel ist, diesen Krankheitszauber zu lösen, ebenso wenig als wir glauben, daß der Exorcismus grade gegen den unsteten und flüchtigen Geist eines Verstorbenen gerichtet sein müsse. Man versuche es einmal und thue, als ob es ein grober Husarenoffizier sei, der in dem kranken Menschenleib Quartier genommen habe, und er wird auch ausfahren.

In Nr. 3, welche Schrift zur Absicht hat, die Incompetenz unserer dermaligen Philosophie zur Erklärung der Er-

scheinungen aus dem Nachtgebiete der Natur darzuthun, werden diese Erscheinungen selbst in die Farbe der Paracelsisch-Böhme'schen Küpe getaucht, woraus sie natürlich nur noch dunkler gefärbt hervorgehen, als sie ihrer Natur nach so schon sind. Wir hüten uns, weiter in dieser Brühe zu rühren, damit uns die schwarze Farbe nicht an den Händen hängen bleibe, es unsern Lesern überlassend, ob sie ein Gleiches thun wollen oder nicht. 32.

Correspondenznachrichten aus Berlin.

(Beschluß aus Nr. 94.)

Ausgezeichnetes liefern die Werkstätten der hiesigen Bildhauer. Der vortreffliche Rauch kann als Lehrer wie als ausübender Künstler nicht genug gerühmt werden. München und Osnabrück mußten sich nach Berlin wenden, jenes, um die Statue des Königs Maximilian, dieses, um die Statue des Patrioten Justus Möser ausführen zu lassen. Das Albrecht-Dürer-Standbild, für Nürnberg bestimmt, bewies ganz neuerlichst, wie die realistische Richtung Rauch's mit der edelsten Plastik sich zu verbinden weiß. Drake, welcher das Standbild des Justus Möser modellirte und ausführte, gehört zu seinen talentvollsten Schülern. Ein Nationalwerk würde das Denkmal Friedrich's des Großen sein, wenn es, woran man indeß kaum noch zweifeln darf, ausgeführt würde. Drei Entwürfe dazu sah man auf der letzten Kunstausstellung. Die römisch costumirte Figur Friedrich's behagte im Allgemeinen nicht. Viele dagegen entschieden sich für den zweiten Entwurf, welcher Friedrich den Großen auf seinem Pferde darstellt, wie er in der Erinnerung des Volks lebt, mit derselben nachlässig ruhigen Haltung, demselben ernsten und streng herrschenden Blick, bekleidet mit demselben militairischen Rock und demselben wohlbekannten Hute, welcher den Preußen nicht minder lieb und werth und ein theures Andenken ist als den Franzosen der Hut Napoleon's. Ein anderer Entwurf bestand in einer Säule, welche mit einer Victoria ausgestattet und zugleich mit einer Reiterstatue Friedrich's am Fußgestelle in Verbindung gebracht werden sollte. Für diesen Entwurf erhoben sich die meisten Stimmen; man meinte, Bildsäulen haben wir genug, aber noch fehlt unserer Stadt die Zierde einer solchen Alles überragenden Säule, welche zugleich für die Größe Friedrich's ein entsprechend großartiges Denkmal sein würde; man würde von dieser Säule sprechen müssen, wie von der Trajanssäule oder der Säule auf dem Platz Vendome.

Als Architekt hat Deutschland, ja vielleicht Europa, keinen vielseitigern Künstler aufzuweisen als Berlin in seinem Schinkel. Er weiß zu bauen, was und wie man will, in gothischem, griechischem und florentinischem Style. Ein neues ehrenwerthes Denkmal setzte er sich neuerdings in der Bauakademie, welche keinen Putz hat, und woran, wie Gruppe sagt, der Ziegelstein sich in seiner nackten Natur zeigt. Vor dem Gebäude ist ein reinlicher Platz entstanden, welcher mit Gartenanlagen geschmückt wird, und zugleich ist durch den Abbruch des alten Lagerhauses eine Communication, eine Straße längs des Spreeflusses eröffnet worden, deren Mangel man früher schmerzlich fühlte. Die Baulust ist in Berlin überhaupt ungemein stark; abgesehen von dem neuen Palais des Prinzen Wilhelm und andern öffentlichen Neubauten, wie der schönen Caserne auf dem Karlsplatze, herrscht auch unter den Privatleuten mehr eine Sucht als eine Lust, zu bauen oder auszubauen. So sind, außer der Friedrich-Wilhelmsstadt, welche bereits die alte Mauer durchbrochen und bis zu den Gebäuden der Eisengießerei sich ausgedehnt hat, in der Nähe des landsberger Thores neue Straßen und Plätze entstanden, deren mögliches Dasein noch vor wenigen Jahren bezweifelt werden mußte. Will man die vorstädtischen Anbaue außerhalb der Mauern zur Stadt rechnen, so hat Berlin eine immense Ausdehnung, welche trotz der verhältnißmäßig geringen Einwohnerzahl der Ausdehnung der größten europäischen Städte wenig nachgeben möchte. Nach dem schönen Kegel zu, der überaus freundlichen Oase in dieser Sandwüste, mag man mindestens eine Stunde wandern, ohne aus der, freilich meist einstöckigen Häuserreihe herauszukommen; auf der Seite des potsdamer Thors erstreckt sich fast eine ununterbrochene Linie von Häusern, welche jetzt durch eine projectirte Straße mit der Thiergartenstraße verbunden werden soll, bis nahe vor Schöneberg, ein Dorf, welches besonders für die Mittelclasse der Bürger ein beliebter Vergnügungsort ist. Mit dieser zunehmenden Ausdehnung und sich progressiv steigernden Volksmenge, welche seit 1805 um 120,000 Seelen, also bis zu einer Einwohnerzahl von 280,000 Seelen gestiegen ist, hängt auch der Vorschlag genau zusammen, daß neben dem Droschkenfuhrwerk auch Omnibus nach Art der pariser in Gang gebracht werden möchten. Für diese Omnibus hat W. Alexis in der Voß'schen Zeitung wacker gekämpft und dabei auf norddeutsche Vornehmheit und Raisonnirfähigkeit, wobei das Vollbringen und Ausführen zu kurz kommt, treffende Seitenhiebe gethan.

Wir haben in diesem Winter eine Unzahl von Concerten gehabt, worunter die von der Pianistin Clara Wieck veranstalteten den meisten Enthusiasmus erregten. Häufig waren für einen und denselben Abend drei bis vier verschiedene Concerte angekündigt. Ein solches Concert kommt hier auf die leichteste Weise zu Stande. Der Concertgeber selbst begnügt sich vielleicht mit zwei oder drei Piecen, die er vorträgt; das übrige überläßt er Denen, welche er als Unterstützer überallher aufgetrieben hat. Unser Opernpersonal und unsere Kapelle liefern treffliche Rekruten; der Dilettanten und Dilettantinnen gibt es eine große Zahl; an Declamatoren hat man keinen Mangel. Man erlaubt sich auch wol aufs Ungewisse hin öffentlich bekannt zu machen: Fräulein N. wird die und die Arie, Herr N. das und das Recitativ vortragen, gewöhnlich pikante Sachen aus Opern, die hier nicht gegeben werden und auf die man allgemein gespannt ist. Da verkündet ein rother Anschlagzettel, Fräulein N. sei plötzlich unpaß und Herr N. durch andere wichtige Gründe abgehalten worden, und obgleich dies häufig vorkommt, so ist unser Publicum doch so höflich, so unterwürfig, so indifferent, daß es seine Geduld misbrauchen läßt, ohne auch nur einmal Beschwerde zu führen und seine Misstimmung zu erkennen zu geben. Die Hauptsache bleibt, daß der Concertsaal möglichst gefüllt sei. Man theilt Freibillets zu Hunderten aus; zwanzig an Einen, der sie weiter an seine Freunde, Basen, Vettern und respective Freundinnen vertheilen muß. Die, welche bezahlt haben, kommen dabei häufig in den Vorsaal zu stehen und gerathen in eine Lage, in welcher sie die Musik weniger hören als errathen müssen. Aber der Spectakel ist um so größer. Je mehr Freibillets ausgetheilt und je mehr Vettern und Basen anwesend sind, desto mehr wird applaudirt.

Man kann unsern Theatern nicht viel Gutes nachrühmen. Auf dem königlichen rumoren die Raupach'schen Hohenstaufen und die in der äußern Decorationspracht mit denselben verwandten Ballets. Daneben wird das feine, aber charakterlose Conversationsstück gepflegt, und man kann sagen, daß in der Darstellung desselben von unsern Schauspielern zum Theil Treffliches geleistet wird. In diesen Lustspielen ist die Moral nur eine der höhern Stände. Jedes demokratische Element wird vollkommen absorbirt. An Humor und Witz ist gar nicht zu denken; aber Alles ist reinlich, honett, elegant, zierlich und glatt. Das Publicum fängt bereits an, auch an diesen Producten Überdruß zu empfinden; man ist übersättigt und begehrt etwas Compactes, was den plebejischen Magen stärkt. Da nun außer den privilegirten Theaterdichtern, wie Raupach und K. Blum, und einigen Schauspielern und Regisseuren, wie Stawinski und Devrient, auch Mitglieder der hohen und höchsten Stände zu schreiben anfangen, so ist für die jungen Talente,

welche vielleicht das alte Blut der Bühne zu verjüngen im Stande wären, fortan gar nichts mehr zu hoffen. Für unsere Oper eröffnen sich günstige Aussichten, seitdem Fräulein von Faßmann engagirt und es zur Gewißheit geworden ist, daß auch Dem. Löwe hierorts Engagement genommen hat. Ritter Spontini hat den Raupach'schen Text zu seiner Oper von dem Dichter selbst vollständig umarbeiten lassen, weil der frühere durchaus für bühnliche Wirkung unbrauchbar war. Man sieht der Aufführung, welche dem Gerüchte nach durch die feindliche Stellung Spontini's zur Theaterdirection bis jetzt verhindert wurde, schon seit Langem entgegen. Die Intriguen gehen hier überhaupt wie ein Kreuzfeuer hin und her. Spontini will die Verwaltung der Oper allein haben, und diese Herrschsucht ist es, gegen welche Rellstab's Angriffe sich allein hätten richten sollen, statt daß sie sich auch gegen des Componisten Tonschöpfungen, so angreifbare Seiten seine spätern Werke auch bieten mögen, fortdauernd richteten. Das Publicum nahm in dem Processe, womit der gewaltige und hochgebietende Ritter seinen Gegner zu Leibe ging und sich auf eine eindringliche Weise an ihm zu rächen suchte, statt ihn durch eine zweckmäßige Verwaltung der Oper oder ein neues Meisterwerk zu beschämen, offenbar Partei für Rellstab. Dieser Theilnahme, der vortrefflichen Darstellung und dem romantisch compactem Inhalt hatte Rellstab den glänzenden Erfolg zu danken, dessen sein Drama: „Die Venetianer", sich zu erfreuen hatte. Was die königsstädter Bühne sein sollte und nicht ist, und ob man Recht oder Unrecht hat, ihren Inhaber, Commissionsrath Cerf, so zu verfolgen und anzuklagen, wie es geschieht, davon halte ich mich diesmal für veranlaßt zu schweigen.

Eine besondere Empfehlung verdient die von Dorow veranstaltete Sammlung von Handschriften berühmter Männer und Frauen in lithographirten Facsimiles. Für besonders merkwürdig wird ein Brief von Spontini gehalten, worin er gegen die Parforcemittel, welche die modernen Componisten anzuwenden gewohnt sind, rüstig zu Felde zieht — derselbe Mann, dem man so oft und nicht immer ohne Grund vorwarf, daß er sich ähnliche Extravaganzen zu Schulden kommen ließ. Unter die bedeutendsten Veränderungen, welche in der hiesigen Schriftstellerwelt vorgegangen sind, gehört die Übersiedelung des Dichters Stieglitz nach München. So erfüllt sich an ihm das Wort seiner verstorbenen Gattin, daß er sich noch tüchtig tummeln müsse, um zu genesen. Wer Stieglitz noch vor Kurzem in Berlin sah, wie innig er an den ihm liebgewordenen Umgebungen hing, an seinen Erinnerungen und Erinnerungsplätzen, an dem Grabe seiner im Opfertod dahingeschiedenen Gattin, an den Gegenständen, auch den kleinsten, welche sie hinterlassen hatte und welche in derselben Ordnung aufbewahrt blieben, wie sie dieselben hinterließ, der möchte es jetzt kaum für wahr halten, die Nachricht, daß er bereits alle Anstalten getroffen hat, um sich nach München vollständig überzusiedeln. Wir gönnen ihm das Losreißen von vergangenen Momenten und den Erinnerungen an traurig Verlebtes und wünschen ihm eine heitere Gegenwart, welche seinem frischen Dichtertalent und seiner jugendlich stürmenden Kraft so überaus zuträglich erscheinen muß. Einstweilen verließ uns auch Th. Mundt, der besonders unter der Jugend Berlins, zumal unter den jüngern Literaten, seine Verehrer und Freunde zählt, um die kleinlichen Verhältnisse deutschen Lebens und Treibens hinter sich zu lassen und an der Seine, unter großartigen Weltverhältnissen, freie Luft zu schöpfen. Herr von Holtei, der auch in diesem Winter einen Cyklus vielbesuchter Vorlesungen hielt und, zurückgeschreckt von der Starrheit der ältern Gesellschaften, die er noch in ziemlich frischem Zustande verließ und bei seiner Wiederkehr getrocknet und eingeschrumpft fand, an einen regsamen Kreis jüngerer Literaten sich anschloß, geht als Theaterdirector nach Riga an die äußerste Grenze deutscher Cultur, weniger aus Neigung und freier Wahl als in der Überzeugung, daß auf dem jetzt für ihn so ungünstigen Boden Berlins und seiner Bühnen durchaus seines Bleibens nicht sein könne. 142.

Notizen.

Desjobert, Deputirter der Niederseine, dessen Bemerkungen über die unglückliche Expedition nach Konstantine und die africanische Angelegenheit überhaupt vor einigen Wochen von der französischen Deputirtenkammer mit Beifall angehört wurden, hat soeben eine Schrift, „La question d'Alger" herausgegeben, in welcher die für Frankreich so wichtige Frage höchst gründlich erörtert wird. Unstreitig wird diese Schrift nicht ohne Einfluß auf die Verhandlungen sein, die nächstens über die algierische Angelegenheit in der Deputirtenkammer beginnen werden.

Nach officiellen Angaben befinden sich in den französischen Bagnos 7000 Verurtheilte: Brest zählt deren 2700, Rochefort 1100, Toulon 3200. Der Unterhalt und die Bewachung dieser 7000 Sträflinge kostet dem Staate 2,105,900 Francs, während ihre Arbeit nur zu 218,000 Francs veranschlagt wird. 4.

Bibliographie.

Vaterländische Bilder oder Geschichte und Beschreibung sämmtlicher Burgen und Ritterschlösser Preußens. 1stes bis 5tes Heft. Gr. 8. Glogau, Flemming. 1 Thlr.

Buntes Berlin. 1stes Heft. Gr. 12. Berlin, Plahn'sche Buchhandlung. 6 Gr.

Fido's Juliustage 1836. Humoristische Reimereien aus und in dem Wildbade bei Burgbernheim, für grillen- und brillenlose Freunde. Kl. 8. Marktbreit. 1836. 9 Gr.

Hohenthal-Städteln, W. Graf v., Nicolaus Macchiavell. Geschildert nach Ginguenée und Artaud. 1ste Lieferung. Gr. 8. Leipzig, Hinrichs. 18 Gr.

Köhler, G. E., Aphorismen aus dem Gebiete des Gymnasiallebens. Ein Beitrag zur Verständigung über das Verhältniß der Gymnasien zu Leben und Wissenschaft. Gr. 8. Leipzig, Hartknoch. 15 Gr.

Körte, W., Die Sprichwörter und sprichwörtlichen Redensarten der Deutschen. Nebst den Redensarten der deutschen Zech-Brüder und Aller Praktik Großmutter, d. i. der Sprichwörter ewigem Wetter-Kalender. Gesammelt und mit vielen schönen Versen, Sprüchen und Historien in ein Buch verfaßt. 1ste Lief. Gr. 8. Leipzig, Brockhaus. 16 Gr.

(Leopardi.) Gesänge des Grafen Giacomo Leopardi nach der in Florenz 1831 erschienenen Ausgabe übersetzt von K. L. Kannegießer. Gr. 12. Leipzig, Brockhaus. 16 Gr.

Merlin. Erinnerungen aus dem Leben einer Creolin. Von der Gräfin ꝛc. Aus dem Französischen übersetzt von L. Kruse. 1ster, 2ter Theil. 8. Leipzig, Kollmann. 2 Thlr.

Müller, W., Gedichte. Herausgegeben und mit einer Biographie Müller's begleitet von G. Schwab. 2 Bändchen. 16. Leipzig, Brockhaus. 2 Thlr. 16 Gr.

Volkmuth, P., Der dreieinige Pantheismus von Thales bis Hegel dargestellt. Gr. 8. Köln, Lumscher. 1 Thlr. 8 Gr.

Weiße, Ch. H., Kritik und Erläuterung des Goethe'schen Faust. Nebst einem Anhange zur sittlichen Beurtheilung Goethe's. 8. Leipzig, Gebr. Reichenbach. 1 Thlr. 16 Gr.

Werg, A., Die Eingemauerten im Schlosse Szuniogh. Eine Erzählung nach einer magyarischen Volkssage. 8. Berlin, Lüderitz. 1 Thlr.

— —, Der Engel von Augsburg. Eine historisch-romantische Erzählung aus der ersten Hälfte des funfzehnten Jahrhunderts. 8. Berlin, Lüderitz. 1 Thlr.

Winge, E., Caroline oder die Bekanntschaft auf dem Auersberge. Erzählung aus dem Ober-Erzgebirge. Gr. 12. Leipzig, Hartknoch in Comm. 12 Gr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

// Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Donnerstag, —— Nr. 96. —— 6. April 1837.

Ernst Theodor Wilhelm Hoffmann und Friedrich Gottlob Wetzel.

Haben die Deutschen wirklich ein so kurzes, untreues Gedächtniß, daß es fortwährend Noth thut, sie immer wieder an die Schätze, Helden, Zierden des Vaterlandes zu erinnern? Fast scheint es, als ginge es ihnen wie den überreichen Leuten, die, weil immer neuer Überfluß ihnen zuströmt, kaum noch an Das denken, was ihnen früher gegeben und lieb war. Wie sind so viele edle Geister, die kräftig aus der Masse auftauchten, Viele belehrten, erweckten, erquickten, Vielen werth und theuer waren, nach wenigen Jahrzehnden schon fast vergessen! Wirklich haben wir, wenn nicht einen Überfluß an großen, doch eine so reiche Schar von ausgezeichneten Männern, daß die Frühern durch die Spätern, die Ältern durch die Jüngern leicht in den Schatten zurückgedrängt werden. Dieses Loos trifft besonders die Dichter, die, obwol die rechten Meister des Gesanges unsterblich im Herzen des Volks fortleben, doch leicht von Nachfolgenden verdunkelt, dem jüngern Geschlecht fremd zu werden scheinen. Wie Viele wären hier zu nennen, die zu ihrer Zeit die Bewunderung und das Entzücken aller Gebildeten waren und jetzt, nach einem halben, ja nach einem Vierteljahrhundert kaum noch genannt werden! Noch leichter vergißt man Diejenigen, welchen bei herrlichen Anlagen entweder die freie Entwickelung derselben, oder die Gunst der Verhältnisse und die wünschenswerthe Lebensdauer, die zur Vollendung der Bildung erfoderlich sind, oder die Hervorbringung eines gediegenen, in die Zeit und das Volksleben eingreifenden Werkes nicht vergönnt war. Um so löblicher und verdienstlicher ist es, der nationalen Gedächtnißschwäche zu Hülfe zu kommen und das Ehrengedächtniß denkwürdiger, aber entweder nie recht erkannter, oder verkannter, oder halbvergessener Männer zu erneuen.

Ob zu den Letztern die beiden Vorgenannten gehören? Der treffliche Wetzel wol; er, dem so wenig der wohlverdiente Ruhm im Tode wie ein günstiges Loos im Leben beschieden zu sein scheint. Ihnen gemeinsam ist ein schätzbares Werk gewidmet:

Erinnerungen aus meinem Leben, in biographischen Denksteinen und andern Mittheilungen. Herausgegeben von Z. Funck. Erster Band. F. Th. W. Hoffmann und Fr. G. Wetzel. Leipzig, Brockhaus. 1836. Gr. 8. 1 Thlr. 16 Gr.

Der Verf. ward schon durch Jean Paul zur Mittheilung der biographischen Skizze Hoffmann's, durch den berühmten „Verstorbenen" zu den Andeutungen aus Wetzel's Leben veranlaßt. So sind, fast zufällig, hier zwei Männer nebeneinandergestellt, welche Beide, mit genialen Geistesgaben ausgestattet, Dichter, Zeitgenossen, einige Jahre an Einem Wohnorte vereinigt, auch persönlich befreundet, übrigens aber ganz verschiedenartige Naturen waren. Ihr Biograph beabsichtigte auch keineswegs eine, immer misliche Parallelisirung, sondern er bildet, als ein gewandter Portraitmaler, Jeden für sich ab, in bestimmten scharfen Umrissen, mit angemessener Ausführung und Colorirung einzelner, hervortretender Partien, seinem Zwecke gemäß, großentheils sich auf die Zeit beschränkend, da er des persönlichen vertrauten Umgangs Beider sich freute. Die Züge aus Hoffmann's Leben umfassen daher fast nur den kurzen Zeitraum, da derselbe als Musikdirector und unter mannichfach andern Verhältnissen in Bamberg verweilte; aber mit glücklicher Beobachtungsgabe und reicher Erfahrung ausgestattet, hat Hr. Z. Funck seinen Freund so lebendig und wahr aufgefaßt und dargestellt, daß der Leser sich angezogen fühlt und ein recht anschauliches Bild gewinnt. Die beigefügten Briefe aus Hoffmann's späterer Zeit ergänzen dasselbe. Die Erinnerungen aus Wetzel's Leben enthalten auch Rückweisungen auf seine Jugend und seinen Bildungsgang und begleiten den Freund bis zu seinem frühen Tode.

Der Verf. wollte nur, was er selbst gesehen, selbst gehört, selbst beobachtet hat, mittheilen, die Resultate des mehrjährigen Verkehrs mit den beiden Dichtern, und man muß es ihm Dank wissen, daß er so viel Interessantes sammelte und aufbewahrte. Es ist das gar nicht eine so ganz leichte Aufgabe; sie erfodert einige Selbstüberwindung und Selbstverleugnung. Denn indem man die strengste Wahrhaftigkeit sich zur Pflicht macht, und nur Wahrheit, durch welche allein die Biographie einen Werth gewinnt, nichts als Wahrheit geben will, kann es nicht fehlen, daß man oft mit sich selbst in Streit geräth, was zur öffentlichen Mittheilung sich eignet und was nicht? Wer mag doch gern die großen oder kleinen Schwächen, die er dem Freunde in traulichen Stunden abgelauscht, zur Schau stellen, und so an Dem, der vertraulich sich hingegeben, auch im Schlafrock und in der Nachtmütze sich gezeigt hat,

zum Verräther werden? Es widerstrebt gewiß einem gesunden Gefühl und ist wirklich ein Verrath an der Freundschaft, wenn der Überlebende den entschlafenen Genossen so nackt und blos hinstellt und auf offenem Markte ein Todtengericht hält, zu dem der Freund am wenigsten berufen, wenn auch in mancher Hinsicht sehr befähigt ist. Müßte doch jeder irgend ausgezeichnete Mensch, der erwarten darf, daß auch nach seinem Tode noch von ihm die Rede sein wird, im Umgange selbst mit den Freunden befangen und zurückhaltend werden, wenn er zu fürchten hätte, daß, nachdem er die Augen geschlossen, sein Jonathan die Feder ergreifen und alle Züge aus seinem Leben, welche die Erinnerung, oder wol gar das protokollarische Tagebuch aufbewahrt, die dunklern und die hellern, zusammenstellen und der Welt überantworten werde. Nicht grade nur Das, dessen man sich zu schämen Ursach hat, auch Besseres, Löbliches, das etwa im traulichen Verkehr hervortritt, möchte man nicht dem Scherbengericht der öffentlichen Meinung preisgegeben, vielmehr innerhalb der vier Wände und des Freundeskreises beschlossen wissen. Nicht allein das innerliche, auch das häusliche Leben des tüchtigen Menschen hat seine Geheimnisse, die man keineswegs ängstlich der Welt verbergen und verstecken, aber ebenso wenig zu einem Schauspiel machen will. In dieser Hinsicht geht unser red- und schreibseliges Volk nicht immer zart und mit gesundem Takte zu Werke; nicht nur werden der vertraulichen Briefe noch immer zu viele gedruckt, weit mehr, als man bei einer höhern Gewissenhaftigkeit zu verantworten sich getrauen möchte, sondern es wird auch besonders von manchem berühmten Menschen allzu kleinlich immer wieder berichtet, „wie er sich räuspert, und wie er spuckt".

Gleichwol sind wir Denen dankbar, welche mit strenger Wahrhaftigkeit, und doch auch mit geziemender Rücksicht uns Theil nehmen lassen an Dem, was im nähern Umgang mit denkwürdigen Menschen sich ihnen enthüllte, und damit ebenso sehr ein psychologisches als ein reinmenschliches Interesse befriedigen. Dies gilt in vorzüglichem Sinn von dem vorliegenden Buche. Man sieht überall, der Verf. wollte wahr sein und konnte geniale Persönlichkeiten klar und richtig auffassen; in seinem Bilde athmen und wandeln, reden und handeln sie vor uns, als ob wir selbst ihres persönlichen Umgangs uns freuten; wir beobachten sie in den verschiedenartigsten Situationen und meinen endlich, sie ganz zu kennen, ob wir sie auch nie mit leiblichen Augen gesehen. In den Skizzen aus Wetzel's Leben ist auch nirgend die zarte Rücksicht, die nothwendige Schranke, welche Jeder, dem die Erinnerung an den geschiedenen Freund heilig ist, sich selbst setzen muß, überschritten; die wärmsten Freunde des Frühvollendeten können sie lesen, ohne sich verletzt zu fühlen, oder des Geliebten Bild getrübt zu finden. Weniger mag dies in Beziehung auf Hoffmann der Fall sein, dessen Schwächen und wunderliche Launen, an denen er freilich reicher war als jener, bisweilen fast zu scharf hervortreten. Sie gehören aber eben zu seiner ganzen Eigenthümlichkeit, deren Originalität allerdings an vorherrschender Eitelkeit und Selbstsucht krankt. Er charakterisirt sich selbst in dem, zur Erklärung mancher befremdlichen Erscheinungen in seinem Leben von dem Verf. mehrmals wiederholten Wahlspruch: „Haß Allem, was auf mich im Leben störend einwirkt." Derselbe Haß richtete sich aber auch scharf und schonungslos gegen alles Unwürdige und Schlechte, das ihm entgegentrat.

Dasselbe ergibt sich ja aus Hitzig's Biographie Hoffmann's, die vollständiger, aber kaum charakteristischer ist als die vorliegenden „Erinnerungen", aus welchen der Schöpfer der „Phantasiestücke in Callot's Manier", recht wie er leibte und lebte, zu erkennen ist. Ob er hier liebenswürdiger erscheint, mag dahingestellt sein; in jedem Fall wird man von dem sprechend ähnlichen Bilde, das oft mit niederländischer Umständlichkeit ausgeführt ist, sich immer wieder angezogen fühlen. Es wechseln höchst ergötzliche Scenen mit ernstern, sodaß auch Solche, die den Helden weder durch Hitzig noch aus seinen eignen geistreichen Werken kennen lernten, eine so lebhafte wie befriedigende Unterhaltung finden werden.

(Die Fortsetzung folgt.)

Romanenliteratur.

1. Novellen von Julius Mosen. Erster Band. Leipzig, Literarisches Museum. 1837. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

Wir bedauern aufrichtig, diesen jungen Autor, der in der lyrischen Poesie Vorzügliches geliefert hat, auf so unbedeutenden Leistungen in der Novellenliteratur zu betreffen. Ein ungünstiges Vorurtheil ergriff uns schon, als wir das Bändchen in die Hand nahmen und den weitläufigen Druck sahen, dessen schwarze Lettern sich auf den breiten weißen Feldern gewissermaßen verzettelten; ein Vorurtheil, welches sich auf die Erfahrung gründet, daß man mit diesem technischen Kunstgriff versucht, ein Bändchen aus recht Wenigem zu machen. Dieses Vorurtheil war neuerdings durch die „Nouvelles piémontaises", in denen doch berühmte Namen figurirten, genährt worden, und leider fand es auch hier seine Bestätigung, wie wir denn mit Vorurtheilen in unserm so höchst liberalen, raisonnirenden Zeitalter etwas zu verwerfend umgehen, denn sie sind ja meistens Töchter eines Instincts und Gefühls, die sicherer urtheilen als der grübelnde Verstand.

Dennoch gab uns die erste Novelle wieder einige Hoffnung. War sie auch kein Meisterstück, waren die meisten ihrer Motive schwach, oder wol gar verkehrt, so herrschte doch ein so warmes Gefühl der Natur und einfacher bäuerlicher Zustände darin, ein so gutes Treffen des Tons und Wesens dieser Classen, daß wir den übrigen das beste Prognostikon stellten, in der Erwartung, sie würden sich an Kraft der Motive heben und den einfachen Ton dieses kleinen Idylls nicht aufgeben.

Aber wir irrten uns; diese erste Erzählung war noch beiweitem die beste. Denn was sollen wir z. B. zu der „Italienischen Novelle" sagen? Welche Schwäche des Raisonnements, welche Gemeinheit des Tons? Glaubt der Verf., Humor sei Plattheit, und dieser Contrast solle den tragischen Inhalt seiner Geschichte heben, so müssen wir ihm sagen, daß das weithergeholte, gesuchte Gründe sind, die selten gute Wirkung thun: „man fühlt die Absicht und man ist verstimmt". Dürften wir hier doch alle jungen Autoren vor der Humorjägerei warnen, die so selten zu etwas Anderm führt als zum Breitmachen mit innerer Nichtigkeit, oder dem tollen Unsinn faselnder Studentenlaunen. Freilich erzählt der Verf. diese Geschichte nicht selbst, sondern er läßt sie von einem Zitherspieler erzählen; aber Jeder, der in Italien war, weiß, und wer nicht da war, kann es aus Büchern wissen, daß dort auch in den niedrigsten Ständen eine Großartigkeit der Form vor uns auftritt, die uns an den clas-

sischen Boden, den wir betreten, erinnert; mußte der Verf. nun durchaus einen Zitherspieler zum Erzähler seiner Novelle haben, so brauchte dieser nicht grade der gemeinste aller Zitherspieler zu sein. — Von „Helena Vallisneria", der Tochter eines Mahrattenfürsten, die ein deutscher Töpferjunge entführt, wollen wir nun lieber gar nicht reden.

In dem „Ondinenbild", der letzten der Novellen, finden wir wieder Gutes und Schlechtes durcheinander gewürfelt, vollkommene Gegenstandslosigkeit in der geschichtlichen Unterlage, hin und wieder poetische Funken in Darstellung und Gespräch, aber auch schnelles Abfallen zum Plattesten und Kokettiren mit der Gemeinheit. Die Jugendgeschichte des Malers und sein Irren als Bettelkind mit der armen Mutter ist rührend; aber was wird daraus? Hat das Zweck, Ziel, Absicht? Die ganze Erzählung führt zu nichts und scheint nur gegeben, um einiges wurzellose Raisonnement oder einige Jugendscenen zu Tage zu fördern, die im schlichten Kleid der Wahrheit besser aufgetreten wären als im verschnittenen Gewand der Novelle.

Wir würden dem Verf. rathen, keine Novellen mehr zu schreiben; aber er hat uns dieses als ersten Band verkündigt. Und noch zuletzt, was ist das für eine Orthographie: „die Woogen seiner Sele"? Halten wir doch wenigstens um das Palladium der Sprache in Einheit zusammen!

2. Myrthenblüten. Ein Cyklus von Liebesnovellen von Fr. W. von Schönfeld. Magdeburg, Bühler. 1837. Gr. 12. 1 Thlr. 6 Gr.

Hier sehen wir uns abermals genöthigt, eine literarische Schwachheit zu bekennen; alle Blüten und Blumen sind uns sehr zuwider. Vielleicht ließe sich auch für dieses Vorurtheil, wie für seinen Vorgänger, ein im Instinct liegender Grund auffinden: der Blüten, Blumen und Kränze haben wir bereits so viele gehabt, daß ein origineller Geist diesen Titel nur noch in satirischer Beziehung wählen würde.

In diesen „Myrthenblüten" fällt uns zuerst ein Styl auf, der von der höchsten Unklarheit, ja von einer gänzlichen Unfähigkeit, deutsch zu schreiben und zu denken, zeigt; einer Unklarheit, die sich nicht in der Behandlung unergründlicher Dinge, sondern in der Erzählung der allergewöhnlichsten Verhältnisse zeigt, z. B.: „Rein, der Graf war ein Mann von Ehre, aber für lebhafte Eigenschaften (Eindrücke?) empfänglich." „Die Röthe von Marianens Wangen hatte sich nur ganz gering vermindert. Es lag eine Gewalt in der natürlichen Würde, welche plötzlich den Einfluß vor der in Erstaunen setzt, die den menschlichen Unterschied herbeiführt: die Männer können die Männer abtheilen, wie es ihnen beliebt, aber die Classification der Natur wird immer vorzüglich sein, diese von der die Rechte gefühlt sein werden, sei es, daß man sie erkennt, oder daß man sie verleugnet, und bei denen der Stolz einer hohen Sprache noch die erworbenen Titel als Geschenk oder Erbschaft ein gleiches Gegengewicht entgegenstellen können." Solchen Curiosis begegnen wir auf jeder Seite; vorzüglich sind die beziehenden Fürwörter auf das wunderlichste gemisbraucht und verletzt. Ein Schüler aus Secunda schreibt besseres Deutsch als der Verf., dessen Nachsätze mit seinen Vordersätzen in gar keiner oder nur muthmaßlicher Verbindung zu stehen scheinen. Unter diesen Umständen wird die Erfindung des Verf., die um viele Grade logischer ist als sein Styl, fast zum psychologischen Räthsel. Die beiden ersten dieser Novellen sind nicht ganz übel in der Anlage, dagegen ist die letzte albern und die Scene aus Napoleon's Geschichte höchst unbedeutend. Der Verfasser scheint ein junger Mensch, der sein Leben bisjetzt in Salons verschleudert hat, in welchen er weder deutsch reden noch denken lernte; dennoch hat er hier und da beobachtet. Sein Styl ist mit französischen Brocken durchspickt, indessen scheint es mit der grammatikalischen Kenntniß dieser Sprache bei ihm auch nicht weit her zu sein; wir begegnen in seiner Erfindung guter Absicht, gesundem Menschenverstand, keiner Verbildung durch Lecture — wie man uns das gern glauben wird —; aber in der Hülle eines solchen Styls würde auch der beste Kern geschmacklos werden, wenn ein guter Kern in solcher Schale überall vorhanden sein könnte. Der Verf. lerne erst deutsch schreiben, ehe er es wagt, wieder vor das deutsche Publicum zu treten; er werde Herr über die eigne Confusion der Ideen, und vor Allem bilde er sich nicht ein, es seien Preise, wären es auch die geringsten, auf einer Bahn im Fluge zu erhaschen, die von allen menschlichen Bahnen vielleicht den meisten innern Gehalt fodert.

3. Musikantenbilder. Von Rudolf Gernlein. Mit einem Kupfer. Leipzig, Magazin für Industrie und Literatur. 1836. 8. 1 Thlr.

Abermals ein dünnes Büchlein, mit großem Druck und weitläufigen Absätzen. Es ist unglaublich, welche Nichtswürdigkeiten die deutsche Presse zu Tage fördert. Hier haben wir eine Reihe von Geschichten und gedankenlosen Aufsätzen; fast alle handeln von unglücklichen, aber talentvollen Musikern, die zum Theil vor Hunger zu Grunde gehen — was in einer Zeit, wo diese Kunst überall goldene Lorbern erntet, sehr zu verwundern ist —, anderntheils an unglücklichen Leidenschaften sterben. Von Charakterzeichnung, Neuheit der Erfindung, Specialität der Situationen, Frische des Details ist hier keine Rede; die Leute lieben sich, wie sie sich in die Augen sehen, werden getrennt und erschießen sich, oder sterben im Tollhause. Diese Motive wiederholen sich beständig, nur mit dem Unterschiede, daß der Liebende oder die Geliebte die Rolle wechseln; oder, ist die Liebe einmal glücklich, so erscheint plötzlich eine frühere Geliebte, von der wir bis dahin nichts erfuhren; der Blitz schlägt in den Narrenthurm, aus dem sie entspringt, der Treulose will beim Brande retten, sie packt ihn im Wahnsinn und stürzt sich mit ihm in die Flammen oder in den Fluß. Man findet seine Leiche, seine Braut stirbt auf seinem Grabe, ihre Mutter nimmt auf ihrer Tochter Grabe Gift — der Unsinn erinnert uns an jenes Kinderspiel, wo die Karten so gestellt werden, daß alle fallen, wie man die erste anrührt. Solche Geschichten mag, mit etwas Zuthat von Rosenglut, Frühlingsluft, Mondenschein und Eulengekrächze ein Jeder machen.

Die letzte der Erzählungen beschreibt das Auf- und Untertauchen einer wandernden Komödiantenbande, und die Rolle, die der Verf. darin spielt — er scheint wenigstens das erzählende Ich zu sein —, ist keine sehr ehrenvolle, die ganze Skizze ein Ausbund von Gemeinheiten. Die Lebensgeschichten der Mitglieder werden vorgetragen, wobei denn natürlich hohe Häupter und Minister aufs würdigste hineingeflochten werden; es kostet nichts, einem Titel alle möglichen Schändlichkeiten an den Kopf zu werfen, und wie sonst ein Feenmärchen nicht ohne König und Königin bestehen konnte, so scheint es, kann das Laster, selbst auf seinen niedrigsten Stufen, nicht mehr ohne Prinzen und Minister fertig werden. Wenn etwas wie diese Geschichte in der Literatur zu dulden sein soll, so muß die Hand, die es hinwirft, eine größere sein; dergleichen ist nur einem Hogarth erlaubt, und wer das zu malen wagt, muß darüber stehen, nicht darin. In einer musikalischen Skizze, die von Paganini's Geige handelt, schreibt der Verf. ihn nie anders als Pagagnini! Doch was wundern wir uns? In einer Zeit, wo der äußere Anflug von Bildung so leicht zu erwerben ist, daß selbst der berliner Pöbel in seinen Witzen nur witzig ist durch den Contrast seiner Gemeinheit mit einem Schimmer von Bildung, muß es eine Literatur geben, die man vielleicht — Bedientenliteratur nennen sollte.

4. Drei Erzählungen von B. S. Ingemann, aus dem Dänischen von L. M. Fouqué. Halle, Kümmel. 1837. 8. 12 Gr.

Zwei berühmte Namen machen noch kein gutes Buch. Wir können die Begeisterung des Übersetzers für sein Original nicht theilen, und es würde vielleicht den Raum überschreiten, der einer so wenig bedeutenden Erscheinung hier zugemessen ist, wollten wir ihm auseinandersetzen, warum wir es nicht können. Wir möchten unsere Bemerkungen in das französische Sprüchwort summiren: „Tous les genres sont bons, hors le genre

ennuyeux." Dennoch erlauben wir uns in Rücksicht der Namen, die an der Spitze dieses Büchleins stehen, noch etwas mehr hinzuzufügen.

Die erste dieser Erzählungen: „Der Wehrwolf", hat einen Menschen zum Gegenstand, der an der Lykanthropie leidet, Anfällen dieses Wahnsinns unterworfen ist in Folge eines Duells, bei dem er seinen Gegner tödtete. Kurz nach demselben ermordete er noch eine übelberüchtigte Schöne, die mit dem Gebliebenen und der geheimen Polizei in genauer Verbindung gestanden, gleich jenem viele Menschen unglücklich gemacht hatte, um — die Welt von ihr zu befreien! An dem Tage, wo er seine Hochzeit mit einer liebenswürdigen Braut feiern soll, verschwindet er plötzlich und kommt lange Zeit darauf leidend zurück. Der Heirath wird nun nicht mehr gedacht, das Gerücht seiner sonderbaren Krankheit verbreitet sich, man will ihn im Walde, einem reißenden Thiere gleich, auf allen Vieren getroffen haben, und die Braut verzehrt sich acht Jahre lang in Trauer um ihn. Endlich glaubt er sich geheilt — warum, sagt man uns nicht — und entschließt sich, die hinsterbende Geliebte zu heirathen. Der Hochzeitstag wird angesetzt und der Bräutigam verschwindet abermals; man findet ihn im Walde, von eigner Hand erschossen.

Aus diesem Plane hätte etwas werden können, wenn ein schöpferischer Geist ihm Leben eingehaucht. Aber der Athem ist ausgeblieben; nichts ist verbunden, nichts ist motivirt. Es hätte eine Neigung zu der ermordeten Schönen sowol Duell als Mord erklären müssen, eine Neigung, die der Getäuschte nachher erst auf die spätere Braut übertragen; alles Dies mußte in den Vordergrund gestellt werden. Wir hätten dann das durch den Mord aus seinen Angeln gehobene Gemüth dem Wahnsinne und dem Blutdurst verfallen sehen, wir hätten den vergeblichen Kampf erblicken müssen, sich daraus zu retten. So aber macht die schlaffe, hingeworfene Erzählung den Eindruck der höchsten Unlust des Verf. an seiner eignen Erfindung, der Sehnsucht, der Beschäftigung mit ihr los zu werden; Niemand handelt vor unsern Augen, nichts drängt sich uns als nothwendig entgegen, wir erfahren Alles zerstückt und zerrissen, durch die dritte, vierte Hand; wie ein bleicher Schatten schleppt die Fabel ein traumartiges Leben in der Ferne hin, und dieselbe Art zu erzählen waltet in den übrigen Geschichten vor. Das Mystische des Daseins, das Fürchterliche seiner Abgründe kann aber nur dann ergreifend wirken, wenn es dicht neben dem wärmsten wirklichen Leben hervortritt, ihm, so zu sagen, geisterhaft über die Schulter blickt; wenn aber das Leben selbst nur wie eine bleiche Larve auftritt, wodurch soll da das Schattenreich noch schrecken? Auch Das, was wir von den Gemüthszuständen des Kranken erfahren, hat keine Interesse, keine Farbe der Wahrheit; äußert sich nur in Fragmenten von Gedichten, die fast durchgängig — wir wissen nicht, an wem die Schuld liegt, ob am Verf. oder Übersetzer — schlecht zu nennen sind, deren Form ganz vernachlässigt ist, deren Gedanke und Empfindung nie überwältigend hervortritt, und mit denen es sich der Verf. doch so leicht wie möglich gemacht hat, denn wo er nicht weiter kann, sagt er uns, die Schrift sei verlöscht gewesen; oder wenn er keinen Anfang weiß, so hat er ihn abgerissen gefunden.

Ganz schlecht ist nun wirklich die letzte Erzählung zu nennen: „Der Corsicaner", die uns abermals eine Menge Gedichte ähnlicher Art gibt; diese poetischen Versuche sind dessenungeachtet sehr merkwürdig, weil sie Napoleon's Bleistift auf St.-Helenas Klippen entflossen, wo er diese Herzensergießungen, sobald er sie aufgezeichnet, regelmäßig und fast Tag für Tag dem Ocean opferte; aber ein wandernder Italiener erbeutete sie, der beschäftigt war, sich eine Treppe von der See auf in die Klippen zu hauen, mittels welcher er den Kaiser befreien wollte. Wie das aber geschehen sollte, wird uns nicht mitgetheilt, denn der gute Landsmann, ein Gypsfigurenhändler, hatte weder Schiff noch sonst etwas, nichts als sein armes Selbst zu seiner Disposition, und er scheint den Plan zu Napoleon's Rettung von dem Kaiser erwartet zu haben, sobald es ihm nur gelänge, sich mit demselben in Rapport zu setzen. Doch kurz ehe die Treppe vollendet ist, erblickt eine Schildwache den Waghals und ein Schuß stürzt ihn in den Abgrund, wo er Arm und Beine bricht. Indessen hatte er zuvor noch die Satisfaction, von dem Kaiser erblickt zu werden, der seine Kühnheit bewunderte. In einem Hospital kommt er wieder zu sich und trägt, genesen, die von Napoleon geschriebenen Blätter auf seinem Herzen durch die Welt, wo er sie dem Erzähler dieser und aller übrigen Geschichten, einem Prediger in Skorby, mittheilt. Diese merkwürdigen Gedichte enthalten aber nichts als einige Gedanken zu einer Apologie Napoleon's, die nach der Erscheinung so vieler Werke über denselben nur noch Gemeinplätze genannt werden können und, aus des Weltstürmers Feder als Klage in die Wellen gestreut, etwas Sentimental-Albernes haben, welches dem Manne der That unter allen Menschen gewiß am fremdesten war.

Die zweite der Erzählungen: „Der lebende Todte", ist noch die erträglichste. Ein Mensch glaubt sich todt, liegt Tags in einer Art, man weiß nicht ob wirklicher, ob willkürlicher Starrsucht, der Folge einer unglücklichen Liebe, und steht Nachts auf, ißt und trinkt, spielt Guitarre, schreibt, macht auch Gedichte nach der Weise der vorigen, Alles aber nur in der Einbildung, er spuke. Endlich gelingt es, ihn aus der fixen Idee dieses Todes durch den Schrecken eines mit ihm angestellten Scheinbegräbnisses zu retten; er verfällt in ein Nervenfieber, wird geheilt, erblickt die Geliebte als Witwe an seinem Lager, heirathet sie und ist glücklich und gesund. Der unermüdliche Prediger erzählt auch diese Geschichte dem Bruder des Unglücklichen, der an der Lykanthropie litt, und dieser, ein Major, Mitglied mehrer gelehrten Gesellschaften, gesteht ihm, daß er selbst jener eingebildete Todte sei, der in dieser fixen Idee einer wunderlichen Familieneigenheit seinen Zoll gebracht. Er gibt dem Prediger noch allerlei sehr verständige Aufschlüsse über seinen damaligen Zustand und schließt damit, ihm zu vertrauen, daß er eigentlich immer noch todt sei, nur habe er sich jetzt so eingerichtet, bei Tage zu spuken. Dieser humoristische Zug des sein Recht behauptenden Wahnsinns ist das einzige Geniale in Ingemann's Buch; er ist aber unglücklicherweise in dieser Art schon mehr dagewesen, namentlich im „Don Quixote".

Die Erfindung dieser und der ersten Erzählung könnte, besser benutzt und motivirt, zu etwas werden; die Ausführung aber ist unter aller Kritik, oder vielmehr gar keine. Der Dichter hat gar nichts daraus gemacht, und was er uns gibt, ist in seinem eignen Geiste nicht lebendig geworden; wir können es nicht einmal als Skizze gelten lassen, denn selbst wenn man skizzirt, arbeitet man anders. Die letzte der Erzählungen, „Der Corsicaner", ist gradezu absurd.

(Der Beschluß folgt.)

Notiz.

In London hat man die Gesellschaften zur Erforschung vaterländischer und nichtvaterländischer Alterthümer ebensowol hin und wieder zum Besten als bei uns in Deutschland. Unlängst verbreitete sich dort das Gerücht, man habe in der Wardourstraße 25 Fuß tief unter dem Wegniveau eine Menge von Menschen- und Pferdegebeinen, nebst römischen und sächsischen Münzen, Schwertern, Sporen und anderm Geräth aufgefunden. Sofort eilten auf dies Gerücht die londoner Antiquarier stundenweit nach jener classischen Stelle mit ebenso viel Eifer und Begeisterung, wie ehedem die alten Römer pro aris et focis zu kämpfen pflegten. Als sie jedoch ganz kurzathmig und schweißtriefend hier anlangten, fand es sich, daß von Römern und Sachsen, von Schwertern und Münzen keine Rede, wol aber von einigen Hammelknochen war, die man unweit eines Fleischerhauses aus einem Loche geg[illegible] hatte. An diesem Tage ward mancher schöne Traum zu nichte, und wer weiß, ob nicht auf lange Zeit die londoner Alterthumsforscher einen Abscheu vor Hammelkeulen bekommen werden. An diesem Exempel könnte sich unserer Meinung nach auch Deutschland spiegeln. 11.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter für literarische Unterhaltung.

Freitag, —— Nr. 97. —— 7. April 1837.

Ernst Theodor Wilhelm Hoffmann und Friedrich Gottlob Wetzel.

(Fortsetzung aus Nr. 96.)

Wir müssen die Leser d. Bl. auf das interessante Buch selbst verweisen und versagen uns, Einzelnes herauszuheben. Wie der Verf. mit Hoffmann bekannt wird; wie dieser bei seinem Auftreten als Musikdirector in Bamberg sich verkannt sieht und ergrimmt, dann einen bedeutendern Einfluß auf das Theater gewinnt; wie er nachher ein perfecter Jäger geworden zu sein meint und den Sieg über ein flüchtiges Reh, das ein Anderer unbemerkt für ihn geschossen, als wichtig genug betrachtet, in seinem Tagebuch den glücklichen Schuß zu bemerken; sein Leben auf der Altenburg, im lebhaften Geistesverkehr mit dem trefflichen Arzte Marcus; seine Geldverlegenheiten; sein mannichfaches Misgeschick, insbesondere das bei einer Verlobungsscene; sein häusliches Leben bis zu seinem Abgange von Bamberg, und vornehmlich der Ursprung, die Veranlassung, die Entwickelung seiner „Phantasiestücke" und anderer schriftstellerischer und musikalischer Werke — das Alles und viele einzelne komische und tragische Momente bieten einen reichen Stoff nicht blos zur Unterhaltung, sondern auch zu fruchtbarer Betrachtung. Man kann sich nicht bergen, daß in Hoffmann's Seele, so großartig und originell sie war, die ganze Zerrissenheit und Zersplitterung der Zeit, welcher er angehörte, in ungemeiner Tiefe sich abspiegelte; es ist ein ruheloses, unbefriedigtes Harren, Sehnen, Ringen nach einem bessern Zustande, bald ein Verzweifeln an demselben, bald ein trotziges, übermüthiges, glaubensarmes Wagen, sich selbst zu helfen, bis endlich die Nacht vergeht und der Tag hereinbricht und neues Leben weckt.

Hoffmann's herrlicher, reichbegabter Natur fehlte der lebendige Mittel- und Einigungspunkt, durch welchen allein die geniale, vielseitige Kraft eine gediegene, zu großen Werken tüchtige werden kann; seine Bildung war eine unvollendete, einseitige, um so gewisser, je mehr das religiöse, zumal das christlich-gläubige Element in ihm zurückgedrängt und verdunkelt ward. Wir sehen in seinen Werken überall die Blitze und Funken eines gewaltigen Geistes, der sich aber nicht dahin zu vollenden vermochte, daß er als ein starkes und reines Licht erleuchtend und erwärmend seine Strahlen über seine Werke auszubreiten vermochte. Dieser Geist, zu kräftig und aufstrebend, um im Sinnengenuß allein Befriedigung zu finden, war doch nicht frei genug, zu wenig von den Banden der Welt erlöst, um den rechten Frieden zu gewinnen.

Eine nicht minder geniale und reichbegabte, aber geläutertere und in sich einigere Natur erblicken wir in dem Bilde des edeln Wetzel, den der fast ununterbrochene Kampf mit widerwärtigen Verhältnissen zwar hinderte, eine anerkannte Meisterschaft zu erringen, aber nicht, sich selber siegreich zu vollenden. Man kann nicht ohne tiefe Wehmuth dieses hochherzigen Kämpfers gedenken, dem es fast nie vergönnt war, von den Fesseln des irdischen Bedürfnisses, der zeitlichen Noth, der Sorge für die Seinen sich einmal recht frei zu fühlen, und der doch immer wieder mit dem Sehnen und Streben nach den besten Gaben den Muth und die Spannkraft gewann, die Gedanken zu großen Werken aufzufassen und rüstig an ihre Ausführung zu gehen, wenn auch die unvermeidliche Brotarbeit die schönsten Stunden des Tages raubte und jeden Aufschwung der Begeisterung niederhalten wollte. Was kann für eine sinnige, in sich gekehrte, unwiderstehlich zum geistigen Bilden und Gestalten getriebene, durch und durch poetische Natur drückender, peinlicher, lähmender sein, als jahrelang, noch dazu unter beengenden und beschränkenden Zeitverhältnissen, eine politische Zeitung redigiren, alltäglich im Comptoir und in der Druckerei auf jede freie Bewegung verzichten zu müssen! Zwar hat Wetzel durch seinen „Fränkischen Mercur", besonders in den Jahren 1813 u. 1814, bewiesen, wie ein freier und reicher Geist auch die ursprünglich widerwärtige Lohnarbeit zu veredeln und in ihr etwas Würdiges zu leisten vermag; aber eine Fessel blieb ihm diese undankbare Arbeit doch immer, und ein Gefängniß die Zeitungsexpedition, in welcher leider endlich auch der Keim seines frühen Todes sich entfaltete. Wie überglücklich, wie selig hätte er sich gefühlt, wenn er einmal nur ein Jahr lang von diesen Fesseln frei, sorgenlos, nur mit dem Allernöthigsten für sich und die Seinigen ausgestattet, ganz seinem innern Berufe leben, dichten, schaffen, so viele köstliche, ihm liebgewordene Plane ausführen konnte! Es sollte ihm so wohl nicht werden! War aber dem *Dichter* die ersehnte Muße und Sorgenfreiheit versagt, so vollendete sich um so mehr der *Mensch* in dem Kampf und dem Gedränge des Lebens. Es war

in seiner Lage wahrlich keine leichte Aufgabe, jene Heiterkeit, Genügsamkeit, Zufriedenheit zu bewahren, die selbst in der täglichen Noth nicht ganz unterdrückt werden konnte und ihn höchst liebenswürdig machte. Es gehörte sogar wenig, nur eine kurze Muße, ein Spaziergang mit seiner Familie, das Wiedersehen eines Freundes, ein geringer Vorrath, der die Sorge für die nächsten Tage mäßigte, es gehörte nur eine freie Erhebung des eignen Geistes dazu, um seinem ganzen Wesen den Ausdruck der heitersten Zufriedenheit zu geben, ihn zu Hymnen und Lobgesängen zu stimmen. Wenn man dann versucht ist, gleichsam das unerkannte Schicksal anklagend, auszurufen: was hätte unter günstigern Verhältnissen aus dieser reichen und tüchtigen Natur werden können! so denkt man dabei doch nur an größere dichterische Leistungen, zu denen er allerdings befähigt schien, sollte aber nicht verkennen, daß der unsichtbare Erzieher nach seiner unergründlichen Weisheit den Menschen im Feuer der strengen Prüfung läuterte und vollendete. Und wie er durch mehr als eine Feuerprobe hindurchgehen mußte, wie mannichfach, selbst in seinen nächsten Umgebungen er geprüft ward, das wissen seine Freunde, ohne eben Alles zur Schau stellen zu wollen.

Er war ein sehr zärtlicher Hausvater; seine Kinder umfaßte er mit fast schwärmerischer Liebe; er setzte gern Gesundheit und Leben daran, ihnen eine heitere Existenz zu bereiten. Seine Gattin, die Tochter reicher Ältern, in behaglichem Wohlstande und Wohlleben aufgewachsen, dann durch Misgeschick und Betrug des größten Theils ihres Vermögens beraubt, lernte schwer die schwere Kunst, sich an Wenigem genügen zu lassen und mit dem Wenigen klüglich hauszuhalten; geistreich und für höhere Ideen empfänglich, weshalb er sie mit Recht hochstellte, beherrschte sie doch nicht immer ihre heftige Gemüthsart, der er dann, obwol im Innersten verletzt, mit echtphilosophischer Gemüthsruhe, später mit christlicher Sanftmuth und himmlischer Geduld begegnete; stolz auf des Gatten hervorragenden Geist, auf seine ganze originelle Eigenthümlichkeit, hatte sie ihre Freude an einigen Sonderbarkeiten und Abweichungen von der herkömmlichen Sitte, zu denen geniale Menschen so leicht sich hinneigen, und die ihr so wesentlich und nothwendig schienen, daß sie dieselben recht eigentlich hegte und pflegte, sodaß er nur durch eigne Kraft und fortschreitende Geistesreife sich allmälig darüber erheben konnte, wobei manche Prüfungen und empfindliche Erfahrungen ihm zu statten kamen. Das lautere Gold seines reichen Geistes und tiefen Gemüths trat, von Schlacken gereinigt, aus vielen Anfechtungen immer gediegener hervor.

Seine Freunde haben lange eine seltsame Mischung von Stolz und Demuth an ihm wahrgenommen. Stolz trat er allem Gemeinen und Schlechten, allen zudringlichen Versuchen, ihn in das alltägliche Gleis zu bringen, seinen Geist zu dämpfen, seine schwer errungene Freiheit zu beschränken, oder seine harmlosen Spiele zu stören, entgegen. Aber mit wahrhaft kindlicher Demuth erhob er ausgezeichnete oder geliebte Menschen weit über sich selbst, ordnete solchen auch im Umgange gern sich unter, erkannte aufs freudigste, bisweilen selbst überschätzend, jeden Vorzug und jedes Verdienst an und war meist mit seinen eignen Leistungen am allerwenigsten zufrieden. So frug er zu Zeiten die Freunde mit tiefem Schmerz, nicht an sich selbst verzweifelnd, aber doch zweifelnd: ob es ihm wol noch möglich sein werde, etwas Tüchtiges, Dauerhaftes hervorzubringen? Willig hätte er selbst auf allen persönlichen Ruhm, obwol er gegen denselben nicht unempfindlich war, verzichtet, wenn er damit das Glück erkaufen konnte, Die, welche ihm die Theuersten waren, anerkannt und glücklich zu sehen; und wenn er irgendwo sich geltend zu machen bemüht war, so trieb ihn dazu am meisten der Wunsch, Derer, die er liebte, und ihrer Liebe sich würdig zu erweisen.

In ihm wohnte ein unerschöpflicher Schatz von Herzensgüte und Liebe, und hinter der bisweilen rauhen Außenseite verbarg sich ein zartes, inniges Gemüth, das der rückhaltslosesten Hingebung, jeder Selbstverleugnung und Aufopferung fähig war. Was er seinen Freunden gewesen, das steht gewiß diesen noch jetzt, 18 Jahre nach seinem vielbeweinten Tode, so seelenvoll, so rührend vor Augen und im Herzen, daß der alte Schmerz um den frühen Verlust solch eines Freundes immer wieder sein heiliges Recht behauptet. Die er einmal erkannt und lieb gewonnen, und die ihm Liebe um Liebe gegeben, die hielt er fest mit unerschütterlicher, immer gleicher Treue, die durch keine Zeit, keine Trennung, keinen Lebenswechsel etwas an Innigkeit verlor. Dessen ist wol ein glaubwürdiger Zeuge der Unterzeichnete, der noch heute die günstige Führung preist, welche schon in früher Jugend auf dem Gymnasium in Bauzen ihn mit Wetzel unauflöslich verband, und wol rühmen darf, daß dieser ihm immer und bis zum Tode derselbe geblieben ist. Die wenigen Freunde, die bis heute ihn überlebten, werden einmüthig ein gleiches Zeugniß ablegen. Selbst im Drange seiner Sorgen und Geschäfte widmete er dem Briefwechsel mit den Befreundetsten viele schöne Stunden und ließ nicht ab, wenn er auch nicht immer sogleich die begehrte Antwort erhielt. Dann konnte er wol zürnen und eifern und drohen; aber die Liebe blickte immer, fast wider seinen Willen, freundlich hindurch, und er ließ sich's nicht verdrießen, mehrmals anzustürmen, bis er dem Saumseligen ein Liebeszeichen abgewonnen hatte. Seine Briefe sind reich an echtem Humor, tiefsinnigen Ideen, frischer Lebensphilosophie und poetischen Anklängen, oft ausgestattet mit Sinnbildern, die, meist höchst charakteristisch, seine Meinung anschaulich machen sollten, leichten Federzeichnungen, zu denen er ein eigenthümliches Talent hatte, ohne je zeichnen gelernt zu haben und zu einiger technischer Vollendung zu gelangen. Es würde sich der Mühe lohnen, eine Sammlung seiner Briefe zu veranstalten, in denen er sein innerstes Leben, seine Leiden und Freuden aussprach, und die ohne Indiscretion, ohne Verletzung des Geheimnisses der Freundschaft gedruckt werden dürften.

(Die Fortsetzung folgt.)

Romanenliteratur.

(Beschluß aus Nr. 96.)

5\. Septimania, Gräfin von Egmont. Von Sophie Gay. Übersetzt von Fanny Tarnow. Zwei Bände. Leipzig, Kollmann. 1836. 8. 2 Thlr. 18 Gr.

Ein sehr hübscher Roman, der uns das edle weibliche Gemüth, dem er entflossen, hochschätzen und lieben macht, und der es eher wie manches andere neue Product verdiente, von geschickter Hand auf deutschen Boden verpflanzt zu werden. Er gehört zu jener Gattung Bücher, die wir classische Mittelmäßigkeiten nennen möchten, wenn wir nicht fürchteten, uns diesen Ausdruck als paradox vorwerfen zu hören; zu einer Gattung, die in Deutschland, wo nirgend eine Schule ist und Jeder seinen eignen Weg verfolgt, auch, im strengsten Sinne genommen, keine Gesellschaft existirt, junge Talente zu bilden, niemals auftauchen wird. Eine solche Schule ist dem Genie vielleicht lästig, in gewisser Hinsicht schädlich; aber sie lehrt das geringere Talent erst seine Kräfte brauchen und erkennen und bewahrt eine Literatur vor den geschmacklosen Abwegen, in welche die Mittelmäßigkeit bei uns geräth. Es ist wieder nur die alte Wahrheit, daß das Genie sich sein Gesetz schafft und nach ihm gerichtet sein will; daß die Freiheit ihm gehört, weil es allein ihre höhern Gesetze erkennt und nicht nur Anarchie in ihr erblickt; daß aber die Masse um ihrer selbst willen des Gesetzes bedarf, weil Erkennen des Urgesetzes nur den wenigen Geistern beschieden ist, die das Organ der lebendigen Offenbarung werden, welche Gott der Welt immerfort gewährt.

Hiernach ist es fast überflüssig, zu sagen, daß Plan und Schöpfung des Werks nicht tief, gewaltsam erschütternd, aber rührend, fein, edel und auf ihre Weise fehlerfrei sind; nicht genial, und doch ist Talent, vorzüglich aber Geschick, Das zu benutzen, was die Natur gab, nicht zu leugnen; kurz, es ist eine echt weibliche Schöpfung im bessern Sinne des Worts, voll der Grazie der besten Gesellschaft und eines edeln Gemüths. Der Eindruck, welchen das Buch macht, ist etwa dem zu vergleichen, den die Sontag als Sängerin hinterließ; hier ist wenig originell, und doch Alles menschlich, anmuthig und liebenswürdig; wir sehen keine gewaltigschaffende, tragische oder komische Kraft, die weibliche Sitte zeichnet überall ihre bestimmten Grenzen hin, und doch ist das Gemüth der Dichterin nicht beschränkt, und allen feinern Empfindungen offen. Der Name: Gräfin Egmont, darf uns nicht zur historischen Täuschung werden; die Heldin ist eine Dame der Gesellschaft des Hofes Ludwig XV., Gemahlin eines Nachkommens Egmont's, Tochter des Marschalls von Richelieu, und manche bekannte Figur jener berühmten Zeit, vor allem aber Sédaine, tritt auf anmuthige Weise in der Geschichte auf. Das Weitere überlassen wir dem Leser, dem wir zwar nicht versprechen, daß er hier auf Fundgruben unentdeckter menschlicher Kräfte gerathen, der den Faden der Geschichte gewiß aber mit steigendem Interesse bis zu Ende verfolgen wird. Unserer Frauenwelt sei das Werkchen als passende Lecture noch besonders empfohlen.

6\. Erzählungen und Phantasiestücke. Von Dr. Morvell. Zwei Bände. Stuttgart, Weise. 1836. 8. 2 Thlr.

Trotz der scharfen Beurtheilung, die vor Kurzem ein Werk des Verf. in d. Bl. erfahren hat, möchten wir ihn vor dem Troß der geringern Tagesschriftsteller auszeichnen. Indessen sind der Stufen in der Literatur von den niedrigsten bis hinauf zu den höchsten Gipfeln so unendlich viele, daß es uns oft an Ausdrücken mangelt, die Grade zu bezeichnen, auf die wir ein Werk stellen möchten, da wir hier gleich von dem Schlechtesten in das Bessere und zu Talent und Genie gerathen. Über die Mittelmäßigkeit hinaus können wir nun Dr. M.'s Werk nicht setzen, doch zeigen sich hier und da poetische Funken, die für die Zukunft vielleicht mehr versprechen, aber auch arge Misgriffe, unter die wir namentlich die humoristischen Versuche rechnen, die, wie meistens dergleichen Versuchtes, ins Alberne und Platte fallen; so z. B. „Die Künstlerreise, eine sehr erschreckliche, doch vollkommen wahre Begebenheit". Noch platter sind „Wundersame Begebenheiten und Abenteuer Veith Viereck's, eines wandernden Farbenreibers", welche wir nicht anders zu qualificiren wissen, als gradezu mit einem Kinderausdruck: dummes Zeug. Was „Die Künstlerreise" betrifft, so scheint uns, wiewol mit dieser berliner Künstlerwelt ganz unbekannt, ihr Hauptreiz in Persönlichkeiten zu bestehen, wenigstens sind wir berechtigt, nach den beiden andern Erzählungen darauf zu schließen: „Des Knaben Schreibebuch, ein Beitrag zur Kenntniß des menschlichen Herzens", und der darauf folgenden: „Die schöne Wienerin". In beiden ist das äußere Bild Wiens und Berlins in einem recht hübsch aufgefaßten Gegensatze gezeichnet, aber dieses Bild wimmelt von Persönlichkeiten; bei gleichgültig gehaltenen lebenden Personen sind die Namen gradezu genannt, andere so bezeichnet, daß man sie leicht wiedererkennen mag, wieder andern hat man ihre Namen mit geringer Veränderung gelassen, ihnen aber einen, ihrem wirklichen Charakter entgegengesetzten beigelegt. Wohin soll das führen als zum Skandal der Lebenden und zum gleichgültigen Nichtverstehen der Nachwelt, wenn es eine Nachwelt für solche Werke gäbe! Alte abgetragene Anekdoten sind kunstreich eingeflochten, das Ding sieht ganz lustig aus, ist auch selten wahrhaft böse oder bitter, nie gemein; aber wie darf die Literatur die Hände in so etwas mengen? Von der Fabel beider Erzählungen ist die wiener Geschichte doch etwas zu abgeschmackt; das könnte nur ein pommerscher Landjunker aus dem 18. Jahrhundert gewesen sein, der sich in das wiener Modenbild, die schöne Wienerin, verliebt, sie für ein menschliches Wesen gehalten hätte, nicht aber ein gereister, welterfahrener, geistreicher junger Mann des 19. Jahrhunderts. Doch müssen wir dem Verf. zugeben, daß er die Albernheit so plausibel wie möglich zu machen weiß. In der berliner Criminalgeschichte sehen wir nun eben keinen „Beitrag zur Kenntniß des menschlichen Herzens"; so etwas wird nur dazu, wenn wir die That vor uns keimen und wachsen sehen, wenn wir den Thäter vorher in seinem ruhigen Zustande erblickten und in diesem schon die Samenkörner der Zukunft entdeckten, die aus unmerklichen Übergängen plötzlich und gewaltsam hervortritt, nicht aber wenn uns das Verbrechen in der Erzählung selbst aus weiter Ferne erzählt wird; da läßt sich Alles annehmen und Alles bezweifeln. Mit einem Worte, die Individualität der Erscheinung macht erst ihre Wahrheit, erzeugt erst das Interesse des Zuhörers daran, und eine unwahrscheinliche Sache erzählen und in einer kurzen Note stolz „historisches Factum" darunter setzen, wie die schlechten Tagsscribenten thun, die damit alle Responsabilität von sich gewälzt zu haben wähnen, ist gar keine Rechtfertigung für das Factum in der Novelle. Der Dichter ist eben dazu da, daß er das Unwahrscheinliche begreiflich mache, ja es fast als nothwendig zeige, und wenn er das für ein historisches Factum nicht vermag, so hat es mit der Poesie gar nichts zu schaffen, bleibt für sie nur eine factische Lüge. Wir sehen in dieser Geschichte nur einen Verbrecher, wie wir ihrer Hunderte sahen, und nichts zeigt uns, wodurch seine Physiognomie sich von denen anderer Verbrecher, die ähnliche Enormitäten begingen, unterscheidet; ja, die Mischung von Leichtsinn, die in seiner Natur sein mußte, da sie aus seinen Thaten hervorgeht, tritt uns auf keine Weise aus seiner kurzen Erscheinung entgegen.

Um nicht zu weitläufig zu sein, sagen wir nur noch, daß uns „Feodosia, oder schreckliche Folgen eines leichtsinnigen Schrittes, historische Novelle aus den Zeiten Katharina II.", die gelungenste der Erzählungen scheint, die in ihrer ersten Hälfte viel Poetisches enthält. Aber die beiden Hälften, in die sie zerfällt, passen nicht zueinander, und hier müssen wir bekennen, daß wir Alles, was nach Sidni's Tode mit Feodosia vorgeht, vor einigen Jahren in einer aus dem Russischen ins Deutsche übersetzten Erzählung lasen, deren Verf. und Titel wir uns nicht mehr erinnern; dort war der Schauplatz der Handlung Petersburg, nicht die Krim, und die Herabwürdi-

gung der Heldin schien uns dort durch ihren Charakter besser motivirt als hier, wo das schmähliche Ende so widerwärtig gegen den stolzen Anfang der heroischen Gestalt absticht. — „Die Armensünderglocke zu Breslau, historische Novelle", streift wieder ans Alberne in der wirklichen Erscheinung des Teufels am Ende, auch sieht man durchaus keinen Zweck und Sinn der Fabel. Wir verlangen für eine solche zwar nicht grade den Sinn der Moralen der Thierfabel, aber doch den großen Sinn der Lebenswahrheit, und wo dieser mangelt, fragen wir mit Recht: warum? 10.

Komische und tragische Policeifälle in Frankreich.

Kann es einen komischern Rechtsstreit geben als nachstehenden, der vor dem Policeigericht zu Paris unlängst in aller Kürze verhandelt ward. Ein junger, sehr hübscher Mann, Namens Chacal, erscheint vor dem Präsidenten, und sein mildes freundliches Aussehen straft den wilden Namen, den er zufällig führt, völlig Lügen. Er ist nichts weniger als ein Schakal, sein Charakter hat nichts mit der Grausamkeit des Leichenwolfs gemein. Der Präsident fragt: „Was habt Ihr für ein Metier?" Chacal: Ich bin Blasebalgmacher (soufflettier). „Ihr seid also Euerm Berufe treu geblieben, als Ihr der Mademoiselle Moineau kürzlich ein paar Ohrfeigen (soufflets) applicirtet." Der junge Chacal lacht herzlich über diesen Witz des Präsidenten und bittet, die Zeugen abzuhören. Mademoiselle Moineau (gleichfalls ein verhängnißvoller Name, der trefflich zum Schakal paßt) erscheint zuerst vor den Schranken, sie ist 17 Jahre alt, sehr hübsch und wahrhaft verführerisch herausgeputzt; mit außerordentlichem Erröthen wiederholt sie die Klage und beschwert sich bitter über den Beschuldigten. „Es ist abscheulich", ruft sie schluchzend, „ich war mit einer andern Dame in dem Laden dieses Herrn, um einen Blasebalg zu kaufen (pour acheter un soufflet), und siehe da, er stürzt auf mich los, behandelt mich auf die schnödeste Weise, schilt mich eine Schlumpe (gaupe) und hängt mir noch weit niedrigere Reden an. O pfui, mein Herr, Sie hätten sich schämen sollen!"

Frage: Und alsdann schenkte er Ihnen, anstatt des einen, den Sie kaufen wollten, zwei (soufflets)? Das war freigebig.

Antwort: Ja, Herr Präsident, zwei Ohrfeigen schenkte er mir, auf jede Wange eine.

Chacal: O Mademoiselle, fahren Sie fort, in Gottes Namen sagen Sie noch mehr Lügen; erfinden Sie Fabeln, Romane, Erzählungen nach der Art des Herrn Laensberg. Was mich betrifft, ich werde auf dies Alles nur zwei Worte entgegnen: Es sind Lügen!

Jetzt werden als Zeugen vier ausgemachte Klatschschwestern abgehört. Zwei davon reden zu Gunsten der Dem. Moineau; die andern zu Gunsten des Herrn Chacal, des schönen jungen Mannes. Diese Letztern meinen, es waren bei jenem Vorfall aus dem hübschen Munde der lieblichen Dem. Moineau Redensarten hervorgekommen, die man ihr nimmermehr zugetraut haben sollte. Dagegen läßt sich freilich der Thatbestand der Ohrfeigen nicht abstreiten, und die eine Klatschdame versichert, sie hätten beide einen furchtbaren Knall von sich gegeben. Der Präsident fragt hierauf das junge Fräulein, ob sie den Angeklagten vor dieser beklagenswerthen Scene gekannt habe.

Dem. Moineau (erröthend wie ein Blutapfel): „O gewiß nicht, Herr Präsident! Es ist durchaus nicht meine Art, junge Männer zu kennen." Hier wirft die kleine Grisette einen Blick auf den Herrn Chacal, der weit mehr Zärtlichkeit als Zorn ausdrückt. Allein dieser will den Blick nicht verstehen, er wird ganz blaß vor Ärger und versichert, er kenne die junge Dame sehr wohl, es sei seine Freundin. Mademoiselle erröthet wieder und widerspricht; sie weint heftig, und Herr Chacal beweist seine Großmuth durch Schweigen: „Wohlan, Mademoiselle, ich sage nichts mehr; allein ich hülle mich in die Größe meines männlichen Bewußtseins." Es entsteht hier natürlich ein ansehnliches Gelächter. Das Gericht verurtheilt seinerseits, in Betracht dieses männlichen Bewußtseins und der damit sehr eng verknüpften Ohrfeigen, den großmüthigen Chacal zu einer Geldbuße von 10 Francs. Er erlegt diese und entfernt sich, indeß Mademoiselle sehr bewegliche Blicke ihm nachsendet. Die Zeugen sind der Meinung, der Friede werde zwischen beiden Parteien vollkommen geschlossen werden, ehe eine Stunde verflossen sei.

Dieser ergötzlichen Scene wollen wir des Contrastes wegen eine ganz einfache, kurze, sehr tragische und empfindungsvolle anreihen. Ein junges Mädchen von anständigen Ältern war vor Liebe um ihren Verstand gekommen; man mußte sie in ein Gesundheitshaus bringen; sie scheint sich hier nach einiger Zeit zu bessern. Schon denkt man darauf, sie ihren Ältern als geheilt zurückgegeben, als man sie eines Morgens in ihrem Zimmer an dem Gitterwerk erhängt findet. Es fand sich ein offener Zettel, auf welchen das arme achtzehnjährige Kind die wenigen, rührenden Worte geschrieben hatte: „O mein Gott, was bleibt der ärmsten Verlassenen anders übrig!" Auf ähnliche Weise mag manches Weib von tieferm Gefühl in der capitale du monde ihr unglückliches Dasein enden. 11.

Literarische Anzeige.

In meinem Verlage ist erschienen und durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes zu haben:

Bilder-
Conversations-Lexikon
für
das deutsche Volk.

Ein Handbuch zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse und zur Unterhaltung.

In alphabetischer Ordnung.

Mit bildlichen Darstellungen und Landkarten.

Erste bis elfte Lieferung. **Aachen** bis **England.**

Gr. 4. Geh. Jede Lieferung 6 Gr.

Die ersten elf Lieferungen des Bilder-Conversations-Lexikons umfassen 83 Bogen mit 285 Holzschnitten und 16 Landkarten in Kupferstich. Sie reichen bis zum Artikel England; mit dem Buchstaben E wird nun auch binnen kurzer Zeit der erste Band des Werks geschlossen sein.

Während ungesäumt die Fortsetzung von F an, den zweiten Band bildend, erscheinen und die erste Lieferung desselben schon binnen Kurzem ausgegeben werden wird, ist auch die Veranstaltung getroffen, daß neben demselben auch der Druck und die Ausgabe des dritten Bandes mit dem Buchstaben M beginnend, erfolgen soll. Auf diese Weise werden die Subscribenten bald in den Besitz des Ganzen kommen, welches auf vier Bände berechnet ist. Eine sorgfältige Bearbeitung soll dessenungeachtet nicht vermißt werden.

Auf dem Umschlage des Bilder-Conversations-Lexikons werden Anzeigen gegen Berechnung von 1 Gr. Insertionsgebühren für die gespaltene Zeile oder deren Raum inserirt, sowie gegen eine Vergütung von 1 Thlr. für das Tausend demselben beigefügt.

Leipzig, im April 1837.

F. A. Brockhaus.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 98. —— 8. April 1837.

Ernst Theodor Wilhelm Hoffmann und Friedrich Gottlob Wetzel.

(Fortsetzung aus Nr. 97.)

Aber nicht den Freunden nur, Allen, die ihm freundlich begegneten, kam er mit Liebe, mit offenem Vertrauen entgegen; leicht und gern, ohne Rückhalt schloß er geistig-regsamen Menschen sich an, erkannte jeden Liebesbeweis mit lebendiger Dankbarkeit und nahm an fremdem Leid und Schmerz so innigen Antheil, daß er darüber sich selbst vergaß und tief betrübt ward, wenn er nicht helfen konnte. Selbst in seiner Armuth theilte er gern den Dürftigern mit; oft eilte er dem Kranken oder Schlechtbekleideten, den er auf seinem Wege erblickte, entgegen und gab unaufgefodert ihm vielleicht seinen ganzen Vorrath hin; mehr als einmal spendete er auf seinen Wanderungen, noch fern von der Heimat, Dem, der ihn um eine Gabe ansprach, den letzten Groschen und mochte lieber selbst darben, als die Gabe verweigern. So lange er noch mit der ärztlichen Praxis, die für ihn nie eine goldene oder auch nur silberne war, sich beschäftigte, suchte er recht geflissentlich die ärmsten Kranken auf und war unverdrossen, grade Denen zu helfen, die ihm nichts vergelten konnten.

Diese Liebe war tiefbegründet und läuterte, verklärte sich immer mehr in seinem religiösen Glauben, der ihn selbst in den schwersten Stunden, auch da, wo die poetische Schwungkraft seines Geistes über die Sorge und den Schmerz der Gegenwart nicht zu siegen vermochte, über die Welt erhob. Aufgewachsen in dem kindlichen altväterlichen Glauben einer frommen evangelischen Familie, die, je näher und unheimlicher der Katholicismus ihr gegenüberstand, um so fester und eifriger an ihrem Lutherthum hing, von dem freigesinnten und humoristischen, aber streng-dogmatischen Vater zur Gottesfurcht, von der sinnigen und gemüthreichen Mutter, der er, nachdem sie längst schon geschieden war, mit der zärtlichsten Verehrung anhing, zur Gottinnigkeit erweckt, durch den von falscher Weisheit und Aufklärerei noch unangesteckten Gymnasialunterricht dem stillen Glaubensleben nicht entfremdet, trat er in das bewegtere öffentliche Leben ein; das akademische Studium hatte zwar seinem Geiste eine andere Richtung mitgetheilt und die Philosophie eine Zeit lang an die Stelle des Glaubens gesetzt; dieser aber machte sich bald wieder nicht nur als ein poetisches, sondern auch als ein Herzensbedürfniß bei ihm geltend. Wetzel, ein eifriger Schüler und treuer Verehrer Schelling's, in die Tiefen des Idealismus und der Naturphilosophie eingedrungen und von ihrem Reichthume durchdrungen, erkannte bald, daß die echte Weltweisheit nicht nothwendig mit dem Unglauben im Bunde stehe, und sein kindliches Gemüth bewahrte zu treu die Erinnerung an das fromme Leben im Vaterhause, an die Andacht und den Frieden seiner Knabenjahre, als daß er Dem, was er in siegreicher Kraft schon an sich selbst erfahren hatte, sich ganz hätte entfremden können. Er war fromm ohne Bigoterie und Fanatismus, und so durch und durch protestantisch, daß die Lobreden von der Poesie und Plastik eines andern Cultus bei ihm keinen Eingang fanden; es widerstrebte seinem innersten Wesen, Religion und Kirchenthum von einem ästhetischen Wohlgefallen abhängig zu machen. Um so gewisser mußten seine fernen Freunde, als sich die Sage verbreitete, er habe auf seinem Sterbebette sich der römischen Kirche einverleiben lassen, dies von vorn herein für höchst unwahrscheinlich halten, oder voraussetzen, bei ihm sei solche Apostasie nur in einem Zustande fieberhafter Geistesabwesenheit möglich, also recht eigentlich nur ein Einverleiben, nimmermehr ein Eingeistigen gewesen. In dem vorliegenden, auch in dieser Beziehung sehr anziehenden Buche hat Hr. Z. Funck durch beglaubigte Actenstücke und getreue Geschichtserzählung aufs evidenteste erwiesen, daß jene Sage eine Fabel ist, daß alle wohlberechneten Bemühungen, den Kranken in seinem Fieberzustande zu einem Abfalle zu bewegen, fruchtlos waren, und daß der Sterbende sich noch feierlich gegen die Voraussetzung verwahrte, er sei, indem er einen katholischen Geistlichen zu seiner Tröstung zugelassen, von seiner Mutterkirche abtrünnig geworden.

Wenden wir uns zu der trefflichen Darstellung, welche diese Herzensergießung veranlaßte, so können wir, abgesehen von der kurzen Einleitung, die nicht anspricht, das theils skizzirte, theils ausgeführte Bild des Freundes nur als treu und treffend bezeichnen. Einige Anmerkungen und Berichtigungen mögen hier noch Platz finden.

Die beiden ersten Universitätsjahre verlebte Wetzel in Leipzig ziemlich sorgenfrei, weil damals noch einige Unterstützung aus der Heimat ihm zufloß und die Menge von Gelegenheitsgedichten, wie sie damals zu jeder Pra-

motion, Hochzeit, Kindtaufe u. s. w. begehrt wurden, ihm einen leichterworbenen Gewinn darbot. Schwieriger ward die Lage in Jena, wo oft drückender Mangel ihn heimsuchte, ohne ihn zu entmuthigen. Damals erschien unter dem einfachen Titel: „Strophen", die erste Sammlung seiner Gedichte, zumeist auf Anbringen seiner Gönner. Aber so wohlwollend und eifrig diese Subscribenten und Pränumeranten geworben hatten, so war doch, weil der größte Theil der Einnahme durch die Druckkosten verschlungen ward und der Commissionnair nur wenige Exemplare absetzte, die Ausbeute sehr gering. Die meisten Gedichte bewegten sich in antiken, zum Theil in den schwierigsten Sylbenmaßen, und der bedeutende Einfluß, welchen bis dahin Klopstock auf des Dichters Bildung gehabt, war nicht zu verkennen. Aber vieles Herrliche in Gehalt und Form bezeugte den ursprünglichen Dichterberuf, und man folgte gern dem Fluge des jungen Aars, der bald freier seine Fittige zu regen versprach. Er selbst war mit dieser ersten Sammlung so unzufrieden, daß er nichts eifriger wünschte als ihre völlige Vernichtung. Wirklich foderte er alle noch vorhandenen Exemplare von der Buchhandlung zurück und verbrannte sie insgesammt eigenhändig, sorgfältig darauf achtend, daß keins dem Autodafe entzogen würde. Immer dachte er darauf, auch die verkauften Exemplare wiedereinzulösen, sobald die Mittel sich dazu fänden; einstweilen tauschte er von Freunden und Bekannten die ihrigen ein.

Allerdings mußte er schon im letzten Universitätsjahre die Schriftstellerei zum Gewerbe machen; aber in der That ohne wesentlichen Nachtheil für seine Studien, denen er mit großer Liebe und eisernem Fleiße sich widmete. Theils verarbeitete er in Allem, was er um diese Zeit drucken ließ, die Ideen, auf welche der Gang seines Geistes, und was er eben gehört und gelesen hatte, ihn leitete, theils schrieb er mit so außerordentlicher Gewandtheit und Schnelligkeit, daß er auf solche Lohnarbeit kaum mehr Zeit verwendete als selbst fleißige Studenten auf ihre Erholung. Wir haben ihn einen nicht schwachen Octavband innerhalb acht Tagen beginnen und vollenden gesehen. Er trug diese Last viel leichter als Epiktet seine Säcke zur Mühle; er wußte dem Gegenstande immer einen Reiz abzugewinnen; er belebte ihn mit seinen Ideen dergestalt, daß er, wenn er auch ganz ruhig, ja halb verdrossen angefangen, sich in einen Zustand von Ekstase hineinschrieb, in welchem er, Speise und Trank fast vergessend, 16 Stunden ununterbrochen producirte und recht eigentlich immer fortschrieb, sodaß eher die Hand als sein Geist ermüdete. Wirklich strömten Gedanken und Worte in solcher Fülle ihm zu, daß man mehr eine körperliche als eine geistige Anstrengung an ihm wahrnahm und ihn, wenn der letzte Bogen voll war, ganz munter und wohlgemuth wieder in die Vorlesungen oder zu andern Studien eilen sah.

Die akademischen Studien waren geendet, alle Hülfsmittel erschöpft, alle Aussichten unsicher und zweifelhaft, und da die Facultäten ihre Zöglinge nicht leicht honoris causa promoviren, so mußte er Jena verlassen, ohne als Doctor medicinae irgendwo auftreten zu können. Erst 1805 gewann er die Mittel zur Promotion und war der Letzte, welchen die medicinische Facultät der aufgelösten Universität Erfurt für schweres Geld und leichte Prüfung also beehrte. Die Welt stand ihm offen, und er blickte muthig und heiter hinaus auf die ungemessene Bahn, die vor ihm lag; aber es währte lange, ehe der kühne Schiffer Land! rufen und ein Plätzchen finden konnte, wo ihm, nicht zu ruhen — denn das wollte er nicht —, nur sich anzubauen und auszubauen, mit seinem reichen Geiste etwas zu schaffen vergönnt wäre. Einstweilen verlebte er Wochen, Monate bei seinem geliebten Schubert, der eben in Altenburg seinen kleinen Hausstand begründet hatte, längere Zeit bei seinem Freunde Meißner, der damals in Döhlen bei Weida Amtsgehülfe seines ehrwürdigen Vaters war (später Superintendent in Waldenburg, nicht in „Waldungen", wie es in unserm Buche heißt, jetzt Kirchenrath in Leipzig), endlich in Katzhütte im Schwarzburgischen bei seinem Universitätsfreunde Heuäcker, dem Bruder seiner nachherigen Gattin, mit der er hier sich befreundete. Mit ihr verehelichte er sich 1806 in Dresden, wo er, mit seinen Freunden Schubert, Dippold, Hartmann (der in Hamburg gestorben ist), Krause, dem Philosophen und Mathematiker, und Koethe vereint, glückliche Zeiten verlebte, obwol auch hier wieder der Mangel von Zeit zu Zeit bei ihm einsprach.

(Der Beschluß folgt.)

Erinnerungen an Ulrich Goßner. Herausgegeben von einem Freunde des Verewigten. Sulzbach, Seidel. 1836. Gr. 8. 1 Thlr. 8 Gr.

Geistliche der katholischen Kirche stehen zu denjenigen anderer christlicher Confessionen in Vortheilen und Nachtheilen. Vortheile sind die Sorgenlosigkeit des priesterlichen Daseins ohne Familienernährung und -Erziehung; das Bewußtsein eines Zusammenhanges mit monarchischer Kirchenverfassung, ihrem Schutz für Schwache und lohnender Aufmunterung für Ehrgeizige; der Besitz einer festen durch Autorität gesicherten Lehre und eines Cultus, welcher in seiner objectiven Weihe keiner subjectiven Nachhülfe bedarf, sondern auch ohne dieselbe den Gläubigen Segen bringt. Nachtheile sind grade jene Vortheile, sobald das Individuum von der Entsagung des ehelichen Lebens und dem Mangel an Familienverhältnissen gedrückt wird; wenn es mit der monarchischen Herrschaft oder einigen Artikeln der Lehre in Zwiespalt geräth; wenn der objective Werth des Cultus zu sehr außer Zusammenhang mit dem Innerlichen kommt und in leeren Ceremoniendienst ausartet. Aus den Nachtheilen entspringen manchmal arge fleischliche Sünden, gewaltsame Behandlung Einzelner, Aufstörung und Verfolgung von Ketzereien, ja gänzliche religiöse Gleichgültigkeit. Darf man dem Spanier Doblado trauen, so hat er unter zahlreicher Bekanntschaft mit spanischen Geistlichen „keinen Einzigen gefunden, der nicht früher oder später, wenn es ihm an Kraft und Talent nicht fehlte, von der ungeheucheltsten Frömmigkeit zu völligem Unglauben übergegangen wäre". Dergleichen läßt sich von der deutschen katholischen Geistlichkeit durchaus nicht behaupten; es gab und gibt fromme Zierden ihres Standes; allein mancher der Nachtheile wird dennoch oft in die Lebensschicksale der Einzelnen, vielleicht der Würdigsten, mehr oder weniger eingreifen.

Zu solcher Betrachtung geben die vorliegenden Erinnerungen an den frommen Priester Goßner Gelegenheit. Selbst das Motto, welches der Herausgeber aus des Bischofs Sailer „Sprüchen" seiner Charakterschilderung des Mannes vorsetzt, wird da-

durch verständlich: „Wer das Leben des Glaubens, der Liebe und der Zuversicht Mystik, und Mystik Unsinn nennt, hat eine neue Lästerung der alten Wahrheit erfunden; denn er verketzert die Gottseligkeit und schändet seine eigne Vernunft.“ Diese Worte sind im Bewußtsein der eignen Erfahrung geschrieben; sie beweisen eine unfreundliche Gewalt des Äußerlichen gegen das Innerliche und eine dadurch bei Manchen bestimmte Gesinnung und Handlungsweise. Goßner's kurzes einfaches Leben zeigt davon Spuren, ist in dieser Beziehung historisch bedeutsam; die weitere Mittheilung aus Briefen, Aufsätzen, Predigten gehört dem Kreise christlicher Erbauung, welche gern von Andern und besonders von lehrenden Gliedern der Kirche ausgesprochen findet, was sie selber liebt.

Ulrich Goßner wurde geboren zu Seifertshofen unweit Krumbach den 11. Juli 1806. Seine Ältern waren Wirthsleute und erzogen acht Kinder. Den ersten Unterricht erhielt er bei einem benachbarten Pfarrer, kam 1820 nach Augsburg auf die Studienanstalt und gewann gute Censuren, wiewol nicht die allererst besten, denn die Ausdrücke: vorzüglich, sehr gut und gut, die darin (laut in extenso hier beigefügter Zeugnisse) vorkommen, bedeuten nach angenommenem Sprachgebrauch nur das Mittelmäßige und wenig darüber. In Würzburg, welche Universität er 1825 bezog, enthalten die Zeugnisse ausgezeichnet, als das Gute des Guten. In seinem Gemüthe fühlte er eine Leere, die nichts Irdisches ausfüllen konnte, und las darum diesem Bedürfniß entsprechende Bücher, keine Romane. Doch schrieb er in seinem fünfundzwanzigsten Jahre: „Zwanzig Jahre lebte ich ohne Gott, ohne Christus nicht nur in der Welt, sondern mit der Welt“; übertrieben vielleicht und ein Ausdruck seiner Demuth. Nach genauer Selbstprüfung wählte er den geistlichen Stand. In der Welt, in der Philosophie fand er kein Heil, sondern in Christo und seiner heiligen katholischen Kirche.

Auf dem Lyceum zu Dillingen (1826) begannen die theologischen Studien. Vernunftgründe sollten ihn von der geltenden Autorität überzeugen, und dies gewährte die Dogmatik des Prof. Hagel und die Exegese des Prof. Wirth. Sein schwacher Körper gewöhnte ihn ans Dulden. Darauf tritt er ins Klerikalseminar zu Dillingen, erhält wegen Kränklichkeit ein besonderes Zimmer, rühmt die Nachsicht, mit der man ihn behandelte, stärkt sich durch religiöse Betrachtungen und wird 1829 durch Bischof Riegg zum Priester geweiht.

Ein bischöfliches Ordinariatsdecret bestimmt ihn zum Schloßkaplan in Seefeld am Ammersee. Ihm gefällt die romantische gesunde Gegend, die rechtschaffene gräfliche Familie; er findet bei Menschenbeobachtung zwei Gegensätze: Gleichgültigkeit gegen das wahre Christenthum oder blindes steifes Anhängen an äußerlichen Formen und hergebrachten Gewohnheiten, verbunden mit rohen Vergnügungen und Lastern; man könnte sagen, eine negative Subjectivität und eine rein positive Objectivität, dergleichen gewiß zu allen Zeiten wahrgenommen worden. Wie es die Aufgabe des rechten Geistlichen ist, hierin zu bessern, so setzte Goßner sich dieses vor, las zu diesem Zweck, meditirte, betete und gesteht dabei in rührender Weise: „Ach, was ist doch der Mensch, der ohne die Gnade seines Herrn nicht einmal sich selbst zu tragen vermag!“ Sein Wunsch, nach Pfaffenhofen zum Freunde Leinfelder zu kommen und gemeinschaftlich zu wirken, ist natürlich und wird erfüllt (1830).

Wie oft aber im Leben werden erfüllte Wünsche die Quelle von bittern Unannehmlichkeiten oder Leiden! Schon vor Goßner's Ankunft in Pfaffenhofen war ihm seine Lage schwierig gemacht durch Ausstreuungen, und bei seiner Ankunft fand er Gegner. Es ist nicht deutlich im Buch entwickelt, worin dieser Gegensatz bestanden, es wird von Verleumdungen gesprochen, daß Alles, was die Guten erbaut habe, den Bösgesinnten ein Stein des Anstoßes gewesen sei; denn die Hölle liebe Zwietracht und hasse den Himmel brüderlicher Liebe; allein dies genügt nicht zur Erklärung; gegen einen frommen und rechtschaffenen Mann wie G. müssen bestimmte Anklagen vorliegen. Einen Wink geben uns die Worte, welche G. niederschrieb: „Sie toben unter den rohesten und liebloſesten Äußerungen gegen die vermeinten Ketzer zu Pfaffenhofen.“ Als solche wurden also G. und sein Freund betrachtet, und dies ist schlimm. Goßner, keiner Ketzerei sich bewußt, suchte den Grund darin, daß Christen stets verfolgt werden, daß Maulchristen lästern, was sie nicht verstehen, daß ein feindseliger Mensch sich besonders thätig bewiesen, daß Neider entstanden, daß Misdeutungen eingetreten; es erklärt aber immer nicht ganz, was es soll. Ende September 1831 wird eine Klagschrift aufgesetzt und G. ohne Angabe eines Grundes auf das Frühmeßbeneficium in Wehlingen abgerufen; der Kämmerer des Kapitels, Pfarrer Michler, erhält den Auftrag, die Sache zu untersuchen, berichtet die Sache, wie sie war, beschämt die Gegner, aber G. bleibt in Wehlingen.

Auch nach diesem neuen Aufenthaltsorte drang die Verleumdung, hatte aber dort weniger Wirkung. G. wird vom bischöflichen Ordinariat Augsburg vorgeladen, sich vernehmen zu lassen. Hier müssen nun wol die bestimmten Anklagen erscheinen. G. sagt, es wären Beschuldigungen und Verdrehungen ohne Zahl gewesen. Aber welche? Vom Einzelnen wird nur angeführt: „Der Name Jesus werde so oft genannt in den Predigten, daß er zum Ekel werde; man müsse recht um den heiligen Geist beten, dann bekomme man ihn; man könne nichts abbüßen; man brauche die Heiligen nicht zu verehren; ein Weib hätte gesagt: so habe sie noch nie predigen hören, wie diese Herren predigen.“ Nach dieser Vernehmung und Einsendung aller Goßner'schen Predigten kommt statt der Entscheidung eine Commission nach Pfaffenhofen (1832), welche bis Nachts 11 Uhr täglich arbeitet, alle Familienhäupter der Pfarrei einzeln vernimmt; der geistliche Commissair liebt Wahrheit und Recht, das bischöfliche Ordinat erklärt: „aus den Untersuchungsacten gehe hervor, die Klagen gegen Leinfelder und Goßner seien ganz grundlos, indem diese Geistlichen nichts gelehrt, was dem katholischen Lehrbegriff entgegen wäre, ihr Eifer und priesterlicher Wandel sei ausgezeichnet“. Die Ruhestörer sollen unter strenger Aufsicht stehen.

Kaum begreiflich ist, wie solche auf den ersten Anblick nichtige Beschuldigungen so ernsthafte und für die Angeklagten allemal gefährliche und nachtheilige Untersuchung herbeiführen konnten. Allein die Objectivität der Kirche hat gegen die Subjectivität auch der frommen Lehrer Vorsicht nöthig. Goßner schreibt: „Wir predigten Jesum Christum, den Gekreuzigten, als den einzigen Retter für die in Sünde und Laster versunkene Menschheit; man wirft uns vor, wir hätten zu viel gepredigt; wenn sich ein bischen Leben regt, da geht das Lärmen, Schreien und Klagen an.“ Allerdings, es kann nicht anders sein. Die Predigt ist im katholischen Gottesdienste nicht die Hauptsache, sondern die Messe, welche, für sich bestehend, den Gläubigen zum Heile gereicht. Gegen die Einführung deutscher Sprache bei derselben ist von einem ausgezeichneten frommen Bischofe der Grund gebraucht worden: „Die heilige Mimik mache Alles verständlich.“ Warum nicht? Die reine Objectivität des Meßopfers bedarf kaum das Verständniß der Theilnehmenden, ist sich selber genug und wird durch äußerliche Feierlichkeiten und Geberden hinreichend nahe gelegt. Subjective Wärme des Lehrens und Ermahnens kann möglicherweise die Werthschätzung und Reinheit des Objectiven schwächen und trüben.

Unserm Goßner blieben die vielen Kränkungen nicht ohne nachtheilige Wirkung auf seinen kranken Körper; ihn schmerzte am tiefsten, daß „gutmüthige Seelen betrübt, schwache geärgert, verwegene Menschen in ihrer Bosheit bestärkt und der Mechanismus in der Religion dadurch gleichsam gerechtfertigt werden“. Ein Bluthusten erfolgte, die verordnete Schneckencur, gemäß welcher der Kranke täglich ungekochte Schnecken essen mußte, sogar 30 an einem Tage, half nicht, so wenig wie Ziegenmilch; er starb nach mancherlei Leiden, fortwährend in seinem Berufe thätig, im Mai 1834. Sein Andenken war Vielen theuer.

Gewiß ist die reiche Zugabe aus Goßner's schriftlichem Nachlasse, welche bis zu 608 Druckseiten gediehen, dankenswerth. Man freut sich über den reinen ungekünstelten Vortrag, der nicht allen Gliedern seiner Kirche eigen ist, über die allenthalben wiederkehrende wahrhaft christliche Gesinnung. Unterscheidende katholische Lehrsätze werden höchst selten berührt und alsdann mit solcher praktisch heilsamen Auslegung, daß sie auch einen Gegner nicht beleidigen; fast jede christliche Confession kann den dargelegten Grundsätzen und Ermahnungen des Verf. Beifall schenken. Grade dies aber möchte, nach den oben gegebenen Erinnerungen ihm bei manchen Anhängern seiner Kirche Tadel zuziehen. Man erwäge folgendes zerstreut Hervorgehobene: „Gott aus ganzem Herzen, ganzer Seele, allen Kräften lieben, ist das Erste und Letzte. Leben der Gottseligkeit, inneres ewiges Leben ist das wahre Leben des Menschen, die wahre Orthodoxie, das wahre Leben der Kirche." „Gott, gib der deutschen Kirche deutsche Bischöfe, die Christi Geist haben und mit Christi Geist wirken, es thut Noth!" „Was die Gebräuche betrifft, die nicht in der heiligen Schrift befohlen oder von Synoden verordnet, oder von den ersten Zeiten der Kirche überliefert worden sind, diese sollten alle nach meiner Meinung abgeschafft werden." (Stelle aus Augustin.) „Möhler's „Symbolik" ist ein Meisterstück, vor solchen Gelehrten habe ich Respect." (Das Buch ist in Rom verboten.) „Wir müssen Alle neugeboren werden durch den lebendigen Glauben an Jesus Christus; wir müssen ganz andere himmlischgesinnte Menschen werden, sonst hilft uns Alles nichts." „Wenn Jemand gleich sagt, er glaube an das Verdienst Christi, er sei versöhnt, erweckt und bekehrt; aber doch nicht recht thut, sondern im Bösen verharrt, der ist nicht aus Gott." „Wenn man uns vorwirft, als wollten wir die bestehende Kirchenform wegwerfen . . . was hülfe eine solche Reformation ohne die des Herzens?" „Ich habe mich nicht blos so fortreißen lassen in Pfaffenhofen, was ich geglaubt und gethan habe, das war aus innerster Überzeugung und eigner Erfahrung." „Man wirft uns unkirchliche Ausdrücke vor, aber anders muß ein Dogmatiker, anders ein Volksredner sprechen." „In allen Kirchengebeten wird nie die Bitte an einen Heiligen gestellt, sondern immer wird zu Gott gefleht, daß Er durch die Fürbitte der Heiligen uns von den Banden der Sünde befreie durch Jesum Christum. Als nothwendig erklärt die Kirche die Anrufung der Heiligen nicht. Daß jetzt die Sache von Vielen anders angesehen wird, ist zu bedauern." „Aufklärung will und wünsche ich, aber nicht Gasbeleuchtung, Bewegung der Erde mit Dampfmaschinen." „Der Vater in Christus, Christus in uns, wir ganz Eins in ihm." „Schmerzlich war es mir, wenn ich die versammelte Menge geist- und herzlos einen Rosenkranz herunterschreien hören mußte, sodaß sogar meine Privatandacht gestört wurde." „Die Leute wissen oft lange nicht, wie es mit dem Evangelium gemeint ist, bis man es recht deutsch macht." „In der Predigt redet Gott mit uns, in der heiligen Messe da sollen wir mit Gott reden." „Das äußere Christenthum muß aus dem innern hervorkommen, das innere muß dem äußern vorangehen wie der Baum der Frucht u. s. w."

Und so ist dies Buch über Goßner erbaulich und unerbaulich; jenes durch fromme Gesinnung und Lehre des Mannes, dieses durch den Gegensatz und die Anfeindung strenger kirchlicher Objectivität oder durch Misgunst und Misverstand Einzelner, in welche Goßner fast nothwendig hinein gerathen mußte. Das Unerbauliche darf betrüben, das Erbauliche kann trösten.

28.

Aus Italien.

Man weiß es jetzt in Italien selbst, daß es mit der Musik nicht allzu vortrefflich daheim steht, und dieselbe „Biblioteca italiana", die sonst mit dem verstorbenen Carpani Wehe über Jeden rief, der an Rossini's Vortrefflichkeit zweifelte, bekennt, daß Paganini und Rossini durch das servum pecus ihrer Nachahmer der Kunst geschadet haben. Denn grade das Flittergeld, das sie für die Menge absichtlich mit ausstreuten, wurde wie Manna gesammelt. Paganini ist musikalisch gelehrt, hat viele Studien gemacht und ist Künstler im höhern Sinne; aber weil er, von einem eignen Körperbau unterstützt und einer Muskelkraft, wie sie nicht leicht wieder vorkommt, sich darin gefällt, Spielereien statt des Spieles zu geben, haben Viele gemeint, daß dieses seine Meisterschaft ausmache, und grade dieser Firlefanz ist es gewesen, den man ihm abzusehen sich bemühte. Fast ebenso ist es Rossini gegangen. Obgleich er schon im 18. Jahre außer den vielen einzelnen Stücken „Demetrio e Polizio", die „Pietra di paragone" und vielleicht selbst den „Tancredi" componirt hatte, blieb er doch noch jung, beinah zu jung für die vielen ernsten Anfoderungen, die man an ihn machte. Es belustigte ihn, wenn er Scherze eines jugendlichen Muthwillens in seinen ernstern Werken bewundert, beklatscht sah; Alles streng zu erwägen, hatte er kaum die Zeit, und er gestattete daher, von den Theaterunternehmern gedrängt, in 20 Tagen eine Partitur zu schaffen, der Laune des Augenblicks einen Einfluß, über den er gewiß nicht Rechenschaft geben konnte. Es gefiel doch; grade das gefiel; und wenn er mit seinem crescendo, mit seinen appoggiature, mit seiner tobenden Instrumentirung das Äußerste gethan zu haben glaubte, fand er doch noch Bewunderer, die ihn zu überbieten wünschten. So entartete die Kunst, weil die Kritik ihre Pflicht vergaß, oder nicht recht ihr Amt versah. Jetzt fängt sie an, sich wieder zu regen, und man darf sich eine Umkehr versprechen, da geachtete Leute den Muth haben, den Unfug Unfug zu schelten. Als ein solcher Ruf zur Besinnung ist die „Frusta musicale ossia lettere sugli abusi introdotti nella musica, di D. Niccolò *Eustachio Cattaneo*" (Mailand 1836), anzuführen, die auch auswärts wol Leser finden werden.

Das Juliheft der „Bibl. ital." vom vorigen Jahre gibt einen genauen Bericht über die Geschenke, welche der ehemalige östreichische Generalconsul für Ägypten, Ritter Acerbi, seit seiner Rückkehr nach Italien im Mai 1835 der Naturaliensammlung zu Padua gemacht hat, und mehre genaue Bestimmungen ägyptischer Pflanzen aus des zu früh verstorbenen Brocchi ägyptischer Pflanzensammlung, die sich gegenwärtig noch in Hrn. Acerbi's Händen befindet. Das erstere Verzeichniß ist von Catullo, die Pflanzenbestimmungen sind vom Hülfsprofessor der Botanik zu Padua, Dr. Robert de Visiani. Die letztern sind nur die Probe einer ausführlicheren Arbeit.

Bei den Salzgruben von Comacchio, die ein Hr. Bayon aus Marseille mit großer Einsicht angelegt hat, will man zu Zeiten bei sehr großer Hitze bemerkt haben, daß die über den Sersalzgruben stehende Luftschicht völlig leuchtend erscheint. Man hat gefragt, ob dies eine Erscheinung des zurückgeworfenen Lichtes sei, oder ein Leuchten, das bei dem Bilden der Salzkrystalle sich erzeugt und das sonach lebhaft genug wäre, selbst am hellen Tage sich bemerklich zu machen. Im letztern Falle wäre es ein sehr ins Große gehender Versuch, zu der von Rose aufgestellten Belehrung über Lichterzeugung im Augenblicke sich bildender Krystalle.

Auch in Italien sind Eisenbahnen das Tagesgespräch. Einen Vorschlag zu einer Bahn zwischen Mailand und Como bringt das Augustheft der „Bibl. ital." (1836), das seinen Plan mit einer Nivellementstafel dieses Straßenzuges begleitet. Die Vermessung und Berechnung ist vom Straßeningenieur Joseph Bruschetti. Also auch das Paradies soll man künftig durchfliegen. Wie viel glücklicher unsere Voraltern, denen darin zu bleiben vergönnt war, die höchstens mit Diligencen an seinen irdischen Abbildern vorüberzogen.

41.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonntag, —— Nr. 99. —— 9. April 1837.

Ernst Theodor Wilhelm Hoffmann und Friedrich Gottlob Wetzel.

(Beschluß aus Nr. 98.)

Der jugendlich-regsame und heitere Kreis der Genannten füllte spielend die Spalten der „Abendzeitung", die damals von dem geistreichen Hartmann redigirt ward. Ergiebiger waren die Vorlesungen, welche Wetzel vor einer glänzenden Versammlung über den Homer hielt (1809), die er aber plötzlich, selbst die Vertrautesten überraschend, als er eben mit unwiderstehlicher Begeisterung die Herrlichkeit des greisen Sängers recht anschaulich gemacht hatte, unterbrach, mit einem gewaltigen epilogus galeatus des Inhalts: die Zeit sei gekommen, nicht zum Reden, sondern zum Handeln! So enteilte er dem erstaunten Kreise. Nun mußten freilich wieder schriftstellerische Arbeiten die Mittel zur Erhaltung eines Hausstandes erwerben. Obwol allen diesen Schriften das Gepräge seines tiefen, unerschöpflichen Geistes aufgedrückt ist, so ehren wir doch sein Andenken und entsprechen seinem Verlangen, wenn wir die Titel nicht einzeln verzeichnen, sondern sie der Vergessenheit übergeben, wie er sie denn theils anonym, theils pseudonym, theils wenigstens mit Veränderung seines Vornamens ans Licht stellte und angelegentlich wünschte, daß sein Tauf- und Familienname nur durch gediegenere Werke bekannt werde. Berichtigend wollen wir bemerken, daß zu jenen flüchtigen Schriften auch die „Briefe des Mannes im Monde an mich" (nicht Briefe an den Mond) gehören, und der „Magische Spiegel, darin zu schauen die Zukunft Deutschlands. Edler deutscher Nation an Herz und Seele gelegt von Theophrastus Paracelsus." Dieses der feurigsten Vaterlandsliebe und einer schwärmerischen Begeisterung entquollene Büchlein, auf welches das „Conversations-Lexikon" in dem durchaus trefflichen Artikel: „F. G. Wetzel", mit Recht aufmerksam macht, ist wirklich dermaßen eines weissagenden Geistes voll, daß man von Neuem bestätigt sieht, wie die rechte, begeisterte, das ganze Leben erfüllende Liebe hellsehend macht.

Unter den Schriften, deren Wetzel sich nie schämte, zu denen er unbedenklich sich bekannte, hat die Parodie der „Urania", von Tiedge: „Rhinoceros" (Nürnberg, 2. Auflage, 1810), die meiste Anfechtung erlitten. Die Tadler meinten, daß der Muthwille den erhabenen Gegenstand der „Urania", oder doch den beliebten Sänger derselben dem Spott preisgebe und die zahlreichen Freunde beider schonungslos verletze. Der Parodist aber hatte es lediglich mit der Verarbeitung und Behandlung des Stoffs zu thun; diese geißelte er, weil die, wenn auch gutgemeinte und von Vielen bewunderte, doch unpoetische Versificirung Kant'scher Philosopheme und die weichlich sentimentale Haltung des Gedichts ebenso sehr wie die flache Bewunderung und Präconisirung desselben seine satirische Laune erregte, obwol er die poetischen Momente und die wirklichen Vorzüge der Tiedge'schen Dichtung nicht verkannte. Er war zu fromm und ernst, um den Gegenstand, zu gutmüthig, um den Dichter zu verspotten; aber in einer Parodie, die allerdings immer bedenklich und von zweifelhaftem Werthe ist, mag es kaum zu vermeiden sein, daß unabsichtlich auf beide ein Schatten fällt. Unverfänglicher, aber nicht minder witzig, von heiter satirischer Laune überströmend, ist der „Prolog zum großen Magen" (Leipzig 1814), ein Bild der Zeit, recht aus dem Leben gegriffen und bisweilen mit starkaufgetragenen Farben die Neigung, das ganze Reich der Ideen nach dem Maße ihrer praktischen Brauchbarkeit zu würdigen, recht anschaulich schildernd.

Es ist hier nicht der Ort, Wetzel's einzelne Schriften wieder vorüberzuführen. Hr. Z. Funck hat in seinen Erinnerungen aller auf angemessene Weise gedacht, und man folgt ihm gern in diesen Rückweisungen. Von unvergänglichem Werthe sind die Lieder „Aus dem Kriegs- und Siegsjahre 1813", die „Schriftproben", ein allzu bescheidener Titel für treffliche Gedichte, unter denen besonders die „Mythen und Romanzen" hervorleuchten, und die beiden ausgezeichneten Tragödien: „Jeanne d'Arc" und „Hermanfried, letzter König von Thüringen" (1818).

Man hat es dem anspruchslosen Dichter, der in Wahrheit nur dem Zuge und Drange seines Geistes, nicht eiteln Antrieben folgte, zum Vorwurf gemacht, ihn eines übergroßen Selbstgefühls und Dünkels beschuldigt, weil er an einen Stoff sich wagte, welchen bereits Schiller mit großer, geübterer Kraft und mit glänzendem Erfolg bearbeitet hatte. Aber er beabsichtigte gar nicht mit Diesem zu wetteifern, vielmehr hatte selbst das Entzücken, mit welchem er dessen „Jungfrau von Orleans" gelesen und wiedergelesen, ihn so angeregt und begeistert, daß er un-

widerstehlich sich gedrungen fühlte, das herrliche Bild, das sich im eignen Geiste gestaltete, auch darzustellen, wobei allerdings das Verlangen mitwirkte, einige Flecken zu tilgen, welche in Schiller's unsterblicher Dichtung die reine Idee der Heldenjungfrau ihm verdunkelten. Hätte ihn mehr als des Geistes schaffende Kraft, die Hoffnung auf Ruhm getrieben, so würde er vermieden haben, so unmittelbar an Schiller's Meisterwerk zu erinnern und die unvermeidliche Vergleichung der eignen Arbeit mit demselben herbeizuführen; ein anderer, noch nicht bearbeiteter Gegenstand hätte ihm eine freiere Bahn, allgemeinern Beifall, einen gewissern Erfolg gesichert. Ein bedenkliches Wagniß blieb es immer, mit dem allbewunderten und geliebten Meister in die Schranken zu treten; bis auf den heutigen Tag hindert Viele die naheliegende, doch nur flüchtige und mehr gemüthliche als strengkritische Vergleichung, die Vortrefflichkeit, den gediegenen Werth der Wetzel'schen, höchst großartigen und geisteskräftigen Tragödie anzuerkennen. Doch bleibt dem jüngern Dichter der Ruhm, den eine unbefangene und eindringende Kritik ihm zugesteht, daß er ein Werk vollbracht hat, welches neben dem des ältern Meisters eine bedeutende Geltung behauptet und in wohlverdienten Ehren bestehen wird, obwol keine Bühne wagen mochte, dasselbe darzustellen.

Wie viele andere köstliche Ideen und Plane, zu deren Realisirung er nie die heißersehnte Muße gewann, sind mit dem Frühvollendeten begraben worden! Er gedachte einmal des Lucretius Lehrgedicht: „Von der Natur der Dinge", zu übersetzen und zu erläutern und ging rasch und frisch ans Werk. Aber er brach ab, da während der Arbeit sich in ihm der große Gedanke eines eignen umfassenden Gedichts verwandten Inhalts entfaltete. Einzelne treffende Partien desselben führte er gelegentlich aus, und die Freunde, denen er sie vorlas, erinnern sich noch mit Bewunderung und Entzücken der erhabenen Naturansichten und seelenvollen Anschauungen, welche er auch in gediegener Form dargestellt hatte. Leider wurde nie ein Ganzes daraus; was ihn aber bewogen hat, auch das vollendete Einzelne schon geraume Zeit vor seinem Tode eigenhändig zu vernichten, haben wir nie erforschen können. Er schien eben an der Möglichkeit, das kolossale Ganze zu vollenden, endlich zu verzweifeln, und durch Zerstörung der Bruchstücke sich ganz davon ablenken, zu andern Werken sich frei machen zu wollen.

Unvollendet blieb auch das sinnige, mit großer Liebe begonnene Unternehmen, die Odinssage und die gesammte nordische Mythologie dergestalt poetisch zusammenzufassen und abzubilden, recht eigentlich zu reproduciren, daß sie in ihrer ganzen Tiefe und ungeschminkten Einfalt sich wiederbelebe und Gestalt gewinne, nicht durch dichterische Zuthat, sondern durch unmittelbare Auffassung ihres ursprünglichen Lebens, in seiner eigenthümlichen Fülle und Gewalt. Die in den „Schriftproben" mitgetheilten Mythen sind Proben und Bruchstücke, die wohlverdiente Anerkennung gefunden haben. Noch sind viele ungedruckte unter den hinterlassenen Papieren des Dichters, aber leider in so unleserlicher Handschrift, daß selbst die vertrautern Freunde nur Einzelnes zu entziffern vermögen. Die Lösung der schönen Aufgabe, die Wetzel in diesen Mythen sich gestellt hatte, dürfen wir von Uhland erwarten.

Wir haben gemeint, es dem Gedächtnisse des Freundes und der öffentlichen Theilnahme an dessen Loose und Leistungen schuldig zu sein, unserer Anzeige der Biographie von Z. Funck diese Ergänzungen und gelegentlichen Berichtigungen beizufügen, empfehlen aber nun den Lesern d. Bl. noch recht angelegentlich das freundliche Buch, welches ihnen mannichfachen Genuß gewähren und hoffentlich mitwirken wird, daß eine würdige Ausgabe sämmtlicher legitimen Schriften Wetzel's in seinem Geiste, also mit Weglassung alles Dessen, was er selbst verwarf, veranstaltet werde. Viele treffliche Gedichte sind in Almanachen zerstreut und verdienen der Vergessenheit entzogen zu werden; einiges Ungedruckte ist jetzt noch aufzufinden; Alles würde sich füglich in Einen Band zusammendrängen lassen; aber dieser Eine wäre ein Schatzkästlein voll köstlicher Edelsteine und Perlen und würde denn auch den frühverwaisten Kindern des lieben Dichters einen kleinen zeitlichen Gewinn gewähren, den wir ihnen wünschen.

Besser kann diese Anzeige nicht schließen als mit dem treuen Zeugniß, welches unser G. H. Schubert ausgesprochen hat:

Wetzel war Einer der geistvollsten und, was mehr ist, einer der aufopferndliebendsten Menschen unter Allen, die ich in meinem Leben kennen gelernt habe. Was er innerlich wollte und ersehnte, ja, was er im Werden war, der Frühgeschiedene, das können wol seine Gedichte zum Theil bezeugen; das Bleigewicht aber, das dem edeln Manne hier auf Erden an der Ferse hing und ihn an weiterm Aufflug hinderte, namentlich Armuth und Kränklichkeit, konnten nur seine vertrautesten Freunde und vor Allen Der kennen, welcher die Menschen kennt, mehr als sie sich selber kennen!

Have pia anima! F. A. Koethe.

Cooper's neuestes Werk.

Die soeben erschienenen „Recollections of Europa" (2 Bände) sind nun bereits das dritte Werk, in welchem der berühmte Novellist seine europäischen Erfahrungen niedergelegt hat, und in gewisser Hinsicht auch unter diesen dreien das vorzüglichste. Es ist darin mehr Ordnung, mehr charakteristische Auffassung, mehr persönliches Interesse vorhanden als in den Wanderungen durch die Schweiz und die Rheingegenden. Die Scenerie ist weniger in die Breite gemalt, dafür tritt das historische, das national-eigenthümliche Interesse des Gegenstandes lebendiger hervor. Auch die äußere Einfassung des Buchs ist eine mehr fortlaufend-erzählende; es ist eigentlich die Geschichte einer reisenden Familie. Die Briefform, die der Verfasser gewählt, thut dieser Gleichmäßigkeit der Darstellung keinen Eintrag.

Der erste Brief enthält die Beschreibung der Reise nach England von Neuyork aus, welches letztere der Verf. im Juni 1826 verließ, die durch die uns Allen wohlbekannte meisterhafte Darstellungsgabe des Verf. in Betreff nautischer Zustände sowie durch manche eingestreute geistreiche Bemerkung ein lebendiges Interesse gewinnt. Nachdem der Verf. die Insel Wight durchstreift und einer freimüthigen Betrachtung unterworfen, begab er sich nach London, während seine Familie sich einstweilen in Southampton niederließ. Hier begegnen wir ihm sogleich in der Eigenschaft eines Kunstkritikers, zu Westminster-

abtei nämlich, welches Gebäude einen großen Eindruck auf ihn machte. Bei dieser Gelegenheit äußert er sich unter Anderm mit Hintansetzung aller patriotischen Gefühle: „Die Architektur von ganz Amerika zusammengenommen würde nicht ein Zehntheil der Erhabenheit, Schönheit und Phantasie (mit Ausnahme etwa von einigen im griechischen Style aufgeführten Tempeln) darstellen, als wir an diesem einzigen Gebäude wahrnehmen.“ Nach Southampton zurückgekehrt, schiffte sich der Verf. mit seiner Familie auf einem Dampfboote nach Havre und dann nach Rouen ein. Die herrliche Kathedrale dieser alten Hauptstadt der Normandie unterwirft er einer ausführlichen Betrachtung, wie denn überhaupt auf sein, des Amerikaners, Gemüth der Anblick der herrlichen gothischen Gebäude Europas einen überaus tiefen Eindruck hervorbrachte. Von Rouen begab man sich nach Paris, wo der Verf. beinahe zwei Jahre sich aufhielt (vom Juli 1826 bis Febr. 1828). Er lebte also grade die letzten, mindestens die vorletzten Tage der alten Bourbonenzeit mit, die man vielleicht in Hinsicht der höfischen Etikette und politischen Verblasenheit als ihren Gipfelpunkt ansehen muß. Auf diese Weise gewinnen Cooper's Schilderungen des alten Bourbonenhofs und Hoflebens schon ein historisches und gewissermaßen wehmüthiges Interesse. So wohnte er unter Anderm einem öffentlichen Diner bei, das Karl X. gab und welches der Verf. auf nachstehende Weise schildert: „Ich befand mich unweit des kleinen Eingangs, als ein alter Mann in der strengsten Hoftracht, von einfacher, aber dennoch vielsagender Miene den Gästen das Zeichen zum Einlaß gab. Er nahm sogleich meine ganze Aufmerksamkeit in Anspruch, und es blieb mir beim Anblick des langen weißen Haars, das am Gesichte herabfloß, des lahmen Fußes, des blauen Ordensbandes, der unzerstörbaren Sicherheit des Benehmens, der ganzen durchsichtigen Erscheinung kein Zweifel übrig, daß der Mann Talleyrand sei. Er kam als Oberkammerherr, um die Anwesenden zur Tafel seines Gebieters zu führen. An einem Hofe geht Alles nach Glockenwerk. Die geringe Größe mag gewissermaßen außerhalb der Zeit stehen und einen Mangel an Pünktlichkeit annehmen; aber für den wahrhaft Hochgestellten ist die Beachtung der bestimmten, in Raum und Zeit festgesetzten Formen unerläßlich. Ein Mangel an diesen würde denselben Eindruck auf das Leben der übrigen Menschen hervorbringen, als wenn einmal an einem Tage die Sonne nicht aufginge. Die Erscheinung dieser verschiedenen, mit Namen eingeführten Personen, sämmtlich so nahe beieinander, war das gewisse Zeichen, daß ein größerer als Alle nicht weit entfernt sein konnte; sie waren die Morgenröthe der königlichen Gegenwart. Jetzt öffnete sich die Eingangsthür zu den königlichen Gemächern, und unter den ankündigenden Worten: „Le service du roi“, trat eine Reihe von Dienern des Palastes heraus, welche die ersten Tafelgänge trugen. Das sämmtliche Geschirr, sowol was auf der Tafel stand, als was die Diener brachten, war von Gold und von reicher kostbarer Arbeit. Die Gänge wurden den Dienern von Ehrenpagen abgenommen, die in Scharlach gekleidet gingen. Diese ordneten die Gerichte auf den Tafeln. Der erste Gang war eben beendigt, als der König und die königliche Familie mit ihrem Gefolge erschienen. Bei ihrem Erscheinen erhob sich Alles, sogar die „jeunes, jolies et duchesses“, und eine mächtige Fanfare ließ sich vernehmen. Auffallend war es, daß der Name des Königs von dem anmeldenden Huissier beiweitem mit leiserer Stimme ausgesprochen wurde als der des Dauphins und der Damen. Auch waren die Meldenden zwei verschiedene Personen, der eine ein gewöhnlicher Huissier, der zweite ein Edelmann, der diese Rolle versah. Karl X. ist lang von Gestalt, ohne daß etwas Schwerfälliges in seinem Körperbau wäre, es fehlt ihm nicht an Biegsamkeit, sogar nicht an Anmuth, und man muß überhaupt gestehen, daß seine Erscheinung ein gutes Theil von jener Würde und Majestät besitzt, welche die Phantasie des Poetischgesinnten insgemein den fürstlichen Personen beizulegen pflegt.“

Interessant ist die Charakteristik, die Cooper von den französischen Marschällen des Kaiserreichs gibt, obgleich sie einigermaßen der militairischen Romantik jener Zeit Eintrag thut. Dabei wollen wir jedoch bemerken, daß hier wie an so vielen andern Stellen des Buchs sich jener fatale Zug in Cooper's schriftstellerischem Charakter (wir meinen hier hauptsächlich seine raisonnirenden Werke) recht deutlich offenbart, den wir am liebsten eine materialistische Verneinungssucht nennen möchten. Dieses Verneinen, Abweisen, Mäkeln und Kritteln an den Dingen und Objecten ist Cooper's echtamerikanische Mitgift. Diese hat durchaus nichts Speculatives an sich, und weil sie in gleichem Grade auch unpoetisch ist (wie der Verf. an manchen Orten selbst empfindet), so beweist sie schon allein, daß Cooper durchaus kein Dichter und in Hinsicht auf Poesie mit seinem tiefern Landsmanne Irving nicht zu vergleichen ist. Ersterer ist ein durchaus republikanisch-materialistisches Gemüth, genau genommen ohne Tiefe der Betrachtung sowie ohne dialektische Lebendigkeit des Gedankens. Cooper's Denken ist atomistisch, ein Zerlegen in die Bestandtheile; hierin ist er eins und dasselbe mit den Lebens- und Verfassungszuständen seines Vaterlandes. Vernehmen wir ihn nun über die französischen Marschälle, über diese hervorstechenden Figuren der neuesten Zeit, die doch immer kriegerisch-unvergeßlich bleiben, und bei denen das poetische Gemüth doch in gewissen Beziehungen noch immer an die Paladine Karl's des Großen denkt: „Wir haben von den gefeierten Kriegern, welche Napoleon zunächst umgaben, so viel gehört, daß ihre Namen uns beinahe so vertraut geworden sind wie sein eigner. Ich habe aber nicht gefunden, daß die Franzosen ihre Marschälle als Männer von ausgezeichneten Talenten betrachten. Die meisten von ihnen erlangten ihre hohen Stellungen durch gewisse Fähigkeiten, die sie in einzelnen Theilen ihrer militairischen Obliegenheiten an den Tag legten, sowie durch die strenge Ergebenheit, die sie ihrem Herrn und Gebieter bewiesen. Marschall Soult hat den Ruf eines geschickten Arbeiters und Combinators in den Civilangelegenheiten des Dienstes; als Militair rühmt man seine Unerschrockenheit im Manoeuvriren Angesichts des Feindes und unter dem Feuer; doch läßt es sich nicht leugnen, daß seine Talente auf gewisse Weise schlummern und einer Aufregung bedürfen. Von Suchet sagt man, er sei ein fähiger Mann gewesen; allein ich bin der Meinung, daß ihm in dieser Hinsicht die Franzosen Massena und Bernadotte mit Recht vorziehen. Davoust war ein Mann von schrecklicher militairischer Energie, dem die Umstände sehr hülfreich zur Hand waren; allein an Talent fehlte es ihm unstreitig. (Der Verf. führt hier zum Nachtheil des Fürsten von Eckmühl die Worte Napoleon's an, die dieser bei einer gewissen Gelegenheit zu ihm sagte: „Erinnern Sie sich, daß Sie in Frankreich nur einen einzigen Freund besitzen; das bin ich, und nehmen Sie sich in Acht, daß Sie diesen nicht verlieren.“) Lannes war als Soldat, und Macdonald als Mensch bedeutender als Davoust. Allein mit Gewißheit läßt es sich behaupten, daß unter ihnen Allen kaum ein Einziger war, der sich aus eignen Kräften zu solch einer hohen Stellung emporgearbeitet haben würde (?). Es war der leitende Genius ihres Herrn und Meisters, der ihnen dabei zu Hülfe kam. Viele von ihnen besaßen Ehrgeiz genug, allein dieser wurde mehr angefeuert durch das Beispiel, als daß er aus einem Bewußtsein der Überlegenheit hervorgegangen wäre.“

Weiter versichert Cooper, daß sich allerdings mit der äußern Erscheinung aller dieser Generale etwas Charaktervolles verbinde, allein von einem eigentlichen militairischen Wesen und Pli sei doch bei den wenigsten von ihnen die Rede, wie es denn im Allgemeinen der Wahrheit gemäß sei, daß der gemeine französische Soldat ein gutes Theil militairischer Koketterie besitze, während bei den hohen Offizieren davon nicht das Mindeste bemerklich sei. „Marschall Molitor ist ein schöner Mann, Marmont zierlich, gedrungen, von kriegerischem Ansehen, Mortier ein Grenadier ohne Anmuth; Dasselbe gilt von Oudinot und Andern. Lamarque ist ein kleiner, schwarzbrauner Mann

mit guten Zügen und einem kühnen Blicke, aber den Soldaten sieht man ihm auf keine Weise an."

Bei einem Mittagessen, das dem amerikanischen Gesandten gegeben wurde, traf Cooper mit dem unvergeßlichen Canning zusammen, der eben zu dieser Zeit seinen berühmten Besuch in Paris abstattete. Dieses schildert der Verf. sehr ausführlich, und wir mögen wol seiner Schilderung nachstehende interessante Details entnehmen: „Die erste Person, welche erschien, war ein wohlgebauter untersetzter Mann mit vornehmem Anstrich, den man als den Herzog von Villa Hermosa, den spanischen Gesandten, ankündigte; er war ebenso schön als einfach gekleidet und seine Brust war mit Sternen übersäet, unter denen man auch den Stern des goldenen Vließes bemerkte; er erschien allein, da seine Gemahlin eben krank war. Zunächst kam der preußische Minister mit seiner Gemahlin, dann folgten Lord und Lady Granville, die Repräsentanten der englischen Macht. Dem Lord fehlte einigermaßen die diplomatische Würde und Sicherheit des Betragens, doch nahm er sich im Ganzen nicht übel aus. Er trug das Abzeichen des Bathordens. Der Gesandte von Östreich und seine Gemahlin bildeten eins der ausgezeichnetsten Paare, das seine hohe Stellung auf das trefflichste zu repräsentiren verstand. Kurz darauf kamen Graf und Gräfin Villèle an und Damas, der französische Minister des Auswärtigen, mit seiner Gemahlin. Graf Villèle war die Beweglichkeit selbst, er flog im Saale umher, begrüßte alle Diplomaten und verhandelte mit Jedem einzeln. Nach einer Pause erschien in der Thür ein ruhiger, stattlicher Mann von classischem Ansehen in geistlicher Tracht, den man als den Nuntius Sr. Heiligkeit ankündigte. Er war damals Erzbischof, wurde aber später als Cardinal Macchi bekannt. Er sah geistreich und priesterlich und überhaupt sehr gut aus. Nun erschien auch Canning in Gesellschaft des Lords Clanricarde. Canning's Benehmen war das ruhige Aplomb eines Mannes, der in sich etwas vom Löwen verspürt, sicher, durchaus großartig und dabei einnehmend. Er war von Mittelgröße, gut, aber untersetzt gebaut, weder zu leicht noch zu schwerfällig für seine Jahre, überhaupt von vollkommen richtigen Körperverhältnissen. Sein Gesicht war angenehm, sein Auge fest und suchend. Er und Hr. v. Villèle bildeten in ihrem Benehmen einen vollständigen Gegensatz. Der Eine unruhig, der Andere humeristisch. Die geistige Überlegenheit Canning's zeigte sich auf den ersten Augenblick." Charakteristisch ist die Schilderung des Verf. von seinem Zusammentreffen mit Walter Scott, der ihm auf Veranlassung einer hohen Dame einen Besuch machte. Eben als der Wagen des großen Unbekannten vor Cooper's Wohnung hielt, kehrte der Letztere von einer Morgenpartie zurück, sodaß sich Beide auf der Stiege trafen und, wie schöne Geister sich leicht erkennen, einander begrüßten. Scott sprach viel über Cooper's Schriften, sagte ihm einige Schmeicheleien, berührte sein eigenthümliches Verhältniß zu der englischen Literatur und zu ihm selbst u. s. w. Als Walter Scott sich entfernen wollte, bat Cooper um die Erlaubniß, ihm seine Familie vorstellen zu dürfen. Mrs. Cooper erschien in dem Salon, und W. Scott nahm nach einigen kurzen Begrüßungen in einer Bergère Platz, da ihm wegen seines lahmen Fußes das Stehen auf die Länge beschwerlich fiel. Mrs. Cooper machte die Bemerkung, daß der Bergère an demselben Tage bereits die zweite große Ehre widerfahre, denn vor einer halben Stunde habe Lafayette darin ausgeruht. W. Scott fragte, wie es schien verwundert: „Ei, ist er denn nicht nach Amerika, ich glaubte, er wollte dort seine letzten Lebenstage zubringen?" Nach einer Pause rief er aus: „Lafayette ist ein großer Mann!" Es kam dies aber mehr so heraus, als ob er nur etwas sagen und der Familie Cooper mit dieser Äußerung ein Compliment machen wollte. 80.

Notizen.

Ein ausgezeichneter pariser Rechtsgelehrter, Bravard-Veyrières, der zugleich Beisitzer bei den Candidaten- und Doctorendisputationen der juristischen Facultät ist, hat neuerdings bei dem Concilium der Universität Paris eine Denkschrift eingereicht, worin er auf Abschaffung der lateinischen Sprache bei obigen Erörterungen und öffentlichen Disputationen der Candidaten und Doctoren der Rechte anträgt, wie eine solche bei der medicinischen Facultät schon seit einiger Zeit stattgefunden hat. Die allgemeinen und besondern Argumente, welche Hr. Bravard für seinen Antrag entwickelt, haben so viel Gewicht, daß man keinen Zweifel hegt, er werde seinen Zweck erreichen. Er sagt unter Anderm, die Hauptpointe, die bei Aufrechthaltung einer so alten und unnützen Facultätssitte immer zum Vorschein käme, wäre die, daß man dadurch junge, oft talentvolle und für ihr Alter auch kenntnißreiche Leute nöthige, sich und ihre Kenntnisse in schlechtem Latein zu prostituiren, während sie in gutem Französisch im Stande sein würden, diese in ein gehöriges Licht zu stellen. Er erzählt eine Menge lustiger Beispiele von dem ungeheuern Küchenlatein, womit sich oft bei solchen Gelegenheiten die Disputirenden so lange begrüßten, bis sie sich selbst nicht mehr verstanden und die Zuhörer sich in einem lauten Gelächter Luft machen mußten. Ein solcher Candidat entgegnete einst seinem Opponenten mit folgenden Worten: „Ornatissime candidato, affero tibi duos tres exemplos." Bei einer andern, medicinischen Disputation (als diese noch lateinisch geführt wurden) sagte der Respondent zu seinem Socius, dessen Langsamkeit im Argumentiren ihm nicht anstand, um ihn etwas anzufeuern: „Ornatissime candidate, sum ad tuam dispositionem", worauf der verlegene Candidat sehr höflich erwiderte: „Et ego ad tuam." In derselben Disputation leitete der Disputirende eine der Thesen mit den Worten ein: „Omnia corpora, qui moriunt."

Ähnliche, wenngleich vielleicht nicht ganz so grimmige Wendungen kommen doch wol auch bei deutschen Disputationen vor und lassen recht sehr wünschen, daß auch unsere Facultäten endlich einmal ein Einsehen haben und die lateinische Sprache wenigstens von solchen Gegenständen removiren möchten, zu denen sie in heutigen Tagen absolut nicht mehr paßt. So in der Philosophie. Seit Wolff ist die lateinische Sprache nicht mehr das Organ für philosophische Untersuchungen, und wenn es auch unter uns noch einige Kathederphilosophen gibt, die ebenso geistreich auf Lateinisch sein würden, als sie es auf Deutsch sind, so wird doch kein einziger wahrhafter Denker mehr im Stande sein, sein System in einer andern als der Muttersprache darzustellen. Wenn aber dies dem Wesentlichen und Wahrhaften nicht mehr möglich ist, warum will man denn den Schein des Wesens mit einem Gewande behängen, durch welches seine Blöße nur um so ärmlicher hindurchscheint!

Dies ist sehr wundervoll, sagt Mr. Jonathan, wenn es wahr ist: Ein Signor Olivi zu Venedig will die Kunst erfunden haben, aus Drähten von Glas ein Zeuch zu weben. Dies Material soll auch gefärbt werden können, einer trefflichen Zurichtung nach Art der Seide fähig sein und einen herrlichen Faltenwurf zu Stande bringen. Wir werden demnach, wenn der Signor Olivi kein Narr ist, in einigen Jahren das Vergnügen haben, die Damen in ganz und halbdurchsichtigen Glasfutteralen umhergehen zu sehen.

Auch in Neuholland erwacht jetzt der Kunstsinn und die Lust an der Malerei; ein Kaufherr zu Sidney, Namens Lyons, hat eine Kunsthandlung errichtet und verkauft Kupferstiche nach werthvollen Gemälden zu theuern Preisen (18—20 Pf. St. für das Stück). Ein anderer dortiger Kaufmann, Wemnand, besitzt mehre echte Rembrandt, die er vom Cap bezogen hat. Die Ölgemälde überhaupt finden ihre Abnehmer und verkaufen sich hoch, um so mehr, da es in Sidney und in andern Ortschaften der britischen Colonie viele reiche Leute gibt, die nicht selten 40—50,000 Pf. jährlicher Revenuen beziehen. 11.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Montag, — Nr. 100. — 10. April 1837.

Die Eisenbahnen und deren Actionnaire.

Es wird jetzt so viel über Eisenbahnen und Actienunternehmungen geredet und geschrieben, auf die mannichfaltigste Weise findet eine Beschäftigung mit dergleichen Angelegenheiten statt, diese Gegenstände nehmen gegenwärtig einen so breiten Raum in der Gedankenwelt ein, daß dieser Umstand allein schon hinreichend ist, den theilnehmenden Beobachter des geistigen Lebens auf diese Erscheinung aufmerksam zu machen. Aber nicht blos als augenblickliche Richtung der Geistesthätigkeit unserer Zeitgenossen verdienen Eisenbahnen und Actienunternehmungen diese Aufmerksamkeit; wichtiger noch ist es, den Wirkungen nachzuforschen, welche für Humanität und Bildung im Ganzen davon zu erwarten sind. Daß die Eisenbahnen in der Zukunft einen außerordentlichen Einfluß ausüben werden, ahnt bereits Jeder, und die Bedeutung dieser Anlagen bestätigt sich am auffallendsten, wenn man grade die intelligentesten Staatsmänner und die scharfblickendsten Regierungen wie geblendet von der neuen Erscheinung unschlüssig dastehen sieht, als wüßten sie nicht, ob in dieser gewaltigen Macht ein Freund oder ein Feind zu erwarten sei. Aber eben weil es eine gewaltige Macht ist, wird sie sich schon Bahn zu brechen wissen; hat sie doch bereits den Punkt des Archimedes gefunden. Was sie dann thun wird, wenn erst flache und langweilige Landstädte bis auf einige Minuten dem Meere oder dem Gebirge genähert und der prosaische Alltagsmensch schon der Mode wegen dort oder hier Freiheit trinkt und Kraft athmet; wenn die Centralpunkte der Bildung Nachbarn geworden und ein persönlicher Austausch der Ideen einseitige Misverständnisse und beschränktes Erstarren ausschließt; wenn die Länder eine andere Gestalt angenommen und die Stadt am Ende der Bahn näher liegt als jetzt das nächste Dorf: was dann geschieht, wer möchte es vorhersagen wollen? aber manche Schranke des Lebens wird weichen und viele Fesseln des Geistes werden fallen. Allerdings sind nicht alle Actienunternehmungen von derselben Wirkung wie die Eisenbahnen; diese können gewiß als die bedeutendste Art des ganzen Geschlechts betrachtet werden; einen Vorzug besitzen sie aber sämmtlich ohne Ausnahme. Stehen irgendwo Geschäfte still, weil eine Actienunternehmung stattfindet? Unterbleibt etwa eine Arbeit, weil Actienunternehmungen ausgeführt werden? Alles wird geleistet und jedes Bedürfniß befriedigt, wie es früher der Fall war; die Actienunternehmungen geschehen also durch Kräfte, die bereits vorhanden sind, aber müßig und unbenutzt geblieben wären, wenn jene nicht stattgefunden hätten. Was der Müßiggang Schädliches hat, was die Beschäftigung für Vortheile gewährt, was die Übung stärkt und was die Gelegenheit erzeugt, Alles zeigt Vortheile, welche durch Actienunternehmungen für die Menschheit herbeigeführt werden. Es bilden sich neue Kräfte und Fähigkeiten aus; bereits vorhandene werden in Thätigkeit gesetzt; sie leisten auf jeden Fall Etwas, was sonst unterblieben, und liefern wenigstens einige nützliche Producte, die sonst nicht dagewesen wären. Dies sind vortheilhafte Folgen, welche jede Actienunternehmung hat, ihre specifische Wirkung mag übrigens sein, wie sie wolle.

Actienunternehmungen im Allgemeinen und Eisenbahnen insbesondere haben auch die Veranlassung zu folgender Schrift gegeben:

Die Eisenbahnen und deren Actionnaire in ihrem Verhältniß zum Staat, von David Hansemann. Leipzig, Renger. 1837. Gr. 8. 21 Gr.

Der Verf. ist bereits früher durch eine Darstellung bekannt geworden, welche die ehemalige Lage der Rheinprovinzen, als eines Theiles im französischen Reiche, und ihre gegenwärtige Lage, als eines Theiles im preußischen Staate, vergleichen sollte, dabei aber die Behauptung durchführte, daß die westlichen Provinzen Preußens mehr Grundsteuern zu bezahlen hätten als die östlichen Provinzen dieses Staates. Jenem Werke ist seitdem die Ehre widerfahren, daß man in den Abschieden für Provinzialstände seiner gedachte und ihm eine officielle Widerlegung zu Theil werden ließ, deren sich selten ein Buch rühmen darf. Weil man sich aber damit begnügte, die von Hansemann aufgestellten Zahlen zu bestreiten, und die einzige Frage, welche zu einem richtigen Urtheile führen dürfte — die Frage nämlich, ob man dem Besitzer eines in jeder Beziehung gleichen Gutes zumuthen könne, jährlich eine gleichgroße Summe Geldes herbeizuschaffen und als Abgabe zu bezahlen, mag dies Gut in einer Gegend liegen, wo viel Geld, wenig Nachfrage nach demselben, aber viel Nachfrage nach den Producten des Gutes vorhanden ist, oder mag es einem Lande angehören, wo in allen diesen Punkten das Gegentheil stattfindet —, weil diese Frage

von beiden Seiten unberücksichtigt blieb, so führte jener Zifferstreit, wie es immer der Fall ist, durchaus zu keinem genügenden Resultate, und der Verf. behauptete als freimüthiger Vorkämpfer rheinischer Interessen eine bedeutende Stellung. In dem vorliegenden Werke erklärt er selbst, das Wesentlichste der dargestellten Ansichten gehöre ursprünglich nicht ihm, sondern sei in der einen oder der andern Gestalt in den Ansichten der Staatsbeamten enthalten gewesen, mit denen er als Vertreter der aachener Eisenbahninteressen während eines langen Aufenthalts in Berlin Verhandlungen pflog. Diese Stellung eines solchen Verfassers, diese Quelle der von ihm dargestellten Ansichten und der Zusatz, nicht unerfahren in einigen kaufmännischen Angelegenheiten und insbesondere ziemlich vertraut mit der Verwaltung von Actiengesellschaften, habe er den Beruf gehabt, das kaufmännisch Thunliche mit dem staatlich Thunlichen zu vereinigen, — diese Umstände sind allerdings geeignet, seine Schrift der Beachtung zu empfehlen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Correspondenznachrichten.

Paris, 8. März 1837.

• Sie werden sich über das Verdammungsurtheil, welches ich neulich über Herrn Musard und seine Musik ausgesprochen habe, nicht wenig gewundert, vielleicht gar entsetzt haben. Sie werden mir entgegnen, es sei falsch und ungerecht, daß ich in dieses Verdammungsurtheil zugleich auch, wenigstens indirect, das französische, oder wenn wir genauer sein wollen, das pariser Publicum mit eingeschlossen habe, indem ich ihm gradezu Sinn und Geschmack für eigentliche Musik absprechen wolle. Sie sagen mir namentlich, das Publicum des Herrn Musard und seiner Nachahmer sei hierfür ein schlechtes Kriterium, und wenn man folglich wissen wolle, welche Fortschritte in Frankreich in den letzten Jahren die Musik sowol auf Seiten der Ausübenden als auch auf Seiten der Auffassenden gemacht habe, und auf welcher Stufe sie jetzt, im Winter 1837, stehe, so müsse man nicht auf die Bälle und in die Concerte der Rue neuve Vivienne und der Rue St.-Honoré, sondern in das Conservatoire, die Concerte des Herrn Berlioz, die musikalischen Abendunterhaltungen der Herren Liszt, Urhan und Batta, den Salon des Herrn Erard, die italienische Oper und die Académie de musique, d. h. die große Oper, gehen. Ich sage nicht, daß Ihre Bemerkung unrichtig sei, und bin bereit auf Ihr Raisonnement einzugehen. Ich kann dies in keinem Falle besser thun als dadurch, daß ich Sie für heute einmal an den verschiedenen Orten einführe, wo für diesen Winter die Musik ihre Huldigungen empfangen und ihre Triumphe gefeiert hat und zum Theil noch empfängt und noch feiert. Ich denke, Sie werden mir nicht ungern folgen. Wir werden uns dann nur um so leichter über die Resultate verständigen können, mein früheres Urtheil wird in Ihren Augen gerechtfertigt oder entkräftet werden.

Mit Herrn Musard und seinem Nebenbuhler, Herrn Julien, muß ich dabei doch wieder anfangen. Diese beiden Herren von ziemlich gleichem Schrot und Korn haben ihr musikalisches Hauptquartier für diesen Winter in zwei großen Sälen der Rue neuve Vivienne und der Rue St.-Honoré aufgeschlagen. Man findet sie dort jeden Abend, umgeben von ihrem 80—100 Köpfe starken Orchester, und wird nach Erlegung eines Francs immer willkommen geheißen. Herr Musard will neben den Ohren auch noch die Augen bezaubern. Sein Saal, erst in diesem Jahre eingeweiht, ist, wie man hier zu sagen pflegt, richement décorée; d. h. die Wände und Decken sind mit ziemlich derb aufgetragenen Gemälden, einigen Goldleisten und Arabesken übersät, die Fenster und die Eingänge sind mit buntscheckigem, in reiche Falten gelegtem Meublekattune verhangen, und rund herum stehen auf erhöhten Postamenten ungeheuere zu japanesischen Vasen zugehauene Holzklötze, aus denen sich die seltensten exotischen Gewächse — von Pappe erheben. Das Ganze ist ein Gemisch vom Geschmack aus der Zeit Franz I., Ludwig XIV. und chinesischer Schnörkelei, welches einen gewissen Effect macht, weil man daraus eigentlich doch nicht recht klug wird. Aber so will man es nun einmal jetzt; man findet dies „fort bon et de bon goût", man läuft hin und dünkt sich ins Paradies versetzt, zumal wenn man neben den genannten Herrlichkeiten nun auch noch die von Herrn Musard mit kaffeebraunen Röcken fein ausstaffirten Bedienten unter der Menge mit wichtiger Miene umherstreifen sieht. Ich wollte wetten, es stecke darunter eine gute Anzahl verkappter Policeispione. Der Gedanke wäre von Seiten der Policei so übel nicht. Denn im Concerte Musard's findet sich neben einer Menge unschuldiger und unverdächtiger Gäste auch, wie mir es schien, allerhand verdächtiges und zweideutiges Volk beiderlei Geschlechts ein. Jedenfalls ist das Publicum der Rue neuve Vivienne ziemlich gemischt und nicht grade aus den besten und feinsten Cirkeln der Hauptstadt gebildet, besonders was den weiblichen Theil betrifft. Die femme entretenue und die kleine Grisette ist ein ziemlich hervorstechendes Element bei diesen dem edelsten Kunstgenuß gewidmeten Zusammenkünften, und dieser Umstand scheint auch wieder nicht ganz ohne Rückwirkung auf die Bestandtheile des männlichen Publicums zu sein. Denn neben dem kleinen Rentier, welcher um diese Stunde der Verdauung pflegen muß, dem Employé von diesem oder jenem Ministerium, welcher sich von der schweren Atmosphäre des Bureaus durch die leichtere Luft in diesem Reiche der Töne und Harmonien erholen will, neben dem gesetzten Musikfreunde, welcher sich mit seiner Leidenschaft aber nur bis zu Musard versteigen kann, erblickt man hier auch den leichtfertigen Studenten, den eleganten Commis und überhaupt die ganze große Classe der Pflastertreter jedes Standes, welche auf galante Augenweide und dergleichen Abenteuer gehen. Der Fremde, namentlich der Deutsche, welcher sich einbilden mag, für 20 Sous eine wohlfeile Bekanntschaft mit der société parisienne machen zu können, ist gleichfalls ziemlich zahlreich. Sonn- und Festtags macht dagegen die anständige Bourgeoisie mit Frau und Kindern noch eine bedeutende Schattirung dieses bunten Cirkels aus. Aber, werden Sie sagen, dieses Publicum kann doch in keinem Falle einen Maßstab für musikalischen Sinn und Geschmack in Frankreich, in Paris überhaupt abgeben? Das soll es allerdings auch nicht; allein es repräsentirt nichtsdestoweniger ein vorherrschendes Element der Bevölkerung dieser Hauptstadt, es greift mit hundert, mit tausend Armen in die Massen ein und gibt am Ende doch mit den Ausschlag, wenn entschieden werden soll, in welchen Kreisen die Musik gepflegt und heimisch gemacht werden müsse, sobald man sie zum Gemeingut der Nation erheben will. Darauf arbeitet freilich Herr Musard wol am wenigsten hin. Er denkt gar nicht daran, sein Publicum durch geschickte Wirkung auf Gefühl und Gemüth für die höhere Magie der Töne empfänglich zu machen, es zu bilden, zu erziehen. Er ist im Gegentheil selbst das Kind seiner Launen, seiner Ungezogenheit, er läßt sich zu ihm herab und erbettelt seine Gunst durch die gesuchtesten und abgeschmacktesten Effecte, die nur den äußern Gehörsinn reizen, betäuben und am Ende abstumpfen, aber mit jener unbeschreiblichen Gewalt der Harmonie, welche in die Seele dringt und das Herz ergreift, gar keine Verwandtschaft haben.

So ist mir z. B. nie etwas Verkehrteres vorgekommen als die Anwendung der Orgel im Concertsaale, und zwar im Concertsaale des Herrn Musard. Ich kann mir diese musikalische Anomalie nur mit aus der Verwirrung der Begriffe erklären, die hier in allen Verhältnissen, in der Kunst wie im Leben durchsticht. Die Bestimmung, der Charakter, die Bedeutung, die gewaltige Magie der Orgel hat man in Frankreich freilich noch gar nicht begriffen, man kennt sie nicht, und zwar aus leicht

begreiflichen Gründen: der Kirchengesang der Gemeinde, der Choral existirt hier nicht; man hört folglich in Kirchen die Orgel nur selten und immer schlecht. Anstatt ihrer hat man den monotonen, abgeschmackten Gesang der Chorherren mit der noch abgeschmacktern Begleitung des Serpent. Aber man hat in der neuern französischen Musik die Orgel doch auch benutzen und ausbeuten wollen und hat sie daher zuerst in die Oper, auf das Theater versetzt. Von da in den Concertsaal des Herrn Musard war ja nur ein Schritt. Genug, sie ist nun einmal bis hierher erniedrigt worden, und so ist ihr Misbrauch zwar immer schreiend, aber leider eben nur natürlich. Ich kenne nichts Ekelhafteres, nichts Empörenderes als die unsinnige Art, wie Musard so in seine verstümmelten Ouverturen, Triumphmärsche und eignen zwitterhaften Compositionen von Zeit zu Zeit einen Orgelsatz einpfuscht. Und gleichwol erreicht er damit seinen Zweck, er macht Effect. Sie sollten nur einmal die langen Hälse und die vor Erstaunen geöffneten Mäuler sehen, wenn Herr Musard so mitten im hitzigsten Tempo auf einmal Halt macht und seine Orgel eine Weile lang hintenvor brummen läßt. Denn mehr ist es wahrhaftig nicht; ich wüßte die Sache nicht deutlicher zu bezeichnen. Das Instrument, die Orgel, ist schlecht, und der Saal zu niedrig und zu ungeschickt angelegt, um dem Orgeltone die gehörige Entwickelung zu gestatten. Die Folge davon ist eine wahre musikalische Misgeburt; das erhabenste Instrument wird dazu gebraucht eine Lächerlichkeit zu erzeugen und die Gemeinheit nur noch zu vermehren, welche eigentlich den Grundcharakter der ganzen Musard'schen Musik ausmacht.

Ich meine dies sowol in Beziehung auf Ausführung als auch auf Composition, denn Herr Musard ist auch Componist, d. h. er wirft einige Bruchstücke von dem neuesten Repertoire der großen und der komischen Oper zu einer Quadrille zusammen, thut dazu etwas aus seiner eignen musikalischen Rüstkammer, Hammerschläge, Glocken, Pistolenschüsse, Castagnetten u. s. w., und gibt so einem Dinge einen auffallenden, möglichst pikanten Namen, wie z. B. Les chasseurs, La jeune mère, La chanson brétonne, Varsovie u. s. w. Im übrigen versteigt sich Herr Musard auf seinem Repertoire nicht leicht über die Ouverturen der laufenden Opern hinaus. Rossini, Boieldieu, Auber und die neuern pariser Componisten von geringerm Belange bilden den Kern seiner Lieferanten. Mit deutscher Musik läßt er sich seltener ein, und wenn er es ja thut, so macht er damit wenig Glück, einmal weil sein Orchester sie nicht zu spielen versteht, und zweitens weil sein Publicum nicht dazu gemacht ist. Ich habe in meinem Leben nie etwas Verhunzteres gehört als eine Weber'sche Ouverture in den Sälen der Rue neuve Vivienne. Indessen geht die Sache doch ihren Gang, sie verzinst sich und ist von diesem Gesichtspunkte aus betrachtet eine der glücklichsten Speculationen unserer speculirenden Zeit. Herr Musard hat jetzt jeden Abend einen vollen Saal, er läßt sich jedes Mal mit Händen und Füßen, mit Stöcken und Stühlen applaudiren und wird sich in einigen Jahren mit einer hübschen Rente zurückziehen. Sein Hauptzweck ist dann wahrscheinlich erreicht. Gott gebe, daß dies bald geschehe, damit Das, was er noch verderben wird, durch Andere um so eher wieder gut gemacht werden könne.

Unter diesen Andern, sollte man meinen, müßte sich namentlich das Conservatoire de musique hervorthun. Aber leider bleibt es immer noch eine mehr auffallende und unerfreuliche als unerklärliche Erscheinung, daß dieses Conservatoire mit all seinen Mitteln, wie sie keine andere Stadt, kein anderes Volk aufzuweisen hat, auf die Bildung des musikalischen Geschmackes in Frankreich doch nur einen verhältnißmäßig sehr geringen Einfluß hat. Die Gründe liegen ziemlich nahe. Erstens scheint diese an sich gewiß großartige Anstalt nicht ihrem Zwecke, aber ihrer innern Einrichtung nach weit mehr dazu gemacht zu sein, eminente Talente zu bilden, als der Mittelpunkt und die Pflegerin eines richtigen Sinnes und geläuterten Geschmackes für höhere Musik zu werden, der sich dann von hier aus nach und nach über die ganze Nation verbreiten sollte. Zweitens sind der Berührungspunkte des Conservatoires mit dem Publicum zu wenige, als daß eine Rückwirkung davon in weitern Kreisen bemerkbar werden könnte. Die spärlichen Concerte, welche das Conservatoire in den ersten Monaten jedes Jahres zu geben pflegt, finden in einem so beschränkten Locale statt, daß man sich wahrhaftig glücklich schätzen muß, mit schwerem Gelde einen schlechten Platz aufzuwiegen. Das Publicum des Conservatoires ist folglich klein und, zumal da man vorher abonnirt, gewählt. Es besteht aus den höhern Elementen der Gesellschaft und bringt schon deshalb mehr Empfänglichkeit für gediegenere Musik und einen geläutertern Geschmack mit. Und hierauf sind dann auch wieder die Concerte des Conservatoires berechnet, wenn auch die Wahl des jedesmaligen Repertoires nicht immer glücklich zu nennen ist. Bekanntlich herrschen hier seit einigen Jahren die Compositionen unserer großen Meister vor. Mozart, Beethoven und Weber geben die Hauptstücke jedes Concerts.

Man muß den erstaunlichen Fortschritten, welche der gesunde Sinn für Musik bei dem französischen Publicum dieser Sphäre in den letzten Jahren gemacht hat, alle Gerechtigkeit widerfahren lassen. Die ganze Haltung des kleinen Kreises, welcher sich in dem Concertsaale des Faubourg Poissonnière zusammenfindet, verräth, daß man diese Meisterwerke der Tonkunst verstehen will, daß man sie auch wirklich schon versteht; man lauscht der Töne, man läßt sich von ihnen ergreifen, man wird hingerissen. Die meistentheils vollendete Ausführung derselben trägt dazu natürlich nicht wenig bei. Meistentheils sagen wir, weil es allerdings doch noch einzelne Momente gibt, welche falsch aufgefaßt, verfehlt werden. Ja, es ist sogar allgemein anerkannt, daß das Conservatorium in einer ganzen, höchst wesentlichen Partie, in dem Chorgesange, noch auffallend zurücksteht. Wir sind hiervon nur erst unlängst Zeuge gewesen, als im zweiten diesjährigen Concerte eine Arie aus Weber's „Euryanthe" mit Chorbegleitung ausgeführt wurde. Die Solopartie, gesungen von Dem. Nau, welche erst vor Kurzem in der Oper aufgetreten ist, gelang vortrefflich; die Chöre dagegen, obgleich ziemlich leicht und einfach, verfehlten ihre Wirkung ganz. Es scheint dieser Partie an einer durchgreifenden Leitung zu fehlen, welche dem Chorpersonale ein Leben, eine Seele einzuhauchen verstünde. Welcher Unterschied, wenn man dagegen nur die Chöre unserer Chorschüler in der Thomaskirche zu Leipzig oder in der Kreuzkirche zu Dresden gehört hat. Dergleichen sind hier aber eben noch nie gehört worden, und folglich fehlt eigentlich auch für diesen Theil des Unterrichts im Conservatoire ein geeigneter Maßstab. Ich sage Ihnen nichts von der großen Beethoven'schen Symphonie mit Chören, welche das genannte Concert beschloß und als ein noch nicht genug begriffenes Meisterwerk so verschieden, vielleicht so falsch und ungerecht beurtheilt wird. Was die Instrumentalpartie der Ausführung betrifft, so war sie wol der Vollendung nahe, sie hat wesentlich dazu beigetragen, den Sinn dieser ganzen musikalischen Dichtung begreiflicher zu machen; für die Chöre dagegen gilt die obige Bemerkung auch hier.

Beethoven gilt hier überhaupt gegenwärtig in gewissen Kreisen als der eigentliche Held, das unerreichte Ideal der Musik, nach dem man streben müsse. Die Verehrung, welche man ihm da zollt, wird Enthusiasmus, wahre Leidenschaft, und als solche ist sie selbst nicht immer sicher vor Verirrungen. Sie bedingt wenigstens die Auffassung der einzelnen Werke dieses Meisters, und es wäre denn da doch möglich, es wäre verzeihlich, daß man dem Gedanken des Meisters bisweilen einen andern Sinn unterschiebt, daß man bei der Ausführung andere Motive vorwalten läßt, daß man überhaupt nicht in das Wesen der Dichtung eingedrungen ist, und daß man sie folglich anders wiedergibt, als sie im Geiste ihres Schöpfers zum Leben gedieh. Ein Vorwurf soll und darf dies wenigstens für jetzt noch nicht sein. Der Genius des deutschen Volkes, welcher am Ende auch in den Werken eines Beethoven nur in

einer eigenthümlichen Entwickelung lebt und webt, ist von dem des französischen so verschieden, daß ich mir eigentlich gar nicht die Möglichkeit denken kann, daß z. B. eine Beethoven'sche Symphonie hier und in Wien oder Dresden mit derselben Stimmung, in derselben Weise angehört und aufgefaßt werden könnte. Für ein französisches Publicum wird Beethoven nie Das sein, was er für ein deutsches ist, so wenig wie Göthe je in Frankreich so verstanden werden wird, wie man ihn in Deutschland versteht. Hiervon hängt aber grade wieder die verschiedene Art der Behandlung der Beethoven'schen Musik in beiden Ländern ab.

Den Mittelpunkt des Kreises, welcher diese Musik am meisten pflegt, liebt und bewundert, bilden gegenwärtig drei junge Virtuosen, Liszt, Urhan und Batta, welche zum Theil zugleich selbst Componisten sind. Sie hatten sich für diesen Winter zu vier musikalischen Abendunterhaltungen in dem hierzu recht geeigneten, aber auch zu kleinen Saale des Herrn Erard vereinigt, deren Hauptzweck wol eigentlich war, einige hier wenig oder gar nicht gekannte Werke Beethoven's ans Tageslicht zu ziehen, nämlich drei große Trios (op. 69 u. 70) und die Kreutzer gewidmete Sonate in A-moll. Die Ausführung — wir haben zwei Aufführungen beigewohnt — war jedenfalls vortrefflich; und doch war sie wesentlich verschieden von der, welche wir in Deutschland zu hören Gelegenheit hatten; sie war nicht Das, was Beethoven vielleicht selbst gewollt und gewünscht haben würde. Und warum? Eben weil diese ausgezeichneten Künstler der Individualität ihres Talents und ihres Publicums darauf noch zu viel Einfluß gestatteten. In dem Ausdrucke ihres Spieles liegt bisweilen, ja oft, etwas Übertriebenes, welches an das Phantastische grenzt und dem Gedanken Beethoven's gewiß ganz fremd war. Die Folge davon ist eine ziemlich häufige und willkürliche Veränderung des Tempos, ein Fehler, dessen sich namentlich Liszt, als Pianist, sehr, doch früher mehr als jetzt, schuldig gemacht hat. Liszt gesteht selbst ein, daß er sich zu diesem Fehler nicht selten durch sein Publicum habe verleiten lassen, und schon dieses Eingeständniß ist für ihn höchst ehrenvoll, ein offenbarer Fortschritt zum Bessern. „Ich habe oft", sagte er nämlich unlängst in einem Briefe an die „Gazette musicale", „theils öffentlich, theils in Salons die Werke von Beethoven, Hummel und Weber gespielt, und ich bekenne es, zu meiner Schande, um einem Publicum, welches nur langsam die schönsten Dinge in ihrer heiligen Einfachheit begreifen will, die Bravos zu entreißen, machte ich mir kein Gewissen daraus, ihre Tempos und ihren Sinn zu ändern; ich ging in meinem Übermuthe sogar so weit, daß ich eine Menge Züge und Orgelsätze hinzufügte, welche mir zwar den Beifall der Unwissenden verschafften, aber mich nothwendig auf einen falschen Weg führen mußten, von dem ich mich glücklicherweise bald wieder loszumachen wußte. Sie können mir es nicht glauben, liebster Freund, wie sehr ich jetzt diese dem schlechten Geschmacke gemachten Zugeständnisse, diese ruchlosen Verletzungen des Geistes und des Buchstabens, beklage; denn die unbeschränkteste Achtung vor den Meisterwerken der großen Lehrer hat bei mir ganz die Stelle jener Sucht nach Neuheit und persönlichem Hervorthun eingenommen, welches einer der Kindheit noch so nahen Jugend eigenthümlich ist. Zu dieser Stunde kann ich eine Composition, möge sie sein, welche sie wolle, nicht mehr von der Zeit trennen, in welcher sie geschrieben wurde, und die Anmaßung, die Werke der frühern Schulen ausschmücken und verjüngen zu wollen, scheint mir auf Seiten des Musikers ebenso abgeschmackt, als z. B. auf Seiten des Architekten sein würde, wenn er ein korinthisches Kapitäl auf die Säulen eines ägyptischen Tempels setzen wollte."

Diese Worte und noch mehr der Wille und der Vorsatz, welche sich in ihnen aussprechen, sind jedenfalls vortrefflich, sie sind gut, sie sind aufrichtig gemeint. Fragt sich nur, ob der Kraft des Willens auch eine angemessene Kraft der Ausführung zur Seite steht. Wir müssen offen gestehen, daß wir daran zweifeln. Liszt besitzt neben seinem ausnehmenden Talente, was so verführerisch, so glänzend ist, nicht genug die Gewalt der Selbstbeherrschung, welche jenes zügeln und auf den Weg leiten könnte, welchen er selbst mit so richtigem Gefühle als den einzig rechten bezeichnet hat. Es gibt selbst in diesen höhern Sphären, in welche Liszt durch sein Talent versetzt ist, noch eine gewisse Koketterie, von welcher er nun einmal nicht frei ist, von welcher er sich vielleicht nie ganz losmachen kann; sie ist zu sehr im Charakter der Nation und im Wesen des Publicums begründet, unter welchem Liszt seine Bildung erhalten hat. An derselben Koketterie leiden z. B. auch Batta als Violoncellist und Urhan in seinen Compositionen für den Gesang, beides gleich ausgezeichnete Talente, obgleich Urhan als Violinist weder Liszt noch Batta gewachsen zu sein scheint. Batta läßt sich dadurch in der Verletzung der Wahrheit bisweilen sogar bis zu jener Unnatur des Ausdrucks verleiten, welche zwar blendet und besticht, aber das bessere Gefühl immer beleidigt, weil sie die Grenzen überschreitet, welche seinem Instrumente gesetzt sind. Um recht zu verstehen, was ich hiermit sagen will, müßten Sie unter Anderm seinen Vortrag der „Romanesca", eines der schönsten Denkmale der einfachen Erhabenheit der Musik des 16. Jahrhunderts, gehört haben. Grade diese Erhabenheit ging unter gewissen modernisirenden Manieren und Ausschmückungen, wie z. B. dem schmelzenden Aushalten gewisser Noten, auf welches Hr. Batta immer wieder zurückkommt, zum guten Theile verloren, und ganz in ähnlicher Weise verfällt Hr. Urhan in seinen Gesangstücken gar zu häufig aus dem Gefühlvollen in das Weinerliche, was auch wieder eine Art Unnatur ist, die, ganz dem Zwecke zuwider, nicht aufs Herz, sondern aufs Zwerchfell wirkt.

(Der Beschluß folgt.)

Notiz.

Es ist neuerdings in mehren Zeitschriften, im „Spiegel", in der „Zeitung für die elegante Welt" u. a., der Kirchenrath J. D. Sander in Karlsruhe als muthmaßlicher Verfasser des bekannten Rheinweinliedes bezeichnet worden, von dem Claudius dasselbe erst durch die zweite Hand erhalten haben soll. In Erwartung weiterer Aufklärungen, die wol ein Mitglied der Familie Claudius geben wird, sei hier nur ein anderes Moment für Claudius geltend gemacht, das wir aus den im J. 1828 zu Leipzig gedruckten Denkwürdigkeiten des zu Halle verstorbenen Land= und Stadtgerichtsdirectors Schwarz entnehmen. Dieser erzählt nämlich (S. 303), daß 1799 eine fröhliche Gesellschaft preußischer Beamten in Posen sich vereinigt hatte, dem Dichter des Rheinweinliedes 30 Flaschen des köstlichsten Tokaierweines mit einem Gedichte auf denselben nach der Melodie des Rheinweinliedes zu schicken. Darauf antwortete Claudius (der die Gabe annahm und sich also dadurch als Verfasser des Liedes bekannte) ganz kurz: man habe ihn durch jene Sendung völlig bekehrt; denn er habe den Wein, von dem das Lied sage, daß er die Mäuler nur verziehe, am Rheine auch kennen gelernt, und es sei nicht Alles Gold, was glänze u. s. w. 7.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Dienstag, —— Nr. 101. —— 11. April 1837.

Die Eisenbahnen und deren Actionnaire.

(Fortsetzung aus Nr. 100.)

Das Werk handelt zuerst von den Eisenbahnen an und für sich und dann von der Art ihrer Herstellung. In Beziehung auf die Eisenbahnen selbst werden zuerst deren Leistungen untersucht, und dann wird der staatswirthschaftliche und politische Werth derselben dargestellt. Ohne auf die technischen und statistischen Angaben näher einzugehen, welche der Berechnung über die Leistungen der Eisenbahnen zum Grunde gelegt sind, darf es doch nicht unbemerkt bleiben, daß dieselbe Einseitigkeit, womit früher die Bedeutung der Preise — vorzugsweise insofern, als diese von dem Verhältnisse zwischen Angebot und Nachfrage in Beziehung auf das Geld selbst abhängig sind — bei der Vergleichung der Grundsteuern übersehen worden, jetzt auch wieder bei der Berechnung der Kosten zum Vorscheine kommt, zu denen die Eisenbahnen Veranlassung geben. Erfahrungen, die man in England und Nordamerika gemacht hat, werden ohne Weiteres als Anhaltspunkte bei der Veranschlagung deutscher Ergebnisse benutzt, obgleich der Unterschied des Angebots in Beziehung auf das Geld im Verhältniß zur Nachfrage nach demselben so außerordentlich ist, daß z. B. in Nordamerika der Tagelohn eines Maurers 1 Thlr. 22 Sgr. bis 2 Thlr. 15 Sgr. und der Tagelohn eines gewöhnlichen Arbeiters 1 Thlr. 2 Sgr. bis 1 Thlr. 10 Sgr. beträgt. Doch dieser Irrthum, oder daß man den Geldreichthum in Anschlag zu bringen vergißt, ist bei der Vergleichung zwischen den Zuständen und Ergebnissen verschiedener Länder noch so allgemein und so häufig, daß er hier um so unbedeutender erscheint, da die Resultate des Verf. demgemäß beiweitem ungünstiger sein müssen, als Deutschland sie wirklich zu erwarten hat, und es dennoch nachgewiesen wird, wie die Reise von Königsberg nach Antwerpen auf einer Strecke von 196½ Meilen, die gegenwärtig mit der gewöhnlichen Post fast 13 Tage dauert und beinahe 45 Thlr. kostet, für weniger als 8 Thlr. in 3 Tagen zurückgelegt werden kann, wenn man täglich auch nur 12 Stunden auf der Eisenbahn fahren wollte. Ja, es ist sogar möglich in 3½ Stunden und für 1½ Thlr. in den bessern Wagen die 22¾ Meilen zwischen Berlin und Leipzig zurückzulegen, zu denen man jetzt in der Schnellpost 19 Stunden und 7 Thlr. braucht. Einen Centner Güter, der auf der letztern Strecke jetzt 5 Tage braucht und 20 Sgr. kostet, würde mittels einer Eisenbahn in 1 Tage und für etwa 2 Sgr. zu beziehen sein.

Die Herstellung der Eisenbahnen soll nach dem Verlangen des Verf. durch den Staat geschehen; erst wenn dieser sich dazu nicht bewegen läßt, oder im Falle es ihm unmöglich ist, wird eine Actienunternehmung gestattet. Daß es dem Staate möglich sei, die Herstellung von Eisenbahnen selbst zu übernehmen und, im Falle dies geschieht, ihnen die zweckmäßigste Einrichtung zu geben, dies muß dem Verf. unbedingt eingeräumt werden; ob es sich dadurch aber schon rechtfertigen lasse, Actienunternehmungen auszuschließen, ist eine andere Frage. Ohne auf die oberflächlichen Redensarten von der Freiheit des Verkehrs u. dgl. weiter einzugehen, scheint doch schon folgende Betrachtung eine solche Frage mit Nein zu beantworten. Legt der Staat Eisenbahnen an, so zwingt er seine sämmtlichen Mitglieder, etwas zu deren Herstellung beizutragen; dieser Beitrag wird durch die Abgaben, also nach andern Rücksichten und nicht im Verhältniß zu dem Vortheile, den jeder Einzelne von der Eisenbahn zieht, erhoben; er wird also unrichtig und unbillig vertheilt. Ist es auch wirklich richtig, daß eine Eisenbahn am Ende jedem Mitgliede des Staates nützlich werde, so ist doch ebenso gewiß, daß der Vortheil, den verschiedene Personen davon ziehen, höchst ungleich sei. Eigentlich müßten die Kosten einer Eisenbahn also nach der Größe dieses Vortheiles aufgebracht werden; dies ist dem Staate aber unmöglich; es geschieht dagegen mittels einer Actienunternehmung, zu der Niemand Mehr beiträgt, als er es seinem eignen Interesse gemäß findet. Aus diesem Grunde muß die Anlegung der Eisenbahnen nicht in der Regel vom Staate ausgehen und nicht nur im Nothfalle einer Actienunternehmung überlassen werden, sondern sie muß vielmehr in der Regel dieser anheimgestellt bleiben und darf nur im Nothfalle durch den Staat selbst geschehen. Daß die Eisenbahnen von einer Actiengesellschaft schlecht angelegt oder unzweckmäßig benutzt werden, ist nur dort zu befürchten, wo die Actionnaire regieren. So lange es aber in der That noch einen Centralpunkt gibt, wo nicht der Vortheil einzelner Theile, sondern das Wohl des ganzen Staates zur Richtschnur dient, und so lange dieser Centralpunkt die Macht nicht verloren hat, das richtig Erkannte auch vollständig durchzuführen,

so lange kann der Staat den Actienunternehmungen die Anlage von Eisenbahnen ruhig gestatten. Hat der Staat eine so vortheilhafte Einrichtung, wie die Eisenbahnen es sind, durch solche Actionnaire, die selbst ihrem Vortheile angemessen fanden, für deren Herstellung zu wirken, hat der Staat eine so vortheilhafte Einrichtung erst einmal erhalten, ohne daß er sich mit der zweckmäßigen Vertheilung dazu nöthiger Abgaben zu bemühen brauchte, dann bleibt es ihm ja noch immer überlassen, durch passende Gesetze dahin zu wirken, daß diese Einrichtung weder schädlich werde, noch unnütz bleibe, sondern vielmehr zum allgemeinen Besten diene. Jetzt weiß er wenigstens, wer Nutzen von ihr zieht, wem der Gebrauch der Bahn Vortheil bringt, und ob seine eignen Einnahmen sich in Folge des allgemeinen Wohlstandes vermehren; jetzt kann er daher auch viel leichter bestimmen, wen der Gewinn die Kosten zu tragen verpflichtet.

Daß der Staat sowol vor als nach der Herstellung von Eisenbahnen das Recht und die Pflicht habe, auf eine vollständige und allgemeine Nützlichkeit dieser Einrichtungen hinzuwirken, eine ausschließliche oder dem allgemeinen Besten zuwiderlaufende Benutzung derselben aber zu verhindern, dies räumt der Verf. für den Fall, daß Eisenbahnen durch Actienunternehmungen ausgeführt worden, selbst ein; und wenn er dennoch glaubt, der Staat werde dieser Aufgabe dann nicht so vollständig zu genügen im Stande sein, als wenn die Eisenbahn auf seine Kosten ausgeführt worden, so dürfte dies darin seinen Grund haben, daß die von dem Verf. vorgeschlagenen Maßregeln weder dem Zwecke immer vollständig entsprechend, noch diejenigen sind, welche dem gegenwärtigen Standpunkte des staatlichen Lebens gemäß zur Anwendung kommen müssen. Mit einem Worte, der Verf. hat sich nicht zu einer allgemeinen Anschauung der Rechte und Pflichten erhoben, welche der Staat einer Actienunternehmung gegenüber theils in Beziehung auf die Natur und Beschaffenheit der Unternehmung selbst, theils in Beziehung auf den Umstand, daß sie auf Actien ausgeführt wird, und hier wieder insofern die Unternehmung davon abhängt, insofern Actien entstehen und insofern man die Stiftung einer Actiengesellschaft zu andern Zwecken benutzen kann, auf der einen Seite selbst besitzt und auf der andern zu erfüllen hat. Hier können deswegen auch nur einzelne Punkte, die in der vorliegenden Schrift berührt sind, hervorgehoben und beleuchtet werden.

(Der Beschluß folgt.)

Correspondenznachrichten aus Paris.

(Beschluß aus Nr. 100.)

Urhan gehört aber als Componist eben zu jener romantisch-phantastischen Schule, welche neben unsern drei Virtuosen noch Berlioz als Hauptrepräsentanten aufzuweisen hat. Ihr moralisches Fundament hat diese Schule in einer gewissen überspannten Geistesrichtung überhaupt, welche unter die krankhaften Zustände unserer in ewigem Fieberschauer bebenden Zeit gehört. Berlioz, Liszt und ihre Genossen bilden in dieser Beziehung eigentlich nur eine Schattirung desselben Kreises, in welchem sich z. B. Lamennais' Politik, Lerminier's Philosophie und die Romantik der Mad. Dudevant berühren. Wir glauben uns nicht zu irren, wenn wir annehmen, daß ein misverstandenes Deutschthum dabei mit im Spiele ist, wie es durch ausgezeichnete Talente wieder auf eigenthümliche Weise gepflegt und fortgebildet werden mag. Vielleicht liegt der Irrthum und die falsche Richtung dieser Schule eben in dem Verkennen der Mittel, durch welche die Musik auf den Geist wirken soll. Das Phantastische, wodurch sie die tiefsten Gefühle und Empfindungen gleichsam mit Gewalt aufzuregen und zu erschüttern sucht, ist ein gefährliches Spiel; es nutzt sich selbst und Andere ab, es hat weder Zweck noch Halt und opfert den gewaltigen Effecten des Augenblicks das dauernde Interesse für die Zukunft auf. Auch scheint es uns schon deshalb ziemlich natürlich, daß z. B. in den Compositionen von Liszt, welche doch so voll von Geist, Wärme und glücklichen Gedanken sind, noch eine gewisse Unbestimmtheit, ein Schwanken bemerklich ist, welches ihn gleichsam in der Übergangsperiode seines Talentes erscheinen läßt. Von der Wendung, welche er und seine Freunde nehmen werden, hängt überhaupt das Schicksal ihrer Schule, sowie der Grad und die Art ihres Einflusses auf die Bildung des musikalischen Sinnes und Geschmacks in Frankreich ab. Bisjetzt scheint uns dieser Einfluß nur noch gering zu sein, weil es ihren Compositionen noch zu sehr an ausgeprägten Gedanken fehlt, welche im Geiste des Volkes auf die Dauer Wurzel fassen könnten. Einzelne der neuesten Sachen dieser Schule, wie z. B. die Ouverture zu den „Francs-juges" von Berlioz, „Le pêcheur", „Les reminiscences de la Juive", „Le contrebandier" und „La valse di bravura", von Liszt, zeigen wol, daß sie in dieser Beziehung noch das Richtige treffen könnte, vorausgesetzt nämlich, daß es ihr gelingt, sich von den angedeuteten Schwächen frei zu machen, welche zur Zeit noch ihre ganze Zukunft aufs Spiel setzen.

An Concerten und musikalischen Abendunterhaltungen einzelner einheimischen und fremden Virtuosen haben wir im Laufe dieses Winters ziemlichen Überfluß gehabt. Es ist rein unmöglich, das Alles selbst zu verfolgen und mit anzuhören. Gusikow mit seinem Stroh- und Holzinstrumente hat bedeutenden Beifall gefunden; man hat ihn mit Paganini verglichen. Gleiche Anerkennung haben drei andere polnische Künstler, die Brüder Kontski, zwei Violinisten und ein Pianist, gefunden. Thalberg und einige andere deutsche Virtuosen haben sich erst in den letzten Wochen hören lassen. Sie sind in Deutschland meistens schon hinlänglich bekannt und anerkannt; es wäre folglich ganz überflüssig, von hieraus auf sie aufmerksam zu machen. Dafür lieber noch ein Wort über einen feinen musikalischen Genuß, den wir vorige Woche hatten, nämlich das Harfenconcert des Hrn. Labarre, gleichfalls in dem Saale des Hrn. Erard.

Labarre, ein noch junger Mann von sehr einnehmendem Äußern, gehört bekanntlich zu den ausgezeichnetsten Harfenisten unserer Zeit. Er ist Zögling des Conservatoires und gedenkt sich jetzt in England zu fixiren, wo, wie Sie wissen, die Harfe mit und vorzugsweise zu den Favoritinstrumenten der schönen Welt gehört. Auch bestand das Auditorium des Hrn. Labarre in jenem Concerte, welches sein Abschiedsconcert sein sollte, zum guten Theile aus englischen Damen. Bei dergleichen musikalischen Abendunterhaltungen bekommt man hier in der Regel für ein ziemlich bedeutendes Eintrittsgeld (12 Francs) nicht grade viel, aber Ausgezeichnetes zu hören. Alles, was dabei nicht von dem Concertgeber ausgeht, ist unbedeutend und eben nur eingeschaltet, um ihm und dem Publicum Erholung und Abwechselung zu gewähren. Auch dies Mal waren daher die beigegebenen Gesang- und Instrumentalstücke nur alltäglich. Vielleicht wurde grade hierdurch das Spiel des Hrn. Labarre noch mehr gehoben. Er spielte im Ganzen nur drei Mal, nämlich den ersten Theil des für das Piano componirten Concerts in A-moll von Hummel, eine Concertsonate eigner Composition und ein spanisches Nachtstück gleichfalls eigner Composition. Leider läßt sich eine Beschreibung seines Spieles nicht eben gut mit Worten geben. Sie würde Sie im besten Falle kalt lassen,

bei einem Instrumente, bei welchem der Genuß vorzugsweise in der unmittelbaren Auffassung der Zartheit und Kraft besteht, womit der Künstler es zu behandeln versteht. Edle Einfachheit, meine ich, müsse eigentlich die Basis des höhern Harfenspiels sein. Jede Künstelei dabei liegt außer der Natur des Instruments und verräth dessen Ohnmacht, während sie höchstens nur dazu dient, die Gewandtheit des Künstlers zu beweisen, welche von dem richtigen Verstehen seines Instruments ganz unabhängig sein kann. Hr. Labarre scheint die Grenzen, bis wie weit er in dieser Beziehung gehen darf, sehr genau zu kennen; sein Spiel ist in jeder Beziehung ausgezeichnet und hat mir zum ersten Male eigentlich gezeigt, was aus der Harfe gemacht werden kann. Er spielt nicht nur mit ausnehmender Gewandtheit, sondern auch mit tiefem Gefühle und weiß die Momente, wo im Ausdrucke Zartheit und wo Kraft vorwalten soll, so richtig zu vertheilen, daß die Wirkung in der That bezaubernd ist, bezaubernd vorzüglich durch jenen Ernst und jene Einfachheit, welche die Harfe zum Instrumente der heiligsten Sänger und der himmlischen Heerscharen gemacht haben. Es liegt aber grade deshalb etwas in diesem Spiele, was den Franzosen nicht zusagen mag. Hr. Labarre hat recht, daß er sich nach England wendet. Wir wünschten wol, daß er einmal Deutschland bereisen möchte. Dort würde ihm eine gleiche Anerkennung nicht fehlen.

In den beiden Opern, ich meine, der französischen und italienischen — denn die dritte, die komische, ist kaum mehr der Rede werth —, ist der Winter eben nicht sehr fruchtbar an Neuigkeiten gewesen. Hr. Duponchel, der jetzige Director der großen Oper, hat sich, nachdem die „Esmeralda“ verunglückt war, mit seinem alten Repertoire, den „Hugenotten“ und der Demoiselle Taglioni durchgeholfen. Die letztere dieser drei Stützen, eine der bedeutendsten, die nichts ersetzen kann, wird er jedoch auch bald verlieren; denn Dem. Taglioni hat ein glänzendes Engagement mit der kaiserlichen Theaterdirection zu Petersburg eingegangen, welches sie zu Anfange des Sommers von hier entführen wird. Kommt hierzu nun noch, daß, wie es heißt, Adolf Nourrit, der erste und so ausgezeichnete Tenorist, sich ganz zurückziehen will, so sollte man glauben, daß die Oper einer Krisis entgegengehe, die sie mit Mühe überstehen wird. Indessen scheint Hr. Duponchel den Muth nicht zu verlieren. Er hat sogar erst vor Kurzem wieder eine Neuigkeit auf die Breter gebracht, welcher ein nicht viel glänzenderes Schicksal als der „Esmeralda“ bestimmt sein dürfte. Es ist dies „Stradella“, eine abermals fünf- oder gar sechsactige Oper, gedichtet von Emil Deschamps und Pacini, in Musik gesetzt von Niedermeyer. Sie ist erst in voriger Woche zum ersten Male gegeben worden, und noch habe ich sie nicht selbst gehört. Was man jedoch so hier und da davon sagt, lautet nicht vortheilhaft. Man weiß nicht recht, wo man die Musik des Hrn. Niedermeyer hinthun soll; sie ist weder italienisch, noch deutsch und am allerwenigsten originell; sie hat sogar einige der glücklichsten Momente der Dichtung nicht zu ihrem Vortheile zu benutzen gewußt; das Ganze, so behaupten wenigstens die Kenner, sei eigentlich nur durch Nourrit's meisterhaften Gesang und die prachtvollen Decorationen gehoben und gehalten worden. Ich bin nun zwar kein Kenner, ich mache mir aber über dergleichen Dinge doch so meine eigne Meinung, wenn ich sie selbst erst gehört und gesehen habe. Dann kann ich Ihnen noch ein Wort darüber sagen.

Auch die Italiener haben in den zwei letzten Monaten zwei neue Opern zum Besten gegeben, die schwerlich ihr altes vielbewährtes Repertoire bereichern werden. Die eine, „Malek-Adel“, Musik von Costa, einem noch jungen Componisten, Zeitgenossen und Mitschüler Bellini's, gegenwärtig bei der großen Oper in London, hat gleich bei den ersten Darstellungen auf das so gebildete Publicum des italienischen Theaters wenig Effect gemacht. Rubini, Lablache und die Grisi hört man natürlich immer gern singen, und ihnen zu Gefallen sieht man selbst dem Componisten etwas nach; aber am Ende wollen einige angenehme Melodien und eine reiche Instrumentation doch nicht ausreichen vor einem Publicum, welches mit der Neuheit auch Originalität, mit der Fülle auch Charakter verlangt. Dies fehlt aber der Composition des Hrn. Costa, und folglich wird seine Oper nach einigen Vorstellungen schon nicht mehr gern gehört; sie wird die Saison kaum überleben. Sie hat dann wenigstens einen Zweck erfüllt, nämlich den, daß sie der Administration des italienischen Theaters dazu gedient hat, ihre Verpflichtungen einzuhalten, denen zufolge sie sonderbarerweise genöthigt ist, in jeder Saison wenigstens zwei neue Opern auf die Bühne zu bringen. Die zweite dieser diesjährigen Frohn-Opern ist erst vor einigen Tagen zum ersten Male gegeben worden. Sie heißt „Idegonda“ und ist in drei Acten von Giannone gedichtet und von Marliani in Musik gesetzt. Nach Dem, was ich darüber schon aus den Proben wußte, sind darin allerdings einige gelungene Partien, aber das Ganze hat ebenso wenig befriedigt wie „Malek-Adel“; namentlich haben einige Reminiscenzen aus Weber's „Freischütz“ und Bellini's „Norma“ die Kritiker gar nicht zu Gunsten des Componisten gestimmt. Halten wird sich daher auch diese Oper schwerlich. Sollte es aber wider Erwarten doch der Fall sein, so muß ich das Nähere darüber bis auf künftigen Winter versparen; denn in wenigen Tagen wird das italienische Theater schon geschlossen. Ich werde sie nicht mehr sehen können.

Soeben wird für den Charfreitag eine große geistliche Musik in dem Saale und unter der Leitung des Hrn. Musard angekündigt. Was sich davon erwarten läßt, können Sie aus den obigen Bemerkungen abnehmen. Ich befürchte eine wahre musikalische Blasphemie. Doch für jetzt genug von der Musik. Wir leben hier in diesem Augenblicke in einem Kunstgenusse anderer Art, worüber ich in meinen nächsten Mittheilungen sprechen werde. Die Ausstellung im Louvre ist seit vierzehn Tagen eröffnet worden.

Die Gährungsproceß, in welchem die politische periodische Presse begriffen ist, dauert fort und bringt seine Früchte. Die Vierzigfrancsjournale greifen immer weiter um sich und haben den Sieg wenigstens schon in so weit davongetragen, als sie die alten Achtzigfrancsjournale zu bedeutenden Concessionen genöthigt haben. Das „Journal des débats“ hat seit dem ersten März sein Format um ein Bedeutendes vergrößert und den Preis der Ankündigungen um ein Drittel vermindert. In dem letztern Auskunftsmittel sind ihm fast alle Organe der ältern Presse gefolgt; in dem erstern bis jetzt die „Gazette de France“ und der „Temps“, welcher dadurch zu einem wahrhaft unförmlichen Formate angewachsen ist. Der „National“ hält sich in seinem alten Formate noch so ziemlich. Er soll seit Carrel's Tode doch erst 200 Abonnenten verloren haben. Um weiterer Abnahme vorzubeugen, soll er Willens sein, bis auf 50 Francs herabzugehen. Auf der andern Seite regt sich aber auch wieder die Departementalpresse gegen die Vierzigfrancspresse, in deren Aufkommen sie ihren Ruin erblickt; und allerdings liegt es auf der Hand, ja es ist sogar schon statistisch erwiesen, daß, seit man für 40 Francs ein täglich erscheinendes Journal aus der Hauptstadt beziehen kann, ein großer Theil der Provinzialjournale sehr bedeutenden Verlust an Abonnenten erlitten hat. Zuerst hat darüber der Redacteur des „Courrier de l'Isère“ ins Horn gestoßen und die Redactionen der übrigen Provinzialblätter zur Unterzeichnung einer Bittschrift an die Kammern veranlaßt, der zufolge der Stempel ganz abgeschafft oder wenigstens bedeutend ermäßigt werden sollte. Hiermit wäre aber der Departementalpresse gar nichts geholfen, sobald der Grundsatz als allgemein gültig in seiner Anwendung mit auf die Journale von Paris ausgedehnt würde. Jedenfalls wird die Regierung sich genöthigt sehen, früher oder später ins Mittel zu treten, um diesen wichtigen Zweig der Industrie ins rechte Gleichgewicht zu bringen. Zwei Maßregeln scheinen in dieser Beziehung bereits Gegenstand ernster Berathung geworden zu sein: ein neuer Stempeltarif, bei welchem die Größe der Journale als Basis angenommen werden soll, und eine Besteuerung der An-

Digitized by Google

kündigungen und Reclamationen für die pariser Tagesblätter, wie sie z. B. bereits in England besteht. Was wirklich geschehen wird, werde ich zu seiner Zeit mittheilen.

Alle Welt spricht jetzt schon von den großen Festen, welche in Kurzem in Versailles stattfinden sollen. Den 26. April, heißt es, als am Geburtstage der Königin, werde in den neu ausgeschmückten Sälen des Schlosses ein prachtvolles Banket von 1200 Couverts und Abends die Wiedereröffnung des, seit dem verhängnißvollen Gastmahle der Gardes du Corps im Jahre 1789 verschlossen gewesenen Opernsaales mit Molière's „Misanthrope" ganz in den Costumen aus der Zeit Ludwig XIV. stattfinden. In den vier nächsten Tagen wird dann die Besichtigung des Museums dem ausgewähltern und vom ersten Mai an dem großen allgemeinen Publicum gestattet sein. Die Opposition schreit darüber schon laut auf; sie sieht bereits die alte gute Zeit des Oeil-de-boeuf, der grandes et petites entrées, der justaucorps u. s. w. wiederaufleben und ruft Wehe! Wehe! über den königlichen Jubel, welcher sich in denselben Räumen erneuern soll, in welchen nach ihrer Meinung Frankreichs Unheil seinen Anfang nahm. Wir sprechen nächstens mehr davon.

Eine der interessantesten literarischen Erscheinungen, welche für die erste Hälfte des nächsten Monats angezeigt ist, werden die Memoiren des Generals Lafayette sein. Zusammenhängende Memoiren hat Lafayette zwar nicht geschrieben; aber er hat doch eine Menge von Papieren hinterlassen, welche, von seiner Familie geordnet, interessante Aufschlüsse geben dürften. Jedoch jedenfalls mehr über seine Privatverhältnisse und Beziehungen als über seine öffentliche Stellung, über welche wenig Neues zu erwarten ist. Dies läßt sich zum Theil schon aus den zwei Fragmenten ersehen, welche soeben die „Revue des deux mondes" und die „Revue de Paris" über die Flucht des Königs nach Varennes und Lafayette's Verwundung in der Schlacht am Brandywine daraus mitgetheilt haben. Ich werde Ihnen nach deren Erscheinen darüber näher berichten.

Es hat sich hier ein Verein gebildet, um Börne ein Denkmal zu errichten. Neben mehren Deutschen befinden sich auch namhafte Franzosen dabei, wie Cormenin und der Bildhauer David, welcher am Ende wol zur Ausführung das Beste thun würde. Subscriptionen nimmt der Buchhändler Paulin, Rue de Seine St.-Germain Nr. 33 an. 129.

Notizen.

„Frühe Jahre und späte Betrachtungen" („Early years and late reflections") heißt der Titel eines im vorigen Jahre in London erschienenen Memoirenbuchs aus der Feder von Clement Carlyon, dessen Hauptinteresse darin besteht, daß der Verf. in frühern Zeiten, nämlich in den Jahren 1798 und 1799, mit dem berühmten Coleridge in Deutschland zusammentraf. Auch von H. Davy und dem nicht minder berühmten Busenfreunde Coleridge's, Wordsworth, kommen einige anziehende Details darin vor. Über Coleridge äußert sich der Verf. so: „Er war eine der am reichsten begabten Naturen, allein er theilte den politischen Wahnsinn seiner Zeit in einem hohen Grade, was viel dazu beitrug, ihn auf jene excentrische und buntscheckige Laufbahn zu führen, die sein ganzes folgendes Leben ausmachte. Sein Genius war einer von der höchsten Gattung, allein er duldete keine Schranke und hat niemals einem noch überlegenern Huldigung dargebracht. Was seine Phantasie in Prosa wie in Versen erschuf, ist ausgezeichnet, allein es gleicht den Klängen

Der wilden Harfe, deren Zauberton
Allein vom Hauch des Windes wird geweckt."

Coleridge und der Verf. besuchten in Gesellschaft den Brocken. Es war ein schöner mondheller Abend, aber der Wind blies bitterlich kalt. Die Frösche erstickten durch ihr Gequak die Stimme der Nachtigall, und Coleridge, der niemals, in welcher Umgebung es auch sein mochte, einen Scherz unterdrückte, der ihm auf den Lippen schwebte, versicherte, daß dies keine Frösche wären, die so furchtbar grollten, sondern eine Gattung Krokodil (croak-a-deal), die im nördlichen Deutschland so gemein sei, daß er glaube, es könne die Lessing'sche Fabel von den Fröschen, sowie sie Gifford übersetzt habe, durchaus von keinem Engländer, der nicht in Norddeutschland gereist, verstanden werden. In dem Gebiete des Kurfürsten von Mainz setzte der nimmer rastende Coleridge durch einen seiner Witze einen ehrlichen katholischen Bauer sehr in Verlegenheit. Sie trafen auf ihrem Wege ein schrecklicherweise aus Holz gezimmertes Bild des Heilandes, mit einer Mitra auf dem Kopf und einem Crucifix im Arme. Ein Bauer stand unweit davon, den Coleridge in seinem unermüdlichen Humor fragte, ob dies Bild nicht den Kurfürsten von Mainz vorstellen solle? Der Bauer war ganz betroffen und erwiderte eiligst: „Ei nein, mein guter Herr, das ist ja unser Herr Christus." — Der Verf. erwähnt auch Zimmermann's und der Kant'schen Philosophie: „Zimmermann theilte uns seine Ansicht in Betreff der Kant'schen Philosophie freimüthig mit, woraus uns hervorging, daß er dessen allgemeine Tendenz vollkommen verwarf. In Rücksicht des Hauptaxioms Kant's: daß man das Dasein Gottes nicht beweisen könne, fragte Zimmermann, zu welchem Zweck man denn der Welt erzähle, daß das beste Argument, was man zu Gunsten der Gottheit anführen könne, die Unmöglichkeit sei, ihre Existenz zu beweisen? Die Mehrzahl der Leute wird wahrscheinlich bei der Unmöglichkeit stehen bleiben und die Folgerung übersehen. Kant, fügte er hinzu, war im hohen Grade unfähig, sein eignes System zu erörtern; eben deshalb darf man sich auch nicht verwundern, daß er so viele Anhänger und Schüler hatte, die sich zwar ungeheuer verzweigten, aber nicht in ein gemeinsames Centrum zurückkehrten. So sieht man ganze Heerden von Commentatoren die Meinung eines lebenden Autors abweiden und ausbeuten. Zimmermann versicherte uns, daß der größere Theil der deutschen Literaten Spinozisten wären; es handle sich eben in diesen Zeiten um Verbreitung dieses Systems, dessen Annahme dem Menschen schmeichle, weil es ihn Gott gleich mache." Hierin müssen wir dem scharfblickenden Zimmermann vollkommen Recht geben; es war damals wirklich die Zeit, wo der wiederkehrende Geist Spinoza's dem königsberger Philosophen auf dem Nacken saß; ein Geist, der, wie die folgenden Decennien erwiesen haben, auch vollkommen durchgedrungen ist. Schließlich wollen wir noch bemerken, daß der Verf. des eben besprochenen Buchs, Hr. Clement Carlyon, ein ebenso abgesagter Feind des Tabacks ist wie ehedem König Jakob selbst. „Was kann es Abscheulicheres geben, als den Taback? Und dennoch habe ich manchen honetten Deutschen sich ins Grab schmauchen sehen. Der Mensch wird mager und abgezehrt von dem Genusse dieses abscheulichen Krauts, dem eine verderbliche Macht inwohnt, auch den Geist und alle seine Fähigkeiten zu verdumpfen. Nichtsdestoweniger lautet die Meinung der meisten Deutschen hierüber so:

A pipe, a pipe, my heart's blood for a pipe!"

In keinem europäischen Lande zeigt sich das Unwesen des Nachdrucks widerwärtiger und mithin der Buchhandel gefährdeter als in Italien. Man kann darauf rechnen, daß ein neues Werk irgend eines berühmten Verfassers, z. B. Pellico's, Manzoni's, binnen einigen Monaten in sechs verschiedenen Staaten sechsmal nachgedruckt wird. Wie überaus kläglich es aus diesem Grunde mit den Honoraren der italienischen Schriftsteller aussieht, kann man sich leicht denken; kaum, daß durch die armselige Remuneration dem Verfasser die aufgewendete Zeit vergütet wird. Deshalb muß ein Autor in Italien entweder reich sein wie Manzoni, oder so entsagungsvoll und anspruchslos wie Pellico, dem freilich das Leben gelehrt hat, sich über noch andere Dinge hinwegzusetzen. 11.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Mittwoch, — Nr. 102. — 12. April 1837.

Die Eisenbahnen und deren Actionnaire.

(Beschluß aus Nr. 101.)

Der Verf. führt an, daß von Seiten der Regierung in England, ja selbst in Amerika, „dem Musterlande der unbeschränktesten Privatindustrie", auf den Ort und die Richtung anzulegender Eisenbahnen eingewirkt werde; daraus folgert er, der Staat solle nur planmäßig von ihm vorher entworfene Eisenbahnen gestatten. Hier hat der Vertreter der aachener Eisenbahninteressen offenbar vergessen, daß es möglich sei, das Eine zu thun und das Andere nicht zu unterlassen. Ist eine Eisenbahn Andern nicht nachtheilig, rechtfertigt auch eine obervormundschaftliche Sorge für das Wohl der Unternehmer kein Verbot, hat eine solche Einrichtung in der einen oder der andern Weise wol gar nützliche Folgen, dann darf ihre Ausführung nicht verhindert werden, und der Staat ist nur berechtigt, ja in einzelnen Fällen sogar verpflichtet, die Ausführung seines eignen Planes durch Verweigerung ausschließlicher Privilegien möglich zu erhalten. Eisenbahnen wie andere Unternehmungen dürfen nur dann verhindert werden, wenn sie schädlich sind; ein Privilegium oder eine Verhinderungsfähigkeit ist ihnen dagegen auch jedesmal zu versagen, wenn dadurch eine zweckmäßigere Einrichtung ausgeschlossen wäre, die sonst zu Stande kommen würde. Dies verwechselt der Verf., und wie er deswegen die Rechte und Pflichten des Staates einer projectirten Unternehmung gegenüber verkannt hat, so verkennt er sie auch in Beziehung auf eine bereits wirklich zu Stande gekommene Einrichtung. Er verlangt, daß der Staat Eisenbahnen unbesteuert lasse, und doch will er es nicht dem Verhältnisse zwischen Angebot und Nachfrage anheimstellen, wie viel Jeder für die Benutzung einer Eisenbahn hinzugeben Lust habe, sondern behält dem Staate das Recht vor, die Transportpreise herabzusetzen. Ist denn das etwas Anderes als eine Besteuerung, wobei die Abgaben, welche von dem Gewinne der Actionnaire erhoben worden, statt allen Mitgliedern des Staates zu gute zu kommen, unter diejenigen Individuen vertheilt werden, welche die Eisenbahnen jetzt wohlfeiler benutzen können? Er gestattet dem Staate nicht, wenn der Gewinn der Actionnaire einen gewissen Punkt erreicht hat, den Rest zum Besten aller Staatsbürger zu besteuern; aber er verlangt, daß der Staat das Recht habe, den Actionnairen nur einen gewissen Gewinn zu gestatten, indem er ihnen die Verbindlichkeit auflegt, für Bezahlung einer bestimmten Summe die Eisenbahn an den Staat abtreten zu müssen. Ist denn dies etwas Anderes, als daß die Actionnaire nur einen bestimmten Gewinn machen können, und daß der Staat ihnen denselben nach seinem Gutdünken entziehen darf, sobald er mehr beträgt. Selbst der Vorschlag, den der Verf. besonders hervorhebt, daß die Actionnaire nämlich einen Theil ihres Gewinnes zur Amortisation der Actien verwenden und nach vollendeter Amortisation die Eisenbahn dem Staate abtreten sollen — läuft denn selbst dieser Vorschlag auf etwas Anderes hinaus, als daß die Actionnaire nur einen bestimmten Gewinn machen, alles Übrige aber dem Staate zu Theil werden soll? Wenn der Verf. also sagt, daß er die Besteuerung der Eisenbahnen misbillige, so ist dies vollkommen unrichtig. Eine Besteuerung der Eisenbahnen verlangt er nur in der Art, die Abgaben zu erheben, und in der Weise, sie zu verwenden, räth er eine Abweichung von dem gewöhnlichen Verfahren an. Dies kann am Ende den Actionnairen aber durchaus gleichgültig sein; für diese ist es einzig und allein von Bedeutung, daß sie nur bis zu einem gewissen Gewinne sicher sind, das Übrige aber an den Staat abzugeben verpflichtet bleiben. Was die Vorschläge des Verf. Eigenthümliches haben, besteht also darin: er will, daß Abgaben von den Eisenbahnen erhoben werden, aber nicht, wie dies gewöhnlich geschieht, in der Absicht, eine bestimmte Summe zu erhalten, sondern vielmehr mit der Absicht, nur eine bestimmte Summe übrig zu lassen. Außerdem sollen die erhobenen Abgaben nicht unter sämmtliche Mitglieder des Staates vertheilt werden, indem man ihnen verhältnißmäßig um so weniger Steuern auflegt, sondern die Transportpreise sollen herabgesetzt werden, sodaß jene nur solchen Personen zugute kommen, oder blos unter diejenigen Individuen vertheilt werden, die von einer solchen Preisermäßigung Nutzen haben. Wenn aber auch diese Art, von den Actionnairen erhobene Abgaben zu verwenden, in der That die zweckmäßigste ist, so würde sie doch schon durch die erfoderliche Herabsetzung der Transportpreise allein auszuführen sein; und da der Verf. dem Staate hierzu das Recht ohnedies beilegt, so scheint es der übrigen Vorschläge über Ankaufsberechtigung und Amortisirung durchaus nicht zu bedürfen. Dies genügt dem Verf. jedoch noch nicht; er verlangt, daß die Eisenbahnen, welche der Staat selbst nicht herstellen konnte oder wollte,

wenigstens später, wenn sie einmal ausgeführt sind, das Eigenthum des Staates werden. Zu diesem Behufe ist die Regulirung der Transportpreise nicht hinreichend, obgleich dadurch nicht allein die Actionnaire besteuert, sondern die von ihnen erhobenen Abgaben auch vollkommen so, wie der Verf. es verlangt, vertheilt werden können. Aus diesem Grunde fodert er, daß die Actionnaire sich mit einem bestimmten Gewinne begnügen sollen, damit sie keine Ansprüche mehr haben, sobald ihnen dieser geworden ist. Deswegen behält er dem Staate ein Ankaufsrecht vor und verlangt, daß die Actionnaire ihre Actien amortisiren, d. h. sich selbst abkaufen und bezahlen, dem Staate aber dennoch die Eisenbahn als verkauft überlassen sollen. Zu diesem Zwecke will er sogar durch richterliches Erkenntniß in einzelnen Fällen den Actionnairen das Eigenthum der Eisenbahn absprechen und sie zu einer Zwangsveräußerung nöthigen lassen. Aber was soll denn der Staat mit den Eisenbahnen anfangen? Allerdings sagt der Verf., der Staat solle sie an Denjenigen verpachten, der ihm am meisten Pachtgeld bezahlen, d. h., der die niedrigsten Transportpreise stellen, sich mit dem wenigsten Gewinne begnügen und also die größten Summen an die vom Verf. begünstigten Individuen, die Gebrauch von der Eisenbahn machen, abgeben will. Was ist denn aber für ein Grund vorhanden, warum der Staat sich für die Eisenbahnen wieder Domainenpächter anschaffen soll, während er seine übrigen Domainen Eigenthümern übergibt? Es ist immer wieder der Grundirrthum des Verf., als wären nur dergleichen Pächter, nicht aber solche Eigenthümer den gesetzlichen Anordnungen des Staates unterworfen, obgleich er schon selbst die wesentlichste Befugniß, worauf es hier ankommen kann, die Bestimmung der Transportpreise nämlich, dem Staate ohnedies beigelegt hat. Von diesem Streben, dem Staate zum Besitze aller Eisenbahnen zu verhelfen, geht auch noch die Verschiedenheit der Vorschläge aus, wie dies zu bewirken sei. Zu diesem Zwecke wird für die Gerichte die übermäßige Befugniß verlangt, nicht etwa nur den Misbrauch des Eigenthums zu verhindern, oder auch schon eine zweckmäßige Anwendung desselben zu bewirken, nein, sogar das Eigenthum selbst den Actionnairen einer Eisenbahn absprechen zu dürfen. Vergebens wird hier von einem Erlöschen der Concession gesprochen. Von einer Concession kann vor Beginn der Eisenbahn die Rede sein; ist die Eisenbahn aber erst einmal hergestellt und mit dem Grund und Boden, worauf sie liegt, mittels der Expropriation im Besitze der Actionnaire befindlich, dann ist die Eisenbahn ein Eigenthum derselben; das Recht zur Benutzung dieses Eigenthums läßt sich nicht mehr in Frage stellen, und nur die Vorschriften einer policeilichen Oberaufsicht finden neben den allgemeinen Gesetzen, zu denen auch die Besteurungsgesetze und die in Herabsetzung der Transportpreise bestehenden Formen derselben gehören, hier noch eine besondere Anwendung.

Damit der Staat sich aber auch dann das Eigenthum der Eisenbahnen verschaffen könne, wenn zu solchen richterlichen Aussprüchen keine Gelegenheit geboten wird, folgen jetzt noch fernere Vorschläge. Das Ankaufsrecht sichert diese Möglichkeit unter allen Umständen. Da man aber für diesen Fall immer eine ziemlich hohe Kaufsumme versprechen muß, damit sich überhaupt Jemand findet, der auf Actien eine Eisenbahn anzulegen Lust hat, zu deren Verkauf er jeden Augenblick aufgefodert werden kann, so ist auch noch ein Verfahren nöthig, um bei niedrigen Kaufpreisen dennoch durch hohen Gewinn zu reizen. Aus diesem Grunde ist das Amortisationsproject aufgestellt, wobei eine Art von Lotterie vorwaltet, sodaß die Actien, welche zuerst amortisirt werden, nichts verlieren, die letzten Actien aber einen sehr großen Gewinn haben, weil der ganze Ertrag der Bahn dann unter wenige Actionnaire vertheilt wird. Allein genügt dieser Vorschlag aber ebenso wenig; er würde nur dort zum Ziel führen, wo in der That ein zur Amortisation hinreichender Gewinn gemacht wird. Um aber auch solche Eisenbahnen zu erhalten, wo dies nicht der Fall ist, muß dem Staate außerdem ein Ankaufsrecht zugesichert werden; und um auch bis dahin, wo entweder dieser Ankauf oder jene Amortisation stattgefunden hat, denselben Zweck zu erreichen, ist die Regulirung der Transportpreise nöthig. Hieraus ergibt sich der eigentliche Gedanke, welcher den Vorschlägen des Verf. zum Grunde *liegt*, *aber* nirgend von ihm ausgesprochen ist.

Das Actienwesen erfreut sich gegenwärtig einer so besondern Gunst im Publicum, daß man Gefahr läuft, für einen Gegner des Liberalismus gehalten zu werden, sobald man die Mängel einer Actienunternehmung, die wahren Zwecke mancher Projecte, die Gefahren, welche für die Actionnaire und für das ganze Publicum zu besorgen, und andere Punkte dieser Art anzudeuten wagt. Der Verf. selbst hielt es für nöthig, gleichsam um Verzeihung zu bitten, daß er auch hierauf eingehe, und er betheuert wiederholt, daß er ein Gönner des Actienwesens sei, die Vorzüge der Actienunternehmungen nicht verkenne und ihre Mängel nur in der besten Absicht hervorhebe. Dann deutet er darauf hin, daß viele Actienunternehmungen nur deswegen gemacht werden, weil Jemand sich eine gute Stelle bei der Verwaltung schaffen will und es dabei entweder blos auf das Gehalt abgesehen hat, oder die Actienunternehmung sonst auf irgend eine Weise für seinen Privatvortheil zu benutzen beabsichtigt. Daß in einem solchen Falle nicht blos der Vortheil der Actionnaire, sondern selbst der Nutzen der Unternehmung geschmälert zu werden Gefahr läuft, versteht sich von selbst. In andern Fällen ist es wieder blos darauf abgesehen, Actien zu schaffen und auf diese Weise einen neuen Handelsartikel zu erhalten, bei dem man irgend einen Gewinn zu machen weiß. Hier läuft nicht blos der Vortheil der Actionnaire und der Nutzen der Unternehmung, sondern sogar die Ausführung derselben Gefahr. Endlich haben Actienunternehmungen das Eigenthümliche, daß das Eigenthum der zu ihnen gehörenden Anlagen, Anstalten, Capitalien u. s. w. in viele kleine Stücke zersplittert und sehr leicht zu übertragen ist, sodaß es jeden Augenblick aus einer Hand in die andere übergeht. Auch dieser Umstand ist geeignet, den Nutzen einer Unternehmung unvollständig zu erhalten, den Vortheil der Actionnaire zu beeinträchtigen und das Publicum selbst in

Gefahr zu setzen, weil Niemand das erfoderliche Interesse hat, für die zweckmäßigste Leitung und für den vollständigsten Betrieb des Unternehmens Sorge zu tragen. Allerdings deutet der Verf. dies Alles an; aber auf eine tiefere Untersuchung des ganzen Umfangs, den diese Übelstände haben, und auf eine Angabe der Mittel, wodurch ihnen vorzubeugen oder abzuhelfen sei, kann er sich natürlich nicht einlassen, ohne den Ruf der Liberalität stärker zu gefährden, als es nach der vorsichtigen Einleitung, die er für nöthig hielt, seine Absicht zu sein scheint. Eine Betrachtung des Actienwesens in seinem ganzen Umfange, den Rechten und Pflichten des Staates gegenüber, ist also noch immer erst anzustellen und hat auch diesen Punkten die erfoderliche Beleuchtung zu gewähren. 140.

Klagen eines Juden. Manheim, Hoff. 1837. 8. 16 Gr.

Dies äußerlich wenig umfangreiche, aber mit seltener Lauterkeit der Empfindung im Innern sich darstellende Dichtwerk so oberflächlich hin, mit wenigen Redensarten, wie es unserer Kritik hin und wieder den neuesten literarischen Erzeugnissen gegenüber beliebt hat, abzufertigen, würden wir für eine Versündigung an dem ursprünglichen und gerechten Pathos seines Inhalts ansehen; denn es handelt sich hierin nicht von äußerlich-gesellschaftlichen Zuständen und Misständen, wie Mancher erwarten dürfte, vielmehr um einen innerlich-geistigen (und warum nicht auch heiligen?) Lebens- und Leidenskern. Weil jedoch alle Dinge in der Welt nur durch sich selbst bewiesen werden dürfen, so möge hier eine Stelle der Vorrede ausgehoben werden, die der Verf. seiner kleinen Dichtung voranzustellen für gut fand. „Die politischen und socialen Beziehungen der Juden", so heißt es hier, „habe ich nicht berührt. Für dieses Gebiet ist in zwei Extremen gefehlt worden. Ich empfehle den Betheiligten Stille und Frieden. Es ist nicht gut gethan, gewissen Fragen oder Foderungen einen Hintergrund und eine Bedingung zu verleihen, die, sollten sie je erfüllt werden, nur Schrecken auf die Juden zurückwälzen möchten. Die Revolution gibt nichts, was sie nicht dreifach und blutig zurücknimmt. Ihr wäret beim Hahnenschrei emancipirt und beim Sonnenuntergang eurer Schätze wegen guillotinirt worden! Das klingt freilich nicht nach dem Modegeschmack, aber nach der Logik der Revolutionen." Wir sehen also, daß es sich hier nicht um eine leere Emancipationstheorie des modernisirten Israel handelt, und diese Bemerkung reicht schon hin, um unser Zutrauen den seelenvollern Tönen zuzuwenden, die der Verf. in seiner Dichtung anschlägt. Die Form wie der Inhalt derselben sind vollkommen altisraelitisch. In diesem Sinne sind die nachstehenden Worte des Verf. durchaus preiswürdig. „Wenn ich", so drückt er sich aus, „jetzt und in der Zukunft vom Judenthum rede, verstehe ich darunter das alte Judenthum, wie es durch die heilige Schrift und die Geschichte festgestellt ist, wie es noch heute unter den tüchtigen Geistern der Juden lebt und blüht. Ich meine das Judenthum in seinen unantastbaren Lehren und Ceremonien, wie sie geoffenbart und gesetzt wurden von Gott und erweitert von den Propheten und Rabbinern. Ich meine dasjenige Judenthum, welches, weil es auf einen ewigen Felsen gebaut ist, den Stürmen der Menschen und der Zeit getrotzt hat, welches zum Heil und zur Erlösung der Welt für die andern Völker der Erde durch Offenbarung sich in die christliche Religion gewandelt hat, und welches nach dem unerforschlichen Willen Gottes in aller Gebundenheit bei den Juden verbleiben soll, bis der Befehl und die Gnade des Herrn die Fesseln bricht. Von diesem Judenthume rede ich, und ihm weise ich eine Stellung für die Gegenwart, ein Gewicht für die Zukunft an; von ihm glaube ich, daß eine Erfüllung und Erlösung seiner harrt. Was sich aber in neuester Zeit als ein Gemisch von Liberalismus, Freigeisterei und ästhetischer Narrheit constituirt hat, betrachte ich als eine ephemere Erscheinung, die nur in Erwähnung kommt, wenn man die Krankengeschichte der Zeit erörtert. Ich kenne keinen herbern Gegensatz als die Kraft und den schöpferischen Tiefsinn des alten Judenthums und die alberne Wirthschaft wie die Gesinnungslosigkeit seiner neuen Versuche. Darum habe ich niemals begriffen, wie Diejenigen, deren Vorfahren durch Hülfe des heiligen Geistes die Bibel geschrieben, sich mit solch nichtsnutzigem Quark und bodenlosem Kram befassen mögen." Der Verf. ist also seiner Gesinnung nach kein moderner Jude. Er schlägt Töne an, die wir von dieser Kategorie nicht zu hören gewohnt sind. Er hat die Glorie seines Volks vor Augen, wie sie vor Jahrtausenden war; er träumt und dichtet sich in jene vorchristlichen Zustände hinein, und wie der Inhalt seiner Klagen eben dadurch ein rein alttestamentarischer wird, so verwandelt sich auch die Form derselben in den vollen, bilderreichen und poetischen Parallelismus der psalmistischen Gesänge. Der Verf. hat, was wenige seines Volks mit ihm sagen können, den Glauben an sein Volk bewahrt. In diesem Glauben verwirft er folgerecht alle Emancipationsversuche; er weiß nur von einer Hoffnung für die Seinen, von einer innerlichen, ihm ganz unabweislich dünkenden Hoffnung auf Judas Wiederkehr.

Es thut uns weh, daß uns dies Wort Wiederkehr zugleich die Pointe gibt, die des Verf. poetische Ansicht dennoch zu einem großen Irrthume stempelt: „Einst schmilzt die Sonne fort den winterlichen Reif. Über die Gräber weht ein Auferstehungsodem, es klingen, es tönen die mächtigen verschollenen Geschichten. Das ist der Tag des Herrn, von dem die Dichter, den die Propheten singen. Da kehrt aus nördlichen Gestaden zurück ins heimatliche Land ein vielgeprüftes Volk. Denn Engel leiten seine Bahn, und Gott der Herr bringt ihm das Zeichen." Aber nein, dieser Tag wird niemals kommen; es ist nur die poetische Angst, die sich an diese Hoffnung klammert; kein christliches Bewußtsein kann sie theilen. Und dies ist eben die Halbheit der Bildung, die doch jedem, auch dem gebildetsten Israeliten anklebt. Ihre Bildung durchgreift nicht Herzen und Nieren, Gemüth und Alles, was ein Inneres heißt; darum nicht, weil ihr die religiöse Basis mangelt. Diese Vertreter ihres Volks und seiner Leiden glauben, der „Völkerfrühling", wenn er herauskommt, werde den Ihrigen Erlösung bringen. Aber was ist, so wollen wir als Christen fragen, was ist ein Völkerfrühling ohne Christenthum? Nicht die Kunst für sich, nicht die Wissenschaft für sich, nicht die Poesie für sich, nicht die Freiheit für sich macht die Völker frei und mündig, sondern die christliche Kunst, die christliche Wissenschaft, die christliche Poesie, die christliche Freiheit. Die Sage vom ewigen Juden ist wahrlich für den Mann des Gedankens nicht schwer zu begreifen. Warum begreifen sie die geistreichen Männer aus dem Volke Israel nicht? Auch dies ist leicht zu sagen: weil sie nur aus dem Christenthume selbst begriffen werden kann. In dieser tiefen, ursprünglichtiefen Sage ist das Judenthum als ein schlechthin Hoffnungsloses gesetzt, und so grausam diese Bestimmung des Geistes auch den armen, hochherzigen, geist- und liebevollen Israeliten bedünken mag, so ist sie doch die Wahrheit und die alleinige Wahrheit. Denn wenn das Judenthum als solches die Hoffnung seiner Wiederkehr wirklich hätte, so wäre damit die Ewigkeit des Christenthums geleugnet. Denn das Judenthum (nicht das Heidenthum) ist die Negation des Christenthums.

Darum können wir, wenn wir solchen poetisch-israelitischen Träumen begegnen, die wirklich recht wehmüthig auch an ein christliches Herz zu greifen vermögen, dennoch immer nur dies Eine entgegenstellen, daß die wahre Erlösung des Volkes Israel sein Übergehen in die Christenheit ist. Der ewige Jude irrt so lange auf Erden, bis der Heiland kommt. Dieser biblische Bannspruch heißt keineswegs: daß Juda als Juda, Israel als Israel Erlösung finden soll, etwa an

einem Tage, den die Mystik der Evangelien als die Auferstehung, als das Weltgericht oder sonst wie bezeichnet; es heißt vielmehr so viel, daß seine Wanderung ein ewiges Sollen bleibe, bis der Heiland der Welt, Jesus Christus, ihm selbst sich als Heiland offenbart. Diese Offenbarung aber ist die Bekehrung.

Wenn aber der Verf., dessen von seinem Standpunkte aus tiefsinnige Betrachtung und reine poetische Begeisterung wir laut anerkennen und ehren müssen, von dem Grame seines Volkes sagt: daß dieser der König alles Grames sei, so müssen wir ihm zugestehen, und das mit voller Seele, daß er die volle Wahrheit spricht. Der Verf. hat in seinem Gedichte: „Klagen eines Juden", uns den Beweis gegegeben, daß auch noch das heutige Israel, das unselige, zerfleischte, bahn- und bodenlose Israel, einer hohen Lyrik fähig ist. Allerdings, die Poesie im christlichen Sinne, diese unsere Poesie, die mit ihren Wurzelkeimen in den Stamm des Kreuzes und in das glorreiche Wunder der Erlösung schlägt, diese allgemeine und heilige Poesie, in welcher Denken und Glauben liebevoll sich durchdrungen halten, diese kann das unglückliche Volk der heutigen Juden nicht besitzen. Aber wenn der Schmerz des Gemüths, wenn der Zwiespalt der Seele, oder, um es besser zu sagen, der Zwiespalt des Geistes, der vom Widerspruche des Glaubensmangels und der Erkenntnißfülle ausgeht, wenn diese höchste Selbstentzweiung des Individuums als eine an und für sich gedankenvolle und poetische fähig ist, eine hinreißende und zugleich herzzerreißende Lyrik zu begründen, so ist das heutige Israel einer solchen im höchsten Maße fähig und mächtig. Was noch außerdem für dunkle Mächte in dieses höchste Leid eingreifen und seinen poetischen Flügelschlag noch höher zu entfalten vermögen, diese wollen wir mit des Verf. eignen Worten schließlich bezeichnen:

„Das eben ist Europas Leid, sein Wehe und sein Gram. Die Särge hört es zimmern, die Leichentücher sieht es weben, ein großes Grab wird gegraben, und die Glocken tönen dumpf. Aber Niemand schaut den Todten, Niemand kennt seinen Namen. Und weil jeder Banges ahnet und den Wurm fühlt in dem Herzen, und weil jeder also saget: Gilt nicht dir und deiner Liebe dies Grab und dieser Sarg — ist der Glanz gewichen aus dem Leben, und ein Trauerflor umhüllt die schwermuthvolle Zeit." 1.

Literarische Notiz.

Über die Quelle, aus welcher Shakspeare den Stoff zu seinem Trauerspiel „Cymbelin" geschöpft, gibt Tieck („Shakspeare's dramatische Werke", Th. 9, S. 374) keine Nachricht. In der Wieland-Eschenburg'schen Ausgabe (Th. 19) wird Boccaccio's neunte Novelle des zweiten Tages für die Grundlage des Shakspeare'schen Trauerspiels gehalten. Auch ist dieses wol anzunehmen, da Boccaccio's Novellen seit ihrer ersten Erscheinung zu den allgelesenen und in epischen und dramatischen Formen vielfach nachgeahmten gehörten. Wir erinnern nur an unsers Hans Sachs Schauspiel: „Die vnschuldig Fraw Genura" (Buch III der Gedichte, Nürnberg 1589, Fol.), und an Franz Sansovino's Novellen, wo derselbe Stoff, den Shakspeare für sein Trauerspiel wählte, gleichfalls benutzt worden ist. Fragen wir aber weiter, woher Boccaccio selbst den Stoff zu seiner Novelle geschöpft habe, so finden wir die Antwort im alten metrischen „Roman de la violette ou de Gérard de Nevers", den Gibert de Montreuil um das Jahr 1225 gedichtet und den vor zwei Jahren (1834) Francisque Michel aus zwei Handschriften der königlichen Bibliothek zu Paris, von seinen Erläuterungen begleitet, herausgegeben hat. In diesem höchst anmuthigen romantischen Gedicht in romanischer Sprache, einem treuen Gemälde jener Zeit, sehen wir König Ludwig VIII., am Osterfeste, zu Pont-de-l'Arche einen glänzenden Hoftag halten. Das Fest beginnt mit manchem ergötzlichen Sang, den die schönen Damen wie Nachtigallen erklingen lassen. Sodann wandelt der König durch die langen, glänzenden Reihen und beschaut und begrüßt seine Gäste. Besonders aber fesselt ein ungemein schöner Ritter, Gérard de Nevers (der Held des Gedichts), dessen Anblick schon viele zarte Herzen erobert hat, auch des Königs Aufmerksamkeit. Die Castellanin von Dijon fodert darnach den Ritter auf, nun auch seinerseits die Damen durch einen Gesang zu erfreuen, und er singt den Preis seiner Herrin, der schönen Oriane. Er merkt wohl, daß mehre seiner Zuhörer von Neid und Eifersucht geplagt werden, unter allen aber gilt dies am meisten von Lisiart, Graf v. Forois. Dieser ist seines Verdrusses so wenig Herr, daß er mit lauter Stimme den Gérard für einen Großprahler erklärt und, wenn es der König erlauben werde, sein ganzes Vermögen zur Wette gegen Gérard's Güter setzt, daß die schöne Oriane, deren Treue Gérard als unüberwindlich geschildert hat, dennoch der Versuchung zur Untreue nicht widerstehen werde. Gérard nimmt die Wette an, und der König, obwol ungern, willigt ein. Hierauf reist Lisiart, begleitet von zehn Rittern, alle als Pilger verkleidet, nach Nevers ab. Sie erblicken die schöne Oriane am Fenster eines Burgthurms stehend, wie sie, nach ihrem abwesenden Geliebten seufzend, den Nachtigallen in den grünen Bäumen drunten zuhört. Freundlich werden Lisiart und seine Begleiter in der Burg aufgenommen. Oriane selbst kommt in die Halle hinab und gibt ihnen ein herrliches Mahl. Lisiart aber ist von ihren Reizen dergestalt bezaubert, daß er seine Liebesglut nicht verbergen kann, sich jedoch sogleich von der so treuen wie schönen Dame mit einigen spitzigen Versen abgefertigt sieht. Wenn er nun dazu auch noch den Verlust all seiner Güter, unzertrennlich von der verlorenen Wette, bedenkt, so kann ihm wol auch das köstlichste Mahl nicht schmecken. Nun befindet sich aber unter den Dienerinnen der schönen Oriane ein bitterböses Frauenbild, Namens Gondry, die Tochter eines Diebes und einer Nonne und sie selbst die heimliche Liebste eines Mönchs. Dieser wird es sogleich klar, daß die Schwermuth des Gastes durch nichts Anderes als hoffnunglose Liebe zu ihrer Gebieterin erzeugt werde. Deshalb schleicht sie, sobald das Mahl zu Ende ist und die Dame sich entfernt hat, zu Lisiart, erbietet sich, ihm aus seiner Noth zu helfen, und erhält von ihm dagegen das Versprechen der reichsten Belohnung. Während nun zwei Pagen mit Wachskerzen dem Grafen zu seiner Kammer leuchten, geht die falsche Gondry zu ihrer Gebieterin, um ihr das Bett zu machen. Als dies geschehen ist, hüllt sich die schöne, blonde Oriane schnell in ihr Nachtgewand und schlüpft unter die Decken; denn nie hatte sie sich vor ihren Dienerinnen ohne Verhüllung sehen lassen. Die schlaue Verrätherin aber ist noch am Bette stehen geblieben und wirft wie ohne Absicht die Frage hin, weshalb doch ihre Herrin bei der unvergleichlichen Schönheit, womit sie geschmückt sei, dennoch ihre Reize selbst vor den Augen ihrer vertrautesten Dienerinnen stets so sorgsam zu verbergen pflege? Die Unvorsichtige läßt sich ihr Geheimniß entlocken: sie trage auf der linken Brust ein Zeichen, das Niemanden als dem Geliebten ihres Herzens kund sein dürfe. ... Dieses nun merkt sich Gondry, und als sie am folgenden Tage der Herrin ein Bad bereitet hat, bohrt sie heimlich ein Loch in Thür, belauscht Orianen und entdeckt nun an der linken Brust ein Mal, das an Form und Farbe einem Veilchen gleicht (daher der Name: „Roman de la violette"). Jetzt ruft sie auch den Grafen herbei, damit dieser durch eignen Anblick sich auf das genaueste belehren und diese Entdeckung nachher anwenden möge, sich des vertraulichsten Umgangs mit der schönen Dame zu rühmen und seine Wette zu gewinnen. Wie nun Gibert de Montreuil die Noth Oriane's und Gérard's schildert und doch zuletzt einen glücklichen Ausgang herbeizuführen weiß, das Vergnügen, dieses im Gedichte selbst zu finden, wollen wir den Lesern nicht stören. 66.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Donnerstag, —— Nr. 103. —— 13. April 1837.

Emerentius Scävola.

Andronika. Roman von Emerentius Scävola. Drei Theile. Güstrow, Opitz u. Frege. 1836. 8. 5 Thlr. 18 Gr.

Wie lange ist es her, daß diese neue Sonne Scävola am Himmel der Leihbibliotheken aufging! Noch umhängt mit einem Schleier der Pseudonymität, und sie hat schon dermaßen gebrannt, daß ein gewaltiger Fechtheld für Sittlichkeit und Tugend nicht umhin konnte, mit Keulenschlägen drauf loszuschlagen, und hier und da unsere mütterlich um unsere Moralität besorgte Policei sogar Verbote dagegen erlassen hat.

Die Sache ist ernsthafter als sie aussieht. Die Sittlichkeit ist eine Macht geworden, die unserer kommenden Zeit Kämpfe vorbereitet, deren Ende wir nicht absehen. Sie will sich nicht damit begnügen glücklich zu sein und glücklich zu machen, sie will sich absolut geltend machen, regieren. Sie hat einen Hinterhalt, dessen Mittel man nicht zu gering anschlagen darf. Unsere unschuldigen Erziehungsanstalten und Pensionen haben ihr Bahn gebrochen; schon hat sie in Deutschland (wenigstens in seinem Norden) die öffentliche Meinung für sich, die gebildeten Leserinnen stehen in ihren Reihen, bereit, Bann und Interdicte für sie zu decretiren, um so furchtbarer, wenn es stillschweigend geschieht.

Wohin die puritanische Pruderie sich einst wenden wird, wenn ihr Cromwell erstanden ist, weiß der Himmel. Einstweilen, da sie es mit dem Leben noch nicht versuchen darf, richtet sie sich auf die arme Literatur. Die Branntweinläden prosperiren, in einigen großen Städten werden Tempel erbaut, und strahlende Aushängeschilde laden in buntem Farbenglanze die Eckensteher zum Schnapsen ein, Paläste erstehen zu Tanzböden und freundlichen Gelegenheitsorten, große Kunstanstalten mancherlei Art, die vordem die Inschrift trugen: Ridendo corrigere mores, wurden zu Tempeln, wo nichts befriedigt wird als die Sinne. Das und vieles Andere ist approbirt; aber unsere Literatur soll keusch sein.

Was wol unsere Literatur wäre, wenn unsere heutigen Sittlichkeitsförderungen schon zu den Zeiten Lessing's, Göthe's, Schiller's, Wieland's, und als Tieck auftrat gegolten hätten! Ob eine keusche Literatur, wie man sie will, jene geistigen Erhebungen, jene großen Ideen in Kunst und Wissenschaft, die uns allein Muth machten, Deutsche zu bleiben, als die Fremdherrschaft auf uns lastete, gefördert hätte?

Aber das Wort ist ausgesprochen, das Gesetz ist angenommen. Weil unser Sinn unkeusch ist, soll unsere Schrift keusch sein. Belügen wir die Fremden nicht, so belügen wir uns doch selbst. Es wäre wol an der Zeit, diese Gleisnerei ernst zu beleuchten in allen ihren Verzweigungen. Wie wir das süße Gift saugen und erschrecken, wenn Einer das Gift beim Namen nennt. Wie wir die Frivolität streicheln, wenn sie mit anmuthigem Schleier sich bedeckt, und zusammenfahren, wenn Einer den Schleier fortreißt und uns das Nackte zeigt. Ihr Männer von echter Sitte und Ehrbarkeit, ja es ist an der Zeit, hohe Zeit, die Stimme zu erheben. Aber nicht den Stein auf eine einzelne Sünderin zu schleudern, sondern zu zeigen, unter welchen leiblichen und heroischen Masken der Ehebruch allüberall lauert.

Da sehen und lesen unsere zarten Damen, in übersittlicher Ehrbarkeit unter den Moralpredigten ihrer Erzieherinnen und Religionslehrer aufgewachsen, die kleinen allerliebsten Stücke der französischen Bühne und erröthen nicht, obgleich jede Phrase eine Unsitte versteckt und der Ehebruch das heimliche Thema bei allen ist. Den urmächtigen Eros, „der in die Heerden fällt und die Sinne verwirrt", haben diese französischen Dichter mit Witz todt gemacht; er ward ein niedliches Spielzeug in ihren geschickten Händen, und spielen ist doch erlaubt! Der jungen Frau, die ihren Liebhaber hat, ruft der alte gefällige Ehemann zu: „Lerne doch nur ein wenig warten", und das zeigen unsere Schulvorsteherinnen ihren funfzehnjährigen Pensionnairinnen und sind mit ihnen entzückt über den zarten französischen Dichter. Die Deutschen können nichts als anstößige Dinge sagen. Mit Theilnahme und Rührung sehen unsere Frauen den französischen „Robert den Teufel", die tanzenden Nonnen, den sentimentalen Satan; aber Göthe's „Faust" mögen sie nicht sehen, weil Gretchen ein geständlich gefallenes Mädchen ist, und die Mütter würden erschreckt ihren Töchtern zurufen: Kommt heraus! Hätte etwa ein sittenloser Theaterdirector Gretchen's Worte stehen gelassen: „Meine Mutter die H—". Ich darf es nicht einmal mehr ausschreiben; im April 1837 ist es schon gegen den Anstand.

Heiliges römisches Reich, das du untergegangen bist, hast du unsere Sittlichkeit mitgenommen und uns eine Larve dafür gelassen? Werden wir auch, wie die Engländer ihren Familien-Shakspeare, unsern Familien-Göthe, Familien-Schiller erhalten?

Und man wundert sich, daß es „Madonnen" und „Wally" gibt! Nicht natürlicher folgt das b auf das a. Eine radicale Verkehrtheit ruft die andere ins Leben.

Für unsere Entsittlichung durch freie Frauen bin ich ganz und gar nicht besorgt. Unsere jungen Deutschen heirathen bekanntlich jetzt, lassen sich trauen, verschmähen weder die Ehecontracte noch die Mitgiften und werden legitime Kinder zeugen, die ins Kirchenbuch eingetragen, confirmirt und gute alte Deutsche werden, wie ihre Väter auch. Das war nur ein Aufflackern des Unmuths. Aber die Sittlichung unserer kommenden Geschlechter macht mich bange.

Wie König Roderich auf dem langen Pergamentstreif im alten Thurme die Mauren kommen sah in endloser Reihe, sehe ich auch einen langen gespenstigen Reigen von geschorenen Rundköpfen, gescheitelten Haaren, langen Quäkergesichtern, gefalteten Händen. Sittlichkeit ist ihr erstes Losungswort; welches wird ihr letztes sein! Der Zug ist sehr lang, und ich will nicht Prophet sein. Aber der Kunst und Schönheit, an der jene jugendlichen Empörer umsonst rüttelten, droht von ihnen ernstere Gefahr. Wird Herr Menzel, der mit seiner Keule noch immer unermüdlich auf die unsittlichen Mücken losschlägt, einst erkennen, daß er die undankbare Rolle des Grafen Julian spielte und aus Afrika die Puritaner herbeirief, die unser altes christliches Reich zerstörten, wo Fülle, Lust, Frohsinn, Schönheit und Muthwille bunt untereinander spielten?

Es lohnte sich einmal, zusammenzuzählen, was jetzt gefodert wird, daß aus unserer Literatur fortbleibe. Die Postulate von beiden Seiten addirt, und ich möchte sehen, welcher Raum für unsere Dichter übrig bliebe. Dort wird abgefodert jeder revolutionnaire Schwindel (fort „Räuber", „Fiesco", „Egmont", „Tell" u. s. w.), Freiheitsträumereien, Satiren gegen die vornehme, bevorzugte Welt (Iffland wäre bekanntlich heute nicht geduldet, weil er zum Misvergnügen mit den bestehenden Verhältnissen aufreizt), historische Schauspiele, insofern sie die Vorfahren unserer Regentenfamilien, sei es in gutem oder schlechtem Lichte, vor das Tribunal des Publicums führen (man denke an Heinrich v. Kleist), alle und jede Anspielungen auf Persönlichkeiten, Stände, bekannte Familienverhältnisse (mit dem deutschen Lustspiele ist es notorisch längst aus). Von der andern Seite werden alle erotischen Situationen und Phantasien verboten. Was läßt sich nicht darunter rangiren! Beide zusammen aber werden fodern (und wie gern reicht man sich zu Concessionen die Hände, wenn es nur ein Verbieten gilt, wie Octavian und Marc Anton nie einiger und gegenseitig gefälliger waren als bei Entwerfung der Proscriptionslisten!) die Entfernung aller religiösen Controversen (Werner's „Weihe der Kraft" würde heute auf keiner Bühne angenommen werden). Die jungen Deutschen würden diesen Postulaten vielleicht noch die bescheidene Foderung zugefügt haben: daß alle und jede Schilderung der Lebensverhältnisse der abgelaufenen Weltepoche unterbleibe, weil uns das nur an eine überstandene Halbheit erinnere und den Muth benehme, frisch und frei vorwärts zu leben in eine Zeit hinein, die erst gemacht werden soll.

Deutschland hat eine unverwüstliche Kraft, die Thorheiten wieder abzuschütteln, für die man Götzentempel baute und uns zwang, auf den Knien davor zu liegen. Wie ich nicht glauben kann, daß die neuen Puritaner, deren Herrschaft anhebt, bis ans Ende der Dinge regieren werden, ebenso wenig fürchte ich, daß unsere Literatur zur Bibliothek für kleine Mädchen zusammenschrumpfen wird. Aber harte Kämpfe, arge Verfolgungen stehen ihr bevor. Männer lesen nicht mehr Romane, außer um sie zu recensiren. Wer Romane schreibt, muß an die Damen denken, wenn er gelesen sein will. Sie herrschen schon jetzt. Gnade Gott Denen, die sich nicht etwa retten ins andere Extrem und die freien Frauen anrufen. Der Anstand ist auf dem Punkte ein Gott Popanz zu werden, oder eine eherne Jungfrau, die uns umarmend das Lebensblut auspreßt.

Eines der ersten Opfer, die unserer Sitteninquisition verfallen sind, ist der Romanschreiber Emerentius Scävola. Selbst wenn die Policei ihr Interdict zurücknähme, das Verdict der Frauen ist über ihn gesprochen, es läßt sich nicht mehr zurücknehmen. Unglücklicher, du bist verdammt!

Weshalb? Weil er in den erotischen Partien seiner Sittenbilder zu starke, brennende Farben aufträgt, weil er die Sünde nicht verschleiert, sondern mit derben Pinselstrichen ihren geraden Weg zum Laster malt. Vor zwanzig, dreißig Jahren hätte kein Hahn darum gekräht; heute ist das ein Verbrechen.

Scävola ist durchaus ein Deutscher, nichts hat er von den Franzosen geborgt. Es ist dies eines der ärgsten unbegreiflichen Misverständnisse, diesem kernigen Schriftsteller, dessen Ideenwelt um mehre Decennien zurück in der Epoche der Veit Weber, Spieß, Cramer, allenfalls Lafontaine und Iffland zu suchen ist, um deshalb zu einem Nachahmer der romantischen Franzosen zu machen, weil er auch Greuel, Blutschuld und haarsträubende Verbrechen vorbringt. Seht Ihr denn nicht den baaren, deutschen Ernst, wie er, weit entfernt, ein pariser Spiel mit der Weltzerrissenheit zu treiben, selbst daran glaubt, in guter alter Art den Teufel malt, um Die zu züchtigen, welche sich von ihm verführen lassen. Ja, wäre er in die Schule gegangen bei Sue, Janin, Hugo, so versteckte er geschickt und fein, was er ehrlich jetzt zu Tage legt. Blutschuld und Blutschande, Ehebruch und Kindermord, Gift, Dolch und Unzucht würden verschleiert; er könnte seine Verbrecher noch ärger, als geschieht, sündigen lassen, wenn es nur mit Anstand geschähe, und man würde ihn in keiner Leihbibliothek verbieten, die Mütter würden ihn ihren Töchtern vorlesen, die Damen ihn in ihrem Boudoir verwahren und schöne Lippen würden sprechen: Er ist zwar verführerisch, aber unendlich interessant.

Scävola soll in seinen spätern Romanen sich verschlimmert haben, nämlich weiter fortgerückt sein in der Entwickelung von Blut und Wollust. Ich sehe keinen Unterschied zwischen dem Scävola, der zuerst im „Freimüthigen" auftrat, und demjenigen, der jährlich zwei dreibändige Romane in die Welt schickt. Dieselbe Glut einer spukhaften Einbildungskraft, dieselbe sinnliche-materielle Auffassung der psychischen Welt, derselbe enge, kleinstädtische Horizont seiner Menschenkenntniß, dieselbe Wahrheit und dieselbe Lüge. Seine Menschen und Gegenstände leben, er glaubt selbst an sie, aus innigster Aufrichtigkeit und Glauben an ihre physiologische Wahrheit zeichnet er sie; darum werden sie wirkliche warmblütige Gestalten; nur daß sie den subjectiven Stempel ihres Autors an sich tragen, der, umschwebt von gespensterhaften Vorstellungen, sich selbst zu keiner lichten Höhe und reinen Auffassung des Adels im Menschen emporgeschwungen hat. „Die Fesseln der Erde" heißt eine seiner bessern Erzählungen. Unter diesem Titel könnte er Alles, was er schrieb, bezeichnend umfassen. Eine irdische Engherzigkeit, eine materielle Bangigkeit haftet ihm an, selbst da, wo seine Phantasie die kühnsten Flüge macht.

Jedenfalls ist er als Romanschreiber im dritten Decennium des 19. Jahrhunderts eine merkwürdige, eine originelle Erscheinung. An Phantasie überbieten ihn wenige, aber seine ist schon in der Geburt verbrannt. Nur darin, daß seinen Productionen die Weihe der Kunst abgeht, ist eine Verwandtschaft zwischen ihm und Denen, die sich die junge Schule nennen; in allem Übrigen gehört er einer alten deutschen an, mit ihren Fehlern und Vorzügen. Und doch wäre es ungerecht, ihm alle Kunst abzusprechen; denn er besitzt die der Composition in nicht gewöhnlichem Grade. Geschmack, Adel und sittliche Erhebung fehlen ihm; doch ist er um deshalb weder gemein, noch sittenlos. Im Gegentheil hat jede seiner Erzählungen, jeder seiner Romane eine streng ethische Tendenz. Die Sünde zerstört sich selbst, und ohne Sünde fällt Keiner. Nur daß es in der Wirklichkeit etwas anders hergeht und die Stadien des Sünders bis zur Höllenfahrt nicht in so crassen Progressionen aufeinander folgen.

Das hier Gesagte paßt auch durchgängig auf den neuesten Roman, der mir zu diesen Betrachtungen Anlaß gibt. Sie sind keine Nothhülfe, um ein Urtheil zu ersparen; denn ich habe ihn von Anfang bis Ende sorgfältig durchgelesen, aber nichts darin gefunden, was über jene allgemeine Ansicht hinausginge und mich zu besondern Bemerkungen veranlaßte. Ein Fehltritt des Blutes, menschlich, natürlich entschuldbar, führt zu einer ganzen Kette von Versündigungen, Verbrechen und einem schrecklichen Ende. Psychologisch in den Hauptpersonen regelrecht; aber das ganze Rechenexempel von der Wirkung des warmen Blutes wird um deshalb unrichtig, weil die Hölle auf Erden nicht so viel Macht hat, um so viel Schufte und Schurken in solcher Wechselwirkung auf einem Flecke zu concentriren. Wie criminalistisch interessant der Faden der äußern Begebenheiten auch ist und die Intriguen der Pfaffen gegen die armen schwachen Helden schaudererregend, so trägt das ganze Gewebe troß des geschickten und festen Ineinandergreifens der Fäden doch das Gepräge des Unwahrscheinlichen, ja Unmöglichen. Es ist ein echter Roman in dem alten Sinne, wie unsere Väter und Großväter uns vor der Lecture der Romane warnten, weil man unter Roman den Antipoden der Wirklichkeit und Naturwahrheit verstand. Wir begreifen jetzt etwas Anderes unter diesem Namen; vielleicht paßt er aber auch nicht mehr auf die psychologischen Sittenbilder und historischen Erzählungen, die kein Flecken, sondern Ehrenmähler unserer neuern Literatur wurden. Zu bewundern ist in diesem Romane wie in allen desselben Autors die eiserne Consequenz, mit der er sein Thema durchführt.

Den möchte ich — nicht sehen, der sich durch diese Romane verführen ließe. Hr. Menzel ist als Delator gegen Scävola auch aus dem Grunde aufgetreten, weil er den Familienfrieden und das häusliche Glück, einen Schatz, welchen Deutschland sich noch bewahrt, verdächtige! Erstlich will er das nicht; zweitens, welche bürgerliche Familie möchte in denen, die Scävola vorführt, sich abgespiegelt finden? Er zeichnet spukhafte Menschen und spukhafte Verhältnisse, die uns wie Criminalverbrecher interessiren, mit denen aber doch um deshalb Niemand Umgang wünscht, geschweige sie imitiren möchte. Aber Scävola ist ein sehr warmer Patriot für Preußen, auch in diesem Romane. Ist das vielleicht der geheime Grund seiner Abneigung und seiner Denunciationen?

Genug, sie haben gewirkt. Emerentius Scävola's unschuldige Blutphantasien soll das Publicum nicht lesen; aber Eugen Sue ist erlaubt! Wenn ein Roman wegen tiefer Unsittlichkeit zu verbieten ist, so wäre es „Atar Gull". Aber über seiner bodenlosen Immoralität und Verhöhnung alles Dessen, was uns heilig und ehrenwerth sein sollte, trägt er ein anständiges moralisches Kleid. Also lasset das feine Gift schlürfen und nur das verbietet, wo auf der Stirn die Etiquette steht: „Hier ist Gift".

54.

Erinnerungsblätter aus dem Leben und Künstlerwirken der Frau Amalie Haizinger, geb. Morstadt. Karlsruhe, Marx. 1836. Gr. 8. 1 Thlr. 8 Gr.

Ein Büchlein für Dilettanten und Enthusiasten, auch wol für theaterliebende Damen, vorausgesetzt, daß sie nicht eifersüchtig sind. Der Verf. nennt sich einen Adjutanten der Madame Neumann-Haizinger. Wenn er dies in Wahrheit ist, so mag er jetzt seine Diensttreue beweisen, wo der einst so bewunderte Theaterstern in seinem Untergang begriffen ist. Der Verleger seinerseits hat diese „Erinnerungsblätter" in jeder Hinsicht trefflich und anmuthig ausgestattet, dergestalt daß sie einem modernen Quodlibettischchen keine Schande machen werden. Wir unsererseits wüßten nicht, was wir zum Lob oder Tadel eines solchen Stammbuchs (so ließe sich das Buch am passendsten bezeichnen) noch hinzufügen sollten. Es ist ein ganz unschuldiges Büchlein, vollgepfropft mit Canzonen und Sonetten, leidlichen und schlechten Gedichten, Fragmenten lautpreisender Kritiken, Saphir'schen Witzen und dergleichen, was man schon aus dem Titel abnimmt. Madame Neumann-Haizinger, die jetzt 36 Jahre zählt, war gewiß eine der lieblichsten Bühnenerscheinungen, aber ebenso gewiß keine der großartigsten. Ihr ungewöhnliches Talent

hat zu seiner Zeit etwas gethan; aber ihre blauen Vergißmeinnichtaugen, ihr höchstanmuthiger Körperbau und ihr liebenswürdiges Betragen haben unstreitig noch weit mehr gethan, das sieht man wol aus der Abkühlung des Enthusiasmus, die bei ihrer neulichen Wiederkehr überall merklich war. Die Vergißmeinnichtaugen sind nicht mehr so strahlend wie früher, 20 Jahre und 36 machen einen großen Unterschied, das ist Alles. Madame Haizinger braucht sich deshalb nicht zu grämen; es ist nun so der Weltlauf. Eher könnten sich unsere Theaterenthusiasten ein wenig schämen. Statt aller weitern Besprechung dieser liebenswürdigen Erscheinung, die in Vielen eine angenehme Erinnerung weckt, wollen wir eins der gelungenern Sonette unter den vielen, die das Buch enthält, mittheilen. Dies recht niedliche Sonett befindet sich im Jahrgang 1827 des Clauren'schen „Vergißmeinnicht", dessen Titelkupfer das Portrait der Künstlerin bildet:

Wer je aus deinen seelenvollen Blicken
Den Zaubergruß Vergißmeinnicht empfangen,
Der wird an dir mit ganzem Herzen hangen,
Und keine Zeit wird ihm dein Bild entrücken!

Und Jeden mußte wol der Gruß beglücken,
Dem deiner Augen Sterne aufgegangen,
Die selbst Vergißmeinnicht an Farbe prangen
Und doch gleich Sonnen strahlen und entzücken.

Drum kommt, geschmückt mit deiner Anmuth Bilde,
Du Holde, wie mit einem Zauberschilde,
Der Musen Kind ins Leben hergeschritten.

Wol hat der Dichter weislich es ermessen,
Wenn deine Augen für sein Herzblatt bitten:
Vergeßt es nicht! — dann wird es nicht vergessen.

Und doch wird es vergessen werden, so hoch wir auch ein Paar schöne Augen anschlagen. 71.

Notizen.

Eine neue Sekte von Fanatikern in London.

Man kann behaupten, daß die religiösen Schwärmer, wo sie sich zeigen, mit jedem Tage ausschweifender und wahnwitziger werden. So hat neuerdings in London ein gewisser Dr. Irving einen kleinen, recht leidigen Haufen Gläubiger zusammengebracht, welche sich „die Sekte der unbekannten Sprache" nennt, weil sie ihre Vorträge und Bußübungen theils in unarticulirten Tönen, theils in einem Kauderwelsch abhalten, so sinnlos, daß die Pescherähsprache dagegen noch classisch ist. Es fehlt natürlich nicht an Greueln, die unter diesen Wahnsinnigen schon vorgekommen sind. So stieß unlängst ein Älternpaar, das sich zu der Sekte der unbekannten Sprache bekannte, seine beiden Kinder, einen Knaben und ein Mädchen, unter Schmähungen und Mishandlungen aller Art zum Hause hinaus, welche nun in der Nacht die Straße umherirrten und, halb erstarrt vor Kälte, von der Policei aufgegriffen wurden. Als die beiden Kinder darüber verhört wurden, fand es sich, daß sie von den Ältern zur andächtigen Beiwohnung eines Conventikels waren gezwungen worden, wobei ihnen jedoch der ungeheuere Unsinn, den die Gläubigen zu Tage förderten, so komisch vorkam, daß sie in ein lautes Gelächter ausbrachen. Darüber empört, fielen beide Ältern über die armen Geschöpfe her und stießen sie unter Flüchen und Verwünschungen aus dem Hause. Hayward, so hieß der verrückte Vater, ward nun vorgeladen. „Warum habt ihr Euere Kinder verstoßen?" fragt der Richter. „Weil sie", entgegnet Hayward, mit wüthenden Blicken auf die Kinder, „unwürdige und verderbte Geschöpfe sind, die den Lüsten der Welt nicht entsagen wollen und nicht beitreten wollen der großen und heiligen Gemeinschaft, gestiftet von dem reinen Evangelisten Dr. Irving." „Haltet Ihr", fragt der Richter, „es denn für christlich gehandelt, die eignen Kinder dem Elende preiszugeben?" „O lieber Herr", erwidert der Angeklagte im scheinheiligen Tone, „ich habe noch acht Kinder außer diesen, die sämmtlich der neuen gereinigten Lehre mit uns zugethan sind. Sie verstehen die unbekannte Sprache ebenso wenig als ich, allein sie sprechen sie dennoch sehr gut, wenn sie sich im Zustande der Inspiration befinden, sodaß Dr. Irving uns ihre Worte verdolmetschen kann. Soll ich nun um zweier räudigen Schafe willen Gefahr laufen, die ganze Heerde zu verderben? Nein, das soll nie geschehen. Weil diese nichtswürdigen Geschöpfe unsere heiligen Ceremonien verspottet haben, so hat mir der heilige Geist befohlen, sie von mir zu stoßen, und sie wiederaufzunehmen, wäre eine Sünde wider denselben." In der That war der unwürdige Vater durch nichts zur Wiederaufnahme der Kinder zu bewegen, sodaß man sie einstweilen in einem öffentlichen Arbeitshause unterbringen mußte. Sollte es nicht so sein, daß ein gewisses Quantum von Prügeln, auf jeden zur Sekte der unbekannten Sprache gehörigen Rücken wohlmeinend aufgezählt, von wesentlichem Einfluß auf die Erleuchtung ihrer Köpfe sein würde?

Bei dem canadischen Stamm der Chipewäer findet sich eine sehr einfache Schöpfungslegende. Wie der Mann zuerst in die Welt gekommen, das wissen sie nicht; sie sagen nur, es müsse dies auf jeden Fall während der Sommermonate geschehen sein, weil er sonst keine Beeren gefunden haben würde, die zu seinem Lebensunterhalte unumgänglich nöthig gewesen. Sobald der Winter kam, wurde dem Manne der tiefe Schnee sehr unbequem, und es war mithin ganz natürlich, daß ihn das Bedürfniß selbst dazu antrieb, sich Schneeschuhe zu machen. Nachdem eine kurze Zeit vergangen war, verfertigte sich der Mann zu diesem Behufe einen Rahmen aus Birkenholz; allein er konnte nicht darauf weben, weil dies eine weibliche Arbeit ist. Die Schneeschuhe blieben also unvollendet liegen. Mittlerweile wurde auch die Existenz des Mannes immer bedenklicher, weil die Arbeit sich mehrte und er seine Thätigkeit so sehr theilen mußte. Da vernahm er eines Tages, indem er zu seiner Hütte zurückkehrte, ein Geräusch, so als ob Jemand am Webestuhle säße und webte. Als er näher herzukam, entdeckte er ein Waldhuhn, das aus der Fensteröffnung der Hütte herausflog. Dies setzte ihn eben in keine große Verwunderung. Am folgenden Tage hatte er wieder eine weite Jagdpartie vor, weshalb die Dunkelheit bereits hereingebrochen war, als er zurückkehrte. Wie groß aber war sein Erstaunen, als er von weitem aus seiner Hütte Rauch aufsteigen sah. Mit aller Eile lief der Mann hinzu und bemerkte nun wieder das davonflatternde Waldhuhn. Als er in die Hütte kam, sah er, daß seine Schneeschuhe weit über die Hälfte fertig gewebt und sehr sorgfältig nicht weit von dem Feuer hingestellt waren. Der Mann kam nun auf den Gedanken, daß vielleicht das Waldhuhn dies Alles bewerkstellige, und um sich hiervon zu überzeugen, beschloß er es zu belauschen. Es dauerte einige Zeit, bevor er dies bewirken konnte; allein endlich war er doch so glücklich, sich nahe genug an die Hütte zu schleichen, ohne von dem Waldhuhn bemerkt zu werden. Jähling trat er nun hervor und fand, daß das vermeintliche Waldhuhn ein Weib war und noch dazu ein recht schönes und junges. Beide trennten sich nun nicht mehr und bevölkerten die Erde. Die ungemeine Zartheit dieser Legende springt von selbst hervor, auch die ganze kindliche Eigenthümlichkeit dieser Wilden zeigt sich darin, die, mit den glücklichsten Naturanlagen ausgerüstet, bei höherer Cultur gewiß einst schöne Kräfte entwickeln werden.

Der englische Kritiker, welcher Hallam's Buch über die europäische Literatur innerhalb des 15., 16. und 17. Jahrhunderts im „Quarterly review" beurtheilt, nennt Luther in sprachlicher Hinsicht „den Homer Deutschlands" und die Bibelübersetzung in derselben Beziehung „Deutschlands sprachliche Ilias". In der That kann man den erkenntnißstarken Luther als Sprachschöpfer für die moderne Bildung des deutschen Volks in wenigen Worten nicht erschöpfender und plastischer bezeichnen. 11.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Freitag, —— Nr. 104. —— 14. April 1837.

Die Engländer. Von Franz Kottenkamp. Mannheim, Hoff. 1836. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

„Alles, was in England besteht und geschah, ist nicht von gestern.“ In dieser Überzeugung und mit dem ausgesprochenen Zweck, dieselbe seinen Lesern mitzutheilen, hat der Verf. sein Buch geschrieben. Es ist billig, auch bei der Beurtheilung diesen Gesichtspunkt festzuhalten und das Verdienstliche der Arbeit anzuerkennen. Wenn die historischen Ausführungen selten über die Zeit Georg II. hinaufreichen, so gehören sie doch einer glänzenden und seltsamerweise unter uns vernachlässigten Periode an. Die gelehrte Forschung ist unablässig bemüht gewesen, die Anfänge der englischen Verfassung nachzuweisen; wer kümmert sich um ihre spätere, für das Verständniß der Gegenwart so wichtige Ausbildung? Ein Theil des Vorwurfs fällt auf die Engländer selbst zurück. Das Dunkel der angelsächsischen Zeiten aufzuhellen, gilt noch jetzt für ein rühmliches Ziel; es war unsern Tagen vorbehalten, deutsche Kritik mit der englischen in die Schranken treten zu sehen. Die Normanenzeit hat abwechselnd Engländer und Franzosen beschäftigt; der Kampf der Rosen ist durch den großen Dichter verewigt, die Regierung Heinrich VIII. und der Elisabeth durch die Geschichtschreiber der Reformation und durch stattliche Biographen bekannt. Hume's Berühmtheit knüpft sich an die Stuarts; was sein philosophischer Blick nicht gesehen, oder nicht sehen wollen, ist durch Godwin's unbestechlichen Wahrheitssinn ans Licht gefördert. Aber von der Zeit an, mit welcher Hume schließt, was besitzen wir denn? Zwei herrliche Torsos, von Fox einen, den andern von Mackintosh, über die Revolution. Das Werk von Hallam, die einzige umfassendere und classische Arbeit der Neuern auf diesem Felde, geht doch nur bis zum Tode Georg II.; die Compilationen von Smollet, Belsham, Bisset kommen nicht in Betracht. Aber Chatham's Gestirn in seinem majestätischen Niedergang, die leuchtende Bahn von Burke, Fox und Pitt sind noch nicht verzeichnet. Die Zeitungsleser aus jenen Jahren werden immer seltener unter uns; durch spätere Ereignisse sind jene Überlieferungen verdrängt; der Erinnerung der Alten und der Wißbegierde der Jüngern kommt kaum ein bequemeres und überall kein so zuverlässiges Material zu Hülfe als die zahllosen Bände des „Annual register“ oder des „Politischen Journals“.

Was der Verf. in diesem Bändchen geben konnte und in dieser Form geben durfte, beschränkt sich meistens auf Andeutungen und Anekdoten. Doch sind sie wohlgewählt und wohlgeeignet, das Interesse zu wecken. Es ist in der That viel Lehrreiches und Gedachtes in dem Bändchen vereinigt, das auf den ersten Blick eigentlich nur Unterhaltung zu versprechen scheint. Aber ich trage kein Bedenken (und der Verf. selbst wird keinen Grund haben, damit unzufrieden zu sein), den Werth des Buches in die historischen Züge und Betrachtungen zu setzen, nicht in die Schilderungen des Lebens und der geselligen Verhältnisse der Gegenwart. Bei den letztern, wenn sie auch manches Gute und Richtige enthalten, vermißt man doch öfters die Sicherheit der eignen Anschauung. Beobachtung der Engländer auf dem Continente, Lecture von Zeitungen und Romanen, Berichte aus zweiter Hand, auch flüchtige Bekanntschaft mit dem Lande selbst können jene nicht verleihen. Ist der Verf. (wie es scheinen will) gar nicht in England gewesen, so hat er die Sache recht gut gemacht; ist er nur ganz kurz dagewesen, auch nicht übel; aber Eins oder das Andere muß sein, oder er hätte es viel besser gemacht. Ich berufe mich auf das Zeugniß Aller, die Land und Leute näher kennen und das Buch gelesen haben. Einzelne Verstöße aufzudecken ist nicht der Mühe werth; viel weniger wäre es ein Verdienst, denn Verstöße zu machen oder zu berichtigen hängt von dem zufälligen Umstand ab, ob man durch längern Aufenthalt dort heimisch geworden oder nicht. Wo man das nicht ist, wird man nicht leicht von Details des täglichen Lebens reden können, ohne sich zu verrathen. So begegnet dem Verf. das Menschliche, daß er meint, in einem hamburgischen Gasthofe werde man dem Engländer ein Federbett aufdringen, und er werde dort einen „gescheuerten“ Fußboden finden. Warum überall von Dingen reden, deren Kenntniß keinen Werth auf der Welt hat, während ihre Unkunde an Ort und Stelle lächerlich auffällt? Doch genug davon, und nun zu den einzelnen Abschnitten, deren Titel für sich selbst spricht, deren jeder durch selbstgedachte Bemerkungen das Lesen lohnt, sodaß die Anzeige eher gelegentliche Ergänzungen für Leser des Buchs als eine nähere Angabe des Inhalts für Die, welche es

nicht kennen, oder eine umständlichere Kritik des Einzelnen wird enthalten dürfen.

1. Die jetzigen und die frühern Stutzer. Allerdings war der Beau der Vorzeit eine sehr verschiedene Figur von dem spätern Dandy; aber an die Stelle des Letztern scheint durch die Entwickelung der Exclusiven wieder eine neue Phase getreten zu sein. Der Exclusive unterscheidet sich vom Dandy wesentlich dadurch, daß er keineswegs der geistigen Imbecillität verfallen zu sein braucht, welche diesen charakterisirt. Witz und Scharfsinn wird Niemand dem Dandy zuschreiben; den Hofleuten Karl II. waren sie, wie auch der Verf. anführt, nicht fremd, und bei den Exclusiven vertragen sie sich, wenigstens ausnahmsweise, nur zu gut mit albernen äußern Ansprüchen. Übrigens hat der Verf. sehr recht, wenn er in der Vorrede bemerkt, aus den „Briefen des Verstorbenen" werde man England nicht kennen lernen. Denn der Verstorbene hat selbst, so weit nach seinem Buche zu urtheilen steht, die gute Gesellschaft in England, den Kern der englischen Sitte nicht kennen gelernt, weil er es vorzog in den ausschließenden Kreisen sich zu bewegen, bei denen Alles Prätension ist und das Meiste nur leere Prätension. Auch darin mag der Verf. Recht behalten, daß der Dandy zuerst in einem Stück von Sheridan ausgebildet auf die Bühne trat. Doch war ein Übergang, von der Roheit der Beaux des 17. zu der vollendeten Weichlichkeit der Dandies aus der letzten Hälfte des 18. Jahrhunderts. In Addison's Zeit sind die Spuren bemerkbar. Von Addison selbst steht im „Zuschauer", der immer seinen Werth für die Sittengeschichte behaupten wird, ein Aufsatz (Nr. 275): „Anatomie des Kopfes eines Beau". Die Essenzen, die mikroskopischen Spitzen fehlen dabei nicht; auch circulirt Quecksilber in einem Theil der Adern. Das Seitenstück (Nr. 281) ist die „Anatomie des Herzens einer Coquette". Auch ist Pope's „Lockenraub" bei diesen Untersuchungen nicht zu vergessen. Eine schöne Anekdote hat der Verf., in welcher der Komiker Foote einen lispelnden Dandy äfft.

„Marqueur, eine Tasse Kaffee . . . matt wie eine hinsinkende Schöne und kühl wie ein Zephyr!" — Marqueur! eine Tasse Kaffee, heiß wie die Hölle und stark wie der Teufel! — „Marqueur, bitte, wie mag der Herr da wol heißen?" — Marqueur, bitte, wie mag die Dame da wol heißen? — (Die Tradition bewahrt eine parodirende Klimax im Deutschen, von anderer Veranlassung, aber von ähnlicher rhetorischen Wirkung. Scene: Heidelberg, 18.. — A. Kellner! Eine Flasche Champagner und drei Gläser! — B. Kellner! Drei Flaschen Champagner und ein Glas!)

2. Begriff des Gentleman. Dem läßt der Verf. sein Recht nicht widerfahren. Er bezeichnet „gesellige Indifferenz" als einen Hauptzug. Aber jene Selbstbeherrschung, die keinen Affect zur Unzeit und keine Neigung über das Gleichmaß hervortreten läßt; jene Sicherheit und Würde bei rücksichtsvollem und aufmerksamem Benehmen; jener Takt, der keine Verletzung sich erlaubt, aber auch keine von Andern duldet; jene Sorge für den Anstand nur um des Anstandes wegen, hat doch einen tiefern, sittlichen Grund, und noch mehr, eine wohlthätige, der ganzen Umgebung sich mittheilende, sittliche Wirkung. Ich möchte den Verf. auf ein Buch verweisen, das freilich jetzt vergessen sein wird, denn es ist vor 10 Jahren gedruckt — „De Vere", vom Verf. des „Tremaine", Herrn Ward. Dort heißt es (II, 22):

Mit dem Ausdrucke Gentleman ist's nicht unsere Absicht, eine gehässige Scheidewand zu ziehen zwischen Hoch und Niedrig, zwischen Rang und Unterordnung, zwischen Reichthum und Armuth. Der Unterschied liegt in der Gesinnung. Wer offen ist, rechtlich und wahr; wer freundlich und wohlwollend ist in seinem Wesen; wer ehrenhaft ist in sich selbst und in seinem Urtheil über Andere; wer kein Gesetz bedarf als nur sein gegebenes Wort, um seine Zusage zu erfüllen, der Mann ist ein Gentleman, und der Mann kann sich finden unter Denen, die das Land bauen. Aber edle Geburt und Auszeichnung führt häufiger in ihrem Gefolge die Gesinnung, die der Armuth und den niedrigen Beschäftigungen oft versagt ist. Darauf und darauf allein gründet sich der Anspruch der höhern Stände, und darum ist das schöne Wort des Dichters auch wahr, wenn er von der Ehre sagt, dem „Gesetz der Könige":

It aids and strengthens virtue, where it meets her,
and imitates her actions, where she is not.

Der Verf. nimmt Gelegenheit, von der parlamentarischen Sitte zu reden und von den Schranken, welche sie der politischen Feindschaft, in ihren öffentlichen Äußerungen vorschreibt. Er thut Burke Unrecht, wenn er sagt, dieser habe auf „leidenschaftlich grobe Weise" seinem frühern Verbündeten, Fox, die Freundschaft aufgekündigt. Das war der Eindruck nicht, den die Erklärung auf den Angegriffenen selbst hervorbrachte. Mit Wehmuth hat Fox die Äußerungen vernommen, die nur eine krankhafte, gereizte Stimmung dem Manne eingeben konnte, den er nicht aufgehört hat zu achten und zu lieben. Eine der besten Darstellungen jener beklagenswerthen Scene findet man in Sheridan's Memoiren von Th. Moore. Es würde zu weit führen, die Sache hier näher zu erörtern. Als Contrast aber mag eine frühere parlamentarische Scene zwischen zwei erklärten Gegnern hier erwähnt werden. Die Zeit war gekommen, daß Sir Robert Walpole, der länger als sonst irgend ein Anderer das Staatsruder gelenkt, einer immer heftiger werdenden Opposition weichen mußte. Sandys, der ihm erst mit zwei Worten im Privatgespräch die Anzeige davon gemacht, erklärte im Parlament, er werde nächsten Freitag eine Motion vorbringen, welche den Minister persönlich angehe. Es war der Antrag auf dessen Versetzung in den Anklagestand. Walpole erhob sich, sprach in kurzen Worten von seinem reinen Bewußtsein, legte die Hand aufs Herz und sagte:

Nil conscire sibi, nulli pallescere culpae.

Pulteney, der gewaltigste seiner Gegner, meinte, das Latein des Ministers sei nicht besser als seine Logik; er habe den Horaz falsch citirt; es heiße: nulla pallescere culpa. Der Minister vertheidigte seine Lesart und bot eine Wette von — einer Guinee an. Pulteney war's zufrieden; ein Freund von Walpole, Nicholas Hardinge, sollte entscheiden und entschied wie natürlich zu Gunsten der Opposition, denn sie hatte Recht. Walpole warf die Guinee nach Pulteney's Sitz hinüber; Pulteney fing sie auf mit den Worten: „Es ist seit langer Zeit das erste Geld, das ich von der Schatzkammer erhalte, es soll auch

das letzte sein" (Coxe's „Walpole", 644). Wenn der Verf. meint, der ältere Pitt würde wol nie mit Walpole ein freundschaftliches Wort gewechselt haben, nachdem er den Angriff von Horace Walpole auf die bekannte giftige Weise erwidert, so ist es doch der Mühe werth, zu bemerken, daß Pulteney und Walpole, nachdem sie lange erklärte und gegenseitig schonungslose Gegner gewesen, doch oft sich zusammen unterhalten haben, daß Pulteney für einen Freund ein gutes Wort bei dem Minister eingelegt, und daß seine Bitte erfüllt worden (Coxe, 366). Wegen seiner Bitterkeit war besonders der ältere Pitt bekannt und gefürchtet. Einst hatte er über die jakobitische Neigung gesprochen, die noch immer so manchen Zöglingen der Universität Oxford anklebe. Jedermann wußte, daß besonders Murray gemeint sei, der nachmalige Lord Mansfield, damals Solicitor General. Aber die Anspielungen waren von der Art, daß Murray sie nicht beantworten durfte, ohne sich dem Vorwurf auszusetzen, er fühle sich vor Allen getroffen. Er litt unbeschreiblich. Mit einem Male fixirt ihn Pitt mit der ganzen Macht seines durchbohrenden Blickes. „Ich habe noch zwei Worte mit dem Solicitor zu reden, nur zwei Worte; aber es sollen Dolche sein...... Doch — der Richter Festus zittert; er soll mich ein ander Mal hören." Murray hatte nicht Kraft zu antworten; die Debatte ging ihren Gang weiter (Butler's „Reminiscences", I, 154). Zu den augenblicklichen Einfällen, über welche der Angegriffene herzlich mitlachte, gehört der folgende, der selbst den Ernst des jüngern Pitt überwältigte, der nächst dem Sprecher allein unerschüttert geblieben war, als einst ein Spaßvogel aus der Galerie unversehens heruntergerufen hatte: „Bitte, Herr Sprecher, wollen Sie uns nicht ein Liedchen singen?" Pitt hatte sich über die Opposition beklagt; sie sei eine Hemmkette, die dem Räderwerk der Administrationsmaßregeln stets in die Speichen falle. Sheridan wünschte ihm Glück zu dem vortrefflich gewählten Bilde; bekanntlich werde ja die Hemmkette nur applicirt, wenn es mit dem Fuhrwerke bergab gehe. Während in dieser Art dem Witz ein weiter Spielraum unbenommen blieb, ist bekannt, wie streng der Sprecher stets darauf zu halten und wie das Haus es stets gutzuheißen pflegte, daß er jede wirkliche Unschicklichkeit rügte, ohne Unterschied von welcher Seite sie kommen mochte. Der neueste Geschichtschreiber, Lord Mahon, bemerkt noch in seinem soeben erschienenen ersten Bande (S. 52), das Äußerste, was im Unterhause der Parteigeist sich jemals erlaubt, sei wol gewesen, wenn der Sprecher ein Mitglied auf harte Weise unterbrochen, oder wenn eins dem Sprecher auf ungeziemende Art die Rüge zurückgegeben. Die letzten Jahre haben leider der parlamentarischen Sitte sich weniger fügen wollen; Hunt und Cobbet waren wol persönlich in die Schranken zu verweisen, und dem irischen Blut wird Manches zu Gute gehalten; aber nicht ohne Bedauern sieht man es kommen, daß allmälig der Ton sich verändert, daß Unterbrechungen, wie man sie nur in der französischen Kammer kannte, auch die geregelte Debatte des Parlaments stören, und daß, wenn es so fortgeht, der Sprecher noch mit einem Redner des Alterthums wird sagen müssen: „O morem praeclarum, disciplinamque, quam a majoribus accepimus, siquidem teneremus! sed nescio quo pacto jam de manibus elabitur."

(Der Beschluß folgt.)

Literarische Notizen aus Schweden.

Vor Kurzem ist folgende Schrift erschienen: „Scener i Nordamerika ur en swensk Resandes Minnesbok." (Scenen in Nordamerika aus dem Gedächtnißbuche eines schwedischen Reisenden. Stockholm 1836.) Diese interessanten Erinnerungsblätter enthalten die folgenden acht Scenen oder Erzählungen: „Der letzte Fährmann auf dem Ohio"; „Der Schwede in Amerika"; „Das Quarteronmädchen"; „Die Rache"; „Pocahontas"; „Der Eremit am Niagara"; „Das Alter von 21 Jahren"; „Der Indianer". Diese Scenen sind auf wirkliche Begebenheiten nach dem Freiheitskriege gegründet und haben vornehmlich zum Zwecke, die verschiedenen Charakterzüge des Volks und der Landschaften in den Vereinigten Staaten zu schildern. Der Verf. zeichnet sich durch eine scharfe Beobachtungsgabe, klare Darstellung und richtige Auffassung des amerikanischen Lebens aus. Die Situationen sind hier und da wahrhaft poetisch.

Der durch seine Erzählungen aus der schwedischen Geschichte dem Publicum schon vortheilhaft bekannte Andreas Fryxell hat sich neuerdings durch die Herausgabe von: „Handlingar rörande Sweriges Historia, ur utrikes Arkiver" (2 Theile, 1836), neue Verdienste um die Literatur der schwedischen Geschichte erworben. Diese Sammlungen verbinden den Vortheil, ihren Ursprung von mehren in Hof- und Staatsbegebenheiten wohlunterrichteten Personen, wie man solches von fremden, in Schweden beglaubigten Gesandten erwarten kann, herzuleiten, mit einem andern, nicht weniger wichtigen Vortheil, dem nämlich, daß die Verfasser durch ihre Eigenschaft als Ausländer auch als den aus Ergebung und Haß des Parteigeistes hergeleiteten Beweggründen fremd angesehen werden können. Der interessanteste Theil der vom Herausgeber hier aufgenommenen Urkunden und Handschriften besteht in Briefen dänischer Minister am schwedischen Hofe an ihren König, worin sie demselben von Allem, was in Schweden geschah, sichere und unparteiische Nachricht gaben. Diese Briefe dienen besonders dazu, über die Regierungsgeschichte Karl XI. neues Licht zu verbreiten.

Von dem als Geschichtschreiber schon bekannten A. M. Strinholm ist erschienen: „Swenska Folkets Historia från äldsta till närwarande Tider." Andra Bandet. Auch unter dem Titel: „Skandinavien under hednaåldren." Sednare Afdelningen. (Mit zwei Karten, Stockholm 1836.) Dieser Band enthält zwei Abtheilungen, oder die sechste und siebente von denen, in welche der Verf. seine Darstellung der schwedischen Geschichte während der heidnischen Zeit eingetheilt hat. Die sechste mit der Überschrift: „Die Wikingsfahrten und die Sitten", nimmt die ersten 616 Seiten ein, von denen 352 den Wikingsfahrten in einer so weiten Bedeutung gewidmet sind, daß darunter alle Seereisen, welche Skandinavier nach fremden Ländern unternommen, gerechnet werden, mag nun die Absicht gewesen sein, da Eroberungen zu machen und neue Reiche zu gründen, oder nur mit dem Rechte des Stärkern Eigenthum zu erwerben, ja sogar die Reisen, welche nach Konstantinopel gemacht wurden, um Kriegsdienste zu suchen. Diese Schilderung füllt eine wesentliche Lücke in der schwedischen Literatur, welche über diesen Gegenstand entweder nur kurze Notizen, oder auch weitläufige Monographien besitzt, die theils keine große Anzahl Leser erwarten können, theils nicht alle die Züge umfassen, welche Herr Strinholm hier zusammengestellt hat. Die siebente und letzte Abtheilung der zwei bis jetzt herausgegebenen Theile von des Verfassers Geschichte des schwedischen Volks handelt von der Einführung des Christenthums in Schweden unter Olof Schooskönig. Der Fortsetzung dieses Werks wird erwartungsvoll entgegengesehen.

Zu den lobenswerthen literarischen Unternehmungen in

Schweden gehört unter andern auch die neue, ziemlich vollständige Ausgabe von den poetischen Schriften eines der originellsten und geistreichsten Dichter dieses Landes unter dem Titel: „Walda Skrifter af Karl Michael Bellman" (7 Thle., Stockholm 1835—36). Diese Ausgabe der Dichtwerke Bellman's, der unter Gustav III. Regierung lebte und sang, gehört zu den besten und vollständigsten, die bis jetzt erschienen sind. Man findet beim ersten Blicke, daß sie ein Werk von literarischem, nicht mercantilischem Interesse ist; nicht von einem schöngeisterischen Handelsspeculanten, sondern von einem wahren, für die Sache selbst uneigennützig eifernden Freund der schönen Literatur, der durch gründliche Bildung, seltene literarhistorische Kenntnisse und eine vielleicht noch seltnere, vom Größten bis zum Kleinsten sich erstreckende Genauigkeit seinem Unternehmen gewachsen ist. Diese Ausgabe ist theils mit so großer Zweckmäßigkeit in Hinsicht auf eine vollständige Bekanntschaft mit Bellman's Eigenthümlichkeit als Dichter und als Mensch geordnet, theils so zuverlässig in Vergleichung der Druck- und Handschriften, theils so reich an verschiedenen Lesarten und erklärenden Anmerkungen aller Art, daß kein Freund der schwedischen Poesie, am wenigsten ein Freund der Bellman'schen Muse dieselbe entbehren kann.

Der scharfe Gegensatz von Strenge und Milde, Leben und todesähnlichem Schlummer, welche man in dem Wechsel der Jahreszeiten in dem skandinavischen Norden wahrnimmt, offenbart seine Gegenwart auch in dem Laufe des schönsten Frühlings. Diese und so viele andere Eigenthümlichkeiten des Landes, welche angenehm oder schmerzlich in das menschliche Leben eingreifen, scheinen eben deswegen im Norden die Theilnahme und die Aufmerksamkeit des Menschen mehr auf die Natur zu lenken und machen eine nähere Vertrautheit mit ihr und ihren Geheimnissen, einen tiefen und umfassenden Natursinn zum Grundzuge in dem Charakter der ausgezeichnetsten Nordländer. Daher ihre Vorliebe zu den Naturwissenschaften. Zu den vorzüglichen neuen Erscheinungen in diesem Fache, namentlich in der Botanik, gehört folgende Schrift: „Plantae cotyledonene Florae Gothoburgensis, descripsit *J. E. Areschoug*." Der Verf. stellt die Gewächse nach ihren natürlichen Familien auf. Deshalb nehmen bei ihm 1) die corolliflorae den ersten Platz ein. Darauf folgen 2) die talamiflorae, 3) die calyciflorae und 4) die incompletae (gewöhnlich unter der Benennung apetalae bekannt). Daß der Verf. seine Flora nach den natürlichen Familien aufgestellt hat, ist kein geringes Verdienst. In Schweden gab man bisher, von einem gewissen Gefühl der Pietät geleitet, meistentheils dem Linné'schen Sexualsystem den Vorzug vor der von Jussieu zuerst aufgestellten und nachher vielseitig ausgearbeiteten natürlichen Methode. Doch dürfte der Mittelweg auch hier der beste sein. Der geübtere Botaniker wird immer die natürliche Methode, nach welcher alle miteinander verwandte Gattungen zusammengestellt werden, vorziehen; daher erscheinen auch gegenwärtig die meisten Floren nach den natürlichen Familien geordnet. Allein für den Anfänger, der noch gar zu wenige Gewächse kennt, um sie zu ihren natürlichen Familien hinführen zu können, bleibt das Sexualsystem immer der zuverlässigste und beste Führer, und darum fügt man auch gewöhnlich allen neuern Floren einen conspectum generum secundum systema sexuale Linnaei bei. Daß übrigens schon Linné selbst die natürliche Methode als das Ziel betrachtete, nach welchem die Botanik streben muß, um im eigentlichen Sinne des Worts eine Wissenschaft zu werden, geht aus seiner „Philosophia botanica" (erste Ausg. S. 27) deutlich hervor. Wir wünschen Hrn. Areschoug zu noch reichern Ernten Glück, wenn er bei der Fortsetzung seiner Flora zu den Classen der Kryptogamen kommt, welche Prof. Wahlberg in seiner „Flora Gothoburgensis" nicht bearbeitet hat. Unter den Algen, welche der Verf. vorzugsweise zu studiren scheint, dürfte die schwedische Flora insonderheit viele wichtige und neue Zusätze und Ergänzungen erhalten, wie man schon aus dessen elegantem „Alg-Exsiccator" sehen kann, wovon das erste Heft vor Kurzem herausgekommen ist, und dessen Fortsetzung ohne Zweifel Alle, die sich für Botanik interessiren, aber keine Gelegenheit gehabt haben, das an Algen reiche Westmeer zu besuchen, begierig entgegensehen.

Da die Logik in Schweden bis auf die neueste Zeit fast gar keine Bearbeiter gefunden hat, so erwähnen wir folgenden Versuch: „Lärobok i Logikan af *Alexis Eduard Lindblom*" (Lund 1836). Bei den höhern Lehranstalten in Schweden ist ein Abriß von Kiesewetter's „Logik" eine Zeit lang als Lehrbuch angenommen gewesen. Diese theilt mit vielen andern Bearbeitungen der Logik, welche aus dem Schoose der kritischen Philosophie hervorgegangen sind, die Mängel, welche dem Standpunkte dieser Philosophie angehören, hat aber das Verdienst der Klarheit und Faßlichkeit; diese Eigenschaften sind jedoch weniger sichtbar in dem zu kurzen Abriß, welcher, um bei dem Unterrichte benutzt werden zu können, weitläufige Erklärungen vom Lehrer erfodert. Lange hat man indeß das Bedürfniß eines ausführlichern Lehrbuchs gefühlt, und diesem Bedürfniß hat nun ein erfahrner und eifriger Universitätslehrer durch obgedachte Arbeit abzuhelfen gesucht. Er hat dabei sein Absehen nicht allein auf die Schule und das Gymnasium, sondern auch auf Diejenigen gerichtet, welche genöthigt sind die Logik auf eigne Hand zu studiren, und überdies hat er aus gültigen Gründen ein einigermaßen ausführliches Lehrbuch für mehr geeignet gehalten, Liebe und Interesse für die Sache zu erwecken, als einen kurzen Abriß, der nur das Allernothwendigste enthalten kann. Zum Grunde seiner Arbeit hat der Verf. Bachmann's „System der Logik" und Krug's „Denklehre oder Logik" gelegt. Diese Verf. gehören, wie bekannt, zu der Kategorie der eklektischen Kantianer oder Neokantianer; ihre logischen Schriften erheben sich also wenig über den Gesichtskreis des Kriticismus. Besonders gilt dies von Krug. Bachmann's Blick reicht wol etwas weiter, ist aber ebenfalls schwebend und unbestimmt. Indeß da sie sich innerhalb ihres Gesichtskreises mit Leichtigkeit, Faßlichkeit und empirischer Ausführlichkeit bewegen, so ist allerdings die Wahl nicht zu misbilligen, soweit die Aufgabe nicht eine völlige Umformung der Wissenschaft war, und soweit der Verf. seine Vorgänger mit Selbständigkeit und eignem Urtheil behandelt hat, welches meistens der Fall ist. In stylistischer Hinsicht hat derselbe alle billige Foderungen erfüllt. 119.

Literarische Anzeige.

Im Verlage von **F. A. Brockhaus** in Leipzig sind soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Gedichte
von
Wilhelm Müller.
Herausgegeben und mit einer Biographie Müller's begleitet
von
Gustav Schwab.

Zwei Bändchen in Taschenformat. Geh. 2 Thlr. 16 Gr.

Diese einzige vollständige Sammlung der Gedichte des lieblichen Sängers ist mit der Einleitung ausgestattet, welche sein Freund Gustav Schwab der Sammlung seiner kleinern Werke beigab, die in meinem Verlage unter dem Titel erschienen:

Vermischte Schriften von Wilhelm Müller. Herausgegeben und mit einer Biographie Müller's begleitet von Gustav Schwab. 5 Bändchen. Mit Bildniß. 16. 1830. 6 Thlr.

Gesänge des Grafen Giacomo Leopardi nach der in Florenz 1831 erschienenen Ausgabe übersetzt von Karl Ludwig Kannegießer. Gr. 12. Geh. 16 Gr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 105. —— 15. April 1837.

Die Engländer. Von Franz Kottenkamp.

(Beschluß aus Nr. 104.)

3. Begriff der englischen Aristokratie. Wie über den Begriff des Gentleman, so mag auch über den der Aristokratie die classische Stelle hier stehen. Wenn darin von der natürlichen Aristokratie die Rede ist, so mag man in den geschilderten Classen und den bezeichneten Verhältnissen die Pflanzschule erblicken, aus welcher die politische sich ergänzen müßte, um in Ehren zu bleiben; und insofern trifft sie mit der gut entwickelten Ansicht des Verf. über die Elemente derselben zusammen. Burke sagt in einer seiner spätern Schriften *):

Eine wirkliche, natürliche Aristokratie begründet kein abgesondertes Interesse im Staat und ist von dem des Staates überall nicht zu trennen. Sie ist ein wesentlicher, integrirender Theil jeder zahlreichen Gesellschaft, die sich einer guten Verfassung erfreut. Sie bildet sich durch eine Reihe von wohlbegründeten Voraussetzungen, die, allgemein genommen, für Wahrheiten gelten können. In eine geachtete Stellung schon durch seine Geburt versetzt zu sein; von Kindheit an nichts Niedriges, nichts Gemeines zu sehen; zur Selbstachtung angewiesen, an die prüfende Aufsicht der öffentlichen Meinung von Jugend auf gewöhnt zu werden; hoch genug zu stehen, um einen umfassenden Überblick über die weitverbreiteten, vielfachverschlungenen Angelegenheiten eines großen Kreises zu gewinnen; Muße zu haben, um zu lesen, zu denken, mit Andern Ideen zu tauschen; im Stande zu sein, die Weisen und die Wohlunterrichteten an sich zu ziehen und um sich zu versammeln; gewöhnt zu sein, im Felde zu befehlen und zu gehorchen; die Gefahr im Dienst der Ehre und der Pflicht verachten zu lernen; zum höchsten Grade von Wachsamkeit, Scharfblick und Umsicht sich zu bilden bei einem Stand der Dinge, wo kein Fehler ungestraft begangen wird, wo der geringste Verstoß die verderblichsten Folgen nach sich zieht; zu einem geregelten und ernsten Benehmen angewiesen zu sein durch das Bewußtsein, daß man zum Lehrer seiner Mitmenschen in ihren wichtigsten Angelegenheiten, zum Vermittler gleichsam zwischen Gott und Menschen berufen ist; als Verwalter des Rechts und der Gerechtigkeit aufzutreten und dadurch unter den ersten Wohlthätern der Gesellschaft seine Stelle einzunehmen; in eine hohe Wissenschaft, in eine freie und sinnreiche Kunst Andere einweihen zu dürfen; unter reichen Handelsleuten zu leben, deren Erfolg dafür spricht, daß sie scharf und richtig blicken; die Tugenden des Fleißes, der Ordnung, der Ausdauer, der Pünktlichkeit und einen regen Sinn für Recht und Billigkeit im Verkehr zu erwerben: das sind die Verhältnisse, durch welche jene Erscheinung vermittelt wird, die ich eine natürliche Aristokratie nenne, und ohne welche keine Nation besteht.

Da der Verf. bei diesem Capitel auch dem spanischen Adel einige Aufmerksamkeit schenkt, wie er denn überall mit Einsicht spanische Verhältnisse in Parallele mit englischen zu setzen weiß, so läßt sich an die Bemerkungen erinnern, die Lord Porchester über die Elemente der spanischen Aristokratie in den Noten zu seinem Gedicht, „The Moor", niedergelegt hat. („Lord Porchester's Aufenthalt in Spanien", übersetzt von Rehberg, 1834, S. 73 fg.)

4. Spleen, Whims und Humor. 5. Comforts. Diese beiden Abschnitte sind schwächer; sie enthalten mehr das Bekannte, und auf sie ist besonders anwendbar, daß der Verf. hier nicht ganz in seinem eigenthümlichen Element zu sein scheint. Auch möchte das Lächerliche hier hin und wieder von den Geschilderten auf den Erzähler zurückfallen. Oder ist's z. B. nur Laune, und vollends englische Laune, wenn man den Zucker zum Thee mit der Zange lieber nimmt, als, wie der Verf. es haben will, „mit den Fingern" zugreift? Wenn davon die Rede ist, was sich ziemt, so denkt man an die Frauen, und, im Vorbeigehen gesagt, es fällt auf, daß der Verf., der einige Seiten des englischen Charakters und der Geselligkeit so minutiös zu untersuchen scheint, von den englischen Frauen nichts oder so viel als nichts zu berichten hat.

6. Egoismus und Gemeinsinn. Sehr viel Treffendes; schon die Antithese zeigt, daß der Verf. den Gegenstand, über den man meistens nur Gemeinplätze hört, in eigenthümliche Beleuchtung gesetzt hat. Aber noch mehr Eigenthümliches hat der nächste Abschnitt:

7. Nationalhaß. Der Verf. sagt in der Vorrede, die Andeutung habe er bei Hallam, die Hauptsachen in einem Aufsatz der „Allgemeinen Zeitung" gefunden. Die Stelle im Hallam ist wol die im 11. Capitel (II, 239 der Quartausgabe); der Aufsatz der „Allgemeinen Zeitung" vermuthlich der in der außerordentlichen Beilage Nr. 334 von 1835. Beide Schriftsteller widerlegen das Vorurtheil, daß von jeher zwischen Engländern und Franzosen eine nationale Antipathie bestanden habe; Beide leiten diese Antipathie von den Seiten der Stuarts her, indem sie an die ewig

*) „Appeal from the new to the old Whigs", S. 129. Wäre dem Verf. der Titel dieser kleinen Schrift gegenwärtig gewesen, so würde er nicht in den Irrthum verfallen sein, zu behaupten, Burke habe in spätern Jahren sich zu den neuen Whigs gezählt.

schmachvolle Abhängigkeit erinnern, in welcher Karl II. und Jakob II. von den Geboten und dem Gelde Ludwig XIV. lebten, und an den Plan der Universalmonarchie, den man bei Ludwig XIV., verbunden mit einem Anschlag auf die Ausrottung des Protestantismus, voraussetzte; Beide haben kurz dargethan, daß früher Spanien vielmehr das Land gewesen, auf welches der Engländer, wie die Verhältnisse es mit sich brachten, seinen Haß geworfen. Der Verf. hat in einem ungemein lesenswerthen Capitel dies weiter ausgeführt und mit Beispielen belegt, wobei ihm auch seine Kenntniß der spanischen Literatur zu statten kommt, indem er zeigt, wie die Spanier die Abneigung der Engländer erwidert haben. Es möchte wol der Mühe werth sein, diesen Gegenstand, namentlich was die gegenseitige Gesinnung der Spanier und Engländer betrifft, noch weiter zu verfolgen. Sodann wäre auch die veränderte Stimmung der Engländer und Franzosen gegeneinander vor dem Ausbruch und in den ersten Jahren der Revolution noch genauer zu beschreiben. Es ist ganz ausgemacht, daß die Franzosen die Initiative ergriffen und die englischen Institutionen ihren Landsleuten im Gegensatz zu der französischen Willkürherrschaft bald mehr bald weniger entschieden angepriesen haben. Außer Montesquieu und Delolme (der, obgleich ein Genfer, allerdings der französischen Literatur angehört) wäre noch der abenteuerliche Linguet zu nennen, der den literarischen und politischen Verkehr vermittelte *), und das seiner Zeit berühmte Buch: „Des lettres de cachet et des prisons d'état", angeblich gedruckt zu Hamburg 1782, das man Mirabeau zugeschrieben hat, und das den freien, altgermanischen Theil der Verfassung in Frankreich als untergegangen, in England als blühend und wachsend schilderte. Darüber scheint der Verf. weniger im Klaren zu sein, daß auch in England die französische Revolution bedeutenden Anklang gefunden. Es ist nicht von Dem die Rede, was im Parlament verhandelt wurde, sondern von den zahlreichen und thätigen Vereinen, welche Glückwünschungsschreiben an die Franzosen votirten und absandten. Ich besitze einen Band solcher Documente: „The correspondence of the Revolution society in London with the National assembly, and with various societies of the friends of liberty in France and England" (London 1792), und ferner eine ganz exquisite Sammlung von revolutionnairem Material unter dem eleganten Titel: „Pig's meat, or lessons for the swinish multitude, published in weekly penny numbers". Man erinnert sich, daß Burke dem unruhigen Volk den Namen der „schweinischen Menge" gegeben; im rechten Geiste der Gueux und der Frondeurs legt nun ein routinirter Demagoge, der bekannte Spense, den Ekelnamen seiner Partei zum Abzeichen bei. Die drei Bändchen enthalten Alles durcheinander, Auszüge aus Erskine und Godwin neben ziemlich niedrigen und scurrilen Sachen; aber man muß diese Dinge kennen, denn sie sind ins Volk gedrungen; man muß wissen, wie oft und lebhaft der famöse Refrain abgesungen worden:

Let us with France agree
And bid the world be free.

Man muß dies wissen, um zu begreifen, daß Burke seine Briefe geschrieben. Wäre das Volk gleich so einig gewesen, wie der Verf. zu glauben scheint, selbst Burke's gereizte Phantasie hätte keine Gespenster gesehen, viel weniger hätte Pitt seine abscheulichen Bills von 1796 durchgesetzt.

8. Auswärtige Politik. Nicht von Antipathien geleitet, noch weniger durch Sympathien aus dem Gleise verlockt, das die Sorge für die nationalen Interessen vorzeichnet, hat die auswärtige Politik Großbritanniens mit sehr wenigen Ausnahmen das Bild des vollendeten Egoismus dargeboten. Es wäre albern, den Engländern daraus einen Vorwurf zu machen. Am wenigsten kommt es den Deutschen zu, über Englands „starren Egoismus" Klage zu führen. Freilich, egoistisch ist unsere auswärtige Politik nicht; denn wir haben keine. Eine andere Frage aber ist, ob vom englischen Standpunkte aus das System des ältern Pitt im siebenjährigen, das des jüngern im Revolutionskriege wirklich das Lob verdient, womit der Verf. es überschüttet. Die Kriege wurden geführt, um die Herrschaft der Meere zu befestigen. Wie der Krieg, nach einem beliebten Sprüchworte, den Krieg erhalten muß, so soll Englands Welthandel grade durch den Krieg gefördert, Englands Macht und Reichthum durch den Krieg auf den Höhepunkt geführt sein. Es steht doch dahin, ob die Zukunft nicht glauben wird, einen Weg entdeckt zu haben, der mit geringern Opfern verknüpft ist; ob nicht die Reciprocität bessere Früchte tragen wird als das Monopol; ob die friedliche Thätigkeit nicht zu schönern Entwickelungen führen wird als die Gewalt. Aber wenn der Verf. einmal, sowie er es an den Tag legt, für Pitt enthusiasmirt ist, wie kann er die unerfindliche Beschuldigung so ohne allen Beweis nachsprechen, die Pitt's Namen mit den falschen Assignaten (S. 178) in Verbindung bringt?

9. Colonien. Man traut seinen Augen kaum, wenn man die Apologie des canadischen Schiffbauholzes und selbst die Apologie von Sierra Leone liest. So ist's; wenn ein Vorurtheil in England bald verraucht ist, so eignen die Deutschen es sich an.

10. Heer und Flotte. Einer der besten Abschnitte. Nichts ist heilsamer als das Mistrauen, die Abneigung, mit welcher der Engländer ein stehendes Heer betrachtet. Selbst solche Äußerungen sind wohlthuend, wie die Indignation, die Hallam in einer Note (S. 616) ausspricht über die durchaus unenglische Vermehrung der Schildwachen vor öffentlichen Gebäuden in London. Und wie wenig, wie fast gar nichts im Vergleich zu jeder andern Hauptstadt sieht man in London von Soldaten! Wen sein Weg nicht zufällig an den Horse-Guards vorüberführt, der könnte Monate in London zubringen, ohne in dieser Beziehung an die Hauptstadt erinnert zu werden.

*) Für den gelehrten Verkehr hatte ein französischer Geistlicher in London, Armand de la Chapelle, im ersten Viertel des vorigen Jahrhunderts durch die „Bibliothèque anglaise" auf eine sehr verdienstliche Weise gesorgt.

Man darf sich dieser Betrachtung nicht überlassen, darf auf die Frage nicht eingehen, was ein Heer, dessen Erhaltung so und so viele Procente der Staatseinnahme verschlingt, für ein Volk ohne eigne Politik bedeuten kann, was es mit unserm constitutionnellen Wesen auf sich hat, so lange in einer Ständeversammlung in dem Ton, der noch nicht verklungen ist, vom „Kriegsherrn" gesprochen werden kann. Manum de tabula!

11. Whiggism und Toryism. Hier scheint der Verf. ziemlich im Unklaren zu sein, wenn er von dem „beinahe gänzlichen Verschwinden der sogenannten Radicalen" redet. Jede Blöße, die ein gedrängtes und gehetztes Whigministerium gibt, ist ein Triumph für die Radicalen. Nicht durch eigne Kraft, auch nicht durch den Anklang, den sie im Volke fanden — denn erst in neuern Zeiten ist ihr Einfluß organisirt worden — sondern durch die Fehler und die sichtbare Ämtersucht der beiden Parteien, die so lange abwechselnd regiert haben, sind die Radicalen stark geworden. Nur noch einige desperate Abstimmungen der Lords, nur noch einiges Transigiren der scheugewordenen Whigs, und wir werden sehen, was daraus wird. Wer da meint, daß er auf halbem Wege stehen bleiben kann, der irrt. Nicht durch John Dunning's Motion, nicht durch das Votum vom April 1780: „daß der Einfluß der Krone zugenommen habe, im Zunehmen sei und vermindert werden müsse", nicht dadurch, wie der Verf. zu glauben scheint, sind die Whigs weniger populair geworden, sondern weil es schien, daß sie eben regieren wollten wie die Tories, für sich, nicht für das Volk.

12. Bemerkungen über geistiges Leben. Es ist nicht möglich, am Schluß eines langen Artikels noch auf einen so umfassenden Gegenstand einzugehen und eine gänzlich divergirende Ansicht, wie es der des Verf. gegenüber geschehen müßte, mit Gründen zu entwickeln. Es gefällt dem Verf., Alles, was die Engländer von Philosophie haben, ein „Herumkramen in grober Empirie" zu nennen; er ist gütig genug, zu beklagen, daß Schelling's und Hegel's Lehren ihnen „Hieroglyphen" bleiben werden. Freilich, wir haben eine glorreiche Metaphysik; aber die Engländer sind eine Nation, und was sind wir!

C. F. Wurm.

Die Keilschrift gelesen.

Das 19. Jahrhundert bedarf nicht erst einer physischen Revolution um ein: Victoria, eine neue Welt! zu rufen, denn man kann in Wahrheit sagen, es habe auf dem Gebiete des Geistes die ganze Vorzeit dermaßen überflügelt, daß kommende Geschlechter kaum noch mit ruhiger Betrachtung die ersten Anfänge bis zu den Riesenschritten unserer Zeit zu verfolgen im Stande sein werden. Nicht allein hat dieses Jahrhundert die Elemente sich unterthänig gemacht, um mittels nie geahnter Kräfte Nationen und Länder zu verbinden, sondern es will auch die längst dahingeschwundenen Völker in den Kreis seiner Betrachtung ziehen, und weiß zu dem Ende aus ihren noch so dürftigen Sprachüberresten sie wiederzuerwecken, oder es sucht aus den verwitterten Schriftzügen ihrer Denkmäler Leben und Rede zu entlocken. An die Entzifferung der ägyptischen Hieroglyphen reihet sich nunmehr eine Untersuchung von gleicher Wichtigkeit über die berühmten und räthselhaften Inschriften von Persepolis; allein wir dürfen schon um deshalb vermuthen, sie werde nicht so oft und viel wie jene vor einem gebildeten Publicum besprochen werden, weil sie geräuschlos und mit weit mehr Ruhe begonnen, sowie eben daher von einem sichern Erfolge gekrönt worden ist. Die sogenannte Keilschrift, deren einzelne Charaktere aus horizontalen, perpendiculairen, vielfach combinirten und mehr oder weniger verschlungenen Pfeilen oder Nägeln sich darstellen, ist bekanntlich über einen bedeutenden Raum Vorderasiens verbreitet; denn sie findet sich nicht sowol auf Backsteinen aus den Ruinen des alten Babylons, als vornehmlich an den unzähligen und weit voneinander entlegenen Trümmern des ganzen Perserreiches, bald an Pfeilern, Säulen, Marmortreppen und Grabmälern, bald auf Amuleten, Scarabäen, Cylindern und Gefäßen, selbst sporadisch bis nach Ägypten hin. Viele Reisende haben von diesen Inschriften mehr oder minder genaue Zeichnungen gegeben, untern andern aus den Ruinen des kaukasischen Tarku, vom Berge Alwend bei Hamadan, sowie aus dem Thale von Murghab, und es steht aus den Papieren des verunglückten Schulz noch eine reiche Ausbeute von minderbekannten Gegenden her zu erwarten. Am zahlreichsten jedoch sind die Keilschriften aus den Überresten des alten Persepolis; auch wurden diese am öftersten, und zwar am genauesten von Niebuhr gezeichnet, daher sich auch an sie die Untersuchung am ersten gewagt hat, zum Theil schon deshalb, weil sie durch ihre anscheinende Einfachheit von einer complicirteren Gattung sich unterscheiden. Abgesehen von den frühern Vermuthungen, welche in diesen Inschriften bald eine heilige Geheimlehre der Babylonier, astronomische Beobachtungen oder magische Formeln, und bald auch nur bloße Zierathen, oder höchstens Zeichen und Zahlen der Ziegelfabrik finden wollten, haben mehre Gelehrte, wie Tychsen, Lichtenstein, Münter und Grotefend, sie wirklich zu lesen versucht, während immer noch der berühmte Silvestre de Sacy an ihrer Entzifferung gänzlich zu zweifeln kein Bedenken trug. Grotefend rückte dem Ziele am nächsten, und es muß ihm zugestanden werden, daß er recht eigentlich die Bahn gebrochen: er fand in den mannichfach zueinander gestellten Keilen und Winkelhaken eine Buchstabenschrift von der Linken zur Rechten und stellte dabei den, auch jetzt noch problematischen Grundsatz auf, daß die mehr verschlungene Keilschrift wol nur eine gezierte Abart der einfachen sein dürfte; wogegen aber seine Meinung, als seien sämmtliche Inschriften verwandten Inhaltes, sich nunmehr vollkommen widerlegt. Den Werth mehrer Charaktere hat Grotefend richtig bestimmt, und er las auf diese Weise die Namen Xerxes und Darius, wenngleich mit einigen unstatthaften Lauten, wozu ihn besonders Anquetil's ungenaue Schreibart der Zendwörter führen, sowie denn überhaupt die völlige Erklärung an der Unbekanntschaft mit den iranischen Sprachen scheitern mußte. Mit einer gründlichen Kenntniß dieser Idiome ausgerüstet, treten nun zwei Männer, welche allenthalben gewohnt sind, auf Schwierigkeiten einzugehen und dieselben beharrlich zu überwinden, zu gleicher Zeit und unabhängig voneinander auf, und es muß wahrlich für das Gelingen ein günstiges Zeugniß abgeben, daß Beide fast ganz dieselben Resultate gefunden haben. Eugène Burnouf in Paris („Mémoire sur deux inscriptions cunéiformes", 1836) und Christian Lassen in Bonn („Die altpersischen Keil-Inschriften", 1836), die bekanntlich früher zur Erforschung der Palisprache sich verbunden hatten und seitdem unablässig thätig gewesen sind, mit gleicher Gründlichkeit, Schärfe und Kritik die altpersischen und indischen Geisteswerke zu durchdringen. Der Franzose hat seine mühsamen Untersuchungen, wie es für die Nation charakteristisch, zuvor in der Form von Vorlesungen vor einem gemischten Publicum mitgetheilt, und die schöne Welt ist eine Zeit lang von den Keilschriften, wie früher von Hieroglyphen und dem Chinesischen trunken gewesen; jedoch hat Burnouf die Ergebnisse auf eigne Kosten müssen zum Drucke fördern und nur eine geringe Anzahl von Exemplaren abgezogen, weil er auf wenige Leser rechnen

darf; der Deutsche hingegen hat für seine stille Forschung einen Verleger gefunden und das preußische Ministerium ist sogar mit einem Guß von Keiltypen zu Hülfe gekommen, daher man auch voraussetzen darf, daß grade die deutsche Gründlichkeit am willigsten seine Resultate in sich aufnehmen und weiter verfolgen werde. Beide Gelehrte lassen Grotefend volle Gerechtigkeit widerfahren, und zeigen nur, wodurch er abirren mußte; Beide treten dann mit gewohnter, fast minutiöser, Beweisführung, die aber hier besonders an der rechten Stelle war, ihren Weg an und treffen fast überall zusammen; Beide lesen die Inschriften mit wenigen Abweichungen, die sich leicht werden ausgleichen lassen; Beide geben endlich ein Verzeichniß von erklärten Wörtern und veranschaulichen zum Schlusse die gewonnenen Thatsachen durch die betreffenden Inschriften, von denen wol bisjetzt die wichtigste bei Niebuhr ist, weil sie ein genaues Satrapienverzeichniß enthält, wodurch abermals die Angaben des Herodot auf eine glänzende Weise sich bestätigen. Das Alphabet, welches nach einer genauen Analysis, vom fast Ermittelten zum Unbekanntern fortschreitend, gewonnen wird, hält die Mitte zwischen dem Semitischen und Indischen, nähert sich aber mehr dem letztern und ist durch eine gleiche Zahl von Gutturalen und sonstigen Elementen ziemlich der Zendsprache angepaßt, obwol es eine andere Vocalisation befolgt als diese Mundart; daher denn auch Burnouf eine Annäherung an das Aramäische annimmt und eine Disharmonie zwischen Schriftcharakter und Sprache findet, während Lassen einen eignen altpersischen Dialekt statuirt, den medisch-persischen, zu welchem das sogdisch-baktrische Zend in dem Verhältnisse, wie zu diesem das Sanskrit stehe. Darin kommen beide Gelehrten überein, daß der Sprachcharakter der Keildenkmäler etwas vom Zend verschieden sei, und nach Burnouf durch Abschleifen der grammatischen Endungen schon ins Neupersische übergehe; vollkommen wird sich hierüber erst entscheiden lassen, wenn die übrigen complicirtern Inschriften werden gelesen sein. So viel aber steht schon gegenwärtig fest: daß wir durch die Keilschriften altpersische Sprachdenkmäler besitzen, welche die iranischen Sprachen als ein selbständiges Glied in die Kette der sanskritischen Mundarten fester einfügen; daß diese Untersuchungen sowol dem Paläographen als dem Historiker und selbst dem Bibelforscher wichtig werden; daß die Prachtgebäude zu Persepolis dem Darius und Xerxes zuzuschreiben sind, und daß vor Allem die Zweifel, welche etwa noch gegen Alter und Echtheit der Zendbücher obwalten könnten, durch den damaligen Cultus des Ormuzd vollends getilgt werden, worüber wir nur die eine Inschrift vernehmen dürfen, welche folgendermaßen lautet: „Ormuzd ist das göttliche Wesen; er hat den vortrefflichen Homa gegeben, er hat diesen Himmel gegeben, er hat den Menschen geschaffen, er hat Nahrung dem Menschen gegeben. Er hat den König Darius gezeugt, den König der Tapfern, Haupt der Tapfern. Dies ist Darius, der göttliche König, König der Könige, König der Provinzen, welche Tapfere hervorbringen; König der Welt, edel und göttlich, verehrungswürdig, schützend, Sohn des Goschtäspa, der Achämenide." 103.

Notizen.

Die verlorenen Kinder von Paris.

Nicht mit Unrecht sagt Vidocq — den man wol in Betreff mancher pariser Verhältnisse als eine competente Quelle betrachten kann — daß in der Hauptstadt der Welt täglich 80,000 Menschen vom Schlaf aufstehen, die noch nicht wissen, wovon sie zu Mittag speisen werden, und daß diese darum nicht am schlechtesten speisen unter der Million Menschen, welche die Straßen von Paris belebt. Denn diese Stadt ist von Hülfsquellen aller Art, von Industrieweisen und Gelderschwingungsmethoden durchschnitten wie die Karte von Nordamerika von Strömen und Flüssen. Von dem großen Spieler an in dem weitläufigen dunkeln Hause der Straße St.-Honoré, der zwei Equipagen und ein Cabriolet, und wer weiß wie viele Absteigequartiere unterhält, bis auf das sechsjährige Bettelkind, das in seinem zerlumpten Anzug um die Boulevards und um die Eingänge zu den Theatern schweift, neigt sich in Paris Alles, gleichsam magnetisch, zur Industrie hin. Und die Industrie dieser kleinen Kinder, vielleicht ist sie das schrecklichste, das tiefempörendste Schauspiel, was Paris darbietet. Vergiftete Blüten oder vielmehr vergiftete Knospen, denen das erwachsene Verbrechen das Gift einimpfte, wie der Arzt die Blattern! Kleine umherwandelnde Sünder, in deren winzigem Denkvermögen noch nicht einmal der Begriff Dessen, was Sünde ist, Raum gefunden hat. In dem Costum der Schornsteinfeger, schwarz und schmuzig, wie kleine Neger, fallen sie den vorübergehenden Gentleman an, der mit einem guten Rock und einer Uhrkette versehen ist, seufzen ihm in jammervollen Tönen ihre Bitten um einen Sou entgegen, weinen und schluchzen und grimassiren das abschreckendste Elend auf ihren kleinen Gesichtern, oder sie affectiren schon eine jugendliche Heiterkeit, lachen und tanzen und singen eine Chanson mit ihren feinen Grillenstimmchen, gleich der Cicade in Lafontaine's Fabel, die zur Ameise geht, um sich ein Körnchen zur Nahrung zu erbetteln. Wie Mancher läßt sich durch solchen Anblick nicht rühren; der gutmüthige Wohlhabende erblickt in dem Lächeln des Kindes wie in seinem Weinen nur das frühzeitige unermeßliche Elend, dem er, wenn auch nur zur augenblicklichen Abhülfe, seine Gabe spendet. Aber er täuscht sich selbst durch seinen Edelmuth, denn diese kleinen Wesen sind erkaufte Creaturen, sind Werkzeuge des ausgemachten, des raffinirten Lasters. Sie stehen im Solde der großen Gauner und Tagediebe, denen sie den Ertrag ihres Tagewerks am Abend in die Hände liefern müssen. Sie haben ihre Herren, ihre Lehrmeister, die ihnen für ihre Bettelei durch Lächeln oder Thränen, Tanzen oder Singen etwas Brot und viele Prügel geben. Sie sind Schüler des Verbrechens, die es in kurzer Zeit so weit bringen als ihre Meister. Solcher bejammernswerthen Kleinen, solcher für alle Ewigkeit verlorenen Kinder wurden unlängst zehn auf einmal vor die Schranken des Policeigerichts zu Paris gestellt; darunter war ein Mädchen von fünf und ein Knabe von vier Jahren. Die letzten Beiden, befragt, welches ihr Gewerbe sei, erklärten mit einer Art von Selbstzufriedenheit: sie tanzten die Catarina (einen Savoyardentanz). Bei dem Mädchen fand man eine Summe von 5 Francs, obgleich es beiweitem noch nicht die Zeit der abendlichen Abrechnung war. Man bemächtigte sich auch des Gauners, der diese sämmtlichen kleinen Marionetten in Lohn und Brot erhielt. Der Kerl hieß Chemin und schien sein Metier sehr ins Große zu treiben. Sicherlich wird die pariser Zuchtpolizei gleichfalls im Großen die Repressalien gegen ihn gebrauchen.

Wahr und beherzigenswerth sind Hallam's Worte über Machiavelli. „Wenige politische Abhandlungen", sagt er, „können auch noch in heutigen Tagen mit größerm Vortheile gelesen werden, als die „Discorsi" des Machiavelli, und in dem Maße, wie der Lauf der bürgerlichen Gesellschaft nach der Demokratie hinstrebt (besonders, wenn man das unvermeidliche Endresultat aller Demokratie: die Subdivision in einzelne unabhängige Staaten festhält), mögen jene „Discorsi" immer größere Wichtigkeit erlangen. Die Abwesenheit aller Leidenschaft, die fortwährende Beziehung jeder öffentlichen Maßregel auf ein deutliches und unausbleibliches Ende, die Nichtachtung der vulgairen Verknüpfungen der Dinge mit Namen oder Personen, diese Eigenschaften machen ihn, den der leicht erregbare Leser viel zu kalt findet, dennoch in bedenklichen Zeiten zu einem scharfsichtigen und eindringlichen Warner, dem sein Ohr zu leihen nur Vortheil bringen kann." Sollten nicht grade unsere politischen Zeiten zu den bedenklichen gehören, zu welchen es sich doppelt verlohnte, des vielgeschmähten Machiavelli's Stimme zu vernehmen? 11.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter für literarische Unterhaltung.

Sonntag, —— Nr. 106. —— 16. April 1837.

Ästhetik.

1. Die Idee des Tragischen. Eine philosophische Abhandlung. Von Aug. Wilh. Bohtz. Göttingen, Kübler. 1836. 21 Gr.
2. Über das Erhabene und Komische, ein Beitrag zu der Philosophie des Schönen von Friedr. Theod. Vischer. Stuttgart, Imle und Krauß. 1837.
3. Neue Vorschule der Ästhetik. Das Komische, mit einem komischen Anhange, von Arnold Ruge. Halle, Buchhandlung des Waisenhauses. 1837. Gr. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

Drei Monographien aus dem Gebiete der wissenschaftlichen, speculativen Ästhetik. Je seltener wir im Fache der Ästhetik — in unsern Tagen dem eigentlichen Tummelplatze oberflächlicher Schönrednerei und einer gespreizten Halbgenialität — einem ernsten, wissenschaftlichen Streben begegnen, um so mehr sind Arbeiten zu schätzen, die ein solches beurkunden. Man hat dieselben dankbar und anerkennend aufzunehmen, auch wenn sie nicht unmittelbar die Wissenschaft um einen bedeutenden Schritt vorwärts bringen, sondern nur berechnet sind, bereits vorhandene Ideen auf eine faßliche und lehrreiche Weise darzulegen. Das Publicum, welches erst noch einer Belehrung solcher Art bedarf, ist bei dem ausgebreiteten Interesse, welches heutzutage den ästhetischen Gegenständen zugewandt wird, groß genug; und bei jeder neuen Anregung und sorgfältigen Behandlung wissenschaftlicher Fragen und Begriffe findet sich zuletzt doch immer auch die Wissenschaft selbst gefördert.

Was wir hier sagten, ward von uns zunächst in Bezug auf die zwei ersten der obengenannten Schriften gesprochen; die dritte nimmt noch ein höheres Interesse für sich in Anspruch, da sie ein Werk wirklicher, selbständiger Forschung ist. Allen dreien aber gebührt das Lob, daß sie von einem Standpunkte echten, philosophischen Verständnisses aus in gebildetem, geschmackvollem Vortrage mit Ernst und Fleiß die Lösung ihrer Aufgabe anstreben.

Der Verf. der ersten Schrift zeigt sich hauptsächlich durch Solger angeregt und in der philosophischen Ästhetik dieses Denkers seinen Standpunkt nehmend, obgleich er auch die neuern Forschungen, wenigstens im Allgemeinen, berücksichtigt hat. Daß er die Idee des Tragischen zu seinem Gegenstande wählt, möchte wol seinen Grund darin haben, daß bei Solger diese Idee klarer und prägnanter als andere ästhetische Ideen hervortritt, daß die Erklärung, die Solger's Philosophie für das Tragische gibt, eine befriedigendere ist als viele, als vielleicht die meisten ihrer übrigen Erklärungen. In der That ist die Idee des Tragischen recht eigentlich der Mittelpunkt, von dem aus Solger das Gebiet der Kunst, der Schönheit überhaupt erfaßt und das Wesen des Schönen sich verdeutlicht. Man kann sagen, daß sein philosophischer Standpunkt innerhalb des Kunstgebiets die Idee des Tragischen, ja, daß seine philosophische Weltansicht überhaupt eine wesentlich tragische ist. Hiermit möchte sowol die Wahrheit als auch der Mangel dieser Weltansicht richtig und bezeichnend ausgesprochen sein. Solger nämlich faßt das Göttliche oder Absolute, die religiöse, die ästhetische, die speculative Idee allenthalben in dem Momente ihres Aufgehens in das Endliche oder Irdische. Er ist durchdrungen von der großen Anschauung der Identität beider Sphären, der absoluten und der endlichen, oder der göttlichen und der menschlichen; aber, nicht bei jener positivern Einsicht angelangt, welche die Idee in ihrer Wahrheit, d. h. in ihrem Siege über das Endliche, in ihrem Sichselbstsetzen aus der Unterwerfung des Endlichen faßt, vermag er jene Identität nur dialektisch auszusprechen als ein gegenseitiges Aufgehen der Idee und des Endlichen ineinander, als den Untergang der Idee in dem Endlichen einerseits, als die Verklärung und Verherrlichung des Endlichen in der Idee andererseits. Dieser Standpunkt aber ist innerhalb des Kunstgebiets kein anderer als eben der Standpunkt des tragischen Dichters. Daher die Wahlverwandtschaft der Solger'schen Philosophie und Ästhetik zur Tragödie, deren Sinn und Bedeutung sie mit wahrhafter Tiefe auffaßt. Für die übrige Kunst hat sich Solger das Element des Tragischen, welches mehr oder weniger freilich in aller Kunst gegenwärtig sein muß, zu dem Begriffe der Ironie ausgeprägt und dadurch eine Handhabe gewonnen, an der er auch die übrigen ästhetischen Begriffsbestimmungen fassen und auf seine Weise ausführen und darstellen kann. Diese seine Weise selbst übrigens ist nirgend ohne echten Gehalt und Tiefsinn, wenn sie auch fast überall, um uns eines Göthe'schen Lieblingsausdrucks zu bedienen, das Tüpfchen auf das I zu entdecken übrig läßt.

Es zeigt von einem richtigen Takte in Hrn. Bohtz und von einer sinnigen Beschäftigung mit der Philosophie jenes seines Vorgängers, wenn er, nachdem er einmal den Standpunkt desselben mit Vorliebe sich angeeignet hatte, geradeswegs auf dasjenige Problem losging, welches in dem eigentlichen Mittelpunkte jener Philosophie seinen Sitz hat. Jeder Kenner von Solger's Philosophie wird dem Verf. zugestehen, daß dieselbe in seiner Darstellung an Deutlichkeit gewonnen hat. Nicht minder wird man ihm zugestehen, daß das eigenthümliche Verdienst jener Philosophie, insofern dasselbe in einer gründlichern Auffassung der Idee des Tragischen besteht, sowol wie sich diese Idee in Gestalt einer eigenthümlichen Kunst, der Tragödie, als auch wie sie sich als wesentliches Moment aller Kunst bethätigt, durch ihn klarer, als es in Solger's eignen Werken der Fall war, ans Licht gestellt worden ist. Allerdings hätte man wünschen können, daß das Verhältniß dieser Solger'schen Auffassung des Tragischen zu andern wissenschaftlich entwickeltern Kunsttheorien ausdrücklicher wäre dargelegt worden. Von letztern weiß sich der Verf., wenn er sie auch, wie schon bemerkt, nicht unberücksichtigt läßt, im Grunde nur Dasjenige anzueignen, was der von ihm vorgefaßten Grundansicht homogen ist, oder unmittelbar daran sich schließt. Überhaupt ist sein Gesichtskreis, wie er sich in vorliegender Abhandlung bethätigt, kein sehr umfassender. Was er einmal ergriffen hat, sowol das Philosophische, den Ideengehalt, als auch das geschichtliche und literarische Material seiner Arbeit, hat er gut und gründlich verarbeitet; aber er scheint nicht in gleichem Grade die Gewandtheit zu besitzen, sich auch des Entfernterliegenden zu bemächtigen oder dazu in ein Verhältniß zu setzen. So vermissen wir allerdings auch eine vielseitigere Beleuchtung der von dem Mittelpunkte weiter abliegenden Partien seines Gegenstandes, eine Auseinandersetzung und Erläuterung solcher Verzweigungen der tragischen Kunst, wo außer den Haupt- und Grundideen noch andere Begriffsmomente in Frage kommen. Überhaupt erweist es sich zwar der Deutlichkeit und leichten Übersichtlichkeit, aber nicht ebenso dem Reichthum und der erschöpfenden Vollständigkeit der Abhandlung vortheilhaft, wenn der Verf. sich meist nur solcher Beispiele bedient, wo die Anwendung der Principien klar und eindringlich zu Tage liegt, selten solcher, wo die Principien versteckter bleiben und hinter einem scheinbar fremdartigen Material hervorgezogen werden müssen. Bei dem Allen aber findet sich Ref. geneigt, den Werth der Schrift innerhalb ihrer Sphäre nicht gering anzuschlagen. Der Verf. ist mit warmer Liebe, ja mit Begeisterung in seinen Gegenstand eingedrungen und hat dabei mit Ruhe und Besonnenheit ihn behandelt. Dieser Verein von Eigenschaften, die man nicht eben häufig beisammen findet, kann nicht umhin, seine Darstellung zugleich anziehend und lehrreich zu machen. Der sprachliche Ausdruck ist lobenswerth und zeigt von einer edeln Bildung; er erhebt sich in einzelnen Abschnitten zu einer milden, von einem Anhauche der Poesie, von der er spricht, sanft durchwehten Wärme, ohne in den übrigen, in denen mehr eine ruhige und klar verständige Haltung vorherrscht, fühlbar zu sinken. Wir möchten das Büchlein insbesondere solchen Lesern empfehlen, denen es um einen, auf möglichst kurzem und leichtem Wege zu gewinnenden Einblick in den Mittelpunkt der von der deutschen Philosophie neuester Zeit ausgehenden speculativen Ansichten über Kunst und Poesie zu thun ist. Solchen Einblick wird diese Schrift eben darum, weil sie von einem concreten, entweder in jenem Mittelpunkte selbst, oder doch dem Mittelpunkte sehr nahe liegenden Gegenstande handelt, glücklicher und sicherer gewähren als andere, die durch eine abstractere Verhandlung von Allgemeinbegriffen dies zu erreichen suchen.

Auch der zweiten Schrift müssen wir ein in gewisser Beziehung ähnliches Lob ertheilen wie der ersten, obgleich die Eigenschaften, welche ihren Verf. auszeichnen, nicht dieselben, sondern wesentlich verschieden sind. Sie gibt der Quantität nach mehr als die erste, nicht blos insofern sie einen größern Kreis von Gegenständen umfaßt, sondern allerdings auch, insofern der Verf. seinen Gegenstand gewandter zu behandeln und eine größere Vielseitigkeit von Gesichtspunkten dafür aufzufinden weiß. Dies zeigt sich sogleich in dem Abschnitte über das Tragische, dessen Begriff Hr. Vischer unter der Kategorie des Erhabenen abhandelt. Dieser Abschnitt (Ref. hält ihn für den vorzüglichsten des Buches) wird trotz seines geringern Umfanges durch die Abhandlung des Hrn. Bohtz nicht überflüssig gemacht. Er kann vielmehr in manchen seiner einzelnen Bemerkungen zu deren Ergänzung dienen, wiewol auch er jene Untersuchung noch lange nicht erschöpft. Auch der philosophische Standpunkt des Verf. ist ein anderer, scheinbar höherer und selbständigerer als der des Hrn. Bohtz. Es ist derselbe ein seiner allgemeinsten Grundidee nach von Hegel entnommener; jedoch nicht der eigne Standpunkt Hegel's in seinen Vorlesungen über Ästhetik, mit deren Gedankengange sich vielmehr Hr. Vischer ausdrücklich nicht einverstanden erklärt, sondern ein aus den Grundbegriffen von Hegel's System, sowie der Verf. dieselben aufgefaßt, von ihm selbst abgezogener.

Könnte man vielleicht aus dem eben Gesagten auf eine größere eigne Productivität des Verf. dieser zweiten Schrift schließen, so entspricht jedoch die Ausführung dieser Erwartung nicht ganz. Der Verf. hat nicht sowol Hegel's Ideen von dem Punkte aus, wo er dieselben gefaßt, selbständig fortentwickelt, als vielmehr nur Ansichten, welche über die Gegenstände, von denen er handelt, schon vorhanden und ausgesprochen waren, aus einigen der bessern Werke (insbesondere aus Jean Paul's „Vorschule") zusammengesucht und sie nicht ohne Geschick und Gewandtheit zwar, und daher auch nicht ohne glücklichen Erfolg im Einzelnen, aber doch ohne gediegene wissenschaftliche Haltung im Ganzen, der Hegel'schen Grundidee, so gut es gehen wollte, angepaßt. Daraus sind denn an mehren Stellen, und zwar hin und wieder grade an den wichtigsten und entscheidendsten, Ergebnisse hervorgegangen, die wunderlich genug klingen und von denen schwerlich zu erwarten ist, daß die wirkliche Philosophie

Hegel's sie für die ihrigen wird anerkennen wollen. Um hiervon Ein Beispiel statt vieler andern anzuführen, so verweisen wir zu diesem Behufe auf die Definition, die der Verf. von einem der Hauptgegenstände seiner Schrift, von dem Begriffe des Komischen gibt. Dieses soll nach ihm (S. 184) „der absolute Taumel" sein, „worin nichts Festes, Absolutes geduldet wird; wo nichts sich erhält als die absolute Freiheit und Frechheit des mit Allem spielenden, lachenden Subjects". Gegen diese Definition macht zwar der Verf. sich selbst den Einwurf, sie scheine auf die von Hegel so nachdrücklich zurückgewiesene Vorstellung der romantischen Schule von der Ironie hinauszukommen. Aber der „große Unterschied" soll dieser sein, „ob dieser Standpunkt, der es der Willkür des Subjects überläßt, jede feste Bestimmung nach Belieben auf- und untertauchen zu lassen, zum Princip der ganzen Ästhetik erhoben, oder ob es blos dem komischen Gebiete vindicirt wird". Wir haben guten Grund, zu zweifeln, ob Hegel diesen sogenannten Standpunkt auch nur als Princip des Komischen gelten lassen würde. Denn auf diese Weise bliebe ja gänzlich unerklärt, wie das Komische noch irgend eine Gemeinschaft mit dem Schönen, dem sonstigen Gegenstande der Ästhetik, haben, wie an ihm sich ein nur nicht ganz verwahrloster Mensch erfreuen kann. Das Princip des Komischen fiele offenbar zusammen mit dem Principe entweder des Gemeinen und Schlechten, oder gar des Häßlichen und Bösen. Hier nämlich hat jene Lust der völlig losgebundenen, nichts Wahres und Würdiges, nichts Hohes und Edles kennenden Subjectivität ihren Platz, die uns der Verf. (nicht seiner Gesinnung nach, diese ist unstreitig besser als seine Theorie) für die ästhetische Lust am Komischen einschwärzen möchte. Es hilft dem Verf. auch nichts, wenn er sich weiterhin (S. 186) auf Hegel's Bezeichnung des Standpunktes der Aristophanischen Komödie in der „Phänomenologie" beruft. Diese nämlich schildert jenen Standpunkt des „Verrathenseins der Substanz an das Subject" als einen Standpunkt des Übergangs aus dem in die Bildlichkeit der mythischen und Kunstreligion versenkten Bewußtsein zu jenem höhern und freiern Bewußtsein des Geistes, welches gleichzeitig in der griechischen Philosophie aufdämmerte und später in dem Christenthume seinen eigentlichen Boden fand. Dieses höhere Bewußtsein ist es, was, obgleich nur noch in negativer Gestalt gegenwärtig, noch so zu sagen latent, der Aristophanischen Komödie ihre ästhetische Würde gibt. Auf entsprechende Weise hätte auch unser Verf. in der Komik überhaupt erstens den Untergang nur eines solchen, das wirklich der Nothwendigkeit des Untergangs verfallen ist, sodann zweitens die Genesis eines höhern Positiven nachweisen müssen, wenn er seine Definition gegen den Vorwurf der Frivolität hätte sichern wollen, gegen den er sich zwar sträubt, aber, wie seine Worte vorliegen, vergeblich sträubt.

So arge Misgriffe, wie der hier ausgehobene — der übrigens, wie wir gern bekennen, wenn nicht der einzige, so doch der auffallendste dieser Art in dem Buche ist — müssen freilich den Werth dieser Schrift ebenso weit, wo nicht weiter, unter den Werth der erstgenannten herabsetzen, wie sie andererseits durch die größere Gewandtheit und Vielseitigkeit der Behandlung sich über sie zu erheben schien. Nichtsdestoweniger ist auch in ihr ein reger, lebendiger Sinn für das Ästhetische und auch bis zu einem gewissen Grade für philosophische Ideen, insbesondere aber ein glückliches Talent der Darstellung nicht zu verkennen. Letzteres macht diese Schrift mehr noch zu einer angenehm unterhaltenden als zu einer eigentlich belehrenden Lecture, läßt aber für zukünftige Leistungen des Verf., insbesondere wenn es demselben gelingen sollte, einen gewissen Leichtsinn und die Neigung, allzu schnell mit einem Gegenstande fertig zu werden, abzuthun, günstige Hoffnung fassen.

(Der Beschluß folgt.)

Über das literarische Eigenthum.

Die „Gazette des tribunaux" enthält einen zweiten Artikel aus der Schrift des Generaladvocaten Berville über das literarische Eigenthum, dessen summarischen Inhalt, da wir bereits den ersten Artikel als von mehren Seiten wichtig in Nr. 85 d. Bl. mittheilten, wir gleichfalls unsern Lesern nicht vorenthalten wollen. „Wenn es gewiß ist", fährt Berville fort, „daß mit der Herausgabe der besondere Besitz des Manuscripts erlischt (expire), da das im Druck erschienene Buch nunmehr ein öffentlicher Gegenstand geworden, so ist damit keineswegs behauptet, daß nun auch das Recht des Verf. für das Künftige erloschen sei und er von nun an keine Frucht seiner Arbeit mehr zu erwarten habe. Dies wäre ja die Ungerechtigkeit selbst, weil alle Arbeit ihren Lohn verdient. Das Publicum, welches von dem Autor in dem Werke das Product seiner Intelligenz bezogen hat, ist ihm den Preis dieser Aufopferung und Gabe schuldig; außerdem würde es ja zu gleicher Zeit in dem Besitz der Sache und des Preises sein, was eine schreiende Ungerechtigkeit wäre. Weit entfernt also, daß das Recht des Autors erlöschen sollte, verändert es vielmehr nur seine Natur; dabei bleibt es ebenso heilig als früherhin. Vor der Herausgabe besaß der Verf. sein Manuscript als Eigenthum, nach derselben hat er für die Veröffentlichung die Belohnung zu fodern, oder wenn man will, seinen Preis, seinen Lohn. Dergestalt unterscheidet sich das Verhältniß des Autors nicht im Wesentlichen von dem anderer Personen, die gleichfalls vom Ertrag der rein intellectuellen Arbeit leben müssen, z. B. der Ärzte, der Advocaten, der Professoren u. s. w. Oder wollte man etwa behaupten, daß die Anstrengungen und Bemühungen dieser Leute nicht eben sowol als ein Buch, Werke des Gedankens, Producte der Intelligenz seien?"

„Es bietet sich hier die Frage dar; woher soll aber dieser Preis, dieser Lohn für den Autor kommen? Der Arzt, der Advocat, der Professor arbeiten für Privatleute, von denen sie für ihre Bemühungen bezahlt werden; der Schriftsteller arbeitet für das Publicum. Soll ihn dieses als solches bezahlen? ihm etwa sein Werk abschätzen lassen und alsdann ihm eine Anweisung an den öffentlichen Schatz geben? O, dann würde alles Gold von Peru nicht hinreichen, um unsere Autoren zu besolden! Und wer soll der Abschätzer sein?"

„Hiermit aber stehen wir grade bei der eigentlichen Hauptfrage. Es handelt sich nämlich nun nicht mehr um die Unangemessenheit, dem Schriftsteller das Eigenthumsrecht an eine öffentliche Sache zu sichern, sondern um die entsprechende Anordnung und Constatirung des Lohns, den er dafür, daß er sein Privatgut zum öffentlichen Eigenthum gemacht hat, mit Recht in Anspruch nehmen kann. Eine dahin gehörige Ausgleichung ist durch das Gesetz von 1793 verge-

schlagen, wodurch die Lösung dieses etwas verwickelten Problems am besten erreicht scheint. Dies Gesetz bestimmt nämlich die Sache nach der Form der *Privilegien*. Kraft dessen begibt sich die öffentliche Gesellschaft des Rechts der sofortigen Besitznahme nach Erscheinung des Werks; sie vertagt diese und bewilligt dem Autor eine hinlängliche *Frist*, binnen welcher er sein Werk noch im Privatbesitze behält und sich auf entsprechende Weise dafür bezahlt macht. Nach Verlauf dieser Frist wird das Werk unwiderruflich ein öffentlicher Besitz und dem Autor stehen keine fernern Ansprüche darauf zu. Es ist also ein temporaires *Monopol*, was dem Schriftsteller hiermit bewilligt wird, von dem allgemeinen Interesse eingegeben, wodurch der literarische Verkehr auf keine Weise gehemmt wird. Es ist dies auch der Weg, den man immer eingeschlagen, sobald es sich um *von Privatpersonen für den öffentlichen Nutzen ausgeführte Werke* handelte. Wenn von Privatgesellschaften öffentliche Bauwerke: Kanäle, Brücken, Tunnels, Eisenbahnen u. s. w., ausgehen, so bleiben jene nicht im fortwährenden Besitz dieser Anstalten, sondern nur im einstweiligen, d. i. im monopolistischen Besitz."

„Der Gesetzgeber von 1793 hatte überdies noch ein neueres und näherliegendes Beispiel vor Augen, nämlich die Patente der Erfindungen. Wenn irgend Jemand eine gemeinnützige Erfindung gemacht hat, läßt man ihn im fortwährenden Besitz und Nießbrauch derselben? Nein, man ertheilt ihm ein auf eine bestimmte Zeitfrist gültiges Patent. Man hat dies Princip in Frankreich auf die literarischen Werke übergetragen; allein dabei sind die Autoren besser weggekommen, als dort die Leute von der Industrie. Den letztern wurde höchstens ein Privilegium von 10—15 Jahren bewilligt, während das ausschließliche Privilegium der Schriftsteller für ihre ganze Lebenszeit galt und noch auf ihre Erben bis auf 20 Jahre nach ihrem Tode sich erstreckte. Während nun die Industriellen mit ihren beschränktern Privilegien sich zufrieden zeigten, waren es die Gelehrten mit ihren ausgedehntern nicht. Der Gesetzgeber hatte in seiner Darstellung ein Wort vom „literarischen Eigenthum" fallen lassen, dessen man sich später zur Gegenargumentirung bediente. Man schlug in einer solchen theils eine fortlaufende Prolongation des Autorenrechts in dessen Familie, theils einen Wiederkauf des perpetuellen Eigenthumsrechts vor. Allein Beides beruht doch immer auf einer offenbaren Begriffsverwirrung. Wenn man nämlich das hier gebrauchte Wort: Eigenthum, als eine figürliche, oratorische, stellvertretende Bezeichnung alles Dessen nimmt, was in dem aus der geistigen Vorzüglichkeit seiner Arbeit hervorgehenden Recht des Verf. Heiliges und Unverletzliches liegt, so kann man nur damit einverstanden sein. Nimmt man es aber im rein legalen, juristischen, ausschließenden, durchaus persönlichen Sinne, so erscheint es als für diesen Gegenstand durchaus unpassend. Denn nach der Veröffentlichung eines literarischen Werks gibt es keinen Privatbesitz desselben mehr; Das, was jetzt noch möglich ist, ist ein Monopol. Ein solches aber, dem Privatmann als Bezahlung bewilligt, kann keine perpetuelle Geltung haben, 1) (nach dem Privatrecht) weil damit ein unbestimmter Preis gesetzt wäre, 2) (nach dem öffentlichen Recht) weil dies die Freiheit des Handelsverkehrs aufheben würde. Das Einzige, was als Erweiterung des Rechts noch zugestanden werden könnte, wäre, daß, wenn das Privilegium nicht den anzunehmenden Preis einbrächte, man dessen Dauer verlängerte."

„Die Widerwärtigen", fährt Verville fort, „werden hier sogleich mit einem Beispiel als Einwand kommen. Wie, werden sie sagen, die Werke von Corneille sind der Ruhm Frankreichs, sie haben das Glück der Buchhändler gemacht und den Nachkommen Corneille's fehlt es an Brot? Ist dies nicht ein himmelschreiendes Unrecht?"

Dagegen bemerkt aber Verville, das Gesetz von 1793 in Schutz nehmend, allerdings richtig, daß, wenn Corneille für seine Werke keinen seinem Genius entsprechenden Preis erhielt, dies ein Fehler seiner Zeit sei, wo von einer Regulirung der Autorenrechte nicht die Rede war, und dies nichts gegen obiges Gesetz beweise; daß ferner der in jenem Einwand liegende Vorwurf für die Undankbarkeit der Nation hier keineswegs zur Sache gehöre, und daß endlich, wenn dadurch die Foderung ausgesprochen werden solle, es müßten die Werke Corneille's seinem Geschlechte, so lange dies in Frankreich bestünde, den Fonds zum Lebensunterhalt gewähren, eine solche Foderung gar sehr ans Absurde streifen würde. Dagegen läßt sich fragen: hat Corneille nicht für seine Arbeiten seinerseits den Ertrag empfangen? ist dieser nicht zu seinem Vermögen geschlagen worden? ist er mithin nicht mit diesem auch auf seine Erben gelangt? Will man diesen nunmehr eine *zweite* Ausbeutung der Werke ihres Vorfahren verstatten, heißt dies alsdann nicht, ihnen die Sache *und* den Preis zugleich gewähren?

In Aufstellung des folgenden Gleichnisses, das Verville beibringt, müssen wir ihm jedoch vorhalten, daß ihn hier die Schärfe und Consequenz seiner Beweisführung verlassen zu haben scheint. Er sagt nämlich: Wenn man einmal die geistige Production unter den mercantilen Gesichtspunkt befasse, so dürfe man sich auch nicht wundern, wenn man derselben hernach alle andern Producte der menschlichen Industrie gleichsetze. Diesem nach würde es aber schwerlich Jemanden einfallen, dem Fabrikanten, nachdem derselbe die Artikel seiner Fabrik verkauft, das Recht einzuräumen, sich auch noch von dem Gebrauch, den der Käufer (und so fort) davon mache, bezahlt zu machen. Dieser Vergleich paßt aber um so weniger, da Verville vorher selbst das geistige Product eben als *keinen* Einzelbesitz, oder als ein *nicht im Einzelnen Besitzbares* bestimmt hatte. Ein paar Strümpfe aus der Fabrik, ein Regenschirm, eine Uhr, die ich kaufe, werden durch den Kauf *vom Einzelnen dem Einzelnen* cedirt. Daß eine solche Cession auf den *Einzelnen* aber beim geistigen Product nicht stattfinde, zeigte Verville selbst in seinem ersten Artikel.

Der Schluß seiner Auseinandersetzung ist wieder sehr beherzigenswerth. Wenn man bedenke, sagt er, wie schwer nach Verstreichung von zwei, drei Menschenaltern noch die Erbrechte zu erkennen und zu bestimmen seien; wie sehr die Familien sich vervielfaltigen und verzweigen; wie viele ursprüngliche und einfache Rechte sich durch spätere Verträge, Theilungen, öffentliche und Privatvergleiche ganz anders gestalten, so könne man in einer solchen Privilegiatur für ewige Zeiten nur etwas ganz Unthunliches finden. Und endlich, wem komme dies Alles zu Gute? Dem Auslande, welches das Inland mit Nachdrücken überschwemme. Das ganze 18. Jahrhundert liefere hierzu den Beleg. „Hieran merken wir recht deutlich den Misbrauch des Wortes: Eigenthum. Das wahre Eigenthum ist stets heilig, unverletzlich. Allein was ist das für ein Eigenthumsrecht, das auf der Grenze erlischt und jenseit der Douanenlinie keine Sanctionirung mehr findet?"

„Ist denn also", so fragt der Beweisführer am Schlusse, „auch von keiner andern Seite her etwas für die Autoren zu leisten? O allerdings, man kann zu ihren Gunsten sehr Vieles bewirken, ohne daß man deshalb nöthig hätte, ein durchaus illusorisches und unhaltbares Eigenthumsrecht zu erschaffen. Man dämpfe zuerst und vor allen Dingen, sei es auf diplomatischem Wege, sei es durch entsprechende Sicherheitsmaßregeln im Inlande, den auswärtigen Nachdruck; man vervielfältige die Mittel des Absatzes durch Förderung der öffentlichen Gelehrtenanstalten, der öffentlichen Schulen, Bibliotheken, auch der Theater. Man unterstütze die großen und kostspieligen Buchhändlerunternehmungen; man sinne auf Mittel, die Beziehungen und Verhältnisse der Autoren zum Buchhandel und zum Publicum zu erleichtern und fester zu begründen u. s. w. Das sind alles Wege, die, wenn man sie richtig einschlägt, ihren Erfolg nicht verfehlen werden und deren Einflüsse wahrhaft unendlicher Natur sind." 80.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Montag, —— Nr. 107. —— 17. April 1837.

Ästhetik.

(Beschluß aus Nr. 106.)

Wir kommen endlich zu der dritten Schrift, der „Neuen Vorschule" des Hrn. Dr. Ruge. Diese zeichnet sich vor beiden vorigen dadurch aus, daß sie aus einem vollständigen und gründlichen Studium nicht blos eines oder des andern, sondern aller nähern Vorgänger des Verf. und aus dem, bei gediegener Durcharbeitung des Gegenstandes selbstempfundenen Bedürfnisse hervorgegangen ist, die Lücken, welche diese Vorgänger gelassen, auszufüllen und ihre Irrthümer zu verbessern. Sie ist darum als ein eigentliches Werk der Forschung anzusehen und ein anderer Maßstab der Beurtheilung an sie zu legen als an jene beiden. Einen solchen anzulegen, wird indeß Ref. insofern keinen Beruf zu haben scheinen, da er hier vielmehr Partei als Richter ist. Unter den Vorgängern nämlich, denen der Verf. die sorgfältigste und genaueste Berücksichtigung widmet und auf deren Leistungen er fortbaut, befindet sich Ref. selbst, welcher dies Hrn. Ruge um so mehr und um so lebhafter danken muß, je deutlicher er jetzt einsieht, wie sehr sein Werk über Ästhetik bei der großen Unvollkommenheit seines sprachlichen Ausdrucks, der leider sein Verständniß so sehr erschwert, einer solchen Nachhülfe und Nachbesserung bedarf, wie ihm Hr. Ruge zu Theil werden läßt, wenn die in ihm niedergelegten Ideen eines allgemeinern Eingangs sich erfreuen sollen. Hr. Vischer, der sich zu Überwindung jener Schwierigkeiten nicht aufgelegt fühlte, hat jenes Werk unter ziemlich barschen Ausdrücken auf die Seite zu werfen beliebt. Hätte er die Schrift des Hrn. Ruge schon benutzen können, so würde ihm durch sie wenigstens der Vorwand entzogen worden sein, dessen er sich jetzt bedient, um die Belehrung, die er aus dem Werke des Ref., wol nicht zum Nachtheil des seinigen, hätte schöpfen können, von sich zu weisen.

Hrn. Ruge's Stellung auf dem Gebiete der wissenschaftlichen Ästhetik ist insofern eine ähnliche wie die des Hrn. Vischer, als auch er, was das Allgemeine des philosophischen Standpunkts betrifft, sich zu Hegel bekennt, aber in der speculativen Entwickelung der ästhetischen Begriffe selbst nicht Hegel folgt, sondern seinen eignen Gang geht. Aber wenn Ref. das Urtheil ausspricht, daß er dieses auf weit gediegenere und gründlichere Weise thut als Hr. Vischer, so darf er mit Zuversicht hoffen, daß jeder einsichtige Leser beider Schriften in dieses Urtheil einstimmen und nicht etwa dasselbe auf Rechnung des Umstandes bringen wird, daß Hr. Ruge in diesem seinem Gange näher als Hr. Vischer mit Ref. zusammentrifft und gerechter gegen des Letztern Arbeit ist. Der Weg nämlich, auf welchem Hr. Ruge zu seinem Hauptgegenstande, dem Begriffe des Komischen, gelangt, ist, wie auch von ihm ausdrücklich anerkannt wird, in allen Hauptmomenten derselbe, den Ref. in seiner systematischen Darstellung der Ästhetik gegangen ist. Mehr als ein Drittel des Buches ist der Auseinandersetzung der im „Systeme der Ästhetik" überhaupt dem Begriffe des Komischen vorangehenden und die Bedingung seines Verständnisses ausmachenden Begriffsbestimmungen gewidmet. Es wird uns vorgeführt erstens der Begriff der Schönheit überhaupt als „erscheinender Idee" im Gegensatze zur Wahrheit als „gedachter Idee"; sodann die Steigerung der Schönheit von ihrem Dasein in unvollkommener Unmittelbarkeit (als solches Dasein faßt Hr. Ruge die „Naturschönheit", Ref. aber die „Phantasie") durch ihre „Selbstbefreiung" in den Begriffen der Erhabenheit, der Häßlichkeit und des Komischen, zum vollkommenen Dasein, welches sie in der Gestalt des Ideals hat. Den Begriffen des Erhabenen und des Häßlichen, als den nächsten und eigentlichen Vorgängern des Komischen, wird eine ausführlichere Betrachtung gewidmet. Aus dieser Betrachtung erwächst dann dem Verf. die, dem Sinne nach mit der Definition, die Ref. für das Komische gegeben hat, daß es die „aufgehobene", oder vielmehr die „sich selbst aufhebende Häßlichkeit" sei, übereintreffende, aber glücklicher noch von ihm ausgedrückte Definition (S. 107) des Komischen. Das Komische nämlich ist ihm „die Erheiterung, Wiedergeburt aus der Trübung, eine wiederaufblickende Schönheit, der Geistesblitz der Besinnung in den getrübten Geist".

Zu einer ausführlichen Discussion der Punkte, welche in dieser allgemeinern Verhandlung, ebenso wie auch weiterhin in der speciellern, zwischen dem Verf. und Ref. noch streitig bleiben, möchte hier der Ort nicht sein. In vielen Einzelheiten ist Letzterer gern bereit, Hrn. Ruge's Ausstellungen gegen sein früheres Werk als gegründet anzuerkennen. Zu deutlich ist er sich bewußt, wie sehr er

bei Abfassung desselben noch mit dem Ausdrucke zu ringen hatte, als daß er sich einbilden könnte, überall den richtigen getroffen zu haben. Hr. Ruge hat sehr Recht, darauf zu dringen, daß es nicht damit abgethan sei, das Rechte zu meinen, sondern daß es gelte, es zu sagen; und so ist es denn ihm, der die Gabe eines scharfen, so klaren als geistreichen philosophischen Ausdrucks in nicht geringem Grade besitzt und bethätigt, an mehr als einer Stelle ohne Zweifel gelungen, das Rechte, was Ref. nur gemeint hatte, zu sagen. Den Grundmangel indeß, den der Verf. (S. 20 fg. u. a.) in der „Ästhetik" des Ref. zu bemerken glaubt, kann Ref. nicht zugestehen. Zu einem Dualismus der Art, welcher die Wirklichkeit außerhalb des Gedankens, des vernünftigen, speculativen Gedankens setzt, hat er sich nirgend, auch in der „Ästhetik" nicht, bekannt, vielmehr stets auf das ernstlichste dagegen protestirt. Das eigentliche Moment der Differenz, welches noch zurückbleibt, auch wenn wir Alles, was nur auf den Ausdruck geschoben werden kann, abrechnen, möchte vielmehr in demjenigen Begriffe zu suchen sein, welchen Ref. (leider freilich nicht ganz mit der Klarheit, welche er jetzt vielleicht dieser Auseinandersetzung würde geben können) als das Moment des Irrationalen oder Incommensurablen der schönen Erscheinung in ihrem Verhältnisse zur Idee der Wahrheit und zum begreifenden Denken zu bezeichnen versucht hat („Ästhetik", Thl. 1, S. 130 fg.). Durch diese Begriffsbestimmung wird keineswegs ausgeschlossen, daß nicht alle Schönheit in dem Geiste, in dem Gedanken als solchem ihren Sitz habe, inwiefern nämlich der Geist sein Object, die Natur, nicht außer sich hat, sondern mit der Natur identisch ist, also in dem absoluten Geiste. Es hat vielmehr Ref. von vorn herein (ebendas., S. 69 fg.) als das Element der Schönheit die Phantasie bezeichnet, von welcher doch wol Niemand bezweifeln wird, daß sie dem Geiste, dem Gedanken angehört, obgleich sie dem Begriffe gegenüber etwas Incommensurables ist. Eben dieser Begriff des Irrationalen aber fehlt bei Hrn. Ruge. Aus diesem Grunde können wir nicht umhin, namentlich den Abschnitt über das Erhabene ebenso unsererseits unbefriedigend zu finden, wie Hr. Ruge seinerseits denselben in der Arbeit des Ref. unbefriedigend gefunden hat. Was Hr. Ruge in diesem Abschnitt sagt, reicht keineswegs hin, das Erhabene als ästhetisches, sondern nur dasselbe als geistiges Moment überhaupt zu bezeichnen. Er sieht dies im Grunde auch selbst ein; aber es befremdet, wenn er die Einverleibung jenes Begriffs in die Ästhetik durch die bloßen Worte: „Erscheinen" und „Gleichniß", abgethan meint, welche er zu seiner außerästhetischen Bezeichnung der Erhabenheit äußerlich hinzubringt. Höchlich erfreut dagegen hat den Ref. Hrn. Ruge's Zustimmung zu seiner Abhandlung des Begriffs der Häßlichkeit und die eigne treffliche Ausführung, die er von diesem wichtigen, bisher so sehr vernachlässigten Begriffe gibt.

Nicht minder verdienstvoll ist die ungemein reichhaltige und sorgfältig ausgearbeitete Abhandlung des Komischen selbst. Der Verf. gibt erst, noch in demselben Abschnitte, in welchem er die Begriffe der Erhabenheit und der Häßlichkeit abgehandelt hat, eine Darlegung des Komischen als Allgemeinbegriffs; sodann geht er in dem folgenden Abschnitte zu einer Ausführung der „komischen Wirklichkeit" über, welche er in einer Dreiheit von Stufen oder auseinander sich entwickelnden Formbildungen als Witz, Humor und komische Kunst vorführt. Als die Wirklichkeit nämlich des Komischen betrachtet der Verf. mit Recht nicht das Dasein des äußern Gegenstandes, über den wir lachen, sondern die Gesammtkette der Wirkungen, die entweder von diesem Gegenstande aufwärts bis zu dem höchsten Selbstbewußtsein des Geistes in seiner absoluten Freiheit, oder von diesem Bewußtsein abwärts in der Production einer komischen Gegenständlichkeit gehen. (Vgl. die trefflichen Bemerkungen S. 138 fg. über die Art und Weise, wie eine und dieselbe Handlung oder Äußerung, wenn sie unbewußt erfolgt, eine lächerliche, wenn mit Bewußtsein, eine witzige ist.) Sehr gelungen ist die Exposition (S. 118 fg.), wie das Moment der Komik als solcher nicht einseitig in der Objectivität beruht, sondern nur in dem Ineinanderschlagen des objectiven und subjectiven Moments erzeugt wird. Die wahre Erklärung des Komischen ist allerdings nicht draußen in der äußern Welt, sondern inwendig im Geiste zu suchen; freilich nicht in dem von seiner Gegenständlichkeit entleerten, sondern in dem mit der Natur identischen Geiste. Nur dies scheint uns ein Fehlgriff, daß der Verf. hin und wieder das komische Object, insofern es von dem Subject abgesondert betrachtet wird, gradehin als das Häßliche bezeichnen zu wollen Miene macht, während wir doch im Leben über einen häßlichen Gegenstand nur dann lachen, wenn seine Häßlichkeit eine gebrochene, oder sich selbst vernichtende, also nicht wirkliche Häßlichkeit ist. Hier scheint zu wenig berücksichtigt, wie jede der beiden Seiten des Komischen für sich selbst schon das Ganze ausdrückt; wie also jene Aufhebung der Häßlichkeit, worin die Komik besteht, ebenso sehr in dem Object wie in dem Subject vorgehen muß. Dieser Umstand, auf welchen der Verf. selbst zwar auch hier schon (vgl. S. 125) in gewissem Sinne zu dringen scheint, aber den er nicht genug berücksichtigt hat, wird am vollständigsten an dem Begriffe deutlich, den er weiter unten (S. 207 fg.) sehr gut abhandelt, dem Begriffe des Naiven. So auch vermissen wir in der Abhandlung des Allgemeinbegriffs allerdings eine Erklärung der physischen Erscheinung des Lachens. Wir meinen nicht eine physiologische Erklärung, welche die Affection des Körpers beim Lachen in ihrem physischen Zusammenhange, wol aber eine psychologische, welche den Grund und die Nothwendigkeit, weshalb grade hier solche Affection überhaupt eintritt, darlegen müßte. Wir glauben nicht zu irren, wenn wir den Grund auch dieses Mangels in der vorherrschenden Hinneigung der Theorie des Verf. zu dem idealistischen Momente suchen.

Was nun aber die weitere Verhandlung über die Stufenreihe der Momente betrifft, in denen sich das Komische productiv verwirklicht, so freut sich Ref., so gut wie durchgehends sich damit in Übereinstimmung und

durch sie seine eigne Darstellung in wesentlichen Momenten erweitert, ergänzt, berichtigt zu finden. Mit einer wahrhaft lehrreichen Ausführlichkeit geht der Verf. alle Erscheinungen und Thätigkeitsweisen des das Komische producirenden Geistes durch, insbesondere die allgemeinern und durchgreifendern, welche nicht blos der Kunst, sondern dem Leben als solchem angehören. Nur in Bezug auf die eigentliche Kunst des Komischen, namentlich die dramatische, die eigentliche Komödie, hätte man, nachdem der Verf. einmal diesem Gegenstande ein so reiches und gründliches Studium gewidmet hatte, eine noch größere Ausführlichkeit wünschen können. Vielleicht, daß Hr. Ruge später einmal in einem andern Zusammenhange darauf zurückkommt.

Ch. H. Weiße.

Auszug aus einem Briefe über Tieck's „Der junge Tischlermeister".*)

Man weiß es nie genauer, ob etwas den Eindruck eines Ganzen auf uns gemacht hat, als wenn man es in fast ununterbrochener Folge in sich aufnimmt. Nach langentbehrtem und doch so unentbehrlichem Zustand, mich wieder einmal im Zusammenhang auf Eins concentriren zu können, las ich in dieser Weise den „Jungen Tischlermeister". Nachdem ich die Novelle gelesen, die Betrachtungen über so viele Zustände der Kunst, des Wissens und Lebens oft doppelt gelesen, war mir es, als hätte ich etwas erlebt, was für einen mir befreundeten Menschen ein lehrreicher und abgeschlossener Lebensabschnitt sei, welcher auf sein ferneres Leben einwirke, wie ein schönes, wohlthätiges, nicht allzu stürmisches Morgengewitter auf einen hellen milden Sommertag. Die aus dem Leben gegriffenen, selten ergriffenen, am seltensten mit dieser Tiefe, diesem Geist und Scharfsinn begriffenen Stoffe zu Betrachtungen; das Eindringen in die oft nur scheinbaren Wirren und unerschöpflichen Zusammenhänge der Natur des Menschen, seiner Licht- und Schattenseiten; die geheimnißvollen Verzweigungen und Entwickelungen der Erlebnisse, welche die Schicksale der Menschen bilden und für die blinde mehr noch sich selbst vollendende Welt an meistens unsichtbaren Fäden hängen; das Seltsame, Wunderliche, Unheimliche, was in jedes Menschen Brust lauert; die Zufälligkeiten, welche durch die Welt irren und doch nur nothwendige Wirkungen bestimmter Ursachen sind, wodurch Zustände herbeigeführt werden, welche oft der Mensch nicht wollte, auch, wäre er nicht erst im Bilden und Werden begriffen, sich ihnen nicht überliefern sollte, ja durch welche oft selbst Der, welcher sich fertig dünkt, geliefert ist: — Alles das lebt und webt und durchwebt sich in diesem Buche zu einem leben- und geistvollen Ganzen, gleichsam der Lehrzeit einer edeln ethischen Natur, welche, in den Kreislauf eines bunten, oft bedenklichen, Treibens hineingezogen, grade dadurch zur Ruhe, Sicherheit und Einheit, zur Erfüllung eines menschlich und bürgerlich schönen Daseins gelangt.

Nur eine Färbung vermißt man in dem Gewirre, das in ihm und um ihn dräut, und dem er sich auch ergibt, eine Regung, welche bei einem zarten und edeln Gemüthe, wie das Leonhard's ist, ebenso menschlich schön und wahr als nothwendig erscheint, das Gefühl, an seinem guten vertrauenden Weibe einen Verrath begangen zu haben. Man vermißt jenen natürlichen und versöhnenden Vorwurf seines innern ethischen Gewissens, nicht seines äußern, von menschlichen Gesetzen und Ordnungen abhängenden. So schön, rein und wahr, gleich dem Morgenroth des Himmels an einem schönen Maitag, Leonhard's Jugendliebe zu Kunigunden ist, und das Losreißen von ihr in dem Moment ihrer unbefangenen, kindlich seligen Hingebung erscheint, so gewiß ein Wiederaufsuchen kommen mußte, ein Wiederauffinden kommen durfte, so gewiß widersteht die darauf folgende Katastrophe aller ethischen Erwartung und Empfindung.

Wie schön, wie beruhigend ist am Schlusse die Wiederkehr des Bildes, womit die Novelle beginnt. Welcher herzinnige Friede kehrt in uns ein, wenn wir Leonhard unter dem Schatten desselben Nußbaums, unter welchem er einst träumerisch und beklemmten Herzens gestanden, von jenen Zuständen, welche ihn einst fast zu ängstigen schienen, heimisch beseligt erblicken. Kann er das aber so ganz ohne schmerzliche, wehmüthige Rückerinnerung?

„Warum es grade ein Tischler sei?" hörte ich fragen; „warum nicht ebenso gut (?!) Jemand aus den höhern Ständen, etwa ein Baurath, ein Archivrath? was bei seiner ungewöhnlich feinen Bildung doch weit natürlicher wäre!" O ihr natürlichen Unnatürlichen! Abgesehen von der Erlaubniß der, mit ihren Gaben nicht aristokratisch wuchernden Natur und von der Licenz der Dichter, welche die Wahrheit der Natur zu Tage fördern, ein solches Naturell aus dem Handwerkerstande hervorgehen zu lassen, war die Wahl des Tischlers die passende und poetische und zugleich zu diesem Zweck dienliche. Welche unsaubern und unästhetischen Zustände haben die meisten Gewerbe im Gefolge, die den Umgang mit Vornehmern grabezu ausschließen! Und was wäre aus den schönen lehrreichen Contrasten geworden, welche aus diesem Umgang hervorgehen, wäre der Held ein langweiliger, moderner Herr Geheimarchivar?! Zu welchen lebensweisen und lebenswahren Betrachtungen führen diese Schilderungen, welche jetzt noch mehr an der Zeit sind, als sie es im J. 1795 waren. Damals hatte Schwärmerei für Freiheit und Gleichheit rasch gebrechliche Flugbrücken zwischen den Ständen gebaut; jetzt, wo der Adel zwar zeitgemäß für aufgeklärt gelten und vor allen Dingen sich amusiren will, aber doch beiher mehr als je Vorzüge und Vortheile ausschließlich in Anspruch nehmen möchte, jetzt macht er hier und da irgend einen Herrn Rath zur schmalen Eselsbrücke zwischen sich und der bürgerlichen Welt, räumt dieser aber gewiß keine Ebenbürtigkeit mit seinem sublimen Geist und Stoff, noch in der Concurrenz mit den Stellen ein, welche ihm, dem gleichsam Erstgeborenen im Staate, gebühren. Nur ausnahmsweise füllt Vorurtheilslosigkeit, Liebe, Achtung, Vertrauen und wahre Bildung den sonst bodenlosen Abgrund aus, und dieses weltbürgerliche, versöhnende Werk übernimmt diese anmuthvolle, geistreiche und trotz aller hereinblickenden gespenstischen und unheimlichen Seiten des Lebens und der Menschennatur doch heitere Novelle. — —

Meine Feder ist nicht würdig, Tieck's Sünden zu rügen, geschweige sein Gutes und Ewiges im rechten Lichte darzustellen. Es muß allerdings sehr schmerzlich für ihn sein, jetzt von allen Seiten von bissigen Hunden angepackt zu werden. Nur eine Art, ihm zu Leibe zu gehen, hat mir gefallen, im (wenn ich nicht irre) „Mitternachtsblatt": „Er sei nun der Erste, auf ihn sähen Alle, von ihm erwartete man Alles und das Beste, er müsse nun aufhören zu spielen, was ihm bisher vergönnt gewesen wäre, sich erheben u. s. w. Man könnte ihn mit seinen eignen Worten zurufen:

„Steig' auf in der alten Pracht."

134.

*) Vergl. einen größern Aufsatz hierüber in Nr. 72—75 d. Bl.
D. Red.

Notizen.

Man könnte eine Geschichte der Honorare, der hohen sowol als der niedrigen, schreiben, welche verdiente und unverdiente Gelehrte empfingen. Eine solche müßte sicherlich von großem Interesse sein, wenngleich sich dabei zuweilen das Herz verletzt fühlen und der Geist empören würde. So z. B. bei einer Parallele wie diese, daß Milton für sein mühsam an den Verleger gebrachtes „Verlorenes Paradies" nur wenige Pfund, dagegen Müllner, hausbackenen Andenkens, für seine „Albaneserin" 3000

Thaler empfing. Nicht immer steht das Honorar in so entsprechendem Verhältniß zu den schriftstellerischen Werken, als dies bei Byron der Fall war, dessen zahlreiche poetische Schriften von dem Verleger folgendermaßen honorirt wurden:

Childe Harold. Erster und zweiter Gesang	600	Pf.	Sterl.
= = Dritter = = =	1575	=	=
= = Vierter = = =	2100	=	=
Der Giaur	525	=	=
Die Braut von Abydos	525	=	=
Der Korsar	525	=	=
Lara	700	=	=
Die Belagerung von Korinth	525	=	=
Parisina	525	=	=
Manfred	515	=	=
Beppo	425	=	=
Don Juan 1. und 2.	1525	=	=
= = 3. 4. und 5.	1525	=	=
Der Doge von Venedig	1050	=	=
Sardanapal, Kain, Die beiden Foscari . .	1100	=	=
Mazeppa	525	=	=
Der Gefangene von Chillon	525	=	=
Sundries	450	=	=
Die Hours of idleness; English bards and scotish reviewers; Hints from Horace; Werner; Heaven and earth und einige andere Stücke, zusammen	3885	=	=

Das größte Honorar unter allen Schriftstellern möchte jedoch wol Blackstone für seine „Commentaries on the laws of England“ empfangen haben. Dies bestand in 16,000 Pfund Sterling oder 96,000 Thalern.

Als 1813 nach den in Rußland und Deutschland erlittenen Niederlagen die Armee Napoleon's über den Rhein ging, wurde im Theater zu Strasburg an einem Abend ein sonst ganz unbedeutendes Stück aufgeführt: „Françoise de Foix à la cour de François I.“ Das Haus war sehr gefüllt, und weil das Stück einige langweilige Partien hatte, so verhielt sich die Versammlung anfangs ziemlich gleichgültig. Als aber der Schauspieler in der Rolle Franz I. zu dessen allbekannten Worten nach der Schlacht von Pavia kam: „Alles ist verloren, nur die Ehre nicht“, brach die Versammlung plötzlich in den lebhaftesten Enthusiasmus aus. Man jubelte, schrie, applaudirte, weinte. Der Schauspieler sah sich genöthigt, jene Worte unzählige Male zu wiederholen und das Stück konnte zuletzt wegen der allgemeinen Aufregung gar nicht zu Ende gespielt werden. Späterhin jagten sich die Vorstellungen desselben auf allen französischen Bühnen. Die Widersacher Napoleon's wagten es nicht, laut zu werden. 11.

Bibliographie.

Abrantes, Herzogin v., Genre-Bilder aus Spanien. Aus dem Französischen. 2 Bändchen. 8. Quedlinburg, Basse. 1 Thlr. 20 Gr.

Bakewell, F. C., Die Gewißheit eines Lebens nach dem Tode, dargethan aus den Eigenschaften der belebten und unbelebten Körper. Nach dem Englischen bearbeitet von C. Schöpfer. 8. Nordhausen, Fürst. 10 Gr.

Biedenfeld, F. Frhr. v., Ursprung, Aufleben, Größe, Herrschaft, Verfall und jetzige Zustände sämmtlicher Mönchs- und Klosterfrauen-Orden im Orient und Occident. Nebst den illuminirten (lith.) Abbildungen von 77 verschiedenen geistlichen Orden und 1 chronologisch-synchronistischen Tabelle der Entstehung von 481 Congregationen. Nach Urkunden und Originalquellen. In 2 Bänden. Mit kaiserl. königl. östreichischer Censur. Gr. 8. Weimar, Voigt. 5 Thlr. 12 Gr.

Bulwer, E. L., Die Zeitgenossen. Ihre Schicksale, ihre Tendenzen, ihre großen Charaktere. Aus dem Englischen. 1ster Band. (1ste u. 2te Lief.) 16. Stuttgart, Verlag der Classiker. 8 Gr.

Byron, Dichtungen. Aus dem Englischen von G. Pfizer. 2te Sammlung. 8. Stuttgart, Liesching. 1 Thlr. 18 Gr.

Chemlin, F., Der Schmidt von Jüterbog. Nach einer Chronikensage bearbeitet. 8. Jüterbog, Colditz. 12 Gr.

Ficker, F., Geschichtlicher Überblick der gesammten schönen Kunst auf ihren einzelnen Sphären. Gr. 8. Wien, Gerold. 1 Thlr. 8 Gr.

Geschichte der Staaten des Alterthums und des Mittelalters. Herausgegeben von mehrern Gelehrten. 1ster Band. Römische Geschichte. 1ster Band. — Auch u. d. T.: Römische Geschichte. Nach Niebuhr, Heeren, Wachsmuth, Schlosser und Andern. Aus dem Englischen von F. Bauer. 1ster Band. Gr. 8. Quedlinburg, Basse. 1 Thlr. 6 Gr.

Havemann, W., Geschichte der Lande Braunschweig und Lüneburg für Schule und Haus. 1ster Band. Gr. 8. Lüneburg, Herold u. Wahlstab. 1 Thlr. 8 Gr.

Hölty, A., Zoroaster und sein Zeitalter. 8. Lüneburg, Herold u. Wahlstab. 1836. 12 Gr.

Minckwitz, J., Die deutsche Dichtkunst. Ein satyrisch-komisches Lehrgedicht. 8. Leipzig, Kummer. 10 Gr.

Nelly, St., Novellen. Mit einem Vorwort von Th. Hell. Mit 1 Titelbilde. 8. Meissen, Goedsche. 1 Thlr. 6 Gr.

Oertel, Meine Land- und Wasserreise von Ansbach über München, Passau, Wien, Brünn und Olmüz nach Gräfenberg zum Herrn Wasserdoctor Vincenz Prießnitz im Juli und August 1836. 8. Nürnberg, auf Kosten des Hydropath. Vereins. Campe. 10 Gr.

Reck, K., Goethe und seine Widersacher oder der neue Deutsche kritische Parnaß, mit Einleitung und einigen Seitenfugen. 1stes Bändchen. 8. Weimar, Voigt. 1 Thlr. 8 Gr.

Wunderbare Reisen und Abenteuer zu Wasser und zu Lande bestanden von Capitain Back in den Jahren 1834 und 1835 um den für verloren gehaltenen Capitain Roß aufzusuchen. Nach dem englischen Reisejournale im Auszuge bearbeitet. Gr. 12. Wien, Gerold. 10 Gr.

Ritchie, L., Reise nach St. Petersburg von Moskau, durch Kur- und Liefland. Aus dem Englischen von A. v. Treskow. Mit Abbildungen. 8. Quedlinburg, Basse. 1836. 1 Thlr. 16 Gr.

Stahmann, Fr., Ahnungen aus der Geisterwelt. Eine Sammlung authentischer Erzählungen von merkwürdigen Träumen; Nachtwandlern, Doppelgängern, Ahnungen, Prophezeiungen, Geistererscheinungen, Vorempfindungen des Todes rc. und Mittheilungen aus der Geschichte der Seherin von Prevorst. Nebst den Resultaten der neuesten Forschungen berühmter Ärzte und Naturphilosophen über diese Gegenstände. Eine interessante, lehrreiche Schrift für Jedermann. 2tes Heft. 8. Quedlinburg, Basse. 12 Gr.

Thorwaldsens Werke. 1stes Heft. Qu.-Roy.-Fol. Glogau, Flemming. 22 Gr.

Der Untergang des jüdischen Volkes als schlagender Beweis der Göttlichkeit des Christenthums und als Triumph über alle Ungläubige und Zweifler. Gr. 8. Weimar, Voigt. 18 Gr.

Wolff, O. L. B., Historical Sketch of modern German Literature (1785—1835). (Reprinted from the Athenaeum.) 8vo. Weimar, Voigt. 16 Gr.

Xylander, J. v., Das Sprachgeschlecht der Titanen. Darstellung der ursprünglichen Verwandtschaft der tatarischen Sprachen unter sich und mit der Sprache der Hellenen, und Andeutung der zunächst daraus hervorgehenden Folgen für die Geschichte der Sprachen und Völker. Gr. 8. Frankfurt a. M., Sauerländer. 2 Thlr. 16 Gr.

Ziemann, A., Mittelhochdeutsches Wörterbuch zum Handgebrauch. Nebst grammatischer Einleitung (1ste Hälfte. A—L.) Lex.-8. Quedlinburg, Basse. 1 Thlr. 8 Gr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

// Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Dienstag, — Nr. 108. — 18. April 1837.

Briefwechsel zwischen August Graf von Platen und Johannes Minckwitz. Nebst einem Anhange von Briefen Platen's an Gustav Schwab und einem Facsimile Platen's. Leipzig, Kummer. 1836. Gr. 12. 22 Gr.

Kurze Zeit nach dem Tode des Grafen Platen rühmte sich Hr. Johannes Minckwitz in öffentlichen Blättern, mit dem Dichter, den er höchst unpassend den „größten seit dem Wiederaufleben der Wissenschaften" nannte, bis zu dessen Ableben in genauen Beziehungen gestanden zu haben, und verhieß die Herausgabe der mit demselben gewechselten Briefe. Diese sind in dem vorliegenden, durch alle Künste der Buchmacherei zu einem Bändchen aufgeblasenen Büchlein mitabgedruckt und zeigen nur, wie das nicht eben vertrauliche, in gewisser Hinsicht blos geschäftlich zu nennende Verhältniß zwischen dem Grafen und dem sich anbietenden Hrn. M. entstand und bis zu des Erstern Tode sich fortspann. Gesunder Sinn und Gefühl für Schicklichkeit mußten jedenfalls von Herausgabe dieser, wahrlich nicht eben interessanten, mitunter sogar höchst unbedeutenden Briefe abmahnen. Wen sollen die Klätschereien, Schulfüchsereien, beschränkten Ansichten, kecken Absprechereien und Selbstbeliebäugelungen eines unbedeutenden, einseitig gerichteten jungen Menschen interessiren? Aber dieser, den ein ungemessener Dünkel über seine Kraftlosigkeit täuscht, und dem die fixe Idee: Rache zu nehmen an den Feinden des gräflichen Dichters, vollends alle Besonnenheit raubt, geht noch weiter, sucht ganz eigentlich Skandal, bewirft durch Geist und Talent ausgezeichnete Männer mit Koth und reitet sogar auf dürrem, steifem Sandgaul gegen die gewandten Reiter der Tagesliteratur an, ihren witzblanken und scharfen Waffen den Schulmeisterbakel entgegenhaltend, gegen ihren Geist seine Geistlosigkeit aufweisend. Die Sache des Grafen Platen wäre unrettbar verloren, wenn sie durch einen solchen Ritter erst verfochten werden müßte.

Das Urtheil der wahrhaft Gebildeten, ungeirrt und unbestochen von dem Geschrei der in Lob und Tadel gleich übertreibenden lauten Wortführer des Tages, hat über Platen im Allgemeinen längst festgestanden. Bald wird von Berufenen ihm in der Reihe der Dichter die Stelle angewiesen sein, welche seinem schönen Talente gebührt. Der Neid, der Haß und die Feindschaft früherer Jahre sind so gut wie verstummt, ihre einzelnen Stimmen, die sich etwa noch vernehmen lassen, verhallen unbeachtet. Dem mit vielen Erfodernissen eines ungewöhnlichen Beginnens ausgerüsteten Dichter muß kein Gesitteter mehr in das Grab nachrufen, er habe die höchsten Erwartungen getäuscht; hat er doch große gerechtfertigt. Es bleibt vielleicht ewig unentschieden, ob nicht die dem Dichter immer klarer gewordene Überzeugung von der Unmöglichkeit, die früher gemachten Verheißungen von lange nachklingenden, unvergänglichen Werken zu erfüllen, mehr seinen Geist umnachtet und sein Talent gelähmt habe als der Mangel an allgemeiner Anerkennung, den er so schwer empfand. Übrigens muß es allerdings als eine große Schwäche des Grafen angesehen werden, daß er sich nicht über harte und ungerechte Urtheile hinwegzusetzen und, des Beifalls vieler Bessern ohnehin gewiß, als echter Künstler in der Seligkeit des Schaffens allein schon die höchste, durch nichts getrübte Wonne zu empfinden vermochte. Wird man in den letzten Hervorbringungen Platen's, der bereits die Tag- und Nachtgleiche des Lebens überschritten hatte, eine Abnahme der dichterischen Kraft gewahr, zeigt selbst die Form nicht mehr durchgängig die frühere Vollendung, so kann man außer andern Umständen, die nachtheilig eingewirkt haben mögen, sicher auch das lange einsame Herumschweifen des Dichters in einem fremden Lande, sein Aufgeben fast aller künstlerischen und wissenschaftlichen Beziehungen mit der Heimat in Anschlag bringen. Sagt er doch selbst in einem Briefe aus München vom 24. Jan. 1834 (S. 9): „die deutsche Literatur der letzten sechs oder acht Jahre ist mir vollkommen unbekannt". Genug, hat seine Zeit an Platen auch Manches verschuldet, er hat größeres Unrecht an ihr gethan. Wenn nach Schiller's vielgebrauchtem Ausspruche Der für alle Zeiten lebte, der den Besten seiner Zeit genug gethan hat, so kann man in dieser Hinsicht den verewigten Grafen nur glücklich preisen. Viele der achtbarsten Zeitgenossen haben seinem bedeutenden, anfangs vielleicht sogar etwas überschätzten Talente freudig gehuldigt. Selbst Hr. Johannes Minckwitz, der, wol nur um sich wichtig zu machen, immer thut, als ob er der Einzige oder mindestens der Erste unter den sehr Wenigen wäre, die „diesen großen Genius mit Liebe umfaßt" haben und zu beurtheilen verstehen, und die ganze Welt in diesem Punkte für dumm, ver-

stockt und schlecht ausschreit, muß dies zugeben. Er, der über alles den Leistungen Platen's gespendete Lob wie über allen denselben zu Theil gewordenen Tadel ordentlich Buch und Rechnung führt, nennt beiläufig eine Reihe der trefflichsten, in Kunst und Wissenschaft ausgezeichneten Männer, welche das Talent des Grafen anerkannten. Unter diesen befinden sich August Böckh, Göthe, Gottfried Hermann, Leo, Rückert, Schelling, Gustav Schwab (den von diesen mitgetheilten Briefen Platen's sind noch die Namen von Gries, Uhland und Umbreit zu entnehmen), Thiersch, L. Tieck u. A. Wie viele dem Dichter gewogene Achtbare mag es noch geben, deren Stimmen nicht zu dem Ohr des Hrn. Johannes M. drangen.

Ich kann, des karg bemessenen Raumes d. Bl. keinen Augenblick uneingedenk, das im Eingange ausgesprochene Urtheil nur andeutend im Verlaufe dieser Anzeige belegen. Gutmüthige Leute mit breiweichen Seelen, die dasselbe doch zu hart finden sollten, mögen an das Lesen des Büchleins selbst gehen; der Ekel und die Langeweile, die sie dabei empfinden werden, wird die beste Rechtfertigung des Gesagten sein. Das vorliegende Büchlein liefert in seiner Erbärmlichkeit den Beweis, wie in unserer Zeit alle Extreme zum Vorschein kommen, die seltsamsten Tendenzen auftauchen und neben der höchsten Cultur, die gleichsam die ganze uns umgebende Atmosphäre schwängert, in dem Gebiet der sogenannten schönen Wissenschaften eine, vergangener Jahrhunderte würdige Uncultur noch fortbesteht, die den Glauben an das Fortschreiten der Zeiten fast als einen bloßen Wahn erscheinen lassen könnte. Selbst die besonnene Kritik hält sich nur mit Mühe in den von ihr geachteten Schranken, wenn die absolute Nichtigkeit mit kecker Anmaßung sich unterfängt, das Urtheil der Jüngern und des großen Haufens leiten zu wollen, und überläßt dem Spott, der ihnen mit geschwungener Geißel nachläuft, Diejenigen, denen es wie dem Herausgeber beliebt, ihren Namen unbesonnen der Schmach zu weihen. Ich weiß den Lesern d. Bl. über den so unbändig sich geberdenden Hrn. Johannes M. keine andere Auskunft zu geben, als daß derselbe seit ungefähr zwei Jahren von den Werken dreier, unzähligemal vor ihm schon vollständig und theilweise übersetzter griechischer Schriftsteller stückweise Übertragungen geliefert und sich selbst als Dichter durch eine „Apologie des deutschen Trimeters" zu zeigen versucht hat, die dem ersten und wahrscheinlich auch letzten Bande seiner Verdeutschung der Werke Lukian's voransteht. Er muß in dieses schwächliche Product seines Umgangs mit der Muse sehr verliebt sein, daß er dasselbe noch einmal in diesem Briefwechsel (S. 94) von des Tages vorwitzigem Lichtstrahl kitzeln läßt. Aber auch lange Stellen seiner Übertragungen einzelner griechischer Tragödien sind im vorliegenden Büchlein so wiederabgedruckt, wie er dieselben unmittelbar nach ihrer Zusammenleimung an den Grafen, der dafür hohes Porto zahlen mußte, zum Theil nach Italien sandte. Eine Verweisung auf die längst bereits erschienenen Stücke wäre vollkommen hinreichend gewesen. Der Tendenz d. Bl. gemäß darf nicht einmal von diesen Verdeutschungen, geschweige denn von den auf Geheiß des Dichters unternommenen Übertragungen Platen'scher Gedichte ins Altgriechische, die in diesem Briefwechsel sammt gegenüberstehenden Originalen mit großer Raumverschwendung wiederabgedruckt sind, hier die Rede sein. Die sonst noch unnöthigerweise gegebene Auswahl aus Platen's Gedichten genügt, wenn sie des Herausgebers Geschmacklosigkeit darthun soll, diesem Zwecke vollkommen. 1832 bekam Hr. Johannes M., dessen Richtung wir nun kennen, Platen's „Ode an Karl X." zu Gesicht; er machte sich nun mit den übrigen Schriften des Dichters bekannt und „fand (nach S. 13), was er von der deutschen Literatur kaum zu hoffen gewagt". Er stand damals, einer Äußerung auf S. 17 zufolge, allen menschlichen Berechnungen nach im 20. Lebensjahre und war als ein ingenium praecox vollkommen berufen zu einem Urtheile über deutsche Literatur! Voll Dankbarkeit weiht er im Anfang des folgenden Jahres dem Grafen ein griechisches Gedicht, das dieser erst im Spätjahr, aus Venedig zurückkehrend, erhält und sich dafür in einem Schreiben aus München vom 18. Dec. 1833 bedankt. Verstimmt und unmuthig sagt Platen u. A.:

> Es muß mich um so mehr freuen, einen Freund in Leipzig gefunden zu haben, als, wie ich höre, die dortigen Blättlein sich besonders hämisch gegen mich und das Meinige beweisen und mich sogar bei den Russen denuncirt haben sollen.

Dem „liebevollen Leser seiner Schriften", wie er Hrn. M. nennt, der „zugleich", wie der Graf meint, „bewandert sei in der Sprache der Hellenen", trägt er nun auf, „eines oder das andere seiner Gedichte in eine schönere Sprache zu übersetzen, als diejenige ist, in welcher sie geschrieben wurden". Der Überglückliche geht auf den Vorschlag ein und überredet sich in seiner, umgehend sogleich am [illegible]. Dec. ertheilten Antwort durch sein Gedicht, das er seit dem Februar in „vielen Hundert Stücken in alle Gegenden Deutschlands verschenkte, die Aufmerksamkeit Tausender" auf den gräflichen Dichter „hingelenkt zu haben". Was ein Carmen in landüblichem deutschen Altgriechisch nicht für Wunder thun kann! Wenn Hr. M. weiter fortfährt: „Je feindseliger die Gesinnungen der sächsischen Tonangeber waren, desto mehr fühlte ich mich aufgefodert, zum Ärgerniß derselben hervorzutreten", so ist das ein gewaltiger Irrthum, denn diese konnten blos gelacht haben, und ein Widerspruch, da er selbst mehrmals erwähnt, z. B. S. XLVII, daß „die Gegenpartei kein Griechisch versteht", in welchem Punkte er zum großen Theil sehr Recht hat. So jagt überhaupt eine Inconsequenz in seinem Gefasel die andere, seine anmaßenden Behauptungen widersprechen stets einander, beschränken sich mindestens bis zum Gegentheil.

> Mit Recht — heißt es S. 4 fg. — denken Sie gleichgültig über die Schmähungen der hiesigen Tagesblätter, deren Aufsicht (soll unstreitig heißen: Redaction) unwissenden Menschen überlassen ist u. s. w.; allein geraten wäre es, wenn Sie sich diesen Winter einiger freien Stunden berauben wollten, um die hiesigen Anhänger der französischen Partei, die literarisch abgeschmackt sind, aufs Haupt zu schlagen. Wünschen Sie eine kurze Schilderung derselben, da Ihnen die neuaufgetauchten

Herren wahrscheinlich unbekannt sind, so befehlen Sie mir, und sie soll bald in Ihren Händen sein u. s. w.

Der Graf, dem das eigne Haupt noch von den erhaltenen Streichen brummte, will Niemand mehr aufs Haupt schlagen, schützt, wie bereits erwähnt, seine Unkenntniß der neuern deutschen Literatur wie eigne Arbeiten vor und mag also keine Satire auf einige Leipziger schreiben. Die Versicherung des Hrn. M.: „Ich werde nimmer aufhören, durch Schrift und Rede Ihnen Freunde zu erwecken und Ihre Feinde zu demütigen" (S. 8), mit richtigem Takt keiner Beachtung würdigend, sagt Platen (S. 9) u. A.:

Es soll kürzlich eine recht gute Übersetzung des Äschylus erschienen sein. Sagen Sie mir doch von dieser und ähnlichen Dingen etwas.

Hr. M. antwortet auf eine Weise, für die Andere eine Bezeichnung suchen mögen (S. 11):

Sie können keine andere Übersetzung des Äschylus meinen, als die von Droysen; sie ist ausnehmend frei, verwischt das Original, von der Hoheit des Äschylus himmelweit entfernt, was daher kommt, daß der Verf. keine genügenden Kenntnisse des Griechischen und, wie mich dünkt, auch des deutschen Ausdrucks haben mag (?). Er ist überdies, wie ich höre, ein Schüler Hegel's.

(Die Fortsetzung folgt.)

Romanenliteratur.

1. Die Räuber in den Karpaten, oder Ungarn vor 150 Jahren. Von Dr. Morvell. Zwei Theile. Leipzig, Literarisches Museum. 1837. 8. 2 Thlr. 12 Gr.

Ein sonderbarer Roman, bei dessen Lecture wir oft glaubten, ein nur oberflächlich bearbeitetes Werk der Zeit, in welcher die Geschichte spielt, zu lesen, so vortrefflich ist der Ton derselben aufgefaßt und wiedergegeben. Sind wir aber erst einmal über die angenehme Überraschung dieser Entdeckung hinaus, so bleibt wenig mehr übrig, was uns erfreuen könnte, und wir begreifen nicht, warum der Verf. sich die Arbeit auferlegt, Ton und Geist jener Zeit so gründlich zu studiren; denn alles Das ist bei einer Dichtung doch nur Grundlage, und wenn diese noch so vortrefflich ist, so erhält sie erst Werth durch den Bau, welcher darüber aufgeführt wird. Bleibt der Bau aber nachher unbedeutend und werthlos, so ist die ganze vorhergehende Arbeit für das Kunstwerk von geringer Bedeutung. Es gibt uns die äußere Hülle der damaligen Zeit; doch was darin steckt, sind wunderliche Fata und Begebenheiten, die zuweilen ganz ergötzlich werden, meistens aber durch ihre Roheit und die Grausamkeiten, die darin an der Tagesordnung sind, abschrecken, noch öfter durch ihre Ideenleere langweilen. Wenn unserer Zeit nicht das Neue in der psychologischen und individuellen Erscheinung vorgeführt wird, das Neue in Situation und Zuständen, oder das überragend Große und Kräftige; wenn ihr nicht die tiefsten Geheimnisse des Herzens mit feiner Hand enthüllt werden, wie man die Hülle von der Knospe zieht, um den letzten Kern zu offenbaren: so thut man nichts, ihren gerechten Foderungen zu genügen, denn alles Andere hat sie schon gehabt, genossen und erkannt, und nur das Neue wirkt in der Poesie.

Dem Volke, wie überhaupt einem ungebildeten Publicum, allen Personen, welche gewissermaßen noch in jener Zeit stehen, in der es spielt, möchte dieses Werk am ersten zu empfehlen sein, ihnen wird es noch Neues sagen, bei ihnen mag es daher wirken wie Poesie, obgleich auch der Gebildete sich an der Art, wie der Verf. Ton und Farbe jener Zeit in einem rohen Lande zu treffen wußte, erfreuen wird. Außer dieser halb künstlerischen Freude aber kann ihm das Buch wenig geben, indem dennoch dann und wann eine widerspenstige moderne Phrase hervorblickt, die uns auf den Gedanken bringen könnte, es habe mit der Erscheinung desselben seine eigne Bewandniß; doch ist keine Vorrede da, uns etwas darüber zu verrathen. Nur in einigen Noten unter dem Texte nennt sich der Verfasser zuweilen den Herausgeber.

2. Die Verheiratheten. Nach „Une maitresse de Louis XIII" von M. X. B. Saintine. Aus dem Französischen übersetzt von L. Kruse. Drei Theile. Leipzig, Kollmann. 1836. 8. 3 Thlr. 18 Gr.

Wir begreifen nicht, was den geistreichen Verf. der „Sieben Jahre" vermochte, diesen Roman in das Deutsche zu übertragen. Es gibt eine Art Nachahmer Walter Scott's, welche wir unbequeme Nachahmer seiner, sonst so breiten und bequemen Manier nennen möchten, Leute, denen diese Manier in Wahrheit immer fremd bleibt, die nichts von ihr leihen als eine geistlose Weitschweifigkeit, ein Malen äußerer und ein Übergehen innerer Zustände, welches das Verständniß eines an sich unbedeutenden Werks, das uns doch eben kein Kopfbrechens kosten dürfte, auf eine lästige Weise erschwert. Der vorliegende Roman gibt uns einige Hofintriguen aus Ludwig XIII. Zeit, einen verfehlten Versuch der Königin und ihrer Partei, Richelieu zu stürzen, und Privatgeschicke, die sich in diese öffentlichen flechten; aber der Plan des ganzen Werks ist so confus, daß er dadurch farblos wird, es fehlt so sehr an großen Lichtmassen, daß wir uns in diesem Chaos kleiner Lichtchen verwirren müssen. Überall tritt uns Ränkeschmiederei, nirgend wahre Größe des Charakters entgegen, selbst nicht einmal im Bösen; dabei ist die Erzählung geschraubt, unnatürlich, abspringend; da wo wir den Fortgang des angeknüpften Fadens erwarten, unterbricht ihn eine neue Scene, die wieder ebenso unterbrochen wird; die Lücke bleibt unergänzt, unsere Phantasie muß beständig gezwungen reconstruiren, unser Gedächtniß arbeiten, das früher Gehörte zurückzurufen, mit Dem zusammenzustellen, was nachträglich oder vorgreifend erzählt wird. Dennoch bleibt Vieles ganz unerklärlich und unmotivirt; mit den Örtlichkeiten verfährt der Verf. auf die willkürlichste Weise, wir müssen zuweilen glauben, die Wände der Häuser seien niedergerissen und ihr Inneres sichtbar geworden; ebenso scheint die Zeit oft still zu stehen, und Verhältnisse, auf die höchste Spitze getrieben, erhalten sich hier monatelang im Gleichgewichte, ohne weiter zu rücken, Ereignisse, die Jedermann bekannt sind, bleiben der Hauptperson jahrelang ohne genügenden Grund unbekannt; ebenso willkürlich werden die Charaktere behandelt: kurz, nichts ist empfunden, Alles nur berechnet und — unrichtig berechnet! Es ist uns lange keine so unbequeme Lecture vorgekommen wie diese Composition, und ihre Unbehaglichkeit wird noch durch eine steife Übersetzung erhöht. Der ehrenwerthe Übersetzer, ein Däne, in unserer Literatur als geistreicher Schriftsteller bekannt, hat nie gut deutsch schreiben können, ja früher sogar die Declinationen häufig verwechselt. Dem Verf. der „Sieben Jahre", des „Araberpferdes" und so mancher interessanten Criminalgeschichte verzieh man den fehlerhaften Gebrauch einer Sprache, mit der er so gut zu malen verstand; aber dem Übersetzer eines nicht sehr hoch stehenden Romans können wir ein holperiges Deutsch nicht zu Gute halten, weil der Übersetzer nur für die Sprache, nicht für die poetische Schöpfung eines Werks da ist. Hin und wieder schleichen sich auch seltsame Fehler ein; so z. B. wird uns gesagt, Richelieu habe Ludwig XIII. alle Macht genommen und ihm nur die gelassen, sich von seinem Kropfe zu heilen!! Wer kann hier zweifeln, daß der Franzose sagte, Richelieu habe Ludwig nur die Gewalt gelassen, die Kröpfe seiner Unterthanen zu heilen, weil, wie Jedermann weiß, der alte Aberglaube unter dem französischen Volke bestand, daß die Berührung der Könige von Kröpfen heile. Hatte denn Ludwig XIII. einen Kropf?!

Wir wollen mit dem oben Gesagten nicht behaupten, daß der Verf. des vorliegenden Buchs ein geistloser Mensch sei; es

ist mancher gute Zug darin; aber es fehlt dem Verf. völlig am Talent der Darstellung, und unter der Menge geistvoller Werke, die in Frankreich erscheinen, seit die französische Literatur durch die Kenntniß fremder Geisteserzeugnisse und das Brechen so mancher alten Kette neuen Lebensstoff erhielt, ist das vorliegende nur ein unbedeutendes, der geistreiche Übersetzer hätte daher leicht eine bessere Wahl treffen können. Unter den in Deutschland noch weniger bekannten Schriftstellern wollen wir ihn in dieser Beziehung nur auf die Namen Stendhal, Sainte-Beuve und Soulié aufmerksam machen.

5. Der Pastor Oberlin. Elsassische Novelle, nach dem Französischen des **Paul Merlin** von **Moritz Wilhelm Gotthard Müller**. Blankenhain, Anholt. 1836. Gr. 16. 1 Thlr.

Nur mit Ehrfurcht ergreifen wir die Feder, wo es sich um einen solchen Namen handelt, und dennoch müssen wir tadeln. Dem gelehrtern Theile unserer Leser ist es wol meistens bekannt, wer Oberlin war; die schöne Welt unter denselben hat vielleicht Balzac's Werk: „Le médecin de campagne", gelesen; ihr sei es denn gesagt, daß Oberlin Alles, was dieser Arzt seiner verwahrlosten Gegend ward, einem kleinen Bezirke an der Grenze von Lothringen und Elsaß war, dem Steinthale, welches von der Natur zum Elend bestimmt schien. Arm und ohne äußere Mittel, nur durch die Kraft seines Willens und seines tugendhaften Namens, war er ein halbes Jahrhundert lang der Vater, ja der zweite Schöpfer dieser Gegend. Niemand wünscht Oberlin's Leben mehr Popularität als wir, Niemand kann es tiefer empfinden, welcher Segen in einer nähern Bekanntschaft mit diesem im Kleinen so großen Leben liegt; aber warum muß es uns hier in einer solchen Form erscheinen? Einen würdigen Biographen mußte Oberlin finden, nicht einen Novellisten!

Auch hat der Novellist gefühlt, daß es ganz unpassend wäre, dieser Gestalt romanenhafte Abenteuer anzudichten. Er beschränkt sich also darauf, einen Weltmann in das Steinthal zu senden, der, wie so viele seiner Gattung, weder gut noch schlecht ist und die Leere seines Daseins empfindet. Diesen Mann nun bewegt Wort und Beispiel des guten Pfarrers, ein früheres, an einer edeln Frau begangenes Unrecht wieder gut zu machen; so versöhnt er ihn mit sich selbst und bekehrt ihn zum Christenthume durch eine Argumentation, die sich freilich neben der confession de foi des vicaire savoyard nicht sehen lassen darf. Was an dem Werkchen Erfindung ist, wäre an und für sich nicht grade unverständig zu nennen, aber es ist sehr matt, wird nur erzählt und verbindet sich dadurch sehr wenig mit der Hauptsache; so stehen sich Novelle und Wahrheit wie zwei Welten gegenüber, die nicht verschmolzen worden sind, und die Dichtung wird auf jedem Schritte von der durchschimmernden Kraft der Wirklichkeit überflügelt und verdrängt. Der Enthusiasmus des Verfassers für seinen eigentlichen Helden, den evangelischen Prediger, ist zwar gutgemeint, aber nicht fruchtbar genug, und mehr als einmal erkältet er seine Leser durch ein wässeriges Moralisiren, wo die That, wäre sie mit Wärme bis in ihr kleinstes Detail verfolgt, fühlte man, so zu sagen, ihre Pulse in ihren Fingerspitzen, ganz anders zu unserm Herzen sprechen würde. Der Übersetzer scheint es empfunden zu haben, daß die Wirklichkeit hier mehr ist als die Novelle, denn er bereichert diese mit einer Menge Noten über Oberlin's Leben und Wirken, die dem Schlusse des Buchs beigefügt, ihren Werth haben würden; aber da sie sich dem Texte unmittelbar wie Schwalbennester ankleben, vernichten sie vollends alle poetische Täuschung und rufen uns beständig in die Wirklichkeit zurück; kurz, wir haben hier kein Göttergeschöpf von Dichtung und Wahrheit, welches, wie jene Fabelthiere der Sage, durch mystische Bedeutung und irdische Gestalt Theil am Himmel und Erde hat, sondern eine todtgeborene Amphibie von Andichtung und Wirklichkeit, deren doppelte Natur streitend auseinanderfällt.

Ein größerer Dichter als der Verf. hatte sich schon, hingerissen von der sittlichen Schönheit dieses Stoffs, zu einer novellistischen Bearbeitung desselben verleiten lassen, und auch er scheiterte hier an dem Mangel einer Fabel für den Roman, an der Unmöglichkeit, sie zu diesem vollendeten Leben zu erfinden; so ward „Le médecin de campagne" nur zu einem Bilde von Zuständen und langjährigen, standhaften Strebens nach einem schönen Ziele. Aber in der Darstellung dieser Zustände und dieses Wirkens sehen wir noch des Meisters große Hand, des Dichters tiefe Empfindung seines Stoffs, während in dem vorliegenden Büchlein ein wohlmeinender, aber talentloser Erzähler alle Nachrichten, die er über den Pastor Oberlin erhalten konnte, in die Form, welche er sich zur Darstellung wählte, einschachtelt, so gut es gehen will, und der Übersetzer das Seinige in angehängten Noten zu demselben Zwecke auf dieselbe Weise beiträgt. Wir wünschen dem Büchlein Verbreitung, nicht als Dichtung oder Novelle, sondern weil Alles, was dazu dient, Oberlin's Namen bekannt zu machen, nur nützlich wirken kann; vor Allem aber wünschen wir Oberlin einen christlichen Plutarch, der den hohen Adel dieser Gestalt in reiner poetischer Seele empfände und fähig wäre, ihn uns im Abdruck wiederzugeben; einen **deutschen** Plutarch, denn Deutschland, stolz auf diesen Sohn, der in seiner Demuth sich nur den armen Fritz nannte, fodert ihn zurück aus seinen alten Grenzen und wünscht ihm ein Denkmal in vaterländischer Sprache gesetzt zu sehen, das würdig wäre, seinen Namen zu tragen.

(Der Beschluß folgt.)

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Mittwoch, —— Nr. 109. —— 19. April 1837.

Briefwechsel zwischen August Graf von Platen und Johannes Minckwitz.

(Fortsetzung aus Nr. 108.)

Der Graf verwundert sich einmal, daß Hr. M. grade die „Ode an Karl X." und nicht die vielbesprochene „Verhängnißvolle Gabel" und den „Romantischen Ödipus" zuerst habe kennen lernen. Das gibt Gelegenheit (S. 20), auf die deutschen „Blättlein" loszuziehen, die von Platen's „Werken theilweis schweigen und sie zu ignoriren suchen, theilweis über dieselben herfallen und mit einer Verachtung von ihnen zu sprechen pflegen, daß der Leser, der diesen Stimmen Vertrauen schenkt, ganz davon abgeschreckt wird, sich darum zu bekümmern". Darum blickt der Neunkluge „mit gerechtem Zorne auf diese unwissenden, übersichtlichen Menschen, welche den Ruin der deutschen Literatur herbeiführen möchten". Einen Trost gewährt ihm — die Policei, einen zweiten — ein Lessing II. Er schreibt triumphirend dem Grafen (S. 61):

Einige der Widersacher, die, zur französischen Partei ihren Studien nach gehörig, Ihre Schriften bespöttelten, sind aus Leipzig vertrieben und, wie ich höre, eingesteckt worden wegen politischer Umtriebe. So oft Sie aber eine neue Schrift ans Licht bringen, wachsen neue Feinde aus dem Boden, welche die Stelle der untergegangenen ersetzen u. s. w.

Was sich der wahrscheinlich gefoppte Hr. M. nicht für Zeug einredet! Und gesetzt selbst den Fall, ist mit altem Weibergeklatsch und Zeterschreien etwas gewonnen? warum versuchte er sich nicht lieber als Hercules? Er „hegt indeß über den jetzigen Zustand der deutschen Kritik keine Besorgnisse und hofft", da die Policei mit bestem Willen doch nicht Alles thun kann, „es werde ein zweiter Lessing auferstehen", der die Feinde Platen's und des Schönen überhaupt niederschlägt, indem er wahrscheinlich, bescheiden schwärmend, sich in Gedanken mit dieser Rolle beehrt. Über die „Geschichten des Königreichs Neapel", die er „gleich nach ihrem Erscheinen mit großem Vergnügen" gelesen hatte, äußert sich Hr. M. (S. 21) auf höchst triviale, ungefähr des J. 1736 würdige Weise; er rühmt nämlich daran „die Geschicklichkeit der Perioden, wie er sie nur bei den Alten gefunden", und sagt von den neuern Geschichtschreibern, die er sicher gar nicht kennt:

Die Wenigsten verstehen in unserer Zeit in guten Perioden zu schreiben: die Einen machen lauter kleine leichte nebeneinandergestellte Sätzchen, so einfach, als sie nur immer sein können; die Andern häufen wieder die Gedanken in einen einzigen Klumpen zusammen, bunt und wirr durcheinander, daß sich die Verfasser oft selbst kaum deutlich geworden zu sein scheinen, was zuweilen so weit geht, daß ich die erstere Classe der letztern noch beiweitem lieber (?) vorziehen möchte.

Eine entsetzliche Blöße gibt sich Hr. M., der immer die Miene annimmt, als ob Alles, was außer ihm noch Griechisch und Metrik treibe, nur bönhase, durch die, bei Übersendung seiner Übertragung des „Trinklieds von Bajä" an den Grafen abgelegte Erklärung, daß ihm ein ähnlicher Rhythmus noch nicht vorgekommen sei (S. 37); Platen beruft sich (S. 46) auf Pindar, und der Übersetzer von Oden und Hymnen ins Griechische gesteht ganz naiv, daß er den größten Lyriker der Griechen und einen der größten Dichter aller Zeiten nicht einmal recht kenne, denn er sagt (S. 48): „Sie scheinen den Pindar fleißiger gelesen zu haben als ich, denn ich sehe mich vollkommen widerlegt." Bei Gelegenheit der Übersetzung des Platen'schen Gedichts: „Philemon's Tod", heißt es (S. 77):

So kurz dieses Gedicht ist, so haben Sie doch nach meinem Dafürhalten durch die echt tragische Darstellung dieses ergreifenden Moments hinlänglich gezeigt, daß Sie recht wohl die Fähigkeit besitzen — dies Gedicht beweist dafür auch nicht das Geringste —, eine echte Tragödie zu verfassen, jenen erhabenen Vorbildern des griechischen Alterthums ähnlich, wie Sie die deutsche Literatur noch nicht aufzuweisen hat u. s. w. Man sagt, daß Raupach willens sei, zwei Trauerspiele mit Chören nach antiker Weise zu machen (?) und auf das Theater zu bringen u. s. w. Sollte es Ihnen, von der Natur so reichbegabt, nicht um so leichter werden, nach diesem hohen Ziele zu streben und es zu erreichen? Ich bitte, daß Sie es mit dem Trauerspiele nicht so halten wollen wie Hermann mit dem Äschylus, den er schon lange Jahre versprochen.

Von letzterm, mit Gewalt hierher gezogenen Umstande war schon S. 11 die Rede; überhaupt wird der Name dieses hochberühmten Gelehrten, vor dem alle kritischen Wachen ins Gewehr treten, auch sonst noch bis zur Unschicklichkeit in dem trivialen Gewäsch dieser Briefe vorgebracht. Platen gibt übrigens die beste Antwort — keine. Hr. M. schreibt (S. 91) dem Grafen: „Sollten Sie auf Sicilien sterben müssen, so werde ich einst in Deutschland Ihr Andenken rächen." Er gibt — es war schon in frühern Briefen zweimal davon ausführlich die Rede — Platen noch die wichtige Nachricht: „Ihre „Abassiden" sind bei Cotta in einem Bändchen erschienen, das 20 Groschen kostet"; berichtet ferner:

Rückert's gesammelte Gedichte erregen viel Aufsehen. Ich gestehe, daß eine große Zahl ganz vortrefflich ist, doch finden sich

auch viele darunter, die viel zu nachlässig gearbeitet sind, als daß sie meine Ansprüche befriedigen können (?).

Unterm 10. Nov. 1835 schickt Hr. M. (S. 98 fg.), dessen Übertragung der „Antigone" Tieck, dem er vorgestellt worden war, in einer Abendgesellschaft vorgelesen hatte, an Platen noch einige Proben seiner Übersetzungskunst; es wären die letzten, denn 25 Tage später ging der Graf in eine bessere Welt, in der ihn kein M. mehr mit Trivialitäten langweilt. Letzterer hat (S. 101) noch folgendes Anliegen:

Schicken Sie mir doch gelegentlich aus Syrakus ein Fäßchen Syrakuser oder Marsaler; ich hatte neulich Gelegenheit, den erstern zu kosten.

Ehe von diesen Auszügen, die noch mit vielen starken Stückchen zu vermehren wären, auf die größte Ungeteimtheit übergegangen wird, sei der bereits beiläufig erwähnten Briefe Platen's an G. Schwab aus den Jahren 1826—32, die der geehrte Empfänger (S. 109—146) mitgetheilt hat, hier gedacht. Diese sind zur Charakteristik des Dichters theilweis von Bedeutung und daher das Beste an dem Büchlein. Platen verhehlt auch in mehren Stellen dieser Briefe (z. B. S. 113 fg., 125, 128 fg.) die hohe Meinung nicht, die er von seinen Dichtungen hat.

Der Schluß dieser Anzeige muß der, dem Briefwechsel voranstehenden Salbaderei gewidmet sein, welche, bestimmt Platen als den ersten Dichter auszuschreien, die schon in den Briefen des Herausgebers sich kundgebende Verkehrtheit auf die höchste Spitze treibt. Es ist blos Gerechtigkeit, dem warmen Patron der Trimeter die Verse des von ihm über alle erhobenen Dichters im „Romantischen Ödipus" (S. 90) zuzurufen:

Verstumme, schneide lieber dir die Zunge weg,
Die nur zum Ärgernisse dient Vernünftigen!
An deiner Rechten haue dir den Daumen ab,
Mitsammt dem Fingerpaare, das die Feder führt:
An Geist ein Krüppel, werde bald es körperlich!

Ward früher mit den eignen Worten des Herausgebers, die nicht naiver sein können, angeführt, wie ihm das Wesen der Geschichtschreibung in der „Geschicklichkeit der Perioden" (Sätze) bestehe, so ist es dieser mehr als bornirten Ansicht vollkommen analog, wenn es von der Dichtkunst (S. XLI) heißt:

Die Kunst besteht nicht allein in dem richtigen Gebrauch der einzelnen Worte, sondern auch in der Anlage des ganzen Gedichts.

Was aber nicht als analog gelten kann, ist die Unverschämtheit, solche Trivialitäten, statt an einen kleinen Knaben, an einen der tiefsten, genialsten und originellsten Denker, an einen der Größten unter den Deutschen zu richten. Man liest nämlich, wenn man den Buchtitel und ein Blatt mit einer Stelle aus Plato umgeschlagen hat —: „Johannes Minckwitz an Joseph von Schelling!" Den großen, mit mehren Orden geschmückten münchener Akademiepräsidenten, dem die Wissenschaft, wenn sie auch Orden verliehe, das Großkreuz ertheilen müßte, preßt gleichsam, ihn mit „hochgeehrtester Herr" anredend, der winzige Johannes sein verwirrtes Geschwätz anzuhören. Erst am Schluß seiner Capuzinade bittet er den „hochgeehrtesten Herrn" um Verzeihung (S. LXVIII):

daß ich Sie so lange von Dingen zu unterhalten wagte, in die Sie tiefer eingedrungen als ich, die Ihnen genauer als mir bekannt sind.

Warum hat er also geredet? Das Büchlein wird „ein Kranz" genannt, Platen's „Manen gewunden", dann ausgerufen: „Wer wird sich nun dem Strome entgegenstemmen, der die germanische Literatur zu vernichten droht u. s. w. Der Retter der deutschen Kunst (!) schläft auf der sonnigen Ceresinsel", und was dergleichen fader Wortqualm mehr ist. Unberufener- und unbesonnenerweise wird auch der unglückselige, fast vergessene Streit mit Heine und Immermann, der Platen so unendlich geschadet hat, wieder aufgerührt. Letzterer schleuderte, noch in Siegestrunkenheit über den Erfolg seiner „Verhängnißvollen Gabel", besonders gegen den zweiten der nur genannten Dichter, aber auch den ersten nicht schonend, viele Andere nebenbei verletzend, den 1827 begonnenen, 1829 erschienenen „Romantischen Ödipus". Der ohnehin nicht Lebenskluge hatte nicht erwogen, daß, wer Drachenzähne sät, nicht hoffen dürfe Erfreuliches zu ernten, und nicht berechnet, welchen Nachtheil ihm, dem sorglos Italien Durchstreifenden, zur Rache schnelle, gewandte und schlagfertige Gegner auf einem Terrain bereiten könnten, das er nur längere Zeit zu verlassen, keineswegs ganz aufzugeben gesonnen war. Die Kunde von dem unerhörten Skandal muß für den Grafen sehr niederschlagend gewesen sein. Wäre Hr. M. fähig, Andern nur einen Theil des Rechtes zuzugestehen, das er ganz unberufenerweise für seinen angeblichen Freund (der Graf nennt ihn nur einmal in Bezug auf die Vorliebe für seine Schriften im ersten Briefe so und behandelt ihn übrigens nicht eben als solchen) in Anspruch nimmt, er würde es erklärlich finden, daß die von Platen Angegriffenen sich ihrer Haut wehrten und nicht hündisch genug waren, sich für die erhaltenen Streiche zu bedanken. Hat Heine auf eine, nicht entfernt zu billigende Weise den Angriff erwidert, so hat er sich selbst nur dadurch geschadet. Man weiß ja übrigens, was bei solchen Streitigkeiten herauskommt. Wenn Hr. M. (S. IX) behauptet, daß Immermann im „Romantischen Ödipus" der Vernichtung preisgegeben sei, so hat es damit gute Wege, und man kann ihm nur, wenn irgend etwas, erwidern: „Les gens que vous tuez, se portent assez bien!" Hatte der Herausgeber denn aber keinen Freund, der ihn mit Gewalt fortriß, als er sich unterfing, den nur genannten Dichter „gemein" und einen „talentlosen Kopf" (S. X) zu nennen? Niemand, der ihm sagte, bloße Frechheit könne die Behauptung wagen, „Der im Irrgarten der Metrik herumtaumelnde Cavalier" — denn dieser ist gemeint — „sei in einer Sprache geschrieben, die des Verf. Ohnmacht und Jämmerlichkeit beurkunde?" Was könnte Hr. M. darum geben, wenn er je nur zu einem ganz winzigen Theil dieser Ohnmacht und Jämmerlichkeit gelangte! Grade diese Schrift war es, die Platen am meisten schadete, und die Äußerung, daß dieselbe „weder unterhalte noch belehre", ist, was den ersten Punkt anlangt, unwahr, was den letztern, ohne

allen Sinn. Es wird (S. XI fg.) nun berichtet, wie in Folge des ausgebrochenen Skandals,

während der fromme (?) Dichter in Italien umherzog, die deutschen Blättlein die Tugenden des neuen Herolds (?) der Dichtkunst beschmuzten und Niemand die Sache des Gerechten (?) führte, der, ein zürnender Engel (?), die Heimat floh.

Nachdem die berliner und andere Blätter, deren Mitarbeiter nicht vor Platen die Knie gebeugt haben, hart angelassen worden, heißt es (S. XII):

Die belletristischen Blätter Leipzigs übertrafen sich selbst in warmem (?) Wetteifer, sie schlugen gewaltigen Lärm (?); vor allen aber glänzten die Schreiber der literarischen Unterhaltungsblätter, die bis in unsere Tage zu schmähen fortfuhren u. s. w.

Nicht zur Rechtfertigung der Redaction d. Bl., die gegen Niemand Partei genommen hat, also auch nicht gegen Platen, sondern um die wirkliche Frechheit dieses albernen Geschwätzes darzuthun, sei hier auf die in den letzten vier Jahren gegebenen Beurtheilungen Platen'scher Schriften verwiesen. Die „Geschichten des Königreichs Neapel" wurden äußerst vortheilhaft in Nr. 270 d. Bl. f. 1833 angezeigt. Minder günstig, aber das wenige Gute, was dieses, von Hrn. M. nirgend erwähnte Stück enthält, willig anerkennend war die in Nr. 22 f. 1834 abgedruckte Kritik der „Liga von Cambrai". Die in Nr. 77, 78 und 322 f. 1835 befindlichen Beurtheilungen der zweiten Auflage der „Gedichte" und der „Abbassiden" sind mit Geist verfaßt und gehören wol zu dem Besten, was über Platen gesagt worden ist. — Menzel wird es (S. XIII) verdacht, daß er geschehen ließ, „daß ein Kritikus" im „Literaturblatt" jene berühmte Hymne an den Kronprinzen von Baiern tadelte. Dem jetzigen Redacteur der „Zeit. f. die eleg. Welt" rückt Hr. M. gar „Geistesschwäche" vor! Mit „leisem Vorwurf" werden, mit Ausnahme Schwab's, die deutschen Dichter bedacht, daß sie „den großartigen Geist in den Dichtungen Platen's vor der Welt nicht anerkannten", sondern schwiegen. „Doch mit Verachtung", heißt es endlich, „wendet sich des Philologen Blick von einer Literatur, die ohne alles poetische Interesse, ohne allen Gehalt ist."

(Der Beschluß folgt.)

Romanenliteratur.

(Beschluß aus Nr. 108.)

4. Miß Sedgwick's Erzählungen und Novellen, aus dem Englischen mit Einleitung von L. Rellstab.

Zwei Romane dieser Sammlung liegen uns hier vor, und zwar beginnt sie „Hope Leslie", wahrscheinlich als frühestes Erzeugniß der Verf., einer Amerikanerin, deren Werke, wie uns Hr. Rellstab sagt, in ihrem Vaterlande sehr geschätzt werden; sonderbarerweise erfolgt aber Hrn. Rellstab's Einleitung, die doch der ganzen Sammlung zur Einführung dienen soll, erst bei dem zweiten Werke, der „Familie Linwood", welches den dritten und vierten Band der Sammlung bildet, und beschäftigt sich fast ausschließlich mit demselben, ja der Vorredner bekennt, daß ihm die meisten übrigen Arbeiten der Verf. unbekannt geblieben. Wir sehen in diesem kleinen diplomatischen Kunstgriff nicht blos einen Zufall oder eine Nachlässigkeit; es scheint uns, als habe Rellstab die Übertragung sämmtlicher Werke der Verf. nur indirect billigen wollen, als halte er sich „Die Familie Linwood" wie einen Schild gegen etwaige Einwendungen vor, und in der That steht ihr auch „Hope Leslie" an Werth beiweitem nach. Wir folgen in diesem Widerspruche der Zahlen — und der geistigen Ordnung letzterer und schicken die Beurtheilung der „Familie Linwood" voraus.

Die Familie Linwood, oder „Es sind nun 60 Jahre!" in Amerika. Zwei Theile. Leipzig, Köhler. 1835. 8. 3 Thlr.

Die Verpflanzung dieses Romans auf das Gebiet der deutschen Literatur verdient allen Dank. Er ist eine originelle Erscheinung, ausgezeichnet durch Simplicität und Wahrheit der Lebensansichten, kräftige Zeichnung der Charaktere und weibliche Feinheit in Darlegung der Motive der wechselnden Empfindungen des Menschenherzens. Diese Vorzüge theilt das Buch jedoch mit vielen andern Werken; originell wird es dadurch, daß es uns die Sitten und das Leben einer Zeit mit überzeugender Wahrheit vorführt, die auf dem Gebiete der Poesie noch nicht wiedergeboren ward. Diese Zeit ist der amerikanische Befreiungskrieg, der hier nicht mit seinen wechselnden Ereignissen der Geschichte nacherzählt wird; die weibliche Feder sagt sich von solcher Bemühung los und gibt uns das Wichtigere, das Bild der Zustände jener Zeit, welches sich in den Schicksalen einer Familie spiegelt, zeigt uns in ihren Spaltungen die Gesinnung und die Lebensart der verschiedenen Parteien. Doch ist, treu dem Charakter, welchen jene Gründungsepoche eines Volks annahm, alles Grelle und zu stark Tragische vermieden, es gleicht sich Alles mild, wahr und menschlich aus; die großen Folgen der verschiedenen Lebensbahnen treten ein, aber sie zeichnen sich nicht in harten Contrasten; ernst und gemäßigt wandelt die Nemesis unter dem neuen Volke, als bedürften seine einfachen Sitten nur einer milden Herrschaft ihrer strengen Hand; aber durch alle Wechselfälle der Erzählung strömt erwärmender Adel der Gesinnung, heiße Liebe für das neuentstehende Vaterland. Die schlichte Einfachheit, mit der ein ganzes Volk allen Schmuck des Lebens opfert, um sich künftige Selbständigkeit zu erringen, der Contrast dieser Gesinnung mit dem höfischen Wesen und dem bequemen Lebensgenuß der Gegenpartei, die Entbehrungen aller Art, welche die Amerikaner sich willig auflegen, der Stolz, mit dem sie allen Luxus, alle Eleganz, ja selbst die nöthigsten Lebensbedürfnisse der Ahnung eines einstigen unabhängigen Seins darbringen, diese echt republikanischen Tugenden, von denen sich nur selten ein Nachhall in der Masse unserer heutigen Liberalen findet, durchwehen das Buch mit ihrem heiligen Athem und machen es zu einem echten Nationalwerk, aber auch zu einem Werke, welches in jeder unverdorbenen Brust seinen Anklang finden muß als Nachhall einer großen Zeit, einer Zeit, wie sie uns von hundert Blättern der Geschichte vielleicht nur ein einziges bringt; einer Zeit, in der große Gedanken und Interessen nicht blos die größten Männer erwecken, sondern ganze Geschlechter heben und sie dem Höchsten näher tragen. Wir widerstehen der Versuchung nicht, unsern Lesern einen bedeutenden Moment aus einer Scene des Buchs als Beleg zu dem Gesagten mitzutheilen. Ein amerikanischer Parlementair ist in Neuyork zur Tafel des englischen Oberbefehlshabers gezogen und findet sich hier in Gegenwart seiner royalistischen Geliebten den Spöttereien eines britischen Majors ausgesetzt, dessen vornehmer Übermuth sich anstellt, als könne er das entbehrungsvolle Leben der Amerikaner gar nicht begreifen:

„„In der That! — Aber Sie haben Überfluß an anderm Geflügel — wilde Gänse, Schnepfen, Birkhühner, wilde Enten, Auerhähne, wilde Tauben?""

„„Wir haben keine dieser Leckereien, Herr Major!""

„„Gott steh mir bei! Wovon leben Sie denn?""

„Eliot hatte diesen Papagei satt, und er antwortete mit einem verzeihlichen Ausbruche von Stolz: „Ich werde Ihnen erzählen, mein Herr, wovon wir leben" — der ernsthafte Ton seiner Stimme erregte Aufmerksamkeit —; „wir leben von gesalzenem Rindfleische, schwarzem Brote und Bohnen, wenn wir sie bekommen können, und wenn wir sie nicht bekommen können, so fastet ein Theil von uns und der andere theilt die Ration seiner Pferde.""

„„Gott bewahre — wie langweilig!""

„„Sie haben vielleicht von dem Wasser gehört, Herr", fuhr Eliot fort, „das auf wunderbare Weise süß wurde, und von dem Brote, welches vom Himmel fiel, und wir, die wir von der Nahrung leben, welche so sehr Ihr Mitleiden erregt, wir fühlen von Tage zu Tage unsern Entschluß fester und unsere Hoffnungen stärker werden; wir glauben an eine wirkliche Gegenwart des Geistes in dem Brote und in dem Wasser, welches aus dem grünen Rasen unsers Vaterlandes quillt."""

„Es gibt eine Saite in der Brust jedes Menschen, die beim Ausbruch eines wahren Gefühls erbebt; dies Erbeben wurde in der Pause gefühlt, die diesen Worten folgte. Sie wurde zuerst durch Isabella Linwood's köstliche Stimme unterbrochen. Sie wandte ihr Auge, feucht von den Bewegungen, die er veranlaßt hatte, auf Eliot und, nachdem sie aus einer Wasserflasche ihr Glas mit Wasser gefüllt, schob sie ihm die Flasche mit den Worten hin: „Eine Dame kann mit dem reinen Element eine Gesundheit trinken — unser Vaterland, Capitain Lee!"""

Diese wahrhaft sittliche Tendenz der Verf. bewährt sich gegen Ende des Werks noch durch einen Aufruf an ihre Landsleute, den die Entwickelung des Romans natürlich herbeiführt, das Sacrament der Ehe, die Basis alles Völkerglücks, nicht durch bloße Geld- und Convenienzheirathen in seiner Wurzel zu vergiften, sondern dem sogenannten romantischen Elemente dabei sein naturgerechtes Theil zu vergönnen, dieses nur auf eine verständige Weise auszubilden, es auf Erkenntniß innerer Würdigkeit und Übereinstimmung des Gemüthes hinzuweisen. Die Ruhe der Weisheit und echter Politik spricht hier aus, was andere Werke mit Leidenschaft sagen; möchte es mit mehr Erfolg sein! Dürfen wir nach solchen Vorzügen ein großes Gewicht auf Fehler legen, welche mehr die Behandlung der Composition als die Composition selbst treffen? So begegnen wir einer gewissen Verworrenheit des Erzählens — welche bisjetzt amerikanische Eigenthümlichkeit scheint, da auch Cooper sich nicht frei davon gehalten —, Nachtragen, unmotivirtem Abbrechen eines Fadens, plötzlichem Aufnehmen eines andern und zuweilen einer Confusion des Styls, die vielleicht auf die Ungeübtheit des Übersetzers zu schieben ist, der, wiewol er die Feinheiten der englischen Sprache vollkommen zu empfinden scheint, sie doch im Deutschen nicht mit Leichtigkeit wiederzugeben versteht. Leider zeigt sich uns diese Unbehülflichkeit sehr häufig bei Übersetzungen aus dem Englischen, und vielleicht liegt ihr Grund tief in dem Verhältniß der Ausbildung beider verwandten Sprachen, von denen die eine die feinsten Nuancen der Ideenwelt, die andere die leisesten Töne des praktischen Lebens auszudrücken versteht, die sich so, gleichem Stamme entsprossen, gewissermaßen ergänzen, doch in dieser Ergänzung nicht zusammentreffen; aber zuweilen macht es sich der Übersetzer auch gar zu bequem und nimmt sein Amt zu leicht. So wird uns z. B. das Wort: Zauberruthe, in dem Motto eines Capitels des Verses wegen ganz einfach mit dem englischen „Wand" wiedergegeben. Ein Übersetzer darf sich aber nicht erlauben, unsere Sprache durch herübergesetzte Worte zu bereichern; „die Wand" heißt auf Deutsch einmal durchaus nichts Anderes als das Analogon von Mauer, und Jemand der nicht englisch versteht, kann jenen Vers durchaus nicht begreifen, und Übersetzungen werden doch nur für solche Leute geschrieben, welche die Originalsprache nicht verstehen. Wir bitten die vielleicht weibliche Hand um Verzeihung, so streng mit ihr ins Gericht zu gehen, können aber nicht leugnen, daß bei ihrer Arbeit noch ebenso viel Methode zu wünschen übrig bleibt, als wir Empfindung darin erkennen.

Die Verf. verwahrt sich in einem Vorwort gegen den Vorwurf der Anmaßung in dem Titel, der durchaus nur zeitbezeichnend sein und ihr Werk nicht auf eine Stufe mit dem Werke eines berühmten Schriftstellers stellen solle. Hr. Rellstab beurtheilt das vorliegende Buch in einer verständigen Vorrede im Allgemeinen sehr richtig, nur begreifen wir nicht, warum er behauptet, daß es durchaus nicht zu der Scott'schen Romanengattung gehöre, indem es weniger äußere als innere Zustände zeichne; es ist gewiß keine blinde, rein äußerliche Nachahmung dieser Gattung, aber war denn Scott nicht auch ein Seelenmaler wie Wenige? Ihn charakterisirt nicht sowol seine bekannte Beschreibung der Äußerlichkeiten, an die sich seine schlechtesten Nachahmer so gern ausschließlich halten — damit wird Niemand ein großer Schriftsteller —, sondern vorzüglich die Zustandsmalerei, wenn wir uns so ausdrücken dürfen, der Zeiten und der menschlichen Gesellschaften, und dadurch ist Miß Sedgwick's Roman unter allen andern Gattungen von Romanen noch am ersten dieser zuzuzählen.

Hope Leslie, oder sonstige Zeiten in Massachusetts. Zwei Bände. Leipzig, Köhler. 1836. 8. 2 Thlr. 12 Gr.

Weit weniger können wir zum Lobe dieser frühern Arbeit der Verf. sagen. Sie ist ein Abguß Cooper'scher Romane, in dem das alte Thema der ersten puritanischen Niederlassungen in Amerika, der Gefangenschaft der Wilden bei den Weißen und der Weißen bei den Wilden, der Religionsvorurtheile und Sitten der Ankömmlinge im Gegensatz zu denen der Eingeborenen u. s. w. abermals varirt wird. Das Ganze ist sehr matt; zu rühmen bleibt vielleicht nur die Gestalt eines indianischen Mädchens und das allgemeine Zusammenströmen aller Intriguen in der Auflösung des Schlusses, obgleich freilich nicht zu verkennen ist, daß es mancher unnatürlichen Hemmung und künstlichen Ableitung bedurfte, diese letzten Effecte hervorzubringen und auszusparen. Die Fehler in der Art zu erzählen, welche der Gehalt des vorigen Romans vergessen ließ, treten in diesem weniger empfundenen und mehr gemachten Werke doppelt unangenehm hervor, dessen Übersetzung uns eine ziemlich überflüssige Bereicherung unserer Literatur scheint. 10.

Notizen.

Sehr auffallend muß nachstehender Zug des Zartgefühls und der Sympathie bei den Einwohnern von Otaheiti erscheinen, die vor 12 Jahren noch zu den Menschenfressern gezählt wurden. Ein auf jener Insel anwesender Europäer besuchte die Kirche, worin ein englischer Missionnair, Hr. Barff, in der Sprache der Eingeborenen eben eine Predigt hielt. Der Fremde fand zu seiner Verwunderung die ganze Gemeinde, mindestens an 3000 Personen, in ein schwarzes Zeuch gekleidet, aus dem Baste des Papiermaulbeerbaums verfertigt. Sich nach der Ursache dieses düstern Unisono erkundigend, erfuhr der Fremde, daß diese Kleidung auf Befehl des Königs von Otaheiti angelegt worden sei, um die allgemeine Trauer über die Tochter eines andern Missionnairs an den Tag zu legen, die vor Kurzem gestorben war. Der König, so sagte man, wolle nicht, daß die bekümmerten Ältern und Verwandten des Mädchens durch den Anblick hellfarbiger Kleider verletzt würden.

Eine merkwürdige Thatsache ist, daß grade die ausgezeichnetsten Geister, die Fürsten der englischen Literatur, ihre Bildung keiner gelehrten Schule zu verdanken haben. So unter den Dichtern: Shakspeare, Butler, Pope, Spenser, Swift, Thomson, Goldsmith, Beaumont, Fletcher, Ben Jonson, Burns u. A. Ferner unter den Gelehrten, Philosophen, Geschichtschreibern u. s. w.: Newton, Bentley, Dr. Lardner, Hamstead, Saunderson, Simpson, Clarendon, Hume, Robertson, Jenner, Brown, Harvey, Davy, Lord Bacon, Shaftsbury, Hobbes. Unter den Feldherren und Staatsmännern hatten auch Marlborough, Clive, General Wolfe, Lord Burleigh, Cromwell, Hampden, Sir Walter Raleigh, Sir William Temple, Burke, Pitt u. A. keine gelehrte Schulbildung genossen. Welch eine Galerie von ausgezeichneten Menschen! Die Summa davon ist: daß der Genius Alles wirkt. 11.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Donnerstag, —— Nr. 110. —— 20. April 1837.

Briefwechsel zwischen August Graf von Platen und Johannes Minckwitz.

(Beschluß aus Nr. 109.)

Hr. M. führt nun (S. xv fg.) den „hochgeehrtesten Herrn" in Platen's Jugend, erzählt ihm, was man aus öffentlichen Blättern längst besser und ausführlicher weiß (sagt ihm sogar S. xvi in gutem Deutsch: „der junge Platen pflegte Ihr Haus vor allen andern vorzuziehen"), und ruft, nach einem forcirten Jammer über des Dichters Tod, um „die Klage des hochgeehrtesten Herrn zu besänftigen", diesen „in das harmonische Reich der Poesie" (S. xxvii). Dem großen Philosophen wird mit höchster Arroganz in einem geistlosen, sich immer in einem Kreise drehenden Wortschwall die ausbündige dichterische Vortrefflichkeit Platen's ausgelegt, welche der das Allerverkehrteste Unternehmende, da er keine Ahnung von dem Wesen der Kunst hat, natürlich nur in einem rein Äußerlichen und Zufälligen sucht und findet. Eine Ungereimtheit, die nicht größer sein kann, ist es, wenn (S. xxxii) gesagt wird:

In keinem deutschen Gedichte finden sich diese Schönheiten so vollkommen vereinigt als in den „Abbassiden", dem einfachsten, anmutigsten Gedichte, welches die deutsche Literatur aufzuweisen hat.

Denn unterm 30. Mai 1835 schrieb Hr. M. dem Grafen (S. 78):

Die „Abbassiden" habe ich zum ersten Male mit großem Vergnügen gelesen. Nur wollen Einige, die sonst Ihre vollkommenen Freunde sind, behaupten, daß das Versmaß (— das ist bei ihm immer die Hauptsache! —) zu einförmig und ermüdend wäre, und ich gestehe, daß es mir zuweilen selbst so vorgekommen. Noch tadelt man, daß Sie den Stoff aus dem Morgenlande geholt u. s. w. Schreiben Sie mir etwas darüber, denn ich weiß nicht, womit ich sie widerlegen soll.

Der Graf antwortet (S. 88):

Diejenigen, die das einfache Versmaß der „Abbassiden" tadeln, verweise ich auf den Prolog u. s. w. Diejenigen, die den Stoff zu fremd finden, bitte ich um einen deutschen Stoff der Art, der aber ebenso poetisch sein muß, wofür ich sehr dankbar sein werde.

Nun erst weiß der in seinen Aussprüchen Untrügliche, Andern den Mangel an Selbständigkeit Vorrückende, woran er ist: der Graf behauptet ja, daß die Sache so richtig sei, und nun Hony soit! An zwei nicht vorzüglichen Gedichten wird dem „hochgeehrtesten Herrn" (S. xxxiv fg.), als an praktischen Beispielen, das Wesen der Platen'schen Dichtungen dargethan und sodann (S. xl) behauptet: „Es ist eine ausgemachte Sache, daß durch Platen erst die deutsche Poesie zur Kunst erhoben wurde." Der ewige Refrain ist und bleibt: „Vollendung der Sprache", „rhythmische Schönheit", „Töne des Wohllauts", „Harmonie der Sprache" u. s. w. Dem Dichter wird sogar (S. xlii) kindischerweise nachgerühmt:

Er gebraucht, dem Sylbenmaß nach, jedes Wort also, wie es selbst das unschuldige Kind, das die Sprache eben lesen gelernt hat, zu betonen pflegt (!).

Hr. M. schmäht, immer dem Spruche treu: Il n'y a pas de génies hors nous et nos amis, Diejenigen „unverständige Scribenten", die seine überspannte Meinung von Platen nicht theilen, klagt sie als „in britische und französische Nachäfferei versunken" an und rückt ihnen Mangel an Selbständigkeit vor. Er sagt (S. xlvii):

Was ihre Schwachheit noch mehr verräth, ist ihr Berufen auf Göthe als auf ihr Evangelium; denn der Genius verschmäht, sich auf Autoritäten zu berufen.

Die Neuern haben also kein Recht, sich auf Shakspeare und Göthe, Hr. M. aber hat das Recht, sich auf die Alten, deren Verständniß ihm wol immer verschlossen bleiben wird, und auf Platen zu berufen.

Die „Vorrede" (S. lxix fg.) ist blos die Recapitulation des an den „hochgeehrtesten Herrn" gerichteten Geschwätzes und fodert die „edle Jugend des deutschen Volkes" zum Lesen des Dichters auf. Nachdem wieder ein paar Seiten geschmäht ward, fängt Hr. M. an, auf seine Weise liberal zu werden und läßt sich mit einer, der Mitte des vorigen Jahrhunderts würdigen Trivialität (S. lxxi) also vernehmen:

Ich für meine Person habe nichts dagegen, wenn Jemand frei gesteht, daß ihm dieser oder jener Dichter nicht behage; nur hege ich den billigen Wunsch, daß er deshalb nicht Das verlästere, was außer dem Bereich seiner Lieblingsneigungen liegt. Ich lasse z. B. den holden Dichter Rückert, der so schön die Liebe besingt, den Frauen und verliebten Seelen gern zur beständigen Lecture.

Er hält es übrigens oft „nicht einmal rathsam, Diesem oder Jenem das Große, Erhabene anzuempfehlen; denn von vielen Geistern gilt das gemeine Sprüchwort: Was hilft der Kuh Muskate" (!) u. s. w. Das Gerede wird mit der ebenso dreisten als lächerlichen Behauptung (S. lxxvii) geschlossen:

Auf dem Grunde, den Platen gelegt, muß fortgebaut werden, wenn Großes geleistet werden soll. Platen hat sich und sein Leben geopfert, damit die deutsche Dichtkunst nicht untergehe (?), einem Märtyrer vergleichbar; er hat die Pfeile aufgefangen, welche die Widersacher der wahren Poesie in ohnmächtiger Erbitterung abschossen.

Hr. M. sagt endlich: „Ich weiß, daß meine Worte Widerspruch finden werden, Widerlegung aber nimmermehr.“ Sie sind des einen wie der andern weder würdig noch bedürftig. Hr. M. gehört, wie wir gesehen haben, zu Denen, die sich zu lehren unterfangen, ohne gelernt zu haben; die mit dem Vermögen der Stimme auch das Recht, ein Urtheil abzugeben, erlangt zu haben vermeinen; die schlechterdings nicht wissen und daher, mit Fichte zu reden, „auch gar nicht wissen, wie Einem zu Muthe ist, der da weiß“. Vor seinen Sinnen spielt vergebens die Poesie mit tausend Farben, er will nur von langen und kurzen Sylben, von Anapästen und Trimetern hören; statt in „des Dichters Auge, von schönem Wahnsinn trunken“, zu blicken, gukt er blos auf dessen Füße. Der Dichter ist ihm ein Gabelthier, das Rhythmen abstampft und Sylben nach einem gegebenen Schema aneinanderjocht. Solche Beschränktheit setzt Addison und Pope über Shakspeare, Klopstock und Voß über Göthe und Schiller und wird nicht selten, die größten Dichter der Nation verleugnend, von Dichtern zweiten und dritten Ranges bestochen werden. Die Bildung auf ihrem heutigen Standpunkte überhebt der Mühe, sich über dergleichen längst geordnete Dinge zu verbreiten. Das Wesen des Antiken meint Hr. M. in den Elementen der griechischen Sprache und Metrik begriffen, ja diese sind ihm am Ende alle Wissenschaft und Kunst. Das Moderne, das sein gutes Recht, zu bestehen, doch hinreichend erwiesen hat, wird von ihm einerseits schlechtweg negirt, andererseits geduldet, wenn es sich dem ihm bekannten Antiken dienend, also in einem Äußerlichen und Beiläufigen, erweist oder unterordnet. Ein solches rein Äußerliche und Zufällige, die Form, hat ihn zu Platen geführt und läßt ihm in diesem das Ideal eines Dichters sehen. Ohne alle Ahnung von dem Wesen der Poesie, vermag er auch das Wahre und eigentliche Wesen dieses Dichters nicht zu erfassen, den er, auf diese Weise alles Berufs ermangelnd, mit bis zur Frechheit gesteigerter Anmaßung, durch geistloses Gewäsch und unwürdiges Geschimpf, der Zeit aufdringen will. Das vorliegende Büchlein ist der traurigste Beleg, zu welcher Abgeschmacktheit und Verkehrtheit eine einseitige Richtung führen kann. Völlig desavouiren, ja als die größte ihrer Wissenschaft angethane Schmach betrachten müssen es Die, zu denen der Herausgeber gern gezählt sein möchte. Dem Grafen Platen aber ist, wie ich hoffe, eine ehrenvolle Stelle unter den Dichtern zweiten Ranges gesichert, nicht weil, sondern — und das will alles Mögliche sagen — obgleich dieser Johannes von ihm zu zeugen sich vermaß!*) 141.

Bericht des Präsidenten der Commission für das literarische Eigenthum, Grafen von Ségur, an das französische Ministerium.

Nachdem wir in Nr. 85 und 106 d. Bl. auf eine bevorstehende Schrift des Generaladvocaten Berville in Paris über das literarische Eigenthum („Sur la production intellectuelle et les droits qu'elle peut conférer“) aufmerksam gemacht und einige Auszüge davon mitgetheilt haben, wollen wir nun zur Ergänzung dieser wichtigen Frage und zu einer vergleichenden Ansicht jenes frühern Artikels den Bericht des Präsidenten der Commission selbst, welche die Rechte des literarischen Eigenthums gesetzlich zu vertreten hat, des Grafen v. Ségur, mit Heraushebung der wesentlichen Momente gleichfalls zur Kenntniß unserer Leser bringen, nach dem Maße, wie dieser Bericht von dem Präsidenten dem Ministerium des Innern eingereicht und demnach durch die pariser Journale zur Öffentlichkeit gelangt ist. Nachdem der Graf Ségur die Arbeiten der Commission vom 22. October 1836 zur Redaction eines Gesetzentwurfes im Interesse der Literatur und Kunst für geschlossen erklärt und der auf die Revolution von 1830 gegründeten Regierungsform Frankreichs einige patriotische Verbindlichkeiten gesagt hat, die hauptsächlich einem König gelten, „célèbre par son amour éclairé des arts et des sciences“, demnächst aber auch dem schönen Frankreich, dessen Söhne sich nun einmal durchaus den Vorzug nicht wollen nehmen lassen, daß ihr Vaterland der Mittelpunkt der europäischen Bildung sei, schreitet er zur Erörterung der drei Hauptfragen, welche die Commission nothwendig zur Basis ihrer Untersuchungen und Bestimmungen habe machen müssen.

Anlangend die erste Frage, welche dahin lautete: „Sollen die veröffentlichten Werke der Wissenschaft, der Kunst, der Literatur überhaupt als ein absolutes Eigenthum betrachtet werden, über welches dem Verfasser das Recht der freien Verfügung fortwährend zusteht“, so wurde dieselbe von der Commission ohne Schwierigkeiten bejahend beantwortet. Dies ließ sich nicht anders erwarten, da alle frühern Gesetze und alle über diesen Gegenstand vorausgegangenen Erörterungen dies Eigenthum als das innerste, heiligste und demnach als ein solches bezeichneten, welches dem Schutze der Eigenthumsgesetze überhaupt ganz vorzüglich anheimfalle.

Dergestalt wurde auch die zweite Frage: ob dies Eigenthum übertragbar sei, und zwar unter denselben Rechten, auf die Erben des Verfassers oder irgend einen andern Bevoll=

*) Der verspätete Abdruck dieser Anzeige erlaubt, gleich hier mit einigen Worten der Ausarbeitung in deutschen Versen zu gedenken, welche Herr Minckwitz unter dem ganz unpassenden Titel: „Die deutsche Dichtkunst. Ein satirischkomisches Lehrgedicht“ (Leipzig, Kummer, 1837, 8., 10 Gr.) soeben herausgegeben hat. Das Thema ist das schon bis zum Ekel und auf die geistloseste Weise im vorliegenden Briefwechsel abgehandelte. Form und Ausdruck (letzterer oft wörtlich) sind dem 1. und 5. Act des „Romantischen Ödipus“ entlehnt und werden in dieser Nachäfferei unausstehlich. Dieses sogenannte Lehrgedicht ist nichts als die ordinairste in Trimeter, trochäische Tetrameter, Anapästen und Kretiker gezwängte Prosa. Hindert schon die Werthlosigkeit der Schrift etwas näher auf deren Inhalt einzugehen, so muß die Art, wie der Verf. darin gewisse Personen und Verhältnisse berührt, noch mehr von der Besprechung des Libells abhalten, da diese nur mit Mühe dem Schein der Denunciation sich entziehen würde. — Platen's Freund, der Rittmeister Graf Friedrich von Fugger, dem das Opusculum gewidmet ist, wird eingeladen, „wenn das Heer der Böcke sich mächtiger erweist, als“ Hr. M. „Widerstand zu leisten vermag“, mit seinem Regiment heranzurücken. Schließlich wird dem immer mit „Freund“ und „du“ angeredeten Grafen allein anheimgestellt, zu entscheiden, ob Hr. M. ein Dichter sei oder nicht; nach der übrigen Welt fragt er nicht. Das Wort des Grafen „gibt ihn dem Leben oder Tod anheim“. Ich fürchte, es kommt ein Todesurtheil.

mächtigten, von der Commission mit Ja beantwortet, wobei ihr jedoch der Umstand nicht entgehen konnte, daß nach dem Ableben des Verfassers das Eigenthumsrecht seines Erben eine Ermäßigung erleidet und sich verschmilzt mit dem Genußrecht, welches das Publicum durch die Veröffentlichung des Werks überkommen ist, ein Recht, das dem letztern durch den Erben des Verfassers nicht mehr geraubt werden kann.

Die dritte Frage stellte sich so: „Soll das also bestimmte Eigenthumsrecht ein immerwährendes oder nur ein zeitiges sein?“ Hierüber läßt sich der Präsident der Commission so vernehmen: „Obgleich die Commission, ähnlich der frühern von 1825, anfangs für die Perpetuität zu stimmen geneigt war, so boten sich doch bei der Anwendung dieser in ihrem Principe wol ganz richtigen Meinung unübersteigliche Schwierigkeiten dar, in Folge deren die Commission sich für die bloße Zeitigkeit des Eigenthumsrechts zu entscheiden genöthigt sah. Dabei verblieb es auch — obgleich eins der Mitglieder auf das lebhafteste sich für die Festhaltung des perpetuellen Princips erklärte —, weil die Nothwendigkeit, die verschiedenen und zum Theil widerstreitenden Interessen der Stellvertreter des verstorbenen Verfassers, der Herausgeber und des Publicums zu vermitteln und auszugleichen, sich zu augenscheinlich aufdrang. Die von jenem Mitgliede vorgeschlagene Maßregel bestand nämlich in einer völligen Gleichstellung des literarischen Eigenthums mit jedem andern Eigenthume, sodaß also nach dem Tode des Verfassers dasselbe in den öffentlichen Besitz verfiele; dergestalt, daß das Publicum zwar das geistige Werk fort und fort genieße, den Erben jedoch und Stellvertretern des Verfassers kraft des fortlaufenden Rechts die freie Reproduction des Werks zuständig bliebe. Hierbei ließ sich jedoch nicht verkennen, daß durch eine solche Maßregel zu Gunsten der Erben oder Stellvertreter des Verfassers eine fortwährende Auflage auf dem Buchhandel gelastet, der Verkaufspreis der Bücher sich gesteigert, der auswärtige Nachdruck mehr Spielraum gewonnen und überhaupt vielfache, den freien Handelsverkehr hemmende Schwierigkeiten sich ergeben haben würden. Auch würde dadurch die großmüthige Absicht, die Nachkommen berühmter Gelehrten oder Künstler ökonomisch sicher zu stellen, nicht einmal erfüllt worden sein. Denn auf diese Weise wäre das Eigenthum jener berühmten Leute in fremde Hände übergegangen, in Folge aller der Ränke und Spitzfindigkeiten, die das Eigenthum überhaupt so unsicher zu machen pflegen.“

„Nachdem also“, fährt Hr. Ségur fort, „dieser Vorschlag zurückgewiesen war, handelte es sich um feste Bestimmungen für das Eigenthumsrecht der Erben eines Verfassers unter beliebigen Titeln, nur unbeschadet der mannichfaltigen oder entgegengesetzten Interessen. Demnach entschied sich die Commission zuerst für eine dreißigjährige Dauer des Besitzrechts, indem sie dies Recht über diese Frist hinaus und auf Lebenszeit nur ausdehnen wollte zu Gunsten der Witwe und der directen Erben im ersten Grade; sie ließ sich jedoch durch mancherlei Motive dahin vermögen, die obige Frist bis auf 50 Jahre auszudehnen, insofern nämlich dieser Zeitraum das wahrscheinliche Lebensalter der Witwe eines Verfassers und seiner directen Erben im ersten Grade in sich befaßt. Auch hatten bereits die ausgezeichneten Mitglieder der frühern, zu gleichem Zwecke niedergesetzten Commission, z. B. Fourrier, Lainé, Cuvier ꝛc., für eine funfzigjährige Frist gestimmt. Nach Erledigung dieses Punktes stellte sich jedoch als schwierigste und als Hauptaufgabe diese: die Eigenthumsrechte dieser Erben mit den Genußrechten des Publicums zu vermitteln, in dessen Befugniß das letztere durch den Tod des Verfassers getreten ist. Es wurde dem gemäß zuerst ein Aufschub von 20 Jahren vorgeschlagen, von dem Tode des Verfassers an gerechnet, nach Verlauf dessen das Werk, wenn es keine neue Auflage erlebt habe, dem öffentlichen Besitze anheimfallen sollte. Hierbei konnte man sich zwar auf einen frühern Beschluß der Commission von 1825 stützen, allein unverkennbar würde man auch dadurch einestheils dem Publicum ein Warten auferlegt haben, dessen Befugniß sich nicht nachweisen ließ, anderntheils würde durch eine solche Entscheidung der erstgenannte Beschluß aufgehoben worden sein und viele schätzbare Werke wären auf diese Art gleichsam unter Schloß und Riegel gelegt worden. Um dieser doppelten Unangemessenheit auszuweichen, entschloß sich die Commission zur Annahme der gerichtlichen Auffoderung (mise en demeure); sie war der Meinung, daß, im Fall ein Erbe die Wiederauflage eines von dem Publicum gewünschten Werks verweigern würde, man ein Schiedsrichteramt niedersetzen solle, um die Natur des literarischen Bedürfnisses sammt den Bedingungen der Veröffentlichung zu prüfen. Diese Schiedsrichter, vor denen keine Appellation stattfinden sollte, sollten aus mehren gesetzlichen und literarischen Instituten, besonders aus den Handelsgerichtshöfen, aus den gelehrten Gesellschaften und aus dem Buchhandel gewählt werden. Es würde demnach ein Zeitraum von zwei Jahren zwischen der Auffoderung und dem definitiven Urtheile zur Sicherstellung der beiderseitigen Rechte hingereicht haben. Demnach hätte die Societät den Genuß des Werks, dessen Wiederauflage sie verlangte, höchstens zwei Jahre abgewartet, eine Zeit, binnen welcher der Eigenthümer des Werks unter allen Verhältnissen die zur Vertheidigung seiner Ansprüche nöthigen Maßregeln hätte ergreifen können. Obgleich nun in diesem so befaßten Artikel der wesentliche Punkt erreicht und namentlich die Rechte des Publicums durchaus berücksichtigt zu sein schienen, so ergab sich doch in den folgenden, durch die Einwände mehrer Mitglieder hervorgerufenen Verhandlungen, daß diese anfangs so wohlthätig scheinende Maßregel höchst wahrscheinlich eine Menge verwickelter Processe veranlaßt und die Stellvertreter des Verfassers unfehlbar der Willkür einer neugierigen Menge preisgegeben haben würde. Dieses neugierige und unberechtigte Publicum würde sich in die achtungswerthesten und solidesten Buchhandlungen eingedrängt und in einem übel verstandenen Eifer für den öffentlichen Nutzen zuletzt jede Möglichkeit der Wiederauflage der Werke abgeschnitten und dem Credit der Handlungen selbst geschadet haben. Demnach sah sich die Commission nach vielfachen Verhandlungen in die Nothwendigkeit versetzt, den Stellvertretern des Verfassers einen ruhigen Besitz auf 15 Jahre zuzugestehen, nach Verlauf deren sie, wenn das Werk nicht wiederaufgelegt worden, die gerichtliche Auffoderung und die Bescheidung vor den bürgerlichen Gerichtshof gestattet, um nunmehr mit Bezugnahme der vollständigen Rechte des Eigenthümers zum Verkauf des Werks zu schreiten.“

Nachdem diese Punkte festgestellt waren, traf die Commission unter Titel II folgende Bestimmungen, welche die dramatischen Werke der Literatur betreffen:

Die dramatischen Werke existiren auf doppelte Weise, zuerst im Drucke selbst, sodann in den Vorstellungen auf der Bühne; sie bedürfen deshalb auch besonderer Bestimmungen, welche im 8. und 9. Artikel des zweiten Titels befaßt sind und sich, genau genommen, von selbst erklären; insofern diese Werke als Druckwerke betrachtet werden, gehören sie vollkommen in die Classe anderer Schriften, und der I. Titel des Prospectus wird mithin auf sie vollkommen anwendbar sein. Ebenso verhält es sich mit den vererbten Rechten der Verfasser auf die öffentlichen Vorstellungen ihrer Theaterstücke. Auch bei diesen bleibt die für das Besitzrecht im Allgemeinen angenommene Frist von 50 Jahren in Geltung. Der 9. Artikel bestimmt, daß bei dem Tode des dramatischen Schriftstellers seine Stücke dem öffentlichen Besitze anheimfallen. Zugleich aber besagt derselbe Artikel, daß bis zu Ende der Frist von 50 Jahren, und wenn keine besondern Abkünfte getroffen sind, der Erbe dasselbe Recht an die einzelnen Theatervorstellungen des Dramas haben soll, die der Verf. selbst bei Lebzeiten gehabt haben würde. Die ausdrückliche Festellung des letztern Punktes erschien um so zweckmäßiger, da sie, genau genommen, den bisherigen in dieser Hinsicht stattgefundenen Verhältnissen nicht widerspricht, sodaß vielmehr jede hiervon abweichende Bestimmung als willkürlich hätte erscheinen müssen.

Titel III und IV befassen die Werke der Kunst, sowol der Malerei und Zeichnenkunst als auch der Musik, und auch hierbei betreffen die etwaigen Modificationen mehr die Form als den Inhalt. Im Wesentlichen, was die allgemeinen Principien und die für die literarischen Erzeugnisse überhaupt obwaltenden Gesichtspunkte anlangt, so durfte hier nichts abgeändert werden. Denn es macht sich hier, wie sonst häufig, das Sprüchwort geltend, daß, was dem Einen recht und billig ist, es auch dem Andern sein müsse. Gleichwol sind mehre Einwendungen gegen jene dem Künstler zustehende, sogenannte Befugniß gemacht worden, nach welcher derselbe das Recht haben soll, ein Original in verschiedenen Copien oder gleichartigen Compositionen zu vervielfältigen. Man hat Beispiele angeführt, man hat bemerkt, daß diese durch dieselbe Hand vorgenommenen Abschriften oder neuen Auflagen sehr den Werth des Werks verminderten, für das der Künstler bereits sein Honorar empfangen hat. Allein mit Recht haben sich sogar die Künstler selbst, welche Mitglieder der Commission waren, dahin erklärt, daß alle dergleichen Vervielfältigungen eines einmal verkauften Originalwerks, die ohne Wissen und Willen Desjenigen geschehen, der das Werk an sich gekauft hat, durchaus nur als Unterschleife und Unredlichkeiten zu betrachten seien, weshalb also dieser Punkt nicht weiter erörtert, vielmehr die weitere Beurtheilung desselben den competenten Gerichtshöfen überlassen bleiben dürfte. Dagegen hat die Commission einen andern möglichen Fall im Auge behalten, daß nämlich irgend ein bedeutendes Werk einmal ohne rechtmäßigen Besitzer und Erben sein kann. In diesem Falle soll durchaus nicht der Staat der besitzergreifende Theil für diese res nullius sein; vielmehr soll sie sofort dem Publicum als rechtmäßiger Besitz anheimfallen.

Bei näherer Erörterung des Titel V, welcher von dem Nachdrucke der Werke handelt, äußert sich der Berichterstatter dahin: „Die Commission zur Feststellung des literarischen Eigenthums mußte bei Abfassung ihres Prospectus einen schließlichen Punkt, der zugleich eins der schrecklichsten Zeitübel ausmacht, ganz besonders ins Auge fassen. Dies ist der Nachdruck. Allerdings leistet der Entwurf der Commission nichts anders, als daß er einem bereits anerkannten und durch die Gesetze in Schutz genommenen Eigenthume eine ausgedehntere Grenze anweist. Es könnte mithin scheinen, daß, weil dadurch nicht etwa ein neues Vergehen erschaffen wird, sich auch keine weitere strafrechtliche Sanction an die obigen Bestimmungen knüpfen könne. Allein die von Tag zu Tag mehr überhandnehmende Verwegenheit des Nachdrucks im In- und Auslande, die dadurch immer lauter werdenden Beschwerden der achtungswerthesten Buchhandlungen, mit einem Worte, das ungeheuere Unrecht, welches durch die Straflosigkeit eines solchen Betrugs dem allgemeinen Handelsverkehr widerfährt, diese Umstände haben die Commission bewogen, für ihre, die allgemeine literarische Wohlfahrt bezweckenden Vorschlagsmaßregeln schließlich und ausdrücklich noch den vollständigen und durchgreifenden Schutz des Gesetzes in Anspruch zu nehmen, welches letztere sich eben deshalb in gleicher Unbedingtheit gegen den Nachdruck wird erklären müssen. Denn ohne auf eine gesetzliche und strafrechtliche Weise autorisirt zu sein, würden die in den obigen Artikeln herausgestellten Vortheile ihren Einfluß ganz verfehlen, und was sich zuerst als eine Schutzmaßregel für die Verfasser und Verleger dargestellt, würde zuletzt nur den Nachdruckern zu Gute kommen, die durch ihr beispielles unverschämtes Raubsystem die Industrie, den Handel, das Talent und den öffentlichen Credit auf gleiche Weise gefährden. Demgemäß, und weil heutzutage der Eigenthümer (Verfasser oder Verleger) eines Werks das Verbrechen des Nachdrucks nur durch große Unkosten entdecken und sich von dessen Existenz überzeugen kann, und weil ihm fast immer mitten unter den zur Aufspürung und Beschlagnahme des unrechtmäßigen Guts unerlaßlichen Formalitäten die materiellen Beweise verloren gehen; aus diesen Gründen hat die Commission im 20. und 21. Artikel ihrer Statuten den dem Procurator des Königs beigegebenen Policeibeamten das Recht der Nachsuchung, sowol der officiellen als der auf Requisition des rechtmäßigen Eigenthümers stattfindenden, zuerkannt, mit dem Zusatze, daß diese Requisition durch eine hinlängliche Caution unterstützt werden soll, um die etwaigen, aus einer solchen Nachsuchung entspringenden Gerichts- und Ersatzkosten zu decken. Bei diesem Verfahren jedoch und selbst nach erlangten Beweisen würde noch ein anderer Übelstand zu heben sein. Es finden nämlich bei dem gegenwärtigen Zustande der Rechtspflege keine festgesetzten Entschädigungen statt; vielmehr sind diese der Abschätzung der Richter überlassen, wodurch sich in der Regel die auferlegten Strafen auf unbeträchtliche Geldbußen reduciren. Über diesen Punkt sind die Beschwerden der Buchhändler allgemein. Sie sagen, daß, da die Angeschuldigten in der Regel an dem Orte wohnen, wo der Proceß anhängig gemacht ist, die von diesen getroffenen Maßregeln und Auswege insgemein bei dem Gerichte sich wirksamer zeigen als die Reclamationen der Eigenthümer selbst, welche gewöhnlich an dem Orte fremd sind und deren Interessen schon im Allgemeinen nicht wichtig genug genommen werden. Hierin zeigt sich eine Ohnmacht der gegenwärtigen Gesetzgebung, wodurch, anstatt daß das rechtmäßige Eigenthum geschützt werden sollte, vielmehr dem Unrecht und der Gewaltthat Vorschub geleistet wird. Hierdurch nun hat sich die Commission bewogen gefunden, die Sanctionirung eines ausdrücklichen und durchgreifenden Strafgesetzes gegen den Nachdruck vorzuschlagen, welches jedoch nach dem Ermessen des Tribunals dem Gesetz vom 19. Juli 1793 entsprechend und demselben untergeordnet sein dürfte. Dieses Gesetz lautet auf Gefängniß, auf Geldbuße an den Fiscus und Schadenersatz an den beeinträchtigten Theil. Hierdurch allein wird die Bestrafung des Verbrechens des Nachdrucks vollständig, die bürgerliche Gesellschaft wird nicht mehr Zeuge eines ausgemachten Skandals sein dürfen und die rechtmäßigen Eigenthümer der Originalwerke werden hinlänglich gedeckt sein. Endlich gibt es noch ein Gesetz, vom 22. Juli 1793, kraft dessen die Eigenthümer eines jeden neuen Werks verbunden sind, zwei Exemplare davon in die königliche Bibliothek niederzulegen. Dieses Gesetz, das allerdings in die Ordonnanz von 1828 aufgenommen ist, allein in dieser der strafrechtlichen Sanction entbehrt, würde mithin bei Bestätigung des von der Commission vorgeschlagenen Entwurfs nothwendigerweise wiedererneuert werden müssen.

Indem nun der Verfasser des vorstehenden Berichts, woraus wir das Wesentliche mitgetheilt haben, schließlich das Unvollständige desselben, welches erst durch erschöpfende Einsicht und Durchsicht der sämmtlichen Protokolle sich ergänzen müsse, entschuldigend hervorhebt und dabei den Wunsch ausdrückt, daß die Arbeiten der Commission zur Sicherung des literarischen Eigenthums nicht vergeblich gewesen sein möchten, können wir unsererseits die Bemerkung nicht unterdrücken, daß diese von Ségur selbst gerügte Unvollständigkeit seines Berichtes uns weniger motivirt und etwas augenfälliger als ihm selbst erscheinen will. Wir finden nämlich in den bereits oben erwähnten Aufsätzen von Berville weit Mehres in Anregung gebracht als, wenigstens nach diesem Berichte von Ségur, die Commission ihrerseits erörtert zu haben scheint. Selbst in Betreff des Nachdrucks hat Berville mehre Nebenvorschläge gemacht, die durch das hier vorgeschlagene, wol etwas zu einfache gerichtliche Verfahren nicht aufgewogen werden. Auf jeden Fall werden das Ministerium und die Kammern die Schrift von Berville auch noch neben diesem von der Commission verfaßten Gesetzentwurfe gar sehr zu berücksichtigen haben, und zwar schon deshalb, weil in jener Schrift von rein speculativen, die wahre Philosophie des Rechts berührenden Principien ausgegangen wird, ein Standpunkt, den wir in der gegenwärtigen Mittheilung Ségur's durchaus vermissen.

80.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Freitag, —— Nr. 111. —— 21. April 1837.

Cavalier-Perspective. Handbuch für angehende Verschwender, von Chevalier de Lelly. Leipzig, Brockhaus. 1836. Gr. 8. 2 Thlr. 12 Gr.

Wenn wir dem vorliegenden Buch ein etwas ausführlicheres Besprechen widmen, so geschieht es lediglich deshalb, weil es unter diejenige Gattung von Schriften gehört, die in den eigentlichen Kern des praktischen und geselligen Lebens greifen, in der offensten und entschiedensten Beziehung zum Leben im Allgemeinen sowie zur Lebensexistenz des Einzelnen stehen. Deshalb lesen wir gleich auf dem Titelblatte das berühmte und inhaltschwere Motto Montaigne's: „Mon mestier et mon art c'est vivre." Aber das Leben und die Kunst zu leben ist etwas so Vielgestaltiges, Ausdruckvolles und bei allen vorhandenen Dingen, die der Einzelne bei seinem Eintritt in die Welt vorfindet, doch etwas so Gewagtes und Bedingbares, daß wir jenes Motto auch wieder nur als eine Eröffnung im strengsten Sinne, als einen Weiheschlag werden zu betrachten haben, der an die ehernen Pforten des mächtigen Gottestempels geschieht, die im Namen des Demiurgen sich vor uns öffnen sollen. „Mon mestier et mon art, c'est vivre", dies lautet fast einfach; aber was darin das Bedeutungs- und Ahnungsvolle, das Schwierige und Bedenkliche ist, ist eben der Umstand: aus dem Handwerk des Lebens eine schöne, plastisch-gefällige und auch belohnende Kunst zu machen.

Nach Dem, wie sich der Verf. in der gutgeschriebenen Vorrede auf das entschiedenste ausspricht, finden wir, daß es eben seine Aufgabe in dieser Schrift war, jene künstlerische In-Eins-Gestaltung, jene plastische Formirung und harmonische Metamorphosirung des Lebens uns zu lehren. Sein Buch soll eine Doctrin alles Lebensgenusses sein, oder wie er sich selbst äußert: er will die mannichfachen Früchte eines reichen Daseins in ein Gesetzbuch niederlegen. Eben deshalb hatte er auch ein reiches Feld in der Wahl des Titels zu seinem Buche. Diese Wahl beunruhigte den Verf. anfangs. „Das neueste Wissen", „Symbolik des Genusses" waren Bezeichnungen, wovon ihm die eine zu mystisch, die andere zu unbestimmt klang. „Ergebnisse aus Erlebnissen" hätte eine praktischere Form gehabt; allein freundschaftliche Rücksichten verhinderten diese Wahl, weil seit dreißig Jahren von einem dem Verf. sehr befreundeten Manne unter diesem Titel ein ausführliches lebenspraktisches Werk erscheinen soll. Außer diesen passirten noch allerlei problematische Titel die Revue: „Genuß", „Aspasia", „Die Kunst zu leben" (was zu auffallend an Knigge erinnerte), „Eudämonie", „Biotechnik" u. s. w. wurden sämmtlich aus mannichfachen Rücksichten verworfen, bis endlich der Verf. nach langem Hin- und Herbedenken dabei verblieb, sein Buch „Cavalier-Perspective" zu überschreiben. Zu diesem Namen veranlaßte den Verf. eine geistreiche Äußerung einer hohen Person, wie der Leser auf Seite xxxi der Vorrede einsehen kann. Was sich aber der Verf. selbst unter dieser Bezeichnung dachte, und inwieweit er sie auf das Leben und dessen Verhältnisse ausdehnte, müssen wir in seiner eignen Sprache hören, worin zugleich ein Commentar des Buches selbst enthalten ist:

> Das geistreich bedeutsame Wort des Fürsten (daß es so gut eine Cavalier-Perspective als eine Vogel-Perspective gebe) frappirte mich lange, und schien mir passend für mein Buch. Denn hier wird zu viel angeregt, um immer ins Detail gehen zu können; es wird von oben herab geurtheilt, und blos die Masse im Großen gezeigt. Alle von dem beleuchteten Objecte in die Augen fallenden Strahlen laufen parallel unter sich, grade wie das bei der Cavalier-Perspective der Fall ist. Mit einem Wort: es ist ein Buch für vornehme Leute. Zur Vermeidung eines ärgerlichen Irrthums erkläre ich aber ausdrücklich, daß ich das Wort vornehm nie in der engen Bedeutung des Ranges, sondern immer in der wirklichen des Werthes gebrauche. Ich verstehe darunter das sichere Gefühl für das Schöne und Schickliche. Pindar spricht immer so vornehm, daß man vergißt, es gebe überhaupt Gemeinheiten, und Jupiter kann sich eine Ehre daraus machen, wenn Pindar mit ihm spricht. Unter den Neuern versteht diese Sprache aber Niemand so gut als Göthe. Diesen also, den Vornehmen, wünscht mein Buch zu gefallen. Es hat aber den Doppelzweck: die grämlichen Philister auf das gründlichste bis zur gelinden Wuth zu ärgern. Denn wie ein ebenso altes als treffendes ländliches Sprüchwort sagt: „Wer nichts thun kann, was die Leute verdreußt, der ist kein rechter Schulze." Diesen letzten anmuthigen Zweck wenigstens wird es nicht verfehlen. Die Regellosigkeit, der Übermuth und der Luxus verbürgen sich dafür.

Nach diesem offenen Selbstbekenntnisse dürfen wir über die Begabung, über den Anspruch und die Absicht des Verf. nicht länger im Unklaren sein. Der Verf. ist ein praktischer Lebenskünstler, der jedoch dabei so viel theoretische Weihe besitzt, daß er seine genußvolle Kunst in ein anmuthiges System zu bringen vermag, welchem so viel Methode inwohnt, als für Denjenigen, der eben auf der

Cavalier-Perspective steht, hinreicht. Ein System, zu leben, kann es, genau genommen, nicht geben, und dies hat auch der lebenskräftige Verf. vollkommen eingesehen; denn das Leben birgt in sich nicht blos den freien Fortschritt des Gedankens, sondern auch den Zufall, das Glück, das Fatum, die Laune und jenen Humor des Schicksals überhaupt, den oft der Einzelne, welcher sich nicht die Nutzanwendung daraus zu nehmen, oder in jenes wehmüthige Jauchzen, in jene jauchzende Wehmuth der Creatur nicht einstimmen kann, mit seinem ganzen Wohlsein bezahlen muß. Das Leben hat kein System; denn ein solches ist nur der Vorzug des reinen, in sich abgeschlossenen Denkens; aber es hat eine Form, und diese in ihrer ganzen Schönheit zu entfalten, in sich und seinen Verhältnissen darzustellen — warum sollte es nicht eine Aufgabe des Menschen sein?

Wir wollen mit dem Verf. dieses in mancher Hinsicht bedeutsamen Buches aufrichtig sein, da er selbst als ein Mann von edler Aufrichtigkeit und nobler Lebensgesinnung erscheint; wir wollen sagen, daß uns in seinem Buche zweierlei misfällt: nämlich einmal ein Theil der Vorrede, sodann die speculative Seite seines Aufenthalts in Paris. Deutlicher wollen wir uns über den letztern Punkt nicht aussprechen, obschon der Verf. selbst aus seinen Börsenverhältnissen gar kein Geheimniß macht. Alles andere darin Enthaltene und namentlich der durchaus prägnante Schluß ist mit wenigen Ausnahmen vollkommen annehmbar und hin und wieder trefflich. Denn es zeigt von einem entschiedenen, obwol etwas frivolen Genie der Existenz; so, und nicht anders wollen wir diese in ihrer Art seltene Gemüthsanlage bezeichnen; denn zwischen Leben und Existiren ist noch immer ein wesentlicher Unterschied. Nicht immer ist es das Leben, was der Verf. meint, wenn er davon redet; aber in keinem Momente des Lebens läßt er die Existenz, ihre Folgen, Foderungen und Prämissen unbeachtet, die andererseits von so vielen reichbegabten Naturen verkannt wird. Eben deshalb, grade deshalb nennen wir einige Seiten dieses chevaleresken Genies frivole Seiten, worunter wir jedoch beileibe nicht Das verstehen, was der Philister, dieser von unserm Verf. so trefflich bis ins Einzelnste geschilderte heilige Urphilister der Menschheit, so zu benamsen pflegt. Ein frivoles Leben ist vielmehr jedes Leben, welches in dem Dasein nur, oder doch hauptsächlich die Existenz, d. i. das Selbstische, festhält. Ein solches Leben kann sich zu Festlichkeiten, zu Maskenbällen, zu Börsenspeculationen, zu geistreichen Wendungen jeder Art, ja sogar zu ungemeiner Kenntniß und tiefsinniger Beobachtung eignen; allein es wird und muß ihm immer die unterirdische Weihe fehlen, denn diese Weihe trieft von Leid sowie der Ölbaum von Segen. Und so haben wir in unserm Verf. einen höchstbegabten, durchaus vornehmgesinnten, lebensgeschickten Mann gefunden, aber keinen Jünger des Absolutheiligen, der Wissenschaft, der Kunst, der Weltoffenbarung als solcher. Ein solcher muß zu leiden, zu entsagen, zu darben verstehen; dies aber versteht man von der Cavalier-Perspective aus nicht, weil alles Streben nur dahin geht, sich als Existirender zu situiren. Das Situiren ist in der That vornehm. Aber es gibt noch viel größere und heiligere Dinge als Vornehmsein, und es gibt Lebenspreise, zu denen der Weg nicht in seidenen Gewändern durch Prunkhallen, sondern durch die Hütten des Elends, durch Schmuz und Jammer führt. Dies wollen wir nicht verkennen, und es sei fern von uns, mit dem Verf. in die Anerkennung Swift's einzustimmen, „der einer schmuzig-geöffneten Bettlerhand seine Gabe zu weigern pflegte". Dafür verdiente Swift, ein Mann, der Lob, sondern die Peitsche. Denn alle Bettlerhände sind viel zu sehr die Glocke seines Daseins war, nicht schmuzig, und wer einen reinen Bettler haben will, der muß erst machen, daß er kein Bettler mehr ist; hierüber vergleiche Jeder, der es der Mühe werth hält, die Bettler zu studiren, Raumer's neueste Nachrichten aus Irland. Es ist schön, ein harmonisches Dasein zu führen. Wer sollte dies nicht finden? Hat doch einst ein ganzes Volk harmonisch gelebt! Es ist also schön; ja, aber es ist nicht das Vorzüglichste. Es gibt eine Geistestiefe, in welcher keine Harmonie möglich ist. Als Gott die Welt erschuf, d. h. mit andern Worten: als die Welt wurde, da war keine Harmonie; da brütete der Geist über den Wassern und über Allem, was sich bildete. Erst als die Welt fertig war, da herrschte Harmonie, und auch diese nicht in dem Sinne, wie es der Verf. meint; denn alle goldene Zeitalter sind nur Fabeln. Wer das Größte erschafft, wirkt und leistet, der erduldet die tiefsten Misklänge; ein Beweis, daß die Existenz nur etwas Secundaires ist, aber kein Beweis, daß höchster Naturen Element der harmonische Friede sei; denn was in ihnen so genannt wird, ist nichts als ein schmerzliches Überwinden.

(Die Fortsetzung folgt.)

Deutsche Kunst in Frankreich.

Wir hatten in Nr. 90 d. Bl. die im „Journal des débats" enthaltene Beurtheilung des Bendemann'schen Jeremias, mitgetheilt; versprochenermaßen fügen wir hier nun die Anzeige hinzu, welche dasselbe Blatt in einer spätern Nummer von den beiden Gemälden Begas' und Lessing's gibt. Es möge uns erlaubt sein, auch die einleitenden Worte des Artikels mitzutheilen, da sie, obgleich nicht speciell zur Würdigung jener beiden Gemälde gehörig, doch in mittelbarer Beziehung zu ihnen stehen und insbesondere eine Wahrheit aussprechen, die in Deutschland noch mehr Beherzigung verdient als in Frankreich. „Die französischen und deutschen Künstler, welche die ältern Meister zum Muster nehmen, sollten sich dabei vor einer Täuschung hüten: Diejenigen nämlich unter ihnen, welche ihre Begeisterung aus den ersten bessern Werken der christlichen Kunst schöpfen und ihre Mänier darnach bilden, sind grade in demselben Falle wie die Schriftsteller zur Zeit des Wiederaufblühens der Wissenschaften, welche, mit aller Gewalt Lateinisch sprechen und schreiben wollend, ihr ganzes Leben damit zubrachten, den Virgil, Livius und Plautus zu lesen und wiederzulesen, um die Schönheiten und Feinheiten der Sprache der alten Schriftsteller kennen zu lernen und wiederzugeben. Niemand möge diese Bemerkung als eine ironische nehmen; in jedem Lande und zu jeder Zeit haben die Meisterwerke des Alterthums fortwäh-

rend bei den höher Begabten Anerkennung und Bewunderung hervorgerufen. Wie dem aber auch sein mag, so ist es immer gut für einen Künstler, die Stellung, in der er sich befindet, zu kennen, und richtig zu beurtheilen, wie viel Ursprüngliches und Natürliches sowie Künstliches und Gemachtes in den Kunstmitteln, die er zur Versinnlichung seiner Ideen anwendet, enthalten ist. Von dem Augenblicke nun, wo sich der Künstler die Manier einer classischen oder einer mittelalterlichen Kunstschule aneignet, fällt er freiwillig oder unfreiwillig in Archaismus, wie es jetzt mit allen französischen oder deutschen Malern der Fall ist, welche im erhabenen Style arbeiten; von dem Augenblicke endlich, wo man sich einer bestimmtern Methode ganz hingibt, zeigt sich in dem Werke, das unter ihrem Einfluß entstanden ist, ein wenig Zwang und Mangel an Freiheit, sowol was den Gedanken als die Ausführung desselben betrifft. Einige Geister sind stark genug, um ihre eignen Ideen, durch jenes starre Hemmniß hindurch, zur Erscheinung zu bringen; aber sie sind selten, und Poussin selbst, dessen Werke in ihrem innersten Wesen so natürlich und wahr sind, sündigt oft in dem Verhältniß der Linien und in der Anordnung seiner Figuren durch eine Symmetrie und eine Ordnung, die seine Bewunderung für die Aldobrandinische Hochzeit und einige andere, zu seiner Zeit entdeckte antike Malereien verrathen."

„Wir bitten daher, den Vorwurf der Manier, des Gezwungenen und Gewaltsamen, den wir in der Beurtheilung der Erzeugnisse der Malerschule, welche die alten Meister zum Vorbild nimmt, manchmal auszusprechen Gelegenheit haben werden, nicht zu hoch aufzunehmen, da es ein dieser ganzen Kunstrichtung inwohnender Fehler ist, ebenso wie man das Ungeordnete, Unzusammenhängende und Ausschweifende als gemeinschaftliche Eigenschaft bei allen denjenigen Künstlern antrifft, welche den Rath der Erfahrung verwerfen, nur an sich selbst glauben, und meinen, wenn Einer zwanzig Jahre alt sei, sprosse ihm das Genie wie der Bart am Kinn."

„Da die letzte Revolution in der Kunst von den Deutschen ausgegangen ist, so wollen wir auch mit zwei Malern dieser Nation beginnen. Der Styl Bendemann's in seinem Jeremias gehört, wie es auch der Gegenstand erheischt, zu der erhabensten Art. Von einem Propheten bis zu einem Papst und zu einem Kaiser besteht schon ein Unterschied, der ohne Zweifel Hrn. Begas in seinem Gemälde vorgeschwebt hat, wo Kaiser Heinrich IV. barfuß und im Büßerhemde sich dem Papst Gregor VII. in Gegenwart der großen Gräfin Mathilde unterwirft. Das Ganze dieser Scene ist einfach, aber wohl aufgefaßt. Auf einem Balcon, der den obern Theil des Gemäldes einnimmt, befindet sich der Papst mit den zu ihm gehörigen Personen. Unten sieht man Heinrich, aufrecht, an die Thüre gelehnt, in der Stellung eines Mannes, der erwartet und, jedoch mit Widerwillen, bittet. Im Vordergrund und um diese Hauptfigur herum gruppiren sich Figuren von Männern, Weibern und Kindern. Der obere Theil des Gemäldes ist schwach, das Übrige aber zeigt ein wahrhaftes Verdienst sowol in Hinsicht der Composition als der Ausführung. Die Stellung Heinrich's ist wahr, edel und malerisch zu gleicher Zeit; unter den ihn umgebenden Figuren finden sich die lieblichsten und natürlichsten Kinderköpfe. Was am meisten bei diesem Gemälde auffällt, und insbesondere bei der Figur des Kaisers, ist, daß der breite und großartige Styl, den man darin antrifft, durchaus keine Spur von Nachahmung der großen (alt-)deutschen und italienischen Maler an sich trägt, oder sie müßte mit der größten Kunst versteckt worden sein."

„Die Hussitenpredigt von Lessing gehört zu einer noch weniger erhabenen Gattung als das Gemälde Begas'. Mit Ausnahme der Hauptfigur, die in einem ekstatischen Zustande zu sein scheint, spricht sich in der Weise und dem geistigen Ausdrucke der übrigen, welche jene anhören, große Einfachheit aus. Wir bedauern, daß der Künstler nicht einige nähere Andeutungen darüber zur Nachricht über sein Werk geliefert hat, die uns in den Stand setzen würden, uns seinen Gegenstand recht zu erklären. Die Scene geht an einem wilden Orte vor. In der Mitte des Gemäldes erblicken wir aufrechtstehend einen blassen und magern Mann, der in der Rechten eine Art Kelch hält und dabei das Ansehen hat, als ob er eine Prophezeiung thue oder sonst eine Glaubenserklärung ausspreche. (Man sieht wol, daß der französische Kritiker, aus Mangel an historischer Kenntniß des Gegenstandes, nicht recht klug aus dem Gemälde wird, obwol er das Richtige ahnt. Auch nennt er das Gemälde fälschlich „Le serment d'un Hussite"; wahrscheinlich ist es so fälschlich im Katalog angegeben, da es auch andere pariser Blätter so benennen.) Diese Figur, deren Ausdruck entschieden und durchdringend ist, wird von einem Dutzend Männer umgeben, Arbeitern, wie man nach den Werkzeugen urtheilen muß, die sie in ihren Händen halten. Augenscheinlich ist es ein Anhänger Johann Huß', des bekannten böhmischen Ketzermeisters des 15. Jahrhunderts, der Landleute zu seinem Glauben zu bekehren sucht. So wenigstens läßt uns die Stellung und der Ausdruck der Figuren den Gegenstand auffassen. Das Verdienst des Werkes besteht besonders in dem Gegensatz der Ruhe und Natürlichkeit der zuhörenden Landleute und der außerordentlichen Exaltation des Hussiten, der ihnen predigt. Diese Eigenschaft des Ganzen findet man auch in dem Einzelnen wieder, und in der Stellung und unbelebten Aufmerksamkeit der Landleute liegt etwas Rührendes. Nimmt man die Figur des Hussiten weg, so gibt das Übrige noch immer ein hübsches Genrebild; wir werden uns aber wol hüten, die Wegnahme des Hussiten zu verlangen, der aus dem Ganzen eine ungemein schöne Scene bildet."

„Am schwächsten ist in den Gemälden von Begas und Lessing das Colorit; es fehlt ihm nicht grade an Wahrheit, wol aber an Glanz und Kraft. In Summa, auch diese beiden Schöpfungen sind empfehlenswerth und rechtfertigen, was wir kürzlich behaupteten: daß die neue deutsche Schule die Hülfe der Kunstgelehrsamkeit aufgebe und dafür mehr zur Natur zurückkomme." 57.

Dr. Franz Cellarius' Gesammelte Schriften. Herausgegeben von dessen Freunden. Erster Band. Musestunden. Erster und zweiter Theil. Frankfurt und Leipzig 1836. 12. 1 Thlr. 12 Gr.

Ein zweiter Titel, den dieses Werk führt, heißt: „Musestunden von Dr. F. Cellarius", und ist der Verf. darauf als Mitglied mehrer gelehrten Gesellschaften und Mitarbeiter an mehren bekannten Zeitschriften aufgeführt, Epitheta, die heutzutage grade nichts Außerordentliches besagen wollen.

Ich will gern meine Unwissenheit gestehen und offen bekennen, daß ich vor dem Erblicken dieses Buchs nichts von dem Mitgliede mehrer gelehrten Gesellschaften und Mitarbeiter mehrer Journale rc. gewußt habe; das Vorwort hat mir jedoch hierin gute Dienste geleistet, und da ich so kühn bin, zu glauben, eine Menge Leser dieser Blätter könnten sich in demselben Falle befinden wie ich, so will ich kurze Kunde geben von Dem, was das Vorwort sagt. Also Hr. F. Cellarius ist geboren den 1. Jan. 1800 zu Walthershausen; er studirte zu Gießen Philologie und Philosophie, ingleichen auch etwas Theologie; da er jedoch in Verdacht gerieth, zu den Schwarzen (einer Abart der Burschenschaft) zu gehören, so mußte er die Hoffnung aufgeben, eine Anstellung in der Heimat zu finden. Er ging deshalb auf Reisen, lernte zufällig einen Engländer kennen, der ihn zum Hofmeister seiner Söhne machte, ihn mitnahm nach Frankreich und Italien, und auf dessen Landgut bei Neapel er gegenwärtig noch lebt.

Was nun Hr. Cellarius in seinen Musestunden sowol als Student als später zu Papier brachte, haben seine Freunde in Deutschland — deren Namen übrigens nicht genannt werden — in zwei Theilen, zusammen fünfhundert und einige zwanzig Seiten umfassend, dem Drucke übergeben, und wenn das liebe

Publicum Geschmack daran findet, soll auch noch ein dritter und vielleicht gar noch ein vierter Theil folgen. Es sind demnach Aussichten eröffnet.

In quantitativer Hinsicht sind diese ersten beiden Theile sehr reich. Nahe an einem halben Dutzend kleiner Aufsätze philosophirenden Inhalts, prosaische Schriften genannt, eröffnen den Reihen. Ihnen folgen sechs Romanzen und Balladen, dann kommen neun Übersetzungen aus lateinischen Dichtern (Petronius, Ovid rc.), hierauf wieder vier prosaische Aufsätze (über den Geiz, das Greisenalter, den rechten Gebrauch der Zeit rc.), dann vierzehn vermischte Gedichte, eine Cantate, vierzig Epigramme, ein Opernbruchstück, wieder einige prosaische Arbeiten, dann nochmals Gedichte, abermals Fragmente aus unvollendeten Theaterstücken, zum vierten Male prosaische Aufsätze in längerer und kürzerer Art, noch einmal Scenen aus unvollendeten Theaterstücken, neuerdings ein Convolut vermischter Gedichte, eine französisch geschriebene Standrede, gehalten am Grabe eines Hrn. Adolf von Martens von dem reformirten Prediger A., ein paar an Hrn. Cellarius gerichtete Briefe in gebundener Rede von einem Hrn. Dr. P. F. v. S. und zuletzt endlich Verbesserungen und Zusätze, oder deutlicher gesagt, Errata, die bei der Anordnung und dem Druck dieses Chaos von gereimter und ungereimter Prosa sich eingeschlichen haben.

Mein Gewissen erlaubt mir, mich zu rühmen, mir wirkliche Mühe gegeben zu haben, um die Entdeckung zu machen, warum denn eigentlich alle diese buntgemischten Sachen unter dem Drucke der Presse haben seufzen müssen; wenn ich aber den einzigen Punkt ausnehme, daß die Jugend- und Universitätsbekannten des Hrn. Cellarius möglicherweise eine Freude daran haben können, so ist mir kein einziger vernünftiger Grund erschienen. Die prosaischen Aufsätze enthalten von A—Z nicht das Geringste, weder in Hinsicht der Gedanken, noch in Bezug auf oratorischen Werth, was durch Schärfe, Neuheit oder Genialität der Ansichten zu fesseln vermöchte. Es ist über alle die verschiedenen Gegenstände, die besprochen werden, nichts gesagt, was nicht schon längst gesagt worden ist, oder jeder nur irgend denkende Kopf sich selbst sagen kann. Die theatralischen Fragmente sind so dürftig und gewöhnlich, daß es schwerlich Jemanden einfallen wird, zu beklagen, hier nur Fragmente zu sehen, und die Poesien nichts Anderes, als was man jeden Tag in jedem belletristischen Journal als Lückenbüßer auffinden kann. Und nun vollends die Epigramme! Da ist wirklich eine Saat von Beispielen, wie Epigramme nicht sein sollen. Ich gebe nur ein Paar zur Probe:

1) Seydelmann.

Was er durch Ton, Geberd' und Miene
Darstellt, trägt die Spur vollendeten Talents;
Als Franz Moor und Mephistopheles
Ist er der Stolz der deutschen Bühne.

2) Die vierte Grazie.

Wer nur von drei Grazien spricht,
Sah wahrlich Henriette nicht.
Denn traun! Sonst gestånd er mit mir,
Es gebe der Grazien vier.

Circa ein Dutzend solcher Musterepigramme schleudern ihre stumpfen Pfeile auf Ärzte ab. Das sind alte Witze, abgestumpfte Späße, die unsere Väter schon bis zum Überdruß verarbeiteten.

Eine Nachricht an die verehrlichen Subscribenten erklärt, daß der dritte Theil mehre größere Novellen und kritische, bereits in Literaturblättern früherer Jahre abgedruckte Abhandlungen, der vierte Theil Übersetzungen französischer Novellen und Theatersachen, ingleichen eine ausführliche Selbstbiographie des Verf., nebst dessen sehr ähnlich nach der Natur gezeichnetem Bildnisse enthalten wird. Wie Gott will; dem Unabwendbaren muß sich Alles fügen; und so wird, wenn es da droben beschlossen ist, auch der dritte und vierte Theil von Denen, die da Lust daran haben, verarbeitet werden. 15.

Miscellen.

Um zu erfahren, wie vor hundert Jahren ein König von England ungefähr zu speisen pflegte, diene folgender Küchenzettel, oder vielmehr folgendes Allerhöchste Küchenbulletin, das sich vom 10. Sept. 1733 herdatirt. Darin heißt es: „Un potage; une fricassée de pigeons; un ragoût de pieds de veau; mouton rôti; un chapon, deux pigeons, une tourte, un flan." Diese Speisen waren für den König. Seine Königliche Hoheit (der damalige Prinz Karl Eduard) erhielten blos: eine Suppe und eine fette Henne. Mr. le Duc (Cardinal von York) empfingen eine Suppe und zwei Ecossaisen. Kann man einfacher speisen? Wahrlich es muß eine einfachere Zeit gewesen sein, wo ein König noch zweimal Tauben zu einer Mahlzeit, ein Ragout von Kalbsfüßen und einen Eierfladen speiste, wo ein Prinz von edelstem Geblüt mit einer Henne zufrieden war, und selbst ein Fürst der Kirche sich mit einem einzigen Gericht begnügte! Es war immer eine schöne Zeit, als der begüterte Bürger, der Mann der es dran wenden konnte, die Fürsten und Könige auch in seinen Tafelfreuden nicht zu überbieten wagte; denn eine Zeit der Selbstbeschränkung ist immer eine schöne Zeit.

Der bekannte verstorbene Sir Robert Hall setzte eines Tages einem Geistlichen, der aus einem Dissenter ein so halbwegs legitimer Orthodox geworden war, die Nothwendigkeit einer Kirchenreform auseinander, die ihm dieser aber nicht zugestehen wollte, indem er endlich, in die Enge getrieben durch die Argumente seines Gegners, zu den gewöhnlichen Verlegenheitsphrasen: „Ich sehe dies nicht ein", oder „Ich kann dies nicht zugeben" u. s. w., seine Zuflucht nahm. Zuletzt ward Sir Robert ungeduldig, nahm ein Blatt Papier aus der Tasche und schrieb darauf das Wort: Gott! „Sehen Sie diesen Namen?" fragte er nun den hartnäckigen Orthodoxen. Er bejahte es. Hierauf legte Hall ein Goldstück auf das Blatt, dergestalt daß der Name Gottes ganz davon bedeckt ward. „Und sehen Sie den Namen nun?" fragte er. „Nein." „Nun so wünsche ich Ihnen einen guten Morgen, Sir, und überlasse Sie Ihrem Nachdenken." 11.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 112. —— 22. April 1837.

Cavalier-Perspective. Handbuch für angehende Verschwender, von Chevalier de Lelly.

(Fortsetzung aus Nr. 111.)

Es springt dem Leser von selbst in die Augen, daß wir in dem Gesagten den Verf. des vorliegenden Buchs nur ergänzen wollen. Er wird uns jederzeit einwenden können, daß wir hierin eben von einem andern als dem Cavaliergesichtspunkt ausgehen. Dieser Einwand stehe ihm auch mit Recht zu; denn in der Kritik gibt es keine Cavaliere. Die Kritik muß das Höchste festhalten; das Höchste ist aber der allgemeine Gedanke, ohne aristokratische und eximirende Wendungen. Eben weil das Buch des Verf. einem ganz bestimmten Standpunkt angehört, eben deshalb müssen wir uns, als Beurtheilende, eines allgemeinen Standpunktes befleißigen. Sehen wir im Spätern, wie oft der Verf. das Richtige, ja das Einzige und wahrhaft Lebendige trifft, so mag es uns auch ziemen, gleich im Voraus zu bemerken, wo er Unrecht hat. Dies Unrecht äußert sich allemal da, wo er aus seiner eigenthümlichen Perspective heraustritt. Hören wir folgende Stelle aus der Vorrede:

Wie kommt es überhaupt, daß vornehme, unabhängige Männer, oder vielfach Erfahrene, Diplomaten und Staatsmänner bei uns so selten die Früchte ihrer Erlebnisse öffentlich kundgeben? Sie kennen ihren Vortheil nicht; denn unbezweifelt würden sie dankbare Anerkennung finden. Die „Briefe eines Verstorbenen" sind dafür der beste Beweis; ich betrachte sie als einen wahrhaften Fortschritt zur Schaffung einer geschmackvollen Unterhaltungslecture. Unbezweifelt bekämpfen sie die leider tief eingewurzelte Scheu für die Darstellung des Persönlichen, von welcher unsere Nachbarn jenseit des Rheins sich längst frei gemacht haben. Fast alle ihre Notabilitäten stellten das Gesehene mehr oder minder lebhaft dar.

Was haben aber die Franzosen durch diese mehr oder minder lebhaften Darstellungen des Gesehenen (wir müssen natürlich von ihnen die Memoiren im strengen Sinne ausnehmen, die in eine ganz andere und viel höhere Kategorie gehören) für Gewinn gezogen? In der That einen sehr untergeordneten. Dafür ist durch eben diese „Darstellungen des Gesehenen" der Inhalt der französischen Literatur überhaupt beträchtlich verkümmert worden, und dies deshalb, weil doch in solchen Productionen nur das Um und Neben der Persönlichkeit und höchstens ihre eignen rohen Umrisse, nicht aber der Kern, das Innere, das Ewige der Persönlichkeit, um mit Steffens zu reden, zum Vorschein kommt. Keineswegs wollen wir dem Verf. abstreiten, daß sich aus den Papieren mancher ausgezeichneten Vornehmen, die niemals zum Vorschein kommen, mancher Stoff zur Bildung, zur Selbstbespiegelung, ja wol auch zu erhöhterer und verfeinerter Lebensansicht entnehmen ließe; aber vor einer ganzen Literatur, die nur aus „Papieren" geschöpft ist, vor einer solchen nonchalantvornehmigen Unterhaltungs- und Reiseliteratur, wie sie in dem „Verstorbenen" einen Stellvertreter gefunden — davor bewahre uns der Himmel. Alles, was mit solcher Verstorbenheit anhebt, stirbt uns zum zweiten Mal vor sichtlichen Augen ab. Aus den memoirengleichen Reise- und Lebensbildern werden endlich „Tutti Frutti". Es heißt die Bedeutung, Innerlichkeit und Solidität unserer Literatur sehr verkennen (ein Vorwurf, den man besonders der „Vorrede" des vorliegenden Buchs zu machen hat), wenn man an die Stelle der auf ihrem Felde sich ereignenden schweren und tiefen Kämpfe die bloße glatte, gewandte Lebensunverwüstlichkeit und Lebensvornehmheit setzen will. Möglich, daß einige deutsche Gelehrte und Schriftsteller Stubenhocker, einige andere sogar Philister sind; kann nicht auch ein ausgemachter Libertin ein Philister sein? Denn die Philisterei beruht doch zunächst in dem beschränkten Beharren auf der Dieselbigkeit und Monotonie des Daseins. Mag auch wol manches jugendliche deutsche Schriftstellergemüth sich einer nicht zu billigenden Apathie des Lebens, einem Sansculottismus der Empfindung hingeben — wir haben dafür einen guten Grund, den wir mit des Verf. eignen Worten hierhersetzen wollen:

Wie schwer ist es, bei schreiendem Mangel edel zu empfinden. („Il est trop difficile de penser noblement, quand on ne pense que pour vivre", sagt Rousseau.) Dem edeln Gemüth mag Wirkung verliehener Kräfte hinlängliche Beruhigung sein; aber Beruhigung ist nur wenig, und das heiligste Streben erliegt oft dem widrigsten Geschick, wenn ihm das Talent fehlt, sich nach außen geltend zu machen. Selbst Genie und reiche Einbildungskraft bedürfen einiger Sorge für ihr Glück, um wie viel mehr wir Andern! Glücksgüter sind so sehr das Ziel des menschlichen Strebens, daß aller Ruhm und alle Ehre in der Hand des Monarchen liegt, dem über die Glücksgüter unbeschränkte Macht zusteht.

Wie dem sei, es gibt etwas Bleibendes, was der Deutsche sich weder aus seinem Charakter noch aus sei-

ner Literatur darf nehmen lassen, dies ist: der Ernst der Forschung, die Ruhe des Gedankens, der Eifer für alles Das, was eine Tiefe zeigt. Durch dieses ruhige Denken, durch diesen forschenden Ernst, durch diesen poetischen Zug nach der Tiefe hin, sowie es den Fischer nach dem Wassergrunde zieht, dadurch und dadurch allein sind wir geworden, was wir sind. Dadurch ist der Deutsche der Repräsentant des Gedankens für die ganze civilisirte Welt geworden; ein Vorzug, den uns nie eine andere Nation im Ernst abstreiten wird. Wenn es unter uns, wo der Gedanke in all seinen wissenschaftlichen wie künstlerischen Formen heimisch ist, auch hin und wieder einige Philister gibt, was schadet dies? Nein, es schadet nicht nur nichts; es ist sogar ganz in der Natur der Sache begründet, nach demselben Gesetz, nach welchem es im Weltmeer neben der ungeheuern Tiefe, die kein Senkblei erreicht, auch Untiefen gibt, wo selbst ein Fischerkahn nicht weiter kann. Wenn unsere Philister in ihrer dummbeschränkten Häuslichkeit ihre langweilige Lebensart durchsetzen, ei so bleibt uns ja die Lust, über sie zu lachen und zu spotten nach Belieben; was aber unsere heilige Kunst und Wissenschaft anlangt, aus dieser wollen wir die Philisterei schon los werden. Aber um Gotteswillen nur nicht eine allgemeine Sandbank des Geistes in Deutschland dadurch hergestellt, daß man die bloßen Lebensformen, die wol ebenso gut zu leeren Formeln werden können als vieles Andere, daß man die bloßen äußerlichen *Lebenstalente* über die reingeistigen Functionen des Genius selber stellt, oder doch diesen Talenten und ihrer Existenz eine mehr als billige, eine bevorzugte Breite zu verstatten wünscht. Solche Lebenstalente, wie sie dort in jenen Briefen und eingemachten Früchten herumfiguriren, sind nur Schemen des Talents, nur Schemen auch des Lebens; es ist eine Methode, wie sich durch die bloße Afterkunst zu leben nicht unbegabte Naturen auf das grauenvollste und absichtlichste herunterbringen. Davor behüte uns der Geist und unsere nationale Strebekraft. Unser Weg geht nach dem Leben hin, nicht nach dem Tode.

Übrigens thut sich der Verf. unserer „Cavalier-Perspective" einiges Unrecht, wenn er sein Buch an jene, von dem „Verstorbenen" mit ebenso viel Eigensinn als Selbständigkeit durchgesetzte Kategorie unbedingt angeschlossen wissen will. Denn des Verf. Buch ist weit besser als jene vornehmen Salbadereien, mit ihrer eher lockern als lebendigen Methode; es ist ein Buch mindestens für die Welt, für den lebenslustigen Menschen ohne Ausnahme, für Jeden, der etwas aus sich machen, der figuriren, glänzen, auch wol, wie der Titel besagt, in der edeln, aber schweren Kunst der Verschwendung einige Fortschritte machen will. Was hier geboten wird, ist allgemeines Gut und weit eher eine Rechtfertigung als Beeinträchtigung des Mittelstandes zu nennen, weil der Verf. doch Alles und Jedes in dem einfachen *Talent zu leben* begründet sieht. Was uns aber dort begegnet, ist der seichte Standesübermuth, der jetzt längst aus der Mode gekommen; das Aparthun im Leben, während man doch ein lustiger Lebemann im weitesten Sinne sein will; ist die breite Maske eines ridiculen Weltbürgerthums, das sich in der armseligsten Coterie endigt, die jemals auf den Parkets einer Miniaturresidenz sich herumdrehte.

Es scheint, daß wir nun genug Allgemeines über diese „Cavalier-Perspective" gesagt, und daß es uns nur noch obliegt, einige Details des Buches zu berühren. Rochefoucault's Wort: „Qui vit sans folie, n'est pas si sage qu'il croit", war schon in früher Jugend des Verf. Wahlspruch, und es fehlte seiner Jugend deshalb nicht an lustigen Streichen, die ein Philister, oder auch ein noch besserer Mann vielleicht dumme Streiche nennen würde. Doch hatte der lebenslustige Verf. das Unglück, daß ihm gleich als ein böser Dämon schon damals die Philisterei dicht an die Seite gebannt war in der Gestalt eines Jugendgenossen, den er Hr. v. Trompelt nennt. Dieser Hr. v. Trompelt war freilich ein sehr ausgeprägtes Exemplar seiner Gattung. Er hatte die Suppe schon berechnet, die er vier Wochen später verzehren wollte. Trotz allen diesen Berechnungen und einer ans Ungeheure grenzenden Ökonomie überhaupt hat er es dennoch nur zum Thorschreiber gebracht, und er sitzt nun und schreibt seine Passirzettel am Thore von Danzig, das nach Oliva führt. Dies ist das einzige poetische Moment seines ganzen Lebens, daß er grade *dieses* Thor getroffen hat. Der Verf. schildert diesen Thorschreiber in spe folgendermaßen:

Alle Welt hatte ihn schon als Knaben lieb, mich mochten Wenige. Er saß zwischen Frauen, während ich mich wild unter Knaben balgte. Die Aufgaben der Lehrer arbeitete er oft doppelt, um mir die eine Anfertigung zu geben, wenn ich, was nicht selten geschah, nichts gearbeitet hatte. Er war die Gutmüthigkeit selbst, ich hätte mir keinen bessern Gefährten wünschen können, und dennoch empfand ich eine Abneigung gegen ihn, die mit den Jahren nur zunahm. Ich weiß nicht, wie es kam, daß mir kein Spiel mit ihm lustig von der Hand ging; er war so lammfromm als langweilig. Oft gähnte ich, wenn ich ihn ansah, und wenn mich unsere Lehrer wiederholt um den Grund meiner Abneigung befragten, so gab ich immer zur Antwort: er kaut mir zu langsam. Ich weiß auch heut noch keine bessere Antwort. Die Zu- und Abneigungen im Leben, wofür man keine Gründe findet, sind, wie ich jetzt weiß, eben die tiefsten, die unauslöschlichsten.

Es war sehr natürlich, daß zwei solche Naturen ganz verschiedene Wege betreten mußten. Den Hrn. v. Trompelt führte der seine, wie gesagt, zum Thorschreiberposten, während der Verf. sich, nachdem in Deutschland seine erste Jugendliebe einen betrübenden Ausgang genommen hatte, in die Weltstadt Paris begab, um dort in dem Leben und durch das Leben die unangenehmen Eindrücke zu verwischen. Der Leser findet eine ausführliche Episode in dem Buch, welche diesen Aufenthalt des Verf. mit all seinen Accidenzien darstellt. Genug, daß er erreichte, wonach er sich sehnte: *einen unumschränkten Lebensgenuß in möglichst glänzender Form*. Du willst dir dein Dasein auf jede mögliche Weise verschönen! Dies war der feste Vorsatz, womit der Verf. sich in die Stadt der Moden übersiedelte. Hören wir, wie er auf ganz geistreiche Weise die *Natur* selbst zum Anwalt dieses seines Lebensgrundsatzes macht:

Überhaupt hat die Natur die angenehmen und reizenden

Farben nur den Thieren und Pflanzen verliehen, die in der Nachbarschaft der Menschen leben. Das ist so wahr, daß, obgleich die Sonne unter der Linie mit aller Kraft ihrer senkrechten Strahlen auf die Meervögel wirken kann, es doch auf offenem Meere keine schöngefiederten gibt; während diejenigen Vögel der Linie, welche die Küsten des Meeres und die Ufer der Flüsse bewohnen, mit den prächtigsten Farben bekleidet sind. So der Flamingo, der sich an den Küsten des Südmeeres aufhält, mit Federn aus glänzendem Weiß und blendendem Karmin. Der Pfeffervogel derselben Gegend, der, wenn er seinen großen feuerfarbenen Schnabel aus dem feuchten Meersand hebt, in welchem er seine Nahrung sucht, aussieht, als ob er ihn eben in Korallenroth gefärbt hätte. Andere Vögel derselben Gattung haben Schnäbel weiß und schwarz, und so glänzend, als wären sie von Elfenbein und Ebenholz. Das Perlhuhn, der Taucherkönig und eine Menge buntgefleckter und gezeichneter Vögel verschönen mit ihren emaillirten Farben die Küsten und Ufer der Meere und Flüsse von Asien und Afrika. So schmücken auch eine Menge Pflanzen die Ufer der Gewässer: wie die Schwertlilie, die duftende Frauenmünze; andere den Schoos des Wassers: als Kresse, das Linsengras, die Meerbinse; endlich einige sogar den Grund des Wassers, unter andern eine Art Algen mit langen Fäden, deren Enden wie Krebsscheren geformt sind. Aber merkwürdig genug tragen alle Wasserpflanzen ihre Blumen wiederum nur auf der Oberfläche des Wassers. Ein indischer Fluß im Sommer gleicht oft einer schwimmenden Wiese. Darf ich nicht schließen, daß alle diese Flußpflanzen nur da sind, den Aufenthalt des Menschen zu verschönen? Denn sie allein, nicht die Meerpflanzen haben Blumen und scheinen bestimmt, mit ihren Kronen, Gürteln and Sträußern die Schäferinnen und Badenden zu schmücken. Den Meerpflanzen, denen das Schöne fehlt, ward wenigstens das Nützliche gegeben, ihre langen Stiele, Arme, Knoten, Wurzeln, mit denen sie die glattesten Dinge umschlingen, ihr Leim und ihre Elasticität sind vortrefflich geeignet, die Barken der Fischer zu halten und zu schützen. Die im Allgemeinen gesundesten Pflanzen wachsen an den Landstraßen; überall ist der Natur wohlthätige Absicht zu erkennen. Kein Strauch, kein noch so mächtiger Baum kann sein ganzes Blütenheer zu Früchten reifen lassen, noch diese überhaupt alle tragen. Überall ist fröhlicher Blütenüberfluß, ein unendlicher und unverwüstlicher Luxus der Natur.

(Der Beschluß folgt.)

Aus Italien.

In Florenz erscheint jetzt in italienischer Übersetzung ein Geschichtswerk, dessen lateinisches Original darum zu den bibliographischen Seltenheiten gehört, weil die Mediceer es eifrigst zu unterdrücken suchten. So ändern sich die Ansichten erleuchteter Regierungen. Auch das anerkannt Gute will durch Prüfung jetzt in der Meinung sichergestellt sein, und es befängt die Überzeugung, wenn nur lobende Stimmen laut werden. Das Buch, das den Mediceern einst so viele Besorgnisse erregte, jetzt blos eine wissenschaftliche Bedeutendheit, kann nur dazu dienen, Machiavelli's tiefere Einsicht in die Verhältnisse seiner Zeit klarer hervorzuheben; durch seinen Einspruch selbst wird es die Sache der Angeklagten vor der Jury der Geschichte führen. Denn Thatsachen zu entstellen, wie es die Leidenschaft des Augenblicks versuchte, gelingt nicht, wo so viele Actenstücke der unbefangenen Prüfung vorliegen. Ein Venetianer edler Abkunft, Giov. Michele Bruto (1515 geb.), der aus bisjetzt unbekannten Gründen eine bequeme und ehrenvolle Lage in seinem Vaterlande verlassen mußte, traf in Lyon um 1561 mit geflüchteten Florentinern zusammen, die ihn für ihre Ansichten gegen die Mediceer einnahmen. Eine Frucht dieser eingeimpften Parteilichkeit waren „Florentinae historiae libri VIII" (Lyon 1562, 4.), die so rasch entstanden, daß der classisch gelehrte Verf. über ihre vernachlässigte Form nie sich zufrieden geben mochte, und daß wahrscheinlich darum die Fortsetzung unterblieb. Doch das wird sich jetzt ergeben, wo unter dem Titel: „Delle istorie fiorentine di Giov. *Mich. Bruto*, volgarizzate dal *P. Stanislao Gatteschi*, col testo a fronte e incis. in rame" (Florenz 1836), eine Übersetzung mit Noten erscheint, die von genauer Kenntniß der Zeit zeigen, die hier besprochen wird. Bruto tritt als entschiedener Gegner der Mediceer auf, und mit ihnen zugleich des Machiavelli, der ihrer Sache das Wort geredet. Bruto, der schon viele Lebensverhältnisse durchgemacht und dem noch weit mannichfaltigere bevorstanden — denn er starb erst 1594 in Siebenbürgen —, gab sich das Ansehen, als verabscheue er der Mediceer Verrath an der uralten Freiheit. Die Klugheit der Mediceer gab dazu Stoff her. Sie strebten nach dem erblichen Fürstenthum, gebrauchten aber niemals die Waffen, außer wenn fernere Verstellung ihrer schon gesicherten Stellung unwürdig schien. Das war Nic. Machiavelli auch nicht entgangen; er läßt es bei allem Lobe, das er Giovanni und Cosimo spendet, mehr als einmal durchblicken, daß er sie durchschaut hatte; aber müde der Beschränktheiten der freistädtischen Verhältnisse und überzeugt durch Das, was er gesehen, und die Lage der Zeiten, daß es Florenz noth thue und Italien heilsam sei, daß dieses Haus emporkomme, befolgte er auch hier sein System, nicht das Wünschenswerthe blos ins Auge zu fassen, sondern die Dinge, wie sie lagen, und das Erreichbare fest zu halten und das Bessere daraus zu entnehmen. Mit einem solchen Gegner ist ein gefährlicher Kampf zu bestehen, und Bruto, wenn er auch wirklich Enthusiast für die Freiheit gewesen wäre, dürfte leicht in der Meinung der Jetztwelt nicht höher zu stehen kommen als sein alter Namensvetter, der Gegner des Cäsar. Der Übersetzer verspricht ein Leben dieses gelehrten und geistreichen Mannes beizufügen, von dem man sich Belehrung und Unterhaltung versprechen darf. Ob er die übrigen Bücher der „Florentinischen Geschichten" gefunden, ist noch nicht erwähnt.

Am 20. Aug. 1477 war die Vermählung Erzherzog Maximilian's mit der schönen und reichen Maria von Burgund, und diese Hochzeit war das prächtigste Fest, das Schriftsteller der Zeit zu schildern wissen. Denn was hätte damals mit dem Reichthum und der Bildung von Brüssel, Gent, Antwerpen ꝛc. sich messen können? Die Beschreibung einer fast gleichzeitigen Hochzeit in Italien, die der gelehrte Gamba jetzt aus einem sehr seltenen Drucke der Marciana bekannt gemacht hat, wird für den Standpunkt der Bildung und der Festlust beider Länder die belehrendsten Vergleichungen darbieten. Daher muß man es Dank wissen, daß aus der jetzt noch für Bibliomanen blos abgedruckten Schrift das Septemberheft der „Biblioteca italiana" (1836) einen sehr vollständigen Auszug gibt, welcher „Le nozze di Costanzo Sforza con Camilla di Aragona celebrate in Pesaro nel MCCCCLXXV. Narrazione di anonimo contemporaneo" (Venedig 1836) ziemlich entbehrlich macht.

Durch manche Beobachtungen und die Streitfragen berühmt, die er veranlaßte, verdient der Graf Gius. Marzari Pencati, der am 30. Juni 1836 zu Vicenza starb, wol, daß seiner mit Dankbarkeit gedacht werde. In Vicenza 1779 geboren, hatte er eine Bildung erhalten, wie sie den Wohlhabendsten seiner Landsleute und Zeitgenossen zu Theil wurde, und er würde wahrscheinlich sein Leben mit Versemachen und Tragödienschreiben unschuldig hingebracht haben, hätten Zufälligkeiten ihn nicht auf Botanik hingeleitet, zu deren fernerm Studium er 1802 nach Paris ging. Dort mit den berühmtesten Naturforschern in nähere Verbindung getreten, wurde er aufmerksam auf die Fortschritte der Mineralogie, deren Studium von nun ab ihn der Pflanzenkunde fast untreu machte. Nach mehren Reisen in Frankreich kehrte er mit Faujas de Saint-Fond, seinem Lehrer, nach Italien zurück, und bei der Bereisung seiner heimatlichen Gebirge entdeckte sein Scharfsinn die Anomalien geognostischer Bildungen, die er mit den bis dahin gültigen

Sätzen nicht zu vereinigen wußte. Auf jeden Fall haben die von ihm richtig beobachteten Erscheinungen von urgebirglichen Massen, die auf Massen späterer Bildung überlagern, die Erhebungstheorie, welche jetzt gilt, früher zur Entwickelung gebracht, als vielleicht ohne dies der Fall gewesen sein möchte. Seine Arbeiten über Tirol und die euganeischen Hügel waren schon 1803 für die Bestreitung der frühern Annahmen von Wichtigkeit. Außer bei Breislack und Gautieri fand er indessen wenige Theilnahme. Unverdrossen setzte Marzari seine fleißigen Forschungen fort und ward 1812 als Inspector beim Bergdepartement des Königreichs Italien angestellt; eine Stelle, die jedoch 1814 schon mit dem ganzen Departement wiederaufgehoben wurde. Später fand Marzari durch kaiserliche Gnade die erfreulichsten Auffoderungen zum Beharren in seinen Untersuchungen. So erschienen 1819 seine „Cenni geologici e litologici sulle provincie venete e sul Tirolo", die jedoch, wie viele seiner schriftstellerischen Unternehmen, beim Anfange stehen blieben, und als Leopold von Buch sein Gemälde des südlichen Tirols herausgegeben hatte, verloren seine Wahrnehmungen ihre Bedeutendheit und ihr eitler und etwas confuser Verf. die Lust. Kränklichkeit that zuletzt vollends seiner Thätigkeit Eintrag. Man muß hoffen, daß seine reichen Materialien nicht verloren sein werden. Die „Biblioteca italiana" (September 1836) gibt ein genaueres Verzeichniß seiner Schriften 40.

Aus dem Tagebuche eines wandernden Schneidergesellen. Die Lebensüberdrüssigen. Zwei Novelletten von Franz Freiherrn Gaudy. Leipzig, Weidmann. 1836. Gr. 12. 1 Thlr.

Dieser Schneidergeselle ist eine echte berliner Kernseele, voller barocken Humors, der zwar derb und patzig, aber immer treffend ist. In Mailand attachirt sich der fidele Kleiderverfertigungsjünger an einen, wie er meint, incognito reisenden Fürsten. Auf dem Wagen hinten aufsitzend, durchstreift er im Fluge mit dem Extrapostreisenden die hesperischen Gefilde, ißt und trinkt auf Kosten des entsetzlich fluchenden und zankenden großmächtigen Fürsten, bis ihn ein Zufall mit diesem Bramarbas verfeindet und er fortan auf Handwerksburschenart weiter trollen muß. Der Respect, womit der lustige Schneidergeselle anfänglich seinem großmüthigen Beschützer betrachtete, schwindet nach und nach, da aus der fürstlichen Grobheit zuweilen etwas sehr Bürgerliches hervorguckt und am Ende nichts als ein Divisionsauditeur übrig bleibt, der alle Schönheiten Italiens von Flöhen und anderm unschuldigen Gethier verdunkelt sieht. In Rom geht der Schneidergeselle in Arbeit, verliebt sich in die Tochter seines Meisters, eine kokette Römerin, soll katholisch werden, erhält von einem gelben Neapolitaner einen freundschaftlichen Dolchstich in die Brust, der ihm beinahe das Leben kostet und sieht nach endlicher Genesung seine Schöne als Frau des verhaßten Nebenbuhlers wieder, der es sich so angelegen sein ließ, ihn in den Himmel zu befördern. Diese etwas zu kitzliche Erfahrung verleitet ihn Rom und Italien und weckt die Sehnsucht nach seinen „juten" Berlinerinnen. Er schnürt sein Ränzel und geht ohne Schmerz nach dem ruhigern Deutschland.

Unbedeutender ist die zweite Novellette: „Die Lebensüberdrüssigen." Eine Anzahl französischer Edelleute übernehmen sich bei Molière in Wein und beschließen, aus Übersättigung an der Welt und ihrer Lust sich in Gesellschaft in die Seine zu stürzen. Sie sind bereits nahe daran, die That in wahnsinniger Trunkenheit zu vollziehen, als Molière die Tollen ereilt und ihnen vorstellt, daß eine so wichtige That bedacht sein wolle; er rathe deshalb die Ausführung bis auf den kommenden Tag zu verschieben. Schlaf- und weintrunken geht die ganze verehrliche Sippschaft diesen trefflichen Vorschlag ein, wünscht sich eine gute Nacht und ist am nächsten Morgen natürlich ganz anderer Meinung.

So angenehm diese niedlichen Kleinigkeiten auch erzählt sind, können wir doch nicht unterlassen, den Wunsch auszusprechen, der Verf. möge sein schönes Talent nicht gar zu übermüthig werden lassen und die besten Kräfte auf eine unverzeihlich leckere Weise verschwenden. An Producten wie das vorliegende ergötzt man sich nur im Augenblicke des Lesens, ist aber nicht begierig, ein zweites Mal sich Zeit und Lust damit zu verderben. 108.

Bibliographie.

Nordische Blüthen. Eine Sammlung von Aufsätzen, Erzählungen und Novellen, von einigen der besten neuern Romantiker Rußlands. Aus dem Russischen übersetzt und herausgegeben von K. v. O. 1. Gr. 2. Leipzig, Barth. 1 Thlr. 12 Gr.

Chamier, F., Banana und sein Neffe, oder: Der unglücklichste Mann der Welt. Dem Englischen nacherzählt von G. N. Bärmann. In 3 Theilen. Gr. 12. Braunschweig, Vieweg. 3 Thlr. 12 Gr.

Dodekaton oder neueste Erzählungen und Novellen von zwölf der beliebtesten franz. Schriftstellern als G. Sand, Löve Weimars, Roger de Beauvoir, Merimée, A. de Musset, Stendhal, Souvestre, Dufongeray, A. Dumas, J. Janin, Barbier und A. de Vigny. Herausgegeben von Fr. v. R. 2 Bände. 8. Stuttgart, Hallberger. 2 Thlr. 18 Gr.

Euphrosyne. Leben und Denkmal. Gr. 8. Weimar, 1836. 4 Gr.

Grohmann, Beantwortung des Sendschreibens an den Herrn Obersteuerprocurator Eisenstuck u. s. w. über die Zulässigkeit und Anwendbarkeit der Todesstrafe. Gr. 8. Altenburg, Pierer. 8 Gr.

Gruber, E., Ein Blick auf die vereinigten Staaten Nordamerikas in geographischer, statistischer und religiöser Hinsicht. 8. Altenburg, Pierer. 21 Gr.

Heward, E., Ardent Troughton der verunglückte Kaufmann. Roman. Aus dem Englischen von C. Richard. 3 Bände. 8. Aachen, Mayer. 3 Thlr.

Kellner, L., Das Kleeblatt, oder Wahrheit und Dichtung aus dem Lehrerleben. Ein pädagogischer Roman für Lehrer und Lernende. 8. Neuhaldensleben, Eyraud. 1 Thlr. 4 Gr.

La Mennais, F. v., Angelegenheiten Roms. Übersetzt von A. Hindemidt. Gr. 8. Basel, Neukirch. 1 Thlr. 15 Gr.

Macnish, R., über Berauschung, deren Folgen und Verhütungs- und Heilmittel dagegen. Nach der 5ten Auflage der „Anatomy of Drunkenness". Aus dem Englischen. Gr. 8. Köln, Dü Mont-Schauberg. 10 Gr.

Magendie, Vorlesungen über die physikalischen Erscheinungen des Lebens. Mit Magendie's Hinzuziehung und Unterstützung aus dem Französischen übersetzt von Baswitz. Gr. 8. Köln, Du Mont-Schauberg. 20 Gr.

Meyer, C., Über das Verhältniß der Kunst zum Kultus. Ein Wort an alle gebildeten Verehrer der Religion und der Kunst. 8. Zürich, Höhr. 8 Gr.

Nebenius, F., über die Herabsetzung der Zinsen der öffentlichen Schulden, mit Rücksicht auf die Zeitverhältnisse und insbesondere auf die öffentlichen Verhandlungen über die Reduction der französischen Schuld. Gr. 8. Stuttgart u. Tübingen, Cotta. 1 Thlr.

Wangenheim, F. Th., Ben-Lee, oder: Ist eine Emancipation der Juden denkbar? Biographische Skizze aus dem Tagebuche eines Poeten. 8. Hamburg, Berendsohn. 1 Thlr.

White, Ch., Die heimliche Ehe. Roman. Aus dem Englischen von C. Richard. 3 Bände. 8. Aachen, Mayer. 4 Thlr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Sonntag, —— Nr. 113. —— 23. April 1837.

Cavalier-Perspective. Handbuch für angehende Verschwender, von Chevalier de Lelly.

(Beschluß aus Nr. 112.)

Nicht Jeder findet diese üppige Blütenseite der organischen Naturgliederung heraus, und wieder nicht Jeder legt sie so aus, um darauf eine prästabilirte Harmonie und Schönheit seines eignen Daseins zu gründen. Der Verf. nun besitzt dies Talent, und man muß deshalb gestehen, daß sich für ihn ein unerschöpflicher Fonds von Lebensfreude mit dieser Anschauungsweise verbindet. Es ist angenehm zu bemerken, wie er eine ungemeine Masse der auserlesensten Werke philosophischen, historischen, naturforschenden, ästhetischen Inhalts recht eifrig studirt hat, um sich aus der Vereinigung ihrer mannichfaltigen Ansichten ein harmonisches Gesetzbuch für seine eigne Existenz herzustellen. Ist dies Verfahren gleich auf gewisse Weise ein selbstisches zu nennen, so gehört doch dazu, um es mit Consequenz zu bewirken, offenbar Gedanke und Geist, und wenn es gewiß ist, daß schon der Gebrauch vorzüglicher Mittel an und für sich, ganz abgesehen von dem bestimmt vorgesetzten Endzweck, den Menschen bildet und ein bleibendes, werthvolles Resultat in seinem Innern vorbereitet, so müssen wir gestehen, daß der hin und wieder leichtsinnige Chevalier ein ebenso ernstliches Streben gezeigt hat, als dieses für seine Gesammtbildung auch erfolgreich gewesen ist. Männer zu studiren wie Montaigne, Haller, Helvetius, Blumenbach, Lavoisier, Lessing, Guido Reni, Tieck, Göthe, Tasso, Buonarotti u. s. w. bringt immer hohen Gewinn, und selbst wenn dies Studium nur oberflächlicher Natur ist, kann es den Mann von schnellem Gedächtniß und schneller Auffassung mehr fördern, als unmittelbar durch seinen Endzweck bedingt scheint. Der Verf. spricht sich hierüber selbst ganz entschieden und bescheiden aus:

Keineswegs schäme ich mich, einzugestehen, daß mein Wissen ein einseitiges ist, welches fast einzig praktische Richtungen verfolgte; daß mich das Leben verführte und in Anspruch nahm und mir wenig Zeit ließ zu theoretischer Gründlichkeit. Mich interessiren im Allgemeinen die Wissenschaften weniger um ihrer selbst willen als deshalb, weil sie zur Vermehrung der Freuden des Lebens, zur Erwerbung und Herbeischaffung des Schönen, des Angenehmen und Lieblichen beitragen. Mannichfach habe ich das Leben genossen, von vielen Seiten das Unglück erprobt und untersucht, sodaß ich glaube, in mir das Talent ausgebildet zu haben, überall für Freude und für Trost Quellen zu entdecken, selbst in dem scheinbar trockensten Boden.

Dieses in der That schöne Talent wollen wir dem Verf. keineswegs absprechen, um so weniger, da es bei ihm durch eine entschiedene Naturanlage bedingt ist. Es gibt ein recht populaires und gewöhnliches Wort, dies lautet: Ein junger Mensch muß Glück haben! Diese Redensart findet bei unserm Verf. nicht nur eine volle, sondern auch im besten Sinne Anwendung. Glück haben heißt nicht blos, daß Einem, wenn man auch ein Idiot ist, die gebratenen Hühner in den Mund fliegen. Es heißt vielmehr, um auch dem Glück seine edelste Form zu verleihen, daß der jugendliche Mensch von Haus aus so viel Lebensmuth, Lebenskraft und Lebenseifer mitbringe, um in allen vorkommenden Fällen nicht blos an die Möglichkeit eines glücklichen Ausgangs zu glauben, sondern auch diesen Ausgang seinerseits mit vorzubereiten. Diese ansprechenden Jugendelemente finden sich nun in dem Chevalier allerdings, und eben deshalb ist auch die zufällige Seite des Glücks ihm dienstbar gewesen. Wie sehr es der Verf. mit der Industrie hält, und wie er auch in diesem seinen Lieblingspunkt den Spaß vom Ernst wohl zu unterscheiden weiß, zeigt folgende Stelle:

Ich liebe es freilich, froh in den Tag hineinzuleben, preise den Luxus und die Verschwendung — aber eben deshalb auch die Industrie. Wie könnte ich ohne diese jene fortwährend befriedigen; Industrie ist nur das Mittel für jene. Die jetzige Zeit hat eine eminente Neigung zur Industrie und zur Speculation; mit dem vornehmen Naserümpfen dagegen kommt man nicht mehr in einer Zeit fort, wo in Frankreich ein Minister Zucker raffinirt und ein Gesetzgeber Lichte zieht. Alles calculirt, speculirt und raffinirt. Ich kenne einen Bankier, der sich reich aufs Land zurückgezogen und bei seinen Schäfereien wie beim Federvieh die doppelte italienische Buchhaltung eingeführt hat. Man findet in seinem Hauptbuch: die Puten schulden, oder: die Enten haben zu empfangen. Schafe und Hühner sind unter Credit und Debet nach ihrer diversen Stellung zur Kasse gebracht.

Überhaupt müssen wir gestehen, daß uns die letzten Abschnitte des Buchs, wo von der Industrie im Großen die Rede, und die Beschaffenheit eines sogenannten homme comme il faut vom Wirbel bis zur Zehe geschildert ist, vorzüglich gefallen haben. Es ist in diesen Beschreibungen eine ungemeine Lebensrüstigkeit vorhanden, und in einer solchen liegt stets auch ein reichlicher poetischer Fonds. Hier tritt das Musterexemplar eines Industrieritters im

cavaliermäßigen Sinne auf, ein Mann, der das Gewerbe des Schuldenmachens mit unverwüstlichem Humor trieb, dem es alle Jahre schlechter ging und der doch alle Jahre besser lebte. Er hatte den Grundsatz, daß man schon deshalb sich um das Bezahlen nicht ängstigen dürfe, weil keinem Menschen zugemuthet werden könne, zwei Lasten auf einmal zu tragen. Das Borgen an sich sei eine so ungeheuere Last, daß man dafür doch mindestens des Bezahlens quitt sein müsse. Nur ein einziges Mal in seinem Leben war dieser außerordentliche Lebenskünstler dem Verzweifeln nahe. Er ging, niedergeschlagen, die Straßen auf und ab und wußte nicht, was anzufangen; da gelangt er an eine Ecke und fängt an in der Zerstreuung die Anschlagzettel zu lesen:

Unter Anderm kündigte ein Wilder seine Künste an und wollte zuletzt lebendige Hühner verspeisen. Narr! rief ich aus, mich vor die Stirn schlagend, und meine böse Stimmung entfloh für immer; bist doch wahrlich mehr als ein Wilder! denn dieser Hühnerkannibale ist dein Lehrer. Läßt sich der Kerl, der sich in seinen Urwäldern nicht mehr ernähren kann, pfiffigerweise in Pechstiefeln einfangen, nach Paris schleppen, um hier rohe Hühner, wahrscheinlich sein Leibgericht, für Entrée zu fressen; ich gehe, wenn's nicht mehr gehen will, in sein Vaterland und gebe alle Abende eine Benefizvorstellung bei erhöhten Preisen auf gebratene Hühner, Trüffelpasteten und gigots d'Ardennes.

Schließlich wollen wir noch bemerken, daß es dem Buche nicht an Lesern fehlen wird, da der Inhalt durchaus praktisch ins Leben greift und die Form sich durch Gewandtheit und Eleganz empfiehlt. 1.

Handbuch der Staatswirthschaftslehre. Von **Friedrich Bülau**. Leipzig, Göschen. 1835. Gr. 8. 2 Thlr.

Der dem Publicum durch mehre staatswissenschaftliche Schriften schon rühmlich bekannte Verfasser hat durch das hier angezeigte Werk neues Licht über die Staatswirthschaftslehre verbreitet. Wir heben hier einige Punkte hervor und begleiten sie mit unsern Bemerkungen.

„Die **Staatswirthschaftslehre**", sagt er in der Einleitung, „ist derjenige Theil der Verwaltungspolitik, der sich mit der wissenschaftlichen Begründung und Darstellung der Mittel beschäftigt, durch welche die Zwecke der Staatswirthschaft zu erreichen sind. Die Staatswirthschaft aber umfaßt die Thätigkeit des Staats für Erhaltung und Vermehrung des Volksvermögens an materiellen und immateriellen Gütern. Die Wissenschaft derselben stützt sich auf die Volkswirthschaftslehre, von der sie sich nur dadurch unterscheidet, daß, während jene das Verhältniß des Menschen zur Güterwelt darstellt und die allgemeinen Naturgesetze der letztern aufsucht, ohne dabei auf den, bald störenden, bald fördernden Einfluß des Staats zu achten, unsere Wissenschaft dagegen das Verhältniß des Staats zur Güterwelt in Betracht zieht und nachweist, was dieser thun müsse, um jenen Gesetzen eine wohlthätige Wirksamkeit zu sichern."

Nachdem der Verf. auf solche Weise den Begriff der Staatswirthschaftslehre aufgestellt hat, gibt derselbe dem Leser noch einen Überblick der Literatur und Geschichte dieser Wissenschaft, wobei er bemerkt, daß der Schriftsteller, selbst wenn er sich mit einer Wissenschaft beschäftigt, deren Ergebnisse allgemeiner Tendenz sind, dennoch von seiner Zeit und seinem örtlichen Standpunkte sich nicht losreißt. Die staatsökonomischen Forscher der Briten und Franzosen haben vorzüglich die Bevölkerungsfrage, die Angelegenheiten des Handels und die staatswirthschaftlichen Folgen der Steuern beleuchtet; die Deutschen, ohne in diesen Punkten die Leistungen ihrer Gegner unbenutzt zu lassen, das System vorzüglich in Bezug auf den Landbau und die Regalien ergänzt. So findet man mehr englische Untersuchungen über Zölle, mehr deutsche über Grundsteuern, weil die praktische Tendenz dieser Schriften zunächst auf die Gegenstände gerichtet war, die bei jeder Nation sich besonders bemerklich machten.

Eintheilung und Princip der Staatswirthschaftslehre. Es sind drei Grundquellen der Güter: die Naturkraft, die Arbeit und das Capital; letzteres das Product, das die beiden ersten Factoren in der Vergangenheit erzeugten, und das nun mit ihnen zu neuerer und höherer Production zusammentrat. Hiernach theilt sich die staatswirthschaftliche Thätigkeit in drei Richtungen, je nachdem sie auf das Vorhandensein der erfoderlichen Menschenkraft, auf die Benutzung der Natur und auf die Ansammlung der Capitalien achtet. Der Gewerbsfreiheit gibt der Verf. mit Recht den Vorzug vor der Erwerbsbevormundung, indem er festsetzt, daß nur das System der Erwerbsfreiheit auf bleibende Eigenschaften sich gründet; nur dieses überall und zu jeder Zeit anwendbar ist und sich allein auf die Dauer bewähren kann.

Für alle Theile der Staatswirthschaft gilt die Regel: daß der Staat verpflichtet ist, im Gebiete der Güterwelt *alle* die Anstalten zu treffen, die für die vernünftigen Zwecke der Bürger wünschenswerth, zu deren eigner Erreichung aber die Kräfte der Einzelnen zu schwach sind, und deren Nutzen die darauf gewendeten Anstrengungen überwiegt. Dann daß er *unter gleichen Bedingungen* die entgegenstehenden Hindernisse zu entfernen hat; daß er sich aber jedes Einschreitens enthalten soll, wo die Kräfte der Individuen selbst der Aufgabe genügen, wo der materielle oder moralische Nachtheil des Einschreitens größer ist als die Nützlichkeit des Zwecks, wo es endlich nur individuellen, mit keinem allgemeinen Zweck in Verbindung stehenden Zwecken gilt. Dann daß der Staat auch hier berechtigt ist, gegen die Bürger, die der Erreichung allgemein nützlicher Zwecke hindernd entgegenstehen wollten, zwangsweise einzuschreiten; daß er aber nicht befugt ist, den Einzelnen zu seinem individuellen Vortheile zu zwingen. Endlich, daß er zur Erreichung der Zwecke der Staatswirthschaft die Staatsbürger zu Leistungen auffodern kann, die von allen in verhältnißmäßiger Gleichheit getragen werden; daß er aber, wo er sich genöthigt sieht, die für Alle nützliche Leistung Einzelnen aufzutragen, diese zu entschädigen verpflichtet ist.

Zu geringe Bevölkerung, Entvölkerung und Übervölkerung. Die Bevölkerung ist zu gering, wenn die natürlichen Hülfsquellen des Landes unbenutzt bleiben, weil die vorhandene Menschenkraft noch nicht zureicht, sie vollständig in Leben und Thätigkeit zu setzen, wie dies z. B. in einem neubevölkerten Lande der Fall sein kann. Oder auch hat die zu geringe Bevölkerung ihren Grund in den künstlichen Einrichtungen, durch welche die Menschen dem Streben der Natur entgegenwirken. Wo noch Raum ist, nimmt die Bevölkerung, wenn keine verkehrte Einrichtungen es hindern, gewöhnlich sehr schnell zu, wie z. B. in Nordamerika. Wenn in beiden Fällen vielfache Nachtheile und Unvollkommenheiten mit diesem Zustande verbunden sind, und jedenfalls ein solcher Staat noch weit davon entfernt ist, zu der Fülle der Macht und der Kräfte gelangt zu sein, zu der ihn die Natur bestimmte, so ist doch im erstern Falle, sobald nicht die Misgriffe des zweiten hinzukommen, eine rasche Abnahme des Übels bemerklich. Bei dem zweiten liegt in einer Rückkehr zur Freiheit und Natürlichkeit die sicherste Rettung; ebenso wenn eine stete Abnahme der Bevölkerung zu bemerken, folglich die Gefahr einer Entvölkerung vorhanden ist. Vor Allem aber müssen die Hindernisse, welche der Zunahme der Bevölkerung in einem Staate entgegenstehen, entfernt werden. Diese sind: Wirthschaftliche, nämlich Alles, was der erhöhten Production entgegenwirkt; denn Production und Bevölkerung stehen in Wechselwirkung. Sittliche: Alles, was die Abneigung gegen die Eingehung der Ehen einflößt; denn

nur aus der Ehe erfolgt eine gedeihliche Zunahme der Bevölkerung. Politische: insofern namentlich gewisse politische Einrichtungen zu wirthschaftlichen Hindernissen der Bevölkerung werden können, z. B. der Theilbarkeit des Grundes und Bodens entgegenstehen; insofern sie ferner das Streben nach Vervollkommnung entmuthigen und den Volksgeist niederdrücken; oder insofern sie eine unfreiwillige Ehelosigkeit befördern, oder endlich direct, z. B. durch ungebührliche Belastung, die Nahrungslosigkeit vermehren. Physische Hindernisse werden selten in weiterer Verbreitung wirken; wäre es doch der Fall, so würde ihnen am schwierigsten, oder doch nur durch die Mittel abzuhelfen sein, welche die Sorge für die körperliche und für die sittliche Kraft des Volks zu ergreifen hat.

Übervölkerung ist derjenige Zustand, wo ein Land mehr Einwohner besitzt, als es unter vollständiger Entwickelung aller in der Natur und der Menschenkraft liegenden Hülfsmittel zu ernähren vermag. Sie ist eine partielle, wenn sie sich nur auf ein einzelnes Land erstreckt, und würde eine totale sein, wenn sie die gesammte Erde umfaßte. Dagegen ist Nahrungslosigkeit derjenige Zustand eines Landes, in welchem die Bevölkerung außer Stande ist, sich zu ernähren, weil sie nicht alle ihr zu Gebote stehenden Hülfsmittel entfalten kann. Sie ist eine totale, wenn sie alle, oder doch die größte Mehrheit der Staatsglieder trifft; eine partielle, wenn nur ein einzelner Theil derselben darunter leidet. Der Verf. widerlegt die von Einigen aufgestellte Behauptung, daß eine Tendenz zur totalen Übervölkerung der Erde bestehe, indem er auf die Erfahrung aufmerksam macht, daß in der Regel mit der steigenden Bevölkerung die Kraft zur Fortpflanzung aus unerklärten Naturgesetzen im Allgemeinen abnimmt. Die Übervölkerung ist zwar als partielle Erscheinung möglich; aber schwerlich wo anders, als wo außerordentliche Umstände, deren Dauer sich nicht verbürgen läßt, die Volkszahl künstlich auf eine unverhältnißmäßige Höhe hinaufgetrieben hatten. Kann man hier nicht ebenso außerordentliche Mittel zur Vermehrung der Production anwenden, wie die Verhältnisse waren, welche die unnatürliche Zunahme der Bevölkerung veranlaßten, so wirken schon die Verhältnisse selbst auf eine allmälige Abnahme der Bevölkerung; sie bewähren sich als die besten Eheverbote; sie verhindern die Einwanderungen und drängen zum Auswandern.

Für den Staat bleibt es immer sehr wichtig, sich in steter und genauer Kenntniß von dem Stande, dem Gange und der Vertheilung der Bevölkerung zu erhalten. Er mag diese Kenntniß gewissermaßen als einen Gradmesser seines innern Zustandes, als ein Kennzeichen betrachten, das ihn von den Folgen wirthschaftlicher, politischer, physischer und sittlicher Verhältnisse unterrichtet. Mag nun das Resultat dieser Nachforschungen das Hervortreten einer Abnahme oder Zunahme der Bevölkerung sein, es ist dem Staate nur ein Verfahren vorgeschrieben, was wohlthätig zum Ziele führt: die Freiheit. Er soll weder eine Vermehrung noch eine Verminderung der Volkszahl direct erzielen wollen, sondern dafür mit aller Kraft sorgen, daß so viel Menschen als möglich sich in seinem Gebiete genüglich ernähren können.

Princip des Unterrichts. „Der Unterricht der Jugend hat einen doppelten Zweck: die allgemeine Weckung und Ausbildung der geistigen Fähigkeiten und die Vorbereitung auf den speciellen Beruf des zu unterrichtenden Individuums für sein ferneres Leben. Der erstere Zweck ist der Hauptzweck, denn ein gereifter und harmonisch ausgebildeter Geist findet seine Bahn im Leben und erwirbt sich mit Leichtigkeit die zu ihrer Verfolgung erfoderlichen Fertigkeiten, während bei Mangel an Urtheil, bei ungeübter Denkkraft die Einsammlung von Kenntnissen schwer wird, ihr Besitz in der Regel nur unsicher und flüchtig ist und ihre fruchtbringende Anwendung zweifelhaft bleibt. Auch läßt sich der künftige Lebensberuf jedes Einzelnen nicht mit vollkommener Sicherheit voraussehen, folglich nicht ermessen, ob die bloße specielle Kenntniß zu Dem, was er künftig bedürfen wird, in Beziehung stehe, während man mit höchster Bestimmtheit weiß, daß ausgebildete Geisteskraft ihm in jedem Verhältnisse nur nützen könne. Zur Entwickelung der Geisteskraft tragen alle wissenschaftliche Beschäftigungen mehr oder weniger bei; diejenigen aber sind am wirksamsten, die nicht blos oder nicht wesentlich Gedächtnißsache sind, sondern den Verstand fortwährend beschäftigen, zum Nachdenken, zu steter geistigen Übung anspornen, das Urtheil schärfen und auf klaren und wohlbegründeten Vernunftgesetzen beruhen, die der Geist ihres Jüngers erst nur in ihrer Anwendung auf das Materielle benutzt, dann allmälig ahnt, endlich mit Bestimmtheit erkennt. Hieraus ergibt sich, wie zweckmäßig es ist, wenn eine solche bildende Lehre zur wesentlichen Grundlage des Unterrichts wird, welcher die mehr nur vorbereitenden oder zum unmittelbaren Gebrauche bestimmten Unterrichtsgegenstände untergeordnet werden. Doch auch bei letztern soll die Methode ihres Vortrags darauf berechnet sein, sie wenigstens so bildend zu machen, als die besondere Natur der Materie nur irgend verstattet; sie soll auf die Entwickelung der besondern Geistesfähigkeiten gerichtet werden, zu deren Ausbildung die fragliche Lehre vorzugsweise geeignet ist. Dieser Gesichtspunkt ist namentlich auf den niedern Stufen des Unterrichts mit Vorliebe ins Auge zu fassen und ihm die materielle Aneignung des Gesammtumfangs der Wissenschaft nachzustellen, die auf den höhern Stufen, wo die Anwendung auf das Leben schon näher steht, allmälig in den Vordergrund tritt."

Nachdem der Verf. das nur angeführte Princip des Unterrichts noch näher entwickelt hat, wendet er dasselbe zunächst auf die Volksschule im engern Sinne an, mit welchem Namen die Elementarschulen bezeichnet werden, die dem allgemeinen Bedürfnisse des Volks gewidmet sind. Die Volksschule soll ihre Zöglinge mit einem gesunden praktischen Verstande ausrüsten, der die einfachen Wahrheiten, die für alle Menschen von gleicher Wichtigkeit sind, zu klarem Verständniß erfassen und sich in der Schule des Lebens mit Leichtigkeit den Grad der Weltklugheit aneignen kann, dessen jedes Mitglied des Volkes bedarf; ferner mit sittlichen, religiösen und rechtlichen Grundsätzen, so tief in die ganze Gefühls- und Denkrichtung der Kinder eingeprägt, daß sie zu unverbrüchlichen, heiligen Lebensregeln, zur wahren Grundlage des Charakters werden; endlich mit denjenigen durch Schulunterricht zu erwerbenden Fertigkeiten, deren Besitz für jedes Mitglied civilisirter Völker dringend wünschenswerth ist. Beifügen möchte man diesen Foderungen noch den Wunsch, daß die Schule in möglichst Vielen einen regen Sinn für das Wissenswürdige und einen lebendigen Trieb, die Gelegenheiten zu seiner Einsammlung zu benutzen, erwecken, und daß sie selbst jeden Anlaß ergreifen möge, bei dem sie die Begriffe ihrer Schüler aufhellen, ihren Gesichtskreis erweitern und ihre Blicke auf höhere und allgemeinere Punkte richten kann.

Die Fertigkeiten, die zum wirklichen Gebrauch im Leben hier gelehrt werden müssen, beschränken sich auf verständliches, richtiges und verständiges Lesen, auf deutliches und orthographisches Schreiben und auf die Übung im Rechnen, besonders im Kopfrechnen. Herrlich, wenn es in diesen Schulen so weit kommen könnte, daß jenes Lesen sich zu einem vernünftigen, zusammenhängenden Sprechen, das Schreiben zu einer geordneten und möglichst gut stylisirten Darstellung veredelte und das Rechnen eine Anschauung von den großen Grundsätzen der Zahlenverhältnisse vermittelte, so zugleich zur sichern Grundlage der Fortbildung werdend.

Verstatten es die Verhältnisse, mit diesen Lehrmaterien noch andere zu verbinden, so kann dies nützlich sein, sobald man nie aus den Augen läßt, daß ein blos oberflächliches Wissen dem Volke gar nichts nützt, dann daß solche Materien gewählt werden müssen, deren geschickte Behandlung für die Entwickelung einer wünschenswerthen Geistesrichtung benutzt werden kann. Die Naturgeschichte z. B. hält der Verf. für einen ganz unnöthigen Lehrgegenstand in der allgemeinen Volksschule, indem sie hier ein rein materielles Wissen ist, das nicht richtiger den-

ken, nicht weiter schauen lehrt und für diesen Theil des Volks ohne allen praktischen Nutzen ist. Sie kann bei einer richtigen Behandlung für gewisse Geistesfähigkeiten bildend werden; aber nicht für solche, die hier wichtig sind. Dagegen ist eine vernünftige Darstellung der wichtigsten Grundsätze der Naturlehre, mit besonderer Rücksicht auf die täglichen Erscheinungen, sehr nützlich, weil sie eine Menge abergläubischer Vorstellungen entfernt, das Gesetz von Ursache und Wirkung geltend macht, den Sinn für Beobachtung der Natur erweckt und in der That eine ganz neue Weltanschauung vermittelt. Der Unterricht in der Geographie hat nur dann einen Werth für die Volksschule, wenn der Lehrer in den Kindern einen deutlichen Begriff zu wecken versteht: von der Größe der Erde, von dem Verhältniß ihrer Theile zueinander und von der gegenseitigen Abgrenzung und Entfernung der wichtigsten Länder, mit denen wir in Berührung kommen. In diesem Sinne aufgefaßt, würde diese Lehre sehr viel zur Aufhellung der Begriffe, zur Erweiterung des Gesichtskreises des Volks beitragen. Etwas Ähnliches waltet mit der Geschichte ob. Soll diese mit Rücksicht auf die Ausbildung des Geistes vorgetragen werden, so kommt es in der Volksschule wesentlich darauf an, es den Kindern zur klarsten Anschauung zu bringen: daß die wechselnden Schicksale der Menschheit durch viele Jahrtausende hinaufreichen, daß die verschiedensten Völker einander verdrängt haben, daß aber ein wohlthätiger Einfluß einer erziehenden Vorsehung und ein auch unter scheinbaren Rückschritten unverkennbares Vorstreben zu vollkommenern Zuständen überall hervorleuchtet. Technologie, wie sie gewöhnlich gelehrt wird, ist ein bloßes Spielwerk. Aber eine vernünftige Aufklärung über die Naturgesetze, auf welchen die wenigen bei dem Landbau vorkommenden technischen Verrichtungen beruhen, kann zunächst als Aufhellung des Geistes ihren Nutzen haben, vielleicht auch für Künftiges vorbereiten. Von den Künsten gehört in die Volksschule nach des Verf. Ansicht nur der Gesangsunterricht.

Nachdem der Verf. von der Volksschule gehandelt und von Seite 103—107 von der Fortbildung der erwachsenen Zöglinge derselben beherzigungswerthe Worte gesprochen, geht derselbe zu der Gewerbsschule über, welche er in die niedere und mittlere eintheilt.

Die niedere Gewerbsschule. Das Bedürfniß von Gewerbsschulen, namentlich für die städtische Jugend, wird gegenwärtig in den civilisirt sich nennenden Staaten des alten Europas allgemein gefühlt, wenn auch sonst die Wissenschaft und Kunst nach Brot gehen, sich krümmen und vor den Thüren der reichen Mammonsdiener betteln müssen. Die Kunst, im höhern Sinne des Worts, schätzen heutzutage sehr Wenige, wenn sie nicht grade der Sinnlichkeit, der Hoffahrt und der Eitelkeit fröhnt. Dem gröbsten Materialismus und dem engherzigsten Egoismus sind wir durch eigne Schuld anheim gefallen und werden den verdienten Lohn davontragen. Dies in Parenthese vom Referenten.

Die Unterrichtsgegenstände der niedern Gewerbsschulen sind: die Elementarkenntnisse, wo bei dem Schreiben noch mit größerer Strenge auf Orthographie und Styl gesehen, und wo das Rechnen zu noch höhern Stufen getrieben werden muß als in der allgemeinen Volksschule. Namentlich ist bei dem Rechnen nicht blos auf mechanische Übung, sondern auch auf das Erkennen der Gesetze, welche das Zahlenverhältniß beherrschen, das Absehen zu richten und so diese Lehre zu der Mathematik in Beziehung zu setzen. Ferner: die Anfangsgründe der Mathematik; die Naturlehre, die hier, auf den höhern Stadien wenigstens, schon mehr mit wissenschaftlicher Begründung erfolgen kann; Technologie, deren Vortrag in der Volksschule kaum facultativ war, wird in der Gewerbsschule nöthig, darf aber nie zur bloßen oberflächlichen Beschreibung der technischen Operationen herabsinken, sondern muß stets auf die denselben zum Grunde liegenden Gesetze berechnet sein. Nöthig ist ferner der Unterricht im Zeichnen, weniger auf das künstlerische, als auf die Erleichterung der Fortbildung und auf das Bedürfniß des praktischen Gewerbslebens berechnet. Unterricht in der Muttersprache, weniger auf das Erkennen der Gesetze der Sprache, was bei diesen Schülern leichter zu erwarten ist, als darauf gerichtet, dem Vorherrschen des berechnenden Verstandes ein Gegengewicht in anregenden Ideen zu geben. Endlich gehört zu den nöthigen Lehrgegenständen auch der Religionsunterricht, aber mehr das Moralische als das Dogmatische hervorhebend. Nützlich sind: Geographie in dem schon oben angegebenen Sinne; Naturgeschichte, wenn sie durch besondere Hervorhebung der unterscheidenden Merkmale darauf berechnet wird, das Auffassungs-, Unterscheidungs- und Vorstellungsvermögen zu schärfen. Für den Unterricht in den neuern Sprachen in der niedern Gewerbsschule ist der Verf. nicht; lieber etwas Latein. Musik hält derselbe für Luxussache; man mag Gelegenheit dazu eröffnen, ohne deren Benutzung zur Pflicht zu machen. Freilich, wenn entweder Sinn dafür oder Mittel dazu fehlen.

Die mittlere Gewerbsschule. Für die Lehrgegenstände ist auch hier die Mathematik die Grundlage. Auf sie wird Alles bezogen wie in den Gelehrtenschulen die classischen Studien. Die reine Mathematik wird in vollständiger Begründung und mit vorwaltender Rücksicht auf das wissenschaftliche Erkennen derselben gelehrt; dem Bedürfnisse gemäß werden einzelne Theile der angewandten Mathematik dazu gefügt; die höhere bleibt ausgeschlossen. Nöthig wird hier ferner ein faßlicher und umfassender Vortrag der allgemeinen und der technischen Chemie. Die analytische gehört nicht hierher und ebenso wenig die Stöchiometrie. Technologie wird in höherer Vollständigkeit vorgetragen, auf Beschreibung und Erklärung aller wichtigen Gewerbe ausgedehnt und möglichst anschaulich gemacht. Der Zeichnenunterricht wird fortgesetzt und gesteigert; dazu Übung im Modelliren gefügt. Fortgeführte Übung im Styl der Muttersprache und im Rechnen kann nur nützen. Nöthig wird ferner die Eröffnung von Gelegenheiten zur Erlernung der wichtigsten neuern Sprachen. Die Zahl der Stunden kann auf diesen Schulen größer sein als auf den Gelehrtenschulen, weil ihre Studien den Geist weniger anstrengen und zur Privatarbeit weniger Stoff bieten. Deshalb kann der Unterricht vielseitiger sein. Der Unterricht in der Naturgeschichte kann hier, vielleicht abwechselnd, in speciellen Vortrag der Botanik und Mineralogie übergehen, ist aber nur facultativ. Wichtiger wird Physik, mit steter Hinweisung auf das Praktische vorgetragen. Der Unterricht in Geographie und Geschichte ist fortzusetzen und bei ersterer namentlich auf Gewerbe und Handel besondere Rücksicht zu nehmen. Mit dem Unterricht in der Muttersprache ist Übung in mündlichem Vortrage zu verbinden.

Die polytechnische Anstalt. In der polytechnischen Schule gesellt sich zu der reinen Mathematik die höhere und die angewandte in allen ihren Theilen. Die Chemie wird auf Stöchiometrie gegründet und pflegt die Analyse mit Eifer. Die Physik prüft und durchforscht die Gesetze der Natur. Die Naturgeschichte tritt als erschöpfendes System auf. Die Kameralwissenschaften werden vollständig gelehrt. Alle Lehrgegenstände, die nur auf einzelnen, für bestimmte Richtungen, z. B. den Landbau, den Handel, vorzugsweise berechneten Gewerbsschulen behandelt wurden, müssen hier gleichfalls und in vollständigster Entwickelung vorkommen, damit die Anstalt zum wahren Centralpunkte der höchsten technischen Bildung werde. Musterwerkstätten, botanische Gärten, Sammlungen aller Art gehören zur Ausstattung der Anstalt. Die innere Einrichtung wie auf unsern gelehrten Hochschulen. Lehr- und Lernfreiheit; letztere hier schon deshalb gerechtfertigt, weil auf dieser Anstalt sich nur Jünglinge vereinigt finden, die eine gründliche Vorbildung genossen haben, zu einer ausgezeichneten Bestimmung befähigt sind und zum größten Theile den freien Berufen des Lebens zustreben.

(Der Beschluß folgt in der Beilage.)

Hierzu Beilage Nr. 2.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Beilage zu den Blättern für literarische Unterhaltung.

Nr. 2. 23. April 1837.

Handbuch der Staatswirthschaftslehre. Von Friedrich Bülau.

(Beschluß aus Nr. 113.)

Nachdem der Verf. gezeigt hat, wie die Volks- und die Gewerbeschule sowie die polytechnische Anstalt eingerichtet sein sollten, um ihrem Zwecke zu entsprechen, handelt er von den Gelehrtenschulen und Universitäten.

„Die dritte Richtung des Volks", sagt der Verf., „geht auf das rein geistige Leben, auf die Aneignung der die geistige Welt erleuchtenden Wissenschaft; um ihrer selbst willen, oder zum Behufe ihrer Ausübung in Kirche und Staat. Hier ist weniger eine äußere Schärfung des Verstandes als eine harmonische Ausbildung der Vernunft erfoderlich; die Ideenwelt muß aufgeschlossen, die Productivkraft des Geistes geweckt und genährt werden. Hier ist noch mehr als anderwärts die Ausbildung der Seelenkräfte und die Heranleitung zur Weisheit der Hauptzweck, hinter dem die Erwerbung besonderer Kenntnisse und Geschicklichkeiten zurücktritt." — „Die Grundlagen unserer Gelehrtenbildung werden immer die classischen Studien bleiben müssen. Abgesehen davon, daß ihre Kenntniß zur Erlernung vieler hierher gehörigen Wissenschaften unumgänglich nöthig ist, und daß wenigstens die lateinische Sprache ihre Stelle als allgemeine Verbindungssprache der Gelehrtenwelt immer behaupten wird; abgesehen von dieser äußern Nothwendigkeit, ist auch eine innere Zweckmäßigkeit nicht zu verkennen. Der Ideenkreis der gelehrten Stände, das Treiben der europäischen Menschheit in Wissenschaft, Kirche und Stadt findet Ausgangspunkte und Grundlage in Hellas und Rom. Dorthin führen alle Fäden zurück. Die alten Sprachen, die vollendetsten der Erde in innerer logischen Gesetzmäßigkeit, erfüllen bei ihrer frühen Erlernung denselben Zweck, der in den technischen Volksschulen der Mathematik zufällt: unbemerkt die Denkkraft zu wecken, zu üben und zu schärfen. Die Beschäftigung mit ihnen hat aber für die Stände, um die es sich hier handelt, den Vorzug, daß, während die Aufmerksamkeit auf die Form den Verstand bildet, der Reiz des Inhalts das Gemüth ergreift und in naturgemäßer Stufenfolge den Jünglingen die Ideenwelt aufgeschlossen wird, in der die Männer dereinst wirken sollen."

Die niedere Gelehrtenschule. Die Lehrgegenstände der niedern Gelehrtenschule müssen einfach, deren Behandlung aber vielseitig sein. Eine zu frühe Überladung mit Kenntnissen ist nachtheilig, eine recht aufmerksame, umsichtige und eifrige Entwickelung des Geistes dagegen von höchstem Werthe. Diese Schüler haben eine lange Vorbereitungszeit und ein ganzes Leben voll Geistesarbeit vor sich. Um so wichtiger, daß man die Rechte des Körpers achtet und den Geist nicht übertreibt. In den ersten Jahren also wenig Stunden; die Elementarkenntnisse, Denkübungen, Beschäftigungen, die den Geist anmuthig ansprechen; aber rastloser, anregender Umgang mit dem Schüler, der die Regungen seines Geistes beobachtet, ermuntert, unbemerkt leitet. Religionsunterricht auf Gefühl und vernünftige Überzeugung gegründet. Erzählungen aus der Geschichte und Gespräche über Geschichte; unter allem Wissenswürdigen vielleicht das Beste, den talentvollen Knaben zum Nachdenken über ernste und hohe Gegenstände zu gewinnen, seinen Privatfleiß zu begeistern und ihn der Richtung seines künftigen Berufs zuzulenken. Im zweiten oder dritten Jahre lateinische Grammatik, allmälig nach dem Bedürfnisse der Vorbereitung fortgeführt. Strenge, gründliche Grammatik bildet strenge, gründliche Denker. In den letzten Jahren das Griechische begonnen, aber nur auf die nöthigsten grammatischen Vorlehren gestützt. Was im Unterrichte von neuern Sprachen, Künsten, Naturgeschichte, Naturlehre, Geographie geschehen soll, mag von der Örtlichkeit, den vorhandenen Hülfsmitteln und den pädagogischen Zwecken der Lehrer abhängen.

Die mittlere Gelehrtenschule. Die classischen Studien bleiben auch hier die Hauptsache, und zwar soll das Formelle derselben gleichmäßig wie das Materielle berücksichtigt werden. Der Lehrer soll in ersterer Hinsicht den großen Sprachorganismus in seiner Vergeistigung vor dem innern Auge der Schüler aufgehen lassen und die Vernunftgemäßheit der Gesetze, wie sie bis in die feinsten Schattirungen sich verfolgen läßt, in richtiger Stufenfolge zur Erkenntniß bringen. In letzterer soll er der Jugend den Geist des Alterthums aufschließen. Latein und Griechisch bilden also die Hauptgegenstände des Lehrplans und die Grundlage, auf welche alles Übrige gestützt und bezogen wird. Religionslehre kann hier systematisch vorgetragen werden. In welchem Sinne die Naturgeschichte fruchtbar für die Entwickelung und Ausbildung wichtiger Geistesfähigkeiten werden kann, ist schon angedeutet worden. Der Unterricht in Geographie und Naturlehre hat hier weniger bildenden Werth als die Ausstattung mit der nöthigsten Kenntniß davon zum Zwecke. Die reine Mathematik muß gelehrt werden. Aber für den Nutzen philosophischer Vorlehren scheint die Erfahrung nicht zu sprechen. Manche Speciallehren, die zum Verständniß des Alterthums beitragen, z. B. Literaturgeschichte, Mythologie, Numismatik mögen von Zeit zu Zeit in den Lehrplan aufgenommen werden. Auf Übungen in der Muttersprache ist ein hohes Gewicht zu legen; theils wegen ihrer Wichtigkeit für das Leben, theils weil sie gleichmäßig formell und materiell bilden. Hier also Stylübungen, die zugleich Denkübungen sind; Anleitung zum mündlichen Vortrage; Vertrautmachen mit den Classikern der vaterländischen Literatur; auf der höchsten Stufe die Geschichte derselben. Zum Unterrichte in den neuern Sprachen und schönen Künsten muß wenigstens Gelegenheit eröffnet werden. Die Aufgabe der Gelehrtenschulen ist, ihre Zöglinge für die Universität vorzubereiten.

„Die hohe Achtung", sagt der Verf., „die man in den Anfängen der neuen Zeit mehr als gegenwärtig vor der Wissenschaft hegte, der Charakter des Staatslebens, der die Freiheit zur ehrenden Ausnahme machte, der unabhängige Sinn der Lehrer, das reife Alter der Schüler, der Corporationsgeist des Ganzen erhoben Lehr- und Lernfreiheit zu den äußern Schutzmauern des Universitätslebens. Dazu gesellt sich als gleich charakteristisches Erfoderniß die Universalität, die eine gleichmäßige Benutzung der sich so vielfach ergänzenden und ineinander übergreifenden Wissenszweige und die Gründung universeller Bildung vermittelte. Endlich die rein theoretische Richtung der Vorträge, die natürliche Folge eines nur auf die Wissenschaft selbst gerichteten Strebens. So waren die Universitäten die wahren Asyle des Wissens, in denen selbständige Denker in freier Forschung erwuchsen und erlesene Geister die unabhängige und gesicherte Muße fanden, deren Früchte die Welt erleuchtet haben."

Die Universität soll die allgemeine Bildung des Menschen vollenden, so weit dies Sache der durch Unterricht mitgetheilten Wissenschaft ist. Ihren Unterabtheilungen fällt der engere Zweck anheim, zu bestimmten Lebensberufen durch das Lehren der auf diese Berufe bezüglichen Wissenschaften zu bilden. Die eigentliche Universität ist daher in der philosophischen Facultät enthalten, und die drei andern, nämlich die theologische, juridische und medicinische, sind die Specialschulen, welche der Staat entweder gestiftet oder wenigstens, weil sie sich unmittelbar auf seine wesentlichen Bedürfnisse beziehen, früher und vorzüglicher in seinen Schutz genommen hat. Der Theolog sucht sich wissenschaftlich über Religion und Moral aufzuklären, um für das öffentliche Leben der Frömmigkeit und Sittlichkeit

praktisch zu wirken; der Jurist eignet sich wissenschaftliche Kenntnisse der Gesetze an, um mittels ihrer Gerechtigkeit im Leben zu handhaben; der Arzt erforscht die Natur, um die Krankheiten des Menschen zu heilen. Immerhin ist die Wissenschaft hier nur Mittel für andere, wenngleich edle Zwecke.

Sorge des Staats für die sittliche Kraft des Volks. „Die sittliche Kraft des Volks", sagt der Verf. mit Recht, „ist die festeste Stütze seines Wohlstandes; das wesentlichste Hülfsmittel zur Erreichung aller der Zwecke, denen es sich durch den Staat und ähnliche Verhältnisse annähern will; das glücklichste Zeichen einer befriedigenden Lösung seiner Aufgaben. Mit der Erreichung vollkommener Sittlichkeit wäre der höchste Zweck erreicht, den die Menschheit erstreben kann, und alle die äußern Mittel, die unserm Staats- und Rechtsthume so viel zu schaffen machen, wären nicht blos auf das bedeutendste erleichtert, sondern sie wären fast unnöthig gemacht, oder würden es doch nur mit physischen Unvollkommenheiten zu thun haben."

Allein es scheint, als sei der Staat ungeeignet, zur unmittelbaren Vermittelung jenes Zweckes. Denn seine Werkzeuge sind Menschen, die über gleichbefähigte Menschen herrschen; seine Stimme ist das positive Gesetz, sein Hauptmittel der Zwang. Menschen können sich gegenseitig in dem Streben nach sittlicher Vervollkommnung unterstützen, wenn sie in freier Liebe an einander arbeiten; die Erziehung zur Sittlichkeit durch Zucht und Lehre setzt ein Erhabensein des Erziehers über den zu Erziehenden voraus, und nur in den innern, vom Staate unabhängigen Kreisen des Lebens kann eine Stellung sich naturgemäß fügen. Kurz, der Staat ist nicht das Mittel, durch welches der Mensch zur Sittlichkeit erzogen wird. Sittlichkeit ist aber ein Zweck des Menschen, und er mag unter den andern Mitteln, die ihm das Leben bietet, auch den Staat zur Erstrebung dieses Zweckes benutzen. Er mag ferner vom Staate verlangen, daß ihn dieser nicht nur nicht selbst darin hindere, sondern ihm auch seine Kraft leihe, wo die äußere Kraft des Staats geeignet und erfoderlich ist, entgegenstehende Hindernisse zu entfernen. Und wenn er auch kein Recht hat, sich zum Richter der Sittlichkeit zu erheben, so ist ihm doch der Einfluß der Sittlichkeit auf seine anderweiten Pflichten so wichtig, daß er jedes sich ihm darbietende geeignete Mittel ergreifen muß, wodurch er das freie Streben nach Sittlichkeit schützen, ermuntern und unter geregelte Leitung bringen kann. Endlich sind gewisse unsittliche Richtungen von der Art, daß sie bei weiterer Verbreitung gemeinschädliche Folgen entwickeln und Übel hervorrufen würden, deren Beseitigung dem Staate vielfache Mühe verursachen müßte, deren Verhütung er folglich wünschen und, soweit es ohne Überschreitung seiner Rechte erfolgen kann, betreiben muß.

So ist denn der Staat schon innerhalb seines nächsten Berufskreises verpflichtet, bei einzelnen unsittlichen Regungen, die, wenn ihre Begehung bei Vielen zur Sucht wird, gemeinschädliche Folgen entwickeln müßten, namentlich der durch Beispiel und Anreizung begünstigten Verbreitung entgegenzuwirken. Er ist ferner verpflichtet, durch sein eignes Verfahren und seine Einrichtungen nicht nur kein Beispiel der Unsittlichkeit zu geben, noch zu derselben anzureizen und Anlaß zu bieten, sondern vielmehr jede Gelegenheit zu benutzen, wodurch er das Streben nach Sittlichkeit anregen und ermuthigen kann. Er muß endlich alle innern, auf Volkssitte und Volksverhältnisse gegründeten Institutionen begünstigen und beschützen, die besser, als er es vermag, jenes Streben wecken, leiten und fördern können; und da es seinen Machthabern in ihrer amtlichen Thätigkeit wenigstens möglich ist, sich freier von den Regungen der Sinnlichkeit, Leidenschaft und der Interessen des Augenblicks zu erhalten, so kann er zu einer gewissen umsichtigen Leitung des Strebens nach Sittlichkeit auch seinerseits befähigt sein, die aber ihre Grenze finden muß, sobald sie zum einseitigen Zwange gegen die geistige und sittliche Freiheit der Individuums werden wollte.

Im zweiten Buche seines Werks handelt der Verf. von der *Sorge des Staats in Bezug auf die Benutzung der Naturkraft* und sagt in den Vorbemerkungen:

„Die auf die materielle Naturkraft gerichtete menschliche Thätigkeit zerfällt in drei große Hauptzweige. Mit dem Namen des *Landbaues* bezeichnet die Wissenschaft jene Thätigkeit, welche die Urproducte, wie sie fertig aus der Hand der Natur hervorgehen, sich aneignet; zum Theil, indem sie die Natur zu deren Erzeugung veranlaßt. Die Gewerbe machen die Urstoffe durch weitere Bearbeitung; der Handel macht alle Güter durch räumliche Verbreitung an den Ort des Bedürfnisses tauglicher zur Befriedigung menschlicher Zwecke. Bei dem Landbaue steht die Naturkraft, bei den Gewerben zur Zeit noch die Arbeit, bei dem Handel die Capitalkraft im Vordergrunde. Hiernach theilt sich auch die Sorge des Staats in drei hauptsächliche Richtungen."

Der Volkskraft muß vor Allem die Freiheit der Wahl in Bezug auf die Benutzung der Naturkraft ungeschmälert gelassen werden. Somit sind Sklaventhum und Leibeigenschaft durchaus verwerflich.

Vom Landbau. „Der nationalökonomische Werth des Landbaus", sagt der Verf., „besteht in der Wichtigkeit der Güter, die er erzeugt, in ihrer Unentbehrlichkeit für die Menschheit, ihrer Beziehung zur Existenz der Bevölkerung und zu dem Verbrauche aller übrigen Bedürfnisse. Dem Staate als solchem aber ist der Landbau theils wegen dieser von ihm gewährten Vortheile, theils auch deshalb wichtig, weil der durch den Landbau begründete Wohlstand am meisten den Charakter der Sicherheit und Dauer trägt, Gleichmäßigkeit und Stetigkeit die Grundeigenschaften des Landbaus bilden, von seiner Blüte die ökonomische Unabhängigkeit vom Auslande wesentlich bedingt wird, der durch ihn geschaffene Wohlstand sich bei naturgemäßen Einrichtungen weit und gleichmäßig verbreitet, die durch ihn erzeugte Bevölkerung regelmäßig, natürlich und wohlthätig anwächst und der Charakter derselben sichernde Bürgschaften bietet."

Der Landmann fodert Freiheit, Sicherheit und Ruhe vom Staate. Selbst seine Bildung gewinnt er meist durch Erfahrung und kann er ohne sie nicht erwerben. Nur in seltenen Fällen kann der Landbau die Hülfe des Staats in Anspruch nehmen, weil seine Kräfte zur Beseitigung natürlicher Hindernisse, die seinen Aufschwung lähmen, nicht ausreichen. Die Anlegung einer Kunststraße, die Schiffbarmachung eines Flusses eröffnen zuweilen ganz neue Absatzwege für die Producte des Landes und veranlassen einen Aufschwung des Landbaus, der bis dahin aus Mangel an Lohn versagte. Das sind aber Maßregeln, die in der Regel nicht blos dem Landbaue, sondern auch andern Quellen des Nationalwohlstandes unmittelbar nützen, deren Zweck nicht ausschließlich die Unterstützung des Landbaus ist. Näher stehen ihm die Unternehmungen, die gegen örtliche Verhältnisse, welche fortwährend die Fruchtbarkeit eines Landstrichs schmälern, gerichtet sind. Aber nur wo die Privatkraft nicht hinreicht, die natürlichen Hindernisse zu besiegen, z. B. bei der Anlegung großer Bewässerungs- oder Entwässerungsanstalten und bei Entdeichungen, durch welche dem Wasser Landstriche, die es bisher bedeckte, völlig entzogen und in fruchtbares Land verwandelt werden, soll der Staat Hülfe gewähren. Vor Allem aber liegt ihm ob, die künstlichen Hindernisse des Landbaues, z. B. Geschlossenheit der Güter, Leibeigenschaft, Hörigkeit, Frohnen, Zehnten u. s. w. aufzuheben.

Von den Gewerben. „Arbeit und Capital", sagt der Verf., „die bei dem Landbaue mehr nur die Naturkraft weckten, als daß sie dieselbe beherrscht hätten, treten bei der Gewerbsthätigkeit, welche die Rohstoffe durch Umarbeitung zur Befriedigung menschlicher Zwecke tauglicher zu machen sucht, in den Vorgrund. Namentlich die Arbeit wird hier bedeutsam und unter ihren Gattungen vornehmlich die geistige Arbeit der Intelligenz. Allerdings sind die Gewerbe auf Producte der Natur verwiesen und bedienen sich auch in tausend Fällen der

Naturkräfte zur Ausführung ihrer Plane. Aber es ist nicht die freiwirkende, gewissermaßen mit Absicht handelnde Naturkraft, sondern eine Dienerin des Menschen, der bald ihr auf ganz andere Zwecke gerichtetes Streben nöthigt, auch seine Absichten gelegentlich mit zu fördern, bald ihre Gesetze nach seinem Willen und für seine Geschäfte in Anwendung bringt. Je unabhängiger also der Mensch von der Natur ist und je mehr das Reich seines Willens anhebt, eine desto größere Gelegenheit ist der Vereinigung menschlicher Kräfte, die in dem Staate sich darstellt und von der Staatsgewalt geleitet wird, gegeben, scheinbar fördernd auf die Gewerbsthätigkeit einzuwirken."

Die Güter, welche die Industrie schafft, sind wie alle Güter von der Nachfrage abhängig. Sie sind aber nicht wie die des Landbaus ein ursprüngliches und nicht aufhörendes Bedürfniß. Arbeitsfähigkeit und Capitalkraft sind die Hauptfactoren der Güter der Industrie. Ihre Erwerbung ist Sache des Geschicks und Glücks der Einzelnen. Es mögen Wenige, es können Viele zum Ziele gelangen; eine feste Grenze gibt es nicht. Die letzte Grenze tritt erst dann ein, wenn das Angebot die Nachfrage bleibend übersteigt, folglich die Thätigkeit aufhört lohnend zu werden. Dann vermindert sich gewöhnlich auch das Streben nach einer solchen Thätigkeit, mit ihm das Angebot, und das Gleichgewicht stellt sich wieder her. Die Grenze wird also vom Verkehr selbst gezogen. Der Gesellschaft ist es wichtig, daß er der alleinige Gesetzgeber in diesem Felde bleibe. Im natürlichen Stande der Dinge erheischt die Industrie vom Staate nur: Förderung der erwerblichen Intelligenz, Freiheit des Gewerbsbetriebes; Befreiung und Förderung des Landbaus, der ihr Rohstoffe liefert; Befreiung und Förderung des Handels, der ihre Waaren vertheilt.

Der Staat selbst soll keine bürgerlichen Gewerbe treiben, denn er arbeitet kostspielig; Leitung und Controle erfodern bei ihm verschiedene Behörden; er muß durch Werkzeuge arbeiten, die kein unmittelbares Interesse daran haben, den höchst möglichen Gewinn zu liefern; es geht ihm der Speculationsgeist, die Schmiegsamkeit unter die Gebote des Verkehrs, die Beachtung jedes leisen Winkes der Zeit und die Gabe ab, kaufmännische Verbindungen mit Innigkeit anzuknüpfen. Die Kosten, die Staatsfabriken veranlassen, sind ein Verlust für das Volksvermögen, und diesem entgeht auch der Gewinn, den dieselben Unternehmungen in Privathänden, oder dieselben Kräfte, auf nützlichere Gegenstände gewendet, gebracht haben würden. Schlimmer noch, wenn der Staat durch Verleihung eines Monopols an sich selbst einen finanziellen Ertrag erzwingen will. Denn dadurch wird zuvörderst das Geschäft nicht staatswirthschaftlich nützlicher, der Werth der Fabrikate wird nicht höher, nur ihr Preis wird, wie bei jedem Monopol, künstlich gesteigert. Die Arbeit wird aber bei der Gewißheit des Absatzes ihrer Erzeugnisse lässig; sie erwartet die Vermehrung des Gewinns nicht von der erhöhten Güte ihrer Leistungen, um so weniger je unentbehrlicher vielleicht der Gegenstand des Gewerbes für das Volk ist; das Publicum wird dann mit einem nothwendigen Bedürfnisse in schlechter Beschaffenheit zu theuern Preisen versorgt, damit der Staat, nachdem die kostspielige Verwaltung einen großen Theil des Gewinnes aufgezehrt, ein Einkommen beziehe, was eine einfache Abgabe viel unschädlicher ersetzt haben würde. Es werden aber auch durch das Monopol eine Menge Staatsbürger von einem Erwerbszweige verdrängt, dem sie sich mit Nutzen für sich und das Publicum gewidmet haben würden.

Der Verf. verwirft aus ähnlichen Gründen alle Monopole, mit einziger Ausnahme der Ertheilung von Erfindungspatenten für eine bestimmte Reihe von Jahren; ebenso das Zunftwesen, wie es in seiner Entartung noch hier und da besteht. Was es in politischer und sittlicher Rücksicht Gutes hatte, kann erhalten werden.

„Also Gewerbsfreiheit. In diesem Begriffe liegt es nicht, daß Jeder ein Gewerbe treiben dürfe, der dazu Lust hat, sondern daß Jeder es treiben dürfe, der dazu fähig ist."

Die oben aufgestellte Grundansicht des Verf. in Bezug auf die Gewerbe wird in den folgenden Paragraphen, welche von den städtischen Gerechtsamen, von Schutzzöllen, von directer Unterstützung durch Vorschüsse und Consumtion und der fernern Thätigkeit des Staats in Gewerbsachen handeln, gründlich entwickelt.

Vom Handel. „Handel im engern und eigentlichsten Sinne des Worts", sagt der Verf., „ist die Thätigkeit, welche die Güter der Stelle des Bedürfnisses zufördert. Darin, daß der Werth der Güter erhöht wird, wenn sie der Nachfrage zur gelegensten Zeit und in einer dem jedesmaligen Bedürfnisse am besten entsprechenden Beschaffenheit entgegenkommen, liegt die innere Productivität des Handels. Diese findet ihre äußere Anerkennung in dem erhöhten Preise der Güter, weil der Vertrieb derselben an die Stelle ihres Verbrauchs nothwendig einen Aufwand von Kraft erfodert, der durch diese Thätigkeit verwerthet wird. Indem der Handel rastlos speculirt, wie er die Güter der Nachfrage nach ihnen auf dem einfachsten, leichtesten und bequemsten Wege zufördern solle, erzielt er eine Steigerung ihrer Tauglichkeit und eine Verminderung ihres Kostenpreises" u. s. w.

Wie in allen Zweigen der Güterwelt, so ganz besonders hier ist die Auffindung der dem Volke nützlichsten Gattungen des Handels dem Verkehr selbst zu überlassen. Der Staat ist schlechter Landwirth, schlechterer Gewerbsmann, aber der schlechteste Kaufmann. Die Gänge des Handels sind am verborgensten, er ist voller Verwickelung, die kleinsten Ursachen bringen bei ihm größte Wirkung. Für den Handel gilt vollständig das laisser faire, und die Handelsgattung ist positiv schädlich, die an die Stelle einer andern tritt, welche nützlicher sein könnte. Man kann nicht sagen, daß diese oder jene Handelsgattung jedem Volke nützlicher sein werde; vielmehr können örtliche und zeitliche Verhältnisse dem einen Volke eine Handelsgattung sehr gewinnreich machen, die es bei dem andern nicht ist. Der Handel findet das Alles selbst am besten. Wenn es jedoch darauf ankommt, zu berechnen, welchen Handelszweig der Staat im Zweifel begünstigen soll, weil vielleicht anderweite Gründe ihn zu einer Collision mit dem Handel drängen, so ergibt sich aus den Lehren der Nationalökonomie von der Entstehung und Vertheilung des Gewinnes wenigstens so viel, daß in der Regel der Kleinhandel nicht zu Gunsten des Großhandels, der inländische Handel nicht zu Gunsten des ausländischen, der passive Handel nicht zu Gunsten des activen, der directe Handel nicht zu Gunsten des indirecten, der Eigenhandel nicht zu Gunsten des Zwischenhandels zu beeinträchtigen ist. Aber alle diese Gattungen greifen ineinander, und auch der innere Handel wird belebter, je mehr der äußere aufblüht.

Der Staat kann mit Freude den Handel sich beleben sehen. Er beschäftigt zwar verhältnißmäßig nicht so viel Individuen wie Landbau und Gewerbe; aber er beschäftigt sie auf eine Weise, bei der ihre Selbständigkeit erhalten und ihre geistige Kraft und Gewandtheit angeregt und geübt wird. Seine Gewinne vertheilen sich im reichsten Maße. Der Unternehmer gewinnt durch glückliche Speculation; durch Auffindung eines leichtern Mittels zur Besiegung physischer Hindernisse; durch Verminderung des Aufwandes, der hier weniger als irgendwo in Menschenarbeit besteht; durch Befriedigung des Bedürfnisses zur gelegensten Zeit; in vielen Fällen durch Umstände, die zugleich seinen Abnehmern förderlich sind. Er gibt viel an seine Werkzeuge ab: er kann es, weil der Lohn derselben der geringste Bestandtheil seines Aufwandes ist; er muß es, weil er mehr braucht als rein mechanische Arbeit, und er thut es, weil sein ganzes Geschäft ihn anweist, die Ersparniß nicht grade vorzugsweise auf dieser Seite seines Verkehrs zu suchen. Der auswärtige Handel verwerthet das Übergewicht an Intelligenz und Hülfsmitteln, was die civilisirten Nationen vor den weniger cultivirten Völkern voraus haben, auf eine sehr fruchtbringende Weise. Der Handel wirkt durch Erweiterung des Absatzes auf die Vermehrung und Belohnung der Production. Der Aufschwung desselben ist in der Regel nicht blos von einer

Vermehrung der Handelsgewinne, sondern auch von einem gesteigerten Betriebe der Producte und Fabrikate des Landes und von einer Vermehrung der Gelegenheiten, die Bedürfnisse der Consumenten auf die nützlichste, wohlfeilste und bequemste Weise zu befriedigen, begleitet.

„Der Handel", sagt der Verf., „verlangt auch wenig vom Staate. Er fodert Freiheit und abermals Freiheit. Dann noch einige Anstalten, die auch den übrigen Zweigen der menschlichen Thätigkeit und dem Staate selbst nützlich sind, und durch deren, zum Theil von ihm selbst erfolgte Erfindung der Handel dem menschlichen Glücke große Dienste geleistet hat."

Das dritte und letzte Buch handelt von der Sorge des Staats in Bezug auf die Capitalkraft. Der Verf. sagt: „Der Überschuß der entstandenen Werthe über die verbrauchten bildet das Capital, des Einzelnen wie der Nation. Es entsteht sowol durch ein Werthvollerwerden der Production als durch eine Verminderung der Consumtion. Für den Einzelnen auf die Dauer nur durch das Letztere, da die Consumtion die Preise nach den Kosten regelt. Für das Ganze aber auch fortwährend durch das Erstere, und dadurch am nützlichsten, da es die Genußsumme Aller erweitert."

Dem natürlichen Gange der Dinge nach muß die Arbeit des Menschen an sich und in ihrem Zusammentritte mit der Naturkraft einen solchen Überschuß erzeugen, da in der überwiegenden Mehrzahl der Menschen mit der Aussicht, ihn gewinnen zu können, auch das Streben darnach entsteht, und dieses Streben bald durch höhere Verwerthung seiner Kraft, bald durch Verminderung seiner Consumtion die Erreichung seines Zieles vermittelt. Weder Luxus noch Ersparung, sondern productive Verwendung ist die Mutter der Capitalkraft.

Vermehrte geistige und sittliche Kraft des Volks wird auf Nahrung und Veredelung der Arbeitslust wirken. Am meisten aber kann der Impuls dazu durch Erhöhung des Vortheils verstärkt werden. Indem die bisherigen Einrichtungen des Landbaus und des Gewerbwesens aus so vielen Berufsclassen Tausende ausschlossen, drängten sie sich in die wenigen, freigegebenen Classen zusammen und drückten eben dadurch den Lohn der Arbeit dieser Classen so tief herab. Wenn die Geschlossenheit der Güter aufgehoben wird, der Boden sich von Banden und Grundlasten befreit, die großen Gütercomplexe, die jetzt in ungeeigneten Händen sich befanden, dem freien Verkehre zurückgestellt werden, die Forstwissenschaft in ihre Grenzen zurückkehrt, der Misbrauch grundherrlicher Rechte entfernt wird und überhaupt die Foderungen, welche die Staatswirthschaft für den Landbau stellt, allseitig erfüllt werden, so ist ein reiches Feld für productive Verwendung der Capitalkraft eröffnet und dem Speculationsgeiste bieten sich neue, lockende Aussichten dar. Kaum geringere und für die gegenwärtig nothleidenden Classen vielleicht noch höhere Vortheile sind von einer vernünftigen Lösung der Zunftfrage, von einer Entfernung schädlicher Monopole und Gerechtsame aus dem Gewerbsbetriebe und dem Handel zu erwarten.

Alle diese Fortschritte soll der Staat so viel als möglich begünstigen und wird dies am erfolgreichsten thun, je freiere Bahn er den Verhältnissen läßt und je heiliger er den Grundsatz festhält: seine Gesetze den Geboten des Verkehrs anzuschmiegen, statt den Verkehr durch seine Gesetzgebung regeln zu wollen. Endlich hat der Staat in Bezug auf seine eigne Consumtion vor unproductiver Verwendung sich sorglich zu hüten. Aber nichts ist unproductiv, was wahrhaft nöthig ist, um die Zwecke des Staats zu vermitteln. 137.

Miscellen.

Ein Wunder.

Der Abbé Lemennais, welcher unter der Regierung Ludwig XV. lebte und Paris durch seine Frömmigkeit erbaute, war schon als junger Mann wegen seiner außerordentlichen Wohlthätigkeit bekannt. Er genoß eines monatlichen Einkommens von etwa 100 Livres, vertheilte aber fast dieses ganze Geld schon zu Anfange des Monats unter die Armen, behalf sich, um dies zu können, für seine Person sehr knapp und bewohnte nicht einmal ein Zimmer allein, sondern theilte das seinige noch mit einem andern jungen Geistlichen.

Einst, gegen Ende des Monats, eilt unser Abbé schon Morgens früh zu einer gottesdienstlichen Handlung, zu welcher er sich schnell angekleidet hat, wird aber an der Hausthüre von einer alten Frau angefallen, die ihn, im festen Vertrauen auf seine bekannte Wohlthätigkeit, dringend um ein Almosen bittet. Ach! woher noch Geld nehmen? Der Abbé weiß nur zu gewiß, schon in der ersten Hälfte des Monats Alles vertheilt zu haben und in seinen Taschen auch nicht einen Sou mehr zu besitzen. Aber vergebens will er dies der Alten begreiflich machen; ihre Noth ist zu groß, sie weint, sie schreit, sie sagt, Gott könne Wunder thun, der Herr Abbé möge nur seine Taschen nochmals umwenden, es werde sich gewiß für eine so Unglückliche als sie noch eine Kleinigkeit darin finden; sie beschwört ihn. Der Abbé, ungeduldig und verdrießlich, reißt endlich seine Tasche, um zu zeigen, daß wirklich gar nichts mehr darin ist, heraus; aber wer beschreibt seinen Schreck, seine Freude, sein Erstaunen, als vier große Thaler, eine Münze, die er sich nie hält, heraus und der frohen Alten vor die Füße fallen! Hier ist ein Wunder! Was kann es anders sein? Die Noth der armen Frau hat das Herz irgend eines Heiligen gerührt, durch dessen Einfluß die leere Tasche des Abbé gefüllt worden ist, und entzückt eilt er in den nächsten Tempel, um seinen innigen, entzückten Dank abzustatten, daß er, und grade er zum Werkzeuge dieser unmittelbaren höhern Unterstützung einer Bedrängten ausersehen worden.

Erst spät kommt unser Abbé zu Hause, wo ihn sein Stubenkamerad schon an der Thür erwartet. „Du bist schön", ruft ihm dieser ungeduldig entgegen, „ziehst meine Hosen statt der beinigen an und nimmst mir die vier großen Thaler mit, davon ich meine Wäscherin bezahlen wollte, die mich den ganzen Tag geplagt hat. Wo ist mein Geld?" Man denke sich den Schreck, die Entzauberung des armen Lemennais. So war das Wunder auf ein scheinbar einfaches Ereigniß reducirt und blieb nur noch insofern wunderbar, als das Factum der Erlösung einer bedrängten Familie aus großer, großer Noth durch eine sonderbare Verwechselung nicht mehr wegzuleugnen stand.

Die Stadt der Todten.

In der Mitte des Sees Möris (Birket-Karun, Charonsee, in Niederägypten) liegt eine kleine Insel, auf der die Einwohner der nahen Stadt Faoue (die alte Arsinoe) einst ihre „Stadt der Todten" erbauten, von welcher noch ein Tempel existirt. Jede wohlhabende Familie besaß hier ihr Grabmahl, in welchem den Gliedern dieser Familie besondere Kammern angewiesen waren; es war eine der Hauptrücksichten des Lebens der Ägypter, für sich im Tode zu sorgen. Daher war es denn auch gekommen, daß diese „Stadt der Todten" allmälig den Umfang der Stadt der Lebenden erhalten hatte, wozu sie gehörte. Man konnte nur zu Kahne dahin gelangen, und wahrscheinlich hieß der Fährmann Charon, denn die Anwohner nennen, wie wir schon oben bemerkt haben, den See noch Birket-Karun, Charonsee. Ich finde diese Notiz in den „Memoiren des Herzogs von Rovigo", I, 112 der pariser Ausgabe, und nehme sie hier auf, da sie vielleicht zur Aufhellung der Mythe von Charon beitragen könnte.

Äquivalenz.

Der Herzog von Ossuña sollte einen Schuster richten, welcher einen Priester getödtet hatte. „Weshalb hast du ihn umgebracht?" fragte er den Delinquenten. „Er hatte meinen Vater ermordet, und man begnügte sich, ihn auf sechs Monate a divinis zu suspendiren." „Gut", entschied der Herzog, „so sollst du sechs Monate keine Schuhe machen." 26.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Montag, — Nr. 114. — 24. April 1837.

Poeten und Poetaster aus dem Laufe des Jahres 1836.

Erster Artikel.

Diese Blätter haben ihren Lesern im vorigen Jahre in drei Artikeln eine Übersicht der neuesten Erzeugnisse der deutschen poetischen Literatur aufgestellt *), und mag dieselbe von Vielen überschlagen oder mit flüchtigem Auge durchlaufen sein, so würden es sich die Blätter doch kaum verzeihen, wollten sie nicht theils dem Literaten vom Fach, theils den betreffenden Autoren in möglichst kurzen, jedoch charakteristischen Umrissen ein Gesammtbild des poetischen Strebens in Nord- und Süddeutschland aus dem hingeschwundenen Jahre aufstellen. Sie würden ohne diese Übersicht eine ihrer, zwar von Vielen übersehenen, aber wohl zu beachtenden Tendenzen aus der Acht lassen: die Herbeischaffung einer Menge schätzbarer Materialien für den künftigen Geschichtschreiber der deutschen Literatur in allen ihren Zweigen. Von dieser Seite betrachtet, werden sie hoffentlich dem Schicksale so mancher andern Zeitschriften, im Staube von Privatbibliotheken oder im Winkel eines Antiquarladens zu modern, glücklich entgehen und von mancher schreiblustigen Hand noch gewälzt werden, wenn den Referenten, den Recensenten und dem Redacteur selbst der Tod längst die Feder aus der Hand genommen hat. Als ein kleiner Beitrag und unbehauenes Baustück zu einer künftigen Literargeschichte der Poesie will sich nun auch nachfolgende Relation betrachtet wissen, in welcher Ref. mit einer gewissen Achtung vor jedem poetischen Streben und mit strenger Gewissenhaftigkeit sein Urtheil niedergeschrieben zu haben glaubt. Wollte der Himmel, er könnte nur Lob verstreuen und Lorberkränze vertheilen; aber schon die für dieses Jahr gewählte Überschrift ist ominös. Dennoch darf nicht vergessen werden, vorläufig zu bemerken, daß nicht blos das Äußere der in den nachfolgenden Columnen besprochenen Bücher sich vortheilhaft vor den frühern auszeichnet, sondern daß auch in ihnen ein Geist weht, der vom Miasma früherer poetischer Krankheitsstoffe gereinigt und frei ist. Nach oberflächlicher Durchsicht der vor uns liegenden Gesammtmasse bemerken wir noch, daß die deutsche Lyrik in den vor- und diesjährigen Erzeugnissen sich auf eine edle und erfreuliche Weise durchbildet und in ihren mannichfach verzweigten Gattungen und Richtungen ihre Repräsentanten und Koryphäen gefunden zu haben scheint; eine Behauptung, die sich im Vorworte nicht documentiren läßt, die aber sich hoffentlich hin und wieder aus dem Nachfolgenden dem Leser ungesucht bieten wird. Mit der Epik dagegen hapert's etwas in neuer und neuester Zeit. Man weiß nicht, liegt das an den Dichtern selbst, die weniger sich zu dieser Gattung hinneigen, oder an dem Publicum, welches an Erzeugnissen der Art weniger Geschmack zu finden scheint; oder stehen Dichter und Publicum in dieser Hinsicht im magnetischen Rapport?

*) Vgl. Nr. 131—134, 210—213 u. 268—271. D. Red.

Wir beginnen mit einem Blick auf religiöse und ascetische Poesien, an denen die auch hier in dieser Hinsicht so bewegte Gegenwart nicht arm ist, und wählen zunächst

1. Hesperiden. Von Joh. Friedrich von Meyer. — Poetische Schriften. Erstes und zweites Buch. Prosaische Schriften. 1ste Sammlung. Kempten, Dannheimer. 1836. Gr. 12. 1 Thlr. 14 Gr.

Wir erneuern hier eine angenehme Bekanntschaft. Herrn von Meyer's, Oberbürgermeisters in Frankfurt am Main, episches Gedicht „Tobias" ist in diesen Blättern zu seiner Zeit mit gebührender Anerkennung gedacht. Hier bietet er uns, nachdem der Mittag seines Lebens vorüber ist, am Abend einige Blumen und Früchte, die ihm der entschwundene Tag gebracht: Blumen in seinen poetischen, Früchte in den prosaischen „Hesperiden"; letztere meistens Ergebnisse seiner vieljährigen, vielseitigen, selbst von namhaften Theologen sehr geschätzten wissenschaftlichen Forschungen. Der Natur gegenwärtiger Relation nach liegen uns die prosaischen Gaben, sechs kleine theologisch-philosophische Abhandlungen: 1) „Apologie meines Inbegriffs der christlichen Glaubenslehre"; 2) „Christus kein Essäer"; 3) „Dreierlei Wunder"; 4) „Psychologische Erläuterung der Abendmahlslehre"; 5) „über die Todesstrafe"; und 6) „über Poesie und Prophetie", so viel subjectiv und objectiv Belehrendes wir darin fanden, fern, und nur der letztgenannte Excurs „über Poesie und Prophetie", ist uns für die Beurtheilung seiner poetischen „Hesperiden" sehr nützlich gewesen, weil er uns theils sehr lehrreich in allgemeiner, höchst förderlich aber in besonderer Beziehung auf die Theorie erschien, nach welcher der begabte Verf. die Gedanken und Bilder seiner Innenwelt ins Leben rief. Nach dieser seiner Theorie „gibt es zweierlei Arten von Poesie oder Bilderkunst; die eine ist die charakteristische, die andere die symbolische Poesie. Die erste stellt entweder Erscheinungen durch einfache Beschreibung dar, nach Originalen von der Erfahrung entlehnt und zum Ideal oder Charaktersymbol geformt, und spricht auf dieselbe Weise den einfachen Ausdruck gewisser Empfindungen nach, oder sie nimmt bei beiden Gleichnisse, tropische Sprache zu Hülfe. Der Dichter hat dabei keinen andern

Zweck, als das vergnügende Spiel, oder das erhebende, für Charakteristik unterrichtende, durch Ermahnung, Warnung, Schrecken oder Trost moralisch wirksame, oder auf die Erbauung und das Lob Gottes zielende. Hat er aber noch ein anderes verborgenes Absehen dabei; liegen Ideen zum Grunde, die äußerlich nicht erscheinen, sondern nur von den Verständigen errathen werden, so ist seine Poesie auch bei der einfachsten Zeichnung schon Gleichniß, und dies ist dann die symbolische oder hieroglyphische Poesie, die sich jedoch mit der gemeinen zu vermischen und, wie eingesprengt, stellenweis hervorzuschimmern pflegt." Mit entschiedenem Talente und in alleiniger Richtung auf letztgenannte Poesie oder Bilderkunst stellt Hr. von M. seine Gedichte hier auf. Obwol man ihn der Weisheit seiner Betrachtungen nach hin und wieder für Plato halten sollte, so erscheint er weit öfter als der feuereifernde Paulus, und in der That fühlten wir uns einige Male bei Lesung der in das Gebiet der Theosophie hinüberspielenden Gedichte geneigt, ihm zuzurufen, was der Landpfleger Festus diesem Apostel zurief: „Paule, du rasest; die große Kunst macht dich rasend!" Da nun aber die hier herrschende symbolisch-hieroglyphische Poesie die der ältesten Völker und der Bibel ist, so weht hier auch der Oden alttestamentlicher und prophetischer Begeisterung, und erhöht sich intensiv bis zu apokalyptischen Visionen. Dennoch ist dabei nichts Nachgeahmtes, sondern Alles selbst empfunden, selbst gedacht und eigenthümlich dargestellt. Die häufigen Unklarheiten in Bildern und ganzen Allegorien, die es nöthig machen, daß man Vers und Strophe zwei, drei Mal wieder überschaut, finden wir erklärlich, ja nothwendig bedingt. Denn die symbolische Poesie wurzelt in den Vorbildern und Mysterien des Alterthums, auch des vorchristlichen, und ergeht sich gar gern in der neutestamentlichen Typik. Dort wir hier ist Mystisches, Räthselhaftes und fast die Sprache einer andern Welt, weßhalb Vieles errathen werden muß. In dem sonst so schönen Liede: „An die Natur" (S. 11) bietet diese Dunkelheit den Reiz alles Mysteriösen dar, und es sprudelt der Quell aus einem wundgedrückten Herzen, wodurch auch einige andere Stücke sich auszeichnen. Hin und wieder, wie in „Warnung" (S. 5), ist dieser Quell etwas scharf, gallig und schwarz, womit zu vergleichen: „Einsamkeit" (S. 14). Wer sich in „Morgenopfer" durch das Blut des Heilandes, durch das mystische Nebeln und Schweben und durch einige falsch gemessene Terzinen nicht stören läßt, findet einen tief frommen prophetischen Geist mit echt-orientalischem Bilderschmuck ältester Zeit und dennoch den Wortreiz und Klang moderner Lyrik. In den hieroglyphisch-mystischen „Vier Liedern der Liebe" (S. 62) wogt ein Strom lebendigen Wassers, das den Kahn des ihn Beschiffenden, wir meinen den Leser, bald auf Wogenhäuptern, bald im Wogenthal schaukelt und schweben läßt. Aus der „Liebe Lob" (S. 66) nur Folgendes:

Liebe, die die Welt geboren,
Liebe, die den Tod verklärt,
Deren Ton man in den Rohren
Wie im Cedernwipfel hört;
Liebe, der das Licht entsprungen,
Deines Herzens mildes Blut;
Ew'ge Liebe, deine Glut
Hat auch meine Nacht bezwungen.

Die Orion's Band gebunden,
Die den Wagen klar geschirrt,
Die den Gürtel hingewunden,
Dessen Milch das Blau durchirrt;
Die Planetenbälle drehet,
Und die große Wunderuhr
Leitet auf der Wahrheit Spur
Und um Erden Monde säet;

Liebe, die in Rosen schimmert,
Im Smaragd und Halme grünt;
Liebe, die im Glühwurm flimmert
Und am Stuhl des Höchsten dient;
Liebe, deren Hauch gesunden
Und die Leiche athmen macht,
Liebe, die im Tag erwacht,
Heil mir, daß ich dich gefunden!

In Nr. 35 begegnen wir apokalyptischen Visionen und hinter dem allegorischen Vorhange schimmert die Urkirche Christi, die katholische, die evangelische mit ihrem Hader und Zwiespalt und die jenseit der Gräber triumphirende — Alles im Ezechiel'schen Geiste gedacht und durchgeführt. Lassen wir uns vom Geiste, von der Bilderpracht und dem Dufte dieser hieroglyphisch-typisch-mystischen Poesie umwehen in „Des erhabensten Kindes Traum" (S. 86), wo es heißt:

Es ist Nacht, dämmrig umher —
Süßen Schein haucht der Mond übers Thal —
Hab' ich geschlummert?
Sucht mich die Mutter wol?
Bin ich nicht allerwärts sicher
In des himmlischen Vaters Eigenthum?
Suche nicht, Mutter, suche mich nicht,
Gutes bekümmertes Mutterherz!
Auf jungem Rasen lag ich,
Hatt' einen lieblichen Traum.

Daß sie noch da wären
Die holden Gesellen,
Die Gespielen des Traums!
Duft ihre Leiber,
Lüfte ihre Füße;
Doch wandelten sie mit mir,
Sprachen vom ewigen Vater,
Nannten mich Bruder und Fürst.
Fürst? Soll ich denn herrschen?
Kann nicht lieben allein?

Und auf thaten sich Wolken,
Und zurück trat der Cherub,
Der glühende, blühende;
Ein Palmzweig ward sein Schwert.
Mir zu den Füßen
Legt' er den Friedenszweig,
Gab mir ihn in die Rechte,
Und es wichen mir
Wolken und Nebel.
Und unterm Regenbogen der ew'gen Welle
Blühten Rosen aus Morgenroth,
Lichtgewobene Lilien,
Blumen in Riesengestalt,
Wiegen der Seligen.
„Welche Ufer sind dieß?"
Die Ufer der Wonne, mein Fürst.
„Und der Quell?"
Der Brunnen der Liebe.
„Und hinter den kreuzenden Stengeln
Der würzigen Blumen,
Jenseit des ewigen Lenzes,
Über den Schwingen der Adler
Und aller schuldlosen Wesen Flug,
Das Lichtmeer, wie heißt es?"
Barmherzigkeit.

Da wurden mir Flügel gegeben;
Leicht wie der Wind
Schwebt' ich, ein Wind,
In der Windkinder Gesellschaft,
Wiegt' in den Blumen den Leib,
Schritt von einer zur andern,
Bog die nickenden Kelche
Leicht mit dem Finger zurück,
Und durch den Blumenwald,
Durch den ewigen Lenz geschlungen,
Senkt' ich die Glieder ins kühlende Meer.

Und Alles ging unter,
Und Alles versank,
Die Gespielen und ich,
Und keiner rief Hülfe.
Das Bad war uns Wollust,
Bis die Sinne schwanden.
Und im Traum ein Traum mir erschien —
Namenlos, namenlos,
Kein Engel nennt ihn,
Stammelt ihn!
Hier im Herzen lebt er,
Aber das Herz
Spricht ihn nicht aus.

Doch ich erwachte,
Und um mich brannt' es,
Feuerzungen die Gespielen,
Flammen das Meer.
Der Palmzweig wieder verschlungen
Von der geschlängelten Klinge.
Da stand ich gewaltig,
Und mit feurigen Füßen
Lösch' ich den Thau.
O nicht, ist's möglich, o nicht,
Vater der Liebe!
Laß das grünende Reis nicht
Flammen sprühn in des Kindes Hand!
Gib kühlende Tritte,
Engelstritte,
Leiden zu tilgen,
Zu verwehen den Schmerz! —
Hört er mich, Brüder?
Brüder, wo seid ihr?
Fragt ihn, ob er mich hört!
Hab' ich der Brüder denn keine,
Der Schwestern keine,
Als in den Fluren des Traums?
Wer ist im Wachen ein Herz
Zu meinen Herzen?
Bin ich allein geschaffen?
Oder im Kreise der Engel
Soll ich gebieten und herrschen?
Darf ich nicht lieben allein?

Ich fühle den Freund,
Ich fühle die Schwester.
Wo seid ihr?
In mir? bei mir?
Hoch ist dein Auge und trostvoll,
Holdselig der Hauch deiner Lippen,
Perlen deines Mundes Gespräch.
Du, Weisheit, bist meine Schwester,
Mein Bruder du Verstand.

Beim „Wechselgesang zum Charfreitage" (S. 91) und einigen andern an Christus gerichteten Liedern drang sich uns, obwol wir in den Reihen der Denkgläubigen zu stehen meinen, die Überzeugung auf, daß die Augustin'sche Theorie von der Erbsünde und die Anselm'sche Satisfactionslehre in geschickter Hand, wie hier, ein gewaltiger poetischer Hebel werden könne. Mag die moderne Heterodoxie sie immerhin aus ihren dogmatischen Heften ausmerzen und mit dem Anathem belegen; die geistliche, kirchliche Poesie kann ihrer nicht wohl entbehren; sie bilden in ihr eine Centralsonne, die Alles erwärmt und colorirt. „Luther's Te Deum", nach dem Ambrosian'schen Lobgesange umgeändert (S. 116), steht nur der Sprache unsers Jahrhunderts nach, nicht aber an intensiver Kraft über der Übertragung des Reformators. In dem darauf folgenden „Psalm" (S. 119) bewundern wir die Verschmelzung der Form mit dem Geiste: ein wahrer Psalm, eines Assaph, eines David würdig! In dem Paramythien: „Meister Albert" (S. 140) und „Glaubensräthsel" (S. 227) paaren sich Scharfsinn, Naivetät und inniges Gefühl. In „Klage und Entledigung" (S. 148) und „Der Verlassene" (S. 150) hauchen die Wehelaute eines zerknirschten Herzens, das von Augustin'schem Geiste durchdrungen ist. Selten kleidet der Verf. seine Ergüsse in die didaktische Form, wie z. B. in „Das Gebet" (S. 169). „Die verirrte Geliebte" (S. 174) führt uns ganz in feuchtwarme Nebelregionen mystischer Gefühlsüberwallungen, und wenn es im „Geheimniß der Sanftmuth" (S. 195) heißt:

Ich liebe dich, und will dich ewig lieben,
Geduldiger, der vor Erbarmen krank
Mir das Gesetz der Liebe vorgeschrieben,
Als er den heißen Kelch der Schmerzen trank,
Und wie dein Kreuz der Sieg der Liebe war,
So stell' ich mir's zum Trost und Muster dar — u. s. w.;

so verwischt sich im Geiste des Lesers das Hieroglyphisch-Typische, und Spener mit seiner Schule tritt vor die Seele, oder Spee in seiner „Trutznachtigall". „Das rechte Wissen" (S. 215) müssen wir aus dem Grunde hier erwähnen, weil es des Dichters Glaubensbekenntniß enthält. Der Anfang lautet:

Mein Wissen ist:
Ich bin ein Sünder;
Mein Glaube ist:
Daß Jesus Christ
Mich setzet unter Gottes Kinder:
Mein Trost, er wird mich heilen,
Von Wunden und von Beulen,
Von Schulden und Gebrechen,
Von Sünden und von Schwächen;
Und daß kein einz'ger Sünder lebt,
Den er nicht zu erretten strebt,
Und daß, je schwärzer dessen Schuld,
Je wärmer des Erretters Huld,
Ihn, ja die ganze Welt,
Die so viel Greuel in sich hält,
Vom Elend zu befreien
Und göttlich zu erneuen.
Drum eile nur, beladnes Herz,
Mit deiner Last, mit deinem Schmerz,
Mit deinen Sünden ohne Zahl,
Nicht ein Mal, sondern hundert Mal,
So oft du sündig dich erkannt,
Und fasse die durchbohrte Hand,
Und laß sie nicht, er macht denn dich
Von Sünden frei und ähnlich sich.

Eine ganz entgegengesetzte Sprache erklingt in der „Mondsfahrt" (S. 256), wo die Denkgläubigen mit den Waffen der Satire angegriffen und in die Enge getrieben werden. Die beiden „Legenden", über deren Theorie der Verf. in einem kleinen Vorworte sich äußert, sind in Form und Geist gelungen zu nennen, obwol es sehr oft bearbeitete Materien sind. Unter den Distichen zeichnen wir aus „Auto-da-Fe" (S. 254):

Will dir ein lüsternes Buch der Sinnlichkeit Feuer erregen,
Gib ihm das Feuer zurück, wirf's in das helle Kamin.
So wird Jedem das Seine. Dein Fleisch zu erwärmen begehrt es;
Wohl! als heizender Stoff wärm' es dein frierendes Fleisch.
Besser brennt es als du. Schick du den Bösen zur Hölle,
Oder er thut an dir, was du an ihm nicht gethan.
Ewige Pein entzünden die Zaubergluten des Buches;
Aber heroische Kraft steigt aus dem Auto-da-Fe.

Gern theilten wir, erlaubte es der Raum, die übrigen mit. In den „Kleinen Gesprächen" offenbart er klar seines ganzen Wesens feste Richtung, und sein scharfer epigrammatischer Stachel richtet sich gegen die Abhorrescenten des Stabilitätsglaubens.

Beim Schluß der Lecture dieser „Hesperiden" ist uns in schlagendem Gegensatz H. Heine eingefallen, der in seinen Poesien sich zu unserm Verf. verhält wie ein Pol zum andern. Hier ist nicht Ort und Raum, Meyer's weiche Demuth, fromme Liebe,

Entsagung und bergeversetzenden Glauben dem frevelnden Übermuth, dem blasphematischen Humor, der affectirten Liebesverzweiflung und dem Titanendünkel Heine's, der in Vers und Prosa die Vernunft und sich selbst apotheosirt, entgegenzustellen. Aber wenn der Leser Beider am Ende sein Herz fragt, so wird es laut genug antworten, zu welchem von Beiden es sich hinneigt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Ein französisches Theater in Alexandrien.

In einem Schreiben aus Alexandrien vom 20. Jan. d. J. läßt sich ein Franzose u. A. also vernehmen: „Die Errichtung eines französischen Theaters zu Alexandrien ist eine Sache von großer Bedeutung. Vor höchstens 20 Jahren durfte kein Europäer in der Stadt reiten, jetzt hat Hr. de Lesseps Pferderennen organisirt, in denen Söhne von Beys mit französischen Kaufleuten um den Preis werben. Der Vicekönig nimmt selbst daran ein lebhaftes Interesse. Vor 20 Jahren war den europäischen Schiffen untersagt in den Hafen von Alexandrien einzulaufen; jetzt liegen daselbst 30 französische Schiffe neben den ägyptischen vor Anker. Vor 20 Jahren durfte kein Christ in den Straßen singen, jetzt ziehen alle Sonntage 200 französische Matrosen Arm in Arm durch die Stadt, immer den Refrain wiederholend: „La France ne périra pas“.“

„Die Gesellschaft der Franken, die vor 20 Jahren nur einige griechische und italienische Häuser ausmachten, vereinigt sich jetzt zahlreich bei prächtigen Gastmählern, auf glänzenden Bällen und in einem Schauspielsaal, in welchem in seltsamem Gemisch Christen, Juden und Türken sich durcheinander drängen; ein Grieche erklärt einem Türken eine Scribe'sche Pointe, ein Jude trällert: „Alles Gold ist nur Chimaire“, ein Östreicher belehrt einen Russen über das Verdienst Dalayrac's, eine reizende Smyrnerin senkt die schönen schwarzen Augen bei den Zweideutigkeiten der „Rendez-vous bourgeois“, einer der Söhne des Paschas lacht, daß der Saal einfallen möchte, und weiter hinten erblickt ihr einen Mann von 50 Jahren, ernst und mit forschendem Blick, das ist der Fürst Pückler-Muskau.“

„Das Theater von Alexandrien ist von dem Chef eines der ersten Handelshäuser dieser Stadt gegründet, dessen Name von allen Reisenden und besonders von den Künstlern, die in neuerer Zeit Ägypten besucht haben, mit Dank genannt wird. Seinem Eifer und seiner Liebe für die Kunst ist es gelungen die seltenen und zerstreuten Elemente eines französischen Theaters zu vereinigen und uns einen Genuß zu bereiten, der uns so schön an unser theueres Vaterland erinnert.“

„Gleich der Beginn der Unternehmung in diesem Winter war glänzend. „La seconde année“, „Les deux précepteurs“, „Le philtre champenois“, „Le comédien d'Etampes“, „La somnambule“, „Les rendez-vous bourgeois“ wurden mit großem Beifall aufgenommen. Vorzüglich ausgezeichnet ward unter den Darstellenden eine Deutsche, Baronesse von W., die ein schönes und vielseitiges Talent kundgab. Eine junge französische Künstlerin, ein Überrest der St.-Simonistischen Mission nach dem Orient, theilte mit der Vorhererwähnten sich in den Beifall.“

„Der Gründer des Theaters in Alexandrien hat noch Größeres vor: er läßt einen neuen Saal bauen, geräumiger als der bisherige; er läßt ferner aus Frankreich die Partituren der „Weißen Dame“ und des „Freischützen“, aus Italien die des „Elisire d'amore“ sammt Decorationen und Costumes kommen. Übrigens hat er eine Anstalt zur Bildung von Choristen und Musikern errichtet. So wird gleichsam eine neue Ära des Genusses für die Stadt der Kleopatra beginnen; glücklicher als Napoleon, der, als moderner Josua, nur zerstörte, baut dieser Kunstfreund, als ein bescheidener Amphion beim Klange der Instrumente auf, und wer weiß, ob die Klänge so vieler Symphonien nicht freudig in ihren tiefen Grüften durchzittert haben die bleichen Gebeine der alten Ptolemäer!“ 4.

Literarische Notizen.

Von Dr. Bosworth ist in London 1836 eine sprachwissenschaftliche Schrift erschienen unter dem Titel: „Über den Ursprung der germanischen und skandinavischen Sprachen und Völker, nebst einer Skizze ihrer Literatur“ („The origin of the germanic and scandinavian languages and nations, with a sketch of their literature, by *J. Bosworth*“). Man weiß, daß Dr. Bosworth seit längerer Zeit den Druck eines Wörterbuchs der angelsächsischen Sprache vorbereitet, das nun wahrscheinlich in einigen Monaten erscheinen wird. Die obige Schrift nun sollte eigentlich dies neue Wörterbuch ins Publicum einführen; da sie sich jedoch dem Verf. unter der Hand erweitert hatte, so schickte er sie als selbständige Abhandlung jenem Werke voraus. Die Arbeit ist insofern verdienstlich, als darin alle germanische Dialekte zusammengestellt und viele sonst auseinanderfallende Sprachelemente hier unter einem Gesichtspunkte befaßt werden. Die verschiedenen englischen Provinzialdialekte sind noch in keiner frühern Schrift mit so viel Einsicht und Gründlichkeit verglichen und besprochen worden; ja sogar wurde zeither dieser Theil der englischen Sprachforschung auf unverantwortliche Weise vernachlässigt. Die Sprachen und Literaturen, über welche Dr. Bosworth in dieser seiner Abhandlung Aufschluß ertheilt, sind: das Angelsächsische nebst den englischen Provinzialdialekten, das Friesische, das Altsächsische, Plattdeutsche und Holländische, das Gothische, das Hochdeutsche in seinen verschiedenen Perioden, endlich die isländische, dänische, norwegische und schwedische Sprache.

Von Mollevaut sind „Cent fables nouvelles“ erschienen, welche sich vor andern ihrer Gattung durch Kürze und Präcision der Gedanken auszeichnen. Keine umfaßt mehr als eine vierzeilige Strophe und dieser Lakonismus des Ausdrucks ist in Frankreich gewiß doppelt anerkennungswerth, wo die Poesie sich immer durch Wortüberfluß und Seltenheit der Gedanken bemerklich gemacht hat. Die meisten dieser Quatrains sind von einem frappanten Schluß, und wenn auch nicht alle dem wahren Begriff der Fabel entsprechen, so bergen sie doch sämmtlich einen praktischen Lebenssinn: und wol auch eine gewisse Lebenstiefe. Hier eins der besten zur Probe:

„Viens“, cria la Faveur, ah! viens donc admirer!
Mon palais est de marbre et l'or brille à la rampe.
— Mais la porte est bien basse, eh, comment donc entrer?
— „Rampe!“

11.

Literarische Anzeige.

Im Verlage von August Campe in Hamburg erschien und ist durch die unterzeichnete Buchhandlung zu beziehen:

LE PORTFOLIO,

ou Collection de documens politiques relatifs à l'histoire contemporaine.

Traduit de l'anglais.
Tomes I—III, et IV. No. 1—3. (Nos. 1—29.)
Gr. 8. 7 Thlr. 12 Gr.

Die durch äussere Umstände unterbrochene Fortsetzung dieser höchst interessanten Sammlung wird von jetzt ab wieder in kurzen Zwischenräumen geliefert werden.

Leipzig, im April 1837.

F. A. Brockhaus.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter für literarische Unterhaltung.

Dienstag, — Nr. 115. — 25. April 1837.

Poeten und Poetaster aus dem Laufe des Jahres 1836.

Erster Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 114.)

2. Erbauung in sittlich religiösen Dichtungen. Von Franz Ferd. Effenberger. Prag, Kronberger und Weber. 1836. 8. 1 Thlr.

Nach der Lecture der ersten Bogen dieser Dichtungen, deren Verf. wahrscheinlich der katholischen Kirche angehört, die eben deshalb durchaus keine theologische Farbe haben, und an deren Correctheit kein Recensent mäkeln möge, wollte sich in unserer Seele nichts bilden, gestalten und ausbauen als etwa der Gedanke, den ihr bescheidener Verf. selbst im Vorworte ausspricht: er halte diese Aufsätze für nichts weniger als ganz gelungen; viele seien, als Versuche einer noch in den ersten Übungen begriffenen Kunst, unbehülflich, und manchem andern dürfen Reife und innere Kraft abgehen. Indessen mußten wir doch bei fortgesetztem Lesen, welches wir uns selbst als ein Suchen nach Perlen dachten, uns eingestehen, daß Mangel an Energie der Gedanken ersetzt werde durch eine wohlklingende Sprache und einen wahrhaft frommen Sinn, und der Mangel an Originalität durch die lehrreichen Aussprüche populairer Weisheit, die am Ende durch den Verstand auf Herz und Willen wohlthätig einwirkt. Wie sinnig ist z. B. unter „Mannichfaltiges" (S. 216) das kleine Stück: „Der Lohn wie das Streben". Wie gern setzten wir hier zur Lehre und Erbauung einige „Sprüche" her, die wir für das Beste der ganzen Sammlung überhaupt erklären. Wie warm und frisch ist unter den „Liedern" (S. 89) „Am Vorabend eines neuen Jahres". „An die Liebe" (S. 64) bezeichnen wir ebenfalls als eine Oase in der Sahara der voranstehenden und nachfolgenden Stücke und ziehen mit dahin „Am Aschermittwoch" (S. 91) und „Für einen Schwerkranken" (S. 130). Unlogisch, ja wunderlich ist (S. 104) die Überschrift: „Am Morgen des Gedächtnißtages aller verstorbenen (?) Seelen". Die „Erzählungen und Legenden" befriedigen. „Briefe einer abgeschiedenen Mutter an ihre hinterlassenen Kinder", im elegischen Versmaß abgefaßt, sind nicht leer an Gemüthlichkeit, obwol wir hier nicht Liebesversicherungen und moralische Lehren, sondern orientalische Bilderpracht, wo nicht Lüftung des Vorhangs, der eine andere Welt hüllt, zu finden hofften. Möge Sinn und Geist dieser Aufsätze, unter denen auch Dichterisches sich befindet, bei recht vielen Seelen Einkehr und Aufnahme finden und Glauben und Sittlichkeit fördern.

3. Gedichte von Heinrich Moewes. Nebst einem Abrisse seines Lebens großentheils nach seinen Briefen. Zweite Auflage. Berlin, Oehmigke. 1837. 8. 1 Thlr.

Verdient irgend ein Sänger, den der Tod die David'sche Harfe und das Plektrum früh aus der Hand genommen, den Nachruf: have, pia anima, so ist es der Verf. der vor uns liegenden Lieder; nicht etwa weil diese sich auszeichneten durch großartige Gedanken, neue überraschende Bilder, blendenden Scharfsinn und Vollendung der Form, sondern weil sie eine Gemüthlichkeit und eine Gefühlswärme bekunden, die einzig in einem gläubigen Herzen wurzelt, Blüten treibt und reift. Sie verdanken ihr Entstehen gewiß nicht dem Streben, Geld und Nachruhm zu gewinnen, sondern sie ergießen sich aus voller, überwallender Brust, unwillkürlich, wie die Lerche singen muß, unbekümmert und achtlos, ob ihr Lied gehört werde und gefalle oder nicht. Den größten Theil des vielgelesenen Buchs nimmt ein Lebensabriß des Dichters, großentheils nach seinen Briefen abgefaßt, ein, dessen Verf., ein Freund und Amtsgenoß des Verstorbenen, seiner Sprache und seinem Geiste nach, zur Brüdergemeine gehören mag. Heinrich Moewes ward 1793 zu Magdeburg geboren. Sein Vater starb früh und seine Mutter verheirathete sich wieder. Ein Oheim ließ ihn Theologie studiren. Im J. 1813 trat er in die Reihen der für das Vaterland freiwillig Kämpfenden, focht in einigen Schlachten mit, sah Paris, ward nach dem Frieden Lehrer an der Domschule zu Magdeburg und 1818 von dem Grafen von der Schulenburg-Angern zum Prediger in Angern und Wendtdorf berufen. Fleißiges Forschen in der Bibel, die Schriften Dräseke's sowie die des eben besprochenen von Meyer in Frankfurt a. M., in welchen ihn das theosophische Element besonders ansprach, bewirkten bei ihm Das, was der Zinzendorfianer Bekehrung oder die Gnade erlangen benennt. Indessen hat sein Biograph wol vergessen, zu bemerken, daß seine damals sich zuerst durch Reizbarkeit der Nerven zeigende Kränklichkeit einen nicht unbedeutenden Einfluß auf die neue Gemüthsrichtung und religiöse Ansicht gehabt haben mag. Diese Kränklichkeit ward späterhin ein hektisches Übel, welches ihn zu seinem Leidwesen nöthigte, sein geistliches Amt niederzulegen und in Magdeburg zu privatisiren, wo er demselben in der Blüte des Mannesalters, in den Armen seiner Familie, den 14. October 1834 erlag. Auffallend ist jedoch, daß seine Gedichte nicht eben vorzugsweise das beliebte Gewand der Bluttheorie tragen, oder gar zu sehr an jener süßlichen Zerfahrenheit laboriren, die in bekannten stabilen Schulphrasen sich gefällt. Es ist eine gewisse Energie der Glaubensfreudigkeit in ihnen, welche das Seufzen, Klagen und Liebkosen in den Hintergrund drängt. Auch sind nicht alle seine Gedichte religiöser Art. Es ist manches Gelegenheitsgedicht dabei, einige nicht eben vorzügliche Räthsel laufen mit unter, und besonders huldigt seine Muse dem Patriotismus. Seine drei im J. 1831 gedichteten „Lieder eines preußischen Landeskindes" verdienen Anerkennung und sind, was man ja gewöhnlich als Kriterium ihres Werthes betrachtet, nicht übel in Musik gesetzt, in den Mund des Volkes übergegangen. Noch gewähren diese Lieder ein anderes Interesse. Die Wehmuthslaute eines zerfallenden reinen Lebens, hart an des Grabes Pforte gehaucht, haben immer etwas Rührendes und Ergreifendes; deshalb liest man viele Stücke gern, weil die Nähe des Todes sie in eine elegische Farbe taucht, während das Morgenroth der Unsterblichkeitshoffnung einen purpurrothen Schein darüber hinwebt. Wie rührend spricht sich auch z. B. die Sehnsucht nach neuer amtlicher Thätigkeit in „Des Herrn Bescheid" (S. 154)

und „Freude im Schmerz" (S. 156) aus. Die Antithesen in „Wohin?" klingen nicht übel und charakteristisch ist „Mein Wunsch" (S. 164). Dagegen „Armuth der Erde" (S. 72) beginnt spannend, endet aber matt. Als Probe der Behandlung der Sprache und Dichtweise theilen wir hier mit (S. 145) „Die Lerche und ich".

Werd' ich bei des Frühlings neuem Hauchen,
Bei der jungen Erde Auferstehn
Dich empor aus deiner Furche tauchen
Und im Licht dich baden sehn,

Vöglein, dich, in grauer Federhülle,
Ohne Glanz und ohne Farbenprunk,
Dich, begabt mit reicher Sangesfülle,
Und mit hohem Flügelschwung?

Rege, Vöglein, deine muntern Schwingen,
Ob ich auch mein Haupt dann schon geneigt;
Sing' und kling' und freue dich am Singen,
Ob auch meine Lippe schweigt.

Sieh', ich kenn' und scheu' ihn nicht, den Hügel,
Hinter welchem die Gestalt verschwebt;
Und du bist mir ein Prophetenspiegel,
Wo mein Bildniß leibt und lebt:

Mich wie dich beherbergt eine Scholle,
Hüllt ein Kleid, dem Staub verfallen, ein;
Ach und wär' Er nicht, der Gnadenvolle,
Dann, dann wär' ich vollends klein!

Aber sieh, du steigst zu reinen Höhen,
Ich noch höher in der Kraft des Herrn!
Kannst du nieder auf die Wolke sehen,
Seh' ich nieder auf den Stern.

Sieh, du singest lang' in freien Räumen:
Aber freier ist's im Vaterhaus;
In ihm, unter Paradieses Bäumen,
Geht mein dankend Lied nicht aus.

4. Das evangelische Kirchenjahr, in einer Reihe von christlich-religiösen Liedern. Von Johann Georg Matthes. Leipzig, F. Fleischer. 1836. 8. 18 Gr.

Siona lächelt dem Verf. dieser christlich-religiösen Lieder nicht. Um von der Gemeine in der Kirche gesungen zu werden, mangelt es den meisten an edler Popularität und Einfalt, und um zu häuslicher Erbauung für Gebildetere zu dienen, sind sie nicht erhaben genug; denn unsere Zeit macht zu viele Ansprüche an den Dichter, der sich unterfängt, die Harfe Assaph's und David's zu ergreifen. Überdies fehlt ihnen Gedankenfülle, Salbung, Begeisterung, biblische Sprache; dagegen stoßen wir nicht selten auf Unbehülflichkeiten im Ausdruck, Härten, unlautere Reime, Hiatus und Geleier, ja selbst auf widrige Interpunctionsfehler. Endlich sind die Lieder auf schlechtes Papier gedruckt. Die Beweisführung dieser Behauptungen erlasse uns der günstige Leser, obwol wir schon ein kleines Florilegium veranstaltet hatten.

5. Der Herr mein Hort. Christliche Lieder für häusliche Andacht. Eine Festgabe von Christ. Friedr. Tietz. Berlin, Herbig. 1836. 8. 12 Gr.

Hier ist das Brot des Lebens minder hausbacken als in der vorigen Nummer; es wird uns hier eine kräftigere, gedeihlichere Nahrung geboten. Ein dem Buche beiliegender Separatzettel des Verlegers versichert, daß diese Lieder schon im Manuscripte solchen Beifall gefunden hätten, daß von Mehren, welche sie gelesen, an ihn (den Verleger) die Auffoderung ergangen sei, es möchte, wenn auch nur im engern Kreise, eine Subscription auf dieselben eröffnet, durch einen billigen Preis die Anschaffung für Subscribenten erleichtert und so die Verbreitung derselben befördert werden. Dieses Glück, das nicht jeder geistlichen Liedersammlung unserer Zeit widerfährt, mögen sie wol einem doppelten Umstande verdanken. Einmal legen sie sich mit behaglicher Faßlichkeit und Witschelndem Allerweltsgefühl an die Herzen der Palast- und Hüttenbewohner, und ein anderes Mal halten sie ein glückliches juste milieu zwischen Überschwenglichkeit pietistischer Gefühle und Bilder und dem nüchtern klaren Rationalismus der Denkgläubigen. Überdies läßt sich nicht in Abrede stellen, daß dem Verf. das Herz warm und gläubig für Jesus Christus schlägt, und es ertönt hin und wieder Palmengesäusel und Rauschen der Jordansflut aus dem heiligen Lande recht erhebend und begeisternd in die Seele des Lesers. Über jedem Liede steht, passend gewählt, eine Bibelstelle, nicht sowol als müßiges Motto, sondern mehr als Thema, und eine nicht geringe Anzahl läßt sich um so leichter in unsere Choralbücher zum öffentlichen Gottesdienste einreihen, da bei mehr als dreißig derselben die kirchlichen Melodien in einem Anhange mit beigefügt sind. Nur wolle sich der Andacht suchende Leser hüten, dieselben hintereinander zu lesen, weil dann das nüchterne Element in ihnen zu sehr hervortritt. Wir finden vier Abtheilungen. 1. An Festtagen, wo wir (S. 10) „Am letzten Abend im Jahre" und „Am Charfreitage Abend" auszeichnen möchten. „Das Bußtagslied" in diesem Abschnitt allegorisirt zu viel, wodurch es sich dem gangbaren Kirchenliede etwas entfremdet. 2. An Sonntagen: zwei Morgen- und zwei Abendlieder. 3. An Wochentagen: zwölf Morgen- und ebenso viel Abendlieder. 4. An besondern feierlichen Tagen; recht gute Sachen. Als kleine, bei künftigen Neuausgaben zu meidende Flecke bezeichnen wir (S. 76 oben): „Wer bin ich, das ich ohne Noth ꝛc." muß heißen daß ꝛc. (S. 81) Strophe 3 heißt es:

Füßt (?) du ihn mit Zuversicht,
Wird er wieder dich erfassen.

Das durch Reimnoth herbeigeführte „Leibenswetter" (S. 101) hätten wir ebenfalls gern vermißt, und (S. 116) klingen die Strophen:

O du Abgrund unermess'ner Liebe,
O du ewig treuer Schmerzensmann!
Meine Sünde klagt mich spät und frühe
Als den Stifter deiner Leiden an.

Daß ich einst den ew'gen Frieden hätte,
Tratst du mit des Satans Macht in Streit;
Daß mich nicht des Grabes Nacht erschrecke,
Hast du selbst dem Tode dich geweiht —

doch wol zu orthodox und hyperbolisch. Wie schön ist dagegen (S. 91) das Morgenlied mit dem Bibelspruch: „Schaffe in mir Gott ein reines Herz und gib mir einen neuen gewissen Geist":

Herr! gedenk' ich, wie ich walle,
Wie ich als ein schwaches Kind,
Das den ersten Gang beginnt,
Kaum erstanden, wieder falle;
Wie der Weg so steil und lang,
Und so schwächlich noch mein Gang:
Ach, dann wird mir herzlich bange,
Und ich seufze: Herr, wie lange! u. s. w.

6. Das Lied von Gott. Ein lyrisch-didaktisches Gedicht in vier Gesängen für denkende Religionsfreunde von Ernst Müller. Leipzig, G. Wigand. 1836. 8. 16 Gr.

Schwerlich wird dieses Lied bei dem großen Haufen Glück machen. Es verlangt denkende Leser; Leser, die aus der Monotonie der Form (das Alcäische Versmaß ist gewählt) den Kern des Gedankens herauszunehmen verstehen; Leser, die sich beim fühlbaren Mangel der Allegorie, der Parabel, der Paramythie, des os magna sonaturum eines Jesaias, des Harfenlispels eines Assaph und der historischen und mythischen Beiwerke religiöser Gedichte, überhaupt mit der Ausbeute, die blos der Geist macht, befriedigen lassen; Leser, die Klopstock, den Oden- und Messiassänger, Tiedge, den Bildner der „Urania", und Gleim in seinem „Halladat" vergessen und jede Parallele zwischen diesen Sängern und unserm Verf., wenn der Geist solche unwillkürlich zieht, zurückdrängen können. Solcher Leser aber gibt es

nicht eben viel, weil die Mehrzahl bei Poesien nicht im Denken, sondern im Fühlen Genuß und Befriedigung sucht. Recht wohl thut der Verf., daß er an die Spitze jedes der vier Gesänge, in die er sein Lied abtheilt, nach Art und Weise, wie es Tiedge in der „Urania" gethan, eine übersicht des Inhalts voranstellt und so dem Leser zu Hülfe kommt, der ohne diesen ihm gebotenen Faden sich aus dem rhapsodischen Labyrinthe Alcäischer monotoner Verse ebenso wenig herausfinden möchte wie weiland Theseus ohne den Faden Ariadne's aus dem kretischen. Ohne manches Schöne und Erhebende in diesem Liede zu verkennen, meinen wir dennoch, daß der Verf. beim Bilden desselben einen beiweitem größern Genuß gehabt habe als der Leser, den er an wenigen Stellen nur hinreißen wird. Schön sind die Strophen über das Thema: Gott ist die Liebe; dagegen hätten wir, wie es im vierten Gesange geschehen, das Collidiren der Freiheit des Menschen mit dem absoluten Gotteswillen nicht berührt; so etwas gehört auf das Katheder, aber nicht in ein Gedicht, wäre es auch ein religiös-didaktisches. Einzelne Stellen lassen sich nicht wohl ausziehen, sowie uns auch wol der Bericht über den Inhalt der vier Gesänge erlassen wird.

7. Töne der Andacht; christlich-religiöse Gesänge von Karl August Friedrich Luther. Altona, Hammerich. 1835. Gr. 12. 12 Gr.

In der 24 Seiten langen Vorrede spricht der Verf., auf dessen welthistorischen Namen wir freundlich das nomen et omen anzuwenden wagen, seine Ansichten über die beiden Zeitparteiungen in religiöser und kirchlicher Hinsicht sehr klar und verständig aus. Er erklärt sich entschieden gegen den puren Rationalismus, indem er behauptet, alle Vernunft sei endlich und beschränkt; aber auch ebenso entschieden gegen das weitverbreitete mystische Stabilitätssystem, welches unfehlbar zur Lichtscheu, zum Aberglauben und zur Schwärmerei führe. Wir hofften nun, aus der Darstellung dieser Ansichten eine genetische Entwickelung derjenigen Grundsätze hervorgehen zu sehen, nach denen die nachfolgenden Gedichte gebildet sind; aber wir fanden nichts dem Ähnliches, sondern am Schlusse des Vorwortes blos die Versicherung, der Verf. habe vielseitig aufmunternde Beweise liebreicher Theilnahme bei seinen poetischen Bestrebungen und Leistungen empfangen und übergebe diese Töne der Andacht dem Publicum in der frohen Hoffnung, daß sie zu frommer Erhebung des Herzens beitragen und eine freundliche, nachsichtige Theilnahme finden möchten. Wir müssen sie mithin ohne leitenden Wink und Fingerzeig ihres Verf. zu beurtheilen versuchen, was wenigstens insofern keine Schwierigkeiten bietet, da sie in dogmatischer Hinsicht wirklich die glückliche Mitte zwischen Rationalismus und Supernaturalismus halten; nur hin und wieder dünkt es uns, als neige sich des Dichters Ansicht über das Erlösungswerk dem Supernaturalismus ein wenig zu sehr zu. Was den Ton der Gedichte anbelangt, so ist er nicht der in unsern kirchlichen Gesangbüchern oder aus den biblisch-prophetischen Büchern hallende, sondern überall stoßen wir auf die Klänge profan-moderner Lyrik, die hin und wieder an Schiller erinnern. Störend und fehlerhaft ist dabei die Mischung biblischer Ausdrücke und christlich-religiöser Vorstellungen mit profanen Bildern und mythischen Ideen, und die Gedichte erhalten dadurch ein gar buntscheckiges Gewand. So heißt es in dem sonst schönen Liede: „Gott ist die Liebe" (S. 46):

In des Meers empörten Wogen,
Auf der Berge Wolkenhöhn,
In der Iris prächt'gem Bogen(!)
Kannst du Gottes Liebe sehn.

Dunkel und schwülstig heißt es in demselben Liede:

In des großen Tempels Freie
Herrscht der Allmacht Wonnetrieb.(??)

Ebenso profan ist (S. 69) „Hesper's Fackel" in einem Morgenpsalm, wo sich zugleich die wunderliche Zusammenstellung lesen läßt:

In Gottes Hand
Ruht Meer und Land,
Der Wurm, der Mensch, der Christ und der Nomade.

Wenn es in einem Liede zum Lobe Gottes (S. 86) heißt: „Ihm zum Lobe flötet Philomele", so erscheint dies nicht nur abermals als ein Profanausdruck, sondern wir müssen auch daran die allgemeine Bemerkung knüpfen, daß sich der ascetische Poet vor jedem Anthropomorphismus und noch mehr vor jeder süßlichen Sentimentalität zu hüten habe, wenn sein Lied den Flug zum mächtigsten, weisesten und gütigsten Wesen nimmt. Beiweitem eher geht es, daß der Zinzendorfianer und Mystiker in süßen Liebesworten dem Heiland schmeichelt; denn dieser trat in die Sinnenwelt und ward nach Paulus' Ausdruck „an Geberden als ein anderer Mensch erfunden". „Nächstenliebe" (S. 39) erinnert zu lebhaft an Gellert und wir hätten deshalb das Lied nicht mit in die Sammlung aufgenommen. Zu oft gebraucht der Dichter ferner den Namen Jehovah statt Gottes. Der kundige Leser denkt sich unter Jehovah sogleich den menschlich-gedachten Nationalfürsten der mosaischen Theokratie. Eloa, einige Male hier gebraucht, geht schon eher. Übrigens reimt er leicht; die Verse haben einen rhythmischen Fall, sind nicht ohne Musik und zeugen von schöner Begeisterung für das Heilige. Eines der besten Lieder steht S. 75, woraus der Leser den Charakter der übrigen beurtheilen wolle.

Im Nachfrühlinge.

Ahnst du das Land der reinsten Wonne,
Wo nie des Lebens Lenz verblüht,
Wo Gottes ewig heitrer Friede
Nie aus des Herzens Innerm flieht?
Ahnst du auf deinem Pilgergange
Die nahe, ferne Lebensflur;
Vernimmst du Gottes Lebenswehen
Im großen Tempel der Natur?
Jehovah tränkt die Maienblüte
Mit Thau und milder Abendluft;
Jehovah ist's, der Sturm und Winde,
Der Sonn' und Mond und Sterne lenkt;
Er ist's, der über Raum und Zeiten
Die Himmel trägt; mit Schöpferkraft
Dich wunderbarlich hat bereitet
Und Heil und Licht und Trost dir schafft.

Vertrau' ihm, wenn die Blüten welken,
Und wehmuthsvoll der Mai entflieht;
Vertrau' ihm, wenn ein dumpf Gewölke
Den heitern Lebenstag umzieht;
Vertrau' ihm, wenn in Sturmes Toben
Kein Hoffnungsstrahl die Nacht erhellt;
Er ist ja unser Aller Vater
Und sein ist Alles, Erd' und Welt!
Der Gott, der dich zum Leben weckte,
Der mild den Wurm im Staube schützt,
Der kennt auch deine Leidensstunden
Und weiß am besten, was dir nützt.

Ein Wonnetag ist noch vorhanden,
Deß Sonne ewig, ewig scheint,
Ein neuer Lenz wird uns erblühen,
Wenn hier das Aug' hat ausgeweint;
Von Licht und Leben sanft umflossen,
Enthüllt sich einst das Friedensthal,
Wo unsre Freuden nicht erstarren
Und Blumen blühen ohne Zahl;
Wo wir mit hellem Geiste wandeln
Zur Quelle der Unsterblichkeit
Und Gottes liebend Auge schauen
Von Ewigkeit zu Ewigkeit.

Zu diesem hohen Himmelsziele
Erhebe den umwölkten Blick,

Wenn trauernd, wie des Maies Blüten,
Die Hoffnung welkt, das Wechselglück.
Nach überstandner Wallfahrt Hitze
Begrüßen wir das heil'ge Land,
Wo Rosen ohne Dornen blühen
Im paradiesischen Gewand;
Wo nie der Seele stillen Frieden
Des Schicksals rascher Wechsel stört,
Wo nie ein Klagelaut ertönet,
Wo man nur Lobgesänge hört.

(Die Fortsetzung folgt.)

Englische Ansicht von Chateaubriand.

Ein englischer Kritiker im „Foreign quarterly review" fällt bei Gelegenheit der Anzeige von Chateaubriand's „Essai sur la littérature anglaise" nachstehendes, bei manchem Entsprechenden, etwas seltsam lautendes Urtheil über diesen Schriftsteller.*) Man kann es, genau genommen, kein Urtheil nennen; es ist nur eine symbolische, figürliche Ausdeutung, die uns in einigen Stücken etwas gesucht erscheinen will. „Der Vicomte von Chateaubriand", heißt es, „ist gewiß ein ausgezeichneter Mann (im Englischen heißt es: a very considerable man). Vier Dinge, sein Rang, seine Stellung in der Literatur, seine Erlebnisse und seine Beschäftigungen, verleihen seiner Persönlichkeit Interesse. Sie würden ihm am Hofe Franz I. gleichfalls zu einem ausgezeichneten Namen verholfen haben. Damals würde er die Herzen der Krieger mit italienischer Galanterie und die Herzen der Damen mit italienischer Empfindsamkeit erfüllt haben. In dem Gefolge des heiligen Ludwig wäre er einer der ersten Ritter gewesen, die sich an den Kreuzzug angeschlossen hätten. Nach seiner Wiederkehr aus dem heiligen Lande würde er den begeistertsten und glühendsten unter den Troubadours gespielt haben. Wäre er in die Welt gekommen ein oder zwei Jahrhunderte nach dem unserigen, so würde er alsdann die Dampfmaschinen vergöttern, in erhabener Einsamkeit über Land und Meer reisen, seinen eignen Ballon steuern, eine Reise in den Mond besingen und eine ergreifende Geschichte zweier Liebenden vom Abendstern herausgeben. Sein Leben, seine Gefühle und seine Feder sind wesentlich romantisch. Er sieht alle Dinge durch Claude Lorrain's Gläser; Erde, Meer und Himmelszelt müssen alle ein Purpur sein; Alles muß blendend, gespannt, glänzend, oder Alles feierlich, profund und mystisch sein. Sein Himmel darf weder Sonnenaufgang noch Zwielicht haben; Alles muß abendliche Flammenglut oder die Tiefe jener Stunde sein, die alle Wesen zu Gespenstern macht. Chateaubriand ist ein Mann von einer durchaus compacten Imagination. Er ist weder der Liebhaber, noch der Poet, noch der Mondsüchtige, sondern — der Franzose." An einer andern Stelle heißt es: „Wenn Chateaubriand die Effervescenz seines Styls dämpfen könnte, die Bourbonenlampe auslöschen, die ihren farbigen Schein auf sein Papier wirft anstatt des heitern Tageslichts; wenn er sich entschließen könnte, die Dinge nur nach seiner tiefen Einsicht zu erblicken — dann wäre er der einzige, wahrhafte Mann unter allen Lebenden, der die Geschichte Frankreichs innerhalb seiner letzten 50 Jahre schreiben könnte. Er besitzt Gefühl, Wärme und Beredtsamkeit. Kenntniß und Neigung, wer sollte diese ihm streitig machen? Allein bevor er an dies schöne Unternehmen ginge, müßte er sich der störenden Fehler seines Styls und seiner Nation entschlagen; er dürfte weder der Demokrit noch der Heraklit sein. Der Lustigkeit des französischen Volks, die leicht zur Grimasse wird, müßte er ebensowol wie der Melancholie, die zur Pein führt, sich entäußern. Von sich werfen müßte er die Zauberlaterne, die ihm ewig Caricaturen und Gespenster an die Wand wirft, aller pittoresken Extravaganz müßte er Lebewohl sagen. Seine englische Bildung müßte ihm den Werth der Nüchternheit, Ruhe der Seele und Wahrheit der Empfindung lehren" u. s. w. Man sieht, der nicht ganz geistlose Brite meint es gut; allein wie man Chateaubriand und Das, was man insgemein unter englischer Bildung befaßt, zusammenbringen und von letzterer irgend Einflüsse auf ein so hartnäckig-einsames, wenngleich empfindungstiefes Gemüth wie Chateaubriand's erwarten kann, ist uns unbegreiflich. 11.

*) Vgl. die Mittheilungen in Nr. 315 d. Bl. f. 1836 u. Nr. 45 u. 46 f. 1837. D. Red.

Mancherlei.

Zwei Dinge sind nach irdischem Maßstabe in der Welt am bedeutendsten, nämlich großer Geldbesitz und herrschende Macht. Etwa wie der junge Thelusson einst 18 Millionen Gulden jährliche Renten einnahm, und wie Napoleon an der Spitze siegender Heere Macht ausübte. Gegen solche massenhafte Größen verschwinden alle andern in der Vergleichung und werden nur geschätzt, inwiefern sie sich ihnen nähern, oder eine höchst verkleinerte Ähnlichkeit haben, wie z. B. gutes Auskommen, einflußreiches Amt im Staate ꝛc. Nicht von gleicher Bedeutung sind Verstand und Geschick, obgleich sie sich sattsam geltend machen; nicht die Ehre, wie viel Sinnenreiz sie auch besitze, denn diese — sofern der Inhaber nur als gesundes Menschenindividuum auftreten kann — schließen sich von selber an Geld und Macht. Wirklich pflegen die Gedanken der Menschen im Begehren und Beneiden immer an letztern beiden zu haften, die sich in der Phantasie der Einzelnen eine zwiefache Unterlage erwerben. Einigen Besitzern erscheint Dasjenige, was sie in ihrem Lebenskreise haben, bedeutsam genug, um darauf stolz zu sein, z. B. wohlhabenden Bürgern, Schulmonarchen, Stadtschultheißen ꝛc.; Andern ist ihr Haben ungenügend für ihr Phantasiebild der Bedeutsamkeit, z. B. den Habsüchtigen, Ehrgeizigen ꝛc. Natürlich ist das Glück des Lebens nicht an diese Dinge gebunden, obwol es für Viele den Schein davon annimmt, vielmehr wird schon ein ungewöhnliches Maß von Weisheit erfodert, um ohne Schaden großen Geldbesitz und große Macht zu tragen und zu gebrauchen: der junge Thelusson kam ins Narrenhaus zu London und der Besieger Europas beschloß sein Leben auf St.-Helena. Alles Glück soll überhaupt mit einem andern als dem blos irdischen Maßstabe gemessen werden; aber sobald ich diesen anwende, kann nur in Rechnung kommen, was eine ausgezeichnete Größe besitzt, nämlich nicht ein mäßiges Geld und Gut, nicht eine winzige Macht für ein Dorf oder Stadtviertel; denn diese sind kaum etwas und machen deshalb Diejenigen, welche sich darauf steifen, lächerlich.

Im Afghanenlande ist eine Art roher Volksregierung, freier als die andern orientalischen. Elphinstone bewies einst einem sehr verständigen alten Afghanen die Vorzüge eines ruhigen und sichern Lebens unter einem mächtigen Monarchen. Der Mann erwiderte mit vieler Wärme: „Wir sind mit Uneinigkeit zufrieden, wir sind zufrieden mit Unruhen, wir sind zufrieden mit Blutvergießen; aber nie werden wir zufrieden sein mit einem Herrn." So riefen auch die Polen: „Wir wollen lieber unruhige Freiheit als ruhige Knechtschaft!" Dabei bemerkt jener Reisende, Persien nach einer Ruhe von 20 Jahren sei in Verfall, und der Wohlstand in Afghanistan schreite fort trotz eines 12jährigen bürgerlichen Krieges.

Man muß bei allen philosophischen und theologischen Untersuchungen weniger auf die Consequenz des Vorgetragenen sehen als auf die Inconsequenz. Sie wird in jedem Gedankengange irgendwo stecken und macht oft den Denkern mehr Ehre als die Consequenz. Es ist deswegen ein vergebliches Bemühen, die Wahrheit der Philosophie und Theologie auf bloße Consequenz eines Systems zu stützen.

Alle echte Philosophie ist eine Incarnation der Wahrheit; die unechte Philosophie spricht umgekehrt: Wahrheit ist eine Incarnation von mir. 28.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Mittwoch, — Nr. 116. — 26. April 1837.

Poeten und Poetaster aus dem Laufe des Jahres 1836.

Erster Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 115.)

8. Religiöse Gedichte von Laurenz Lersch. Erste und zweite Sammlung. Bonn, Habicht. 1836. 8. 12 Gr.

In der diesen Liedern vorangeschickten „Weihe" heißt die erste Strophe:

> Wem soll ich meine Lieder bringen?
> Dem Gott, der in den Himmeln lebt,
> Dem Gott, der jedes schwache Ringen
> Des Sterblichen mit Huld umschwebt,
> Dem will ich meine Lieder singen,
> Bis einst mein Herz im Tode bebt; —

wobei wir bemerken, daß der noch junge, der katholischen Kirche angehörende Dichter mit frommem Sinn Bescheidenheit eint; und bei der zweiten Strophe:

> Er gab mir Klang und Liedeskeime
> In meine trostbedürft'ge Brust:
> Ihm sing' ich meine stillen Reime
> Des inneren Berufs bewußt,
> Und diese Lieder, diese Träume
> Sind meine einz'ge Erdenlust; —

glossiren wir: Wirklich ist er nicht ohne innern Beruf; aber zur wahren Freiheit der echten Söhne religiösen Sangs hat er sich noch nicht erhoben, davon zeigen klar so manche Unebenheiten in der Form und so manche Stelle, in welcher die Fülle des Gefühls mit den Mitteln der Darstellung ohnmächtig ringt. Diese Unebenheiten der Form halten wir jedoch nicht immer für Unkunde, sondern sie scheint oft geflissentliche Manier; mithin ist sie mehr eine Geschmacklosigkeit. Vergl. z. B. S. 72, wo es höchst unrhythmisch heißt:

> Die Räume klingen säuselnd umher,
> Es rauscht durch sie ein Musikmeer!

Wie schlecht nehmen sich S. 75 in „Jahresende" die spondeischen Reime aus, Kreislauf — weiß auf; Sargtuch — barg, trug; einsieht — Schein flieht u. s. w. In „Entadelung" (S. 90) ist die Form gänzlich verfehlt, und wir begreifen kaum, wie es dem Dichter hier so ganz an Ohren gefehlt hat. Daß diese Bilder und Träume seine einzige Erdenlust sind, glauben wir ihm aufs Wort. Das fühlende Herz gefällt sich ja stets in frommer Hingebung, im Erfassen der Hoffnung, die wie ein Stern hinter Gräbern aufgeht, und selbst in tiefer Zerknirschtheit; und um wie viel mehr fühlt es sich geschmeichelt, wenn es am Geiste einen Alliirten findet, mittels dessen Kraft es das Gefühl zu holder Gestalt ins Dasein rufen kann. Jedem dieser Lieder ist der Stempel religiöser Reflexionspoesie aufgedrückt, die sich im Laufe der Zeit wol noch zu etwas Edlerm und Vollendeterm ausbilden kann. Schön sind die Buß- und Beichtlieder sowie das erste und letzte Gedicht; dagegen lassen die Heiligenbilder in ihrem Alltagscolorit kalt. Nicht besser sind „Die sieben Sacramente", wo wir in unserer Erwartung, die ziemlich hoch gespannt war, sehr getäuscht wurden.

9. „Hymne an Gott" und „Das Kreuz" oder „Die Religionen". Zwei religiöse Dichtungen allen Freunden der Religion gewidmet von Ernst Ortlepp. Leipzig, Hartknoch. 1836. 12. 6 Gr.

In der „Hymne an Gott" wiegt sich der Verf., welchem wir bereits früher in d. Bl. die ihm gebührende Stelle in der Reihe deutscher Dichter angewiesen haben, auf den himmelanschlagenden Flammen frommer Begeisterung, und einige Male wollte es uns fast bedünken, als ob sich jene Flamme in ihren energischen Wortbildungen und ihrer sprühenden Gedankenkeckheit der Fessel entrafft habe, und es ihm schwer geworden sei, ihre ungebundene Lohe zu mäßigen oder zu dämpfen. Gleich die erste Strophe fleht:

> Laß mich, Herr, ein Lied dir singen,
> Das durch Mark und Bein mag bringen,
> Gleich des Donners Grausgeroll
> Klangreich und gedankenvoll.

Es entsteht die Frage, ward der Dichter erhört und hebt die Flamme dem Leser mit empor? Und wir müssen in der Affirmative antworten; wenigstens werden alle Leser, die nicht wie Recensenten lesen, durch Klangfülle und Gedankenreichthum und kühne Bilder hingerissen werden, und nicht sogleich bemerken, wie unstatthaft es z. B. sei, den lieben Gott (S. 14) zu bitten, er solle im Weltenraume nicht selbst ein schöner Traum sein, oder wie der Schluß der Hymne, wo Dr. Martin Luther mit dem Bibelbuche steht, die Glut der Seele gewaltig kühlt und löscht. Doch fern sei es, ein mit Geist gedachtes und mit Energie ausgeführtes Gemälde deshalb tadeln zu wollen, weil ein paar Staubfleckchen in der Staffage sind. „Das Kreuz" oder „Die Religionen" ist eine allegorische Vision, hat also keine Spur vom Charakter der Hymne; wir können und mögen ihm unsern Beifall nicht versagen. Ein frommer Mann, Beatus, sieht ein riesiges Kreuz, um welches sich, Schmähung, Hohn und Verachtung hauchend, ein Mohammedaner, ein Jude, ein Heide, die griechischen Gottheiten (in einem schön dargestellten Zuge) und der Satan selbst drängen. Auf des Frommen Gebet aber erscheinen am Himmel Luther (!) und Gustav Adolf (!), auch die Mutter Gottes und Jesus, die Engel singen, und Beatus ruft aus (S. 47):

> Religion
> In Misgetön der einz'ge Ton
> Voll reinen Wohllauts! Christenthum,
> Der Menschheit Heil, ihr Stolz, ihr Ruhm!
> Wie auch der Sturm die Welt durchtost,
> Bei dir ist Ruhe, Friede, Trost!
> Dein ew'ge Wahrheit athmend Wort
> Es tönt durch alle Zeiten fort!
> Die Freude, die der Türke trinkt,
> Der Reichthum, der dem Juden blinkt,
> Die Schönheit, die dem Heiden blüht,
> Versiegt, erlischt, verarmt, verglüht.

Die Lust ist nicht des Lebens Ziel,
Ein anderer Würfel für Tausende fiel!
Doch Leid ist jedes Menschen Loos,
Ob arm, ob reich, ob klein, ob groß.
Der Mensch, er strecke die Arme nur,
Ist selber eine Kreuzfigur.
Es herrscht das Kreuz von Land zu Land,
Von Zeit zu Zeit von Stand zu Stand.
Das Kreuz erfocht in manchem Krieg
An Heeresspitze Ruhm und Sieg.
Die Hölle selbst und Satans List
Des Kreuzes Macht erlegen ist.
Drum halt' am Kreuze fest, o Christ!
Hat stets doch, wer sich ihm verbunden,
Als Held das Böse überwunden!
Wer leidet, soll das Kreuz umfassen,
Und nimmer von dem Kreuze lassen,
Er soll's mit starken Schultern tragen,
Bis seine Stunde ausgeschlagen.

10. Abendstunden, herausgegeben von Franz Theremin. Zweiter Band. Berlin, Duncker und Humblot. 1836. 8. 1 Thlr. 8 Gr.

Was das allgemeine Urtheil über diese „Abendstunden" anbelangt, so beziehen wir uns auf die Anzeige des ersten Bandes in d. Bl. Deshalb genüge hier die Inhaltsanzeige nebst einigen Bemerkungen. Wir finden zunächst poetische Versuche aus dem Jahre 1835, ausgezeichnet durch die dem Verf. eigenthümliche Gemüthlichkeit und Glaubensinnigkeit. „Die Flüsse und das Meer", womit sie beginnen, möchten wir auszeichnen. Unter den poetischen Versuchen aus frühern Jahren tritt hervor „Der Preuße und der Franke" aus dem Jahre 1813, wo der in Preußen personificirte religiöse Zeitgeist im scharfen Gegensatz mit dem Unglauben des Franzosen erscheint. Das Lied ist früher, wo ihm Interesse durch die Zeit verliehen wurde, einzeln erschienen, sowie die „Hebräischen Gesänge" nach Lord Byron, die laut der Vorrede das glückliche Schicksal gehabt haben, von Löwe componirt zu werden. Der Nachbildner und zum Theil Übersetzer dieser Gesänge ist durch einen glücklichen Trieb auf dieselben geführt worden; denn es scheint uns, als wären es die einzigen lyrischen Gedichte des genialen Briten, die allenfalls sich übertragen lassen. Sehr wohl gefallen hat uns (S. 89): „An den Wassern zu Babel", wo das unpassende daktylische Versmaß des Originals hier freilich auch wiedergegeben ist, aber sich im Deutschen besser ausnimmt. Dann folgen drei Aufsätze in ungebundener Rede; nämlich ein Gespräch über die deutschen Universitäten, in welchem der Vorschlag gethan wird, die akademischen Lehrer sollten, statt der bisherigen akroamatischen Lehrweise lieber die freie Unterhaltung oder das Examiniren einführen, um die Thätigkeit des Selbstdenkens bei den jungen Leuten zu wecken, ein hübsch aufgeführtes château d'Espagne, wenigstens bei dem jetzigen Zustand unserer Universitäten. Das zweite Stück: „Der ewige Jude", hat uns, schon seinen echtpoetischen Momenten nach, ungleich mehr angesprochen. Ahasverus erscheint hier nicht als ein in seiner irdischen Unsterblichkeit im namenlosen Jammer Umirrender, wie Andere ihn aufgefaßt und dargestellt haben, sondern als das personificirte Princip des Weltsinns und Unglaubens und Indifferentismus, welches zu allen Zeiten da gewesen ist. Hätte es gegenwärtiger Aufsatz mit der Philosophie und Theologie zu thun, so würden wir manche Bemerkung an diese Auffassungsweise der Legende vom ewigen Juden knüpfen. Möchten doch die in dem letzten Aufsatze: „Die arme Feier des Weihnachtsfestes", ausgesprochenen Gedanken in christlichen Familienkreisen vielen Anklang finden!

So viel über die poetisch-ascetischen Schriften aus dem Jahre 1836. Wir wenden uns nun zur Anzeige einiger epischen Erscheinungen aus demselben Jahre und ergreifen zunächst:

11. Christoforo Colombo. Romantisches Gedicht von Ludwig August Frankl. Stuttgart, Brodhag. 1836. Lexikon-8. 1 Thlr. 6 Gr.

Nicht blos das splendide Äußere nimmt für das Buch ein, sondern auch der glückliche Gedanke, es dem Könige von Sardinien zu dediciren; vor Allem aber empfiehlt es sich durch die poetische Auffassung der Persönlichkeit des besungenen Helden. Nach der ohne Kriecherei geschriebenen Zueignung beginnt das Werk mit einem Vorspiel in Canzonenform, deren Versmusik gar lieblich ist. Auf Porto-Santo sitzt der Held, versenkt in tiefes Sinnen. Seine Seele ist voll Ahnungen und Riesenplane:

Es liegt das Meer von Abendroth beschienen,
Ein weißer Brief belegt mit rothem Siegel,
Als sei ein Weltgeheimniß ihm vertrauet,
Sowie ein blank hinaus gegoss'ner Spiegel,
Geformet ganz aus leuchtenden Rubinen,
In dem sich wunderbar ein Leben bauet,
Gestaltet und zerthauet.
Es wagt den Brief Colombo zu entfalten,
Zu lesen eine Welthieroglyphe —
Mit des Gedankens kühnem Segelschiffe
Des Meeres leuchtenden Krystall zu spalten,
Und in begeistert tief geweihter Stunde
Ruht er in festem, sicherm Ankergrunde!

Er ergießt sich in Klagen über die Blindheit der Welt, die keinen Sinn für seine Ahnungen und Entwürfe habe. Es schmerzt ihn, daß er nichts werde ausführen können. Da sinkt der Abend still herab und die Sterne baden sich in des Meeres Wellen:

Und mit der Seele mächtigen Gewalten
Bannt er, ein kühner Magus, über Meere,
Den Genius der andern Hemisphäre,
Gewalt'ge Zwiesprach' jetzt mit ihm zu halten.

Dieser Genius nun entrollt den Blicken des Staunenden den Riesenteppich des geahnten Landes und beschreibt es ihm; aber im Zukunftsspiegel läßt er ihn auch den Jammer schauen, den die Menschen über dasselbe bringen werden, die Kämpfe, welche sich um dasselbe erheben, und prophezeit dann dem gespannten Hörer sein eignes einstiges Loos. Jetzt zerrinnt die Gestalt. Der Morgen zieht herauf, und er fühlt

neue Kraft sich regen,
Was er gedacht, ins Leben zu bewegen.

Dann folgt als erster Gesang: „Die Sendung". In lebendigfrischer Scenerie sehen wir hier Ferdinand und Isabella nach Granadas Alhambra ziehen, um den besiegten maurischen König, hier Abdallah, sonst Boabdil genannt, des Thrones zu entsetzen. Den vom Mauren verlassenen Thron nimmt das königliche Paar ein. Aus der sie umgebenden Menge wird Colombo zu ihnen gerufen. Sie bevollmächtigen ihn zur Entdeckungsfahrt. Der Held spricht begeistert über seine Hoffnungen, Ahnungen und Plane, worüber ein Theil der Gegenwärtigen spöttelt und lächelt, und empfängt dann die kirchliche Weihe vom Erzbischofe von Toledo. Der zweite Gesang: „Die Fahrt", ist reich an herrlichen Naturschilderungen und an Ereignissen, die nach des Dichters Versicherung in den dem Werke angehängten Noten sämmtlich historisch sind. Die zweifelmüthigen Begleiter drängen den Helden zur Rückkehr. Jedoch wird uns hier nicht die gewöhnliche Erzählung gegeben, Colombo habe mit der meuterischen Mannschaft auf Bedingungen capitulirt, indem er des Dichter Irving's Geschichte Colombo's folgt, nach welcher er die Unruhigen durch seines Geistes Energie allein zur Geduld und zum Gehorsam zwang. Im dritten Gesange: „Die Entdeckung", wendet der Held den Blick zu den Sternen, sprechend (S. 61):

Ihr ew'gen Pilger in dem Riesendome,
Die ihr zur Erde mild herunter brennt
Und Strahlen freundlich sendet dem Atome,
Goldadlern gleich durchs weite Firmament,

O sagt, führt mich das Meer auf seinem Strome
Zum Lande bald, das mir die Seele nennt?
Ihr Wellen, die vom Strand zurückgeschlagen,
Antwortet freundlich mir auf meine Fragen!

Da zeigen sich denn die Nähe des Festlandes kündende Vorzeichen, bis endlich der Matrose Rodrigo auf dem Schiffe Pinta das Land entdeckt, was aber, wie der Dichter sagt, von Colombo etwas früher gesehen war.

Da liegt es schön und herrlich ausgegossen,
Ein reicher Garten voll von Blütenpracht,
Und dunkle Bäume, riesenhaft entsprossen,
Verbreiten weithin eine grüne Nacht.
Von Silbernebel liegt es leicht umflossen,
Durchsichtig reißt er bald und hebt sich sacht,
Hängt an Gesträuchen, wie bei flücht'gem Treiben
Zerriss'ne Mädchenschleier hängen bleiben.

Und von den Schiffen tönt es freudig wider,
Der Jubel ist in jedem Busen los,
Und auf die Kniee fällt Colombo nieder
Und betend ruft er aus: „Der Herr ist groß!
Er schuf die Erde, Meer, der Welten Glieder,
Geheiligt sei der Herr im Flutgetos;
Geheiligt auf der Erde festem Boden,
So weit er reicht und seiner Allmacht Oden!"

Er nennt nun das Land S.=Salvadore und läßt seine Begleiter Hispaniens Majestäten Treue schwören. Diese drei Gesänge sind in wohlklingenden Ottaven abgefaßt. Das nun folgende Nachspiel dagegen: „Colombo's Tod", hat die anfängliche Canzonenform. Hier liegt der Seeheld sterbend vor uns. In wirren Phantasien ziehen ihm jene Scenen durch die Seele, wo er einst, mit Ruhm überstrahlt, nach der ersten Heimkehr vor Isabella's Throne stand. Das Herz, welches die letzten Schläge thut, wird von einem tiefen Schmerz zerrissen, gedenkend des schwarzen Undanks, mit welchem man ihn lohnte. Doch, was das Leben ihm in dieser Hinsicht versagte, gewährt ihm unser Verf. durch die Poesie, indem ihm eine glänzende Vision die Folgen seines großen Strebens und Gelingens enthüllt. Die letzte, ziemlich kurze Canzone hat die Überschrift: „Colombo's Apotheose", und schildert die Todtenfeier des Helden in der Kathedrale zu S.=Domingo und das Fortschaffen seiner Hülle nach Havana. Die Lücken, die der Geschichtskundige in diesem Epos etwa finden möchte, sind uns nicht so sehr auffallend oder gar störend gewesen. Der Epiker kann nicht jeden historischen Stoff idealisiren, oder zu seinem Zwecke brauchbar machen; überdies dünkt uns aber, der Verf. sei bei der Bearbeitung seines Stoffs von einem richtigen Takte geleitet; auch bekunden Noten und Text, daß er seines Helden Geschichte aus der Quelle studirt habe. Wir wünschen von Herzen, daß alle übrigen hier nachfolgenden epischen Erzeugnisse dem von uns eben besprochenen nicht nachstehen mögen. Auch wollen wir Hrn. Frankl noch darin ein Verdienst beimessen, daß er, so viel uns bekannt ist, außer einer etwas schwülstigen Romanze der Luise Brachmann der Erste ist, der in einem deutschen Liede den Schatten des beinahe vergessenen Seehelden heraufbeschworen hat.

(Der Beschluß folgt.)

Lettres sur l'Islande. Par *Xavier Marmier*. Paris 1837.

Die unglückliche Begebenheit, welche zu diesen Briefen über ein so selten bereistes und folglich so wenig gekanntes Eiland des Nordens die nächste Veranlassung gegeben hat, wird Epoche machen in den Trauerannalen der französischen Marine und ist zur Zeit auch durch öffentliche Blätter weiter bekannt geworden. Wir rufen unsern Lesern aus der hier gegebenen Einleitung nur die Hauptsachen ins Gedächtniß zurück. Im Sommer 1833 bat nämlich die Handelskammer von Dünkirchen den Minister der Marine, damals der im vorigen Jahre verstorbene Admiral de Rigny, zum Schutze der französischen Fischereien ein kleines Kriegschiff nach den Küsten von Island auszuschicken. Die Bitte ward sogleich gewährt und die Brigg La Lilloise erhielt Befehl, sich unter dem Commando des Hrn. von Blosseville unverzüglich nach dem Nordmeere zu begeben. Hr. von Blosseville, einer der gebildetsten jüngern Marineoffiziere, war jedenfalls ganz dazu geeignet, nicht nur diese Mission mit Glück zu erfüllen, sondern auch die wissenschaftlichen Zwecke, welche man mit dieser kleinen Expedition zu verbinden wünschte, mit Geschick zu verfolgen; denn er hatte bereits 1822 mit Capitain Duperrey die Reise der Coquille gemacht, war 1827 als Schiffsfähnrich in Indien gewesen und hatte dann seit 1828 drei Jahre im Archipel zugebracht. Überall zeichnete er sich neben seinem Diensteifer durch eine ungemeine Liebe zu den wissenschaftlichen Beschäftigungen aus, wozu das Seeleben so reichen Stoff und so vortreffliche Gelegenheit bietet. Er war selbst bereits mit einigen kleinern Abhandlungen als Schriftsteller aufgetreten und bereitete ein größeres Werk über seine Reisen vor, als ihm die zufällige Bekanntschaft mit einem englischen Marineoffizier, Franklin mit Namen, welcher mehre Jahre in den Polarmeeren zugebracht hatte, veranlaßte, den früher gefaßten Plan einer Reise nach Neuseeland aufzugeben und seinen ganzen Sinn den Eismeeren des Nordens zuzuwenden. Eben im Begriff, sich auf einem Walfischfänger einzuschiffen, um die Baffingsbai zu untersuchen, aber durch allerhand Widerwärtigkeiten an der Ausführung seines Planes verhindert, erhielt er das Commando der Lilloise, welche ihn dem Ziele seiner Wünsche schneller zuführen sollte, als er je gedacht hatte.

Am 21. Juli 1833 verließ er mit seiner Equipage und drei andern jungen ausgezeichneten Seeoffizieren den Hafen von Dünkirchen. Im August schickte er von Warnafiord aus, an der Ostküste von Grönland, einen Bericht an den Minister der Marine über seine ersten Ausflüge, mit einem Croquis von der Ostküste von Grönland, welche er damals bereits besucht hatte. Er war eben im Begriff, in Grönland weiter vorzudringen; er schrieb darüber unter dem 6. August einen Brief voll schöner Hoffnungen an seinen Bruder. Sie sind wahrscheinlich auf furchtbare Weise getäuscht worden; denn seit dieser Zeit hat man weder von ihm noch von irgend einem seiner Genossen die geringste Nachricht mehr erhalten. Der Untergang der Lilloise in den Eisregionen des hohen Nordens ward schon zu Anfange des folgenden Jahres als bestimmt angenommen. Der Minister der Marine ertheilte der Brigg: La Bordelaise, den Befehl, den Spuren der Lilloise zu folgen, um zu erforschen, ob von ihrer Equipage oder wenigstens ihren Trümmern etwas aufzufinden oder Erkundigung einzuziehen sei. Umsonst! Die Bordelaise weilte ohne Erfolg während des ganzen Sommers in den nordischen Gewässern und kehrte im September wieder nach Frankreich zurück. Im Jahre 1835 verließ zu demselben Zwecke die Recherche unter dem Commando des Hrn. Trehouart den Hafen von Cherbourg im Monat April. Mit seltener Unerschrockenheit und von den größten Gefahren bedroht, durchstreifte Hr. Trehouart die Eisgebirge jener unwirthlichen Meere den größten Theil der guten Jahreszeit hindurch, sah sich aber ebenfalls genöthigt, gegen den Herbst ohne die geringste Kunde von dem Schicksale der Lilloise nach Frankreich zurückzukehren.

Eine dritte Expedition derselben Art wurde endlich im vorigen Sommer gleichfalls von der Recherche, unter demselben Commando unternommen. Da sie zunächst in Island anlegen sollte, hielt man es für angemessen, diese Gelegenheit zu einer wissenschaftlichen Unternehmung zu benutzen, deren Zweck die Erforschung dieser mysteriösen Insel unter den verschiedenen, für die Wissenschaft interessanten Gesichtspunkten sein sollte. Die Leitung dieser Unternehmung ward von Seiten des Ministers der Marine Hrn. Gaimard übertragen, welcher die Recherche schon 1835 begleitet hatte. Hr. Robert folgte ihm als Geolog; Hr. Lottin sollte Beobachtungen über die Magnetnadel anstellen; Hr. Anglès ward als Meteorolog beigegeben, und zwei jüngere Künstler, die Herren Meyer und Bévalet, übernahmen als Ma=

rines- und Naturhistorienmaler die bildliche Darstellung der merkwürdigsten Erscheinungen jener wunderbar abgeschlossenen Welt. Mit einer mehr literarischen Aufgabe von Seiten der Académie française beauftragt, gesellte sich ihnen endlich auch noch Hr. Marmier bei. Welcher Art dieser literarische Auftrag eigentlich gewesen sei, was sich die Akademie, was sich Hr. Marmier selbst dabei gedacht hat, ist uns nie recht klar gewesen und auch nicht einmal aus vorliegenden Briefen klar geworden. Sollte es genauere Erforschung der Sprache sein? Glaubte man dort vielleicht noch unentdeckte oder ungekannte Denkmale altnordischer Poesie zu finden? Die erstere war aber ohne umfassende und tiefeingehende Vorstudien über diesen hochnordischen Sprachstamm in den verschiedenen Phasen seiner Entwickelung gar nicht möglich, und Hr. Marmier hatte hierüber wol kaum einige vage Ideen. Bei der zweiten Voraussetzung käme man beinahe in Gefahr, eine gewisse Unkenntniß der dortigen Zustände anzunehmen, welche wir wenigstens nicht der Académie française zur Last zu legen uns unterfangen würden. Genug, es scheint, als ob ein bestimmter klarer Zweck bei dieser literarischen Sendung nicht vorgelegen hätte, sowie denn auch der Umstand, daß grade Hr. Marmier damit beauftragt wurde, mehr zufälligen Ursachen, wie z. B. seinen freundschaftlichen Beziehungen zu Hrn. Gaimard, als seiner speciellen Tüchtigkeit dafür zuzuschreiben sein dürfte. Wir glaubten diese Bemerkung machen zu müssen, nicht etwa um unsere Leser gegen das vorliegende Werk einzunehmen, sondern um sie im Gegentheil sogleich auf den Standpunkt zu stellen, von welchem aus allein eine gerechte Beurtheilung des Verf. möglich ist.

Hr. Marmier gesteht in seiner Einleitung (S. 29) selbst ein, daß er wol gewußt habe, welche umfassenden Arbeiten noch in Bezug auf die Sprache, Geschichte und Poesie des Nordens namentlich für Frankreich zu machen seien; aber wenn er sich auf der einen Seite noch nicht stark genug gefühlt habe, sie zu unternehmen, so sei es ihm auf der andern auch nicht rathsam erschienen, einem mit dem Norden noch so wenig vertrauten Publicum sogleich ein Werk von größerer Ausdehnung zu bieten; er habe daher nur vorläufig die Punkte andeuten wollen, auf welche sich die Aufmerksamkeit zunächst richten müsse. Wir lassen dergleichen Entschuldigungsgründe um so eher gelten, weil sie zugleich stillschweigend Hoffnung machen, daß Hr. Marmier selbst diese Studien weiter verfolgen werde. Ein bedeutender Schritt zur Erfüllung dieser Hoffnung ist sogar schon gethan; denn soeben hat Hr. Marmier eine Reise durch Deutschland nach Dänemark und Schweden angetreten, wo bekanntlich, abgesehen von den lebenden Zeugnissen in der Sprache, die meisten Schätze und Hülfsmittel zur Fortsetzung jener Studien zu finden sind. Hat folglich auch Hr. Marmier jetzt in dieser leichtern Form von Briefen nicht grade ein Werk geben wollen, welches auf höhere wissenschaftliche Bedeutung Anspruch macht, so hat er doch nichtsdestoweniger eins der interessantesten Bücher dieser Art geliefert, welche die neueste Literatur aufzuweisen hat; interessant einmal, weil Das, was er gibt, zum guten Theile die Resultate eigner Anschauung sind, und zweitens weil das Gegebene durch eine lichtvolle, lebendige Darstellung gehoben wird.

Schon in der Einleitung erhalten wir eine äußerst anziehende Schilderung der Reise, welche die Recherche von Reykiavik, der Hauptstadt Islands, aus, nach den Küsten von Grönland unternahm, um den eigentlichen Zweck ihrer Sendung nach Kräften zu erfüllen. Der Verfasser wohnte dieser mühevollen Fahrt natürlich nicht persönlich bei; allein was er darüber mittheilt, ist den schriftlichen Bemerkungen und der mündlichen Erzählung eines jungen Marineoffiziers, des Hrn. Mequet, welcher die Recherche als Fregattenlieutenant begleitete, entnommen und läßt daher den Stempel eigner unmittelbarer Auffassung kaum vermissen. Mit steigendem Interesse folgen wir den kühnen Schiffern in die Engpässe der gewaltigen Eisbank (banquise), welche als das größte und trügerischeste Phänomen der kolossalen Natur des Nordens zugleich die Bewunderung und den Schrecken des südlichern Seefahrers ausmacht. Wir sehen, wie erst nach achttägigem gefahrvollen Ringen in den Irrgängen dieser Eisregion der Anblick der Ostküste von Grönland dem muthvollen Führer der Recherche neue Hoffnung und das endliche Einlaufen seines Schiffes in den Hafen von Frederikshaab der ermüdeten Mannschaft die ersehnte Ruhe gewährte. Wir erhalten dann eine Reihe der interessantesten Bemerkungen über die Natur und die Bewohner der Umgegend von Frederikshaab, wo die Recherche 14 Tage verweilte, und müssen nur bedauern, daß auch dieses Mal alle Nachforschungen über das Schicksal der Lilloise ohne allen Erfolg blieben. Am 20. Aug. traf die Recherche wieder in Reykiavik ein, und am 27. Sept. sah sie die Küsten von Frankreich wieder.

(Der Beschluß folgt.)

Literarische Notiz.

Ossian.

Selten ist wol eine literarische Erscheinung mit mehr Enthusiasmus aufgenommen worden, als die Macpherson'sche Übersetzung der Ossian'schen Gedichte, welche sofort bei ihrem ersten Auftreten in fast alle Sprachen des gebildeten Europas übertragen, bearbeitet, nachgeahmt oder besprochen, ja von den lebendigen Franzosen bis zum Überdrusse in Bildern, Romanzen und Opern wie in Mobilien und Tapeten à la Fingal metamorphosirt wurden. Bekannt ist aber auch, wie geschäftig damals die englische Eifersucht gegen Schottland sowol, als von der andern Seite die Schulweisheit gewesen, um jene Volkspoesien zu verdächtigen und als untergeschoben darzustellen. Bald waren die Bilder zu nebelhaft, um auf Wilde, wie man sich die Hochländer dachte, einen Eindruck machen zu können, bald wieder zu erhaben und andern Dichtern nachgeahmt; bald schienen die Charaktere zu einförmig und bald zu antik und homerisch, obgleich man die detaillirten Schilderungen des Homer vermißte und dafür einen gewissen Geist des Ritterthums witterte; bald endlich war es unglaublich, daß sich so lange Gedichte ohne Schrift hätten erhalten können. Indessen verstummten allmälig dergleichen studirte Zweifel, als man die eignen mittelmäßigen Poesien Macpherson's mit dem hochländischen Barden zusammenhielt; als Stoddard und Macdonald mehre glaubwürdige Personen namhaft machten, welche dem Sammler die gälischen Originale, wie unter Anderm Major Maclachan zu Kilbride das Treffen von Lora, mitgetheilt hatten und als endlich die Urschriften selber erschienen. Da man nun neuerdings die alten, von dem ästhetischen Werthe Ossian's hergenommen, Gründe wieder vorgetragen hat, um den Macpherson des Unterschleifes zu bezüchtigen, so scheint es nicht unpassend an die Stimmen seiner Zeitgenossen zu erinnern und wir verweisen zu diesem Ende auf den Historiker Gray, der nach dem innern Gehalte des Fingal sich vollkommen von dessen Echtheit überzeugte, insbesondere aber auf den vorurtheilslosen Hume, welcher Folgendes schreibt: „Certain it is, that these poems are in every body's mouth in the Highlands, have been handed down from father to son and are of an age beyond all memory and tradition. Adam Smith, the celebrated professor in Glasgow, told me, that the piper of Argyleshire militia repeated to him all those, which Macpherson has translated, and many more of equal beauty. Major Mackay told me, that he remembers them perfectly well; as likewise did the laird of Macfarline, the greatest antiquarian we have in this country, and who insists strongly on the historical truth, as well as the poetical beauty of these productions. I could add the laird and lady Macleod, with many more, that live in different parts of the Highlands, very remote from each other, and could only be acquainted with what had become (in a manner) national works. There is a country-surgeon in Lochaber, who has by heart the entire poem mentioned by Mr. Macpherson in his preface; and, as he is old, is perhaps the only person living that knows it all, and has never committed it to writing." 103.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter für literarische Unterhaltung.

Donnerstag, — Nr. 117. — 27. April 1837.

Poeten und Poetaster aus dem Laufe des Jahres 1836.

Erster Artikel.

(Beschluß aus Nr. 116.)

12. König Max I. Gedicht in vier Gesängen von J. B. Goßmann. Mit 1 Titelkupfer. Würzburg, Etlinger. 1836. Gr. 16. 1 Thlr. 8 Gr.

Die Magie, welche die Poesie über ein Heldenleben aus entschwundenen und fernen Zeiten verbreitet, findet hier nicht statt. Baierns Max, obwol wir weit entfernt sind, zu glauben, sein Thun und Streben sei der epischen Tuba nicht würdig, steht uns Allen noch zu nahe und sein Bild trägt noch nicht das anziehende Grau eines antiken Sculpturwerks. Wollte man behaupten, der Max habe keinen welthistorischen Charakter, so kann der Verf. einwenden, er habe nicht für den Ausländer, sondern für Baierns Bürger gesungen, in deren Herzen des Besungenen Bild noch lebhaft weile. Doch einen Übelstand erwähnen wir noch. Es ist nämlich kaum zu vermeiden, daß die Bilder der Personen aus der Gegenwart oder einer nahen Vergangenheit, besonders wenn sie hohen Ranges sind, durch trübe Rauchwolken der Schmeichelei entstellt oder verhüllt werden, wodurch auch hier zuweilen der Wahrheit Eintrag geschehen ist. Man sehe z. B. des Helden Traum (S. 17—19). Ferner scheint es sehr oft, als ob die übermäßige Länge der Episoden hier durch die Armuth aus des Helden Leben selbst entstanden sei. So sind z. B. 64 Ottaven der Geschichte Frankreichs, der Revolution, den Thaten Napoleon's und den Veränderungen, die in Folge derselben für Europas Staaten eintraten, geweiht. Ja, es ist dies noch der Stoff des ganzen zweiten Gesanges, also mehr als 180 Ottaven. Im dritten Gesange wird erzählt, wie Max mit Montgelas' Hülfe das lecke Staatsschiff ausbesserte, und was er für Religion und Kirche gethan, wo der Verf. von Adam und Eva anhebt. Des Breitern wird nun geschildert, wie Gewerbe und Handel, Kunst und Wissenschaft zur Blüte gefördert wurden, und dabei so schmetternd in die Drommete des Ruhms und Rühmens gestoßen, daß uns die Ohren wehe thun, wobei wir wenigstens den Vortheil haben, daß jenes Getöse uns vor dem Gähnen und Einschlafen geschützt hat. Wenn das patriotische Lied (S. 94): „Was macht dich groß, o Baierland ꝛc.", nicht manche Übertreibungen enthielte, wäre es sehr brav. Es schließt den dritten Gesang. Der vierte schildert uns des Helden Lebensabend, sein Vermächtniß an sein Volk, bestehend in einer Constitution, wo sich denn wenigstens, wie wir es fürchteten, der diplomatische Ton nicht in den poetischen mischt. Da heißt es vom Helden (S. 199):

> Ein Mark Aurel, vom Volk genannt der Weise,
> Ein Titus, einst der Menschheit Lieb' und Lust,
> Trajanus auch verdient, daß man ihn preise,
> Die Staufen sind es werth aus voller Brust;
> (Die Namen all' sind auch dem größten Fleiße
> Des Forschenden so eilig nicht bewußt.)
> Wohl brachten sie als Herrscher Heil und Segen,
> Max kam als Vater seinem Volk entgegen.
>
> Der Baier darf mit Stolz viel Fürsten nennen,
> Die ehemals sein Vaterland regiert:
> Den Otto wird und Ludwig Jeder kennen,
> Der letzte hat das Kaiserschwert geführt;
> Albrechte, fromm, großmüthig, weise, denen
> Mit solchem Lob der Ruhm die Namen ziert;
> Wilhelm, Emanuel und Max der Gute,
> Die standhaft, fromm vor Gott und edelm Blute —
>
> Die haben auch sich oft herabgelassen
> Von ihres Thrones hoher Majestät;
> Doch Herzen fesseln, die Gemüther fassen,
> Ob Einer das, wie Vater Max versteht?

Dann werden allerlei Haus- und Familienereignisse mitgetheilt, die männiglich bekannt sind, und dem gekrönten Sohne des Max der verdiente Lorber um die Stirn gewunden. Wir athmen leichter, wenn wir endlich auf die Stelle kommen:

> ein kurzes Wehe,
> Und fessellos schwingt Max sich in die Höhe.

Von Ludwig, der schwerlich seinem Unterthanen die Lorberkrone reichen möchte, sagt die 128. Ottave (S. 239):

> Was Max begann, durch Ludwig wird's vollendet;
> Denn edel ist Er, kühn und weis' im Rath;
> Ein Feuergeist ist Ihm vom Herrn gespendet,
> Unsterblich glänzt von Ihm schon manche That,
> Und manche wird in Jahren erst geendet,
> Wie Karl der Große nicht zu zeigen hat. (?)
> Verdiente jener Kaiser groß zu heißen,
> Muß man so mehr den König Ludwig preisen.

Das ist stark! Zugleich fällt uns dabei das sonst beim Tode französischer Könige in Versailles erklingende „Messieurs, le roi est mort, vive le roi!" ein. Die letzte Ottave heißt (S. 245):

> Gesungen bist du Lied, aus voller Brust gesungen,
> Ob oft die heiße Glut nur kalte Worte fand!
> So hall' im deutschen Land und sei mir nicht verklungen,
> So eilig wie der Lenz, der dich erzeugt, verschwand.
> Mit Lust und Liebe hab' ich nach dem Ziel gerungen,
> Am Würdigsten erprobt zum ersten Mal die Hand;
> Nun klinge weit, mein Lied, von Max und seiner Güte,
> Nun schmück' Ihm Seine Gruft, du, meine Frühlingsblüte.

Von ganzer Seele wünschen wir, daß das Lied mit seinen 443 Ottaven recht weit, besonders durch das ganze Baierland hintönen möge; wir für unsere Person haben aber die Frühlingsblüte so lange berochen, daß der Duft derselben uns am Ende recht angewidert hat.

13. Psyche. Episches Gedicht in drei Gesängen, von Abo Schött. Manheim, Hoff. 1836. Gr. 12. 1 Thlr. 8 Gr.

Anfänglich konnten wir uns mit dem in wunderliche Form gegossenen Prologe, mit der in schlechten Hexametern geschrie-

benen Anrede an die Muse und mit der breiten Redseligkeit des Verf. nicht befreunden; indessen gewöhnten wir uns nach und nach an den Wortschwall, der ihn erst gar nicht zur Sache kommen läßt, und lernten uns in Geduld fassen; hin und wieder stießen wir dann in der Steppe endloser Stanzen auch wol auf eine grünende Oase, wohin wir namentlich im dritten Gesange Stanze 166—173 rechnen; auch ist bei der Naturmalerei das Spiel mit den Sternen, die hier anachronistisch mit ihren arabischen Namen größtentheils benannt werden, nicht übel. Von den drei Gesängen, aus welchen das Ganze besteht, werden zwei verwendet, um bis zu dem Augenblicke zu kommen, wo die leidende Psyche auf Dictynna's einsamen Fels verbannt wird, und ehe die Priesterin Selida, der die Geschichte in den Mund gelegt wird, in ihrer Erzählung der nun folgenden Begebenheiten fortschreitet, werden erst 22 Stanzen abgehaspelt. Der dritte Gesang ist am reichhaltigsten und enthält eigentlich das Ganze. Wie gern hätten wir uns damit begnügt. Warum der Verf. nicht erzählt, wie Psyche durch Eröffnung der Schönheitsbüchse noch einmal fiel, können wir nicht begreifen; diese Allegorie gehört ganz in diesen lieblichsten Mythos des Alterthums und ist dem Epos durchaus nicht heterogen, wie der Verf. in einer Note behauptet. Es fehlt überhaupt an einer weisen Ökonomie in der Behandlung des Stoffs, und auf die Form wird so viel Fleiß gewendet, als ob sie die Hauptsache, die Begebenheit aber Nebensache sei. Das Resultat unserer Lecture ist sonach das Urtheil: wir erwarteten Besseres.

14. Der Tod des Phaëthon. Epische Dichtung von Eduard Groschvetter. Altenburg, Pierer. 1836. Gr. 8. 8 Gr.

Der Vorwurf, welchen wir dem eben besprochenen epischen Erzeugnisse machen mußten, trifft das gegenwärtige nicht. Die 92 Ottaven, die den Stoff verarbeiten und denen man es blos als etwas Unziemliches anrechnen könnte, daß sie den Jambus, statt fünffach, sechsfach in sich tragen, fliegen so rasch wie die Räder am Wagen des unbesonnenen Knaben, der vom strahlenden Vater das Kindische und Thörichte begehrte. Der bekannte Stoff ist aus Ovid's „Metamorphosen" entlehnt, und der Verf. hat wohl gethan, daß er bei der Verschiedenheit des Originalversmaßes sich frei in Ottaven bewegt hat. Ferner wollen wir nicht mit ihm rechten, daß er einen Mythos, und zwar Ovid's sinnvollsten, bearbeitete; denn so widerlich es sein mag, den ganzen antiquirten Olymp zur Erde zu ziehen und in mythischen Phrasen, wie vor funfzig und hundert Jahren, mit Luna, Hesperus, Venus und Minerva zu kokettiren, so darf doch das mythologische Gedicht nicht als ein dem kindischen Weltalter angehöriges Spiel vornehm angeschaut und gänzlich exilirt werden; und da der Verf. mit einer gewissen Beschränkung in seinen Erwartungen von der Bearbeitung seines „Phaethon" auftritt, so wollen wir ihm freundlich die Hand für seine Gabe drücken und ihn sogar gebeten haben, Ähnliches zu bearbeiten, jedoch dann lieber den fünffüßigen Jambus als Form zu wählen.

15. Das Zauberschwert (ein Gewebe von Harzsagen), Epos in 13 Gesängen, von Karl Sternberg. Braunschweig, J. H. Meyer. 1836. Gr. 12. 16 Gr.

Die Thaten Karl's des Großen und namentlich seine Unternehmungen gegen die heidnischen Sachsen sind der Rahmen, in welchen diese Harzsagen gefaßt sind, und der Verf. läßt auf diesem historischen Hintergrunde die Mythe als ein Schattenbild aus einer Laterna magica erscheinen. Bei dem Reichthume an Sagen unter dem Harzvolke wundern wir uns gar nicht, daß 13 Gesänge gebildet werden konnten. In diesen Sagen gibt es nun viele Varianten; der Zeitgeist spricht nicht selten ein Wort mit ein, und die Phantasie des Volks selbst schneidet oder setzt zu. Dem Dichter kommt es zu, den Stoff zu prüfen, zu sichten, zu wählen. Er muß Auge, Ohr und Herz haben für diese Art Volkspoesie, die in ihrer schlichten Einfalt das Überraschende hervorbringt. Er muß diese schlichte Einfalt in seinen Vortrag übergehen lassen und sich hüten, irgend etwas zu verkünsteln und zu verdrehen. Diesen Anfoderungen entspricht der Verf. wenig, und selten lächeln ihm die Grazien. Er affectirt eine Naivetät, die sich schwerfällig und taumelnd bewegt, und seine Scherze sind lahm und schal. Über die ihm unbekannten Sagen will Ref. kein Urtheil fällen; aber die ihm bekannten haben Abweichungen und Varianten, wodurch grade das Poetische verwischt wird. Die Brockensage im ersten Gesange könnte viel poetischer behandelt sein, was von der Teufelsmauer auch im zweiten Gesange gilt, woran sich noch einige kleinere Sagen aus Goslars Chronik hängen. Der dritte Gesang dagegen führt uns in eine sächsische Fürstenversammlung, die nicht übel geschildert ist. Ein Barde erzählt im vierten Gesange die Ilsethalssage, die mit dem Märchen von Hans Hakelnberg, dem wilden Jäger, und auch mit dem treuen Eckart verschmolzen wird. Wir kennen eine Ilsethalssage, die viel poetischer, viel anregender ist als die hier erzählte, die aber mit Hakelnberg und Eckart in gar keiner Verbindung steht. Der sechste Gesang beschreibt unterhaltend eine Trauerfeierlichkeit, welche die heidnischen Sachsen um den Leichnam eines ihnen heiligen Rosses sammelt. Vom siebenten Gesange an reihen sich Begebenheit und Sage an einen Faden. Karl der Große trifft im Harzwalde einen Jäger, der ihm erzählt, er habe einst des Böhmenkönigs Gunibert Tochter geliebt; ihr Vater habe sie einem Riesen zugesagt; er sei mit ihr geflohen, habe bei Thale den gewaltigen Sprung gewagt, der dem verfolgenden Riesen nicht geglückt sei, habe mit seiner Gemahlin dann einsam an der Roßtrappe gelebt, und sie habe ihm eine Tochter Irmeida hinterlassen. Der Kaiser lernt Irmeida kennen, die im Selkethale den Sprung wagt, indem ein Riese sie verfolgt. Sie wird den Händen des Riesen durch einen ihr unbekannten Retter entrissen. Um jenen feindlichen Riesen zu erlegen, schlägt der Jäger dem Kaiser vor, den Zwerg Mothsognie um Rath zu fragen. Die ganze Erzählung von den Zwergen, die einige Gesänge einnimmt, ihre Lebensart, Sitte und Geschichte möchten wol das Beste im ganzen Buche sein. Namentlich wissen wir dem Verf. Dank für die Mittheilung des plattdeutschen Gedichts:

> Klein Männchen, lauf nicht so geschwind,
> Klein Männchen, schneller wie der Wind,
> Klein Männchen, was hast du so höhnisch gelacht?
> Klein Männchen, du hast mich aufgebracht u. s. w.

Die Sage von der Klus bei Goslar ist mit in die vom Zwergkönig Mothsognie verwebt. Mit Mothsognie's Hülfe wird der Riese erlegt; aber der Jäger kommt dabei um, und der Kaiser nimmt die verwaiste Irmeida mit in das Frankenlager. Es gelingt ihm, das Zauberschwert, welches einst Ilse besaß und im Besitz der Sachsen ist, diesen zu entreißen. Die Sachsen, in Verzweiflung über diesen Verlust, beschwören den Wodan zu ihrer Rettung. Die Eidesformel, deren sie sich dabei bedienen, hat der Verf. in dem rathhäuslichen Archive zu Goslar aufgefunden. Der zwölfte Gesang erzählt, wie die Sachsen Karl den Großen überfallen und ihn in die Enge treiben. Er besiegt sie aber nachher mit Hülfe des magischen Schwertes. Wittekind, von Liebe zu Irmeida bezwungen, ergibt sich ihm. Er verdammt ihn zum Tode. Auf Irmeida's Bitten wird er begnadigt und erhält mit Irmeida's Hand Sachsen als Lehen. Eingewebt ist hier die Zerstörung der Irmensäule. Der letzte Gesang zeigt uns Irmeida als Perlenjungfrau, in die Sachsenburg gebannt, wo sie an redliche Arme noch heute Geschenke vertheilt. Erst vom siebenten Gesange an kann das Werk ein Epos genannt werden; indessen ist der epische Ton verfehlt. Man höre die zwei ersten Strophen des dreizehnten Gesangs:

> Indessen ist die Schlacht
> Auf allen Seiten völlig ausgeschlagen;
> In Unzahl sind Gefangene gemacht,
> Und kaum kann jeder Mann die starke Beute tragen.
> Der Kaiser aber denkt an sein Versprechen,
> Die an dem ew'gen Gott verübte Schmach zu rächen.

Vergebens hatte er schon mehre Mal verziehn,
Will er sich drum nicht ganz compromittiren,
So muß er dieses Mal des Mitleids Stimme fliehn
Und an den Sachsen ein Exempel statuiren.
Sechstausend an der Zahl läßt er sie vor sich bringen,
Sie müssen über seine Rächerklinge springen.

Die letzte Strophe heißt:

Des Kaisers Cherub ist ins ew'ge Vaterhaus
Zurücke jetzt mit frohem Flug gedrungen.
Der Kaiser selber hat noch manchen Strauß
Als braver Christ mit seinem Schwert gerungen;
Zuletzt hat man auch ihn zu Aachen beigesetzt.
Mein Liedlein ist zu End' — Ihr Freunde, klatschet jetzt!

Aber, lieber Himmel, wie kann man da klatschen?

16. Das Portrait. Episches Gedicht in fünf Gesängen. Von F. A. Müller. Wiesensteig, Schmid. 1836. 12. 12 Gr.

Ein unscheinbares Product in jeder Hinsicht. Man muß das Ohr erst an solche holperige Sechsfüßler gewöhnen wie auf S. 6:

Wie, wenn der Schicksalen Laune uns in düstere Tage
Drückenden Elends bringt, in denen ewiger Nachhall
Der gestöhnten Klag', des erpreßten leidenden(?) Seufzers
Unsrer Brust als einzige Sprach' zum horchenden Ohr dringt —

ehe man sich durch fünf Gesänge hindurchwindet. Die Erfindung ist alltäglich, der Handlung wenig, und der Held bietet in seiner niedergeschlagenen Schafsnatur und seiner energielosen Haltung kein Interesse. Der Charakter des Epischen ist hier überdies so verwischt, daß wir anstehen, ob wir, trotz der gespenstischen Erscheinung der wunderbaren, höchst carikirten Schicksalsfrau, das schwächliche Werk ein Epos nennen können. Schwächlich, wie das Innere, ist die äußere Ausstattung. *) 79.

Lettres sur l'Islande. Par *Xavier Marmier.*

(Beschluß aus Nr. 116.)

Was also der Verf. während eines nicht ganz dreimonatlichen Aufenthalts in Island gesehen, gehört, erfahren und beobachtet hat, macht eigentlich den Hauptinhalt der zehn Briefe aus, welche sein Werk umfaßt. Die drei ersten, vielleicht die interessantesten und lehrreichsten, beschäftigen sich mit der Natur und den gegenwärtigen Zuständen der Insel; die übrigen, mehr literarischer Art, gehen auf ihre Geschichte und Mythologie, die Sagen der Vorzeit und die Poesie des lebenden Geschlechtes ein.

Reykiavik und seine nächsten Umgebungen werden in dem ersten Briefe beschrieben. Obgleich die Hauptstadt der Insel, ist es freilich nicht eben viel mehr als ein Fischerdorf, welchem die erst in neuerer Zeit angelegten Factorrien einiger dänischen Handelshäuser, die Wohnungen des Gouverneurs, des Bischofs und einiger andern Beamten sowie eine Bevölkerung von 700 Seelen allenfalls das Ansehen eines mäßigen Burgfleckens geben. Was sich in Island überhaupt von moderner Bildung vorfindet und erhält, hat hier seinen Mittelpunkt. Eine gute Schule, eine Bibliothek von 8000 Bänden und die Nähe der Hochschule zu Bessastedt sind die Anhaltepunkte der literarischen Cultur, welche der Trieb des Wissens auch hier nie ganz ersterben ließ. Es ist selbst noch gar nicht sehr lange her, daß zu Reykiavik die neuen politischen Ideen unserer Zeit mit zum Vorwande der Wiederherstellung der alten Freiheit der ersten Ansiedler gemacht wurden. Die in diesem Sinne 1809 versuchte, aber sogleich mislungene und deshalb wenig bekannte Revolution, wodurch sich ein Hr. Phelgs zum Protector von Island erheben wollte, wird hier mit allen ihren Nebenumständen erzählt. Gegenwärtig scheint man sich dort wenig um die politischen Ideen und Bewegungen zu kümmern, welche das ganze südlichere Europa in beständiger Gährung erhalten. Die Schilderungen, welche uns der Verf. von seinen Besuchen bei dem Gouverneur, dem Bischofe, in den Häusern der Kaufleute und der Hütte des Fischers, dem Bör, macht, geben uns im Gegentheil sämmtlich das Bild häuslicher Zufriedenheit und Ruhe, welche, mit den kärglichen Erzeugnissen des Landes und den wenigen durch Austausch gewonnenen Producten südlicher Länder sich selbst genügend, doch noch die urväterliche Tugend der Gastfreundschaft mit edler Einfachheit übt.

Der Tauschhandel zu Reykiavik, welcher fast ausschließlich durch dänische Kaufleute besorgt wird, ist keineswegs unbedeutend und bringt zur Zeit der großen Messe im Monat Juni selbst einiges Leben an diese unwirthlichen Gestade. Leider hat nur die freudige Regsamkeit, welche dann durchs Land geht, auch ihre Schattenseiten. Der Isländer liebt, wie die Völker des Nordens überhaupt, geistige Getränke; er sieht mit Sehnsucht der köstlichen Zeit entgegen, wo ihm der Däne für seine getrockneten Fische den begeisternden Branntwein reicht; und wenn dann der Handel zu beiderseitiger Zufriedenheit abgeschlossen ist, vergißt er freilich etwas zu leicht die Sorgen der Vergangenheit und der Zukunft bei dem Überflusse einer nur zu schnell vorübergehenden Gegenwart. Denn nicht selten kehrt der isländische Fischer aus dem Handelsgewühl von Reykiavik ohne den geringsten Ertrag seines Fleißes und seiner Mühen in den entlegenen Bör zurück, um mit einem Leben voll Sorgen und Entbehrung wieder einige Tage des Wohllebens im kommenden Jahre zu erkaufen. Im Allgemeinen stimmt der Charakter des Isländers mit der unerfreulichen Natur, die ihn umgibt, ziemlich überein. Er ist ernst und schweigsam wie sein eisiges Hochland und wie die von Lava bedeckten Haiden, auf denen kein Halm grünt und keine Blume den Kelch entfaltet. Das Einzige, wodurch eben diese trostlos scheinende Natur sich auszeichnet und einen gewissen Reiz erhält, ist das Großartige ihres Charakters, was den Menschen zum Nachdenken bringt. Das Meer und die Eisgebirge reichen allein hin, die Seele mit den Gefühlen von Majestät und Bewunderung zu erfüllen, welche der Isländer vielleicht in keinem andern Lande wiederfinden würde, die ihn vielleicht so sehr an sein undankbares Heimatsland fesseln; denn Vaterlandsliebe ist eine der hervorstechendsten Eigenschaften des eingeborenen Isländers.

Zu einer nähern Schilderung der wunderbaren, bizarren Natur Islands gab dem Verf. ein Besuch des Geysers und des Hekla reichen Stoff. Hiervon handelt der zweite Brief. Die Art und die Beschwerden des Reisens auf der nur selten von Fremden bereisten Insel, die Eindrücke der merkwürdigsten Naturerscheinungen, wodurch sich hier am Ende die Ausdauer belohnt, und die Rückerinnerungen an eine so reiche poetische Welt, welche jeder Schritt hervorruft, haben Hrn. Marmier die Elemente zu einem ungemein anziehenden Gemälde gegeben. Neben der Beschreibung des Thingvalla (eigentlich Thingvalle), des Versammlungsortes der isländischen Tagsatzung (Althing) zur Zeit der Unabhängigkeit, wo sich jetzt nichts als die ärmliche Wohnung eines Priesters findet, erhalten wir hier die Schilderung der großartigen Natur, welche die Quellen des Geysers und die terrassenförmig aufsteigenden Höhen des Heklas umgibt. Der Weg von den erstern zu den letztern führte den Verf. auch nach Skalholt, den traurigen Resten der ehemaligen Hauptstadt der Insel zur schönsten Zeit der Helden und Gesänge. Er erinnert mit einigen Zügen an ihre frühere Größe und gibt dann ein Bild von ihrem gegenwärtigen Verfalle. Das letztere ist ziemlich schnell entworfen. Eine einzige Hütte, von drei Familien bewohnt, eine kleine Kirche und ein großer Gottesacker, der auf eine ehemals bedeutende Bevölkerung in dieser Gegend schließen läßt, ist Alles, was von Skalholt übrig ist. Der Besteigung des Heklas, die grade nicht zu den alltäglichsten Dingen gehört, hätte sich wol etwas mehr wissenschaftliches Interesse geben lassen. Aber Hr. Marmier versteht das nicht; es fehlt ihm dazu — und wir bemerken dies hier als

*) Den zweiten Artikel lassen wir im Juni folgen. D. Red.

eine mangelhafte Seite seiner Darstellungen im Allgemeinen — die tiefere Auffassungsgabe, der richtige Takt, die Sicherheit, welche eine höhere wissenschaftliche Durchbildung gibt. Er hebt überall zu sehr die blos pittoreske Seite heraus und wird eben deshalb etwas einförmig und alltäglich, wo er doch die schönste Gelegenheit hatte, Neues und Werthvolles zu sagen.

Der dritte Brief ist dem Zustande des öffentlichen Unterrichts und der literarischen Bildung von Island gewidmet und bildet somit den Übergang zu dem zweiten Haupttheile des Werkes. Merkwürdig, aber aus der Abgeschlossenheit und dem vereinzelten Leben der Isländer leicht erklärlich, ist die unter ihnen herrschende Liebe zur Belehrung durch Schriften. Die Bibel und einige Sagabücher sind das Erbtheil jeder, auch der ärmsten Familie, und mit ihnen vererbt sich auch gleichsam das Lesen und Schreiben, welches jeder Bauer nicht durch Schulen, sondern in seiner Familie, von seinen Ältern lernt. Die langen Winternächte werden zum guten Theile hiermit ausgefüllt. Eine Buchdruckerei, ursprünglich und zwar schon seit dem J. 1530 zu Hoolum, dann zu Skalholt, existirt jetzt zu Vidoe. Sie gehört der Regierung und ist für 200 Thaler verpachtet. Sie druckt Gebetbücher, Elementarwerke und einige Sagensammlungen, beschäftigt aber in der Regel nur drei bis vier Arbeiter. Die Bibliothek zu Reykiavik, erst 1821 durch Prof. Rafn in Kopenhagen gegründet, ist Gemeingut der ganzen Insel und steht auch zu allgemeinem Gebrauche offen; die Bücher werden in die entferntesten Gegenden der Insel ausgeliehen. Seit 1816 besteht auch eine wissenschaftliche Gesellschaft, welche sich, in Verbindung mit einer ähnlichen in Kopenhagen die Aufgabe gestellt hat, Sinn und Geschmack für Literatur in Island möglichst zu verbreiten. Unter ihrer Leitung erscheint ein monatliches Journal, dessen Hauptzweck Belehrung und Bildung des Volkes ist. Neben ihm hat sich, unter dem Namen „Fiolnir" in den letzten Jahren eine andere Zeitschrift aufgethan, welche, von jungen Leuten redigirt, etwas von dem vagen neufranzösischen Geiste angenommen hat, welcher aber dem ernsten Isländer nicht eben zuzusagen scheint. Die Hochschule von Island, früher in Reykiavik, befindet sich gegenwärtig in Bessastedt. Sie zählt jedoch nur 40 Zöglinge, welche auf Kosten der Regierung gut unterrichtet, aber äußerlich schlecht gehalten werden. Unter den Lehrern befinden sich einige sehr ausgezeichnete, gelehrte Männer. Die meisten Zöglinge besuchen noch einige Zeit die Universität zu Kopenhagen, wo sie gewisse Privilegien genießen.

Im vierten Briefe geht der Verf., wie gesagt, zu dem eigentlich literarischen Theile seines Werks über, in welchem er nacheinander von der Entdeckung Islands, von den Skalden, von der Mythologie, von beiden Eddas, den Sagas und endlich von der Sprache und Literatur im Allgemeinen spricht. Im Besondern hierauf einzugehen und aus dem Gegebenen weitere Mittheilungen zu machen, halten wir um so mehr für überflüssig, weil wir hier am wenigsten Eigenthümliches gefunden haben. Das Hauptverdienst Marmier's besteht in diesen Abschnitten in einer fleißigen Zusammenstellung bereits bekannter Dinge aus den am Schlusse der Einleitung aufgezählten Werken, welche, namentlich in Deutschland, ziemlich verbreitet sind. Für Frankreich, wo diese Studien noch ganz neu sind, bleibt Hrn. Marmier's Arbeit nichtsdestoweniger höchst verdienstlich, und wir möchten wol wünschen, daß die leichte Art der Darstellung, welche dem Verf. eigenthümlich ist, etwas dazu beitrüge, dem Publicum einigen Geschmack dafür abzugewinnen. Jedenfalls würde dann dies für den Verf. selbst eine Auffoderung mehr sein, seinen bisher mehr encyklopädischen und compilatorischen Studien über die nordische Vorzeit jene Tiefe zu geben, ohne welche Selbständigkeit der Auffassung und des Urtheils sowie ein wirkliches Eindringen in den Geist und das Wesen der Dinge nicht gut möglich ist. Vielleicht bleibt in dieser Beziehung seine Reise nach Dänemark auch für die Wissenschaft nicht ohne wesentlichen Gewinn. 5.

Notizen.

Eine ungedruckte Scene in Göthe's „Faust".

Falk theilt als Probe des Göthe'schen Humors nachstehende, in dem gedruckten „Faust" unterdrückte Scene mit: *)

„Es wird dem Faust, weil er die ganze Welt kennen lernen will, vom Mephistopheles unter Anderm auch der Antrag gemacht, beim Kaiser um eine Audienz nachzusuchen. Es ist grade Krönungszeit. Faust und Mephistopheles kommen glücklich nach Frankfurt. Nun sollen sie gemeldet werden. Faust will nicht daran, weil er nicht weiß, was er dem Kaiser sagen oder wovon er sich mit ihm unterhalten soll. Mephistopheles aber heißt ihn gutes Muths sein, er wolle ihm schon zu gehöriger Zeit an die Hand gehen, ihn, wo die Unterhaltung stecke, unterstützen, und im Falle es gar nicht fort wolle, mit dem Gespräche zugleich auch seine Person übernehmen, sodaß der Kaiser gar nicht inne zu werden brauche, mit wem er eigentlich gesprochen oder nicht gesprochen habe. So läßt sich denn Faust zuletzt den Vorschlag gefallen. Beide gehen ins Audienzzimmer und werden auch wirklich vorgelassen. Faust seinerseits, um sich dieser Gnade werth zu machen, nimmt Alles, was irgend von Geist und Kenntniß in seinem Kopfe ist, zusammen und spricht von den erhabensten Gegenständen. Sein Feuer indessen wärmt nur ihn; den Kaiser selbst läßt es kalt. Er gähnt einmal über das Andere und steht sogar auf dem Punkte, die ganze Unterhaltung abzubrechen. Dies wird Mephistopheles noch zur rechten Zeit gewahr und kommt dem armen Faust versprochenermaßen zu Hülfe. Er nimmt zu dem Ende dessen Gestalt an, und steht mit Mantel, Koller und Kragen, den Degen an seiner Seite, leibhaftig wie Faust vor dem Kaiser da. Nun setzt er das Gespräch genau da fort, wo Faust geendigt hatte; nur mit einem ganz andern und weit glänzendern Erfolge. Er raisonnirt nämlich, schwadronirt und rabotirt so links und rechts, so kreuz und quer, so in die Welt hinein und aus der Welt heraus, daß der Kaiser vor Erstaunen ganz außer sich geräth und die umstehenden Herren von seinem Hofe versichert, das sei ein grundgelehrter Mann, dem möchte er wol tage- und wochenlang zuhören, ohne jemals müde zu werden. Anfangs sei es ihm freilich nicht recht von statten gegangen, aber nach diesem, und wie er gehörig in Fluß gekommen, da lasse sich kaum etwas Prächtigeres denken als die Art, wie er Alles so kurz und doch zugleich so zierlich und gründlich vortrage. Er als Kaiser müsse bekennen, einen solchen Schatz von Gedanken, Menschenkenntniß und tiefen Erfahrungen nie in einer Person, selbst nicht bei den weisesten von seinen Räthen, vereinigt gefunden zu haben."

„Ob der Kaiser mit diesem Lobe zugleich den Vorschlag verbindet, daß Faust-Mephistopheles in seine Dienste treten oder die Stelle eines dirigirenden Ministers annehmen soll, ist mir unbekannt. Wahrscheinlich aber hat Faust einen solchen Antrag aus guten Gründen abgelehnt."

Man muß sich billig wundern, daß noch kein Leser der Falk'schen Schrift auf diese Stelle aufmerksam geworden ist. Schade, daß Falk sich nicht näher darüber erklärt, ob ihm Göthe diese höchst ergötzliche, vom kecksten Humor eingegebene Scene wirklich vorgelesen oder nur erzählt habe. Wenn sie wirklich ausgearbeitet ist und sich unter Göthe's Nachlaß vorfindet, worüber Hr. Dr. Eckermann die beste Auskunft wird geben können, so ist ihre Bekanntmachung durch den Druck und die Angabe des Orts, wo sie einzuschalten ist, sehr zu wünschen.

„Der Mann von vierzig Jahren."

Dieses Drama wird von A. W. Schlegel Kotzebue, von Wolfgang Menzel aber („Deutsche Literatur", III, 327 und 353) Göthe zugeschrieben. Welcher von Beiden ist der Verf.? 150.

*) S. Falk, „Göthe aus näherm persönlichen Umgange dargestellt", S. 94—97.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Freitag, —— Nr. 118. —— 28. April 1837.

Reisebriefe aus Belgien. Mit einigen Studien zur Politik, Geschichte und Kunst. Von Joh. Wilh. Loebell. Berlin, Duncker und Humblot. 1837. 8. 2 Thlr.

Von einem gründlichen Gelehrten, der sich einmal entschließt, vielleicht nach jahrelangen Vorbereitungen und Erwägen des Ja und Nein seine Studirstube zu verlassen, seine Bibliothek zuzuschließen und sich in den Reisewagen zu setzen, um Menschen und Völker — kennen zu lernen? — nein! sie in Augenschein zu nehmen — von dem können wir nicht erwarten, was wir gewöhnlich von heutigen Reisenden erwarten, sobald sie sich gemüßigt finden, ihre Erfahrungen und Beobachtungen zu Papier zu bringen. Doch wozu diese Umschreibung? Das Wort: Reisebilder, hat klingenden Curs, es wird von Jedem verstanden. Von einem solchen Gelehrten dürfen wir keine Reisebilder fodern. Der Curs der Reisebilder ist wieder gesunken. Sehr natürlich, da man überall Falschmünzereien aufgeschlagen hat, und selbst die erste Ausgabe der Münze, so glänzend das Gepräge war, in manchen Stücken doch außerordentlich dünn und von geringem Gehalte war. Dessenungeachtet muß man um deshalb nicht das Kind mit dem Bade verschütten; die Reisebilder, eine Geburt aus deutschem Geiste, war unbedenklich ein Fortschritt, wenn man sie gegen die bändereichen deutschen Reisebeschreibungen unserer Großväter, der Nicolai, Biester, Zöllner u. s. w. hält. Nicht einmal der Gegensatz von gründlichen Werken eines sauern Fleißes und leichten Producten eines schimmernden Witzes hält hier Stich. Denn wenn man das Facit jener ältern Reisebeschreibungen zieht, wie gering ist der eigentliche Ertrag, und mit welcher unendlichen, unersprießlichen und unerquicklichen Mühseligkeit kleben diese ältern an Staub und Schutt und an Geringfügigkeiten, über die unsere Reisebildmaler vermöge ihres elastischen Schwunges von selbst hinweggeschnellt werden. Rühme man auch ja nicht im Ganzen ihre genauere Beobachtung, denn was half ihnen der ungeheuere Apparat, den sie mitbrachten, da ihre Augen in der Regel vom Staube ihrer eignen Studirstuben umflort waren, wenn sie nicht gar, wie wol Etliche, mit wirklichen grünen Florkappen reisten, um sich nicht die Augen durch den wirklichen materiellen Staub der fremden Länder zu verderben.

Ref. schwört nicht zu den Propheten, die noch von einem jungen Deutschland träumen, das uns das alte nicht allein ersetzen, sondern auch vergessen machen soll; aber, was das Reisen anbetrifft, so erklärt er sich unbedenklich dahin, daß erst das jüngere Geschlecht es verstanden hat, mit Genuß und Früchten für sich und Andere zu reisen. Ich leugne nicht die Leichtfertigkeit in ihren Werken; aber ich sage, sie gehört hier hin. Sie und nicht eine auf Lebensstudien basirte Gründlichkeit sei die Mitgabe, wenn man mit frischen Sinnen Länder sehen will, welche die Civilisation für Jeden offen darlegt. Wer ehedem Griechenland, wer Ägypten und den Orient forschend durchreisen wollte, der freilich that besser, wenn er vorher studirte und mehr als der Fürst Pückler, sobald er ein Resultat zurückbringen wollte. Denn es ist etwas Anderes, Länder zu durchforschen, deren Bewohner selbst weder den Willen noch die Mittel dazu haben, als solche, wo jeder gelehrte Einheimische ohne besondere Vorstudien von der Eigenthümlichkeit seines Landes mehr weiß, als wir uns durch alle Vorarbeiten verschaffen mögen. Ganz ungerechtfertigt ist die Rüge, welche sich so oft gegen sogenannte unbefugte Reisende in den Orten selbst, über die sie schrieben, laut macht, daß jene zu kurze Zeit daselbst gewesen, um ein Recht zum Urtheilen errungen zu haben. Ja, wenn sie sich anmaßen wollen, damit einen Richterspruch in letzter Instanz zu fällen. Wer imputirt indessen eine solche thörichte Anmaßung einem Reisebeschreiber? Wenn wir reisen und unsere Reise beschreiben, was thun wir anders, als daß wir unsere subjectiven Eindrücke in Worte fassen? Je mehr solche subjective Eindrücke, je frischer, je verschiedenartiger sie gegeben werden, um so zufriedener sollten die Besprochenen sein; denn erst aus der Zusammenstellung dieser mannichfachen Ansichten wird der unbefangene Fremde ein Urtheil zu fällen im Stande sein. Ja, ich bin der Meinung, daß Derjenige zu dem großen Scrutinium am vollwichtigsten beiträgt, der mit den geringsten Vorbereitungen, aber ungetrübtem Auge, ein ihm unbekanntes Land betritt und darüber seine Ansichten ausspricht. Rüge man an unserer Reisebilderliteratur, was man will — und ihre Sünden liegen zu Tage —, aber ihr Charakteristicum ist die frische sinnliche Auffassung. Nicht dadurch, daß man am Schreibtische aus statistischen Tabellen Zahlenresultate zu-

sammenrechnet, nicht dadurch, daß man nur aus den Geschichtsbüchern ein Summarium der Ideen, die in einem Lande geherrscht, vorführt, lernen wir seine Physiognomie kennen. Nur ein schlagendes Beispiel: was haben wir in Deutschland von Spanien bis vor Kurzem gewußt? Es war uns nach allen gründlichen Reiseberichten der Ältern ein mythisches Land geblieben, weil uns der Einzige, der uns wahrhafte Lebensbilder, sinnlich aufgefaßt, gab, Cervantes, für einen Romanenschreiber, und noch dazu einen satirischen, galt. Den geistvollen Lebensbildern eines Huber, Washington Irving, jüngst Auffenberg's und einiger Franzosen, die nichts weniger als mit Gelehrsamkeit und historischer Achtung für das alte Spanien nur Das niederschrieben, was sie mit frischem Sinne auffaßten, verdanken wir jetzt eine so vollständige Anschauung, als man sie nur von einem dermaßen zerrissenen Lande erhalten kann. So kennen wir jetzt, ohne uns aus der Stube zu rücken, mehr oder minder ein jedes europäische Land, und grade das viele Falsche, was dieser oder jener Reisebeschreiber einmischte, führt uns nur zur Erkennung des Wahren. Die Reisebilder haben es gemacht. Unsere Großväter konnten aus ihren bändereichen Reisebeschreibungen selten eine richtige Anschauung der fremden Länder gewinnen, wie denn dieser Mangel in Kunst und Poesie sich vielfach gerächt hat.

Die gründlichste Geschichte, die vortrefflichste Statistik, die genügendste Entwickelung des Geistes, der in einem Lande herrscht, wird uns vielleicht nur Der liefern, der darin geboren, erzogen, den alle Fühlfäden des physischen und psychischen Lebens berühren; aber ob grade dieser ein anschauliches Bild uns entwerfen kann? Was ihm allzu bekannt ist, zu alltäglich, das übersieht er, oder hält es nicht der Mühe werth, es auszudrücken. Das aber ist grade der Vorzug des Fremden, der mit scharfen Sinnen wahrnimmt, daß ihm dies Charakteristische auf den ersten Blick aufgeht, und oft verdanken wir den Reisenden, welche nur einen Tag an einem Orte gewesen, eine Anschauung, die durch kein Studium errungen wird.

Belgien, eine jüngste Schöpfung der Zeit, aber auf uralten, fast vergessenen Fundamenten ruhend, ist, wie es ist, eines der Länder, die wir aus Reisebildern noch nicht kennen. Mit gespannten Erwartungen ging Ref. daher an das Werk eines ausgezeichneten Gelehrten, der es uns schildern will. Aber in Dem, was er erwartete, fand er sich getäuscht. Der Verf. hat sich in den Reisewagen gesetzt — um wieder auf den Eingang zurückzukommen —, nicht um das Land kennen zu lernen, sondern um, was er schon kannte, in Augenschein zu nehmen. Mit einer großen Bagage gelehrter Apparate und einer tiefsinnigen Reflexion durchzieht er Brabant und Flandern, um als gründlicher Gelehrter darüber Beobachtungen anzustellen, er theilt sie uns vollwichtig und in gedrungener Kraft mit; aber wenn wir das Resultat Dessen, was er gesehen und gehört hat, mit bestem Willen zusammenfassen, so entsteht doch noch kein Bild, was uns auch nur einigermaßen den gegenwärtigen Zustand vor Augen führte. Loebell verschmähte es, Reisebilder zu skizziren, welche unsere Sinne kitzeln. Er will der Mode nicht fröhnen, es ist ihm unter der Würde eines Gelehrten. Dagegen ist nichts zu sagen; die Aufgaben im Leben sind verschieden. Aber schließt dieser Widerwille gegen das frivol Blendende und nervös Spannende die Aufgabe aus: mit Hülfe der Sinne uns ein sinnlich-deutliches Gemälde vorzuführen? Er, der für Kunst und Schönheit glüht und mit edelm Eifer gegen die Verirrungen der Zeit eifert, hätte er nicht, abstrahirend von allen den kleinlichen Mitteln, an einem großartigen, anschaulichen Bilde des neuentstandenen Landes sich versuchen mögen? Lieferte ihm nicht auch der kurze Aufenthalt, mit dem er sich auf jeder dritten Seite entschuldigt, daß er die Sache nicht erschöpfen könne, doch Anschauungen genug dafür? Aber mit Ängstlichkeit berührt er kaum solche Züge, die wir Andern für charakteristisch halten, immer besorgt, sich in der Materie zu verlieren und etwas fallen lassen zu müssen von dem geistigen Vorrathe, den er mitbringt.

Er kann antworten: ich wollte das nicht. Dazu sind kleinere Geister berufen. Aber weshalb drehte er denn den Titel seines Werkes nicht um und schrieb: „Studien zur Politik, Geschichte und Kunst, bei Gelegenheit einer Reise durch Belgien." Sieben Achtel seines geistreichen Buches hätte er ruhig in Bonn an seinem Schreibtische niederschreiben mögen, ohne von Belgien mehr als die Karte und einige Werke über seine Geschichte und Kunstschätze vor sich zu haben. Es wäre, wo er den systematischen Zusammenhang beibehalten können, ein geistreiches Werk über die alten flandrischen Malerschulen, die altdeutsche Architektur in den Niederlanden, über den germanischen Charakter, der sich trotz der Französirung in Brabant und Flandern erhalten, und über diese und jene historisch-politischen Ansichten, denen er mit wehmüthigem Ernste anhängt, geworden. Alles das steht nun zerrissen da zwischen Beobachtungen der Wirklichkeit, die, dagegen gehalten, unbedeutend sind und noch unsicherer werden durch die Ängstlichkeit, mit welcher er sie zu Tage bringt. Weshalb denn die altmodische, aber mit großer Peinlichkeit durch das ganze Buch durchgeführte Fiction, als habe er alle diese tiefsinnigen Abhandlungen jeden Abend im Wirthshause, ermüdet vom Sehen, oder erschreckt durch das Posthorn, das ihn wieder abruft, niedergeschrieben. Weshalb die Entschuldigungen an den fingirten oder wirklichen Freund, daß er plötzlich abbrechen müsse, weil Dies und Jenes ihn stört? Das sind alte Formeln und Kunstgriffe, die man sich vielleicht wieder in einem der modernen Werke, die er verschmäht, gefallen ließe, die aber zu dem Geiste, in welchem seines geschrieben, nicht passen und um so peinlicher auffallen, als jeder Leser die Fiction gewahr wird und erkennt, mit welcher ungemeinen Sorgsamkeit jeder Brief ausgearbeitet ist. Wozu nun diese Fiction?

Keine Charakteristik der Personen, welche die Revolution gemacht haben und darin untergegangen sind oder sie überdauert haben; kein Bild von den bedeutenden oder nicht bedeutenden Persönlichkeiten, die jetzt obenauf im Strome schwimmen; keine Anschauungen des Volkslebens,

kaum ein einziges leichtes Bild eines brüsseler Estaminets und des Gedränges im französischen Theater. Überall, wo man hofft, es werde sich ein Bild, das wir mit Augen sehen können, gestalten, fällt der dichte Wolkenvorhang einer gewichtigen Reflexion darüber und die wenigen Züge sind wieder verwischt. Auch die landschaftlichen und architektonischen Schilderungen werden nur mit den wenigsten Worten gegeben, damit der Verf. ja nicht selbst abirre von seinem Vorsatz, nur dem Gedanken treu zu dienen.

(Der Beschluß folgt.)

Romanenliteratur.

1. Der Sagenschatz und die Sagenkreise des Thüringerlandes, von Ludwig Bechstein. Zweiter Theil. — A. u. d. T.: Die Sagen aus Thüringens Frühzeit, von Ohrdruf und dem Inselberge. Hildburghausen, Kesselring. 1836. 8. 1 Thlr.

Das Buch gewinnt an Interesse in seiner Fortsetzung, es eifert glücklich großen Vorbildern, den Gebrüdern Grimm, nach, indem es in kurzen Sätzen bald geschichtliche Thatsachen, bald Spuk- und Sagenhaftes bündig, und ohne unnütze Erläuterungen vorlegt. Laut der Vorrede sollen die Vergleichungen gewisser örtlichen Sagen, wie die der goldsuchenden Venetianer, der weißen Jungfrauen, die auf Erlösung harren, u. a., mit den sich anderswo wiederholenden nachgeliefert werden, mit welchem Versprechen eine merkliche Lücke in dem Werke im Voraus ergänzt und so dem Beurtheiler jede Rüge erspart wird. Höchstens kann er wünschen, daß über den Ursprung der Ruhl ausgiebiger gehandelt und gesagt wird, wie sehr die Einwohner des Orts an Gestalt, Wesen, an Sitte und selbst durch den fast ganz außer Brauch gekommenen eigenthümlichen Tanz von ihren Nachbarn abweichen, und die Meinung rechtfertigen, die sie von Ahnen, aus fremden fernen Gegenden eingewandert, abstammen läßt.

2. Abendstunden. Erzählungen und Novellen von Franz Xav. Told. Vier Bände. Wien, Tendler. 1836. Gr. 12. Preis für sechs Bände 3 Thlr.

Nicht eigentlich einschläfernd, aber beruhigend, vortrefflich vorbereitend für den Schlaf und also dem Titel aufs beste Genüge leistend. Die meisten Erzählungen sind dem Inhalte nach kleine Liebesränke, mit Eifersüchteleien, gefoppten Liebhabern und Ehemännern, die auf ihre Treue allzu sehr pochten, mit Ballabenteuern und dergl., wie etwa Kotzebue den Stoff in seinen Lustspielen, witziger, aber auch lüsterner, mit einer viel laxern Moral verarbeitete. Fleißige Theaterbesucher dürften dann wol auch außer der Novelle: „Von Sieben die Häßlichste", andere auf der Bühne gesehen haben. Die benannte nimmt sich dort besser aus, die rasche Handlung erlaubt nicht, über die Unwahrscheinlichkeiten nachzudenken, die beim bedächtigern Lesen, welches die Sinne und den Sinn nicht befängt, deutlich hervorspringen. Die besten Erzählungen, die unterhaltendsten und natürlichsten sind „999", und „Plutarch auf der Wachstube am Pulverthurme". Letztere ist freier von Manier, sie streut nicht wie die übrigen Honig auf Zuckerwerk. Übergeschmückt mit Ausrufungen und Metaphern, die sogar an Gemeinplätze streifen, ist unter andern der treue Löwe, der, um einen treulosen Diener zerreißen zu können, in Anatolien heimisch gemacht wird. „Das jüngste Gericht" wäre schon gut, wenn nur Johann van Eyck nicht als achtzigjähriger Greis benannt wäre, welche Jahre für den Bruder eines Mädchens, die wir als höchstens vierundzwanzigjährig uns zu denken haben, schier unglaublich sind. Die Criminalanekdote der Kindesmörderin müßte ums Drittel einkriechen, um nicht zu langweilen. Ganz verfehlt sind „Die Wallensteiner vor Pfützenbach", geschraubte triviale Spaßhaftigkeit und eine Dummheit und Unwissenheit des kleinstädtischen Publicums, die völlig verklungene Sagen der Vorzeit sind.

3. Kain, oder Wenzl und Boleslav, Prinzen von Böhmen. Eine historische Erzählung von J. Satori. Leipzig, Engelmann. 1836. 8. 1 Thlr. 6 Gr.

Das Schlimme bei der Erzählung ist, daß sie die Verfasserin zu einem Buche ausdehnen wollte und nicht hinlängliche Einbildungskraft oder glückliche Stimmung genug besaß, um zu der ursprünglichen Legende des frommen Böhmenkönigs und seiner gleich ihm gemordeten Großmutter Ludmilla etwas zu dichten, das der bedeutsamen Sage am Werth gleich käme. Die Erzählung, einfach vorgetragen, wäre besser gewesen als die magern ihr beigegebenen Erfindungen, die weder die Charaktere der Hauptpersonen deutlicher entwickeln, noch einen gnügenden Abriß der Sitten, der Gesinnung jener Zeit der Handlung geben.

4. Leben des Königs Mathias Corvinus von Ungarn, in historisch-romantischen Erzählungen, von Wilhelmine von Gersdorf. Zwei Theile. Leipzig, Engelmann. 1836. Gr. 12. 1 Thlr. 12 Gr.

Besser ist es einer andern Schriftstellerin gelungen, Wahrheit und Dichtung zu verbinden. Auch sie läßt, was die Portraitirung der Zeit und im niedern Grade die der Personen betrifft, Vieles zu wünschen übrig, aber ihre Erfindung ist gut zu nennen, und sie versteht es, für Mathias zu interessiren, den sie nicht als einen Helden ohne Tadel, wenn auch ohne Furcht, und mit den versöhnendsten Eigenschaften darstellt, den die Unbilden, die er erfuhr, nicht zum rücksichtslosen, engherzigen Tyrannen umsetzten.

Als solcher, obgleich in den Hintergrund geschoben, tritt er auf in:

5. Nikolaus, Herzog zu Oppeln. Erzählung von Karl Keller. Zwei Bändchen. Bunzlau, Appun. 1835. 12. 22 Gr.

Bereits ein Sterbender, beabsichtigt er die Demüthigung der Herzöge von Schlesien, die durch ein unkluges, zerfahrenes Betragen harten Druck verdienen, der Herzog von Oppeln sogar nöthig hat. Im Leben taugte der Trunkenbold und herzlose Wüstling wenig, aber im Sterben auf dem Schafott erhält er die verlorene Würde und Anmuth wieder und rechtfertigt dadurch den Geschmack der schönen Fürstinnen, deren Liebesblick unter der Schlacke das edle Metall schauten, was bisher außer ihnen einem Jeden in Nikolaus verborgen blieb.

Die Verf. von Nr. 3 gibt sich die undankbare Mühe, einen Opernstoff zu einer Erzählung umzumodeln, ohne zu bedenken, daß man die Nachsicht, die man dem Libretto erweist, auf eine geschichtliche Novelle, die der Glaubwürdigkeit, der Wahrscheinlichkeit nicht entrathen kann, nicht ausdehnt. Der dritte Band ihres Novellenkranzes:

6. Elisabeth, Gräfin von Swedenbrock. Eine Erzählung aus der schwedischen Geschichte von J. Satori. Leipzig, Rein. 1836. 8. 1 Thlr. 3 Gr.

ist der allbekannte „Maskenball", mit dem einzigen Unterschiede, daß, der Decenz zu Gefallen, die geliebte und liebende Gräfin nicht die Gattin, sondern nur die Verlobte Ankarström's ist, und daß sie, statt ihre Tugendkämpfe durch Coloraturen auszudrücken, es hier mit einer Flut empfindsamer Floskeln thut.

Die kleine Bücherschau geht im Kreise, das Ende schließt sich dem Anfange an:

7. Romantisch-historische Skizzen aus Östreichs Vorwelt. Von Emil **. Wien, Beck. 1837. 8. 1 Thlr. 8 Gr.

behandelt fast dieselben Gegenstände wie Nr. 1, freilich auf einem größern Raume von gewichtiger, welthistorischer Bedeutsamkeit als dort, in engen Bezirken des Thüringerwald-Gebirges. Das Geschichtliche geht voran, kurz und bündig, vielleicht zu sehr von dem Sagenhaften, dem dichterisch Phantastischen entkleidet. Es scheint, als habe der Verf. den Ernst der Geschichte wesentlich erachtet; daß er auch den Scherz, das traulich Gesprächige, das fröhlich belebende Element der Erzählung ver-

sieht, beweisen die mitunter recht drolligen und naiven Nachweisungen zu Entstehung der Benennung von Hausschildern und Örtlichkeiten, wie der Schneiderherberge am Ofenloche, der Stoß im Himmel u. a. m. 29.

Literarische Notizen aus Schweden.

Im letztvergangenen Frühlingstrimester 1836 stieg die Anzahl der Studirenden auf der Universität Upsala auf 1323, von denen 888 gegenwärtig und 435 abwesend waren. Von diesen waren 133 Adelige, 329 Prediger-, 251 Bürger- und 170 Bauernsöhne, 220 Söhne von Civilbeamten, 56 von Militair- und 164 von andern Standespersonen. Unter 15 Jahren waren 2; zwischen 15 und 20 216; 20—25 = 708; 25—30 = 295; 30—35 = 76; 35—40; über 40 Jahre 4. Theologie studirten 285, Jurisprudenz 300, Medicin 130, Philosophie 371, ohne nähere Bezeichnung 237. Eingeschrieben wurden während des Trimesters 102, und von diesen 79 examinirt. Stipendiarien waren 208, darunter 34 königliche, 11 der medicinischen und theologischen Facultät und 163 Privaten. Abgelegte Examina sind, in der theologischen Facultät: Licenciatexamen 1, Candidatexamina 4; in der medicinischen Facultät: Licenciatexamina 8, Candidatexamina 12; in der philosophischen Facultät: Candidatexamina 65, medico-philosophische Examina 4, juridico-philosophische Examina 3. Überdies für Eingetretene in die Gerichte 24, in das königliche Bergcollegium 2, in die königliche Kanzlei 14, ins Kammer- und Finanzwesen 25. Disputationen sind herausgegeben und vertheidigt worden, unter Aufsicht der theologischen Facultät 1, der medicinischen Facultät 7, und der philosophischen Facultät 117.

Die dreiundsiebzigste Magisterpromotion der Universität zu Upsala wurde am 16. Juni 1836 gefeiert. Dabei wurden sechs Jubelmagistri und 90 Magistri promovirt. Die vom astronomischen Observator Gustav Svanberg aufgegebene Promotionsfrage war: „Num tam electro-magnetismus, quam magneto-electricitas nullum admodum praebeant dubitandi locum, quin electricitas et magnetismus phaenomena sint ab una eademque vi effecta." Promotor, Prof. E. G. Geijer, lieferte in seinem Programm eine kurze Übersicht der Geschichte der Magisterpromotionen in Upsala. Die erste wurde den 22. Jan. 1600 gehalten, da sieben Magistri und acht Baccalaurei creirt wurden. Die Insignien der Erstern waren Hut und Ring, die der Letztern ein Lorberkranz. Der Hut wurde hernach ausschließlich den drei höhern Facultäten zugeeignet, wenngleich zu verschiedenen Malen, zuletzt im J. 1812, von den Philosophen vergeblich verlangt. Die Promotion fand 1617 zum zweiten Male statt, seit der Zeit aber gewöhnlich alle drei Jahre. Von 1664—1705 pflegten die Promotionen in der Mitte des Monats December, nachher im Frühling gefeiert zu werden. Die Anzahl der Promovirten ist ungleich, aber immer in Zunahme gewesen.

Die königliche Gesellschaft der Wissenschaften zu Upsala hat bei ihrer Zusammenkunft am 18. Oct. 1836 zum Ehrenmitglied gewählt: Reichsmarschall Grafen Magnus von Brahe. Zu ordentlichen Mitgliedern wurden ernannt: der Prof. der Naturgeschichte bei der Universität zu Lund, Dr. S. Nilsson; der Commerzienrath K. J. Schönherr. Zu ausländischen Mitgliedern: die Herren J. Gay-Lussac, J. B. Biot, Baron S. D. Poisson und P. L. Dulong, Mitglieder des französischen Instituts; Angelo Mai, Secretair der Propaganda, vorher Bibliothekar der vaticanischen Bibliothek in Rom; Th. E. Mionnet, Vorsteher des königlichen Münzcabinets in Paris; A. P. Decandolle, Prof. der Naturgeschichte in Genf; F. W. Bessel, Prof. der Astronomie in Königsberg; P. Kruckenberg, Prof. der Medicin in Halle; J. Müller, Prof. der Physiologie in Berlin, E. Chr. Werlauff, Prof. der Geschichte und Bibliothekar in Kopenhagen; Jakob Grimm, Prof. der Literaturgeschichte und Bibliothekar in Göttingen; Leopold v. Buch, Mitglied der königlichen Akademie der Wissenschaften in Berlin; R. Brown, Mitglied der Royal society in London.

Der Kronprinz Oskar, Kanzler der Universität zu Upsala, hat dem mineralischen Cabinet daselbst eine 1 Pfund und 19 Loth schwere Platinastufe und einen großen Krystall von einem neulich in Sibirien entdeckten Mineral, Phernasit genannt, verehrt. Durch dieses Geschenk hat die von dem Kronprinzen vor einigen Jahren gekaufte und der Universität geschenkte Swedenstjern'sche Mineraliensammlung eine kostbare Vermehrung erhalten. 119.

Anekdote.

Gleim, Basedow und Gleim's Nichte.

Es ist immer viel von Gleim's Zartheit und Süßigkeit im geistigen und geselligen Verkehr die Rede gewesen. Mitunter aber konnte der Dichter auch recht derb sein, wie die nachfolgende Anekdote beweist. Basedow fand sich einst bei Gleim zum Besuche ein und bat dessen Nichte, die bei den Dichtern Gleminde genannt wurde, ihm, ehe Gleim selbst anwesend wäre, einen Spaß zu gestatten. Er wolle nämlich, sobald Gleim komme, unter den Tisch kriechen und dann solle sie denselben, am Tische sitzend, ein Mal an ihn erinnern. Die Nichte läßt es geschehen. Bald darauf schellte es an der Hausthüre und Basedow kroch unter den Tisch, dessen lang herabhängendes Tischtuch ihn gut verbarg. Die Übrigen setzten sich, und kaum war der Eierkuchen vorgelegt, so fing die Nichte an: „Onkel, was mag wol Basedow machen?" „Was geht mich der Sch—hund an, antwortete dieser. Hier zwickte Basedow Gleim ins Bein und dieser, welcher glaubte, es sei der Hund, der unterm Tische sitze, stieß mit dem Fuße nach ihm. Nach einigen Secunden sagte die Nichte wieder: „Basedow ist lange nicht hier gewesen; wo mag er wol stecken?" „Er wird wol sitzen und saufen", war die Antwort. Hier zwickte Basedow Gleim abermals, dieser hob das Tischtuch auf, sah unter den Tisch, und als er den großen Philanthropen darunter gewahrte, sprang er plötzlich auf und gab seiner Nichte ein paar Maulschellen.

Nach der Erzählung eines Augenzeugen, J. L. Schwarz, in den „Denkwürdigkeiten aus dem Leben eines Geschäftsmannes, Dichters und Humoristen" (Leipzig 1828), S. 211. 7.

Literarische Anzeige.

In meinem Verlage ist erschienen und durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes zu erhalten:

Abriß der Geschichte der Philosophie

von

Karl Ludwig Kannegiesser.

Eine kurze und zweckmäßige Geschichte der Philosophie halte ich für Schüler der obersten Classen eines Gymnasii sehr nützlich.

Herder.

Gr. 8. Auf gutem Druckpapier 18 Gr.

Früher erschien und wurde mit großem Beifall aufgenommen:

Matthiä (August), Lehrbuch für den ersten Unterricht in der Philosophie. Dritte, verbesserte Auflage. Gr. 8. 1833. 20 Gr.

Leipzig, im April 1837.

F. A. Brockhaus.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 119. —— 29. April 1837.

Reisebriefe aus Belgien. Mit einigen Studien zur Politik, Geschichte und Kunst. Von Joh. Wilh. Loebell.

(Beschluß aus Nr. 118.)

Die Ängstlichkeit, mit der die politischen Ansichten berührt sind, darf in einer Zeit, wie die unsere, nicht getadelt werden. Sie sind so untergeschoben, wo sie Verhältnisse und Personen berühren, daß der Verf. gewiß vor jeder Anfechtung sicher bleibt und sich doch vor sich selbst gerechtfertigt hat. Denn seine historische Politik, die sich freilich in ihrer scharfen Nuancirung mit keiner der herrschenden Parteien verträgt, ist klar genug ausgesprochen, und die bittere Wehmuth, daß sie verkannt wird, selbst von Freunden, die er für Eines Sinnes und Strebens mit sich hielt, erhält oft einen begeisterten Schwung. Nicht oft genug kann er seinen Abscheu gegen Alles, was Revolution heißt, aussprechen, und selbst wo die certi denique fines des Übermuthes und des willkürlichen Trotzes eine solche gegen das historische Recht, das sich nicht in die Umstände fügen und dem Vernunftgebote nachgeben wollte, hervorriefen, kann er es nicht billigen, daß man ihre Erinnerung feiert. Die Gründe der belgischen Revolution sieht er nicht in den Anreizungen der demokratischen Partei in Frankreich, noch auch in den Misgriffen der holländischen Regierung, sondern in der nie vermittelten und nicht zu vermittelnden Trennung der historischen Fundamente und des Geistes der in beiden, willkürlich vereinten Ländern herrscht. Um deshalb gilt ihm die Trennung für constatirt. Belgien wird und kann sich nicht zu Frankreich schlagen; denn das germanisch-eigenthümliche Princip des Landes ist überwiegend gegen die französische Richtung, die sich eigentlich nur in der Sprache der Gebildeten scheinbar documentirt. Eine Annäherung zu Deutschland, oder zu einer großen, deutschen, Schutz verleihenden Macht sei natürlich und im Wesen da. Die tüchtigen Belgier studirten eifrig das Deutsche, und das materielle Interesse hoffe viel von einem Anschluß an den deutschen Zollverband. Die sogenannte orangistische Partei sei zwar groß, ihre Sprecher hätten es indessen kein Hehl, daß nur ihre materiell-industriellen Interessen sie dabei bewegten, und sie geständen es sich selbst, daß sie keine Aussichten auf eine neue Verbindung mit Nordniederland hätten. Belgien, wenn es die Kraft nicht entwickele, selbständig zu bleiben, bedürfe des Anschlusses an eine große Macht; Holland, abgesehen von den geistigen Widersprüchen, sei dazu zu klein.

Es fehlt nicht an trefflichen Einzelheiten und Bemerkungen in dem Buche. Der Raum gestattet nur auf einige wenige hinzudeuten. Wie schlagend würdigt der loyale Verf. das Unwesen der Paßplackereien, die wir der französischen Revolution verdanken und welche die legitime Restauration leider überall adoptirt und noch verschärft hat. Alle Vernunftgründe, alle argumenta ad hominem helfen nichts gegen diesen Irrthum. Den Regierungen bieten sie nicht den geringsten Schutz; denn wer Reiche revolutionniren und Könige ermorden will, wird das kleine Verbrechen des Falsums als Zugabe nicht scheuen, und Pässe zu verfälschen ist ein Spiel, wo geschickte Betrüger um den Gewinn von ein paar Thalern täglich die kunstreich fabricirten Papiergelder nachmachen. Die Erfahrungen aller Länder sagen uns, daß bisjetzt nur der rechtliche Mann durch das Paßwesen litt, aber noch kein Nachtheil für Staaten dadurch abgewandt wurde. Ebenso unbefangen von seinen legitimen Grundsätzen weist der Verf. bei Erwähnung der frühern lütticher Revolution nach, wie gefährlich es ist in der Staatskunst, die Dinge nach starren Maximen zu beurtheilen. Das Reichskammergericht in Wetzlar drückte erst auf die Revolution der lütticher Stände das Siegel, als es den wortbrüchigen Bischof mit Waffengewalt wiedereinsetzen ließ. — Den berühmten Manneke-Piß, den ältesten Bürger von Brüssel, nennt der Verf. einen steinernen Genius; so viel uns erinnerlich und bekannt, ist er von Erz. Ein Schlossermeister hatte ihn vor einigen Jahren gestohlen, um ihn zu zerhämmern. — Es heißt sehr treffend von einer Bildersammlung:

> Die Bücher in Reihen aufgestellt, schweigen, bis man sie aufschlägt. Bilder aber, an den Wänden in guter Beleuchtung aufgehängt, sprechen fortwährend zu dem Besitzer, so oft er sie durchmustert. Sie werden nach einiger Zeit wie eine Gesellschaft lebender Menschen, an denen man zuletzt durch den langen Umgang mehr Geschmack findet, als man sollte.

Eine rühmliche Einrichtung in Brüssel ist, daß in jedem Kaffeehause täglich, ja stündlich für die Armen gesammelt wird. Welches die meiste jährliche Beisteuer liefert, erhält von der Commun einen Kranz, der wie ein Orden über der Thüre prangt. Gewöhnlich übernehmen

reiche alte Gönner das Amt des Einsammelns. Belgiens Verdienst, zuerst auf dem Continent die Eisenbahnen eingeführt zu haben, wird gebührend anerkannt. König Leopold soll selbst die Anregung dazu gegeben haben. Hier mögen wir uns nicht enthalten, eine höchst geistvolle Betrachtung des Verf. auszuheben:

Nichts ist gewöhnlicher, als große Umwälzungen in geistigen und socialen Verhältnissen, die sich auf große Erfindungen stützen, so in diesen wurzelnd zu betrachten, daß das ursächliche Verhältniß dadurch erschöpft erscheint. Es liegt diesem aber eine sehr materielle Ansicht der Geschichte zum Grunde. Die Fortschritte der Entwickelung, die aus dem innersten geistigen Leben des Menschengeschlechts hervorquellen, werden an irgend eine äußere Erscheinung geknüpft, welche ihnen gegenüber den Charakter des rein Zufälligen tragen muß. Eine genauere Betrachtung solcher Veränderungen zerstört diese Meinung. Je tiefgreifender die Folgen der Erfindung sind, je gewisser ist sie nur die materielle Form, in die sich eine vorherrschende geistige Neigung gießt, um zur Erscheinung zu kommen. Ist dieser geistige Inhalt nicht vorhanden, so bleibt die Form unverstanden und unbenutzt und wandelt aus den Händen des grübelnden Geistes, der sie, von seinem Zeitalter geistig getrennt, ersonnen, in eine Raritätenrumpelkammer. Dort würde im 10. Jahrhundert die Buchdruckerkunst ihre Stelle gefunden haben, die im 15. die Welt umgestalten half. Der Geist desselben Jahrhunderts sog in Italien aus dem von Griechenland herübergebrachten Stoffe eine Nahrung, die der ganzen europäischen Bildung einen neuen Schwung gab, während derselbe Stoff während der langen Verbindung beider Länder von den Zeiten Justinian's bis zu den Ottonen unerkannt und unbenutzt geblieben war. Lange vor Columbus waren Isländer zu den Küsten Nordamerikas gekommen; aber ihre Entdeckung hat keine andern Folgen gehabt, als daß sie die Gelehrten jetzt zu den Beweisen der Kühnheit des normannischen Unternehmungsgeistes stellen.

Alles, was der Verf. über Antwerpen sagt, eine Stadt, der man auf Schritt und Tritt historisches Leben, wie es sich im Mittelalter und nach demselben entwickelt, ansieht, und wie hier Alles sich natürlich gestaltet hat, nichts auf Befehl gemacht und emporgesproßt ist, unterschreibt Ref. aus eigner Kenntniß, auch die Entzückung über den antwerpener Dom und Rubens' Kreuzesabnahme. Auch hört er mit Dank hier die Belehrung an, was der Verf. über diesen gewaltigen Meister, den man erst hier würdigen lernt, sowie über das Verhältniß van Eyck's und Quintin Messys' sagt; aber er begreift nicht, wie der Reisende im antwerper Museum des Otto Venius auch mit keiner Sylbe gedenkt, obwol die trefflichen Stücke, die es von diesem Meister enthält, sowie der Umstand, daß Otto van Veen Rubens' Lehrer war und sein Grabstein in der Nähe des Museums gezeigt wird, wol diese Aufmerksamkeit in Anspruch nähmen. Daß es ihm mehr auf Betrachtung der Geister ankommt, welche durch tiefe Innigkeit und Eigenthümlichkeit der Anschauung eine Fraction der Weltseele bilden, ist nicht zu rügen; aber daß in Briefen aus Belgien solche bedeutende Monumente einer dagewesenen, wenn auch nur Kunstfertigkeit übergangen werden, weil sie dem Reisenden grade keinen Stoff zur Reflexion gaben, ist in einem Reisewerke nicht zu billigen. In Gent herrscht ein besonderer Sinn für die Blütenperioden der flandrischen Malerschulen. Man zählt daselbst nicht weniger als 47 Privatleute, welche im Besitze von Gemäldesammlungen sind. Auch wird die comfortable Einrichtung der Wohnhäuser dieser reichen Sammler sehr gerühmt. Das Gefangen- und Zuchthaus ist so vortrefflich eingerichtet, daß die meisten Gefangenen aus dem Erlös ihrer Arbeiten nicht nur mit einem Taschengelde versehen werden, sondern auch nach Ablauf ihrer (gewöhnlich fünfjährigen) Strafzeit ein Capital von etwa 200 Francs ausgezahlt erhalten. Das gefällt Vielen so wohl, daß sie beim Austritte gleich wieder stehlen, um nur aufs Neue hineinzukommen. Die flandrischen Städte, unter denen Brügge einst die Krone war, sind noch immer stolz darauf, sich in städtischer Besonderheit abzugrenzen. Brügge hat im heutigen Belgien den Ruf des politischen Indifferentismus.

Ein nicht geringes Verdienst des Buches ist es, daß ein Mann von den loyal-politischen Ansichten des Verf. die Vorurtheile zum Theil berichtigt, welche noch immer gegen das belgische Königreich in dem protestantischen Norddeutschland vorherrschen, und uns zu *beweisen sucht*, wie die katholische Priesterherrschaft hier keineswegs *den terroristisch verdumpfenden Charakter* trägt, dem Spanien sein unseliges Schicksal verdankt. Das durch die Revolution und die Constitution dem Staate völlig entzogene Beaufsichtigungsrecht des öffentlichen Unterrichts ist ein Quell vieler Misstände, und dies Verhältniß kann für die Länge unmöglich dauern. Mit Recht eifert der Verf. gegen diesen misverstandenen Grundsatz des Liberalismus, wiewol er einsieht, daß es kein Einfall, keine Laune war, welche diese Anordnung hervorgebracht hat. Ebenso stimmen wir seinen patriotischen Wünschen bei, daß die Annäherung des germanischen Belgiers an den stammverwandten Deutschen, welche schon im Stillen da sei, durch freiwillige Überzeugung geleitet, sich kräftige. Mit Absicht dürfte nichts geschehen, als daß der Unterricht im Hochdeutschen in früher Jugend ertheilt werde. Gute Köpfe in Belgien meinen: wenn sich jetzt Franzosen und Engländer zur deutschen Literatur hinwenden, wenn sie im Geiste derselben Schätze, werth des Hebens und des Benutzens, erblicken, so seien sie, die germanischen Belgier, noch weit mehr berufen, sich diese Vortheile anzueignen. Daß sie dabei nicht *auf halbem Wege* stehen bleiben können, schreckt sie *nicht*, *es ermuntert sie*. Von zwei Männern, die sich nicht kennen und an verschiedenen Orten, unter verschiedenen Verhältnissen leben, hörte er am Schluß von Erörterungen über diesen Gegenstand buchstäblich dieselben Worte: „Oui, l'avenir de la Belgique appartient à l'Allemagne.“ 101.

Denkwürdigkeiten aus der spanischen Revolution. Gesammelt und herausgegeben von J. B. von Pfeilschifter. Aschaffenburg, Pergay. 1836. Gr. 8. 2 Thlr.

Der Titel bezeichnet den Inhalt dieser Schrift insofern nicht genau, als Jemand verleitet werden könnte, in ihr directe Aufschlüsse über den beklagenswerthen Zustand Spaniens, der seit dem verhängnißvollen Tode Ferdinand VII. eingetreten ist, zu suchen. Alles Thatsächliche in ihr bezieht sich vielmehr auf die Lage Spaniens zur Zeit des Einbruches der kaiserlich französischen Heere und auf die Ereignisse, die seit der Rückkehr

Digitized by Google

jenes Monarchen aus langer Gefangenschaft sein Reich erschütterten und mit dem Aufstande auf der Isla de Leon und der Restauration Ferdinand's durch den Herzog von Angoulême zwei wichtige Abschnitte in der neuesten Geschichte der pyrenäischen Halbinsel bilden. Insofern nun diese Ereignisse den gegenwärtigen Zustand der Dinge in Spanien insbesondere dadurch vorbereiten halfen, daß Heerführer, Offiziere und Soldaten sich gewöhnten, einen Unterschied zwischen den Pflichten gegen die Nation und den Pflichten gegen den König zu machen, und insofern in diesen Ereignissen Männer auftraten, die jetzt einen wichtigen Einfluß auf das Schicksal ihres Vaterlandes ausüben, hat die Sammlung der Denkwürdigkeiten aus der bezeichneten Zeit außer dem historischen Interesse auch den Vortheil, daß sie den Beobachter auf den geeigneten Standpunkt zu stellen vermag, um sich einen Theil der Ursachen, die zu dem noch fortrasenden, unseligen Bürgerkriege führten, zu verdeutlichen. Ob aber der Übersetzer dieser Reihe von Denkwürdigkeiten — und wir sehen nicht ein, warum sich Hr. v. Pfeilschifter als solchen nicht gleich auf dem Titel genannt hat — den Leser theils durch die Auswahl derselben, theils durch seine Einleitungen und Anmerkungen auf den richtigen Standpunkt zu stellen bemüht war, ist eine Frage, die wir zu erörtern für Pflicht halten. Sein Ideengang ist folgender, und wir schicken, weil es bezeichnend ist, voraus, daß seine Übersetzung solcher Actenstücke, die von Anhängern der Constitution von 1812 herrühren, an sehr vielen Stellen in Folge der Wahl eigenthümlicher Wörter wie geflissentlicher Hohn klingt.

Die Geistlichkeit — wir sprechen jetzt im Sinne des Hrn. von Pfeilschifter — trägt an der unglücklichen Wendung der spanischen Angelegenheiten keine Schuld; es ist eine „absichtliche Verfälschung der Geschichte", ihr das Elend Spaniens beizumessen. Die Cortes hatten keine Befugniß, die Constitution von 1812 zu geben, die unermeßliche Mehrzahl der Nation wollte von dieser Constitution nichts wissen, sehnte sich nur nach einem unumschränkten Könige, und Ferdinand VII. handelte ebenso gerecht als weise, als er durch das Decret von Valencia sowol die besagte Verfassung als alle andern Decrete der allgemeinen und außerordentlichen, sowie der 1814 versammelten Cortes für null und nichtig erklärte und Jeden hinzurichten befahl, der es wagen würde, durch Handlungen, schriftlich oder mündlich, irgend Jemanden zur Beobachtung oder Vollziehung jener Decrete und Verfassung anzureizen oder zu verleiten. Ferdinand VII. beging aber eine unverzeihliche Unklugheit, indem er die Staatsmänner und Feldherren des Befreiungskrieges nach seiner Rückkehr auf ihren Posten beließ oder um seine Person duldete. Daß er dies that, ist die Hauptursache des Glückens der Aufstände von 1820, dieses Werkes pflichtvergessener, in der Nation isolirt dastehender Militairpersonen. Spanien wollte von ihnen nichts wissen, sondern erhob sich, um seine bisherigen Einrichtungen, seine bisherige Religion und seine bisherigen Sitten zu erhalten, wider die Revolution, gegen welche der Kampf ohne den Einmarsch der Franzosen (1823) kurz und der Sieg vollständig und bleibend gewesen wäre. Die Franzosen dagegen, weit entfernt, die Herstellung des alten Spaniens zu wollen, rückten in dieses Land vielmehr ein, um ihm die für die Nation nicht passende constitutionnelle Monarchie mit dem Zweikammernsysteme aufzubürden und Männer wie Abisbal, Ballesteros, Mina, Riego zu schützen, hinderten dadurch die Aufstellung eines heilsamen Beispiels, entzweiten die Royalisten, brachten charakterlose Leute an die Spitze der Geschäfte, beschirmten eine Masse schlechter Beamten, zwangen dem Lande die Unterhaltung einer großen Anzahl eidbrüchiger Militairs auf, machten das Volk gleichgültig oder irre, gaben den Hoffnungen der Revolutionnaire neue Nahrung und richteten dadurch ein Unheil an, das in vielen Generationen nicht wieder gut gemacht werden kann. — Der spanische Klerus schuldlos! Ja, er ist schuldlos, daß es in Spanien noch Reste von Ackerbau, Gewerbfleiß, Wissenschaft, Sittlichkeit, echter Religion gibt! Welche unverwüstliche, kerngesunde Naturkraft muß nicht in dem spanischen Volke leben, daß so zerfressende Elemente, wie verthierender Schutz der Faulheit, vernunfttödtende Pflege der Unwissenheit, entmenschlichende Förderung blutdürstigen Aberglaubens, in dem mächtigsten, reichsten und seinen Häuptern nach aufgeklärtesten Stande concentrirt, dennoch auf der pyrenäischen Halbinsel das edle Bild der Menschheit nicht völlig zu zerstören vermochten! Immer auf Seite der Gewalt, den Despotismus despotisirend, aber nicht zu des Volkes Gunsten, niemals Mittler zwischen dem Druck von oben und dem Elend unten, gleichgültig gegen das Unglück wie gegen die Ehre der Nation, regte dieser Polyp erst dann seine hunderttausend Arme, als das Schwert des Imperators ihn zu durchbohren drohte, als die Cortes seine Reichthümer gefährdeten, als die Aufklärung gegen den Aberglauben Sturm lief.

Daß die Drachenzähnesaat vor drei Jahrhunderten endlich aufgegangen ist, sollte den Hrn. Legationsrath Pfeilschifter weder in Erstaunensetzen, noch ihn gegen Diejenigen, welche auf die eiternde Wunde zeigen, in Erbitterung bringen. Und diese Cortes, die so groß in den Augen Europas dastanden, deren Muth und Standhaftigkeit die Bewunderung der ganzen Welt in Anspruch nahmen, die in sich die Souverainetät vereinigten und den Titel Majestät führten, denen die Nation den Eid der Treue geschworen und mit denen die größten Monarchen der Erde als mit ihres Gleichen unterhandelten, hätten das Recht nicht gehabt, für die Zukunft ihres Vaterlandes Fürsorge zu treffen? Wenn in einem so außerordentlichem Zustande der Dinge, wie es jener von 1808—14 war, die Vertreter einer Nation das Recht nicht besäßen, ihr Vaterland neu zu organisiren, sondern nur das zertrümmerte Alte wiederaufzurichten, dann hätten die deutschen Fürsten, diese Vertreter des Gesammtdeutschlands, nach dem Sturze der Fremdherrschaft auch nicht das Recht gehabt, einen weise berechneten, festen Bund zu gründen, sondern sie hätten, da nach dieser Supposition die Verfassung des deutschen Reiches gleich der Souverainetät Ferdinand VII. nur ruhte, einen Kaiser wählen und allen mediatisirten Reichsgliedern ihre Reichsunmittelbarkeit zurückgeben müssen. Waren aber die deutschen Fürsten in ihrem Rechte, als sie den deutschen Bund schlossen, so waren es auch die Cortes, als sie Spanien eine neue Verfassung unter Anerkennung der Regierungsrechte des Hauses Bourbon gaben. Ob diese Verfassung den Interessen des Volkes angemessen war, ob sie nicht der in Europa überhaupt unhaltbaren, vielleicht unheilbringenden Demokratie zu großen Vorschub leistete, ist eine andere Frage, die aber das Recht zu constituiren keineswegs aufhebt, zumal 1812 eine Rückkehr Ferdinand's in weitester Ferne lag. In jedem Falle war die Constitution im J. 1814 noch so wenig tief in den Gemüthern des Volkes gewurzelt und stand auf so schwachen Füßen, daß sie vor einem einzigen Federzuge Ferdinand VII., dem Decrete von Valencia, zusammenbrach. Hätte sie aber 1820, hätte sie in unsern Tagen, beide Male keineswegs zum Heile Spaniens, wiederaufleben können, wenn dieser Monarch seinem Volke Wort gehalten hätte? Hat er, wie er im Decret von Valencia feierlich versprach, mit den Abgeordneten von Spanien und der Indien verhandelt? hat er die Cortes berufen, um „mit ihnen Alles, was dem Glücke seiner Königreiche förderlich wäre, fest und gesetzlich zu ordnen"? Wollte Gott, er hätte es gethan, dann wäre ihm 1820 die Schmach erspart worden, dieselbe Verfassung zu beschwören, welche er 1814 als gemeinschädlich verworfen hatte; dann wäre das unglückliche Spanien jetzt nicht von der doppelten Geißel der Gesetzlosigkeit und des Bürgerkrieges heimgesucht. Statt in dieser Wortbrüchigkeit, in der Nichtabstellung alter Misbräuche die Quelle der nachher erfolgten Aufstände und Umwälzungen zu finden, sucht sie der Herausgeber der „Denkwürdigkeiten" vielmehr darin, daß Ferdinand VII. die Staatsmänner und Heerführer des Unabhängigkeitskrieges, zum Theil Urheber oder Anhänger der Constitution von 1812, in hohen Ämtern und wichtigen Befehlshaberstellen ließ. Wenn aber Ferdinand VII. diesen Rest von Dankbarkeit gegen Männer, denen er zu einem großen Theile

Digitized by Google

die Erhaltung seiner Krone schuldete, denen Spanien die Bewahrung der Nationalunabhängigkeit verdankte, gleich anfangs mit Füßen getreten, sie abgesetzt, verwiesen, eingekerkert hätte, und es hätten sich in dessen Folge Armee und Volk viel früher erhoben: würde er in diesem Falle nicht den Vorwurf der Unklugheit mit ungleich größerm Rechte verdient haben? Nicht darin lag die Unklugheit, daß er diesen Männern ihre Ämter und durch Siege erworbenen Befehlshaberstellen ließ; wol aber darin, daß sein Mistrauen, sein Argwohn, seine Willkür, daß Angeberei und Verletzung des Briefgeheimnisses alle Sicherheit ihrer Würden, ihrer Freiheit, ihres Lebens aufhoben. Und welche klägliche Rolle spielte Ferdinand im J. 1820, wie verführte er nicht das Volk durch seinen Eid auf die Constitution der Cortes. Ein König, und nicht verstehen n e i n zu sagen! Die Ungeschicklichkeit der Cortes, ihre ultrademokratische Tendenz, der Einfluß der hohen Geistlichkeit und die Charakterlosigkeit der Regierung machten in jenen drei Jahren eine segensreiche Regeneration Spaniens unmöglich. Der Einmarsch der Franzosen, nach Villèle's ausdrücklicher Erklärung durch Drohungen der nordischen Mächte veranlaßt, machte dem unwürdigen Gaukelspiele hauptsächlich durch Unterhandlungen mit den Heerführern der Cortesarmee ein Ende, und wir müssen dem Herausgeber der Denkwürdigkeiten beipflichten, daß sie durch ihre Einmischung in die Staatsverfassungsangelegenheiten Spaniens nur noch mehr Verwirrung in dessen ohnehin beklagenswerthe Lage brachten. Allein in zwei wesentlichen Punkten müssen wir abermals den Ansichten des Herausgebers unsere Zustimmung versagen. Der eine Punkt ist der, daß d i e Spanier, welche sich zu Gunsten des absoluten Thrones erhoben, ohne den Einmarsch der Franzosen einen vollständigen und bleibenden Sieg über die Revolution erfochten haben würden; es ist vielmehr wahrscheinlich, daß bei dem damaligen Stande der Parteien, bei den wesentlich verschiedenen Interessen des nördlichen und südlichen Spaniens schon in jener Zeit ein Bürgerkrieg, dessen Ende wie das des jetzigen nicht abzusehen gewesen wäre, ausgebrochen sein würde; wie denn auch Jeder, dem jene Zeitläufte noch gegenwärtig sind, sich erinnern wird, daß eine Partei für die Ausrufung Riego's zum Kaiser gewesen ist. Der zweite Punkt, dem wir mit ebenso großem Rechte widersprechen zu können glauben, ist der, daß die Partei der beschränkten Monarchie mit dem Zweikammersysteme, welche das französische Ministerium, namentlich Villèle, über welchen Hr. v. Pfeilschifter die Schale seines Zornes ausgießt, in Spanien hervorgerufen hätte, und das angebliche Hinneigen Ferdinand's zu Männern dieser Partei seinem Reiche die düstere Zukunft, welche in unsern Tagen zur entsetzlichen Wirklichkeit geworden ist, vorbereitet haben sollten. Wir sind vielmehr der Ansicht, daß, wenn sich Ferdinand VII. nach seiner zweiten Restauration endlich einmal zur Höhe seines Berufes erhoben, eine auf weisen Grundsätzen beruhende Provinzial- und Centralverwaltung eingeführt, mit allgemeinen und außerordentlichen Cortes über eine Spanien gemäße Verfassung endlich Rath gepflogen und sich vor Allem gehütet hätte, die Thronfolgeordnung zu erschüttern, Spanien vor den Übeln, welche dieses unglückliche Land jetzt zerrütten, dem gänzlichen Zerfall der Finanzen, Militairdisciplin und gesetzlichen Ordnung, bewahrt worden sein würde.

Nachdem wir dem Gesichtspunkt, aus welchem der Herausgeber der Denkwürdigkeiten die spanische Revolution betrachtet wissen will, widerlegt zu haben glauben, fodert die Gerechtigkeit, zu gestehen, daß in seinem Buche des Interessanten und Wissenswerthen viel geboten wird. Nur hätte der Herausgeber, welcher der Darstellung des Kreuzzuges Riego's aus der Feder des Chefs seines Generalstabes, D. Evaristo San Miguel, die Darstellung des Generals D. Jose O'Donnell, welcher die zu seiner Verfolgung ausgesandten Truppen befehligte, entgegensetzte, billig auch der Darstellung des Zustandes Spaniens im J. 1808 nach der unter Ferdinand's Augen und mit seiner Genehmigung erschienenen: „Historia de la guerra de España contra Napoleon Bonaparte", eine Relation der Gegenpartei entgegensetzen sollen. Besonders dankenswerth ist die Schilderung der Finanzen und Streitkräfte Spaniens im J. 1808 und eine Liste von 141 von Spaniern über die bezeichnete Epoche geschriebenen Werken, sowie der darin erschienenen spanischen Zeitschriften.

135.

N o t i z e n.

Der entschiedene Werth der im vorigen Jahre erschienenen Schrift von Emile Bères: „Les classes ouvrières; moyen, d'améliorer leur sort sous le rapport du bien être matériel et du perfectionnement moral", spricht sich zum Theil schon darin aus, daß diese Schrift von der französischen Akademie und überdies noch von zwei andern gelehrten Gesellschaften mit dem Preise gekrönt wurde. Die Mittel und Wege, welche der Verf., der sich gleich in der Einleitung mit Recht als entschiedenen Gegner aller barmherzigen Vereine und Hospitäler erklärt, zur Verbesserung des Zustandes der arbeitenden Classe vorschlägt, sind folgende: Seitens der Obrigkeit: Ermäßigung der Abgaben, die von den nothwendigsten Lebensbedürfnissen erhoben werden; strenge Aufsicht über den Verkauf und die Zubereitung der verkäuflichen Nahrungsmittel; Anstalten gegen die Ungesundheit der Wohnungen der niedern Classe, besonders in Manufacturstädten; möglichste Beschränkung aller für die Gesundheit der Arbeiter nachtheiligen Professionen. Nächstdem schlägt der Verf. weiter vor: öffentliche Preisvertheilungen an die geschicktesten Arbeiter, Pensionirung der im Dienst irgend einer Anstalt invalid Gewordenen; gerechte und dem Verdienst des Einzelnen angemessene Salarirung von Seiten der Fabrikherren, verbunden mit einer wohlwollenden Behandlung. Anlangend die Mittel zur sittlichen Erhebung der Arbeiter, so habe man darüber in der neuesten Zeit zwar viel raboti rt, allein im Verhältniß noch wenig geleistet. Am nothwendigsten für diesen Zweck sei, nach vorausgegangener entsprechender Schilderung, die Errichtung einer für die arbeitende Classe geeigneten Lecture, von populairen Bibliotheken, die dem gemeinen Mann erschöpfende Belehrung und Unterhaltung gewähren; auch müsse man darauf denken, überall wieder regelmäßige Volksfeste zu organisiren, damit dem leidigen Wirthshausleben gesteuert und etwas Edleres an dessen Stelle gesetzt werde u. s. w.

Die Laskaren oder indischen Matrosen sind durchgängig außerordentlich abergläubisch. Das Erste, was sie, sobald sie an Bord eines Schiffes gestiegen, vornehmen, ist, daß sie eine gewisse Anzahl Cocosnüsse opfern. Es sei gewiß, versichern sie, daß, bei Unterlassung dieser Ceremonie, ihnen ein Unglück auf der Reise begegnen werde. Durch nichts können sie bewogen werden, sich bei gewissen Mondveränderungen auf die See zu begeben. Die geringfügigste Lufterscheinung vermag sie in die größte Verwirrung zu bringen, da sie solchen Einflüssen in der Regel ein widerwärtiges Ereigniß zuzuschreiben pflegen. Sehr verbreitet unter ihnen ist der Glaube, daß Satanas zuweilen in Person die Fahrzeuge besuche; diesen stellen sie dar als eine riesenhafte Gestalt mit feuersprühenden Augen, einem ungeheuer weiten Munde und Krallen an den Händen. Sowie nun sich auf einem indischen Schiffe das Gerücht verbreitet: Satan sei am Bord, so eilt Alles mit Blitzesschnelligkeit nach dem Takelwerk, um sich vor der drohenden Gefahr in Sicherheit zu bringen.

Wie bedeutend die Zuckerconsumtion in Europa ist, ergibt nachstehende Notiz. Unser Welttheil empfängt alljährlich im Durchschnitt 565,000 große Fässer Zucker, jedes von 1000 Kilogrammen (2000 Pfund) an Gewicht. Davon liefern die britischen Antillen und die Insel Mauritius 250,000 Fässer; die französischen Antillen, Cayenne, Bourbon 75,000; Cuba und Portorico 120,000; Brasilien 70,000; andere Distrikte westlich von Europa 15,000; Indien 12,000; Cochinchina, Java, Manilla u. s. w. 23,000 Fässer.

11.

Verantwortlicher Herausgeber: H e i n r i c h B r o c k h a u s. — Druck und Verlag von F. A. B r o c k h a u s in L e i p z i g.

Digitized by Google

Blätter für literarische Unterhaltung.

Sonntag, — Nr. 120. — 30. April 1837.

Die Zeitgenossen. Ihre Schicksale, ihre Tendenzen, ihre großen Charaktere. Aus dem Englischen des E. L. Bulwer. Erste und zweite Lieferung. Stuttgart, Verlag der Classiker. 1837. 16. 8 Gr.

Wer zuversichtlich in einen schönaussehenden Apfel beißt und ihn bitter und wurmstichig findet, kann nicht häßlicher getäuscht sein, als wer mit der Hoffnung eines schönen Genusses und mannichfacher Anregung und Belehrung an die Lecture der obgenannten Schrift geht, die er bald mit Ekel und Verdruß wegwerfen wird. Der Zweck und Inhalt derselben ist in der Vorrede, nach einigen vagen und nichtssagenden Aphorismen über Poesie und Politik, dahin ausgesprochen:

Ich sann über eine Schrift, die zwar den Zweck, für den sie geschrieben ist, niemals selbst wird erfüllen können, die aber doch Viele, die für ihn arbeiten könnten, darauf aufmerksam machen wollte. (?) Ich kann nicht auf die Leute wirken, die ich liebe, das Volk aber auf die, die mit ihm umgehen. Meine Schrift sollte Alles umfassen, was den Geist unsers Jahrhunderts begreift, aber sie sollte vom Individuum, nicht von den Tendenzen anfangen. Ich hätte gern zuerst ein Kind unserer Zeit geschildert*), wie es geboren und erzogen wird . . . . Jetzt folgen Religion und Staat, Kunst und Literatur in ihrer schwebenden, vom Moment tyrannisirten Lage . . . Auch auf große Charaktere machte ich Jagd; allein die Sechszehnender sind auf unsern ausgeschossenen Revieren selten . . . . Diese Erfahrung bestimmte mich, meinem Buche eine gewisse Ausdehnung in die Zukunft zu geben, es als geschlossenen Versuch in drei Bänden zu beginnen und es beinah als Journal enden zu lassen.

Wer hat nicht nach diesen lichtvollen Bezeichnungen des Plans von diesem Buche eine vollkommen klare Anschauung des darin zu Erwartenden?

Die Capitel des ersten Heftchens sind: „Der Mensch des 19. Jahrhunderts"; „Das Jahrhundert"; „Die neue Welt". Was läßt sich nicht unter diese Rubriken hineinschieben! In der That ist auch Alles durcheinander wie Kraut und Rüben; politisch-philosophisch-ästhetisch-nationalökonomisch-philanthropisch seinsollende Sätze wimmeln wie ein Ameisenhaufen durcheinander, und wir möchten uns nicht die Mühe nehmen, dem sich vielleicht hindurchziehenden Faden nachzuspüren. Wir geben lieber ein paar Pröbchen:

Die Moral der modernen Zeit, die sich von der Religion getrennt hat, wird mehr oder weniger immer von egoistischen Principien ausgehen, weil die Selbstbestimmung die nächste Folge der Bildung war, die die Menschen unserer Zeit über ihre angeborenen Existenzen emporhebt, zugleich aber auch das Heft ihrer Zukunft für immer ihnen in die Hand gibt. Das Mittelalter hatte eine Durchschnittsmoral, die mehr in leidendem Gehorsam als activer Freiheit bestand.

Eine Prämie dürfte man Dem aussetzen, der hierin Sinn und Zusammenhang entdeckt!

Welches Europa triumphirte bei Leipzig, bei Waterloo? Das Europa vor oder nach der französischen Revolution? War Napoleon nur eine Person, d. h. der Ehrgeiz? War er eine Nation, d. h. der Übermuth? War er ein Begriff, d. h. war er die Revolution?

Also Person = Ehrgeiz; Nation = Übermuth; Begriff = Revolution! eine tiefsinnige Logik. Weiter:

Eine vage Tradition über Liebe liegt natürlich den Empfindungen des Mädchens unter, allein sie verwandelt sich nicht in ein Urtheil, in eine Vergleichung, sondern nur in das Gefühl, dereinst eine Verpflichtung haben zu müssen. Die Tradition der amoureusen Liebe spricht sich hier nur in dem Bewußtsein aus, daß man Diesen oder Jenen gern hat...

Die Ehen unsers Jahrhunderts sind weit mehr compromittirt als die der vergangenen.

Die Leichtigkeit, mit welcher der Amerikaner die subtilsten Begriffe auf (?) Geld anschlagen kann, ist unglaublich. Selbst die Imponderabilien, als da sind: Gott, Freiheit, Unsterblichkeit, selbst die Metaphysik hat für ihn ein Gewicht.

Der Idealismus der Börse beruht auf andern Grundlagen als der des Handels u. s. w.

Die Kartoffel hat sich zu diesem Verderben (in den Fabrikstädten) hinzugesellt. Denn indem sie das Einzige ist, was diese Menschen erhält, ist sie auch Dasjenige, was sie tödtet. Man weiß, wie viel Blausäure verhältnißmäßig die Kartoffel enthält, man weiß, daß sie stimulirende Kräfte hat, welche auf das Malthus'sche Schreckbild vermehrend einwirken (!!). Mit der steigenden Zahl der Kinder vermindert sich die Pflege derselben. Durch die Kartoffel werden sie geboren, durch die Kartoffel werden sie sterben. Aus den Skropheln winseln sie sich heraus, in hundert Übel, die die Folge derselben sind, hinein.

Sed ohe —

Wie? E. L. Bulwer, der geschmackvolle, feingebildete, klare Bulwer, bei dem man gewohnt ist, einen Schatz von Belehrungen und anregenden Ansichten zu finden, wäre plötzlich so heruntergekommen, daß er mit Wohlbehagen in Ekelhaftigkeiten herumwühlte? Er hätte seinen schönen und geglätteten Styl mit einem solchen Unstyl, einem solchen zwischen Trivialität und Abstraction auf- und abtaumelnden Jargon vertauscht? Er wäre einer so herzlosen Witzelei, als sie in dieser Scharteke uns anwidert, an-

*) Man hat bereits die „Confessions d'un enfant du siècle".

heimgefallen? Er ließe sich solche Ignoranzen zu Schulden kommen, daß er von „hündisch-cynischer Anstrengung" redete? Er sollte solchen bombastisch-sentimentalen Unsinn niederschreiben wie: „Herr von Malesherbes ahnte unter seinen Rosen nicht, daß einst aus seinem Blute die Rosen der Freiheit sprießen würden"? Bulwer sollte sich so elende Frivolitäten erlauben wie in der Phrase von den Imponderabilien? Er sollte seines wohlverdienten Ruhmes so überdrüßig sein, um ihn in diese Pfütze zu werfen? Nimmermehr!

Ich kann nicht blos an England denken, sondern muß die Gefälligkeit des Continents, meine Schriften zu übersetzen, dadurch ehren, daß ich sie auch für ihn einrichte. (S. x der Vorrede.)

Sollte Bulwer dies geschrieben haben? Sollte er so sehr vergessen und vergessen machen können, daß er ein Engländer ist? Was ist an der ganzen Scharteke Englisches als der Name „Lord Bubbleton", ein paar eingestreute Sir und einige aus den Zeitungen zur Noth zu erhaschende Notizen und Anspielungen? E. L. Bulwer ist nicht der Verfasser der „Zeitgenossen", und der „Verlag der Classiker" ist in seinem Rechte, wenn er das ausschließliche Verlagsrecht auf dieses Opus anspricht. Wenn wir aber behaupten, die Schrift sei nicht englisch, so wollen wir ebenso wenig sagen: sie sei deutsch. Das sei ferne!

Wir sind begierig, wie viele dupes die Scharteke machen wird. Wir sind begierig, wie weit man den Spaß treiben wird, der, um einstweilen nicht mehr zu sagen, ein sehr schlechter ist. Wenn wir uns nicht sehr irren, so erkennen wir in der Manier des Buchs die Art eines Autors, dessen Namen wenig Credit mehr hat, und der, wenn unsere Muthmaßung Grund hat, einen neuen Beweis seiner Delicatesse und Gewissenhaftigkeit gibt, indem er den Namen eines ehrenhaften Schriftstellers misbraucht, zugleich aber auch seinen Muth bewährt, indem er sich dem Risico einer wahrscheinlich nicht sehr schmeichelhaften Desavouirung aussetzt. 126.

Die Mark Brandenburg unter Kaiser Karl IV. bis zu ihrem ersten Hohenzollern'schen Regenten, oder: Die Quitzow und ihre Zeit. Erster bis dritter Theil. Mit Facsimiles. Berlin, Lüderitz. 1836. Gr. 8. 7 Thlr. 12 Gr.

Wer von unsern ältern Lesern sich noch jener einst viel bewunderten dramatisirten historischen Novellen Feßler's, jenes „Matthias Corvinus" z. B. erinnert, der hat bereits eine Vorstellung von der Art und Gestalt, in welcher der ungenannte Verf. dieses bedeutsamen Geschichtswerks seinen Stoff belebt. Nur muß er sich alle Verhältnisse edler, den geschichtlichen Theil des Gegenstandes ausgetiefter und ergründeter, die Sprache natürlicher und die Darstellung ernster und geschmackvoller denken, als dies bei Feßler der Fall ist.

Die Ergründung der Zeit, ihrer Sitte und ihrer Verhältnisse, bei Schriften dieser Art das eigentliche Ziel, hat der Verf. der „Quitzow" mit Anstrengung, mit vieler Kritik und mit wahrem, unnachlassendem Eifer verfolgt. Wir sprechen so oft von dem Mittelalter und legen ihm, ohne es zu bemerken, die Verhältnisse der neuen Zeit unter. Das Fürstenthum z. B., wie irrig fassen selbst Geschichtschreiber und Gelehrte es im deutschen Mittelalter auf? Wie oft wird aus den Augen verloren, daß der princeps, gegenüber dem Landesadel nichts war als primus inter pares? Wie oft vergessen, daß der spätere Nimbus der fürstlichen Gewalt im 14. Jahrhunderte ein Streitapfel war, der nicht dem Fürsten sondern dem Materiellmächtigern zufiel? Wie falsch wird Sitte und Bildung oft angesehen? Wie schwankt die Feder selbst berühmter Historiker zwischen dem Zuviel und Zuwenig?

Nur Werke dieser Gattung, die mit fast begeistertem Ernst eine einzelne Epoche und wenige Gegenstände, vielleicht eine einzelne Familie ins Auge fassen, mit ausdauerndem Fleiß alle Documente sammeln, die von dieser sprechen, vermögen uns das Bild des Mittelalters zu rechter und fester Anschauung zu bringen, denn in der That, die Gegenwart steht in allen ihren Verhältnissen dem römischen Alterthum viel näher als dem deutschen Mittelalter des 14. Jahrhunderts, und die Gesinnung und Denkart dieser Zeit ist uns so fremd geworden, daß es eines bedeutenden Aufschwunges der Phantasie, ja fast poetischer Intuition bedarf, um sie sich ganz zu vergegenwärtigen.

Ref. ist ein Eingeborener des Landstrichs, dessen Geschichte in diesem Werke und dessen Zustände im 14. und 15. Jahrhunderte so trefflich dargestellt werden. Er ist mehren der hier genannten Familien befreundet und verwandt, und dennoch gesteht er, daß er dieser anziehenden, reichen und gewissenhaften Arbeit erst einige Klarheit in der Vorstellung vom Mittelalter der Mark Brandenburg verdankt, und daß alle seine frühern Studien darüber eitel und ertraglos gewesen sind im Verhältniß zu der Ausbeute, die er hier gefunden hat. Schon der Umfang dieses Werks von mehr als 1500 Seiten deutet auf eine ernstgemeinte und mit Anspannung aller Kräfte begonnene Arbeit.

Im ersten Theile sind es besonders die höchsteigenthümlichen landesherrlichen Verhältnisse der Mark Brandenburg am Schlusse des 14. Jahrhunderts, die unsere Aufmerksamkeit in Anspruch nehmen. Wir sehen den guten und klugen Kaiser Karl IV. und seinen Hofhalt in Tangermünde, das er liebt, der Sache des Friedens und der Civilisation in der Mark alle seine Kräften widmen. Wir sehen ihn auf großen Landtagen es endlich geschickt dahin bringen, daß die Mark Lehen der Krone Böhmen wird, und der junge Wenzel, sein Sohn, Lehnsträger. Die Verwickelungen unter diesem und Jobst von Mähren, endlich die wunderliche Art von Souverainetät, die Friedrich, Burggraf von Nürnberg, als Pfandbesitzer und Statthalter von der Mark zugleich erlangt und nicht erlangt, dies nimmt den Vordergrund in den Bildern des ersten und zweiten Theiles ein. Zwischen ihnen lernen wir die mächtige Familie der Quitzow und ihrer Verwandten, erst als Lehnsmänner der Gans von Puttlitz, in der Ukermark und Priegnitz, dann als märkische Vasallen kennen. Muth, Mannheit und glücklicher Stolz erhoben diese Familie, unter den Brüdern Johann und Dietrich v. Quitzow, fast zu fürstlichem Rang. Sie besitzen in der Mark 24 feste Schlösser, worunter Friesack und Plaue, die für uneinnehmbar gelten, mehre Städte, wie Rathenow, Friesack, selbst Brandenburg zum Theil, und sind an Geld, Verbindungen, Dienstmannen und Knechten dem Burggrafen selbst weit überlegen. Was Wunder, daß ihr Stolz sich gegen den fremden Statthalter auflehnt und selbst nach dem Schein seines Ranges strebt? Sie, die Verbündeten der Herzöge von Pommern, der Mecklenburger und die ersten des eingeborenen Adels sollen sich dem fremden Gebote und namentlich dem Gebote des Friedens beugen, während die Fehde sie reich und mächtig gemacht hat? Nein, — wenigstens nicht ohne Kampf! Die weisen Friedensbemühungen des Burggrafen finden daher an den Quitzow und ihrem großen Anhange stete Widersacher. Nachdem von seiner Seite alle Versuche erschöpft sind, kommt es endlich zum Kriege auf Tod und Leben. An Anlaß dazu mangelt es nicht, denn die Quitzow haben wild gehaust, und viele verletzte und unterdrückte Gegner gesellen sich zu ihren Feinden. Der Mächtigste darunter ist der Erzbischof von Magdeburg, ein Waldow; viele seiner Mannen schmachten in Quitzow'schen Kerkern. Mit diesem, mit Hans von Torgau, mit dem Herrn der Wenden, mit Ritter Otto Pflug von Mei-

ßen und vielen andern Helfern verbündet sich Friedrich in einem seltsamen Vertrage zu Briezen am Empfängnißtage 1413 dahin, daß am 1. Febr. 1414 alle Schlösser der Quitzow gleichzeitig belagert und nicht eher geruht werden solle, bis sie gebrochen sind. Doch alle diese lebenden Bundesgenossen geben ihm nicht ein solches Übergewicht wie ein todter, nämlich die große Büchse (Kanone) des Landgrafen von Thüringen, die er gegen eine ansehnliche Geldsumme von diesem geborgt erhielt. Diese, und nur diese zerschmetterte den Stolz der Quitzows. Die Schilderung des vergeblichen und ohnmächtigen Ringens des Muthes und der Mannheit gegen diesen neuen und unbekannten Feind auf der Seite der Quitzow gehört zu den interessantesten Theilen des Werks. Diese gewaltige Büchse bricht erst Friesack, das Dietrich von Quitzow vertheidigt und nöthigt ihn in einem Ausfalle zur Flucht. Dann zieht sie vor die unüberwindliche Veste Plaue, wo Johann v. Quitzow ihr fast einen Monat lang widersteht. Dem schleichenden Ungeheuer erliegen auch die 14 Fuß dicken Mauern von Plaue. Johann wird im Schilf des Sees entdeckt und geräth in die Gefangenschaft des Erzbischofs von Magdeburg. Die andern Burgen, von Quitzow'schen Hauptleuten, Breberlow und Holzendorf, schlecht vertheidigt, sind schon vorher gefallen, die gewaltige Macht der Quitzow ist gebrochen, Johann gefangen, Dietrich flüchtig, erst bei Holzendorf, dann am Hofe der Herzoge von Pommern. Burggraf Friedrich ist Sieger.

Die Darstellung dieser Ereignisse gibt Gelegenheit zu den anziehendsten Sittenschilderungen. Die Belagerung der Burgen fällt grade in die Carnevalszeit 1414. Die Feierlichkeiten dieser Zeit, die Art der Belagerung, die Heereswelse, die Vertheidigung, die verschiedenen Formen der Haft, von gänzlicher körperlicher Freiheit bis zu den schaurigsten Kerkern, die sonderbaren Rechtsverhältnisse des Besitzes, meistens unter der Form des Pfandes, welche damals den Pachtbesitz vertrat, die Stellung der Frauen, der Grad der allgemeinen und besondern Bildung, Alles dies ist aufs anziehendste erläutert und von Neuem zu unserer Belehrung verwirklicht.

Friedrich verfolgt indeß seinen Sieg gegen die in die Reichsoberacht erklärten Quitzow, selbst gegen ihren Anhang. Das erste Opfer wird Holzendorf, der Dietrich v. Quitzow eine Zeit lang in Knechtsgestalt zu Grabsdorf und Naumühl verborgen hielt. Friedrich hegt ein Lehnsgericht über ihn. Die sonderbaren Formen dieser Procedur, so eigenthümlich deutsch, fordern uns auf, derselben etwas näher zu gedenken: „Friedrich hatte Hans von Torgau zum Lehnsrichter in dem Felonieproceß erwählt; dieser ernannte seine schildgeborenen Schöppen und Beisitzer, und der Ort der Dingstätte war zu Spandau angesetzt. Vor Sonnenaufgang rief die Glocke Richter und Einwohner zur Dingstätte; vor der Schloßbrücke stand ein Tisch, und zu seinen zwei Seiten je zwei Bänke, zusammen vier. An dem andern Ende stand ein ziemlich hoher Stuhl mit vergoldeten Knöpfen für den Richter; auf dem Tische lag ein weißer Stab, hinter dem Stuhle hing an einer Lanze ein Heerschild. Allmälig fand sich das Volk ein und umgab die Gerichtsstätte. Mit dem Aufgange der Sonne nahmen Alle ihre Plätze ein. Richter und Schöppen hatten Mäntel über den Schultern und erschienen unbewaffnet, mit bloßem Kopfe und ohne Handschuhe. Die Schöppen setzten sich auf die Bänke, Hans von Torgau aber auf den Stuhl, indem er vorschriftmäßig ein Bein über das andere schlug und ein grimmiges Gesicht machte, so wollte es der Gebrauch. Hans v. Torgau ergriff den weißen Stab und fragte: Ist es an der Tageszeit, daß ich meinem Herrn dies Lehnsgericht hegen möge? Einer der Schöppen antwortete: Es ist so hoch Tages, daß Ihr, wenn Ihr von Gott die Gnade und von unserm Herrn die Macht habt, ein echtes Lehnsgerichte hegen und spannen mögt. Hans: Ist der Stuhl zur Hege genugsam besetzt? Die Schöppen: Ja, wenn aber zum Rechte mehr nothwendig, soll er besser besetzt werden. Hans: So besetzt ihn besser! Dies geschieht durch die eben eintretenden Schöppen. Hans spricht nun den Bann: „Ich verbiete Zwietracht, ich verbiete Hant und Mund; ich verbiete euch Alles, was ich verbieten soll u. s. w. Ringsum trat tiefe Stille ein. Der Umstand, so hießen die Zuschauer, beobachteten das tiefste Schweigen; bisweilen jedoch wurde der Umstand selbst befragt und gab seinen Beifall durch Schlagen gegen das Heerschild zu erkennen. Hans: So weist mir denn, ob die Bank nach Lehnrecht gespannt ist. Die Schöppen: Sie ist nach Recht und Gewohnheit gespannt. Hans: Laßt den Kläger eintreten. Der Umstand öffnete eine Bahn und Burggraf Friedrich näherte sich mit seinem Vorsprach. Nach Frage und Antwort, ob er rechtlich und vollkommen komme, ob der Beklagte nach Recht geladen, worauf die Boten, Kuno v. Thümen, Witza v. Wolf und Albrecht v. Quast antworten, und nach der Frage: wie oft er bedingen und klagen müsse — dreimal nämlich — folgt nun die Anklage dreimal. Hierauf Hans v. T: Ist Werner v. Holzendorf dieser Thaten geständig? Die Schöppen: Wir Alle sind deß Zeugen. Hans: So bedarf es keiner zugezogenen Zeugen. Sucht denn, ob Werner die Treue an seinem Herrn gebrochen? Die Schöppen unterreden sich und rufen dann: Wir finden, daß Werner die Treue gebrochen, er habe denn Hülferede. Hans: So laßt uns der Hülferede warten! Man wartete nun, bis die Sonne unterging. Allein umsonst. Hierauf erhielt Friedrich eine Schrift über den ganzen Vorgang, worauf die Gerichtssitzung geschlossen war und ein Bankett folgte. Diese Procedur wiederholte sich mit geringen Abweichungen dreimal."

Inzwischen ist Dietrich im Kampfe der Neumark gegen die deutschen Ordensherren und vielen Privatfehden thätig gewesen und hat sich in der Mark oder der Oder einen furchtbaren Namen gemacht. Sein Unglück hat ihn zum Menschenhaß geführt, seine Knechte sengen und brennen. Er besitzt pfandweise ein Vorwerk ohne Burgfrieden bei Labes, und die Herzöge von Pommern unterstützen ihn bald offen, bald insgeheim. Viele Städte fallen unter sein Schwert und die Verwüstung ist grenzenlos. Noch jetzt nach 400 Jahren schallt in diesen unglücklichen Gegenden, besonders bei Nauen, sein Name in dem Fluche wieder: „Dat dy da arge Quitz!"

Die Nachricht von diesen Greueln erhält Friedrich in Konstanz, wo er dem Concilium beiwohnt. Diese ereignißreiche Episode gibt dem Verf. eine Darstellung des kostnitzer Concils ein, die ebenso neu als anziehend ist. Der Zusammenfluß von Großen an diesem Orte ist wahrhaft erstaunend. Imponirte die Kirche durch die Anwesenheit des Papstes mit 5 Patriarchen, 33 Cardinälen, 47 Erzbischöfen, 83 Weihbischöfen, 500 geistlichen Fürsten, 132 Äbten, 155 Pröpsten, 5300 geringern Geistlichen, 1800 Priestern und den Generalen aller Mönchsorden, so zeigte der weltliche Stand sich nicht minder imposant durch die Anwesenheit des Kaisers und der Kaiserin, zweier Königinnen, 5 fürstlicher Frauen, von 39 Herzogen, 32 Fürsten, 131 Grafen, 79 Freiherren, 1500 Rittern und 20,000 Edelknechten, der Gesandtschaften von 37 hohen Schulen, von 217 Doctoren der Theologie, 361 Doctoren der Rechte, 1400 Magistern und Licentiaten, der Gesandtschaften von 83 Fürsten, 62 Reichsstädten und 352 Städten. Der Papst allein hatte 1800 Personen in seinem Gefolge u. s. w.

Bei den Händeln mit Papst Johann XXIII., Balth. Cossa, die zuletzt mit seiner Absetzung enden, hat Friedrich dem Kaiser Siegmund die wesentlichsten Dienste geleistet. Er ist sein Gläubiger aus alter Zeit; ein neuer Vorschuß von 250,000 Goldgulden und sein persönliches Verdienst führt ihn endlich ans gewünschte Ziel. Er wird Kurfürst und Erbherr der Mark, jedoch auf Wiederkauf gegen 400,000 Goldgulden. Die Kurfürsten stimmen ein, die Mark huldigt.

So schließt der dritte Theil, und es scheint daher, daß wir noch einen vierten zu erwarten haben, der uns den Schluß der Lebensschicksale der Quitzow bringe.*) Diesem dritten Theile liegt eine anziehende Urkunde bei: das Facsimile eines in heftiger

*) Dieser vierte Theil ist seitdem erschienen. D. Red.

Gemüthsbewegung verfaßten Handschreibens Dietrich's v. Quitzow, im Rathsarchive zu Berlin, an den „Rath zum Berlin". Es lautet folgendermaßen: „Weset Ratmanne, alz gy screuen, dat gedebinget (vertragen) is, det ik med jw in guder fruntschap sitten schal, wat der gedebinget is, dat met ik ock wol mede; wen dat wert my kenxleye wis von Jw so geholden, alz ik gedebinget wart. Ak alz jw screuven, dat ich salver lowen gesecht hebbe, dat is nicht, ik hebbe Jw nichts nicht gesecht und kan Jw dar wol voer straffen, als me unendelke (unredliche) lüde straffen schal, by dy unendelke dink screuen; wen kunde ik des Juwen wol vele kriegen, det welde ik met Eren wol beholden. Dyderik uan Quichow."

Dem Verdienste des Verf. dieses Werkes des Fleißes, der Einsicht und der Vorliebe erkennen wir den wohlverdienten Preis zu. Wir kennen keine Schrift, die eine ähnliche Aufgabe so schön löste als die seine. Hier ist wahrhafter Parallelismus von Belehrung und Unterhaltung, und beide werthvoll und dankbar zu empfangen. Das Buch ist stark, aber es erreicht auch Viel und Wesentliches, es gibt uns ein vollständiges, licht- und schattenreiches Bild von dem politischen und sittlichen Zustande Norddeutschlands im Beginne des 15. Jahrhunderts. Es wird sich lange in Achtung erhalten. Die einzige Misbilligung, die wir aussprechen möchten, bezieht sich auf die Behandlung der Dialoge, die uns nicht würdig genug scheint und sprachlich zu wünschen übrig läßt. In der Erzählung ist die Diction rein und gut, und auch der zu Anfang eingewebte Roman hat allen Anspruch auf unsern Beifall, wiewol er gegen die historische Bedeutung des Werks fast ganz verschwindet. 21.

Notizen.

Unter der Regierung der Elisabeth und Jakob I. war das Würfelspiel in England ein allgemein verbreitetes Laster. Georg Whetstone schildert in seinem 1586 erschienenen „Enemy to unthristiness" die Würfeltische als Erfindung und Tempel des höllischen Satan und behauptet, es seien solcher Tempel mehr in London als Kirchen zur Verehrung Gottes. Um das Verführerische und Bezaubernde dieses Spiels zu bezeichnen, legt er einen Erzspieler die Worte in den Mund: die ersten Würfel seien aus den Knochen einer Hexe und die ersten Karten aus ihrer Haut verfertigt worden, und seit dieser Zeit übten diese Spiele eine verzaubernde Wirkung aus.

Vor dem Zuchtpoliceigerichte zu Paris stand vor Kurzem ein armer Teufel, Namens Mercier, der unlängst erst aus Bicêtre entlassen worden, wo er unter der Abtheilung der Närrischen seine Stelle eingenommen hatte, und für den es, wie sich aus seinem Benehmen schließen ließ, vielleicht gut gewesen wäre, wenn man ihn wieder dorthin zurückgebracht hätte. Dieser arme Teufel wird beschuldigt, eine Weste entwendet zu haben, und er selbst gesteht auch diesen Diebstahl ein. „Es war kalt", führt er zu seiner Entschuldigung an, „ich hatte weder Schuh noch Hemd und seit 20 Stunden nichts gegessen." Der Präsident fragt den Kläger, ob sich nicht in der gestohlenen Weste Geld befunden habe. „Ei wol", erwidert der Kläger, „es befanden sich darin 45 Francs und diese hat mir Mercier ehrlicherweise wiedergebracht, fünf Minuten nachdem er mir die Weste entwendet hatte." Im Betracht dieser großen Ehrlichkeit bei aller Unehrlichkeit würde das Gericht den Beklagten vielleicht haben laufen lassen, wenn derselbe nicht bereits zweimal wegen Diebstahls bestraft gewesen wäre. Deshalb wurde ihm, als Minimum der Strafe, ein Monat Gefängniß zuerkannt, ein Urtheil, wobei er wenigstens so viel gewinnen wird, daß er in einigermaßen hergestellter Kleidung seinen Strafort verlassen kann.

Eine der schrecklichsten Plagen des nördlichen Afrikas sind die Ratten, die dort beinahe noch grausamer sind als die Menschen, und gegen welche die Ratten unsers Welttheils noch als die höflichsten und civilisirtesten Bestien von der Welt gelten können. In Ägypten werden die schimpflichsten Namen, die sich nur in der Sprache vorfinden, den Ratten beigelegt, und es gibt ein unter den Arabern sehr übliches Sprichwort, welches lautet: „Besser die Ungerechtigkeit der Katze, als die Gerechtigkeit der Ratten." Es ist in Afrika, laut den Berichten der ältern wie der neuesten Reisenden nichts Seltenes, daß ganze Familien von den Ratten und Mäusen aus ihren Wohnungen vertrieben werden. 11.

Bibliographie.

Alexander Graf von Württemberg. Gedichte. Gr. 12. Stuttgart, Brodhag. 1 Thlr. 8 Gr.

Bärensprung, H. W., Versuch einer Geschichte des Theaters in Meckenburg-Schwerin. Von den ersten Spuren theatralischer Vorstellungen bis zum Jahre 1835. 8. Schwerin, Stiller. 1 Thlr. 12 Gr.

Bartels, F., Otto von Falkenau, oder der Christ und der Muhametaner. Eine Erzählung aus den Zeiten der Kreuzzüge. 8. Wesel, Klönne. 1 Thlr.

Beiträge zur Länder- und Völkerkunde. Herausgegeben von B. Jacobi. 1ster, 2ter, 3ter Band. — Auch u. d. T.: Abenteuer auf einer Reise nach Indien über Ägypten, das heilige Land und Syrien. Vom Major Skinner im 31sten Regiment. Aus dem Englischen von B. Jacobi. 3 Bände. 8. Leipzig, Fischer. 3 Thlr. 12 Gr.

Beiträge zur Reformationsgeschichte. Sammlung ungedruckter Briefe des Reuchlin, Beza und Bullinger nebst einem Anhange zur Geschichte der Jesuiten. Aus den handschriftlichen Schätzen der Königlichen Bibliothek zu Berlin mit Einleitungen und Anmerkungen herausgegeben von *G. Friedlaender*. Gr. 8. Berlin, Enslin'sche Buchh. 1 Thlr. 12 Gr.

Bibliothek klassischer Schriftsteller Nordamerikas. 1ster, 2ter Band. — Auch u. d. T.: James Paulding's Amerikanische Romane. 1ster, 2ter Band. Wohlauf, nach Westen! 2 Theile. — 16. Frankfurt a. M., Sauerländer. 18 Gr.

Ellendorf, J., Der heilige Bernhard von Clairvaux und die Hierarchie seiner Zeit. Gr. 8. Essen, Bädeker. 1 Thlr. 4 Gr.

Hoffmann von Fallersleben. Gedichte. Neue Sammlung. 8. Breslau, Aderholz. 16 Gr.

Kerning, J. B., Der Student. Aus den früheren Manuscripten 2c. 8. Stuttgart, Brodhag. 12 Gr.

Nieritz, G., Der Abenteurer wider Willen. Eine Erzählung aus unserer Zeit. In 2 Theilen. 8. Königsberg i. d. N., Windolff u. Striese. 2 Thlr. 18 Gr.

Russische Novellen und Skizzen. Übertragen durch A. von Seebach. Gr. 12. Leipzig, Fischer. 1 Thlr. 12 Gr.

Simonde von Sismondi, J. C. L., Forschungen über die Verfassungen der freien Völker. Übersetzt und mit Anmerkungen begleitet von A. Schäfer. Gr. 8. Frankfurt a. M., Küchler. 2 Thlr.

Soltyk, R., Napoleon im Jahre 1812 oder historisch-militairische Darstellung des Feldzugs in Rußland. Aus dem Französischen übersetzt und mit historischen und kritischen Anmerkungen versehen von L. Bischoff. 1ste Lief. Mit 1 Operationskarte. Gr. 8. Wesel, Klönne. 8 Gr.

Der Spießgesell. Aus dem Englischen. 3 Bände. 8. Leipzig, Fischer. 3 Thlr. 12 Gr.

Geschichtliche Übersicht der Slavischen Sprache in ihren verschiedenen Mundarten und der slavischen Literatur. Für das deutsche Publicum bearbeitet und herausgegeben von E. v. D. Gr. 8. Leipzig, Barth. 1 Thlr. 9 Gr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Montag, — Nr. 121. — 1. Mai 1837.

Zur Nachricht.

Von dieser Zeitschrift erscheint außer den Beilagen täglich eine Nummer und ist der Preis für den Jahrgang 12 Thlr. Alle Buchhandlungen in und außer Deutschland nehmen Bestellung darauf an; ebenso alle Postämter, die sich an die königl. sächsische Zeitungsexpedition in Leipzig oder das königl. preußische Grenzpostamt in Halle wenden. Die Versendung findet wöchentlich zweimal, Dienstags und Freitags, aber auch in Monatsheften statt.

Hofleben und Hofsitten aus dem ersten Drittel des 18. Jahrhunderts. Nach Schlosser.*)

Kenntniß der Geschichte kann uns unzufrieden machen oder zufrieden; jenes, wenn frühere Zeiten die unsern überstrahlen, dieses, wenn es einst nicht besser oder gar schlechter gewesen als in der eignen Zeit. Das erste Drittel des 18. Jahrhunderts liegt jetzt grade 100 Jahre hinter uns, darum wäre es wol mit der Gegenwart zu vergleichen für Betrübniß oder Freude.

In Frankreich herrschte damals die große Verdorbenheit des Hofs und der höhern Stände, welche der Revolution entgegenführte, auf das übrige Festland von Europa wirkten französische Sitte und Lebensweise; nur erscheint dabei ein Rest von Roheit, der dem feinern Franzosenthum sich unterordnete, ihm nachstrebte, aber sich selbst nicht zu überwinden verstand. An Zar Peter I. kraftvollem, das wilde Leben zu äußern Bedingungen eines gezähmten Daseins hinlenkenden Regimente war dies am auffallendsten, doch allenthalben bemerklich in dem geschmacklos Prächtigen, man möchte sagen massenhaft Üppigen und Ausschweifenden der Lebensart.

Allgemein galt die Voraussetzung, ein Staat sei vorhanden für Wohlleben und Glanz des Beherrschers wie seiner Umgebungen, müsse die Mittel dazu liefern, das Volk habe gegen Bedürfnisse der Hofhaltung keine Rechte sondern nur Pflichten und solle mit stillem Entzücken aus größerer Nähe oder Ferne die irdische Herrlichkeit anstaunen, weswegen Hofbiographen wie Faßmann in Sachsen durch lobende Beschreibungen Thorheit als Tugend, und Unverstand als Weisheit priesen. Nur insgeheim mochten einige Große die Erbärmlichkeit des Treibens einsehen und verachten, was sich in vielen französischen Denkwürdigkeiten, besonders stark in denen der Prinzessin von Preußen über ihren Vater und ihre Familie kund gibt.

Während Jammer und Armuth in Sachsen zunahmen, vermehrte König August den Glanz seines Hofes, Feste und Aufzüge, Günstlinge, Maitressen und natürliche Kinder. Nachdem die Polen sich losgesagt, mußte Sachsen allein die Kosten des Heers und besonders der adeligen Garde tragen. Erlaubte und unerlaubte Mittel wurden angewandt, Geld zu machen; die gutwilligen Stände übernahmen eine Million Schulden nach der andern, bewilligten nach hergebrachter Weise immer neue Schocke, Groschen und Quatember, errichteten Lotterien, beschlossen Vermögensteuer, sie ließen für den Carneval des Königs und des Barons Flemming selbst von Fabrikbedürfnissen Abgabe zahlen, sie gewährten im Frieden ordentliche und außerordentliche Kriegssteuer; dennoch gab es alle Jahre neue Schulden. Verpfändet waren das Amt Borna an Sachsen-Gotha, Gräfenhayn an die Fürstin von Dessau, der sächsische Antheil von Mansfeld an Hanover, das Amt Pforta an Sachsen-Weimar — die Summen reichten kaum für Ein Carneval, das nächste mußte aber noch glänzender sein als das vorige. Der Erbe des protestantischen Landes war schon 1711 zur römischen Religion übergetreten; erst jahrelang hernach machte der König dies bekannt, brauchte Geld zur Vermählung des Kurprinzen mit einer östreichischen Prinzessin, suchte seine Landstände wegen der Religion zu beruhigen, und der Hofgeschichtschreiber Faßmann berichtet wohlgefällig:

> Die Herren Landstände, wenn sie anders Belieben gehabt, hätten etliche Wochen die meisten Abende in die Redouten bei Hofe gehen, auch Opern und Komödien besuchen können; Se. kön. Majestät wären so prächtig maskirt gewesen, daß die Juwelen, welche sie auf dero Leib gehabt, auf mehre Millionen geschätzt worden.

*) Diese ins Engere gezogene Darstellung, für sich nicht ohne Belehrung, kann unsern Lesern zur Probe dienen von dem reichen Inhalte des Werks, woraus sie genommen:
Geschichte des 18. Jahrhunderts und des 19. bis zum Sturz des französischen Kaiserreichs. Mit besonderer Rücksicht auf geistige Bildung. Von F. C. Schlosser. Erster Band. Das 18. Jahrhundert bis zum belgrader Frieden. Heidelberg, Mohr. 1836. Gr. 8. 3 Thlr. 8 Gr.

Unmittelbar darauf empfängt August mit allen Weibern und Junkern den türkischen Gesandten in der polnischen Stadt Reußen.

Ihro Majestät saßen auf dem Throne in einem Kleide von gerissenem violetfarbenen Sammt, mit diamantenen Knöpfen, welche ohne den Degen und andern dazu gehörigen Schmuck auf eine Million Thaler geschätzt wurden.

Achtundsiebenzig Druckseiten füllt die Beschreibung der Feste bei Vermählung des Kurprinzen; daraus leuchte hervor, sagt Faßmann, „der hohe Verstand und herrliche Gout Sr. Majestät des Königs". Im Monat September werden italienische, französische Opern und Komödien gegeben, dann Kampfjagen mit Feuerwerk, Turniere zu Roß und zu Fuß, Carrousel und Ringrennen, Türken- und andere Aufzüge, Nachtrennen, Wasserjagd, Jahrmarkt mit maskirten Nationaltrachten, Damen- und Bergbauerfest: Ergötzlichkeiten des Adels und des zuschauenden Pöbels. Gleichzeitig herrschte Hungersnoth im Lande, besonders im Erzgebirge, wo das Brot an manchen Orten ganz mangelte; das Getreide, welches nicht der Regent, sondern die Landschaft im Gothaischen aufkaufen ließ, ward Gegenstand des Wuchers. Der Festbeschreiber selbst gesteht: „Da die Sache durch Judenhände gegangen, sei die Frage, ob der Preis des Getreides der Armuth zu statten gekommen." *)

Im nächsten Jahre, 1725, „wurden vom 7. Jan. bis 13. Febr. Carnevalslustbarkeiten gehalten, so die vorigen alle übertroffen". Ferner:

Der Graf von Friesen heirathete die ältere Comtesse Cosel, die natürliche Tochter des Königs; der König kam deshalb nach Pillnitz, versammelte einige Regimenter Sachsen und den ganzen Hofstaat, und es wurden solche Lustbarkeiten angestellt, dergleichen wol, weil die Welt steht, bei einem gräflichen Beilager nicht gesehen worden.

Alljährig kehrte dergleichen wieder, um 1749 betrugen blos die Preise der Hoflotterie für Damen 60,000 Thaler.

Das russische Reich war von den chinesischen Grenzen und den persischen Gebirgen bis zum Eismeere erweitert, Peter I. blieb unverändert roh, erlaubte sich in Preußen öffentlich am Hofe mit seiner Nichte, der Herzogin von Mecklenburg, niedrige Gemeinheiten. Seine Gemahlin, weder schön, noch gebildet, noch besonders gewandt — wiewol man ihr dies nachgerühmt —, mochte für Übergang zu Hofsitten und Luxus sorgen, er selbst blieb einfach, ganz dem unmittelbar Nützlichen zugewendet. Eine gewaltsame Verdrängung barbarischer asiatischer Lebensweise durch künstlich europäische bewirkte sonderbare Gegensätze am Hofe, im Leben, Umgange, in Festen, Kleidung, Sitten und Sprache. Peter war über die Wahl der Mittel nicht bedenklich, ihm fehlte der Begriff einer sittlichen Ordnung; die Hinrichtung seines Sohnes erster Ehe, die grausame Behandlung und Gefangenschaft der verstoßenen Mutter dieses Sohnes, die unmenschliche Bestrafung der Freunde desselben galten ihm als Mittel der Civilisation; er fürchtete zugleich den Untergang seiner Schöpfungen. Gleich andern Gepriesenen, blos Macht Schätzenden, Suchenden, Gebrauchenden, liebte er eine eigne Art der Policei, pflegte bei Trinkgelagen nach unmäßigem Genuß schlechten Branntweins, wozu er seine Diener zwang, diese auszukundschaften. Sein roher, sehr verständlicher Witz verfolgte Dinge, die er nicht leiden konnte oder Andern verleiden wollte; er feierte ein lächerliches Begräbniß seines Zwergs, eine Hochzeit seines Hofnarren Sotof, den er zum Patriarchen und hernach zum Papst machte; verspottete Rom und die Cardinäle zu einer Zeit, als man absichtlich das Gerücht verbreitete, er stehe mit dem Papste in Unterhandlung und wolle keinen griechischen Patriarchen mehr.

Drei deutsche Hofleute, der mecklenburgische Gesandte Weber *); der holsteinische Gesandte Bassewitz **), der holsteinische Oberkammerherr von Bergholz ***), geben uns über die Lebensweise des damaligen russischen Hofes ausführliche Berichte. Man fand am Schluß der kaiserlichen Mittagstafel den ganzen Hof auf der Erde liegend; bei Trinkgelagen zwang Peter seine Umgebungen, selbst Prinzen und sämmtliche Frauen, zum unmäßigen Trinken. Bassewitz meldet, Katharina habe seit ihrem Besuche in Preußen sich die äußern Formen höhern Standes ziemlich angeeignet; allein er ist parteiisch und muß einräumen, wenn auch die deutschen Sitten vorgeherrscht, wären die russischen gleichwol geblieben. Peter selbst wollte Gewerbe, Lebensweise der Holländer und Deutschen, politische Macht zur See und zu Lande, nützliche Künste, kein Silbergeschirr, keine Kammerherren, Kammerjunker, Pagen; der jährliche Aufwand seines Hofes betrug (laut Münnich) kaum 60,000 Rubel. Zehn bis zwölf junge Leute von guter Familie, Dentschicks genannt, ebenso viel Grenadiere der Leibwache bildeten die Umgebung des Hofs, nirgend sah man Bedientenkleidung oder Stickerei. Sechzehn Rangclassen des Reichs richteten sich nach dem wirklichen Dienste, auch die Söhne der größten Herren, heißt es in der Verordnung, könnten zwar am Hofe erscheinen, hätten aber vor wirklichen Diensten keinen Rang. Jene großfürstlichen Gewänder alter Zeit mit Diamanten, Perlen, Rubinen, Smaragden von ungewöhnlicher Größe legte Peter nie an, seine Hauskleidung war von grober Leinwand, angemessen für Zimmermannsarbeiten, für Verrichtungen auf dem Schiffe, seine Messer und Gabeln hatten hölzerne Stiele. Ihn selbst darf man nicht freigebig und großmüthig, nicht habsüchtig und geizig nennen; sein Freund und Gehülfe Menzikoff dagegen war eitel, geizig und habgierig, wurde, wenn man ihn ertappte, mit andern vornehmen Gaunern und Betrügern gleich einem Hunde gezüchtigt. Hinrichtungen, Verstümmelungen, Knutenhiebe gab es täglich an diesem Hofe; der thierischen Wildheit und dem Mangel an Ehrgefühl traten Unmenschlichkeit und willkürliche Strenge entgegen, sie konnten einschüchtern, nicht neu beseelen.

Wurden denn die Gestraften gebessert, oder spiegelten sich die Nachfolger an ihrem Schicksal? Kaum hatte Peter seinen Menzikoff halbtodt geprügelt, als er sogleich von ihm neue schändliche Bedrückungen erfuhr und ihm einen Theil des Raubes entriß. Dieser Mann erschien dennoch unter Russen als der einzig Fähige, des Kai-

*) Leben Friderici Augusti Königs in Polen u. s. w., S. 845.

*) Verändertes Rußland (1738).

**) Denkwürdigkeiten u. s. w.

***) Tagebuch.

sers Plane zu fassen und auszuführen. Menzikoff konnte kaum lesen und schreiben, aber besaß Lebensverstand; Peter ertrug darum alle seine Fehler, hatte Niemanden zum Ersatz. Der rechtskundige, in Schreibstuben bewanderte Jagusinsky ersetzte ihn schlecht, als er vom Zaren aus Verdruß über Menzikoff zum Präsidenten des Senats in Petersburg ernannt wurde. Wie Peter wegen Brauchbarkeit die rohesten Vergehungen übersah, erzählt Villebois, der es an sich selbst erfahren. Dieser nämlich übte im Trunke an der Kaiserin Katharina unerhörte Gewaltthat, ward zur Kettenstrafe und Zwangsarbeit verurtheilt; nach zwei Jahren ist er wiedereingesetzt in alle Stellen, denn er verstand den Seedienst. Kaiserlichen Launen und Einfällen mußten sich alle Umgebungen fügen; einst mußte die ganze bewirthete Hofgesellschaft nach der Tafel durch Umhauen einer Reihe misfälliger Bäume sich nüchtern arbeiten, sogar sollten die fremden Gesandten einst bei gräßlicher Hinrichtung der Strelitzen selbst Hand anlegen. Dies waren nämlich die empörten Leibwachen vor dem Anfange des nordischen Krieges; Peter ließ 2000 aufknüpfen, dann 5000 enthaupten, er selber führte das Schwert bei einem Hundert. Seine Schwester Sophia, die zum Aufstande geholfen, sah in ihrem Kerker, der nur durch ein einziges Gitterfenster Licht erhielt, diesem Fenster gegenüber die Häupter der Verschwornen an der Stadtmauer hingereiht, und dies bis an ihren Tod (1704). Jährlich, monatlich ereigneten sich Gewaltthaten; man gedenke nur des unglücklichen Alexis, seiner Mutter, seiner Freunde und Verwandten.

(Die Fortsetzung folgt.)

Correspondenznachrichten.

Paris, 8. April 1837.

In den letzten Tagen war uns neben der Ausstellung ein ähnlicher, aber in seiner Art doch einziger Kunstgenuß gewährt. Jedenfalls wissen auch deutsche Kunstkenner und Kunstfreunde schon längst, daß in diesen Tagen die ausgezeichnete Sammlung von Meisterstücken aus der niederländischen Schule, welche als Eigenthum der Herzogin von Berri die Galerie des Elysée Bourbon bildeten, öffentlich an die Meistbietenden versteigert werden würde. Es wäre wol zu wünschen gewesen, daß diese kostbare Sammlung, welche ihres Gleichen nicht hat, vereint geblieben wäre, um allen Verehrern der Kunst zum Genuß und Studium des Vortrefflichsten zu dienen, was jene Schule je geleistet hat. Versuche dazu sind von Denen, welche mit ihrer Veräußerung beauftragt waren, allerdings gemacht worden. Die ganze Sammlung soll zu diesem Zwecke schon in England gewesen sein; allein die dort darauf gethanen Gebote scheinen mit den Summen, welche man durch die Versteigerung zu gewinnen hoffen konnte, doch in keinem Verhältnisse gestanden zu haben. Seit mehren Wochen war die Sammlung in dem Hotel Galliffet, einem der Paläste des alten Adels des Faubourg St.-Germain ausgestellt. Man bekam durch besondere Einlaßkarten Zutritt. Nur während der vier letzten Tage vor der Versteigerung wurde das größere Publicum zugelassen. Dort wurde auch der raisonnirende Katalog verkauft, welcher, so viel er auch zu wünschen übrig läßt, wenigstens für die äußere Kunstgeschichte immer einige Wichtigkeit behalten wird.*) Ich habe die Sammlung mehre Male und immer mit neuem Vergnügen, mit erhöheterem Genusse besucht. Dieser Genuß ist z. B. ein ganz anderer als der, welchen der Besuch der Ausstellung gewährt. Die Gründe dieses Unterschiedes könnte man am Ende wol leicht herzählen; aber es würde doch zuletzt noch etwas übrig bleiben, was man nicht beschreiben, nicht mit Worten sagen, wovon man sich selbst nicht Rechenschaft geben könnte. Es ist die geistige Freude an dem in sich Vollendeten, welche uns selbst gleichsam auf eine höhere Stufe, in eine andere Sphäre erhebt. Von dieser Freude empfindet man aber auch so viel wie nichts, wenn man jetzt durch die unabsehbaren Galerien des Louvre geht, wo von den Tausenden von Gemälden immer hundert den günstigen Eindruck wieder zerstören, welchen ein ausgezeichneteres Werk vielleicht zu machen im Stande wäre. Doch hiervon später. Jetzt noch ein Wort über die Sammlung im Hotel Galliffet.

Der Zahl nach ist sie grade nicht sehr umfassend. Sie besteht im Ganzen aus 97 Nummern. Um aber von ihrem innern Werthe nur einen kleinen Begriff zu geben, genügt es schon, an die Hauptstücke derselben zu erinnern. Fast alle der ausgezeichnetsten Meister jener Schule sind durch einige der vortrefflichsten und berühmtesten ihrer Werke repräsentirt. Unter den sechs Teniers befinden sich z. B. der berühmte Jahrmarkt von Gent, wo man mitten unter einer bunten Volksmenge den Künstler selbst mit seiner Gemahlin und seinem Lieblingszöglinge, Absoven, in eleganter Kleidung umherwandeln sieht; ferner das Schinkenfrühstück, welches schon vor 35 Jahren, als die Sammlung Robet verkauft wurde, mit mehr als 30,000 Francs bezahlt ward; ferner der Mann im weißen Hembe, ein in der Sprache der Kunstgeschichte einmal geltender, wenn auch etwas sonderbarer Name für eins der ausgezeichnetsten Kunstwerke dieses großen Meisters. Es ist eine jener Rauchscenen in einer Dorfschenke, welche Teniers auf so verschiedene Weise, so mannichfaltig und doch immer wieder mit so viel Leben, mit derselben Wahrheit darzustellen wußte. Ein Seitenstück dazu ist das ebenfalls in dieser Sammlung befindliche Gemälde, welches unter dem Namen: der Raucher bekannt ist. Die beiden andern noch gegenwärtigen Stücke Teniers' sind eine Dorfkirmse und ein Concert im Freien. Auch von Teniers' Vater ist ein kleines Bild dabei, welches gleichfalls eine Dorfkirmesscene vorstellt. Es ist vielleicht weniger an sich, als deshalb merkwürdig, weil es eins der Gemälde ist, mit welchem Hacquin, zu seiner Zeit als rentoileur berühmt, den Versuch machte, die ganze Farbenschicht eines Gemäldes von der alten Leinwand abzulösen und sie auf eine neue zu übertragen. Der Versuch gelang ihm vollkommen; allein später hat dieses Gemälde, angeblich bei Gelegenheit eines Transports, einen bedeutenden Riß bekommen.

Weniger zahlreich ist Adrian Ostade repräsentirt. Von ihm ist ein einziges Gemälde vorhanden, welches jedoch ohne Zweifel zu seinen besten Werken gehört. Es ist ein Bauerntanz, wegen dessen glücklicher Ausführung im Genre des Grotesken man vielleicht auf Ostade anwenden könnte, was David einmal von Teniers sagte: „Il s'élève jusqu' au sublime dans le contraire parfait des statues antiques." Zwei gleich werthvolle Bilder, der Ausgang eines Dorfes mit einer Menge belebender Gruppen und das Innere einer Dorfschenke in Flandern, vertreten den Geist und das Genie von Isaak Ostade.

Am reichsten war dagegen in der Galerie des Elysée Bourbon Wouverman mit acht seiner anerkannt vortrefflichsten Werke bedacht. Unter diesen leuchtet vorzüglich wieder das schon ziemlich große Gemälde (30 Zoll Höhe und 32 Zoll Breite): der Roßmarkt hervor. Eine schönere und natürlichere Gruppirung der edelsten Pferdegestalten, untermischt mit einer Menge Scenen geschäftiger Menschen voll Kraft, Lebendigkeit und Wahrheit, und dies Alles gehoben durch eine glänzendheitere Landschaft, dürfte wol kaum möglich sein, zumal wenn man sich hierzu nun noch die Harmonie der Composition und die Pracht des Colorits denkt, welche Wouverman so sehr aus-

*) Eben deshalb geben wir hier den Titel: „Catalogue descriptif des tableaux de l'école hollandaise, flamande et française, provenant de l'ancienne galerie du palais de l'Elysée, par *Ch. Paillet*, commissaire-expert honoraire du Musée royal" (Paris 1837).

zeichnen. Auch hat man grade dieses Werk immer für das eigentliche Meisterstück Wouverman's gehalten. Ihm würdig zur Seite und fast auf gleicher Linie, wenn man namentlich den Umfang weniger mit in Anschlag bringt, stehen seine übrigen Gemälde in dieser Sammlung. Nach unserer Meinung würden wir sie dem Werthe nach etwa in folgende Reihenfolge stellen: 1) Der Reiterangriff; 2) der Trompeter; 3) der Halt vor der Landschenke; 4) die größere, 5) die kleinere Abreise zur Falkenjagd (diese 7 Zoll Höhe und 9 Zoll Breite; jene 21 Zoll Höhe und 25 Zoll Breite); 6) die Rückkehr vom Markte, und 7) die Parforcejagd. Dieses letzte Bild, obgleich der Ausdehnung nach das größte (48 Zoll Höhe und gegen 60 Zoll Breite), und im Ganzen von gleich vollendeter Ausführung, möchten wir jenen nachsetzen, weil Wouverman überhaupt in der Darstellung der übrigen Thierwelt nicht zu der Vollendung gelangt war wie in der Darstellung des Pferdes; und diese schwächere Seite eines so ausgezeichneten Talentes tritt natürlich bei größern Dimensionen, wie sie in dem vorliegenden Gemälde sind, nur um so mehr hervor. Es ist darin eine gewisse Disharmonie, nicht der Composition, aber der Ausführung der einzelnen Theile; weder die Hunde noch der Hirsch kommen den Pferden gleich. Überhaupt scheint Wouverman in Compositionen von größerm Maßstabe weniger glücklich gewesen zu sein.

Nach Wouverman nennen wir zunächst zwei Bilder von Hugtenburgh und van der Meulen, in welchen gleichfalls ein fleißiges Studium des Pferdes vorherrscht. Das des Erstern ist ein Reiterangriff, welcher ein wirklich vorgefallenes Gefecht vorstellen und auf Befehl und nach den dazu gelieferten Materialien des Prinzen Eugen gemalt worden sein soll. Das des Letztern ist ein Reiterüberfall in einer Bergschlucht. Den Übergang zu den eigentlichen Landschaftsmalern bilden dann die übrigen Thiermaler, unter denen natürlich Paul Potter mit seinen Viehstücken der erste Platz gebührt. Von ihm befinden sich drei seiner ausgezeichnetsten Werke in der Sammlung: ein Pferdestück, auf welchem drei Pferde an einer Tränke die Hauptsache sind, und zwei Rindviehstücke, beides Weidescenen von unbeschreiblicher Schönheit. Ihm zur Seite, aber nicht auf gleicher Linie stehen Adam Pynacker mit einer großen Landschaft, in welcher eine einen Hund angreifende Kuh den Vordergrund einnimmt; dann Karl Dujardin mit zwei durch Thiergruppen belebten Landschaften, im Katalog unter den Namen: Le muletier und Le moulin, aufgeführt; ferner eine Waldpartie mit kleinerm Viehe, von Adrian van der Velde, dann desselben Prachtstück, Mercur und Argus, auf dem die Thiere auch die Hauptsache sind, und endlich van der Does mit einer unbedeutenden, aber doch recht niedlichen Hirtenscene, bei welcher Ziegen und Schafe am meisten hervortreten.

Ungemein reich ist die Sammlung in dem Fache der Landschaften im engern Sinne versehen. Obenan steht jedenfalls Hobbema mit einer großen Waldpartie, welcher die Seltenheit seiner Werke noch einen ganz besondern Werth gibt; dann folgen Johann Both mit zwei italienischen Landschaften; Nikolaus Berghem mit einer Ansicht des Hafens von Genua in bedeutender Dimension, und zwei kleinern italienischen Landschaften, wovon sich die eine auch als Thierstück, die andere durch die Abendbeleuchtung auszeichnet. Von Jakob Ruysdael sind drei Bilder, und von Salomon Ruysdael ist ein Bild vorhanden. Es finden sich ferner in der Sammlung ein ausgezeichneter Moucheron, das Innere eines Parkes; ein Asselyn, Landschaft mit Ruinen; vier Johann Wynants, zu denen Adrian van der Velde die Figuren gemalt hat; desgleichen sind von Adrian van der Velde die Figuren auch in den drei Bildern von van der Heyden gemalt, welche das Rathhaus zu Amsterdam, das eine Stadtthor von Köln und ein Lustschloß vorstellen. Pynacker, van Goyen, Johann Breughel und Albert Cuyp sind je durch eins ihrer Werke vertreten; und auch von van der Neer ist eine recht artige Winterlandschaft da. Als Hafen-, See- und Schiffsmaler sind Backhuysen, Berkheyden (beide mit dem Eingange des Hafens von Amsterdam), Lingelbach, Weenix und Wilhelm van der Velde zu nennen.

Die Gemälde von Weenix (der alte Hafen und das ländliche Dach), welche eigentlich mehr das Treiben am Hafen als das Leben in der See darstellen, führen uns gewissermaßen schon wieder auf die Scenen der häuslichen und innern Lebens zurück, welche die Niederländer so vollendet darzustellen wußten und wovon auch in dieser Sammlung eine kostbare Suite ist. Wollen wir zunächst mit denen beginnen, bei denen sich der Gedanke ganz auf die Darstellung und möglichst vollendete Ausführung einer Hauptfigur concentrirt, so nimmt Gerhard Dow die erste Stelle ein, von dem die Sammlung zwei kleine Meisterstücke, den Violinspieler, wie man sagt des Künstlers eignes Portrait, und den Eremiten besitzt. Ziemlich auf gleicher Stufe steht, was Genauigkeit der Ausführung der einzelnen Theile und Feinheit des Tons betrifft, Gabriel Metzu, mit einem größern und einem kleinern Bilde, jenes der Besuch des Geliebten, und dieses die Nähterin. Dann folgen von rechtswegen die beiden Mieris, Franz und Wilhelm. Von jenem sind drei wunderniedliche Portraits, von diesem ein kleines Gemälde vorhanden, welches eine Verzweiflungsscene darzustellen scheint. Hieran schließen sich ferner: eine Familienscene von Peter van Slingelandt, dem Schüler und glücklichen Nachahmer von Gerhard Dow; der Jäger von Adrian de Boys; das Portrait der Königin Christina von Schweden, halbe Figur in Lebensgröße, von Sebastian Bourdon; der Musikunterricht von Cornelius Bega; die Mahlzeit von Tilborgh; eine Raufscene von Johann Meel oder Miel; die Hochzeit zu Kana von Panini; Pan und Syrinx von van der Werff; die Wachstube von Johann Leduc, und einige weniger bedeutende Werke von van der Neer, Breckelencamp und Poelemburg. Gleichsam eine eigne Classe bilden die wunderliche Hochzeit zu Kana von Johann Steen; ein vortreffliches Bild von Gottfried Schalken, Lichteffect in einer dunkeln Küche, und der vorzüglich wegen der Portraits der Gesandten historisch wichtige Friedenscongreß zu Münster von Gerhard Terburg, ein diplomatisches Cabinetsstück, wovon auch ein guter alter Kupferstich von Suyderhof schon eine ziemliche Seltenheit geworden ist. Von Terburg sind außerdem noch zwei größere vortreffliche Bilder da, das Testament und der Schleifer. Den Schluß der niederländischen Schule machen drei Kirchenbilder: Peter Neefs, das Innere der Kathedrale zu Antwerpen; Blinck, das Innere der Kathedrale zu Harlem, und Emanuel de Witte, der Eingang einer protestantischen Kirche; sowie ein großes, ungemein zart ausgeführtes Frucht- und Blumenstück von Johann van Huysum.

Aus der französischen Schule sind vier recht brave Bilder von Joseph Vernet, drei Landschaften am Meeresstrande bei Sonnenuntergang und der Wasserfall von Tivoli, und ein schlechtes Familiengemälde von Mignard, Ludwig XIV. als Kind in der Tracht Johannes des Täufers, nebst seinem jüngern Bruder, vielleicht blos des Contrastes wegen beigegeben.

(Der Beschluß folgt.)

Notiz.

Der berühmte Philolog Porson besaß unter andern zwei hervorstechende Eigenthümlichkeiten: ein unverwüstliches Gedächtniß und eine seltsame Vorliebe für das Abschreiben. Dieser letztern Übung pflegte er eben sein außerordentliches Gedächtniß zuzuschreiben. Er erzählte oft, daß er fast Alles, dessen er sich erinnere, mindestens dreimal abgeschrieben habe, und setzte hinzu: daß Jedermann im Stande sei, sein Gedächtniß durch gleiches Verfahren auf dieselbe Weise zu stärken. Porson's Erinnerungsvermögen war ganz unbeschränkt und erstreckte sich auf alle möglichen Objecte. Unbedeutende Namen, Lieder u. s. w. behielt er ebenso leicht als die Stellen aus den classischen Autoren, deren er zu seinen gelehrten Arbeiten bedurfte. Er recitirte die geringfügigste Pfennigballade mit derselben Geläufigkeit wie einen Act aus dem Euripides. 11.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Dienstag, —— Nr. 122. —— 2. Mai 1837.

Hofleben und Hofsitten aus dem ersten Drittel des 18. Jahrhunderts. Nach Schlosser.

(Fortsetzung aus Nr. 121.)

Selbst an den kleinsten deutschen Höfen herrschte wunderliches Regiment, ein Gemisch von Üppigkeit und Roheit. Georg I. von Hanover war mit der Tochter einer Französin, der Gemahlin des letzten Herzogs von Celle, vermählt. Dieser Herzog wollte ganz Franzose sein und französisch leben, seine Tochter ward wegen ihres Leichtsinns von Georg geschieden und starb als Verbannte auf dem Schlosse Ahlden. Hierin war wenigstens eine Form des Rechts, aber einige adelige Diener des Herzogs lauerten auf den Grafen Königsmark bei seinem nächtlichen Besuche im Schlosse, ließen ihn durch Knechte morden und in eine Grube stürzen, wenigstens erfuhr man nichts weiter von ihm. Als die Tochter Georg I. mit Friedrich Wilhelm I. vermählt ward (1706), ließ der Kurfürst den ganzen Brautschmuck — mitten im Erbfolgekriege — in Paris bestellen, während seine Mutter, die pfälzische Prinzessin Sophia, in England Pension nachsuchte. Dem kostbaren Brautschmucke war die Reisebegleitung angemessen, 40 Carossen, 12 Rüstwagen, 65 Bauerwagen, man brauchte 520 Pferde auf jeder Post. Von Berlin aus wurde zum Grenzempfange ein Hofstaat entgegengeschickt, zu dessen Fortschaffung auf brandenburgischem Gebiete 870 Pferde nöthig waren. Bürger und Bauern mußten dazu liefern ohne alle Entschädigung. Unter Georg II., der nicht mit Unrecht in England als Vertheidiger der Volksrechte gepriesen ward, bildeten Maitressen und seine Gemahlin Karolina einen adeligen Ministerialdespotismus. Herr von der Besche, Minister neben Münchhausen, der Stifter Göttingens, war eine Zeit lang nicht sonderlich in Gunst, schenkte aber der Königin Karoline 10 Bergwerkskuxe, deren Einkünfte auf 20,000 Thaler jährlich geschätzt wurden, und galt nun in Hanover Alles. Er behielt bei Tafel den Hut auf dem Kopfe, befestigte eine Serviette an der Perücke, konnte gewisse Kleidungen nicht leiden, und die geladenen Gäste mußten sich manchmal in seine eignen Kleider stecken, nach Laune des Gastgebers ihre Plätze wechseln, ihm in Allem Recht geben, auch wenn er behauptete, Kalbfleisch sei Lammfleisch.

In Braunschweig-Wolfenbüttel herrschten zwei Brüder, August Wilhelm zu Wolfenbüttel, Ludwig Rudolf in Blankenburg, welcher letztere zugleich Nachfolger des ersten war. Ein Herr von Dehn vergeudete unter August Wilhelm das Geld des Landes für Gesandtschaften, Orden, Grafentitel, und der wackere Münchhausen, den dieses verdroß, schrieb darüber an den Geheimenrath von Campen in Blankenburg. Dieser erhielt nach 10 Jahren dort seinen Abschied, suchte Dehn's Gunst und zeigte ihm jene vertraulichen Briefe, sodaß Münchhausen verwiesen ward und in blankenburgische Dienste trat. Der Herzog verlangte nun einen ehrenvollen Abschied für seinen neuen Minister. Dehn suchte Hülfe bei dem Geheimenrathscollegium und der Juristenfacultät der Landeshochschule, und fand beide bereitwillig. Münchhausen ward vom Geheimenrathe als Criminalverbrecher geladen und, als er nicht erschien, abwesend verurtheilt. Sein einziges Verbrechen war jener Brief, eine Schilderung nach dem Leben. Man schickte die Acten zur Universität Helmstedt, und der damalige gelehrte Jurist Leyser — welcher mit Münchhausen einen Streit geführt, worin er Recht haben mochte — gab sich Mühe, zu beweisen, das römische Gesetz über Majestätsverbrechen sei auf Briefe eines deutschen Landstandes anwendbar. Wäre Münchhausen ein Bürgerlicher und ohne Schutz gewesen, er hätte Ehre, Freiheit und wol gar Vermögen und Leben verloren; so aber stritten für ihn die Ritterschaft und Herzog Ludwig Rudolf, Kaiser und Reichshofrath erklärten sich zu seinen Gunsten. Der Kampf dauerte, bis 1731 Münchhausen's Beschützer Regent des ganzen Landes ward.

Geistliche Fürsten dieser Zeit suchten es den weltlichen gleich zu thun. Graf Lynar kam nach Würzburg und Bamberg, wo damals Bischof Schönborn regierte; sein Begleiter von Geusau schildert, was er sah. Der Bischof hatte vollständigen Hofstaat, 30 Kammerherren und 16 Züge Pferde. Bei Tafel saß der Fürst in einem rothsammetnen, goldverzierten Lehnsessel, es gab 14 Speisen, ebenso viel Schüsseln Nachtisch; 9 Pagen bedienten im Zimmer, Trabanten mit Stiefeln, Sporen, Carabinern brachten die Speisen herein. Keyßler fand auf seinen Reisen am würtembergischen Hofe, wo es doch ausgezeichnete Trinker gab, einen würzburger Geheimenrath und Minister, der fast Alle übertraf, er trank 10 Maß Burgunder an einem Tage und rühmte sich, am würzburger Hofe seien noch sechs Seinesgleichen. Prinz Clemens von Baiern

wohnte in Bonn, hatte einen Hofstaat von 150 Kammerherren, selbst in der Fastenzeit kamen auf seine Tafel 20 Schüsseln mit entsprechendem Nachtisch, die Cavaliere standen reihenweise um die Tafel, es ward nur französisch gesprochen, im Audienzzimmer hing des Papstes Bildniß, der italienische Nuntius vergab deutsche Pfründen und übermachte große Summen für sich und den Papst nach Rom.

Am bairischen Hofe herrschte großer Aufwand mit Hunden, Pferden, Jagd und Processionen; in **Würtemberg** unter Herzog Eberhard Ludwig bis 1733 regierte und verkaufte das Land ein Weib, unter der folgenden Regierung ein Jude mit seinen schamlosen Genossen. Eberhard Ludwig machte 1708 die Bekanntschaft eines Fräuleins von Grävenitz, hatte sich bei Lebzeiten seiner Gemahlin mit ihr vermählt, war nach Tübingen gezogen, trennte sich scheinbar von ihr aus Furcht vor kaiserlicher Commission, verheirathete sie an einen Grafen von Würben und ließ sie unter diesem Namen schalten. Nun verkaufte sie alte und neugeschaffene Stellen, alte und neue Orden, vertrieb verdiente Männer, bevölkerte den Hof mit Günstlingen, machte Ludwigsburg auf Kosten des Landes zu einer schönen Stadt; Spielsucht, Habsucht, schmuziger Geiz, Unverschämtheit und Wollust waren ihre Eigenschaften. Der Prälat Osiander, als sie ins Kirchengebet eingeschlossen sein wollte, erwiderte: es werde ja immer im Vaterunser für sie gebetet: „**erlöse uns von dem Übel**".

Karl Alexander, Nachfolger dieses Herzogs, war katholisch geworden, dachte nur an Lustbarkeiten, Pracht und Geld. Für letzteres verkaufte der Jude Süß Oppenheimer dem Meistbietenden Stellen und Verwaltung. Gegen die Grävenitz ward ein Proceß eingeleitet, sie ging nach Manheim, Berlin, Wien, fand Freunde und Schutz. Der König von Preußen erließ für sie nachdrückliche Schreiben, der Kaiser rieth zum gütlichen Vergleich; also handelte der Jude mit ihr. Gegen Einziehung der Güter erhielt sie reichliche Summen, so auch ihr Anhang. In allen Processen ward willkürlich um Geld gestraft, die Waisengelder und frommen Stiftungen wurden beraubt. Während dreijähriger Regierung des Herzogs wurden durch Stellenverkauf und Erpressungen anderer Art über eine Million Gulden zusammengebracht. Der Wildschaden betrug allein 1738 eine halbe Million. Was nicht an den Juden und seine Genossen kam, verschwand für Feste und Aufzüge, Juwelen, Opern, Komödien, Sängerinnen, Carnevalslustbarkeiten; der Herzog hatte niemals Geld, Sängerinnen, Quacksalber, Lustigmacher hatten es und fanden am Hofe ihr Paradies. Als der Herzog sein Ende herannahen fühlte, wollte er zu einem Marktschreier nach Danzig reisen, besuchte aber alle Komödien, Bälle, Redouten des Carnevals, und nach seinem Tode hieß es im Leichenbericht: Herz, Kopf, alles Andere sei ungemein gesund befunden, „die Brust wäre aber vom Staub und Rauch und Dampf des Carnevals und der Opern so voll, daß eine suffocatio sanguinis nothwendig erfolgen müssen".

(Der Beschluß folgt.)

Correspondenznachrichten aus Paris.

(Beschluß aus Nr. 121.)

Die Versteigerung selbst fand in den ersten Tagen dieser Woche statt und gehörte in vieler Beziehung zu den interessantesten Verkäufen dieser Art, welche je vorgekommen sein mögen. Es fehlte ihr selbst nicht an dramatischen Momenten und Effecten, die des Pinsels eines Wilkie oder Hogarth würdig gewesen wären. Denn Alles, was Paris von reichen und armen Kunstkennern und Kunstfreunden aufzuweisen hat, hatte sich persönlich oder durch Stellvertreter, aus Neugierde oder um zu kaufen eingefunden. Welches Feld für den Physiognomen und den Charaktermaler! Besäße ich Schätze, so hätte ich dem Maler, welcher mir nur z. B. den Kopf des Hrn. Paillet ganz so gemalt hätte, wie er während dieser drei Tage war, Tausende geboten. Aber er hätte sie schwerlich verdienen könneu; weder ein Hogarth, noch ein Teniers, noch ein Gerhard Dow hätte es unternehmen mögen, mit dem Pinsel den Moment zu fesseln, welcher Alles ausgedrückt hätte, was während der drei Tage in diesem Kopfe lag und in dieser Seele vorging. Eine ähnliche Beweglichkeit der Gesichtsmuskeln, einen ähnlichen Wechsel von Komik und Gravität in den Zügen, und zwar in einer und derselben Secunde, erinnere ich mich nur noch bei einem der berühmtesten deutschen Naturforscher gesehen zu haben, in dessen Vorlesungen über das Thierreich ich vor ungefähr zehn Jahren meine physiognomischen Studien begann. Nur gab eine eigenthümliche joviale Lebendigkeit, welche nach meiner Meinung die französischen Alten viel liebenswürdiger macht als das jüngere Geschlecht voller Anmaßungen und Nichtigkeit, dem Kopfe des Hrn. Paillet wieder ein ganz besonderes Motiv, welches dem Deutschen abging.

Herr Paillet, Verfasser des Katalogs und, wie Sie auf dem Titel sehen können, commissaire-expert honoraire du Musée royal, war, nebst einem der verpflichteten commissaires-priseurs, mit der Leitung des Verkaufs beauftragt. Glücklicher hätte man schwerlich wählen können. Sie hätten ihn nur sehen sollen, wenn so ein Ostade, ein Paul Potter, ein großer Wouverman oder ein kleiner niedlicher Gerhard Dow und Mieris an die Reihe kam. Er erhebt sich gravitätisch vom Sessel, nimmt eine kunstrichterliche Stellung an, bewaffnet die Augen mit einer kleinen schwarzeingefaßten Brille, legt die Stirne in Falten, beißt die Lippen zusammen und blickt einige Secunden auf die kostbare Leinwand, oder, wenn Sie wollen, das seltene Holz und Kupfer. Aber schon verklärt sich sein Antlitz, der Ernst der Beschauung geht in die Heiterkeit des Entzückens über, der Mund öffnet sich und die freudige Bewegung der Seele ergießt sich in einem Strome von Ausrufungen auf das staunende Publicum und elektrisirt die Beutel der Käufer: „Oh! quel magnifique tableau! Quel bijou! Délicieux! Commençons par 10,000 francs; ce n'est pas un prix pour un chef d'oeuvre de cette qualité, je sais bien; mais il faut commencer pourtant. 10,000 francs! Allons, un peu vif! 11,000! 12,000 francs! Courage!" Und nun noch links und rechts den Liebhabern, die wie auf Nadeln standen, gute Rathschläge und Ermunterungen zugeflüstert: „Ich sage Ihnen, kostbar, unvergleichlich!" Die Berechnung hatte daran natürlich auch ihren Antheil. Ein am rechten Orte angebrachtes und mit bedeutungsvoller Miene ausgesprochenes „réfléchissez" des Hrn. Paillet hat die Preise um manches Hundert und manches Tausend gesteigert. Wie zu erwarten war, wurden auch die Gebote ziemlich weit hinaufgetrieben. Einige Mittheilungen darüber scheinen mir von zu hohem Interesse für die äußere Kunstgeschichte, als daß ich sie unterdrücken sollte. Ich bemerke jedoch vorläufig, daß auf die nachfolgenden Summen immer noch fünf Procent mehr anzurechnen sind, welche, nach einem hier bei öffentlichen Verkäufen allgemein angenommenen Gebrauche, zur Tilgung der Versteigerungskosten bestimmt sind und jedesmal dem Käufer zur Last fallen. Leider kann ich neben den Preisen nicht auch immer die Käufer angeben, weil die

Digitized by Google

Gebote meistens von Commissionnairen gethan wurden und auch der Zuschlag auf ihre Namen geschah.

Den höchsten Preis erreichte das historisch berühmte Gemälde von Gerhard Terburg: der Congreß zu Münster, mit 45,500 Fr., angeblich für Graf Demidoff erstanden; dann folgen Paul Potter: größeres Viehstück, Nr. 38 des Katalogs, 37,000 Fr., erstanden von Graf Demidoff; Wouverman: Roßmarkt, 35,600 Fr.; Isaak Ostade: das Dorf, 31,100 Fr.; Teniers: das Schinkenfrühstück, 24,500, erstanden von Graf Demidoff; Hobbema: Landschaft, 22,100, erstanden von Demselben; Adrian Ostade: der Bauerntanz, 22,005, angeblich für das Museum des Louvre; Cuyp: Eingang von Dordrecht, und Teniers: der Mann im weißen Hemde, jedes 18,000, das erstere für Graf Demidoff; Wouverman: größere Falkenjagd, 17,500; Teniers: Jahrmarkt zu Gent, 15,900; Terburg: das Testament, 15,200; Johann Steen: Hochzeit zu Kana, 13,500; Berghem: der Hafen von Genua, 13,200; Paul Potter: kleineres Viehstück, 12,100; Wouverman: Reiterangriff, 11,050; Gerhard Dow: der Violinspieler, Portrait des Künstlers, 10,700; Metzu: Besuch des Geliebten, 10,100; van der Heyden: Amsterdam, 9,950; van der Velde: Mercur und Argus, 9500; Both: Apenninnengegend, 9150; Gerhard Dow: der Eremit, 8250; Jakob Ruysdael und Nikolas Berghem: Landschaft unter Nr. 26 des Katalogs, 8000; Teniers: Kirmse, 7860; Karl Dujardin: Landschaft, die Mühle, Nr. 88 des Katalogs, 7555; Wouverman: Trompeter, 7500; Paul Potter: die Tränke, 7120; van Huysum: Blumen und Früchte, 7100; Wouverman: Rückkehr vom Markte, 6700; Wynants und van der Velde: Landschaft, die Falkenjagd, Nr. 63 des Katalogs, 6510; Teniers: Concert auf dem Lande, 6051; Isaak Ostade: Dorfschenke, 5905; Wynants und van der Velde: Landschaft, der Sandboden, Nr. 62 des Katalogs, 5499; Slingelandt: Familienscene, Nr. 61 des Katalogs, 5250; Dujardin: der Maulthiertreiber, Nr. 87 des Katalogs, 5110; Pynacker: Landschaft mit der Kuh, Nr. 56 des Katalogs, 5100; Metzu: die Nähterin, 5050; Berghem: Landschaft in Abendbeleuchtung, Nr. 17 des Katalogs, 5020; Wouverman: Parforcejagd, und Franz Mieris: Frauenportrait, jedes 5000.

Zwischen 5000 und 4000 wurden verkauft: van der Heyden: Lustschloß, 4800; die beiden noch übrigen Wouverman: der Halt und die kleinere Falkenjagd, 4750 und 4300; van der Velde: Schäferscene, Nr. 33 des Katalogs, 4410; Wilhelm Mieris: Familienscene, der Herzenserguß, Nr. 77 im Katalog, 4200, und der Tambour, 4100; Franz Mieris: männliches Portrait, und Schalken, Lichteffect in der Küche, jedes 4000; Weenix: Hasenscene, Nr. 31 des Katalogs, 4051. Die drei Ruysdael, Nr. 27, 28 und 97, wurden für 2620, 3650 und 1010 zugeschlagen; Berghem, Nr. 16, für 3600; Backhuysen, Nr. 44, für 3200, und Desselben Seestück, Nr. 45, für 3760; desgleichen ein Seestück von Wilhelm van der Velde, Nr. 74, für 3810; ferner die vier noch übrigen Bilder von Weenix, Nr. 31, Both, Nr. 43, und Wynants, Nr. 64 u. 65, für 3460, 3180, 2800 und 3600; zwischen 2000 und 3000 hielten sich noch: die Kathedrale von Peter Neefs, 2000; Moucheron, Nr. 92, 2000; van der Heyden: Köln, Nr. 73, 2905; Hackert, Nr. 94, 2700; Johann Miel, Nr. 84, 2210, und Terburg, Nr. 3, 2510. Der kleine Teniers, unter Nr. 11, wurde nur mit 1810 Fr. bezahlt; ebenso ein allerliebster Franz Mieris, unter Nr. 68, mit 1950. Ihnen ziemlich gleich standen also: Panini: Hochzeit zu Kana, mit 1660; Lingelbach: Hasenstück, Nr. 70, mit 1570; van der Werff, Pan und Syrinx, mit 1550; das Portrait der Königin Christina von Schweden von Bourdon, mit 1500; Pynacker: Abendbeleuchtung, Nr. 55, mit 1710; Hugtenburgh: Schlachtstück, Nr. 83, mit 1220; van Goyen, Nr. 25, 1410; Asselyn, Nr. 20, 1105; Tilburg, Nr. 82, 1050; Vega, Nr. 41, 1020; Berkheyden: Amsterdam, Nr. 85, 1005. Alle übrigen Bilder aus der niederländischen Schule blieben unter 1000 Francs stehen, wie z. B. die Wachstube von Leduc, 851; van der Neer: Winterlandschaft, 800; Breckelenkamp: das Wendbleile, 780; van der Does: Hirtenscene, 760; Poelemburg: Landschaft, 750; Berkheyden: Harlem, 710; Johann Breughel: Dorf, 710, und so fort bis herab auf das freilich sehr beschädigte und durch Hacquin von der Leinewand abgelöste kleine Bild des ältern Teniers, unter Nr. 13, welches mit 250 Fr. erstanden wurde. Die vier Bilder von Joseph Vernet, Nr. 21, 22, 23 u. 24, wurden mit 1350, 3150, 2030 u. 2010 Fr. bezahlt. Das schlechte Bild von Mignard endlich trieben die Karlisten mit vieler Mühe wieder bis auf 200 Fres. hinauf, nachdem das Angebot bereits von 200 auf 100 Francs hatte herabgesetzt werden müssen. Über die jetzigen Besitzer dieser kostbaren Sammlung kann ich gegenwärtig nur so viel sagen, daß Graf Demidoff sehr bedeutende Ankäufe gemacht hat, und daß Einiges für den Louvre gewonnen worden ist; Vieles mag auch nach England gewandert sein, obgleich die Engländer, welche selbst sich gegenwärtig befanden, in ihren Geboten ziemlich lau und schüchtern waren.

In diesen Tagen ist auch eine andere Sammlung von Gemälden aus der niederländischen Schule, freilich von weit untergeordneterm Werthe in dem Verkaufslocale der Börse öffentlich versteigert worden. Sie war Eigenthum eines Architekten in Orleans, Roche mit Namen, gewesen, enthielt aber fast nur Werke von Schülern der berühmtesten Meister oder Copien. Dagegen kommt künftige Woche wieder ein Schatz von Bildern aus der spanischen Schule unter den Hammer. Es ist dies die kostbare Sammlung des verstorbenen Barons Matthieu von Faviers, aus welcher, wie ich glaube, bereits vor längerer Zeit durch Waagen's Vermittelung einige Sachen für das Museum in Berlin gewonnen worden sind. Gleichwol bieten die noch vorhandenen etwa 50 Nummern eine reiche Ernte für bemittelte Kunstfreunde oder öffentliche Sammlungen. Es befinden sich dabei allein noch 8 Murillos und einige vortreffliche Riberas, z. B. ein sehr ausgezeichneter heil. Petrus im Gefängnisse. Leider sind jedoch viele Bilder dieser Sammlung bedeutend beschädigt. Ich kann es nicht über das Herz bringen, Ihnen heute auch noch von der Ausstellung zu sprechen. Es gehört dazu ein ganz anderer Maßstab, eine andere Stimmung, wenn man einigermaßen richtig und gerecht urtheilen will. Davon also das nächste Mal; für heute noch ein Wort aus der Theaterwelt.

Zwei Komödienschreiber, Arnould und Lockroy, haben sich unlängst zusammengethan, um aus den persönlichen Schwächen und dem Unglücke Ludwig XIV. in den letzten Jahren seines Lebens ein Drama zu machen. Es trägt den Titel „La vieillesse d'un grand roi", umfaßt drei Acte und ist in Prosa geschrieben; Prosa in Form, Gedanken und Ausführung. Hierin haben diese Herren gewiß das Rechte getroffen. Das Leben Ludwig XIV. im Ganzen genommen, in seinem Zusammenhange, mag allerdings einen poetischen Faden haben, welcher von der jugendlichen Liebe der la Vallière durch Ruhm und Sieg bis zur Nemesis eines unglückseligen Alters durchgeht; man kann darin selbst eine hohe, furchtbare Philosophie finden; allein dieses Alter für sich genommen, losgerissen von jener glänzenden Jugend, von jener großartigen Majestät eines ruhmvollen Mannesalters, ist nichts als eine ernste, betrübte Lehre über die Nichtigkeit und Hinfälligkeit der Gewaltigen dieser Erde; es ist nicht poetisch, ja nicht einmal dramatisch. Auch ist es den Verfassern dieser dramatischen Litanei über menschliches Elend und königliche Schwächen ziemlich schwer geworden, so durch drei Acte hindurch, ich will nicht sagen das Interesse — dergleichen Jeremiaden in reichgestickten Tressenröcken und dicken Alongenperücken sind selbst für das Théâtre français nicht mehr an der Zeit —, aber doch wenigstens die Theilnahme, das Mitleiden des Publicums lebendig zu erhalten. Sie haben uns das launenhafte, sich selbst lästige Alter Ludwig XIV. neben der schalkhaften und reizenden Jugend der anmuthigen Mademoiselle de la Chausseraie gezeigt und dabei nicht vergeblich auf das vortreffliche Spiel der sich ewig verjüngenden Mars gerechnet. Sie haben uns in das so mysteriöse und so verhängnißvolle

Schlafgemach eingeführt, wo sich Ludwig XIV., dieser große König, mit seinen Ministern vor den kleinlichen Intriguen und Leidenschaften der Frau von Maintenon demüthigten. Sie haben selbst die lächerliche Mummerei jener persischen Gesandtschaft wieder hervorgesucht, wodurch Pontchartrain noch einmal die abgestumpfte Ruhmsucht seines kindisch gewordenen Herrn zu kitzeln versuchte und die uns St.-Simon so vortrefflich erzählt hat. Aber das Alles sind nur erst Elemente zu einem Drama, einzelnstehende Charaktere, Episoden ohne Zusammenhang und ohne dramatischen Faden.

Diesen dramatischen Faden, den man denn doch einmal haben will und haben muß, haben die Herren Arnould und Lockroy in den Bemühungen und Umtrieben gefunden, wodurch der Herzog von Maine und Frau von Maintenon mit Hülfe des Kanzlers Voysin den alten König zwingen wollen, die Angelegenheit der Bastarde aufs Reine zu bringen und ein Testament zu unterzeichnen, welches die Regentschaft dem Herzoge von Maine zusagen sollte. Eben hierum dreht sich eigentlich die ganze Handlung in diesem etwas leblosen Drama. Das geht aus dem ersten Acte ziemlich klar hervor, und die feierliche Vorstellung des angeblichen persischen Botschafters ist ein Hauptmittel, wodurch die Maintenon und der Herzog von Maine zu ihrem Zwecke zu gelangen gedenken. Im zweiten Acte soll diese Mummerei eben vor sich gehen; Alles ist dazu in Stand gesetzt, der ganze Hof ist in voller Erwartung, der alte König lebt wieder auf, als es ein heilloser Zufall fügt, daß der bei besagter Vorstellung natürlich nöthige Dolmetscher, von Mad. Maintenon abgerichtet und in das Geheimniß eingeweiht, plötzlich stirbt. Für die Intrigue des Stücks ist das noch ein ziemlich glücklicher Gedanke. Denn er gibt der Mademoiselle de la Chausseraie, ohne Zweifel der interessantesten Erscheinung des ganzen Dramas, Gelegenheit, etwas thätiger aufzutreten. Selbst nicht in das Geheimniß der persischen Komödie eingeweiht, glaubt sie in aller Unschuld ein Werk der Dankbarkeit zu stiften, indem sie hinter dem Rücken der Maintenon ihren Einfluß auf den alten König dazu benutzt, dem ehemaligen Lehrer eines ihrer Freunde, einem ehrwürdigen Priester, Namens Simon, zu der erledigten Stelle des persischen Dolmetschers zu verhelfen. Unglücklicherweise versteht aber der gute Simon wirklich Persisch, und zwar viel zu viel für den Gesandten des Herrn von Pontchartrain und der Frau von Maintenon. Die erste Berührung mit ihm reicht hin, den gelehrten Simon über Charakter und Herkunft dieses improvisirten Persers aufzuklären. Bestürzt eilt er nach dem Schlosse, verschafft sich Zutritt zu dem Cabinet des Königs und verräth ohne Weiteres den ganzen Betrug. Die feierliche Audienz wird also natürlich sogleich abbestellt, der unglückselige Gesandte ins Gefängniß geworfen, sollte man denken? Keineswegs! Die Audienz findet im Gegentheil nur um so eher, um so glänzender statt. Ludwig XIV. will es wenigstens nicht öffentlich, vor dem ganzen Hofe eingestehen, daß er der Betrogene war. Desto mehr läßt er aber nach dieser erheuchelten Ceremonie der Frau von Maintenon und dem Herzog von Maine seinen Unmuth empfinden. Und was ist davon endlich die Folge? Ein dritter, bis zum Ekel langweiliger Act in dem Drama der Herren Arnould und Lockroy.

Nachdem Frau von Maintenon die Angelegenheit des Testaments nicht durch den schlecht angelegten Spaß mit dem persischen Gesandten zu Ende bringen konnte, will sie die Sache dadurch erzwingen, daß sie, im Bunde mit Herrn von Maine, den alten König der fürchterlichsten Langenweile überläßt. Sogleich will auch diese abscheuliche Kriegslist nicht gelingen. Denn der König findet noch Trost in dem vertraulichen Umgange seiner jugendlichen Freundin, der Mademoiselle de la Chausseraie, und dieser ganz schuldlose Umgang bekommt eben durch die Sorgfalt, womit er vor Frau von Maintenon und ihren Vertrauten verborgen werden muß, noch einen besondern Reiz. Aber was hätte ihr denn in der Nähe Ludwig XIV. verborgen bleiben können? Sie entdeckt endlich auch diese geheimen Zusammenkünfte, macht dem Könige mit leichter Mühe die arme de la Chausseraie als eine gefährliche Person verdächtig, welche das königliche Vertrauen nur zu Gunsten des Herzogs von Orleans misbrauche, bewirkt ihre Verbannung aus dem Schlosse von Versailles und bearbeitet nun, nachdem sie ganz freies Feld hat, den bis zur grenzenlosesten Entmuthigung herabgesunkenen König so lange, bis er endlich das verhängnißvolle Testament unterzeichnet. Herr Arnould und Lockroy lassen billigerweise Ludwig XIV. darüber in Ohnmacht fallen, während sich Frau von Maintenon und der Herzog von Maine bereits aus dem Schlosse entfernt haben. So schließt denn diese dramatische Fehlgeburt damit, daß man endlich den armen alten König ganz verlassen dasitzen sieht, wie er zwischen Leben und Tod schwebt, und daß man wahrhaftig noch froh ist, wenn der Vorhang fällt, ehe er den letzten Seufzer von sich gegeben hat. Sic transit gloria mundi! Das ist die alte Lehre, welche man aus dieser Vorstellung etwa mit nach Hause bringt.

Im übrigen aber erregt sie nur ein peinliches, unangenehmes Gefühl, und liefert einen neuen Beweis von dem Verfalle der dramatischen Literatur und Kunst. Selbst das im Ganzen vortreffliche Spiel des Théâtre français vermag dergleichen taktlose Erzeugnisse von dem Fluche der Vergessenheit, womit sie schon im Entstehen belastet wurden, nicht zu befreien. Bei Volnys, der die schwierige Rolle Ludwig XIV. übernommen hat, wird das Spiel beinahe etwas durch das prachtvolle Costum verdunkelt. Man hat behauptet, daß der Rock, den man für dieses Stück Herrn Volnys' angezogen hat, allein im Stande sein wird, dies Drama für einige Zeit auf den Bretern des Théâtre français zu erhalten. Möglich wäre es wol; ich weiß nur so viel, daß man in der That mehr von diesem Rocke sprechen hört als von den übrigen Schönheiten, die sich, ungeachtet der mangelhaften Anlage des Ganzen, noch hier und da in der „Vieillesse d'un grand roi" finden. Die Charaktere an sich genommen sind ziemlich gut gehalten, namentlich der Ludwig XIV. und der der Frau von Maintenon. Simon will dagegen nicht so ganz passen; er ist eine zu familiaire Erscheinung im Cabinet Ludwig XIV., so richtig sie auch von Samson aufgefaßt ward. Die Mars als de la Chausseraie trägt wie immer den Preis davon. Das übrige ist unbedeutend.

In der ersten diesjährigen öffentlichen Sitzung der geographischen Gesellschaft, welche gestern Abend im Stadthause gehalten wurde, erhielt Capitain Back für seine 1834 unternommene Expedition in die Polarmeere den großen, in einer kostbaren und sehr werthvollen Medaille bestehenden Preis zuerkannt. In derselben Sitzung lasen Hr. Texier, der vor Kurzem erst von seiner Reise in Kleinasien zurückgekehrt ist, und Hr. Dubois, welcher den Kaukasus bereist hat, einige Fragmente aus ihren Tagebuchern. Wahrscheinlich wird bald mehr von ihren Entdeckungen und Beobachtungen auf anderm Wege zu größerer Öffentlichkeit gelangen. 129.

Anekdote.

Folgendes Ereigniß in dem Leben der unglücklichen Königin Marie Antoinette gehört zur Geschichte der Ahnungen und zeigt, wie zuweilen eine unheimliche, unerklärliche Macht, die mit dem seelischen Leben des Menschen in entschiedener Beziehung steht, in sein Dasein greift. Die unglückliche Gemahlin Ludwig XVI. machte eines Tages einen Spaziergang im Park von Trianon. Auf einmal tritt ihr ein Mann von ansehnlichem Äußern entgegen, dessen Anblick zwar nichts Außerordentliches, am wenigsten etwas Häßliches darbietet, dennoch aber die Königin mit Entsetzen erfüllte. Sie erkundigt sich nach dem Namen dieses Mannes und erfährt, daß es Samson ist, der Vollstrecker der hautes oeuvres in Paris. Es war derselbe Mensch, unter dessen rohen Händen einige Jahre später ihr schönes Haupt auf der Guillotine fiel. 11.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Mittwoch, — Nr. 123. — 3. Mai 1837.

Hofleben und Hofsitten aus dem ersten Drittel des 18. Jahrhunderts. Nach Schlosser.

(Beschluß aus Nr. 122.)

Friedrich Wilhelm's von Preußen Hofhaltung bildet in mancher Hinsicht einen Gegensatz zu solchem Treiben. Dort sah man keine Maitressen und Juden, aber Soldaten, keine Tänzer und Sängerinnen, aber Tabackschmaucher. Vielleicht wäre dieser König als Bild deutscher Derbheit, Roheit, Gemeinheit, Ehrlichkeit, Kraft, Tüchtigkeit, gesunden Sinns, verhältnißweise zu loben, Peter von Rußland in Vielem vergleichbar. Er behandelte seine Verwandten und Diener als Leibeigne; man wußte dies damals kaum anders; nur seine unbiegsame Strenge mochte drücken, dem Bürgerstande war sie zum Theil erwünscht, wenn sie Anmaßungen des Adels traf; die Sammlung eines Schatzes mit der dazu erfoderlichen Geldliebe könnte volksthümlicher scheinen als Vergeudung an Weiber und Abenteurer. Viel Spott hat ihn getroffen, ein Voltaire sammelte lächerliche Züge, Geiz und Tyrannei in Verwaltung und Gerechtigkeitspflege mußten empören, der witzige Pöllnitz und die Markgräfin von Baireuth haben Schlimmes genug erzählt. Inzwischen wurden doch Geiz und Schatzsammeln das Mittel zur Erhebung der Monarchie, die Einfachheit der Lebensweise ein Vorbild für Adel und Bürgerstand, und waren auch Wissenschaft, Kunst und Bildung verachtet, so fehlte zugleich das ausländische Franzosenthum, welches Erzieher vergebens dem Könige aufdringen wollen. Eine deutsche Bildung war damals nicht vorhanden, selbst die Sprache ward von der vornehmen Welt nicht gesprochen, und die Theologen, denen Friedrich Wilhelm außer Soldaten und ihren Führern Vorliebe schenkte, schätzten nur, was mit geistlicher Richtung in Verbindung stand. Hat er den Philosophen Wolf aus Halle verjagt, ihn lobten deswegen die frommen Männer in Halle; Andere verfolgten und verjagten auch, der Erzbischof von Salzburg vertrieb 30,000 fleißige, ruhige, fromme Protestanten; in der Pfalz ließen katholische Regierung und ihre Jesuiten absichtlich die Universität Heidelberg verfallen; Neumeister im „Lutherischen Hamburg" schilderte die reformirte Lehre als Quelle von Lastern und Verbrechen; die Stadt Frankfurt wollte trotz aller Verwendung des Königs von Preußen keinen reformirten Gottesdienst dulden; die lutherischen Gelehrten in Wittenberg versagten jedem Reformirten die akademischen Würden. Friedrich Wilhelm war der französischen Sprache mächtig, redete aber deutsch mit seiner Familie und den fremden Gesandten, verhöhnte die in Deutschland unangemessen, französisch eingerichtete berliner Akademie, wählte nicht nach damaliger Sitte italienische und französische Abgesandte, sondern deutsche.

War der König selber unwissend und der Wissenschaft feind, das Wissen lag damals fern vom Leben und erschien im Gewande der Abgeschmacktheit. Er wollte keine Versemacher in 30 Sprachen und bloße Bücherkenner, sondern Leute von Urtheilskraft und Brauchbarkeit. In Unterredungen verlangte er zu wissen, nicht was Andere gesagt, sondern was der Mann selber denke. Freilich fehlte ihm aller Begriff von Poesie und Wissenschaft, er schrieb ungrammatisch und unorthographisch, aber er fühlte das Bedürfniß der Anwendbarkeit geistiger Bildung für das Leben.

Freie Meinungen über Staatssachen wurden von ihm nicht geduldet, es hatte sie auch eigentlich Niemand. Zeitungen wollte er anfangs nicht zulassen; als aber sein Heer rühmlich gegen Schweden focht, gestattete er die berliner, hernach auch andere Blätter, aus denen er sich erzählen ließ. Die Aufsicht in Berlin war so strenge, daß man Vorfälle in Potsdam aus der leydener Zeitung lernen mußte. Seinen Zeitungserklärer Gundling, einen Mann von Gelehrsamkeit und todtem Wissen, überhäufte er spottweise mit Titeln und Auszeichnungen, um ihn hernach der rohesten Behandlung preiszugeben.

Gegen römische Rechtswissenschaft, ihre Formeln und Langsamkeiten der Entscheidung hegte er Abneigung, schickte sogar den verrückten Bartholdy, der von ihm und seiner Umgebung roh verhöhnt worden, als Professor der Pandekten nach Frankfurt an der Oder. Wollte er den berühmten Heineccius nicht nach Leyden ziehen lassen, so geschah es, weil die Holländer ihm keine großen Leute für sein Regiment zukommen ließen.

Darum ward nun die Gerechtigkeit willkürlich von ihm selber ausgeübt und man lernte das Wohlthätige der Form erkennen. Schnelligkeit des Spruchs war vorhanden, aber Gesetze, Herkommen, Menschlichkeit wurden nicht geachtet. Irgend eine unbedeutende Handlung, ein Wort, besonders Unkeuschheit, hatten persönliche Mishandlung und grausame Strafen zu Folge. Weiber und Kinder wie Männer zitterten, sobald ihnen der König be-

gegnete. Er fragte sie aus über Geschäfte und Kleidung, misfiel ihm etwas, so fühlten sie den Stock. Ihm auszuweichen war nicht rathsam, er ließ die Fliehenden einholen, schalt oder schlug, oder schickte ins Zuchthaus und nach Spandau. Kindesmörderinnen wurden in selbstgefertigten Säcken ins Wasser geworfen. Viele kamen ohne Weiteres auf den hölzernen Esel, an den Pranger, oder wurden in Ketten und Banden nach Wusterhausen geholt, wo der König sogleich entschied und die Strafe vollziehen ließ. Sein Lobredner erzählt: ein junger Verschwender sitze fortwährend im Zuchthause zu Halle, wo er es übrigens „ganz gut habe und auch unterrichtet werde".

Mit der Zahl von Soldaten, denen das Heirathen erschwert war, wuchs in Berlin die Zahl feiler Dirnen, sie wurden von Zeit zu Zeit durch einen Streifzug aufgehoben und bevölkerten die Zuchthäuser. Am zweiten Ostertage 1731 war dergleichen geschehen, am Osterdienstage war es schon wieder nothwendig. Eine fromme Verordnung gebot, Niemand solle Sonntags nach 9 Uhr Abends im Wirthshause sein; sie ward zurückgenommen, weil dies den königlichen Einkünften schadete. Dem Propste Reinbeck brachte der König eines Abends schriftlichen Befehl, der Königin zu sagen, sie möge nicht in Monbijoux Abends so spät Gesellschaft haben; der Geistliche mußte die Sendung übernehmen, so gern er sich ihr zu entziehen suchte.

Vornehme Säufer und Schuldenmacher durften am Hofe nicht erscheinen, Junkervorrechte wurden nicht anerkannt, statt der Ritterpferde war eine regelmäßige Abgabe zu entrichten, Lehngüter wurden unter lästigen Bedingungen in Eigenthum verwandelt, Niemand hatte Anspruch auf Benutzung der Domainen, adelige Pachtungen hörten auf wegen besserer Bewirthschaftung. Wo es Rechtspflege und königliches Einkommen galt, verschwand jeder Unterschied des Standes. Ein Sprößling der ältesten und angesehensten ritterschaftlichen Familie (von Schubluth) ward aufgeknüpft, der eigne Sohn wegen anstößigen Lebenswandels und Schulden nicht geschont, dessen Freund Katt hingerichtet.

Selbst weibliche Kleidung entging nicht der königlichen Aufmerksamkeit, schien etwas unanständig; die Personen wurden mishandelt. Ein strenger Befehl verbot den Mägden ihren Dienst aufzugeben. Zur Einrichtung von Fabriken wurden Stahlschmiede aus der Grafschaft Mark in Westfalen aufgehoben, gleich Verbrechern an die Grenze gebracht und den Russen übergeben, weil der Zar dem Könige große Leute für sein Regiment lieferte. Korneinfuhr war verboten, selbst im Mangel; denn zu gewissen Preisen mußte aus königlichen Magazinen gekauft werden. Nur Zöpfe wollte der König; Haarbeutel und eine gewisse bunte pariser Kleidung waren ihm verhaßt, Niemand wagte darin zu erscheinen; die französische Gesandtschaft, welche dergleichen trug, ward einst sehr überrascht, bei der Heerschau die Scharfrichter aller Regimenter darin und mit Haarbeuteln zu erblicken.

Schauspieler — am wenigsten italienische und französische — liebte Friedrich Wilhelm nicht; er war Feind aller Poesie, sonst bürgerlich fromm und nach seiner Weise rechtlich. Als Friedrich August von Sachsen einst den König angenehm überraschen wollte und ihm bei zauberischer Beleuchtung seine Geliebte, die Gräfin Orselska, nackend auf dem Sopha liegend zeigte, gab er laut Verachtung und Abscheu zu erkennen.

Nach Laune und Einfällen ward oft zerstört und geschaffen. Berlin und andere Städte baute der König fast ganz neu, gab Geld und Materialien, ließ Bauplätze herstellen, theilte sie aus, der Empfänger mußte bauen, viele wackere Leute wurden dadurch zu Grunde gerichtet. Im Landbau förderte der König Schafzucht, Wollhandel, Tuchbereitung, gab Capitalien, unterstützte Fabriken, aber hatte zugleich einen Haß gegen Baumwolle; sie sollte in einer gewissen Zeit aus dem Handel und in den Häusern verschwinden. Die angeordneten Haussuchungen wurden nicht strenge durchgeführt, der König merkte dies und machte einen seiner Grenadiere, der die Rechte studirt haben sollte, zum Generalfiscal. Dieser ließ in Berlin und allen preußischen Landen in Häusern und Gewölben nachsuchen, bis dringende Vorstellung des Staatsministeriums die Generalvisitation einstellten. Doch blieb der Grenadier im Amte, quälte und neckte die angesehensten Personen, obgleich er selbst einmal in der Zwischenzeit geschlossen auf die Hauptwache gebracht wurde. Wie wenig konnte dies Alles für deutsche Bildung und Verkehr des Lebens zuträglich sein!

Seine Liebhaberei für Soldaten machte den König verrufen und verhaßt. Jeder Großgewachsene ward im eignen Lande ohne Rücksicht auf Stand und Verhältnisse ausgehoben, Reisende wurden ergriffen, lange Soldaten aus fremden Diensten entführt. Mit den Holländern entstand offene Feindschaft, weil sie seine Werber nicht duldeten und einen derselben erschlugen; so auch widersetzten sich Baiern und die bischöfliche Regierung von Eichstedt. Andere Staaten, Östreich, Sachsen, Mecklenburg, Peter I. erwarben sich Gunst durch Lieferung langer Männer. Die potsdamer Wachtparade kostete ungeheure Summen, einzelne Leute viele Tausend Thaler. Woher nahm der König das Geld, da dennoch der Schatz sich füllte? Er hatte eine Rekrutenkasse, von Strafgeldern, Sporteln der Anstellungsdiplome, Verkauf von Titeln und Rang; der letztere war sehr einträglich bei damaliger Rang- und Titelsucht.

Auch andere Stellen wurden verkauft. Sackträger, die monatlich 10 Thaler einnahmen, zahlten 600 Thaler; eine Zöllnerstelle, die monatlich 7 Thaler trug, ward öffentlich ausgeboten und auf 800 Thaler getrieben. Faßmann rühmt die vortreffliche Kunst, auf diese Art das lange gesparte und verborgene Geld in die Hände des Königs zu bringen.

Friedrich Wilhelm's Privatleben gleicht einer wohlhabenden Bürgerhaushaltung damaliger Zeit. Seine Tochter schmält über Rüben, Kohl, Speck und Erbsen, welche zu Tische kamen; Faßmann nimmt die Tafel in Schutz. Die Nahrung war gewiß derb und einfach, ohne französische und spanische Weine, nur die deutschen wurden getrunken. Nach der Beschreibung seiner Tochter glichen die Lustschlösser den Edelsitzen pommerscher Landjunker, mit derselben Art von Geselligkeit und Unterhaltung; die Abendgesellschaft des Königs besuchten oft nur vier bis fünf Männer,

auf hölzernen Stühlen, mit Tabackspfeifen, einer Torfkohle zum Anzünden, und diesem entsprach die Bewirthung. Vor 4 Uhr Morgens verließ der König selten die Gesellschaft.

Solche Einfachheit, Sparsamkeit und Liebhaberei fand an zierlichen Formen kein Gefallen. Als einst Herr von Hopfgarten den König in Leipzig mit höfischer Artigkeit empfing, entsagte dieser dem Mittagessen aus Furcht vor galanten Manieren. Seines Vaters Pagen, Läufer, Heiducken u. s. w. hatte er beim Antritte der Regierung sofort entlassen, den Verschwendungen der königlichen Küche gesteuert; mit monatlichen 4000 Thalern sollte die Hofhaltung bestritten werden. Ein Minister, der unter seinem Vater fürstlichen Aufwand machen konnte, erhielt nur 2000 Thaler Besoldung.

Was früher für die Jagd geschehen, blieb unverändert; sogar um Wusterhausen und Potsdam ward ein sogenannter Parforcegarten von mehren deutschen Meilen im Umfange angelegt. Diesem grausamen Vergnügen huldigte der König.

Bei dem allen war er äußerlich fromm, kein Satz der überlieferten Dogmatik dünkte ihm zu schwer. Den Geistlichen erwies er die größte Ehrfurcht, wechselte Briefe mit den Pietisten in Halle, behandelte den Propst Reinbeck nicht minder aufmerksam als Leopold von Anhalt Dessau.

Und nun darf ein Genosse unsers Jahrhunderts bei dem Anblicke des Alten, längst Vergangenen sich fragen, was er davon urtheile? Die ganze französische Revolution mit ihren Folgen liegt zwischen der Gegenwart und der Vergangenheit; sie hat Fürsten gedemüthigt und vernichtet, Völker und Staaten in tausendfaches Weh gebracht, die Üppigkeit der Höfe gestraft und den Volksgeist der Neuerungen gezüchtigt, ihre großen Lehren vom Wandel aller menschlichen Dinge sind laut genug erschollen, aber nicht immer in der Stille der Betrachtung deutlich gehört und sattsam erwogen worden. Zur Wiedergeburt Dessen, was gewesen, kann die Sehnsucht nie hinreißen; eine volle Heilung von Thorheiten und Gebrechen wird auch die Zukunft nicht bringen. So bescheide sich denn der Mensch in Hoffnung und Furcht, erwerbe das gerechte Maß von Zufriedenheit und Wunsch, von Beifall und Tadel, und vertraue den ewigen Sternen, die oft unter Nebeln und Gewölk verschwinden, aber zu Zeiten wieder hervorleuchten und das unruhig suchende Auge vorübergehend erhellen und trösten. 28.

Rosamunde, oder Erzählung der Gefangenschaft und der Leiden einer Amerikanerin bei den papistischen Priestern auf der Insel Cuba. Von ihr selbst geschrieben und nach der zweiten amerikanischen Ausgabe deutsch bearbeitet von Franz Demmler. Mit dem Portrait der Verfasserin. Stuttgart, Rieger und Comp. 1836. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

Wenn die vorliegende Lebens- und Sittenschilderung die Wahrheit, und nur die Wahrheit enthält, so gehört Cuba zu denjenigen Gegenden der bewohnten Erde, wo Priesterthum und Schande, Religion und Frevel am innigsten verbunden sind. Wenn alle spanischen Priester auf den Antillen so beschaffen sind wie dieser Don Manoel und dieser Vater Pries, so sind die Antillen eine wahre Pest- und Teufelshöhle, welcher nicht anzugehören jeder Christenmensch Gott zu danken hat. Alle positive und negative Bosheit, Abscheulichkeit, Ruchlosigkeit und Lasterhaftigkeit, die nur erdenklich ist, findet sich laut Bericht der Verf. hier vor. Nothzucht, Blutschande, Raub, Mord, Entführung, Aufschub des Rechts, und wie die Todsünden sterblicher Menschen sonst noch heißen, dies Alles begehen die Priester auf Cuba. Wer von Tausenden der Europäer denkt wol nur entfernt an solche Greuel, wenn er seine Havanacigarre raucht? Wahrlich „There are more things in heav'n and earth" ꝛc. Vater Pries schreibt Briefe an seine Concubine und ersucht sie in den gemeinsten Zoten, sie möge ihn bei der nächsten Zusammenkunft doch ja nicht wieder anstecken, denn sein Leib sei gegenwärtig unbefleckt: „Nulla lues aut mala contagio me invasit: corpus meum purum est, marmoreoque nitore nunc splendet" ꝛc. Der scheußliche Manoel, als dessen Haushälterin die Verf. fünf Jahre hindurch zu leben genöthigt war (wie sie sich ausdrückt), begeht ein abscheuliches Verbrechen, in einer Form, vor der bei uns selbst der roheste Pöbel schaudern würde. Er entehrt die noch nicht völlig erwachsene Tochter seines Freundes vor den sichtlichen Augen seiner Concubine. Hat man je von einer so viehischen Gemeinheit gelesen? Wenn dieser einzige Zug wahr ist, so verdient die ganze spanische Priesterschaft von Cuba hinweggegeißelt, oder, bis auf die Reinen, im Meere ersäuft zu werden, da wo es am tiefsten ist. Ein anderer Priester, verwendet sich für einige Verbrecher, die man zum Tode verurtheilt hat, weil sie Neger geschlachtet und ihr Fleisch zu Wurst gehackt, dergestalt, daß sie in Freiheit gesetzt werden. Kann es eine raffinirtere Verworfenheit, eine ausgesuchtere Ruchlosigkeit geben?

Wir werden weiter unten uns erklären, warum wir der schönen Rosamunde, der Verf. vorliegenden Buchs, keineswegs unbedingten Glauben schenken; allein wenn auch nur ein Zehntel von Dem, was sie hier niederschrieb, die Wahrheit ist, wie seltsam und fast unbegreiflich muß man es finden, daß zu einer solchen Zeit, wo die Hälfte der Christenheit auf den Worfler wartet, der die Tenne fegen soll, es Lamennais des Kirchenthums geben kann, die von einem neuen hierarchischen System wie von einem Kanaan der Christenherzen reden. Arme verblendete Schwätzer! Hättet Ihr doch besser mit dem Euch anvertrauten Pfund gewuchert!

Die Verf. erschöpft sich in Mittheilung empörender Einzelheiten. Sie äußert, daß von Dem, was man im allgemeinsten Sinne moralische Grundsätze und Gewissen heiße, auch nicht eine Spur in den spanischen Priestern auf Cuba vorhanden sei. Sie wünschen sich immer mehr Geschäfte, d. h. mit andern Worten: sie möchten, daß lauter Mord und Todschlag um sie her begangen würde, damit nur ein recht hoher Erlös für die Ertheilung der Absolution in ihre Seckel falle. Wenn einmal eine gewisse Zeitperiode unfruchtbar an Hauptverbrechen ist, so sagen sie: „Wollte Gott, der Bischof versetzte uns in eine andere Gegend, wo mehr Beschäftigung ist!"

Was die Verf. selbst betrifft, so ist sie zwar eine Bekehrte und preist sich glücklich, in den Schoos der reinen presbyterianischen Kirche und zum Durchbruch des Glaubens und der Gnade gelangt zu sein, und ihr drittes Wort ist Reue, Zerknirschung und eine Bibelstelle; allein dessenungeachtet scheint es bei ihr selbst im Punkte des Gewissens und der Grundsätze nicht zum besten zu stehen. Sie erzählt ihren eignen, erst leichtsinnigen und dann lüderlichen Lebenswandel so, als ob es gar nicht anders sich hätte zutragen können. Sie beweist in den Schilderungen ihrer tempi passati eine so große Naivetät, daß man an aller wahren Unschuld überhaupt verzweifeln möchte. Manche ihrer Darstellungen sind sehr unwahrscheinlich vorgetragen, so z. B. die Geschichte ihres Versuchs, sich mit Opium zu vergiften. Sie wechselt, nachdem sie einmal ihren rechtschaffenen Aeltern entlaufen und durch keine Bitten zu bewegen ist, zu ihnen zurückzukehren, ein Concubinat mit dem andern. Sie ist mehre

Jahre hindurch Zeugin der nichtswürdigsten Verbrechen und wundert sich blos, wie ihr schwacher Körper das aushalten kann u. s. w. Sie schweigt über Alles, was Schändliches vorgeht, bald aus Furcht, bald aus Theilnahme, bald aus Kränklichkeit, bald aus irgend einer andern Rücksicht, und spielt aus noch andern Rücksichten gelegentlich einmal sogar die Kupplerin. Diese Umstände erwecken sämmtlich in uns keine hohen Begriffe von ihrer Tugend. Wer wirklich tugendhaft ist und das Laster aus tiefster Seele verabscheut, der findet wol Mittel, sein Leben von dem eines so ausgemachten Ungeheuers wie dieser Manoel zu trennen, und braucht nicht fünf Jahre lang ein so schandbeflecktes Bett, noch dazu als zurückgesetzte Buhlerin, zu theilen. Ferner glauben wir, daß auch ein guter Theil Rachsucht zu den Motiven ihrer Schilderungen kommen mag. Da nun dies Alles Gründe sind, die an der innern Glaubwürdigkeit der Verf. gar wohl zweifeln lassen, so wollen wir auch auf die vorgedruckten Zeugnisse auf Cuba lebender Personen, welche die Wahrheit ihrer Berichte erhärten sollen, nicht allzu viel Gewicht legen.

Wie dem aber sei, Vieles von dem Mitgetheilten ist gewiß in der Wahrheit begründet, und wir wollen der Verf. auch noch Das zugeben, daß ein weibliches Gemüth, das von Haus aus einer soliden sittlichen Erziehung entbehrte, durch jahrelanges, wenn auch selbstverschuldetes Leiden und durch die tägliche Beobachtung gemeiner und verbrecherischer Scenen allmälig abgestumpft, verhärtet und dem feinern Sittlichkeitsgefühl abwendig gemacht werden kann. Endlich kommt es auch unserer Ansicht nach wenig darauf an, ob in Darstellung Dessen, was einmal seinem Wesen nach und in seiner tiefsten Wurzel lasterhaft und schändlich ist, um etwas weniger oder mehr übertrieben wird. Wenn die Pflanze, die Giftpflanze sittlicher Bosheit einmal aus der Erde geschossen ist, dann ist zehn gegen eins zu wetten, daß sie bald zum Strauch und Baum emporwachsen wird. Daß der Teufel in Sachen der Religion und der Gewissen auf Cuba los ist, bleibt unbestritten. Eine andere Frage ist, wer ihn austreiben und durch welchen Beelzebub man ihn austreiben wird. 139.

Notizen.

Im Decemberhefte des „Journal des savans", 1836, bei der Beurtheilung dreier in Deutschland erschienener Übersetzungen von Samachschari's „Goldnen Halsbändern", legt der berühmte Silvestre de Sacy folgendes Urtheil über Hrn. v. Hammer ab. „Nicht ohne einige Abneigung haben wir uns der Unannehmlichkeit unterzogen, in diesem Streite aufzutreten. Um nun zugleich unsere Meinung abzulegen, so müssen wir, unbeschadet unserer Achtung und Anhänglichkeit fur Hrn. v. Hammer, sagen, daß er im Allgemeinen, zufolge der erstaunlichen Thätigkeit, womit er so viele verschiedene Werke in kurzer Zeit hervorbringt, sich allzu häufig in seinen Übersetzungen mit dem Ersten ungefähr (du premier à peu prés) begnügt, welches ihm in den Sinn kommt, und daß er da, wo es arabische Texte betrifft, sich nicht hinlänglich an die grammatische Analyse hält und lieber durch eine Maueröffnung in die Festung hineindringt, als daß er sich einen Weg mitten durch die Hindernisse, welche sie umgeben, bahnen möchte (et aime mieux pénétrer dans la place par une brèche que de s'y frayer un chemin à travers les obstacles qui en défendent l'approche). Diese Bemerkung haben wir seit langer Zeit mit innigem Bedauern gemacht, sie hat uns mehrmals davon abgehalten, Bericht über die Werke abzustatten, womit er die morgenländische Literatur bereichert hat."

Der Marquis v. Custine äußert sich in einem zu Paris neulich erschienenen Werke uber Spanien auf folgende merkwürdige Art über Göthe: „Dieser große Dichter hat mir mehrmals gesagt, daß er bei seinen dichterischen Arbeiten niemals daran gedacht habe, ein Buch zu machen, und das einzige Ziel, das ihm aller seiner Anstrengungen werth schiene, sei die Vervollkommnung seiner Geistesfähigkeiten. Göthe, dieser Weise des Alterthums, dieser Neu-Plato, den sein Jahrhundert verkannte, obschon es ihn vergötterte, war ein Philosoph, der wol des christlichen Namens würdig war. Aber er ersetzte durch Würde, durch persönliche Größe die christliche Liebe, die ihm der Mangel an Offenbarungsglauben entzog. Zwar war er kein Gottesleugner, nur irrte er in Hinsicht des Gegenstandes seines Cultus. Sowie die Heiden betete er die Natur an, und da er selbst zweifelsohne das Allerbeste in dieser Natur war, so hatte er aus seinem Geiste einen Gott gemacht. Sollte es denn wahr sein, daß der vollkommenste Mensch, wenn er seiner eignen Vernunft überlassen ist, nur zu einem gereinigten Egoismus, zum Egoismus der Wissenschaft gelangen kann? Sobald als die Grenze unserer Einsicht, so weitumfassend diese auch sein mag, für uns die Grenze aller Wahrheit wird, so sind wir arm; alles Begrenzte ist klein, nur im Glauben liegt Größe. Der Glaube ist eine Unterwürfigkeitsbezeugung des Verstandes unter das Gefühl. Durch die Darbringung dieses Opfers seines Stolzes findet der menschliche Geist seine ursprüngliche Tugend wieder, er kehrt zu seiner Quelle zurück und bemächtigt sich der Herrschaft wieder, die er dadurch verloren hatte, daß er seinen Herrn verkannte."

Dieser Excurs befindet sich mitten in der Beschreibung eines Trappisten- oder Karthäuserklosters in der Umgegend von Cordova; der Marquis, welcher zu der jungen elegant-religiösen Partei in Frankreich zu gehören scheint, lobt diese Mönche außerordentlich, obschon er gesteht, daß manche Einsiedler nach einigem Aufenthalte wieder davonlaufen. 136.

Literarische Anzeige.

Bericht über die Verlagsunternehmungen für 1837 von **F. A. Brockhaus** in **Leipzig**.

Die mit * bezeichneten Artikel werden bestimmt im Laufe des Jahres fertig; von den übrigen ist die Erscheinung ungewisser.

I. An Zeitschriften erscheint für 1837:

*1. Allgemeine Bibliographie für Deutschland. (Herausgeber: *E. Avenarius.*) Jahrgang 1837. 52 Nummern (von 1—2 Bogen). Gr. 8. Auf gutem Druckpapier. Preis des Jahrgangs 3 Thlr.

Wird Freitags ausgegeben.

Die Allgemeine Bibliographie gewährt eine möglichst vollständige und schnelle Uebersicht der im deutschen Buchhandel erschienenen Schriften, wie der für Deutschland wichtigen oder interessanten des gesammten Auslandes, verbunden mit Notizen über künftig erscheinende Werke, Subscriptions- und Pränumerationsunternehmungen, Preisherabsetzungen, Auctionen, Bücherverbote, antiquarische Kataloge u. s. w., Alles zur leichtern Uebersicht unter bestimmte Rubriken geordnet. Genaue alphabetische und systematische Register erleichtern den Gebrauch.

*2. Repertorium der gesammten deutschen Literatur für das Jahr 1837. Herausgegeben im Verein mit mehren Gelehrten von *Ernst Gotthelf Gersdorf.* Elfter Band und folgende. (Beigegeben wird: Allgemeine Bibliographie für Deutschland.) Gr. 8. Preis eines Bandes von etwa 50 Bogen auf gutem Druckpapier 3 Thlr.

Das Repertorium erscheint regelmäßig am 15. und 30. jedes Monats in Heften, deren Umfang sich nach den vorhandenen Materialien richtet.

Der Allgemeinen Bibliographie für Deutschland und dem Repertorium der deutschen Literatur wird ein beiden Zeitschriften gemeinschaftlicher

Bibliographischer Anzeiger

beigegeben, der für literarische Anzeigen aller Art bestimmt ist. Die Insertionsgebühren betragen 1½ Gr. für die Petitzeile oder deren Raum. Besondere Beilagen, als Prospecte, Anzeigen u. dgl., werden mit der Bibliographie wie mit dem Repertorium ausgegeben und dafür die Gebühren mit 1 Thlr. 12 Gr. bei jeder dieser Zeitschriften berechnet.

*3. Blätter für literarische Unterhaltung. (Herausgeber: Heinrich Brockhaus.) Jahrgang 1837. Außer den Beilagen täglich eine Nummer. Gr. 4. Auf feinem Druckpapier. 12 Thlr.

Wird Dienstags und Freitags ausgegeben, kann aber auch in Monatsheften bezogen werden.

(Die Fortsetzung folgt.)

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Donnerstag, —— Nr. 124. —— 4. Mai 1837.

Darstellungen aus meinem Leben und aus meiner Zeit. Von F. K. von Strombeck. Dritter bis fünfter Theil. — Auch u. d. T.: Darstellungen aus einer Reise durch Deutschland und Italien im Jahre 1835. Drei Theile. Braunschweig, Vieweg. 1836. Gr. 8. 5 Thlr.

Schon der Doppeltitel des Buches bezeichnet, daß wir hier keine Reisebeschreibung im eigentlichen Sinne zu erwarten haben. Nicht die Schilderung eines bestimmten Landes, bei der die Persönlichkeit des Schildernden in den Hintergrund tritt, ist die Aufgabe, die der Verf. sich gestellt hat, sondern von sich selber, von den Eindrücken, die er empfunden, den Erfahrungen, die er gemacht, will er Bekannten und Theilnehmenden berichten, und die bunten Scenen, welche die Reise an ihm vorüberführt, dienen zunächst nur als des Bildnisses landschaftlicher Hintergrund. In diesem Bildnisse spricht sich nun nach guter alter Weise einiges Behagen des Dargestellten an der Darstellung aus. Die Züge geben von freundlicher Gesinnung und vorwaltender Humanität, zugleich aber auch von einer gewissen vornehmen, durch bürgerliche Stellung und Verbindungen bedingten Würde Zeugniß; man fühlt, daß dem Originale eines solchen Portraits gelegentlich zu begegnen nur erwünscht sein könnte, und daß auch der Abgebildete sich dieses vorausempfundenen Eindrucks gern erfreut. Was nun jenen landschaftlichen Hintergrund betrifft, so wird ihm in dem Gemälde freilich der Raum durch einen in den Vordergrund gerückten Tisch bedeutend verkümmert, auf dem in scheinbarer Nachlässigkeit Briefe hoher Herrschaften, Pretiosen und einige Bücher verstreut liegen; was man aber davon wahrnimmt, ist eine glücklich gewählte Aussicht, sauber und mit Vorliebe ausgeführt.

Wie nun aber auch wol eine Zeit lang Sitte war, einer schönen Dame zu besserm Gegensatze im Bildniß einen garstigen Mohren beizugeben, so hat unser Verf. außer den schon erwähnten Nebenwerken auf seinem Portrait noch Raum zu einem solchen Gegenbilde gefunden, welches in der That auch wohlgeeignet ist, grade auf dem Hintergrunde italienischer Landschaft seine Empfänglichkeit, sein Talent, sich behaglich in Personen und Zustände zu fügen und, wir dürfen hinzusetzen, seine sachkundige Einsicht auf das vortheilhafteste hervorzuheben. Dieser unfreiwillige Reisebegleiter unsers Verf. nun, der ziemlich auf jedem Bogen herbeigerufen wird, um sich seine Verkehrtheiten vorhalten zu lassen, ist Niemand anders als der Verfasser der berühmten Warnungsstimme, der Hr. Divisions-Auditeur Gustav Nicolai, der bei einer neuen Ausgabe seiner merkwürdigen Reise, falls er, wie in der zweiten, sämmtliche Recensionen des Buches in den Anhang aufzunehmen beabsichtigt, mit dieser drei Theile starken und ziemlich scharfen Kritik in einige Verlegenheit gerathen dürfte. Bezeichnen wir aber richtiger jenes „Italien, wie es wirklich ist", selber als eine etwas gallige Recension alles Dessen, was die hesperische Halbinsel in Leben, Natur und Kunst bietet, so dürfen wir die vorliegenden Reiseberichte gewiß die glücklichste thatsächliche Antikritik nennen. Bekanntlich macht Hr. Nicolai in seiner Schrift eine sehr vortheilhafte und unbedenklich vollkommen richtige Schilderung von sich selber. So läßt sich denn voraussetzen, daß derselbe bei so vielen schönen Eigenschaften seine bürgerliche Stellung und die Ansprüche, zu denen er berufen ist, gewiß nicht überschätzen wird, und wir glauben nicht, gleich einem seiner Recensenten, eine Injurienklage befürchten zu müssen, wenn wir ihn dem Mittelstande beizählen. Also, während einerseits ein Mann vom Mittelstande, „in der Blüte des männlichen Alters" auf einer Reise, die er im eignen Wagen mit Extrapostpferden und gefülltem Beutel gemacht, seiner Angabe nach so gut als alle Bequemlichkeiten des Lebens hat entbehren müssen, während die 55 Tage seines Aufenthalts jenseit der Alpen nur von Ekel, Hunger und Durst, Zorn über freche Betrügereien, schlaflosen Nächten, und wie alle die misbehaglichen Empfindungen sonst noch heißen mögen, ausgefüllt waren, berichtet uns hier andererseits ein, den allerersten Ständen angehörender Veteran von 64 Jahren, der wol befugt ist, zu sagen, daß er es bei sich zu Hause nicht eben schlecht gewohnt sei, mit welchem Behagen er ziemlich die gleiche Reise im Wagen des Vetturins (der nach Hrn. Nicolai's classischem Ausdruck, die darin fahren, in den Augen der Italiener zu „Lumpen" macht) zurückgelegt, wie bequem und heimisch er sich in demselben, oder auch wol in weit bescheidenern Gasthäusern gefühlt, welchen Genuß und welche Belehrung er im Umgange mit einer nicht geringen Zahl von Landesbewohnern, und mit wie wenig Mühe und Kosten er die Merkwürdigkeiten zugänglich gefunden,

deren Anblick nach Hrn. Nicolai nur mit unsaglicher Anstrengung und schwerem Golde zu erkaufen wäre.

Auf eine weitere Widerlegung des berliner Italo-Mastix dürfte es aber überall nicht ankommen; denn, wäre auch vielleicht irgend ein Freund des heimischen Comfort durch die grauenerregenden Schilderungen italienischer Reise- und Wirthshausgelegenheiten, oder ein bedächtiger Hausvater durch die haaresträubenden Berichte von italienischer Theuerung und Betrügerei im Ernste verschüchtert worden, so dürfte die Warnungsstimme doch schwerlich ein paar Dutzend Leser von so naivem Respect vor der Wahrheit alles Gedruckten gefunden haben, daß sie sich wirklich hätten einreden lassen, die neapolitanischen Sommertage seien kalt (vgl. v. Strombeck, II, 100), die italienischen Landschaften unschön, die Mädchen von Albano und Frascati häßlich und die Ruinen des alten Roms ein Product moderner Industrie.

Nun aber möchte es auch wirklich genug sein, mit den Angriffen auf die merkwürdige Reise und ihren Verf., welcher Letztere beim ersten Erscheinen seiner Schrift wol schwerlich selbst erwartet hat, daß sie so vielfach, wenn auch nur um sie zu tadeln, genannt werden würde. Auch Hr. v. Strombeck dürfte von dem Vorwurfe nicht ganz freizusprechen sein, daß er zu oft die Schilderung der angenehmen Eindrücke, die er erfahren, durch die, eine so verschiedene Stimmung vergegenwärtigenden Citate aus dem Nicolai'schen Buche unterbricht. Solch ein unermüdliches Weiterschlagen, nachdem schon die ersten Schläge den Getroffenen getödtet, erinnert in der That an eine Stelle, wo Dante von Cacus spricht:

Dafür ward ihm der Lohn, der ihm gebührt,
Weil Hercul's Keul' ihn traf mit hundert Schlägen,
Von welchen er vielleicht nicht zehn gespürt.

Kehren wir nach dieser Abschweifung zu dem übrigen Inhalte der vorliegenden Reiseberichte zurück, so gestehen wir, mit größerer Befriedigung bei allen den Stellen zu verweilen, die der obenerwähnten Tendenz des Buches zunächst entsprechen, d. h. die in unmittelbarer Beziehung zu der Persönlichkeit des Verf. stehen, als bei den Aufzählungen gesehener Merkwürdigkeiten und sonstigen Elementen, welche diese Schrift mit der großen Zahl alljährlich erscheinender Reisebeschreibungen gemein hat. So contrastirt z. B. des Hrn. v. Strombeck's Theilnahme für Dürftige und Leidende, in wie abschreckender Gestalt er sie auch antrifft (selbst für Thiere), und die mitunter recht bedeutende Hülfe, die er ihnen gewährt (vgl. z. B. I, 269 u. III, 31, 85), seine edle Freude an der Freude, die er Andern zu gewähren vermag, auf das günstigste mit den Händen voll Kupferdreiern, die Hr. Nicolai von dem Balcon des Wirthshauses in Capua unter den Pöbel wirft, um sich an den Schlägen zu ergötzen, mit denen das unnütze Gesindel sich den Besitz derselben streitig macht. Ebenso wohlthuend ist es, zu sehen, wie der Verf., der Staatsrath im Dienste des ehemaligen Königs von Westfalen gewesen, diesem gefallenen Fürsten, dem Grafen v. St.-Leu und der Hekuba unsers Jahrhunderts seine Ehrfurcht mit vielleicht größerer Innigkeit erweist, als er es zu der Zeit gethan haben würde, wo Ehren und Einnahmen von ihrem Winke abhingen, oder, wenn er die Freunde, mit denen ihn diese Reise zusammengeführt, kaum anders als mit den Äußerungen einer fast rührenden Anhänglichkeit nennt; wohlthuend, wenn auch der Leser schwerlich gezürnt hätte, wären diese Herzensergießungen, oder der Bericht über den Empfang, den der Verf. bei Gregor XVI. gefunden, um ein Erhebliches verkürzt worden. Auch lesen wir mit lebhaftem Interesse die Bemerkungen wider die Todesstrafe, welche der Verf., dessen hohe praktisch-juristische Stellung wol den meisten Lesern bekannt ist, an die Strafrechtspflege in Toscana und an Carmignani's Schrift über diesen Gegenstand knüpft (II, 113 fg.), und gewiß sind, wenn wir auch im Resultate mit Hrn. v. Strombeck nicht übereinstimmen können, die mitgetheilten Erfahrungen über die Abnahme der sonst todeswürdig gewesenen Verbrechen nach der Abschaffung der Todesstrafe ebenso interessant für Criminalgesetzgebung als für richtige Auffassung des Charakters der Italiener, der uns gemeinhin als blutgierig und nur durch die härtesten Strafen zu zügeln geschildert wird. In gleichem milden Sinne, aber hier ganz mit unserer Überzeugung übereinstimmend abgefaßt, sind die Urtheile über die östreichische Regierung in Italien, besonders in der Lombardei, und ihren günstigen Einfluß auf Gewerbfleiß, Wohlstand und Bildung (I, 216).

Im Übrigen ist nun durchaus nicht zu verkennen, daß jede Anschauung des Verf. auf dem tüchtigen Grunde eines vielerfahrenen, den classischen Studien auch bei den umfassendsten Berufsgeschäften nie entfremdeten Lebens beruht; daß die würdigsten Reminiscenzen aus mehr als einer Literatur dem Verf. fortwährend zur Seite stehen, und daß er an jedem Orte ernstlichst bemüht ist, sich über die zu sehenden Gegenstände aus den besten Quellen zu belehren. Leichtfertigkeiten also, wie sie bei unsern Reisebeschreibern, Hrn. Nicolai zu geschweigen, so oft vorkommen, sind freilich bei ihm nicht zu befürchten. Auch finden wir nicht uninteressante Berichte über einzelne, nicht grade von jedem Reisenden beachtete Punkte, z. B. über die Sieben Gemeinden (I, 246) und über die Insel der armenischen Mönche bei Venedig (I, 311), und hin und wieder eine treffende, dem gewöhnlichen Urtheile widersprechende Bemerkung, z. B. über den Nachtheil, den Venedig dadurch erlitten hat, daß es zum Freihafen erklärt worden (I, 289). Im Allgemeinen aber reichte auch unter begünstigenden Umständen die kurze Zeit von etwas mehr als 70 Tagen gewiß nicht aus, die Eigenthümlichkeiten des Landes und seiner Bewohner wesentlich tiefer zu ergründen, als dies von den so zahlreichen Vorgängern geschehen war. Namentlich würde dazu erfoderlich gewesen sein, was zu thun freilich die Mehrzahl aller Reisenden aus gar vielen Gründen gehindert wird, die große von den Touristen durchzogene Straße auf längere Strecken zu verlassen, oder sich doch in den kleinern Städten, die zwischen den großen Standquartieren der Fremden zerstreut liegen, längere Zeit zu verweilen und mit den mittlern, besonders aber den fast durchgängig so höchst liebenswürdigen niedern

Classen des Volkes nähere Berührung zu suchen (vgl. z. B. III, 67 fg.). Selbst des Verf. im Ganzen so günstiges Urtheil über Land und Leute würde bei solchem längern Verweilen im Einzelnen vermuthlich noch günstiger ausgefallen sein. So würde ihm z. B. eine Villeggiatur von wenig Tagen auf den Abhängen des Albanergebirges gewiß die edelsten Frauengestalten, die er beim Fronleichnamsfeste vergebens suchte (II, 313), gezeigt haben, und die Orangenhaine, die er (II, 228) vermißt, hätte er nicht nur bei Reggio (in Calabrien), sondern schon bei Sorrent finden können. Wie dagegen Florenz auf den Verf. (II, 43) einen „äußerst unfreundlichen" Eindruck machen konnte, ist, wir gestehen es, uns völlig unbegreiflich; auch muß sein Vetturin das Gasthaus auf fast unglaubliche Weise schlecht gewählt haben, wenn dem Verf. auf der großen Heerstraße zwischen Bologna und Florenz so ungastliche Aufnahme zu Theil geworden, wie er sie (II, 35) schildert. Unter den literarischen Notizen würden nur wenige einer Berichtigung bedürfen, wie wenn (II, 57) die Erbeutung der florentinischen Pandektenhandschrift durch die Pisaner, welche mit Lothar II. zur Eroberung von Amalfi gezogen, als ein unzweifelhaftes historisches Factum dargestellt wird. Mit den Kunsturtheilen des Verf. übereinzustimmen, dürfte der Leser indeß manchmal Bedenken tragen, wie wenn z. B. (II, 174) die freilich schon oft ausgesprochenen Argumente zur Rechtfertigung der Architektur der Peterskirche wiederholt werden, oder wenn (II, 70) der Bandinelli'schen Copie des Laokoon überschwengliches Lob ertheilt wird, während bekanntlich Tizian, um den Nachbildner zu verhöhnen, einen alten und zwei junge Affen, in gleicher Stellung von Schlangen umwunden, in Holz schnitt.

138.

Aus Italien.

Sollte man es glauben, daß Dante in seiner großartigen Frömmigkeit noch im J. des Heils 1835 als ein Gottloser würde angeklagt werden? Und doch ist es vorgekommen. Ja, ein Schriftsteller, der sich weislich nicht genannt hat, ließ in Lugano in Bemerkungen zu Botta's „Geschichte" drucken, man solle nicht vergessen, daß Dante als Wucherer und Betrüger zum Tode verdammt worden sei, daß viele Seiten seines Gedichtes lästerlich geschrieben wären, denn einige Päpste und Heilige habe er in die Hölle gesteckt und den Kaiser Konstantin habe er für seine Schenkung an die Kirche verschrien. Der Verf. dieser Bemerkungen muß sich in einer Zeit, die das ewige Lied endlich besser zu verstehen sich bemüht und darum es so hoch hält, wie ein geistiges Faulthier (Bradypus tridactylus) vorkommen, von dem Cuvier versicherte, daß es darum nur der Beobachtung so fremdartig erscheine, weil es eine Bildung, ein Überrest einer längst vorübergegangenen Zeit sei. Das Ereigniß zu Lugano ist der Anlaß zu der Schrift: „Difesa di Dante Alighieri in punto di religione e costume, ossia avviamento pel netto studio della Divina commedia e della Monarchia" (Belluno 1836), gewesen, die jenseit der Alpen, wo Niemand den Dante anklagt, wo man ihn nur bewundert, schon durch ihren Titel auffallen müßte, wenn man nicht durch Gasp. Gozzi an einen solchen gewöhnt wäre. Ihr Verf. ist Hr. Filippo Scolari, der den großen Schatten mit so ängstlicher Rhetorik gegen den Vorwurf der Gottlosigkeit verficht, als ob er in der Tiefe seines Herzens ihn selbst nicht ganz frei wüßte. Er setzt daher sorgfältig auseinander, daß Dante 1) nie die Dogmen der Kirche, sondern nur ihre Zucht mit heiliger Ereiferung angriff; 2) daß Dante, wenn er Wehe über Die rief, welche die Zucht der Kirche damals störten, dem Beispiele der heiligsten Männer seiner Zeit, des Dominicus und des Franz von Assisi, des Thomas von Aquino, des Bonaventura und Peter Damianus folgte; 3) daß die Kirche nie Dante's Schriften verdammt hat, daß blos das Buch: „De monarchia", von der trienter Kirchenversammlung unter die verbotenen Bücher zweiter Classe gesetzt ward, zum deutlichen Zeichen, daß Dante's Rechtsansicht von der Kirche zwar nicht gebilligt, aber doch keineswegs als gottlos verdammt ward; denn verdammte Bücher gehören in die erste Classe. Herr Scolari konnte daher diesen ersten Theil seiner Vertheidigungsschrift mit den Worten eines Herrn Missirini schließen, die ihm in seiner Beschränktheit beruhigend gewesen sein mögen, „daß Dante ein großer Katholik, ein wahrer Katholik war". Mit vielen in einer Beilage gesammelten Stellen ist diese Auseinandersetzung bekräftigt. In Bezug auf die andere Anklage konnte Hr. Scolari sich kürzer fassen. Er konnte aus mancherlei Zeugnissen erweisen, daß das Todesurtheil, von einer politischen Partei als Contumazurtheil ausgesprochen, schon von Villani als ungerecht bezeichnet wurde, und daß dem Dichter, wenn er sich zu einer leichten Geldbuße hätte verstehen wollen, die Rückkehr ins Vaterland freigestanden hätte. Der letztere Punkt hätte leicht mehr Interesse gewähren können als der erstere für die ultramontanen Verehrer des Dante, die würdigere Höhen als die Tiare im Auge haben, wenn der Verf. aus den gleichzeitigen Zeugnissen die Geschichte des Processes genau gegeben hätte. Eine von Lami in den „Delizie degli eruditi toscani" schon beigebrachte Notiz aus einem Lieferungsbuche der neuen florentiner Zünfte („Libro di provvisione delle riformazioni fiorentine") spricht es z. B. aus, daß die wahre Ursache von Dante's und seiner 15 Genossen Verbannung war, weil er sich der Unterstützung Karl's von Valois widersetzte. Von vielen Seiten war dafür vorgearbeitet.

Eine Nachricht in der „Biblioteca italiana" hatte die Bibliothek der Malatesta zu Cesena als vernichtet angegeben, wie die von Bobbio, von der keine Spur am Orte ihrer Stiftung vorhanden ist; daher werden die Gelehrten Italiens — denn die Deutschen wußten es aus Blume's „Iter italicum" (II, 165) — mit Vergnügen erfahren, daß sie nicht allein noch besteht, sondern in jedem Sinne noch in ihrem ursprünglichen Zustande und Umfange (nur zwei Incunabeln blieben in Frankreich) vorhanden ist. Denn selbst in ihrem Äußern hat man sie wieder eingerichtet, wie sie aus den Händen ihrer Stifter hervorging, und mit ihren 58 Bücherbänken (Pluteen), worauf die Manuscripte mit Ketten angeschlossen sind, erinnert sie lebhaft an das 15. Jahrhundert, wo Fürst Domenico Malatesta Novello (1452) sie stiftete. Unverändert war sie von den Conventualen, denen sie übergeben war, bis gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts erhalten worden, als das Kloster mit Allem, was davon abhing, durch die Stürme der Zeit unterdrückt und in eine Caserne verwandelt ward. Noch hatte man Zeit gehabt, die Bücherbänke mit ihren Handschriften eiligst in ein paar Säle des öffentlichen Palastes zu schaffen, wo sie ungefähr drei Jahre lang verschlossen lagen. Doch kaum war die öffentliche Ordnung einigermaßen hergestellt, als einige wohlgesinnte Bürger daran dachten, die Malatesta'sche Bibliothek wiederherzustellen und eine weit gemeinnützigere von gedruckten Werken, die aus aufgehobenen Klöstern herstammten, damit zu vereinigen. Monsignor Masini und Prof. Albini, gegenwärtig in Pavia, wurden mit dieser Herstellung beauftragt, bei der man so gewissenhaft die alte Form im Auge hatte, daß man aus dem Arsenale von Venedig das Lerchenholz kommen ließ, um die zu erneuernden Fußbänkchen den alten gleich dick zu machen. Gut gearbeitete Tische und Schränke möchten freilich für die Erhaltung dieser prächtigen Manuscripte — denn nur Handschriften machten die Malatesta'sche Bibliothek aus — und für die Beaufsichtigung ihrer Benutzer, wenn sie anders benutzt werden dürfen, zweckmäßiger gewesen sein als diese antireformischen Pluteen, bei de-

nen sogar noch die alte Nummerordnung beibehalten ist, wie sie der veraltete Katalog von Muccioli (2 Bände, Cesena 1780—84) angibt. Die jetzige Welt will selbständig verarbeiten, was früher gesammelt wurde, und mit unabhängig freier Forschung in den Besitz jener alten geistigen Erwerbnisse sich setzen. Was sich dem Leben entfremdet und was der thätigen Einwirkung auf dasselbe entzogen wird, gilt ihr als Plunder, zuweilen als kostbarer Plunder; die Einrichtung der Malatestiana scheint berechnet, werthvolle Besitzthümer zu solcher Verkennung herabzuwürdigen. Selbst die Archive sucht man durch Mittheilungen und Zugänglichkeit dem 19. Jahrhundert zuzuführen, und in Cesena hat man aus einer Büchersammlung ein Archiv im alten Sinne gemacht, so liberal auch die Bibliothekare den Zutritt zu den gedruckten Büchern gestatten. 40.

Tragische Liebe eines Landmädchens.

Daß nicht blos das Volk als solches, sondern gleicherweise auch das einzelne, zum Volke gehörige Individuum seine Poesie, seine Romantik, seine Erhabenheit der Empfindung besitze, hat uns zum Trutz der schönen Welt bereits vor sechs Jahren Hr. von Holtei bewiesen, über dessen in diese Kategorie gehöriges Drama sich damals ein berliner Schriftsteller ebenso richtig als witzig dahin äußerte, daß der Dichter des „Trauerspiels in Berlin" mehr Geist und Einsicht beweise als der berliner Trauerspieldichter. In demselben Sinne möge nun nachstehende Anekdote, oder besser Lebensskizze, die wir als wahrhaftes Factum einer durchaus officiellen französischen Zeitung entheben, uns darthun, daß es eben unter dem französischen Volke gleichfalls nicht blos excentrischen Leichtsinn und flüchtig-sprudelnden Sanguinismus, sondern auch jene Romantik des Herzens, jene charaktervolle Sublimität der Neigung und Gesinnung gibt, welche freilich gegen die Alltäglichkeit des Lebensverkehrs auf etwas barocke Weise absticht, aber dessenungeachtet dem tiefer forschenden Gemüthe sich als etwas Ursprüngliches und von Natur Edles offenbart. Die Abbilder dieser Wirklichkeit müssen wir freilich nicht auf unserer ausgearteten Bühne suchen, wo höchstens der Teufel, die Effronterie der Sopranstimmen, die Langweile u. s. w. ihr Spiel treiben.

So viel zur Einleitung; unsere Geschichte ist diese: Ein junges Mädchen, die Tochter eines Ackerbauers aus dem südlichen Frankreich, fand sich durch den plötzlichen Tod ihrer Ältern ganz verwaist. Da sie ein kleines Gut ererbt hatte, so machte sie dieses zu Geld und begab sich nach Paris, in der Absicht, hier ein kleines Linnengeschäft anzulegen. Kaum acht Tage in der Hauptstadt, fügte es sich, daß sie an einem Sonntag eine der angesehensten Kirchen besuchte und hier von dem Anblick eines das Amt verwaltenden Priesters so lebhaft ergriffen wurde, daß sie von Stunde an zu ihm eine unauslöschliche Neigung faßte. Keine Überlegung vermochte sie davon abzubringen, und die Folge war, daß sie dieselbe Kirche so oft besuchte, als möglich war. Endlich erfuhr sie, daß der Gegenstand ihrer Liebe fast an jedem Abend zwei bejahrte Damen besuche, die im Rufe ungemeiner Frömmigkeit standen und durch Anfertigung künstlicher Blumen für die Modehandlungen ihren Lebensunterhalt gewannen. Da diese bereits einigen jungen Mädchen Unterricht in ihrer Wohnung ertheilten, so war der Entschluß unserer Heldin bald gefaßt. Sie gab sich gegen Entgeld bei den alten Damen in Kost und Unterricht und hatte so Gelegenheit, den Gegenstand ihrer Zärtlichkeit fast täglich zu sehen. Um sein Gefallen zu erregen, wird sie sehr fromm, halb aufrichtig, halb aus Verstellung, und weil die wachsende Liebe nach immer innigerer Vereinigung strebt, so fand sie sich wöchentlich einmal im Beichtstuhl bei dem geliebten Geistlichen ein. Nach ihrem eignen spätern Geständniß bekannte sie hier Vergehungen, die sie niemals begangen, blos um desto länger in der Nähe des Verehrten sich aufhalten zu können. Allein dies Alles diente nur dazu, das Feuer ihrer Leidenschaft desto mächtiger anzuschüren; diese Leidenschaft drohte ihr alle Besinnung zu rauben, ihr Herz zu ersticken. In einem der heftigsten Anfälle gesteht sie dem Beichtiger, daß sie für Jemand eine unbezwingliche Liebesregung empfinde. „Und für wen?" fragt der unschuldige Priester. „Für dich selbst", antwortete das Mädchen unter einem Strom von Thränen. „Unselige", ruft der Geistliche, „fliehe, fliehe augenblicklich und betritt dies Gotteshaus nicht wieder." Mit dieser Erklärung (in der vielleicht mehr Heuchelei als Frömmigkeit enthalten war) will er die Jungfrau fortweisen; aber sie ruft ihn zurück: „Höre mich noch einen Augenblick", sprach sie zu ihm; „ich weiß zu wohl, daß meine Leidenschaft für dich ganz unbesiegbar ist. Mein einziges Glück wäre gewesen, dich täglich zu sehen. Du hattest meine Seele in deiner Gewalt, du hättest damit schalten, sie für den Himmel erziehen können. Da du sie verschmähst, so will ich sie dem Laster, der Hölle weihen. Ich will mich nun in die Ausschweifungen der Welt stürzen, und Gott wird am jüngsten Tage von dir wegen meiner Rechenschaft fodern." Von nun an hielt die Jungfrau Wort. Ein schönes Weib findet in Paris leicht die Gelegenheit zur Sünde, wenn sie sündigen will. Ihr guter Geist hatte sie verlassen; Etwas, das wir doch noch zuweilen als tragisches Verhängniß bezeichnen müssen. Sie wird lüderlich, sie wird zur Hetäre; dies dauert zwei Jahre. Allein während dieser Zeit hat sie doch in keinem Augenblicke des geliebten Gegenstandes vergessen. Das Vergessenwollen wird nur zur desto lebhaftern Erinnerung, zum wahren Abscheu vor dem anfänglich ersehnten Laster, zum völligen Lebensüberdruß. Vor etwa drei Monaten berichtete die „Gazette des tribunaux" von einer jungen Person, die man in ihrem Zimmer erhängt gefunden. Dies war die junge Putzmacherin. Im Beschlage des Gerichts befindet sich ein vollständiges Tagebuch, von ihrer Hand aufgezeichnet, das ihr Leben und ihre Gefühle schildert während der zwei Jahre, wo sie von dem Geliebten geschieden und dem Laster anheimgefallen war. Dieses Tagebuch beweist, daß das Mädchen von starker, inniger Seele war, daß ihre Neigung etwas weit Anderes war als die raffinirte, versteckte, verheimlichte, bleichsüchtig-kokettirende Wollust der Modewelt. Mit einem Worte: auch dieses Mädchen besaß eine Seele für das bürgerliche Trauerspiel. Vielleicht findet sich ein französischer Romantiker, der gleichartig genug fühlt, um aus dieser verhängnißvollen Wirklichkeit einen zweideutig-modernen Roman zu machen. In Deutschland verstehen die tragischen Dienstmädchen leider nicht zu schreiben, und so geht Deutschlands jugendkecken Romantikern leider ein schöner Erwerbszweig verloren. 71.

Literarische Notiz.

Aus der Feder von H. Piers, Bibliothekar zu St.-Omer, ist eine interessante Monographie dieser Stadt, ihrer Vorstädte und Umgebungen erschienen unter dem Titel: „Histoire des Flamands du Haut-Pont et de Lyzel" (St.-Omer 1336). Mit flamändischem Fleiß hat der Verf. die Annalen seines Wohnorts studirt und gibt demnach besonders anziehende Aufschlüsse über die Bewohner der beiden Vorstädte Haut-Pont und Lyzel, die selbst in der modernen Zeit eine ganz eigenthümliche Physiognomie beibehalten haben. Diese Sittenschilderung ist mit mancherlei belehrenden Anekdoten durchflochten, die dem populairen Zweck des Schriftchens entsprechen. Hieran schließt sich eine Notiz über Saint-Momelin und die Vernichtung der Memoiren Jakob II. während der Schreckensregierung (eine Barbarei, die wir einer gereizten Dame verdanken), sodann eine Geschichte der benachbarten Abtei Watten, wo sich ehemals eine römische Veste befand, und in deren Nähe zu verschiedenen Zeiten wichtige militairische Ereignisse stattfanden; ferner eine kurze Skizze des ehedem berühmten Dorfes Ruminghem, eine Geschichte der Abtei Clairmarais, eine Beschreibung der schwimmenden Inseln und endlich eine Notiz über den Aufenthalt des heiligen Thomas von Canterbury in jenen Gegenden. 11.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Freitag, —— Nr. 125. —— 5. Mai 1837.

Die Kunst der deutschen Prosa. Ästhetisch, literargeschichtlich, gesellschaftlich. Von Theodor Mundt. Berlin, Veit u. Comp. 1837. Gr. 12. 1 Thlr. 16 Gr.

Es gibt Bücher, die keiner Vorrede bedürfen, weil die Zeit selbst, in der sie erscheinen, der behelmte Prologus ist, der ihr Dasein erklärt und rechtfertigt. Hat sich unsere Zeit, wie Viele meinen, mehr der prosaischen Seite des Lebens zugewendet, so muß sich dies auch in den vorherrschenden Richtungen der Literatur kundgeben. Nicht nur, daß die Gegenstände nicht mehr dieselben sein werden, auch die Betrachtungsweise wird eine andere geworden sein, und selbst die Formen werden sich ändern und den Eintritt einer neuen Weltanschauung sichtlich verkündigen. Mögen dann Die, denen der Geist und das Wort gegeben ist, heraustreten, die Zeichen der Zeit auszulegen, auf die neuen Ziele hinzuweisen und die Wege zu ihnen zu bahnen! Wenn etwas beweist, daß wir über die literarischen Kinderjahre hinaus sind, so ist es ja dies, daß wir die neu an uns herantretenden Erscheinungen des geistigen Lebens nicht blos in ihren Wirkungen auf uns empfinden, sondern sie, wie sie an uns vorübergehen, unter allgemeinen Gesichtspunkten in unser Bewußtsein aufnehmen und, indem wir ihre Geschichte durchleben, zugleich ihre Geschichte denken oder schreiben. Darum ist das vorliegende Werk, wie jedes, in welchem die Zeit zum Verständniß ihrer selbst zu kommen versucht, an der Zeit und auch ohne Vorwort vielfach empfohlen; denn stimmen wir auch nicht mit Denen, die aus einzelnen Anzeichen des Tages den Untergang aller Poesie auf lange hinaus weissagen, so sind wir doch unbefangen genug, zu erkennen, daß die vorwaltende prosaische Auffassung des Lebens, die überall sich herausstellende Richtung auf das äußerlich Gegebene, Handgreifliche, Nutzbare und Lehrhaftige wenigstens für den Augenblick dem Gedeihen der Poesie nicht förderlich sein könne, und daß, je mehr sich alle geistige Thätigkeit dem prosaischen Zwecke unterordnet, so mehr darauf ankomme, auch den Formen der Prosa ihr Recht angedeihen zu lassen und sie der Vollendung entgegenzuführen, die sie nach ihrer Bedeutung für die Gegenwart in Anspruch nehmen. Hätte sich uns wirklich die eine Seite des Lebens auf immer verdunkelt, so könnte dann vielleicht die andere in fort und fort gesteigertem Glanze uns dafür trösten.

Es ist noch nicht lange her, da jubelte die deutsche Jugend laut auf und verkündete dem Vaterlande einen neuen poetischen Frühling. In der That wurde es auch bald lebendig auf allen Ästen vom muntersten Gesange, und der Gesang klang so natürlich und einschmeichelnd, daß selbst ältere und ganz verständige Leute daran ihre Freude hatten und, eingedenk des schönen „Singe, wem Gesang gegeben", sich das lustige Treiben eine Zeit lang gern gefallen ließen. Aber als des Gezwitschers kein Ende ward und immer nur dieselben Klänge inhaltsleer bis zur Verzweiflung wiederkehrten, da wandten selbst die Freunde sich von ihnen ab und zurück zu den alten Wäldern, worin es doch noch Stimmen gab, in denen ein Gott sprach. Andere, zu einsichtig, um die Schmach der allmälig überhandnehmenden Langweile zu verkennen, aber nicht selbständig genug, um die eigne Täuschung laut werden zu lassen, zwangen sich, damit sie der Erbschaft froh würden, nicht — wie in den „Flegeljahren" Frühprediger Flachs — zum Weinen, sondern zu einem heitern Lächeln, mit dem sie auf die Zukunft verwiesen, dieses den Verzweifelnden immer offene große Gebärhaus voll Fehl- und Misgeburten. Hr. Mundt konnte mit dieser Rolle sich nicht begnügen; der Autor der „Unterhaltungen mit einer Heiligen" bedurfte eines Gegenwärtigen und Wirklichen; er, der den Zeitrichtungen mit vielleicht allzu bereiter Willfährigkeit seinen Tribut gebracht hatte, konnte gegen die Fehler der Freunde den Blick nicht verschließen, ohne seine Selbständigkeit zu verleugnen, aber jene auch nicht gänzlich aufgeben, ohne sich eines beschämenden Irrthums zu zeihen, und so zog er sich aus dem bösen Spiele gewandt genug durch eine ebenso kühne als glückliche Escamotage, über welche die Sänger des jungen Haines, wenn sie nicht schon zuvor das Spiel aufgegeben haben, etwas befrembet einander ansehen werden. Euer Gesang, lieben Freunde — so ungefähr ruft er ihnen zu —, ist im Grunde nur Prosa; aber eben der Prosa bedarf die Zeit und darum auch euerer. Euere Liederformen sind abgenutzte Gefäße, die von dem alten guten Beischmack nichts mehr haben und in denen der Wein euerer Poesie nur verdumpft und versauert. Ergießt fortan, was Göttliches in euch ist, in das breite, bequeme Bett der Prosa; laßt immerhin den Strom sich mit allen Blumen schmücken, mit denen seine Ufer ihn überschütten; denn wißt, die

Zeit, wo Prosa und Poesie als feindliche Schwestern einander gegenüberstanden, ist nicht mehr; der Übergangsproceß zur Ineinsbildung beider hat begonnen und mit ihm eine neue Zeit, der wir sammt und sonders zusteuern! Und hiermit ist denn auch das Hauptmoment des vor uns liegenden Buchs verrathen, eines Buchs, das wir, so wenig wir mit Allem, was es bietet, einverstanden sind, zu den anziehendern Erscheinungen der letzten Zeit rechnen müssen.

Der Verf. wollte kein wissenschaftliches Lehrbuch, keinen Codex der prosaischen Schreibart geben; ja, er wollte nicht einmal — so müssen wir annehmen — seine beschränktere Aufgabe erschöpfen, sondern ohne allen Anspruch auf Tiefe und Gelahrtheit mit jener leichten Anmuth des guten Gesellschafters, die, bei Keinem stetig verweilend, die Gegenstände nur im Fluge berührt, eine Frage besprechen, die, ist sie auch nicht Lebensfrage der Zeit, doch zu manchen derselben in naher Beziehung steht. In der Gesellschaft, der es um heiter anregende Unterhaltung zu thun ist, führt — und mit allem Fug — der muntere, bewegliche Geist das Wort, der die Dinge keck und leicht nimmt, und dem um des Geistes willen die kleinen Ungründlichkeiten, Irrthümer und Inconsequenzen, wie sie wol im perlenden Champagnerstrome der Rede zuweilen entschlüpfen, gern verziehen werden.

Wir können bei aller Achtung für Hrn. M. nicht leugnen, daß auch ihm hier und da dergleichen begegnet ist, und wir sind weit entfernt, ihm daraus ein Verbrechen zu machen. Wenn wir dennoch Dies und Jenes etwas ernster nehmen, so geschieht es nur um Solcher willen, die keinen Spaß verstehen und jedes in der Gesellschaft gesprochene Wort des begabten Mannes als unumstößliche Wahrheit oder neue Entdeckung dahinnehmen und damit Berge der Wissenschaft versetzen zu können wähnen.

Die erste Abtheilung des Buchs behandelt die „Kunst der Prosa". Mit der Sprache beginnend, setzt der Verf. deren Ursprung in die Individualität. Schon hier können wir nicht beistimmen. Uns ist die Sprache vielmehr ein in der Natur der Gattung organisch Begründetes und erst von da heraus mit dem allmälig freiwerdenden besondern und einzelnen Leben sich individuell Gestaltendes, und uns scheint, als sei nur auf diesem Wege das Gemeinsame in den verschiedensten Sprachen ebenso als das volksthümlich Verschiedene derselben zu erklären. Ebenso wenig theilen wir die ungemessene Verwunderung über den „umgekehrten Entwickelungsgang unserer Muttersprache, wonach sie erst im Greisenalter ihrer Formen dem ausgebildetsten Inhalte diene" (S. 3). Nur flüchtige Betrachtung konnte Das, was von jeher der Gang sich fortbildender Sprachen gewesen ist, als etwas so ganz absonderlich Deutsches herausheben. Freilich ist es der Geist, der die Sprache an sich heranbildet als eine geschmeidige, nachgiebige und flüssige Form, in der das innerliche Leben sich veräußerlicht, und somit könnte man glauben, die Sprache müsse mit dem Fortschreiten des Geistes, dessen Hülle sie ist, auch an sinnlicher Bezeichnungsfülle gewinnen. Dem ist aber nicht so. Die erste Entstehung der Sprachen fällt überall in eine Zeit, wo das Geistige noch unterthan dem Naturtriebe ist. Was da entsteht, trägt mehr den Charakter der Nothwendigkeit als der Freiheit und ist, so lange nicht ein Anderes obsiegt, roh, ungefüg, dem wilden Naturkinde gleich. Der Geist jedoch ruht nicht, bis er das widerstrebende Kind, an dessen Geburt auch er seinen Theil hat, bezwungen und seinem Gesetze unterworfen hat. Daß er dies kann, ist eben seine, ja alle Kunst. Das allmälige Abstreifen der starken und bestimmtern Formen, das der Verf. an jener Stelle zu beklagen scheint, was ist es nun anders als ein Act fortschreitender Vergeistigung, ein Wegwerfen des unnützgewordenen Körperlichen und somit nicht Hemmung, sondern Förderung der freiern Entfaltung des geistigen Lebens? An sinnlicher Kraft und an Wohllaut hat hierdurch im Laufe der Zeit die Sprache ohne Zweifel verloren; aber gewonnen hat sie, wie ein in Fluß gekommener Bergkrystall unter dem Rohre des Bläsers an Geschmeidigkeit, Geistigkeit und durchsichtiger Klarheit. Diese durch den Geist gesittigte und gezähmte Sprache ist der Styl in der allgemeinsten Bedeutung des Wortes.

Über die Art, wie dieser dann nach zwei Seiten hin, als Prosa und Poesie naturgemäß sich entwickelt, sowie über das Wesen Beider und ihr Verhältniß zum Gedanken hätten wir von dem Verf. — wir gestehen es — ganz Anderes und Gründlicheres erwartet. Nur so war die Aufgabe zu lösen und nur so der Unbestimmtheit zu entgehen, mit der die Eigenthümlichkeit Beider bald in den Stoff, bald in die Form gesetzt, bald auf den Gegenstand beschränkt, bald wieder aus der Individualität des Schreibenden hergeleitet wird. Die Auffoderung dazu war (S. 39) in den Worten gegeben:

> Ideal aller Sprache und Darstellung ist blos der Gedanke. Von dem richtigen Verhältnisse des Gedankens zu seiner Darstellung, wovon zugleich das Maß aller zu gebrauchenden Kunstvortheile und der Schönheit selbst abhängt, ließe sich am allerersten ein akademischer Kanon aufstellen.

Hier war der Punkt, von dem die weitere Erörterung auszugehen hatte; statt dessen verbreitet sich der dritte Abschnitt (in dem „Tableau des Inhalts" unter der Überschrift: „Poesie und Prosa"), in schöner Sprache Bekanntes wiederholend, lediglich über Versmaß und Rhythmus, sodaß es fast den Anschein gewinnt, als sehe der Verf. nur in ihnen das Unterscheidende zwischen jenen beiden Formen der Rede. Jean Paul konnte in der „Vorschule", auf sein ganzes Buch sich berufend, die Definition der Poesie von sich abweisen; nicht so unser Verf. Nach diesem Stehenbleiben bei der Form überrascht es denn freilich, wenn wir lesen: „Die Schranke zwischen Poesie und Prosa ist im Gedanken durchbrochen; sie bezeichnen nicht mehr verschiedene Ideenkreise."

Daß einmal die Zeit kommen könne, wo Philosophie und Kunst, Prosa und Poesie in Eins verschmelzen, liegt auch nach unserer Ansicht nicht gradezu außer den Grenzen der Möglichkeit; daß sie aber bereits gekommen sei oder nahe bevorstehe, dafür ist das vorliegende Buch den Beweis uns schuldig geblieben. Denn die An-

näherung der metrischen Formen an den Numerus der Prosa bei den Tonangebern der neuesten Lyrik, worauf ein so großes Gewicht gelegt wird, möchte doch kaum im Ernst als entscheidendes Moment dafür angeführt werden können, auch wenn frühere Literaturepochen nicht schon Ähnliches böten, und was die vorgebliche Bildungshöhe der heutigen Prosa (S. 46) betrifft, so fürchten wir, es walte hier eine Selbsttäuschung ob, die wir zu nähren uns nicht für berufen halten. Der Verf. sagt an einer andern Stelle, „die Gesinnung mache den Styl des Tacitus poetisch" und nennt jene „die einzige Bewegerin der Sprache", wogegen er freilich einige Seiten weiter die rechte Schreibart „aus dem innern Leben des Gegenstandes" hervorgehen läßt und (S. 142) den Inhalt zum „einzigen Meister, Schöpfer und Alleinherrscher" des Styls erhebt. Wir wollen diesen vielleicht nur scheinbaren Widerspruch nicht zu hoch anschlagen, und allerdings läßt sich Beides wol vereinigen. Auch wir halten, im Einverständniß mit der ersten Behauptung, die Individualität für die Trägerin aller sprachlichen Darstellung, wissen aber auch, wie dieselbe von den Gegenständen auf das Mannichfaltigste afficirt wird, und behaupten daher, daß, so lange die Mannichfaltigkeit der Gegenstände und Individualitäten so fortdauert wie bisher, auch die hergebrachte und mit der ganzen Eigenthümlichkeit des Menschen innigst zusammenhangende Sonderung der gesammten Darstellung in zwei Hauptgebiete sich erhalten, daneben aber auch nach wie vor ein Grenzgebiet, auf dem die Sprachen ineinanderlaufen, sein Recht behaupten werde. Übrigens sind wir für den Augenblick noch der Meinung A. W. Schlegel's, daß eine Gattung, die, indem sie die ausschließenden Vorrechte der Poesie und Prosa vereinigen will, die echte Vollkommenheit Beider verfehlt, im Grunde nur rhetorischer Anmaßung oder dichterischem Unvermögen ihren Ursprung verdanke. Und so können wir in das Triumphlied des Verf. über die „Emancipation der Prosa", die so äußerlich, wie sie genommen ist, fast nur eine andere Art der Emancipation des Fleisches sein würde, nicht einstimmen. Auch die Erklärung dieser Emancipation als „einer blos dem Gedanken folgenden Darstellungsfreiheit" kann uns nicht bekehren, einmal, weil die andere Erklärung „als einer innern Gleichstellung der Prosa mit der Poesie" gleich danebensteht, dann aber auch, weil jene Erklärung, wenn sie wörtlich genommen werden sollte, entweder etwas ganz Altes oder nichts sagen würde, da unsers Wissens seit dem Beginn unserer neuern Literatur noch von keinem Vernünftigen der Prosa jene Darstellungsfreiheit streitig gemacht worden ist, und der Vorwurf, den hier der Deutsche erhält, als sei sein Styl zumeist „eine schon fertige Form, ein gemauertes Gefäß, in das er irgend einen Inhalt hineingieße", jedes andere Volk eher treffen würde als das unserige.

Überhaupt liebt es Hr. M. zu sehr, sich Feinde aus Sand zu bauen, die er dann mit leichter Berührung des Fußes zu Boden wirft. Dahin gehört in diesem Abschnitte die Klage über die Schreibunfertigkeit des gemeinen Mannes in Deutschland, als ob es in Frankreich oder in Italien damit besser bestellt wäre —, über die deutschen „Briefsteller für Liebende", die immer noch den lebendigen Lohnbriefstellern in jenen beiden Ländern vorzuziehen sein möchten, da sie mindest die Wahl frei lassen —, oder über den vorlängst abgefertigten und beseitigten Ciceronianischen Kunststyl in deutschen Schriftwerken. Vortrefflich dagegen und, wie es scheint, aus tiefer Einsicht in das Wesen des Schriftstellers hervorgegangen ist Alles, was über Tacitus gesagt wird. In ihm erkennt der Verf. jene Vereinigung der Prosa und Poesie bereits verwirklicht; aber an ihm auch hätte er die Überzeugung gewinnen können, daß Alles, was wir an Tacitus bewundern, das Eigenthum einer großen Individualität war, und daß es gewagt sei, sein Beispiel, auch nur der Tendenz nach, einer ganzen Zeit als Muster vorzuhalten.

(Der Beschluß folgt.)

Dänische Journalistik.

In Kopenhagen erscheinen gegenwärtig zwei kritische Zeitschriften von Bedeutung: „Dansk Literaturtidende" und „Maanedsskrift for Literatur". Die erstgenannte hat, wenngleich unter verschiedenen Namen, ein Alter von mehr als hundert Jahren erlebt. Lange Zeit (1811—30) stand sie unter der Redaction des damaligen Professors der Theologie, nachherigen Bischofs P. E. Müller; von 1830—33 unter der des Professors der Theologie F. Möller. Des Letztgenannten vielfältige Geschäfte hinderten ihn, die nöthige Sorgfalt auf diese Zeitschrift zu verwenden; auch fehlte es ihm sowol an thätigen Mitarbeitern wie dem Verleger an Pränumeranten. Nach dessen Tode im November 1833 hörte die Zeitung einige Monate auf, erschien aber im Sommer 1834 von Neuem und ist seitdem, obgleich mit nicht unbedeutenden Unterbrechungen, bis auf die gegenwärtige Zeit herausgekommen. Die Redaction ist anonym, die Beurtheilung der eingesandten Beiträge überläßt der Secretair der Zeitung bald diesem, bald jenem Gelehrten, wodurch unleugbar der Vortheil gewonnen wird, daß Ansichten ganz verschiedener Art ausgesprochen werden können. Die Zeitung nimmt auch Antikritiken sowie bisweilen kurze Nachrichten von ausländischen Literaturproducten auf.

Die „Maanedsskrift for Literatur" begann mit dem Januar 1819 unter der Redaction von 14 Gelehrten, welche größtentheils Professoren der Universität waren. Die Anzahl der Mitglieder ist noch immer dieselbe, wiewol die ersten Gründer dieser Zeitschrift theils aus der Redaction getreten, theils gestorben sind. In den letzten Tagen jeden Monats kommt ein Heft von ungefähr sechs Bogen heraus, sodaß der ganze Jahrgang etwa 72 Bogen ausmacht. Das Verdienst kann dieser Zeitschrift im Allgemeinen nicht abgesprochen werden, daß sie zur Verbreitung richtigerer und verständigerer Urtheile sowol über Angelegenheiten der Gelehrtenwelt als des bürgerlichen Lebens kräftig beigetragen hat. Dagegen hat man, vielleicht nicht ohne Grund, dieselbe wegen einer gewissen Einseitigkeit getadelt, welche sich z. B. in ihrer Weise, von den kirchlichen Bewegungen in Dänemark zu sprechen, geäußert hat. Vielleicht dürfte man der Redaction gleichfalls vorwerfen können, daß dieselbe gar zu oft die wichtigsten Producte der dänischen Literatur mit Stillschweigen übergeht, wobei die Entschuldigung, welche die Redaction selbst bisweilen angeführt hat: daß nämlich nicht der eigne Werth einer Schrift, sondern die Wichtigkeit des behandelten Gegenstandes deren Recht bestimmt, in der Zeitschrift erwähnt zu werden, nicht völlig befriedigend zu sein scheint. So hat diese Zeitschrift mehre der wichtigsten Werke ganz unerwähnt gelassen, während unbedeutende ephemere Producte, als Streitschriften, Gedichte unbekannter Verfasser, akademische Disputationen, nicht selten zu weitläufigen Recen-

sionen Anlaß gegeben haben. Dieses steht vielleicht in Zusammenhang mit dem Umstande, daß die Mitglieder der Redaction in spätern Zeiten selbst eine weit geringere Anzahl Aufsätze als im Beginn der Zeitschrift verfaßt haben. So viel man weiß, sind es zum großen Theile junge Schriftsteller, welche für den Augenblick hier als Recensenten auftreten.

Seitdem mit dem 18. Band die „Schriften der skandinavischen Literaturgesellschaft" aufhörten, hat Dänemark nur eine, wie es scheint, wenig bekannte und wenig beachtete Zeitschrift für wissenschaftliche Abhandlungen gemischten Inhalts. Im J. 1830 fingen zwei Lectoren der Kriegsakademie zu Sorøe, J. C. Hauch und C. Lütken, die Herausgabe von „Blandinger fra Sorøe" (Vermischte Aufsätze von Sorøe) an. An die Stelle des Erstern trat nachher J. H. Bresdorf ein. Von dieser Zeitschrift, die in freien Heften erscheint, sind bisjetzt ein paar Bände herausgekommen, welche mehre Originalabhandlungen, theils von den Herausgebern, theils von andern Verfassern enthalten.

Eine Zeitschrift von weniger umfassender Art wurde 1827 von dem Justizrath C. Molbech angefangen unter dem Titel: „Nordisk Tidskrift for Historie, Literatur og Konst". In jedem der drei ersten Jahre erschien davon regelmäßig ein Band, jeder aus vier Heften bestehend; allein mit dem Schlusse des dritten Bandes hörte das regelmäßige Erscheinen der Zeitschrift auf. Vom vierten Bande kam das erste Heft im Anfange des Jahres 1830 heraus, das zweite am Ende von 1831, das dritte im Mai 1836. Es ist zu beklagen, daß eine Zeitschrift, die so viele vortreffliche Originalabhandlungen und Auszüge aus wichtigern ausländischen Werken mitgetheilt hat, keine größere Unterstützung von den dänischen Gelehrten genossen; es scheint nämlich besonders der Mangel an Beiträgen zu sein, welcher in den letztern Zeiten deren Fortgang aufgehalten hat.

Die „Kongelige Nordiske Oldskrift-Selskab" (Die königliche Gesellschaft der nordischen Alterthümer) begann im J. 1833 eine Zeitschrift unter dem Titel: „Nordisk Tidskrift for Oldkyndighed" (Nordische Zeitschrift für die Alterthumskunde), welche im Anfange des letztvergangenen Jahres 1836 mit dem dritten Bande aufhörte. Es verlautet, daß eine Fortsetzung unter einem andern Titel und in einem andern Format bald herausgegeben werden wird. Die sechs herausgekommenen Hefte enthalten theils Abhandlungen über verschiedene Theile der Alterthumswissenschaft (von Schlegel, Werlauff, Finn Magnusen, P. E. Müller, Vedel-Simonsen, N. M. Petersen u. A.), theils Berichte von Antiquitäten, welche in Dänemark und den benachbarten Ländern gefunden worden sind.

Für ein mehr gemischtes Publicum ist die Zeitschrift, welche unter dem Titel: „Dansk Ugeskrift" (Dänische Wochenschrift), im Jahre 1830 ihren Anfang nahm. Sie hat theils wissenschaftliche, besonders naturhistorische Aufsätze, gleichwol gewöhnlich blos in populairer Form, theils Abhandlungen über gesellschaftliche Angelegenheiten, theils Originale, theils Übersetzungen aufgenommen. Dadurch sind mehre von den bessern Artikeln der englischen Journale dem dänischen Publicum mitgetheilt worden. Während der Redacteur Prof. J. F. Schouw im letztvergangenen Sommer als Deputirter der Universität der Ständeversammlung in Wiborg beiwohnte, erfuhr diese Zeitschrift eine Unterbrechung; sie wird nun aber wol wieder erscheinen.

Zu den Zeitschriften, die bis zu einem gewissen Grad einen wissenschaftlichen Charakter haben, gehört auch: „Kiöbenhavns flyvende Post" (Kopenhagens fliegende Post), welche im Januar 1827 vom Prof. Dr. J. L. Heiberg angefangen und sodann, wiewol mit verschiedenen nicht unbedeutenden Unterbrechungen, unter seiner Redaction fortgesetzt wurde. Das Blatt war ursprünglich ästhetischen Inhalts. Aber außer Gedichten und Novellen hat dasselbe verschiedene philosophische und kritische Artikel von großem Interesse geliefert. Eine in diesem Blatte mitgetheilte Abhandlung vom Schulwesen — gerichtet wider das unbedachtsame Streben, welches in neuern Zeiten gar zu viele Verfechter gefunden, den Unterricht blos zum Mittel zur Erreichung gewisser materieller Zwecke erniedrigen zu wollen — ist ohne Widerrede sowol das Gründlichste als das Besonnenste und Durchdachteste, was in Dänemark in dem Streite zwischen Humanisten und Realisten geschrieben worden ist. 119.

Notizen.

Schwerlich kann es in irgend einem Lande der Welt vollkommenere Ideale weiblicher Schönheit geben als in Indien. Der Reisende geräth in Erstaunen beim Anblick der reizenden Wesen, die dort an den Brunnen und Cisternen ihre Wasserkrüge füllen, oder in den Städten und Dörfern mit den niedrigsten Arbeiten beschäftigt sind. Selbst wenn der Schleier das Gesicht der Indierin verbirgt, ist ihre edle, gebietende Gestalt in ihrer malerischen Umhüllung anziehend genug. Ihre Gewohnheit, von frühester Jugend auf leichte Lasten auf dem Kopfe zu tragen, hat den guten Einfluß, daß die Brust sich bedeutend wölbt, die Haltung an Geradheit und alle Körperbewegungen an Freiheit gewinnen. Die indischen Frauen, obwol meist von hohem Wuchs und selten unter Mittelgröße, sind durchgängig zart gebaut und Hände und Füße nehmen sich aus, als wären sie dem Meißel eines griechischen Bildhauers entsprungen. Die Schönheit der Züge ist nicht minder allgemein als die Schönheit des Wuchses; besonders ist es das dunkle, blitzende Gazellenauge, das schöne Monopol aller orientalischen Frauen, was einen unbeschreiblichen Eindruck macht. Ihr Teint zeigt viele Abschattungen, von der klaren Olive der Süditalienerinnen bis zu der dunkelsten Bronzefarbe. Im südlichen Hindostan begegnet man sogar zuweilen einem blassen Schwarz. Die indischen Damen pflegen ihre natürliche Schönheit noch durch Kunst zu erhöhen, wobei sie jedoch häufig viel Geschmacklosigkeit zeigen, dergestalt, daß einige sogar ihre blendend schönen Zähne schwarz färben. Rothe Schminke wird selten aufgelegt, weil es in Hindostan keine natürlichen Rosenwangen gibt. Daß die indischen Frauen auf alle mögliche Weise ihre Reize zu erhöhen suchen, läßt sich ihnen im Grunde nicht verargen; denn sie besitzen diese Reize nicht lange Zeit. Mit dem 25. Jahre schon fängt die Indierin an zu altern, und im 40. Jahre ist sie in der Regel eine Hexe an Widerwärtigkeit. Skelettartige Magerkeit oder übertriebener Embonpoint ist ihr unvermeidliches Loos, sobald sie über den Frühling des Lebens hinaus ist.

Capitain Alexander schreibt über die Damaras, welche an der Walfischbai auf der Westküste von Afrika wohnen und von denen wir noch wenige oder gar keine Nachrichten haben, Folgendes: „Die Damaras sind ein Negervolk, das nach seinem Äußern, nach seinen Sitten und Gebräuchen weit verschieden ist von den beiden großen südafrikanischen Negerstämmen, den Bechuana und Hottentotten. Man sagt, daß die Damaras ihre Wohnungen erbauen mittels Pfähle, die sie in eine kegelförmige Gestalt zusammenstellen und mit Thierfellen bedecken sowie die nordamerikanischen Wigwam. Die Negerracen in Südafrika haben sämmtlich oben abgerundete Hütten, die entweder gedeckt oder mit Matten behangen sind. Die Bechuanas und Hottentotten bedienen sich der Assegaes oder Wurflanzen, während dagegen die Damaras sich einer kurzen breitschneidigen Waffe bedienen, womit sie ihren Feinden die Kehlen abschneiden können. In der unlängst erschienenen Reise des amerikanischen Handelscapitains Morell wird bemerkt, daß die Damaras mit den Amerikanern einen starken Handel an Vieh treiben, wovon im tiefern Innern eine große Menge vorhanden ist."

Müßige Leute haben berechnet, daß die Holbornstraße in London jährlich von 20,000,000 Fußgängern betreten und von 1,665,749 Wagen aller Gattungen befahren wird. 11.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 126. —— 6. Mai 1837.

Die Kunst der deutschen Prosa. Ästhetisch, literargeschichtlich, gesellschaftlich. Von Theodor Mundt.

(Beschluß aus Nr. 125.)

Ein Glanzpunkt des Ganzen ist der fünfte Abschnitt über die Prosa der deutschen Conversation. Hier ist der Verf., so lange er es blos mit Darstellung des Gegenwärtigen und Gegenständlichen zu thun hat, auf seinem Gebiete, das er mit Geist und schlagender Ironie beherrscht. Nur sollte, wer uns die Geschichte der Literatur erzählen will, nicht auf veraltete Autoritäten hin offenbare historische Irrthümer, wie S. 76 u. 79 über die Zeit, wo das Französische die Gesellschaftssprache der höhern Stände in Deutschland war („in dem ganzen mittlern Zeitalter Europas eigneten die deutschen Laute nur den niedern Ständen", heißt es in der ersten Stelle; in der zweiten wird zwar von späterer Zeit, aber doch schon vom 16. Jahrhunderte gesprochen), oder, wie S. 84, über die Zeit der Einführung des Ihr statt des Du, worüber bei Grimm das Richtige leicht zu finden war, als unschmackhafte Kost vorausschicken. Ebenso mußte S. 91 die vermuthlich aus derselben Quelle auf Treu und Glauben entlehnte Angabe über den Ursprung des Dero und Ihro (sie werden für Nachbildungen des italienischen loro und vostro ausgegeben) als ganz unstatthaft wegfallen. Gegen den Schluß des Abschnitts kommt der Verf. wieder auf seine eignen Füße zu stehen, und vollkommen befriedigt, was S. 94 fg. über die Beeinträchtigung der deutschen Umgangssprache durch den vorherrschend geistigen Charakter unserer Sprache und im nächstfolgenden Abschnitte über den periodischen Styl mit jenem feinen Schönheitssinne, für den die Darstellung des ganzen Buchs die beste Gewähr leistet, gesagt wird. Der Ausfall dagegen auf die bisherige Styllehre (S. 116) beruht theils auf Unkenntniß der gelungenern neuern Versuche, die Rhetorik wissenschaftlich zu behandeln, theils auf Überschätzung des Misbrauchs, der allerdings vielfältig mit ihr getrieben worden ist. Darüber sind ja doch wol alle Verständigen längst vor unserm Verf. einig gewesen, daß die Rhetorik ebenso wenig einen trefflichen Volksredner, Erzähler oder Geschichtschreiber zu machen im Stande sei, als die Poetik einen Dichter, oder ein ästhetisches Werk über bildende Kunst einen Rafael. Alle Welt weiß, daß der Redekunst der Alten aus den Schulen der Rhetoren kein Heil erwachsen ist. Aber muß darum nothwendig Alles der Natur und ihren Zufällen überlassen werden? Es fällt uns nicht ein, für alten abgeworfenen rhetorischen Plunder an dem Verf. zum Ritter zu werden; wir sollten aber meinen, wo Fertigkeit durch Übung zu erwerben stehe, da sei es immer gut, die Gesetze, nach denen zu verfahren sei, zum Bewußtsein zu bringen, und es könne dem Maler mindest nicht schaden, wenn er etwas von der Anatomie des menschlichen Körpers oder von den Gesetzen der Perspective und der Lehre von Licht und Schatten wisse, wiewol es Niemandem in den Sinn kommen wird, zu behaupten, jeder Professor der Anatomie oder Perspective sei als solcher schon ein ausbündiger Maler.

Die Redekunst — heißt es S. 117 — ist heutzutage in die Auffassung übergegangen, und selbst die öffentliche Debatte, wo sie wirksam ist, ficht, statt mit der Rhetorik der Formen, mit der Diplomatik des Gedankens.

Aber, antworten wir, so lange die Kunst noch nicht erfunden ist, den reinen Gedanken ohne alle Vermittelung eines Andersartigen zur Anschauung zu bringen, so lange wird es auch Vorschriften geben müssen, denen die Darstellung — bewußt oder unbewußt gilt hier gleich — zu folgen gezwungen ist; denn wo Form ist, da gibt es auch Gesetze der Form, und solche unter Principien zu vereinigen, wird sich die Wissenschaft nimmer nehmen lassen. Und ist denn jeder Schmuck, den die Rhetorik, wie sie ihn an ihren Mustern gefunden hat, erörtert, allzumal nur rhetorische Toilettenkunst und koketter Flitterstaat? Hebt denn irgendwo der Misbrauch den Gebrauch auf? Und welche gesunde Rhetorik unserer Tage will denn Metaphern und dergleichen machen lehren? oder welche vergißt ihre Bestimmung so weit, daß sie nicht vielmehr der einfachen Schönheit überall das Wort redete, und daß sie, wo sie von jenen nun einmal der menschlichen Denk- und Ausdrucksweise genehmen Veranschaulichungsmitteln sprechen muß, nicht zugleich vor ihrem Misbrauche warnte? Andere Figuren werden sogar weiter unten nicht etwa blos aus der Rhetorik, sondern durch einen Machtspruch geradezu als überflüssig aus der Sprache verwiesen; als ob ein solcher Machtspruch verbieten könnte, sich im belebten Ausdruck des Ausrufs oder der Frage, oder im Gefühl der begrifflichen Verwandtschaft ähnlich anlautender Worte, der Alliteration zu bedienen!

Im neunten Abschnitte rückt Hr. M. endlich seiner

Aufgabe näher; der modernen deutschen Prosa soll ihre Stellung der frühern gegenüber vindicirt werden.

Diese Eigenthümlichkeit — lesen wir S. 138 —, hauptsächlich in der Durchbrechung der Schranke zwischen Poesie und Prosa nachgewiesen, tritt immer entschiedener heraus und gestaltet jetzt mit vorwaltender Neigung eine Literatur der Prosa, in welcher der schaffende poetische Geist der Nation am mächtigsten wird, in der die Ideenbewegung der Zeit vorzugsweise ihre Sache führt, *der andern literarischen Formen sich entschlagend.*

Eine so kühne Behauptung bedurfte factischer Nachweise. Mit der Berufung auf Garve, Engel und Knebel (!) als Repräsentanten einer frühern Unschuldsprosa lassen wir uns nicht abfertigen; denn wir könnten, wenn es dessen bedürfte, Winckelmann, Lessing, Möser, Lavater, Klinger, Göthe, Herder, Forster und andere Gleichzeitige entgegensetzen, deren Werke dem Verf., der einige derselben später selbst so richtig würdigt, doch wol kaum „wie Schulaufsätze aus seiner Jugend" gemahnen möchten.

Was wir heut zu sagen haben — heißt es weiter —, ist ein Anderes, ein aus vielfarbigern Richtungen, Gegensätzen und Meinungszerwürfnissen Zusammengesetztes, das nur in complicirtern Lauten, mit größerm Aufwand von Mitteln, mit künstlichern Schattirungen sich ausführen läßt.

Aber hat es denn nicht auch in andern Zeiten Gegensätze des innern und äußern Lebens gegeben? Wurden die socialen und wissenschaftlichen Interessen zu Anfange dieses Jahrhunderts von Denen, die die Literatur machten — und nur von Solchen kann die Rede sein —, minder lebhaft empfunden als jetzt? Ist es denn so ganz vergessen, wie damals Spießbürgerei und französische Revolution, Vernunftkritik und Naturphilosophie, Romanticismus und Antiromanticismus, Altes und Neues, von mehr und minder Tüchtigen, zum Theil *sehr* Tüchtigen vertreten, gegeneinander zu Felde lagen? So sehen wir uns denn zwar an den Schluß der ersten Abtheilung, aber in der Hauptsache nicht viel weiter gebracht.

Von der zweiten Abtheilung, „Geschichte der Prosa" überschrieben, war keine Ausbeute an neuen Thatsachen zu erwarten; wir werden aber dafür hinlänglich durch eine Anzahl geistreicher Blicke und Andeutungen über einige der hervortretendsten Erscheinungen der vaterländischen Literatur entschädigt. Die Abschnitte, in denen die Fortbildung der deutschen Prosa nach Rudolf v. Habsburg, der Einfluß mystischer Lebensansicht auf die Darstellung bei Tauler u. A., Luther's Verdienst um die deutsche Gesammtsprache, die Bedeutung der Mundarten und der Einfluß der durch die Reformation herbeigeführten theologischen Polemik auf die Satzbildung besprochen werden, sowie die Charakteristiken Fischart's, Jak. Böhme's, Lessing's und ihrer Sprache sind kleine treffliche Bilder in einem glänzenden, aber freilich hier und da aus altem Holz zusammengeleimten oder allzu flüchtig zugeschnittenen Rahmen. Denn auch hier hat die Eile Manches gesündigt. So finden wir nicht ohne Erstaunen S. 148 Karl's des Großen „deutsche Schriften und Übersetzungen" erwähnt, von denen es heißt — als ob Hr. M. sie selbst eingesehen hätte —, Karl habe („als er statt des Schwertes die Feder genommen") in ihnen unsere Sprache zur Sklavin lateinischer Constructionen gemacht! So wird Rote's thüringische Chronik als die früheste Erscheinung eines Geschichtschreibertalents in Deutschland genannt, von dem weit ältern Königshofen aber und der limburger Chronik keine Kunde genommen. Auch Tschudi fehlt neben Thurnmayer, sowie früher der Franziskaner Berthold mit seinen Predigten und später unter den Grammatikern Luther's Zeitgenosse Ickelsamer mindest beiläufige Erwähnung verdient hätten. Die sprachlichen Bemerkungen, in die sich der Verf. dann und wann einläßt, liegen offenbar außer seinem Bereiche. So ist es zwar oft wiederholt worden, aber darum nicht minder zurückzuweisen, daß in den Wörtern „unglückselig" und „armselig" der Einfluß christlicher Gesinnung, die im Unglück und Mangel eine Seligkeit finde, sich offenbare, und das Wahre über diese und ähnliche Ableitungen war bei Grimm zu finden. Endlich hätte doch — um mit diesen kleinen Rügen nicht länger fortzufahren — der herkömmliche Name einer ersten und zweiten schlesischen Dichterschule den Literarhistoriker nicht verleiten sollen, bei Erwähnung der Wirren des dreißigjährigen Krieges zu schreiben:

Nur einige Lieblinge der deutschen Muse im *grünen Schlesien* pflanzten stillsingend den Heimatlaut weiter und trugen ihn in ihren Liedern zu bessern Zeiten hinüber (S. 269).

Wir gönnen jedem deutschen Volksstamme seinen Ruhm und seine Freude; aber Spee, Weckherlin, P. Flemming u. A. waren, wie Hr. M. so gut weiß als wir, keine Schlesier.

Allein was thut dies Alles zur Sache, wenn es ihm nur gelungen ist, in dem Entwickelungsgange der deutschen Prosa geschichtlich nachzuweisen, wie die getrennten Bahnen der Schwestern sich im Laufe der Zeit, nicht etwa wie im Tanze zu flüchtiger Berührung, sondern in stetigem Fortschritte einander näherten, um zuletzt in unsern Tagen einträchtiglich ineinander zu verlaufen. Wol sehen wir, und der Verf. weist es geschickt nach, wie das poetische Element in Tauler und andern Mystikern mächtig war, wir erkennen in Luther's Bibelübersetzung den poetischen Genius, wir finden seine ganze oder theilweise Offenbarung fast überall, wo der Verf. sie findet, bei Fischart, im „Simplicissimus" und in „Werther's Leiden"; aber wir halten dies für sehr natürlich bei Werken, die ausschließlich der Poesie angehören, und es befremdet uns nicht bei Individualitäten, deren ganzes Wesen vorzugsweise auf eine poetische Auffassung der Gegenstände hingewiesen ist. Wenn aber selbst bei Solchen Stimmung und Productionsfähigkeit nicht immer dieselben sind, wie dürfen wir annehmen, daß es einer ganzen Zeit beschieden sei, alle an der Mitternachtseite des Lebens gelegenen Werkeltagsstuben der Prosa auf einmal mit einem immerwährenden Sonntagsglanze der Poesie zu durchleuchten und zu verklären? Ergibt nicht vielmehr die Literaturgeschichte und auch die Darstellung des Verf. selbst, daß, wo die Prosa eine poetische Färbung annimmt, dies weit weniger im Inhalte — da jeder auch die nüchternste Darstellung verträgt — als in der Subjectivität des Schreibenden seinen Grund hat, und daß, wo die Literatur darüber hin-

ausgegangen, wo solche Mischung auf Augenblicke zur allgemeinen Zeitrichtung geworden; das Übermaß nie fern lag, und die künstlich emporgeschraubte Darstellung alsbald in ihr Gegentheil umschlug? Mit bloßen Behauptungen wie: „Die höchste Periode der Ausbildung für die Prosa beginnt erst dann, wann, wie jetzt, die dynamische Verschiedenheit der poetischen und prosaischen Formen sich aufgehoben hat", ist es überall nicht gethan, und es hätte dem Verf. nicht entgehen sollen, daß er mit dem treffenden Worte W. v. Humboldt's an der Spitze der dritten Abtheilung sich selbst auf das gründlichste widerlegt.

Hr. M. behandelt in dieser Abtheilung die literarischen Gattungen der Prosa nach einem etwas vagen Eintheilungsprincip. Indem er in ihnen die Ineinsbildung der Prosa und Poesie nachzuweisen bemüht ist, hat er da, wo er den Roman, die Novelle und das Drama, Gattungen, die Andere gar nicht für Prosa gelten lassen wollen, in das Bereich seiner Betrachtungen zieht, leichtes Spiel; später verliert sich der rothe Faden ganz, und mit dem Gedanken: „Der wissenschaftliche Geist ist auf seinem Gebiete einer ebenso hohen und ursprünglichen Diction fähig als der poetische auf dem seinigen, nur gemäßigt nach den verschiedenen Elementen, auf denen beide ruhen", kehrt das Raisonnement so augenscheinlich in das Gleis aller bisherigen Theorie zurück, daß wir es am Schlusse fast beklagen, so viel unleugbaren Geist auf Durchführung einer Idee verwandt zu sehen, die sich dem Urheber selbst im Verlaufe der Arbeit als unhaltbar erweisen mußte. Auch in dieser letzten Abtheilung fehlt es nicht an scharfsinnigen Vergleichungen und mit kunstfertiger Hand leicht skizzirten Bildnissen, in denen oft wenige Züge den ganzen Charakter vortrefflich malen; aber auch hier thut das Bemühen, die neueste Zeit über die ältere zu erheben, der Wahrheit vielfach Eintrag. So ist Fürst Pückler „ein höher entwickelter Typus" von Thümmel, und Möser und Sturz sind nur die wahlverwandten Vorgänger Varnhagen von Ense's, der sie Beide übertrifft und über dessen stylistische Verwandtschaft mit Göthe beinahe auf vier Seiten, sogar mit Auszügen aus Privatbriefen des Erstern verhandelt wird; kürzer ist Gans, minder günstig Rumohr abgefertigt. Von Historikern werden außer Joh. Müller und Th. Abbt nur Ranke, Leo und wieder Varnhagen genannt. Über A. W. Schlegel wird die Schale des Zorns in folgenden Worten ausgegossen: „Der gleißende ästhetische Firniß, mit dem A. W. Schlegel seine Schreibart überwarf, ist jetzt unwirksam für die praktischer gewordenen Bewegungen der Kritik, die sich mit den bloßen Formen weniger zu thun machen" (S. 413), ein Tadel, der am wenigsten einem Schriftsteller anstehen möchte, der überall die Form und Diction in den Vordergrund stellt und Fr. Schlegel hinlänglich charakterisirt zu haben meint, wenn er von ihm rühmt, daß er oft „erhabene Großbauten des Periodenstyls" unternommen und die „seltene Länge und Fülle seiner Satzbildung" doch zur Harmonie zu meistern verstanden habe. Es wäre übel gethan und fürwahr der guten Sache nicht förderlich, wenn Diejenigen unter uns, die sich zu Häuptern einer neuen Schule machen möchten, durch Herabwürdigung oder absichtliches Ignoriren frühern Verdienstes ihr Ziel zu erreichen wähnten. Mußten etwa Jene in tiefern Schatten gestellt werden, um die Herren Varnhagen, Rosenkranz, Heine, Gutzkow, Kühne, Wienbarg und Laube, ja selbst Hrn. Menzel als den Saul unter den Propheten, um so wirksamer loben zu können, oder den leisen Tadel minder empfindlich zu machen? — In das anerkennende Wort zu Gunsten der Briefsammlungen unserer Zeit stimmen wir unbedingt ein, obgleich wir uns wundern müssen, daß an dieser Stelle grade der glänzendsten Erscheinung in dieser Gattung, einer Prosa, in der Alles Poesie ist — wir meinen die in Bettina's Briefen — mit keinem Worte gedacht ist. Viel zu geringschätzig dagegen gleitet Hr. M. über Solger's „Erwin" dahin, sowie auch Tieck's kritischer Einfluß nicht gehörig gewürdigt ist, und bei den hergebrachten Klagen über die Beschränkung der deutschen Beredtsamkeit auf die Kanzel hätte wol auf das Bessere hingedeutet werden können, das das neuerwachte constitutionnelle Leben Deutschlands in Aussicht stellt.

Doch wir brechen hier ab und scheiden von dem Verf. nicht ohne Anerkennung seines Talents, als deren Beweis auch der Tadel ihm gelten möge. Käme es, da er selbst von sich geschwiegen, darauf an, ihm seine Stellung in unserer Literatur anzuweisen, so würden wir ihm, seinem eignen Kanon folgend, den geistreich conversirenden Autoren beizählen, mit denen sich, empfangend und zurückgebend, dann und wann zu besprechen ein Genuß ist, den man ungern abbricht und gern erneut, selbst auf die Gefahr hin, zu neuem Widerspruche aufgefodert zu werden.

143.

Romanenliteratur.

1. Gulmineh. Historisches Gemälde aus der Zeit der Expedition der Franzosen nach Ägypten unter Bonaparte's Befehl, von Amalie Krafft. Leipzig, F. Fleischer. 1837. Gr. 12. 1 Thlr.

Flüchtige, aber wohlgruppirte Zeichnung der damaligen Zustände in Ägypten, der ein kurzer, doch nicht verwischter Entwurf der Eigenthümlichkeiten des Landes, besonders in geselliger Beziehung, beigefügt ist. Napoleon ist freilich nicht der Alles überragende Genius, aber er hat etwas von dem Namen der Verf. in sich; die Worte, die ihm in den Mund gelegt sind, stehen ihm wohl an, und ein sentimentaler Phrasendrechsler, wie er nicht selten uns geboten wird, ist er hier nirgend. Die Heldin, eine reizende und dabei sittliche Almeh, übertrifft die kokette Melanie, die sanfte Rosalie weit an Seele und Anmuth, sie liebt einen Polen, wie denn überhaupt die Orientalen und Occidentalen sich herüber und hinüber verlieben, folgt dem französischen Heere und stirbt in der Schlacht. Da dies aber erst nach dem Tode des Geliebten geschieht, so bietet das verkleidete Mädchen doch eine Seite an, die bei so vielen ähnlichen Romanfiguren bisher unbemerkt blieb.

2. Wintergrün. Taschenbuch auf 1837. Herausgegeben von Georg Lotz. Hamburg, Herold. 8. 1 Thlr. 8 Gr.

Die historische Erzählung: „Jürgen Wullenweber und Marx Meyer", von L. Wolf, spricht die uralte Wahrheit deutlich aus, daß nichts wankelmüthiger sei als Volksgunst und nichts blinder als Parteienhaß. In den Zerwürfnissen der Hansestädte mit Dänemark in der zweiten Hälfte des 16. Jahr-

hunderts erlag der redliche Bürgermeister Wullenweber kleinlichem Neid, hämischer Bosheit und beschränkter Dummheit, und weil er den Irrthum beging, den Werth seiner Zeitgenossen nach dem eignen abzumessen. Ein scheinheiliger, die Maske der Ehrlichkeit tragender Schleicher verdirbt ihn sowie Alle, die mit ihm in Berührung kommen, und als ihn die Nemesis erreicht, sind jene schon seinen Ränken erlegen. Als obligate Nebenfigur bietet sich ein Astrolog, als neue Gestalten treten Griechen auf, bei denen der Name das Volksthümlichste ist. Das Ganze ist ein trübes Bild, nicht großartig und selbst im Schmerz erhebend und läuternd; eine poetische Veredelung der Wirklichkeit wäre hier nicht zu schelten gewesen.

3. Die Kaiserlichen zu Schweinfurt im Jahre 1549. Von Friedrich Eduard Rosen. Zwei Bände. Strasburg, Treuttel und Würtz. 1836. Gr. 8. 2 Thlr. 8 Gr.

Die witzelnde, spöttelnde Vorrede, in der sich Mnemosyne, Klio, Vergangenheit und Gegenwart besprechen, läßt ganz etwas Anderes vermuthen, als nun folgt; keine so kernhafte, ungezwungene Darstellung, die, ohne jeden Knopf und Nagel uns in Rechnung zu bringen, die Zeit und ihre Sitten, ihre Religionsstreitigkeiten und Meinungen uns kennen lehrt, und die wüste spanische Soldatesca nicht so überspanisch übertreibt, daß sie dadurch zu lächerlichen Feldscheuchen würde. Nicht alles Gute und Schöne, das uns lieb wurde, geht unter; nur die wackere Hausfrau des tüchtigen Bürgermeisters Rüffer stirbt so zu sagen aus heiler Haut, vielleicht um die etwas verrufene Witwertrostlosigkeit zu Ehren zu bringen, denn der treue Mann betrauert die ihm vorangegangene Gefährtin sein Lebelang und denkt nicht daran, ihre Stelle zu ersetzen.

4. Sämmtliche Werke von Karoline Pichler. Funfzigster Band. A. u. d. T.: Zerstreute Blätter aus meinem Schreibtische. Wien, Pichler. 1836. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

Entbehrt auch das Bildniß der Verf., welches das Titelkupfer ausmacht, das heitere Wohlwollen, das in dem Gesichte der hochachtbaren Frau sich so bestimmt ausdrückt, so ist diese Eigenschaft doch nicht aus dem Inhalte verflogen, sie läßt kein scharfes Aburtheilen, keinen beißenden Spott, keine grämliche Rechthaberei zu, selbst da, wo sie tadeln muß, gießt sie Balsam in die Wunde, sie zeigt dem Fehlenden den Weg zur Besserung, zur Zufriedenheit.

Wie tief gedacht sind ihre Ansichten über Unglauben und Aberglauben, wie geistreich bemerkt sie, daß die einzige Tyrannin der Jetztwelt die Mode sei, die allein ihr Haupt nicht dem Liberalismus, nicht der Nivellirung beugt, ja beide Gewalten unterjocht, wenn es auch nicht immer den Schein hat. Dieser kann nur den Unerfahrenen täuschen, äußerlich gleicht Eins dem Andern; aber wie die sogenannte schöne Diction jetzt fast ein Gemeingut und sehr oft die glänzende Hülle eines höchst alltäglichen Inhaltes ist, so erstreckt sich der optische Betrug auch über andere Dinge, bald von der Mode gerechtfertigt, bald durch sie angeschuldigt.

Ein vortrefflicher Aufsatz ist der über Kindererziehung, deren heutige übermäßige Nachgiebigkeit Jedermann schmerzlich empfindet, darüber mit Worten und mit der Schrift sich beklagt, überall Anklänge findet; aber es geht wie in Pater Abraham's Fischpredigt: „Die Predigt hat gefallen, sie bleiben wie Alle." Möchte dies hier nur nicht der Fall sein, möchten Ältern und Erzieher die weisen und milden Lehren, auf Erfahrung gegründet, sich zu Herzen nehmen und von der Wirksamkeit der Erziehung recht sich überzeugen, wenn sie darauf dringt, die Kinder anzuhalten zur Anerkennung der Unterordnung, zur Ehrfurcht, in der ersten Kindheit auf blinden Gehorsam. Ebenso wahr, so eindringend ist Das, was von Überbildung der Frauen, über die männliche Jugend, welche so selten die schöne Mitte zwischen Überverfeinerung und Rohheit hält, gesagt ist.

Sind nicht alle Aufsätze gleich meisterhaft wie die erwähnten, „Wen Gott liebt den züchtigt er", „Verschiedenheit der Ansicht" u. s. w., so ist doch kein verfehlter, keiner von schiefer Richtung, unsicherm Urtheil darunter, auch der unscheinbarste drängt uns zu dem Wunsch, daß die verehrte Frau uns noch mehre Blätter aus ihrem Schreibtische mittheilen möge. 29.

Notizen.

Der große und prächtige Palast, dessen Bau Brunelleschi 1440 für die reiche florentinische Familie Pitti begann, der aber selbst jetzt noch nicht ganz vollendet ist, ward 1549, durch Eleonora von Toledo, Gemahlin Cosmus I., angekauft, das Eigenthum der Mediceer und von da an die Residenz der Fürsten von Toscana, welche mit wahrhaft königlichem Aufwande für dessen Ausschmückung sorgten. Im Palast Pitti befinden sich die ausgezeichnetsten Werke italienischer Kunst; die kostbarste Sammlung aber darin ist die Pinakothek, die schönste Europas nicht der Zahl, sondern der Vortrefflichkeit der Gemälde wegen, welche sie enthält. In 15 großartigen Sälen sind ungefähr 500 Gemälde, größtentheils Werke der ausgezeichnetsten Meister aller Nationen, aufbewahrt; darunter befinden sich 8 Gemälde Rafael's, 5 von Fra Bartolomeo's, 12 von Tizian, 20 von Andrea del Sarto, mehre von Tintoretto, Garofalo, Salvator Rosa, Guercino, Agost. und Anib. Carracci, Correggio, Paolo Veronese, Giorgione, Guido, Morone, Leon. Cigoli, Palma, Barocio, Allori, Albano, Bassano, Perugino, Fra Sebastiano del Piombo, Caravaggio, Pordenone, Domenichino, Velasquez, Murillo, Ribera, Rembrandt, Rubens und Vandyck. Ein nicht geringes Verdienst erwirbt sich der großherzogliche Chalkograph Luigi Bardi, der jetzt, von bekannten Künstlern gezeichnet und gestochen, mit Erläuterungen von Kennern versehen, die Schätze der Gemäldesammlung Pitti herausgibt. Zwei Hefte, jedes fünf Blatt und den erläuternden Text enthaltend, sind noch im vorigen Jahre in Florenz erschienen und bringen Gemälde von Rafael (ein Portrait und die Madonna della seggiola), Giovanni da S.-Giovanni, Fra Bartolomeo, Giorgione, Palma dem Ält., Andrea del Sarto, Salvator Rosa, gestochen von Ces. Ferreri, G. B. Gatti, G. Rossi, Gius. Mazzi, Mor. Steinla, Fournier und Luigi Paradisi, erläutert von F. Inghirami, Silv. Centofanti, Giov. Masselli, Domen. Gazzadi. Obgleich der Grabstichel, selbst von Meisterhand geführt, nur unvollkommen das Werk des Malers wiederzugeben vermag, so ist doch diesem Unternehmen wie dem ähnlichen, in Nr. 59 d. Bl. erwähnten des Ritter Azeglio: „La reale galleria di Torino", das bereits bis zum fünften Hefte vorgeschritten ist, Theilnahme und Unterstützung zu wünschen.

In Venedig wird, wie das mailänder „Echo" berichtet, bei Girolamo Tasso ein Conversations-Lexikon unter dem Titel: „Enciclopedia moderna e dizionario italiano della conversazione", erscheinen. Zunächst ist diesem Werke Courtin's „Encyclopédie" zu Grunde gelegt; aber auch die besten deutschen, englischen und französischen Realencyklopädien sollen dabei benutzt werden. Begreiflicherweise werden die auf Italien bezüglichen Artikel die anderer encyklopädischer Werke berichtigen und ergänzen. Die Namen der Bearbeiter haben guten Klang; es genüge Adr. Balbi, Bizio, Brera, Catallo, die beiden Falconetti, Galuppi, Marchesi, G. D. und L. Nardo, del Negro, Ponzoni, Bacani, Viviani, zwei Zandomeneghi und Zamboni zu erwähnen. Das Werk wird aus acht Bänden bestehen, jeder Band 1000 Seiten in kl. 4. umfassen und alle 20 Tage in Lieferungen zu acht Bogen mit Tabellen und Kupfertafeln ausgegeben werden.

„Euere Tendenz nach dem festen Lande hat Euerer Herrschaft auf dem Meere geschadet", ließ sich der Cardinal Carpi gegen Navagero, den Gesandten der Republik Venedig, vernehmen. Letzterer erwiderte: „Lägen Ew. Eminenz im Wasser, würden Sie sich nicht auch nach festem Lande sehnen?" 4.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonntag, —— Nr. 127. —— 7. Mai 1837.

Karl von Hohenhausen. Untergang eines Jünglings von achtzehn Jahren. Zur Beherzigung für Ältern, Erzieher, Religionslehrer und Ärzte. Braunschweig, Vieweg. 1836. Gr. 8. 1 Thlr. 18 Gr.

Ein Vermächtniß zärtlicher, über den Selbstmord ihres einzigen Sohnes tiefbetrübter Ältern wird den Lesern in der vorliegenden Schrift dargeboten. Da die Ältern dem Schmerze ihres Herzens Worte gegeben und aus dem innern Heiligthume des Familienlebens auf den Markt des öffentlichen Lebens herausgetreten sind, so kann sich das Buch, wie es auch der Wille des Vaters ist, öffentlicher Beurtheilung nicht entziehen. Indeß, wir gestehen es, wir besprechen nicht ganz gern so zarte Familienverhältnisse, fügen uns aber dem gewordenen Auftrage, weil aus dem Buche hervorgeht, daß die Ältern einen traurigen Trost in der Beschäftigung mit den Papieren, Tagebüchern und Briefen des geliebten Sohnes gefunden haben, und andererseits, weil die Schrift eine psychologische Wichtigkeit hat und durch dieselbe Gegenstände zur Sprache gebracht werden, welche für die Bildung und Erziehung des heranwachsenden Geschlechts von Wichtigkeit sind, die zwar von Erziehern und Religionslehrern bereits oft angeregt und erörtert sind, ohne aber bisjetzt die gehörige Theilnahme bei einem großen Theile der Zeitgenossen zu finden.

Karl von Hohenhausen war am 17. Januar 1816 zu Münster geboren, der Sohn des preußischen Regierungsrathes von Hohenhausen und der als Dichterin und Übersetzerin rühmlich bekannten Gattin desselben. Der schöne, muntere Knabe fand überall Liebe und Beifall, in Berlin, wo sich die Ältern einige Zeit aufhielten, erhielt er die erste geistige Nahrung; Heine's Trauerspiele voll Grausen und Entsetzen, Byron's düstere Dichtungen las der sechsjährige Knabe nicht nur, sondern nahm sie ganz in seine Phantasie auf. Das Theater besuchte er ebenfalls, wenn auch nur zuweilen und mit Auswahl, nie ohne auf das lebhafteste exaltirt zu werden. Nach der Rückkehr der Ältern nach Preußisch-Minden ward er dem dasigen Gymnasium übergeben. Von Secunda an studirte er rastlos, sein Ehrgeiz war geweckt, ein edler männlicher Ernst trat an die Stelle der frühern Kindlichkeit (und doch zählte er kaum 15 Jahre) und ließ ihn sogar Antheil an den politischen Ereignissen der Zeit, an der Julirevolution und an dem polnischen Aufstande nehmen, die Reinheit seiner Sitten war tadellos. Vorboten eines Unterleibsübels zeigten sich, sie wichen anscheinend mildern Mitteln, in des Sohnes Betragen aber zeigte sich seit 1832 sehr oft ein finsterer, unheimlicher Trotz, der ihn drei Jahre lang den Ältern die furchtbarsten Körper- und Seelenschmerzen verbergen ließ und zugleich den Entschluß des Selbstmordes, den er schon damals mit sich herumtrug:

> Ich glaube — schrieb er als vierzehnjähriger Jüngling in sein Tagebuch — einen Bruch zu haben und zwei verborgene Krebse grade auf den Brustwarzen. Sollten diese beiden Übel zum Ausbruch kommen, so steht mein Entschluß fest: ich werde mich erschießen! Gott verzeihe mir die Sünde! doch dies ist nicht ein plötzlicher Entschluß, schon oft dachte ich auch ohne diese Übel, meinem elenden Dasein ein Ende zu machen; werden aber meine geistigen überspannten Leiden noch durch körperliche überboten — wohlan, so verlasse ich die elende Welt, ob nun zur Vernichtung, oder zu einem schönern Dasein überzugehen? Ich weiß es nicht (S. 51).

Von ähnlichen Stellen sind die Tagebücher seines Schülerlebens, also in der Zeit vom 14.—17. Jahre, voll, die dem Leser ebenso wol Bewunderung über die gebildete und glänzende Schreibart, als die tiefste Wehmuth über einen so zerrütteten Seelenzustand abnöthigen müssen. Das Leben nennt er „einen Tanzsaal und ein Theaterpossenspiel, und wenn Jemand im Tanze ein Bein gebrochen hat, so macht er, daß er fortkommt"; für ihn ist es „ein Arbeitshaus, eine Festung, wo er büßen muß für das Verbrechen, daß er geboren wurde" (S. 86, 88); er meint, „Alles in der Welt sei schön bis auf die Menschen, und Gott möge wol müde gewesen sein, als er den schläfrigen Spätling Mensch zum Gott schuf" (S. 115). Hier noch ein paar längere Stellen zur Probe der Gedankenverwirrung, wie sie sich in seinen Briefen und Tagebüchern wiederholt:

> Die Bürde meines Lebens drängt auf mich ein, übergewaltig, wie ein rauher, verheerender Sturm. Die Säulen, an die ich mich klammere, wanken und erbeben. Kalt, gehöhlt und morsch ist der Baum meiner jungen Hoffnung; der Felsen meines Glaubens unterwühlt und zerrissen. Die Blume meiner Liebe zu Gott und Welt wird den Sturm nie beschwören, sie ist welk, farb-, duft- und blätterlos. Mein Herz gleicht einer finstern Höhle voll Graus und Schauder, draußen hält grimme Wache mein ewig junger frischer Schmerz und wehrt allen tröstenden Ideen den Eingang, drinnen aber weben die Dämonen der Nacht, der bleiche Gram, der Ahnung Zweifel, die Grübelei und die Öde, ein böses Gewebe, das mein Auge verbun-

keit; und in solchem Jammer empörte sich mein Herz, es wollte ein Ende, und noch einmal wollte ich mich ermannen, die Dämonen vertreiben und ihren Platz der Vernunft geben, daß sie mir sagen möge, was ich thun, ob ich Gehorsam leisten müsse oder nicht, ob meine Hand frei oder durch heilige Pflicht gebunden sei. Und zuvörderst mußte ich wissen, was habe ich verloren? Was konnte ich erwarten? Welches sind die Verhältnisse von Gott, Menschheit, Leben? u. s. w. (S. 75.)

Hier sehen wir noch den zweifelnden, schwankenden Jüngling, aber nun lese man dagegen folgende Stelle (S. 94):

Ich hab's schon zehnmal gesagt, daß ich, wenn ich mit Leib und Seele ein energischer, consequenter Bösewicht und mit Haut und Haar des Teufels wäre, wol besser daran sein könnte als jetzt, wo der liebe Gott doch wahrlich in Verlegenheit sein muß, wohin er mich placiren soll; denn daß ihm schon eine solche Null vorgekommen sein sollte als ich, will ich zur Ehre der Menschheit doch nicht glauben. Donner und Dorla! ich wollte, ich hätte einen Trumpf, den ich darauf setzen könnte, denn meine jetzige Sanftmuth ist höchst grimmiger Natur, wie ein Pferd, das im Schritte durchgeht.

Mit diesen trüben Gedanken contrastirte es und mußte sie um so eher den Ältern verbergen, daß Hohenhausen als Schüler fleißig, betriebsam und sittlich gut war, daß er mitunter auch heitere Gesellschaft seiner Mitschüler nicht verschmähte, Billard, Kegel, ja sogar Whist (das letztere wol ohne Vorwissen der Ältern) spielte. Im älterlichen Hause trat seine angeborene Gutmüthigkeit und Liebe oft in starken Gegensatz mit seinem „verknöcherten Herzen"; es gab ihn tief verwundende häusliche Scenen; er fühlte, „was er seiner Familie sein könnte, wenn er nicht so unaussprechlich elend wäre". Die Confirmation änderte nichts in den „empörten Wellen seines Herzens". Sein Kirchenbesuch war wol regelmäßig gewesen; aber er wundert sich, daß „man aus der lebenathmenden Natur wie ein hölzerner Philister in die todte, kalte Kirche zu dem steinernen Gast von Pastor gehen könne", und „die Säule der Religion ist ihm eine kalte Ruine" (S. 69, 71). Der Vater gesteht daher selbst ein, nie geahnt zu haben, daß die ihn um jene Zeit so oft bekümmernde egoistische Kälte, die starre Abgeschlossenheit seines Lieblings grade darin ihren Grund hatten, daß ihm die Wärme der Religiosität und die christliche Hingebung gefehlt habe, während er nur die Körperleiden als die Ursache der hypochondrischen Stimmung ansah (S. 354).

Wie eifrig nun auch der Sohn die Vorbereitungen zu seinem Abgangsexamen von der Schule betrieb — und wol nicht ohne Nachtheil für seine Gesundheit, deren eigentliche Störung von den Ärzten nicht erkannt wurde —, so verließ ihn doch auch nie der Gedanke, sich selbst das Leben zu nehmen. Im März 1833 war er auf das festeste entschlossen und schrieb einen Brief an seinen Vater, den derselbe nach seinem Tode erst gefunden hat, von höchst erschütterndem Inhalte. Liebe zu den Ältern und Dankbarkeit gegen sie wechseln darin mit der ungeheuersten Lebensverachtung und dem Jammer über sein Dasein, das er seinen Ältern sogar zum Vorwurf macht, auf eine so gräßliche Weise ab, daß man diesen Brief (S. 127—139) fast für das Erzeugniß eines Wahnsinnigen halten muß und gern annehmen möchte, daß das Gehirn des jungen Mannes schon damals umdämmert war, wie in dem medicinischen Gutachten des dresdner Arztes Fischer (S. 207) angedeutet ist. Der Abschiedsbrief an seine Mitschüler dagegen ist in einer ganz andern Art geschrieben. Wir können uns sowol über diesen Brief als über den in Bonn an seine Commilitonen geschriebenen, als er ebenfalls damit umging sich zu erschießen (S. 191—194), nicht des Urtheils enthalten, daß der allerdings bedauernswerthe junge Mann hier mit einer gewissen Koketterie von seinem Vorhaben spricht, wie er z. B. sagt, daß er sich nicht habe vor dem Abiturientenexamen erschießen wollen, um nicht in den Verdacht zu kommen, als „habe er Manchetten vor dem Examen" (S. 146). Solche Äußerungen würden ihn in ein zweideutiges Licht stellen, wenn nicht die unmittelbar vor der Katastrophe an seine Ältern und Freunde geschriebenen Briefe ein ganz verschiedenes Gefühl athmeten, welches man ohne alle fremde Beimischung betrauern kann.

Im März 1833 ward er mit dem rühmlichsten Zeugnisse Nr. 1 von dem Gymnasium zu Minden entlassen. Er brachte seinem Vater die Censur mit den Worten: „Hier, Vater, hast du das Zeugniß Nr. 1. Ich hab' es erhalten, aber nicht verdient." Den Sinn dieser Worte ahnten die Ältern nicht. Sie versprachen sich die besten Folgen von dem Aufenthalte des Sohnes auf der Universität Bonn; häufige Fußreisen sollten das körperliche Unterleibsübel ganz beseitigen, das Umhertummeln in der fröhlichen Studentenwelt auch auf seine geistige Stimmung den erwünschtesten Erfolg üben. Anfänglich ging Alles gut, der Sohn klagte wenig über das alte Übel; in den Ferien durchzog er Schwaben, Baiern, einen Theil von Frankreich und der Schweiz zu Fuße, schrieb fleißig und verkehrte gern in Bonn mit Freunden und Landsleuten. Er galt für „einen tüchtigen Kerl", da er auch mehre Duelle mit Glück bestanden hatte. Aber im Winter 1833 wurden die Briefe seltener, die angekündigte Ankunft verzögerte sich, die Ältern glaubten ihn in Studentenverbindungen, vielleicht gar durch Schulden in Bonn festgehalten. Liebreiche Briefe foderten ihn auf, ja baldigst zu kommen. Aber statt des sehnlich erwarteten Lieblings ward den armen Ältern in der schonendsten Weise die Nachricht mitgetheilt, daß ihr Sohn in der Nacht auf den 5. April seinem Leben durch einen Pistolenschuß ein Ende gemacht habe.

(Der Beschluß folgt.)

Neue Nachrichten über China.

Diese verdanken wir zweien ausführlichen Werken, welche vor Kurzem in England erschienen sind. Das erste, von John Francis Davis, führt den Titel: „The Chinese, a general description of the empire of China and its inhabitants" (2 Bände, London 1836). Das zweite hat zu Herausgebern die Herren Hugh Murray, J. Crawfurd, P. Gordon, Capt. J. Lynn, W. Wallace, Professor der Mathematik bei der Universität Edinburg, und G. Burnett, Professor der Botanik im Kingscollege zu London, und führt den Titel: „An historical and descriptive account of China, by *Hugh Murray*" (3 Bände, Edinburg 1836). Namentlich möchte wol das erstgenannte dieser beiden Werke von besonderer Wichtigkeit sein.

Wenn nämlich die zeitherigen Abrisse, Übersichten, Behauptungen, Relationen u. s. w. über China von Seiten der Ausländer nicht immer der Wahrheit gemäß ausgefallen sind; wenn sich darin manche unwillkürliche sowol als absichtliche Übertreibungen und Entstellungen gefunden haben, und man überhaupt an den meisten dieser Berichte die Authenticität, Treue und genauere Sachkenntniß vermißt hat, so möchte grade das ausführliche Werk des Hrn. Davis im Stande sein, die richtigen Foderungen in Betreff jenes seltsamen Landes und Volkes besser, als seine Vorgänger thaten, zu befriedigen. Denn einmal hat der Verf. nichts aus den Augen gesetzt, was als eine wesentliche Seite, als ein integrirendes Moment in den gegenwärtigen Zuständen, in der Staatseinrichtung und Bildungsgeschichte der Chinesen erscheinen muß; sodann hat er mit großer Mäßigung und Umsicht dieses Volk gegen die mannichfachen Beschuldigungen der Ausländer in Schutz genommen; endlich ist es auch unverkennbar, daß er für eine Schilderung der chinesischen Zustände beiweitem mehr Mittel besaß als seine Vorgänger. Denn er lebte 20 Jahre zu Kanton als Chef der dortigen britischen Handelsfactorei; er begleitete Lord Amherst bei seiner Gesandtschaft nach Peking und mag mit vollem Rechte als einer der wenigen Europäer gelten, die sich auf das anhaltendste mit der Sprache und Literatur der Chinesen beschäftigt und sie so viel als möglich gründlich studirt haben. Er hat selbst mehre Fragmente aus chinesischen Romanen, lyrischen Gedichten und Dramen ins Englische übersetzt, welche letztere bei der eigenthümlichen Weise, wie die Chinesen diese Stoffe behandeln, eine besondere Kenntniß der chinesischen Sprache voraussetzen. Vermöge seiner Stellung konnte bei einem so langen Aufenthalt im Lande der Verf. mit allen Seiten und Nuancen des chinesischen Gesellschaftslebens bekannt werden, und es ist um so dankenswerther, daß er daneben noch ganz besonders darauf bedacht war, sich eine möglichst genaue Kenntniß der Literatur dieses Landes zu entwerfen, eine Seite, welche zeither von den meisten Berichterstattern mehr als billig vernachlässigt worden ist. Der Darstellung des Verf. ließe sich freilich einiger Mangel an Methode vorwerfen; allein dies möge bei einem noch so sehr im Ungewissen schwebenden Gegenstand die Reichhaltigkeit der Materien entschuldigen, deren keine, die nur einigermaßen wesentlich ausgelassen ist. Man kann nach Hrn. Francis Davis annehmen, daß der Umfang und die Größe des chinesischen Reichs ungefähr den zwölften Theil der bewohnten Erde ausmacht. Nach den correctesten Karten und genauesten geographischen Angaben beträgt die Oberfläche des chinesischen Reichs 1,080,000 englische Quadratmeilen, deren 25 eine deutsche ausmachen, oder 1,075,200,000 englische Acres. Eine innerhalb der letzten Jahre stattgefundene Seelenzählung gibt die Einwohnerzahl auf nicht weniger als 360,000,000 an; eine in der That ungeheuere Summe, welche die Angabe Lord Macartney's fast um 30 Millionen übersteigt. Nimmt man im Durchschnitt nur 300 Millionen als Gesammtbevölkerung an, so kommt doch immer auf die englische Quadratmeile eine Zahl von 180 Bewohnern, und auf jeden Einzelnen derselben ein Flächenraum von 3½ Acres, ein Verhältniß, das sich nicht sehr wesentlich von den Populationsverhältnissen Irlands unterscheidet. Dagegen ist nicht zu leugnen, daß in Rücksicht der Landesvertheilung China weit zweckmäßiger eingerichtet ist als das in jeder Hinsicht verwahrloste Irland. Gegen die sociale Regellosigkeit des letztern ist China die Ordnung selbst, und man kann dies Reich, im Gegensatz zu dem Mutterland O'Connell's, ein irdisches Paradies nennen.

Die Genesis des chinesischen Volks, sowie jedes andern, ist eine, keineswegs ärmlich ausgestattete Mythengeschichte. Sie haben ihre Halbgötter und Heroen so gut wie die Griechen; dahin gehören namentlich die berühmten Göttergeschlechter der Foh-shin-woong und Hoang-ty, welche, vom hohen Himmel herabsteigend, sich unter die Menschen mischten, sie dem ursprünglichen Zustande der Barbarei entrissen, ihnen zuerst Sitte, Ordnung, Gesetze und die ersten rauhen Künste lehrten. Shin-woong war es, der sie in der Kunst des Ackerbaues unterrichtete, dagegen Hoang-ty die Ländervertheilung bewirkte und die Abtheilungen der Zeit zuerst einführte. Auf diese Beiden folgten fünf andere ausgezeichnete Herrscher vom Göttergeschlecht, deren letzte Yaou und Shun waren. Unter die Regierung des Letztern fällt die große Flut, welche man insgemein als mit der großen Noahischen Flut identisch betrachtet, die jedoch wahrscheinlicherweise nur ein mächtiges Austreten des gelben Flusses war. Übrigens fällt die Regierungszeit Shun's ungefähr tausend Jahre vor die Geburt Christi.

Bekanntlich hat es Gelehrte und Alterthumsforscher gegeben, die den Chinesen den selbständigen Ursprung absprechen. So behauptete de Guignes zuerst, daß das chinesische Volk eine ägyptische Colonie sei. Der gelehrte Commentator der Schriften der Jesuiten über China, Pauw, hat bereits auf ganz gründliche Weise diese Vermuthung widerlegt. In der That war sie auch sehr unpassend, denn es besteht nicht die geringste Ähnlichkeit oder Gleichartigkeit zwischen den Schriftcharakteren der Chinesen und den ägyptischen Symbolen und Hieroglyphen, auch ist keine, auch nur entfernte innere Verwandtschaft zwischen beiden Völkern vorhanden. Die Baukunst könnte unstreitig ein vollkommen gültiges Zeugniß ablegen, wer aber sucht nur in China etwas den Pyramiden, Obelisken, Grabmälern und Tempeln der alten Ägypter Entsprechendes, geschweige daß er es finden sollte? In China findet sich, die große Mauer ausgenommen, nicht ein einziges Gebäude, das über 200 Jahre alt wäre.

Die Regierung und Gesetzgebung der Chinesen betrachtet Davis fast durchgängig aus dem richtigen Gesichtspunkte. „Es ist bekannt", sagt er, „daß in China alle politische Verfassung, alle Norm der Gesetzgebung auf dem älterlichen Ansehen beruht. Diese dem chinesischen Volke von Anbeginn eingeprägte, und, man kann wirklich sagen, eingebläute Pietät ist der Träger und die Seele aller socialen Zucht und Ordnung. Die Pflichten gegen Vater und Mutter und die Pflichten gegen den Kaiser fallen dem Chinesen ganz in Eins zusammen. Er trauert genau so lange, wenn ihm sein Vater, als wenn ihm der Kaiser stirbt, und benimmt sich bei seiner Trauer in beiden Fällen auf gleiche Weise. Der Kaiser und der Vater besitzen über ihn dieselbe Gewalt, und der Eine übt sie so unbeschränkt aus als der Andere. In dem Buche der heiligen Institutionen, welches aus 16 Abschnitten besteht, unmittelbar an das Volk gerichtet ist und demselben als heiligste und uralte Überlieferung jedesmal zur Zeit des Neumonds und des Vollmonds öffentlich vorgelesen wird, stehen die Pflichten des Sohnes gegen seine Ältern und alle Älteren überhaupt, und des Unterthans gegen den Kaiser obenan. „Wer aus dem Volke", so sprechen diese heiligen Gesetzbücher sich aus, „in seiner Aufführung überhaupt nicht die Ordnung beobachtet, der begeht ein Verbrechen gegen die Kindesliebe; wer nicht treu ist im Dienste seines Fürsten, der verletzt die Kindespflicht; wer der Obrigkeit nicht gehorsam ist, der verletzt die Kindespflicht; wer mit seinen Freunden nicht aufrichtig verfährt, der verletzt die Kindespflicht; wer in der Schlacht flieht und im Kriege sich feig zeigt, der verletzt die Kindespflicht." „Ihr Krieger und Bürger", heißt es weiter, „diesen Obliegenheiten denkt unablässig und ernstlich nach! Verliert sie keinen Augenblick aus dem Auge, denn die Strafe für ihre Nichtbeachtung folgt euch auf dem Fuße. Seid weise, seid gehorsam, seid gute Söhne und Kinder; denn der weise Mencius sagt: Wenn immer der Jüngere dem Ältern gehorsam wäre, so wäre auf der Welt nichts als Friede."

Daß das unerschütterliche Festhalten an diesen Grundsätzen ältester Überlieferung dem chinesischen Volke ganz vornehmlich das Gepräge der Cultur aufgedrückt hat, ist unleugbar. Auch beschränkt sich die Regierung nicht darauf, diese Grundsätze nur zu predigen. Nein, mit der Ermahnung verbindet sie die Gewalt in ihrer vollsten Strenge: den Bambus und den Kantschu. Wenn das chinesische Gesetz Vergehungen gegen die Obrig-

keit, gegen die Ältern und gar gegen die Person des Kaisers zu bestrafen hat, so zeigt es sich in der furchtbarsten Strenge und oft in unmenschlicher Grausamkeit. Es dringt bis in die innersten Geheimnisse des Familienlebens, es räumt dem Vater volle Gewalt ein über das Leben und die Existenz des Sohnes. Jeden Streit, jeden tumultuarischen Auftritt, der in einer Familie stattfindet, schreibt es, oft ohne Untersuchung, auf Rechnung der Kinder und bestraft es beinahe wie Hochverrath. Die Maßregeln der ausübenden Gewalt werden in diesen Fällen oft zur schreiendsten Ungerechtigkeit. Der Kaiser, wenn er ein Beispiel der unkindlichen Aufführung vernimmt, richtet in dem ersten Zorne, durch ein einziges Wort, ohne alles Tribunal. Diesem Spruche muß sich Alles, was dadurch betroffen wird, demüthig unterwerfen; allein nichtsdestoweniger heißt es unter den Chinesen: daß der Kaiser selbst nicht minder der Heiligkeit des Gesetzes unterworfen ist als der geringste seiner Unterthanen. Einen solchen Fall höchst gesetzlicher Ungerechtigkeit gibt der Verf. in folgendem Beispiele. Ein Mann und seine Frau hatten die Mutter des Erstern sehr übel behandelt und sich sogar thätlich an ihr vergriffen. Dies wurde dem Vicekönig nach Peking gemeldet, der mit aller Strenge des Gesetzes hier ein exemplarisches Beispiel zu geben beschloß. Es wurde sogleich das Anathema, der Fluch des Gesetzes ausgesprochen über den ganzen Ort, wo sich der Vorfall ereignet hatte. Die vorzüglich Schuldigen wurden augenblicklich mit dem Tode bestraft; die Mutter des Weibes empfing Bambusstreiche, wurde gebrandmarkt und um der Vergehung ihrer Tochter willen verbrannt. Allen Schülern und Studirenden, welche zu diesem Districte gehörten, wurde jede öffentliche Prüfung auf drei Jahre hinaus verweigert, und die sämmtlichen kaiserlichen Beamten desselben empfingen ihre Entlassung. Das Haus, in welchem das Verbrechen stattgefunden, wurde der Erde gleich gemacht. „Laßt den Vicekönig“, so lautete der Schluß des kaiserlichen Edicts, „dies Urtheil an männiglich in unserm ganzen Reiche bekannt machen, damit das Volk sich daran ein Beispiel nehme und seine Pflichten lerne, und wenn es noch rebellische, unnatürliche Kinder in unserm Reiche gibt, die ihren Ältern nicht gehorchen und sie mishandeln, diese sollen ganz auf gleiche Weise bestraft werden. Wer aus dem Volke die heiligen Gesetze kennt, der gehorche dem kaiserlichen Willen und fürchte ihn, und halte unsere Worte nicht für leere Reden. Ich befehle allen Obrigkeiten jeder Provinz, die Häupter ihrer Familien zu verwarnen und darauf zu achten, daß an jedem zweiten und sechzehnten des Monats die heiligen Verordnungen dem Volke vorgelesen werden, damit Jedermann die hohe Wichtigkeit seiner Pflichten erkenne und wir keine Rebellen im Lande haben. Denn ich will das Reich zu einem Reiche der Kindesliebe machen.“ Dies war die Adresse des Kaisers, die in Folge eines einzigen Verbrechens an eine Bevölkerung von 300 Millionen Seelen gerichtet wurde.

Man muß zugeben, daß diese strenge Aufrechthaltung eines Gesetzes, das so alt ist als das Reich selbst, in eben dem Maße zweckgemäß ist, als sie auf wahren und den heiligsten Gefühlen der menschlichen Natur beruht. Es ist der allgemeine Geist der Unterwerfung und Zucht, der von diesen Prämissen ausgeht. Ein Volk von so ganz abstractem Leben wie das chinesische, welches seit Jahrtausenden in sich verkrochen und abgetrennt von aller Gemeinschaft sein eigensinniges Dasein fortsetzt; ein Volk, welches seit seinem Bestehen, in ewiger Dieselbigkeit der Existenz sich fortschleichend, aller Geschichte entbehrt; ein solches Volk muß wenigstens mit eiserner Zuchtruthe in sich selbst zusammengehalten werden, damit es nicht gleich dem Brande, dem von außen die Nahrung mangelt, in sich selbst verlösche. Aber die Zucht selbst kann nur dann sich unter einem solchen Volke befestigen, wenn sie eine an und für sich heilige und nothwendige Basis hat, wenn sie auf diejenigen allgemein menschlichen Elemente sich gründet, die in jeder kommenden Generation sich erneuern. Es ist deshalb vollkommen gewiß, daß der chinesische Despotismus unter allen Despotismen der klügste, ja der vernünftigste ist, weil es nicht die erhöhte Gewalt des Einzelnen als solche ist, welche zum allgemeinen Schrecken waltet, sondern die Gewalt als eine mit den ursprünglichsten Geboten aller Gotteslehre übereinstimmende. In der Türkei z. B. ist die Hoheit des Sultans nur durch sich selbst eingesetzt; in China dagegen erscheint sie als von der Gottheit eingesetzt, so lange sie über die Heilighaltung der göttlichen Gebote wacht.

(Der Beschluß folgt.)

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Montag, —— Nr. 128. —— 8. Mai 1837.

Karl von Hohenhausen. Untergang eines Jünglings von achtzehn Jahren. Zur Beherzigung für Ältern, Erzieher, Religionslehrer und Ärzte.

(Beschluß aus Nr. 127.)

Was wir hier in einigen Hauptpunkten zusammengestellt haben, ist ausführlicher in der mit tiefem Gefühl von der Hand der Mutter verfaßten Biographie, in den Briefen und Tagebüchern des Sohnes und zuletzt in dem Schlußworte des Vaters (S. 259—429) nachzulesen. Dieses Schlußwort verbreitet sich auf Veranlassung der That des Sohnes über manche literarische und kirchliche Zustände unserer Zeit. Lord Byron und die Romantiker, die alten Classiker und das Griechenthum, namentlich in Beziehung auf die Bildung unserer Jugend in den Gymnasien, werden besprochen und besonders ausführliche Betrachtungen über Christenthum, Pietismus, Rationalismus, den Geist der Skepsis und den zu verbessernden Unterricht in der Religion auf den höhern Lehranstalten in Deutschland angestellt. Den Schluß machen noch charakteristische Fragmente aus der Jugend- und Erziehungsgeschichte des Sohnes. Alle diese Erörterungen zeigen den scharf beobachtenden Geschäftsmann, der über den Obliegenheiten seines Amts nicht versäumt hat, seine Aufmerksamkeit auf die heiligsten und wichtigsten Gegenstände menschlicher Bildung zu richten. Wir können jedoch darauf in d. Bl. nicht eingehen, da es uns an Raum fehlt, und manche der zu besprechenden Partien passender in theologischen und pädagogischen Zeitschriften ihren Platz finden werden. Wir gestatten uns nur noch zum Schlusse einige Worte über den Gesammteindruck, welchen das Buch auf uns gemacht hat.

Karl von Hohenhausen war mit trefflichen geistigen Anlagen geboren. Diese scheinen aber zu früh von dem Einfachen und Kindlichen auf das Höhere und Geistige gerichtet zu sein, namentlich war es dem Knaben nachtheilig, daß die literarischen Beschäftigungen seiner Mutter mit Byron's Gedichten und manchen Erzeugnissen der neuern französischen Romantik in seine Kinderjahre fielen und auf ihn nicht ohne Einfluß bleiben konnten. Der Gedanke des Selbstmordes ist hierdurch schon sehr früh in ihm erzeugt und genährt worden, wie die Mutter (S. 12) selbst andeutet. Und in dieser Beziehung enthält die vorliegende Schrift eine sehr beherzigende Lehre für Erzieher und Schulmänner, doch ja recht über die Lecture ihrer Anvertrauten zu wachen. Was soll unsere Jugend mit Byron und Dante, mit Novalis und Bettina, mit Heine und Victor Hugo? Ja, selbst die allermeisten Shakspeare'schen Stücke und nicht wenige Novellen Tieck's bleiben weit besser der akademischen Zeit aufbehalten und dem reifern, wie auch schönern Genusse der spätern Jahre. Für die Jugend in unsern Schulen gehören die Griechen und Römer in ihrer grandiosen Einfachheit, die, wenn sie nicht durch metrische, kritische oder andere philologische Künsteleien der Jugend zuwider gemacht werden, noch nie ihre Wirksamkeit auf jugendliche Gemüther verfehlt haben. Und daneben haben wir unsern Schiller und die classischen Dramen Göthe's sowie seine unübertreffliche Selbstbiographie; wir haben die an Form und Inhalt gleich ausgezeichneten Schriften von Jacobs und andern Trefflichen, die nicht blos für den Tag schreiben, und sehen wir uns im Auslande um, so leuchten uns W. Scott's und Irving's Namen entgegen, die in ihren Romanen der deutschen Jugend eine höchst nahrhafte Kost darbieten.

Wir bemerken weiter, wie neben den nicht hinlänglich abgewehrten Einflüssen aufregender Romantik die Keime des christlichen Sinnes und der echten Religiosität nicht früh genug in des Knaben Herz gesenkt sind. Der Vater gibt dies selbst zu (S. 347), und wir glauben gern seiner Versicherung, daß es nicht aus Mangel an Sorge für des Sohnes Erziehung geschehen ist, sondern aus religiöser Indifferenz, wie sie die Zeit mit sich brachte, und aus der Abneigung, sich für schwankende Systeme zu erklären, oder religiöse Stoffe zum Gegenstande der Unterhaltung zu machen. Die warnenden Worte des trostlosen Vaters werden hoffentlich nicht ohne Wirkung für ähnliche Verhältnisse, wie die seinigen früher gewesen sind, bleiben. Denn wer wird wollen, daß sein Sohn von sich sagen könne wie Karl von Hohenhausen: „er habe seine Religion verloren"; oder welcher Vater wird den Verstand seines Sohnes auf Kosten des Herzens ausgebildet zu sehen wünschen? Darin hat aber der Verf. ganz Recht (S. 375 fg.), daß in dem wissenschaftlichen öffentlichen Unterrichte die Ausbildung des Verstandes zu sehr erstrebt und das Denken übereilt wird, bevor hinlängliche Materialien durch die Geschichte und das praktische Leben im jugendlichen Gedächtnisse angehäuft sind. Ebenso richtig

leitet er aus diesem Grunde das unmündige, sich hervordrängende Urtheil, die erträumte Selbständigkeit und den heranreifenden Egoismus her, der unsere jungen Leute jetzt so oft verdirbt.

Auf überspannte Foderungen der Gymnasien an ihre Schüler ist auch in den Worten des Verf. mehrmals hingedeutet worden, und der Aufsatz des Hrn. Lorinser erhält eine große Belobung, als sei durch ihn eine bedeutende Reform veranlaßt worden. Von einer solchen verlautet nun zwar bisjetzt — und das ist länger als ein Jahr — noch gar nichts; es ist auch mehrfach und ebenfalls in d. Bl. (Nr. 173—176 f. 1836) gezeigt worden, daß die Sache nicht so schlimm sei, als sie Lorinser gemacht hat, und daß namentlich die gesteigerten Foderungen der Gymnasien lediglich durch das Bestreben hervorgerufen sind, den Foderungen der voranschreitenden Zeit durch gesteigerte Leistungen zu entsprechen. Legt sich die Aufregung der Zeit, so wird auch in den Gymnasien Manches besser werden; denn daß Alles in ihrer Einrichtung gut sei, wollen wir ganz und gar nicht behaupten oder das Bestreben loben, die Schüler sämmtlich als solche zu betrachten, die einmal Philologen oder Mathematiker werden sollten. Ist nun gleich das jetzige Menschengeschlecht nicht schwächer als das frühere, wie Dieffenbach schon 1834 in Casper's „Wochenschrift" (Nr. 44) nachgewiesen hat, und liegt die Kraft eines Volkes nicht blos in dem Theile, der sich im stehenden Heere befindet, so konnte es doch bei einem schon krankhaft disponirten Körper, wie der des jungen Hohenhausen war, und bei der consensuellen Störung des Gehirns und der Darmverengungen nicht anders geschehen, als daß die Foderungen der Schule und — was nicht zu übersehen ist — der Ehrgeiz des Schülers, über den er S. 59 sich selbst zu täuschen sucht, auf seinen körperlichen Zustand nachtheilig einwirkten. Der Jüngling aber schwieg gegen Ältern und Lehrer über seine Körperschmerzen, und seine Leistungen waren doch stets ausgezeichnet. Ob wol hier nicht eine gewisse Eitelkeit, ein Kokettiren mit krankhaften Zuständen bei sich selbst und mit Heroismus nach außen hin zu Grunde gelegen hat?

Hieran schließen wir die letzte Bemerkung über die That des Selbstmordes. Der dresdner Arzt erklärte, seitdem bei Fortdauer und Vermehrung des Darmleidens die Circulation des Blutes andauernd behindert war, das Gehirn durch den Andrang der Säfte Druck und Beeinträchtigung erlitt und sich Wasser im Innern ergossen hatte, den jungen Mann für nicht verantwortlich für Das, was er that und vollbrachte (S. 207). Nach des Vaters Ansicht lag der Hauptgrund für des Sohnes Zurechnungsfähigkeit in seinem Schweigen, das sich allerdings bei so bedeutenden körperlichen Leiden und bei so großer geistiger Verstimmung nicht gut mit der Liebe vereinigen läßt, welche Karl v. Hohenhausen gegen seine Ältern und Geschwister hegte.

Sein unbegreifliches Schweigen — sagt der Verf. auf S. 425 — war wol mehr der freie, wiewol verblendete Entschluß eines falschen Heroismus als die unwillkürliche Folge seiner erst später sich völlig ausbildenden krankhaften Melancholie. Dieser Mangel an Wahrheit und Aufrichtigkeit, die daraus hervorgegangene Sünde der falschen Vorspiegelung und des Maskentruges werfen leider einen dunkeln Schatten auf den Geliebten meiner Seele, den ich weder auszulöschen noch genügend zu erklären vermag. Er mußte sprechen, wenn er mit ungeschwächter Geisteskraft den Trotz überdacht hätte, der statt kindlichen Vertrauens mit unbegreiflichem Schweigen der grenzenlosen Liebe der Ältern Hohn sprach; er würde gesprochen haben, wenn nicht die unglückliche fixe Idee seiner Unheilbarkeit ihm die Überzeugung geraubt hätte, daß ein klares Wort: „Vater, es ist nicht die physische Krankheit allein; sie bringt mich zur Verzweiflung, zum Selbstmord!" ihn gerettet haben würde. So beschönigte er leider sein Gefühl durch ungenügende Phrasen: „man versteht mich nicht; der Gram hat seine eigne Sprache u. s. w." Er fühlte es, wenn er von den armen verblendeten Ältern sagt: „Die Unglücklichen, sie spielen am Rande eines Abgrundes", und doch wußte er, daß „er alle unsere Hoffnungen" mit ins Grab nahm.

Ref. hat zu diesen Worten des Vaters nichts weiter hinzuzusetzen. Ihm ist die psychologische Wahrheit derselben klar geworden, und er wünscht daher, daß auch recht viele Leser sie mit ihm in dem Hohenhausen'schen Buche finden mögen. Daß Äußere desselben ist sehr stattlich: zwei Abbildungen des Verstorbenen werden namentlich für seine Universitätsfreunde — und er hatte deren viele — eine angenehme Erinnerung sein. 7.

Neue Nachrichten über China.

(Beschluß aus Nr. 127.)

Ein Umstand, der bisher in den Berichten über China weniger hervorgehoben worden, findet sich in dem Werke von Davis ausführlich erwähnt: dies ist die außerordentlich bedeutende und umfangreiche Policeigewalt in diesem Lande. Nicht allein, daß die höhern und niedern Beamten selbst alle der strengsten Controle unterworfen sind; auch die geheimen Agenten, Spione, Bevollmächtigten, Emissaire, und wie sie heißen mögen, der Policei erstrecken sich durch das ganze Land. Der Chinese ist nicht blos in seinem öffentlichen Leben, sondern auch in seinem Privatleben stets beobachtet. Die Klugheit der Regierung besteht nun bei dieser Maßregel nicht sowol in der Beobachtung selbst, als vielmehr darin, daß sie dem Einzelnen auf gewisse Weise merken läßt, daß er beobachtet wird. Der Haß der Chinesen gegen einen Policeiagenten ist freilich furchtbar und entladet sich an einem solchen, wenn man ihn entdeckt, auf das schrecklichste; allein diese natürliche Wiedervergeltung hebt den Erfolgreichthum der Maßregel selbst nicht auf. Diese Vigilanz des Despotismus geht hier so weit, daß die Beamten selbst in den verschiedenen Districten eigentlich gar nicht heimisch werden dürfen. Sie werden unaufhörlich versetzt; es wird auf das genaueste Acht gehabt, welche Verbindungen sie in ihren Wohnorten eingehen. Sie dürfen, vom untersten Beamten an bis hinauf zum Vicekönig, innerhalb ihres Districts niemals eine Heirath schließen u. s. w. Ja, das Volk selbst wird auf alle mögliche Weise gehindert in sich kleinere Corporationen und Stammverbindungen auszubilden, wozu besonders das Gesetz gegeben ist, daß nie zwei Personen sich ehelichen dürfen, die denselben Namen führen.

Man wird sich vielleicht wundern, daß ungeachtet dieser strengen Vorsichtsmaßregeln in China geheime Verbindungen und Verbrüderungen existiren. Diese bieten allen Hemmnissen Trotz und existiren unter verschiedenen Namen in allen Theilen des Landes. Die Regierung ist sehr unzufrieden mit ihrem Bestehen, kann aber, aller Spionagen ungeachtet, nicht absolut vertilgend eingreifen. Auch ist nicht zu verkennen, daß alle diese politischen Verbindungen auch einen politischen Zweck haben; dieser geht aber nicht auf Umsturz der bestehenden Civilordnung, vielmehr auf die Vertreibung der mongolischen Dynastie. Gleich unsern Freimaurern, nennen sich diese sämmtlichen Verbündeten untereinander Brüder, und auch hinsichtlich ihrer Ritualien, Formen und Mysterien sind sie unsern Freimau-

ren sehr ähnlich. Es mag dies weniger auf einen gemeinsamen Ursprung beider als vielmehr darauf hindeuten, daß alle solche Verbindungen von gewissen, oft leeren und abenteuerlichen Symbolen nicht ablassen dürfen, ohne ihre Existenz selbst zu zerstören, und daß diese Symbole keineswegs so mannichfaltig sind, als Manche glauben, und zuguterletzt sämmtlich ziemlich auf Eins hinauskommen. Man sagt, daß auch diese Verbrüderten ihre Ceremonien bei Aufnahme und Einweihung eines neuen Bundesgliedes zur Nachtzeit vornehmen. Der Eid des Geheimnisses und der unbedingten Verschwiegenheit wird vor einem Götzenbilde abgelegt, und der Neuaufgenommene muß sogleich eine gewisse Summe für den allgemeinen Fonds der Brüderschaft herzahlen. Nächstdem findet eine andere Ceremonie statt, welche im Chinesischen Kuo-keaou genannt wird, das heißt das Passiren der Brücke. Diese Brücke ist nämlich aus Schwertern formirt, welche von zwei Tischen oder zwei andern Punkten aus kreuzweis übereinander gelegt sind, in Form eines Brückenbogens. Unter dieser Brücke steht der Eidesabnehmer, und Der, welcher ihn abgelegt, muß alsdann ebenfalls hindurchgehen. Zuletzt liest der Ye-ko, oder Meister vom Stuhle, die sämmtlichen Gesetzesartikel vor, deren jeden einzeln der Novize beschwören muß; hierauf wird ein Hahn hereingebracht, welchem der Meister den Kopf abschneidet, indem er dieser Ceremonie die Worte beifügt: „Wie dieser Hahn, müssen alle umkommen, die unser Geheimniß verrathen." Wie die Freimaurer haben auch sie ihre eigenthümlichen Erkennungszeichen, unter welche auch eine gewisse Reihe von mystischen Zahlen gehört, wobei die Zahl drei eine große Rolle spielt. Sogar der ominöse Händedruck der Maurer findet sich hier wieder. Wenn zwei Brüder sich gegenseitig in einer größern Gesellschaft zu erkennen geben wollen, so ergreift der eine mit drei Fingern, die er in die gehörige Lage bringt, seine Theetasse und setzt sie wieder nieder, worauf der andere dasselbe Zeichen auf die nämliche Weise wiederholt. Ihr gemeinschaftliches Siegel besteht aus einer pentagonalen Figur, mit eingeschnittenen Charakteren, die Niemanden außer dem Adepten verständlich sind. Es scheint, daß selten oder nie der Eid der unbedingten Verschwiegenheit von einem Mitgliede der Brüderschaft verletzt wird. Viele haben Martern aller Art, sogar die Folter und den Tod erlitten, ohne ihr Geheimniß zu verrathen. Von einem Engländer der Kantonfactorei wurde irgendwo ein Papier gefunden, das revolutionnairen Inhalts war. Er ward darüber besorgt und schickte es an den Mandarin des Districts. Allein dieser Beamte traf alle mögliche Anstalten, um das Andenken an diese Schrift zu unterdrücken, da die bloße Auffindung derselben innerhalb seines Districts ihm eine außerordentliche Strafe zugezogen haben würde. Die Schrift enthielt nämlich einen Aufruf an die Chinesen gegen die Mongolen, welche sie ermahnte, ihre Banner zu entfalten und das verhaßte Geschlecht der Mandschu im Lande zu vertilgen. Man sieht aus diesen Mittheilungen, daß es in China ebenso gut als anderwärts demagogische Umtriebe und Untersuchungen gibt, und daß die dortigen Hochverrathsgesetze etwas weiter gehen als bei uns und mit dem Schuldigen auch wol den Unschuldigen henken. Dessenungeachtet blicken die Chinesen mit außerordentlicher Ehrfurcht zu dem Ta-Wanghti, dem mächtigen Kaiser und Vater des Volks, empor. Sein Name erscheint bei jeder Gelegenheit unter der Kategorie des größten Wohlthäters. Und dies ist er auch in sehr vielen Fällen. Wenn ein Hauptverbrecher zur Hinrichtung geführt wird, so ist es die kaiserliche Gnade, die ihm das Leben schenkt; wenn eine Hungersnoth eintritt, so öffnet der Kaiser seine ungeheuern Kornmagazine; wenn der Hoangho oder gelbe Fluß, wie er häufig thut, durch sein Austreten plötzlich alle Umgegend überschwemmt und zerstört, so greift der Kaiser in seine Schatzkammer und unterstützt die Verunglückten. Wenn der Regen mangelt und der Himmel verschlossen ist, daß die Ernten verdorren, so bringt er in eigner Person ein feierliches Opfer in dem der Erde geweihten Tempel. Er befördert den Ackerbau, regiert im Frühling des Jahrs den Pflug mit eigner Hand und bereitet Feste, wo Reiche und Arme zugleich köstlich gespeist und die Dürftigen gekleidet werden. Der letzte Beherrscher von China (Kia-King) stand eines Tages selbst von seinem Sitze auf, um einen niedrigen Diener, der aber sehr alt war, bei der Hand zum Sessel zu führen. Alle diese Züge kaiserlicher Gnade und Großmuth werden in der in Peking erscheinenden Zeitung veröffentlicht.

Als der ebengenannte Herrscher sein kaiserliches Jubiläum feierte, wurde an seinem Geburtstage ein wahrhaft colossales Landesfest veranstaltet. Seinen Geburtstag von 300 Millionen Menschen festlich begangen zu sehen, dies ist ein Ereigniß, welches nur dem Kaiser von China widerfahren kann! An diesem Tage fand nach üblicher Sitte ein allgemeiner Steuererlaß statt, desgleichen eine Generalamnestie für alle Verbrecher und eine Verdoppelung der Candidatenzahl für die Staatsprüfungen. An diesem Tage schüttete der Sohn des Himmels seine Gnadenbezeigungen aus reichem Füllhorn über die Söhne der Erde aus.

Die Maschinerie (so kann man es nennen) der chinesischen Regierung scheint darauf berechnet, der Nation ihr Bestehen und den Frieden zu sichern. Der große Staatsrath besteht aus vier Hauptministern, von denen zwei Mandschu und zwei Chinesen sind. Unter diesen stehen als Ministerialräthe eine ziemliche Anzahl von Beisitzern, die aus dem kaiserlichen Collegium von Han-lin ausgewählt sind. Diese Gesammtheit von Ministern und Assessoren kann man als das chinesische Cabinet betrachten. Allein die wirklichen Regierungsgeschäfte werden besorgt von den Lew-poo oder sechs großen Gerichtshöfen. Der erste derselben ist der Gerichtshof für die Bestellung der kaiserlichen Beamten, der die Hauptcontrole über alle Staatsdiener ohne Ausnahme führt. Der zweite ist der Gerichtshof der Finanzen, der Alles, was zum Fiscus gehört, zu bestreiten hat. Der dritte ist der Gerichtshof für den Cultus und das Ceremonialwesen, vor welchen Alles gehört, was sich auf Volkssitte bezieht. Der vierte ist der Militairgerichtshof. Der fünfte ist das Obertribunal des Landes, und der sechste ist der Gerichtshof für die öffentlichen Werke und Anstalten. Von diesen sechs Tribunalen ist die ganze Beamtenwelt in den Hauptstädten sowol als in den Provinzen abhängig. Jeder Provinz steht ein Vicekönig vor, und jeder Stadt, je nachdem ihre Bedeutung und Größe ist, ein Gouverneur oder eine sonstige Civilmagistratsperson. Nach der Bedeutung der Stadt, der er vorgesetzt ist, richtet sich der Rang des Gouverneurs. Man zählt solcher Beamten durch das ganze Land über 14,000.

Das Strafgesetzbuch der Chinesen ist, wie bereits bemerkt, ungemein streng. Der Bambus spielt dabei eine große Rolle. Alle Vergehungen und die denselben entsprechenden Strafen sind unter sechs Classen gebracht, welche mit den sechs obersten Gerichtshöfen des Landes correspondiren. Die Verordnungen in Betracht derselben sind fast durchgängig mit musterhafter Kürze, Deutlichkeit und Eindringlichkeit abgefaßt. Nichtsdestoweniger ist oft auf Dinge, die wir nach unserm Strafrechte für höchst unbedeutend halten würden, ein großes Gewicht gelegt, während Andere, die eine höhere Cultur wichtig finden muß, nur leichtfertig behandelt sind. Eine Verordnung lautet unter Anderm: „Wer einer unordentlichen Aufführung überwiesen ist, d. h. einer solchen, welche überhaupt mit dem Geiste der Gesetze im Widerstreit befunden wird, der soll — wenn er auch nicht des Bruchs eines bestimmten Artikels schuldig ist — mindestens mit 40 Stockstreichen belegt werden, und wenn seine Unordentlichkeit ernstlicherer Natur ist, mit 80 Stockschlägen." Das ist denn allerdings eine merkwürdige Unbestimmtheit im Ausdruck des Gesetzes, welche sogar absichtlich alle Bestimmtheit ausschließt, und es heißt zuguterletzt so viel, daß das Gesetz für den Chinesen ein Fangnetz ist, dessen Maschen auch nach Belieben enger und weiter gemacht werden können. Unter den Leibesstrafen gibt es verschiedene Gattungen. Einige können mit einer entsprechenden Geldbuße aufgewogen werden, dagegen andere auf keine Weise durch Geldsummen ausgeglichen werden können.

Was England in seiner Criminalgesetzgebung zu viel hat,

daß nämlich dem Verbrecher hier und dort eine Hinterthüre zum Entschlüpfen offen steht, das hat China wieder zu wenig. Denn hier entladet sich der Grimm der Strafe nicht allein auf den Verbrecher selbst, sondern in sehr vielen Fällen auch auf dessen unschuldige Familie. Namentlich gilt dies in Sachen des Hochverraths. Hierzu führt Davis als Beispiel an, daß im J. 1803 durch einen einzelnen Meuchelmörder, der ganz und gar keinen Mitwisser hatte, ein Attentat auf das Leben des Kaisers geschah, in Folge dessen der Hochverräther selbst zu einem langsamen Tode, seine Söhne aber, die, wie berichtet wird, noch von sehr zartem Alter waren, zur Strangulirung verurtheilt wurden.

Wenn nun einerseits solche Züge einer rohen Gesetzgebung das menschliche Gefühl empören müssen, so ist es andererseits erfreulich, zu bemerken, wie in China vor der allgemeinen Wissenschaft alle Menschen gleich sind, und in der That nur Diejenigen die Würden der Bildung und Gelehrsamkeit genießen, welche dazu berufen und befähigt sind. Hierin steht die europäische Gesittung unstreitig der chinesischen nach, und es ist fast unbegreiflich, wie ein Volk, das seit Jahrhunderten in sich selbst zusammengekauert, in seiner Gesetzgebung und socialen Einrichtung noch so gewaltige Lücken und Schwächen zeigt, wie ein solches, sich selbst absichtlich bornirendes Volk einen so lautern und edeln Begriff, eine so reine und hohe Achtung vor der Wissenschaft haben kann. So viel muß man mit Gewißheit sagen, daß der Chinese, wenn er auch vermöge seiner nationalen Stellung die Wissenschaft selbst noch nicht erfaßt hat und sie in ihrer wahren Lebendigkeit vielleicht noch lange nicht erfassen wird, doch die Fähigkeit und das formelle Talent dazu in hohem Grade besitzt. In ganz China vielleicht, so groß es ist, nimmt kein einziger Gelehrter seine Stelle unverdient ein. In ganz China geben die Annalen der gelehrten Welt kein einziges Beispiel, daß man von Staatswegen einen Dummkopf als solchen, in Amt und Würden eingesetzt. In keinem Lande der Welt sind die Prüfungen der Gelehrten so unerbittlich streng als in China; und gewiß in keinem Lande der Welt ist der Dummkopf, der Ignorant, der unnütze Tagedieb so verachtet als eben wieder in China. Die chinesischen Schulen und Lehranstalten entsprechen allen Ansprüchen, die man gerechterweise an chinesische Schulen machen darf. Diese Schulen werden von Staatswegen strenger und sorgfältiger beaufsichtigt als in manchem kleinen europäischen Duodezstaat, und sowol die Zahl der Classen als die Folge und Anordnung des Lehrcursus selbst entsprechen durchaus den allgemein festgehaltenen Grundsätzen, die man unter Berücksichtigung der allseitigen Verhältnisse und der besondern Bildungsstufe nicht anders als vernünftig finden kann. Auch mögen selten in einem Staate die Lehrer der Schulen selbst so verantwortlich sein als in China. Es bestehen in China zwei höchste Prüfungsgerichtshöfe für Sachen der Wissenschaft. Diese sind 1) die Halle des Confucius, und 2) das kaiserliche Collegium von Han-lin. Diese beiden Prüfungscollegien mögen leicht die unbestechlichsten und gewissenhaftesten der Welt sein, und zugleich die gefürchtetsten. Der chinesische Candidat findet nicht die Vortheile und Hinterthürchen, welche wol zuweilen einem deutschen zu Gebote stehen. Ihm bleibt nichts übrig, als sich auf sich selbst zu verlassen. Ist er gut beschlagen, dann kann er aber auch gewiß ganz ruhig sein, denn von Chikanen weiß der chinesische Examinator nichts.

In allen zur Industrie gehörigen Dingen, in mechanischen Künsten und Handwerken sind die Chinesen sehr geschickt. Sie verfertigen außerordentlich schöne und wohltönende Glocken, und ihre alterthümlichen Vasen und Dreifüße aus Bronze und andere dahin gehörige Gefäße zeigen von einer ungemeinen praktischen Übung und Kenntniß der Metallurgie schon in einer sehr frühen Periode. Die Politur ihrer refrangirenden Metallspiegel ist außerordentlich schön und übertrifft Alles, was von andern Völkern in dieser Gattung geleistet worden, beiweitem. Von ganz eigenthümlicher Construction sind die Brillen der Chinesen, welche aus ungeheuern Linsengläsern von Felskrystall bestehen. Sie sind sehr unförmlich und haben die Form unserer sogenannten Nasenquetscher; anstatt der Bügel werden sie mittels einer seidenen Schnur hinter den Ohren festgehalten.

Dagegen sind die Chinesen in hohem Grade unmusikalisch. Die musikalischen Instrumente, welche unter ihnen gäng und gäbe sind, würden wir lächerlich finden. Dieser Umstand ist natürlich und hängt mit der allgemeinen Organisation dieser seltsamen, in hohem Grade verständigen, aber noch sehr unpoetischen Nation zusammen. Es kommt bei dem Chinesen noch nicht zu einem System der Empfindung. Die Sinnlichkeit des Chinesen ist noch nicht zur Objectivität gesteigert. Hat er starke Gefühle? Hat er wirklich jene Gabe, sein sinnliches Wesen zu vergeistigen, jene alle wahre Kunst bedingende Gabe der Plastik? Man weiß es noch nicht recht. Er selbst ist sich hierin noch nicht klar. In diesem einseitigsten aller Völker hat sich auch der einseitige Verstand zuerst ausgebildet. Andere, noch ferne Zeiten und die bewegtern Ereignisse und Zustände der Zukunft werden, so steht zu erwarten, auch die Poesie bringen.

Aus dem Mitgetheilten sieht man leicht, wie bedeutendes Interesse die, wenn auch langsame Entwickelung des chinesischen Volks zu erregen fähig ist, und wie sehr wir auf neue Nachrichten von diesem Volke, das an sich so unmittheilsam ist, gespannt sein müssen. Um so dankenswerther ist eine Schrift wie die des Hrn. Francis Davis, der mit wirklicher Unbefangenheit, mit ebenso viel Ruhe als Theilnahme, und unterstützt durch lange Erfahrungen und eine seltene Sprachkunde, sein Werk geschrieben hat. 80.

Bibliographie.

Cambacérès vertraute Mittheilungen über die Männer und die Ereignisse des alten Regime's, der Republik, des Direktoriums, des Kaiserreichs und der Restauration. Gesammelt und herausgegeben von L. von Lamothe Langon ꝛc. Nach dem Französischen von Dr. F. Steger. 1ster Theil. Mit Cambacérès Bildniß und Facsimile. Gr. 12. Braunschweig, G. C. E. Meyer. Preis für 4 Bände 4 Thlr.

Gaudy, F. Freih., Lieder und Romanzen. Gr. 12. Leipzig, Weidmann. 1 Thlr.

Jahrbücher des Deutschen Reichs unter dem Sächsischen Hause. Herausgegeben von Leopold Ranke. 1ster Band. 1ste Abtheilung. — Auch u. d. T.: Jahrbücher des Deutschen Reichs unter der Herrschaft König Heinrichs I. Von Dr. Georg Waitz. Gr. 8. Berlin, Duncker und Humblot. 20 Gr.

Kock, Ch. P. de, Zizine. Aus dem Französischen von E. Brinckmeier. 2 Theile. Gr. 12. Braunschweig, G. C. E. Meyer. 2 Thlr.

Lebensbilder in Erzählungen. Meistens frei bearbeitet nach dem Französischen. 8. Aachen, Cremer. 12 Gr.

Maurer, J. R., Wildhans von Breitenlandenberg oder die Belagerung von Greifensee 1444. Ein kriegerisches Trauerspiel. Besonderer Abdruck aus dem Schweizerischen Merkur. Gr. 8. Burgdorf, Langlois. 1836. 6 Gr.

Nork, F., Vorschule der Hieroglyphik, oder Die Bildersprache der Alten. Ein Hülfsbuch beim Studium der Klassiker und biblischen Schriftsteller. Gr. 8. Leipzig, Gebr. Reichenbach. 1 Thlr. 18 Gr.

Rousseau, J. B., Die Rose von Mantua. Novelle. 8. Aachen, Kaatzer. 1 Thlr. 4 Gr.

Schiller, Poésies, traduites de l'allemand; suivies d'autres essais poétiques par *C. Ph. Bonnafont*. In-8. Stuttgart, Autenrieth. 1 Thlr.

Über Emancipation der Israeliten. Worte der Wahrheit, Aufklärung und Liebe zu allen Bekennern der Christusreligion und des mosaischen Gesetzes gesprochen von einem Unparteiischen. Gr. 8. Leipzig, Wunder. 6 Gr.

Volkmar, W., Gedichte. Gr. 12. Braunschweig, G. C. E. Meyer. 6 Gr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Dienstag, —— Nr. 129. —— 9. Mai 1837.

Le roman de la Rose.

Unter der wunderlichen Überschrift: „Die Romantik", hat in Nr. 281 d. Bl. f. 1836 ein Mitarbeiter den bekannten altfranzösischen „Roman von der Rose" der Lesewelt von Neuem in Erinnerung gebracht und nach einigen flüchtigen Notizen über den Vollender und das benutzte Exemplar der Dichtung ein dankenswerthes Résumé ihres Inhalts gegeben.

Wir glauben kaum zu irren: jene Ausgabe, von der dort berichtet wird, ist die nach kurzen Zwischenräumen zweimal wiederholte, welche der Wortführer der französischen Literatur des 16. Jahrhunderts, Clement Marot, in der Absicht unternahm, ein geschätztes nationales Dichterwerk der Vergessenheit, ja gänzlichem Untergange zu entreißen.

Denn verschollen war bis auf die Kreise weniger Kundigen der hochberühmte Roman, den einst jeder Gebildete kannte, jeder Liederfreund liebte und der leichte Schwarm der Höflinge ausbeutete und auswendig wußte; dem die vornehme Schöne freudig ihr Gebetbuch geopfert und dessen Wundern und bethörenden Lehren die lüsterne Bürgerdirne sehnsüchtig gelauscht hatte. Verblichen unter Staub und Moder waren die Blätter der „Rose", aus welchen bald „der Fürst der Dichter", der subtile Ronsard, dem Damenflor des Hofes den süßesten Honig zutragen, versteckt die Dornen, nach welchen Regnier in „La Macette", der glänzendsten seiner Satiren, die sichertreffenden Pfeile schnitzen sollte.

Und wie war sie begrüßt, wie bewillkommt worden, diese Königin der Blumen, als, „in üppigster Schönheit völlig erschlossen", Meister Jehan sie zum ersten Male in die heitern Räume brachte, wo die Courtoisie ihre gefälligen Gesetze gab und männliche Kraft weiblichem Reize huldigte. Es hatten die kundigen Hände kaum ausgereicht, die bewunderte „Rose" zu conterfeien, so Viele trugen nach dem Besitze des Abbildes Verlangen.

Setzt doch selbst heute noch den wandernden Bibliophilen der Reichthum an vorhandenen Abschriften dieses Romans in nicht geringes Erstaunen. So viel der Bibliotheken in Frankreich, fast jegliche hat von ihm eine oder mehre Copien, zum Theil in prächtigster Ausstattung aufzuweisen; und es waren nicht weniger als 22,000 elfsylbige Verse, welche nachgemalt werden mußten.

Aber sie haben selten blos nachgemalt, die dies Gedicht vervielfältigten. Seht nur hin, welche Ungleichheiten des Textes, welche Fülle abweichender Lesarten. Hier die auffallendsten Auslassungen, dort die befremdlichsten Zusätze, und diese Wahrnehmung so allgemein bestätigt, daß vielleicht unter der großen Zahl von Handschriften kaum zwei gefunden werden möchten, die in jedem Worte übereinstimmen.

So schlimm bei solchen Erfahrungen die Texteskritik berathen sein muß, für die theilnahmvolle Aufnahme und Fortpflanzung der Dichtung, für den Grad, in welchem diese bereits Gemeingut aller Empfänglichen geworden, geben sie, recht befragt, nicht selten ein ebenso beredtes als günstiges Zeugniß ab.

Auch beweist für die nach französischen Forschern bis dahin unerhörte, schnelle Popularität unsers ums Jahr 1305 bekannt gewordenen Romans, daß François de Rues, Verfasser des zweiten Abschnittes vom „Roman de Fauvel", dessen ersten Theil Regnaut li Herons 1310 vollendet hatte, bei der Schilderung des Stolzes auf die des Faus Semblant im „Roman de la rose" zurückweisen und mit den Worten schließen konnte:

Et qui en veust savoir la glose,
Si voist au Romans de la Rose.

Es ist jetzt Niemanden mehr fremd, daß diesen ein sonst völlig unbekannter Guillaume unter der Regierung Ludwig's des Heiligen begonnen hat, von einer kleinen Stadt in Gatinois nach herkömmlicher Weise de Lorris beigenannt; eine einfache, echtdichterische Natur voll reger Einbildungskraft und tiefen Gefühls, der es leider versagt wurde, ihren schönen, duftigen Frühlingstraum zu Ende zu träumen. Wahrscheinlich um 1260 starb der Dichter, nachdem er kaum den fünften Theil des jetzigen Romans niedergeschrieben hatte. Der fast gänzliche Mangel an gelehrtem Prunk und historischen Reminiscenzen — eine Erscheinung, um so erquickender, je seltener in jener Zeit — charakterisirt diesen Abschnitt, welcher nach einer geschichtlichen Combination nicht über Vers 4070 *) hinausgehen dürfte, und sondert

*) Dieses Citat bezieht sich wie alle übrigen auf die bis jetzt einzige kritische Ausgabe des Romans: „Le roman de la rose, par Guillaume de Lorris et Jehan de Meung. Nouv. édit. revue et corr. sur les meilleurs et plus anciens manuscrits par *Méon*" (4 Thle., Paris, 1814). Der Titel besagt nicht zu viel. Vierzig Handschriften wurden behufs der Herstellung des ursprünglichen Textes verglichen und endlich ein Manuscript von 1330, welches

ihn von der Leistung des Nachfolgers, welchem Guillaume an poetischem Gehalte unbedingt überlegen, an Gelehrsamkeit vielleicht untergeordnet war, wenn er nicht mit richtigem Takte ihre Anwendung an ungehörigem Orte absichtlich verschmähte. Für die Frische seiner Naturanschauung würde allein seine Beschreibung des Lenzes ein so sicherer Bürge sein, als sie für ein Muster poetisch naiver Darstellung gelten kann:

En mai estoie, ce son goie,
El tems amoreus plain de joie,
El tens où tote riens s'esgaie,
Que l'en ne voit boisson ne haie
Qui en mai parer ne se voille,
Et covrir de novele foille;
Li bois recovrent lor verdure,
Qui sunt sec tant cum yver dure,
La terre méismes s'orgoille
Por la rousée qui la moille,
Et oblie la poverté
Où ele a tot l'yver esté.
Lors devient la terre si gobe (vaine),
Qu'el volt avoir novele robe;
Si scet si cointe robe faire,
Que de colors i a cent paire,
D'erbes, de flors indes et perses,
Et de maintes colors diverses.
C'est la robe que ge devise
Por quoi la terre miex se prise.
Li oisel qui se sunt téu
Tant cum il ont le froit éu,
Et le tens divers et frarin,
Sunt en mai por le tens serin,
Si lié qu'il monstrent en chantant
Qu'én lor cuer a de joie tant,
Qu'il lor estuet chanter parforce.
Li rossignos lores s'efforce
De chanter et de faire noise;
Lors s'esvertue et lors s'envoise
Li papegaus et la Kalandre.
Lors estuet jones gens entendre
A estre gais et amoreus
Por le tens bel et doucereus.
Moult a dur cuer qui en mai n'aime,
Quant il ot chanter sus la raime
As oisiaus les dous chans piteus.

Minder keusch und zart als Guillaume, aber lebendiger und ausgerüstet mit reicher Imagination, treffender Satire, einem Schatze gelehrten Wissens und voller Herrschaft über den Reim und Vers, ging nach mehr als vierzig Jahren Jehan an die Fortsetzung unsers Gedichts. Gern möchten wir uns überreden, daß bei seinem offenen, kecken Sinn der bloße Anblick des schönen Torso den Wunsch, ein solches Werk vollendet zu sehen, und gleichzeitig den Entschluß, selbst an dessen Vollendung zu gehen, in seiner Seele wachgerufen habe. Auch widerspricht der Dichter selbst nirgend einer so gefälligen Annahme. Aber nach P. Masson wäre es nur der Wunsch seines Königs, Philipp's des Schönen, gewesen, welcher ihn das abgebrochene Gedicht zu beenden vermocht hätte; „quo impulsore Rosam poema absolverit", heiße es in der Vorrede zu Boethius „De consolatione", welchen Johannes de Magduno übersetzt und dem Monarchen gewidmet. Wahrscheinlich begegneten sich jedoch in diesem Falle des Dichters freier Entschluß und des Königs ermunternde Auffoderung auf halbem Wege und reichten einander fördernd die Hand. Wie wenigstens Jehan stets mit ganzer froher Seele bei der Arbeit gewesen, beweist ein jegliches Blatt und der freundselige Blick, den er noch am Abend seines Lebens vorzugsweise auf sie zurückwirft.

Hinter dem Liebesgotte sich bergend, führte er in einer Prophezeiung desselben unter artiger Wendung sich selbst als den Fortsetzer des Gedichts mit den Worten ein (Vers 10,601 fg.):

Puis vendra Jehan Clopinel
Au cuer jolif, au cors isnel *(dispos)*,
Qui nestra sor Loire à Méung......
Cis aura le Romant si chier,
Qu'il le vodra tout parfenir (achever),
Se tens et leu l'en puet venir
Car quant Guillaume cessera,
Jehan le continuera
Après sa mort, que ge ne mente,
Ans trépassés plus de quarente.

Der Dichter nennt sich hier mit einem Spitznamen, unter welchem er, da ihn ein sichtbares körperliches Gebrechen veranlaßt hatte, vielleicht allgemein bekannt war. Denn clopinel ist so viel wie boiteux, und in den Worten clopin, clopiner, cloper ꝛc. hat sich die alte Form noch heut erhalten. Sonst lautete sein Name Jehan de Meung, und die Familie, der er angehörte, eine der ältesten des Landes, aus der Stadt Meun, oberhalb der Loire, zählte unter ihren Gliedern seit dem Anfange des 12. Jahrhunderts stattliche Würdenträger, fromme Donatare und selbst Grafen. Auch Jehan war in jenem Stammsitze geboren, dessen Stolz und Ruhm er einst werden sollte, oder wie sich Marot, der einen französischen Ennius in ihm sah, bombastisch in einem Epigramme ausdrückte:

De Jean de Meun s'enfle le cours de Loire.

Es unterliegt keinem Zweifel, jener Jean Mone, dessen „Kunst zu lieben" Baläus als Quelle von Geoffrey Chaucer's „Romant of the rose" angibt, ist Niemand anders als unser Dichter, und jene „Ars amandi" unser französischer Roman. Daß Mone ein Engländer genannt wird, kann bei einem Literator nicht befremden, der erwiesenermaßen aus eitel Patriotismus mehr denn einen Ausländer zum Sohne Albions gestempelt hat.

Jehan scheint die beschränkte Heimat zeitig verlassen zu haben. Die mit dankbarer Regung gegen Gott und einem edeln Selbstgefühle niedergeschriebenen Worte seines Testaments:

Diex m'a trait sans reproche de jonesce et d'enfance,
Diex m'a par maint perilz conduit sans meschéance,
Diex m'a donné au miex honneur et grant chevance,
Diex m'a donné servir les plus grans gens de France.

enthalten in fruchtbarer, inhaltschwerer Kürze die Geschichte

demselben am nächsten zu kommen schien, zu Grunde gelegt. Alle vorhergehenden Ausgaben sind durch diese vom Verleger prächtig servirte Frucht eines 15jährigen Studiums, deren Genuß ein Glossar zur Erklärung der antiquirten Formen bedeutend erleichtert, für immer verdrängt und unbrauchbar gemacht worden.

seines Jünglings- und Mannesalters. Man hatte ihn zum Doctor der Theologie, sogar zum Mönche gemacht, und manche Stellen des Romans — spottete ein Herausgeber desselben — seien allerdings frei genug, um von einem solchen herrühren zu können; aber der satirischen Angriffe Meister Jehan's auf diesen Stand gar nicht zu gedenken, entscheiden alle authentischen Nachrichten dahin, daß er Doctor der Rechte war, eine Würde, welche sich mit der ehrenvollen Stelle wol vertrüge, die er am Hofe und in der Gunst seines Königs eingenommen zu haben scheint. Dieser angemessen mag seine äußere Erscheinung gewesen sein. Honoré Bonnet, der Prior von Salon, erblickt ihn in seiner „Apparition de Jean de Meung" in der Tracht eines Mannes von Stande, „bien fouré de menu vair". Dieses vair, ein weißes, ins Bläuliche spielende Pelzwerk, welches von einer Eichhörnchenart gewonnen wurde, spielte zu jenen Zeiten als Luxusartikel auch in Gedichten eine sehr bedeutende Rolle. Anfangs für so kostbar erachtet, daß es nur Könige trugen, hefteten es später die Präsidenten an ihre Mäntel, die Räthe in kleinen Vierecken — menu-vairs — an ihre Roben, und fast möchte man hieraus den nicht unwahrscheinlichen Schluß ziehen, Jehan habe ebenfalls in ihrem Collegium gesessen.

Den lustigen Rath, im edelsten Sinne des Wortes, wird er an dem glänzenden, genußsüchtigen Hofe oft genug zu machen Veranlassung gefunden haben; denn die Federkraft seiner Laune, die Heiterkeit seines Geistes, das Pikante seiner Satire, kurz

De Jean le Meung la grand joliveté

hatten ihn zum gesuchten Gesellschafter der höchsten Kreise erhoben, deren Orakel er durch sein reiches, gefälliges Wissen war. Und die Damen sollten ihrer eigensten französischen Natur zum Trotz gegen solche Vorzüge kalt und unempfindlich geblieben sein und den gewandten Hofmann, den beredten Dichter von ihrer Huld und Gunst ausgeschlossen haben? Und warum? Weil Jehan's leidenschaftliche Bitterkeit gegen das Geschlecht auf den Genuß einer wohlwollenden Aufnahme bei demselben mit nichten schließen lasse; weil man sich nur an jene berüchtigte Ruthenstrafe erinnern dürfe, die sein glückliches Impromptu, die Leichtsinnigste möge den ersten Streich führen, allein von ihm abgewendet habe.

(Die Fortsetzung folgt.)

Geology considered with reference to natural theology. By the Rev. *W. Buckland*. London 1836.

Von dieser neuen, gedankenreichen, geschmackvollen, anziehenden Bearbeitung der Geologie aus dem Gesichtspunkte der natürlichen Theologie, den Verehrern beider Wissenschaften empfehlungswerth, ist bereits eine deutsche Übersetzung angekündigt worden. Naturgeschichte und natürliche Theologie pflegten bisher nur auf den Zustand der gegenwärtigen Dinge beschränkt zu werden; aber die Geologie hat aus den Tiefen der Erde die alten, verborgenen Schätze zahlloser, verschwundener Jahrtausende emporgehoben und dadurch beide Wissenschaften, die Naturgeschichte und jetzt durch des berühmten Buckland Meisterwerk auch die natürliche Theologie, überraschend bereichert. B. handelt zuerst von der unorganischen Welt, von den gröbern Stoffen der Erdkruste und zeigt, wie auch hier eine Anpassung der Mittel zum Zweck in besonders großen und imposanten Erscheinungen als Zeugen schöpferischer Intelligenz und Planmäßigkeit überall hervortrete. Wenn wir uns in Gott verbunden denken Macht und Weisheit mit Güte, so können wir uns bei ihm als Zweck nur die Hervorbringung eines für möglichste Entwickelung der lebenden Wesen günstigsten Zustandes und folglich einer möglichst reichen Summe von Wohlsein denken. Da weist dann der Geolog die bewunderungswürdigen Mittel nach, wodurch unsere Erdkruste Jahrtausende hindurch befähigt worden ist, zahllose und unübersehbare Myriaden organischer Wesen zu beherbergen; und unter diesen Mitteln ist ein besonders wirksames: die Unregelmäßigkeit, womit die wenigen und einfachen Elemente der Erdkruste zu einer endlosen Verschiedenheit von Mischungen und in einer Zerstreuung hierher und dorthin, nach oben und unten zusammengesetzt uns erscheinen. Der Verf. zeigt, wie alle diese scheinbare Verwickelung und Verstörung, die der vorherrschenden Ruhe und Ordnung des Universums zu widerstreiten scheint, dennoch schlechterdings nothwendig zur Existenz der animalischen und vegetabilischen Reiche ist, wie sie denn auch nur durch die Voraussetzung, daß sie zu jenem Zweck so verfügt war, kann erklärt werden. Er weist nach, durch welche Mittel jene wesentlichen Unregelmäßigkeiten erwirkt und durch welche Schranken sie für einen nützlichen Zweck begrenzt worden sind. Die einander entgegenkämpfenden Kräfte des Feuers und des Wassers sind es, die von Anbeginn diese endlose Verschiedenheit der Formen und Zusammensetzungen der mineralischen Masse der Oberfläche, denen die animalischen und vegetabilischen Insassen ihre mannichfache Existenz verdanken, hervorgebracht und stets erhalten haben. Dieses führt dann den Verf. zur Betrachtung der fossilen organischen Überbleibsel weiter, und hier zeigt er nun, wie die ausgestorbenen Arten von Thieren und Vegetabilien der frühern Perioden unsers Planeten in ihren fossilen Überbleibseln dieselben Beweise von Planmäßigkeit, wie die noch jetzt lebenden, und hierin die Macht, Weisheit und Güte des Schöpfers darthun.

Indem B. uns hier den Schatz seiner Lieblingspaläontologie aufthut, macht er es uns klar, wie jeder Knochen, jedes Theilchen der aus der Reihe der Dinge vor Jahrtausenden verschwundenen Animalien mit der größten Sorgfalt und weisesten Planmäßigkeit von dem Allmächtigen gebildet war, und daß alle jene fossilen Thierarten, von dem riesenhaften Megatherium an, bis zu der mikroskopischen Cypris hinab, Zeugniß von der Weisheit und Güte des großen Meisters geben. Wenn wir dann zugleich erwägen, daß die ausgestorbenen Seethiere, welche jetzt ganze Schichten unserer Erdkruste bilden, ehemals auf oder doch nahe der Stelle, wo wir ihre Überbleibsel finden, gelebt haben und gestorben sind, so zeigt uns die Vergangenheit da den Boden von Seen, wo gegenwärtig unsere Festlande und Inseln sich emporgehoben haben, läßt uns die wichtigsten Veränderungen in der physischen Beschaffenheit und den Klimaten der alten Erde ahnen; und so ist denn das Studium der fossilen Überbleibsel allerdings der große Hauptschlüssel, wodurch wir den Zugang zur geheimen Geschichte der Erde uns öffnen und den Beweis für Revolutionen und Katastrophen, die der Schöpfung des Menschen weithin vorausgegangen sind, erhalten. Nachdem B.'s Scharfsinn dann noch eine Apologie des Schöpfers, betreffend die Raubthiere, die bereits in der Urwelt vorkommen, vorausgesandt hat, folgen seine teleologischen Betrachtungen über das colossale Dinoterium und Megatherium, über die ausgestorbenen Eidechsen oder Saurier und andere bemerkenswerthe Reptilien der Urwelt. „In unberechenbaren Zwischenräumen der Weltalter", ruft er aus, „findet sich eine solche Identität von ähnlichen Werkzeugen zu ähnlichen Zwecken, daß kein Zweifel an der Einheit des Plans, wonach diese und ebenso jene geschaffen worden, weiter stattfinden kann. Überall sehen wir die Werke des einen und desselben ewigen Princips der Weisheit und Einsicht, das überall, vom Ersten bis zum Letzten, über

die ganze Werkstatt der Schöpfung geherrscht hat." Nachdem weiterhin die Mollusken (wo der Ammonit besonders interessant abgehandelt ist) und dann die Crustaceen an die Reihe kommen, hebt B. bei den letzteren ein „fossiles optisches Instrument", den **Trilobit** hervor, dessen Auge auf dieselbe schöpferische Intelligenz, welche das Auge der Insekten des heutigen Tages zweckgemäß gebildet hat, hinweist. Auf der Oberfläche der Hornhaut des Trilobitus asaphus caudatus erscheinen 400 sphärische, mikroskopische Linsen in separaten Räumen. Da, wo für den Trilobit kein Sehen nöthig war, nämlich nach der Seite des andern Auges hin, da finden sich auch keine Facetten. Das Äußere jedes Auges, gleichend einer kreisförmigen Bastion, macht drei Viertheile eines Cirkels aus, und jedes Viertheil beherrscht so viel vom Horizont, daß da, wo das genaue Sehen des einen Auges aufhört, das des andern beginnt, sodaß das verbundene Sehen beider Augen ein panoramisches wird. „Wenn wir", ruft B. aus, „ein Mikroskop oder Teleskop in der Hand einer ägyptischen Mumie oder in den Trümmern von Herculanum oder Pompeji entdecken sollten, so würde doch nicht geleugnet werden können, daß die Kenntniß der Principien der Optik im Geiste Dessen, der jenes Werkzeug angefertigt, vorhanden gewesen wäre. Derselbe Schluß folgt, aber verstärkt, wenn wir 400 mikroskopische Linsen nebeneinander in dem Auge des fossilen Trilobit wahrnehmen, und wenn wir außerdem die unendliche Verschiedenheit den verschiedenen Umständen angemessener Modificationen bei ähnlichen Werkzeugen durch endlose Geschlechter und Arten von Thieren hin, vom längst ausgestorbenen, in den Übergangsgebirgen begrabenen Trilobit an, durch die gleichfalls ausgestorbenen Crustaceen der zweiten und dritten Formationen hindurch, und von da bis zu den noch heute lebenden Crustaceen und den zahllosen Heeren uns umschwärmender Insekten hinüber, betrachten. Da scheint es doch in der That unmöglich, den Schlüssen auf Einheit des Zweckes bei einem gemeinsamen Urheber — Schlüssen, welche durch solche Überschwenglichkeit von Beweisen seiner schöpferischen Intelligenz und Macht uns vor Augen liegen — dennoch ungläubig widerstehen zu können."

Der letzte Abschnitt des Werkes handelt von der fossilen Flora. Die hinzugefügten Platten sind mit der größten Treue und Sorgfalt gearbeitet und 1000 Pf. St. daran gewandt worden. Wir wünschen schließlich, daß diese wenigen Mittheilungen dennoch hinreichen mögen, den Inhalt und Geist des vortrefflichen Werkes zu charakterisiren und die Verpflanzung desselben auf unsern deutschen Boden zu fördern. Wir dürfen hoffen, daß es nicht allein den Freunden der natürlichen Theologie willkommen sein, sondern auch als repertorium palaeontologicum Beifall finden werde. 66.

Kaiser Nikolaus und der Schauspieler Vernet.

Unter den brünstigsten Gebeten, die jeder unbedeutende Schauspieler, jeder Talma in spe, jeder Nourrit mit 60 Francs Monatsgage an den Gott der Komödianten richtet, ist gewiß das erste: Laß mich in gutem Vernehmen mit dem Publicum stehen und verschaffe mir ein Engagement in Petersburg! Petersburg, Eldorado der Künstler, wo es Rubel regnet, wo man über prächtige Pelzdecken schreitet und nur auf der kaiserlichen Bühne zu erscheinen braucht, um Diamanten, in Nadeln und Ringe gefaßt, zu erhalten. Es wird aber den Leuten bei diesem Theater nicht immer so wohl, wie folgender Vorgang mit dem trefflichen Komiker Vernet zeigt, dessen Authenticität wir freilich nicht verbürgen können; die Geschichte, welche der Exposition nach viel von einem Melodram hatte, endete glücklicherweise wie ein Vaudeville.

Bekanntlich besucht der russische Kaiser fast täglich zu Fuße seine Hauptstadt. Bei dieser Gelegenheit überrascht er oft die französischen Schauspieler in den Proben, und diese häufigen Besuche auf dem Theater sind den Künstlern sehr nützlich. Der Monarch geht in die geringfügigsten Einzelheiten ein und erkundigt sich sorgfältig nach Allem.

Ein Ukas verbietet bei harter Strafe den Kaiser auf diesen Gängen durch die Stadt auf Straßen und öffentlichen Plätzen anzureden. An einen Offizier, welcher dem Herrscher in geringer Entfernung folgt, müssen die Gesuche und Bittschriften abgegeben werden. Auf einem dieser Spaziergänge sieht einst der Kaiser vor einem Kunstladen Vernet stehen. Es sollte grade diesen Abend ein Stück zum ersten Male gegeben werden; der Kaiser klopfte vertraulich dem Komiker auf die Schulter und empfahl ihm, diesen Abend alle seine Kunst aufzubieten, um die Kaiserin zu erheitern, die den ganzen Morgen sehr betrübt gewesen sei. Vernet versprach, alles Mögliche thun zu wollen, und der Kaiser setzte seinen Weg fort. Kaum aber hatte er sich einige Schritte entfernt, als dem über dies unerwartete Zusammentreffen noch bestürzten Künstler ein Policeibeamter sich näherte und ihm zu folgen befahl. Eine Viertelstunde darauf befand sich Vernet im Gefängniß, weil er auf öffentlicher Straße mit dem Kaiser gesprochen habe.

Das Theater war bei Zeiten voll. Der Kaiser und die Kaiserin nehmen in ihrer Loge Platz, aber der Vorhang wird nicht aufgezogen. Man verwundert sich darüber. Der Kaiser läßt endlich, ungeduldig geworden, nach der Ursache der Zögerung sich erkundigen und vernimmt sogleich, Vernet sei noch nicht da; man habe ihn vergebens in seiner Wohnung aufgesucht, und die Schauspieler schickten nun in ihrer großen Verlegenheit sich an, ein anderes Stück aufzuführen. Der Kaiser erinnerte sich der Worte, die er diesen Morgen an Vernet gerichtet hatte, und wurde sehr ungehalten. Um die Zeit des Wartens zu vertreiben, öffnet er den vom Policeiminister eben übermachten Bericht über das im Laufe des Tages Vorgefallene und erblickt unter den Verhafteten auch Vernet's Namen. Er läßt sogleich den Policeidirector rufen und bricht, als er den Grund der Verhaftung erfährt, in lautes Lachen aus; bald darauf entfernt sich der Policeidirector eiligst aus der kaiserlichen Loge. Der Kaiser lacht von Neuem und theilt seiner Gemahlin den komischen Vorfall mit, der auch sie belustigt.

Nach einer halben Stunde ging endlich der Vorhang auf, und der Kaiser und die Kaiserin klatschten bei Vernet's Auftreten, der doch, wie man ihn laut beschuldigte, an dem Aufschub allein schuld war. Vernet spielte nicht wie gewöhnlich, auch ward ihm mehrmals das Gedächtniß untreu; aber je schwächer sein Spiel, je verlegener er war, desto mehr schienen der Kaiser und die Kaiserin sich an der Leistung des Künstlers zu ergötzen.

Nach Beendigung der Vorstellung begab sich Vernet, unausgesetzt dem bestandenen Abenteuer nachdenkend, nach Hause. Während er noch aß, wird an seine Thüre geklopft; er öffnet selbst, und ein Adjutant des Kaisers tritt herein. Im ersten Schrecken glaubt er, man woll' ihm ins Gefängniß zurückführen; aber diese Besorgniß ward sogleich gehoben: der Adjutant drückte ihm das Bedauern des Kaisers wegen seines Unfalls aus und zugleich den Wunsch desselben, sich eine Gnade auszubitten. Vernet dankte dem Adjutanten, fügte aber nach kurzem Besinnen hinzu: „Sagen Sie Sr. Maj., daß ich mich zu sehr in dem Gefängnisse gelangweilt habe, um nicht Eine Gnade allen andern vorzuziehen: die nämlich, daß mir Se. Maj. versprechen, mich niemals auf der Straße anzureden." Am folgenden Morgen erhielt Vernet vom Kaiser eine reich mit Diamanten besetzte Uhr und einen Bon auf die kaiserliche Schatulle.

Der „Temps", dem wir diese Anekdote entnehmen, sagt, die neue Verwaltung des Théâtre des variétés habe, wie die Rede gehe, die mitgetheilte Anekdote zu einem Theaterstück verarbeiten lassen, in welchem binnen Kurzem Vernet, den man wieder für das genannte Theater gewonnen habe, die Hauptrolle geben werde. Der Stoff sei unverändert geblieben, bloß der Bon am Schlusse laute diesmal auf die Privatkassen der Zuschauer. 4.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Mittwoch, —— Nr. 130. —— 10. Mai 1837.

Le roman de la Rose.

(Fortsetzung aus Nr. 129.)

Aber der schlaue Dichter, dessen Roman wahrlich nicht arm an Stellen ist, wo er auf zarte Weise die Schönen feiert, hatte für jene unfeinen Ausbrüche in der Erklärung, daß er hier nur den Alten nachgebildet (V. 8697), einen Maßstab zur Beurtheilung vorgeschoben, der ihm einen sichern Rückhalt gewährte, und zugleich in V. 15,397 fg. den verleumdeten Frauen eine Ehrenerklärung gegeben, wie sie solche bei gewissenhafter Einkehr in sich selbst kaum erwarten und nur wünschen konnten.

Jene Züchtigung haben sie Jehan wol nie angedroht, sondern ein Histörchen, welches zu seiner Individualität und den Verhältnissen paßte, ist auf ihn übergetragen worden. Ganz derselbe Fall nämlich wird bereits von einem Troubadour, Guilhem de Bergamon, einem edeln Provenzalen zur Zeit des Grafen Raimond Beranger, *) mit der aus dem rohen Charakter jener Zeit erklärlichen Abweichung erzählt, daß der Verurtheilte bis zum Tode habe gegeißelt werden sollen. Wie ihn seine Geistesgegenwart auf die bekannte Weise von der Strafe befreit und die rachsüchtigen Frauen blosgestellt habe, kann auch in den „Cento novelle antiche" nachgelesen werden, wo der Sänger zum Guilielmo di Bergdam geworden ist.

Die Lüge hat sich noch kecker in Jehan's Lebensgeschichte gedrängt, sie mochte ihm selbst die Grabesruhe nicht gönnen. Da sollte er kurz vor seinem etwa 1325 erfolgten Tode den Jakobinern einen Koffer sammt Inhalt unter der Bedingung vermacht haben, denselben nicht vor seiner Beerdigung, die in ihrer Kirche stattfinden müsse, zu öffnen; und als dies endlich geschehen, hätten die Brüder in der blanken, schweren und wohlverwahrten Truhe statt Goldes und Silbers nur Schieferplatten mit mathematischen Figuren gefunden, und seien über diese Entdeckung in solchen Zorn gerathen, daß allein der Gegenbefehl des Parlamentshofes sie habe verhindern können, die Leiche aus ihrer schon bezogenen Ruhestatt wieder herauszuwerfen. Alle diese Einzelheiten, an deren Wahrhaftigkeit bereits ein Referent, Jehan Bouchet in seiner „Chronique d'Aquitaine", zweifelte, haben genaue Nachforschungen als völlig erdichtet dargethan, und Jehan ist von dem Vorwurfe rein, an der Schwelle des Jenseits, über das Grab hinaus eine kleinliche, wenn auch unschuldige Rache an seinen Feinden, den Mönchen, ersonnen zu haben.

Sie hatten die Geißel seines Spottes bei seinen Lebzeiten hart genug gefühlt. Betrachten wir doch nur den satirischen Theil seines Romans. Während Jehan einerseits die Schwächen, Fehler und Laster des andern Geschlechts in unschöner, oft widriger Blöße ausstellt, den Wechsel im Betragen des Liebenden vor und nach der Hochzeit sarkastisch schildert, den Verlust des Naturzustandes der ersten Menschen beklagt, weil mit Eigenthum und Gütertheilung Zwist und Elend eingetreten sei; während er mit merkwürdiger Keckheit, auf welche Weise die Völker sich Könige gegeben, erzählt und eine Matrone echt Saint-Simonistisch die Ehegesetze bei der Freiheit des Weibes als unbillige Bande verwerfen und eine Gemeinschaft Aller predigen läßt, wird in den übrigen satirischen Abschnitten die vernichtende Waffe gegen die Anmaßungen der Päpste und ihrer Emissaire, die Zügellosigkeit der Klöster, wo selbst die Keuschheit nicht geborgen sei, und die verderbliche Politik und Heuchelei der Priester und Mönche gerichtet, welche durch die vor etwa erst 50 Jahren errichteten Orden der Dominikaner und Franziskaner einen ungeheuern Zuwachs erhalten hatten. Als Repräsentanten des doppelzüngigen, gleisnerischen Gezüchts unter dieser Kaste, welches, überall lauschend, sich in Alles mischte, schuf er einen eignen allegorischen Charakter, den Faus Semblant, ein keckes, lebenswahres Bild. Dieser fehlt denn auch nicht im Heere des Liebesgottes und tritt durch diese natürliche Wendung höchst ungezwungen in den Mechanismus des Romanes ein.

Vielleicht befremdete bereits in dem Nr. 280 d. Bl. f. 1836 gegebenen Résumé des Inhalts manchen Leser die Masse von allegorischen Figuren, welche auf Jehan's und Guillaume's phantastischer Bühne agiren. Dieses poetische, oft bis zum Lächerlichen und Widerwärtigen getriebene Spiel, das sich in allen gleichzeitigen Erzeugnissen der französischen schönen Literatur wiederholt, huldigte einer Geschmacksrichtung, die durch theatralische Belustigungen, wie sie die Trouvères schon zu Anfang des 12. Jahrhunderts gaben, zuerst angeregt worden sein mag. Sie erhielt durch eine neue Gattung von Schauspielen volle Nahrung, welche die unter Philipp dem Schönen zu einer Gilde vereinten Bazochisten

*) S. Jean de Notre Dame's „Vies des poètes provençaux", Cap. 48. Baraton hat das Sujet in seinen „Poésies" S. 17 unter dem Titel „Clopinel" behandelt.

— Advocatenschreiber unter einem eignen Kanzler, dem Könige de la Bazoche — in Rivalität mit den Passionsbrüdern schufen, denen durch ein sorgsam bewahrtes Privilegium die Aufführung der Mysterien in Frankreich allein zustand. Diese neuerfundenen Bühnenstücke waren die sogenannten Moralitäten, Moralités, Schauspiele allegorischen Inhalts, in welchen Tugenden und Laster, Zeiten und Orte, öffentliche und häusliche Verrichtungen u. s. w. in Person und handelnd und conversirend auftraten. Neben der strengmoralischen Tendenz hüpfte, wie neben der warnenden Matrone der ausgelassene Knabe, der keckste Witz, der heiterste Spott durch diese merkwürdigen Gebilde, und es sei vergönnt, als komisches Intermezzo den Inhalt von einem der launigsten einzuschieben, das sich lange in besonderer Gunst erhalten haben muß, da Auftritte aus ihm noch im vorigen Jahrhunderte auf alten französischen Tapeten anzutreffen waren. Diese Moralität führte den Titel: „Die Verurtheilung des Bankets". Gute-Gesellschaft, Ihre-Gesundheit! Mich-zu-bedanken! Abendessen, Leckerei u. s. f. eröffnen die Scene. Ein Jedes von ihnen ermahnt das Andere aufs beste, sich gütlich zu thun. Ihre-Gesundheit! meint zwar, daß Spiel und Tanz nichts taugen,

Mais vin vermeil et vin clairet,
Pour arroser la conscience.

Man setzt sich zu Tische. Schlagfluß, Gicht, Kolik und eine Menge anderer Krankheiten erscheinen an einem Saalfenster und belauschen die Schmausenden. Diese überlassen sich den Freuden der Tafel; aber gegen das Ende derselben ruft Abendessen die Krankheiten herbei, die über sie herfallen, und es entsteht ein hitziges Gefecht; doch die Gäste kommen noch so erträglich davon; Abendessen hat seinen Streich verfehlt, man zürnt, tobt, droht, aber Banket besänftigt die Aufgeregten, und sie nehmen ihre Plätze am Tische wieder ein. Kaum ist das geschehen, so winkt Banket den Krankheiten von Neuem, und es entsteht ein zweiter, heißerer Kampf; aber diesmal bleiben Leckerei, Schmarotzerei, Ihre-Gesundheit! und Mich-zu-bedanken todt auf dem Platze. Ihre Gefährten beklagen sich bei der Erfahrung, ihrem Richter. Diese verdammt Banket, wegen der vier verübten Todschläge gehangen zu werden. Die Sentenz wird auf der Stelle durch die Diät vollzogen, die das Amt eines Scharfrichters versieht; Abendessen aber wird verurtheilt, bleierne Halbärmel zu tragen, damit es nicht viel Schüsseln aufsetzen könne. Zu gleicher Zeit verbietet man ihm bei Strafe des Galgens, dem Mittagessen auf sechs Stunden zu nahe zu kommen. Moralische Betrachtungen schließen das Stück, die, wie gesagt, nie fehlen durften, wenn auch die Fabel der Moralité an sich schon auf das eindringlichste eine Sittenlehre predigte. Leider wirkte diese Lust an Reden von ermüdender Länge und Breite, deren triviale Maximen sich stets in voraus errathen ließen, sogar auf die Ökonomie der romantischen Gedichte jener Zeit hinüber, und ganz frei von ihnen ist selbst die „Rose" nicht.

Doch zurück zu ihr und ihrem Pfleger. Längst winkte uns ein Trauerflor ernst mahnend hinweg von den bunten Flittern der Laune und des Scherzes.

In dem „Recueil des épitaphes des églises de Paris, fait par *d'Hozier*" stehen die Worte: „Aussi gist au dit couvent des Jacobins M. Jehan de Meung, docte personnage du temps du roy Louis Hutin, auteur du livre du Roman de la Roze, l'une des premières poésies francoises." Ist diese Nachricht begründet, was vernünftigerweise nicht bezweifelt werden kann, so haben dennoch Jehan's sterbliche Überreste, falls er nicht in der Kirche beigesetzt war, auch ohne sein Verschulden im Grabe nicht Ruhe gefunden. Denn 1358 wurde der uralte Klosterkirchhof der Jakobiner zerstört und die Gebeine aller dort Begrabenen zwischen den Klosterhof und die grauen theologischen Lehrsäle hinübergeschafft.

In dem Weichbilde der Stadt, wo sein Leichnam ruhte, im Kirchsprengel St.-Benoit hatte der Dichter ein Haus mit einem Brunnen besessen, und in einem reizenden Garten, de la Tournelle genannt, ebenfalls seinem Eigenthum, soll er die Fortsetzung des „*Romans von der Rose*" geschrieben haben. Dort, unter dem stillen Walten einer friedlichen Natur entstanden jene Verse, welche einen Kampf entzünden sollten, wie ihn bis dahin in Frankreich ein dichterisches Werk noch nie erregt hatte, wie er mit solcher Hitze wegen eines schöngeistigen Erzeugnisses wol überhaupt selten geliefert worden ist.

Es würde ermüden, wollten wir die Champions alle aufführen, welche während eines Zeitraums von mehr als hundert Jahren für oder wider Jehan und sein Gedicht die Lanze brachen; auch Damen fehlten nicht unter ihrer Zahl. Christine von Pisan focht scharf und heftig in den Reihen der Gegner.

Aber Niemand hat das Werk nachdrücklicher verflucht und beharrlicher verfolgt, als der tiefsinnige Mystiker Jean Gerson, der Kanzler und das Licht der Universität Paris, ein Mann zu seiner Zeit auf dem Rednerstuhle ebenso bewundert wegen seiner außerordentlichen Gelehrsamkeit, als auf der Kanzel wegen seines zelotischen Eifers gefürchtet. Mit Erbitterung hatte er bereits gegen den Roman gepredigt, jetzt schrieb er einen umfangreichen „Tractatus contra Romantium de Rosa", worin er, dessen Fabel parodirend, sich durch einen Traum an den Hof der Christenheit entführen ließ. Hier begegnete er nun unter andern frommen Großwürdenträgern dem Gewissen, mit mehren Bittschriften in den Händen, unter ihnen eine, worin sich die Keuschheit über die ihr jüngst gewordene Unbill beklagte und von der Gerechtigkeit Bestrafung des Missethäters foderte, eines Fat, der sich Amant nennen lasse u. s. w. Aber auch hierbei blieb der unversöhnliche Eiferer nicht stehen, sondern verkündete, wie er den Verfasser solch vernichtenswerthen Buches für verdammt halte gleich Judas Ischariot, ja daß, wenn einem von Beiden dereinst verziehen werden sollte aus der Fülle der Gnaden, Judas dieser Erwählte sein werde nach seiner festen, innersten Überzeugung.

Neben solchen Bannstrahlen erblichen die Blitze, welche die übrigen Prädicanten auf ein Werk schleuderten, durch das sie das Heil der Menschheit und der Kirche gefährdet, den christlichen Glauben in seinen Grundfesten bedroht wähnten. Es konnte nicht fehlen, eine so bittere, anhal-

tende Verfolgung mußte dem Gegenstande derselben nur um so allgemeinere Aufmerksamkeit zuwenden und zur Verbreitung und Bekanntmachung des Gedichts unter allen Ständen im weitesten Maße beitragen. Ja, in Berücksichtigung solcher Wirkung mochte der Freund der Poesie sich sogar veranlaßt fühlen, jene Ausbrüche fanatischen Hasses an die Stelle wohlmeinender Bestrebungen zu wünschen, welche unter dem Scheine, den Roman zu schmücken und zu verschönern, seiner ursprünglichen Gestalt Verunstaltung und Vernichtung drohten.

So hatte besonders ein Poet aus dem Anfange des 14. Jahrhunderts, vielleicht Laporte, sein dichterisches Gelüst an unserer „Rose" gebüßt und sie nach seiner Erfindung umgeschaffen. Der Träumer Guillaume empfing hier die Knospe aus den Händen der Venus, welche durch Entwendung (!) in den Besitz der Schlüssel zum Thurme gekommen war, wo Belaccueil eingeschlossen saß u. dgl. m. Auch auf Jehan's Fortsetzung hatte er sich mit keckem Muthe geworfen, war aber durch die große Gelehrsamkeit, von der Citate aus Profan- und geistlichen Schriftstellern und Bemerkungen aus den verschiedenartigsten Gebieten des Wissens auf zuweilen lästige Weise zeugen, beschränkt und zurückgeschreckt worden, und mag überhaupt wol das ursprüngliche Werk aus seinen Rechten wenig oder gar nicht verdrängt haben.

Wie lange dasselbe noch einer so ausgebreiteten Popularität genossen, läßt sich bei dem Mangel aller Nachrichten über diesen Punkt schwer bestimmen. Genauere Notizen über das Alter der Handschriften, aus welchen sich mancher wichtige Schluß für die obschwebende Frage ziehen ließe, fehlen. Wir wissen nur, daß, wenn in den ersten Copien der dichterische Sprachgebrauch oft dem herkömmlichen geopfert, und die Provinz des Abschreibers aus seinen Änderungen nicht selten so merkbar wurde, daß man den Picarden, den Normannen, den Champagnesen herauszuhören vermochte, eine durchgreifende Umgestaltung der Sprache und Orthographie des Romans erst mit dem 15. Jahrhundert eintrat und in die Abschriften überging. Indessen scheint es fast, als ob besonders unter dem Volke die große und allgemeine Theilnahme an dem Gedichte mit und nach dem Einschlummern jener Kämpfe unvermerkt ebenfalls abgenommen habe. Vergaß man seiner auch niemals ganz, wie aus den Wiederholungen in Schrift und Druck hervorgeht, so deutet doch jene weitverbreitete Sage, welche Abälard zum Verfasser des Romans machte und ihn unter der Rose seine Heloise feiern ließ, deutlich darauf hin, daß die Namen der wahren Urheber im Laufe der Jahre verschollen sein mochten.

Und es wäre besser gewesen, die Wogen der Zeit hätten mit ihnen ihre Dichtung tief und auf lange vergraben vor den Augen und dem Gedanken der Menschen, als daß sie einem Schicksale aufbehalten blieb, wie es nur der Zorn der Götter über ein poetisches Erzeugniß verhängen kann.

(Der Beschluß folgt.)

Bemerkung über Tieck's „Der junge Tischlermeister".*)

Irdisches Wohlergehen befriedigt oft mancherlei Sehnsucht und kleine und große Wünsche und macht uns glücklich so zu sagen, wiewol eben zu keinem andern Zwecke, als um eine allerhöchste Sehnsucht, die aus alter oder aus undenklicher Zeit in uns schlummerte, wiederzuerwecken und uns damit nur desto gründlicher unglücklich zu machen, wenn sie sich nicht befriedigt, oder, wofern dies dennoch der Fall sein kann und ist, uns dann zu einer so ungewöhnlichen Ausbildung zu erheben, daß fortan nichts mehr im Stande sein würde, unsere Übereinstimmung mit Welt und Menschen, oder Dem, was wir Leben nennen, zu stören oder zu beeinträchtigen.

Wir bedürfen zuweilen auf längere Zeit oder zu wiederholten Malen, zuweilen in einzelnen Fällen einer Leidenschaft als einer Art von geistiger Purganz, um uns des Ungeraden, was nicht völlig in und mit uns aufgehen will, zu entäußern. Finden wir dieses Mittel nicht, so hilft sich unsere Natur ohne das, wie sie kann, also gewaltsamer, gefährlicher für uns; finden wir es hingegen dennoch, so sind wir doch darum nichts weniger als zurechnungsfähig, insofern dabei kein Wollen von unserer Seite im Spiele war, sondern wol ein Müssen, dem sich nichts entgegensetzen ließ, weil es Moral im höchsten Sinne war, dies nicht zu thun, was, mit Tieck zu reden, der Genius uns untersagte, der in unserm Innersten unsichtbar als Regulator sitzt. Nicht nur werden wir durch eine große Leidenschaft der Art des öftern vor dem Verderben so oder so, Verfallen, vor jenen größern dann unausbleiblichen Übeln geschützt, sondern es ist uns ebenso auch manchmal die Gelegenheit zu einer tiefern Reue, zur Besserung und zum Insichgehen nothwendig.

Doch ist die echte Poesie nicht, wie die gewöhnlichen Menschen zu thun pflegen, theoretisch aufzufassen. Sie wird die eigentliche Offenbarung der Natur, und des Dichters Schilderung gewissermaßen zu unserer eignen. Solche sittlich-physiologische Probleme wie das in dieser Novelle poetisch gelöste müssen also immer naiv, thatsächlich, symbolisch, nicht reflectirend betrachtet werden. Leonhard war nun ebenso, wie ihn der Dichter darstellt; und war er so verdammlich? Will der Dichter den Ehebruch entschuldigen, indem er zeigt, wie dieser Einzelne darin schuldlos sein konnte?

Friederike stellt allerdings die gerade Linie des Lebens vor; Kunigunde und Charlotte liegen in der krummen und zeigen deren Abweichungen und Bedeutung. Aber es gibt im Leben eine echte und eine unechte krumme Linie, und insofern sind Kunigunde und Charlotte die bedeutendsten Gegensätze. In dem scheinbar üppigen Leben dieser ist doch nur Tod, in der Todesbestimmung jener ewige Jugend, Leben, Liebe, Verklärung, in Beiden der Übermuth der krummen Linie; in Friederiken widerfährt dem edelsten irdischen Leben sein volles Recht.

Heißt das Verhältniß Leonhard's zu Kunigunden nicht soviel, als daß das unbedingte Glück des Lebens nur ein augenblickliches sein kann und soll? Erst nachdem Leonhard es genossen und verloren, erst nachdem er antiadamitisch vom Apfel der Erkenntniß seiner Träume gegessen, findet er die rechte Stimmung zum Leben, lernt er seine Bestimmung darin ertragen.

Leben ist beschränken, Resignation im fruchtbaren, nicht ertödtenden Sinne des Worts. Alles irdische Glück ist gleichsam, so oder so, Sünde, ist uns nur ausnahmsweise gestattet, nur im Fluge zu schmecken, nicht für immerdar; wir versündigen uns mit dem poetischen Genusse an der, wenn auch edeln Alltäglichkeit, mit der wir vermählt sind, brechen die Ehe mit ihr, der nothwendigen Bedingung unseres irdischen Fortbestandes. Die Ehe ist auch heilig, kann auch beglückend sein, wenn sie nicht die wahre, ewige Vereinigung des Ich und Du ist. Und ist dem so, liegt dann nicht die höchste Ironisirung des ganzen irdischen Lebens darin? In der Novelle scheint die Erörterung Dessen, was irdische und gewissermaßen also himmlische Ehe, fort-

*) Vgl. Nr. 72—75 und 107 d. Bl. D. Red.

während als unausgesprochene Grundidee zu liegen. Die sublime, hochpoetische Liebe des Magisters deutet am bestimmtesten dahin, und wie schön, daß diese Erhabenheit so nahe mit der Narrheit verschwistert ist! Wie schön ihr gegenüber Friederikens heiliges Unbewußtsein. Und will man denn nicht, ja muß man eben nicht auch in der wirklichen und sogenannten Moral das Weibliche und Männliche in seiner Gültigkeit anerkennen, d. h. als die beiden, wie oft auch einander innerlich berührenden Pole des Lebens, aus deren Betrachtung und Erkenntniß doch am Ende einzig und allein alle Widersprüche zu lösen? — Zur Kritik wie zum Himmelreiche führen aber vielerlei Wege. 56.

Notiz.

Kein anderes Fest wurde ehemals in England so vergnüglich gefeiert als das Maifest, besonders in den bemitteltern und volkreichern Ortschaften, wo außer den gewöhnlichen Feierlichkeiten auch noch die Aufzüge der Mohrentänzer, des Robin Hood, der Jungfrau Marian und des sogenannten Steckenpferdes stattfanden. Auf die letztere Procession bezieht sich namentlich die bekannte Stelle im „Hamlet": „Denn ach, denn ach, vergessen ist das Steckenpferd". Der Mohrentanz (morris-dance), der auch in den Oster- und Pfingstfeiertagen statthatte, stammt eigentlich aus Spanien und wurde unter Eduard IV. zuerst in England eingeführt. Die Tänzer, unter denen die Maikönigin (the lady of the May), ein Harlekin, Tom der Pfeifer genannt, und andere Spielleute die Hauptpersonen bildeten, erschienen in bunter Tracht, in der Regel gelb und grün, mit geschwärztem Gesicht, ein Schwert an der Seite, den ganzen Körper mit Schärpen, Bändern und Schnüren voll goldener Ringe und Edelsteine behangen, auf den Hüten trugen sie Federn, in den Händen reichgewirkte Taschentücher, an Armen und Beinen eine große Menge von Schellen, auch führten sie Pfeil und Bogen, oder in Ermangelung von diesen einen Tonnenreif (tumbler's hoop) um die Schulter gehängt; in diesem Aufzuge tanzten sie mit wilden Geberden um die bunte Maistange herum nach den Tönen der Trommeln, Pfeifen und Dudelsäcke. Zu diesen Mohrentänzern gesellten sich noch um die Mitte des 15. Jahrhunderts die historisch-sagenhaften Personen des berühmten Räubers Robin Hood und seiner lustigen Gesellen, des kleinen Lieutenant Hans (little John) und des launigen Bruders Tuck, sowie auch der Jungfrau Marian, welche die Geliebte jenes tapfern Königs der Wälder war. Der alte Robin Hood aus England, wie Shakspeare ihn nennt (in „Wie es Euch gefällt", erster Act, erste Scene), war König des Festes und trug ein buntes Fähnlein; die Jungfrau Marian, seine Geliebte, welche in der Regel von einem jungen Burschen ohne Bart gespielt wurde, erschien in kostbarer Kleidung und in glänzendem Schmucke. Der Bruder Tuck, „Robin Hood's toller Priester", wie er in „Die beiden Veroneser" (vierter Act, erste Scene) genannt wird, zeigte sich in geistlicher Tracht und mit der Tonsur. Dagegen erschien der kleine Hans in der grünen Tracht eines altenglischen Yeoman mit Bogen und Köcher. Diese vier heitern Masken galten für so unzertrennlich, daß Peele in seinem Stück „Eduard I." eine seiner Personen sagen läßt: „Wir wollen leben und sterben zusammen wie Robin Hood, der kleine Hans, der Bruder Tuck und die Jungfrau Marian." Zur Vervollständigung dieser Maispiele kamen nun noch das Steckenpferd und der Drache hinzu. Das Steckenpferd hatte den Kopf und Schwanz eines wirklichen Pferdes, und sein Reiter, der den heiligen Georg, den Schutzpatron von England, vorstellte und mit einem ungeheuer langen Mantel bekleidet war, mußte bei der Procession um die Maistange die Sprünge und Capriolen eines Pferdes nachahmen, während ihm ein greulicher Drache, aus Holz verfertigt, mit aufgesperrtem Rachen und heftigem Schlagen der Flügel fortwährend zusetzte. Alle diese harmlosen Volksspiele mußten in späterer Zeit, wie bekannt, von dem kopfhängerischen Religionseifer der Puritaner die heftigsten Anfechtungen erdulden, welche namentlich an dem lustigen Bruder Tuck, der Jungfrau Marian und dem armen Steckenpferde ein großes Ärgerniß nahmen; doch fehlte es dagegen auch nicht an Satirikern und Theaterdichtern, welche wiederum den blinden Eifer jener Zeloten lächerlich machten. 11.

Literarische Anzeige.

Bericht über die Verlagsunternehmungen für 1837 von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Die mit * bezeichneten Artikel werden bestimmt im Laufe des Jahres fertig; von den übrigen ist die Erscheinung ungewisser.

(Fortsetzung aus Nr. 127.)

II. An Fortsetzungen und Resten erscheint:

*9. Altdeutsche Blätter von *Moritz Haupt* und *Heinrich Hoffmann*. Zweiten Bandes erstes Heft und folgende. Gr. 8. Auf gutem Druckpapier.
Der erste Band in 4 Heften (1835 — 36) kostet 2 Thlr. 4 Gr.

10. *Becker (Wilhelm Gottlieb)*, Augusteum. Dresdens antike Denkmäler enthaltend. Zweite Auflage. Besorgt und durch Nachträge vermehrt von *Wilhelm Adolf Becker*. Dreizehntes und vierzehntes (letztes) Heft. Die Kupfertafeln in Royalfolio, der Text in Grossoctav.
Das erste bis zwölfte Heft (Taf. I — CXLII, und Text Bogen 1—22, 1832—34) kosten im Subscriptionspreise 22 Thlr. 12 Gr. In der ersten Auflage kostete jedes Heft 9 Thlr. 16 Gr. Nach der vor Kurzem mir wiederholten Versicherung des Herausgebers sollen die letzten Hefte dieses Werkes nun bald erscheinen. Die bisherige Verzögerung fällt mir nicht zur Last.

11. Bibliothek deutscher Dichter des siebzehnten Jahrhunderts. Begonnen von Wilhelm Müller. Fortgesetzt von Karl Förster. Dreizehntes Bändchen und folgende. 8. Auf feinem Schreibpapier. Geh.
Das dreizehnte Bändchen wird Hoffmannswaldau und Lohenstein enthalten. Erstes bis zwölftes Bändchen (1822—31) kosten 16 Thlr. 8 Gr.

*12. Bibliothek classischer Romane und Novellen des Auslandes. Mit biographisch-literarischen Einleitungen. Dreiundzwanzigster Band und folgende. Gr. 12. Auf gutem Druckpapier. Geh.
Diese Fortsetzung wird mit Manzoni's „Die Verlobten" beginnen, dann sollen zunächst Cervantes' „Persiles und Sigismunde" und die „Novellen" desselben folgen. Die ersten 22 Bände, 1825—30, enthaltend:
I—IV. Don Quixote von Cervantes, übers. von Soltau. 2 Thlr. 12 Gr. — V. Landprediger von Wakefield von Goldsmith, übersetzt von Oelsnitz. Zweite Auflage. 15 Gr. — VI—IX. Gil Blas von Le Sage. 2 Thlr. — X. Leben des Erzschelms von Quevedo, übersetzt von Keil. 12 Gr. — XI—XIV. Tom Jones von Fielding, übersetzt von Lüdemann. 2 Thlr. 12 Gr. — XV. Niels Klim von Holberg, übersetzt von Wolf. 15 Gr. — XVI. Ortis von Foscolo, übersetzt von Lautsch. 15 Gr. — XVII—XIX. Delphine von Staël, übersetzt von Gleich. 1 Thlr. 20 Gr. — XX—XXII. Dekameron von Boccaccio. 2 Thlr.
kosten zusammengenommen anstatt 13 Thlr. 5 Gr. nur acht Thaler.

*13. Bilder-Conversations-Lexikon für das deutsche Volk. Ein Handbuch zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse und zur Unterhaltung. In alphabetischer Ordnung. Mit bildlichen Darstellungen und Landkarten. Elfte Lieferung und folgende. Gr. 4. Auf gutem Druckpapier. Geh. Preis der Lieferung 6 Gr.
Auf die Auswahl und Abfassung der Artikel wird die größte Sorgfalt verwendet, die Wohlfeilheit des Werkes (die ersten 12 Lieferungen, 92 Bogen mit 830 Abbildungen und 17 Landkarten enthaltend, 3 Thlr.) macht es auch den minder bemittelten Ständen zugänglich und gewiß zu einer nützlichen Hausbibliothek für den deutschen Bürger und Landmann.
Mit dem Buchstaben E ist nun der erste Band dieses Werks geschlossen. Um ein schnelleres Vorschreiten des Bilder-Conversations-Lexikons herbeizuführen, ist die Veranstaltung getroffen, daß neben dem mit F beginnenden zweiten Bande gleichzeitig auch der Druck und die Ausgabe des dritten, mit dem Buchstaben M anfangenden Bandes erfolgen soll. Die Subscribenten werden nun also bald in Besitz des auf vier Bände berechneten Werks kommen und sollen dabei in keiner Weise eine sorgfältige Bearbeitung vermissen.
Auf dem Umschlage des Bilder-Conversations-Lexikons werden Anzeigen rc. gegen Berechnung von 4 Gr. Insertionsgebühren für die gespaltene Petitzeile oder deren Raum inserirt, sowie gegen eine Vergütung von 1 Thlr. für das Tausend demselben beigeheftet.

(Die Fortsetzung folgt.)

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Donnerstag, —— Nr. 131. —— 11. Mai 1837.

Le roman de la Rose.

(Beschluß aus Nr. 130.)

Jean Molinet hieß er, seines Standes und Amtes Canonicus von Valenciennes und Historiograph Max I., welcher auf Weisung seines Gönners, Philipp von Kleve, Herrn von Ravestan, an unserm Romane das scheinbar Unmögliche vollbrachte. Nicht daß es so schwer gewesen wäre, die muntern süßen Verse Guillaume's, die gewandten Reime Jehan's in schale Prosa aufzulösen; aber aus einem Gedichte, welches von derber, übersäftiger Sinnlichkeit strotzte, durch dessen Adern das Feuer der Leidenschaft schoß, ein nüchternes Andachtsbuch in 107 frommen Capiteln zu schaffen, das konnte nur — ein Molinet. 1503 erschien dieses literarische Curiosum; sein Herausgeber hatte es mit einem Quatrain bevorwortet, welches allein schon den Mann zu charakterisiren im Stande wäre:

C'est le Roman de la Rose,
Moralisé, clair et net,
Translaté de vers en prose
Par votre humble Molinet.

Nach einem so unerhörten Attentat auf ein anerkanntes, wenn auch früher vielfach überschätztes Hauptwerk der französischen Nation mußte Clement Marot's Entschluß, den wahren, unmoralisirten Roman von der Rose herauszugeben, von allen Freunden und Gönnern der Poesie freudig aufgenommen und unterstützt werden. In dem Gefängnisse von Chartres hatte er ihn gefaßt und die nöthigen Vorarbeiten vollendet; bald darauf in Freiheit gesetzt, führte er ihn ohne Säumen aus. Aber wie verfuhr der Mann, welcher an dem feinen Hofe Franz I. in Sachen des Geschmacks den unfehlbaren Tonangeber machte, wie verfuhr er mit der armen vernachlässigten Dichtung! Es fehlt in den Literaturgeschichten Englands, Italiens und Deutschlands nicht an ähnlichen Beispielen frevelhafter Willkür gegen fremdes Geisteseigenthum. Das schlichte Kleid, in welches Guillaume und Jehan ihre süße Rose gehüllt hatten, erschien dem fertigen, wähligen Verskünstler grob, plump und schwer. Es konnte, es durfte so nicht bleiben. Wie hätte er es auch gewagt, unter solchem Gewande seinen rathlosen Schützling in den schimmernden Kreisen einzuführen und vorzustellen, wo sein Lebensodem wehte? Modernisirt mußte es werden, wo irgend der spröde Stoff eine Änderung erlaubte; dann war die Präsentation leicht möglich, eine günstige Aufnahme vielleicht eher zu hoffen. Man muß gestehen, der Patron hat es sich ernstlich angelegen sein lassen, seiner Clientin zur Courfähigkeit zu verhelfen. Nicht genug, daß er sie mit der einfachen Hülle zugleich ihrer reizenden Natürlichkeit entkleidete und über ihre nackte Schönheit ein fremdartiges Gewand warf, das nirgend paßte; er deutete auch aus ihrem sinnlichfrischen, lüsternen Wesen so viel Hohes, Erhabenes, Reines und Ewiges heraus, daß man am Ende in der That irre wird, wie weit er selbst an diese allegorisirenden Träume geglaubt haben möchte, und sich fragt, ob es denn seiner Überzeugung nach wirklich und einzig nur der Stand der Weisheit gewesen, nach welchem der Jüngling unter dem Bilde der Rose getrachtet? Hatten doch die Alchymisten in dem Roman das große Geheimniß verhüllt zu erblicken gemeint und z. B. an die Enträthselung der Reden des Genius, des Beichtvaters der Natur, die rastlos eifrigsten Bemühungen gesetzt. Warum sollte Marot nicht einen andern, einen moralischen Sinn unter diesen vieldeutigen Allegorien entdeckt haben, zumal derselbe in gewissem Maße keineswegs außer der Tendenz des Gedichtes lag, oder demselben fremd geblieben war. Aber Marot nannte es einmal ebenso prägnant als wahr le maître en amour, und diese Charakteristik („Elegies", XVI) verräth sein Spiel, welches man überhaupt unter Umgebungen nicht begreift, deren üppige Frivolität ihn eher hätte veranlassen können, auf die wollustathmende Atmosphäre und die verführerischen Situationen des Romans hinzuweisen, als sie durch gesuchte Deutungen zu umschleiern. Oder sollten sich unter diesem Mantel auch die Prüden der Lecture erfreuen und an dem effectreichen Clairobscur weiden dürfen? So viel ist unumstößlich gewiß, Marot wußte es, daß in unserm Werke zwischen traumhaften Dichterblüten ein gefährliches System der Sinnenliebe sich aufranke, eine Ars amandi mit nicht reinern und höhern Zwecken, als Ovid, das unserne Vorbild, sie geschrieben. Oder bedarf es denn zu dieser Kenntniß mehr als eines Blickes auf den baaren Inhalt der Liebesfabel. Der Jüngling will die Rose, die er erblickt, besitzen; sie wird das Ziel seiner Nachforschungen. Um es zu erreichen, hört er auf den Rath des Liebesgottes, den Trost der Freunde, die Lehren der eignen, nicht mehr neuen Erfahrung. Er überwindet alle Hindernisse; die Weisungen der Vernunft, das Grollen der Ei-

fersucht, der Widerstand der Feinde, nichts hält ihn ab, seinen Weg zu verfolgen. Mit den Schwierigkeiten wächst nur seine Glut; selbst der Kummer der Geliebten, bereits zu huldvoll gegen ihn gewesen zu sein, treibt ihn nur zu dringendern Bitten an den Liebesgott, sie aus ihrer Haft zur innigsten Vereinigung mit ihm zu entführen; und kaum, daß er seine Wünsche gekrönt sieht, verläßt er die Geliebte, für die er so viel gethan, erinnert sich wol noch der Wonne, die er mit ihr und in ihrer Umarmung genossen, und frischt sie mit lüsternem Behagen in seinem Gedächtniß auf; aber was aus ihr geworden, seit er sich von ihr losgerissen — er weiß es nicht, es kümmert ihn auch nicht.

Diesem grobsinnlichen Treiben, in welchem sich die materielle Ansicht von der Liebe, wie sie der Franzose in jenen Jahrhunderten hegte, craß genug widerspiegelt, diesem übermüthigen Lebensgenuß, der in Befriedigung der entflammten Triebe sein Ein und Alles sucht, entspricht mit Ausnahme von wenigen zarten Bildern die ungeschminkte Darstellung der erotischen Situationen, welche der Gang der Handlung herbeiführt. Sie besonders sind es, welche in unsern Tagen, wo die naiv-trotzige Entschuldigung der wegen ihrer Geradheit selbst im Romane getadelten Vernunft:

Comment? par le cors Saint Omer
N'oseroi ge mie nomer
Proprement les euvres de mon pere (Dieu)?

erst gar nicht mehr ausreicht, den Leserkreis des Buches auf Männer beschränken müssen.

Als lauere eine Eris zwischen den Blättern der „Rose", so sollte die neue Herausgabe derselben durch Marot wiederum Veranlassung zu einem Streite werden, welcher, obwol von kurzer Dauer und nicht so heftig als jene obenerwähnten Wortgefechte, für die Geschichte der Sprache dennoch nicht ohne Wichtigkeit ist. Es ließ sich nicht leugnen, Marot hatte wenigstens das Verdienst erworben, ein vergessenes, nicht leicht zugängliches Werk, welches in der Literatur der Nation Epoche machte, von Neuem in die Lesewelt, deren gelehrtern Kreisen es seitdem nie wieder ganz fremd wurde, eingeführt zu haben. Die Meisten dankten es ihm sogar, daß er sie so bequem über die veralteten Formen hinweggehoben und diese mit den eben gangbaren vertauscht habe. Aber immer hatten sie doch nicht weichen wollen, hier der Reim, dort der Mangel eines entsprechenden Wortes unbesiegbaren Einwand gethan. So waren noch manche Zeugen der Sprache vergangener Jahrhunderte an ihrem Platze geblieben. Und warum sollten sie ihn räumen? ließen sich ernst fragende Stimmen vernehmen; sind es nicht echtfranzösische Worte, körnig, gehaltreich, vollklingend? sind sie nicht vielmehr der Wiederaufnahme werth? oder ist unser sprachlicher Reichthum so groß, daß wir ihrer so leicht entrathen könnten? Einem vornehmen Widerspruch folgte eine keckere Antwort und bald der laute Ruf, daß die matten fremden Eindringlinge hinausgeschafft werden sollten, wenn ein eingeborener gesunder Klang, ein gediegen kräftiges, volksthümliches Wort dagegen einzutauschen sei. Kurz, was vor etwa 15 Jahren die romantische Schule in Frankreich jugendlich-kühn foderte und Victor Hugo in seinem glänzenden Romane „Notre Dame de Paris" mit dem schönsten Erfolge und in der schönsten Begrenzung leistete — Bereicherung und Kräftigung der von den starren Fesseln der Convention entbundenen Muttersprache aus ihrem eignen volksthümlichen Schatze —, das wurde in jenen Tagen, nur minder energisch und durchgreifend, zur Sprache gebracht. Aber andere Interessen verschlangen diese anerkennenswerthen, nur, gestehen wir es ein, bei dem damaligen Entwickelungszustande der Sprache noch etwas unzeitigen Bestrebungen. Dreihundert Jahre später, als dieselbe Sprache, bis zur Überkünstelung ausgebildet, unter dem Drucke beschränkender Regeln an einer längst erschöpften Phraseologie dahinzuschmachten drohte und eines frischen Lebenselements dringend bedurfte, sollten sie, neu angeregt, von größerm Glücke gekrönt werden.

Ein Sonett, welches Antoine de Baif, ein warmer Verehrer des „Romans von der Rose", auf denselben dichtete und Karl IX. dedicirte, möge diese Zeilen, welche ein und demselben Gegenstande mit ihm gewidmet waren, beschließen. Es gehört immer noch zu den bessern Erzeugnissen einer an Poesien nicht reichen Periode der französischen Literatur:

Sire sous le discours d'un songe imaginé,
Dédans ce vieil Roman vous trouverez déduite
D'un amant désireux la pénible poursuite,
Contre mille travaux en sa flamme obstiné.

Paravant que venir à son bien destiné,
Malle-Bouche et Dangier tâchent le mettre en fuite:
A la fin Bel-Accueil en prenant la conduite,
Le loge après avoir longuement cheminé.

L'Amant dans le vergier, pour loyer des traverses
Qu'il passe constamment, souffrant peines diverses,
Cueil du rosier fleuri le bouton précieux.

Sire, c'est le suget du Roman de la Rose,
Où d'amour epineus la poursuite est enclose;
La Rose, c'est d'amours le guerdon gracieux.

Julius Krüger.

Memoiren eines Bankiers. Herausgegeben von August Lewald. Zwei Theile. Stuttgart, Scheible. 1836. Gr. 12. 3 Thlr.

Es war zu erwarten, daß in unserer, die Frage einer Judenemancipation und -Reformation, einer socialen Umstellung des ganzen Judenthums gewaltsam anregenden Zeit irgend eine gewandte Feder sich dieses modernen Stoffs bemächtigen und ihn auch auf novellistische oder memoirenhafte Weise verarbeiten würde. Wenn es dem hierauf eingehenden Schriftsteller nicht an Darstellungsvermögen überhaupt und insbesondere nicht an jener Ironie fehlen würde, die in unsern neuesten belletristischen Productionen leider allmälig einer bloßen eiteln Ostentation des Subjects zu weichen anfängt, so dürfte man von einer solchen Darstellung etwas Gelungenes erwarten, etwas, das sich von andern Sujets durch Zeitgemäßheit und solide Basis vortheilhaft unterscheiden würde. Und so hat es sich wirklich erwiesen. Denn in den vorliegenden Memoiren sehen wir recht geschickt die Objecte und Interessen des modernen Judenthums nicht sowol abhandlungsweise zur Sprache gebracht, als vielmehr mit populairer Plastik zu einem mannichfaltigen, durch Launen und selbst durch Humor ansprechenden Genrebild verarbeitet. Wir wollen deshalb die

Motive, die für eine solche Darstellung schon in der Zeit selbst liegen, in aller Kürze etwas näher erörtern.

Wie nämlich die gegenwärtige Zeit überhaupt unleugbar alle ihre Tendenzen mit Dampf betreibt, so finden wir insbesondere die Frage über eine bürgerliche Gleichstellung der Israeliten fast urplötzlich zum Gegenstande gelehrter, halbgelehrter, salbadernder, aber auch öffentlicher Discussionen gemacht; ein pro und contra erhebt sich, und die sociale Welt beweist mit einem Male, daß ihre kosmopolitischen, freimaurerischen, Humanitäts- und philanthropistischen Principien, daß die alten Theorien der Menschenrechte, die wir sämmtlich durch eine tiefer in das Wesen der Dinge eingehende Philosophie überwunden glaubten, ganz in dem Maße, wie die uralte Mutter aller dieser Systeme, die Aufklärung selbst, noch immer ganz weidlich in ihren Ansichten und Verhältnissen herumspuken. Um dieses Spuks willen zeigt sich daher in jenen Erörterungen das Für häufig dem Wider überwiegend. Es ist der alte Philisterrationalismus, der sich in seiner spießbürgerlichen Feiertagsstimmung nur allzugern mit moralischen Gemeinplätzen abgibt, welcher hierbei es für Pflicht und Gewissen erachtet, sich des Volkes Israel anzunehmen. Insoweit sich dieser urdeutsche Philister auf die Warums einläßt, hat er für dies Benehmen allerdings einen zureichenden Grund. Er sagt sich, fast wie der abgerichtete Staar unaufhörlich die Phrase vor: „Dies bringt die Aufklärung so mit sich", die Aufklärung und immer wieder die Aufklärung. „Alle Menschen sind sich gleich" — dies ist sein Calcul — „und was sind die Juden anders als Menschen".

Mit diesem aufklärungssüchtigen Rationalismus, der noch obenein gefühlvoll thun will, ist in der That kein Auskommen. Weil er nie das wahre Wesen der Dinge, sondern immer nur diejenige Seite von ihnen erkennt, die dem praktischen Verstandescalcul angehört, so läßt sich mit ihm philosophisch, d. h. in wahrhafter Gedankenweise, nicht streiten; eben deshalb jedoch ist er auch in allen Objecten, welche wahrhafte Wesenheiten ausmachen, zwar immer der vorlauteste, zugleich aber der unzulänglichste Beurtheiler.

Es ist hier nicht im geringsten der Raum, Ausführliches über die bürgerliche Erhebung der Israeliten beizubringen; doch beantwortet sich diese jetzt mit so vielem Lärm aufgerüttelte Frage dem wahrhaft vernünftigen, dem *christlichen* Denker von selbst. Und zwar beantwortet sie sich ihm mit einem entschiedenen Nein. Und warum dies Nein? Weil eine Emancipation der Juden fürs erste ein logischer Unsinn, fürs zweite ein so wüster Zweifel an den Elementen des Christenthums selbst ist, wie ihn eben nur jener schale Aufklärungsrationalismus in seiner Gedankenlosigkeit wird vertreten mögen. Was zuerst den logischen Nonsens angeht, so liegt er darin, daß der Jude als solcher zu derjenigen Freiheit des Daseins gelangen soll, deren Negation eben sein religiöser Glaube ist. Man will dem Juden als Juden zu Etwas verhelfen, dessen Erreichung eben nur dadurch bedingt ist, daß er *kein* Jude ist. Dergestalt wird die widersinnige Theorie der Judenemancipationsvertheidiger schon an sich zur widrigen Flauheit und Lauheit, zur unverzeihlichen Indifferenz und Verdumpfung gegen das Christenthum, indem sie das Höchste und Heiligste aller Elemente und die alleinige Wahrheit und Gewißheit alles Gottesglaubens und aller Gottesandacht, die im Christenthume sich manifestiren, mit demjenigen Cultus in Eins setzen will, den der Stifter des Christenthums selbst negirt und aufgehoben hat.

Es fragt sich, warum wir diese auf der Tagesordnung schwebende Frage bei Gelegenheit des Lewald'schen Buchs in Erwähnung bringen. Einzig deshalb, weil in diesem Buche in ganz leichter, scheinbar heterogener Methode diese Angelegenheit auf ein Feld hinübergespielt ist, wo sie durch Begebenheit und Reflexion sich selbst persiflirt. Damit wollen wir keineswegs ausdrücken, dies Buch sei eine Persiflage alles Judenthums, oder eine Reflexionsnovelle über die Judenemancipation als solche. Nichts weniger, allein indem es die bürgerliche Stellung eines jüdischen Bankiers in ausgedehnter, jüdischer sowol als christlicher Umgebung schildert, indem es das sociale Wechsel- und Widerspiel des jüdischen und christlichen Elements in möglichster Beschränkung entfaltet, indem es den Widerspruch des jüdischen Bewußtseins, der, so lange die Erinnerung bleibt, auch selbst durch Taufe und Übertritt noch nicht gehoben wird, in der Weise der Selbstgeständnisse zu Tage fördert — dadurch eben beleuchtet es in Wahrheit die absolute Infirmität des Judenthums, des socialen sowol als des religiösen, und läßt eine vom wirklichen Ernst durchdrungene Ironie hindurchblicken, die in der That diesem vielbesprochenen Gegenstand selbst als dessen krankhafte, sich verzehrende Dialektik einwohnt.

Der jüdische Bankier, der hier seine Lebensereignisse beschreibt, gibt uns (auf S. 191 des zweiten Theils) selbst das Motto, das auf gewisse Weise dem Lewald'schen Romane vorangesetzt werden könnte. „Ich glaube", so äußert er sich, „daß diese Versuche, welche Christen und Juden nähern sollen, nur dazu dienen, sie stets weiter und weiter voneinander zu entfernen. Alles, was Eifersucht erregen kann, soll vermieden werden, und alle Bestrebungen, die Juden im Äußern den Christen gleichzustellen, zeigen nur zu deutlich die Kluft, die sich zwischen beiden befindet und die nicht übersprungen werden kann. Entweder hört auf Juden zu sein, oder seid es ganz, wie ihr es wart und ganz hättet bleiben sollen." Und so ist denn auch der Inhalt dieser Memoiren hauptsächlich darauf berechnet, zu zeigen, wie zwar der Jude nicht leicht als Jude den Widerspruch seiner hartnäckigen Glaubensstarrheit und Einsamkeit ertragen kann, weshalb sich bald ein Verlangen in seinem Gemüthe regen kann zur Entsagung dieses starren Glaubens und zur Annahme des Christenthums; wie aber dessenungeachtet auch der Jude als *getauftes* Individuum noch keineswegs in socialer Hinsicht dem Christen gleichstehe, einmal, weil sich in ihm selbst alsdann Wirklichkeit und Erinnerung theilen, sodann weil auch die christliche Welt, in hartem Vorurtheil befangen, ihn noch nicht als vollgültigen Genossen anerkennen will. Und so verhält es sich in der That. Der einzelne Jude, als dieses mit sich und mit der Welt entzweite Individuum, sowie ihn die gegenwärtige Zeit uns darstellt, kann nie und auf keine Weise emancipirt werden, denn eben die Erinnerung ist es, die Vergangenheit, welche zuvor verlöscht und vertilgt werden muß. Ob das jüdische Volk als Ganzes, Großes, Einheitliches dereinst emancipirt, befreit, erlöst werden, ob sich dergestalt die uralte Sage vom ewigen Juden endlich erledigen und zum Ziele bringen wird, dies zu verneinen, wäre vielleicht sogar ein Frevel. Daß aber diese Befreiung auf allgemeine, allmälig vollendende und wahrhaft totale Weise *nur durch das Christenthum selbst* geschehen kann, diese Behauptung ist eine unumstößliche und unzweifelhafte Gewißheit, an welcher nur der starre Fanatismus eines sein eignes Wesen verkennenden Volks und nur der schale, keine Tiefe der Dinge erfassende, in der eignen Geistlosigkeit verdumpfende Verstandescalcul des gegenwärtigen Jahrhunderts zu zweifeln vermag.

Wir bedauern, daß es uns an Raum gebricht, alle Hauptmomente dieser Memoiren herauszuzeichnen. Um jedoch eine Probe zu liefern, welcher Art der Humor des Dichters in diesem Werkchen sei, wollen wir ihm ein kleines Miniaturbild, das der Leser auf Seite 88 fg. des ersten Theils ausgeführt findet, mit aller Treue nachzeichnen. Der Held des Romans und Bankier befindet sich an einem kühlen Morgen zu Anfang des Winters, im guten Pelz verwahrt, auf der Reise nach dem Rhein; da bemerkt er einen jungen Menschen, der am Wege sitzt und vor Kälte fast erstarrt scheint. Der gutmüthige Bankier läßt halten und nimmt den armen Jüngling mit dem luftigen, dürftigen Röckchen zu sich in den wohlverwahrten Wagen, er hängt ihm einen überflüssigen Mantel um und erwärmt durch ein Glas Madeira seinen durchfrorenen Magen. Dies erfüllt den armen Jüngling mit Wohlbehagen, er wird redselig und offenbart seinem Retter, daß er ein jüdischer Glaubensgenosse und ein Dichter sei, dem das Schicksal

grausam mitspiele, den Alles von der Thür weise. Hierdurch gerührt, schenkt ihm der Bankier bei ihrer Trennung eine nicht unansehnliche Summe, wofür jener versprechen muß, von Zeit zu Zeit von sich hören zu lassen. Nichtsdestoweniger ging es dem armen Dichter in der Folge nicht besser, er taugte nicht für die Welt, man hielt ihn bald für einen Schwärmer, bald für einen Freigeist, man hielt ihn für Alles in der Welt, und der arme Teufel mußte endlich an diesem Dafürhalten sterben. Wer kein Geld hat, wird in der jüdischen Umgangssprache gewöhnlich Lump geheißen; solch ein Lump war auch der gute Dichter. Dazu kam, daß man im Städtchen, wo er lebte, erfuhr, daß er im Punkt der Liebe nicht reinen Leumunds genieße; ein armes Christenmädchen hatte ein Pfand seiner Zärtlichkeit aufzuweisen und war bald darauf gestorben. Dies Pfand lief nun bettelnd im Orte herum und wurde von den andern schmuzigen Bettelkindern „Jud" geschimpft, und sie schämten sich seiner."

„Der arme Lump selbst saß in einem kleinen, elenden Zimmerchen, dessen geringe Miethe ihn sogar am Ende eines jeden Monats in die tödtlichste Verlegenheit setzte, und arbeitete an einem großen Trauerspiel mit Chören: „Salomo's Siegelring". Gewiß das Unpassendste, was er in seiner Lage thun konnte. Hierüber kam der Tod, wie auf leisen Socken, unmerklich zu ihm herangeschlichen, klopfte ihm auf die Schulter, als er grade an seinen Versen feilte, und sprach: „Laß das gut sein, armer Lump! Wie magst du nur so dich plagen und um nichts, Launen ertragen und hungern und frieren, und dich überdrüssig harren! Es wird doch nichts daraus. Komm, wir wollen das Ding bald anders machen." Und damit war's aus. In dem kalten Zimmer lag alsbald die Leiche des Dichters. Er, der nie zu Pferde gesessen, mußte an der galopirenden Schwindsucht sterben. Seine Gedichte und sein Trauerspiel hat Niemand zu sich genommen; die losen, schmierigen und halb zerrissenen Blättchen wurden auf den Kehricht geworfen, und doch soll er ein guter Dichter gewesen sein. Der arme, gute Mensch! Schade, daß er eben ein Lump sein mußte."

In der That, es ließe sich dieser Schilderung auch ein tieferer, figürlicher Sinn unterlegen, wobei man freilich nicht bei der äußerlichen Lumpigkeit, wie sie sich hier darstellt, stehen bleiben dürfte. 71.

Das aufrührerische Wörterbuch.

Der gelehrte und bescheidene Lexikograph Boiste hatte an sein Wörterbuch*) die letzte Hand gelegt: die Revision des letzten Bogens war besorgt und der Druckerei die Weisung gegeben, denselben sogleich einzuheben. Der Verf. begab sich zur Ruhe und wiegte sich in süßen Träumen: am andern Tage um 8 Uhr sollten schon Exemplare von seinem Werke ausgegeben werden. Als er erwachte, sah er sein Bett von Gendarmen umringt. „Sie irren sich unstreitig. Ich bin Boiste, kaiserlicher Grammatiker." „Ganz recht", erwiderte der Brigadier, „ich irre nicht . . . und hier der Befehl, den genannten Boiste, Grammatiker, zu verhaften." Dagegen war nichts zu sagen, blos Folge zu leisten; ein Wagen brachte den Überraschten schnell nach Vincennes. In die Kanzlei des Gefängnisses gebracht, glaubte Boiste anfänglich, hier werde das bisher beobachtete Stillschweigen aufhören. Er fragte deshalb, unter Betheuern seiner Unschuld, bescheiden, aus welchem Grunde man ihn verhaftet habe. Der oberste Beamte öffnete aus einer gewissen Achtung für einen alten Mann den Verhaftsbefehl und antwortete, nachdem er denselben gelesen, gleichgültig: „Aus Rücksicht für die öffentliche Sicherheit."

Der arme Boiste ward in ein vergittertes Gemach gesperrt und hier, in der Einsamkeit, sann er drei ganze Monate hin und her, wie er, der alte Bücherwurm, durch sein Studium der Worte von A—Z habe die öffentliche Sicherheit gefährden können. Er ließ es nicht bei Klagen bewenden und setzte dringende Beschwerden auf; seine Briefe, die er an alle ihm bekannte Leute von Einfluß richtete, hatten stets den logischen Schluß: „Ich habe nicht das Geringste begangen; aber man sage mir, was ich gethan habe, um mich zu rechtfertigen!" Unglücklicherweise blieben sämmtliche Briefe ohne Antwort. Endlich gelangte doch ein Brief des unglücklichen Gefangenen in Fontanes' Hände; obgleich ganz Hofmann, war der Großmeister der Universität doch nicht so kurzsichtig, die Strafbarkeit des Grammatikers Boiste für möglich zu halten; er sprach sogleich mit dem Kaiser darüber. Dieser war grade gut gelaunt, lachte über den in so zuversichtlichem Tone abgefaßten Brief und ließ, ganz Fontanes' Ansicht theilend, den Herzog von Otranto rufen. Fouché wußte so wenig wie die Andern den Grund der Verhaftung; er war sogar sehr erstaunt darüber und hatte unstreitig den Befehl unterzeichnet, ohne ihn gelesen zu haben. Der Policeiminister beschied den Präfecten, dieser wußte nichts von der Sache und ließ seinen Divisionschef holen; dieser berief sich auf einen Bureauchef, der endlich nach zweitägigen Nachsuchungen das verhängnißvolle Actenstück fand. Man lieferte es in die Tuilerien, und da ward denn ersichtlich, daß der Verhaftsbefehl auf die Denunciation eines Censors erlassen worden war. Und sollte man es glauben — Boiste war angeklagt, Bonaparte als spoliateur bezeichnet zu haben. Wo und wie, davon enthielt die Denunciation nichts. Man wollte den Censor rufen lassen und von ihm Erklärung fodern; aber dieser war, vielleicht hundert Meilen fern, auf einer Amtsreise durch die Departements begriffen.

„Fragt doch Boiste selbst!" rief Napoleon; „denn, ich wiederhole es, ich halte ihn dessen unfähig; zudem hat in einem Wörterbuche das eine andere Bedeutung."

Boiste ward am folgenden Morgen aus seinem Gefängnisse in das Cabinet des Herzogs von Otranto geführt, wo auch Fontanes sich befand. „Sie sind eines Attentats gegen den erhabenen Fürsten angeklagt, der uns regiert", sprach Fouché. „Eines Attentats? ich! aber Sie glauben es doch nicht? Attentat kommt von tentare ad oder contra aliquem. Fragen Sie den Hrn. Großmeister der Universität, und ich kenne zu wohl die Bedeutung eines Wortes, um —". „Doch", sagte Fontanes, ihm die Denunciation, deren Unterschrift er mit seinem Daumen bedeckte, hinhaltend; „lesen Sie." — Boiste's Augen überflogen das Blatt. „Nun?" fragte Fouché, der ihn in ruhiger Haltung sah. „Ist's weiter nichts?" entgegnete Boiste. — „Ich hoffe zu Ihrem Besten, daß es nur ein Irrthum ist!" — „Im Gegentheil, die Wahrheit!" — „Die Wahrheit?" — „Ohne Zweifel! es ist eine Ehre für den Helden!" — „Eine Ehre?" — „Ja, um zu zeigen, daß er so gut das Wort als den Degen zu führen weiß." — „Genug, hören Sie auf mit Ihrem unverschämten Scherze!" rief aufgebracht Fouché. — „Ich scherze beim Himmel nicht, gnädiger Herr! Ich würde mir so etwas mit Ew. Excellenz nicht erlauben." — „Erklären sie sich denn!" — „Nichts leichter!" und ein Exemplar seines Wörterbuchs, das grade dalag, ergreifend, schlug er das Wort spoliateur auf, das so gedruckt war: SPOLIATEUR, *Bonaparte*. Fouché und Fontanes erbleichten vor Schreck, Letzterer stammelte mit Mühe: „Was hat Sie zu einer solchen Kühnheit veranlaßt?" — „Kühnheit? nichts weniger! Es ist historisch; ich habe den Namen Sr. Majestät nach dem Worte spoliateur gesetzt, weil der General Bonaparte zuerst auf der Tribune sich dieses Ausdrucks bedient hat; weil diese Neuerung von ihm herrührt; weil er dies Wort geschaffen, das man vor ihm nicht in der französischen Sprache antrifft." Fouché und Fontanes sahen sich erstaunt an. Boiste ward in Freiheit gesetzt; doch sollen ihm die Cartons, die das verrätherische Blatt ersetzen mußten, viel Geld gekostet haben. 4.

*) Die achte von Charles Nodier besorgte Ausgabe erschien 1834.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Freitag, —— Nr. 132. —— 12. Mai 1837.

Historisch-diplomatische Darstellung der völkerrechtlichen Begründung des Königreichs Belgien, von Nothomb. Nach dem Französischen bearbeitet mit Anmerkungen und Zugaben von Adolf Michaelis. Mit einer Karte des Königreichs Belgien. Stuttgart, Cotta. 1836. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Gr.

Nicht immer ist der alte Spruch richtig: post hoc, ergo propter hoc, und namentlich findet, wie sehr auch der Schein gegen diese Behauptung sein möge, eine eigentliche Causalverbindung zwischen der französischen Julirevolution und der belgischen Septemberrevolution nicht statt. Allerdings würden die Ursachen der belgischen Revolution nicht so rasch gewirkt, sie würden noch keine Katastrophe herbeigeführt haben ohne die Julirevolution; aber sie waren doch andere als die Julirevolution. Als sich im 16. Jahrhunderte die Nordniederländer von Spanien losrissen, und dazu allerdings durch das Benehmen der spanischen Regierung alle Ursache hatten, gründeten sie doch ihren für das alte Recht behaupteten Staat streng im Sinne der neuen Bewegungen ihrer Zeit. Vorherrschen eines sehr starren, der Phantasie feindlichen Protestantismus; Vorherrschen eines durch heidnische Muster gebildeten, nüchternen Formensinnes; Vorherrschen von Handel und Seemacht und von derjenigen bürgerlichen Gesinnung, welche sich in solchen Richtungen entwickelt, drückten den Nordniederländern außer ihrem altsalischen, mit den Brabantern und Flämingern gleichen Wesen ein so bestimmtes besonderes Charaktergepräge auf, daß sie sich nun von den ehemaligen Stammgenossen fast so scharf schieden wie von andern Nationen. Sogar die salische Sprache, die, in Brabant und Flandern dem Verkehre des Volkes vornehmlich überlassen, hier ein deutscheres, naiveres, natürlicheres Wesen behielt, ward in der holländischen Schriftsprache nach classischen Mustern gebildet und aus ihrem frühern unmittelbar nationalen Dasein gerissen. Wer kennt nicht in Deutschland Arnold's herrlichen „Pfingstmontag"; hält man nun, nicht die Volksdialekte Nordniederlands, sondern die holländische Schriftsprache, die Sprache der gebildeten Gesellschaft in Holland (wie sie etwa in den Gesprächen in van Wyn's „Historischen Avondstonden" erscheint) zu dem verwandten flämischen Dialekt, wie er überall sich gibt, so findet sich bei geringerer Verschiedenheit noch der Redemittel, der Worte, als zwischen Hochdeutsch und Strasburgerdeutsch stattfindet, ein sichtliches Verhältniß der Rede wie zwischen dem Hochdeutsch des bremer Studiosus Reinhold in dem erwähnten Stück und des liebenswürdigen Lißel's gutem Strasburgerdeutsch.

So weit hat sich der Unterschied des Volkes in Belgien und Holland durch verschiedene Religion, verschiedene Beschäftigung und verschiedene geistige Muster auseinander gebildet. Eine Verschiedenheit aber, die sich so bestimmt ausdrückt, läßt sich in der Politik nicht wie in dem angeführten Drama durch persönliche Liebe und durch eine Heirath ausgleichen, und jeder Versuch, sie plötzlich und durch äußere Mittel zu beseitigen, muß nothwendig zu Groll und Haß und zu noch entschiedenerer Entfremdung führen. Hr. Nothomb hat deshalb sicher Recht, wenn er meint, die Vereinigung Hollands und Belgiens zu einem Staate sei von Hause aus etwas Unnatürliches gewesen. Darin allein, daß man das Verhältniß so faßt, liegt denn auch eine Entschuldigung für die vielen Bedrückungen und Misgriffe, welche von der niederländischen Regierung, ohne daß sie die Absicht hatte, unwillkürlich gegen die Bewohner Belgiens geübt wurden. Der Verf. hat vollkommen Recht, wenn er behauptet:

> Keine Nation hat eine unbedingte Existenz für sich. Jedes Volk muß sich nach seinen Verhältnissen zu andern Völkern so gut richten wie der einzelne Mensch nach seinen Verhältnissen zu den andern Menschen. Es gibt weder für die Völker noch für den einzelnen Menschen eine absolute individuelle Freiheit, und es gibt für die Staaten in ihrer Coexistenz mit andern Staaten ebenso gut Gesetze als für die Bürger in ihrer Coexistenz mit ihren Mitbürgern in einem und demselben Staate.

Diese Behauptung, die der Verf. in anderer Beziehung geltend macht, läßt sich auch auf Hollands Verbindung mit Belgien beziehen, die, so unnatürlich sie war, keineswegs von Holland abhing, was gewiß sein Cap und sein Ceylon lieber zurückgenommen hätte als die Entschädigung dafür in Belgien. Die Annahme Belgiens als einer Gebietsvergrößerung schloß alle andern spätern Übelstände ein, und es blieb nichts übrig als das Untergehen der belgischen oder der holländischen Eigenthümlichkeit, wie bei der ähnlichen Verbindung Polens und Rußlands eine andere Wahl am Ende nicht geblieben ist. In der Wagschale der göttlichen Vorsehung scheint nun Belgien ein schwereres Gewicht gehabt zu haben als Polen, und wir sehen

es jetzt mit allen Anlagen zu schönster und eigenthümlichster Entwickelung weiterer Zukunft entgegengehen. Das aber ist das Verdienst des Werkes, welches uns zu diesen Bemerkungen veranlaßt, daß es die Unnatürlichkeit der Verbindung Belgiens und Hollands, die nothwendigen Übelstände, die sich daraus entwickelten, und die Nothwendigkeit eines Untergehens belgischer Eigenthümlichkeit oder eines Befreiungskampfes deutlich darlegt; daß es die stattgehabten Vorgänge in ihren wesentlichsten Punkten rechtfertigt und Belgien geistig mit sich und mit dem legitimen Europa aussöhnt. Die Dissonanz bleibt nun im Grunde zwischen Holland und zwischen England, welches früher Holland seiner Colonien beraubt; dann für dieselben ihm Belgien zugeschoben und nun Belgien wieder bei seinem Unabhängigkeitskampfe mannichfache Vortheile gewährt hat. Auf die Engländer erbittert zu sein, haben die Holländer alle Ursache; die Belgier thaten am Ende nur, was Jeder thut, der die Wahl hat zwischen Umkommen oder Abwehren, wenn er die Kraft zu letzterm besitzt.

Auch daß Das, was sich nun bereits in Belgien gebildet hat, nicht das Werk einzelner Menschen, sondern das Werk der Macht der Dinge war, geht aus Hrn. Nothomb's Darstellung deutlich hervor. Er selbst sagt in dem Vorwort S. xcv:

Der Verf. will nicht das blinde Schicksal zum Princip der Geschichte machen; allein während er dem menschlichen Willen einen großen, ja sehr großen Antheil an ihr einräumt, bringt er allerdings auch die Verhältnisse in Rechnung, deren Würdigung und Benutzung der Intelligenz des Menschen übrigens freigegeben ist. Belgien war keine Oase in einer Wüste. Die unvermeidlichen Bedingungen, von welchen die Revolution und deren Erfolge abhingen, durften und konnten niemals aus dem Auge gelassen werden; mit unwiderstehlicher Gewalt bemächtigten sie sich Aller, die zur Regierung mitzuwirken hatten, indem sie die Einen belehrten, die Andern erschreckten. Die nämlichen Menschen, welche diese nothwendigen Bedingungen, so lange sie an der Regierung waren, anerkannten, verkannten sie, nachdem sie von der Regierung entfernt waren, von Tag zu Tag immer mehr und meinten, daß sie immer weniger gebieterisch würden. So gibt es Dinge, die man vom Fuße eines hohen Berges kaum mehr wahrnehmen kann, die aber Jedem, der auf der Spitze desselben steht, ohne alle Anstrengung in die Augen fallen.

Erst die strenge Festhaltung dieses Gesichtspunktes hat Ref. begreiflich gemacht, wie es möglich gewesen, daß die Belgier bei ihren Königswahlen immer nur an französische Prinzen oder an einen solchen denken konnten, der dem englischen Hofe nahe stand; wie es möglich war, daß auch kein Einziger sich erinnert zu haben scheint, daß noch legitime, fürstenmäßige Nachkommen der alten Herzoge von Brabant in den Gliedern des hessischen Hauses übrig sind, und daß die Wahl eines hessischen Prinzen dem Lande, nachdem es Jahrhunderte lang unter fremden, burgundischen, spanischen, östreichischen, französischen und holländischen Fürsten gestanden, einen Sproß des ältesten europäischen Fürstenhauses nicht nur, sondern zugleich eines Fürstenhauses wiedergegeben hätte, was dem nordöstlichen Theile Südbrabants und dem nordwestlichen der jetzigen Provinz Lüttich, dem pagus Mansuariorum, seinen Ursprung verdankt und früher jahrhundertelang über Brabant und Antwerpen, eine Zeitlang auch über Hennegau als Landesfürsten, über ganz Belgien als Herzöge von Lothringen glücklich und glorreich geherrscht hat.

Wenn der Verf. hinsichtlich der Zukunft Belgiens besonders darauf einen hohen Werth legt, daß in diesem Staate die geistliche und weltliche Macht vollständig getrennt und unabhängig voneinander gestellt worden seien, so scheint er zu vergessen, daß eine solche Trennung nur in der Weise möglich, ja nur in der Weise wünschenswerth ist, wie sie im Mittelalter war. Dies scheint der Verf. jedoch nicht zugeben zu wollen, sondern einen Zustand vor Augen zu haben, wo nicht blos geistliche und weltliche Macht, Kirche und Staat in einer gewissen Unabhängigkeit zueinander stehen, sondern wo auch die Religion unabhängig vom Staat, der Staat unabhängig von der Religion ist. Ein solcher Zustand ist der Theorie nach in den nordamerikanischen Freistaaten; in der That aber existirt er dort nicht und ist nirgend möglich. Der Staat muß bei Eidesleistungen, bei dem Familienrecht u. s. w. ein sicheres religiöses Substrat haben. Er kann es in der Theorie verleugnen, wenn es ihm nämlich die Wirklichkeit troz des Verleugnens gewährt, wie zum Theil noch in Nordamerika der Fall ist, wo es Niemanden einfallen darf als Mohammedaner leben, ja nur den Sonntag nicht halten zu wollen. Je mehr aber die Gleichgültigkeit zwischen Religion und Staat eine wirkliche würde, je mehr würde der Staat selbst aller seiner Fundamente bar werden; wie denn allerdings nach einigen Berichten in Nordamerika schon jezt Meineide an der Tagesordnung sein sollen, und aus einem durchgreifenden Abfall der nordamerikanischen Bevölkerungen vom Christenthume nothwendig auch der Einsturz ihres jezigen Staates sich entwickeln müßte. Die Religion also kann der Staat, und sie kann den Staat nicht freilassen; daß man aber bei gewissen vom Staate festgehaltenen Fundamenten, etwa einem allgemeinen christlichen Glaubensbekenntnisse, nun die verschiedenen, mit solchen allgemeinen Fundamenten vereinbaren Kirchen einer vollkommenen Freiheit ihres corporativen Daseins überlassen soll, wie gegenwärtig die Belgier thun, ist auch unsere Überzeugung.

Wer Land und Volk in Belgien gesehen und die herrlichen Elemente künftiger Staatsbildung hier beobachtet hat, kann sich nur freuen über die Geburt dieser zeither schlummernden und sich selbst kaum bewußten Nationalität. Sie wird die niederdeutsche Sprache, grade im Gegensatze der Holländer wieder mehr an das Mittelalter anknüpfend und die romantischern Neigungen der neuesten Zeit aufnehmend, in ganz neuen Bahnen ausbilden und so sicher mit der Zeit auch einen innern geistigen Kampf in dem Bereiche niederdeutscher Mundarten herbeiführen, der nur die schönsten Früchte verspricht. Deutschland wird an einem in Belgien und Holland getrennten und doch nationalen Niederland ebenso geistig erweckliche Nachbarn bekommen, als es bisher an der Schweiz hatte, während ein über jene Mundarten dominirendes Holland, wie alle Einsamkeiten, sich in den letzten Zeiten ziemlich langsam von Frankreich und Deutschland nachschleppen ließ.

Die Darstellung des Hrn. Nothomb gewährt die Überzeugung, daß Belgien alle Garantien künftigen Gedeihens und künftigen Glückes in sich trägt, wenn es ruhig bei der *nationalen* Richtung beharrt, die es sich in dem bisherigen Gange seiner Revolution vorgezeichnet hat. Es ist übrigens das vorliegende Werk nicht eine bloße Staatsschrift, noch weniger eine bloße Streitschrift, obwol ihr Inhalt oft in den Charakter einer solchen hinüberspielt; sondern eine vollständige Ausstattung der durchaus ruhigen Darstellung mit den nöthigen officiellen Daten und Urkunden in Anmerkungen und Anhängen (großentheils der Sorgsamkeit und Tüchtigkeit des deutschen Bearbeiters zu verdanken) macht das Buch zu einer historischen Quelle und Quellensammlung. Wir stehen deshalb auch keinen Augenblick an, der Bearbeitung des Hrn. Professors Michaelis in vieler Hinsicht einen höhern Werth beizulegen als dem französischen Originale selbst und würden dies noch unbedingter thun, wenn die Urkunden und Staatsschriften *nicht* übersetzt, sondern im Original der deutschen Bearbeitung beigegeben wären. 49.

Aus Italien.

Unter den vielen freundlichen Eilanden, die sich näher und ferner vom Marcusplatze aus den Lagunen Venedigs erheben, ist jetzt die hauptsächlichste die Insel San-Lazzaro. „Einst ruderte der Schiffer so schnell als möglich an dem unheildrohenden Ufer vorüber, wenn er seinen Kahn weiter ins Meer hinaustreiben mußte; jetzt versäumt weder ein gebildeter Inländer noch Fremder das glückliche und ehrwürdige Inselchen zu besuchen. Wer hat diese große Verwandlung hervorgebracht? Eine Handvoll gelehrter Ausländer." So fängt eine kleine, leider nur in 60 Exemplaren zu Mailand im vorigen Jahre erschienene Schrift an, die über die armenische Niederlassung auf San-Lazzaro manches Neue und Genauere erzählt. Sie ist dem k. k. Oberappellationsgerichtspräsidenten Don Antonio Mazzetti gewidmet und berichtigt durch genauere Angaben ohne weitere Polemik die beiden 1835 in Venedig in französischer Sprache von E. Boré und in englischer von Al. Good erschienenen Schriften über die gleiche Aufgabe. Unter dem Titel: „Della congregazione mechitaristica e degli illustri mechitaristi del secolo XIX nell' isola di San-Lazzaro in Venezia" (Venedig 1836), erzählt sie außer den bekannten Angaben über den Stifter dieser gelehrten Verbrüderung (den zu Sebaste in Armenien geborenen Mechitar de Petro) besonders auch die Geschichte ihrer bedeutendern Lehrer, die der kleinen Insel so großes Ansehen unter allen armenisch sprechenden Christen verschafft haben. Die Anstalt zu Venedig, die seit einer Reihe von Jahrzehnden durch ihre Druckerei, ihre Bücher und Handschriftensammlung, durch ihr ethnographisches und physikalisches Cabinet so einflußreich wirkt, daß Napoleon selbst von der Maßregel sie ausnahm, die alle andern religiösen Verbrüderungen in seinen Staaten traf, verdankt ihre so glänzende Entwickelung besonders ihrem dritten Abte Stefan Aconz-Kover (denn so, nicht Biurer, wie das „Conversations-Lexikon", achte Auflage, schreibt ihn der Verf.), Erzbischofe von Sinnia und ungarischem Magnaten. Er war zu Giurgiow in Siebenbürgen geboren, kam 1757 durch einen Schüler Mechitar's nach Venedig und ließ sich in die Brüderschaft aufnehmen. Von seinen vielseitigen Kenntnissen sind seine mannichfaltigen Schriften, besonders elf Bände einer allgemeinen Erdbeschreibung das beste Zeugniß. Zwei zur Vollendung des Ganzen fehlende Bände werden stets schmerzlich vermißt werden, da sie zu Konstantinopel bei einer Feuersbrunst in Flammen aufgingen. Der haikanischen Mundart gab er eine bis dahin ungekannte Ausbildung und Gewandtheit. 1785 war Pierre Simon Courbet, ein französischer Orientalist, bei ihm, um die haikanische Mundart von ihm zu erlernen, und arbeitete mit seiner Hülfe ein armenisch-lateinisches Wörterbuch aus, das leider in Paris nach Courbet's Tode während der Revolutionsstürme verloren gegangen ist. Man hatte Kover nach Paris zum armenischen Lehrstuhle berufen, aber die politischen Bewegungen bestimmten ihn, diesem Rufe nicht zu folgen. Hochbejahrt starb er 1824 und ist in der Sacristei auf San-Lazzaro beerdigt. Ungedruckt ist noch eine Geschichte der allgemeinen Synoden von ihm vorhanden. Kover's Nachfolger war bekanntlich Placidus Sukias Somel aus Konstantinopel, dessen der Verf., als eines Lebenden, nur kürzer gedenkt; er hatte zu vieler Verstorbenen zu erwähnen. Hervorgehoben ist Gabriel Avedichian, 1751 zu Konstantinopel geboren und 1827 auf San Lazzaro gestorben. Er gab außer mehren reintheologischen Arbeiten 1792 eine italienisch-armenische Sprachlehre, deren zweiter noch ungedruckter Theil (der armenisch-italienische) doch wol der Bekanntmachung werth wäre. Stefano Aslig, zu Smyrna 1737 geboren und 1807 zu Venedig gestorben, war mehr als Arzt wirksam und als Pflanzenforscher; Wertanes Asgherian (1720—1810) hat Mehres aus den europäischen Sprachen ins Armenische übersetzt und sich Verdienste um den Kalender erworben. Bronian, Isaak, 1806 zu Triest gestorben, war Mathematiker wie Caciadur Siurmelian (1751—1827), der das „Allgemeine armenische Wörterbuch", womit die Mechitaristen noch beschäftigt sind, vorbereitete. Jacopo Stefania, Gius. Bagbasari und Gabr. Ganoitian traten an Siurmelian's Stelle. Auch der 1835 zu Rom verstorbene Eman. Ciakciak war mit ihnen verbunden. Giov. Zohrab, der zu Paris 1830 gestorben ist, lebt auch im Andenken der abendländischen Literaturfreunde fort. Er war um 1760 zu Konstantinopel von armenischen Auswanderern geboren, kam 1794 nach Venedig und bereicherte die Sammlungen von San-Lazzaro mit mehren orientalischen Alterthümern, die er auf seinen Reisen in fernen Gegenden zusammengebracht hatte. Seine wissenschaftlichen Bekanntmachungen begann er mit der Übersetzung der Bibel ins Altarmenische; aber besonders wichtig war für den weitern Kreis der Literatoren die von ihm und Abate Ang. Maig emeinschaftlich besorgte mailänder Ausgabe der Eusebischen „Chronik" mit ihren Beigaben. Später begab er sich nach Paris, wo er seine Studien mit denen Saint-Martin's vereinigte. Die beinahe vollendete Ausgabe aller Werke des armenischen Gelehrten Nerses IV. wurde durch seinen Tod gestört, und man weiß nicht, was aus den Vorarbeiten geworden ist. Seit seinem Tode suchten Giamb. Aucher aus Angura in Galazien und Lucas Ingigi durch ihre gelehrten Arbeiten diese Lücken zu füllen.

In dem seltener werdenden Geschlechte der gelehrten Cardinäle machte der Tod des Erzb. von Edessa, Placido Zurla, eine fühlbare Lücke. Für die Geographie des Mittelalters ist sein Name so bedeutend, daß der Ersatzmann jetzt schwer zu nennen sein möchte; doch auch für die Künste bewährte der ehrwürdige Greis eine erfreuliche Empfänglichkeit, und den Literaturfreunden aller Länder werden daher die gelegentlichen Angaben nicht unwillkommen sein, welche Kanonikus Moschini zu Venedig seiner Leichenrede beigegeben hat. Zurla war 1769 zu Crema geboren und zeigte früh Neigung zum Klosterleben, selbst gegen den Einspruch einer ihn liebenden Mutter. Nach Beschwichtigung dieser Bedenken und des Kampfes mit Fleisch und Blut, wie der Redner versichert, trat er daher in den Camaldolenserorden und hatte dort den jetzigen Papst Mauro Capellari zum Studiengenossen. Die Biographie eines Cardinals Giovanetti Nacchi und eines Abate Nacchi, dessen Schüler er gewesen war, sowie das „Enchiridio dei dogmi e dei costumi" sind seine frühesten schriftstellerischen Arbeiten. Sammlungen für Naturgeschichte und bibliographische, wie sie sein Beruf als Bibliothekar des Klosters seines Ordens zu Venedig veranlaßte, leiteten ihn auf die Untersuchungen hin, denen er den Glanz seines Namens

verdankt. Denn als er bei seinen diplomatischen Forschungen die Karte des F. Mauro entdeckte, kam er, vom Erzherzog Johann, dem Pfleger alles Wissenschaftlichen und Würdigen, dazu angeregt, auf den Gedanken, den Reisen der frühern Venezianer seinen Eifer zuzuwenden. So entstanden seine berühmten Werke: „Il mappamondo di Fra Mauro descr. ed. illustr.“ (Venedig 1806, 4.); „Diss. intorno ai viaggi e scoperte settentr. di Nic. e Ant. Zeni“ (Venedig 1808); „Dei viaggi e delle scop. africane di Aloise Cadamosto“ (Venedig 1814); „Di M. Polo e degli altri viaggiatori più illustri c. append. sulle antiche mappe idro-geogr. lavorate in V.“ (2 Bde., Venedig 1818—19, 4.), die Zurla zum Schiedsrichter in Fragen über Gegenstände dieses Kreises erhoben. So ernste Untersuchungen entfremdeten ihn indessen seinen geistlichen Obliegenheiten nicht, denn selbst dem Dienste im Chore entzog er sich nicht, und seine Lebensbeschreiber bemerken, daß er mit seiner kunstreich ausgebildeten Stimme sogar den Gesang gehalten habe; außerdem gehörte er zum Tribunal di penitenza, habe sich dem Beichtstuhle der Klosterfrauen, dem Besuche der Kranken und den theologischen Berathungen nie entzogen. Durch die politischen Ereignisse wurde das Kloster der Camaldolenser zu Venedig aufgehoben; Zurla gründete daher, in Gemeinschaft mit einigen seiner Brüder, eine Lehranstalt für junge Leute. Auf Antrag des Patriarchen Milesi übernahm er später die Professur der Theologie im Seminar zu Venedig, und eine mehr zufällige Reise in den Herbstferien 1821 führte ihn nach Rom. Sein großes Verdienst verschaffte ihm dort die mannichfaltigste Anerkennung; eine Krankheit war der erste Anlaß seines längern Verweilens. Anstellungen bei der Propaganda und dem Tribunale des Index, die Präfectur über das Unterrichtswesen im Collegio Urbano, die Ordnerschaft über das Museum Borgia und die Bibliothek der Propaganda banden ihn bald an seinen neuen Aufenthalt, wo er 1823 durch Pius VII. mit dem Purpur geschmückt, von Leo XII. zum päpstlichen Vicar, von Pius VIII. zum Präfecten aller Unterrichtsanstalten der päpstlichen Staaten, zum Erzb. von Edessa, zum Protector der Dominicaner, zum General der Camaldolenser erhoben ward. Selbst diese vielfachen Würden schienen ihn auf die Wissenschaften hinzuweisen, denen seine Neigung gehörte. Die gelehrten Vereine, die in seinem Besitze wetteiferten, durften auf seine wirkliche Theilnahme zählen: er las bei den Arkadiern, in der archäologischen Akademie über die Einheit der Darstellung in Rafael's Bilde der Verklärung und in einer gemeinsamen Sitzung der Akademien von S.-Luca und der Archäologen über Canova's Gruppe: Christus im Schoose der göttlichen Mutter, und andere religiöse Arbeiten dieses Künstlers u. s. w., und noch mancherlei Stoff zu gelehrten Arbeiten versprach er sich von einer Reise nach Sicilien, auf der zu Palermo am 20. Oct. 1834 ihn der Tod ereilte. Sein Vermögen hinterließ er zur Verfügung des heiligen Vaters. 40.

Segenvolle Wirkung eines modernen Romans.

Von dem Segen der modernen Romane ließe sich im Allgemeinen wol nicht zu viel Günstiges sagen. Wir sind von ihnen eher gewohnt, daß sie allerlei Unheil und Unfug anrichten, den Leuten die Köpfe verwirren und wenigstens nicht zur Begründung des Familienglückes beitragen. Und dennoch lehrt uns ein ganz modernes Beispiel, daß wir auch hierin nicht vorschnell urtheilen sollen, und daß in jenem Lande, wo einst die trefflichen Goldsmith und Fielding durch romantische Darstellungen gewiß heilsam und fördersam wirkten, die Fähigkeit des Romans, etwas Gutes und Solides zu begründen, noch nicht völlig erloschen sei. Wenn man uns freilich entgegnen will, daß in dem hier mitzutheilenden Pröbchen nicht wie vormals der Geist und die Absicht, sondern der Zufall und die Gunst des Glücks den guten Erfolg bewirkt haben, so wüßten wir hierauf nichts mehr zu erwidern. Doch zu unserer Geschichte.

Mistreß Blore, eine würdige Matrone aus der Grafschaft Darby in England, gerieth, ohne früher je Beruf zum Schriftstellerthum gefühlt zu haben, im Jahre 1833 auf den Gedanken, einen Roman herauszugeben unter dem Titel: „Phantasie und Wahrheit, oder der Roman des wirklichen Lebens.“ In dieser kleinen und bescheidenen Dichtung stellte die wackere Frau die mögliche und theilweis wahrhafte Geschichte ihres eignen Sohns dar, der vor 14 Jahren noch als Knabe plötzlich verschwunden war und seitdem nichts von sich hatte hören lassen. Ungünstige Vermögensumstände hatten nämlich um jene Zeit die arme Mutter veranlaßt, sich von diesem ihrem einzigen Kinde zu trennen. Der Großvater väterlicher Seite, ein sehr bemittelter Mann, der aber mit Mistreß Blore in gespannten Verhältnissen lebte, nahm den Knaben zu sich und gab ihn zu einem Seidenhändler in die Lehre. Hier widerfuhr jedoch dem Knaben eine so harte Behandlung, die auf die Beschwerden und Klagen desselben bei dem harten Großvater so wenig Glauben fand, daß der Junge sich kurz und gut entschloß, dem Lehrherrn zu entlaufen und in die weite Welt zu gehen. Dies geschah im J. 1819, seit welcher Zeit Niemand von ihm weiter etwas erfuhr, obgleich Mistreß Blore, die nach dem Tode ihres Vaters eine beträchtliche Erbschaft angetreten hatte, nunmehr die sorgfältigsten Nachforschungen anstellte. Sie kündigte die Abwesenheit ihres Sohnes in allen Zeitungen an, setzte hohe Belohnungen für Diejenigen aus, die ihr Nachricht von ihm geben könnten u. s. w., allein vergebens. Nur oberflächliche und dunkle Gerüchte widersprechender Art kamen ihr zu: daß ihr Sohn bei dem Aufstande der Arbeiter zu Peterlo unweit Manchester getödtet worden; daß er zu Liverpool in einem Infanterieregimente Dienste genommen, oder gar als Schiffsjunge sich auf einem Ostindienfahrer anwerben lassen. Während nun Niemand mehr zweifelte, daß der arme Isaak Blore wirklich todt sei, regte sich doch in dem Herzen der Mutter die unabweisliche Ahnung, er müsse noch leben, und von diesem Gefühle bewogen, schrieb sie die obige Geschichte in Wahrheit und Dichtung, worin sie sowol die wahren und frühern Lebensverhältnisse ihres Sohnes als auch alle jene unbestimmten Sagen, seine fernere Existenz betreffend, ausführlich darlegte. Sie war nach Herausgabe dieses Romans fest überzeugt, er werde dereinst ihrem Sohne in die Hände gelangen und so zum Talisman ihres beiderseitigen Wiedersehens werden. Und so fügte es sich wirklich; denn vor ungefähr einem Monat gelangte an die vereinsamte Mutter, welche das reine und starke Muttergefühl zur Dichterin gemacht hatte, ein Brief mit Post aus Liverpool, dessen Verfasser sich für ihren Sohn erklärte und sie ersuchte, um der Wahrheit gewiß zu sein, sich an das Postamt zu Liverpool zu wenden. Die bewegte Mutter hatte auf diese Nachricht nicht Eiligeres zu thun als einen treuen Bevollmächtigten nach jener Stadt zu senden, der, um ganz sicher zu sein, das Zusammentreffen mit dem Sohne auf dem Policeiamte veranstaltete, wobei sich denn die Identität seiner Person auf das genügendste nachwies. Er war weder in Bengalen, noch Soldat, noch bei dem Aufstande von Manchester gewesen; hatte vielmehr während der ganzen Dauer seiner Abwesenheit im mittägigen Frankreich sich aufgehalten, wo er sich durch Thätigkeit ein kleines Vermögen erworben. Meinend, seine Mutter sei gestorben und der harte Großvater habe ihn enterbt, ließ er seinen Verwandten nichts von sich hören und eilte erst auf Flügeln der kindlichen Liebe nach England, nachdem ihm ein Landsmann zu Montpellier den Roman der Mistreß Blore mitgetheilt, in dessen Verfasserin er seine Mutter erkennen mußte. So rührend und erfreulich diese kleine Geschichte ist, so gut ist es doch, daß wir sie der Wirklichkeit und einer officiellen Zeitung, und nicht der Feder des seligen Kotzebue oder eines seiner natürlichen Abkömmlinge verdanken, dergleichen auch noch heutiges Tages in der Welt umherlaufen. 11.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 133. —— 13. Mai 1837.

Geschichte der neuern deutschen Kunst von Athanasius Grafen Raczynski. Aus dem Französischen übersetzt von F. H. von der Hagen. Erster Band. Düsseldorf und das Rheinland. Mit einem Anhange: Ausflug nach Paris. Berlin. Auf Kosten des Verfassers. 1836. Gr. 4. Mit einem Atlas. *)

Der Glanz und Reichthum, mit welchem die bildende Kunst in neuerer Zeit sich uns von Neuem offenbart, gehört zu den wohlthuendsten Erscheinungen unserer Tage. Wie hätte uns eine schönere Friedensverheißung werden können nach einer so sturmerfüllten, Alles gefährdenden Vergangenheit, welche den Genius unsers edeln Volks aus tiefer Lethargie zu neuem Leben und Bewußtsein aufzurütteln hatte!

Die Kunst erzieht uns, wie die Wissenschaft, zum Adel der Menschheit; während die Wissenschaft, ernst und streng, unsere Seelenkräfte in Anspruch nimmt, um uns Gott und Welt zu erschließen, nimmt die Kunst sich liebreich unserer Sinne, unsers Herzens an und lehrt uns sanft einschmeichelnd das Lesen und Verstehen im großen Buche der Natur mittels einer ebenso reizenden als allverständlichen Bilderschrift, welche uns das Alltägliche durch heitere Darstellung veredelt, das Hohe, Seltene, Schöne aber durch ideale Gestalten zur Anschauung bringt. Denn nicht jeder Zeit, nicht jedem Volke und nur wenigen Menschen ist es vergönnt, das Vollkommene in den Naturgebilden von Angesicht zu Angesicht zu schauen. Da ist nun der Kunst das hohe Amt anvertraut, alle Gebilde, in welchen es der Natur gelungen ist, Gottes unerschöpfliche Gedanken auf die glücklichste, vollständigste, deutlichste Weise zur Anschauung zu bringen, für alle Zeiten und Völker in ihren Tempeln zu sammeln und aufzubewahren, damit es den wechselnden Geschlechtern der Menschen nie an den schönsten Typen fehlen möge, sich alle ihre erhabensten, ihre innersten Gedanken und Gefühle würdig und erfreulichst mitzutheilen.

Das möchte der wahre, höchste Beruf der Kunst sein. Es gehört zu den menschlichen Gebrechen, daß der wahre, der höchste Beruf jeglichen Strebens nicht zu allen Zeiten gleich lebendig weder erkannt noch erfüllt wird; es ist eine leidige Thatsache, daß, wenn der Aufschwung zu lebendiger Ausübung durch ungünstige Zeitumstände ins Stocken geräth, der höchste Beruf sich aus den verödeten Werkstätten in die Theorie flüchtet, wo er dann allmälig durch Eitelkeit, Anmaßung und hochmüthiges Geschwätz dermaßen entstellt wird, daß die ganze Lehre dem Künstler ein Greuel wird und dem Liebhaber ein Ärgerniß. Die Werke sinken zur Abstrusität der Theorien hinab; die Künstler werden an der Göttin irre, fade, leer, unwahr, entweder gemein oder übertrieben; das Publicum wird lau, geringschätzig, unfähig; jene wie dieses fallen der Mode, dem Nützlichkeitsprincip anheim. Statt der Künstler nehmen den Thron nun die Kunstgelehrten ein, welche dann bald sich nur als Kritiker geltend machen, welche der Holländer sehr bezeichnend Letterknabbelärs nennt. Während nun diese sich im glücklichsten Falle unbestreitbare Verdienste erwerben um die Idee des höchsten Berufs und um das Historische der alten Künstler und ihrer Werke, werfen sie sich zu wahren Tyrannen der gegenwärtigen Kunst selber auf und machen es ihr möglichst schwer, den ihr zugehörigen Thron wieder einzunehmen, indem sie nicht etwa Kunstliebe fördern, sondern nur Kunstliebhabereien, welche ihnen als Parteien dienen müssen. Sie richten irgend ein Fähnlein auf, je ein altitalienisches oder altdeutsches, und schlagen wacker die Trommel dazu, der dann die Kunsthämmel schlechthin folgen, mit und ohne Geblök. Steht irgend ein selbständiger Meister auf, von der Göttin selber begeistert, berufen und mit dem rechten Gezeuge ausgerüstet, da lehnen sie sich wider ihn auf, bringen ihn ins Geschrei und stellen ihn höhnisch dem Höchsten, Herrlichsten alter Kunstepochen zur Seite, unermüdlich demonstirend, wie winzig er danebenstehe! Sind dann endlich Fähnlein und Trommel verschlissen, dann versuchen sie's noch mit dem Protegiren der aufblühenden Jugend, bis sie auch hier den Credit verlieren und die Kunst selbst wieder frei und neu beschwingt den Thron besteigt, unbekümmert um all das gelehrte, verkehrte Geschwätz und Gestreite.

Daß wir dieses selbst erleben, daß wir Augenzeugen so herrlicher und vielfältiger neuer Kunstoffenbarungen sind, dazu können wir uns nicht genug beglückwünschen, besonders

*) Dieses Prachtwerk ist durch die Buchhandlung Brockhaus und Avenarius in Leipzig sowol in der deutschen als französischen Ausgabe zu dem Preise von 26 Thlr. 16 Gr. zu beziehen. D. Red.

Diejenigen von uns, welche sich der Kunstzustände vor 1800 erinnern können, welche wahrlich nicht berechtigten, einen so glänzenden, so siegreichen Aufschwung der Kunst so bald zu hoffen. Hier aber sei mit höchstem Dank und innigster Liebe das Andenken Wilhelm von Humboldt's gefeiert, welcher zur rechten Zeit bedachte, daß nichts geeigneter sei, die allgemeine wohlthätige Stimmung für die Kunst und ihr, das ganze Leben mit Schönheit und gefälliger Anmuth begleitendes Streben zu erhalten und zu fördern, als die Hervorbringung bedeutender Kunstwerke zu erleichtern und eine größere Anzahl derselben zu verbreiten. Sein tiefes Gemüth, seine weithin scharfblickende Seele hatten es vorlängst erkannt, wie das Streben der jungen Künstler nach Vollendung und der rege einsichtsvolle Antheil des Publicums an ihren Werken miteinander wetteiferten, der Kunst ein schöneres Emporblühen zuzusichern. Alsbald den günstigen Augenblick benutzend, stiftete er im August 1825 den „Verein der Kunstfreunde im preußischen Staate, zur Beförderung der Kunst und zur Verbreitung des Antheils an derselben". Ein außerordentlich glücklicher Erfolg krönte den schönen Gedanken: von der Ostsee bis über den Rhein hin bildeten sich seitdem in allen bedeutendern Städten gleiche Vereine; die Gesammtwirkung aller ist kaum zu berechnen! Alljährlich sollte das auch durch äußere sinn- und kunstreiche Anordnung bedeutende Grab des theuern Unsterblichen mit einem frischen, vollen Kranze von Künstlern und Kunstfreunden dankbar geschmückt werden.

In Folge dieser Betrachtungen sei denn das vorliegende Werk des Herrn Grafen Raczynski freudigst begrüßt, mit inniger Anerkennung sowol der anspruchlosen, treuen, herzwarmen Liebe für Kunst und Künstler, welche darin athmet, als der großen Aufopferungen, mit welchen es nur allein so reich, so geschmackvoll ausgestattet werden konnte; denn wir finden darin nicht allein weit über 60 dem Texte zu Theil eingedruckte, theils beigelegte, meist vortreffliche Holzschnitte von den berühmtesten Meistern in Berlin, London, Paris rc., welche uns die im Buche besprochenen Hauptbilder der düsseldorfer Akademie und der übrigen Kunstanstalten der Rheinlande vergegenwärtigen, sondern auch noch ein Heft in großem Folio mit 11 saubern, geistreich behandelten Kupferstichen nach bedeutendern Zeichnungen und Gemälden der dortigen jüngern und ältern Meister, sodaß jeder Leser im Stande ist, die Beurtheilungen des Verf. an den nachgebildeten Werken selbst nach seinem individuellen Maße zu prüfen. Außerdem sind die im Charakter alter Manuscripte und Drucke verzierten Anfangsbuchstaben der Capitel — nach den ebenso zierlichen als geistreichen Zeichnungen der Frau Hermine Stilke zu Düsseldorf von pariser Künstlern ungemein schön in Holz geschnitten — eine höchst anmuthige Zierde des stattlichen Werkes, dessen Inhalt außer der interessanten Einleitung folgender ist:

I. Überblick der Geschichte der Malerei in Deutschland seit dem Ende des 18. Jahrhunderts bis auf unsere Zeit. II. Umwandlung der Kunst und des Geschmacks in den letzten 30 Jahren. III. Geschichte der düsseldorfer Akademie. IV. Geschichtsmaler. V. Übergang zum Genre. VI. Genre. VII. Landschaft. VIII. Köln. IX. Frankfurt. X. Darmstadt. XI. Mannheim. Erste Beilage: „Über eine folgerichtige Ausbildung des Malers", von Wilh. Schadow. Zweite Beilage: „Vom echten Geiste der Kunstbeurtheilung", von Demselben. Anhang: „Ausflug nach Paris."

Das Geschichtliche ist kurz, bündig, befriedigend und mit so lebhafter trefflicher Charakteristik der einzelnen Künstler durchwoben, daß man diese hier gleichsam persönlich kennen zu lernen glaubt und sich ihnen von Herzen zugewandt fühlt. Die Kritik erscheint hier bei allem Ernste so anspruchslos, so liebevoll, so herzig-wohlmeinend, sowol im Lob als im Tadel, zugleich so einnehmend in ihren Grundsätzen, daß man sich ihrer nirgend vorlauten oder aufdringlichen Leitung um so lieber überläßt, je mehr man sich dabei dem eignen Urtheil behaglich überlassen fühlt.

Da der Verf. in der Einleitung unumwunden bekennt, daß ihm vor Allem daran gelegen sei, dem unbefangenen, gebildeten Gemüthe das Recht des Urtheils über Kunstwerke sowie der unverkümmerten Freude daran zu vindiciren, so muß ihm dies unter den gegenwärtigen Umständen, da die neuerblühte Kunst uns mit einer solchen Fülle großer, schöner Darstellungen für sich zu begeistern weiß, unendlich viel Freunde zuführen. Und dies müssen wir für ein eminentes Verdienst dieses Buchs erklären; denn nichts kann der neuern Kunst und den zahlreichen für sie thätigen Kunstvereinen förderlicher und gedeihlicher sein, als diese günstige Stimmung nach allen Seiten hin möglichst zu verbreiten und wirksam zu erhalten. Auch Hr. von Rumohr hat schon vorlängst (im dritten Theile seiner „Italienischen Forschungen") erklärt, „daß eine verbreitete, populaire Empfänglichkeit für die Kunst die erste Bedingung einer gedeihlichen Entwickelung, hingegen eine Kunst blos zur Befriedigung der Künstler ein unerhörtes Unding ist". So ist es denn auch sehr anzuerkennen, daß der Verf. die bestehenden Kunstausdrücke ganz dem Sprachgebrauche gemäß gebraucht, ohne daran mit gelehrtem etymologischen oder grammatischen Zahne zu mäkeln und dadurch den landüblichen gewohnten Sinn der Worte zu verwirren. Unter Natur, Ideal, Styl, Geschmack versteht er ohne Weiteres nur eben Das, was man dem Sprachgebrauche nach darunter zu verstehen pflegt. Man kann es nicht genug beherzigen, daß es gar keinen geistreichern Sprachkünstler gibt als den Sprachgebrauch, welcher nichts Anderes ist, als die anerkannt-legitime Macht, welche selbstherrschend das Reich der Sprache mehrt, erhält, beschützt, nach allen Seiten hin neuen Bildungsstoff spendend und neue Nahrungsquellen eröffnend. Nur der Grammatiker ist der Sprache wirklich gewachsen, der geistreich, scharfsinnig und feinfühlend genug ist, dem Sprachgebrauch in allen seinen oft unendlich versteckten Intentionen und Organismen mit vollem Bewußtsein zu folgen. So hat z. B. der Sprachgebrauch für die altdeutschen Bauwerke das Wort: gothische, eingeführt; seit Jahrhunderten weiß Jeder, der das Wort kennt und gebraucht, ganz genau, was man darunter versteht; ohne allen Bezug auf die Gothen, vergegenwärtigt das Wort Jedem ein ihm zunächst bekanntes derartiges Bauwerk.

Nun aber nimmt Kritikus daran ein Ärgerniß, daß dieses Wort verleiten kann, die Gothen für Erfinder dieses Baustyls, oder gar *Gotha* für die Wiege desselben zu halten, wie denn das wirklich schon der Fall gewesen ist; also erbost er sich, geht der Sache auf den Grund, findet, daß wenig oder nichts daran sei, docirt das lang und breit, verwirft das Wort ohne Weiteres mit Ingrimm, bringt dagegen „Germanisch" oder „Altdeutsch" in Vorschlag und meint der Sprache einen tüchtigen Dienst geleistet zu haben, weil er Kunstschwätzern ein neues Wort zum Nachschwatzen beigebracht hat, ohne jedoch die Sache ins Reine gebracht zu haben. Was thut nun der Sprachgebrauch? Er horcht auf, findet die Sache durch das neue Wort nichts weniger als verständlicher geworden und behält vorsichtig das alte Wort bei, welchem er grade auch Das aufgeprägt hat, daß *Erfindung und Ursprung dieses Baustyls sehr im Dunkeln liegt*, wie so vieles Gothische. Er überläßt es also ruhig den Kunstschwätzern, sich mit den neuen Wörtern breit und lächerlich zu machen.

(Der Beschluß folgt.)

Über Marryat's „Mr. Midshipman Easy".

Wir halten diesen Roman aus Capitain Marryat's unermüdlicher Feder für einen seiner vorzüglichsten; auch erfreut er sich in England wie in Deutschland einer ganz besondern Gunst. Der Verfasser scheint seines Talents immer sicherer zu werden und dessen Begrenzung zu erkennen; er vermeidet hier mehr als in andern seiner Werke sentimentale Verhältnisse und zu romanenhafte Abenteuer, wirft sich mehr in das Komische und in die praktischen Seiten des Lebens. Ein junger Engländer, einziger Sohn eines reichen Mannes, welcher sich einbildet, ein Philosoph zu sein, und von Freiheit und Gleichheit träumt, wird durch seine Aeltern entsetzlich verzogen, und nur, als er anfängt, dem Vater so sehr über den Kopf zu wachsen, daß dieser seine Ideen von Gleichheit in Beziehung auf ihn aufgeben muß, entschließt der Vater sich, ihn in eine Pension zu thun, wo, wie man ihm gerühmt hat, die Ruthe, dies entwürdigende Erziehungsmittel, nicht gebraucht werde. Statt dessen wird dort aber — der wirksamere Stock angewendet. Mit Hülfe dieses mächtigen Mittels gelingt es, Jack's Tollkopf zu brechen, und er lernt etwas, bleibt aber dennoch bei den Ideen, die sein Vater ihm in den Ferienzeiten einprägt. So kehrt er im sechzehnten Jahre in das älterliche Haus zurück und sucht seine Grundsätze von Freiheit, Gleichheit und allgemeinem Eigenthum praktisch zu erproben, stößt aber überall an. Da kommt er denn auf den Gedanken, die Erde sei der Tyrannei seit uralten Zeiten verfallen, und nur auf dem Ocean wohne noch die ursprüngliche Freiheit des Menschengeschlechts. Er geht demnach mit Erlaubniß seines Vaters, der diesen großen Gedanken mit Entzücken aus seines Sohnes Munde vernimmt, zur See. Hier aber findet er unter dem mildesten, besten Capitain, einem Freund und Schuldner seines Vaters, dennoch die strenge Subordination des Flottendienstes. Er empört sich dagegen, der Capitain sucht ihn zurückzuführen, zu überzeugen; Jack findet Ungleichheit überall, selbst im Midshipmenraume, wo er die Schwächern wider den Stärksten vertritt. Alles spricht gegen die Grundsätze, die er mit der Muttermilch einsog; doch überzeugt er sich noch nicht von ihrer Unzulässigkeit und sucht den lebendigen Beweis durch Sophistereien zu entkräften. Bei Gelegenheit eines feindlichen Anfalls vertraut man ihm einst ein Kanonenboot, und er wird dem Befehl seines Obern ungehorsam, in der Hoffnung, eine Prise zu machen. Er nimmt wirklich ein feindliches Schiff, wird aber dadurch völlig von seinem Schiffe getrennt, und die Matrosen, die er commandirte, verweigern ihm nun auch den Gehorsam, essen, trinken, segeln ihre Beute nach einem wüsten Inselchen des Mittelmeeres und sind bald im Zustande offener Meuterei; er steht ihnen nur noch als ein hülfloser Einzelner gegenüber, da er selbst den Zauber des Gehorsams brach. Jetzt erkennt er seine Thorheit; es gelingt ihm die Empörer zu überlisten, aber drei Mann gehen dabei in den Wellen zu Grunde, und das Gefühl, daß er Schuld an ihrem Tode sei, überwältigt ihn. Diese Erfindung ist vortrefflich, sie gäbe den Stoff zu einer Tragödie; aber Capitain Marryat's Talent ist kein tragisches, er wendet sich bald von dieser zu tiefen Erregung unserer Theilnahme, befreit den Helden durch Glücksfälle aus seiner noch immer übeln Lage, läßt ihm sich die Hörner noch tüchtig ablaufen und knüpft Ereigniß an Ereigniß, Erfindungen an Erfindungen. Meistens sind diese aber nur lustige Späße, oder gefährliche, blutige Abenteuer, die weder Poesie noch Ethik befruchten; oft werden sie sogar roh, der Held härtet sich ab, erträgt das Leiden und den Untergang Anderer mit der Gleichgültigkeit, die sein Name andeutet, ist aber im Ganzen doch ein guter, kräftiger, tüchtiger, wiewol sehr leichtsinniger Mensch, den das Glück unter seinen besondern Schutz genommen hat. Endlich ruft ihn die Nachricht des Todes seiner Mutter und der Wunsch seines Vaters zurück. Diesen findet er über seinen Freiheits- und Gleichheitsideen halb wahnsinnig geworden, sein Hausstand ist in der schrecklichsten Unordnung, seine Bedienten sind nichtsnutzige Flegel, die ihrem Herrn auf der Nase herumtrommeln, weil er ihnen von Gleichheit vorpredigt, statt sie zur Erfüllung ihrer Pflichten anzuhalten, seine Pächter sind im Rückstande, da Gutsherr und Pächter es für ungerecht halten, daß ein Mensch mehr Antheil an den Gütern der Erde habe als der andere. Dazu ist Jack's Vater ein Phrenolog geworden und arbeitet an einer Erfindung, diese Wissenschaft praktisch anzuwenden; er hat nämlich eine Maschine ersonnen, vermöge welcher die bessern Organe ausgedehnt und die schlechtern comprimirt werden. Zum Behufe dieser Experimente hat er sich einen Menschen von den Galeeren losgekauft, der einen Mord begangen, und arbeitet nun daran, dessen Mordsinn zu comprimiren und sein Wohlwollensorgan zu erweitern, wobei er sich sehr freut, es schon ausgedehnt zu haben wie einen Kropf. Dieser Mensch regiert seitdem im Hause, und vielleicht wäre die Erfindung, den armen Alten durch diesen Nichtswürdigen umbringen zu lassen, eine poetisch gerechtere Idee als der Ausweg, welchen der Verf. ergreift, ihn zur ewigen Ruhe zu befördern, obwol wir auch diesem unsern Beifall nicht versagen können. Hr. Easy findet nämlich sein eignes Organ des Wohlwollens zu groß und meint, nur dies hindere ihn, die Opfer zu bringen, welche die Einführung seiner Lieblingsideen in der Welt erheische; deshalb arbeitet er daran, es einzudrücken, und setzt sich zu diesem Zwecke täglich zwei Stunden lang in seine Maschine, in der er eines Morgens durch das Brechen eines neuangebrachten Fußbodens, welcher derselben ein majestätisches, thronartiges Ansehen geben sollte, erhängt gefunden wird. Sein Sohn übernimmt nun das Regiment, stellt in Haus und Gütern die vernünftige Ordnung wieder her, heirathet seine Geliebte und — vertritt hinführo das conservative Interesse im Parlament.

Müssen wir auch Marryat in neuer Zeit zu den bedeutendsten englischen literarischen Erscheinungen rechnen, so können wir doch seinen Romanen, die in vieler Beziehung verdienen, nicht unterzugehen, und es durch die Vorliebe der englischen Marine vermuthlich auch nie werden, als Kunstwerken nicht grade die Unsterblichkeit versprechen. Indessen wenn uns der Capitain in diesem Buche sagt, daß er seine Romane hauptsächlich schreibe, um auf Misbräuche im Flottendienst aufmerksam zu machen, und in Folge davon auch schon die Befriedigung gehabt habe, die Abstellung vieler derselben höhern Orts zu erwirken, wodurch ihm die süßeste Genugthuung geworden, so sehen wir den praktischen, patriotischen Engländer hier in einer ganz eignen

Stellung als Zwitterdichter und Staatsbürger auftreten, und müssen ein Ausnahmegesetz für einen Fall gelten lassen, der in der Geschichte der Civilisation und der Literaturen vielleicht ohne Präcedent ist. Von dem Enthusiasmus, den diese Erfindungen bei dem Herrschervolk des Oceans erregen, kann sich ein Deutscher nun freilich nur einen schwachen Begriff machen; Vieles, was ihm langweilig oder unnütz däucht, muß er daher zur Seite legen, ohne darüber den Stab brechen zu wollen. 10.

Notizen.

Die Zähne von dem Narval oder Seeeinhorn (Monodon monoceros) gehörten vor etwa drei Jahrhunderten, als die Europäer noch nicht wie jetzt in dem Nordmeere einheimisch waren, zu den größten Seltenheiten, und diejenigen, welche etwa von den Seefahrern mitgebracht wurden, kosteten den Käufern ungeheure Summen. Der damalige Aberglaube legte diesen Zähnen allerlei geheime und talismanische Eigenschaften bei. Kaiser und Könige ließen sich daraus Stäbe verfertigen; auch zu den kostbaren Bischofsstäben wurden häufig dergleichen Zähne verwendet. In dem baireuthischen Archive zu Plassenburg wurden im 16. Jahrhundert vier Stück Narvalszähne als große Kostbarkeiten aufbewahrt; einen davon hatten zwei Markgrafen von dem Kaiser Karl V. anstatt der Bezahlung einer großen Summe angenommen und für den größten hatten die Venetianer 1559 den ungeheuern Preis von 30,000 Dukaten geboten, der jedoch für noch unzureichend befunden ward. Selbst noch 1611 wurde ein Narvalszahn von Engländern in Konstantinopel zum Verkauf ausgeboten, der auch damals noch, und zwar zerstückt, mit 1200 Pfund Sterling bezahlt wurde.

Daß sich die Eitelkeit und der Stolz eines Spaniers bis über das Grab hinaus erstrecken, beweist folgendes Geschichtchen, das zwar nicht ganz neu, aber doch gewiß vielen unserer Leser unbekannt ist. Ein Spanier, der zu Rom an den Folgen eines Zweikampfes starb, bat vor seinem Tode einen Freund, der ihm in seinen letzten Augenblicken beistand, inständig, ihn doch ja so, wie er daläge, zu begraben, ohne ihm die Kleider auszuziehen. Der Freund versprach dies zwar, konnte aber doch der Neugier nicht widerstehen, da er hinter dem Gesuch des Verstorbenen etwas Besonderes vermuthete, und untersuchte mithin den Körper vor der Beerdigung; hierbei ergab es sich denn, daß dem Entseelten — das Hemd fehlte.

Gegen Ende des 16. und zu Anfang des 17. Jahrhunderts mußten in England gegen die Pumphosen mehre Parlamentsacten erwirkt werden, so unermeßlich weit wurden damals diese Kleidungsstücke getragen und dazu auf furchtbare Weise ausgestopft. Als man einst einen Übertreter dieses Hosengesetzes vor Gericht führte, brachte derselbe aus dem gesetzwidrigen Unterkleid nachverzeichnete Gegenstände heraus: ein Paar Bettücher, zwei Tischtücher, zehn Schnupftücher, vier Hemden, eine Bürste, einen Spiegel, einen Kamm, verschiedene Nachtmützen u. s. w. Alle diese Effecten hatten dazu gedient, das Ansehen dieser Pumphosen noch pumphafter zu machen.

Das „Oriental annual" berichtet folgende seltsame Sitte, die bei einem auf dem Himalaya wohnenden Hinduvolke noch heutiges Tages herrschend ist. Es muß dort nämlich jede Mutter bei der Verlobung ihrer Tochter dieser beide Ohren durchbohren. Bevor jedoch diese geheimnißvolle Ceremonie stattfindet, muß die Mutter sich die ersten Glieder des dritten und vierten Fingers ihrer rechten Hand abhauen lassen. Der Mann, der diese Execution vornimmt, ist der Grobschmied des Ortes; dieser läßt die Frau ihre Hand auf den Ambos legen, setzt alsdann einen scharfen Meißel an die Gelenke beider Finger und haut sie mit einem schweren Hammer durch. Diese schmerzliche Operation erträgt das arme Weib mit so viel Gelassenheit, als ob man ihr nur die Nägel verschnitte. Mittels einer breiartigen Salbe, die aus Kräutern bereitet und sogleich aufgelegt wird, heilen die Wunden in wenigen Tagen. 11.

Literarische Anzeige.

Bericht über die Verlagsunternehmungen für 1837 von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Die mit * bezeichneten Artikel werden bestimmt im Laufe des Jahres fertig; von den übrigen ist die Erscheinung ungewisser.

(Fortsetzung aus Nr. 130.)

*14. Conversations-Lexikon, oder Allgemeine deutsche Real-Encyklopädie für die gebildeten Stände. Achte Originalauflage. In 12 Bänden oder 24 Lieferungen. Gr. 8. Jede Lieferung auf weißem Druckpapier 16 Groschen, auf gutem Schreibpapier 1 Thlr., auf extrafeinem Velinpapier 1 Thlr. 12 Gr.

Die erste bis dreiundzwanzigste Lieferung (A bis Wü) dieser achten umgearbeiteten, vielfach verbesserten, zweckmäßig vervollständigten und bis auf die neueste Zeit fortgeführten Originalauflage sind erschienen. Die letzte Lieferung erscheint in einigen Wochen.

*15. Cuvier (Baron von), Das Thierreich, geordnet nach seiner Organisation. Als Grundlage der Naturgeschichte der Thiere, und Einleitung in die vergleichende Anatomie. Nach der zweiten, vermehrten Ausgabe übersetzt und durch Zusätze erweitert von F. S. Voigt. In sechs Bänden. Fünfter Band. Gr. 8. Auf gutem Druckpapier.

Der erste Band (Säugthiere und Vögel, 1831) kostet 4 Thlr., der zweite Band (Reptilien und Fische, 1832) 2 Thlr. 8 Gr., der dritte Band (Mollusken, 1834) 2 Thlr. 16 Gr., der vierte Band (Anneliden, Crustaceen, Arachniden und ungeflügelte Insekten, 1836) 2 Thlr. 8 Gr. Der fünfte Band wird mit der großen Classe der Insekten: Coleoptera beginnen und noch einige der folgenden kleinen Classen enthalten.

*16. Allgemeine Encyklopädie der Wissenschaften und Künste, in alphabetischer Folge von genannten Schriftstellern bearbeitet, und herausgegeben von J. S. Ersch und J. G. Gruber. Mit Kupfern und Karten. Gr. 4. Cart.

Jeder Theil im Pränumerationspreise auf gutem Druckpapier 3 Thlr. 20 Gr., auf feinem Velinpapier 5 Thlr., auf extrafeinem Velinpapier im größten Quartformat mit breitern Stegen (Prachtexemplare) 15 Thlr.

Erste Section, A—G, herausgegeben von J. G. Gruber. Neunundzwanzigster Theil und folgende.

Zweite Section, H—N, herausgegeben von A. G. Hoffmann. Vierzehnter Theil und folgende.

Dritte Section, O—Z, herausgegeben von M. H. E. Meier und L. F. Kämtz. Neunter Theil und folgende.

Den frühern Abonnenten, denen eine Reihe von Theilen fehlt, und Denjenigen, die als Abonnenten auf das ganze Werk neu eintreten wollen, werden die billigsten Bedingungen gestellt.

*17. Ergänzungen der Allgemeinen Gerichtsordnung und der allgemeinen Gebührentaxen für die Gerichte, Justizcommissarien und Notarien in den preußischen Staaten, des Stempelgesetzes, Salarienkassenreglements, sammt der Instruction für die Oberrechnungskammer, wie auch die Verordnungen der General-Commissionen, enthaltend eine vollständige Zusammenstellung aller noch geltenden, die Allgemeine Gerichtsordnung, die Allgemeinen Gebührentaxen, das Stempelg.setz, das Salarienkassenreglement und die Instruction für die Oberrechnungskammer abändernden, ergänzenden und erläuternden Gesetze, Verordnungen und Ministerialverfügungen, nebst einem chronologischen Verzeichnisse derselben und Register, herausgegeben von F. H. von Strombeck. Vierter Band. Enthaltend die Nachträge zur dritten Ausgabe derselben, bearbeitet und bis auf die neueste Zeit fortgeführt von Ferdinand Leopold Lindau. Gr. 8. Auf Druck- und Schreibpapier.

Erscheint binnen Kurzem. Die ersten drei Bände (1829—30) kosten auf Druckpapier 5 Thlr. 16 Gr., auf Schreibpapier 7 Thlr. 12 Gr.

*18. Ergänzungen des Allgemeinen Landrechts für die preußischen Staaten, enthaltend eine vollständige Zusammenstellung aller noch geltenden, das Allgemeine Landrecht abändernden, ergänzenden und erläuternden Gesetze, Verordnungen und Ministerialverfügungen, nebst einem chronologischen Verzeichnisse derselben und Register, herausgegeben von F. H. v. Strombeck. Vierter Band. Enthaltend die Nachträge zur dritten Ausgabe derselben, bearbeitet und bis auf die neueste Zeit fortgeführt von Ferdinand Leopold Lindau. Gr. 8. Druckpapier 1 Thlr. 4 Gr. Schreibpapier 1 Thlr. 12 Gr.

Das ganze Werk wird jetzt im ermäßigten Preise auf Druckpapier zu 5 Thlr., auf Schreibpapier zu 6 Thlr. 16 Gr. erlassen.

(Die Fortsetzung folgt.)

# Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonntag, — Nr. 134. — 14. Mai 1837.

Geschichte der neuern deutschen Kunst von Athanasius Grafen Raczynski. Aus dem Französischen übersetzt von F. H. von der Hagen. Erster Band.

(Beschluß aus Nr. 133.)

Folgende Mittheilungen mögen unsere Leser nun einigermaßen mit des Verf. Ansichten, Grundsätzen, mit seiner ganzen liebenswürdigen Art und Weise unmittelbar bekannt machen.

Wenn in der Kunst der Geist sich von dem Einflusse des Herzens lossagt, wenn der Hochmuth über das Gefühl gesiegt hat, dann gibt es eine falsche Richtung, es gibt ein falsches Urtheil. Der Geschmack, das richtige Gefühl und die Gemüthsbewegungen erlernen sich nicht. Sobald die Beschäftigung mit der Kunst Sache der Eigenliebe wird, nützt sie weder der Kunst selber noch den Liebhabern.

Das Urbild des Schönen ist uns eingegraben, und wenn ein von der Geburt glücklich begabter Mensch sich nur sich selbst überläßt, wenn er um und in sich schaut, wenn er seinen innern Trieben verstattet, sich zu entwickeln, sich zu läutern, ohne ihren fortschreitenden Gang durch fremde Einflüsse, insonderheit durch den Zeitgeschmack und abgezogene Lehren unterbrechen zu lassen, so wird es nicht fehlen, daß sein Gefühl zart, richtig und in Einklang mit den Kunst- und Naturgesetzen werde.

Die Mehrzahl der Menschen, die eine gewisse Erziehung und einige Bildung erhalten haben, sind empfänglich für die Schönheiten der Künste und sind im Stande und berechtigt, sie zu beurtheilen. Es sind Diejenigen, welche das gebildete Publicum ausmachen. Sie werden um so besser urtheilen, als sie sich ihren innersten Regungen hingeben und dahin gelangen, sich von ihrer Eigenliebe loszumachen, sich zu verleugnen, sich selbst zu vergessen. Wer als Kritiker sich selbst bewundert, befindet sich unter dem Einflusse einer unglücklichen Befangenheit. Man erfährt nicht immer innere Bewegung und Überzeugung vor einem Gegenstande der Kunst, alsdann darf man auch kein Urtheil fällen; und wenn man sich dabei eines Spruchs erinnert, wär' er auch noch so hochtönend, es ist nicht statthaft, ihn sich anzueignen; Anspannung und Lüge widersprechen immer unsern innersten Empfindungen, häufig sogar ohne unser Wollen und Wissen; aber sie sind nie treuloser, als wenn sie Bewunderung heucheln.

Gefühl und Geschmack, ihrer natürlichen Entwickelung überlassen, geübt, geläutert und von jedem Zwange gelöst, sind die aufgeklärtesten, billigsten Richter in Sachen der Kunst. Diejenigen, deren Geist geneigt ist zu grübeln, deren Gedächtniß die Thätigkeit der Seele hemmt, die Pedanten, die Systemsmänner sind schlechte Richter; der Hochmuth ist der schlechteste aller.

Hr. von Rumohr hat im dritten Bande seiner „Italienischen Forschungen" (Berlin 1831) schon dieselbe Ansicht ausgesprochen:

Wer denn hat ein Recht, zu entscheiden, wo es das Allgemeine, das rein Menschliche gilt? Nicht der Zunftgenosse als solcher, wie hoch, wie niedrig er im Handwerke stehen möge, sondern der unbefangenste, reinste, besonnenste Mensch, möge er Künstler, möge er dem äußern Berufe nach sein, was er ist.

Die Schönheit ist in der Kunst, was die Wahrheit in der Religion und Sittenlehre; oder vielmehr es sind zwei Wahrheiten, welche eigentlich eine und dieselbe sind.

Ich sehe Viele, die sich in Untersuchungen über Namen und Jahrzahlen vertiefen. Solche Männer, sofern sie aufrichtig sind und nicht sich selber täuschen, leisten der Geschichte nützliche Dienste; aber diese Art der Forschung kann leicht das Herz austrocknen und erkälten; auch kann sie jenen gelehrten Stolz erzeugen, welcher oft in Verrücktheit ausartet und für Andere so überlästig werden kann.

Ich sehe Kenner, welche viel Geist oder Einbildungskraft haben; andere seh' ich, die viel Gedächtniß besitzen; noch andere, die mit Leichtigkeit reden und tief scheinen, weil sie unverständlich sind; Geist, Gedächtniß und abgezogene Lehren hindern nicht immer ein Kenner zu sein; nur aber die Seele allein ist Richter über die Werke der Kunst.

Man liebt oder man verwirft ein Kunstwerk beim ersten Anblick; in einem Augenblick ist es für immer gerichtet. Der Verstand, die Überlegung, der Geist vermögen nichts gegen die Eindrücke der Seele. Es ist die Eigenthümlichkeit der angeborenen Vernunft, der nicht anvernünftelten Vernunft, der Vernunft, wie sie Gott erschaffen hat: die Eindrücke treffen uns wie ein Blitz, ohne daß das Auge die Mühe hat, sie aufzusuchen.

Es ist ziemlich schwer zu sagen, was einen Kenner ausmacht. Unter Denjenigen, die Anspruch darauf machen, seh' ich nur Wenige, welche es in der That sind. Ein gebildeter Geschmack, ein inniges Gefühl, Unabhängigkeit

der Meinung, Liebe zur Kunst und nicht zur Kunstrichterei, die Gabe, sich über die Einflüsse der Eigenliebe zu erheben: das ist es, meine ich, was einen Kunstkenner ausmacht. Diejenigen, in welchen der gelehrte Stolz das Gefühl erstickt hat, haben mit dem Tage aufgehört, es zu sein, wo diese Veränderung in ihnen vorgegangen ist.

Viele Maler behaupten, man müsse ein Künstler sein, um über Gegenstände der Kunst ein begründetes Urtheil abgeben zu können. Wenn das wahr wäre, so wären die Künstler sehr zu beklagen; denn es würde dann kein Publicum geben, welches die Kunstwerke gehörig zu schätzen wüßte und dieselben kaufte. Und wie viel des Streitens und Disputirens über Kunstwerke unter den Künstlern selber!

Man muß anerkennen, daß der Stand der Künstler, ihre Studien und Arbeiten gewisse Eigenschaften mit sich bringen, welche sie vorzüglich befähigen, die Verdienste eines Werkes zu würdigen; aber es stehen ihnen auch Hindernisse entgegen, welche den Liebhabern fremd sind. Ich habe wahrzunehmen geglaubt, daß im Allgemeinen die Künstler am liebsten Dasjenige loben, was sich ihrer ganzen Sinnesrichtung sowie den Unvollkommenheiten und Fehlern annähert, welche man ihren eignen Werken vorwirft und die sie vertheidigen möchten. Ich sage noch mehr: die Künstler lassen sich in ihren Kunsturtheilen ganz ebenso hinreißen wie Diejenigen, welche es nicht sind; unter ihnen bildet und verdirbt sich die öffentliche Meinung ganz ebenso wie in den Gesellschaftssälen, auf der Börse, im Schauspielhause, oder auf dem Markte.

Sowie die Schauspieler nicht die alleinigen Richter über das Spiel auf der Bühne sind; wie die Dichter ein Publicum haben, welches nicht immer auch Verse machen kann, und wie zur Beurtheilung eines Buchs nicht nothwendig ist, auch Bücher schreiben zu können, ebenso genügt es zur Berechtigung, Gemälde zu beurtheilen, von Haus aus mit der Liebe zur Kunst und einem Geschmacke begabt zu sein, welcher sich in Sicherheit vor gefährlichen und widerlichen Einflüssen gebildet hat.

Sehr ergötzlich sind die Kenner und Liebhaber dargestellt, die auf alte Bilder erpicht sind, und die, sobald sie anfangen alte Gemälde zu kaufen, sich einbilden, unfehlbar zu werden. Der Verf. versichert, es gebe unter ihnen welche, von denen man genau angeben könnte, an welchem Tage, zu welcher Stunde sie zu Kennern ernannt worden durch den Ausspruch eines Bildertrödlers: „Wahrlich man sieht's, der Herr versteht sich darauf!"

Unredlichkeit und Anmaßung ermangeln auch hier nicht, ihren verderblichen Einfluß auszuüben und die Verwirrung der Begriffe zu vermehren, welche an sich schon in diesem Studium so schwer zu vermeiden ist. Anmaßung hemmt die Fortschritte; Lüge und Unredlichkeit vernichten das Vertrauen. Es ist vielleicht ebenso schwer, die Kenner zu beurtheilen wie die Gemälde.

Unter den Klippen, womit die Bahn des Künstlers besäet ist, ist der Wetteifer nicht eben die gefahrloseste; ich meine viel mehr den Wetteifer, dessen Stachel man selber fühlt, als jenen, den man erregt.

Der Verf. hat sich einige Mal veranlaßt gefunden, sich näher zu erklären über Das, was er unter Styl verstehe. Als ein Beispiel, wie er dem Sprachgebrauche auf die rechte Spur zu kommen sucht, um ihm sein Recht angedeihen zu lassen, theilen wir seine Erklärung hier noch um so lieber mit, da sie uns Gelegenheit gibt, sie mit andern frühern vergleichen zu können:

Eine der nothwendigsten Eigenschaften eines Geschichtsbildes ist der Styl, und unter Styl verstehe ich Würde, verbunden mit Einfachheit und Größe. Man gebraucht das Wort selbst in der Malerei noch in einem andern Sinne. Wenn man es mit einem Beiworte begleitet, wie: Rafaelisch, großartig, byzantinisch u. s. w., so bedeutet es die Art und Weise der Behandlung; aber auch in dieser Fassung bezeichnet es immer einen gewissen Adel. Sagt man schlechthin: „dieses Gemälde hat Styl", ohne ein Beiwort hinzuzufügen, so sagt man damit, daß dieses Gemälde von Würde, Größe und Einfalt durchdrungen ist.

Ferner:

Die Würde und die Großheit, *verbunden mit der Einfachheit, geleitet durch ein reines Gefühl und gehalten in den Schranken der Mäßigung und des guten Geschmacks*, das sind die Eigenschaften, welche man in der Kunstsprache gewöhnlich durch das Wort: Styl, ausdrücken will.

Friedrich Schlegel: *)

Styl bedeutet beharrliche Verhältnisse der ursprünglichen und wesentlichen Bestandtheile der Schönheit und des Geschmacks. Vollkommenen Styl wird man also demjenigen Kunstwerke und demjenigen Zeitalter beilegen können, welches in diesen Verhältnissen das nothwendige Gesetz aus freier Neigung ganz erfüllt.

Göthe's „Propyläen" (1799), II, 1, S. 33:

Das Resultat einer echten Methode nennt man Styl, im Gegensatz der Manier. Der Styl erhebt das Individuum zum höchsten Punkt, den die Gattung zu erreichen fähig ist. Die Manier hingegen individualisirt, wenn man so sagen darf, noch das Individuum.

von Rumohr: **)

Schon die alten Römer übertrugen das Bild des stylus, des Griffels, auf allgemeinere Vorzüge der Schreibart. Die neuern Italiener indeß, denen wir einen großen Theil unserer Kunstwerke verdanken, hatten längst aufgehört mit Griffeln zu schreiben, als in dem berühmten Sonett des Petrarca dasselbe, nur zu stile erneuerte Wort im Sinne eines Zeichnenstiftes wieder auftrat. Daher, aus dem modernen Begriffe eines Werkzeuges der Kunst, stammt die Übertragung des Worts auf Vortheile der künstlerischen Darstellung, welche in der That in Italien frühe, in Deutschland sehr spät vorkommt. Den Italienern aber, denen das Grundbild gegenwärtig blieb, bezeichnete stile wie maniera durchaus nur die äußerlichsten Vortheile in der Handhabung der Form oder des Stoffes, wie die Beiworte stile facile, robusto ec. deutlich an den Tag legen. Winckelmann indeß, der diesen gleich andern Kunstausdrücken von den Italienern annahm, erweiterte ihn sogleich nach seiner durchhin höhern Ansicht, indem er die Manier, den Styl im Sinne der Italiener, mit gewissen Richtungen des Geistes in Verbindung brachte, aus diesen jenen ableitete. Denn es ist klar, daß seine verschiedenen Kunststyle der Griechen, welche in Aller Munde sind, nicht blos auf Wahrnehmungen angenommener Artungen des Vortrags beruhen, vielmehr besonders auf der Beobachtung bestimmter Richtungen des geistigen Sinnes auf Edles, Gefälliges oder Anderes. Der Ausdruck: Styl schöner Formen, scheint eine entschiedenere Neigung oder Gewöhnung zum Schönen anzudeuten; denn es ist undeutlich, ob er mehr

*) Geschichte der Poesie der Griechen und Römer (1798), S. 133.

**) Italienische Forschungen (1827), I, 85—87.

von bestimmten Richtungen des Geistes oder nur von Fertigkeiten der Hand zu verstehen sei. Doch unter allen Umständen möchte es gegen die Ableitung sein, solches, was bereits auf der Wahl und Auffassung des Gegenstandes beruht, also auf der allgemeinen Empfänglichkeit und Richtung des Geistes ganzer Schulen oder einzelner Meister, mit einem Worte zu bezeichnen, welches ursprünglich ein bloßes Werkzeug bezeichnet, also in der Strenge auch bildlich nur von Vorzügen der Behandlung des äußern Stoffes sollte verstanden werden.

Im Sinne vieler Künstler der jüngsten Zeit ist Styl nicht mehr, wie bei den Italienern, ein Besonderes und Eigenthümliches, sondern ein allgemeiner, durchhin begehrenswerther Vortheil in der Handhabung des äußern Kunststoffes. Allerdings ist dieser Begriff bei Vielen noch immer mit Vorstellungen von beliebten Eigenthümlichkeiten einzelner Schulen und Meister verbunden; doch nur, weil sie diese Eigenthümlichkeiten für durchaus musterhaft und gleichsam für ein Allgemeines halten. Also werden wir nicht wesentlich weder vom Wortgebrauch, noch von dem eigentlichen Sinne der besten Künstler dieser (unserer &c.) Zeit abweichen, wenn wir den Styl als ein zur Gewohnheit gediehenes sich Fügen in die innern Foderungen des Stoffes erklären, in welchem der Bildner seine Gestalten wirklich bildet, der Maler sie erscheinen macht.

Betrachten wir diese vier verschiedenen Erklärungen näher, so ergibt sich: daß 1) F. Schlegel 1798, um den Sprachgebrauch unbekümmert, das Wort Styl ziemlich dunkel nur aus sich selbst heraus feststellt; 2) daß Göthe's „Propyläen" 1799 den Kern des Sprachgebrauchs in wenigen klaren Worten geistreich zusammenfassen; 3) daß v. Rumohr 1827, den Sprachgebrauch meisternd, ja strafend, das seit Winckelmann hoch und höher gestellte Wort ohne Weiteres vor der Fronte so zu sagen degradirt; 4) daß unser Autor dagegen, mit Pietät dem Sprachgebrauche folgend, das edle Wort wieder zu seinen alten wohlerworbenen Ehren bringt.

Noch sei hier aus Meister Wilhelm Schadow's trefflichem Aufsatze in der zweiten Beilage ein schönes Wort mitgetheilt:

Jede Kritik sollte aus dem Bedürfniß nach Wahrheit, dem Streben nach Vervollkommnung derjenigen Geistesrichtung hervorgehen, welche sie behandelt.

Einem jeden wahren Kunstwerke liegt ein Gedanke zum Grunde, welcher in der Seele des Künstlers zur malerischen Vorstellung geworden. Der Gedanke ist es also, welchen der wahre Kritiker zuerst auffaßt. Er betrachtet zuvörderst, ob der Gedanke, welchen der Künstler über den Gegenstand gehabt, demselben entsprechend war; ob die Situation dem Beschauer dadurch klar wiedergegeben ist, und ob die Charaktere der dargestellten Personen richtig genommen worden.

Aus solchen Worten begreift man die Größe des gesegneten Einflusses, welchen dieser vortreffliche Meister auf die Leistungen der sämmtlichen Mitglieder der Akademie zu Düsseldorf ausübt.

Endlich muß hier noch gesagt werden, daß der Herr Verf. dies Buch französisch geschrieben hat, und zwar zu keinem andern Zwecke, als das Ausland auf die deutschen Künstler aufmerksam zu machen, welches „sein einziger Ehrgeiz" dabei sei. Das stattliche Werk ist ganz dazu geeignet, einen so edeln Zweck aufs schönste zu erfüllen und das Urtheil des berühmten, erst kürzlich verstorbenen Gérard von Neuem zu bestätigen, daß der deutsche Volkscharakter der Kunst vor allen andern günstig und zu eigen sei. Wie gern hätte ich das Werk auch im Originaltext gelesen; ich war aber schon froh, es durch unsern hiesigen, ebenso gefälligen als begüterten Kunstgönner in der Übersetzung mitgetheilt zu erhalten, für deren Treue und sonstiges Verdienst der Name des auf dem Titel genannten Übersetzers bürgt.

Wilhelm Körte.

Dänische Literatur.

Sehr willkommen war allen Freunden der Sage und Geschichte Skandinaviens folgendes verdienstvolle Werk: „Danmarks Sagnhistorie af N. Petersen" (Dänemarks Sagengeschichte) (Kopenhagen 1834). Der Verf. verbindet mit einer warmen Liebe zu seinem Gegenstande, die seinem Vortrage Leben und Schwung ertheilt, eine ausgebreitete Gelehrsamkeit auf dem Gebiete der Alterthumskunde; Vorstudien, wovon seine linguistischen und geographischen Arbeiten Beweise liefern, welche unsere Erwartungen von ihm als Geschichtschreiber rechtfertigen. Noch haben wir zwar keine Spur von dem tiefen Geiste wahrgenommen, der, völlig frei von allen verfehlten Deutungen der Hieroglyphen des Mythus, mit einem prophetischen Blick — wenn dieser sowol der geheimnißvollen Vergangenheit als der verborgenen Zukunft beigelegt werden kann — die um einander verbreiteten Elemente in diesem Quell der Alterthumskunde zu unterscheiden versteht. Nicht Alle können die Berge mit einem Wunderstab spalten und aus deren Tiefe die verborgene Quelle eines unbefriedigten Ahnungs- und Deutungsvermögens hervorsprudeln lassen. Daß der Verf. nicht gewußt hat, was er mit den Mythen anfangen sollte, insofern sie nicht den geschichtlichen Stoff vermehren durften, ist hinlänglich bemerkbar. Die im höchsten Sinne thätige Kraft, der schöpferische Geist, welcher über der Tiefe einer chaotischen Vorzeit schwebt — Eigenschaften, die ebenso selten als dem großen Geschichtschreiber wünschenswerth sind —, werden zwar durch das Vermögen zu ordnen, zu trennen und zu verbinden, durch die innerhalb des Reingeschichtlichen nüchterne und geschärfte Kritik und durch die reichen Vorstudien, mit denen der Verf. sich den Eintritt auf das Feld der Geschichte geöffnet, keineswegs ersetzt; aber es wäre eine tadelnswerthe Ungenügsamkeit, sich nur da mit dem Höchsten begnügen zu wollen, wo so Vieles geboten wird, wie von diesem in mannichfaltiger Hinsicht wirklich reich begabten Verfasser. Sein gründliches Studium der Quellen, sein kritischer Blick und seine Liebe zu den alten Überlieferungen seines Volks, in Verbindung mit einer glücklichen Ausbildung der Kunst zu erzählen, geben ihm gerechte Ansprüche auf die Anerkennung seiner Landsleute und Zeitgenossen.

Nicht weniger verdient hat derselbe Verfasser sich gemacht durch das folgende Werk: „Haandbog i den Gammel-Nordiske Geografi, eller Systematisk Fremstilling af de gamle Nordboers geografiske Kunskap i Almindelighed samt de dem bekjendte Lande og historisk mærkelige Steder i Saerdeleshed, udarbejdet især efter Islandske Kilder af N. M. Petersen" (erster Theil, Kopenhagen 1834). Die Detailforschung, der kritische Blick und die Gabe des Verf., die Materialien zu combiniren und seinem Zwecke unterzuordnen, wovon diese altnordische Geographie überall zeigt, stellen diese Arbeit unter die Seltenheiten der schriftstellerischen Producte einer Nation und machen selbst der wegen ihrer genauen Specialuntersuchungen so vortheilhaft bekannten dänischen Literatur Ehre. Petersen's „Altnordische Geographie" ist eine von der Gesellschaft zur Beförderung der dänischen Literatur (Samfundet til den danske Literaturs Fremme) gekrönte Preisschrift. Der erste Theil macht eigentlich nur eine Einleitung aus, welche die geographischen Vorstellungen der Isländer und des Saxo Grammaticus in den ältesten Zeiten abhandelt; in einem folgenden Theile wird eine systematische und klare Darstellung

der Kenntniß der Skandinavier von der Welt nach eigentlich historischen Schriften gegeben werden. Die Quellen des Verf. sind also in dem hier angezeigten Theile hauptsächlich die beiden Eddas und die Sagen, sowie theilweise Saxo Grammaticus und Swend Aagesen. Es scheint, als wenn der Verf. etwas zu viel auf mythischen Grund gebaut hätte; aber er äußert, daß verschiedene Ideen, worunter auch die Erklärung von Thor's Reisen, für seine eigne Rechnung stehen bleiben mögen. Er theilt die älteste geographische Kenntniß der Skandinavier in zwei Perioden, die heidnische und die christliche; beide verschieden in Hinsicht auf ihre Ursachen und Wirkungen, wiewol die Folgen, die veranlaßten Entdeckungen und eine mehr ausgebreitete Länderkunde, dieselben waren. Als Grenze zwischen den beiden Perioden wird das J. 1000 n. Chr. angenommen. Mit ziemlicher Ausführlichkeit und in einem fließenden und populairen Style geht der Verf. in mehre Details von verschiedenen Völkern und Ländern ein, dabei anführend, was für den Alterthumsforscher und den Geschichtschreiber merkwürdig sein kann. Karten werden den zweiten Theil begleiten.

Wie sehr man auch in Dänemark die Wichtigkeit eines zeitgemäß eingerichteten Schulwesens erkennt, davon zeugt unter Anderm folgende Schrift: „Om forberedende og hoiere Realunderviisning af P. C. Stenersen Gad" (Kopenhagen 1855). Der Verf. stellt die Nothwendigkeit auf, neue Schulen zur allgemeinen Unterweisung und Bildung zu errichten; er verlangt zu dem Ende Realschulen und stellt ein Vorbild von solchen auf. Es ist in unserer Zeit Mode geworden, bemerkt der Verf., „von Schulen für das Leben", für das praktische Leben zu reden; als wenn nicht jede vernünftig eingerichtete Schule, von der allgemeinen Volksschule bis zur polytechnischen Anstalt, und die gelehrte Hochschule oder die Universität eine Vorbereitung für das Leben wäre. Die Schulen, von denen hier die Rede ist, sind nicht Schulen für den Leib, sondern für Geist und Herz, für höhere Geistesbildung. Die Entwickelung und Bildung des Körpers soll allerdings nicht vernachlässigt, werden, muß aber doch hier der geistigen untergeordnet werden. Wenn Geist und Herz überhaupt gebildet sind, wofür wären sie denn gebildet als für das Leben, das praktische wie das geistige Leben von Menschen der gesitteten Gesellschaft? Überdies, wie Das, was man hier unter praktischem Leben versteht, erst nach dem Schulleben kommt, so müssen auch Geist und Herz zuerst im Allgemeinen ausgebildet werden, ehe zum Speciellen, Angewandten, Praktischen übergegangen wird. Praktisch kann doch der Mensch erst durch das Prakticiren werden, erst wenn er dazu reif und hinlänglich vorgebildet ist; und ist er vernünftig, geistig, allseitig und nicht einseitig gebildet, so wird er sich in allem Praktischen leicht zurechtfinden. Die Realschulen sollen nach des Verf. Ansicht nicht blos Vorbereitungsschulen zu der polytechnischen Universität, sondern auch allgemeine Bildungsschulen für Diejenigen sein, die das höhere eigentliche wissenschaftliche Studium, welches der Hochschule gehört, nicht fortsetzen wollen. Welche von diesen beiden Rücksichten man auch vorzüglich vor Augen haben mag, meint er, so sei die Errichtung von Realschulen ebenso sehr Bedürfniß als allgemeiner, von verschiedenen Seiten her ausgesprochener Wunsch. Das Bedürfniß von Realschulen gründet der Verf. theils darauf, daß man ohne sie ein wesentliches und zweckmäßiges Mittel zur geistigen Entwickelung und Bildung der Mittelclasse und des Bürstandes vermißt; theils darauf, daß ohne sie die polytechnische Hochschule keine hinlängliche Anzahl gehörig vorbereiteter Zöglinge erhalten würde. Die Gegenstände, worin er die Schüler der Realschulen unterrichtet wissen will, sind: 1) Religion, 2) Mathematik und Arithmetik, 3) Physik, 4) Geographie und Naturgeschichte, 5) Geschichte, 6) lebende Sprachen (Dänisch, Deutsch, Französisch, Englisch), 7) Kalligraphie und Zeichnen, 8) Gymnastik. Der Verf. bestimmt die Schulzeit zu sechs Jahren, vom zwölften bis zum achtzehnten Jahre. Die Schrift verdient gelesen und beherzigt zu werden.

Zu den lobenswerthen Erscheinungen in der dänischen Literatur gehört folgendes Buch: „Kortfattet fuldstændig Skolegrammatik i det græske Sprog ved S. N. J. Bloch" (Kurzgefaßte vollständige Schulgrammatik der griechischen Sprache) (Kopenhagen 1855). Dieses Buch ist die Arbeit eines längst schon in der philologischen Literatur bekannten Verf., der sowol durch kürzere und für den Schulgebrauch berechnete Bearbeitungen der ganzen Grammatik als durch wissenschaftliche Monographien für das griechische Sprachstudium zu wirken gestrebt hat. Das Erste, was bei Vergleichung der ältern grammatikalischen Arbeiten des Verf. in die Augen fällt, ist die völlige Umwälzung, welche dieselben in der neuern Behandlung erfahren haben, und welche nicht blos in einer Umarbeitung, sondern auch in einer Veränderung seiner frühern Ansichten besteht, als das Ergebniß einer entwickelten Überzeugung und des Fortschreitens zum Bessern. Der Zweck einer Schulgrammatik ist, nach des Verf. Meinung, die studirende Jugend auf eine so kurze, leichte und faßliche Weise wie möglich zur Kenntniß des Wesentlichsten von dem Bau und der Construction der Sprache oder zu so viel davon anzuleiten, als ihr nöthig ist, um die Schriftsteller, welche am gewöhnlichsten und passendsten in den Schulen gelesen werden, zu verstehen und zu übersetzen. Nach einer historischen Einleitung zerfällt das Buch in vier Hauptstücke: von den Schriftzeichen, deren Bedeutung und Arten; von Buchstabenveränderung im Allgemeinen; von den Redetheilen, deren Formen und Beugungen und von der Syntax. In der Lehre von der Aussprache der Buchstaben weicht der Verf. von den meisten Grammatikern darin ab, daß er die Erasmische verwirft und sich völlig an die Reuchlinische oder neugriechische hält. 119.

Notiz.

Die Censur unter Friedrich II.

Der bekannte Kriegsrath Cranz hatte in seiner „Charakteristik von Berlin" gegen Friedrich II. geschrieben; das erste Stück war aber vom Geh. Kriegsrath Dohm, als Censor, unbedenklich gefunden worden. Als aber das Publicum aus den Lobeserhebungen vieler öffentlichen Personen beleidigende Anspielungen herauslas, so erbat er sich von dem königlichen Staatsrathe eine Instruction für die Censur der Fortsetzung jener Schrift und sagte: „Nach diesen in der Natur der Sache liegenden Grundsätzen censirte ich also auch dieses erste Stück der berlinischen „Charakteristik" und fand in demselben nichts wider Staat, Religion und Sitten, nichts, was seinem Wortverstande nach Jemandes Ehre angegriffen hätte. Nur Ew. k. M. Meinung von der deutschen Literatur und Höchstdero vorzügliche Schätzung der französischen hatte der Verfasser zu tadeln gewagt. Aber ich müßte Ew. k. Maj. so oft bewiesene Art zu denken und zu handeln ganz verkannt haben, wenn ich bei einem solchen, an sich freien literarischen Urtheile das mindeste Bedenken gefunden hätte, da Ew. Maj. auch die unbesonnensten Urtheile über Höchstdero Handlungen als Regent nie gehindert haben." Wie wahr diese Äußerung Dohm's, die etwa aus dem Jahre 1784 oder 1785 sein mag, gewesen ist, lehrt unter Anderm jene Begebenheit aus dem Jahre 1781, wo der König bei einem Spazierritte durch Berlin viele Menschen vor einem Bilde versammelt fand. Auf diesem sah er sich selbst, wie er in höchst kläglicher Positur auf einem Fußschemel saß und, eine Kaffeemühle zwischen den Beinen, emsig mit der einen Hand mahlte, während er mit der andern jede herausgefallene Bohne auflas. Sobald aber der König den Gegenstand erkannt hatte, winkte er mit der Hand und rief: „Hängt es doch niedriger, daß die Leute sich nicht den Hals darnach ausrenken müssen." Allgemeiner Jubel folgte diesen Worten, man riß das Bild herab, und der König setzte langsam seinen Weg fort. Am ausführlichsten hat diese Scene W. Alexis in seiner „Herbstreise durch Skandinavien" (II, 339 fg.) aus dem Munde des Kapellmeisters Häffner in Upsala, eines geborenen Preußen, geschildert. 7.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Montag, —— Nr. 135. —— 15. Mai 1837.

Les deux mondes, par M. *Gustave d'Eichthal*, ex-membre du bureau d'économie publique à Athènes. Servant d'introduction à l'ouvrage de M. *Urquhart:* La Turquie et ses ressources. Mit einer Karte. Leipzig, Brockhaus. 1837. Gr. 8. 1 Thlr. 16 Gr.

Vorliegendes Buch ist, wie uns der Verf. selber in der Vorrede benachrichtigt, das Resultat eines zwanzigmonatlichen Aufenthalts in Griechenland, vom Herbste 1833 an bis zum Juni 1835. Hatte er nun aber während dieses Zeitraums Gelegenheit gehabt, ein beobachtender Augenzeuge des ersten von Europa gemachten Versuches, eine orientalische Nation zu regeneriren zu sein, so kann er nun sagen, daß dieser Versuch unglücklich ausgefallen. Gleichwol erweckten die in seiner damaligen Stellung gesammelten Erfahrungen und reifliches Nachdenken bei ihm die Überzeugung, daß die Emancipation des Orients unumgänglich, daß sie der letzte Triumph der menschlichen Freiheit sein, daß dieselbe aber, um ihren Zweck zu erreichen, nach einem größern Maßstabe ausgeführt werden müsse. In dieser Überzeugung hatte ihn die Lecture von Urquhart's auf dem Titel erwähnten Werke bestärkt, und somit entschloß er sich, eine Einleitung zu der französischen Übersetzung desselben zu schreiben, ein Vorhaben, das bei der Reichhaltigkeit des betreffenden Stoffes gegenwärtigem Buche sein Entstehen gab.

Auf die Behandlung dieses Stoffes selber eingehend, erklärt sich der Verf. zuvörderst über den für das Buch gewählten Titel.

Zwei große Abtheilungen — sagt er — gibt es auf unserm Planeten, den Occident und den Orient; zwei Hauptreligionen, das Christenthum und den Islam; zwei Völker und zwei Städte, die insbesondere die Halbkugel, der sie angehören, repräsentiren; für den Occident die Franzosen und Paris, für den Orient die Türken und Konstantinopel.

Wir werden späterhin auf die Beweisgründe zurückkommen, mittels deren Hr. v. E. diese neue, allerdings sinnreiche, dabei aber doch ziemlich hypothesirte geographisch-politische Eintheilung unsers Erdballes zu rechtfertigen sucht, zuvor aber den sein Buch durchziehenden Hauptgedanken ohne Unterbrechung hier wiedergeben. Europa, heißt es weiter im Betreff jener Eintheilung, in der Mitte zwischen dem Orient und dem Occident gelegen, gehört einer jeden dieser beiden Halbkugeln mit einer seiner Hälften an. Zur Versinnlichung und nähern Bestimmung dieser Hypothese durchschneidet der Verf. unsern Welttheil mittels einer Linie, welche er die Medianlinie der Welt benennt, und die zugleich die Abmarkungslinie ist, welche die deutschen Stammvölker von den slawischen und ungarischen Stämmen scheidet. Da nun hieraus folgt, daß sich unter dem Scepter der östreichischen Monarchie zwei Nationen nebeneinander gestellt befinden, wovon die eine germanisch, d. i. wesentlich abendländisch, die andere aber asiatisch ist, so ist denn auch dieses Reich dazu vornehmlich berufen, durch seine Dazwischenkunft bei den allgemeinen Welthändeln das Gleichgewicht zwischen dem Occident und dem Orient aufrecht zu erhalten.

In dem zweiten Theile, der ganz insbesondere dem Orient gewidmet ist, stellt der Verf. den Grundsatz auf, es sei die Türkei der Grundstein des politischen Gebäudes der östlichen Halbkugel, eines Gebäudes, sagt er, „das noch herzustellen ist, und wovon selbst der Stein, auf dem es ruhen soll, noch nöthig hat zugehauen und bearbeitet zu werden". Von dieser Idee ausgehend, beschränkt Hr. v. E. das Territorialgebiet der europäischen Türkei ausschließlich auf Thracien; Thessalien, Macedonien, Epirus und Albanien vereinigt er mit dem gegenwärtigen Königreiche Griechenland; und endlich improvisirt er einen Donaubund, der sich unter dem Protectorat Östreichs gestalten und dessen Bestandtheile, die Moldau, die Walachei, Bulgarien, Serbien und Bosnien sein sollen. Auf der andern Seite des Bosporus würde die Pforte die Souverainetät über Kleinasien behalten, dem man noch Kurdistan und die Paschaliks Bagdad und Bassora beifügen könnte. Endlich würde sie noch ihre bisherigen Suzerainetätsrechte über Syrien, Ägypten, Arabien und die Barbaresken, sowie ihre religiöse Gewalt über alle, mit ihr durch den nämlichen orthodoxen Glauben verbundenen muselmännischen Bevölkerungen auszuüben fortfahren. Auf daß nun ein definitives Gleichgewicht hergestellt werde, muß Frankreich — womit sich der Verf. ausschließlich im dritten und letzten Theile beschäftigt — sowie die Türkei zurückweicht, vorrücken. Zu dem Ende nimmt Hr. v. E. für dasselbe Das, was er seine natürlichen Grenzen nennt, die Alpen- und Rheingrenze nämlich, in Anspruch. In Betreff Belgiens will der Verf. zwar gestatten, daß beide Länder eine vonin-

ander abgesonderte Verfassung haben. Da indessen die belgische Nationalität nur unter dem Schatten des französischen Schutzes bestehen kann, so hat Belgien auch Pflichten gegen Frankreich zu erfüllen; seine politischen Interessen und sein Militairsystem würden demnach, dürfe man annehmen, stets identisch mit denen Frankreichs sein.

Nachdem wir nun, in freilich sehr flüchtigen Zügen, die Grundidee des Buches wiedergegeben haben, scheint es uns, eben ihrer schon angedeuteten Neuheit wegen, der Mühe zu lohnen, die Argumente, womit der Verf. dieselbe unterstützt, in unsere Betrachtung zu ziehen, wobei wir unsere individuellen Ansichten, den seinigen je nach Umständen auch in kritischer Form gegenüberzustellen nicht unterlassen werden.

Hr. v. E. begründet die von ihm gewählte Eintheilung des Erdballs auf die eigenthümlichen Charakterzüge, die seit unvordenklichen Zeiten den Orient vom Occident unterschieden haben. So herrsche, sagt er, im Orient das materielle Leben, im Occident das geistige; der Eine betet die Gottheit in der ganzen Natur an (panthéiste), der Andere verleihet ihr menschliche Gestalt (anthropomorphiste); der Eine huldigt dem Fatalismus und den unabänderlichen Gesetzen, nach denen sich die äußern Erscheinungen entwickeln, der Andere vorzugsweise der Freiheit, die bei den Handlungen mit Vernunft begabter Wesen herrscht. Der Eine ist wesentlich Festland, der Andere Meeresgegend. Der Orient theilt das menschliche Geschlecht in Familien und Kasten; der Occident hat seine allgemeine Kirche gegründet, deren Hierarchie allen Menschen, ohne Unterschied von Geburt, Familie und Heimatsland zugänglich ist, und aus dieser ist jene bürgerliche Gleichheit entstanden, die eine Hauptbestimmung unserer Verfassungen ist. Der Orient ist allen Traditionen zufolge die Wiege des Menschengeschlechts, das im Occident seinen Unterricht erhielt. Im Orient gehört der Mensch vor Allem seiner Familie, im Occident der Nation an. Dort ist der Mensch Sklave der Schönheit, die er dem Verstande und selbst dem Talente vorzieht, wogegen umgekehrt der Abendländer die Vorzüge des Geistes denen seiner körperlichen Hülle vorzieht u. s. w. Mittels ähnlicher Antithesen sucht der Verf. ebenfalls die religiöse Verschiedenheit beider Erdhälften, d. i. den Unterschied zwischen dem Christenthum und dem Islam zu begründen. Manche dieser sowie der frühern Gegensätze sind allerdings nur ideel; da es sich jedoch in dem Buche überhaupt nur vielmehr um die Darstellung eines politischen Gedankens, einer bloßen Theorie, als um die Ausführung dieses Gedankens, um wirkliche politische Praxis, da es im Grunde sich nur um ein Utopien handelt, so wollen wir deshalb nicht weiter mit dem Verf. rechten. Er macht Politik im Großen, wobei man es denn freilich mit den Details so genau eben nicht nehmen muß.

Aus ähnlichem Gesichtspunkte betrachten wir denn auch die Rolle, die Hr. v. E. bei fernerweitiger Darstellung seiner Idee Östreich zutheilt, und um deretwillen, wie es uns bedünkt, er die in Europa seßhaften slawischen Volksstämme überhaupt dem Oriente beizählt. Hiernach nun gehören von den Provinzen der östreichischen Monarchie Böhmen, Gallizien, Ungarn, Siebenbürgen, Slawonien und Dalmatien der östlichen Erdhälfte, und nur das eigentliche Östreich, nebst Tirol, Steiermark, Kärnten, Krain und das lombardisch-venetianische Königreich der westlichen Hälfte an. Aus diesem Abtheilungssystem aber ergibt sich der schon vorerwähnte Beruf Östreichs, zu dessen Erfüllung sich praktisch einzuüben ihm die Regierung seines eignen Staatsgebiets Gelegenheit gab.

Das System seiner Regierung nämlich — bemerkt in diesem Betreff der Verf. — bestand unaufhörlich darin, seine abendländischen Völker seinen orientalischen Unterthanen entgegenzustellen, im Schooße einer jeden Nation als Schiedsrichter des Kampfes zwischen den untern und den obern Classen auf bewundrungswürdige Weise dazwischenzutreten, die Nationalität der seiner Gewalt unterworfenen Völker in eben der Art zu achten, wie es nur eine orientalische Regierung hätte thun können, und ihnen eine, der besten abendländischen Regierungen würdige Centralverwaltung aufzudringen.

Nicht weniger hat sich im Äußern Östreich zur Erfüllung eben desselben Berufs immer mehr befähigt, indem dessen Macht während der letzten drei Jahrhunderte ihren Charakter von Grund aus veränderte. Diese Macht nämlich, die im Westen, wo deren Übergewicht bedrohlich war, schwächer wurde, erstarkte gleichzeitig im Osten, wo sie allzu schwach war und sich blos passiv verhielt. Dies Resultat aber ward durch die Bemühungen Frankreichs und der Türkei selber erzielt. So trachtete Frankreich seit der Epoche Franz I. unaufhörlich dahin, den Einfluß der östreichischen Macht im Occidente zu vermindern; es rundete sein eignes Staatsgebiet auf deren Kosten ab; es entriß ihr den Besitz Spaniens und der belgischen Provinzen; es half Preußen bei der Eroberung Schlesiens; es machte Östreich zur Seemacht im Mittelmeere, indem es demselben Venedig durch den Tractat von Campo Formio zutheilte; es erneuerte dessen Würde, indem es auf seinem Haupte die deutsche Kaiserkrone durch die östreichische ersetzte (?!). Die Türkei dagegen hat durch die Furcht, die ihre Überziehungen einflößten, Deutschland und Europa genöthigt, Östreich nach dem Oriente hin zu erkräftigen; sie hat bei der Wahl Karl V. zum deutschen Kaiser den Ausschlag gegeben; sie hat die Gewalt Östreichs in Ungarn, das sich so oft von seiner Vormundschaft zu befreien suchte, befestigt. Der Verf. hat zu bemerken vergessen, daß das Alles vollkommen unwillkürlich geschah und keineswegs, wie man fast glauben sollte, in Folge vorgängiger politischer Berechnungen. Um nun aber den mehr befragten Beruf Östreichs auch praktisch zu begründen, verlangt unser Verf. einen „andern" wiener Congreß — als Corollarium ohne Zweifel des Congresses von 1814 — 15 —, um daselbst die Verwickelungen der orientalischen Frage zu lösen. Den Vorschlag dazu soll, seiner Angabe nach, Östreich schon wiederholt den westlichen Mächten gemacht haben; auf Congressen aber habe Östreich stets die Überlegenheit seiner Politik bewiesen. Wir wollen diese Behauptung eben nicht controversiren; aber möchte eben darin nicht vielleicht ein Grund für die übrigen Mächte liegen, den angeblichen Vorschlag abzulehnen?

Wir begreifen nicht wohl, wie man einen Staat durch Beschränkung seines Gebiets, durch Verminderung der Zahl seiner Unterthanen und durch Schmälerung seiner Einkünfte, welches Alles zusammengenommen wir seither als die Elemente der Staatsmacht betrachteten, zu erkräftigen vermag. Hr. v. E. unternimmt es, dieses Problem zu lösen. In welcher Weise er dies zu bewirken gedenkt, haben wir bereits oben in flüchtigen Zügen angedeutet; doch bevor er selbst tiefer in die Materie eingeht, handelt er in besondern Capiteln von Griechenland, den Donauvölkern und Rußland, denen auch wir vorerst einige Hauptmomente zu entlehnen uns veranlaßt finden.

Hatte der Verf. schon im Eingange den Versuch, die Griechen zu regeneriren, als einen Fehlversuch bezeichnet, so gibt er uns jetzt die nähern Ursachen davon an, die wir, im guten Glauben an seinen Scharfblick und seine Wahrheitsliebe, ihm nacherzählen wollen. Griechenland, berichtet uns Hr. v. E., von dem schon vor vier Jahren Hr. Gordon sagte, es sei ein Ball für die Füße der Diplomaten, hat seitdem nicht aufgehört sich zwischen Frankreich, Rußland und England zu zerarbeiten. Von diesen Mächten beabsichtigt nur Frankreich aufrichtig dessen Unabhängigkeit und unterstützt daher die Nationalpartei. Rußland dagegen will es desorganisiren und nimmt sich demnach der fanatischen und unwissenden Partei an. England endlich, ist es auch der Russen Feind, scheint gleichwol für die Nationalunabhängigkeit keine größere Vorliebe als diese zu haben und leistet somit, indem es Frankreichs Absichten zu hintertreiben sucht, ohne Zweifel ganz unwillkürlich den Projecten Rußlands unaufhörlich Vorschub. In den letzten vier Jahren nun ist Griechenland vornehmlich dem Ehrgeize eines Mannes aufgeopfert worden. Es ist dies Graf Armansperg, der, wie Hr. v. E. versichert, nachdem er das Vertrauen seines ehemaligen Souverains unwiederbringlich verloren (!?), den Posten, den er in Griechenland zu bekleiden berufen ward, als den Weg zu einer mindestens factischen Souverainetät betrachtete. Indessen war der Regentschaftspräsident in Griechenland fremd; keine natürlichen Bande knüpften ihn an das Land; er suchte sich deren künstliche zu verschaffen. Nunmehr war er genöthigt seinen Stützpunkt in den Parteien zu suchen, die zu zügeln seine Pflicht gewesen wäre. Zu dem Ende wandte er sich zuerst an die Nationalpartei, die er mit Recht für die stärkste gehalten hatte. Von dieser, die keinerlei fremden Einfluß wollte, zurückgewiesen, wandte er sich an die Männer Rußlands, an die Partei Kapodistrias'. Er ging sogar so weit, sagt man, daß er die aufrührischen Absichten dieser Partei begünstigte, um glauben zu machen, eine Regierung, die nicht unter seiner unbeschränkten Leitung stehe, sei schwach, und somit eine Erweiterung seiner persönlichen Gewalt zu erlangen. Im Gegensatze zu Graf Armansperg stellt der Verf. Kolettis sehr hoch, der, wie es am Schlusse der ihn betreffenden Schilderung heißt, ein zu erhabenes Abbild von dem Genie seiner Nation ist, als daß die Schicksalsbestimmungen, wonach Griechenland streben darf, anders als durch seine Mitwirkung und seine Eingebungen erfüllt werden könnten. Was nun die von Hr. v. E. in Anspruch genommene Gebietserweiterung des heutigen Königreichs Griechenland anbetrifft, so geht derselbe dabei von der Unterstellung aus, daß das eigentliche Griechenland jene große Halbinsel umfasse, die, im Norden durch den Balkan geschlossen, von der Bocca de Cattaro bis zum Kap Emineh hin sich erstrecke. Weil jedoch Thracien ein nothwendiges Zubehör zu Konstantinopel, überdies durch die Kette des Rhodope von dem übrigen Griechenlande geschieden ist, so mag diese Provinz von demselben abgetrennt verbleiben. Würden aber dem neuen Königreiche Thessalien, Macedonien, Epirus und Albanien beigeschlagen, so erhielte es dadurch einen Zuwachs an Bevölkerung von 2,900,000 Seelen. Hiervon aber sind etwa 760,000 rein griechischen Stammes, 5—600,000 Walachen, ebenfalls zur griechischen Kirche gehörig, und 1,600,000 Albanesen, wovon zwei Drittel Muselmänner. Dagegen beläuft sich die Zahl der Osmanlis in den genannten Bezirken, nach einer, nur auf eine Hypothese sich gründenden und wahrscheinlich übertriebenen Berechnung auf nicht mehr als 280,000. Endlich sind, wie aus mehren vom Verf. angeführten historischen Thatsachen erhellet, die muselmännischen Albanesen beiweitem feindlicher gegen die Türken als gegen ihre christlichen Brüder gesinnt, wozu noch kommt, daß, wenigstens bei den Vornehmen, an die Stelle des Islam ein bloßer Deismus, auf eine Art religiöser Freimaurerei gestützt, getreten ist, weshalb denn aus dem Unterschiede der Religion keinerlei Hinderniß der Vereinigung Albaniens mit dem neuen Königreiche Griechenland entspringen würde.

(Der Beschluß folgt.)

Englisches Urtheil über Paul de Kock.

Das neueste Heft des „Edinburgh review" enthält eine Anzeige von den „Oeuvres complètes *de Paul de Kock*" (Paris 1834), welche gegen die sonstige Gewohnheit der englischen Kritiker in Angelegenheiten der französischen Literatur das Verdienst dieses talentvollen Schriftstellers sehr rühmend anerkennt. Wir sind bisher in den englischen Zeitschriften fast nur widerwärtigen Urtheilen über die französischen Romantiker begegnet, sowie überhaupt einer Einseitigkeit der Ansicht über die neuesten Zustände der französischen Literatur, die von dem Fortschritt des kritischen Geistes in England eben kein günstiges Zeugniß ablegt; um so mehr erfreut es, hier einmal einer kritischen Stimme in einem der renommirtesten englischen Journale zu begegnen, deren vollständige Belobung beinahe überraschend ist. „Wir haben", so äußert sich jener Recensent, „vor einigen Monaten in den londoner Zeitschriften ein Schreiben des Grafen Alfred d'Orsay gelesen, dessen Zweck war, die öffentliche Meinung Englands für das Talent und Misgeschick Paul de Kock's zu gewinnen. Der Verfasser dieses Schreibens, selbst ein feingebildeter und geschmackvoller Kenner der Literatur, nannte in diesem Aufsatz den Verfasser des „Frère Jacques" den Smollet Frankreichs. So hoch wir nun unsererseits Smollet's, unsers Landsmannes, Verdienste in Anschlag bringen, so glauben wir doch, daß jene Bezeichnung des Grafen d'Orsay durchaus kein bloßes Compliment für den französischen Schriftsteller ist. Wahr ist es, der Letztere ist weniger genau, weniger ausführlich und detaillirend als Smollet in seinen Portraitbildern des Lebens, auch hat er schwerlich in seinen Werken

einen so von Anfang bis zu Ende gleichmäßig gehaltenen Charakter, als die Smollet'schen Charaktere von Strap, Pipes und Matthew Bramble sind. Allein auf der andern Seite übertrifft Paul de Kock unstreitig Smollet an Pathos, an Mannichfaltigkeit, an Beruf für das Leidenschaftliche, und mehre seiner pittoresken Schilderungen des häuslichen Lebens sind ihrer einfachen Schönheit wegen den besten Stellen in Smollet's Schriften zu vergleichen. Wir sind der Meinung, daß eine Übersetzung von Paul de Kock's Schriften ins Englische, mit den Hinweglassungen, die der verschiedenartige Geist unserer Literatur nothwendig macht, unsere Sammlung für Volksdichtung wesentlich bereichern würde. Die moralische Tendenz Paul de Kock's ist oft richtig, zuweilen originell, großartig und vortrefflich." An einer andern Stelle heißt es: „Die Kritik hat ihm Unrecht gethan, wenn sie bemerkte, er sei nur ausgezeichnet in der breiten Farce und humoristischen Caricatur. Er gleicht Hogarth in der feinen und tiefen Kunst, womit er das Komische mit dem Schrecklichen zu verbinden weiß. In den Einzelheiten seiner männlichen und nervigen Gemälde scheint er oftmals blos zu scherzen und zu lachen, wo sich doch in der That hinter diesem Spaß ein würdiger Ernst verbirgt. Von allen Novellen Paul de Kock's ist der „Cocu" am fehlerfreiesten, und nach dem „Frère Jacques" unstreitig „Le bon enfant" das Rührendste und Treffendste. Den großen Erfolg, den der „Cocu" gemacht (an welchem selbst die eigensinnigsten Kritiker wenig mehr als etwa den Titel werden auszusetzen haben), beweist hinlänglich, daß der Verfasser seine Popularität keineswegs blos seinen hervorstechenden F e h l e r n zu verdanken hat, und wir finden in seinem letzten Werk: „Zizine", einer Geschichte voll Kraft und Schönheit, obgleich im Plan etwas magerer als andere dieses Verfassers, eine unverkennbare gesteigerte Reinheit der Gedanken sowol als des Styls. Dieser Fortschritt läßt hoffen, daß der Strom dieses kühnen und gewandten Geistes sich um so mehr ausklären wird, je länger er fließt."

In der That, auch wir Deutsche müssen dem englischen Kritiker für dies besonnene und maßvolle Urtheil sehr dankbar sein. Wie sehr hat es seither fast durchgängig der englischen Kritik in Beziehung auf das Ausland an Liebe gefehlt. Hier begegnen wir einem wahrhaft liebevollen Urtheil, und das nicht weniger gedankenvoll ist. Es ist gewiß, Paul de Kock ist ein reichbegabter Geist, und will man nicht oberflächlich nur die Schale des Verständnisses abstreifen, so wird man ihn auch einen e r n s t h a f t e n Geist nennen müssen. 80.

N o t i z e n.

Ein Correspondenzartikel aus Amerika in dem „Morning chronicle" theilt folgende Nachricht mit: „Man hat soeben im Westen eine wichtige Entdeckung gemacht, welche lange Zeit die Gelehrten aller Länder beschäftigen wird. Babylon, Balbek, Palmyra, Theben und Memphis zeigen die Ruinen, welche einst von Völkern bewohnt wurden, die in den Denkmälern der Geschichte leben; aber in den Einöden des nördlichen Amerikas wurden vor Kurzem die Ruinen einer großen, halbverschütteten Stadt entdeckt, von deren Bevölkerung man durchaus nichts weiß, die wahrscheinlich einem Geschlechte der Sterblichen angehörte, das heutzutage ganz von der Erde verschwunden ist. Gewiß wohnten weder die Indianer noch ihre Vorfahren jemals in Städten. Ich habe die wilden Gegenden des Westen viel durchstreift, die Ruinen von Missuri und Illinois sämmtlich untersucht: alle zeugen augenfällig von einem Volke, das ganz verschieden von den jetzt hier einheimischen Stämmen war und auf einer höhern Culturstufe stand. Die Ruinen der jetzt entdeckten Stadt zeigen, daß dieselbe von Backsteinen erbaut war. Wer sie erbaute und wer sie bewohnte, mögen die Alterthumskenner entscheiden. Ich führe blos an, daß unter einigen der indianischen Stämme sich die Sage von einem andern, einst im Norden Amerikas lebenden Geschlechte der Menschen erhalten hat. Diese Überlieferungen sagen aus, „daß das Mammuth in den Wäldern umherirrte, auf seinem Wege die Bäume entwurzelte und Menschen und Thiere seine Beute waren, bis der große Geist in einem entsetzlichen Ungewitter, unter Donner und Blitz das furchtbare Thier tödtete. Seit diesem Tage fischt der rothe Mensch in den klaren Flüssen und jagt in den Wäldern und auf den Auen." Man kann sagen, daß diese Völker in nichts den Mexicanern glichen, da ihre Denkmäler von denen jener ganz verschieden sind."

„Die ersten Gerüchte von der gemachten Entdeckung verbreiteten sich vor ungefähr zwei Monaten; man schenkte ihnen aber, da sie zu unbestimmt waren, nur wenig Vertrauen. Jetzt sendet mir ein Freund einen Bericht und ein Stück der Zeitung von Chicago (Michigan), welches ein Croquis der Stadt und eine nähere Beschreibung von Hrn. Hyer enthält, der, wie der Redacteur meldet, mit Aufnahme eines Planes officiell beauftragt war. Übrigens ist der Westen Amerikas äußerst reich an Merkwürdigkeiten und wahrscheinlich diese nur die erste der Entdeckungen, die noch der Bewunderung künftiger Forscher und Gelehrten vorbehalten sind."

„Noch andere Ruinen finden sich in Nord-West; sie liegen in dem Gebiet von Jefferson, westlich von Miwankie und auf dem linken Ufer des kleinen Flusses Roc."

„Hyer meldet, daß man vor Kurzem angefangen habe, in der Nähe der Ruinen ein Etablissement zu errichten. Die Neugierigen sind dadurch der Sorge überhoben, auf freiem Felde übernachten zu müssen; ein wichtiger Umstand in einer Gegend, wo so viele wilde Thiere hausen. Die Indianer nennen diese Stadt aus unbekannten Gründen Aztalan. Diese alte Hauptstadt einer Welt, die nicht mehr ist, scheint nach den Überresten einen Umfang von mehren Stunden gehabt zu haben."

Ein Schreiben aus dem Juradepartement vom 28. März meldet: „Vor einigen Tagen entdeckte J. B. Goissot, der mit mehren Arbeitern die alte Kirche von Mont-sous-Baudrey einriß, in einem Winkel der Kuppel eine lange Kiste von Tannenholz, die sogleich an der Luft zerfiel. Sie enthielt über 40,000 Scheidemünzen aus dem 14. Jahrhunderte; einige kleinere Stücken waren von Silber. Da einer der Arbeiter bemerkte, daß Goissot, statt fortzuarbeiten, sich die Taschen mit Münzen füllte, that er ein Gleiches, die Andern liefen ebenfalls herbei, Alles griff zu, und der Schatz ward geplündert. Der hinzugekommene Maire versuchte vergebens das Recht der Gemeine zu wahren und erinnerte ebenso fruchtlos, daß man auf solche Weise sich Das nicht zueignen dürfe, was dem Lande gehöre; seine Einrede blieb unbeachtet und die so beträchtliche Menge Münzen verschwand in einem Augenblick. Mehre Stück, durch die Bemühungen des Schatzmeisters der Société d'émulation wiedererlangt, wurden in dem Museum von Lons-le-Saulnier niedergelegt; es sind petits parisis und petits tournois (Parisienses et Turonenses parvi) und datiren, Ludwig's (X.) des Zänkers und Philipp's (V.) des Langen Namen tragend, aus den Jahren 1314—22. Auf einer Seite steht: „Civis Turonus" oder „Parisius civis" mit dem Grabmal des heiligen Martin von Tours; auf der andern: „Ludovicus rex" oder „Philippus rex", oder „Sit nomen Domini benedictum", mit einem Kreuz. Einige sind Münzen der Grafschaft Burgund und haben die Worte: „Burgundiae comes". Merkwürdig ist, daß ein ähnlicher Schatz von Münzen, die sich aus denselben Regierungen herschreiben, vor ungefähr vier Jahren in den Fundamenten des ehemaligen Carmeliterklosters zu Clairvaux gefunden wurde.

Einen der wichtigsten Gegenstände, die jetzt mehr als je an der Tagesordnung sind, behandelt ebenso ausführlich als gründlich der Graf Pillet-Will in dem Werke: „De la dépense et du produit des canaux et des chemins de fer" (2 Bände, 4., mit Kupfertafeln). 4.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Dienstag, —— Nr. 136. —— 16. Mai 1837.

Les deux mondes, par M. *Gustave d'Eichthal.*

(Beschluß aus Nr. 135.)

Das Schreckbild der russischen Übermacht hat dem Verf. unstreitig den Gedanken der Erschaffung eines Donaubundes eingegeben. Dieser Bund, sagt er unter Anderm, soll eine Seemacht im schwarzen Meere werden und daselbst die Macht Rußlands und der Türkei im Gleichgewicht erhalten. Ohne diese Bedingung könnte ihm die Einfahrt in die Donau, den Bosporus und die Dardanellen ungestraft verschlossen werden; seine politische Existenz, seine Handelswohlfahrt würden dringend bedroht sein; das Schicksal von 30 Millionen Menschen, welche die Ufer des Flusses bewohnen, hinge von Vergünstigungen ab und wäre steten Gefahren ausgesetzt. Östreichs Seemacht im adriatischen Meere, die einen raschen Aufschwung nehmen muß, würde nur unvollkommen ihrer Bestimmung entsprechen, hätte dasselbe nicht auch im schwarzen Meere einen Stützpunkt für seine Militairmarine.

So groß immerhin die Besorgnisse sind, die soeben erwähntes Schreckbild dem Verf. einflößt, und so gewagt wir auch die Hypothesen finden, die derselbe, von dergleichen Ansichten geleitet, an mehren Stellen seines Buchs in Betreff von Rußlands Politik aufstellt, ist er gerecht genug, das Verdienst anzuerkennen, das sich diese Macht durch die Bezähmung des ottomanischen Stolzes erworben hat, der sich, nach Hrn. Urquhart's Ausdruck, an der Wurzel aller Übel des Reiches findet. Es hat dasselbe ferner

den nicht minder reellen Ruhm gehabt, die Emancipation der alten Rajas zu sichern, indem es Griechenland und Serbien zur Revolte brachte, die Moldau und Walachei unter seinen Schutz nahm, seine Flagge der griechischen Marine lieh, bis ins Unendliche die Zahl der Schutzbefohlenen seiner Consulate vervielfältigte und nach jedem Siege neue Vortheile zu Gunsten der christlichen Religionsübung zur Bedingung machte.

Es wird — fährt Hr. v. E. fort — dieses Emancipationswerk immer ein schönes Blatt in Rußlands Geschichte sein; und sollte irgend ein Rigorist darüber klagen, es sei dasselbe aus eigennützigen Motiven eingegeben worden, so könnte man ihm antworten, daß der von Rußland verfolgte individuelle Zweck ein vollkommen rechtmäßiger, die von der nämlichen Macht angewandten Mittel aber gut und ehrenhaft hinsichtlich des Feindes seien, den sie zu bekämpfen hatte. Auch begleiteten die Sympathien Europas, die Wünsche der Philanthropen Rußlands Waffen zu jener Epoche, und dasselbe legte eine Laufbahn rascher und fortschreitender Eroberungen bis zum Tractate von Adrianopel, 1829, zurück, wo es zwar gewiß nicht den Gipfel seiner reellen Macht, doch aber den seines überziehenden Fortschrittes erreichte.

Nicht minder richtig bemerkt, unsers Dafürhaltens, der Verf., daß es keineswegs wahrscheinlich sei, es beabsichtige Rußland, nachdem ganz andere Verhältnisse eingetreten, die Laufbahn seiner Eroberungen in Betreff der Türkei zu verfolgen; es werde sich vielmehr auf die Grenzen beschränken, die ihm die Natur selber überwiesen, und somit den Wünschen Europas entsprechen. Das aber, was derselbe mit Bezugnahme auf des Engländers Slade Werk: „Records of travels" u. s. w., über die aufrührische Stimmung sagt, die in der Armee und bei der Bevölkerung Rußlands herrschen soll und die namentlich bei der Thronbesteigung des Kaisers Nikolaus und zur Cholerazeit sich offenbarte, beruht insofern auf irrthümlichen Unterstellungen, als er die Ursache davon in eben jenen revolutionnairen Tendenzen zu finden scheint, die ähnliche Erscheinungen in den europäischen Abendländern hervorriefen. Die öffentliche Meinung in Rußland, mit Ausnahme einiger westlichen Grenzprovinzen ist vielmehr wesentlich autokratisch. Verknüpften aber auch die Anstifter der meuterischen Auftritte, die zur Epoche der erwähnten Thronbesteigung stattfanden, mit ihrem frevelhaften Beginnen die Absicht, gewisse Ideen der Neuzeit auszuführen, so waren dies politische Phantasten, mehrentheils junge Leute, die selbst so sehr von der Unpopularität dieser Ideen überzeugt waren, daß sie, um sich nur einigen Anhang unter den Massen zu verschaffen, denselben vorspiegelten, es handele sich bei ihrem Unternehmen lediglich um die Aufrechthaltung der legitimen Thronansprüche Konstantin's, dem nach göttlichem Rechte der Thron vor dem jüngern Bruder gebühre.

Wir unterschreiben des Verf. Plaidoyer zu Gunsten der ottomanischen Nation, Mahmud's und selbst Mohammed Ali's in seinen wesentlichsten Theilen. Man ersieht daraus, daß sich derselbe von allen in diesem Betreff herrschenden Vorurtheilen loszumachen gewußt, sein Selbsturtheil aber durch keinerlei Parteiansichten befangen ließ.

Wir Alle fast — sagt er in dieser Beziehung — haben bei unserer Erziehung wunderliche oder feindselige Vorurtheile gegen jenes Volk eingesogen; und so wichtig auch dessen historische Rolle gewesen ist und noch sein soll, ist es uns doch schwer, dasselbe mit Unparteilichkeit zu beurtheilen. Zu dem Behufe aber dürfen wir zwei Dinge nicht außer Acht lassen, nämlich die Erdhälfte, der die Türken angehören, und das Civilisationsalter, zu welchem sie gelangt sind. Stets werden unterscheidende Züge, Contraste, Unverträglichkeiten zwischen den Völkern des Orients und des Occidents statthaben .... An-

derseits aber müssen wir, um die Türken richtig zu beurtheilen, sie zum öftern nicht mit Dem, was wir sind, vergleichen, sondern mit Dem, was wir waren. In vielen Stücken befinden sie sich auf dem Punkte, wo wir selbst vor einigen Jahrhunderten standen; und haben sie die Laster jener alten Zeiten beibehalten, so muß man auch zugeben, daß sie deren Tugenden bewahrt haben.

Wirft man nun den Türken ihre stationnaire und retrogade Neigung vor, so bemerkt der Verf., daß sie wol nicht immer diesen Vorwurf verdienten, und daß sie Europa keineswegs stationnair genannt, als sie Konstantinopel einnahmen, den Rittern von Jerusalem die Insel Rhodus entrissen, als sie vor Wien lagerten, ihre Reiterei aber bis in die Bergschluchten Krains und Kärntens vordrang, wo dieselbe, in Ermangelung wegsamer Straßen, ihre Pferde mittels Stricke über die Felsen hinaufzog. Sind sie aber seit jener Epoche im Stillstehen begriffen gewesen, so erging es ihnen wie unsern Vorfahren, die sich, aus den Wäldern Germaniens hervorgegangen, in den abendländischen Königreichen niederließen. Auch sie hatten, gleich dem osmanischen Herrscherstamme, eine Race müßiger Könige (rois fainéans). Und war in neuester Zeit die Brutalität des ottomanischen Materialismus wol schrecklicher, als die Ausschweifungen des französischen Spiritualismus? Was den Sultan Mahmud anbelangt, so hatte er eine unermeßliche Arbeit vor sich: er allein mußte Das ins Werk setzen, woran in Frankreich die Könige seit Ludwig dem Dicken gearbeitet hatten und was allererst durch den Nationalconvent vollendet ward.

Er mußte die erwählten Statthalter der Provinzen, die Häupter der großen Städte, die erblichen Häupter der großen Lehnsfamilien, die Paschas, die Ayans, die Dere-Beis zum Gehorsam bringen; er mußte die Janitscharen ausrotten, die für die Unabhängigkeit reifen Rajas emancipiren, neue Verhältnisse mit denen ihrer alten Unterwürfigkeit müden muselmännischen Bevölkerungen gründen, den übermäßigen Stolz der herrschenden Religion demüthigen, den Muselmännern Toleranz lehren und sie vorbereiten, einstens mit den Christen Verträge zu machen.

Hat nun aber Mahmud in allen diesen Stücken Vieles und Großes geleistet, so bedünkt es doch dem Hr. v. E., und wol mit Recht, es habe der positive, administrative und organische Theil seiner Reformen seither nur ein oberflächliches Resultat geliefert und mit Ausschluß von Konstantinopel und dessen Nachbarschaft nur einen schwachen Einfluß geäußert. Es habe derselbe ferner die Kette der Zeiten, gleich allen revolutionnairen Geistern, zerbrochen; er sei mit allzu heftiger Leidenschaftlichkeit für die abendländische Civilisation eingenommen, und er habe sie um jeden Preis in seinem Reiche einführen wollen, ohne sich auch nur einmal die Mühe zu nehmen, deren heterogene Theile zu modificiren. Es ist bekanntlich viel Schlimmes in letzter Zeit besonders von Mohammed Ali gesagt worden. Der Verf. scheint keineswegs die Ansichten der Verunglimpfer dieses außerordentlichen Mannes zu theilen. Er rechnet es ihm wol nicht mit Unrecht zum Verdienste an, gewissermaßen Das fortgesetzt zu haben, was Napoleon begonnen.

Er rottete die Mamluken aus, eroberte Kordofan und Sennaar, organisirte eine Armee, schuf eine Flotte und ein Arsenal, verbesserte das Bewässerungssystem, führte neue Culturarten ein, verdreifachte die Einkünfte des Landes, stellte in demselben die Sicherheit her, gestattete den Arabern Zutritt zum Militairdienst, wählte unter ihnen seine Civilbeamte, erhob auf diese Weise die Achtung vor dem arabischen Stamme, und verminderte das Ansehen des türkischen, der bisher das Land unumschränkt beherrscht hatte; endlich gab er Ägypten seine Unabhängigkeit und seine Stelle unter den Nationen wieder.

Aus nicht minder günstigem Gesichtspunkte und ebenfalls im Widerspruche mit andern Schriftstellern, die grade das Gegentheil behaupten, betrachtet der Verf. Mohammed Ali's Herrschaft über Syrien. Es ward dieses Land, sagt er, durch ihn aus seinem seitherigen Stumpfsinne erweckt, zum Militairdienste eingeweiht, einer regelrechten Verwaltung unterworfen und dessen religiöse Unduldsamkeit überwunden. Freilich bezahlte es diese Wohlthat theuer; immerhin aber war es eine Wohlthat; und wie groß auch die bei dessen Eroberung entfaltete Strenge und Tyrannei gewesen sein mag, so wird diese doch nicht blos Syrien, sondern der ganzen Welt *einen ausgezeichneten* Dienst geleistet haben.

Indem nun der Verf., im weitern Verfolg seines Buches die Dazwischenkunft des Occidents in die Angelegenheiten des Orients in Anspruch nimmt, fodert er als ersten Act des der Türkei zu gewährenden Schutzes deren Sicherstellung gegen die Überziehung Rußlands. Wir theilen jedoch nicht die Besorgnisse, die in dem nämlichen Betreff Hr. v. E. sowol hier wie an mehren andern Stellen seines Buches äußert. Denn einmal sind wir durch aufmerksame Beobachtung des von Rußland in letzter Zeit, vornehmlich aber seit der Thronbesteigung des Kaisers Nikolaus befolgten politischen Systems zu der Überzeugung gelangt, daß Mäßigung, strenge Rechtlichkeit und somit auch treue Beobachtung eingegangener Verträge Hauptcharakterzüge eben dieses Systems sind, es sohin an Gebietserweiterungen auf Kosten der ihm jetzt befreundeten Türkei gar nicht denkt. Zum andern aber erwäge man, daß ein Staat von dem unermeßlichen Umfange des russischen Reichs bei wohlverstandenem eignen Interesse der Vergrößerung nach innen ungleich mehr bedarf als der nach außen, und daß ein Verkennen *dieses* Princips für Rußland noch mehr als für das Ausland gefährlich werden müßte. Diese Foderung bei Seite, soll der Occident ferner dafür sorgen, den allerdings wol nicht sehr blühenden Finanzen der Pforte aufzuhelfen, zu welchem Ende nicht blos die emancipirten, seither tributpflichtigen Rajas derselben eine Schadloshaltung zu bezahlen, sondern auch Europa eine für sie zu negociirende Anleihe, wie solches hinsichtlich Griechenlands geschehen, zu verbürgen hätte. Es macht bei diesem Anlaß Hr. v. E. die ziemlich naive Bemerkung, es müßte die Anwendung der auf diesem Wege der Pforte zu Hände gekommenen Fonds besser, als in Griechenland der Fall gewesen, überwacht werden; auch könnte die Art ihrer Verwendung genau bestimmt werden, wie, beispielsweise zur Befestigung der nach Konstantinopel führenden Durchgänge, der Engpässe der Rhodope und des Balkan, des Kaukasus, des Taurus u. s. w. Verpflanzung der Civilisation des Abendlandes endlich,

sohin seiner Erziehungsmethode, seiner Wissenschaften und Künste, insofern dies Alles mit den nationalen Eigenthümlichkeiten des Orients verträglich, wird von unserm Verf. noch weiter in der nämlichen von ihm aufgestellten Hypothese als Dazwischenkunftsmittel zu dessen Gunsten angedeutet.

In eben derselben Hypothese nun wird Frankreich, dem Hr. v. E. gleich anfangs eine so große Rolle in seinem politischen Weltsysteme überwies, am Schlusse des Buches keineswegs unvortheilhaft bedacht. Wir erwähnten bereits den Ländererwerb, der demselben, um seine Rolle erfüllen zu können, zugetheilt wird. Hier mag es daher genügen, nur in kurzen Worten die moralischen Bedingungen zu bezeichnen, die der Verf. zu dem nämlichen Behufe für unerläßlich hält. Nachdem sich der Verf. in kurzen Worten über den Nationalconvent und Napoleon, das von der Restauration erfundene Schaukelsystem (système de bascule) und das nach der Julirevolution an dessen Stelle getretene System der richtigen Mitte (juste milieu) geäußert und von letzterm insbesondere gesagt hat, es liege dasselbe zwar in der Mitte beider Extremitäten, berühre dieselben aber nicht, entwickelt er uns seinen Gedanken in dem Betreff etwa in folgenden Worten:

Die Welt bedarf heutiges Tages einer neuen Politik, welche jene Verschiedenheiten von Genie, Stamm, Erziehung und gesellschaftlicher Stellung, die bisher die Basis der Parteien waren, die ewig bestehen werden, und denen es stets gelingen wird, sich in der Gesellschaft Platz zu machen, zu entwickeln und zu kräftigen versteht. Man muß die Contraste, welche die Vorsehung in dem Schoose eines jeden Volkes erschuf, und mittels deren sie ebenfalls die großen Abtheilungen der Welt abmarkte, zu umfassen, zu leiten und zu benutzen wissen, zugleich aber auch muß man jene Verschiedenheiten nebeneinander ordnen und vergesellschaften, sie beherrschen, indem man sie achtet, und sie dem gemeinschaftlichen Interesse dienstbar machen. Die neue Politik soll zu gleicher Zeit ein Schaukelsystem und ein System der richtigen Mitte sein, sie soll zugleich beide Extremitäten berühren und Das, was dazwischen liegt, ausfüllen.

Was nun schließlich noch die Noten anbetrifft, die einen besondern Anhang des Buches bilden, so sind dieselben großentheils dem vielberufenen „Portfolio" und einigen, vornehmlich englischen Werken, über die Türkei entnommen. 17.

Altdeutsche Stadttheater.

In ältern Zeiten konnten sich, wo nicht die meisten, doch viele deutsche Städte rühmen, ihr eignes Stadttheater zu haben. Das Theater war meist in einem Gasthofe, und die Schauspieler ehrsame Bürger und Handwerksleute, die aber ihre Schauspielkunst, wie wir sie einstweilen nennen wollen, so methodisch und zunftmäßig trieben als ihr eigentliches Gewerk. Ohne Zweifel müssen sich in manchen Städten und Städtchen, besonders im südlichen Deutschland, wo so viele Reichsstädte waren, die an ihrem alten Herkommen hielten, noch jetzt Spuren davon vorfinden. In Kaufbeuren bestand eine solche Gesellschaft von uralten Zeiten an, denn ihre Jahrbücher konnte man noch zu Ende des vorigen Jahrhunderts bis 1540 zurückführen, und wenn man von Dem, was sie in den achtziger Jahren des 18. Jahrhunderts leistete, auf Das schließen kann, wie sie es leistete, mußte die Gesellschaft besser als manche herumziehende sein. Sie führte z. B. 1781 „Die Jagd" auf, und ein Epilog von Wagenseil, der noch jetzt in Augsburg lebt und sich hochbejahrt damals ums Theater mannichfache Verdienste erwarb, verlangte einen Bürgen, in dessen Charakter er gesprochen wurde, wie ihn vielleicht keine gewöhnliche herumziehende Bühne aufzeigen könnte. Stellen wie folgende:

Ein jedes Bäumchen will gepflanzt, gepfleget sein.
Es braucht Begießen und Sonnenschein,
Wenn's wachsen soll — —
So geht's der Kunst u. s. w.

zeigen, daß diese Handwerker für die Kunst mehr fühlten als viele Künstler. Ein Stück: „Ehrlichkeit und Liebe", ein kleines Singspiel, aus dem sich noch das Volkslied: „Arm und klein ist meine Hütte", erhalten hat, aufgeführt auf dem bürgerlichen Theater zu Kaufbeuren den 17. Mai 1781, schloß auf gleiche Weise mit einem Epilog, von Jungfer Anna Katharina Mizlin gesprochen, den ebenfalls Wagenseil, von welchem die Operette war, gedichtet hatte. Das genannte Stück war die erste Operette auf diesem bürgerlichen Theater, und darum dankte Jungfer Anna Katharina Mizlin

— — für die Huld.
Mit der Ihr uns habt aufgenommen.
Gereuen Euch, Ihr Gönner, nicht die Stunden,
Die Ihr bisher habt bei uns zugebracht,
So sing' ich Euch, wenn wenig Monden*) sind verschwunden,
Als Töffel's Röschen in der „Jagd"!

Da wir die „Artikul und Ordnungen einer löblichen Gesellschaft der bürgerlichen Komödianten und Agenten allhier zu Kaufbeuren vom Jahre 1688" durch den genannten Wagenseil aus dem dortigen Rathsarchiv gedruckt vor uns haben, so können wir auch von der Organisation dieser Gesellschaft, damit aber auch wol jedes solchen, echt deutschen Stadttheaters nähere Kunde geben, und wir bemerken daher, daß sie einen Obmann (Director) hatten, den der Rath einsetzte; daß nur „ehrliche, redliche, unberüchtigte Männer, Gesellen und Knaben**) admittirt" werden durften. Aus der Gesellschaft wurden vier Vorgesetzte gewählt, welche „Bücher, Rechnungen, Theatrum und Kleider, Büchse (Kasse) und Geld und Schlüssel dazu in Verwahrung hatten", die Stücke mit dem Obmann wählten, dem Geistlichen zur Censur und dem Rathe zur Verwilligung einreichten; die Rollen aber nicht nach Stand, Alter, Gunst, Ansehen u. dergl. wie bei vielen Hof- und Stadttheatern geschieht, sondern nach eines Jeden Qualität und Geschicklichkeit auszutheilen hatten. Wer „ohne wichtige oder erhebliche Ursache" die Aufführung unmöglich machte, hatte den ungefähr zu verhoffenden Ertrag der Einnahme zu bezahlen, oder ward aus der Gesellschaft gestoßen und galt bis zum Ersatz „so lang und viel für unehrlich". Streitigkeiten entschied der Obmann mit den Vorgesetzten, wozu noch zwei „friedliebende Männer aus der Gesellschaft" zugezogen werden konnten. Starb einer aus der Gesellschaft, so trugen ihn die Mitglieder „zu seinem Ruhebettlein und gaben ihm das Geleit und sangen am Grabe" und „solches Alles umbsonst, aus lauter Lieb' gegen den Verstorbenen".

Dies ist der Hauptinhalt jener, vom 9. April 1688 datirten „Artikul", die uns in der Art für unsere Vorfahren, insofern in vielen Städten zu jenen Zeiten ähnliche Gesellschaften waren, alle Achtung und mehr einflößen, als wir von unseren Nachkommen erwarten dürfen; denn durch unsere kleinen Städte ziehen — Bettelhorden, die den Geschmack und die Sittlichkeit in und außer der Bühne zugleich verderben. Was aber damals möglich war, müßte in jeder kleinen Stadt wieder jetzt viel leichter möglich zu machen sein. In jeder würde sich wol eine Gesellschaft von 10—15 gebildeten Personen

*) Es ließe sich hieraus folgern, daß nicht oft gespielt wurde. Dies wäre freilich bei wieder zu errichtenden Stadttheatern der Art hauptsächlich zu berücksichtigen.

**) Welche Frauenzimmer spielten.

zusammenbringen lassen, welche unter einem tüchtigen Obmann und vier wackern Vorgesetzten, zwar nicht den Teufelsspuk der Opern und große Trauerspiele, aber was die komische und ernste Muse von Iffland, Jünger und Kotzebue u. s. w. dichtete, besser, anständiger und geschmackvoller aufführen könnten als jene wandernden Horden. Nur müßte freilich auch „ein Edler, Ehrsamer und Wohlweiser Magistrat“ solcher Mittelstädte, wie 1688 in Kaufbeuren, die Hand reichen und zusehen, welchen Obmann und welche Vorgesetzte, welche „Männer, Gesellen und Knaben (auch respective Jungfrauen) er verordnete, bestätigte und admittirte“. 47.

Literarische Notiz.

Wir haben als Curiosität einige Nummern eines australischen Journals vorliegen, das zu Sidney in Neuholland wöchentlich in einer Nummer erscheint und den Titel führt: „The reformer, or weekly periodical for the australian colonies, published by a society of colonists.“ Der vierteljährige Subscriptionspreis dieses Journals, das, wie es scheint, von einem gewissen Dr. Lhotsky, einem Deutschen, redigirt wird, ist 3 Shilling 6 Pence, und der Herausgeber hat die Einrichtung getroffen, daß in jedem Halbjahre eine goldene Preismedaille, 5 Sovereigns an Goldwerth, für den besten Originalaufsatz ausgesetzt wird, wobei der Herausgeber selbst nicht mit concurrirt. Die Urtheile, wornach der Preis zuerkannt wird, werden von den Subscribenten selbst gefällt, jeder von diesen hat eine Stimme, und die meisten Stimmen entscheiden. Die eben vorliegenden Nummern sind vom 25. Juni, vom 9. und 30. Juli 1836 und enthalten nächst einigen Originalgedichten vornehmlich einen Originalaufsatz über Neusüdwales innerhalb der letzten vier Jahre, der jedoch im höchsten Grade oberflächlich geschrieben ist und anstatt historischer, interessanter Thatsachen, fast nur triviale allgemeine Betrachtungen enthält und sich nicht von dem haltlosen Geschwätz der gewöhnlichsten englischen Zeitschriften unterscheidet; ferner einen Aufsatz: „Über die Musik in Australien“, aus dem wir gleichfalls nicht viel mehr erfahren, als daß vor fünf Jahren noch wenig an musikalische Unterhaltungen in Neusüdwales gedacht wurde, daß sich dies aber neuerdings geändert, seitdem einige Mitglieder der philharmonischen Societät in London, Mr. Wallace nebst Familie und Mr. Deane, dort ihren Wohnsitz aufgeschlagen. Seltsamerweise beklagt sich der Verf. dieses musikalischen Artikels über die zu große Jugend der beiden Sängerinnen Miß Wallace und Miß Deane, während wir Europäer uns bei unsern Concert- und Opernnachtigallen häufig über das Gegentheil beschweren müssen. Übrigens bemerkt derselbe, es seien in der Colonie nicht wenige, und einige recht reichbegabte, musikalische Talente vorhanden; nur fehle es ihnen an gehöriger Anleitung, an tüchtigen, in Europa gebildeten Musikern, die bei ihnen Lehrerstelle vertreten könnten. An ein gutes Orchester sei in Sidney, wo doch soeben ein Theater erbaut wird und zwei Kathedralen sind, gar nicht zu denken; in den Concerten müsse man sich darüber ärgern, wie die reinen, seelenvollen Töne von Miß Deane, von Wallace, Chester und andern Sängern auf höchst jammervolle Weise von rechten Stockfiedlern begleitet würden. Diese Noth des musikliebenden Publicums in Sidney zugleich mit dem Verf. herzlich beklagend, sehen wir doch nicht ab, wie sie sobald abgestellt werden soll. Wo soll in Neuholland auf einmal ein gutes Orchester herkommen, da so viele ausgezeichnetere Städte Europas kein solches haben? Außer diesen beiden Originalartikeln enthalten die vorliegenden Nummer: Auszüge aus englischen Zeitschriften, Notizen (aber sehr kärgliche) über australische Zustände und Misstände, Originalbriefe von Abonnenten an die Redaction, in fürchterlichem Englisch geschrieben, darunter einer so anhebt: „Sur, — I ham nut noo agoin too giw you a long yarne, but has ve lisensed wittellers sa, nothing no mor nor summit shorte. Hits noo no werry short tim, has i haves a been nesesiated vat vith rumatis, hand hother kinds hov thim there hailmints too keep mi bed“ u. s. w. Von einem der Originalgedichte, das „Die Stimme der Freiheit“ überschrieben und mit den Buchstaben G. J. M. unterzeichnet ist, wollen wir nur die letzte Strophe beisetzen:

From the heavens a shadow is clearing,
From the earth a thick mist is dispell'd,
And the rainbow of hope reappearing,
Sheds a light, that hath long been withheld;
The Helot shall shrink back in terror
To the dens, where lost tyranny lies,
When like dawn on the long night of error
The pharos of truth shall arise.

Man sieht, dies Gedicht gehört nicht zu den mislungensten; da findet man in der „Literary gazette“ wol oft ärgern Plunder. 11.

Bibliographie.

Der Cid. Ein Romanzen-Kranz. Im Versmaase der Urschrift aus dem Spanischen übersetzt von *F. M. Duttenhofer*. 2te verbesserte Auflage. 8. Stuttgart, Beck und Fränkel. 1 Thlr.

Cooper, J. F., Erinnerungen an Europa. Aus dem Englischen von A. v. Treskow. 2 Theile. 8. Quedlinburg, Basse. 2 Thlr. 8 Gr.

Düntzer, H., Jacques Auguste de Thou's Leben, Schriften und historische Kunst verglichen mit der der Alten. Eine Preisschrift. 8. Darmstadt, Leske. 12 Gr.

Die Eroberung der Burgen am Neujahrstag 1308. Ein vaterländisches Schauspiel in fünf Aufzügen. Von einem eidgenössischen Freund der Freiheit und des Vaterlandes. Gr. 12. Aarau, Sauerländer. 16 Gr.

Görtz, C. G. A. Baron v., Schill und seine Tapfern. Ein patriotisches Denkmal bei Gelegenheit der feierlichen Beisetzung der gesammelten Überreste von den bei Braunschweig im Juli 1809 erschossenen vierzehn Schill'schen Husaren, errichtet. 8. Quedlinburg, Basse. 8 Gr.

Grünig, H., Gedichte. Gr. 12. Breslau, Richter. 1 Thlr. 21 Gr.

Held-Ritt, E. v., Prißnitz auf Gräfenberg oder treue Darstellung seines Heilverfahrens mit kaltem Wasser. Ein Handbuch für Alle, welche Gräfenberg besuchen, und die Wasserkur dort oder in der Heimath brauchen wollen; sowie für Jene, welche dort Heilung fanden. Nebst topographischer Beschreibung von Gräfenberg und seiner Umgebung. Mit 1 Karte und Prißnitz's Portrait. 8. Wien, Mörschner u. Jasper. 18 Gr.

Palochay, Th. Baron v., Gedichte. Gr. 8. Pesth, Heckenast. 16 Gr.

Schopenhauer, J., Richard Wood. Roman. 2 Thle. 8. Leipzig, Brockhaus. 4 Thlr.

Souvestre, E., Frauenloos. In vier Erzählungen frei nach dem Französischen, von Julius Schoppe. In 2 Theilen. 8. Altona, Hammerich. 2 Thlr. 8 Gr.

Sutsos, A., Der Verbannte von 1831. Roman aus Griechenlands neuester Geschichte. Aus dem Neugriechischen. 8. Berlin, Herbig. 1 Thlr. 8 Gr.

Tanner, K. R., Heimathliche Bilder und Lieder von rc. 3te vermehrte Auflage. Gr. 12. Aarau, Sauerländer. 8 Gr.

Varnhagen von Ense, K. A., Denkwürdigkeiten und vermischte Schriften. 2 Bände. Gr. 8. Mannheim, Hoff. 4 Thlr. 12 Gr.

Werther, F., Die Heldensagen griechischer Vorzeit. Oder ausführliche Darstellung des mythisch-heroischen Zeitalters der Griechen. Zugleich eine nothwendige Ergänzung zu jeder griechischen Mythologie und Geschichte. 2ter Theil. Gr. 8. Berlin, Amelang. 2 Thlr. 16 Gr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Mittwoch, —— Nr. 137. —— 17. Mai 1837.

Über Eckermann's „Gespräche mit Göthe". *)

Die Veröffentlichung der Gespräche Eckermann's mit Göthe liefert uns einen neuen Schlüssel, wenn nicht zu dem ganzen Charakter des großen Mannes und Schriftstellers, so doch zu manchem Fache seiner vieltheiligen Natur und Bildung. Es ist dies daher eine Gabe, die man immerhin mit Dank annehmen darf, da es bei dem großen Eingriffe, den Göthe in unsere gesammte Cultur gehabt hat und fortfährt zu haben, immer wünschenswerther wird, daß sich die Urtheile über ihn abschließen, so weit dies nur irgend möglich ist; daß sich die mit ihm homogenen und hetrogenen Naturen stets deutlicher in ihm oder außer ihm erkennen und sich womöglich ohne Groll voneinander trennen, da sich das große Schisma der Masse zwischen ihm und Schiller aller Menschlichkeit nach so wenig ausgleichen wird als Platonismus und Aristotelismus, als die Lehre des Epikur und der Stoa. Daß es zu einer solchen Niedersetzung der Urtheile über Göthe kommen werde, dazu wird durch die Erscheinung so vieler brieflichen und anderer Urkunden, aus denen man über den Mann durch ihn selbst unwidersprechliche Aufschlüsse erhält, immer mehr Hoffnung. Zu solchen Urkunden gehören auch diese Gespräche Göthe's mit einem Manne, vor dem er zwar in seiner Behaglichkeit manches Nachlässige, Widersprechende, von der Laune und Stimmung Eingegebene auszusprechen nicht scheute, vor dem er aber auch ohne Rückhalt über sich und Andere Urtheile ablegte, die er vielleicht nach seiner Art zurückgehalten hätte, hätte er muthmaßen können, daß sie zur einstigen Publication registrirt würden. Denn es ist bekannt, wie sehr Göthe es liebte, vor dem Publicum Verstecken zu spielen (wie er ja selbst diesen Vertrauten nicht einmal in alle Geheimnisse seiner Schriftstellerei blicken läßt); und es ist dies ein Zug, der allerdings erst im Alter in ihm stärker vortrat, jedoch auch schon in seiner Jugend dem Keime nach sichtbar ist, in einer Zeit, wo man dies am wenigsten erwarten würde. Es gab eine Periode, wo Göthe den allgemeinen Gang der Literatur ebenso sehr mitging, als er sich später zu isoliren strebte; wo er fast zaghafter war in seinen Poesien als in seinen Kritiken; wo er nicht allein producirend und positiv, sondern auch polemisch eingriff. Damals würde er noch nicht so absprechend gesagt haben, was hier in unsern Gesprächen vorkommt: „daß alles Negative nichts sei, weil, wenn man das Schlechte schlecht nenne, wenig gewonnen, wenn aber das Gute schlecht, Vieles geschadet wäre; daß, wer nicht wirken wolle, nie schelten, sich nicht um das Verkehrte kümmern, sondern nur immer das Gute thun müsse, weil es nicht darauf ankomme, daß eingerissen, sondern daß etwas aufgebaut werde, woran die Menschheit eine Freude empfände". Sondern damals würde er diesen Ausspruch dahin haben beschränken müssen, daß, wo dem Neubau von alten Halbruinen der Platz versperrt ist, doch wenigstens da das Negative und Polemische an seinem Platze sei, und daß man nur, wie er selbst mit Rath und That zeigte, nicht bei dem Niederreißen allein stehen bleiben müsse. Es war dies die Zeit, wo er in der kräftig und frisch haltenden Umgebung junger Männer vaterländisch mitwirkte, das Hemmende in unserer Literatur zu beseitigen; wo er in den „Frankfurter Anzeigen", ergriffen von Lessing's Geist (eben wie auch Herder anfänglich ganz in Lessing's Fußtapfen trat), reformatorisch, fast mit größerer Schärfe und Heftigkeit, frivoler und freier als die „Literaturbriefe", gegen kleinliche Moralisten und Ästhetiker, gegen schwache Dichterlinge, vornehme Zeloten und neue Propheten, gegen alle Unsitte und Ungeschmack, Systemmacherei und Dilettantismus zu Felde zog. Wer die Entwürfe überblickt, die Göthe in den Jahren nach seinem ersten Auftreten in „Götz" und „Werther" mit sich trug, der sieht ihn beschäftigt mit lauter Aufgaben, die er aus der Lage Deutschlands und seiner Literatur herausgreift, die er meistens satirisch behandeln wollte, in denen er immer dem Zeitgeiste mit- oder gegenwirkend nahe trat, wo er immer im Bezug auf das gemeinsame Ganze erscheint und immer in der Reihe jener himmelstürmischen Jugend der siebenziger Jahre, die, von ehrenwerthen Bestrebungen getrieben, ihren Widerwillen gegen alles Falsche und Unnatürliche mit franker Offenheit ausließ. Allein mitten in dieser Richtung, die er mit den Jugendgenossen theilte, mitten in der Leidenschaftlichkeit, dem Trotz, der Regellosigkeit dieser Gene-

*) Da vor Kurzem die zweite Auflage des Eckermann'schen Werks erschienen ist, wird es uns erlaubt sein, auch nach den darüber bereits gemachten Mittheilungen in Nr. 177—179 d. Bl. f. 1836 hier noch einmal darauf zurückzukommen. D. Red.

ration zeichnet ihn schon größere Mäßigung und Besonnenheit aus in Dem, was er wirklich in diesen Tendenzen producirte; und mehr noch erkennen wir in der Art, wie er das Meiste und Größte unter seinen hierher gehörigen Entwürfen liegen ließ, und wie er immer bestimmter dieser Jugend und ihrem Treiben den Rücken kehrte, daß die Geradheit und Derbheit seiner Satire und die offene Darlegung seiner eigentlichen Meinungen damals nicht Natur, sondern Jugend in ihm war. Schon mit den „lebendigen Sinngedichten", die damals aus seiner Theilnahme an allen Persönlichkeiten und Begebenheiten flossen, waren zum Theil Masken lebender Genossen Göthe's gemeint; allein der Scherz darin und die Bedeutung war so versteckt, daß die Gemeinten selbst und Niemand überhaupt sie errieth! So ist auch der „Satiros", der, wenn ich nicht sehr irre, ein Stich auf Basedow's faunenhaftes Aussehen, seine Paradorien, seine gotteslästerlichen Begriffe, seine Antitrinitätswuth u. dergl. sein soll, wol kaum entziffert worden. Göthe's Rücksichtslosigkeit ging nicht weit genug, daß er die „Hochzeit Hanswursts", von der er auch noch in diesen Gesprächen redet, die er damals in unbegrenztem Übermuthe arbeitete, veröffentlicht hätte, und späterhin theilt er nicht einmal den Inhalt mit. Der Plan des „Mahomet" gehört hierher: er sah die strebsamsten Männer seiner Zeit bemüht, das Göttliche, das sie wollten, auszubreiten; er wollte ihnen nun an Mahomet tragisch vorführen, daß sie sich in diesem Bestreben nicht der Menge gleich stellen, nichts ihren Vorzügen vergeben oder gar sie aufgeben müßten. Auch dies Stück blieb liegen. So war es auch mit dem Epos vom ewigen Juden, das wie „Faust" solche „tiefere Griffe in die Menschheit" thun sollte, dessen volksmäßigen Stoff und zeitgemäße Natur Göthe ebenso mit Schubart zusammen ergriff, wie er im „Faust" den Gegenstand und die allgemeine Conception mit Lessing, Klinger und dem Maler Müller theilte. Was Göthe damals wirklich Dieserartiges ausführte, bedauerte er nachher. So seinen „Prometheus", der zufälliger Anlaß ward zu dem Streite zwischen Jacobi und Mendelssohn; so sein kleines Spiel gegen Wieland. So ließ er später seinen „Faust", der in diesen Zeiten schon im Werden war, stets mehr aus der ersten Anlage herausgehen, und es ist bezeichnend genug, daß er gegen Eckermann den ersten Theil gegen den zweiten herabsetzt, als aus Befangenheit und Leidenschaftlichkeit hervorgegangen.

Also selbst in den Jahren der Zügellosigkeit, der Polemik, der Satire ging Göthe — ganz im Großen — nicht offen heraus, nicht so offen, als er wol Lust hatte; wie viel weniger that er es in der Zeit, wo er aussagen konnte: „der Dichter müsse sich scheuen das Beste zu sagen; er müsse bedenken, daß seine Werke in eine gemischte Welt kämen, und sich in Acht nehmen, daß er der Mehrzahl guter Menschen (im Sinne von bon homme?) durch eine zu große Offenheit nicht schade"! Um so erwünschter sind nun manche Bekenntnisse und Äußerungen, die wir hier ihm abgelauscht sehen von einem Liebling, der das Gehörte so religiös und gewissenhaft wiedergibt, daß wir den echten Göthe überall erkennen und von ihm bald über sich selbst, bald über seine literarische Mitwelt ein ungeheucheltes Wort erbeuten. Die blinden Bewunderer Göthe's werden in diesem Büchlein weit Anderes auszeichnen, als was wir auszeichnen möchten: uns ist es wichtig geworden durch eine Reihe von Aussprüchen theils über seine eigne künstlerische Vergangenheit, theils über die Kunstthätigkeit der jungen Welt um ihn her. So oft erkannten wir hier wieder jenen gesunden Menschenverstand, den er auch hier noch als den Standpunkt angibt, mit dem er es immer lieber als mit der Philosophie gehalten habe, den wir in den drei ersten Bänden seines Lebens so gern über die Zeit seiner Entwicklung und des Aufblühens der deutschen Literatur urtheilen hörten. Mit Vergnügen haben wir in diesem letztern Werke immer den literarhistorischen Takt verfolgt, mit dem Göthe seiner ersten Producte Entstehen erklärt, und wie er die großen Einflüsse der Zeit überall fein und bestimmt anzugeben weiß, und so haben wir uns auch hier gefreut, dieselbe Entfernung von der Meinung wiederzufinden, als ob die Zeiten wenig oder nichts in der Bildung eines großen Mannes erklärten, eine Meinung, die einem Genius von solcher Höhe noch am ehesten zu gute zu halten wäre. Wie wehrt sich Jean Paul z. B. gegen diese historische Erklärungsart, weil allerdings auf ihn auch das Jahrzehnd und das Jahrhundert so wenig wirkte wie auf Göthe viel. Allein Göthe, der immer als ein feiner Barometer den verschiedensten Stand der literarischen Witterung in Deutschland genau anzeigte, erkennt sich gern in dem Wechselverhältnisse von passiver und activer Influenz, in dem jeder Mensch, allerdings mit gradweisen Unterschieden, zu seiner Zeit steht.

Man spricht — sagt er hier — immer von Originalen; allein was will das sagen? So wie wir geboren werden, fängt die Welt an auf uns einzuwirken, und das geht so fort bis ans Ende. Und überall, was können wir denn unser Eignes nennen, als die Energie, die Kraft, das Wollen? Wenn ich sagen könnte, was ich Alles großen Vorgängern und Mitlebenden bin schuldig geworden, so bliebe nicht viel übrig.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Höfe und Cabinete Europas im 18. Jahrhundert. Von Friedrich Förster. Zwei Bände. Mit Urkundenbüchern. Potsdam, Riegel. 1836. Gr. 8. 3 Thlr. 8 Gr.

Herr Förster hat seit einigen Jahren durch mehre rasch auseinander folgende Werke von größerm Umfange das Gebiet der historischen Kenntnisse zu erweitern gesucht. Am werthvollsten waren für uns seine Schriften über Wallenstein, zuerst die gesammelten Briefe, dann die Biographie des berühmten Kriegsfürsten, wie wir auch in Nr. 198 u. 199 d. Bl. f. 1834, ausführlicher dargethan haben. Die frühere Schilderung der Jugendjahre Friedrich's des Großen und der Überblick seiner literarischen Thätigkeit (Berlin 1822) war ebenfalls eine verdienstliche Arbeit und hat, wenn gleich sie nicht aus unbenutzten Quellen oder ungekannten Archiven geschöpft oder das Werk eines so treuen, jahrelangen Fleißes und einer so gesunden Kritik war, als wir an den Schriften des Hrn. Preuß über denselben Gegenstand zu rühmen haben, doch viele interessante Notizen über Friedrich II. in das größere Publicum gebracht. Weniger gelungen ist das bänderreiche Werk über Friedrich Wilhelm I. Es enthält wenig Neues und zeigt gar zu deutlich

das Bemühen, den zu verarbeitenden Stoff möglichst auszuspinnen. Doch hat es demselben an Lesern nicht gefehlt, da Herr Förster verstanden hat, leicht zu erzählen und eine Menge von Anekdoten und Thatsachen — freilich ohne Plan und Ziel — über die Regierungszeit des Königs zusammenzutragen, welche vielen Lesern unbekannt gewesen sein mochten.

Das vorliegende Werk gehört in den beiden bisjetzt erschienenen Bänden derselben Epoche des 18. Jahrhunderts an. Der Titel verspricht sehr viel, und eine genaue, ausführliche Behandlung dieses Gegenstandes setzt Studien voraus, die wir — bei aller Achtung vor Hrn. Förster's literarischer Thätigkeit und Bildung — doch kaum bei ihm erwarten können. Wir brauchen nur die Namen einer Maria Theresia, eines Friedrich II., eines Joseph II., eines Peter I., einer Katharina II. zu nennen, nur an die Höfe der Ludwige in Frankreich, der George in England, an Karl XII. Feldlager zu erinnern und glauben dadurch schon hinlänglich angedeutet zu haben, was wir mit unserm Bedenken gegen Hrn. Förster's Befähigung zu einem solchen Unternehmen sagen wollen. Es liegt nur zu nahe eine Vergleichung mit Schlosser's „Geschichte des 18. Jahrhunderts" anzustellen. Ließ dieselbe gleich Manches in der ersten Ausgabe zu wünschen übrig und fand sich der Leser mitunter von dem berühmten Historiker, der nicht immer in der besten Laune gewesen zu sein schien, etwas vornehm behandelt, so wird doch Niemand leicht in Abrede stellen wollen, daß Schlosser große und umfassende Studien gemacht hat, daß er seit mehr als 20 Jahren dem Laufe der Weltbegebenheiten mit gespannter Aufmerksamkeit gefolgt ist und sich somit eine ausgezeichnete Kenntniß der politischen und literarischen Zustände des 18. Jahrhunderts angeeignet hat. Über einzelne Persönlichkeiten und Verhältnisse werden sich freilich die Urtheile nicht einigen. Indeß wird dies nicht zum Schaden des Buches sein.

Wir brauchen nun nicht grade den Maßstab eines mit Schlosser's Fleiß und Ausdauer gearbeiteten Werks an die historische Schrift unsers Verf. anzulegen, um uns doch zu überzeugen, daß sich derselbe seine Arbeit ziemlich leicht gemacht hat. Der erste Band enthält den Abriß der Geschichte des spanischen Erbfolgekriegs, das heißt Ursache und Veranlassung desselben, die diplomatischen Verhandlungen vor dem Anfange, die Kämpfe in Spanien und (sehr oberflächlich) in den Niederlanden, endlich die Verhandlungen zu Utrecht und Rastadt. Aber dies ist Alles nur mit Benutzung der gewöhnlichsten Hülfsmittel erzählt, Lamberty, Rousset, San-Felipe (der sich selbst aber San Phelipe geschrieben hat), die „Actes de la paix d'Utrecht" und andere allgemein zugängliche Schriften werden wol angeführt, auch hier und da Hormayr's „Östreichischer Plutarch" und die „Östreichische militairische Zeitschrift"; aber nicht einmal Das ist verarbeitet, was die Erzählung des Krieges in der „Allgemeinen Welthistorie" bietet, die wir übrigens der Förster'schen Darstellung weit vorziehen. Denn dort ist doch auch der Krieg in Deutschland abgehandelt, den Hr. Förster aus uns unbekannten Gründen gänzlich übergangen oder vergessen hat, und für dessen Geschichte Hormayr im sechsten Jahrgange des „Historischen Taschenbuchs" und M. von Freiberg im vierten Bande seiner „Sammlung historischer Schriften und Urkunden" manches wichtige Actenstück bekannt gemacht haben. Wollte sich derselbe aber blos auf Spanien beschränken, so standen ihm allerdings hier treffliche Hülfsmittel zu Gebote, deren die frühern Geschichtschreiber entbehrten. Wir rechnen dahin die französischen Memoiren von Noailles, Torcy, Tessé, ganz besonders die von Berwick, zu denen jetzt noch die von Mignet herausgegebene „Négociation relative à la succession d'Espagne sous Louis XIV" (3 Bde., Paris 1835), und die vom General Pelet durchgesehenen und eingeleiteten „Mémoires militaires relatifs à la succession d'Espagne", beide in der von Guizot besorgten „Collection des documens inédits sur l'histoire de France", gezählt werden müssen. Ebenso wenig, und dies wirklich zum Nachtheile seines Buchs, hat Hr. Förster die ausgezeichnete Schrift des Lords Mahon: „History of the war of succession in Spain" (London 1832), benutzen wollen. Durch die trefflich geschriebene Einleitung jenes Werks, durch die vielen, in demselben zuerst gebrauchten Correspondenzen, Tagebücher und Actenstücke, endlich durch die höchst gelungene Darstellung wichtiger Ereignisse, wie der Schlachten bei Almanza und Saragossa, der Einnahme von Gibraltar, der Erstürmung des Forts Montjuich bei Barcelona durch Peterborough und vieler anderer, hätte die Förster'sche Darstellung eine weit lebhaftere Farbe und größere Glaubwürdigkeit gewinnen können. Man vergleiche nur die dürftige Beschreibung der Schlacht und Capitulation von Brihuega (I, 63) mit der Schilderung dieser Begebenheit in Mahon's Schrift (Cap. 8, S. 333—340) nach Stanhope's eigenhändigen Berichten, oder die flüchtige Art, in welcher die Geschichte des catalonischen Aufstandes (I, 115—117) erzählt ist, mit dem außerordentlich schön geschriebenen neunten Capitel des Mahon'schen Werkes.

Die nachfolgenden Begebenheiten, Alberoni's Wirren, die Congresse zu Cambray und Soissons, die Verträge von Herrenhausen und Wusterhausen, die Verhandlungen wegen der pragmatischen Sanction sind ebenfalls ganz in der gewöhnlichen Art und Weise wie in vielen andern historischen Büchern erzählt. Wir kennen in der neuern Geschichte kaum eine traurigere Epoche als die durch die trübste Staatskunst verwirrte Zeit nach dem utrechter Frieden bis zum J. 1735 und bedauern, hinzusetzen zu müssen, daß Hrn. Förster's Darstellung derselben nichts von ihrer Langweiligkeit genommen hat.

Im zweiten Bande werden auf den ersten 50 Seiten die Händel über die polnische Königswahl zwischen Stanislaus Lesczinski und August III. von Sachsen in herkömmlicher Weise dargestellt, wo gleich am Anfange die Nachrichten über die erste Theilung Polens, welche von Rußland, Preußen und Sachsen 1710 beabsichtigt wurde, für einzelne Leser von Interesse sein werden. Freilich darf auch hierbei nicht unbemerkt bleiben, daß Hr. Förster im vorliegenden Werke ebenso wenig genau gewesen ist als in seiner Lebensbeschreibung Friedrich Wilhelm I. (III, 114—22). Denn das Theilungsproject wurde am russischen Hofe mit Zustimmung oder gar auf Veranlassung August II. von Polen entworfen, der sich immer mit dem Gedanken einer Theilung Polens trug. Die übrigen Capitel enthalten die Geschichte des für Östreich so unglücklichen Feldzugs gegen die Türken von 1737—39, wo zwar auch nur bekannte Schriften, wie Schmettau's Memoiren, Seckendorf's Biographie und andere benutzt sind, die Erzählung selbst aber anschaulich und unterhaltend ist. Es scheint, daß die engern Grenzen, in denen sich Hr. Förster hier bewegen mußte, auf seine Schilderungen einen besonders vortheilhaften Einfluß geübt haben.

Einen großen Werth scheint der Verf. den beiden Urkundenbüchern beizulegen, die einem jeden Bande angehängt sind. Im ersten Bande findet sich nämlich der zwischen dem Kaiser Leopold I. und dem Kurfürsten Friedrich III. 1700 abgeschlossene, sogenannte Kronentractat, durch welchen die Bedingungen festgestellt wurden, unter denen der kaiserliche Hof Preußen als ein Königreich anerkannte. Derselbe ist hier zum ersten Male gedruckt und ein nach Inhalt und Fassung nicht unwichtiges Actenstück. Ferner lesen wir die gesandtschaftlichen Berichte des kaiserlichen Gesandten zu London, Freiherrn Palen, an den kaiserlichen Gesandten zu Berlin, den Grafen Seckendorf, aus den Jahren 1726—27, über die politischen Verhältnisse zwischen England und Östreich, wo sich Palen als guter Beobachter des englischen Volks und Ministeriums zeigt, und drittens eine Anzahl Briefe des genannten Grafen Seckendorf an Kaiser Karl VI. und an den Prinzen Eugen von Savoyen, sowie mehre ausführlichere Schreiben des Letztern. Aus ihnen geht auf das klarste hervor, wie fest und innig die damalige östreichische Politik den rechtlichen Friedrich Wilhelm I., der „so großen Theil an der Glorie des Kaisers nimmt" (I, 99), zu umgarnen strebte, und wie sich „Der, welcher des Königs Affection behalten will, auf den Fuß aufzuführen hat, als ob man wirklich in des Königs Diensten stände" (I, 99). Des Einverständ-

nisses mit Grumbkow, des Königs Vertrauten, wird hier auf das deutlichste Erwähnung gethan; sein Sohn, um des Vaters Dienste zu lohnen, wird sogar kaiserlich östreichischer Hauptmann (I, 138); den General von Borke, einen andern Vertrauten des Königs, weiß der kaiserliche Gesandte nicht anders in sein Interesse zu ziehen als durch große Rekruten, weil der „rechtschaffene Mann andere Präsente ohne des Königs Vorwissen nicht annehmen darf" (I, 106). An andere Personen wird ohne Weiteres Geld gegeben: der preußische Kämmerer Eversmann erhält jährlich 100 Dukaten vom Kaiser und eine außerordentliche Gratification von 100 Dukaten; der preußische Geschäftsträger von Reichenbach in London bekommt jährlich 300 Thlr. „kaiserliche Pensionsgelder" (I, 138), und an eine Dame in Hanover, die „in großen Faveur bei dem Könige von England steht", will Seckendorf 200 Thlr. von dem Seinigen wenden, da man durch diese Correspondenz viel Geheimes erfahren könne, und fragt an, ob er diese Correspondenz durch dergleichen „Weiberpräsente" unterhalten sollte (I, 117). Kurz, es enthalten diese Hofrelationen ein wirklich unerfreuliches Gemisch von Intriguen, Bestechungsversuchen, Ländervertauschungen, Heirathsprojecten und andere Beweise einer im Dunkeln schleichenden Politik, sodaß wol die Kenntniß einzelner Persönlichkeiten dadurch gewinnen kann, auf den ganzen Zeitraum aber ein sehr trübes Licht fällt.

(Der Beschluß folgt.)

Notizen.

In Cooper's neuestem, bereits mehrmals von uns erwähntem Werk: „Residence in France", findet sich ein halbkomischer kirchlich-weltlicher Vergleich zwischen Deutschland und Amerika, der so lautet: „In der Hemisphäre der alten Welt nähert man sich kaum einem Dorfe, in welchem nicht ein hohes Kirchendach und dergleichen Glockenthurm den Kern und Mittelpunkt bildeten, sodaß es den Anschein gewinnt, als verbreite der Gottestempel von oben herab seinen Schutz und Segen über die niedrigern Wohnungen der Menschen. Die Dächer der Dome, die spitzigen und luftigen Bögen, die gothischen Zierathen der Kathedralen ragen über die Städte empor, und überall, wo die Menschen sich versammeln, scheinen sie Schutz unter den weithin schattenden Schwingen der Kirche zu suchen. Dagegen sind diejenigen Gebäude, die in den amerikanischen Städten am höchsten hervorragen, — die Wirthshäuser. Mögen nun auch unsere Metaphysiker so viel und mancherlei über diesen Punkt raisonniren, als sie wollen, so behaupte ich doch, daß dies ein unschicklicher Anblick ist. Bei uns handelt es sich nicht sowol um Gog und Magog, als vielmehr um Grog und Nichtgrog. Wir bilden in unserer städtischen Bauart entweder eine höchst zahme Dächerebene, oder eine Pyramide zu Ehren des Rums und Branntweins. Wenn es an den Gottesdienst geht, so scheint Jedermann sich eine Nußschale zu wünschen, um ihn selbst und seinen Schatten von religiöser Meinung aufzunehmen; aber wenn die Rede von Essen und Trinken ist, so würde das Zelt von Pari-Banu nicht groß genug sein, uns zu fassen. Ich meinestheils lobe mir geräumige Kirchen und enge Wirthshäuser."

Um die Veränderlichkeit des Frauencharakters und das leichte Herüberschwanken dieser zartern Wesen von dem einen Willen und Wunsch zum entgegengesetzten in Kürze und Prägnanz zu bezeichnen, sind von verschiedenen Dichtern verschiedene Wendungen gebraucht worden. Virgil's „Varium et mutabile semper femina" ist bekannt genug. Dagegen sagt Shakspeare im „König Lear" schon kräftiger: „O undistinguish'd space of woman's will!" Launiger noch spricht der ehrliche Sancho Pansa denselben Gedanken aus: „Zwischen dem Ja und Nein eines Weibes ist nicht Raum für eine Nadelspitze." Gewiß ließen sich für diesen Gegenstand noch sehr viele Autoritäten sammeln. 11.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Donnerstag, —— Nr. 138. —— 18. Mai 1837.

Über Eckermann's „Gespräche mit Göthe".

(Fortsetzung aus Nr. 137.)

Anderswo bekennt Göthe sich Sterne, Shakspeare und Goldsmith sehr verschuldet und bemerkt vortrefflich, grenzlos könne man die Quellen seiner Bildung nachweisen, womit man jedoch noch nicht die Eine Hauptquelle nachgewiesen habe: „die Hauptsache sei, daß man eine Seele habe, die das Wahre liebt, und die es aufnimmt, wo sie es findet". So sehr ließ sich Göthe jedesmal von jeder neuen Richtung bestimmen, die ihm die Zeit an die Hand gab und die in der Natur seiner eignen Entwickelung lag, daß er meist jede früher darüber schroff ablegte. Shakspeare's Einwirkungen auf ihn erkennt er selbst als bedeutend an; er äußert aber sehr charakteristisch darüber: er habe ihn sich im „Götz" und „Egmont" vom Halse geschafft; man könnte an ihm zu Grunde gehen. Den Sinn und Geist, der seine erste Periode lenkte, haßte und verfolgte er nachher, die Periode, in der sein „Götz" entstand, von dem er hier sehr schön anmerkt, es sei dieses Stück ein glücklicher Griff in die Nationalgeschichte, glücklicher als Klopstock's „Hermann", zu dem Niemand ein Verhältniß habe, der zu fern liege, während doch „Götz" „Bein von unserm Beine, Fleisch von unserm Fleische sei". Wie er seine satirisirende Zeit schnell und entschieden verabschiedete, sahen wir oben. Daß er seine „Iphigenie" und „Tasso" später nicht leiden mochte, ist sonsther aus seinen eignen Äußerungen bekannt. Die ganze „Gegenständlichkeit" der Poesien seiner ersten Lebenshälfte, die er seinen plastischen Kunststudien und der Übung seines Auges zu danken hatte, vertauschte er mit den speculativen und didaktischen Dichtungen der spätern Zeit; selbst aus dieser Zeit vergaß er seinen „Divan" und so vieles Andere, sodaß er sich seiner eignen Sachen kaum besann; ja, wunderlich genug äußerte er am Ende, daß er sich auf alle seine Poesien gar nichts einbilde, aber desto mehr auf seine „Farbenlehre", und daß er darin allein das Rechte wisse. Göthe hätte wol mit ziemlicher Genauigkeit angeben können, was ihm Jean Paul gleichsam als eine unlösbare Aufgabe stellte, wie viel jedes Jahrzehnd ihn geändert habe, und wirklich sind seine Überblicke über sein Leben und Wirken meist höchst eindringlich. So vielen Werth er in besonderm Falle auf seine Altersproducte legte, so sehr erkennt er im Ganzen, daß seine glänzende Zeit in den Frühling seines Lebens fällt. So sagt er hier einmal: „Man meint immer, man müsse alt werden, um gescheit zu werden; im Grunde aber hat man in zunehmenden Jahren zu thun, sich so klug zu erhalten, als man gewesen ist." Daher scheint ihm auch die bedeutendste Epoche eines Individuums die der Entwickelung, weil die seinige in der That noch mehr versprach als das Viele, welches er leistete. Auch hierüber sind hier wichtige Bekenntnisse zu finden. Er muß es zuletzt doch selbst gestehen, daß die Ausbildung aller menschlichen Kräfte nicht möglich, daß es die größte Kunst sei, sich zu beschränken und zu isoliren, und daß er sich zu sehr zertheilt habe und sich mehr hätte an sein „Metier" halten sollen. Er sei nie recht zum Behagen gekommen, müssen wir hier von ihm erfahren, obwol mancher sein Glück preise; der Ansprüche an seine Thätigkeit, sowol nach außen als innen, seien zu viele gewesen.

Mein eigentliches Glück — sagt er — war mein poetisches Sinnen und Schaffen. Allein wie sehr war dieses durch meine äußere Stellung gestört, beschränkt und gehindert. Hätte ich mich mehr von dem öffentlichen und geschäftlichen Wirken und Treiben zurückhalten können, ich wäre glücklicher gewesen und würde als Dichter weit mehr gemacht haben.

Es war ein großer Irrthum von ihm, daß er sich in dem praktischen Leben in einer gewissen Zeit meinte hervorthun zu müssen. Die Periode praktischer Richtung ist in jeder Mannesperiode eine natürliche, allein sie muß sich nicht eben nothwendig in einer geschäftlichen Stellung äußern; sie stellt sich bei Schiller z. B. ganz natürlich in seinen wissenschaftlichen Studien dar, in seiner Beschäftigung mit der Geschichte. Dadurch, daß Göthe sich das wirkliche, handelnde Leben verleiden ließ oder vielmehr selbst verleidete, was auch in diesen Gesprächen mehrfach angedeutet wird, entfremdete er sich jener Gattung der handelnden Poesie, in der er das Größte hätte erreichen können. So aber ist hier der Fortgang seiner menschlichen Entfaltung eigenthümlich gestört. Dieses Verhältniß spiegelt sich daher in manchen Äußerungen ab, denen wir hier begegnen. Besonders schien uns eine Stelle sehr bedeutungsvoll für das Verständniß Göthe's, wo er bei Gelegenheit der indischen Philosophie sagt: „Wir sind Sensualisten, so lange wir Kinder sind, Idealisten, wenn wir lieben und in den geliebten Gegenstand Eigenschaften legen, die nicht eigentlich darin sind; die Liebe wankt, wir zweifeln

an der Treue und sind Skeptiker, ehe wir es glauben." So weit wird Jeder mitgehen, aber das Folgende ist sonderbar: „Der Rest des Lebens ist gleichgültig; wir lassen es gehen, wie es will, und endigen mit dem Quietismus." Hier springen wir plötzlich aus dem Jugendleben in das Greisenleben, und man möchte sagen, das war bei Göthe der Fall. Die ganze eigentliche Herbst- und Fruchtzeit des Lebens, wo wir Ideal und Skepsis vergessen und beseitigen durch verständiges Wirken, oder auf einer höhern Stufe vernünftig versöhnen und ausgleichen, ist hier überhüpft, der Theil des Lebens, um den die Menschheit allein zu leben scheint. Und so könnte Einer finden, daß Göthe auch um die höchsten Dichtungsproducte, um die man in der Menschheit blos zu dichten scheint, nur herumgegangen sei, so weit ihm die Thore zum Eintritte auch geöffnet waren. Wie weit aber diese Flucht des Höchsten und Großen in Göthe ging, sieht man hier an einer gelegentlichen Ermahnung an Eckermann, die uns so überraschte durch ihre Naivetät, daß wir noch zweifeln, ob nicht Ironie aus der Stelle spricht. Er warnt ihn vor großen Arbeiten; die Gegenwart wolle ihre Rechte, größere Werke ließen nichts Anderes daneben aufkommen, alle andern Gedanken würden zurückgewiesen, und die Behaglichkeit des Lebens gehe hin. Ein solches Werk fodere große Kräfte bei Entwurf und Ausführung; habe man sich dann im Stoffe vergriffen, so sei alle Mühe verloren. „Lassen Sie", räth er ihm, „vor der Hand alles Große bei Seite. Sie haben lange genug gestrebt, es ist Zeit, daß Sie zur Heiterkeit des Lebens gelangen, und dazu eben ist die Bearbeitung kleiner Gegenstände das beste Mittel." Wenn diese Doctrinen von Göthe's engstem Anhang für baare Münze angenommen werden, was soll uns dann aus allem Ernst des Lebens und aus der Heiterkeit werden, die das umfassende Streben begleitet, und der Behaglichkeit, die als Lohn auf sauere Mühe bei großen Bestrebungen folgt!

Dieser Rath ist der schlimmste, den Göthe der jungen Generation von Schriftstellern geben konnte; er ist aber auch so ziemlich der einzige schlimme, den er ihr hier gibt. Denn sonst haben wir grade in diesen Mittheilungen so sehr mit Beifall und stiller Freude auch Das angehört, was er den nachzügelnden Dichtern des Tages zur Beachtung hinterließ. Aber wie viele selbst von seinen Verehrern werden sich Das gesagt sein lassen, was er hier äußerte? Leider haben die Menschen alle so viel Anlage, das Unangenehme nicht zu hören, was ihnen eine sonst angenehme Autorität sagt. Göthe folgte den kleinlichen Bestrebungen der neuesten Zeit mit solcher Aufmerksamkeit, daß es Einem sogar leid thun kann, den großen Mann so oft in so geringer Beschäftigung zu sehen, wie er sich von Eckermann die neuen Poeten alle vorführen läßt und dann mit ihm in „Kunst und Alterthum" davon redet. Die bloße Gewöhnung an das Mittelmäßige und Kleine scheint ihn dann mit der Zeit dahin gebracht zu haben, daß er an Vielem Geschmack finden lernte, was er früherhin weit wegwarf und im Allgemeinen auch so noch ganz richtig zu taxiren weiß, wenn er grade gelaunt dazu ist. Oder war es vielleicht die Freude an der Huldigung, die ihn von Engländern und Franzosen zu Theil ward, die ihn in dem „Globe" so Bedeutendes finden ließ und Großes, weil er der deutschen Schule in Paris ein Ähnliches ward, was früher Shakspeare den deutschen Dichtern in Göthe's Jugendzeit? War es jene Freude, die ihn Einzelnes von Walter Scott unter das Beste stellen hieß, was je in der Welt geschrieben ward (!!), da dieser ihm Scenen aus seinem „Egmont", Charaktere aus seinem „Meister" u. s. w. entlehnte? War es jene Freude, die ihn aus dem Verächter Lord Byron's, der er noch in den „Tags- und Jahresheften" war, zu seinem größten Bewunderer machte, weil auch dieser vielfach auf ihm fußte? Oder wie versöhnte er sich plötzlich mit dem Naturzustande, in dem Byron lebte und der Göthe in viel minderm Grade schon in Andern höchst verhaßt war? Freilich, wenn er die unerwartete Knotenlösung rühmt, die Byron in seinen Erfindungen eigen ist, oder das Geistreiche in dem „Deformed transformed", in dem nicht Platz für einen Nadelknopf sei, wo man nicht Geist und Erfindung träfe, so stimmt das sehr wohl mit der Art, wie er in seiner „Pandora" Alles „ineinander keilte" zu einem mühseligen Verständniß und überhaupt in seinen letzten Producten die Bedeutsamkeit häuft, und kann als ernstes Lob gelten. So ist es auch gewiß ein Zeichen wahrer Achtung, daß er ihm, als dem geistreichsten Repräsentanten der neuesten Poesie, in seiner „Helena" ein Denkmal setzte. Wenn er aber dann wieder einmal sagt: es sei Lord Byron nichts im Wege gewesen, als die Hypochondrie und das Negative, um so groß wie Shakspeare und die Alten zu sein, so wissen wir nicht, sprach das Ironie oder Gedankenlosigkeit. Denn dieser Satz sagt ungefähr grade so viel als: hätte ihm nicht Alles gefehlt, um den Alten gleich zu sein, so fehlte ihm nichts. Welcher Mann des guten Alterthums wäre denn Hypochonder und negativ gewesen?!

(Der Beschluß folgt.)

Die Höfe und Cabinete Europas im 18. Jahrhundert. Von Friedrich Förster. Zwei Bände.

(Beschluß aus Nr. 137.)

Das dem zweiten Bande angehängte Urkundenbuch enthält die geheime Correspondenz des Grafen Cataneo aus Venedig mit dem Könige August II. von Polen und dessen Minister, dem Grafen Manteuffel. Über die Person des Grafen Cataneo hat Hr. Förster nicht für gut befunden seinen Lesern einigen Aufschluß zu geben; wir erfahren also blos auf S. 44, daß er zum Historiographen und Agenten Sr. polnischen Majestät bei der durchlauchtigsten Republik Venedig ernannt wird. Seine Rapports, Briefe und Apostillen, die sämmtlich 1732 geschrieben sind, verbreiten sich über die Politik des Tages; alle Gerüchte und Meinungen, die damals in Venedig circulirten, oder ihm von zwei angesehenen Venetianern, Emo und Montini, mitgetheilt wurden, berichtet er treufleißig nach Dresden. Über Das, was sich damals in den Cabineten zu Wien, Madrid, Paris, Turin, Florenz, München, ja selbst in Petersburg und in Konstantinopel vorbereitete oder vorzubereiten schien, über angeordnete Rüstungen, Todesfälle ausgezeichneter Personen und dergl. finden sich hier Nachrichten von sehr verschiedenartigem Gehalte. Allerdings stehen dieselben sowol an Wichtigkeit als an Interesse

weit hinter den Gesandtschaftsberichten zurück, die neuerdings von Ranke und Raumer bekannt gemacht sind; indeß ist es manchem Leser vielleicht auch nicht unlieb, einmal zu lesen, wie sich im Anfange des 18. Jahrhunderts Leute aus einer beschränkten Sphäre über die damaligen Welthändel geäußert haben.

Im Allgemeinen aber glauben wir noch über die hier mitgetheilten Actenstücke und Correspondenzen bemerken zu müssen, daß Hr. Förster bei denselben hätte eine bessere Auswahl treffen sollen, Manches zusammenziehen, Manches ganz weglassen, um so mehr, da er selbst (Vorr. S. IX) bevorwortet, daß man nicht zu große Erwartungen von den Urkunden aus dem Cabinet Karl VI. hegen dürfte. „So löblich", sagt Ranke mit allem Rechte („Historisch-politische Zeitschrift", II, S. 666), „das Bestreben unserer Zeit ist, unbekannte Stoffe herbeizuschaffen und neue Actenstücke aufzusuchen, so ist doch gar nicht mehr zu Ende zu kommen, wenn nicht der sammelnden Thätigkeit auch eine aussondernde, der annehmenden ein verwerfende zur Seite steht." Darnach hätte sich auch Hr. Förster richten sollen, wenn nicht (was keineswegs der Fall ist) die von ihm herbeigeschafften Materialien so interessant sind als die von Preuß in der Biographie Friedrich II. mitgetheilten Actenstücke, oder die Hofrelationen von so bedeutenden Männern herrühren, als die englischen, französischen, spanischen, deutschen und italienischen Staatsmänner waren, aus deren Berichten die oben angeführten Gelehrten ihre Auszüge und Übersichten entlehnt haben. Endlich müssen wir doch auch wünschen, daß Hr. Förster, falls er den ersten Bänden noch andere folgen läßt, nicht unterlassen möge die Quellen anzugeben, aus denen er seine Urkunden genommen hat, indem man sich mit der Angabe: „es seien ihm eine große Masse von Urkunden zur Verfügung gestellt gewesen" (Vorr. S. VIII), doch nicht so schlechthin begnügen kann. Wir wollen grade nicht wegen des vor einiger Zeit*) gegen Hrn. Förster's Genauigkeit und Glaubwürdigkeit bei Benutzung urkundlicher Hülfsmittel erhobenen Vorwurfes gegen ihn mistrauisch sein, aber die eben ausgesprochene Foderung an ihn dürfen wir darum doch nicht zurücknehmen.

Ein sehr bedeutender Theil des zweiten Bandes gehört nun der statistischen Beschaffenheit der östreichischen Erbstaaten, der Darstellung der spanisch-wienerischen Grandezza am kaiserlichen Hoflager und der Schilderung des öffentlichen Volkslebens in Wien, d. h. der Jagden und Feuerwerke, Andachten und Wallfahrten, öffentlichen Belustigungen und Schauspiele, an. Wir wollen gar nicht in Abrede stellen, daß auch dergleichen Gemälde zur Vervollständigung der Zeitgeschichte nothwendig sind; nur hätten wir gewünscht, daß Hr. Förster hier mehr gegeben hätte als in Küchelbecker's „Nachricht vom kaiserlichen Hofe" (Hanover 1732) und in der „Relation vom kaiserlichen Hofe zu Wien" (1705) enthalten ist, denn beide Schriften sind nichts als ganz gewöhnliche Reisebeschreibungen und beiweitem nicht so werthvoll als die Relationen des Großkanzlers von Fürst über Maria Theresia's Hof, welche Ranke neuerdings in seiner „Historisch-politischen Zeitschrift" (II, 4) bekannt gemacht hat. Für unsern Verf. aber waren jene beiden Schriften fast die einzigen Quellen, aus denen denn auch ganze Seiten abgedruckt sind. Wir geben Hrn. Förster gern zu, daß es nicht leicht ist, solche Schilderungen zu entwerfen, über Östreich vielleicht besonders schwer, weil über die innern Zustände der Monarchie von jeher wenig im Auslande bekannt geworden ist; aber doch fehlt es nicht an manchen schätzbaren Monographien und Specialgeschichten, aus denen sich schon ein ziemlich genügendes Bild jener Zeit entwerfen ließ. Die Namen Pezzl, Coxe, Mednianský, Mailath, Schneller sucht man vergebens, eine Benutzung der Hormayr'schen Schriften findet sich nur an zwei Orten; selbst bei Erwähnung der kaiserlichen Bibliothek (II, 25) ist nicht einmal der neuesten Geschichte derselben von Mosel gedacht worden, aus der manche nützliche Notiz entnommen werden konnte.

Was nun aber jene beiden Hülfsquellen des Verf. anbelangt, so wird man allerdings zur Ergötzlichkeit Manches von Dem, was vor hundert Jahren am Hofe zu Wien Sitte war, nicht ungern lesen, z. B. über die Etikette, über die Belehnungen mit deutschen Reichsländern, wo „die Gesandten nach geschehener Belehnung rückwärts gehend, das Gesicht gegen den Kaiser gewendet, den Saal verließen", über die Vergnügungen der Wiener und Ähnliches mehr. Dagegen finden wir die Beschreibung der kaiserlichen Hofchargen viel zu weit ausgedehnt, wo Hr. Förster sogar so weit geht, daß er die Titel der höchsten Hofbeamten ganz in extenso mittheilt und auf 20 Seiten ein Verzeichniß aller Abgeordneten der verschiedenen Könige, Herzoge, Fürsten, Grafen, freien Reichsstädte, Klöster, Stifter und adeligen Familien abschreibt, die sich zu Karl VI. Zeiten in Wien befanden. Wir wollen unsere Blätter nicht mit dieser ganz unnützen Nomenclatur anfüllen, von der Hr. Förster, in der That mehr als naiv behauptet, daß sie „zur Bereicherung unserer geographischen Kenntnisse dienen könnte" (II, 58); wo er denn doch wenigstens seinen Lesern hätte sagen müssen, wo „das unmittelbare Gotteshaus Baind", oder „die Stadt Cobolenz", oder „die Gemeinden Gründau und Lüstnau" zu suchen wären, oder „wo die Freiherren von Sturmfeder und Brenken", die „Grafen von Bielke und Egnatten", die „Freifrauen von Dieden, die „Reichsprälaten von Markthal" u. A. m. ihren Sitz gehabt hätten. Wir glauben, Hr. Förster würde dabei mitunter selbst in Verlegenheit gerathen.

Über die administrativen und finanziellen Behörden in Wien sowie über die Militaireinrichtungen finden sich wol einige Nachrichten aus den beiden oben genannten Schriften, ohne daß dieselben jedoch für den Leser ein vollständig ausgeführtes Bild gäben. Unstreitig wird sich derselbe aus dem ersten Bande der 1743 zu Wien erschienenen „Geschichte der Kaiserin Maria Theresia" weit besser belehren können und daraus die vielen Misbräuche ersehen, welche jene weise Monarchin abzustellen hatte.

Was die Darstellung selbst anbelangt, so ist Hr. Förster als angenehmer Erzähler, gewandter Schriftsteller und glücklicher Dichter hinlänglich bekannt und hat auch hier löbliche Eigenschaften bewährt. Um so mehr sind uns an einigen Stellen mangelhafte Satzbildungen und unedle oder gesuchte Ausdrücke aufgefallen. Ebenso sind auch manche Anspielungen auf neuere Ereignisse, wie auf die spanischen Papiere, auf Lord Russel's Ministerium in England, auf Zumalacarregui, in einem historischen Werke nicht an ihrer Stelle. Solche Beziehungen auf Verhältnisse und Ähnlichkeiten zwischen der ältern und neuern Zeit vermochte Niemand leicht besser anzubringen als Niebuhr in seiner römischen Geschichte. Hier und da hätte die Correctur genauer sein können. Im zweiten Bande ist auf Seite 1 der ganze kaiserliche Titel abgedruckt worden; hier werden aber die beiden Länder „Legion" und „Giennis", deren König sich Karl VI. nennt, den meisten Lesern unstreitig unbekannt sein, falls einer, was freilich sehr bezweifelt werden muß, Lust hätte, diesen Titel einer genauern Aufmerksamkeit zu würdigen. Es ist auch wirklich eine eigne Manier, die Nachrichten über den kaiserlichen Hof mit diesen Titulaturen zu eröffnen. 102.

*) Von Wilhelm Bernhardi, im „Literarischen Zodiakus", wo unter Anderm auch die Unrichtigkeit der Förster'schen Angaben über das eben erwähnte Project einer Theilung Polens urkundlich nachgewiesen ist.

Eine merkwürdige Sammlung.

Man sammelt kostbare Gemälde und seltene Kupferstiche, Bücher, Handschriften, Antiken, Münzen, Naturalien u. s. w. und läßt sich weder Mühe noch Kosten verdrießen, dergleichen Raritäten aufzuspüren und zu erkaufen, mit denen man noch obenein nicht selten angeführt wird; man verschafft sich für vieles Geld Voltaire's Dose, Napoleon's Hut und die berüchtigte Feder von Fontainebleau, von der wol 100 Stück bereits untergebracht sind: alles Das ist begreiflich, die Leidenschaft des

Bibliophilen so gut wie das Vergnügen des Anglers. Ein reicher Brüsseler, der sich neulich nach Algier einschiffte, dort um jeden Preis einen Knopf von der Montur der Zuaven zu kaufen — ein Stück, das in seiner vollständigen Sammlung von Knöpfen der französischen Monturen von der Revolution bis auf unsere Tage fehlte —, ist noch nicht der größte Sammlernarr. Es starb nämlich vor Kurzem in Antwerpen ein schon bejahrter Mann, der die schönste und größte Sammlung in der Welt von — Flaschenpfröpfen angelegt hatte. Sein Vater, ein achtbarer und liebenswürdiger Gelehrter, hatte sich, da er bemittelt war, eine werthvolle Bibliothek angeschafft. Er schenkte diese sammt den damit verbundenen numismatischen Seltenheiten kurze Zeit vor seinem Tode dem Sohne, der damals 22 Jahr alt war. Mit unbeschreiblicher Freude nahm der Sohn dies Geschenk an. Die väterliche Bibliothek war ihm Alles; unausgesetzt mit ihr beschäftigt, entging der junge Mann den Irrthümern und Verführungen der Welt wie den Gefahren, welchen Leute seines Alters während der Revolution und unter der Kaiserregierung ausgesetzt waren. Der Vater hatte damals, als er dem Sohn das kostbare Geschenk machte, Verluste gehabt und den ungünstigen Zeitumständen schwere Opfer bringen müssen; er sagte darum Letzterm: „Ich überlasse dir meine Bibliothek, wie sie ist; verkaufe, tausche, schalte nach Belieben; aber, merke wohl: ich gebe dir nichts, sie zu vermehren und zu bereichern." Alles ging bis zu des Vaters Tode ganz gut. Der Verkauf überflüssiger Bücher oder Doubletten, vortheilhafte Tausche setzten den Sohn in den Stand, der in ihm erwachten Bibliomanie zu genügen, sie zu nähren und zu hätscheln. Später, nach des Vaters Tode, zeigte sich wider Erwarten, daß dessen Nachlaß in Unordnung und nicht bedeutend sei. Ein eignes Verhältniß lastete auf dem jungen Manne, seine Angelegenheiten wurden immer verwickelter, und er erlitt noch dazu ansehnliche Verluste. So sah er sich endlich in die grausame Nothwendigkeit versetzt, seine Bücher zu veräußern. Der Schmerz, sich von dem Liebsten, was er hatte, trennen zu müssen, entpreßte dem jungen Bibliomanen Thränen, er erkrankte, und da er seinen Schmerz nicht bezwingen konnte, so trat wol eine geistige Zerrüttung bei ihm ein; denn seit dieser Zeit hatte ihn die früher erwähnte seltsame Manie ergriffen. Man sah ihn Tag und Nacht in den unbedeutendsten Schenken, in den gewöhnlichsten Wirthshäusern, wie auf Kaffeehäusern, in Restaurationen und Hotels herumschweifen. Sobald er einen Pfropf knallen hörte, hob er denselben auf, untersuchte ihn, besah ihn von allen Seiten und beobachtete aufs genaueste, wie der Pfropfzieher in den Kork eingedrungen. Der Zweck der Untersuchung war, zu entscheiden, ob der Pfropf der Aufnahme in seine Sammlung würdig sei, widrigenfalls ward er mit Verachtung weggeworfen. Die Kinder, welche sein unschuldiges Vergnügen kannten, brachten ihm täglich alle Pfröpfe, die sie in der ganzen Stadt aufgelesen hatten, und er bezahlte ihnen das Stück mit 2, auch 3 Sous. Es ist unbekannt, welche Eigenschaften ein Pfropf haben mußte, um in dieses originelle Museum aufgenommen zu werden. Die Erben des in einer wahren Extase über seine seltenen Schätze, die einen geräumigen Keller füllen, vor Kurzem verstorbenen Mannes sind dem Vernehmen nach entschlossen, diese in der Welt einzige Sammlung öffentlich zum Verkauf auszubieten. Es ist ihnen nichts mehr als ein reicher Käufer zu wünschen, dem man, obgleich er den Verstand verlor, doch noch die freie Verfügung über sein Vermögen ließ. 4.

Literarische Notiz.

In Paris ist vor Kurzem ein Buch erschienen, das gewiß die Aufmerksamkeit der philosophisch Denkenden verdient. Es führt den Titel: „La vraie phrénologie, ou l'unité d'un principe intellectuel et moral dans l'homme, fondée sur l'accord de l'expression rationnelle du verbe et de la conscience du moi, avec la notion de l'être universel; par *J. B. M. Gence.*" Der Titel lautet allerdings nicht ganz verständlich, allein die Absicht und der Plan sind durchaus philosophisch und als solche zu ehren, sowie auch schon die „table des matières", welche in diesem Buche vorkommen, von speculativer Auffassung zeugt. Solche Bestrebungen nennt die gewöhnliche französische Kritik spiritualistisch; aber sehr mit Unrecht. Denn wenngleich, wie es nicht anders sein kann, in ähnlichen Schriften (und es gibt in Frankreich noch nicht viele ähnliche) der Plan noch etwas verworren und das speculative Denken darin beiweitem noch nicht rein und bei sich selbst ist, sondern durch Beobachtung und Reflexion getrübt erscheint, so ist es doch immer ein speculativer Anfang, und der Materialismus in Frankreich auf der einen Seite, sowie die sich noch immer fürchterlich breitmachende Verstandesreflexion auf der andern Seite werden den Fortschritt dieses Anfangs noch zeitig genug merken und in ihm die Geißel und den Richter ihrer Existenz verspüren. Es ist noch nicht an der Zeit, allein die Zeit wird kommen.

Das Buch des Hrn. Gence ist zunächst gegen die Phrenologie gerichtet, dieses barbarische Ungeheuer, das zwar die deutsche Wissenschaft längst todtgeschlagen, das aber in Frankreich noch immer gräßlich herumspukt. *Diese Phrenologie*, in der That der roheste Ausdruck des rohen Materialismus, muß aber ihr Ende auch in Frankreich finden; und wie sehr schon deutsche Systeme jetzt anfangen, dort hinüber zu wirken, zeigt eben die in Rede stehende Schrift. Aber denjenigen Franzosen, die jetzt als hohe nationale Intelligenzen die Kritiker in jeder Hinsicht spielen wollen, kann man nicht zeitig genug die Augen öffnen. Der Materialismus, dieser eben ist es, an dem Frankreich zu Tode erkrankte, das Urübel dieses Landes und dieses Volkes, ja, man kann sagen, dessen einziges Übel, weil alle andern Gebrechen in diesem ihre Quelle finden. Wer also in heutigen Tagen in Frankreich diesen barbarischen Materialismus, den nun einmal die Wissenschaft absolut nicht neben sich duldet, und zwar ihn in seiner rohsten Gestalt bekämpft, der ist eben jetzt als ein Vorkämpfer seiner Nation in Sachen des Geistes anzusehen. Es ist also unbedingt lächerlich, wenn die französische Reflexionskritik Schriften wie diese als mystisch oder spiritualistisch bezeichnet. Der einseitigen Verstandesflachheit, dem rohen Rationalismus, Sensualismus und Materialismus erscheint Alles als Mystik, was eine Tiefe zeigt. Dem Inhalte nach zerfällt die fragliche Schrift in vier Abtheilungen:

Erste Abtheilung: Über die modernen Systeme, die Gott und den Menschen zum Gegenstand haben. — Physiko-moralischer Spiritualismus. Rationalismus. — Elemente der rationellen Philosophie.

Zweite Abtheilung: Das Wort und sein Äquivalent in den Sprachen. — Über die dem Worte eigenthümliche Bestimmungskraft. — Das bestimmende und das einschränkende Wort.

Dritte Abtheilung: Das Ich im Menschen. — Das Ich als unabhängig von den Sinnen. — Über die Kraniologie, als eine die Einheit des Ichs zerstörende Doctrin. — Über die gleiche Unhaltbarkeit der Phrenologie, als eines blos nominalen Supplements der reinen Schädellehre. — Über die Einheit des Ichs in logischer Beziehung. — Über den magnetischen Somnambulismus und den Swedenborgianismus. — Über die Einheit des intellectuellen und moralischen Ichs. — Über die Psychologie (Seele und Geist).

Vierte Abtheilung: Das Wort und das absolute Ich in Gott. — Die Ontologie. — Glaubensbekenntniß des Verf.

Wir werden vielleicht später Gelegenheit finden, von dem Inhalte dieses interessanten Buchs etwas ausführlicher zu sprechen. Vorläufig sieht wol der vorurtheilsfreie Blick schon aus diesem bloßen Inhaltsverzeichniß, daß uns hier ein wirklich philosophisches Denken begegnet, dem es wol nur noch an wissenschaftlicher Läuterung und Durchbildung fehlen mag. 11.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Freitag, — Nr. 139. — 19. Mai 1837.

Über Eckermann's „Gespräche mit Göthe".

(Beschluß aus Nr. 138.)

Doch wir wollen diese Ansichten über diese englischen Poeten nicht wägen; wir wollen nur sagen: man sieht daraus, daß er nicht eben griesgrämig die junge Dichterwelt ansieht, und daß also die schönen Wahrheiten, die er ihr sonst sagt, nicht aus Laune und Mismuth fließen. Wir finden diese Wahrheiten zum Theil ganz vortrefflich. Die Leute seiner Periode, sagt er, haben einen ungebahnten Weg gefunden und vielfach geirrt: die Jungen sollten nun da fortfahren, wo die Alten geblieben. Hierin liegt so viel Wahrheit, daß selbst in wissenschaftlichen Fächern kein Mensch heutzutage ausgezeichnet sein wird, der nicht auf der Höhe unserer schönen Literatur steht und den Gang der nationalen Entwickelung aufnimmt, da wo ihn Göthe und Schiller ließen. Statt dessen treibt sich aber unsere junge Schriftstellerwelt stets in dem Abgemachten und Vollendeten herum, weiß kein neues Object zu fassen, sondern beschaut sich in der versunkenen Dichtung immer nur selbst. Ganz recht sagt daher Göthe: „Alle im Rückschreiten und in der Auflösung begriffenen Epochen sind subjectiv; dagegen haben alle vorschreitenden Epochen eine objective Richtung." Diese beiden Gegensätze liegen offenkundig zu Tage, wenn wir den Stand der fortschreitenden naturhistorischen und historischen Wissenschaften mit dem Untergehen der Dichtung vergleichen. „Es ist immer ein Zeichen einer improductiven Zeit", bemerkt Göthe ferner, „wenn sie so ins Kleinliche des Technischen geht." Dies sagt er in Bezug auf Platen und fügt bei, daß auch dieser, wie Byron, an seiner polemischen und negativen Natur untergehe. In seinen Schauspielen (den ernsten, dem „Schatze's Rhampsinit's" u. dergl.) fand Göthe die Einwirkung Calderon's. Schwere des Inhalt fehlt, nachwirkendes Interesse, sie sind wie Kork auf dem Wasser, ohne Eindruck. Dies ist ganz vortrefflich und trifft im Grunde die ganze Reihe unserer orientalisirenden Poeten. Wir Deutschen verlangen, sagt G. weiter, einen gewissen Ernst und Größe der Gesinnung, eine Fülle des Innern, weshalb Schiller so hoch stehe. Der persönliche Charakter des Dichters bringe bei dem Publicum die Bedeutung des Autors hervor. „Man muß etwas sein, um etwas zu machen." Allein diese neuern „forcirten Talente" haben keine Energie, etwas aus sich zu machen. „Die vielen jungen Dichter sind gar keine rechten Talente; sie beurkunden weiter nichts als ein Unvermögen, das durch die Höhe der deutschen Literatur zur Productivität angereizt worden." Wo sie auch wirklich ein Talent haben, da glauben sie es zu „verlieren, wenn sie sich um Kenntnisse bemühten, obgleich jedes Talent sich durch Kenntnisse nähren muß und dadurch erst zum Gebrauche seiner Kräfte gelangt". Das Unglück liegt dann darin, daß sich Jeder nur bemerklich machen will, daß Niemand „im Staate leben und genießen, sondern Jeder regieren, und in der Kunst Niemand sich des Hervorgebrachten erfreuen, sondern seinerseits selber wieder produciren will". Weil sie dann nichts Großes zu produciren vermögen, so ist ihnen das „Große unbequem, sie haben keine Ader, es zu verehren, sie können es nicht dulden". Keiner unserer jungen Dichter, bemerkt der scharfsichtige Beurtheiler, kann Prosa schreiben. Man muß dazu etwas zu sagen haben; „wer aber nichts zu sagen hat, kann doch Verse und Reime machen, wo dann ein Wort das andere gibt und zuletzt etwas herauskommt, das zwar nichts ist, aber doch aussieht, als wäre es etwas". Niemand mache jetzt einen schlechten Vers, heißt es anderswo, und damit meine man Alles zu haben. Hunderte solcher Talente gebe es jetzt. Aber das Überflüssige solle man nicht befördern, während noch so viel Nützliches zu thun ist. Die Höhe der Zeit selbst macht es uns so leicht, etwas Scheinbares zu produciren, so schwer, etwas wahrhaft Gutes zu leisten. „Wir leben in einer Zeit, wo so viele Cultur verbreitet ist, daß sie sich gleichsam der Atmosphäre mitgetheilt hat, worin wir athmen; poetische und philosophische Gedanken leben und regen sich in uns, mit der Luft unserer Umgebung saugen wir sie ein." Dagegen ist aber auch diese bildungspendende Zeit eine „gemachte; die Foderungen sind sehr groß", und am wenigsten taugte da zur Wirksamkeit diese grillenhafte Jugend, „deren Neigung es ist, immer in solchen Dingen zu verkehren, die sich ein Anderer gerne aus dem Sinne schlägt"; und sehr beherzigenswerth für alle unsere jungen Poeten und literarischen Kritiker scheint mir zum Schlusse der Satz: „Wir müssen nun auf ein anderes Feld übergehen, wo man noch mit Erfüllung von kleinen Foderungen etwas Großes nützt."

So haben wir auch über einzelne schon etwas ent-

herntere Erscheinungen der neuern Literatur vortreffliche Winke gefunden. Wie schön stellt er einmal Molière Kotzebue gegenüber: „Er beherrschte die Sitten seiner Zeit, wogegen Iffland und Kotzebue sich von den Sitten der ihrigen beherrschen ließen und darin beschränkt und befangen waren. Er züchtigt die Menschen, indem er sie in ihrer Wahrheit zeichnet.“ Wie treffend ist, was er in Bezug auf Fouqué sagt und dessen Beschäftigungen mit lauter mittelalterlichen Stoffen, aus denen keine Cultur für ihn hervorgehen könne. Die altdeutsche Literatur verdüstere mehr, bemerkt er dabei, als daß sie erheitere, sie könne nur als Vorarbeit, historisch, interessiren. Die neuern Sachen hätten absoluten Werth dagegen. „Der Mensch bedarf Klarheit und Aufheiterung, er muß sich zu solchen Kunst- und Literaturepochen wenden, in denen vorzügliche Menschen zu vollendeter Bildung gelangten, sodaß es ihnen selbst wohl war und sie die Seligkeit ihrer Cultur wieder auf Andere auszugießen im Stande sind.“ Diesem Ausspruch, der wie ein Lichtstrahl auf die ganze mittelalterliche Literatur fällt, steht noch ein anderer in Bezug auf die altdeutsche Kunstschule zur Seite:

Unsere guten altdeutschelnden Künstler wenden sich mit persönlicher Schwäche zur Nachahmung der Natur. Sie stehen unter ihr. Wer aber etwas Großes machen will, muß seine Bildung so gesteigert haben, daß er gleich den Griechen im Stande sei, die geringe reale Natur zu der Höhe seines Geistes heranzuheben und Dasjenige wirklich zu machen, was in natürlichen Erscheinungen aus innerer Schwäche oder äußerm Hinderniß nur Intention geblieben ist.

Bei Vielen wird Anstoß erregen, was Göthe im schönen und bescheidenen Selbstgefühle von Tieck sagt, den die Schlegel ihm gleichstellen wollten. Was will man überhaupt an Beiden vergleichen? Tieck stellte nur reproducirend Dinge einer einzigen Periode der Menschheit dar, die wir eben von Göthe verschmähen hörten, während Göthe in viel kolossalerm Maße als Lope de Vega, Shakspeare, Cervantes wie in einen Cyklus alle Gattungen oder Stoffarten, die hinter ihm lagen, versammelte und behandelte, Alles, Ausländer und Deutscher, antik und modern zugleich war, bald Sophokles, bald Lessing oder Shakspeare ähnlich, jetzt in der Manier des Hans Sachs und dann des Properz auftretend, nun aus dem Mittelalter, nun aus dem Orient das Beste auspflückend und mit glücklicher Eigenthümlichkeit darstellend. Will man die Novellistik Beider vergleichen? Beide sind hier in die Schule des Cervantes gegangen. Oder sollte Göthe nach einem gelegentlichen Winke des Cervantes Novellen noch nicht gekannt haben, als er seine ähnlichen Werke schrieb, so ist es um so merkwürdiger, daß er sich in dieser Gattung mit jenem Meister so genau, sogar bis auf Wunderlichkeiten begegnet, z. B. am Schlusse der „Wahlverwandtschaften“ in dem störenden Eindruck, den das Kind, die Nanny, macht, in dem Verwischen der menschlichen Wirkungen durch das Erscheinen des Architekten am Grabe und die ganze Bildermalerei, und vollends in der ganzen legendarischen Wendung überhaupt. Sonst haben wir in diesem Romane, um dabei stehen zu bleiben, ganz jene durchsichtige Helle, Plan- und Regelmäßigkeit in Entwurf und Ausführung, jene letzte Vollendung einer berechneten oder mit künstlerischem Bewußtsein durchgeführten Darstellung (worin die „Wahlverwandtschaften“ einen höchst interessanten Gegensatz gegen den leicht und in natürlichem Texte hingeflossenen „Werther“ machen) wie in einzelnen Novellen des spanischen Meisters; und in Zeichnung der menschlichen Geschicke, in psychologischer Belauschung menschlicher Leidenschaften steht dieses Werk um so viel höher als Göthe's Zeit über der des Cervantes. Die Entfaltung des Satzes: wie die Menschen nicht wissen, dem Dämon in sich selbst, der ursprünglichen Stimme der Natur zu folgen und ihr mit Warnungen und Hemmungen sich offenbarendes Schicksal zu verstehen; wie sie ihm vielmehr oft entgegentreten und mit freier menschlicher Willkür beharrend, wol auch aus Pflichtgefühl zuwider arbeiten, und wie sie dies ins Verderben zieht, die Verkörperung dieses Gedankens, sagen wir, ist so licht und hell durchgeführt und in so trefflichen Gegensätzen motivirt (wie z. B. Charlotte erst der Pflicht folgt, dann, durch ein erlittenes Unglück gemahnt, dem ersten und natürlichen Gefühle, Ottilie dagegen erst dem Gefühle und dann, durch das verursachte Unglück geschreckt, der Pflicht), daß wir auch im Cervantes nur Einzelnes, und das Einzelne doch entfernter zu vergleichen wüßten; und dies um so mehr, da ein Vorzug hinzukommt, den die ältern Meister nicht leicht haben konnten. Göthe schlingt wohlthuend durch die spannenden innern Verhältnisse unter den Menschen die Geschichte des Parks hindurch, läßt angenehm in der Natur ausruhen, besänftigt hier für die Unruhe, die das leidenschaftliche Getriebe der Menschen aufregt, und hält den Leser in einer harmonischen Stimmung mehr, als es in jenen alten Novellen durch die Isolirung der moralischen Welt statthat. Dies sind nur angedeutete innere und äußere Vorzüge dieser Göthe'schen Novelle; welche von Tieck sollen wir ihr etwa zur Seite setzen? Und doch ist diese ganze Gattung immer eine untergeordnete und aus vielen nur Eine, der sich Göthe nur gelegentlich überließ. 75.

Lane's Reisewerk über Ägypten.

Unter allen neuern Werken über Ägypten möchte wol das vor Kurzem in London erschienene von E. W. Lane: „An account of the manners and customs of the modern Egyptians, written in Egypt, during the years 1833, 1834 and 1835, partly from notes made during a former visit to that country in 1825—28“ (2 Bände), hinsichtlich der Genauigkeit und Detaillirtheit seines Inhalts als eins der vorzüglichsten gelten können. Während seines langen Aufenthalts in diesem Lande erlangte der Verfasser eine sehr genaue und umfassende Kenntniß von der ägyptischen Lebensweise, von den Eigenthümlichkeiten des Landes sowol als der Bewohner und von einer großen Menge anscheinend unwichtiger Nationalzustände, die bei oberflächlicher Betrachtung leicht übergangen werden, aber dennoch im Nexus der ganzen Landesverhältnisse eine ziemliche Wichtigkeit erlangen. Der Verf. sagt selbst in der Einleitung zu seinem Werke, daß, da er schon vor seiner ersten Reise nach Ägypten sich eine Kenntniß der Sprache und Literatur der Araber erworben, es ihm leichter geworden sei als vielleicht

manchem Gelehrtern seiner Vorgänger, auf die Interessen und Zustände der dortigen Bewohner einzugehen. Er habe fast ausschließlich mit Moslems von allen Ständen und socialen Stellungen zu thun gehabt, habe gelebt, sowie sie lebten, und sich vollkommen ihren Gewohnheiten angeschlossen. Insoweit es ihm seine eigne Religion und sein Gewissen erlaubt, sei er auch auf ihre religiösen Ansichten und auf die mannichfaltigen Äußerlichkeiten ihres Cultus eingegangen und habe sich durch dies Betragen das Vertrauen der ihm näherstehenden Moslems erworben. Auch habe er ihre Kleidung, als für den Himmelsstrich bequemer und passender, angelegt. Dergestalt habe er ihre gute Meinung erlangt und im fortgesetzten Umgange mit ihnen manche Unterweisung und eine große Menge von nationalen Notizen erhalten, die einem Andern vielleicht nicht in gleichem Maße zu Gebote gestanden haben würden. In religiösen Dingen namentlich halte es, nach der Versicherung des Verf., schwer, von den Mohammedanern genügende Darstellungen und Eröffnungen abzubekommen, und es bedürfe besonders hierzu eines anhaltenden Umgangs mit ihnen und einer gewissen systematischen Accomodation an ihre Gewohnheiten, Verhältnisse und Ansichten. Hierin müssen wir dem Verf. zweifelsohne Recht geben, da so manche frühere Reisende in Ägypten obigen Mangel empfunden und ausgesprochen haben. Der Meinung, als ob sich auf die Moslems in socialer und religiöser Beziehung durchaus nicht einwirken ließe, widerspricht der Verf.; es sei dies, behauptet er, sehr wohl möglich, nur müsse man sich seinerseits etwas begeben und in ihnen in gewisser Hinsicht die Meinung erregen, daß man gemeinschaftliche Sache mit ihnen mache. Auch hierin wollen wir ihm theilweise Recht geben, da es in der That sterile Reisende gibt, die trotz anderer Fähigkeiten sich zu spröde zeigen, um das richtige und nothwendige Reflexionsverhältniß zwischen sich und den Gegenständen ihrer Beobachtung herauszubringen.

Daß es sehr schwer sei, von einem Lande, in welchem weder Geburts- noch Sterbelisten geführt werden, die Anzahl der Bevölkerung mit einiger Genauigkeit anzugeben, wollen wir dem Verfasser wol glauben. Schwerlich wird man jedoch für Ägypten eine stärkere Bevölkerung als 2,000,000 Seelen annehmen dürfen. Davon sind 1,200,000 männlichen Geschlechts, und unter diesen etwa 400,000 Dienstfähige. Von diesen Letztern hat der gegenwärtige Pascha von Ägypten mindestens die Hälfte in Beschlag genommen, für den Seedienst und um seine regulairen Mannschaften zu rekrutiren. Der Umstand, daß auf diese Weise viele kräftige Männer von ihren Frauen getrennt worden, sowie die Heirathsverbote haben der Bevölkerung innerhalb der letzten zehn Jahre großen Eintrag gethan. Nach dem Allen sind zwei Millionen das Höchste, was man im Durchschnitt für Ägypten annehmen darf. Die verschiedenen Classen, aus denen die Bevölkerung besteht, sind folgende: ägyptische Araber, Bauern und Stadteinwohner, 1,750,000; Christliche Eingeborene (Kopten) 150,000; Osmanen oder Türken 10,000; Syrier 5000; Griechen 5000; Armenier 2000; Juden 5000. Der Rest der Bevölkerung, bestehend aus Arabern, Westarabern, Nubiern, Negersklaven, Memlooks oder männlichen weißen Sklaven, weiblichen weißen Sklaven, Franken u. s. w., übersteigt nicht 70,000. Die Araber in den benachbarten Wüsten können nicht füglich in die Bevölkerungszahl von Ägypten eingeschlossen werden. Die Hauptstadt Kairo allein enthält 240,000 Einwohner.

Man sieht, daß dieser Bestand sehr verschieden von Dem ist, was Ägypten wirklich sein könnte. Die gegenwärtige Bevölkerung dieses Landes beträgt grade etwa ein Viertel der Menschenmenge, die darin Raum haben würde. Etwas ganz Anderes wäre es freilich, wenn eine erleuchtete Regierung an der Spitze stände, wenn man, anstatt die Bauern zu bedrücken und ihrer Ländereien zu berauben, anstatt die werthvollsten Landesproducte mit Monopolen zu belegen, anstatt den besten Theil der Bevölkerung zu Planen oder auch Chimairen des Ehrgeizes und der Habsucht zu verwenden, anstatt einen andern großen Theil derselben durch unnütze Nachahmungsversuche des europäischen Manufacturwesens zu beschäftigen, dafür von dem Allen das Gegentheil thäte und dem Volke ein größeres Interesse am Feldbau einflößte, damit es Das werde, wozu es ursprünglich die Natur bestimmt hat, ein ackerbauendes Volk. Nach der Versicherung des Verf. würde allein die Baumwollenproduction des Landes mehr als hinreichen, um ihm alle Artikel des ausländischen Manufacturwesens sowie die Naturproducte fremder Gegenden zu verschaffen, die das Bedürfniß des Landes erheischt.

Wir müssen manche von den werthvollen Beobachtungen des Verf. übergehen, um seinen Capiteln über den in Ägypten allgemein verbreiteten Aberglauben eine etwas ausführlichere Theilnahme schenken zu können, den er so gründlich und von allen Seiten wie noch keiner seiner Vorgänger studirt zu haben scheint. Nach der Ansicht des Verf. sind die Araber beinahe das abergläubigste Volk auf der Erde, und die ägyptischen stehen in diesem Betracht vielleicht noch über den andern. Einige ihre superstitiösen Theorien sind durch den Koran selbst sanctionirt, vornehmlich der Glaube an die Ginn oder Genien. Diese Ginn sind nach der Meinung der Araber präadamitischen Ursprungs, Zwischenwesen zwischen Engeln und Menschen, aus dem Feuer erschaffen, die im Stande sind, alle möglichen Gestalten von Menschen, Ungeheuern, Thieren u. s. w. anzunehmen. Auch die Macht, sich unsichtbar zu machen, ist ihnen eigen. Gleich den Menschen leben sie von Speise und Trank, pflanzen sich fort und müssen endlich sterben, obgleich sie meistens mehre Jahrhunderte alt werden. Ihr ursprünglicher Aufenthalt ist das Gebirge Chaf, das die ganze Erde umgeben soll. Es gibt unter diesen Geistern sowol Anhänger des Islam als Ungläubige. Die erstern stehen natürlicherweise bei den Arabern in weit höherm Ansehen. In Betreff ihrer sind sie außerordentlich delicat und besorglich, so z. B. versäumt ein Araber selten, wenn er sein Wasser abschlägt, das Wort: Destoo'r, auszusprechen, d. h. ich bitte dich um Verzeihung, weil ja nämlich einer dieser unsichtbaren und allgegenwärtigen Geister eben an dem Orte befindlich sein könnte, der in Folge des Naturbedürfnisses befeuchtet wird, denn der Volksglaube läßt sie überall hausen, in Flüssen, Brunnen, Bädern, verfallenen Wohnungen, Öfen und sogar in den heimlichen Gemächern. Die letztern Örter werden von den Arabern nie betreten, ohne die Genien dabei anzurufen; zuweilen beginnen sie auch ihre Anrede mit einer Anrufung der Gottheit um Schutz gegen alle böse Geister. Andere Araber sind jedoch zu bedenklich, um an diesem Orte den Namen Gottes auszusprechen, und diese sagen blos: „Ich suche Zuflucht bei dir vor dem Übel (d. h. vor dem Satan) und vor Allen, die übel sind."

Sehr eigenthümlich ist die mystische Ansicht der Ägypter von den Sternschnuppen, die bei den Arabern Shihab heißen. Sie halten dieselben nämlich für Lanzen, welche die Gottheit auf die bösartigen Ginns schleudert. Sobald der Ägypter eine solche gewahrt, ruft er aus: „Möge Gott den Feind des Lichtes und der Wahrheit durchbohren!" Alle bösen Genien führen den Namen Efrits, und ihre Existenz ist nach Cap. 27, V. 39 des Koran bestätigt. Sie haben mit den guten Geistern vollkommen gleiche Eigenschaften, nur daß ihre Macht noch unbeschränkter ist. Die Hauptstadt Kairo hat nach dem Glauben der Ägypter in jedem Viertel einen besondern Schutzgeist, der die Gestalt einer Schlange trägt. Außerdem betrachtet der Ägypter jedes alte Grabmal und die dunkeln Regionen der heiligen Gebäude als Aufenthaltsorte der Efrits; sogar die großen Pyramiden wähnen die Araber als von ihnen bewohnt und schreiben die Erbauung dieser ungeheuern Steinkolosse insgemein dem Gan-Ibn-Gan zu, der eine Menge von Ginn zu seinen Dienern hatte, die ihn bei Erbauung derselben unterstützten. Als der Verf. das Innere der großen Pyramide des Cheops in Augenschein nehmen wollte, waren einige seiner arabischen Diener durchaus nicht zu bewegen, ihn dorthin zu begleiten, aus Furcht vor den Efrits.

Seltsam genug betrachtet der Aberglaube der heutigen Ägypter auch alle Blödsinnigen als besondere Günstlinge des Himmels. Man glaubt, die Seelen solcher unglücklichen Wesen seien schon im Himmelreich, während nur ihr gröberer Bestandtheil noch auf der Erde hause. So auch die Mondsüchtigen und Schlafwandler genießen einer besondern Auszeichnung unter ihnen und werden als Heilige betrachtet, und so findet man denn, daß die meisten und berühmtesten der sogenannten ägyptischen Heiligen entweder Blödsinnige, Mondsüchtige oder Betrüger sind. Gleich den ostindischen Fakirs, dürfen sich diese eximirten Menschen Laster und Unthaten aller Art erlauben, ohne daß ihr Ruf dadurch beeinträchtigt wird, oder ihr Ansehen bei dem einfältigen Volke verliert. Manche dieser nichtswürdigen Heiligen laufen ganz nackend in den Straßen herum und erlauben sich sogar dann und wann ganz öffentlich Unfläthereien mit einigen Weibern aus der niedern Classe, die daran nicht nur kein Ärgerniß nehmen, sondern sie sogar für eine besondere Gunst und Heimsuchung erachten. Stets sind diese Auswürflinge der Menschheit, deren Verehrung eine wahre Lästerung ist, darauf bedacht, die Aufmerksamkeit der Vorübergehenden an den öffentlichen Plätzen auf sich zu ziehen; man sieht sie Stroh und Glas fressen und lauter nichtsnutzige Thorheiten begehen. Andere derselben Sekte wandeln in dem lächerlichsten Aufputz in den Straßen umher, angethan mit einem langen weiten Rock, der aus verschiedenfarbigen Flecken zusammengesetzt ist, mit mehren Reihen Perlen um den Hals, auf dem Kopfe einen abgeschabten, gleichfalls aus vielen bunten Flecken bestehenden Turban. In diesem tollen Costum thut dies heilige Gesindel so gravitätisch wie kaum ein Bischof in seinem Kirchenornat. In der Hauptstadt Kairo hält sich eine andere Art solcher Tagdiebe in großer Anzahl auf, die man Tufeylipeh nennt, was so viel als Aussauger, Bettler rc. bedeutet. Diese leben wie die Fakirs blos von Bettelei und Almosen. Sie sind aller Listen, Ränke und Schliche voll und von unerschöpflicher Erfindungskraft, wenn es gilt, sich ein gutes Mittagsmahl zu verschaffen.

Die Talismane und derartigen sympathetischen Mittel spielen bei den Ägyptern eine große Rolle; man wendet diese und namentlich den Alaun an, um die nachtheiligen Wirkungen des sogenannten scheelen Auges (evil eye) zu vereiteln. Man nimmt ein Stück Alaun von der Größe einer Wallnuß und legt es über ein Kohlenfeuer; dies muß aber kurz vor Sonnenuntergang geschehen, und die Person, welche diese Procedur vornimmt, muß dreimal das erste und die drei letzten Capitel des Korans, die sehr kurz sind, wiederholen. Nimmt man hierauf den Alaun vom Feuer, so findet der Aberglaube der Ägypter leicht heraus, daß derselbe während des Siedens die Gestalt der Person angenommen hat, die den scheelen Blick gethan, wodurch die böse Bezauberung unschädlich gemacht wird. Man gibt hierauf das Stück Alaun einem schwarzen Hunde, der es auffressen muß. Auch hängen die ägyptischen Mütter ein flaches Stückchen Alaun in Form einer Münze kurz nach der Geburt ihren Kindern um den Hals.

Man glaube ja nicht, daß dieser Aberglaube blos unter den gemeinen und ungebildeten Ägyptern zu finden ist; die berühmtesten Gelehrten theilen ihn und glauben ebenso eifrig als der Pöbel an die Existenz und vielfältige Verwandlungsfähigkeit der guten und bösen Genien. So erzählt der Verf. von dem Scheikh Khalil-El-Medabighen, einem der ausgezeichnetsten unter den ägyptischen Ulemas und Verf. einiger Werke in verschiedenen Wissenschaften, daß derselbe eine schwarze Leibkatze besessen, die sich in seinem Schlafgemache aufhielt und allnächtlich zu den Füßen seines Muskitovorhanges schlief. Eines Mitternachts nun wachte der gelehrte Mann von einem heftigen Pochen an der Thüre seines Hauses auf und vernahm bald darauf, wie seine schwarze Katze den Fensterladen öffnete und hinausrief: „Wer ist da?" Eine Stimme von draußen erwiderte: „Ich bin ein Ginni, öffne schnell!" Darauf sagte die Katze des gelehrten Mannes: „Mit nichten, denn über das Schloß dieses Hauses ist der Segen und Name Gottes ausgesprochen worden." „Dann", entgegnete die Stimme, „sollst du mir zwei Laibchen Brot herabwerfen." „Auch das kann nicht geschehen", sprach die Katze, „denn auch das Brot ist gesegnet." „Nun so gib mir wenigstens einen Trunk Wasser." Allein auch der Wassereimer hatte nach dem Ausspruche der Katze die Weihe erhalten, und der böse Geist mußte mithin, obgleich er vor Hunger und Durst beinahe umkam, von der Thüre des Scheikh sich hinwegbegeben. Am nächsten Morgen beim Frühstücke wollte sich der Gelehrte dankbar gegen die Katze zeigen und bot ihr, anstatt ihr nur einen Bissen zu geben, die Hälfte dar; darauf sagte er: „O meine gute Katze, ich glaube an deine Macht, du weißt, daß ich ein armer Mann bin, bring mir etwas Gold." Kaum hatte der würdige Mann aber diesen Wunsch ausgesprochen, als die Katze augenblicklich verschwand und sich nie wieder bei ihm sehen ließ.

Fast alle ägyptischen Derwische sind entweder Handelsleute, Handwerker oder Ackerbauer; ihr religiöses Geschäft betreiben sie nur nebenbei. Nur wenige geben sich ausschließlich mit heiligen Handlungen, Gebeten, Einsegnungen und dem Singen bei Begräbnißfeierlichkeiten ab. Diese führen auch den Namen Futara, oder Fakir. Manche müssen ihren Lebensunterhalt durch Wassertragen gewinnen, das sie den Gläubigen zu ihren heiligen Waschungen in einem irdenen Gefäße oder in einem Ziegenfelle auf dem Rücken herbeischleppen. Andere leben von Almosen, das sie auf die zudringlichste und unverschämteste Art einfodern. Dieser sämmtliche Schwarm von Heiligen, Halbheiligen und Heiligendienern sind im Grunde nichts mehr und weniger als Tagediebe, die das Land aussaugen und sehr viel zu dem Ruin des öffentlichen und Familenlebens beitragen. Man müßte einmal diese Rotte mit Feuer und Schwert vertilgen.

Wir wollen noch einer abergläubischen Ceremonie Erwähnung thun, die besonders in Kairo viel vorkommt und vornehmlich von Frauen vorgenommen wird, um der Unfruchtbarkeit vorzubeugen. Es ist nämlich in Kairo ein offener Platz, der Rumeyleh heißt, wo gewöhnlich die zum Tode verurtheilten Verbrecher hingerichtet werden. Auf der Südseite dieses Platzes befindet sich ein Gebäude, das den Namen Mughsil es Sultan oder des Sultans Waschplatz für die Todten führt. Hier befindet sich eine steinerne Tafel, worauf der Leichnam jeder enthaupteten Person, bevor man ihn begräbt, gewaschen wird. Das von diesen Waschungen ablaufende Wasser sammelt sich in einem Trog, wo es mit seinen fauligen und blutigen Bestandtheilen stehen bleibt. Zu diesem Trog kommen nun die Frauen, welche an Unfruchtbarkeit leiden, und nähern sich unter unverbrüchlichem Schweigen der steinernen Tafel, die sie sieben Mal mit dem linken Fuße berühren, worauf sie sich, ekelhaft genug, das Gesicht mit dem fauligen Wasser aus dem Troge waschen. Endlich geben sie noch einem alten Manne und dessen Frau, die bei dem Verbrechertrog angestellt sind, etwas kleine Münze und gehen dann getröstet heim, in der festen Überzeugung, daß ihre Wünsche nächstens erfüllt werden. 80.

Literarische Notiz.

Der eben in zwei Bänden herausgekommene neue Roman: „Le champ des martyrs", von Ernest Mesnard, hat wieder wie der im vorigen Jahre von demselben Verf. erschienene „Quiberon", die Vendee zum Schauplatze. Die Haupthandlung schließt mit Wiedereinschiffung der Emigranten, namentlich des Grafen Artois in Ile-Dieu. Mit Talent sind die Charaktere der Hauptpersonen wie die an Ereignissen reiche Zeit und die Örtlichkeiten geschildert, mit Geschick ergreifende Episoden eingeflochten und interessante Darstellungen einzelner Scenen aus der Zeit, worin die Handlung spielt, gegeben. 4.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Sonnabend, — Nr. 140. — 20. Mai 1837.

Martin Luther's Leben. Von Gustav Pfizer. Stuttgart, Liesching. 1836. Gr. 8. 2 Thlr. 4 Gr.

Es gibt wol keine bedeutendere Partie der Geschichte, welche in so vielseitiger Weise von so verschiedenen Seiten her so emsig betrachtet und bearbeitet wäre als die Zeit der Reformation und die darin besonders hervortretenden Persönlichkeiten. Nicht blos die Theologie, die kirchliche und politische Geschichte hat dies Interesse genährt und gepflegt, sondern es hat sich zu einem allgemeinen Interesse der protestantischen Kirche, des protestantischen Volkes erhoben, das, mit einer gewissen Pietät bewahrt, von allen Seiten her mehr oder minder bedeutende Beiträge versammelte, um keine Dunkelheit unaufgeklärt, keine Lücke unausgefüllt, keinen einzelnen Zug verloren gehen zu lassen und selbst die kleinen Besonderheiten zu bewahren, welche für die Geschichte im Allgemeinen kaum irgend ein Gewicht haben, aber doch Denen theuer sind, welche zu jener Zeit nicht blos durch wissenschaftlichen Eifer, sondern, wie zu einer geliebten und verehrten Person, durch eine tiefere, innerliche Neigung hingezogen werden, welche auch einer übrigens bedeutungslosen Reliquie einen hohen Werth verleiht. Je aufgeregter noch die Opposition gegen den Katholicismus war, je lebendiger die Freude an der schwer errungenen protestantischen Glaubensfreiheit, desto häufiger und rührender trat auch jener historische Eifer hervor, der selbst heutzutage noch durch die Kälte unserer Wissenschaftlichkeit hindurch zu erkennen ist, zumal wenn er in weitern Kreisen durch eine besondere Veranlassung, wie durch ein Jubelfest, angeregt wird. So ist denn eine so gewaltige Masse geschichtlichen Materials zusammengebracht, daß der Geschichtschreiber weit mehr damit zu thun hat, dessen Herr zu werden, als es zu vermehren. In besonders hohem Grade ist das bei dem Leben Luther's der Fall, das auf eine würdige Weise darzustellen immer eine sehr schwierige Aufgabe bleiben wird, trotz der dazu aufgehäuften Vorarbeiten, trotz der durchsichtigen Klarheit, mit welcher sich Luther's Charakter überall selbst herausstellt. Denn in der That gehört doch nicht blos eindringender Scharfblick, sondern selbst eine nicht geringe Tüchtigkeit des eignen Charakters dazu, um die wunderbare Tiefe und Kraft eines so großartigen Charakters nicht nur in seinen äußern Wirkungen zu bewundern, sondern in seinem innern, harmonischen Zusammenhange, in seinem consequenten Fortschritt, in allen seinen einzelnen Seiten, auch in denen, welche aus irgend einem Grunde etwas in Schatten getreten sind, mit klarer, umfassender Anschauung zu ermessen und zu begreifen, mit Erwägung alles Dessen, was von außen her durch freundliche oder feindliche, bewußte oder unbewußte Einwirkung zu seiner Gestaltung beigetragen hat.

Diese Schwierigkeiten und welche sonst noch mit einer Lebensbeschreibung Luther's verbunden sind, hat auch der Verf. des vorliegenden Buches wohl erkannt und zu überwinden gesucht; aber er hat sie noch vermehrt durch den besondern Standpunkt, von welchem aus er seine Aufgabe löste. Er faßt Luther als einen Mann des Volkes auf, und er wollte, scheint es, ein Volksbuch schreiben. Er macht in der Einleitung auf den betrübenden Umstand aufmerksam, daß unsere so große und so außerordentlich reiche Geschichte doch nur einem sehr geringen Theile nach im Volke lebendig ist, daß namentlich unsere großen Männer entweder durch den Strom einer heterogenen Zeitbildung aus dem Andenken des Volkes hinweggerissen sind, oder daß sie bei unserer fortwährenden Zerrissenheit in Staat und Kirche immer nur eine theilweise Anerkennung haben finden können; oder daß sie vermöge der besonders in unsern Tagen immer schroffer hervortretenden Verschiedenheit in der Bildung der Stände für die Masse des Volkes meistens unverständlich bleiben; und doch ist es grade die Masse, in der das Fortleben der Geschichte unbewußt wurzeln muß, wenn es die wunderbar wohlthätige, hebende, veredelnde Kraft bewähren soll, welche die höhern Stände, wofern sie überhaupt das Bedürfniß derselben fühlen, durch künstliche Mittel zu ersetzen suchen.

Nun ist in der That Luther wie kein Anderer ein segensreiches Eigenthum des ganzen Volkes im protestantischen Deutschland geworden; seine Sprache, seine Bibel, seine Lieder nähren uns von Jugend auf; seine großartige Gestalt wandelt noch im Volke, wenngleich in dem halb sagenhaften Nebel, den die Zeit um nationale Heroen zu hüllen pflegt; viele Orte bewahren mit treuer Pietät das Andenken an ihn; Feste erneuern es mit unvergänglicher Lebenskraft, um so mehr, je mehr sie sich ohne künstliche Vorbereitungen in volksthümlicher Weise gleichsam von selbst feiern, wie z. B. zu Erfurt, wo am Martinstage bei einbrechender Dunkelheit die ganze Stadt widerhallt von dem Jubel der Jugend, die mit brennenden

Lichten u. s. w. durch die zum Theil erleuchteten und mit manchen auf Luther und die Reformation bezüglichen Bildern und Sprüchen geschmückten Straßen zieht und die einfachen schönen Worte singt:

Martin, Martin,
Martin war ein braver Mann,
Steckt ihm tausend Lichter an,
Daß er oben sehen kann,
Was er unten Gut's gethan.

Hiernach ist es ein sehr naheliegender Wunsch, der auch nicht jetzt zum ersten Male geäußert oder erfüllt wird, über den Volksmann auch ein Volksbuch zu besitzen. Ein solches indeß hat der Verf. des vorliegenden sonst vortrefflichen Buches doch nicht geliefert, und im strengern Sinne hat er es vielleicht auch nicht liefern wollen, obgleich man dies nach Dem, was er im Anfange der Einleitung sagt, erwarten sollte. Zwar geht aus Dem, was er weiterhin über die Schwierigkeiten seiner Aufgabe bemerkt, hinlänglich hervor, daß er nicht für Gelehrte schrieb, und das zeigt auch die Ausführung des Ganzen, wobei er sich von allem gelehrten Rüstzeug und Prunk rein erhalten hat; er wollte „eine allgemein ansprechende und verständliche Lebensbeschreibung Luther's" geben; aber weder diese noch andere Ausdrücke geben mit Bestimmtheit zu erkennen, ob er nach einer Popularität strebte, wie er sie S. x Schiller abspricht, „deren Hauch und Kraft an den Herd des geringsten Bürgers, in die Hütte des Landmanns dränge". Sollte er danach wirklich gestrebt haben, so müßte man freilich urtheilen, daß er seinen Zweck verfehlt habe. Es kommt hierbei weit weniger auf die Auswahl des Inhalts an als auf die Form der Darstellung; denn wenn jene auch fast ganz genügend genannt werden kann für den bezeichneten Zweck, so ist doch diese dazu ihrem ganzen Zuschnitt nach unpassend. Leider hat unsere Schriftsprache immer mehr und mehr einen Ton angenommen, der nur den Gelehrten und den sogenannten gebildeten Ständen verständlich ist; abgesehen von ausländischen Ausdrücken, deren sich der Verf. allerdings möglichst enthalten hat, umfaßt jener gebildete Ton eine sehr große Menge von Sprachformen, Bildern, wissenschaftlichen Schulausdrücken u. s. w., welche entweder für das Verständniß des Volkes längst todt sind (dahin gehört, um ein sehr weitgreifendes Beispiel zu erwähnen, fast jeder Gebrauch des Genitivs und Dativs), oder welche im Volke noch nie gelebt haben. Dadurch wird unsere Literatur gleichsam ein Vorrecht privilegirter Stände; zwischen diesen und der großen Masse thut sich eine immer größer werdende Kluft auf, welche die lebendige Circulation organischer Sprachbildung und mithin das ganze geistige Leben in höchst bedauernswerthem Grade hemmt, und die neuesten Bestrebungen unserer jüngern Stylisten haben trotz der republikanischen Gesinnung, welche man ihnen zur Last legt oder nachrühmt, grade eine Richtung genommen, welche nur immer noch mehr den Kreis Derer beschränken muß, die in der so fortgehenden Literatur wirklich mitleben können. Gehört nun auch der Verf. nicht zu diesen, so bedient er sich doch einer Sprache, welche, so schön sie ist, dem Landmann und gewöhnlichen Bürger großentheils unverständlich sein muß, oder für diese wenigstens der lebendigen Anschaulichkeit und der nachdrücklichen, eindringlichen Kraft entbehrt, welche eine volksmäßige Sprache durchaus haben muß. Eine solche könnte und müßte unsers Erachtens allein auf Luther's Sprache begründet werden; nur diese kann noch ein ganz allgemeines Verständniß erwarten, wenn sie mit Geschick der Gegenwart angemessen wird. Einen deutlichen Beleg dafür gibt selbst unwillkürlich das vorliegende Buch. Der Verf. schreibt, wie man es von ihm erwarten mußte, einen Styl, der nach unserm heutigen Maßstabe für musterhaft gelten kann; wenn aber derselbe dennoch als schlaff, matt und arm erscheint, so ist das nicht die Schuld des Verf., sondern dieser Eindruck wird hauptsächlich dadurch hervorgebracht und geschärft, daß die zweckmäßigen, reichlichen Auszüge aus Luther's Schriften uns immerfort mit neuem Reiz anziehen und eine Vergleichung veranlassen, welche nur zum größten Nachtheile des Verf. ausfallen kann.

Diese traurigen Betrachtungen über den gegenwärtigen Zustand unserer Nationalbildung, deren weitere Erörterung und Begründung nicht hierher gehört, treffen das vorliegende Buch nur insofern, als daraus hervorgeht, daß es eigentlich nur für den Kreis Derer geschrieben ist, welche man die Gebildeten zu nennen pflegt; wie sehr diese Beschränkung auch immer zu bedauern ist, so ist dieser Kreis doch so groß und von so vorwiegendem Gewicht, daß man sich nur freuen kann, wenigstens für ihn ein Buch empfangen zu haben, das, ohne ein bestimmtes Maß von Kenntnissen vorauszusetzen, seine Aufgabe in vorzüglicher Weise gelöst hat.

Besonders zu loben ist der freie Blick, mit welchem der Verf. Luther's Charakter betrachtet; er erkennt ihn in seiner ganzen Größe, er verehrt ihn und weiß diese Verehrung auf die einfachste Weise auch bei dem Leser zu erwecken, ohne daß er dazu besonderer Künste bedarf, ohne selbst die menschlichen Schwächen Luther's zu übersehen, abzuleugnen oder durch Scheingründe rechtfertigen zu wollen; wobei er jedoch natürlich auch nicht versäumt, Das geltend zu machen, was die Eigenthümlichkeit der Zeit, Luther's Verhältnisse, Stellung u. s. w. an Entschuldigungsgründen darbietet. Oft hat sich das Bestreben gezeigt, grade Luther als eine in vielen Herzen mächtige Autorität für die Gegenwart zu benutzen und sein gewaltiges Wort auf unsere Zustände anzuwenden; die entgegengesetztesten Ansichten in der Theologie, Politik, Pädagogik u. s. w. haben sich gleichsam um ihn gerissen; er sollte wie der Kothurn rechts und links passen, und um uns seiner Ausdrücke zu bedienen, so haben sowol die Schwarmgeister als die spitzigen Leute, die Verehrer der Frau Hulde, der klugen Vernunft, die des Teufels Hure ist, sowol die Rottengeister, Mordpropheten und Aufrührischen als die Tyrannen, Rultze, Junkerlein, großen Hanse und Papierhenker allezeit gemeint, sie könnten Luther zu ihrem Bundesgenossen haben und würden mit einem seiner kräftigen Sprüche ihrer Partei den Sieg verschaffen und alle ihre Feinde todtschlagen. Von allen solchen Misbräuchen ist der Verf. weit entfernt; er gibt uns Luther, wie er war, wie er zu

seiner Zeit sein mußte; und sind seine religiösen und politischen Ansichten auch oft von der Art, daß sie jetzt nicht mehr als Richtschnur für uns gelten können, so wird doch dadurch die Größe des Mannes nicht heruntergedrückt, und in seinen Worten bleibt immer noch ein großer Schatz von Erweckung, Stärkung und Belehrung übrig. Der Verf. ist stets bedacht, Luther nicht gewaltsam aus seiner Atmosphäre herauszureißen, und wo zu besorgen ist, daß dies etwa ein weniger kundiger Leser thun möchte, da führt er ihn durch Einschiebung zweckmäßiger, nie zu weit abgehender Erläuterungen auf den richtigen Standpunkt. Diese sich stets gleichbleibende Umsicht, diese resignirende Treue gereicht dem Verf. zu desto größerer Ehre, da er hinlänglich bewiesen hat, daß auch er für die Leiden und Kämpfe unserer Zeit ein warmes Herz hat, das so gern aus der Vergangenheit Trost und Lehre zieht.

Ein anderer wesentlicher Vorzug des Buches ist der schon erwähnte, daß darin möglichst oft Luther selbst redend eingeführt wird; nichts kann geeigneter sein, den Leser in die eigenthümliche Weise Luther's und seiner Zeit einzuführen, als wenn er so mitten unter Luther's Zeitgenossen, Hörer und Leser versetzt wird. Die Auswahl der mitgetheilten Stellen ist höchst zweckmäßig, und während sie nur einer anschaulichen Geschichtsdarstellung dienen soll, erfüllt sie zugleich den Zweck, uns über alle wichtigern und anziehenden Gegenstände, über welche man Luther's Meinung vernehmen möchte, einen Auszug aus seinen Schriften zu geben. Dabei ist das ursprüngliche Gepräge der Sprache möglichst treu bewahrt; der ekle Geschmack unserer Zeit ist geschont durch Weglassung Dessen, was jetzt allzu anstößig klingen würde, während doch auch das Mitgetheilte so viel von der Luther'schen Derbheit enthält, daß die Vorstellung davon nicht zu gering werden kann. Auch in Dem, was aus lateinischen Schriften entnommen ist, hat sich der Verf. bemüht, dem alterthümlichen Ausdruck jener Zeit in der Übersetzung nahe zu kommen, wenngleich dies nicht immer hat recht gelingen wollen, sodaß selbst das Lateinische für den Kundigen öfter noch durchzufühlen ist; und ein kleiner Irrthum ist es, wenn S. 5, Z. 3 „Anfangsgründe der Buchstaben" gesagt wird statt „elementa litterarum".

Noch Manches ließe sich zum Lobe des Buches anführen über die umfassende, sorgfältige Benutzung der Quellen, über die sehr geschickte und gewandte Aushebung der jedesmal interessantesten und am besten charakterisirenden Momente u. s. w. Doch glaubt Rec. genug gethan zu haben, um das Urtheil zu begründen, daß diese neue Lebensbeschreibung Luther's keineswegs eine überflüssige ist, daß sie vielmehr ihre Aufgabe auf eine nicht gewöhnliche Weise gelöst hat und daher in hohem Grade verdient, eine allgemeine Verbreitung zu finden.

Nur einige wenige Übelstände sind es, welche wir vermieden zu sehen wünschen möchten; namentlich rechnen wir hierher den bedeutenden Umfang des Buches. Es ist zwar schwer zu sagen, daß Dies oder Jenes hätte wegbleiben können, da die Fülle des wirklich anziehenden Stoffes so groß ist, daß man fast immer würde etwas streichen müssen, was an sich der Mittheilung sehr werth war; jedoch würde hier der Verf. selbst mit seinem sichern Takte gewiß am besten zu wählen wissen; manchmal wäre durch Abkürzungen zu helfen gewesen, welche bei den zuweilen etwas weitläufigen und in Einzelnheiten sich wiederholenden Äußerungen Luther's und besonders einiger Anderer (wie z. B. Albrecht Dürer's S. 242—245) wol angemessen waren, ohne daß dadurch etwas Wesentliches übergangen wäre. Ein populaires Buch darf nicht zu groß sein, auch abgesehen davon, daß dann die Verbreitung durch den Preis gehindert wird, der übrigens bei diesem Buche verhältnißmäßig keineswegs hoch ist.

Dieselbe Rücksicht auf das Publicum, welches der Verf. vor Augen hatte, hätte ihn auch abhalten sollen, zuweilen Betrachtungen über die Art, wie er seine Aufgabe löst, einzuflechten. Solche Rechtfertigungen, bei denen sich der Verf. dem Kritiker gegenüberstellt, hätten lieber, wie das Meiste dieser Art, in der Vorrede ihren Platz bekommen sollen; indeß sind der hiermit gemeinten Stellen nur sehr wenige, gegen deren Inhalt übrigens nichts einzuwenden ist, wie z. B. S. 9, 880.

Über einen andern Punkt kann Rec. nicht mit der Ansicht des Verf. übereinstimmen. Zwar ist es sehr richtig, was in der Einleitung S. XVI fg. bemerkt wird, daß eine Biographie die Personen nicht dürfe nur als Träger oder Symbole gewisser, willkürlich (oder auch mit gutem Grunde) in sie gelegter Ansichten betrachten, daß vielmehr ihre Eigenthümlichkeit, ihr besonderer individueller Charakter mit aller Frische, allen Ecken und Kanten des einzelnen Lebens klar hervortreten müsse. Die Geschichte im Allgemeinen freilich hat sich vor solchen biographischen Einzelnheiten zu hüten; für sie ist das Individuum vorwiegend nur eine Marke und Haltpunkt in dem Faden des geschichtlichen Lebens, das ein Volk oder die Menschheit durchlebt; soll aber die Biographie, wenn sie uns eine bedeutende Persönlichkeit mit allen ihren Besonderheiten nahe rückt, gar nicht darauf Rücksicht nehmen, auf welchem Punkte sie in der Fortbildung ihres Volkes und der Menschheit steht? soll sie nicht nach dem allgemeinen Princip fragen, das diese besondere Persönlichkeit zur Erscheinung brachte oder vertrat? Rec. glaubt, daß ein Biograph diese Aufgabe nicht von sich ablehnen dürfe; ja, der Verf. hat sie im Grunde selber mit erfüllt, indem er im „Schluß" manches Treffende sagt, was ganz hierher gehört; nur thut er das eigentlich gegen seinen Vorsatz. Hätte er diesen Punkt als einen nothwendigen Theil seiner Arbeit betrachtet, so würde er ihn ausführlicher abgehandelt haben, und das wäre ohne Zweifel grade bei seiner populairen Tendenz sehr ersprießlich gewesen, da er sich gewiß nicht in unfruchtbaren Allgemeinheiten verloren hätte.

Die äußere Ausstattung des Buches ist höchst gefällig; bei den vier Stahlstichen ist jedoch mehr der gute Wille anzuerkennen als der glückliche Erfolg; sie sind beinahe gänzlich mislungen, was der Augenschein lehren wird, ohne daß wir es hier im Einzelnen nachweisen. 121.

Aus Italien.

Einen zu seiner Zeit einflußreichen und wirksamen Gelehrten, den Abate Daniele Francesconi, hat der Vicebibliothekar der Universität zu Padua, Fort. Federici, in einer gutgeschriebenen Schrift kennen gelehrt: „Notizie intorno la vita e gli studj dell abat. Dan. Francesconi racc. e scr. dall ab. *Fort. Federici*" (Venedig 1836), und zugleich uns dadurch ein treues Bild der Vielen gegeben, die nach der frühern italienischen Gelehrtenbildung durch Streben nach dem Einzelnen fürs Ganze der Wissenschaften verloren gingen. Francesconi war zu Belvedere di Corbignano, einem zur Republik Venedig im Gebiete von Treviso gehörigen Orte, 1761 geboren, erhielt seine Erziehung im Seminare von Treviso und hatte seinen Cursus noch nicht vollendet, als ihm aufgetragen wurde, die Rechtswissenschaften in dieser Anstalt zu lehren. Später war er 11 Jahre lang bis 1798 Hauslehrer im Hause des venetianischen Patriciers Giov. Barbarigo, übernahm dann das Lehramt der Geometrie und Physik im Collegium von San-Marco zu Padua. Er ließ dieses Amt verwalten und übernahm erst 1805, als er zum Bibliothekar der Universität war ernannt worden, die Geschäfte, verband damit 1807 das Lehramt der Geschichte und Diplomatik und tauschte es 1809 gegen den zur Vergleichung zwischen den römischen Rechtsquellen und dem Napoleon'schen Gesetzbuche errichteten Lehrstuhl um. 1812 wurde er Secretair des königl. ital. Instituts für Padua, später Ehrenmitglied für die dritte Abtheilung der zeichnenden Künste. Ein Jahr später übertrug man ihm das Amt eines Generalinspectors des öffentlichen Unterrichts und er benutzte diesen Anlaß zu Reisen nach Rom, nach Toscana und nach Paris, wo Männer wie Prony, Biot und Ennio Quirino Visconti ihn ihrer Freundschaft werth hielten. Mit Ausnahme seiner mathematischen Untersuchungen sind die andern seiner einzelnen Abhandlungen (ganze Werke hat er nie geschrieben) Sächelchen, die, in einer Note gelegentlich abgethan, ausreichende Ehre erhielten (z. B. über das Zeichen, wodurch der Apis der Ägypter sich von andern Ochsen unterschied; über den Bald. Castiglione zugeschriebenen Brief des Rafael; über den Spiegel, dessen sich die Vestalinnen bedienten u. s. w.); doch bewies er dabei ins Grammatische eingehende classische Kenntnisse. Er starb zu Venedig am 17. Nov. 1835, mit einer Menge kleiner Geschäfte so beschäftigt, daß er zu einer ernsten Thätigkeit nicht kommen konnte.

Maße und Gewichte sind in Menge auf uns gekommen, welche durch Inschriften es aussagen, daß sie durch römische Behörden geaicht waren. Gelehrte Erörterungen haben dargethan, daß die Aufsicht auf diese Dinge in Griechenland eignen Beamten zustand; doch fehlten bis jetzt die Monumente, die diese Beaufsichtigung dargethan hätten. Jetzt macht ein gelehrter Jesuit, Professor der griechischen Literatur im Collegio romano, ein griechisches Gewicht in Blei aus dem Kircher'schen Museum bekannt, das diesem Mangel abhilft („Campione di antica bilibra romana in piombo, conservato nel museo Kircheriano e greca iscriz. illustr. dal *P. Giamb. Secchi*", Rom 1835). Die auf beiden Seiten vertheilte sehr schwer lesbare Inschrift sagt aus, daß diese italienische Doppellitra im XIV. Jahre (*ετους ΔΙ*) des Consulats des (Titus) Julius Clatius Severus als Menestheus Krestor Agoranom war (geaicht ward). Diese Angabe weist auf das J. 235 unserer Zeitrechnung hin. Einige sich anknüpfende Erörterungen machen die kleine Schrift interessant und belehrend.

Im Thale von Aosta werden die Trauben mit solcher Liebe gepflegt, daß jährlich weit über 22,455 Hektoliter Wein gewonnen werden. Sorgfalt in der Behandlung der Reben und Sorgfalt bei der Lese begründet die Vorzüge dieses Gewächses. In den Denkschriften der königlichen Ackerbaugesellschaft zu Turin erschien vor Kurzem ein „Saggio sulle viti e sui vini della valle d'Aosta del dott. *Lor. Fr. Gatta*", der jetzt zu Turin 1836 einzeln abgedruckt worden ist und zusammen mit Lenoir's „Trattato della coltivaz. della vite e della vinificazione" (Mailand 1833) die beste Methodik für diesen so wichtigen Zweig der Industrie an die Hand geben möchte. Zur genauern Bestimmung der Sorten gibt Acerbi's „Tentativo d'una classificazione geoponica delle viti" („Bibl. ital.", 1825, Juniheft) und der „Trattato sulle viti italiane, ossia materiali per servire alla classificazione, monografia e sinonimia" (Mailand 1825), mit Gatta's Aufsatze verglichen, die besten Hülfsmittel. 40.

Literarische Notiz.

Von A. Latouche erscheint unter dem Titel: „L'echo du panorama des langues etc.", eine monatliche Zeitschrift, deren Tendenz ist, ein neues System über den Ursprung der Sprachen zu verbreiten. Als wahre primitive Sprache statuirt der Verf. die hebräische, oder mindestens als die älteste aller bekannten Sprachen, und bemüht sich in dem ersten Heft seines Journals, deren Analogie mit dem Griechischen, Lateinischen, Französischen, Deutschen und Englischen nachzuweisen. Beim Studium dieser verschiedenen Sprachformen glaubt der Herausgeber die alle verbindende Kette gefunden zu haben sowie den Schlüssel zu all den verschiedenen Lauten, womit der Mensch seit den ältesten Zeiten seine Empfindungen und endlich seine Gedanken bezeichnete. Folgende kurze Stelle mag ungefähr das Princip dieses linguistischen Journals herausstellen: „Die Sprache ist überall eine einige; die Ansicht vom Gegenstande von diesem oder jenem Gesichtspunkt aus, die Wahl und Verwandlung der zusammenlautenden Töne, die Umstellung und Metamorphosirung der ein Wort bildenden Zeichen, dieses allein bildet die Verschiedenheit der Sprachen." Man sieht aus diesen wenigen Worten schon, daß die linguistische Ansicht des Hrn. Latouche eine ziemlich unphilosophische ist: er betrachtet die Sprache nur als die zufällig gebildete, äußerliche Bezeichnung der Empfindungen und etwa auch Gedanken, keineswegs aber als den immanenten Ausdruck derselben, als die leibhafte Form der Gedanken selbst. Wegen dieses Mangels an philosophischer Basis verlieren sich denn auch die Untersuchungen des Herausgebers sehr im Einzelnen, Unwesentlichen und Zufälligen, und es scheint ihm, soweit man aus der ersten Lieferung seiner Zeitschrift beurtheilen kann, zu ergehen wie auch so manchen deutschen Sprachforschern, die zuletzt bei ihren minutiösen Vergleichungen und Ausspürungen den Wald vor lauter Bäumen nicht sehen, denen, während sie sich im Klauben und Suchen an der Schale herum erschöpfen, der reiche und lebendige Geist der Sprache ganz entflieht. So z. B. bemüht sich der Herausgeber nachzuweisen, wie die Consonanten g, r, n in sieben verschiedenen Sprachen das Wort cornu formiren; ein zufälliger Umstand, der ganz und gar nichts von Wichtigkeit ausdrückt außer den längstbekannten Satz, daß natürlich alle Sprachen, weil ja jede für sich der Ausdruck des Geistigen ist, untereinander auch in gewisser äußerlicher Beziehung stehen. Ferner finden sich 20 Wörter aus verschiedenen Sprachen angeführt, worin die Doppelconsonanten bl, pl, fl und vl immer den Begriff der Schwäche, Mattigkeit, Feigheit ausdrücken: ein Exempel, das, vom höhern Standpunkt angesehen, wieder nur als bloßes Sprachcuriosum gelten kann. Die sämmtlichen Wurzeln der Sprache (welche letztere er hier wieder nur im äußerlichen Sinne des Lautes und Stimmausdrucks nimmt) befaßt der Herausgeber unter vier Ordnungen: 1) die liquiden Zeichen (r, l) mit neun Familien; 2) die Zahnlaute (s, t, d, z) mit sieben Familien; 3) die Lippenlaute (m, b, p, ph) mit fünf, und 4) die Gutturalen (g, q, c, k) mit sieben Familien. Diese Classification ist in der ersten Nummer dieser Zeitschrift zuvörderst auf das Hebräische angewendet. 11.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonntag, —— Nr. 141. —— 21. Mai 1837.

Documenti di storia italiana copiati sugli originali autentici, e per lo più autografi esistenti in Parigi, da *Giuseppe Molini*. Con note. Erster Band. Florenz 1836.

Der vormalige Bibliothekar des Großherzogs von Toscana, G. Molini, nicht unvortheilhaft bekannt durch Arbeiten im Fache der Bibliographie, wurde 1831 nach Paris gesandt, um in den Archiven und Bibliotheken Nachforschungen nach einigen Handschriften des Machiavell sowie nach jenem Bericht des Benvenuto Cellini über seine in Frankreich verfertigten Arbeiten anzustellen, wovon Letzterer in seiner Selbstbiographie meldet, er habe ihn auf Veranlassung der ihm vom Könige Franz gemachten Vorwürfe, an den Cardinal d'Este gerichtet, nach Frankreich gesandt. Es gelang Hrn. Molini nicht, das Gewünschte aufzufinden. Aber er stieß bei dieser Gelegenheit auf eine große Menge von Urkunden und Schriften, die sich auf die italienische Geschichte des 15. und namentlich des 16. Jahrhunderts beziehen. Die Sammlung, in welcher diese sich befinden, ist die schon anderwärts hinlänglich bekannte und benutzte, welche Philipp Graf v. Bethune, Bruder des berühmten Sully, anlegte und die dessen Sohn bei seinem 1665 erfolgten Tode König Ludwig XIV. hinterließ. Sie umfaßt 950 Bände und befindet sich gegenwärtig in der königlichen Bibliothek. Hr. Molini copirte aus den ersten 200 Bänden, welche bis zum Ende der Regierung Franz I. gehen, alle jene Documente in italienischer und lateinischer Sprache, welche ihm für die Geschichte seines Vaterlandes Interesse zu haben schienen. Der Marquis Gino Capponi zu Florenz, welcher in der Kenntniß der italienischen Geschichte und dem Eifer für dieselbe nicht leicht von irgend einem seiner Landsleute übertroffen werden dürfte, unternahm es, die pariser Documente zu untersuchen, zu ordnen und durch Anmerkungen zu erläutern. Der erste Band des Werkes, welcher bis 1527 geht, liegt vor uns, der zweite wird bald folgen. So viel war nöthig als Nachricht über den Ursprung des Unternehmens. Ref. würde nun noch Manches hinzufügen können über die Wichtigkeit der politischen und commerziellen Verhältnisse Italiens zu Frankreich, und ersterer namentlich von 1494 an, wo die unheilvollen Kämpfe begannen, wenn er nicht für völlig unnöthig erachtete, auf so bekannte Umstände zu verweisen. Ebenso wenig kann hier von dem großen Reichthume der pariser königlichen Bibliothek für italienische Geschichte sowol als für italienische Literatur die Rede sein. Von ihren bedeutenden Schätzen in letzterer Hinsicht gibt der dicke Quartband des Marsand'schen Katalogs hinlänglich Zeugniß; ein Buch, welches eine Menge brauchbarer Notizen enthält und jedenfalls dankenswerth ist, bei welchem aber der Mangel an Kritik und nöthiger Umsicht sich gar zu sehr kundgibt. Doch ist es nun Zeit, das oben angezeigte Werk genauer zu betrachten und zu untersuchen, was es zur Erläuterung und Kenntniß der Begebenheiten einer Epoche beiträgt, über welche so Vieles und darunter von ausgezeichneten Staatsmännern wie von denkenden Historikern, geschrieben worden ist.

Der erste Theil des Buches kann nur kurze Bemerkungen in Anspruch nehmen, da dessen Inhalt zu fragmentarisch ist. Den Anfang macht das schon von J. D. Mansi herausgegebene Schreiben der florentinischen Republik an König Karl VI. von Frankreich, vom 24. April 1404, welches sich auf die pisanisch-mailändischen Angelegenheiten bezieht und aus der Feder Coluccio Salutati's ist. In diesem merkwürdigen, in einer sehr kräftigen Sprache abgefaßten und gegen die Tyrannei und Plane der Visconti — „infaustissimum progeniem Vicecomitum" — donnernden Documente findet sich u. A. folgende Bezeichnung der damals herrschenden Parteien: „Est in hac orbis parte, et antiquitus diu fuit, detestabilis factio que dicitur Gebellina. Hec quondam ecclesie romane persecutoribus, imperatoribus et aliis, semper favit. Est et altera quam Guelfam vocant, que summis pontificibus semper adherens, contra persecutores hujusmodi se obiecit: hujus sancte catholiceque sortis, hic devotissimus majestatis vestre populus se caput et pugilem semper gessit." Nach einigen Stücken von geringerm Belang (darunter Contract und Quittungen von Lorenzo und Piero de' Medici und ihren Compagnons zu Lyon) gelangen wir (Nr. 10) zu der Abkunft zwischen Papst Alexander VI. und König Karl VIII., vom 15. Jan. 1495, deren Hauptpunkte die Übergabe des Prinzen Zizim („le Turc") an den König, die von Civitavecchia an denselben und Ostias an den Cardinal della Rovere, die Amnestie für die Colonna, Savelli, Vitelli u. A., die Ernennung von Delegaten der Mark und des Patrimonio, wie eines Legaten für Cam-

panien (im letzten Fall der Cardinal Colonna) nach der Wahl des Königs, die Wiedereinsetzung della Rovere's in seine Legation Avignon u. s. w. sind. Der Inhalt des Vertrags findet sich schon bei Lünig und Dumont. Aus der Zeit Karl VIII. ist nichts Ferneres vorhanden, und es folgen nun Alexander VI. Beglaubigungsschreiben für Cäsar Borgia bei Ludwig XII. vom 28. Sept. 1498 („dilectum filium ducem Valentinensem, quo nihil carius habemus") und des Königs Instructionen an seine Bevollmächtigten beim Papst vom 4. Febr. 1499 (Nr. 13), worin er diesen, dem della Rovere („Monseigneur le Cardinal Sancti Petri ad vincula, protecteur des affaires du Roy et du Royaume en court de Rome"), dem Valentinois, de Triguier u. s. w. aufträgt, dem Papst seine obeyssance filiale zu bezeigen und ihn in seinem Namen als „vray recteur de l'église universelle et vray vicaire de Dieu en terre" anzuerkennen, wie es bei den frühern französischen Königen gebräuchlich gewesen. Auf die unseligen pisanischen Angelegenheiten bringt uns der am 12. Oct. 1499 zwischen Ludwig und dem florentinischen Gesandten (Cosimo de' Pazzi und Pietro di Tommaso Soderini) abgeschlossene Vertrag (Nr. 14) zurück, von welchem Jacopo Pitti in seiner noch ungedruckten Geschichte am ausführlichsten redet. Gehen wir weiter, so finden wir Lodovico il Moro schon gestürzt; aus seinem Gefängnisse schreibt er (April oder Mai 1500) „De le cosse d'Italia e in che modo la maestà del christianiss. Signor Re le ha ad governare" (Nr. 15) und warnt gegen Trivulzio (Nr. 16). Vom 28. Dec. 1509 (1508) ist das Breve Papst Julius II. an den Cardinal v. Amboise (Nr. 22), welcher ihm den zwischen Maximilian und Ludwig am 10. Dec. zu Cambrai abgeschlossenen, so berühmt gewordenen Vertrag gemeldet; ein Vertrag, von welchem Julius sich verspricht, „quod ingens bonum christiane republice afferet, et causa erit facilioris et validioris expeditionis contra orthodoxe christiane fidei hostes".

König Ludwig XII. starb am 1. Jan. 1515. Mit seinem Nachfolger Franz I. werden die Urkunden bald häufiger. Unter dem 7. Nov. 1516 und 30. April 1517 bescheinigt Maximilian Sforza, des Moro Sohn, in zwei an Sire Jehan Lalemant, den Generalempfänger der Finanzen in der Normandie, ausgestellten Quittungen (Nr. 28) die vom König erhaltenen Summen, woraus sich ergibt, daß dieser Prinz, der sich in einem Briefe an Montmorency einmal wegen seiner schlechten Schrift entschuldigt, indem er zugleich sagt, er schreibe selber, weil er Niemanden traue („Io ho scripto la presente de mana mia propria per non fidarme di personna. Vos. Sign. mi perdona se hè mal scripto, che a la scola non imparai meglio." Nr. 142), eine jährliche Pension von 72,000 Livres tournois „pour nostre pension et entertenement" bezog. Gleicherweise bescheinigt Lorenzo de' Medici von Urbino am 31. Dec. 1518 die Summe von 25,000 Livres als Theil seiner Heirathsgabe (100,000 L.) erhalten zu haben (Nr. 32). Dies nur im Vorbeigehen, da die politischen Angelegenheiten wieder eine ernste Wendung nehmen. Der vielen Französischgesinnten am päpstlichen Hofe ungeachtet, neigte sich Leo X. zur kaiserlichen Partei. Im J. 1520 hatten die Intriguen freien Spielraum. Bernard Dovizi, Cardinal von Bibbiena, war Legat in Frankreich gewesen und wie sein Neffe Agnolo, wie der Cardinal von Araceli, Matteo Giberti u. v. A., gänzlich zu Gunsten des Königs. Seine Briefe an Louise v. Angoulême, Franzens Mutter, vom 18. Febr. bis 19. Mai 1520 (Nr. 34 — 38) schildern die verschiedenen Bemühungen beim Papste. Zuerst finden wir die Versicherung der freundschaftlichen Gesinnungen des Papstes und des Cardinals Julius (der damals nach Florenz gegangen war) gegen Frankreich, die Nachricht vom Unwohlsein des königlichen Gesandten, Grafen v. Carpi, und von der zwischen Sr. Heiligkeit und Spanien herrschenden Kälte. Don Giovanni Manuel kommt als kaiserlicher Gesandter nach Rom (am 12. April), sowol um die Wahl des Bischofs von Lüttich (Erard de la Marck) zum Cardinal durchzusetzen, als auch, was sich später deutlich zeigte, um Leo zum Anschluß an Karl zu vermögen. Der Herzog v. Albany und Monsgr. du Pin kommen mit besondern Aufträgen aus Frankreich an; Carpi begibt sich krank nach Pozzuoli. Messer Giovanni Rucellai wird als Botschafter nach Paris gesandt. Ein päpstlicher Bevollmächtigter geht nach der Schweiz, um den Cardinal von Sion (Matth. Schinner) zur Ruhe zu vermögen („che non voglia fare officii diversi dalla profession sua in procurare alteratione, e scandali"); Letzterer steht im Begriffe, sich nach Deutschland zu begeben, um mit dem Kaiser zusammenzutreffen.

Im letzten Briefe spricht Bibbiena von seiner Krankheit, welche ihn seit lange das Bett zu hüten nöthige; er starb bekanntlich im November desselben Jahres. Mit den hier berührten Verhandlungen stehen Leo's Plane gegen Ferrara in Verbindung. Bibbiena schreibt zwar nach Frankreich: die Gerüchte eines Anschlags auf Ferrara seien gänzlich ungegründet und falsch, und der Papst sei gegen den Herzog Alfons gut gesinnt, wenn auch von der Rückgabe Modenas und Reggios für den Augenblick nicht die Rede sein könne. Man weiß aber, daß es sich anders verhielt, und daß selbst Franz I. nahe daran war, Alfons fallen zu lassen, um sich den Papst günstig gestimmt zu erhalten. Der Herzog war in dieser Zeit sehr leidend, sein Bruder, der Cardinal Hippolyt, in Ungarn. Auf die Nachricht der Gefahr kehrte Letzterer nach Ferrara zurück, und wir finden von ihm einen Brief an den König (Ferrara 11. April 1520, Nr. 39), worin er ihm die Nachstellungen gegen sein Haus vorhält und seinen Schutz in Anspruch nimmt. Der Brief des Cardinals enthält auch eine Bemerkung über den Zustand Ungarns und Deutschlands:

> Me ne son tornato a Ferrara non senza qualche periculo nel cammino, per el gran disordine nel quale se trovano quelli paesi de Ungaria e de la Magna, e per el mal governo loro, pieno di tanta discordia, e confusione che ciascuno può quasi fare quel tutto che gli piace, nè glie chi li corregа.

(Die Fortsetzung folgt.)

Romanenliteratur.

1. Novellen und Lieder von **Friedr. Mayer.** Nürnberg, Schneider und Weigel. 1836. 8. 1 Thlr.

Der Verf. hat den Lesern das Geschäft überlassen, die „Novellen“ aus dem ersten, dritten und vierten Aufsatze selber herauszusuchen, und es kommt daher auf ihre Entscheidung an, ob der Rahmen, welcher die Novellen umschließt, in gefällig lockender Form erscheint. Ref. hat nur die angenehme Pflicht zu erfüllen, auf die dritte Novelle aus den letzten polnischen Ereignissen den Blick des Lesers hinzulenken, da sie als die bedeutsamste hervortritt und auch in der Bearbeitung manche Vorzüge vor den übrigen hat. Wie aber sämmtliche Aufsätze eine oft allzu leichte Flüchtigkeit bethätigen, so hat sie den Verf. namentlich in dieser Novelle zu einer wahrhaften Barbarei hingerissen. Jaromir, nach Sibirien verwiesen, klagt sein Misgeschick den kahlen Wänden, die er mit geballten Fäusten schlägt, und der Verf. bemerkt: „Der Mensch duldet nie schwerer, als in der Überzeugung, daß er unverdiente Strafe leide.“ Das ist wahr! Wer aber Gut und Blut für eine Überzeugung in die Schanze schlagen will, den muß Alles, was da kommt, gefaßt finden, oder sein Enthusiasmus steht in Frage. Und als nun für Jaromir die Stunde der Freiheit schlägt, da predigt er den zurückbleibenden Schicksalsgenossen Geduld und Muth, und daß wahre Größe auch im Unglück ungebeugt bleibe. Das ist es, was Ref. nur gelinde eine Barbarei nennt; warum sagte Jaromir dergleichen Dinge früher nicht sich selber? Jetzt hat er gut predigen!

In der vierten Novelle sehen wir uns nach Dänemark versetzt, um aus dem Munde eines jungen Deutschen von altem Adel Einiges über deutsche Poesie, namentlich in Bezug auf das sogenannte „junge Deutschland“ zu vernehmen. Neues hat Ref. nicht daraus lernen können als etwa ein verunglücktes Wortspielcompliment zu Ehren Heine's und Laube's, für welches diese beiden Herren ihm danken mögen. Übrigens ist der junge altadelige Deutsche mit einem so stahlharten „Schilde kerngesunder Tugend“ versehen, daß er zwar ein zartes Verständniß mit einer jungen unglücklichen Frau mit beiden Händen anknüpft, als aber die Gute nun aus diesen Händen ihr Glück erwartet, da flieht der Kerngesunde, denn er, als ein Don Quixote des jungen Deutschlands, mag sich in den materiellen Wolken des Ehestandes nicht erkälten.

Die fünfte Novelle theilt Lieder mit. Ref. muß gestehen, daß es ihm schwer geworden ist, etwas Anderes darin zu erblicken als Belege zu der vom Verf. im Vorworte ausgesprochenen „Hypothese: die Poesie sei streng von der Dichtkunst getrennt; denn von Kunst zeugen allerdings weder Versbau, noch Sprache, noch Rhythmus, überhaupt nichts, was man sonst zur Poesie zu rechnen gewohnt ist, sofern ein Gedicht das Product ihrer Eingebung ist.

2. Der Courrier von Simbirsk. Novelle von **Gustav von Heeringen.** Frankfurt a. M., Sauerländer. 1836. 8. 2 Thlr.

Unter dem unscheinbaren Titel bearbeitet der Verf. ein höchst bedeutsames Motiv. Der Courrier bringt der Kaiserin Katharina die Nachricht von der gänzlichen Niederlage und Gefangenschaft des Rebellenchefs Pugatscheff, dessen vom Glück begünstigte Unternehmungen selbst die Kaiserin mit Furcht erfüllten. Der Courrier bringt aber noch mehr! Es gelingt ihm, die Tochter dieses Rebellen in das von der Kaiserin größtentheils begründete und auf das großartigste dotirte Fräuleinstift der Hauptstadt einzuschwärzen. Das Übrige mag der geneigte Leser aus dem Buche selber entgegennehmen.

Der Verf. ist den bessern Novellisten wol beizuzählen und die vorliegende Novelle bietet dazu mehre Belege. Gute Sprache, gewählte Scenerie und leichte Zeichnung der Personen, Umgebungen und Ereignisse finden wir auch hier. Da jedoch ein Recensent ohne irgend einen Tadel sich nicht auszusprechen vermag, so muß Ref. hier seinen Glauben niederlegen, daß es dem Verf. nicht leicht zu werden scheint, eine ihm zusagende Situation aufzugeben. In vorliegender Novelle wenigstens erfahren wir der Rebellentochter Dunia Geschichte eben deshalb mehre Male. Die Scenen, durch welche dieses herbeigeführt wird, sind allerdings interessant; allein ein Dichter muß nothwendigerweise Verschwender sein können, er muß oft selbst das Kostbarste mit Gleichmuth wegzuwerfen vermögen, ohne der Furcht zu unterliegen, etwas zu verlieren und am Ende gar arm und blos dazustehen.

3. Die Sünde des Vorurtheils. Ein Roman, entlehnt aus dem wirklichen Leben. Von **L. von Alvensleben.** Zwei Theile. Güstrow, Opitz und Frege. 1836. 8. 2 Thlr. 18 Gr.

Dasjenige, was der Verf. in diesem Romane als Vorurtheil bezeichnet, sind wir gewohnt anders zu nennen. Offenbar ist es kein Vorurtheil, wenn die Handlungen eines Menschen uns nothwendig bestimmen müssen, von ihm eine schlechte Meinung zu fassen, und es kann nicht Sünde sein, diese Meinung so lange zu hegen, als die Umstände eine Berichtigung derselben nicht herbeiführen. Übrigens kann es nur bedauert werden, daß dem Verf. die Ausführung seiner Idee nicht besser gelungen ist. Das Thema gehört zu denen, welche nicht oft und vielseitig genug zur Sprache gebracht werden können. Eine falsche Meinung kann wirklich zur Sünde werden und die empörendsten Folgen gebären, indem sie Denjenigen, auf welchem sie lastet, eben zu jenem Verbrechen führt, welches bisher nur der Schein ihm aufbürdete. Und eben Dieses sollte auch in dem vorliegenden Romane wol eigentlich gezeigt werden. Allein zu diesem Zwecke ist die ganze Anlage des Buches wenig geeignet. Das Leben der Hauptperson tritt durch flüchtig hingeworfene schriftliche Confessionen kaum aus dem Hintergrunde, und im Proscenium bewegen sich außer einigen Nebenfiguren vier junge Männer, an deren Thun und Treiben, wiewol dasselbe durch jene Hauptperson bedingt wird, unser Antheil nur gering sein kann. Besonders aber lastet auf der moralischen Stellung der Hauptperson der Vorwurf, daß sein furchtbares Schicksal, welches ihn zum Brudermörder macht, gewiß gegen die Absicht des Verf., aus unklarem Zartgefühl seine eigne Schuld, nicht aber die Schuld des Vorurtheils ist. Wir können und müssen im Leben oft so Manches hingehen lassen, welches uns in ein falsches Licht stellt; allein es ist von mehr als einer Seite Pflicht, Alles aufzubieten, den Schein eines Verbrechens von uns zu entfernen. Das hat der alte Herr von Ullendorf nicht gethan, wiewol ihn wenig daran hinderte, und überhaupt ist er einigermaßen schlaff gezeichnet, denn nach dem Brudermorde findet er es ziemlich bequem, sein Selbstgefühl, oder bestimmter, sein Gewissen, durch Wohlthätigkeit in Ruhe zu wiegen.

Die Moralien nehmen hier schon so viel Raum in Anspruch, daß der Formalien kaum zu gedenken ist! Oben ist bereits der unrechten Stellung dieses Herrn von Ullendorf gedacht. Das sei genug und schließlich nur noch erwähnt, wie der Verf. sich bemüht hat, die Begebenheiten so schlicht stoffartig hinzustellen, als sei das Alles, wie der Titel sagt, dem „wirklichen Leben entlehnt“, und als sei es seine Absicht, dem Leser eine Fundgrube von Reflexionen und Novellen zu eröffnen, denn beide sind reichlich aus dem Buche zu Tage zu fördern.

4. Romantische Scenen aus dem Mittelalter. Von **Erasmus Aristarchus.** Leipzig, Focke. 1836. Gr. 12. 1 Thlr.

Wie ein Aristarchus dazu kommt, sich in die Romantik des Mittelalters zu versteigen, ist so leicht nicht einzusehen; Thatsache aber ist es, daß nichts Besonderes zu Tage gefördert ist. Geschlechtsverhältnisse, in welchen, wie das in tausend und abertausend Romanen und Novellen zu lesen ist, ein Mönch verderblich eingreift, sind das Thema dieser romantischen Scenen, in welchen nur Ein poetisches Motiv von psychologischer Wichtigkeit auftaucht. Es ist dies Ardelli's gänzliche Umwandelung zum Schlimmen, als die heimatliche Luft ihn wieder fächelt.

Die Sprache dieses Buches ist noch sehr jung, oft unklar,

überall aber nicht der Zeit gemäß, sondern so modern, daß auch nicht eine Figur in ihrer wahren Gestalt vor Augen tritt, wie denn überhaupt unter den jüngern deutschen Schriftstellern die Kunst der Zeichnung wol häufiger gefunden würde, wenn's keine Kunst wäre.

5. Harald, der furchtlose Ritter. Ein Roman von P. Lorenzo. Schneeberg, Schumann. 1836. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

Dieser Roman unterscheidet sich von den allbekannten Werken unsers Spieß nur durch zwei Dinge: erstlich durch seine Jugend, zweitens durch einen Ton, welcher fast unentschieden läßt, ob der Verf. sich einen Spaß habe machen wollen, oder nicht. Dem möge jedoch sein, wie ihm wolle, so viel steht unbedingt fest: von dem Geiste des Shakspeare'schen Paters Lorenzo glimmt ebenso wenig ein Fünkchen in diesem durchaus phantasieleeren Buche als von dem des Sterne'schen, und so steht nicht zu erwarten, daß durch dasselbe auch nur Ein Horndrechsler den geringsten Verdienst erlangen werde.

6. Spenden gegen die Langeweile, in Novellen, Erzählungen, Sagen und Schwänken, von Georg Lotz. Zwei Bände. Hamburg, Perthes und Besser. 1836. 8. 2 Thlr.

Zur Langweile kann es mancherlei Anlaß geben; eben deshalb gibt es auch verschiedene Arten von Langweile. Ref. kennt keine andere als die im Zustande eines Genesenden, welchem der Arzt, wie das regelmäßig geschieht, das Lesen untersagt. Einen solchen Zustand hatte sich daher Ref. eigens als Probirstein für dieses Buch aufgespart und dasselbe probehaltig und der Gesundheit durchaus nicht nachtheilig gefunden.

Für Gesunde ist im ersten Bande „Der Kaufmann von Cadix" zu empfehlen, eine Novelle, die an bekannte Märchen erinnert, und im zweiten Bande „Die Nebenbuhler", ein romantisches Gemälde, welches manche Schönheiten darbietet, einer genügenden Form aber durchaus entbehrt. 46.

Notizen.

Vor ungefähr einem Jahrhundert ward in den Ruinen des alten Pergamum (das heutige Pergamo) in Kleinasien ein äußerst kunstvoll verziertes Gefäß von weißem Marmor aufgefunden. Einige andere, um dieselbe Zeit in jener Gegend gefundene, ebenso große Gefäße verehrte der damalige Sultan der Sophienmoschee in Konstantinopel. Das ersterwähnte, welches die daran angebrachten Figuren einer gleichen Bestimmung unfähig machten, schenkte der Sultan der Familie Kara-Osman-Oglu; diese ließ es in den Hauptsaal eines öffentlichen Bades stellen, wo es als Behälter von kaltem Wasser diente. Choiseul-Gouffier war der Erste, der diese köstliche Antike zu würdigen verstand, sie beschrieb und eine Abbildung derselben in seinem Werk über Griechenland gab; es gelang ihm aber nicht, wie bedeutende Gebote er auch that, das werthvolle Stück für die Sammlungen seines Vaterlandes anzukaufen. Bis auf unsere Tage hielten alle Reisende, die dies Werk alter Kunst bewunderten, dessen Erwerbung für eine Unmöglichkeit. Der bekannte Reisende Texier fand, als er 1835 in Pergamo war, das Gefäß noch ganz unversehrt an der von Choiseul-Gouffier bezeichneten Stelle. Von dem Minister des Innern benachrichtigt, daß die französische Regierung geneigt sei, die interessante Antike zu kaufen, suchte Texier, als er im vorigen Spätjahre nach Konstantinopel zurückgekehrt war, bei dem Sultan, der ihm vielfache Beweise seines Wohlwollens gegeben hatte, ihm auch noch vor seiner Abreise nach Frankreich den Thouraorden zustellen ließ, um die Erlaubniß nach, das pergamische Gefäß ankaufen zu dürfen. Der Sultan ließ ihm wissen, er habe in Erfahrung gebracht, daß die französische Regierung das berühmte Gefäß zu haben wünsche, und er könne sich deshalb das Vergnügen nicht versagen, dasselbe dem König der Franzosen als Geschenk für dessen Museum anzubieten. Der Marquis d'Eyragues ward alsbald vom Sultan, dessen Achtung wie der türkischen Minister Freundschaft er sich erworben hatte, benachrichtigt, daß das antike Kunstwerk zu seiner Verfügung stehe und dem Gouverneur bereits zur Beseitigung aller etwaigen Hindernisse gemessene Befehle ertheilt seien. Der Marquis trug dem die französische bei Konstantinopel stationirte Brigg Argus befehligenden Lieutenant Octaves de Chabannes auf, sich nach Pergamo zu verfügen und die Wegschaffung des Gefäßes zu besorgen. Dasselbe ist, nach Hrn. von Chabannes, der seinen schwierigen und mühevollen Auftrag mit großer Vorsicht ausführte, drei Fuß hoch, hat fünf Fuß im Durchmesser und wiegt über 4000 Pfund; es muß jetzt bereits an dem Orte seiner Bestimmung eingetroffen sein.

Der durch seine Gefangenschaft bei Abd-el-Kader neuerlich bekannt gewordene Fregattenlieutenant Aug. de France liefert in seinem vor einigen Wochen in zwei Bänden herausgekommenen Buche: „Les prisonniers d'Abd-el-Kader, ou cinq mois de captivité chez les Arabes", gute Notizen über den Charakter, die politische Stellung, die Hülfsmittel und Streitkräfte dieses Häuptlings, der den Franzosen bisher so viel zu schaffen machte. 4.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Montag, —— Nr. 142. —— 22. Mai 1837.

Documenti di storia italiana copiati sugli originali autentici, e per lo più autografi esistenti in Parigi, da *Giuseppe Molini*. Erster Band.

(Fortsetzung aus Nr. 141.)

Am ausführlichsten handelt von den ferraresischen Angelegenheiten Guicciardini (B. XIII, C. 5, nach der Rosini'schen Ausgabe). Derselbe gibt auch (XIV, 1) hinreichendes Zeugniß von dem langen Schwanken Leo's zwischen Kaiser und Frankreich, bis am 8. Mai 1521 der Vertrag mit dem Ersten zu Stande kam (vgl. auch Leo V, 302). Franz Maria Sforza, der zweite Sohn des Moro, sollte Mailand erhalten; im Juni gab er dem Manfred Pallavicini die Instruction zum Angriff auf Como (Nr. 41), worin er sagt, er stehe im Begriff, durch Gottes Gnade und des Kaisers Milde sein Erbe wiederzuerlangen, und dem Pallavicini besonders anempfiehlt, keine Plünderung zu dulden und mit den Nachbarn, „den Herren Schweizern und Herren Graubündtenern" in gutem Einverständniß zu bleiben. Der Überfall mislang zum Schaden seiner Urheber. Galeazzo Visconti, von der französischen Partei und damals in Mailand, gibt dem König und dem Kanzler Robertet „treshumblemente" von Zeit zu Zeit Nachrichten. Unterdessen richtet Franz von Vergy aus am 13. Juli 1521 ein Circularschreiben an die ihm befreundeten Fürsten in Italien, worin er die von Papst und Kaiser begonnenen Feindseligkeiten meldet (Nr. 46). Ein Ungenannter schreibt aus Trient 12. Juli (Nr. 47), in der Nacht des 6. Juli sei der päpstliche Nuntius, Bischof von Veroli, über den Gardasee nach der Schweiz gegangen, mit Fugger'schem Gelde, um in Zürich mit dem Cardinal von Sion, Franz Sforza und Nik. Schomberg (Erzbischof von Capua) zusammenzutreffen. Ein Archidiakon von Navarra habe am 9. d. M. 40,000 Dukaten nach Trient gebracht, um durch d'Arco, Lodron und Castel Alto Truppen in Tirol werben zu lassen, die an einem bestimmten Tage nebst den spanischen vorrücken sollten. Zugleich wird erwähnt: der Kaiser habe dem Cardinal Medici das Erzbisthum Toledo und „un bon stado in Italia" versprochen, was an die Notiz bei Paris de' Grassi erinnert, wo er von einem Tausche zwischen dem Cardinal und Franz Sforza redet. Wie gewöhnlich folgten der Verkündigung des Bruchs wechselseitige Güterbeschlagnahmen auf dem Fuße. Am 15. Juli reichen der Consul und die florentinischen Kaufleute in Lyon eine Denkschrift an den Kanzler Robertet ein (Nr. 48), worin sie sagen: der Seneschall der Stadt „fist constituer tous prisonniers et arrester tous nos biens"; sie bitten den König um ein „saufconduit général pour demeurer seurement leurs personnes et biens tant au dict Lyon que es pays subgects au d. seigneur — comme bons subgects et serviteurs du dit seigneur". Unter Denen, welche die Bittschrift unterzeichnet haben, finden sich die Namen Albizzi, Guadagni, Alamanni, Salviati, Gondi, Strozzi, Antinori, Ginori, Ridolfi, Pitti u. A., denen man in den florentinischen Geschichten so häufig begegnet. Die Repressalien blieben nicht aus; am 24. Juli meldet der Graf v. Carpi aus Rom dem Könige, die Güter der französischen, mailändischen und genuesischen Kaufleute seien durch den Governatore mit Beschlag belegt worden, „pour estre venue plainte à notre dit saint père que a esté fait le semblable aux marchands florentins à Lyon, à Milan et en autres villes de votre dit duché". Zugleich gibt der Botschafter Nachricht von dem Beginn der Feindseligkeiten auf der See. Zu gleicher Zeit ward es auf allen Seiten rege. Genua, welches Octavian Fregoso im französischen Interesse verwaltete, wurde bedroht. Briefe Fr. Fregoso's, Erzbischofs von Salern, vom 20. Juli und 1. August geben Nachricht. Lautrec war in der Lombardei, sein Bruder Lescuns („Lo Scudo" bei den Italienern) in Parma, welches Prosper Colonna belagerte. Unter dem Datum des 13. August findet sich eine Herausfoderung eines französischen Offiziers an den Letztern, welchem vorgeworfen wird, er habe sich gegen König Franz undankbar und „non da gentilhomo" betragen (Nr. 53). Lautrec zog Parma zu Hülfe; Sinibald Fieschi war mit französischen Truppen zu Piacenza am 30. August (Nr. 54), Lautrec zur selben Zeit in Cremona, wo Schweizer und andere Truppen sich sammelten. Ein Brief Friedrich v. Bozzolo's, der mit in Parma war (30. August, Nr. 55) und eine Armwunde erhielt, erzählt die Angriffe auf die Befestigungen und den am 29. d. M. abgeschlagenen Sturm. Am 10. Sept. meldet Galeazzo Visconti aus Fontanelle am Oglio seiner Tochter Clara in Mailand die Aufhebung der Belagerung Parmas („Parma era perduta, se la havessero assaltata", Nr. 57) und Prospero's Rückzug hinter die Enza. Aber diese Vortheile währten nicht lange. Ein

Brief Franz Maria della Rovere's, des vertriebenen Herzogs von Urbino, der sich im französischen Lager am Taro befand und eine Pension von 3000 Scudi bezog (Nr. 59, vom 27. Sept.), deutet auf die Widersetzlichkeit der im königlichen Dienste befindlichen Schweizer („multo me dole de la suspensione che in questi giorni passati hanno usato scuizzari“); Galeazzo Visconti schreibt wiederholt im October aus Robecco am Oglio, wo Lautrec stand (Nr. 62, 63, 65, 66); als er aus Luciera am 28. Nov. dem Kanzler Robertet schrieb (Nr. 68), war Mailand schon verloren, und die in seinem Briefe enthaltenen Worte: „la nocte orribille del caxo accaduto“, beziehen sich auf den Überfall durch Colonna und Pescara, worauf Lautrec nach Como zog und bald auch Parma fiel. Der am 1. Dec. 1521 erfolgte unerwartete Tod Papst Leo X. veränderte unterdessen von Neuem die ganze Lage der Dinge, über welche Guicciardini, damals Commissarius beim päpstlichem Heere, in seinem vierzehnten Buche die genaueste Auskunft gibt.

Kaum war der Papst todt, so löste das Heer sich fast gänzlich auf. In der ersten Hälfte Decembers lud Lautrec die Florentiner zu einem freundschaftlichen Vertrage mit Frankreich ein, worauf der Magistrat (Octoviri praticae reipublicae florentinae) am 13. Dec. mit einigen allgemeinen Phrasen antwortete und von der alten Anhänglichkeit an Frankreich sprach (Nr. 69, 70). Die von Leo bedrückten und ihrer Besitzungen beraubten Vasallen traten zusammen, Franz Maria von Urbino, Sigismund Varano, Camill Orsini, Malatesta und Horaz Baglioni, Borghese und Fabio Petrucci, und machten dem Könige Franz Vorschläge (Nr. 71); einige derselben, mit Renzo da Ceri und zwei andern Orsinen, schlossen dann (wahrscheinlich Anfang Januar 1522) einen Bund zu wechselseitigem Schutze (Nr. 72), mit namentlicher Bezeichnung des Cardinals Medici als Gegner. Der Herzog von Urbino vertrug sich indeß bald mit Letzterm. Am 9. Jan. 1522 wurde der Cardinal von Tortosa zum Papst gewählt und nannte sich Hadrian VI. Alfons von Este erfuhr die Wahl in Ferrara bereits am 10. um die 23. Stunde (Brief an Gio. Fino, seinen Bevollmächtigten bei Lautrec in Cremona, Nr. 75). Über die Unfälle der Franzosen in der Lombardei finden wir nur ein paar zerstreute Nachrichten in Briefen; die französische Macht war so gut wie vernichtet, auch Genua verloren. Franz Sforza war in Mailand. Man suchte nun auch Venedig von der französischen Partei zu trennen. Renzo da Ceri war im Sommer 1523 in dieser Stadt, um das Anschließen an den Kaiser zu hindern. Unter dem 30. Juli schreibt er an den Marschall v. Montmorency (Nr. 81), worin er unter Anderm sagt, die Lombardei sei „in manu delli spagnoli, e non del Duca di Bari“ (Sforza), und ferner: „se al presente ce haverà una difficultà in recuperarle (d. i. le cose d'Italia), de qua ad qualche mese ce ne haverà vinticinque“. Theodor Trivulzio, welchen seiner Neigung zu Frankreich wegen Venedig von seinem Posten als Generalproveditor der Miliz entließ, schreibt am 31. Juli gleichfalls an Montmorency von Verona aus (Nr. 82) und spricht Muth zu: die Angelegenheiten würden sich sogleich günstig gestalten, wenn der König nur seine Macht zeige. Ziemlich in demselben Sinne schreibt von Venedig aus an demselben Tage Joh. Clem. Stanga von Cremona (Nr. 83).

Wichtige Ereignisse bereiteten sich unterdessen vor; am 7. Sept. entwich der Connetable von Bourbon und warf sich dem Kaiser in die Arme; am 14. desselben Monats starb Papst Hadrian; am 18. Nov. wurde der Cardinal v. Medici gewählt. Bonnivet's unglücklicher Feldzug in Oberitalien und der erfolglose Einfall Bourbon's und Pescara's in die Provence fallen in das nun kommende Jahr 1524; dann erscheint König Franz selbst in Italien und nimmt Mailand. Am 14. Oct. sendet der Papst den Cardinal Aleandro zu ihm (Beglaubigungsschreiben für denselben, Nr. 90), am 30. Oct. seinen Datar, Joh. Matthäus Giberti, Bischof von Verona, den er noch besonders dem Marschall v. Montmorency empfiehlt (Nr. 91). Die Briefe an Montmorency, der Alles beim Könige vermochte, nehmen von jetzt an einen bedeutenden Raum ein. Während Pavia belagert wird und Giovanni de' Medici, delle bande nere, zur französischen Partei übertritt, läßt der Marschall sich von Venedig Malvasier und Austern ins Lager senden (Brief des Ottavian Grimaldi, Mailand 14. Nov., Nr. 93), seidene und wollene Teppiche ankaufen, „wie es weder in Italien noch selbst in Frankreich so schöne gibt“, und von Manfred v. Correggio, welcher ein Jahrgehalt von Frankreich zog, Falken und Hunde zurichten, um sich ihrer in „victorioso tempo“ zu erfreuen (Brief vom 3. Jan. 1525, Nr. 95). Einige Wochen später ereignete sich die Schlacht bei Pavia. Am 4. März erläßt der Papst ein tröstendes Schreiben an die Königin Mutter (Nr. 96), welches bereits bekannt war; am 2. Juni ertheilt de Lanoy dem Montmorency in Portofino sicheres Geleit für sechs Galeeren, um den von Pizzighettone nach Genua gebrachten König nach Spanien zu führen (Nr. 99). Man weiß, daß dies ohne Vorwissen der auf de Lanoy eifersüchtigen andern Heerführer, Bourbon und Pescara, geschah, und daß der König, nachdem er sich am 7. gedachten Monats in Portofino eingeschifft, bald darauf an der catalonischen Küste landete. Der Cardinal Salviati, päpstlicher Nuntius in Spanien, berichtet von Alcala und Toledo aus am 22. Sept. und 3. Oct. (Nr. 101) über die Krankheit Franzens und die Ankunft der Herzogin von Alençon und über die sehnlichst erwarteten Cardinalswahlen. Wir sehen aus demselben Briefe, daß Clemens dem Kaiser damals (25. August) die „solita crociata“ verweigert hatte, wovon gesagt wird, sie bringe 600,000 Dukaten ein, die zum Theil gegen Türken und Mohren, zum Theil auch gegen die „maledetti Lutherani“ hätten verwendet werden sollen. Sie wurde aber doch zugestanden.

(Die Fortsetzung folgt.)

Oliver Goldsmith's Leben.

James Prior hat das Leben des liebenswürdigsten unter allen englischen Dichtern (eine Liebenswürdigkeit des Geistes, welche die Engländer selbst mit dem unvergleichlichen Worte „sweetness“ bezeichnen), nämlich Goldsmith's Leben, neuer-

dings beschrieben und sich durch die Herausgabe dieser Darstellung ein bleibendes Verdienst erworben. Denn manche Umstände in Goldsmith's Leben waren zeither im Dunkel geblieben, oder im Laufe der Zeit, in Hinsicht auf ihre Authenticität sehr verkümmert worden. Diese dunkeln Seiten sind nunmehr durch die Bemühungen Prior's in ein befriedigendes Licht gestellt, sodaß nun das äußere Dasein und die Lebensverhältnisse jenes seltenen Dichtergeistes, verbunden mit seinem innern Wirken, als ein durchaus berichtigtes Ganze, als ein eigenthümliches, aber freilich mannichfach gestörtes Stillleben vor uns liegen.

Sicher wird es uns der Leser Dank wissen, wenn wir diesem ansprechenden Gemälde die Grundzüge entheben. Zu Lissoy, dem heimischen Original zu dem traulichen „Deserted village", begrüßen wir den kleinen Oliver, oder, wie ihn die naive Abkürzung der Engländer nennt, den kleinen Noll, zuerst als ein dreijähriges Kind, als den Schüler einer freundlichen Frau, die anfänglich zu der Familie Goldsmith gehörte, nachher aber sich mit einem benachbarten Pächter verheirathete und in dem hohen Alter von 90 Jahren starb. Sie hieß Elisabeth Delap. Es war späterhin der größte Ruhm, den diese einfache Frau von sich zu verbreiten wußte, daß sie es gewesen, die dem gefeierten Verfasser des „Deserted village" und des „Vicar of Wakefield" das erste Lesebuch in die Hände gegeben. Ihrem Privatunterricht entwachsen, kam der kleine Oliver zu einem Dorfschulmeister, unter dessen Anleitung er der Sage nach eben keine glänzenden Fortschritte gemacht hat. Der Grund davon war dieser: es regte sich in dem Knaben frühzeitig die poetische Sympathie, sodaß er die wunderbaren Geschichten und romantischen Erzählungen, wie sie anfangs im Munde des Volks sich gestalten und dann von der Phantasie der Poeten bemeistert werden, beiweitem der Lecture in seinen Schulbüchern vorzog. Der Knabe las dergleichen Historien mit Heißhunger und, wie man sich vorstellen kann, ohne alle Auswahl; er hielt sich zu den Landleuten, die ihn mit seinen Lieblingsbüchern hin und wieder versorgten, und war bald ganz vertraut mit dem Inhalte solcher Romane, wie die „Geschichten von irischen Gaunern und Spitzbuben", die „Lebensbeschreibungen berühmter Piraten", die Geschichte von „Moll Flanders" und „Jack the bachelor" (einem zu seiner Zeit allgemein gefürchteten Schmuggler), die „Begebenheiten der schönen Rosamunda" und „Johanna Shore", die „Abenteuer von James Freney", einem berüchtigten irländischen Räuber u. s. w. Betrachtet man, mit welcher Begierde der dichterische Knabe diese unsauberen Geschichten verschlang, so muß man über die höchste sittliche Reinheit, die der treffliche Mann in allen seinen eignen Werken zu bewahren wußte, über die edle Einfalt der Gesinnung, über die Ordnung und Lauterkeit der Phantasie erstaunen, die seine Werke vor Allem auszeichnen. Niemals hat sich das alte Wort, daß dem Reinen Alles rein ist, mehr bewährt als in seiner unschuldsvollen schriftstellerischen Laufbahn. Auch den alten Balladen seines Vaterlandes wandte Goldsmith in früher Jugend sein ganzes Gemüth zu; er horchte den Landleuten eifrig zu, wenn sie bei dem Herd oder unter dem heitern Blau des Himmels dergleichen sangen, und sein jugendlich frisches Gedächtniß kam ihm dabei dergestalt zu Hülfe, daß er in kurzer Zeit fast Alles, was er singen gehört, auswendig wußte. Vielleicht ist gegenwärtig dem von Unglück und Elend heimgesuchten irländischen Volke die schöpferische Phantasie und der Reichthum heimatlicher Dichtungen einigermaßen ausgegangen, denn es trauert ja in heutigen Tagen Alles in diesem Lande, und das crasse Unheil der täglichen Wirklichkeit hat vielleicht mit der Empfänglichkeit auch die productive Kraft der Poesie auf eine geraume Weile aus diesem unglücklichen Lande verdrängt. Allein in jenen Tagen war dem nicht so. Damals waren an Märchen und Balladen die irischen Landleute überreich, und diese bildeten eine ebenso heitere als unerschöpfliche Abendunterhaltung beim Winterfeuer des Kamins. Es gab viele unter den ältern Personen von des kleinen Oliver Bekanntschaft, deren Hauptbeschäftigung das Erzählen solcher Geschichten war, wenn sich Alt und Jung mit gespannter Aufmerksamkeit versammelt hatte. Unter diesen war aber der Knabe Oliver beiweitem der aufmerksamste. Sein junges Gemüth war von diesen halb schauerlichen, halb liebreizenden Herrlichkeiten ganz erfüllt, als die Seinigen, vielleicht zu seinem Glück, ihm eine andere Stellung zu geben beschlossen. Er kam nun auf die Schule zu Elphin in Roscommon, dieselbe Anstalt, welcher einst sein Großvater vorgestanden hatte und die damals unter der Leitung des ehrenwerthen Mr. Griffin stand. Hier begnügte sich der Knabe nicht mehr mit dem bloßen Lesen und Hören seiner geliebten Volkslegenden und Balladen, sondern er verfaßte nun selbst dergleichen, und es ist sehr wahrscheinlich, daß in der Sammlung irischer Volkslieder, die wir nächstens von Herrn Crofton Croker zu erwarten haben, Manches vorkommen werde, was unserm Dichter und seiner damaligen poetischen Begeisterung den Ursprung verdankt.

Um diese Zeit machte der junge Oliver, dessen poetische Anlage sich auch wie bei so manchen gleichbegabten Naturen in einer unwiderstehlichen Wanderlust aussprach, manchen genialen Streifzug in die Umgegend, sobald nur irgend die Umstände ein solches Intermezzo der Studien verstatteten. Auf einem solchen begegnete ihm einst ein spaßhaft romantisches Quid pro quo. Ein Freund hatte ihm, um sich ein Vergnügen zu bereiten, eine Guinee zufließen lassen, in deren Besitz sich Oliver, der wol noch nie ein Geldstück besessen hatte, unermeßlich reich dünkte. Er miethete sich geschwind ein Pferd und ritt mit rechtem Wandermuth in das Land hinein; so kam er bei einbrechendem Abend in die kleine Stadt Ardagh, die etwa die Hälfte seines Reiseziels bildete, und erkundigte sich nach dem besten Wirthshaus, um Mann und Roß zu beherbergen. Es fügte sich, daß ein gewisser Cornelius Kelly, eine alte Bekanntschaft, sich zu ihm fand, der ein ausgemachter Spaßvogel war. Dieser wollte dem jungen Oliver einen lustigen Streich spielen und wies ihn nach dem Hause des Herrn Featherstone, eines angesehenen und wohlhabenden Edelmanns im Städtchen, mit dem Bemerken, daß dies der beste Gasthof des Ortes sei und der Reisende dort die anständigste Bewirthung finden werde. Diese Weisung ließ Oliver sich natürlich nicht zwei Mal geben. Er ritt wohlgemuth in Mr. Featherstone's Gehöft ein und ward hier von den Dienern, die einen erwarteten Besuch in ihm vermutheten, gut empfangen und in das Familienzimmer eingeführt. Hier bestellte sich Oliver sogleich eine gute Mahlzeit, nachdem er den Dienern wiederholt die gute Abwartung seines Pferdes anempfohlen. Der Herr vom Hause war ein Mann, der auf einen guten Spaß sehr gern einging; er merkte den Irrthum und wußte Anstalt zu treffen, daß der ungebetene Gast darin bis zu seiner Abreise erhalten würde. Das Essen kam, der gute Wein schmeckte dem jungen Schüler ungemein und er lud nach alter britischer Sitte den Wirth nebst Frau und Tochter ein, an seiner Mahlzeit Theil zu nehmen, was sie sich auch gefallen ließen. Bevor er sich sein Schlafgemach anweisen ließ, bestellte er noch mit aller Ausführlichkeit ein gutes Frühstück. Als nun am andern Tage das gezäumte Roß vorgeführt ward und Oliver seine Guinee vorbrachte, die Rechnung zu bezahlen, entdeckte sich das Misverständniß, und es läßt sich denken, daß der joviale Wirth herzlich über des jungen Menschen Verlegenheit lachte und ihn dringend einlud, nun noch einige Tage als wirklicher Gastfreund bei ihm zu verweilen.

Wir übergehen Goldsmith's Aufenthalt in dem Dublin college, wo er unter ziemlich strenger Aufsicht stand und seinem jugendlichen Übermuthe nicht allzu viel nachgeben durfte, und begleiten ihn auf die Universität nach Edinburg, wo er mit dem berühmten Monro Medicin studirte. Hier lebte er ungezwungener und zeigte sich als einen recht lustigen Studenten. Im Balladensingen und Legendenerzählen fand er auf der Universität nicht seines Gleichen. Die Fröhlichkeit seines Temperaments kam hier so recht zum Vorschein, und sein anschmiegsames Gemüth, die Offenheit seines Charakters erwarben ihm viele Freunde, worunter sich denn freilich auch solche befanden,

deren Leichtsinn ihn in Bezug auf das praktische Leben nicht förderlich wurde. Daher kam es denn auch, daß der junge Goldsmith zuweilen in ökonomische Verlegenheiten gerieth. Seine Schwester versichert, dies habe damals vorzüglich an seinem unregelmäßigen Nachhauseschreiben gelegen, und weil er nicht den Seinigen die erwünschte Rechenschaft von seiner Lebensweise und seinen Studien ablegte. Überhaupt besaß der junge Goldsmith gleich den meisten ihm verwandten Geistern eine gewisse Indolenz in Geldsachen; er betrachtete das Geld als ein Mittel zur Zerstreuung, und weil er immer nur den Zweck vor Augen hatte, so ging ihm das Mittel unter den Händen verloren. Einmal wurde auf dem edinburger Theater ein vorzüglich schönes Stück gegeben und Goldsmith wollte mit einigen seiner Freunde die Vorstellung besuchen. Allein bald ergab es sich, daß guter Rath theuer war und Goldsmith nur einen sehr kleinen Theil des Eintrittsgeldes in Kasse hatte. Da nun ein Anderer unter der Gesellschaft zufällig mehr besaß, so wurden Beide einig, das Loos um den Eintritt zu werfen; wen es traf, der sollte das Ganze haben und das Theater besuchen. Der Glückliche war damals Goldsmith; allein er gesteht aufrichtig, daß, hätte er den Verlust gehabt, er unstreitig ein Hauptstück seiner ohnehin nicht umfangreichen Garderobe würde haben veräußern müssen, um dem Freunde Wort zu halten. Schon damals stand übrigens der junge Oliver unter seinen Bekannten in dem Rufe einer ausgezeichneten Dichtergabe; doch scheint er in jener Zeit außer Balladen und Liedern nichts weiter verfaßt zu haben. Aus den meisten seiner Briefe, die er von Edinburg aus an die Seinigen schrieb, spricht dieselbe halb kindliche, halb humoristische Naivetät, welcher wir, in noch ausgebildeterm Maße in seinen spätern Schriften begegnen. Einer dieser Briefe lautet so: „— Ich komme jetzt auf die edinburger Damen zu sprechen, und um zu zeigen, daß ich Schottland und Alles, was diesem herrlichen Lande angehört, aufrichtig liebe, will ich behaupten, und Jedem, der mir es abstreiten will, den Handschuh hinwerfen: daß die schottischen Frauen zehntausend Mal schöner und niedlicher sind als die irländischen. Zwar sehe ich hier im Geiste mein liebenswürdiges Schwesternpaar, Betty und Peggy, sich zornig und scheltend wider mich erheben, allein ich muß ihnen offen sagen, daß ich mich um ihren Widerstreit so wenig als um ihren hübschen Teint, ihre lebhaften Augen und ihren guten Menschenverstand kümmere. Denn ich bin in diesem Stücke meiner Sache ganz gewiß, weil ich weiß, daß die schottischen Damen dies selbst gestehen. Aber um weniger ernsthaft zu reden: wo will man sonst eine Sprache finden, die einem niedlichem Munde so niedlich steht wie das breite Schottisch? Und die edinburger Frauen sprechen es in seiner schönsten Reinheit. So z. B. nehmt einmal eine von Euern eignen jungen Damen her und laßt sie die lieblichen Töne sagen: Whoar wull I gong? (mit der dazu gehörigen Mundweite nämlich) — ich bin gewiß, daß kein Zuhörer diese Laute aushalten kann. Was die Koketten betrifft, dergleichen Charaktere haben wir hier gar nicht, wol aber recht viele abholde Schönen, spröde Huldinnen u. s. w." Es scheint, daß des lebenslustigen Oliver's Herz um die Zeit, da er dies Briefchen schrieb, von irgend einer solchen abholden Schönen einen kleinen Stoß bekommen hatte; die armen Schwestern Betty und Peggy wären sonst sicher nicht so übel weggekommen.

Goldsmith's Reisen auf dem Continente, die er von Edinburg aus antrat, sind bereits aus seinen eignen darauf bezüglichen Schriften bekannt genug. Als er nach London zurückkehrte, fand er Anstellung bei einer Schule zu Peckham und späterhin, was ihm wol mehr zusagte, ein nicht unvortheilhaftes Engagement als Mitarbeiter am „Monthly review" und mehren andern Zeitschriften. Die Honorare, die er empfing, waren für die damalige Zeit nicht grade unbeträchtlich. Auch war Goldsmith in diesem Jahre außerordentlich fleißig. Das Pamphlet auf den „Cock-Lane-Ghost" trug ihm drei Guineen ein; die „Geschichte von Mecklenburg", wenn er wirklich der Verfasser ist, etwa 20 Pfund, die Herausgabe der „Art of poetry" 10 Pfund, sieben Bände vom „Plutarch" 45 Pfund, der „Citizen of the world" 10—15 Pfund, fünf Bogen von der „Geschichte von England" 2 Guineen, des „Leben Nash's" 14 Guineen, und mehre andere kleinere Sachen, als Vorreden, Skizzen, Kritiken und dergleichen, zusammen etwa 120 Pfund.

(Der Beschluß folgt.)

Literarische Notizen.

Von Mollevaut, dessen vor Kurzem erschienene „Fabeln in vierzeiligen Strophen" wir uns unlängst günstig zu beurtheilen veranlaßt fanden, hat soeben eine Übersetzung der „Ars poetica" des Horaz in gereimten Versen herausgegeben, wovon wir gleichfalls nur Gutes und Anerkennendes sagen können. Der Verf. derselben hat nämlich drei wesentliche Erfodernisse einer wahrhaft guten Übersetzung wohl berücksichtigt und größtentheils in Erfüllung gebracht: die seinige ist bei großer Treue doch nicht minutiös und wortklauberisch, sie erfüllt ferner alle Ansprüche der Eleganz und verletzt endlich, was viele thun, den Genius der lebenden Sprache nicht. Auch hat der Verf. in seinem Vorworte die mancherlei und großen Schwierigkeiten nicht übersehen, die sich grade dem französischen Übersetzer eines alten Originalwerks entgegenstellen. Diese Schwierigkeiten beruhen auf dem eigenthümlichen Geist (oder wir wollen den nationalen Ausdruck: esprit, gebrauchen) der französischen Sprache. Dieses Idiom, wenn es nicht kräftig und geistreich zusammengehalten wird, kann sich sehr leicht in leere Breite, in schlaffe Paraphrasirung verlieren und verlaufen; andererseits kann es auch zu sententiös und in Folge dessen gegen die antike Naivetät zu pretentiös, steif und affectirt werden. Es neigt sich dies Idiom ferner sehr zur Peintirung der Objecte, zum glänzenden Bilderwesen, zum blos äußerlichen Wohlklang hin, welches sämmtlich Interessen sind, die der classischen Prägnanz, Einfachheit und Besonnenheit entschieden widersprechen. Um unsern Lesern zu beweisen, daß Mollevaut in seiner Bearbeitung alle diese Versuchungen und Gefahren wirklich beiweitem glücklicher vermieden hat als seine Vorgänger, möge hier eine vergleichbare Stelle aus derselben zur Probe mitgetheilt werden. Es heißt bei Horaz:

Maxima pars vatum, pater et juvenes patre digni,
Decipimur specie recti. Brevis esse laboro,
Obscurus fio: sectantem levia nervi
Deficiunt animique: professus grandia turget:
Serpit humi tutus nimium timidusque procellae.
Qui variare cupit rem prodigaliter unam,
Delphinum sylvis appingit, fluctibus aprum:
In vitium ducit culpae fuga, si caret arte.

Diese für den Übersetzer selbst sehr bedeutungsvolle Stelle ist von Mollevaut, man muß wol sagen mit Einsicht, so übersetzt worden:

Souvent l'amour du beau nous entraine au naufrage:
Pour être court je sue, et mon vers n'est qu'obscur;
Je perds les nerfs et l'âme à force d'être pur;
Mon style pour grandir s'enfle et se répète;
Je rampe sur le sol si je crains la tempête,
Et mets pour varier mon poème aux abois,
Un sanglier dans l'onde, un dauphin dans les bois:
Sans l'art tu fuis la faute, et tombes dans le vice.

Von Davis, des ehemaligen Präsidenten der indischen Compagnie in China, ausführlichem Werke über dies Reich ist von A. Pichard eine französische Übersetzung erschienen. Dieser ist ein Anhang von Bazin beigegeben, enthaltend mehre Bruchstücke der chinesischen Literatur, die uns zwar wie alles Chinesische mit bedeutend fremden Augen ansehen, dennoch aber von Interesse und selbst nicht ohne literarisches Verdienst sind. 11.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Dienstag, — Nr. 143. — 23. Mai 1837.

Documenti di storia italiana copiati sugli originali autentici, e per lo più autografi esistenti in Parigi, da *Giuseppe Molini*. Erster Band.

(Fortsetzung aus Nr. 142.)

Am 14. Jan. 1526 wurde der berüchtigte Vertrag zu Madrid geschlossen. Der Datar Giberti wünscht am 1. März, wo Messer Capino nach Frankreich gesandt wurde, um des Königs Gesinnungen in Betreff der italienischen Angelegenheiten zu erforschen, dem Marschall v. Montmorency Glück zu der Befreiung seines Gebieters (Nr. 102) und zu seiner Ernennung zum Großmeister nach dem Tode des Bastards von Savoyen (20. April, Nr. 103). Dasselbe thut von Rom aus am 2. Mai der Cardinal Trivulzio von Como (Nr. 104), indem er sich zugleich über die Noth beklagt, worin er sich durch die Vernachlässigung von Seiten Frankreichs befinde. Seit fünf Jahren, sagt er, habe er nichts von seinen Benefizien bezogen, und selbst wenn man sie ihm jetzt wiedergäbe, hielte er's für unmöglich, einen Carlin davon zu ziehen, so fleißige Einnehmer haben darauf gewirthschaftet. Am 22. Mai 1526 wurde, nachdem König Franz den madrider Vertrag zu ratificiren sich geweigert, zwischen ihm, dem Papst, den Venetianern und dem Herzog Franz Sforza (der zwar vom Kaiser die Investitur von Mailand zu sehr harten Bedingungen erlangt hatte, dessen Land aber in den Händen der Spanier war) zu Cognac ein neuer Bund geschlossen, der die Unabhängigkeit der italienischen Staaten bezweckte. Der tiefe Fall Clemens VII., die unheilvollste aller Epochen dieser blutigen Kämpfe, beginnt hier. Die Franzosen verfuhren mit ihrem gewohnten Leichtsinn und mit jener Sorglosigkeit, die allen ihren Feldzügen diesseit der Alpen ein schlimmes Ende bereitet; der Kaiser suchte durch seine Botschafter in Rom, den Herzog v. Sessa und Hugo v. Moncada, den Papst dem Bündniß abwendig zu machen. Von diesen Intriguen handelt die (chiffrirte) Depesche, welche der französische Botschafter, Graf v. Carpi, unter dem 24. Juni an den König richtet (Nr. 105):

Es ist Euch, Sire — sagt er darin —, der Wahrheit gemäß berichtet worden, daß Dom Hugo nur gekommen ist, um Alles zu versuchen, den Papst zu gewinnen, wie Ihr aus meinem Schreiben vom 19. ersehen habt.

Dies Schreiben scheint verloren. Er erzählt dann, wie Moncada sich über die Ligue beklagt und dem Papste vorgestellt, daß er sich am Ende zu Bedingungen bequemen müssen werde, die für Se. Heiligkeit so wenig wie für Italien günstig sein könnten; daß der Kaiser ihm zu Liebe das Herzogthum Mailand abtreten (remettre) wolle (wahrscheinlich an Sforza), nachdem bereits so viel Blut darum geflossen, so viel Geld verthan worden sei; daß Se. Heiligkeit sich und ganz Italien den Untergang bereite, wenn man sich in ein so unsicheres und kostspieliges Verhältniß einlasse und sich einen so mächtigen Kaiser zum Gegner mache, in dessen Freundschaft die einzige Gewährleistung für den allgemeinen Frieden in den italienischen Angelegenheiten liege. Der Papst habe dem Moncada geantwortet: für seine Person und die Interessen Italiens könne er sich wol mit seinen Vorschlägen begnügt haben; er (Moncada) sei indeß in diesem Falle zu spät gekommen, und ohne den König von Frankreich und die andern Verbündeten könne nichts geschehen. Carpi fährt nun in seiner Erzählung fort, wie unanständig der Herzog v. Sessa sich bei seiner Rückkehr aus dem Palaste benommen, und wie man vermuthe, die Spanier seien „en quelque pensée et opinion de mouvoir quelque tumulte dedans Rome avec la part Colonnese et le Cardinal Colonne et autres qui sont dehors qui font quelques gens et menassent, qu'ils feront venir gens du royaume de Naples, et avec cela les villains de leurs terres et autres de leurs partialités entreront ung jour dedans Rome avec dix mil hommes". (Dies schrieb Carpi am 24. Juni; am 20.—21. Sept. fielen die Colonna wirklich in Rom ein.) Der Botschafter erzählt ferner, wie Sessa und Moncada Geleitsbrief, verlangten, um Rom zu verlassen; wie der portugiesische Botschafter eine Vermittelung versucht habe; wie der Papst ihm (Carpi) Alles wiedererzählt und ganz entschlossen sei („en effet il demeure tant ferme à la résolution prise que ung marbre n'est pas plus dur"). Wir ersehen aus derselben Depesche, daß der Papst den Beginn der Unternehmung gegen Genua ungeduldig erwartete, daß er die Venetianer ermunterte, über die Adda und den Po zu gehen, um sich mit seinen Truppen und den Schweizern, welche der Bischof von Lodi und der Castellan von Musso führen sollten, zu vereinigen. Aber die Venetianer leitete der Herzog von Urbino, eine Caricatur des Cunctators. Der Papst schien dies zu merken. „Il lui semble que les dits gens vénitiens aillent un

petit tardement; non pas qu'il doubte de leur bonne volonté, mais selon leur coustume."

Der Markgraf von Saluzzo, welcher dem Vertrage gemäß dem Bundesheere 500 französische Lanzen zuführen sollte (Nr. 106), bittet den Dogen von Venedig um seine Verwendung, damit er die Mittel erhalte, 4000 Fante zu werben, weil „le gendarme senza fanti sarieno come cosa inutile a ogni affare che gli occorresse". Die Ligue war übrigens dem Kaiser noch nicht offiziell angesagt worden; Robert Acciacuoli, welcher apostolischer Nuntius in Florenz war, meldet von Poitiers aus am 12. Juli (Nr. 107) dem Montmorency: dem Legaten sei Vollmacht gegeben, dem Kaiser die Ligue bekannt zu machen. Frankreichs Zögerung veranlaßte die Sendung Joh. Bapt. Sanga's, welchem der Datar am 19. Juli ein Schreiben an Montmorency mitgab (Nr. 108), um den Günstling zum endlichen Handeln zu vermögen. Aber in Oberitalien ereignete sich nichts Tröstliches. Fürchterlich wirthschafteten die Spanier in Mailand, und Franz Sforza, aller Hoffnung des Entsatzes beraubt und ohne Lebensmittel, mußte endlich am 24. Juli das Castell der Hauptstadt an Leyva und Davalos übergeben und sich nach Lodi zurückziehen. In welcher Art die Unternehmung gegen Genua geführt ward, zeigen die Briefe, welche Friedrich Fregoso, der sich bei Navarro's Heere befand und in Allem getäuscht sah, vom 25. Juli bis 10. Oct. an Montmorency schrieb (Nr. 109—114). Klagen über die Unordnung der Truppen, welche Saluzzo führen sollte, über die Freiheit, welche man den Spaniern im Mailändischen lasse, über den Mangel eines Landheeres, ohne welches man Genua nicht nehmen könne, das übrigens in Noth sei. Alles war vergebens. Der Erzbischof beklagt dabei das Schicksal der armen Genueser (seiner Landsleute), welche in diesem Kriege ganz zu Grunde gerichtet würden, wenn man ihnen ihre Schiffe nehme. „Ben li dico che se Sua Maes. non ha qualche pietà alli poveri genovesi, che queste prese de nave sono la total ruina di questa povera terra. Pure, se a S. M. piacerà che siano porse, besognerà haver patientia et ringratiar Dio del tutto." Der König fragte aber wenig nach den Leiden Italiens. Am 10. August sendet Franz Sforza von Crema aus den Nic. Sfondrato als Gesandten nach Frankreich (Nr. 115); am 18. Sept. versieht der Papst den nach Frankreich zurückkehrenden Herrn v. Langey, de Bellay, mit einem Schreiben an Montmorency (Nr. 119), worin er dem Genannten besondere Aufträge gegeben zu haben meldet. Zwei Tage darauf plünderten die Colonnesen den Vatican; in der Engelsburg schloß Clemens am 21. mit Moncada den Vertrag ab (Nr. 120), welcher einen viermonatlichen Waffenstillstand, Amnestie für die Colonnas und Alle, „qui in hoc insultu adversus statum ecclesiasticum intervenerunt", den Rückzug ihrer Mannschaft ins Neapolitanische und die Geiselstellung Philipp Strozzi's und eines der Söhne Jakob Salviati's bedingt.

Am 24. Sept. sandte der Papst den decanus cubiculariorum, Paul von Arezzo, an König Franz (Nr. 123), mit welchem Auftrage, meldet Guicciardini. Zu gleicher Zeit macht Giberti dem Montmorency (Nr. 124) bemerklich: man erwarte doch endlich vom Könige, daß er irgend etwas thue, um so viele Übel nicht immer mehr sich anhäufen zu lassen. Demselben schreibt am 2. Oct. (Nr. 126) der venetianische Staatssecretair Andrea Rosso: wenn Se. allerchristlichste Majestät nicht sehr bald und kräftig einschreite, so sei in der Lombardei Alles verloren; und Gott wolle, daß die Hülfe noch zeitgenug anlange. Man sieht aus dem ganzen Briefe, welche Wirkung der dem Papste durch Moncada zugefügte Schimpf gemacht, und wie man es für durchaus nöthig hielt, Erstern mit Geld und Truppen zu unterstützen. Aus dem Lager der Ligue schreibt Friedrich v. Bozzolo dreimal (am 3., 16., 25. Oct., Nr. 127—129) an den Marschall über die Bewegungen des venetianischen Heeres, die Weigerung des Papstes, den ihm abgenöthigten Vertrag zu halten, den Mangel an Geld, welches immer versprochen wird, und die Gerüchte vom Anzug eines großen Heeres von Landsknechten. Über den Schatzmeister fließen die ärgsten Klagen ein.

(Der Beschluß folgt.)

Oliver Goldsmith's Leben.

(Beschluß aus Nr. 142.)

Nachdem Goldsmith sich 1749 die Würde eines Bachelor of arts erworben hatte, verließ er Edinburg, die alma mater seiner Bildung, und begab sich in die Heimat, wo er zwei Jahre hindurch mehr auf angenehme als erfolgreiche Weise im poetischen Halbnichtsthun verlebte. Allein dieser Zeit eines dichterischen dolce far niente im Kreise der Seinigen verdanken wir die herrlichsten Abschnitte in seinen poetischen Erzeugnissen. Um diese Zeit erschien auch sein „Traveller". Diejenigen, welche eine Specificirung seiner gesammten Beiträge für das „Monthly review", „Literary magazine", „Critical review" und andere periodische Blätter wünschen, finden in Prior's Buch darüber ganz erschöpfende Belehrung. Andere Pläne, die Goldsmith in jener Zeit hinsichtlich seiner praktisch-medicinischen Laufbahn sich vorzeichnete, wie z. B. eine Übersiedelung nach Indien, um dort eine Anstellung zu finden, die Eröffnung einer selbständigen Praxis u. s. w., schlugen nicht ein, und dieser Umstand versetzte den Dichter in große ökonomische Verlegenheiten. Deshalb verfaßte er um des Lebensunterhalts willen, um im eigentlichen Sinne sein Brot zu verdienen, zu jener Zeit sein „Leben Voltaire's", die „Geschichte von England", und die „Griechische Geschichte" u. s. w., eine Menge Vorreden, Compilationen u. s. w., was ihm größtentheils von den Buchhändlern sehr schlecht bezahlt wurde. Und diese Verlegenheiten des praktisch-ökonomischen Lebens wichen seit dieser Zeit von dem Verfasser so vieler unsterblichen Schriften niemals wieder. Er hatte mit dem Druck der äußern Existenz bis an seinen Tod zu kämpfen. Der Freund von Johnson, Burke, Reynolds, der von der Welt bewunderte Dichter, der Mann, dem die Natur einen so hohen und liebenswürdigen Genius verliehen hatte, litt oft Mangel an dem Nothwendigsten und sah sich von jenen schleichenden und niederschlagenden Fährlichkeiten des bürgerlichen Lebens bedroht, die man nur durch glückliche Zufälle wieder los wird, wenn man sich einmal darein verwickelt hat. Verhaftungen und Demüthigungen bedrohten ihn von allen Seiten und wurden ihm auch häufig zu Theil sowie, was noch das Traurigste war, der Zustand unausgesetzter Abhängigkeit von Denjenigen, die seine Feder zu reichen Leuten machte. Die von Prior zu Beleg dessen angeführten Details streifen öfters ans Unglaubliche, wiewol ihrer Authenticität schwerlich etwas ent-

gegnet werden kann. So z. B. liegt noch eine von Goldsmith selbst vidimirte Rechnung seiner Wirthin zu Islington vor, laut welcher sie während dreier Sommermonate des J. 1764 für den Dichter 12 Pf. 10 Sh. verlegte, die der Buchhändler Newbery, ein Mann, der sehr wenig literarisches Ehrgefühl und Gewissen besessen zu haben scheint, obgleich Goldsmith für ihn eine sehr ertragreiche literarische Zwickmühle gewesen ist, für diesen bezahlte. Diese Rechnung, ein interessantes Actenstück zu dem gedrückten Dasein eines großen und guten Mannes, lautet wörtlich so:

„1764. Dr. Goldsmith verschuldet der Elisabeth Fleming:

	Pf.	Sh.	P.
An Miethgeld für sein Zimmer vom 25. Dec. bis 29. März	1	17	6
2. April. Ein Brief von der Post	—	—	1
3. „ Ein Platz in der Landkutsche nach London	—	—	6
7. April. Geliehen, um die Wäscherin zu bezahlen	—	1	—
11. April. Ein Postbrief	—	—	1
15. „ Ein Packet mit der Kutsche	—	—	2
18. „ Ein Postbrief	—	—	1
19. „ Sassafras	—	—	6
25. „ Desgleichen	—	—	6
2. Mai. Desgleichen	—	—	6
5. „ Ein Postbrief	—	—	1
7. „ Desgleichen	—	—	1
„ „ Sassafras	—	—	6
„ „ Trinkgeld dem Burschen fürs Tragen eines Packets nach Pall Mall	—	—	8
12. Mai. Sassafras	—	—	6
16. „ Ein Brief mit der Post	—	—	4
17. „ Federn und Papier	—	1	3
21. „ Sassafras	—	—	6
23. „ Ein Postbrief	—	—	1
24. „ Baar geliehen	—	—	10
„ „ Eine Pinte Ale	—	—	2
25. „ Papier	—	—	6
26. „ Sassafras	—	—	6
„ „ Opodeldoc	—	—	2
8. Juni. Ein Brief mit der Post	—	—	1
9. „ Baar geliehen	—	1	2
„ „ Sassafras	—	—	6
21. „ Baar geliehen	—	—	6
27. „ } 28. „ } Briefe mit der Post	—	—	2
30. „ Sassafras	—	—	6
„ „ Die Schuhe zu reinigen	—	2(?)	6
An Wasch- und Flickerlohn.			
17. April. 3 Hemden, 3 Halstücher, 4 Paar Strümpfe	—	1	5½
3. Mai. 2 Hemden, 2 Halstücher, 1 Kappe	—	—	9½
12. Mai. 4 Hemden, 4 Halstücher, 3 Paar Strümpfe	—	1	9
„ „ 3 dergl. auszubessern	—	—	3
26. „ 3 Hemden, 3 Halstücher, 1 Paar Strümpfe	—	1	2½
8. Juni. 4 Hemden, 4 Halstücher ꝛc.			
Kostgeld auf 3 Monate vom 29. März bis 29. Juni	12	10	—
Summa:	15 Pf.	12 Sh.	3 P.

unterzeichnet: Oliver Goldsmith."

Wie Goldsmith in der spätern Zeit, wo ihn seine fortdauernden ökonomischen Verlegenheiten völlig zu einem Lohnarbeiter seiner Verleger gemacht hatten, von diesen bezahlt wurde, mag nachstehende Rechnung beweisen, die wir aus Gründen im Original hersetzen wollen.

„Settle Dr. Goldsmith's account and give him credit for the following copies:

The Preface to the History of the world and charge it to the partners	3 Pf.	3 Sh.
Prefaces to the Natural history	6 „	6 „
Translation of the Life of Christ	findet sich keine Angabe.	
Detto the Lives of the fathers		
Detto the Lives of the philosophers		
Correcting 4 vols. Brocke's Natur. hist.		
79 leaves of the History of England		
Copy of the Traveller, a poem (das, wohlbemerkt, viel Aufsehen machte und dem Verleger eine hübsche runde Summe einbrachte)	21 Pf.	— Sh.
Get the copy of Essays, for which paid as half, and Mr. Griffin to have the other	10 „	10 „"

Hierbei ist zu bemerken, daß die hier genannten „Essays" eine Sammlung seiner früher in Zeitschriften erschienenen Aufsätze waren, die schon in ihrer Zerstreutheit große Anerkennung gefunden hatten, und daß der erwähnte Griffin ein anderer Verleger Goldsmith's war, dem er die Summe von 10 Pfund schuldete, und der, weil er nicht länger creditiren wollte, gleich die Hälfte des Honorars für jenes Manuscript zurückbehielt.

Obgleich von dem weltberühmten „Vicar of Wakefield" in einem Jahre drei Auflagen erschienen waren, so scheint dieser Umstand dem Verfasser selbst wenig Früchte getragen zu haben. Wenigstens finden wir, daß zu Ende August 1766, als eben die dritte Auflage des „Vicar" herausgekommen war, der Buchhändler Newbery (sein „friendly publisher", schofeln Andenkens) ihm eine Anweisung auf 15 Guineen, durch die sich der Verfasser aus einer peinlichen Verlegenheit reißen wollte, unrealisirt zurücksandte. Wollen wir bei Beachtung dessen nun auch gern zugeben, daß Goldsmith's Gesuche um Zahlungen häufiger wiederkehren mochten, als einem die geschäftliche Pünktlichkeit liebenden Verleger wünschenswerth sein kann, so zeigen uns doch die, was dies Verhältniß betrifft, sehr ausführlichen Nachweise von Seiten Prior's deutlich, daß Newbery wirklich im höchsten Grade eigennützig an seinem von Tage zu Tage berühmter werdenden Autor handelte und allem Anscheine nach es sich geflissentlich angelegen sein ließ, Goldsmith's Lage im Allgemeinen beim Alten zu lassen, damit er um so sicherer über sein Talent disponiren könnte. Gewiß ist es, daß ein Verleger von Ehrgefühl wenigstens Versuche gemacht haben würde, einen Mann, dessen Thätigkeit und Ausdauer doch nur von einer sorgenfreien Existenz abhing, der ein entschiedener Liebling des Publicums — das bei alledem seine Lieblinge oft Hunger leiden läßt — geworden war, dem es ferner zwar an festen praktischen Grundsätzen, aber keineswegs an Fleiß fehlte, und durch den er selbst endlich bereits so viel erworben hatte, mindestens so weit zu situiren, daß er ohne Sorgen für den andern Morgen in die Zukunft blicken konnte. Endlich wollen wir zur Ehre des trefflichen Goldsmith für Diejenigen, die etwa an seiner Tüchtigkeit und Arbeitsamkeit zu Gunsten seines kleinlichen Verlegers zweifeln möchten, noch das bemerken, daß es einem Gelehrten, den der Tod hinwegraffte, als er eben eifrigst mit dem Plane zu einem allgemeinen Wörterbuche der Wissenschaften und Künste beschäftigt war, nachdem er bereits einige Jahre früher eine „Geschichte der Erde und der lebendigen Schöpfung" in sechs Bänden geschrieben hatte, unmöglich an Arbeitslust gefehlt haben kann. Ehre den Todten, in jeder Rücksicht! Goldsmith gehört zu den zartesten und seltensten Geistern, die die literarische Welt aufzuweisen hat; einen solchen zu rechtfertigen kann man nicht weit genug gehen, und daß dies Prior in seiner Schrift über ihn gethan, ist nicht als das geringste Verdienst derselben anzusehen.

In Betreff einiger andern wirklichen und vermeintlichen Werke Goldsmith's bestätigt Prior, daß Goldsmith das Märchen: „Goody two shoes", nicht geschrieben, dagegen der unbestreitbare Verfasser der früherhin gemeiniglich dem Lord Little

ton zugeschriebenen „Letters of a nobleman to his son" ist. Auch schrieb Goldsmith ein Oratorium unter dem Titel: „The captivity", dessen Stoff der Geschichte der Juden in Babylon entnommen war. Seine theatralischen Stücke: „The good natured man" und „She stoops to conquer", machten bekanntlich kein großes Glück und der Verfasser selbst legte auch wenig Werth darauf.

In Hinsicht auf Goldsmith's letzte Lebensjahre und seine Lebensweise innerhalb derselben theilt uns sein Biograph folgendes Ausführlichere mit. Um das J. 1771 lebte G. auf einer Pächterei sechs Meilen von London, wo er auch einen großen Theil der „Animated nature", der „Geschichte von Griechenland" und Anderes niedergeschrieben hat. In der Regel speiste er hier mit der Familie, ließ sich aber auch häufig seine Mahlzeit auf sein Zimmer bringen, besonders wenn er mit einer Arbeit beschäftigt war. Gelegentlich besuchte er auch die Küche, wo er sich mit dem Rücken nach dem Herd kehrte und lange Zeit in Gedanken versunken stand, dann plötzlich mit ungestümer Eile nach seinem Zimmer sprang und dort seine Gedanken zu Papier brachte. Sehr häufig schwärmte er tagelang im Felde umher, und in der schönen Jahreszeit sah man ihn in irgend einem schattigen Gebüsch gelagert, sinnend und brütend, oder mit einem Buche beschäftigt. Dann und wann besuchte er die Stadt und blieb zuweilen mehre Wochen abwesend, so auch wenn er in der Umgegend seinen Freunden Besuche abstattete. Zu Hause pflegte er sich sehr lustig zu kleiden, immer mit offenem Hemdkragen, sowie ihn das Portrait von Reynolds vorstellt. Er las oft des Nachts im Bette, und vielleicht war dies der Grund, daß er häufig schlaflose Nächte hatte. Sehr charakteristisch und für die Sorglosigkeit und Indolenz seines Gemüths in allen äußerlichen Dingen ganz bezeichnend war die Art und Weise, wie er dann sein Licht auszulöschen pflegte. Er warf es nämlich mit dem Pantoffel aus, den man am andern Morgen neben dem umgestürzten Leuchter fand, ganz mit Talg beschmiert. Von freundlichern Umgangssitten, als G. war, kann nicht leicht Jemand sein. Mitleidig im höchsten Grade, schmerzte ihn nichts tiefer als der Anblick der Armuth, und einem Bettler eine Gabe abzuschlagen, selbst wenn diese sein letztes Geldstück in Anspruch genommen hätte, war ihm ganz unmöglich. In Gesellschaft seiner Bekannten war er immer heiter, oft bis zur Ausgelassenheit lustig. „Kommt, laßt uns ein wenig die Thoren spielen", war seine häufige Anrede. Auch dem Kartenspiele war er ergeben, am liebsten aber schwärmte und tollte er mit Kindern. Das war ihm am liebsten, wenn er lang ausgestreckt auf dem Boden lag und sie alle über ihn herpurzelten. Wie Hr. Oldbuck, der Alterthümler in Walter Scott's Roman, zeigte sich Goldsmith nie ohne Perücke, was Diejenigen, die sein Gesicht nur aus dem schönen, aber sehr idealischen Stich nach Reynolds kennen, allerdings einigermaßen in ihrer Illusion stören muß. Seine Perücke war ihm das Unentbehrlichste, und es konnte ihn immer sehr verstimmen, wenn es ihm hin und wieder an dem zu ihrem Aufputz nöthigen Beistand fehlte. Diese Perücke war auch eine landschaftliche Seltenheit, denn Niemand in der ganzen Umgegend trug noch eine außer ihm.

Nur 45 Jahre lebte Goldsmith, und dies kurze Leben war doch so reich an mannichfaltigem Ungemach. Er war stets bedürftig, während er doch nicht Einem, sondern Vielen zu Gütern verhalf. Deshalb vergleicht sein Dasein und Wirken ein englischer Kritiker nicht unwahr mit dem der Sklaven, die in den Goldminen und Diamantengruben arbeiten und zu elender Kost verdammt sind, während sie ein Juwel nach dem andern zu Tage fördern. Wie verletzend ist nicht schon (obwol wir damit dem Verdienst des fleißigen Biographen keineswegs zu nahe treten wollen) für Den, der in des edeln Goldsmith Seele denkt, die Bemerkung, daß Hr. Prior für sein Buch, in welchem er doch nur die Asche eines Todten, aber Unsterblichen erweckte, mindestens die Hälfte der Summe empfing, die jenem unsterblichen Todten selbst für Alles, was er je geschaffen, zu Theil wurde. Erwägt man solche, leider unabänderliche Ungerechtigkeiten des Verhängnisses, so wird man allerdings veranlaßt, den Nachruhm, an dem sich das abgeschiedene Verdienst nicht mehr erfreuen kann, sehr hoch anzuschlagen. 80.

Literarische Notizen.

Die in den letzten Jahren erschienenen neuen französischen Wörterbücher, unter welchen das Raymond'sche wol noch das vollständigste ist, genügen so wenig wie die von Zeit zu Zeit in verbesserten und vermehrten Auflagen erscheinenden ältern, das „Dictionnaire de l'académie", Boiste's „Dictionnaire universel", der Arbeiten von Gattel, Laveaux u. A. zu geschweigen, den an solche Werke zu machenden Anfoderungen. Raymond mit seinen angeblich 100,000 Wörtern, von denen 10,000 und 15,000 Bedeutungen und Redensarten noch in keinem dem seinigen vorhergegangnen Wörterbuche sich finden sollen, ist noch immer sehr unvollständig, eine Anzahl neu gebildeter oder in die Sprache eingeführter, vielgebrauchter Wörter, technischer Ausdrücke u. s. w. hat auch er nicht aufgenommen. Über Vollständigkeit und andre lexikographische Erfodernisse haben die Franzosen, wie Ch. Nodier in der Vorrede zur neuesten, von ihm besorgten Ausgabe von Boiste's „Dictionnaire" zeigt, befremdende Ansichten, der alte steife Akademiezopf ragt noch immer, wie Kerner's Geister, in unsere Welt, in die von Gelehrten, Romantikern, geistreichen und eigenthümlichen Schriftstellern revolutionnirte Sprache herein. Für das wie ein Orakel angesehene „Dictionnaire de l'académie" mußte nothwendig etwas Entscheidendes gethan werden und man beschloß einen Nachtrag zu liefern. Seit fünf Jahren bearbeiten denselben unter der Leitung eines Mitglieds der französischen Akademie und unter Redaction von L. Barré und Narc. Landois eine Anzahl gründlicher Gelehrter und Sprachkenner, die sich in die verschiedenen Materien getheilt haben. Von diesem schon längst erwarteten Nachtrag, der einem von Freunden und Kennern der französischen Sprache längst gefühlten Bedürfnisse abzuhelfen verspricht, ist soeben unter dem Titel: „Complément du dictionnaire de l'académie française" die erste Lieferung erschienen. Es lohnt wol der Mühe, später, wenn das Werk weiter fortgeschritten sein wird, sich ausführlicher über dasselbe zu verbreiten.

Der Vicomte d'Arlincourt hat soeben einen neuen Roman in zwei Bänden: „L'Herbagère" geliefert, der aber nicht wie sein „Brasseur-roi" u. s. w., eine politische Tendenz hat, sondern in die Gattung seiner frühern bessern Erzeugnisse, des „Solitaire" und „Rénégat", gehört. 4.

Beantwortung der Frage in Nr. 117 d. Bl. über den Verfasser des Dramas: „Der Mann von vierzig Jahren".

Dies ist von Kotzebue. Einsender nahm an einer Privatvorstellung dieses Dramas im Hause des verstorbenen Hofraths Schütz in Jena während der Jahre 1799—1801 activ Theil. Kotzebue wohnte selbst der Gesellschaft bei, in der auch ein Stück von Hagemeister gegeben wurde; Schütz aber hatte einen scherzhaften Prolog dazu gedichtet, dessen Schluß so lautete:

Das erste ist von Kotzebue.
Und sähe dieser große Meister
Uns etwa selber zu,
So mach' er uns durch seinen Beifall dreister
Und drücke beide Augen zu.
Das and're ist von Hagemeister;
Der Autor bleibt wol von uns fern,
Doch käm' er auch, spräch' ich: Was gute Geister
Und so dergleichen sind, die loben Gott den Herrn

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Mittwoch, —— Nr. 144. —— 24. Mai 1837.

Documenti di storia italiana, copiati sugli originali autentici, e per lo più autografi esistenti in Parigi, da *Giuseppe Molini*. Erster Band.

(Beschluß aus Nr. 143.)

Während man die Zeit mit Verhandlungen (z. B. um Alfons von Ferrara zu gewinnen; Hugo de' Pepoli an Louise von Angoulême und Montmorency, Parma 31. Oct., Nr. 131, 132) und nutzlosen Märschen und im Lager zubrachte, brach am 26. Oct. Georg v. Frundsberg aus Mündelheim auf, und im Kampfe mit ihm wurde bei Governolo am Po Giovanni delle bande nere am 25. Nov. tödtlich verwundet und starb fünf Tage darauf zu Mantua. Ein Schreiben Franz Sforza's an Landriano meldet von der Investitur des Herzogs von Ferrara mit Modena, Reggio und Carpi, von den Bewegungen der Landsknechte, um sich mit den in und um Mailand liegenden Truppen zu vereinigen und von der Ausrüstung der Flotte Lanoy's in Carthagena (Nr. 144). Die Cardinäle von Araceli und von Como schreiben an Montmorency über ihre Bedürftigkeit (13. Nov., 7. Dec.), welche bei Letzterm, der sich wiederholt beklagt und dem endlich einige Zeit darauf das Erzbisthum Vienne verliehen ward, den höchsten Grad erreicht zu haben scheint.

Monsignore — schreibt er u. A. —, io mi trovo in tanta necessità et miseria che quella non lo poteria credere, et ogni giorno mi ritrovo in maggiore. Nè ho mai possuto havere dal Re alcuno minimo beneficio, nè pure uno scuto da potermi intertenere. Prego la S. V. non me manchi del suo ajuto in farmi havere da vivere, et non lassar morire di fame uno tal servitore come me, con dar tanto malo esempio a tutta questa corte.

So bettelt ein Cardinal und ein Trivulzio bei einem fremden Herrn.

Wir nähern uns rasch der großen Katastrophe des J. 1527. Das Elend in Mailand, wo Bourbon sich noch immer mit Leyva und Davalos befand, weil das Heer ohne Sold nicht abziehen wollte, war bis auf den höchsten Grad gestiegen. Freilich mochten die Mailänder sich jetzt die, wenn auch noch so schlechte französische Regierung zurückwünschen. Eine sonderbare Probe dieser Gesinnung gibt ein Schreiben einer Mailänderin, die sich „la Franza pizinina" unterzeichnet, und „in purgatorio" am 10. Jan. datirt, an König Franz. In der komischsten Weise und confusesten Orthographie meldet diese amica Sr. „süßesten Majestät": wenn er sein Mailand wiedersehe, werde er weder Land noch Leute wiedererkennen, so sei Alles zu Grunde gerichtet, und jeden Tag gehe es schlimmer, sodaß die Armen immerfort zu Gott beteten, er möge ihnen den König von Frankreich senden. Jetzt sei weder schwarz noch weiß mehr in der Stadt, sondern Alles einmüthig im Verlangen nach dem vortrefflichen König; denn jetzt sähen die Mailänder ihre große Unwissenheit und Unverstand ein, und daß sie ihr eigen Wohl nicht gekannt, und sie würden gern, Alle wie sie seien, Se. Majestät auf den Schultern tragen. Am 15. Jan. meldet Theodor Trivulzio von Lyon aus (Nr. 145) dem König, die Nachricht sei eingetroffen, daß am 5. d. M. die in Mailand liegenden Truppen unter Bourbon's Führung sich nach Pavia gewandt, um bei Firenzuola zu Frundsberg zu stoßen, nachdem vorher noch die gröbsten Excesse in der Hauptstadt begangen worden, wo u. A. Morone 20,000 Scudi für seine Befreiung gezahlt. Zugleich heißt es von dem noch immer blockirten Genua: es herrsche dort großer Mangel an Lebensmitteln, weil die Zufuhr von der Lombardei her durch die französische Gendarmerie gehindert worden sei, und es könne nicht viele Tage länger so währen. Über diese nämliche Angelegenheit schreibt von Savona aus am 30. Jan. Anton Doria dem Montmorency (Nr. 147): die Blockade von der Seeseite währe nun schon sechs Monate, und es sei so viel Geld darauf verwandt worden, daß es zu einer großartigen Unternehmung hingereicht haben würde. Auf solche Weise könne man die Stadt nie nehmen, was hingegen ganz leicht sein würde, wenn man sie durch ein Landheer einschlösse, das sich durch die vielen in Toscana unbeschäftigt herumirrenden Fante (von denen so Viele Bourbon's Zug vergrößerten) leicht bilden ließe; denn die Werke haben sehr gelitten und das Volk friste nothdürftig sein Leben von Dem, was man Tag auf Tag vom Lande hineinbringe. Auch hier wieder Klagen über Ausbleiben des Soldes und Vernachlässigung. Einige Briefe von Joh. Bapt. Medici (Bruder des Castellans von Musso), von Hugo Pepoli, Guido Rangone, alle an Montmorency, sind von geringem Belang. Am 6. Mai 1527 erstürmte Bourbon Rom. Der Vertrag des Papstes mit den „illustriss. et molto excelsi Sign. Capitanei del felicissimo exercito Cesareo" vom 26. Nov. findet sich hier

wieder (Nr. 154). In Orvieto angelangt, schreibt Clemens am 14. Dec. dem Könige Franz, indem er ihm seine Befreiung anzeigt und auf des Königs wenig thätige Bemühung bei dieser Gelegenheit hindeutet. Dieser Brief dient zugleich als Beglaubigungsschreiben für den Protonotar Hugo Gambara, der als Nuntius nach Frankreich und England ging (Nr. 156). An demselben Tage schreibt der Papst Louisen von Angoulême (Nr. 157), und am 17. dem Montmorency, um ihm den Nuntius zu empfehlen.

In dieser Zeit der drückenden Noth starb zu Todi ziemlich unerwartet Friedrich von Bozzolo aus dem Hause Gonzaga, einer der erfahrensten der damaligen italienischen Capitaine. Kaum ist er todt, so wendet sich einerseits Albert Maraviglia an Montmorency (Nr. 159), um von Franz die bisher vom Gonzaga bezogene Pension zu erhalten; andererseits Pirro Gonzaga, des Verstorbenen Neffe, an den König selbst, um das Nämliche für seinen Bruder Cagnino zu erlangen (Nr. 160). Den Letztern unterstützt in einem Schreiben an Franz (Orvieto 31. Dec. 1527, Nr. 161) der Papst selbst und spricht sich dabei über den erlittenen Verlust folgendermaßen aus:

Non dubitamus quin tua Serenitas pro eo amore quo quondam Federicum de Bozolo de Gonzaga servitorem et stipendiarium suum viventem prosequebatur, nunc ejus mortem cum molestia et dolore sit auditura. Cum enim virtus, scientiaque militaris quae summae in illo viro erant ut nosti, tum fides devotioque ejus erga te singularis tot annis, totque in periculis tibi probata, desyderium talis viri acerbum et triste tuae Serenitati commovere debebunt, et etiam justius quo is in servitiis tuis sicuti vixit, ita mortem oppetiit, nec antea servitutem erga te suam quam vitam finivit. Nos quidem ut vere fateamur hunc casum acerbe tulimus, vel tuae Serenitatis causa, vel etiam nostra, qui in eo amando nemini cedebamus, vel etiam italici nominis quod ille in hac Ducum raritate honestabat.

Eine ducum raritas war freilich eingetroffen: was noch übrig war, wie Saluzzo, Horaz, Baglioni, Pepoli, Rangoni, Camill Trivulzio u. A., rieb großentheils Lautrec's Feldzug gegen Neapel auf.

Bis hierher gehen die Beiträge, welche der erste Band dieser „Documenti storici" enthält. Wo es sich von einem Zeitraume handelt, über welchen es an wichtigen und zuverlässigen Memoiren, Geschichtserzählungen, Denkschriften u. s. w. nicht fehlt, wo diese im Gegentheil in solcher Menge sich vorfinden, wie es namentlich in Betreff der Kämpfe während der Regierung Franz I. der Fall ist, muß die Bestätigung, Berichtigung oder Bereicherung der vorhandenen Materialien auch in einzelnen Punkten immer erfreulich sein. In diesem Sinne darf man auch das vorliegende Werk betrachten. Der Hauptinhalt desselben ist in obigen Bemerkungen wenigstens angedeutet worden; bei sorgfältiger Benutzung werden eine Menge von Details, die sich hier zur Charakteristik der in diesem großen Drama Mitspielenden in ihren eignen Briefen und denen der Zeitgenossen finden, der Geschichte zu statten kommen. Noch muß ein Wort über die vortrefflich geschriebenen Anmerkungen gesagt werden, die der Marquis Capponi diesen Documenten beigefügt hat. Sie sind sehr reichhaltig, erläutern die Beziehungen zu andern Schriften oder Nachrichten, führen letztere zur Begründung oder Unterstützung an und bringen manchen streitigen Punkt der Chronologie ins Reine.

Einen Anhang zu dieser Urkundensammlung bildet das politische Testament Lodovico Sforza's: „Ordini di Lodovico il Moro intorno al governo dello stato di Milano dopo la sua morte, nel caso della minorità del figlio" (S. 291—330). Die Urschrift, nach dem Tode der Herzogin Beatrix von Este verfaßt, befindet sich in der pariser königlichen Bibliothek und wird bei Marsand (S. 477) erwähnt. Gemäß diesen sehr genauen und ins Einzelne gehenden Verordnungen soll die Großjährigkeit des Nachfolgers mit zurückgelegtem 20. Jahre beginnen, und es soll derselbe sogleich um die kaiserliche Investitur sich bewerben, welche Se. Majestät Kaiser Maximilian ihm, Lodovico, ertheilt, „havendole sempre negate el Sermo. Sre. suo patre alli Sri. Nostri Patre et fratello, et ultimamente al Duca Joanne Galeazzo nostro nepote, al qual epso Sermo. Re dei Romani expresse le ha etiam negate". Die speciellen Verordnungen beziehen sich sodann auf die Ernennung und Einrichtung des Raths und der Regierung, auf die Festungen, das Kriegsvolk, die Residenz des jungen Herzogs, die Vormundschaft, die Rathssitzungen, die Gerichts- und Finanzverfassung, den Schatz, die Salz- und Getreideverwaltung, das Städtewesen, die „Judei et marrani" u. s. w. Nur im Vorbeigehen kann hier auf dies höchst interessante Document aufmerksam gemacht werden, dessen genauere Betrachtung einen eignen Artikel erfodern würde, und welches für die Kenntniß des Charakters des Fürsten, welcher so grenzenloses Unglück über Italien verhängte und selbst das Opfer seiner Intriguen ward, sowie für die der ganzen Zeit von dem größten Werthe ist.

Alfred Reumont.

Correspondenznachrichten.

Paris, 1. Mai [illegible].

Am Hofe Heirath und Continentalpolitik, in den Journalen Civilliste, in den Kammern Skandal, auf der Gasse Illumination und Feuerwerk, im Theater bethlehemitischer Mord der Weißen von San-Domingo — wir leben wieder eine Zeit lang in Saus und Braus der Dinge und Begebenheiten. Unterdeß wurde im Louvre der Tempel der Maler und Bildhauer geschlossen, und Baron Rothschild trat auf die Seite des Prätendenten Don Carlos, nachdem er officiell erklärte, er werde dem Gesandten der Königin Christina vom ersten Juni ab keinen Gehalt mehr bezahlen. Die spanische Revolution ist also mausetodt. In der Literatur herrscht eine solche Stille, daß bereits acht Tage lang ein Buch über die dreifarbige Fahne Epoche macht. Dieses Buch hat zwei Bände und kostet wie das erste Meisterwerk neuen Styls 15 Francs. Ich wäre in Verlegenheit, wenn ich Ihnen aus der Tageswelt eine haltbare Idee anzeigen sollte; die hundert hiesigen Journale sind meistens größer, aber so entsetzlich arm geworden, daß man die Augen auf ihrer spartanischen Suppe zählen kann. Ein Bulletin täglich, ein Artikel der Diebstähle und Sittengeschichte, ein Feuilleton, Theater und Kunst und ein Appendix, überschrieben: Variétés, das ist der beständige Hausbedarf, der in allen Pressen auf eine wahrhaft fabrikmäßige Weise gekocht wird. Man könnte das Publicum bemitleiden, aber es verdient es nicht, weil es ebenso

geduldig und nachsichtig wie die schreibende Welt anmaßend und beschränkt ist. Eine denkende Welt kann man die publicistische nicht mehr nennen, seit es Sitte und Speculation geworden, den Geist der Politik und Literatur wie Kattun zu weben und ellenweise abzulassen.

Als ich kürzlich las, der König von Preußen wolle nicht, daß neue Zeitungen begründet würden, weil der alten für das Bedürfniß der Lesewelt und Intelligenz schon zu viele seien, weil sie einander durch Concurrenz verhinderten, aus guten Quellen zu schöpfen, da dachte ich: es ist Schade, daß der König von Preußen nicht auch König in Frankreich und England ist. Inzwischen will ich bemerkt wissen, daß es nicht genug gethan wäre, wenn man die Anzahl der Journale beschränkt, man müßte auch die conservirten, weil sie Privilegien von Bedeutung werden, an die nur reelles Verdienst um die öffentlichen Angelegenheiten und Ideen Anspruch gibt, aus den Wucherersingern ziehen und für den allgemeinen Gebrauch der Intelligenz und der intelligenten Geister zugänglich machen. Nicht Monopole des Handels, nicht Actiencapitalien dürfen die Presse besitzen; die Literatur allein ist ihre Gebieterin, und nur mit den Schriftstellern kann sie wirken und eine nützliche Macht werden.

Da wir heute des Königs Namenstag feiern, so habe ich in den Journalen nach Herzensergießungen pro und contra gesehen. Ich fand deren keine, die mich interessiren konnten; dagegen stieß ich auf eine humoristische Untersuchung der Kanonisation des heiligen Philipp, welche ein Ultrakarlist in der „France" abdrucken ließ. Der Mann hat in der Legende gefunden, daß der Apostel zu seiner Zeit ein schlechter Heiliger gewesen und mehr auf die Pfennige als auf das Christenthum gesehen habe. Nichtsdestoweniger, sagt der Ref., stattete dieser Philipp I. seine Töchter, deren er viele hatte, mit eignen Mitteln aus, und es ist nirgend zu lesen in dem Moniteur von Bethsaida, seiner Vaterstadt, daß er seine Mitbürger, die Galiläer *), deswegen in Contribution gesetzt habe.

Über einen guten Witz darf man jederzeit lachen, auch wenn man die Application nicht ernstlich mitmacht. Die Apanage- und Civillistediscussionen, welche in diesen Tagen aus der gegenwärtigen französischen Staatsverfassung eine Börsenauction machten, waren in meinen Augen so entsetzlich krämerisch und aller edeln Motive baar, daß ich nichts als die Absicht, die Monarchie zu degradiren, darin erkannte. Ein König soll Rechenschaft von seinen Bedürfnissen ablegen wie ein Intendant, ein König soll ein Buch führen über Soll und Haben, über Almosen und Wohlthaten, über Kunst- und Wissenschaftbeförderungen, ein König soll haushalten wie ein Werkmeister und Tagelöhner? O, daran erkenne ich die Philisteraristokratie des Census, daran erkenne ich die Juden, Bankiers, Gewürzkrämer und alle den Adel, der die Revolution gemacht, die Repräsentation der Geldmenschen erfunden hat, an der Europa krank liegt. Wie kann nur ein vernünftiger Mensch denken, daß Frankreich ärmer ist, wenn der König eine Million mehr ausgibt, wie kann er so dumm sein, sage ich, das Wohl des Landes einzig und allein auf Geld zu reduciren. Nichts ist das Geld den Nationen, aber Alles sind ihnen die Institutionen, welche den Wohlstand befördern. Für diese ist wenig gethan auf Erden.

Die Zeit der Pferderennen ist gekommen, und in Chantilly wie auf dem Marsfelde wetteifern die Racen unter Protection des Herzogs von Orleans. Die „Gazette de France" tadelt den Prinzen wegen dieser Zuneigung für die Pferde, welche man eine englische Leidenschaft nennen könnte, und gibt ihren Lesern einige Anekdoten des Journals der Wettrennen, woraus hervorgeht, daß Lord Seymour großmüthiger als der Sohn des Königs gewesen. Alle legitimistischen Blätter bestreben sich, die Großmuth der königlichen Familie in ein schlechtes Licht zu setzen, aber keines gibt uns die wahre Ursache an, die in ihrer Politik liegt. Es ist leicht möglich, daß Lord Seymour mehr Einkünfte hat als der Kronprinz, wie es denn eine bekannte Sache ist, daß zahlreiche Private hier ihre Kinder besser ausstatten als der König, dessen Güter groß und unveräußerlich und schwer belastet sind. Ich las dieser Tage, daß eine Witwe in Rheims, welche Champagnerhandel treibt, ihre Tochter an den Herzog von Brissac gebe, der Pair von Frankreich ist, und daß diese arme Frau neun Millionen Fr. Aussteuer spende. In einem Lande, wo die Unterthanen so viel Geld haben, da wird es den Prinzen schwer, großmüthiger zu sein als diese, es wird ihnen unmöglich.

Ich könnte noch mancherlei Vorfälle berühren, die auf eine eclatante Art den Übermuth der Aristokratie neuen Styls bekunden, z. B. daß die königlichen Prinzen ihre Loge im Theater occupirt fanden und, um Skandal zu vermeiden, weggingen; daß Laffitte, der einst bescheiden Genannte, seinen Wahlspruch wiederaufnahm: „Nous allons voir quelle maison est la plus durable, la maison Laffitte ou la maison de Bourbon"; allein das brächte mich auf die Juden, denen ich ohnehin schon viel Nasenstüber geben mußte und die ich doch aus Humanität emancipiren will. Wir wollen dem antiroyalistischen und antidemokratischen Elemente mehr durch Beförderung der nothwendigen Reformen denn durch die nutzlose Anklage entgegenwirken.

Sie haben gestern in den hiesigen oder früher schon in den englischen Zeitungen die Nachricht von den merkwürdigsten Versteinerungen bei Philadelphia gelesen, zwei Menschen und ein Hund; die Natur hat eine ganze plastische Gruppe gemacht. Leider besaß der amerikanische Berichterstatter des „Hamilton observer" nach Art der modernen Journalcommis weder Kenntniß noch poetischen Sinn, noch überhaupt Darstellungsgabe, denn der unendlich interessante Gegenstand wird mit ein paar Zeilen abgethan, die nicht den geringsten Begriff davon zu geben im Stande sind. Auch in London und Paris sprach man von der Entdeckung in Ausdrücken, als ob es einen Ballen Indigo und Cochenille gelte.

Es war früher in englischen Blättern die Rede von der Mammuthsgrotte, in welcher die Antiquare sich mit Gebeinen dieser antediluvianischen Riesenthiere bereicherten. Da nach der Anzeige diese neue unterirdische Bank der Versteinerungen — Great-Laurel-Ridge — sich nur 1½ Meile von derselben befindet, so läßt sich darnach wol auf die geognostische Beschaffenheit der Gegend und eine vorzeitige Naturkatastrophe schließen.

Der amerikanische, oder vielmehr der englische Berichterstatter sagte, die Figuren seien in einer Erdschicht 25 Fuß tief gefunden worden; anstatt aber nun dieselben zu beschreiben und insbesondere von ihrem Äußern, der Kleidung, zu sprechen, welche allein über den damaligen Culturzustand und die Periode Aufschluß geben könnte, ergeht er sich in den Stalaktitgrotten der Nachbarschaft, welche, mit Fackeln besehen, sich wundersam ausnehmen und ganze versteinerte Bäume enthalten sollen. Hoffentlich werden die Phänomene bald aus dem Cumberlandsgebirge nach Neuyork gebracht und dann eines bessern Berichts von der Presse gewürdigt. Ich schäme mich zu sagen, daß die Journale zwei Geologen, Namens Chester und Davis, als ihre Quellen citiren; denn wenn die Geologen so wenig von der Natur zu sagen wissen, was sollen die andern Leute?

Da ich grade an den vorzeitigen Dingen bin, so bemerke ich schließlich, daß seit längerer Zeit in einem Saale der rue Vivienne der kolossale Kinnbacken mit Oberhauptknochen des antedeluvianischen Vierfüßigen sogenannten Dinotherium giganteum, welches weiland bei Eppelsheim im Großherzogthum Hessen-Darmstadt gefunden worden, aufgestellt ist, und daß sich die hiesigen Naturforscher damit beschäftigen. Ich habe aus dem Fragmente gesehen, daß das Dinotherium ein dreimal größeres Thier als der Elefant muß gewesen sein; aber ich weiß natürlich nicht zu beurtheilen, ob es Ähnlichkeit mit dem Mammuth hatte. Dieses dürfte zu beurtheilen selbst Cuvier schwer geworden sein, da alle Hauptkörpertheile in beiden Gattungen fehlen. 18.

*) Anspielung auf Gallier.

Das Paradies des Kaffernlandes.

Der Verf. der unlängst in London in zwei Bänden erschienenen „Travels and adventures in Eastern Africa etc. by *Nathaniel Isaacs*", gibt von demjenigen Theile des Zoolulandes, welchem Capitain Gardiner den Namen Victoria beigelegt hat, eine wahrhaft reizende Schilderung, d. h. bis auf die streitigen Punkte, die von der heißen Zone unzertrennlich sind. Die Natur, sagt er, hat Alles gethan, um diesen District mit so viel anziehenden Gegenständen als möglich auszustatten. Herrliche Scenerie und prächtige Landschaften, ein üppiger fruchtbarer Boden und eine reichlich sprossende Vegetation, Thiere, deren Fleisch zu genießen, im Überfluß vorhanden, Fische im reichlichsten Maße, Wasser aus unzähligen Quellen sich ergießend, dergleichen man in diesem ganzen Landstrich findet. Die sehr ausgedehnten Waldungen in der Nachbarschaft enthalten fast alle Species der in Südafrika einheimischen Thiere. Nach der Angabe des Verf. trifft man die Elefanten in großen Heerden; das Rhinoceros dagegen ist nicht sehr gemein und hält sich, sowie der Büffel, nur in den eigentlichen Walddickichten auf. Der letztere erweist sich auch hier als das wildeste und unzähmbarste aller vierfüßigen Thiere. Wölfe und Hyänen sind in Menge da, und diese sind in der That die besten Rasenmeister in einer Gegend, wo menschliche Leichname so häufig ins Dickicht geschleudert werden, um dort unbestattet zu verwesen. Die kleinern Species der Antilopen, sowie der Springbock, der Buschbock, der Steinbock u. s. w., die man längs der Karruebenen in ganzen Rudeln antrifft, werden auf den üppigern Weideplätzen und niedrigern Wiesen an der Seeküste seltener gefunden. Gardiner erwähnt, nur ein Gnu gesehen zu haben; allein Hirsche, Elenne, Kudus werden in den meisten Dickichten angetroffen.

Nach Isaacs kann man die ganze Nation der Kaffern als ein Hirtenvolk ansehen. Sogar der Ärmste hat hier seine Kuh, oder auch deren zwei, und der bemitteltere Bauer besitzt auch seine Packochsen, um sich und die Seinigen und deren Gepäck fortzuschaffen. Der König und seine kriegerischen Häuptlinge haben ganze Rudel Zugvieh, sowie denn auch das Fleisch dieser Thiere das wesentlichste Subsistenzmittel aller Classen ist. Manche von den Ochsen sind schön gefleckt, und Isaacs versichert, in einer von den Residenzen des Königs allein 3000 weiße Rinder gesehen zu haben. Dessenungeachtet wird der Boden nur äußerst spärlich gebaut; nur hin und wieder stößt man auf Feldstriche mit indianischem Korn (Mais) und Kaffernkorn bepflanzt. Das Letztere hat mehr Ähnlichkeit mit unserer Hirse, und daraus brauen die Eingeborenen ihr Bier, das sie Outchouella nennen, welches jedoch fast nur von der königlichen Familie und den Vornehmen des Landes getrunken wird. Auch Zuckerrohr kommt in jenen Gegenden vor, das jedoch entweder ein Bastardgewächs oder wildes Rohr ist. Von Erdäpfeln und Wassermelonen soll es vier bis fünf Species geben. Als vorzüglich reizend schildert Isaacs eine Gegend, durch die sein Weg führte: „Das weit und breit sich entfaltende Grün, die unendlich reiche und mannichfaltige Vegetation dieser Landschaft war beinahe unvergleichlich. Man kann sich kaum eine reizendere Partie denken. Durchsichtig helle Bäche, grüne Hügel, Baumgruppen malerisch hierhin und dorthin verstreut, erregten unsere Aufmerksamkeit von der einen Seite. Auf der andern der Fluß Umgani, dessen Ufer ein so quellendes und schwellendes Grün entfalteten, daß hinter solcher Anmuth jede Schilderung zurückbleiben muß. In dem fernen Grunde, durch welchen der Weg führte, erhoben sich Felsen schlank und malerisch aus dem Gewässer und schienen den Pfad abzuschneiden, während wieder der majestätische Fluß vor uns der Landschaft eine großartige Einheit verlieh. Wir gelangten nun von einer Höhe zur andern, durch Thalgründe von außerordentlicher Schönheit. Hier trafen wir auch schöne, hochgewachsene Bäume an, die diesem Landstrich einheimisch sind und sich durch ihr festes Holz, durch ihren tadellosen Wuchs vorzüglich zum Schiffbau eignen."

Wir sehen aus diesen Schilderungen, mit welchen die Gardiner's übereinstimmen, daß, wären nur jene armen Eingeborenen von der entsetzlichen Geißel des Despotismus befreit, ihr Land sich in seiner herrlichen Production wunderbar steigern und die Zahl der Einwohner mit der zunehmenden Cultur sich schnell vermehren würde. 11.

Bibliographie.

Bismark, Graf von, Die königlich preußische Reiterei unter Friedrich dem Großen oder der General der Cavalerie Freiherr von Seydlitz. Mit 1 Portrait und 3 Planen. Gr. 12. Karlsruhe, Creuzbauer. 1 Thlr. 18 Gr.

Dioskuren. Für Wissenschaft und Kunst. Schriften in bunter Reihe, herausgegeben von Th. Mundt. Mit Beiträgen von G. E. Guhrauer, H. Laube, H. Marggraff, A. v. Maltitz, F. A. Märcker, Th. Mügge, Th. Mundt, K. Rosenkranz, L. Schefer, K. A. Varnhagen von Ense, M. Veit, F. v. W., E. Willkomm. 1ter Band. Gr. 8. Berlin, Veit u. Comp. 2 Thlr.

Dorguth, F., Kritik des Idealismus und Materialien zur Grundlage des apodiktischen Realrationalismus. Gr. 8. Magdeburg, Heinrichshofen. 1 Thlr. 8 Gr.

Erdmann, Joh. Ed., Leib und Seele nach ihrem Begriff und ihrem Verhältniß zu einander. Ein Beitrag zur Begründung der philosophischen Anthropologie. 8. Halle, Schwetschke u. Sohn. 16 Gr.

Geramb, M. J. v., Wallfahrt nach Jerusalem und dem Berge Sinai, in den Jahren 1831, 1832 und 1833. 1ster Band. Mit 1 Karte des heiligen Landes. 8. Aachen, Cremer. 12 Gr.

Götte, W., Ideen über Erziehung und Unterricht im Geiste der Monarchie. In Briefen. Gr. 8. Braunschweig, J. H. Meyer. 18 Gr.

Halm, F., Griseldis. Dramatisches Gedicht in fünf Acten. Gr. 8. Wien, Gerold. 1 Thlr.

Heller, W. R., Novellen. 1ster Band. Die Eroberung von Jerusalem. 8. Dresden u. Leipzig, Arnold. 2 Thlr.

Hirsch, R., Frühlingsalbum. Lieder. 8. Leipzig, Engelmann. 16 Gr.

Jakob, L. H. v., Die Staats-Finanzwissenschaft. Theoretisch und praktisch dargestellt und durch Beispiele aus der neuern Finanzgeschichte europäischer Staaten erläutert. 2te verbesserte und vermehrte Auflage von J. F. H. Eiselen. Gr. 8. Halle, Schwetschke u. Sohn. 8 Gr.

Kock, Ch. P. de, Der Leichtsinnige. Aus dem Französischen übertragen von A. Th. Peucker. 2 Theile. 8. Breslau, Verlags-Comptoir. 2 Thlr. 6 Gr.

Or, L. de l', Auch ein Wort über die Emancipation der Juden. Zur Beherzigung, an alle Sachsen gerichtet. 8. Dresden, Walther. 8 Gr.

Paris, H., Kreuz- und Quergedanken eines dresdner Ignoranten vor den düsseldorfer Bildern, über die düsseldorfer Bilder und manches Andere. Zur Erinnerung für Freunde. 2te durchgesehene Auflage. Gr. 8. Dresden u. Leipzig, Arnold. 8 Gr.

Schuderoff, J., Kleine Schriften kirchenrechtlichen und religionsphilosophischen Inhaltes. Gr. 8. Lüneburg, Herold u. Wahlstab. 18 Gr.

Taschenbuch der neuesten Geschichte, früher herausgegeben von W. Menzel. Neue Folge. Geschichte des Jahres 1834. 1ste Abtheilung. Mit 5 Portraits. 16. Stuttgart, Cotta. 1 Thlr. 12 Gr.

Wessenberg, J. H. v., Sämmtliche Dichtungen. 6ter Band. 16. Stuttgart, Cotta. 12 Gr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Donnerstag, —— Nr. 145. —— 25. Mai 1837.

Dramatische Bücherschau für das Jahr 1836.

Zweiter Artikel.*)

15. Alexander der Große. Charaktergemälde in drei Abtheilungen von Ludwig Bauer. Stuttgart, Hallberger. 1836. Gr. 8. 1 Thlr. 18 Gr.

Das Leben eines Helden, wenn es so tragischen Stoffes voll ist wie das Alexander's, in einem Drama zu umfassen, erfodert ein ungewöhnliches Maß von Gaben. Von vorn herein entsteht die Frage, wie diese Aufgabe überhaupt erfüllt werden könne, da der Held selbst das Product aller seiner Thaten und seiner ganzen Zeit ist, während das strenge Drama doch nur eine einzelne That und einen Zeitmoment zu seinem Elemente haben soll? Das Dilemma zwischen der Darstellung einer Reihe von in sich unverbundenen Begebnissen und zwischen der Herausstellung eines einzelnen Ereignisses, diese unvermeidliche Scylla und Charybdis, scheint nur von dem größten Genius, von einem Shakspeare'schen Geiste etwa, gelöst und vermieden werden zu können. Will der Dichter, wie er doch muß, das ganze Leben umfassen, so werden Fragmente vieler Tragödien, aber nicht eine Tragödie entstehen; faßt er die einzelne, etwa die Schlußthat auf, so bleibt diese in ihren Motiven dunkel und unaufgehellt. Diese schwere, vielleicht niemals ganz zu beseitigende Schwierigkeit scheint auch den Verf. der vorliegenden dramatischen Trilogie dahin vermocht zu haben, das Leben seines Helden in drei Stücke zu zerbrechen und drei Stadien desselben, nach dem Vorbilde Raupach's, in ebenso vielen verschiedenen Dramen zum Gegenstand zu nehmen. So sind ein Schauspiel: „Alexander und Memnon", in fünf Aufzügen, „Eine Nacht in Persepolis", als Zwischenspiel, und „Alexander und seine Freunde", ein Trauerspiel in fünf Aufzügen, entstanden, eine Behandlung der Aufgabe, in der sich Urtheil und Einsicht kund gibt. Das erste Schauspiel zeigt uns den Jüngling Alexander, den Zögling des Aristoteles, stolz auf seine erste Waffenthat, die Zerstörung Thebens, in seinem Gewissen aber von dieser That eines Griechenfeindes gestachelt und von dem Wunsche beseelt, sie durch die That eines Griechenfreundes wieder gut zu machen. Sein ganzer Ehrgeiz ist es, von den Griechen für einen Griechen gehalten zu werden, und die olympische Versammlung, die ihn als einen Fremden betrachtet, gibt eben damit die Entscheidung für den Perserkrieg. Dies ist die Frucht der Erziehung Aristoteles' und der Verehrung des Schülers für den Lehrer; der Perserkrieg aber erhält hierdurch ein neues, bedeutendes und höchst würdiges Motiv. Diesen Krieg kündigt Kraterus der Versammlung an, und von der Wirkung dieser Nachricht erstattet er S. 27 einen schönen Bericht. Mit glänzenden Farben sind die Meinungskämpfe der Freunde Alexander's in den folgenden Scenen gemalt, denen der Dichter ein Verhältniß des Königthums zum Grunde legt, das an Homer erinnert, das aber wol wenig geschichtliche Treue für sich haben mag. Vortrefflich ist die Scene zwischen Alexander und Aristoteles; der Blick des Weisen hat die Gefahr für den Heldenjüngling bei diesem Zuge ergründet.

> Der Feind ist's überhaupt nicht, den ich fürchte — —
> Ich fürchte dich!

sagt Aristoteles; worauf Alexander entgegnet:

> Der Mächtigste, und doch nicht furchtbar will
> Ich sein —

und Aristoteles:

> Das ist unglaublich viel —
> Gesagt von einem Menschen wär's ein Wunder —
> Denn —
> Wer schon als Knabe zugesehen, wie man
> Falschmünzerei auch mit Gesetzen treibt —
> Und hört die Lust nun flüstern: Ha, wie schön!
> Und die Gewalt: Thu's, denn du kannst es thun!
> Und die Gewohnheit: Sei kein Sonderling!
> Und Schmeichelei: Wie ständ' es dir so gut!
> Und nur die Tugend: Mäß'ge dich! — dem muß
> Ein treuer Hüter wachen vor der Brust,
> Wenn in sein Herz nicht schlüpfen soll das Laster.

Worauf Alexander:

> Weil Tugend nicht für Kinder, kaum für Männer,
> Weil sie der höchste Preis des Helden ist,
> Deswegen wisse mich für sie gewaffnet!

Doch die Furcht des Weisen bewährt sich sogleich. Alexander's Mutter, Olympia, erscheint in einer genial erfaßten Scene als Mänade und kündigt dem lauschenden Helden, sein Vater sei nicht Philipp, sondern in seiner Gestalt ein Gott gewesen — und der Wahnwitz des Stolzes, der das Übermenschliche für sich erstrebt, bricht nun in dem Helden aus. Hier beginnt die Tragödie, die, wie wir sehen, von dem Dichter ebenso fein als großartig angelegt ist. Aristoteles' letzter Spruch:

> Halte Maß!
> Es herrschen durch das Ebenmaß die Götter —

ist bald im Taumel von Sieg zu Sieg, Glücksfall zu Glücksfall, von Gunst zu Gunst vergessen und der Widerspruch mit Klitus bildet sich weiter und weiter aus. Am Granikus ist das Perserheer geschlagen. Das Bild von Stolz, Üppigkeit, Verrath und Verweichlichung, das der Dichter vom Satrapenheer entwirft, ist ebenso neu und originell wie das von den Freunden Alexander's. Memnon, allein edel, Rheomythres, Arizyes, Mithrenes, und ihnen gegenüber Parmenio, Hephästion, Ephialtes, Klitus, Thrasibul u. s. w. zeugen von einem wahrhaft seltenen Gestaltenreichthum und einem Vermögen der Verkörperung von Ideen, das allein schon Dichterberuf bekundet. Milet fällt, Memnon stirbt an Alexander's Brust, und die mächtigste Schutzwehr Persiens sinkt mit ihm hin; des kühnen Mannes kühne Plane — im Rücken Alexander's Griechenland zu erobern — haben ihm das Herz des Helden gewonnen, wiewol er nun

*) Vgl. den ersten Artikel in Nr. 84—87 d. Bl. D. Red.

nun schon mehr Eroberer als Held ist und das Schauspiel mit dem Ausruf schließt:

Wir schneiden selbst uns jeden Rückzug ab.
Stets weiter! Keinen Stillstand — feiern wir
Den ersten Rasttag in Persepolis!

Dieser anziehenden Dichtung, die wol nicht ohne Hinblick auf ein Kriegerleben unserer Zeit gedacht ist, dem jedoch auf alle Weise Alexander's Ideengröße und Jugendschwärmerei fehlte, folgt das Zwischenspiel: „Eine Nacht in Persepolis", das die Aufgabe durchführt, uns den äußersten Grad von Herrscherüppigkeit und Sklavensinn, von Verweichlichung und Intrigue sowie von fast abgöttischer Machtverehrung darzustellen. Wir finden hier nicht Alles wahr, d. h. möglich, und nicht Alles ist gut beobachtet, oder mit rechtem Maß gezeichnet. Aber das Gemälde selbst ist, wenn nicht genial, doch in hohem Grade eigenthümlich und neu. Sowie Darius' Thron und Reich hier vor uns erscheinen, wirkungsvoller noch durch den Contrast kriegerischer Simplicität im Lager Alexander's, so mag er gewesen sein, ein noch nicht dagewesenes Bild orientalischen Königthums. Darius wähnt nur winken zu dürfen, um den Fremdling, den er fast wie einen empörten Satrapen seines Reichs betrachtet, zu vernichten, der mit einer Handvoll dem Tode geweihter Freunde seine üppige Morgenruhe durch unangenehme Nachrichten zu stören wagt. Nun folgte Post auf Post von Niederlage, Abfall und Verrath, und endlich steht die trauernde Barsini, Memnon's Witwe und des bebenden Darius Schwester, im Witwenschleier vor dem gewaltigen Herrscher. Da erfaßt ihn der Zorn und er gürtet selbst das Schwert um, Asien zu rächen. Auch diese Zeichnung ist originell, trefflich und von echtem Dichterhauch belebt.

Hierauf folgt die Schlußtragödie: „Alexander und seine Freunde", durch Erhebung in den Motiven wie durch Diction und Abrundung der Charaktere der bedeutendste Theil der Trilogie. Der Stolz des Helden, der sich nun nichts mehr unmöglich, nichts mehr versagt glaubt, trägt jetzt die Warnungen, die Einreden der Freunde nicht mehr wie sonst in Geduld. Asien hat er unterworfen, aber sich selbst hat er der Leidenschaft hingegeben. Als Klitus nun beim Festmahle den Vater Philipp rühmt und seine Thaten über die des Sohnes setzt, als er ihm selbst seine Entnervung vorwirft, da macht sich Stolz und Zorn in diesen Worten Luft:

Meint ihr,
Ich werd' es ewig dulden, daß ihr kindisch
Auf Plane lästert, die ihr nicht begreift? —

und wie Kraterus entschuldigend sagt:

Und dich auch hat der Wein erhitzt,

unterschreibt er zum Zeichen seiner Nüchternheit das Todesurtheil gegen zehn seiner Krieger. Klitus will ihm das Blatt entwinden. Alexander gebietet ihm, zu weichen, dann der Wache, ihn zu fesseln, und als diese zaudert, stößt er selbst die Lanze in des Freundes Busen mit den furchtbaren Worten:

Ich will dich schweigen lehren!

Die That ist geschehen, die Aristoteles' Ahnung voraussah; Alexander erwacht aus seiner Betäubung. Nun, ruft er:

Nun, Klitus, steh jetzt auf, es ist genug!
Steh auf — steh auf —
He, Klitus..
Mein Klitus — höre doch — Klitus — Klitus!
O Gott — ich bin sein Mörder —
Ich habe meinen Gast ermordet!

Von hier ab Raserei und endlich Tod im Tempel zu Babylon; Alexander, den die Seinen, auch Aristoteles, der herbeigeeilt ist, betend glauben, ist todt.

Was in dieser erschütternden Begebenheit wirkungsvoll sein kann, hat der Dichter getroffen und angewendet; er wirkt besonders durch das große tragische Kunstmittel des Verschweigens; er läßt den Schmerz nur halb sich ausschreien und füllt die stumme Pause durch die Phantasie des Lesers, die er vorher in vollen Schwung gesetzt hat. So lieben wir die tragischen Ausgänge.

Niemand wird leugnen können, daß selbst nach dieser trockenen Skizze in diesem achtbaren Werke die Erkenntniß der tragischen Aufgabe und eine ungewöhnlich geschickte Lösung derselben anzutreffen ist. So würdig und dichterisch der Gedanke ausgebeutet ist, so treffend, mannichfaltig, fest und neu sind die Charaktere ausgebildet. Der Verf. hat Menschen, nicht Ideen in ihnen dargestellt. Parmenio, Klitus, Hephästion, Darius, Memnon und Aristoteles sind Gestaltungen von kühnem Wurf und selbständigem Leben. Alexander nur geht zu sehr in Ideal und Allgemeinheit verloren, und Olympia ist eine über die menschliche Natur hinausragende Zeichnung. Trefflich ist ferner die Diction und der Vers, der letzte gradehin musterhaft, wenn auch nicht von Raupach'schem Schmuck; die erste, wenn auch ein wenig verschwenderisch mit Worten, doch stets angemessen, der Würde des Gedankens voll, rein und gebildet. Nach allem diesen glauben wir nicht über die Wahrheit hinauszugehen, wenn wir den vorliegenden „Alexander" für eine der besten dramatischen Arbeiten der letzten Zeit und allen frühern Behandlungen desselben Themas für überlegen anerkennen. Dem Verf. bleibt nur übrig, die concisere Form des Trauerspiels aus einem Stück zu finden, um gewiß etwas Bleibendes und Bedeutendes zur Darstellung zu bringen. Sein „Alexander" würde unter dieser Voraussetzung und in dieser Beschränkung selbst ein treffliches Bühnenstück geliefert haben. Ehre ihm!

14. Albrecht Dürer's Tod. Drama in zwei Aufzügen von F. A. Gelbcke. Leipzig, Dörffling. 1836. 8. 12 Gr.

Hat der Verf. des „Alexander" zu wenig Gewicht auf die streng dramatische Begrenzung des Stoffes gelegt und dem Ideale zu viel Raum gestattet, so verfiel der Verf. von „Dürer's Tod" in den entgegengesetzten Fehler der Zuspitzung seines Themas auf die Bühnenwirkung hin und der Erdrückung alles Ideenanfluges im materiellen Stoff. Die Arbeit entbehrt überhaupt einer originellen Anlage und richtet sich ganz nach Dem, was im „Hans Sachs", „Correggio" und andern verwandten Stoffen mit so vielem Unrecht auf der Bühne gefallen hat. Der Gegenstand selbst ist fast widerwärtig zu nennen, und wenn er L. Schefer Gelegenheit gab, seinen tiefen Beobachtungen aus der Welt der Ehe Körper und Gestalt zu geben und eine der herrlichsten unter allen deutschen Novellen hervorzubringen, so ist er in der dramatischen Gestaltung des Verf. doch nichts weniger als ein gefälliger und ansprechender Gegenstand. Der Jammer des armen, von einer bösen Sieben geplagten Künstlers, welche böse Sieben nichts von den Erhabenheiten der Agnes Schefer's an sich hat, ist vielmehr herzzerreißend und doch gemeiner Art, und der Verf. hätte, dünkt uns, viel besser gethan, die Schefer'sche Novelle zu lesen und sich an ihr zu erfreuen, als sein eignes licht- und freudenloses Drama zu schreiben. So mancher Geist ist überhaupt nur für die Reproduction, für das Aufnehmen geschaffen und wird von der Lebendigkeit seiner Gefühle bei diesem Aufnehmen zu dem Wahne verleitet, er sei selbst zum Schaffen gut und tauglich. Das Schaffen aber bedingt außer der Lebhaftigkeit des Gefühls auch noch die Unabhängigkeit der Empfindung, um nicht mehr zu sagen.

Der klägliche Tod Dürer's, der mit einem Traume und mit einer Liebesintrigue Schäuflin's und Katharina's, Dürer's Pflegekind, in Verbindung gebracht ist, verbraucht, wie gesagt, nur die allergewöhnlichsten Bühnenelemente, und wenn er auch mehr Recht hat, zu gefallen, als manches andere Machwerk, so ist und bleibt er doch ein gewöhnliches Stück. Der Vers ist nicht übel und die Sprache bietet manchen guten Moment dar. Zu den besten dieser Art rechnen wir Dürer's Erzählung von seinem Wanderleben (S. 59 fg.) und dem Bekenntniß seiner Liebesschuld gegen Emma, und endlich Schäuflin's Schlußrede, die mit den Worten endet:

Des Künstlers Heimat ist die Erde nicht.

(Die Fortsetzung folgt.)

Skizzen aus Norwegen.

Die neuesten Nachrichten über dies Heimatland skandinavischer Mären und Naturwunder finden wir in einem sehr schätzbaren englischen Werke, das im vorigen Jahre in London die Presse verlassen hat, in Laing's „Journal of a residence in Norway, during the years 1834—36, made with a view to inquire into the moral and political economy of that country, and the condition of its inhabitants". Der Verf. hielt sich zwei Jahre in Norwegen auf und benutzte diese Zeit seines dortigen Aufenthalts gewissenhaft zu den reichhaltigsten Beobachtungen. Was die Institute, Verfassung, die socialen Einrichtungen Norwegens betrifft, so zeigt sich der Verf. wenn er diese bespricht, in seinem Werke sehr freimüthig. Er nimmt sich, wie man sagt, kein Blatt vor den Mund und nimmt nicht Rücksichten nach rechts und links. Er besitzt, was bei solchen Werken immer das Ersprießlichste ist, einen richtigen praktischen Blick und eine klare Anschauung und Auffassung, was ganz besonders dann hervorgeht, wenn er die Verhältnisse Norwegens mit denen Englands vergleicht und sie auf den letztern Staat anwendet. Statistik und Politik gehören zu einem solchen Werke, auch wenn es sich nur skizzirend verhält, wesentlich, sie sind seine Elemente und können davon nicht genommen werden. Es kommt aber bei einem geschickten Skizzisten darauf an, daß diese nothwendigen Elemente nicht in ihrer Schroffheit, Nacktheit und Sterilität vorherrschen, und daß sie auf eine angenehme und geistreiche Weise mit dem allgemeinen Charakter und, um so zu sagen, mit der allgemeinen Poesie des Landes verschmelzen.

„Vielleicht", sagt der Verf., „bildet das norwegische Volk die interessanteste Volksgruppe in Europa. Sie leben unter alten Gesetzen und socialen Einrichtungen, ganz verschieden in ihren Principien von denjenigen, welche in den feudalistisch constituirten Landschaften das gesellige Leben und Eigenthum regeln, und man vermag vielleicht unter ihnen den Keim zu alle den freien Institutionen zu finden, welche die britische Verfassung heutzutage bezeichnen."

Solche Bemerkungen kommen nur beiläufig, denn es ist dem Verf. hauptsächlich darum zu thun, ein anschauliches Gemälde der Sitten, Gebräuche, socialen Zustände, Volksereignisse Norwegens zu geben. Eben deshalb nimmt in seinem Buche das Ökonomische eine bedeutende Stelle ein. „Für die Destillation von Spiritus und Branntwein aus Kartoffeln kann Norwegen als ein Stapelort betrachtet werden. Bemerkenswerth ist es, daß die Kartoffel durchgängig in ganz Norwegen eine weiße Blüte trägt. Man übersieht ganze ungeheure Feldstrecken blühender Kartoffeln und bemerkt darunter nicht eine einzige rothe Blüte. Ob dies nun eine bessere Qualität der Pflanze überhaupt anzeigt, oder ob es eine mehr gleichgültige Wirkung des Klimas ist, welches das Bestreben zeigt, alle Producte im Albinostyle hervorzubringen, mag sich nicht leicht bestimmen lassen. Pferde, Rindvieh, sogar Kinder scheinen weiße Varietäten ihrer Gattungen zu sein."

Nach dem fernern Berichte des Verf. zeichnet sich Norwegen durch besonders gutes Brot aus, was um so mehr zu verwundern ist, da dort fast jeder Eigenthümer sein Mehl selbst mahlt. „Mühlen in dem Sinne und Umfange wie bei uns finden sich dort nicht. Jeder kleine unbedeutende Meierhof hat seine eigne Mühle, die sich, im Verhältniß zu den großen Mühlen von mehren Gängen, wie wir sie kennen, freilich nur wie Handmühlen ausnehmen." Die Märkte in Norwegen und Schweden sind im Winter mit dem größten und mannichfaltigsten Überfluß an Wildpret versehen; wobei man freilich die Ausdehnung des Landes nicht übersehen darf, und daß es überhaupt nur wenige Marktplätze gibt, welche in dieser Jahreszeit von den entlegensten Theilen des Landes aus durch die Bauern, welche so weit herkommen und keine Entfernung scheuen, versorgt werden. Ein einziger Vogel, geschossen innerhalb eines Flächenraums von zehn englischen Quadratmeilen würde für das Bedürfniß dieser Märkte hinreichen. Im Allgemeinen sind jedoch die Vögel in Norwegen selten. Was es noch am meisten gibt, das sind Elstern; diese scheinen auch von den Landleuten sehr begünstigt zu werden und können als halbe Hausvögel angesehen werden. Krähen und Schwalben finden sich auch häufig, dagegen sind Lerchen, Amseln, Dresseln, Hänflinge, Rothkehlchen und was sonst zu diesen Gattungen gehört, selten, und sogar Sperlinge scheinen hier nicht zu Hause zu sein. Man findet deren mehr wenn man in Deutschland oder England nur eine Meile reist, als wenn man in Norwegen das ganze Land durchzieht.

Der Norweger ist sehr gastfrei und während des Gastmahls herzlich und gemüthlich. Das Wünschen einer gesegneten Mahlzeit ist ein Gebrauch, auf welchen man in Norwegen große Stücke hält. Die Gäste stehen auf, und einer nähert sich dem Stuhle des andern, schüttelt ihm die Hand und man hört von allen Seiten die Worte: „Wohl bekomm's Euch!" „Dank für die Mahlzeit!" u. s. w. Selbst Wirth und Wirthin gesegnen sich auf diese Weise das Mahl, und den kleinsten Kindern, sobald sie nur laufen und einige Worte sprechen können, wird diese gute alte Sitte eingeprägt. Etwas sehr Ansprechendes und Vorzügliches ist die Art und Weise, wie in Norwegen die Kinder behandelt werden. Es ist dort nicht wie bei uns, wo die armen Kleinen in vielen Familien nur als halbe Menschen betrachtet werden. Der Norweger unterscheidet sie in Hinsicht der Behandlung nicht sehr von den erwachsenen Personen, er erweist ihnen alle Anerkennung, Aufmerksamkeit und selbst Achtung, und diese milde Behandlung übt auf die Kinder durchaus keinen nachtheiligen Einfluß. Man darf sich unter den norwegischen Kleinen keine altklugen, verwöhnten Zwittergeschöpfe vorstellen; sie sind vielmehr ebenso jugendlich, kindlich, wild und ausgelassen als andere Kinder; aber sie besitzen ein großes Theil mehr Herzlichkeit, Vertrauen und Unbefangenheit.

Man kann sich kein einfacheres Familienleben denken, als was in Norwegen geführt wird. Diese Einfachheit, verbunden mit der großen Gastfreundlichkeit dieses Volks, bewirkt, daß der Fremde sich überall sogleich heimisch fühlt, und daß er, wenn er von diesen Annehmlichkeiten, die bei so vielen Völkern unbekannt sind, Bericht erstattet, sich keinen Zwang anzuthun braucht und weder üble Eindrücke zu verschmerzen noch zu verschweigen hat. Wenn irgendwo in Norwegen eine Familienfestlichkeit veranstaltet wird, so schickt man einen Boten zu Pferde aus, der die Runde zu machen hat bei Allen, welche eingeladen werden sollen. Dieser Mann führt eine Liste bei sich, auf welcher der Name des Einzuladenden verzeichnet ist, welcher Letztere nun auf den Rand hinzuschreibt, ob er die Einladung annehmen kann oder nicht. Um vier Uhr Nachmittags ist die gewöhnliche Stunde, wo die Gäste zusammentreffen. Mittag ist man in Norwegen Schlag zwölf Uhr. Ein Fremder, der sich einrichtet, bei einem solchen Feste zeitig einzutreffen, kann alle übrigen Gäste auf echt norwegische Weise nach und nach anlangen sehen, was wirklich viel Ergötzliches hat; denn es möchte sich auf dem Continent nicht leicht etwas Lustigeres und Erheiternderes finden als die Ankunft einer Schlittenpartie. Man vernimmt aus der Ferne das Läuten der Glocken lange, bevor man die Schlitten selbst ansichtig wird, welche noch geraume Zeit im Nebel und Schnee versteckt bleiben. Dieser gemüthliche, heitere Ton, wie er nun immer näher und näher kommt, macht einen höchst befriedigenden Eindruck auf das Gemüth und stimmt die Seele gleich im Voraus traulich und festgemäß. Jetzt nun durchbricht schon ein Schlitten den Nebel, so als ob er aus einer Wolke hervorbräche, und nun folgt ihm sogleich ein stattlicher Zug von 20 oder 30 andern Schlitten, welche lustig auf dem glatten Schnee hergleiten. Die Beweglichkeit der kleinen Pferdchen mit ihren langen Mähnen und Schweifen, die leichte und elegante Form der Schlitten selbst, die auf dem weißen Grund daherfliegen, die Frauen in ihren Wildschuren und Shawls und hinter ihnen die Männer in ihren Wolfspelzen, dann der Herr und die Herrin des Hauses,

welche bei der Ankunft ihrer Gäste mit Kerzen in den Hofraum herabkommen, begleitet von Dienern, welche sich tummeln, um die Besuchenden zu empfangen, dies Alles bildet eine ebenso neue und überraschende als ansprechende und befriedigende Scene. Das Erste, was den angekommenen Gästen gereicht wird, ist Thee und Kaffee, welchen sie einnehmen, indem sie im Gesellschaftszimmer auf- und abgehen. Es ist merkwürdig und überraschend, daß diese norwegischen Gesellschaftsunterhaltungen durchaus nichts von der Fadheit und Albernheit an sich haben, welche hin und wieder unsere Unterhaltungen bezeichnet. Man spricht hier nicht von Wind und Wetter und dergleichen Gemeinplätzen; sondern es scheint, als ob Jeder dem Andern etwas Besonderes und Wichtigeres zu sagen hätte, sodaß in kurzer Zeit die ungezwungenste gegenseitige Mittheilung stattfindet und man nicht leicht in der Gesellschaft auf Personen stößt, welche unbeschäftigt sind und sich langweilen. Dieser Umstand entspringt folgerecht aus dem Temperament dieses Volks und aus dem gänzlichen Mangel aller Prätension in dessen Charakter. Niemand will dort wichtiger, reicher, klüger, gelehrter thun, als er wirklich ist. Die Mahlzeiten selbst gehen unter großem Frohsinn von Statten. Nach dem Essen trinkt man viel Punsch; aber nur die männlichen Gäste spielen Karte; es ist in Norwegen eine große Seltenheit, daß ein Frauenzimmer eine Karte in die Hand nimmt.

Über das Zeitungswesen in Norwegen spricht sich der Verf. unsers Werks aus, wie folgt: „Sogleich nach meiner Ankunft in Norwegen schenkte ich den dortigen periodischen Blättern eine vorzügliche Aufmerksamkeit, und es machte mir immer ein ungetheiltes Vergnügen, sie durchzugehen. Es gibt in Norwegen im Durchschnitte 20 Zeitschriften; doch geben einige derselben nur Avertissements und officielle Nachrichten in Betreff der Provinz oder Stadt, wo sie erscheinen; und doch sind selbst diese nicht ohne Interesse für den Ausländer. Unter allen norwegischen Zeitschriften mag sich wol das „Morgenblatt" der weitesten Verbreitung zu erfreuen haben, das als Tageblatt in der Hauptstadt erscheint. Die Kosten eines solchen Tageblatts, wenn es durch die Post versandt wird, mögen jährlich etwa sieben Dollars betragen. In der Hauptstadt allein erscheinen sechs oder sieben Zeitungen, welche, da sie keine Besteuerung erleiden, zu den möglichst niedrigen Preisen abgelassen werden können. In Druck und Papier ist dieses norwegische „Morgenblatt" schöner ausgestattet als irgend ein anderes französisches oder deutsches Journal, und man findet darin die meisten Artikel mit großer Geschicklichkeit und vielem Geschmack geschrieben." 80.

Literarische Notizen.

Die beiden ersten, vor kurzem erschienenen Theile von Capefigue's Werk: „Louis XIV, son gouvernement, ses relations diplomatiques avec l'Europe", das des Verf. frühern Darstellungen der Ligue und der Fronde als Folge dient, behandeln die an wichtigen Begebenheiten reiche Zeit von 1661—88. Ludwig's eigentliche Regierung beginnt mit Mazarin's Tode, 1661; der feierlichen Erklärung, von nun an selbst regieren zu wollen, folgt die That, die mit Umgestaltung des Cabinets beginnt, dann sich über Frankreich, endlich über das Ausland, selbst über fremde Welttheile theils auf segensreiche, öfter noch auf verhängnißvolle Weise erstreckt. Capefigue, dessen Darstellung anziehend und lichtvoll, an geistvollen und neuen Ansichten reich ist, die nur selten den gründlichen Forscher vermissen läßt, blickt mit großer Genugthuung auf seine bisherigen geschichtlichen Arbeiten zurück, deren Ergebnisse anfangs zurückgewiesen wurden, jetzt aber als Wahrheiten anerkannt sind, und tadelt seine Vorgänger, daß sie, von überkommenen Meinungen und von Vorurtheilen befangen, diese frühern Zeiten völlig verkannt haben. Schätzbar und vom großem Interesse ist im ersten Theile des in Rede stehenden Werks die aus den Archiven von Paris, Haag, London und Madrid geschöpfte geheime Geschichte des nimweger Congresses; die überraschenden Eröffnungen des Verf. setzen diese Angelegenheit in ein ganz neues Licht. Von einem neuen und eigenthümlichen Standpunkte, aber sehr gründlich behandelt der Verf. den Widerruf des Edicts von Nantes.

Schiller's „Wallenstein" ist von dem Obersten Le François ins Französische übertragen worden. Das Original ist der Übersetzung gegenüber abgedruckt. Um das Meisterwerk des großen deutschen Dichters möglichst treu wiederzugeben, hat der Übersetzer den ungereimten Alexandriner gewählt.

Der Baron Renouard de Bussierre, dessen „Lettres sur l'Orient" vor einigen Jahren beifällig aufgenommen wurden, hat jetzt unter dem Titel: „Voyage en Sicile", ebenso unterhaltende als belehrende Briefe über Sicilien herausgegeben.

Von dem Abbé A. Senac erschien in zwei Bänden: „Le christianisme considéré dans ses rapports avec la civilisation moderne." 4.

Literarische Anzeige.

Bericht über die Verlagsunternehmungen für 1837 von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Die mit * bezeichneten Artikel werden bestimmt im Laufe des Jahres fertig; von den übrigen ist die Erscheinung ungewisser.

(Fortsetzung aus Nr. 141.)

III. An neuen Auflagen und Neuigkeiten erscheint:

*32. Anleitung zum Selbststudium der Mineralogie. Nach dem Book of science von K. Hartmann. Mit Abbildungen. 16. Geh.

*33. — — zum Selbststudium der Krystallographie. Nach dem Book of science von K. Hartmann. Mit Abbildungen. 16. Geh.

*34. — — zum Selbststudium der Geologie. Nach dem Book of science von K. Hartmann. Mit Abbildungen. 16. Geh.

*35. — — zum Selbststudium der Versteinerungskunde. Nach dem Book of science von K. Hartmann. Mit Abbildungen. 16. Geh.

*36. — — zum Selbststudium der Chemie. Nach dem Book of science von K. Hartmann. Mit Abbildungen. 16. Geh.

*37. — — zum Selbststudium der Berg- und Hüttenkunde. Nach dem Book of science von K. Hartmann. Mit Abbildungen. 16. Geh.

*38. — — zum Selbststudium der Meteorologie. Nach dem Book of science von K. Hartmann. Mit Abbildungen. 16. Geh.
Nr. 32—38 bilden einzelne Abtheilungen des unter Nr. 20 erwähnten Werks.

*39. Bericht vom Jahre 1836 an die Mitglieder der deutschen Gesellschaft zur Erforschung vaterländischer Sprache und Alterthümer in Leipzig. Herausgegeben von Karl August Espe. Gr. 8. Auf gutem Druckpapier. Geh. 10 Gr.
Der Bericht vom Jahre 1835 kostet auch 10 Gr.

*40. *Bidder* (*F. H.*), Neurologische Beobachtungen. Mit zwei lithographirten Tafeln. 4. (Dorpat, 1836.) Auf gutem Druckpapier. Geh. 20 Gr.

*41. Böttiger (K. W.), Karl August Böttiger, königl. sächs. Hofrath, Oberinspector der königl. Alterthumsmuseen zu Dresden u. s. w. Eine biographische Skizze von dessen Sohne. (Aus den „Zeitgenossen" besonders abgedruckt.) Mit K. A. Böttiger's Bildniß. Gr. 8. Auf gutem Druckpapier. Geh. 16 Gr.

(Die Fortsetzung folgt.)

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Freitag, — Nr. 146. — 26. Mai 1837.

Dramatische Bücherschau für das Jahr 1836.

Zweiter Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 145.)

15. Neuestes komisches Theater von Louis Angely. Zweiter Band. Hamburg, Magazin für Buchhandel, Musik und Kunst. 1836. 8. 1 Thlr. 16 Gr.

Ob es eine Mystification ist, die uns nach dem Tode Angely's, komischen Andenkens, noch immer Producte seiner Laune gibt, oder ob sich diese auf eine wirkliche literarische Nachlassenschaft gründen, wissen wir nicht, möchten es auch bei dem Eifer des Seligen, Alles drucken zu lassen, was er nur schrieb, fast bezweifeln; indeß sind die hier vorgelegten humoristischen Kinder seines Geistes, doch als echtgeborene kaum zu verkennen und immerhin geeignet sein Andenken bei uns noch eine Zeit lang in Ehren zu halten. Angely hat kaum ein komischeres Stück geschrieben als die „Sängerin und die Näherin", Posse in vier Abtheilungen, nach einer Idee Xavier's. Die berliner Individualitäten: Schnabel, seine Frau, seine Töchter und der Tapezierer Eberlein, sind wahrhaft ergötzlich; besonders hat uns der Letzte mit seiner launigen Wortmacherei im berliner Styl wirklichen Spaß gemacht. Man höre nur. „Lore: Ich denke mir den Hochzeittag äußerst reizend! Eberlein: Und wie! Am frühen Morgen, das Gefrisire, das Geputze, das zur Kirche Gefahre, das Jagesage, das Getraue, das Gegesse, das Getrinke und Getanze, und dann ... Lore: O schweigen Sie, August! Eberlein: Dann das Gekose, das wie im Paradies Gelebe, das Vater und Mutter Gewerde ..." Wirklich, Angely wußte unser Zwerchfell zu erschüttern. Auch ist die Moral dieses Stückes gar nicht zu verachten, Schnabel mit seiner fixen Idee, daß seine Töchter etwas werden sollen, als wären sie Söhne, höchst spaßhaft, und die Lehre: Handwerk hat goldenen Boden, praktisch und brauchbar. — Das zweite Lustspiel: „Vierzehn Tage nach Sicht", nach Dumersan, in einem Act, ist weit weniger originell und weniger deutsch; an ergötzlichen Scenen und wahrem Humor, der überhaupt selten mit den hier herrschenden Geldinteressen etwas zu thun hat, ist es überdies noch ärmer als das folgende Lustspiel: „Die Erholungsreise". Wiewol auch dieses aus dem Französischen entlehnt ist, so hat Angely's gewandte Hand demselben doch einen ganz deutschen Boden, oder besser gesagt, echt preußischen Sand untergestreut, und das Stück bewegt sich auf ihm so frei und natürlich, als wäre es aus diesem Sande emporgewachsen. Gut dargestellt, ist es eine ergötzliche Posse, die die Figur des an Commis-Voyageur-Manie leidenden Heinicke wirklich lachstoffhaltig macht. — „Punkt drei Uhr", ein Schwank in einem Act, der auf eine Duellgeschichte gebaut ist, ist ein sogenanntes Schubladenstück, scherzhaft erfunden und durch die Figur Gürge Schöps recht gefällig. Die Dialekte sind gut nachgeahmt und das Stück muß voller Wirkung sein. — Das Lustspiel: „Ein kleiner Irrthum", soll wieder mehr vorstellen als Angely zu geben vermag. Non omnia possumus omnes! Der Irrthum, daß ein altes Fräulein sich statt einer jungen Frau geliebt glaubt, ist weder neu noch besonders empfehlenswerth und nöthigt zu einem gewaltsamen Schluß. — „Zephir und Flora", in einem Act, ist dagegen ein ganz annehmbarer und anmuthiger Scherz, ein wahrer und ehrlicher Fastnachtschwank.

16. Taschenbuch dramatischer Originalien. Herausgegeben von Dr. Franck. Erster Jahrgang. Mit fünf Kupfern. Leipzig, Brockhaus. 1837. 8. 2 Thlr. 8 Gr.

In ganz anderer Weise lobwürdig ist diese glänzend ausgestattete neue Sammlung von Originaldramen, die, wenn sie dem Geiste treu bleibt, der bei der Auswahl des Inhalts in diesem ihrem ersten Jahrgange leitend gewesen ist, unter den Auspicien ihres jetzigen Verlegers zu einer bedeutenden Wirksamkeit berufen zu sein scheint. Die hier vorgelegten Dramen sind wirklich und nicht blos dem Titel nach Originalstücke und rechtfertigen durch Neuheit und Eigenthümlichkeit ihre Aufnahme. Fast jedes derselben nimmt durch innern Werth und Bedeutung einen Rang in Anspruch, der ihm einen verdienten Platz in dieser Galerie dramatischer Originalbilder sichert. „Der Musikus von Augsburg", Lustspiel in drei Acten von Bauernfeld, hat die Form altdeutscher Lustspiele und gründet sich auch wol auf eine mittelalterliche Erzählung. Die heitere Verwickelung des Stücks hat weniger eine philosophische Idee als die Malerei der Sitte und der Zeit zum Gegenstande. Die falsche Liebe arbeitet der wahren zwischen Olympia und Friedrich wie zwischen Robert und Bärbchen in die Hand. Robert selbst, der Musikus, ist eine Art deutschen Figaro's, Vertrauter aller Welt und alle Welt überlistend. Die ergötzliche Figur im Stück aber ist Hauptmann Hannibal, ein deutscher Miles gloriosus und auch wol nach dem Plautinischen Vorbilde gezeichnet, wie denn diese Figur auch im Gryphius vorkommt. Das Ganze ist mehr heiter als witzig, in guten Versen geschrieben und durchaus tüchtig, wenn es auch gegen Bauernfeld's Überlegenheit im Conversationslustspiel noch zurücksteht. Der Dialog ist häufig allzu zerrissen und mehre Verse bieten einen Takt zu viel dar. — „Milton's Muse", dramatisches Gedicht in einem Act von Liebenau, stellt die durch den Dichter Davenant und die Dichterin Lady Monk erwirkte Gnade für den Dichter des „Verlorenen Paradieses" dar. Das Ganze ist gemüthvoll und innig und bietet neben vielen poetischen Stellen auch eine recht ergötzliche Gestalt in dem Buchhändler Simmons dar, welcher das Manuscript des „Paradieses" für 5 Pfund Sterling an sich gebracht hatte, 15 nach Verkauf der ersten Auflage versprach und sich nun seines vorgeblichen Todes freut, der ihm die Zahlung dieser Schuld erspart. — Der Herausgeber, Dr. Franck, gibt in zwei Stücken: „Autorsqualen", in einem Act, und „Der Herr im Hause", gleichfalls einactiges Lustspiel, schöne Proben von Talent. Im ersten Stück, das auf witzige Art die Gefahr einer Herzensverbindung mit süßtönenden Sonetten-Dichternamen malt, bewährt sich sein Geschick für Intrigue und den Ton des Conversationslustspiels; im zweiten ist es mehr wirklicher Witz und eine kräftige Parodie gesellschaftlicher Schwachheiten, die ihm gelingen. Das letzte Lustspiel besonders gehört auf der Bühne gewiß zu den allerwirkungsvollsten. Die Intrigue ist äußerst

gewandt angelegt, wenn sie auch nicht durchaus neu ist. Herr Einig will zeigen, daß er völlig Herr im Hause sei, und beweist uns grade im Gegentheil, daß er weder ein Kammermädchen fortschicken, noch seiner Tochter einen Bräutigam wählen, noch seinen Sohn oder dessen Gattin so empfangen kann, wie er will. Wirksam ist besonders, daß der alte Kammerdiener Adam dennoch uns immer wiederholt, was Alles sein Herr vermag, während doch nichts nach seinem Willen geschieht und die Veränderungen im Hause nur in den veränderten Launen der Hausfrau ihren Grund haben. — „Die Christnacht", von Pannasch, endlich ist ein effectvolles kleines Drama und eine gar schöne Apotheose der reinsten Mutterliebe. Die reizvolle Fabel des Stücks ist diese. Einer Försterin Kind ist erkrankt: das Moos von einem Wunderbaume in ihrer Nachbarschaft, der ein Marienbild verbirgt, dies Moos um Mitternacht gepflückt, jedoch ohne einen Laut, soll das Kind heilen. Dahin wandert die Mutter. Der Förster trifft auf die weiße Nachtgestalt, droht, wenn sie nicht sage, wer sie sei, zu schießen, schießt und verwundet die Mutter, welche aus Liebe zu ihrem Kinde, dem Tode trotzend, schweigt; Mutter und Kind aber werden gerettet. Ein feiger Bader dient den Ernst der Handlung zu mildern. Das Stück ist in braven Versen gut geschrieben. Vier Kupfer und Bauernfeld's gelungenes Portrait zieren diese höchst geschmackvolle Gabe.

17. Marfa, letzte Fürstin Boretzki und Bürgermeisterin zu Nowogrod, oder das belagerte Nowogrod. Trauerspiel in fünf Acten von Fr. Braunschweig. Nach Karamsin's russischen Annalen bearbeitet. Elbing, Neumann-Hartmann. 1836. 8. 12 Gr.

Auch eines von den Werken, in denen die Gesinnung dem Vermögen voraus ist und wo die mangelnde Kraft die guten Absichten Lügen straft.

Die patriotische Selbstopferung der Fürstin Marfa im Kampfe für die Ihrigen und für die Selbständigkeit Nowogrods gegen Iwan Wasiljewitsch von Moskau und seine überlegene Macht nimmt bei Karamsin eine schöne Stelle ein. Der Gegenstand ist mit Geschick zu einem historischen Drama ausgebildet, dem keins von den herkömmlichen Elementen, Patrioten, Indifferente, Liebende, Verräther und ein unerbittlicher Tyrann, abgeht. Die Fabel des Stücks hat eine unvertilgbar anziehende Kraft und bietet der patriotischen Rhetorik alles mögliche Feld; auch ist sie nicht ohne Geschick verwebt und durchgeführt, und die Sprache ist, wenn auch nicht vorzüglich, doch nicht geschmacklos und schlecht. Wie aber steht es mit dem wesentlichsten Bestandtheile des Dramas, Gestalten und Charakteren, und ihrer Art sich zu zeichnen? So übel als möglich, denn sie sind sämmtlich auf die Vorbilder abgeformt, die der Verf. im Gedächtniß, nicht auf die Bilder, die er im Geiste trug. Es ist vom Eingange bis zum Schluß kein Zug in diesen Gestalten, der nicht schon auf der Bühne Parade gemacht hätte, und alle stehen in einer solchen Ähnlichkeit zueinander, daß ihre Gesammterscheinung den Verfasser, aber nicht die historischen Gruppen zurückspiegelt, die er nachzubilden vorhatte. Dies ist es, was den jungen Dramaturgen unserer Zeit zumeist begegnet, und was, um mit Shakspeare zu reden, „ihrer That des Gedankens Blässe ankränkelt". Statt frisch und möglichst tief aus ihrem Innern, wie es auch sei, zu schöpfen, klammern sie sich, bewußt oder unbewußt, an irgend ein Vorbild fest und geben Empfangenes wieder, statt des Eingeborenen. Jeder, der ein Drama schreiben will, sollte sich, denken wir, zuvor prüfen, ob er wol irgend eine Gestalt, wie er sie nie gesehen oder gelesen, vor seinem geistigen Auge hervorzurufen vermag, und erst dann an das Werk gehen, wenn er findet, daß diese Aufgabe zu lösen ihm leicht wird. Nur dann kann er hoffen, etwas Selbständigers zu geben, wohl zu merken, daß von dieser Selbständigkeit im Schreiben und Ausmalen auf unbewußte Art immer noch viel verloren geht. Wer aber jene Prüfung zu bestehen Mühe findet, wird immer wohl thun, das Drama als ein Noli me tangere zu betrachten und seinen Geistesdrang lieber auf Novelle oder Lyrik hinzuweisen, welche der Gestaltung neuer Charaktere weniger unabweisbar bedürfen; denn durch das bloße sprachliche Vermögen ist im Drama wenig oder nichts zu erlangen.

Dem Verf. fehlt übrigens auch dramatische Übung und Gewandtheit; S. 109 z. B. läßt er beide Liebende dieselben Verse sprechen, was auf der Bühne einen seltsamen Effect machen müßte und nur in der Oper möglich ist. Sein Vers, wiewol meistens annehmbar, ist auch nicht immer gut gebaut.

Noch rauchende Brandstätten ihrer Wuth.

ist übel standirt, und der folgende Vers:

Sind nur so viel Altäre ihres Weihrauchs.

enthält einen kolossalen Unsinn. Wir können uns wol den Weihrauch ihrer Altäre denken, aber nicht die Altäre ihres Weihrauchs. Dergleichen würde eine genauere Kritik Unzählbares auszustellen haben; indessen dürfte der Verf. eine solche Würdigung seiner nicht gradehin verwerflichen, aber doch sehr gewöhnlichen und mittelmäßigen Arbeit wol selbst nicht fodern.

18. Luther. Eine dramatische Tetralogie. Von K. S. Haupt. Berlin, Kuhr. 1836. Gr. 8. 20 Gr.

Diese seltsame Verirrung eines Mannes, den wir wegen früherer Leistungen, z. B. „Zobeir", loben mußten, und dessen poetische Erfassung von Zeitzuständen und Charakteren uns Hoffnungen erweckte, verdient eine ernste Zurechtweisung. Zunächst kann etwas Confuseres und Verworreneres wol kaum gedacht werden als Anlage und Plan zu diesen Dramen. Die erste Tragödie der Tetralogie, „Freie Wahl" betitelt, in der Luther und Karl V. als Träger der Handlung auftreten, beginnt mit einer Scenerie aus dem „Verlorenen Paradies" von Milton! Der „Oberste der Hölle und seine sieben Gesellen" treten auf:

Die ihr auf Blitzen reitet
Und auf dem Donnerwagen fahrt.
Jetzt gilt's! Horcht auf, ihr Geister!
Die Gesellen: Wir loben unsern Meister!

Hierauf folgt eine Scene im Kloster: Katharina von Bora soll als Nonne eingekleidet werden, da stürzt Robert, ein Reichsritter, in das Heiligthum, an Katharina Kirchenraub zu wagen. Nun folgen Landvolkscenen mit Tezel, dann Ritterscenen mit Schmähungen auf Luther, Melanchthon, Karlstadt, bis wiederum der Höllenoberste mit seinen sieben Gesellen den Schluß des ersten Acts machen, singend:

Durch der Liebe eigne Flammen
Stürzen wir die Welt zusammen
Luther glüht — und Katharina.

Dazwischen lateinische Nonnengesänge! — O Unsinn, dein Macht ist groß! So wird wird wol der Ausspruch lauten, den uns diese Olla Potriba von tollgewordener Poesie abpreßt. In der That, hätte uns der Verf. dies Stück als eine Handschrift aus dem 16. Jahrhundert gegeben, wir hätten ihm geglaubt. Daß er es damit als mit einer im 19. Jahrhundert verfaßten Tragödie, oder was es sonst sein soll, ernst meine, glauben wir ihm nicht, wenn er uns nicht zugleich eingestehen will, daß er krank und leidend sei. Etwas war schon in „Zobeir" nicht ganz in Ordnung; dieser „Luther" aber ist zu arg. Im „Zobeir" konnte das Unstatthafte für ungezügelten poetischen Drang gelten, auch ertheilt er des wahrhaft Poetischen in Fülle; in diesem „Luther" aber herrscht der nackteste und barste Unsinn.

Was sollen wir uns mit ihm noch länger beschäftigen? Wir geben den Verf. auf. Das Schlußstück dieser wilden Tetralogie, die aller dramatischen Kunst Hohn spricht, ist „Entsagung", ein Lustspiel in einem Act, für uns gänzlich unverständlich. Wir sehen nur, daß Gustav Adolf von Schweden darin die Prinzessin Eleonore, seine Braut, heirathet. Was das mit Luther zu thun hat, ist nicht gesagt. Merkwürdigerweise gibt der Verf. uns Kopf und Schwanz seiner Tetralogie und verspricht uns die Mittelstücke: „Karl V." und „Die Böhmen", bald nachzuliefern. Am Fisch pflegen die Mittelstücke

das Beste zu sein; vielleicht ist dies beim Verf. auch so — wir müssen's erwarten! Indessen, wiederholen wir's, es muß etwas mit ihm vorgegangen sein, das uns nöthigt, ihn aufzugeben.

(Die Fortsetzung folgt.)

Napoléon tel qu'il fut. Portrait impartial tracé par un contemporain. Stuttgart, Metzler. 1837. 8. 18 Gr.

Dies Werkchen fällt als Beitrag zu der Napoleonischen Literatur schwer in das Gewicht. „Mit Unparteilichkeit", sagt der unbekannte Verf. in seinem Vorworte, „die Verleumdungen und gedruckten Abgeschmacktheiten über einen ebenso berühmten als ehrgeizigen Mann zurückweisen, heißt nicht sein Anhänger oder Lobredner, heißt vielmehr wahr und billig sein." Seiner Ansicht nach hat General Foy mit dem Ausspruche Recht: Napoleon soll erst noch richtig beurtheilt werden; weder Norvins, noch Hugo und seinen Nachahmern und am allerwenigsten Walter Scott sei dies gelungen; wenn aber das Urtheil der Zeitgenossen nicht unparteiisch sei, wie vermöge es das der Nachwelt zu sein? Der Verf. beabsichtigt nichts Anderes, als einen großen Mann nach der Natur zu malen; dabei erklärt er ausdrücklich, nie weder Gutes noch Schlimmes durch Napoleon erfahren zu haben; er müsse diesen als ehrgeizigen Despoten hassen, zugleich aber auch den Mann von Genie, den unsterblichen Helden anerkennen. Den Einwurf, als komme das Bildniß eines Mannes, dessen Thaten so lange Zeit die Welt erfüllt haben, zu spät, entkräftet er durch die richtige Bemerkung: ein unparteiisches Urtheil, auf unumstößliche Wahrheiten gestützt, könne nie zu spät erscheinen.

Der Leser erwarte in dem vorliegenden Werkchen keine zusammenhängende Geschichte Napoleon's; diese wird von dem Verf. mit Recht als bekannt vorausgesetzt; dagegen findet er den Charakter des Helden von neuen Seiten beleuchtet und einzelne Züge aus seinem Leben näher ausgeführt, welche den seitherigen Biographen theils entgangen sind, theils nicht bekannt waren. Dadurch erhält der so vielfach ausgebeutete Stoff einen gewissen Reiz der Neuheit, der durch eine kräftige, edle und unparteiische Sprache noch erhöht wird.

Die Einleitung beginnt mit einer Notiz über Napoleon, welche sich von dem Director der Kriegsschule zu Brienne in einem zu Leyden im J. 1800 gedruckten Werke fand und die den außerordentlichen Menschen mit folgenden Worten schildert: „Napoleon Bonaparte, ein Corse von Geburt und Charakter, ein eigner junger Mensch, eifrig im Studiren, die Arbeit dem Vergnügen vorziehend; ein Freund wichtiger und ernster Lecture, den exacten Wissenschaften ergeben, weniger den andern Fächern, stark in der Mathematik, ein guter Geograph, wortkarg, verschlossen, die Einsamkeit suchend, seltsam, geringschätzig, den Egoismus und den Eigensinn bis zum Übermaße treibend, schweigsam, kalt, lakonisch, hart in Antworten und schwierig im Umgange, von großer Eigenliebe, ehrgeizig, eifersüchtig und voll Hoffnungen . . . dieser junge Mensch ist zu begünstigen und zu überwachen."

In dieser Schilderung des Knaben liegt schon die ganze Zukunft des Mannes. Die Natur gießt in Erz. Manche ihrer Werke können durch alle menschliche Gewalt nicht geändert werden. Napoleon gehörte zu dieser Zahl. Gleichwie es einem sechs Fuß hohen Menschen nicht gegeben ist, sich etwas von dieser Größe zu nehmen, so stand es ebenso wenig in der Gewalt dieses außerordentlichen Mannes, nicht ehrgeizig und Despot zu sein. Sein ganzes Wesen war in diese doppelte Form gegossen: mit dem hierdurch bedingten Maßstabe muß er gemessen werden.

Im sechsundzwanzigsten Jahre zum Obergeneral der italienischen Armee ernannt und im Begriffe dahin abzureisen, redete ihn einer seiner Freunde mit den Worten an: „Du bist sehr jung, um ein Heer zu befehligen." „Ich werde alt zurückkommen", war seine Antwort, aus deren tiefem Sinn man damals schon ahnen konnte, was er an der Spitze eines Heeres zu leisten beabsichtige.

Seite 23 theilt der Verf. eine merkwürdige Unterhaltung mit, welche Napoleon zur Zeit, als er auf dem Gipfel seiner Macht stand, zu Mailand mit seinem Bruder Lucian hatte. Diese beiden Männer, so verschieden in ihren Charakteren, obgleich Brüder, die sich seit dem Tage von Austerlitz nicht gesehen hatten, beobachteten sich mit jenen forschenden Blicken, welche bis in die Tiefe der Seele einzudringen suchen.

Als sie sich einander gegenüber befanden, machte Lucian einige Schritte gegen seinen Bruder und hielt hierauf an. Napoleon ging ihm entgegen und reichte ihm die Hand. „Mein Bruder", sagte Lucian, indem er einen Arm um Napoleon's Hals schlang und ihn an sein Herz drückte, „wie glücklich bin ich, Sie zu sehen." „Meine Herren, lassen Sie uns allein", sagte Napoleon, indem er den drei Personen, welche zugegen waren, ein Zeichen mit der Hand gab. Alle drei entfernten sich schweigend, obgleich der eine (Murat) ein König, der zweite (Eugen) ein Prinz des Hauses und der dritte (Duroc) ein Marschall war. „Lucian, ich habe Sie rufen lassen", sagte Napoleon, als er sich mit seinem Bruder allein sah. „Und Sie sehen", erwiderte dieser, „daß ich mich beeilt habe, diesem Wunsche zu entsprechen, weil Sie mein älterer Bruder sind."

Bei diesen Worten faltete sich Napoleon's Stirne, bald jedoch nahm er wieder eine heitere Miene an und fuhr fort: „Ich habe über verschiedene Angelegenheiten mit Ihnen zu reden."

„Ich höre", erwiderte Lucian, indem er sich verbeugte. Napoleon ergriff einen Knopf des Kleides seines Bruders, sah ihm durchdringend in das Antlitz und fragte: „Welche Plane haben Sie?"

„Welche Plane?" antwortete Lucian nicht ohne Staunen. „Meine Plane sind diejenigen eines Mannes, der in der Zurückgezogenheit lebt und sich darin gefällt. Meine Plane beschränken sich darauf, ein Gedicht, das ich vor einiger Zeit angefangen habe, in Ruhe zu vollenden."

„Gut, gut", sagte Napoleon mit ironischem Tone. „Ich weiß, daß Sie der Poet der Familie sind. Sie machen Verse, während ich Schlachten gewinne. Nach meinem Tode mögen Sie mich besingen. Ich werde glücklicher sein als Alexander, weil ich meinen Homer gefunden habe."

„Aber welchen von uns Beiden halten Sie für den Glücklichern?"

„Sie, ohne Zweifel", erwiderte Napoleon, indem er den Knopf seines Bruders mit einer Bewegung übler Laune losließ; „es macht Ihnen keinen Kummer, in unserer Familie Gleichgültige, vielleicht Rebellen zu sehen." Lucian ließ die Arme fallen und betrachtete Napoleon mit einem schmerzvollen Blicke.

„Gleichgültige!" rief er aus; „erinnern Sie sich des 18. Brumaire. Rebellen? Wo sahen Sie mich je den Aufstand unterstützen?"

„Aufstand nenne ich, wenn man mir nicht bei Erreichung meiner Absichten dient. Wer nicht mit mir ist, ist gegen mich. Sie wissen, Lucian, daß ich Sie von allen meinen Brüdern am meisten liebe; daß ich Sie allein für fähig betrachte, mein Werk zu vollenden. Warum entsagen Sie Ihrer stillschweigenden Opposition nicht? Während alle Könige Europas sich vor mir niederwerfen, glauben Sie sich zu erniedrigen, indem Sie ihrem Beispiele folgen? Soll ich trotz des Schmeichlerhaufens, der meinen Triumphwagen umgibt, stets die Stimme meines Bruders hören, der mir zuruft: Cäsar, vergiß nicht, daß du sterben mußt? Sage mir offen, Lucian, willst du es nicht mit mir halten?"

„Was versteht Ew. Majestät unter diesen Worten?" antwortete der Gefragte, indem er einen mistrauischen Blick auf seinen Bruder warf.

Napoleon trat an einen mitten im Zimmer stehenden runden Tisch. Die Hand auf eine zugerollte Karte legend, wendete er sich an Lucian mit den Worten: „Ich bin auf dem Gipfel meiner Macht. Europa gehört mein. Siegreich wie

Alexander, allmächtig wie August, geehrt wie Karl der Große, kann ich, was ich will. — Nun denn", fuhr der Souverain von Europa fort, indem er die Karte mit einer gebieterischen Geberde entrollte, „wählen Sie das Königreich, das Ihnen am besten gefällt; ich gebe Ihnen mein kaiserliches Wort, daß es, sobald Sie es mit dem Finger bezeichnet haben werden, Ihnen gehören soll."

„Und warum wird mir dieses Anerbieten vorzugsweise vor meinen Brüdern gemacht?"

„Weil Sie allein nach meinem Geiste sind."

„Wie wäre dies möglich, da ich Ihre Grundsätze nicht billige."

„Ich hoffe, daß Sie sich in den vier Jahren, während welcher wir uns nicht sahen, geändert haben."

„Hierin täuschen Sie sich, mein Bruder, ich bin noch derselbe wie im J. 1799 und möchte um keinen Preis der Welt meinen curulischen Stuhl gegen einen Thron vertauschen."

„Unsinniger!" rief Napoleon aus, indem er lebhaft im Zimmer auf- und abging, als ob er mit sich selbst spräche. „Unsinniger, verblendeter Mensch, der nicht einsieht, daß ich gesendet bin, ihrer beweglichen Guillotine Einhalt zu thun, die sie für einen republikanischen Triumphwagen halten! Entsage deinen Ideen von Utopien. Reiche mir die Hand als Bruder und Verbündeter und morgen sollst du das Oberhaupt eines großen Volkes sein; deine Frau soll meine Schwester sein und meine ganze Freundschaft sei dir wieder zugewendet."

„Also weil du daran verzweifelst, mich zu überzeugen, willst du mich durch Bestechung gewinnen?" erwiderte Lucian kalt. Napoleon machte eine Bewegung, welche seine Unzufriedenheit ausdrückte. Lucian fuhr fort: „Ich will mich dir ganz offen zeigen. Dieser Augenblick ist feierlich und kehrt vielleicht in unserm Leben nie wieder. Ich zürne dir nicht darüber, daß du mich falsch beurtheilt hast. Da du so viele Menschen durch dein Geld taub und stumm machtest, glaubtest du, es verhalte sich mit mir wie mit den Andern. Ew. Majestät will mich zum Könige machen? Ich nehme dieses Anerbieten an, wenn Sie mir versprechen, daß mein Königreich unabhängig und nicht blos eine Präfectur sein soll. Sie wollen mir ein Volk geben? Ich nehme es an, gleichviel welches, aber unter der einzigen Bedingung, daß ich es nach seinen Ideen und nach seinen Bedürfnissen regieren kann. Ich will der Vater meines Volkes sein und nicht sein Tyrann. Ich will, daß es mich liebe, und nicht, daß es mich fürchte. Von dem Tage, an welchem ich die Krone von Spanien, Holland oder einem deutschen Staate annehme, höre ich auf Franzose zu sein; ich bin dann nur Spanier, Holländer oder Deutscher. Bedenken Sie wohl, daß wir dann nicht mehr blos Brüder aus Blutsverwandtschaft, sondern auch dem Range nach sind. Ihr Wille würde nicht über meine Grenzen dringen. Wenn Sie sich gegen mich waffnen, würden Sie mich zum Kampfe gerüstet finden. Aller Wahrscheinlichkeit nach würden Sie mich besiegen, denn Sie sind ein großer General und der Gott des Krieges ist nicht immer auch ein Gott der Gerechtigkeit. Meine Entthronung wäre unvermeidlich; Sie würden sich meines Landes bemächtigen, um es nebst meiner Krone einem Andern zu verleihen, der Ihnen mehr Dankbarkeit und Unterwerfung zeigen würde. Dies ist Alles, was ich über diesen Punkt zu sagen habe."

„Immer derselbe, immer derselbe!" sagte Napoleon mit gedämpfter Stimme. Dann rief er, den Boden stampfend, aus: „Sie vergessen, Lucian, daß Sie mir als Ihrem Vater und als Ihrem Könige Gehorsam schuldig sind."

„Sie sind mein älterer Bruder, aber nicht mein Vater; Sie sind mein Bruder, aber nicht mein König. Nie werde ich mich unter Ihr eisernes Joch beugen. Niemals, nein, niemals!"

Napoleon soll bleich vor Zorn geworden sein. Seine Blicke sprühten verzehrende Flammen; seine Lippen bewegte ein convulsivisches Zittern. „Denke an Das", rief er aus, „was ich dir gesagt habe."

„Bedenke du selbst, Napoleon, was ich dir jetzt sagen werde. Du hast die Republik schlecht getödtet, denn du hattest, als du sie niederschlugst, nicht den Muth, ihr ins Angesicht zu schauen. Der Genius der Freiheit, den du unter deinem Despotismus erdrückt zu haben wähnst, wächst im Stillen, er dehnt sich aus und befestigt sich durch sich selbst. Du glaubst ihn vor dir her zu treiben, während er deinen Schritten folgt. So lange du triumphirst, bleibt er stumm. Wenn aber die Zeit des Unglücks hereinbricht, dann wirst du erfahren, daß du nicht auf Frankreich zählen darfst, das du nur dadurch groß gemacht hast, indem du es in Sklaverei stürztest. Jedes durch Stärke und Gewalt erbaute Reich fällt wieder durch Stärke und Gewalt. Und du, Napoleon, wirst von dem Gipfel deiner Macht geschleudert, du wirst von dem Abgrunde verschlungen werden (indem er seine Uhr heftig zu Boden warf) wie diese Uhr, und wir, die Trümmer deiner Gewalt, werden durch die ganze Welt zerstreut werden, weil wir deiner Familie angehören; man wird uns verfluchen, weil wir deinen Namen tragen. Lebe wohl, Majestät."

Noch waren nicht zehn Jahre verflossen, als alle Vorhersagungen Lucian's in Erfüllung gingen.

Die Ehrenlegion erscheint dem Verf. eine unendlich glückliche politische Idee, und in der That, dadurch daß Napoleon dieses Gebäude auf der Grundlage der Ehre und der menschlichen Eitelkeit aufführte, faßte er die häuslichen Interessen auch der niedrigsten Classen ins Auge und brachte sie dadurch von ihrer alten Anhänglichkeit an die Republik ab. Es war dies das Meisterstück eines eintägigen Souverains bei einem Volke, das seinen legitimen Fürsten auf dem Blutgerüste hingerichtet hatte.

Mit den Verhältnissen des westfälischen Hofes unter Hieronymus scheint der Verf. besonders genau bekannt. Da mehre Vorstellungen, welche Napoleon seinem Bruder über sein ausschweifendes Leben und über den Kummer machte, den er dadurch seiner Gemahlin verursachte, fruchtlos blieben, so schrieb er einen fulminirenden Brief an Hieronymus, der unter andern harten Dingen auch die Stelle enthielt: „Was waren Sie und was sind Sie noch, um diese wahrhaft königliche Prinzessin zu verdienen? Klagen Sie mich der Tyrannei an, ich gebe es zu. So lange es aber noch Ehre und Gerechtigkeit auf Erden gibt, wird man mir kein Verbrechen daraus machen, daß ich meine Macht zum Schutze einer Frau anwende, die sich ebenso sehr durch ihre Tugenden als durch ihren Rang auszeichnet."

Das edle Benehmen, die innige Ergebung dieser Fürstin nach dem Sturze ihres Gemahls haben bewiesen, daß Napoleon ihr nur die Gerechtigkeit widerfahren ließ, welche sie verdiente.

Unter denjenigen Personen, welche den jungen König zu Vergnügungen, die seiner unwürdig waren, verleiteten, wird insbesondere Pigault-Lebrun, der bekannte Romanschreiber, genannt, der zu Kassel als Bibliothekar des Königs angestellt war.

(Der Beschluß folgt.)

Notiz.

Die Tischmesser und Gabeln, welche man in unsern Tagen sich so engverbunden zu denken gewohnt ist wie das Ei und die Schale, wurden in England zu sehr verschiedener Zeit eingeführt. Die erstern nämlich kannte man dort bereits im Jahre 1563, während die letztern erst im J. 1611 in Gebrauch kamen. Thomas Coryat ist der Mann, der sie aus Italien zuerst nach England übersiedelte. Dieser erzählt in seinen „Crudities hastily globed up in five months travels" (1611), wie sein gelehrter und geistreicher Freund Lawrence Whitacker ihn einst über Tische furciser genannt, und zwar, wie er sehr naiv hinzufügt, einzig deshalb, weil er sich beim Essen einer Gabel bedient habe. Zu Elisabeth's Zeit pflegte noch jeder Gast sein Messer mitzubringen und es gleich an Ort und Stelle auf einem hinter der Thür angebrachten Schleifstein zu wetzen. 11.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 147. —— 27. Mai 1837.

Dramatische Bücherschau für das Jahr 1836.

Zweiter Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 146.)

19. Lorentino von Medici. Trauerspiel von Wilh. Plate. Bonn, König und van Borcharen. 1836. Gr. 8. 1 Thlr. 4 Gr.

Widerwillig von dem vorhergehenden Stücke uns wegwendend, rufen wir diesem ein herzliches und hochachtendes Willkommen! zu. Denn, wie formlos auch Plan und Vers in dieser Arbeit seien, wie viel die Führung der Fabel in ihm auch zu wünschen übrig lasse — ein frischer und belebender Hauch der Poesie weht doch in dem Ganzen. Freilich ist es zu beklagen, daß junge Talente, wie hier eines sich unverkennbar zeigt, bei ihren ersten Bekanntmachungen nicht mehr Sorgfalt auf Form, Vers und Ausdruck verwenden mögen; daß sie nicht ältere Freunde darüber zu Rathe ziehen und mit genialem Leichtsinn etwas Unfertiges auf den Markt schleudern, auf die Gefahr hin, sich durch diesen sträflichen Leichtsinn vielleicht eine ganze literarische Laufbahn bei ihrem Eingange zu verschütten.

Wir möchten wol behaupten, daß schon die Wahl dieses Gegenstandes eine Probe von Talent sei. Lorentino von Medici, dieser seltsame und sonderbare Brutus von Florenz, über den so Preis als Verwünschung mit allen dazwischenliegenden Urtheilen von geltenden Geschichtschreibern ausgesprochen worden ist, und den die Einen zum Halbgott erheben, die Andern zu einer Art von Kannibalen herabwürdigen, der Mörder Alessandro's, der Verbündete des edeln Ph. Strozzi, der Sonette und Madrigale machte, während es sein Leben zu vertheidigen galt, dieser gestaltungsreiche, mysteriöse Charakter eignet sich zu einem tragischen Helden in Fiesco's Art auf vorzügliche Weise. Trotz der naheliegenden Erinnerung an diesen hat sich der junge Poet doch durchaus selbständig erhalten. Sein Plan, verworren und aus übermüthigem Reichthum unklar, keck und üppig wuchernd an Ereignissen, ist originell und poetischer Intentionen voll, wie ihn nur ein dichterisch begabter Geist entwerfen konnte. Er ist zu reich für einen gedrängten Überblick. Sein wesentlicher Inhalt ist dieser: Lorentino, von Antonio, dem geheimnißvollen Rächer des ermordeten Herzogs, verfolgt, entflieht diesem aus Smyrna nach Venedig. Unterwegs hat er ein Corsarenschiff genommen, auf dem Antonio, von dem Mörder Scorenconcolo verrathen, sich gefangen befand, und diesen, ohne ihn zu kennen, aus Sklavenketten befreit. Antonio, der den Racheschwur für Alessandro geleistet hat, kommt nun nach Venedig und trifft hier mit Lorentino, seinem Opfer und seinem Wohlthäter, zusammen. Sein Rächerarm ist nun gebunden und sein Seelenkampf bildet das tragische Element des Stücks. Lorentino verräth sich ihm durch Erkennung des Demants, den der ermordete Alessandro trug. Nun entscheidet sich Antonio zum Rachewerk. Beide kämpfen, aber Lorentino entfällt das Schwert, als er den lang gefürchteten Verfolger erkennt. Er wird sein wehrloses Opfer, aber der Rächer selbst, der seinen Wohlthäter erschlug, stirbt an dieser That.

Neben diesem Hauptbestande der Fabel gehen zwei Liebesintriguen her, welche mit glücklicher Kunst wie zu wesentlichen Elementen der Fabel verknüpft sind, da Flora, von Antonio geliebt, Lorentino's Gattin wird; ferner stehen daneben die anziehenden Charaktere Scorenconcolo's, des Mörders Alessandro's, und des Türken Sinan's, des vierfachen Verräthers, und endlich die Gestalten der verbannten Edeln aus Florenz und der Anhänger Cosimo's und des französischen Gesandten Morvillier's, — alle diese Elemente zu einer Mannichfaltigkeit und einem Reichthum von Scenen und Bildern verwebt, die, ohne die Einheit zu sehr zu zerreißen, wahrhaft genial erscheinen müssen. Wäre nun in dies reiche Gewebe ein Geist der Ordnung und Beherrschung gekommen, und hätte der Verf. einen Beirath für bessere Gestaltung von Vers und Sprache gehabt, verletzte er uns nicht durch Rohheit seiner äußern Formen — fürwahr, ein Stück, der größten und höchsten Anerkennung würdig, läge vor uns. Wie Schade, daß dem nicht also ist, und daß der Mangel Dessen, was doch verhältnißmäßig das Geringere ist, einen so schönen Entwurf so tief beschädigen mußte!

Wir sind dem Leser einige Proben schuldig. Die vierte Scene, Julia und Castiglione, ist von einer seltenen Feinheit und Liebenswürdigkeit des Dialogs.

Julia: Ihr folgt mir, wie der Falk der Taube nach.
Castigl.: Wär' ich ein Falk, die Taube wär' entführt.
Julia: Geht, geht, Signor, ich will Euch nicht mehr sehn.
Castigl.: Schlimm, schöne Julia: doch erlaubt Ihr wol
Daß ich Euch sehe. . .
Julia: Euer Leichtsinn tödtet mich.
Castigl.: Der Leichtsinn?
Leichtsinnig? Julia, wollt Ihr lieben, daß
Schwersinnig Castiglione wäre? Blind
Wie die Zeit auch gegen Eure Schönheit?
Taub wie die Glocke, die nur eigenem Schall,
Nicht Eurer Worte Harmonien lauscht? rc.

Der echte Bilderreichthum der Sprache, der dem Verf. mit dem Reichthum an Gedanken von allen Seiten zuströmt, macht sich in den patriotischen Scenen, wo Strozzi, Castiglione, Burlamacchi Italiens Wohl besprechen, in schönen Stellen Luft, z. B.:

Burlam.: Italien ist krank. Verzehrend Gift,
Sorgfältig von unsern Feinden still genährt,
Wühlt wie ein fressend Feur' durch seine Adern,
Uneinigkeit, Ehrsucht und Gier nach Geld,
Die Mutter der Verbrechen, Sklaverei.

Die Sprache der Leidenschaft, wie groß und trefflich, concis und gewaltig in den Schlußscenen:

Lorentino: Tod, Tod, du mähest eine reiche Saat,
Du hüllst die Freiheit eines ganzen Volks
In Lorentino's blutig Leichentuch!

Zum Schluß aber sind es mehr Thaten als Worte, die sich vernehmen lassen. Die unendliche Mannichfaltigkeit der

Charaktere spiegelt sich in der Sprache wieder, jeder hat seinen Ton. Diese Charaktere selbst aber, aus welcher Fülle sind sie geschöpft? Lorentino wie reich, wie proteusartig wechselnd, Antonio wie tief, Strozzi wie ernst und würdig, der Priester Jeronimo wie gewaltig, die Florentiner wie schillernd, galant und mannichfach, Sinan welche Tiefe der Verworfenheit aus Princip, Scoronconcolo welche Schlechtigkeit ohne Princip, und vollends die Frauen! Fürwahr, es ist ein schönes Talent, das uns hier eine Erstlingsarbeit bietet, und wir sind im Dienste der Kritik noch nicht also ergraut, daß wir uns an ihm nicht offen und unverhohlen erfreut hätten. Um so tiefer verletzte uns der wilde Leichtsinn, mit dem der Verf. seine Verse hinwarf, die er wahrlich kaum einmal wieder durchlesen haben kann. Wie wäre es sonst erklärbar, daß man die schönen Verse schrieb, die Sinan (S. 183) spricht:

Kennst du die Tafeln Gottes nicht? — Im Äther,
Hoch über sieben Himmeln schweben sie,
Breit wie vom Aufgang gegen Abend hin,
Und höher als der Weg vom Erdenball
Bis an des letzten Himmels Sternendom,
Von Gold und Lichtglanz sonnengleich durchwirkt —
Und Gottes Rathschluß schreiben Engel hier
Mit diamantnen Federn, aus der Spalte
Strömet ein Strahl vom reinsten Sonnenlicht
Und webt des Wortes Bild. Begonnen und
Beschlossen ruht dort Lorentino's Leben

und zugleich Verse gab, in denen weder vom Rhythmus noch vom Maße eine Spur anzutreffen ist? Der junge, hoffnungsvolle Dichter hat sich uns hier gezeigt, um vielleicht auf immer zu verschwinden; er soll aussichtslos nach England gewandert sein. Wir zählen ein schönes Talent weniger in Deutschland.

20. Dramatische Werke von Jos. Christian Baron von Zedlitz. Vierter Theil. Stuttgart, Cotta. 1836. 8. 1 Thlr. 16 Gr.

So manche Kunstfreude wir dem Verf. auch schon verdanken — der nur in „Krone und Kerker" seiner natürlichen Weichheit zu sehr nachgab —, er hat uns keine größere gemacht, als durch das einfache, bescheidene und ohne Anspruch im Prosakleide auftretende Lustspiel: „Cabinetsintriguen", in drei Aufzügen. Dies Stück ist ein Muster in der Gattung des Conversationsstückes und durch Feinheit der Motive, Natürlichkeit und Wahrheit der Charaktere und Einfachheit der Sprache wahrhaft ausgezeichnet. Zedlitz tritt damit als Nebenbuhler Bauernfeld's auf, und in der That: der Wage Zunge steht! Sieht man die Einfachheit der hier verbrachten Mittel an und erfreut man sich ihrer Wirkung, so sollte man auf den Gedanken kommen, nichts in der Welt sei leichter, als ein gutes Lustspiel zu schreiben, und alle die zahllosen Fehlgriffe in dieser Bestrebung entsprängen nur daraus, daß man die naheliegende Sache zu weit suche. Und in der That, wir meinen, daß an diesem Gedanken etwas Wahres sei. Dies Stück beweist wenigstens so viel, daß nicht Das, was geschieht, sondern die Art, wie es geschieht, das Lustspiel mache. Die Idee ist so einfach, daß ein Blick für sie genügt. Ein verschmitztes Kammermädchen, Laurette, deren Schützling als Bräutigam verworfen wird, weil er zu flatterhaft und untreu erscheint, zeigt ihrer Herrschaft, wie es mit der Treue der Männer überhaupt bestellt sei, indem sie in einer funfzehnjährigen Ehe beide Theile eifersüchtig macht. Die Art aber, wie dies geschieht, ist von meisterhafter Natürlichkeit und vollendeter Feinheit und Anmuth, sodaß das Ergötzliche darin aus dem Anmuthigen selbst hervorgeht. Wir halten dies Stück für unübertrefflich in seiner Art.

Das zweite Stück dieses Theils: „Liebe findet ihren Weg", Lustspiel in vier Aufzügen, tritt mit größern Ansprüchen in stolzen spanischen Versformen auf. Über den Gebrauch der gereimten Trochäen im Drama haben wir uns schon so oft geäußert, daß wir uns die Wiederholung hier füglich ersparen können. Es gibt für die Tragödie keinen ungeeignetern Vers; im Lustspiel aber ist seine Wirkung für alle Laune geradezu ertödtend; es ist, als könnte man nicht einmal lächeln, wenn man Trochäen spricht, als paßten die Mundwinkel nicht zusammen, als erfodere das Lachen eine unbesiegliche Anstrengung. Man lese nur den Schluß dieses Lustspiels und sehe zu, wie unerträglich steif der Witz in seinem spanischen Zwangsstiefel darin einherschreitet. Es ist endlich Zeit, sich darüber zu enttäuschen, der Trochäus paßt durchaus nicht für die deutsche Bühne; der joviale Gesprächston bewegt sich in der deutschen Sprache durchaus im muntern iambischen Takt. So ist denn auch der Aufwand einer recht guten Intrigue durch diesen formalen Misgriff hier verloren gegangen — zu unserm Bedauern; denn was Zedlitz darbringt, verdient sonst mit Wohlgefallen aufgenommen zu werden.

21. Der Nachtwandler. Lustspiel. Meißen, Goedsche. 1835. 8. 16 Gr.

Die Idee, daß ein reicher Geizhals sich nachtwandelnd selbst bestiehlt und nun um Gerechtigkeit und Bestrafung des Diebes lärmt, diese Idee, welche Auffenberg im „Bösen Hause" mit tragischer Wirkung ausgebeutet hat, ist hier zu einem Lustspiele verarbeitet, dessen Führung eine geschickte Hand nicht verleugnet. Der Verf. versichert uns, das Auffenberg'sche Stück nicht gekannt zu haben, und wir glauben ihm dies bereitwillig; nicht blos die Fassung, sondern auch die Wirkung seiner Arbeit steht der Nachahmung ganz entgegen. Seine Umgebung hat er ganz soldatisch, und zwar aus dem Kriegslager und nach Zuschnitt des siebenjährigen Krieges und seines Helden eingerichtet. Der Beherrscher der ganzen Fabel ist der König, unverkennbar ein Spiegelbild des großen Königs, durch Charakter, Sprache und Haltung genugsam bezeichnet. Im Übrigen begegnen sich die Verwickelungen; auch hier wird durch die Entdeckung des wahren Diebes eine unglückliche Ehe gelöst und nach mancher Noth ein früherer Liebhaber beglückt. Nur einen Olivier und einen Tristan hat der König nicht, wie sie Ludwig XI. mitbringt, und dem Himmel sei Dank dafür! Das Stück hat Charakter und verdient Lob. Der geizige Selbstdieb, Baron Wöllmitz, ist von effectvoller Zeichnung, und die rauhe Gerechtigkeit des Königs, der diese Marionetten ihr Spiel treiben läßt, bis es genug ist, ist von der auf der Bühne stets beifällig aufgenommenen Gattung. Wir wünschten dem Stück nur etwas weniger Husarenlärm und den Husaren etwas mehr Anstand. Doch im Feldlager ist Unruhe verzeihlich, und selbst Quitzow's überderbe Sprache mag der Entschuldigung nicht entbehren. Für Preußen ist dies Lustspiel an patriotischen Anklängen reich und mag sich zu einem Gelegenheitsstück recht gut eignen. Die Sprache ist gewandt und rein und zeigt den Verf. vieler wohlaufgenommenen Schriften, z. B. „Kichora Komara", „Hermanfried" u. s. w., der sich ohne Scheu nennen könnte.

22. Der Untergang der Häuser Casanelli und Ferrato. Trauerspiel in vier Acten, bearbeitet nach einer Erzählung Napoleon's von Timm. Berlin, Crantz. 1836. 8. 12 Gr.

Unglücklicherweise hält der Verf. dieses gedankenlosen Machwerks sich für ein großes Original und nimmt nach seiner Vorrede keinen geringern Ruhm in Anspruch als den, ein zweiter Byron zu sein. Diese schlimme Originalitätssucht hält ihn ab, sich von seinem Unverstande Rechenschaft zu geben und einzusehen, daß er ein höchst albernes und widersinniges Stück geschrieben hat. Man darf nur die Lehren lesen, die er uns auf den fünf Seiten seines Vorworts grimmig in den Bart wirft, um zu erkennen, wes Geistes Kind er ist und daß ihm nicht mehr als Alles fehlt, um auf ein nachsichtiges Urtheil Anspruch zu machen. Bescheidenheit bei Talent ist eine schöne Eigenschaft, bei der Schwachheit wird sie zu gerechter Foderung. Wir lassen die Novelle, der der Stoff des Stücks entlehnt ist, in ihrem Werth wie in Betreff ihrer Autorschaft dahingestellt; aber das Drama, das daraus gebildet ist, hat weder Verstand noch Sprache. Verse wie:

Beseligend herrsche Lieb' und edles Erbarmen,

hält der Verf. in seiner seltsamen Anmaßung für fünffüßige Jamben, wie er die corsische Blutrache in ihrer grellsten Gestaltung für einen guten tragischen Gegenstand hält. Eins ist so falsch wie das Andere.

23. Johanna Sebus. Drama in Einem Act. Von Roderich Benedix. Kleve, Char. 1855. 8. 4 Gr.

Eine Rettungsgeschichte, in der wir nichts hören als: „Der Deich ist gebrochen! Gott, der Deich ist wieder gebrochen", und „Das war das Letzte, der Deich ist nochmals gebrochen!" Das Opfer ist die Tochter des reichen Pachters Sebus, Johanna, welche bei Übung der Nächstenliebe ihren Tod findet. Das Stück ist in Kleve gegeben. Dies ist Alles, was sich über eine solche Arbeit sagen läßt, die der Literatur so wenig angehört als eine Leichenrede gewöhnlichster Art.

(Der Beschluß folgt.)

Napoléon tel qu'il fut. Portrait impartial tracé par un contemporain.

(Beschluß aus Nr. 146.)

Den Vorwurf eines kalten, gefühllosen und grausamen Charakters wendet der Verf. von Napoleon durch folgende, bis jetzt nicht bekannte Anekdote ab.

Cambacérès erzählte Napoleon eines Tages: Ich habe gestern die Bekanntschaft eines verdienstvollen Spaniers gemacht. Er heißt Llorente (derselbe der über die Inquisition in Spanien geschrieben hat), neben großer Gelehrsamkeit kennt er unsere Sprache vollkommen. Wir haben uns lange miteinander unterhalten. Unter Anderm kamen wir auch auf Don Carlos zu sprechen, den ich als ein Opfer der finstern Eifersucht seines Vaters beklagte. „Hüten Sie sich", sagte mir Hr. Llorente, „diesen Prinzen zu beklagen, er war ein Ungeheuer." „Dies ist nicht erwiesen", sagte ich. „Nur zu sehr", erwiderte Llorente, „ich hatte Gelegenheit, bei den Mönchen von Plazencia ein Buch zu sehen, das heutzutage sehr selten ist; es enthielt die geheimen Memoiren des Hofes Philipp II. Man findet Züge der Barbarei des Don Carlos darin, die Schauder erregen. Zwei derselben habe ich mir aufgezeichnet. Ich stellte vielfache, lange Untersuchungen an, um mich von der Authenticität dieser Memoiren zu überzeugen, und ich fand sie leider nur allzu sehr bestätigt." Noch an demselben Abende ließ sich Napoleon bei Marie Luise jene beiden Züge einer überlegten Grausamkeit vorlesen. Sie folgen hier nach Llorente's französischer Übersetzung.

„Von frühester Jugend auf liebte Don Carlos die Jagd leidenschaftlich. Der König überraschte ihn eines Tages, wie er den Todeskampf eines von ihm getroffenen Rebhuhns mit Vergnügen betrachtete. Anfangs war der König entrüstet über diesen Anblick, aber wie sehr wuchs sein Staunen, als er sah, wie der Prinz mit dem Finger die Wunde erweiterte, um die Qualen des armen Thieres zu vermehren. Wüthend über diesen Anblick, machte er ihm die heftigsten Vorwürfe. Die Jagd ward ihm auf eine gewisse Zeit verboten und seine Umgebung von dem Könige auf das strengste zurechtgewiesen."

„Ein ander Mal belustigte sich Don Carlos, damals zehn Jahre alt, mit Knaben seines Alters. Einer derselben hatte das Unglück, sich im Spiele sein Misfallen zuzuziehen. Der Prinz verlangte, daß man ihn auf der Stelle und in seiner Gegenwart aufhänge. Alles Flehen, er möge dem unglücklichen Knaben verzeihen, war vergebens. Don Carlos foderte augenblicklichen Gehorsam. Der Knabe ward mit der Schnur eines Fensterladens gehängt. Der Unglückliche machte nur wenige Bewegungen und starb bald. Daher äußerte der wilde Mörder laut sein Bedauern, daß es nicht länger dauere. Dieses abscheuliche Verbrechen ward auf einem Landhause begangen, wo der Hof sich damals nicht befand. Der König erhielt erst einige Zeit später davon Kunde. Aus dieser frühzeitigen Wildheit ersah er, was sein Sohn einst werden könne und was er selbst von ihm zu fürchten habe. Dieser düstere Gedanke verließ ihn nicht mehr und machte das Unglück seines Lebens aus."

Cambacérès fragte Napoleon, was er von diesen beiden Anekdoten des Hrn. Llorente halte. „Don Carlos", erwiderte dieser, „war ein Ungeheuer, das erstickt werden mußte. Ist es wahr, daß ihn sein Vater verurtheilen ließ, so opferte er ihn nicht allein seinem persönlichen Interesse, er handhabte die Sache der Menschheit. Er bewahrte sein Volk vor der Herrschaft eines Prinzen, der wahrscheinlich alle frühern Regenten dieses Landes an Grausamkeit übertroffen hätte. Wenn Philipp II. auch nur diese gute Handlung vollbrachte, so verdient er, daß die Nachwelt ihm dieselbe anrechne."

Von diesen beiden Anekdoten mag Schiller, als er sein berühmtes Trauerspiel schrieb, wol keine Ahnung gehabt haben.

Die Hinrichtung des Herzogs von Enghien nennt der Verf. nicht nur einen politischen Fehler, sondern ein empörendes Verbrechen. Als dieser unglückliche Prinz von seinem nahen Tode überzeugt war, übergab er Savary eine Locke seiner Haare und sein Bildniß mit dem Gesuche, beides der Kaiserin zuzustellen, von der er gewiß war, sie werde diese Gegenstände einer ihm theuern Person übermachen (es war dies die Prinzessin von Rohan). Josephine, immer, besonders aber bei dieser Gelegenheit voll Mitleiden, empfing das Bild und die Haare des unglücklichen Prinzen, den sie vergebens zu retten versucht hatte, und sendete auf der Stelle mit denselben einen Vertrauten an den Ort ihrer Bestimmung ab. Als Josephine am folgenden Tage bemerkte, daß Napoleon sie zu vermeiden schien, glaubte sie, er zürne ihr wegen dieses vollzogenen Auftrags; sie erklärte sich daher sogleich gegen Napoleon, der ihr antwortete: „Ist es mir jemals beigekommen, Sie von einer guten Handlung abzuhalten? Ich schätze Sie glücklich, daß Sie nie genöthigt sind, eine schlimme zu begehen!" Diese letzten Worte, deren Authenticität der Verf. verbürgt, gestatten einen Blick auf die Gemüthsstimmung, in welcher sich Napoleon nach diesem politischen Morde befand, von dem er später äußerte, es sei kein Verbrechen, wol aber ein Fehler gewesen.

Eine andere Äußerung Napoleon's verdient Erwähnung, da sie bisjetzt noch in keiner Quelle angeführt wurde. Bei einem Besuche Napoleon's zu Ermenonville hielt er auf der Pappelinsel, dem Grabe J. J. Rousseau's gegenüber, mit den Worten: „Für Frankreichs Ruhe wäre es besser gewesen, dieser Mann hätte nie gelebt." „Wie so", fragte ihn Hr. von Girardin (der Eigenthümer von Ermenonville). „Er ist es", erwiderte Napoleon, „der die Revolution vorbereitet hat."

„Ich glaube, Sire", sagte Hr. von Girardin, „daß Sie sich am wenigsten über die Revolution beklagen sollten."

„Wer weiß", antwortete Napoleon; „die Zukunft wird lehren, ob es nicht für die Welt besser gewesen wäre, daß sowol ich als Rousseau nie gelebt hätten."

Über Napoleon's Hartnäckigkeit und Eigensinn äußert sich der Verf. (S. 85 fg.) folgendermaßen:

„Warum gleichen die Gemälde, die man von ihm entworfen hat, ihm so wenig? Weil es Denjenigen, die es gewagt haben, ihn nach seinen Handlungen zu schildern, entweder an Muth oder an Geist fehlte, um uns von den Beweggründen zu unterrichten, die ihn zur Handlung bestimmten; weil ferner die Mehrzahl seiner Rathgeber und seiner Schmeichler mehr als die Hälfte der Fehler begangen haben, welche man ihm heutzutage zum Vorwurfe macht. Napoleon war ehrgeizig und hartnäckig. Äußerst selten ging er von einem einmal gefaßten Plane wieder ab. Es wäre abgeschmackt, dies leugnen zu wollen. Allein was beweist dies? Daß Napoleon jenen hartnäckigen Charakter hatte, der allen großen Männern und hauptsächlich allen großen Feldherren gemeinschaftlich ist. Man öffne die Geschichte, und man wird dies bestätigt finden. Selbst wenn sie ihrem Untergange entgegengehen, weichen sie klugen Rathschlägen nicht. Hephästion will in seinem Herrn die Leidenschaft der Eroberungen mäßigen, und es gelingt ihm nicht.

Cineas, der weise Rathgeber eines sehr unklugen Königs, versucht es, ihn in seinem Laufe aufzuhalten, aber Pyrrhus setzt den Krieg fort. Freunde und Rathgeber Cäsar's flehen ihn dringend an, nicht in den Saal zu gehen, und eine Stunde darauf begibt er sich dahin. Karl XII. hört nicht auf seine alten Generale und beharrt darauf gegen den Zar zu marschiren, der sein Heer in Stücken haut. Was war die Folge von alle diesem? Daß Alexander elendiglich auf dem Wege stirbt; daß Pyrrhus durch einen Ziegel getödtet wird, den ein altes Weib bei einer unbedeutenden Belagerung ihm auf den Kopf wirft; daß Cäsar im vollen Senate ermordet wird, und daß Karl XII. endlich die Todeswunde unter den Mauern erhält, die er ersteigen will. Und Napoleon, der, nicht minder hartnäckig als jene, fortwährend seine Feinde drängen will, stirbt auf einem Felsen mitten im atlantischen Weltmeere."

„Wodurch unterschied er sich von seinen Vorgängern? Größer als jene durch seine Heldenthaten, war er zum wenigsten ebenso eigensinnig in seinen Planen und ging auf dieselbe Weise zu Grunde. Und was folgt hieraus? daß jene Riesen der Schöpfung stets so construirt waren und auch in Zukunft sein werden, und daß es unpassend ist, dem Sieger des Darius hierüber größere Vorwürfe zu machen als dem Sieger von Marengo, dem Kaiser der Franzosen, als dem römischen Cäsar, dem am Pruth besiegten Zar, als dem bei Waterloo geschlagenen Kaiser. Wären ähnliche Vergleichungen angestellt worden, so hätten wir nicht so viele Phantasiegemälde, so viele lächerliche, ja selbst mitleidswerthe Urtheile erhalten, welche der Unparteiische verachtet und denen die Zeit stets ihr Recht angedeihen läßt u. s. w."

Bei Gelegenheit des spanischen Krieges theilt der Verf. (Seite 99) ein interessantes Actenstück von Joseph Bonaparte mit. Als dieser seit 1812 sich, ohne materielle Mittel und ohne moralische Kraft, nicht länger behaupten konnte, faßte er den Entschluß, die Krone wieder in die Hände Desjenigen zurückzugeben, der sie ihm gewissermaßen aufgenöthigt hatte. Trotz seinen Rathgebern, welche ihm den Zorn Napoleon's vorstellten, beharrte er darauf, ihm folgenden Brief zu schicken, den er aus Madrid den 23. Mai 1812 schrieb:

„Sire, die Ereignisse haben meine Hoffnungen getäuscht. Ich konnte Spanien keine Wohlthat erweisen und habe in dieser Beziehung auch für die Zukunft jede Aussicht verloren. Ich bitte daher Ew. Majestät um die Erlaubniß, die Rechte, welche mir vor vier Jahren auf die spanische Krone übertragen worden sind, in Ihre Hände niederlegen zu dürfen. Bei ihrer Annahme hatte ich keine andere Absicht, als das Wohl dieser Monarchie zu gründen. Da dies nicht in meiner Macht steht, so trete ich den ehrenvollen Auftrag an Andere ab."

Dieser Brief fiel den Guerillas in den Engpässen von Salinas in die Hände. Als Joseph dies erfuhr, schrieb er keinen zweiten, sondern beschloß die Entscheidung der Ereignisse abzuwarten. Unglücklicherweise ließen die Insurgenten ihn zu Cadiz drucken. Ein Exemplar desselben kam in Napoleon's Hände, der bei dieser Gelegenheit äußerte: „Wie unglücklich bin ich! Ich finde in meiner Familie nichts als Undank, Schwäche und Nullität der Mittel. Ich wollte meine Dynastie auf Europas Thronen fest ankern, und Alle, einen Einzigen (Lucian) ausgenommen, sind nicht im Stande eine Präfectur zu verwalten."

In dieser Beziehung täuschte sich Napoleon nicht. Von allen Gliedern seiner Familie glich ihm keines so sehr als seine Schwester Karoline, Murat's Gemahlin. Wie er, hatte sie einen kühnen Charakter, einen eisernen Kopf, einen ungemessenen Ehrgeiz. Als Joseph den Thron von Neapel bestieg, den er bald darauf mit dem spanischen vertauschte, wagte es Karoline, damals Großherzogin von Berg, zu Napoleon zu sagen: „Werden Sie bald darauf denken, mir eine Krone zu verleihen? Vergessen Sie, daß, um sie zu tragen, sich in mir mehr Stoff findet als in Ihrem Joseph?" „Ihre Klagen setzen mich in Erstaunen", erwiderte Napoleon; „wenn man Sie hört, sollte man glauben, ich hätte Sie um die Erbfolge des verstorbenen Königs, Ihres Herrn Vaters gebracht."

Der Verf. folgt dem gigantischen Schicksale seines Helden bei seinem ersten und zweiten Sturze und knüpft an diesen letztern folgende interessante Betrachtungen. „Die Natur hat eine Grenze gesetzt, über welche hinaus tolle Unternehmungen nicht mehr gelingen. Napoleon war an dieser Grenze angelangt, er wollte sie überschreiten; aber das Glück, entrüstet über seine Kühnheit, verließ ihn und sein Ruhm ging in den Eisfeldern des Nordens zu Grunde. Er ist nicht mehr, dieser außerordentliche Mann, den das Waffenglück nicht minder begünstigte als sein kühner, der höchsten Conceptionen fähiger Genius. Treten wir seiner Asche nicht zu nahe. Die Wahrheit wird den künftigen Jahrhunderten zeigen, was er war, was er sein konnte und was er nicht war, weil er einzig sein wollte. Die Nachwelt wird einsehen, daß er bereits dem Gewichte seines Glückes erlegen war, ehe ihn das Unglück stürzte."

Aus den angeführten Stellen können unsere Leser auf den Geist schließen, in welchem die interessante Schrift geschrieben ist. Ein freies, geläutertes Urtheil, eine kräftige Sprache und große Unparteilichkeit zeichnen dieselbe aus. Wir bedauern, daß der Text durch eine ungewöhnliche Menge von Druckfehlern entstellt ist. 55.

Notizen.

Während in den frühsten Zeiten die Kenntniß der griechischen und römischen Sprache, der alten Literatur und der Mythologie in England sowie in allen andern Ländern nur unter den Geistlichen und Gelehrten von Beruf zu finden war, wurde mit der Zeit und namentlich seit dem Regierungsantritt der Elisabeth die Gelehrsamkeit auch unter dem hohen Adel, dem männlichen sowol als weiblichen, Mode. Warton in seiner „Geschichte der englischen Poesie" versichert von den Hofdamen dieses Zeitalters, sie wären ebenso geschickt gewesen im Brennen geistiger Wasser wie im Lesen des Griechischen, und dies war genau genommen kein Wunder, da die Königin selbst mit dem glänzendsten Beispiele voranging. Denn diese las, nach der Versicherung des gelehrten Doctors Ascham, ihres Lehrers, an einem Tag mehr Griechisch als viele Geistliche die ganze Woche hindurch Latein. Sie schrieb einen Commentar zum Plato, sie übersetzte aus dem Griechischen zwei Reden des Isokrates, ein Stück des Euripides, den „Hiero" des Xenophon und die Schrift des Plutarch „De curiositate". Aus dem Lateinischen übersetzte sie das „Bellum Jugurthinum" des Sallust, Horaz „De arte poetica", die Abhandlung des Boethius: „De consolatione philosophiae", einen Chor aus dem Trauerspiel des Seneca: „Der rasende Hercules", und mehre Briefe des Cicero und Seneca. Diese Gelehrtensucht verbreitete sich bald wie eine ansteckende Krankheit unter dem höhern Adel Londons, nur der niedere Adel in den kleinern Ortschaften und auf dem Lande und überhaupt Diejenigen, die nicht mit dem Hof in Verbindung standen, blieben frei davon.

Aus den Federn der Novellisten zweiten und dritten Ranges in Frankreich jagt jetzt ein historischer Roman den andern. Unter diesen ist einer der neuesten: „Le pontificat de Grégoire VII, roman épique", von Philippon de la Madelaine. Aber die wahrhaft ungeheure Persönlichkeit des Mönchs Hildebrand darzustellen und zum Centralpunkt einer Dichtung zu machen, die doch in Folge dessen unendlich viele und mannichfaltige Seiten haben müßte, an diesem Beginn ist die etwas schwächliche Kunst dieses Verf. natürlich gescheitert. Der Muth desselben war allerdings ungewöhnlich; allein wo der Erfolg so sehr zurückbleibt, wird die Dreistigkeit selbst zum Vergehen. 11.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonntag, —— Nr. 148. —— 28. Mai 1837.

Dramatische Bücherschau für das Jahr 1836.

Zweiter Artikel.

(Beschluß aus Nr. 147.)

24. König Wilhelm. Tragödie in fünf Acten, von Heinrich Wenzel. Hanover, Hahn. 1836. Gr. 12. 1 Thlr.

Wir möchten den achtbaren Verf. nicht darum tadeln, daß er in seiner Arbeit allzu sehr erkennen läßt, an welchem großen Vorbilde er seinen Geist gekräftigt und welcher Typus ihn ganz erfüllt hat. „König Wilhelm" ist freilich nur ein nachgeahmter „Macbeth", indessen gibt es auch Copien, die ihren Werth haben; diese wenigstens macht einen solchen geltend. Die Handlung ist in wenig Worten zu begreifen. Von Thaten und Ruhmesdurst getrieben, der Bitten seines Volkes nicht achtend, hat König Wilhelm Land und Thron verlassen, um im Morgenlande Lorbern zu erkämpfen, 16 Jahre ist er abwesend; das Volk hat den mildern Statthalter Robert zu seinem König erwählt, und dieser hat Margaretha, des verstorbenen Königs Tochter und Wilhelm's Braut, zur Königin gemacht. Nun kehrt der Held zurück und fodert wild seinen Thron, seine Braut von Robert wieder. Ein Kampf beginnt, in dem nicht eben leicht zu entscheiden ist, auf welcher Seite das Recht sei. Der Verf. scheint zu meinen, auf Robert's Seite; wir aber geben ihm zu bedenken, was denn, wenn Wilhelm um seines wilden Sinnes willen des Thrones unwürdig erscheint, seinen Sinn so wild mache? Doch nichts Anderes als sein lebendiges Gefühl für verletztes Recht! Ist solche Empfindung hoffnungslos? Und wenn Wilhelm vor 16 Jahren ein übler König war, wer bürgt dafür, daß er es nun wieder sein werde? Wer Rechtsverletzung so tief empfindet, wie er, ist der verwerflich? Dies ist die wunde Stelle von diesem Trauerspiel. In einem Kampfe um Recht kommen wir über das Recht zu keiner Klarheit; ja, wir besorgen sehr, daß die Meinung des Verf. sich sogar in Unrecht befinde. In „Macbeth" ist das anders, das Recht ist zweifellos und das Schicksal übernimmt nur die Rolle des gerechten Richters. Wilhelm aber hat es mit Verräthern zu thun, sein Zorn ist der Zorn eines ehrlichen Mannes gegen Schurken; und was wird nun aus der Gerechtigkeit des Schicksalsspruches? Wir trauen dem Verf. zu, daß, wenn er nur ein einzig Mal seinen Stoff so angesehen hätte, seine Tragödie eine andere Gestalt angenommen haben müßte; wie sie ist, leidet sie an Verirrung in ihren Grundgedanken.

Hiervon abgesehen, liefert sie mannichfache Proben von Talent. Die Kraft hält zwar nicht immer das rechte Maß, und in den weiblichen Gestalten könnte mehr Eigenthümlichkeit und Selbständigkeit hervortreten; aber die Charaktere Wilhelm, Robert, Richard und Kuno sind scharf und mit kräftiger Hand gezeichnet; das Widerspiel der Motive ist fest und kühn in Thätigkeit gesetzt; der Verf. scheut kein Zusammentreffen, und die Sprache ist rein und so kräftigen Charakteren entsprechend. Sie ist dabei mannichfaltig, fließt in guten Versen leicht hin und liefert viele sogenannte schöne Stellen, wo Gedanke und Bild in gutem Einklange stehen. Naturbeobachtung ist jedoch wenig anzutreffen, und wir fragen beispielsweise den Verf. auf sein poetisches Gewissen, ob es anzunehmen ist, daß Wilhelm nach dem entscheidenden Streich, der seinen Gegner tödtet, sich in einen Monolog vertiefen könne, wie der ist, der S. 203 spricht:

> Es ist vorüber! Jener Geist, der hier
> Gewohnt, vernichtet ist er, in das Nichts
> Zurückgekehrt, das ihn zum kind'schen Spiel
> Der Wind' und Sorgen ausgebrütet hatte

abgesehen davon, daß diese Worte ziemlich gedankenlos sind. Könnten wir doch nur überhaupt das Unwesen der Monologe aus unsern Tragödien wegschaffen oder mindern, unser Verdienst wäre fürwahr kein geringes. Denken Sie doch, meine Herren Poeten, ein wenig nach darüber, was ein Monolog ist und wo er stehen kann; darüber, wo die Natur ihn bedingt oder ihn rechtfertigt; darüber, wie die Natur ihn ausstößt, oder, wenn Sie wollen, wie Shakspeare ihn gebraucht, ihn einführt. Finden Sie einen andern Monolog bei ihm, als wo die Empfindung aufs äußerste selbstvertieft, oder die Leidenschaft so allgewaltig ist, daß sie der Welt um sich her vergißt und vergessen darf? Ganz gewiß nicht! Nun aber bemerken Sie, meine Herren Dramatiker, wo Sie ihre Figuren in Monologen sprechen lassen und wie! Im wildesten Aufruhr der Leidenschaft fangen Ihre Helden auf einmal an, gleich Professoren oder Advocaten zu syllogisiren, zu defendiren, zu raisonniren. Oder sie reden in der ruhigsten Gemüthsverfassung mit sich selber, geben sich Lehren oder erzählen dem Zuhörer alte Geschichten. Ist das Recht? Ist hier nur eine Spur von Vernunft, Naturbeobachtung, Nachdenken über das Wesen der Dinge anzutreffen? Nein, und dreimal Nein! Unter hundert deutschen Monologen ist nicht einer an der rechten Stelle; bedenken Sie dies, oder glauben Sie uns aufs Wort.

Wir müssen schließen. Dem Verf. genüge für diesmal, daß wir ihm unsere Achtung und den Wunsch bezeigen, ihm wieder auf diesem Gebiete zu begegnen. Seine Weise gefällt uns; er ist der tragischen Sprache mächtig, und wenn er sich der müßigen Tiraden und müßigen Flickworte mehr enthielte, wäre sie selbst gut zu nennen. Verse wie:

> sein Wort
> War also unabänderlich als wie
> Der Sterne Lauf

zeigen freilich von Nachlässigkeit; indeß strömen ihm doch Bilder voll Zartheit wie voll Kraft in Menge zu, und von guter Charakterzeichnung gibt er Proben genug. Die Morgenländerin Zelmira ist unter den weiblichen Gestalten die gelungenste, nur im Tode von eigner Hand fällt sie ganz aus dem Charakter. Verwerflich aber sind solche Stellen kräftig sein sollender Ohnmacht wie S. 19:

> Wilhelm: Ich muß hinauf; ich muß in ihren Bart
> Ihn'n sagen meine Meinung kurz und derb,
> Daß jedes Wort sie soll im Halse würgen,
> Und ziehn sie die Gesichter ellenlang!

So soll und darf ein tragischer Held, der uns gefallen will, niemals sprechen.

25. Fürst und Volk. Ein Festspiel von Georg Dorner. München, Jacquet. 1836. Gr. 8. 9 Gr.

Wie wenig wir auch gewohnt sind, an Gelegenheitsgedichte, Festspiele und dergleichen Kunstappendixe strenge Foderungen zu stellen, so genügt das vorliegende, mit bairischem Patriotismus ungeschickt angefüllte Stück auch den mäßigen Ansprüchen nicht, die wir zur Beurtheilung solcher Gelegenheitspoesien mitzubringen pflegen. Es fehlt demselben zunächst gänzlich an einem bestimmten und erkennbaren Raum in Zeit und Geschichte, und die Begebenheit knüpft sich wie die Persönlichkeiten nirgend an bekannte Ereignisse oder Individualitäten an. Wir sollten meinen, die Geschichte Baierns sei nicht so von interessanten Ereignissen und historisch bedeutenden Charakteren entblößt, daß es nöthig gewesen wäre, in einer Arbeit dieser Art Alles, wie man sagt, gradehin aus der Luft zu greifen und, von aller Wirklichkeit losgeknüpft, ins Gebiet der Erfindung zu stellen. Demnächst ist der Verf. auch in Diction und Verskunst kein Meister, und es genügt, Verse zu lesen wie folgende:

Fürst: Das, was ihr längst gewunschen (!), seid ihr nun.
Die Kirche segne euern Bund. Nehmt dies
Zu eurer Hochzeit . . bleibet stets in meiner Näh'.
Dergleichen Seelen hab ich gern um mich

um zu wissen, wie man in dieser Beziehung mit ihm daran ist. Somit können wir an diesem, einem erhabenen Königspaare gewidmeten Drama trotz unsers bestens Willens nichts loben als den guten Willen.

26. Johannes Guttenberg. Originalschauspiel in drei Abtheilungen von Charlotte Birch-Pfeiffer. Berlin, Krause. 1836. Gr. 8. 18 Gr.

Dies widerwärtige Stück, das nicht eben zur Ehre vieler Bühnendirectionen über mehre deutsche Theater gegangen ist, kann unsern Nachkommen als eines von den Beispielen gelten, bis zu welcher unnatürlichen Erniedrigung der deutsche Bühnengeschmack herabgesunken ist. Es ist in mehr als einem Betracht ein wahres Muster von Schlechtigkeit und enthält, sowie es wol Abbildungen von fehlerhaften Pferden oder falschen Constructionen in der Baukunst gibt, in einem kleinen Rahmen alle die Fehler, an denen unsere dramatische Technik dermalen leidet, in musterhafter und probehaltiger Vollendung. Es wäre daher vielleicht wol lehrergiebig, wenn wir in eine etwas ernstere und genauere Analyse dieses Machwerks eingehen könnten, und wir bedauern nur, daß uns der Raum dazu mangelt, so trefflich die Gelegenheit und so groß die Versuchung, sie zu benutzen, auch ist. Madame Birch-Pfeiffer hat viel Verkehrtes und Schlechtes geschrieben, was die deutschen Bühnen, wie in leidenschaftlicher Jagd nach dem Schlechten, darzustellen sich beeifert haben; aber etwas Gründlich-Jammervolleres als dieses Stück hat selbst ihre Feder nicht zu Stande zu bringen vermocht. Verführt von falschen Effecten, bestochen von einer frömmelnden, sentimental klingenden, aber aus hohlem Phrasenstroh bestehenden Sprache, haben deutsche Bühnendirectionen von Namen und bisweilen selbst von Urtheil die Unnatur, das Fratzenhafte, das Gewaltsam-Willkürliche, das gänzlich Kunstwidrige, das Triviale, kurz das ganze hohle Elend solcher Stücke, die den Geschmack des Publicums nothwendig verderben müssen, nicht gesehen und füttern ihr Publicum mit solcher Misère und jammern dann und singen Klagelieder, daß Stücke von Werth und Inhalt, daß selbst Raupach's Tragödien, die doch im Verhältniß zu solchen Machwerken wie lauter Gold und Edelstein sind, nicht besucht und nicht goutirt werden. Das ist wahrhaft empörend, und es sei uns erlaubt, wenigstens einmal an dieser Stelle unserm Zorne Luft zu machen und das oft verklagte Publicum in Schutz zu nehmen. Unsere Leser kennen uns gewiß als mild, nachsichtig und nicht übermäßig zu Klagen geneigt. Aber, wir appelliren an sie selbst, ist es nicht provocirend, ist es nicht zum Rasendwerden eingerichtet, wenn man die Bühnenvorstände, welche das Publicum mit solchen Stücken, grade herausgesagt, betrügen, ihm sein Geld mit solchem elenden Zeuge ablocken und obenein noch seinen Geschmack verderben — abgesehen davon, daß sie auch die Schauspieler verderben, die solchen widerwärtigen Unverstand declamiren müssen —, wenn eben diese Bühnenvorstände, sagen wir, über den Mangel an Geschmack im Publicum klagen, oder über den Mangel an Theilnahme für gute neue Stücke? Geschmack und Geld und Theilnahme, wo sollen sie herkommen, wenn alle an Madame Birch-Pfeiffer verschwendet sind? Wir hoffen, bei den Lesern d. Bl. in genugsamem Credit der Unbefangenheit und Unparteilichkeit zu stehen, um in unserm Urtheil nur den Eifer gegen eine schlechte Sache, nicht gegen eine Person und obenein gegen eine Frau zu erblicken; aber wir halten uns innigst überzeugt, daß die Stücke der Madame Birch-Pfeiffer und einiger ihrer Vorbilder nicht wenig zum Verfall des Geschmacks und zur Verödung unserer Bühnen bei Darstellung wahrhaft verdienstvoller Dramen, oder zu ihrer Verdrängung von der Bühne beigetragen haben.

Wer uns aufs Wort nicht glauben will, sehe doch, wir bitten ihn, das vorliegende Stück etwas ernster und näher an. Ist es möglich, Motive falscher zu gebrauchen, etwas Verkehrteres zu schreiben, etwas Sinnwidrigeres zu erdenken als z. B. die Abwendung Bertha's von ihrem Gatten Guttenberg? Ist der Charakter dieses Mannes, der ein Held sein soll, nicht über jede Vorstellung kindisch? Ist die ganze Fabel nicht linkisch, widerwärtig bis zum Ekel? Ist Sinn und Verstand in einem einzigen dieser Charaktere, Wahrheit in einer einzigen dieser Situationen, Natur in einer einzigen Stelle dieser widersinnig frömmelnden Sprache, wahres Gefühl in einer dieser Tiraden, Schein der Wirklichkeit in einer dieser Intriguen? Oder ist nicht vielmehr Alles nur vorgegeben, nachgemacht, abgehört, falsch, trügerisch, nicht empfunden, verkehrt und hohler Trug?

Das mag für diesmal genug sein. Diximus et animam salvavimus. Erscheint uns die Verf. jedoch noch einmal mit einem solchen musterhaft und meisterhaft schlechten Machwerke, wie dieser „Guttenberg" ist, dann wollen wir ihr, als einer Unbekehrbaren, im Einzelnen und zum letzten Male ihre Verkehrtheiten vorhalten, künftighin aber über sie schweigen.

27. Die Patrioten. Eine Liederposse in zwei Aufzügen. Von C. F. T. Lobedanz. Altona, Aue. 1837. Gr. 8. 15 Gr.

So schwach der Witz in dieser der Verspottung der Demagogie gewidmeten Posse auch ist, er ist wenigstens ehrlich und gut gemeint. Die Schulmeisterscenen im ersten Acte, wo ein demagogischer Dorfschultyrann von seinem Weibe und seinem Abcpublicum gehänselt wird, während er Staatsweisheit radotirt und die freien Menschenrechte explicirt, haben uns selbst einen Augenblick zu lachen gemacht. Ergötzlich ist namentlich die Anwendung des Amnestieprincips auf den in die schulmeisterliche Tasche prakticirten alten Schuh. Im zweiten Acte wird der Verf. ernster, und das steht ihm nicht; der Präsident aber, welcher als deus ex machina die Verwickelung lösen muß, ist offenbar ein schlechter Staatsmann und zum Regieren in unsern Tagen viel zu mild. Das Ganze scherzt eine Stunde heiter hinweg, macht und erfüllt keine Ansprüche, könnte aber doch besser geschrieben sein. Auf der Bühne kann das Stück gefallen und die Schulscenen würden sich ihr Publicum wol gewinnen.

28. Der Glan und der Rhein, oder der Schnaps und der Wein. Originalliederposse von Ch. H. Gilardone. Speier, Neidhart. 1836. 16. 6 Gr.

Wettstreit zwischen Schnaps und Wein, zum Vortheile des Schnapses geschlichtet! Verlangt der Leser mehr zu wissen? Merkwürdigerweise ist das jammervolle Machwerk zum Theil in einem daktylischen Vers geschrieben, der uns durch seine treffliche Wirkung im Lustspiel wie immer so auch hier überrascht hat, und wir möchten an die Herren Lustspielpoeten wol

die Frage richten, warum dieser köstliche Vers, der eine ganz andere Heiterkeit mit sich führt als der alte und steife Alexandriner, von ihnen so ganz vernachlässigt wird?

29. Der arme Heinrich. Schauspiel in Einem Aufzuge. Nach einem altdeutschen Gedichte von Karl Ludwig Kannegießer. Zwickau, Schumann. 1836. 8. 6 Gr.

Die schöne Ruhe und die Fülle lieblicher Gedanken in diesem kleinen, anspruchslosen, aber ansprechenden Drama thut wohl nach den soeben abgefertigten verkehrten Arbeiten. Das altdeutsche Gedicht, dem der sinnreiche Stoff entlehnt ist, war, wir gestehen es, uns unbekannt, was uns denn gleichzeitig den Reiz der Überraschung dargeboten hat. Ritter Heinrich ist erkrankt und kein Arzt weiß ihn zu heilen. Seine Krankheit ist Melancholie, Hypochondrie, oder wie der Dämon heißt, der in den Ritterzeiten jedoch wol seltener gewesen sein mag als in unsern schönern Tagen. Seine Heilung erfolgt durch sie sich selbst aufopfernde Liebe seiner Pflegerin Herminia. Herminia liebt den armen Heinrich, und ihr Vater, Serapion der Arzt, stellt diese Liebe auf so haarscharfe Probe, daß sie nur zwischen ihrem Tod und Heinrich's Genesung zu wählen hat. Herminia wählt den Tod. Heinrich genest, Serapion entdeckt sich als Herminia's Vater, Ritter Kunz, der vermuthliche Nebenbuhler, zeigt sich als ein echter und treuer Freund. Dies ist der kurze Inhalt dieser lieblichen Dichtung, welche die allgemeinsten Zustände der Menschen in schönen Individualitäten zur Darstellung bringt. Diction und Vers, rein, voll und lieblich, entsprechen dem trefflichen Gedanken, der überall hin nicht ohne seine höhere allegorische Bedeutung ist, welche so fein, wie Allegorie soll, unter ihm hervorblickt. Mitten in dem rührenden Tone, den das kleine Stück festhält, weil der Gedanke es so gebietet, läßt sich der Dichter die Gelegenheit nicht entgehen, ein witziges Wort zu sagen, oder in einer ergreifenden Stelle die Empfindungen eines Genesenden von schwerer Krankheit schön zu schildern. Dem kranken Freunde gibt Kunz allerhand gute Rathschläge. Laß einen Narren kommen, Musikanten; spiele im Damenbret oder Schach,

> Und wenn nichts helfen will, so speculire
> Mach philosophische Systeme, mach
> Gedichte, Madrigale, Triolette,
> Sonette, provenzal'sche kurze Waare:
> Heinrich, ich schwöre dir's, es hilft fürwahr.

Von schöner Kraft der Sprache zeigt dagegen die Schilderung der Pest (S. 20 u. 21), und so gibt dies kleine Werk auf 45 Seiten einen vielgewandten und geschmackvollen Geist zu erkennen, wie er sich für den verdienstvollen Übersetzer Dante's und den Exegeten Göthe's ziemt, dem wir auch in solchen kleinern Hervorbringungen immer gern begegnen.

30. Angelo, Tyrann von Padua. Drama in vier Acten. Nach Victor Hugo bearbeitet von Siegmund Saphir. Pesth, Heckenast. 1836. 8. 8 Gr.

Das Jahr 1836 erscheint auffallend arm an Übersetzungen aus dem Französischen. Sollen wir das Omen annehmen als ein Zeichen, daß die Schwachheiten der französischen Dramaturgie, ihr caricaturartiges Wesen, ihre Unnatur und ihre Hohlheit allmälig anerkannt werden? Wir möchten gern, und der nachlassende Eifer der Einbürgerung jener Stücke, die zum Besten unsers Geschmacks uns ewig hätten fremd bleiben sollen, erfreut uns. Von den französischen Tragöden unserer Tage können wir nichts lernen, was nicht besser unerlernt bliebe. V. Hugo ist mit sich fertig. Was er uns etwa lehren konnte, hat er uns gelehrt. „Hernani" ist der ganze Hugo, er bringt aus diesem Bannkreis nicht mehr hinaus; seine Weltansicht ist verschroben und falsch, und das Fünkchen von Genialität in ihr ist nunmehr verbraucht und erloschen. Er hat nur noch Kraft zur Hervorbringung von Gräßlichkeiten.

Das hier vorliegende Stück ist zu seiner Zeit hinlänglich in d. Bl. charakterisirt worden, und wir vermeiden es gern, auf seine unerfreuliche Analyse zurückzukommen. Die Übersetzung, mit der wir es hier allein zu thun haben, ist gut, ziemlich treu, sprachgewandt und fließend.

31. Almanach für Freunde der Schauspielkunst auf das Jahr 1836. Herausgegeben von L. Wolff. Berlin, Curths. 1837. 8. 20 Gr.

Der Souffleur des berliner königlichen Theaters soufflirt dem Liebhaber hier die Personalbestände sämmtlicher deutscher Bühnen; bringt hierauf einige gute Nachrichten über Schröder und seine Zeit; einen Aufsatz von Devrient über die Idee eines dramatischen Kunstvereins, welcher dem Jammer unserer geldgierigen Bühnendirectionen wehren könnte, die durch die Wahl schlechter Mittel dem immer tiefern Verfall der deutschen Bühne nach Kräften Vorschub leisten; hiernächst ein Stück von Mad. Krickeberg: „Die Ehrenrettung", in zwei Acten, das gut übersetzt ist; Repertoire, Anzeigen für Regisseure und dergl. mehr, das dem klappernden Handwerk näher als der Kunst angehört. Über alles Dies ist an dieser Stelle und von unserer Seite nichts zu sagen, als daß die Erscheinung dieses Almanachs den Bühnendirectionen ganz willkommen sein muß.*) 72.

Reisescenen aus zwei Welten, nebst einer Abhandlung der Zustände in den West-Staaten der Union, von J. H. Rausse. Güstrow, Opitz und Frege. 1836. Gr. 8. 1 Thlr. 9 Gr.

Was gilt es, dies ist ein Büchelchen, das in unserer liebenswürdigen Zeit für sehr Viele ein wahrer Balsam, ein Wundpflaster, ein soulagement de coeur, ein Flötenton sein wird, denn die Sehnsucht nach freien Institutionen wird darin persiflirt, Amerika, das freie, republikanische Amerika, als eine wahre Niederlage aller Nichtswürdigkeit dargestellt und so recht eindringlich demonstrirt, daß es doch nirgend besser sei, als wo Knute, Censur und Policei als heilbringende Dreifaltigkeit ihr beruhigendes Regiment ausüben. Ihr aber, Ihr jugendlichen Schwindelköpfe, die Ihr Euch sehnt nach freien Institutionen, Geschwornengerichten, freier Presse, oder wie der Kram weiter heißt, mit welchem seit 1789 vom neuen Babel aus die Köpfe verdreht wurden, Ihr unglücklichen Befangenen, nehmt dies Buch des Hrn. Baupraktikanten J. Rausse zur Hand, lest es durch und wieder durch und lernt daraus, wie es nichts ist mit alle dem Lob über Amerika, und wie man daselbst nichts zu finden hat als die heillose Frucht der schädlichen Lehren, die da ausgingen von den Philosophen und Encyklopädisten des 18. Jahrhunderts und zerstörten das Paradies der Gemüthlichkeit und Frömmigkeit, in welchem gelebt haben unsere Altvordern bis zum bösen Wendepunkte 1789, wo leider die Menschheit, verführt von der Schlange, aß vom Baume der Erkenntniß und deswegen vertrieben ward aus dem Paradiese des alten Junker- und Pfaffenthums, in welches zurückzuleiten die Saalbader unserer Zeit sich so bedeutende Mühe geben.

Schon die Einleitung, „Bekenntnisse an die Leser" überschrieben, ist merkwürdig und darf ja nicht überschlagen werden, da sie theils den Hrn. Verf. in Bezug auf seine Persönlichkeit uns näher führt, theils auch denselben als einen der interessantesten Witzbolde und Humoristen kennen lehrt. Besagte Bekenntnisse umfassen freilich nur vier Octavseiten, und es wird nicht an Leuten fehlen, die den Glauben hegen werden, das eben sei das Beste an denselben; aber trotz dieser dankenswerthen Kürze sind sie doch vollkommen hinreichend, den Standpunkt festzustellen, von welchem aus Hr. Rausse beurtheilt werden muß.

So viel gerechtes Lob aber die kurzen Bekenntnisse des Hrn. Rausse auch verdienen, so kann ich doch nicht verschweigen, zu welchem Tadel sie mir Veranlassung geben. S. 3, Zeile 7—9 von unten, macht Hr. Rausse in denselben die Hoffnung rege,

*) Den dritten Artikel dieser dramatischen Bücherschau werden wir im Juli mittheilen. D. Red.

daß er außer der Wahrheit auch bisweilen poetisch zu werden sich vorgenommen habe; allein ich mag das Buch noch so oft durchblättern, von vorn nach hinten und von hinten nach vorn, ich finde nichts von Poesie, wenn nicht etwa die Lästerungen und Verunglimpfungen, welche der Hr. Baupraktikant J. Rausse den Vereinigten Staaten und dessen Bewohnern nachsagt, dafür gelten sollen.

Eine Tugend besitzt indeß der Verf. in einem wirklich seltenen Grade, es ist dies die Consequenz. Hat man die als Vorwort dienenden Bekenntnisse gelesen, so drängt sich Einem unwillkürlich die Hoffnung auf, wie es nicht möglich sei, in diesem Tone des Aberwitzes und der allerfadesten Rederei durch ein ganzes, doch 14 Bogen umfassendes Werk fortzufahren; allein gleichwie das Alterthum sich nur schwer von der Kraft des Herakliden bei dessen berühmten zwölf Arbeiten zu überzeugen vermochte, so sieht sich auch der Leser bei diesem Buche gezwungen, die ausdauernde Kraft des Hrn. Rausse anzuerkennen, der, nicht zufrieden bis S. 219 über das unglückliche Amerika in gleichem Tone fortzuleiern, von da an noch drei Seiten lang in einem „Abschiede vom Leser" vollends Alles abhaspelt, was man an trauriger Witzbolderei und lahmer Humoristik nur von einem Menschen zu verlangen vermag.

Volle zwölf Capitel werden von dem Verf. gebraucht, um sich über den Ocean bis Baltimore zu humorisiren; dann geht es über Amerika her, über dessen schlechten Boden, schlechtes Wasser, schlechte Einrichtungen, schlechte Menschen und deren Umgangston, bis zuletzt summa summarum das Facit sich ergibt, daß nur vier Classen von Menschen es zu rathen sei, in die neue Welt zu wandern. Welche sind nun aber diese vier Classen Menschen? S. 219 gibt die hier wörtlich folgende Antwort: „Erstens Leuten, die so arm sind, daß sie die Reisekosten nicht aufbringen können, denen von allen Gütern des Lebens nur eines in überschwenglichem Maße zugetheilt wurde, der Hunger; Leuten, die vom Rindvieh durch nichts zu unterscheiden sind als durch die äußern Abzeichen der Leiber. Zweitens, solchen Menschen, welche den Durst und die Öde einer Wüste in ihrer Brust tragen, solchen goldbleichzenden Krämerseelen. Drittens, Menschen, die eine beträchtliche Zahl Zuchthausstrafe verwirkt haben. Viertens, reuigen Sündern, die sich eine schwere Buße auflegen wollen."

So rabotirt Hr. Baupraktikant J. Rausse über einen Erdtheil, dessen Institutionen, Volksleben und Volksglück noch lange der Gegenstand gerechter Sehnsucht für die Bewohner des altgewordenen Europa sein werden und eben deshalb auch der Gegenstand des Hasses, der Verleumdung und des Grolls aller Finsterlinge sind. 15.

Notizen aus Rußland.

Durch einen kaiserlichen Ukas sind neuerdings alle in Städten und Marktflecken Rußlands befindlichen hebräischen Buchdruckereien aufgehoben worden, und es dürfen künftig nur zwei solche Buchdruckereien, die eine in Kiew, die andere in Wilna bestehen, wo besondere Censoren angestellt sind. Zugleich ist den Hebräern befohlen worden, alle unter ihnen circulirenden Bücher, unter denen sich viele verbotene befinden, binnen Jahresfrist ihren Ortsbehörden vorzulegen, welche die eingereichten Bücher durch zuverlässige Rabbiner prüfen und mit einer Aufschrift als erlaubte bezeichnen lassen, oder sie an das Ministerium des Innern zur fernern Verfügung absenden. Nach Jahresfrist werden alle nicht erlaubten hebräischen Bücher confiscirt und die Inhaber derselben streng bestraft.

Am 1. Januar 1836 bestand das Gesammtcapital der russischen Creditbanken, von denen jedes Gouvernement eine besitzt, aus 122,851,387 Rubel. Im J. 1835 befanden sich in denselben Banken 112,822,402 R. und am 1. Januar 1834 nur 108,978,531 R., wovon 40,627,008 R. die Fonds der Banken bildeten, der Rest von verschiedenen Personen eingetragen worden war. 60.

Bibliographie.

Ainsworth, W. H., Crichton. Aus dem Englischen übersetzt von W. A. Lindau. 1ster Band. 8. Leipzig, Kollmann. 1 Thlr.

Bartholmä, J. G., Hierophantia. Ein didaktisches Gedicht. Gr. 12. Ansbach, Brügel. 6 Gr.

Carleton's, W., Skizzen und Erzählungen aus dem Leben des irischen Landvolks. Aus dem Englischen von H. Roberts. 3 Theile. Gr. 12. Leipzig, Weber. 3 Thlr. 18 Gr.

Cervantes, M., Der sinnreiche Junker Don Quixote von La Mancha. Aus dem Spanischen übersetzt; mit dem Leben von Miguel Cervantes nach Viardot, und einer Einleitung von Heinrich Heine. 1ster Band. Schmal gr. 8. Stuttgart, Verlag der Classiker. 6 Gr.

Ebers, J. J. H., Spohr und Halévy und die neueste Kirchen- und Opernmusik. 8. Breslau, Max u. Comp. 8 Gr.

Morgenländische Erzählungen. Verdeutscht von Ph. Wolff, 1stes, 2tes Bändchen. — Calila und Dimna oder die Fabeln Bidpai's. Aus dem Arabischen 2 Bändchen. 12. Stuttgart, Scheible. 1 Thlr. 21 Gr.

Feuerbach, L., Geschichte der neuern Philosophie. Darstellung, Entwicklung und Kritik der Leibnitz'schen Philosophie. Gr. 8. Ansbach, Brügel. 1 Thlr. 12 Gr.

Gervinus, G. G., Grundzüge der Historik. 8. Leipzig, Engelmann. 12 Gr.

Guseck, B. v., Die Stedinger. Ein Volksbild aus dem Mittelalter. 8. Leipzig, Kollmann. 1 Thlr. 12 Gr.

James, G. P. R., Reiseabenteuer und Reisenovellen. Aus dem Englischen von W. A. Lindau. 3 Theile. 8. Leipzig, Kollmann. 4 Thlr.

Kruse, C. A. W., Betrachtungen über den Zustand der englischen Erziehungs- und Unterrichts-Anstalten. Gr. 8. Elberfeld, Schönian. Geh. 8 Gr.

Laube, H., Das Glück. Novelle. Gr. 12. Mannheim, Hoff. 1 Thlr. 18 Gr.

Leibrock, A., Seltsame Schicksale der Familie von Geroldseck, während der Bauern-Unruhen im Jahre 1525. Romantische Erzählung. 2 Theile. 8. Leipzig, Kollmann. 2 Thlr. 9 Gr.

Lindemann, H. S., Unsere Zeit vom Standpunkte der Erziehung und Andeutungen zum Besserwerden. Gr. 8. München, Fleischmann. 4 Gr.

Lorenz, W., Die Reise nach Rom. Ein Roman. 2 Bände. 8. Leipzig, Wienbrack. 2 Thlr. 8 Gr.

Mager, K. W. E., Brief an eine Dame über die Hegel'sche Philosophie. Gr. 8. Berlin, Morin. 10 Gr.

Penseroso, Die beiden Alberts oder der Homöopath. Novelle. 3 Bände. 8. Leipzig, Wienbrack. 3 Thlr. 18 Gr.

Raumer, K. v., Der Zug der Israeliten aus Aegypten nach Canaan. Beilage zu des Verfassers „Palästina." Mit 1 Karte. Gr. 8. Leipzig, Brockhaus. 12 Gr.

Remekházy, J. v., Novellen. 3 Theile. 8. Leipzig, Kollmann. 3 Thlr.

Smidt, H., Hamburger Bilder. 3ter Band. 8. Hamburg, Hoffmann u. Campe. 1 Thlr. 12 Gr.

Tarnow, F., Spiegelbilder. 1ster Band. 8. Leipzig, Kollmann. 1 Thlr. 12 Gr.

Werner, J. A. L., Zwölf Lebensfragen, oder ist das Glück eines cultivirten und wohlgeordneten Staates allein durch eine geregelte geistige Erziehung zu begründen, oder muß nicht unbedingt auch die physische damit verbunden werden? Zur Beherzigung gestellt und anatomisch-physiologisch beleuchtet für Jeden, welchem das Wohl der künftigen Geschlechter wahrhaft am Herzen liegt. Gr. 8. Dresden und Leipzig, Arnold. 14 Gr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Montag, —— Nr. 149. —— 29. Mai 1837.

Friedrich. Ein Roman von Sigismund Wiese. Leipzig, Brockhaus. 1836. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

Wie eine wilde, wüste und großartige Gebirgsgegend, an der Alles gewaltig, kolossal, massenhaft erscheint, dunkelspaltig, tiefgeklüftet, schwarzschattig, über- und durcheinandergeworfen, zerrissen von vulkanischen und neptunischen Mächten, wo der Urgeist der Natur sichtbarlich wandelt, schafft, zerstört, von wuchernder, das Gestein überziehender Vegetation; dazwischen donnernde Lavinen, verderbliche Bergstürze, schäumende Cascaden; droben der blaue warme Himmel und ein Reich seliger Geister; drunten nächtliches Urdunkel und der Sitz böser, verlockender, schwindelbereitender Gewalten: — in solcher Färbung, solcher bald mis-, bald wohlgefälligen, immer aber erschütternden, aufregenden, betäubenden Gestaltung erscheint mir Wiese's jüngster Roman: „Friedrich", dessen Gesammtwirkung zu charakterisiren keine andere Parallele vollständiger genügen möchte als die, welche ich soeben gezogen habe. An der Natur freilich läßt sich selbst da, wo sie disharmonirt, nicht mäkeln, was ihrem Schöpfer selbst eine Zurechtweisung geben hieße; sie ist vollkommen gut so, wie sie ist, in jedem Bruchstück, an jedem Orte, unter jeder Bedingung, in jeder Form. Ein Roman aber macht den Anspruch, ein Kunstwerk und als solches rund, geordnet, ausgeglichen zu sein und die Gesetze der Harmonie auf keine Weise zu verletzen, oder wenigstens, wenn sie gestört sind — was jedoch nur unter der Voraussetzung einer Zweckdienlichkeit stattgefunden haben darf —, sie wiederherzustellen und eine Ausgleichung der einzelnen Disharmonien mit der Harmonie des Ganzen zu erzielen. Geniale Dichter wie Wiese sind freilich mit dem gewöhnlichen Richtscheite der Kritik nicht zu messen, noch immer und überall unter das legitime Gesetz der Ästhetik zu stellen, sie haben außer diesem noch ein eignes Gesetz, dem sie folgen, eine exclusive Jury, die ihnen Recht oder Unrecht spricht, ein corpus juris, nämlich des poetischen Rechts, welches ihnen eher sagt, wie weit sie die Gewöhnlichkeit und den gegenwärtigen Zustand der poetischen Dinge hinter sich lassen, als bis wohin sie vordringen und wo sie stehen bleiben sollen. Dies ist die innere Unendlichkeit des Genies, welches durch die ihm inwohnende Wärme eine Expansionskraft hat, vermöge welcher es über die Grenzen der gewöhnlichen Licenzen und Servituten hinüberstreifen darf. Von diesem Rechte hat auch Wiese in seiner Machtvollkommenheit die uneingeschränkteste Benutzung sich gestattet. Sein Roman: „Friedrich", trägt den Stempel der Besonderheit, der Ungewöhnlichkeit, ja der Außerordentlichkeit, wenn auch nicht den der künstlerischen Vollendung. Und es ist wahrlich kein gutes Symptom unserer Zeit, wenn des Mittelmäßigen, aber pikant Unterhaltenden und würzig Schmackhaften so Vieles seine Anerkennung fand, die es nicht verdiente, während Wiese die Anerkennung, die er verdient, im Allgemeinen und in Bezug auf ein größeres Terrain der Lesewelt noch nicht gefunden hat. Es soll Alles sich dem allgemein beliebten Nivellement des Geschmacks bequemen; was charakteristisch, selbstmännisch und scharf markirt hervortreten will, dagegen ist man auf der Hut, argwöhnisch, schwierig, schwerfällig. Unsere Zeit ist reich an überragenden poetischen Talenten, aber sie werden nicht beachtet; diese hohen geistigen Potenzen stehen da wie abgesonderte Dämonen, einsam schaffend und brütend. Das leihbibliothekarische Element ist in der Literatur das herrschende. Hätte Wiese seine Romane und Dramen zur Zeit der Sturm- und Drangperiode geschrieben, man würde ihn zu den Classikern, zu den Unsterblichen in unserer Literatur gerechnet haben. Um ein Beispiel anzuführen: was ist Klinger, mit dem sich Wiese in der düstern Färbung und schroffen Gestaltung seiner Schöpfungen einigermaßen verwandt zeigt, gegen Wiese? So weit das philosophische Bewußtsein in unsern Tagen über dem der damaligen Literaturperiode steht, so weit steht Wiese über Klinger; nur daß Letzterer der Zeit und Bildung nach die Priorität voraus hat.

„Friedrich" ist ein Roman der philosophischen Gattung und noch mehr der psychologischen. Er spielt nicht in der uns umgebenden Wirklichkeit. Die äußern und innern Zustände, in denen er sich bewegt, haben keine Lebenswirklichkeit, aber wol eine Lebenswahrheit; seine Grundlage ist fingirt, die Ideen sind abstrahirt; die staatlichen Verhältnisse, die Situationen, die Individuen, die kriegerischen und unkriegerischen Ereignisse sind nicht so da, waren nie so da und werden auch so nie da sein in der Zukunft, wenigstens in dieser Gruppirung und diesem Zusammenhange nicht. Aus der Betrachtung weltgeschichtlicher und individuellgeschichtlicher Verläufe und ihren Resultaten sind diese Grundlagen und stofflichen Verhältnisse hervorgegan-

gen: ein Charakter, der, wie Friedrich, einen Abschluß sucht in sich, ohne sich der Wirklichkeit anschließen zu wollen, ein strebender Charakter, der, abgerundet und durch rastloses Spähen in die Tiefe seines eignen Gemüths erschöpft, nach der That ringt und nach dem Leben, das seiner genialen Kraft genügen mag, ein großartig angelegter Mensch, welcher an der Schöpfung sich nur freuen kann, insofern sie seine Schöpfung ist, die Kraft, selbst zu schaffen, in sich fühlt, und der sich an die Spitze einer Auswanderergesellschaft stellt, um sie als Stoff zu brauchen, woraus er eine Staats- und Volksschöpfung, deren Anfangs-, Mittel- und Endpunkt er selbst sein will, zu Stande bringen könne; diese Auswanderer selbst Repräsentanten entweder des Priesterthums, oder des Krieger- oder des Kaufmannsstandes, sämmtlich aufgeschlossene, geweckte, der abalternden europäischen Zustände müde gewordene Individuen, Alle von entschiedener Kraft, unter denen ein geistig hochbegabter, speculativer, sophistischer Journalist, der jedoch die jämmerlichsten Zwecke verfolgt, als eine „Misgeburt von Dreck und Feuer" das mephistophelische böse Princip und das Recht der Ironie und des laut nachhallenden Spottes vertreten muß; zwei Frauengestalten, die eine in sich selbst einschmiegsam und voll träumerischen mystischen Lebens; die andere naturalistisch, entschieden, quellend im Genuß der umgebenden Erscheinungen, schwung- und phantasiereich, die an der heroischen Größe Friedrich's, vor welcher jene wollüstig erbebt und zittert, sich erfreut, aufwärmt und erhebt; amerikanisches Territorium, wo ein junger, mächtig aufblühender Staat gegründet wird als ein Product der schöpferischen Kraft Friedrich's; verliebte Wallungen, welche diesen überkommen und seinen bessern Bestandtheil unterdrücken; eine Badescene wie bei der Bathseba, und eine Uriasgeschichte, Wiederholungen einiger Momente aus König David's Geschichte; der Tod seines ihm im Wege stehenden und vorsätzlich im Kampfe gegen die Wilden aufgeopferten Feldherrn; nun eine verbrecherische Heirath; endlich Verbrechen auf Verbrechen, Verstoßung seines edelsten Freundes in die Wildniß, anwachsende Tyrannei gegen das Volk, gegen seine treuesten Rathgeber, Despotismus im Hause, gegen Weib und Kind; sündhafte Neigung zu seiner Schwägerin; tödtliche Eifersucht seiner aufgestachelten, aus ihrem Traumphlegma zur entschiedensten Selbstrache schreitenden Gemahlin; Schwestermord durch Gift inmitten schwelgerischer Tafelfreuden; Verbannung der schuldbeladenen Gattin sammt ihren Kindern in den Urwald, wobei ihre Tochter Hersilie in die Hände der Wilden geräth; Zusammentreffen mit dem früher verstoßenen Marcellus, welcher nach dem Tode der Mutter den Knaben Julian in Pflege nimmt; Gewissensangst Friedrich's, welcher bei einer Jagd auf das wilde und schöne Kind Hersilie stößt und sie, ungewiß, ob seine Tochter oder künftige Geliebte, auf seinem Jagdroß mit sich entführt; Volksgährung, Erschöpfung der Colonie, Flucht der Edelsten und Besten zu Julian, der mit diesen Expatriirten gegen den Machthaber, seinen Vater, zu Felde zieht; Gemetzel im Schloß, blutiges Ende Hersilie's, welche Friedrich, wie Lear seine Ophelie auf den Arm nimmt und halb wahnsinnig mit ihr in die Wildniß sich begibt, um dort, vom Schlage getroffen, zu enden. Dies das Gerippe, von dem man nicht sagen kann, daß es das Vorzüglichste am Romane sei. Man sieht, daß die einzelnen Momente zum Theil verbrauchte und überallher entnommene sind; Friedrich hat etwas vom König David in seiner Sinnlichkeit, seinem dichterischen Schwung, seiner Prachtliebe und seinen Liebesgeschichten; von Macbeth in der Steigerung seines Despotismus und dem allmäligen Anwuchs seiner Verbrechen; von Hamlet in der Neigung, zu reflectiren, zu raisonniren und über Sein und Nichtsein, Tod und Leben, Tugend und Laster, Kraft und Schwäche Monologe zu halten; von Faust in dem Zwiespalte zwischen seiner guten und bösen Natur, in seinem unablässigen Streben nach nie erfolgender Befriedigung seiner selbst, in der Mithandanlegung böser satanischer Mächte, deren gefährliche Umtriebe im Eingange des Romans statthaben; von Mephistopheles in dem Hohn und Spott, womit er Leben, Tod, Wirklichkeit, Sinnliches und Übersinnliches behandelt; endlich von Lear, nach dessen Muster, die Tochter in den Armen haltend und seine letzten Empfindungen auf die blühende Leiche concentrirend, er im Wahnsinn endet.

(Der Beschluß folgt.)

Mittheilungen über die Vereinigten Staaten von Nordamerika. *)

Immer noch, nach zehnjährigem Aufenthalte in diesem Lande, mache ich auf Reisen meine Bemerkungen darüber, welchen heitern Anblick Leben und Welt uns gestatten, wo es keine bevorrechteten Menschen und keine niederträchtigen gibt, als die sie sich selbst niederträchtig machen. Der ganze Norden der Union kennt keinen Unterschied der Stände. Nur der Süden theilt sich in zwei große Classen oder Kasten, Freie und Sklaven; allein obgleich trotzig auf ihre Macht und ihren Reichthum, werden die weißen Freien doch nicht weise und stehen am Vorabend einer großen Lection, welche die schwarzen Sklaven ihnen bald ertheilen werden.

Die Postkutschen begegneten sich unterwegs; die Postillons hielten ein kurzes Gespräch miteinander und redeten sich auf gut englisch mit Master, d. h. auf gut deutsch mit Sie, an. Jedermann ist hier etwas und fühlt das auch; nicht die Schulweisheit, nicht die höfischen Ordenszeichen, nicht die Anstellung durch die oberste Gewalt, nicht die Prätention und die bevorrechtete Classe machen hier etwas; es ist Jeder etwas von Natur und von Rechtswegen. Jeder legt ein Gewicht in die Wagschale der Parteien, und Jeder ist eine Triebfeder für die mächtigste Bewegung des großen Ganzen. Vieles kommt uns beim Eintritt in dieses Land lächerlich, klein und geringfügig vor; aber wir vergessen, welche kleine und lächerliche Seite wir selbst in uns haben, und sehen das Beste, das Erhabenste, was freilich auch oft nur in rohen Grundlinien vorgezeichnet ist, nicht. Wir beleidigen und werden beleidigt. Man kann mit Wahrheit sagen, daß es hier ganze große Länderstriche gibt, in welchen ein Seelenschmuz, der in Europa mit der Muttermilch eingesogen wird, nicht anzutreffen und dem amerikanischen Gemüthe ein ganz fremdes Ding ist. Ich bin weit entfernt, den Amerikanern mit Lobeserhebungen zu schmeicheln; im Gegentheil, sie dürfen mir nicht sehr ihre Eigenliebe blicken lassen, sonst muß ich ihnen Dinge sagen, wie neulich Jemand, dem ich nicht verhehlen konnte, daß mir Washington unter den Amerikanern vorkomme, wie Christus unter den Juden. Aber

*) Von dem Verf. der Briefe in Nr. [illegible] — [illegible] d. Bl. f. [illegible]. D. Red.

wenn ich das Große und Gute nicht herausheben wollte, so würde ich hier umsonst gelebt haben. Ich sage dafür der Vorsehung den wärmsten Dank, denn ich fühle nur zu sehr, wie mich das europäische Leben erdrückt haben würde meiner natürlichen Schwachheit nach.

Im ersten Wirthshause, wo wir Frühstück zu uns nahmen, setzte sich der stage-driver (Postillon) mit an den Tisch. Die Sitte hier ist einfach, aber human, artig, und Jeder, der sich unter Menschen herumtreibt, lernt sie leicht und stößt nirgend an. Es war keine Seele in der Stube, in welcher der leiseste Gedanke aufkeimte, daß dabei etwas Besonderes, etwas Anstößiges sei, als ich. Freilich sind hier die Postillons nicht in gelbe oder blaue Jacken mit Aufschlägen gekleidet.

Wenn in Europa, in Deutschland ein Mann mit feinem Kleide und feiner Manier in eine Stube tritt, kommt man ihm zuvorkommend und freundlich entgegen. Wenn ein Mann im groben Kittel, mit schweren, nicht blankgeputzten Stiefeln eintritt, macht man ihm ein gleichgültiges Gesicht, wenn nicht gar noch ein schlechteres. Mir fiel dies hier gleich im ersten Jahre auf, als ich zufällig Besuch von beiden Arten zu gleicher Zeit bekam; ich benahm mich europäisch. Dem andern Manne mochte es nicht aufgefallen sein, daß ich den Gentleman mit mehr Aufmerksamkeit behandelte, denn dieser konnte ja in innigern Verhältnissen mit mir stehen; mir aber fiel es, als Beide fort waren, auf. Halt, dachte ich, da hab' ich den Aristokraten wieder einmal ertappt; das soll dir nicht wieder begegnen. Und doch fiel es mir zehn Jahr später noch auf, daß der Postillon mit den Passagieren frühstückte! So tief wurzelt die Sitte und — das Vorurtheil; denn der pennsylvanische Postillon hätte in Europa wenigstens für einen Postmeister passiren können, so artig war sein Benehmen.

Die Kälte, die man den Amerikanern zuschreibt, liegt daher nicht blos in einer eigenthümlichen Kälte ihres Wesens, sie liegt im Republikanismus. Wir gutmüthigen und oft zu geziert höflichen Deutschen kommen dem Amerikaner mit lächelnder Freundlichkeit entgegen; er aber weiß gar nicht, wie ihm, dem fremden Manne, diese Freundlichkeit zukomme; sie consternirt ihn sichtbar; er wird nur noch kälter und fremder, während er auflebt, wenn man ihn nicht mit dem Humor überrascht, sondern diesen landesüblich herbeikommen läßt. So ist auch bei Vielen die Meinung, es gehöre zur guten Lebensart, gleich von dem Hundertsten in das Tausendste hineinzuschwatzen, um zu zeigen, daß man die volle Gewandtheit besitze, in einem Zuge zu schwatzen. Das Gespräch soll sich natürlich finden und das Entgegentreten des Menschen zum Menschen soll natürlich sein. Ein Schwätzer ist in Amerika ein seltener Mensch; aber gut zu unterhalten verstehen Viele.

Wie ich aus deutschen Blättern sehe, liest man daselbst amerikanisch-deutsche Zeitungen. Die „Alte und neue Welt" des Hrn. Georg Wesselhöft aus Bremen in Philadelphia gilt auch unter den Deutschen in Amerika für ein gutgeschriebenes und im bessern Deutsch und Geiste redigirtes Blatt. Ich bin nicht gleichgültig gegen meine Muttersprache und mag daher die Mauleselsprache der Deutschen in Amerika nicht lesen, außer um Stoff zu finden, die Mauleselei zu verspotten. Schon in der Wiege hören die Kinder von englischen Müttern und deutschen Vätern, die wechselseitig ihrer gegenseitigen Unkenntniß der Muttersprache durch ein Gemisch beider zu Hülfe kommen, um sich zu verständigen. Dadurch haben die Deutschen hier das Gefühl für ihre schöne, wohllautende Sprache verloren und mit diesem Gefühl den Sinn für deutsche Sitte, ich möchte sagen deutsches Volksthum. Der Nationalstolz ist zwar grade nicht die noble Eigenschaft, welche den ehrlichen Deutschen unter andern Nationen auszeichnet. Die Kleinländerei daheim läßt ihn hier nicht zum großartigen Bewußtsein eines nationalen Bürgerthums kommen, wie fast alle andern europäischen Nationen sich dessen erfreuen. Daher behält der gewöhnliche Schlag, welcher aus Deutschland hier einwandert, etwas Philiströses und, da er dadurch lächerlich wird, etwas Schruck. Er wagt es, ja er vermag es nicht zu denken, daß er frei ist und, sobald er Grundeigenthum erworben hat, Vollbürger eines großen Staats, Bürger der Union der nordamerikanischen Staaten. Wie leicht bewegt sich neben ihm der englische Amerikaner! Mein Schwager hat einen shop (Laden) in einer Landstadt von kaum 200 Einwohnern und ist Präsident von Pennsylvanien; ja, er wird vielleicht bei der nächsten Wahl Gouverneur, der erste Mann im Staate. Seine Frau besorgt sein Geschäft, das er von Zeit zu Zeit revidirt, nach wie vor, ist unsere liebe Nachbarin, und wenn er nicht wieder gewählt wird, ist er nach wie vor unser Nachbar und nicht mehr als jeder Einwohner im Orte. Reichthümer kann er in seiner Stelle nicht erwerben, denn sein Amtseinkommen reicht nothdürftig hin, seine außerordentlichen Ausgaben zu decken. An Pension ist nicht zu denken. Kein Mensch denkt daran, seine Gattin Frau Präsidentin zu nennen, und höchst lächerlich wird der Deutsche hier durch seine Höflichkeit, wenn er dergleichen Titel den Frauen der Beamten anhängt.

Dennoch — so sehr hier auch die Deutschheit im Argen liegt, sie ist für Amerika bedeutungsvoll, war es schon und wird es noch in sehr hohem Grade werden. Aber sie ist jetzt erst im Erwachen; erst jetzt zeigen sich deutliche Spuren von Selbstgefühl, von Bewußtwerden und Würde. Alle Anstalten, die zum Theil die Deutschen mit ihrem Gelde hier gestiftet haben, sind elende Zwitter. Ich nenne daher diese Wesen nur die amerikanische Mauleselei und habe mit meinen Freunden Witz und Gift und Galle gegen sie ausgespien, so viel ich nur immer produciren konnte.

Seit im Jahre 1824 eine Anzahl gebildeter Deutschen hier eingewandert ist, hat sich manches Wichtige gezeigt. Namentlich hat man dieselben überall an die Spitze von Bildungsanstalten gestellt und diese gedeihen sichtbar unter diesen Händen. Die Männer, welche diesen Ruhm sich erwarben, haben nach langer Trennung sich geistig wieder zusammengefunden und durch die ganzen Vereinsstaaten eine große Vereinigung gebildet für deutsche Sprache, deutsche Sitte, deutsche Bildung und deutsche Wissenschaftlichkeit. Jeder Theilnehmer muß ein Deutscher sein und diese Anfoderung nach Kräften erfüllen. Jeder subscribirt mit 20 Dollars, welche theils für deutsche Einwanderer, welche man würdig der Unterstützung erachtet, creditweise verwendet, theils zu Bildungsmitteln angelegt werden. Schon hat die Gesellschaft von der Union (vom Congreß) die Mittheilung der Verhandlungen und Gesetze in deutscher Sprache reclamirt und wird, da sie beharrlich sein wird, bald damit reussiren. Man wird in Gerichtshöfen für Deutsche deutsch plaidiren; eine deutsche Hochschule wird sich an deutsche niedere Bildungs- und Erziehungsanstalten reihen.

Dies ist der Weg, den man eingeschlagen hat, um deutsches Leben dem englisch-amerikanischen gleichzustellen. Das Hirngespinnst, ein neues, in sich abgeschlossenes Deutschland zu gründen, einen besondern Staat an der Grenze der Union, konnte nur jenseit des Oceans und in Deutschland selbst entstehen. Großartig übersieht der Bürger der Union das Ganze, und es fällt ihm nicht ein, es zu zerstückeln, wol aber die Elemente darin geistig zu einen, so zerstreut sie auch im großen Ganzen zu liegen scheinen.

Die Mauleselei droht auch dieser Anstalt, und im starken Kampfe mit ihr muß das Publicum, welches diese Anstalt vertritt, so lange gereizt werden, bis es eine entschiedene Farbe annimmt. Die aristokratische Partei hat bereits ihre Eifersucht gegen die deutschen An- und Emporkömmlinge blicken lassen und sucht die demokratische Partei auf jede Weise zu schwächen. Deutlich hat sie dies in der Frembenbill gezeigt. Nach diesem Gesetze soll jeder Einwanderer ohne Bürgerrecht bleiben, blos die Kinder sollen es bekommen. Selbst jeder Amerikaner soll gleichsam seines Menschenrechts verlustig erklärt werden und es erst aus der Hand der herrschenden Partei erhalten, wenn er

lesen und schreiben kann. So nothwendig es nun auch ist, der Rohheit entgegenzutreten, so müssen doch die angeborenen Menschenrechte am wenigsten in einem Freistaate angetastet werden, und was man mit diesem Gesetze zu bezwecken vorgibt, muß von anderer Seite beikommen. Dies fühlt das Volk und ist durch jenes Gesetz in seinem Bewußtsein gekränkt, sodaß man, wenn die Legislatur nicht eilt, die Folgen davon bei nächster Gelegenheit spüren wird. Die Emancipation der Sklaven in den südlichen Provinzen greift den Aristokraten an das Leben. Sie geht vom Norden aus und ist ein höchst fein durchdachtes Gegenmanoeuvre gegen den Aristokratismus des Südens. Es ist lächerlich, den Bruch der Union zu fürchten; daher kommt er nicht. Brächen die südlichen Staaten mit den nördlichen, so würde die Sklaverei mit einem Schlage sich lösen und die Knechte würden die Herren werden. Nur der Norden schützt die Pflanzer des Südens gegen die Sklaven und wehrt ihnen, gesetzlose Wege gegen die Erstern zu gehen. Davon ist hier jeder junge Bursche im Busche so überzeugt, daß er zu allen Drohungen der Art, welche der Süden laut werden läßt, lacht.

Ich erwähnte vorhin die Zeitung des Hrn. G. Wesselhöft in Philadelphia. Ich table mit tausend guten Deutschen daran, daß sie sich der Mauleselei doch auch hingibt. Mit jugendlich amerikanischem Übermuth blickt sie auf Europa, besonders auf die politischen Verhältnisse Deutschlands und tritt Kronen und Thronen in den Staub. Ich wünschte oft, sie möge die Amerikaner belehren, wie ausgebildet deutsche Staatsformen seien, und wie vollkommen in ihrer Art, und wie daher wohl geeignet, die darin lebende Gesellschaft sowol zufrieden zu machen als zu veredeln. Ja, ich glaube, daß es grade die Besten der Nation in der Regel nicht sind, die, von einem dunkeln Drange getrieben, zu uns herüberkommen, ohne äußere bestimmte Veranlassung und politische Noth. Allein man setzte mir zeither immer entgegen, daß die politischen Untersuchungen und Verfolgungen kein Ende nähmen, und daß Tausende alljährlich in den Kerkern es büßen müßten, natürliche und vernünftige Freiheit gewünscht zu haben. Ich stehe diesen Gründen, die man mir entgegensetzt, jetzt so fern, daß ich darauf nichts erwidern kann, was sich nicht aus amerikanisch-republikanischen Ansichten zu leicht widerlegen ließe; allein ich muß mir mit einiger Beschämung selbst sagen, daß der Verfolgungsgeist der Südamerikaner ein von den Europäern und namentlich der europäischen Aristokratie geerbter Fehler sei, dem die religiose Intoleranz noch zu Hülfe geeilt ist. Es darf daher nicht wundern, wenn die Zeitung: „Alte und neue Welt", sich aus diesem Widerspruch nicht herausfinden kann, und es erscheint in Amerika consequent, wenn sie alle Gewaltthat gegen die natürlichen politischen Rechte mit einem und demselben Kamme kämmt, es möge nun diese Gewaltthat in der alten oder der neuen Welt erscheinen. Indessen ist auch kein Amerikaner zu belehren, daß die deutschen Blätter beiweitem bessern Takt hielten, weil keines das Haupt der Republik in der beschimpfenden Art bekrittele wie die amerikanischen Blätter die europäischen Staatsoberhäupter, während es doch gewiß sei, daß Hr. Jackson als Staatsmann so bedeutende Neuerungen auf einmal begonnen habe, daß er schwerlich im Stande sei, die Folgen zu übersehen, geschweige zu beherrschen.

Allein man entgegnet mir, daß die deutschen Blätter auf die Republik und das souveraine Volk beständig loszögen, und das Volk sei ja das amerikanische Staatsoberhaupt, nicht Hr. Jackson. Allein man erkennt diesen Jackson an, denn er kämpft mit der Aristokratie; er ist Demokrat, weil er Demagog im höchsten und großartigsten Sinne des Worts ist, und im Norden der Union ist er im Wesentlichen von der Mehrzahl anerkannt und gerechtfertigt. Man würde daher in Pennsylvanien eine deutsche Zeitung nicht nur nicht verstehen, sondern auch nicht lesen, die nicht im Sinne der Mehrheit spräche. Alle deutsche Zeitungen und beiweitem die Mehrzahl der englischen führen dieselbe Sprache, und der „Alten und neuen Welt" gebührt das Lob einer in Amerika beispiellosen Mäßigung, sofern sie das Ausland berührt. Auch will sie den Nationalstolz der Deutschen heben, und schon deshalb darf sie die Staatseinrichtungen daheim, in denen so viel Herrliches entstehen konnte, nicht über Gebühr lästern.

(Der Beschluß folgt.)

Notiz.

Shakspeare und die heilige Schrift.

Folgende Stellen aus Shakspeare beweisen unter Andern, daß es dem Sänger vom Avon keineswegs an Sinn für die poetischen Schönheiten der heiligen Schrift fehlte, und daß er mehre derselben für seine eignen Zwecke und zu Erreichung einer größern dramatischen Wirkung poetisch paraphrasirte. Denn solche Stellen, wo eine ganz directe und absichtliche Anspielung auf die heiligen Bücher stattfindet, für etwas Zufälliges auszugeben, wäre eine große Thorheit. So sagt z. B. Portia im „Kaufmann von Venedig", Aufzug 4, Sc. 1:

> Barmherzigkeit wird nicht erpreßt durch Zwang,
> Sie träufst wie sanfter Regen himmelab
> Zum niedern Ort.

Wer sollte diese Stelle wol für einen blos zufälligen Anklang an die Worte des „Predigers Salomonis" halten: „Barmherzigkeit ist fruchtbar zur Zeit der Betrübniß wie Regenwolken in der Dürre!"

Und in derselben Rede der Portia heißt es von der Barmherzigkeit weiter:

> — — — zwiefache Segnerin,
> Sie segnet Den, der gibt, und Den, der nimmt,

wobei man unwillkürlich der Worte in der Bergpredigt gedenkt: „Selig sind die Barmherzigen, denn sie werden Barmherzigkeit empfahen." Die folgende Stelle:

> — — — Drum, Jud',
> Ist dein Gesuch zwar strenges Rechts, bedenk',
> Daß nach dem Gang des Rechts Niemand von uns
> Sehn würde Himmelsheil

erinnert mindestens an die Rede des Psalmisten (Ps. 143, 2): „Geh' nicht ins Gericht mit deinem Knecht, denn vor dir ist kein Lebendiger gerecht."

In demselben Shakspeare'schen Stück sagt Graziano zu seinem Freunde Antonio, indem er die stummen Thoren schildert, „die sich mit Vorsatz still erhalten stets":

> — — — „Ich bin Herr Orakel;
> Thu' ich den Mund auf, knurre mir kein Hund!"
> O Manchen kenn' ich, mein Antonio,
> Der darum blos für weis' ist angesehn,
> Weil er nichts sagt — — —

eine Stelle, die fast wörtlich an Cap. 17, V. 28 der „Sprüche Salomonis" gemahnt; wo es heißt: „Ein Narr, wenn er schwiegt, wird auch weise gerechnet, und verständig, wenn er das Maul hält."

In „Wie es Euch gefällt" kommt der Ausdruck vor

> Though thou the waters warp,

bei dessen Niederschreibung man wol annehmen kann, daß der Dichter an Hiob, Cap. 37, V. 10, dachte, worin statt: „Durch den Odem Gottes kommt Frost, und die breiten Gewässer müssen sich zusammenziehen", ein Vers, dessen zweites, paralleles Glied unser Luther unrichtig so übersetzt hat: „und große Wasser (kommen), wenn er aufthauen läßt", es soll vielmehr grade das Entgegengesetzte gesagt werden.

Bei genauerer Nachforschung würden sich unstreitig bei Shakspeare noch viele andere Abschnitte finden, worin eine ausdrückliche Bezugnahme auf Stellen der heiligen Schrift unverkennbar ist. 11.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Dienstag, —— Nr. 150. —— 30. Mai 1837.

Friedrich. Ein Roman von Sigismund Wiese.

(Beschluß aus Nr. 149.)

Fragen wir nach der Ausführung im Ganzen, so werden wir, wenn wir sie mit den Begriffen und Gesetzen der Kunstschönheit vereinbaren oder damit vereinbart wissen wollen, auch von dieser nicht behaupten können, daß sie die vorzüglichste sei. Der Werth des Romans beruht nicht in der Form, der Scenerie und der äußern Structur; er beruht vielmehr in der Subjectivität des Dichters selbst, welche mit ihren genialen Sprüngen und Flügen, ihrem zerreißenden Hohn und ihrer versöhnenden Liebe, ihren großen erschütternden Gedanken, ihren weitausgreifenden Geistesblicken, ihren das innere Leben der Historie und die in die Tiefe gehenden Strecken der Biographie durchmessenden Riesenschritten, ihren blendenden philosophischen und religiös-christlichen Aufblitzungen die Zwischen- und Binnenräume, welche in dem Thatbeständlichen des Romans vorhanden sind, satt und sättigend ausfüllt. Zugleich offenbart sich trotz Härte und Schroffheit eine ungemeine Größe in der Composition, die wie aus gediegenem Urgestein bestehend und wie aus Granitblöcken zusammengewürfelt erscheint. Die einzelnen Momente und Thatsachen mögen nicht neu sein, aber sie erscheinen neu in dieser Aneinanderreihung und durch die Art, wie sie historisch hier verbunden und wie Wirkungen und Folgen miteinander verknüpft sind. Zumal erhält das Detail durch die dichterische Anschauung des Verf. neuen, ungewohnten, besondern Reiz, sodaß die einzelnen Situationen, wenn auch in der Erfindung nicht neu, durch die eigenthümliche Darstellung und Auffassung verjüngten und erneuerten Ansehens scheinen. Diese heben sich hervor in fast schreckender Weiße und blendendem Glanz, während sich mittendurch tiefdunkle Schattenpartien ziehen und mysteriöse Gedankennebel gewagte Contraste bilden. Die Personen sind mit fester Hand gezeichnet, individuellen Lebens voll und oft in scharfabschneidender Größe hingestellt. Und über all dies Individuelle breitet sich der allgemeine Horizont der Philosophie und Speculation aus, die in der Tiefe brüten und in der Höhe sich zurechtfinden, um in den Triumphen, welche die ewigen Wahrheiten des Christenthums über die Momente maßloser Eigen- und Sinnenliebe durch den Abschluß des Ganzen feiern, ihre Befriedigung, Versöhnung und Ausgleichung zu finden.

Wie die Tyrannis, sowol die ausschließliche des herrschsüchtigen Gedankens über den Leib, als die ausschließliche des übermächtig gewordenen Leibes über den Gedanken, sich erzeugt, nährt, voll wird, sich vollendet, und wie der Gipfel ihrer Herrschaft zugleich ihr Sturz, und wie sie so überaus nichtig ist durch und durch, das war die Aufgabe, die sich Wiese hier gestellt und in der Consequenz seines Talents den Umständen nach glücklich gelöst hat. Neben diesem biographischen, im individuellen Leben sich abschließenden Elemente ist aber in diesem Romane zugleich ein anderes allgemeineres verarbeitet worden, ein völker- und weltgeschichtliches Element: die Bildung eines zur politischen Bedeutsamkeit aufringenden Volkes, dessen Uranfänge und Hoffnungen fernerer Entwickelung auf gegenseitiges Vertrauen und friedliche Verträge gegründet sind, bis es dem geistig hochbegabten Manne, dem es sich anvertraut hat, verfallen ist mit Haus und Gut, Seele und Leib, bis die Namen: Freiheit, Constitution, Repräsentation, ein Blendwerk geworden sind, das Volk selbst ein Spielwerk, das in der Hand des Mächtigen als Waffe gebraucht wird gegen das Volk selbst, sodaß es unsinnig und blind in das eigne Schwert und so sich zu Tode rennt. Die Geschichte der fürstlichen Tyrannis, wie sie historisch verläuft und endlich abläuft, um einem gesundern Zustand der Dinge Platz zu machen; jener Tyrannis, wie sie in der Geschichte sich so oft bald mehr, bald minder schreckhaft, häufig anschmeichelnd liebreich, aber desto verderblicher wiederholt hat, ist ihren Grundzügen nach durch diesen Roman als an einem Specimen erwiesen und historisch wie biographisch individuell zugleich erläutert worden.

In der Composition, in der Auffassung und Ausführung, in der Sprache selbst, obgleich sie durchaus originell, urkräftig und machtvoll sich darstellt, ließen sich ohne Mühe der Mängel und Fehlgriffe viele nachweisen; aber es sind Mängel und Fehlgriffe, wie sie nur ein Genie zu begehen im Stande ist. Ja, diese Fehler nur begehen zu können, zeugt schon von Genie. Wer Fehler von dieser Beschaffenheit zu begehen im Stande ist, wird auch im Stande sein, sie mit überragenden Vorzügen aufzuwiegen und vollständigen Ersatz zu leisten. Es ist indeß nicht zu leugnen, daß der Verf. in der Darlegung philosophischer Maximen häufig entweder selbst sich nicht klar ist, oder sich seinen Lesern nicht klar zu machen weiß. Zu dieser Dunkelheit trägt die Sprache, welche Wiese sich für seine philosophi-

schen Begriffe und Speculationen gebildet hat, nicht wenig bei. Gewisse typische Begriffe, bei denen sich alles Mögliche und Unmögliche denken läßt, nur nicht Das, was grade an Ort und Stelle damit bezeichnet sein soll, finden sich bei ihm in Masse vor. Der Hegel'sche Schultypus begünstigt vor Allem dieses Mysterium des Worts, vor welchem der Gedanke, wenn wirklich einer da war, vollständig verschwindet. Ein Beispiel für viele. Es heißt S. 139:

Sie waren Beide genialisch genug, die Motive für die Wahrheit, die Erscheinung, die natürliche Persönlichkeit nicht als die Wahrheit selbst gelten zu lassen; allein sie fanden in dem sie verschlingenden Abgrunde des Daseins die Auferstehung nicht, das neue Leben, die ewige Persönlichkeit in Gott, wenn schon sie nach derselben sehnten und rangen.

Konnte der Verf. das nicht viel wohlfeiler haben? Der Gedanke ist so einfach, daß er, wenn am einfachsten, auch am schönsten ausgedrückt worden wäre. Und wie macht es sich, wenn man von einer traumhaft verliebten Dame und einem in Sinnenglut hinschmelzenden Manne sagt, sie hätten nach einer „Persönlichkeit in Gott" gerungen? Wozu dieser philosophische Schultypus, da man doch nicht allein für Hegelianer schreiben sollte, sondern eher für die größere Mehrzahl, welche außerhalb der Schule steht? Man darf sagen, daß der Verf. sich um seine Ideen, ja, um seinen Helden Friedrich selbst, allzu viel Mühe gibt und seines reichen Geistes ein allzu großes Maß auf ihn verwendet. Er schafft ihm ein Territorium jenseit des Oceans, ein geschichtliches Volk, geschichtliche Völker ringsumher, Potentaten, gekrönte Häupter — in dem republikanischen Amerika und, wie es scheint, in unserer Zeitperiode —, Kriege, Friedensschlüsse, eine fingirte Biographie, die so weit ins Einzelne sich verliert, daß Friedrich seiner Geliebten von den Kopfschmerzen erzählt, woran er in seiner Jugend gelitten habe u. s. w. Und nicht genug, er läßt à la Faust den Himmel mit allen Engelscharen, mit Gott-Vater, mit der gesammten Dreieinigkeit sich für Friedrich ins Mittel schlagen, während die ganze Hölle, das Gebiet des Satans aufgerührt und in Bewegung gesetzt wird, um wenigstens dieses einen Menschen habhaft zu werden; denn der Fall dieses Einen, meint Satan, müsse den Fall des gesammten Geschlechts nach sich ziehen, und das Werk der Freiheit, der Zurückführung des Universums auf Nichts seinen Anfang nehmen. Aber der Teufel verführt Keinen, den er nicht schon hat, und er hat Keinen, den der Himmel zuletzt nicht rettete und in seinen Schoos aufnähme. Der Satan vermag nichts über die Seele des leiblich untergegangenen Friedrich. Man findet auch hier eine bereits verbrauchte Maschinerie; aber man wird wiederum finden, daß sie in der Wiese'schen Darstellung neu, groß, erschütternd, überwältigend erscheint durch des Verf. dichterische Urkraft und philosophische Denkkraft. Was hier von Wiese gebraucht wird, ist nicht neu; aber der Gebrauch, den er davon macht, die Anwendung selbst ist neu. Es ist manches Unhaltbare, Unklare, ja Widersprechende in der Art, wie das gesammte Gerüst des Romans und besonders der Charakter Friedrich's construirt ist; aber die große Anlage gleicht diese Lücken und Mängel in Allem aus. Man hat kaum Zeit, noch weniger Lust, Das, was um Einen vorgeht, zu betrachten und zu rügen, so wirbelt, so wogt, so strudelt es um den Leser, so reißt es ihn machtvoll, willenlos fort. Schärfer, viel begrenzter als der in das Maßlose sich verlierende Friedrich sind die übrigen Individualitäten gezeichnet, besonders der Journalist Kühn Frech, ein Charakter, wie ihn in dieser Gestalt die Literatur noch nicht aufzuweisen hatte. Bei alledem bleibt es merkwürdig und auffallend, daß der Verf. diesen, nur in seinen Capacitäten unzweideutigen, mephistophelischen Charakter aus keinem andern Kreise der menschlichen Gesellschaft herzunehmen wußte als aus dem der Journalisten.

H. Marggraff.

Mittheilungen über die Vereinigten Staaten von Nordamerika.

(Beschluß aus Nr. 119.)

Vor Kurzem wurde von einer Gesellschaft von Ärzten in Allentown an der Lecha in Pennsylvanien feierlich der Grundstein zu dem ersten Gebäude einer homöopathischen Heil- und Lehranstalt gelegt. Zwei deutsche Ärzte stehen an der Spitze des Unternehmens. Vielleicht ist in keinem Lande der Welt die Homöopathie mehr am Platze als in Nordamerika, und die tüchtige und feste Art, wie die erwähnte Gesellschaft aufgetreten ist, bürgt für den Erfolg des Unternehmens, zumal da es mit dem großen Unternehmen, deutsches Leben in Amerika zur Geltung zu bringen, in Verbindung steht. Mit großer Kühnheit faßte Hr. Dr. Wilh. Wesselhöft aus Jena, welcher seit 11 Jahren praktischer Arzt in Pennsylvanien ist, die schwache Seite der Nordamerikaner in seiner bei Gelegenheit jener Feier gehaltenen Rede, und ich wüßte nichts Besseres und Zeichnenderes als einige Stellen daraus, worin der Zustand der Wissenschaftlichkeit in Nordamerika geschildert wird.

Nachdem der Redner den Zweck der Anstalt in kurzen Zügen gezeichnet hatte, fuhr er fort:

„Ich nannte aber unser Unternehmen nicht allein groß, ich nannte es ein echt amerikanisches. Obgleich wir uns nicht zu den Brasiliern und Mexicanern rechnen, noch weniger zu den Indianern, denen doch mit demselben Rechte der Name Amerikaner zukommt, so wollen wir doch diese Benennung als einen Anklang hoher Dinge unangetastet lassen, indem sie uns auszusprechen scheint, daß die Union, da sie die Bestimmung in sich trägt, intellectueller Mittelpunkt des ganzen Welttheils zu sein, wol den Namen des Ganzen sich aneignen mag; ferner daß, so wichtig und herrlich auch die natürlichen Trennungen in Völker sind, doch das Ganze — Amerika — die Menschheit —, in welcher die neue Welt und besonders die Union eine neue, höhere Stufe darstellen soll, höher steht."

„Und ahnend scheint dies auch die Mitwelt anzuerkennen; in Mexico, in Brasilien nennt man sich nach den Ländern der Geburt und läßt den Namen Amerikaner dem Bürger der Union."

„Wenn jede spätere Schöpfung Fortentwickelung der frühern ist, wenn sie die frühere auf einer höhern Stufe der Entwickelung darstellt, so kann die Bedeutung des amerikanischen Lebens, des Lebens der Union keine andere sein als die Menschheit auf einer höhern Stufe darzustellen. Und wer möchte auch daran zweifeln, der einmal sein Auge über dem großen Prospecte fixirend ruhen ließ!"

„Kein Unternehmen kann daher den Beinamen amerikanisch sich aneignen als das, welches den Grundcharakter des Lebens der Union in sich trägt, d. h. Großartigkeit, über das Gewöhnliche, das früher Bestandene sich erhebend."

„Eigenthümlich großartig erhebt sich über alles früher Bestandene der Art die Verfassung des Landes. Hier allein und nur in der Union sind die Principien der Vernunft, wahrer Menschlichkeit, die Principien des Christenthums Grundlage

der Verfassung, und diese Verfassung, obgleich noch durch Sklaverei geschändet, ist die Grundlage alles Großartigen, das wir sehen und dem wir ahnend entgegenschauen."

„Soweit aber bisjetzt das junge Leben der Union in seinen Lebensäußerungen vorgeschritten ist, hat es sich eigenthümlich großartig über das europäische erhoben. Sollte dies sich nicht schon im Landbau, in dem Verhältnisse der Production zu den producirenden Kräften ausdrücken, so spricht es sich doch deutlich in der Benutzung der mechanischen Kräfte aus, in allgemeiner Verbreitung der Mechanik, in Verbesserungen und Erfindungen, in jenen riesenmäßigen Kanälen und Kunststraßen."

„Ruhmvoll hat die Union den Kampf mit Natur und Despotismus bestanden, siegend hat sie ihre Hoheit dargestellt, und unaufhaltsam wird sie vorwärts schreiten zu den höchsten Zielen des Völkerlebens. Herrlich wird sich auch die Wissenschaft entwickeln und eine eigne amerikanische Wissenschaft darstellen, zu welcher wir gegenwärtig noch den Weg suchen. Denn wenn wir nur das neu und großartig Hervortretende amerikanisch nennen können, so hat Amerika noch keine eigne Wissenschaft. Vierzehn Millionen produciren in der Wissenschaft nicht so viel als das kleine Königreich Sachsen, das vielleicht halb so groß ist wie Pennsylvanien. Der Gedanke: Wissenschaft, der Einheit aller Wissenschaften; der Gedanke, die Wissenschaften und Kenntnisse um der Wissenschaft willen in einen Brennpunkt zu vereinen, hat noch nicht Raum gewonnen. Wir haben keine Universität in der ganzen Union; Schule und Erziehung hat durchaus den Charakter der Großartigkeit noch nicht angethan. Was ist aber ein Volksleben, das in der Wissenschaft zurückbleibt? Die Geschichte antwortet ernst und schauerlich auf diese Frage."

„Was müssen wir thun? Nach dem alten Europa müssen wir hinblicken, dahin, woher Amerikas Thälern schöneres, reicheres Leben zufloß, dem niederes Indianerleben weichen mußte. Die Gesetze der Entstehung sind auch die der Erhaltung; die Verhältnisse der Zeugung wirken in der Ernährung fort. Nur die innigste Verbindung mit Europa kann Amerika auf jene Höhe bringen, auf welcher es seine Bestimmung erfüllen wird. Jede Bestrebung aber, die seiner hohen Bestimmung entgegenläuft, wird ohnmächtig verkümmern, oder wenn sie gewaltig ist, Revolution erzeugen."*)

„Sowie aber Amerika auf Europa schaut, so schaut jetzt Europa hin auf Deutschland. Endlich haben Paris und London deutsches Übergewicht in der Wissenschaft anerkannt. England, voll des Genusses der Herrschaft über die Meere, sah auf das Festland von Europa hin wie dieses etwa auf die Barbareskenstaaten. Auch Frankreich war nur beschäftigt mit seinen Siegen und sah die geistige Macht nicht, die sich riesig ihm gegenüberstellte. Aber wie Europa Deutschlands Verdienste anerkennt, so erkennt sie auch Amerika schon an. Wir besitzen keine gelehrte Anstalt von Bedeutung, an der nicht Deutsche Lehrer sind, keine, an welcher nicht deutsche Sprache gelehrt wird, keine, an der nicht vorzugsweise auf deutsche Wissenschaft hingewiesen wird. Noch vor Kurzem sagte ein geistvoller öffentlicher Lehrer: „Kein Volk besitzt eine Physiologie als das deutsche." Aber woher hat es diese? Weil es überhaupt Wissenschaft hat; weil es Einheit alles Wissens, weil es im Wechsel der Erscheinung das Bleibende und Ewige sucht."

„Also nach Deutschland haben wir uns hinzuwenden. Ganz besonders ist es Pflicht der Millionen Deutschen, welche jetzt glückliche Bürger dieses Staates sind, daß sie Amerika deutsche Wissenschaft erhalten, in Errichtung echt deutscher Anstalten, und so ihrem neuen Vaterlande einen Theil der Schuld bezahlen, die auf jedem dankbaren Herzen lastet. Und so ist denn auch das großartige Unternehmen, welches wir begonnen haben, ein echt amerikanisches, weil es deutsch ist, weil es durch deutsche Wissenschaft hindurch zur amerikanischen strebt."

Ich verweile noch einen Augenblick in Allentown und bei der eben bezeichneten Schöpfung, welche wirklich eine tiefdurchdachte und rein deutsche zu nennen ist. Allentown hat eine reizende Lage am Fuße der blauen Berge. Ein klarer Fluß durchwandert das durch hohe Berge geschützte Thal; in reizenden Formen thürmt sich hier gleichsam der Pelion auf den Ossa. Das hübschgebaute Städtchen ist durch Handel wenig bedeutend, und es kam den Unternehmern der medicinischen Akademie bereitwillig entgegen. Für ein verhältnißmäßig billiges Geld kaufte die Gesellschaft ein sich um die ganze eine Seite der Stadt ziehendes Stück Feld, wo sie ihre Krankenhäuser zunächst, und sodann was sie sonst an Gebäuden nöthig erachten wird, und einen botanischen Garten anlegt. In Pennsylvanien und am Ohio, überall wo Deutsche wohnen, hat diese Schöpfung das lebhafteste Interesse hervorgerufen; denn man darf hoffen nach und nach eine Universität im deutschen Sinne aus dieser Akademie sich entwickeln zu sehen. Die jungen Ärzte der nördlichen Staaten werden hier studiren und die geistige und wissenschaftliche Überlegenheit der humanen Männer, welche die Anstalt leiten, wird ihnen bald das Bedürfniß nach mehr als einseitiger medicinischer Ausbildung einprägen. Ist der Impuls einmal gegeben, dann wird der deutsche Theil der Nation nicht ermangeln, die Anstalt so zu fundiren, daß sie sich nach und nach in Facultäten erweitern kann. Aber zuerst sieht man in der großen Masse ruhig zu; to look about, sich umsehen, nennt es der vorsichtige Amerikaner und thut dabei, als wenn er grade dahin gar nicht sehe, wo seine Aufmerksamkeit vorzugsweise sich hinrichtet. Gedeiht aber die Sache, dann nennt er die Unternehmer kluge Leute und hilft ihnen in seiner großartigen Weise, die über die Territorialfragen ganz hinwegsieht. Bereits haben die deutschen Ärzte in Amerika sich in dem letzten Decennium solchen Ruf in mehren Gegenden erworben, daß die amerikanischen Charlatane vorgeben, in Deutschland promovirt zu haben, ja daß Deutsche, die in Amerika erst die Medicin ergreifen, sich getrost für deutsche Ärzte ausgeben dürfen. Freilich ist dies noch ein jämmerlicher Zustand der Sanitätsanstalten, und eine Ruhrepidemie, wie sie so häufig in Amerika sind, bringt die guten Ärzte fast zur Verzweiflung, weil dann die Weisheit der Stümper zu Ende geht und Alles zu den Ärzten von Ruf sich drängt. Meist ist das Loos eines guten Arztes, daß seine ambulante gewöhnliche Praxis ihn 10 und mehr deutsche Meilen wöchentlich in der Runde um seinen Wohnort führt. Reisen von 30 Meilen und weiter zu wohlhabenden Kranken kommen oft vor. Die zerstreuten Wohnsitze auf dem platten Lande (im Busch) machen diese Praxis noch beschwerlicher, zumal in der nassen und rauhen Jahreszeit. Die homöopathischen Ärzte haben sich ihre Praxis dadurch sehr erleichtert, daß sie zu bestimmten Zeiten und Tagen an bestimmten Orten ihres Sprengels eintreffen und dort die Krankenberichte hören, Medicin ausgeben und nach Umständen von da aus die wichtigern Kranken besuchen. Deshalb sagte ich oben, für Amerika sei die Homöopathie mehr am Platze als für irgend ein anderes Land, denn wie man mir sagt, hat der homöopathische Arzt weniger nöthig, die Kranken immer selbst zu sehen, als der allopathische. Übrigens zankt man sich in Amerika auch über den Vorzug beider Heilmethoden; die Deutschen sind indessen den Amerikanern so überlegen, daß bisjetzt Jeder, welcher gegen die Homöopathie zu Felde zog, als Ignorant öffentlich blamirt werden konnte. Dies gefällt dem Amerikaner erstaunlich und vermehrt das Vertrauen zu den Deutschen bedeutend. Dr. Häring, ein Sachse, ist Präsident, Dr. W. Wesselhöft, ein Sachse, Director der Akademie zu Allentown. Man schien es wohl aufzunehmen, daß ein Sachse dem jugendlich eitlen Amerikaner bei der Grundsteinlegung mit Selbstgefühl und einigen Machtsprüchen gegenübertrat. „The german doctor is a most instructed man; his

---

*) Anspielung auf die Fremdenbill, Sklaverei u. dgl.

speech is true, to be sure", hörte man nachher sagen. Oft ertönte das bekannte: hear! hear! wenn er gewisse Sätze betonte, und Beifallsgemurmel folgte. Es fehlt dem Amerikaner nichts so sehr, als daß ihm die Wahrheit öfter gesagt werde, denn er überschätzt sich in seiner jugendlichen Kraft. Es ist ein schändlicher Verrath am Volke, daß man es aus Gewinnsucht mit Schmeichelei verblendet. Jeder Buschschulmeister sagt alle Vierteljahre mehr als zwanzig Ältern, daß er sein Lebtage kein Kind mit solchen Gaben gehabt habe wie das ihrige. Die gemeinen Zeitungsschmierer machen lobhudelnd dem Volke weis, daß Seinesgleichen an Gescheitheit nicht mehr unter den Gabelthieren aufzufinden sei. So ist's bis zum Professor der sogenannten Universitäten (Stadtschulen) hinauf und hinab bis zu dem geringsten Amtjäger.

In einem Lande, wo die ganze nationale Literatur noch aus etwa 800—1000 Zeitungen besteht, darf man nicht fragen, was für neue Werke erschienen sind. Das „Conversations-Lexikon" ist glücklich ins Englische übersetzt, und ich möchte nach einigen flüchtigen Vergleichungen verschiedener Artikel mich nicht entschieden aussprechen, ob es durch Hrn. Dr. Franz Lieber, den Unternehmer jener Übersetzung, verbessert worden sei. Hr. L. ist ein sehr geistreicher Mann, aber kein großer Gelehrter, und der Hülfsmittel, die Artikel zu prüfen, möchten ihm in Amerika, wo die größten Bibliotheken noch aus Handelsbüchern bestehen, nicht viele zu Gebote gestanden haben. Indessen hat Hr. L. eine gute Speculation nach Nordamerika verpflanzt und ist ein reicher Mann auch dadurch geworden. Seine „Erinnerungen an Niebuhr" haben auf mich keinen Eindruck gemacht, der ich damals mit ihm in Rom war und das Licht zu dem Allen halten könnte. Sonderbar ist es, daß Hr. L. sich von seinen frühern Freunden in Deutschland völlig getrennt hat. Man hielt ihn, als er ankam, für einen preußischen Agenten und sagte sich bald ganz laut, er solle die Geheimnisse seiner Freunde, welche sie etwa in die neue Welt gerettet haben möchten, kennen zu lernen suchen. Ich glaube, daß man Hrn. L. damit das größte Unrecht gethan hat und daß dieses Mistrauen für ihn Grund genug war, sich seinen alten Freunden nicht wieder zu nähern, um so mehr, da er eine Rechenschaft über sein Benehmen in Deutschland gegen sie scheuen mochte. Wie dem auch sei: Hr. L. hat in Amerika einen Namen sich gemacht, den er als Bürger der Union verdient, und nur Hr. Dr. Karl Follenius möchte ihn durch seine Gediegenheit, Tiefe und weitschauende Geduld und Beharrlichkeit seiner Plane in einiger Zeit verdunkeln. Seit Hrn. List ist kein Deutscher der Achtung der Amerikaner so würdig gewesen als diese beiden Männer; nur wird der Name des Hrn. Follenius erst später öffentlich genannt werden, wenn sein großer Plan, deutsches Leben in Amerika zu Ehren zu bringen, seine unausbleiblichen Folgen haben wird. Er unterscheidet sich von jenen beiden Herren wol entschieden dadurch, daß sein Herz unwandelbar deutsch geblieben ist, und mit eigenthümlicher Sehnsucht spricht er von der Heimat. Und doch ginge vielleicht keiner dieser Herren und ihrer Freunde, welche 1824 den politischen Untersuchungen durch eine Reise nach den Vereinigten Staaten sich entzogen, auf die Dauer nach Deutschland und in europäische Verhältnisse zurück. Sie würden sich unglücklich fühlen, überall auf Schlagbäume und Streckreiter zu stoßen, während sie nun seit 11 Jahren Bürger und Bewohner eines Freistaats gewesen sind, wo jeder gute und natürliche Gedanke frei geäußert werden kann. Es läßt sich nicht verkennen, daß man in Amerika, weil man nicht begreift, wie man so gediegene und billige Männer in Deutschland verfolgen konnte, seit ihrer Ankunft in den Vereinigten Staaten über Deutschland nicht besser urtheilt, und daß erst diese Männer den Ruf ihres Vaterlandes wegen seiner politischen Institutionen retten müssen. Überall thun sie dies ohne Schonung ihrer selbst, und ihre tüchtige moralische Haltung erlaubt ihnen dies, ohne sich zu schaden. Wir zweifeln nicht, daß Dieser oder Jener aus der Zahl jener Männer noch eine öffentliche Bedeutung in Amerika erhalten werde, denn eine nicht geringe Anzahl derselben hat in den verschiedenen Staaten, wo sie sich niedergelassen haben, bereits einen Namen erworben, der über alle Zweideutigkeit erhaben ist.

Lustig aber ist es, anzusehen, welche verschiedene Erwerbszweige ein Theil dieser Herren ergriffen hat. Viele sind allerdings ihren ursprünglichen wissenschaftlichen Richtungen gefolgt und haben sich in Amerika als öffentliche Lehrer, Ärzte und Prediger habilitirt. Allein Viele haben den Schulstaub abgeschüttelt, vorzüglich die Juristen, und haben mit Glück irgend ein Gewerbe ergriffen, das sie bei deutscher Nüchternheit und Sparsamkeit bald zu einer sichern Grundlage eines stets wachsenden Wohlstandes gemacht haben. Einige sind freilich auch nicht weiter und selbst rückwärts gekommen, allein doch nur durch eigne Ungeschicklichkeit und Mangel an festen Grundsätzen.

Kein Augenblick ist wol geeigneter, jungen, wissenschaftlich gebildeten Männern, welche nicht durch die Genüsse des Luxus gleichsam für eine Selbsthülfe entnervt sind, die Übersiedelung anzurathen. Allein sie dürfen nicht erwarten, daß gleich in den ersten Jahren ein Professor u. dgl. in ihnen entdeckt werde. „Look about and help you!" ruft ihnen Alles zu; aber sobald sie sich bewährt haben, sind sie die Männer des Volks und können nicht verderben. Dem Prasser, Weichling und Schmachknecht rathe ich nicht, sein Pfund in Amerika wuchern lassen zu wollen; der kräftige Republikaner wird ihn vom ersten bis zum letzten Augenblicke verachten. Schulweisheit ist das Wenigste, was man sucht. Wer für die Schule und nicht für das Leben gelernt hat, der bleibe daheim. Hier bewegt sich Alles in großen Ideen, und wer keine Ahnung in sich spürt, sie erfassen und danach den Maßstab seiner Thätigkeit einrichten zu können, der bleibe auf den Landstraßen seines Vaterlandes

Und begehre nimmer und nimmer zu schauen
Was die Götter verbargen in Nacht und Grauen. 124.

Literarische Notizen.

Eins der politischen Hauptjournale in ungarischer Sprache ist der „Jelenkor". Es zeigt ein wissenschaftliches Streben und beurkundet die nach allen Seiten hin fortschreitende Bildung im Königreiche Ungarn. Es genießt einer sehr liberalen Censur, und man findet darin Correspondenzen über vaterländische Angelegenheiten aus allen Gegenden Ungarns. Es soll an 8000 Abonnenten zählen.

In Petersburg ist kürzlich eine „Geschichte der Feldzüge in der asiatischen Türkei während der Jahre 1828 und 1829" in zwei Theilen erschienen, an welcher der Fürst Paskewitsch selbst Theil hat. Der Verf. erzählt nämlich, daß er sein Werk dem Fürsten wiederholentlich vorgelesen und von demselben Ergänzungen und Berichtigungen erhalten habe. Das Werk beginnt mit einer Beschreibung des Kriegsschauplatzes, der Länder diesseit und jenseit des Kaukasus und der daranstoßenden türkischen Provinzen. Die beiden Feldzüge selbst sind in chronologischer Folge mit ausführlichen, genauen und authentischen Angaben der Operationen, Truppenmassen, Verluste u. s. w. dargestellt. Das Werk ist somit nicht nur für die specielle Geschichte jener Feldzüge, sondern auch, da genaue Vermessungen u. s. w. verzeichnet und die Beschreibungen der Gegenden sehr anschaulich sind, für die Kunde der kaukasischen Landstriche im Allgemeinen von großer Wichtigkeit.

Die gelehrte Gesellschaft in Görlitz hat einen Preis auf eine Sammlung wendischer Volkslieder ausgesetzt.

In Prag erscheint jetzt eine neue Ausgabe von Joseph Dobrowsky's „Grammatica linguae slavicae dialectus veteris. Editio abreviata et emendata a *Venceslao Hanka*." Das Werk ist in der Spurny'schen Druckerei mit neuen Lettern gedruckt; besonders zeichnen sich die kyrillischen Buchstaben durch ihre schöne Form aus. 60.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Mittwoch, —— Nr. 151. —— 31. Mai 1837.

Die neue Medea. Ein Roman von dem Verfasser des Scipio Cicala. Drei Bände. Stuttgart, Brodhag. 1836. Gr. 12. 6 Thlr.

Welche wunderbare Sache es doch mit der deutschen literarischen Republik ist! Nur sie, seit die Welt steht und man Republiken kennt und von ihnen träumt, ist eine in der Wahrheit. Nur in ihr herrscht (trotz Censur und Bücherverbote) Freiheit im vollen, uneingeschränkten Sinne des Wortes. Regierungen mögen Gesetze geben, Akademien tyrannisiren, alte und junge Schulen mögen verketzern, verbrennen, posaunen; es mögen sich alle Organe der öffentlichen Meinung die Hand reichen, diese Richtung zu verpönen und jene, als die alleinseligmachende, den Schreibern und Lesern ans Herz zu legen: der Deutsche wird doch schreiben und drucken lassen, was ihm gefällt. Es werden in jeder Messe Bücher erscheinen, die allen Regeln spotten und die Ausländer in Verzweiflung setzen, welche sich etwa die Mühe geben wollten, aus dem Gesammtinhalte derselben über den factischen Zustand der Bildung und Gesinnung in Deutschland ein Facit zu ziehen.

In Frankreich könnte ein Roman wie „Die neue Medea" nicht erscheinen. Ich meine nicht, wie der Roman da ist, das wäre an sich eine absolute Unmöglichkeit, so schreibt, kann kein Franzose schreiben; sondern gedacht, es herrsche daselbst ein Zustand der Belletristik wie unserer. Und nun im Verhältniß zu diesem wäre eine solche Erscheinung unmöglich. Denn Gegensätze sind statuirt, aber ein Verhältniß zwischen allen Erscheinungen muß obwalten. Eine Entwickelung aus dem bisher Dagewesenen, oder eine Opposition dagegen. Der Franzose verlangt, daß der Roman sich registriren, katastriren lasse. Wir stellen diese Foderung nicht. Er ist da, also hat er ein Recht zu leben, woher er auch seine Nahrungsstoffe ziehe. Mag er sich die Geltung verschaffen, wozu die Kraft in ihm ist. Wir leben in einer Republik und anerkennen deshalb in dem nämlichen Augenblicke, wo wir Dichtungen statuiren, die alle anerkannten Sittengesetze herausfodern, auch solche, die sich ihrem Dienste als erstem Zweck ihres Daseins ausschließlich gewidmet haben.

Die Romane des Verf. vom „Scipio Cicala" sind Producte eines gereiften Verstandes. Unterstützt von großer Belesenheit, mannichfaltigen Wahrnehmungen, die die gewöhnlichen weit übersteigen, weiß dieser reife Verstand bisweilen das Gewand der Phantasie überzuwerfen, und wenn er sich gehen läßt in warmen, bunten, endlosen Schilderungen, scheint ihn Das, was uns Phantasie dünkt, sogar dergestalt zu überwältigen, daß ein wirklicher Dichter dagegen dürftig erscheinen mag. Aber wenn wir auf den Grund gehen, ist es doch immer nur der Verstand, der diese Unmasse von Schätzen übereinander gehäuft hat, weil er gewußt, wo sie liegen, und er mit kluger Berechnung und geschickt angewandten Hebeln sie zu fassen verstanden. Unwillkürlich, aus sich selbst herausgeboren ist wenig. In seinem ersten Romane hat er hauszuhalten gewußt. In dieser „Medea" wirthschaftet er mit den Schätzen wie ein Verschwender und Bankrottirer, der noch auf die letzt Alles an den Mann bringen will, wo und wie es auch sei, um nur reines Haus zu machen. Scott hat viele Breiten und wir durchackern mit ihm große Wüsten; allein Alles, was er vorbringt, dient zu einem Zwecke; er nimmt, was er am Wege findet, mit, eben weil es sein Weg ist, und weiß es an den rechten Ort zu stellen und sich unterthänig zu machen. Aber er springt nicht vom Wege ab, um rechts und links etwas aufzugreifen, was zur willkürlichen Decoration des Weges dienen könnte. Nicht so der Verf. dieser italienischen Romane. Sie dienen ihm nur wie Gestelle, an die er Alles anhängt, was er aus Studien der italienischen Geschichte und Antiquitäten und aus der Anschauung des italienischen Lebens erbeutet hat. Er faßt sie mit lebendigem Geiste auf; plastisch, bunt, interessant genug malt er uns Menschen, Vorfälle, Sitten, Gegenden; aber wie sie zur Fabel seines Romans passen, das ist die geringste Sorge, und die künstlerische Unterordnung unter die Idee, die ihn beim Entwurf geleitet, ist ganz außer Acht gelassen. Bei diesem Convolut interessanter Details wundert es uns, daß die Journale nicht mehr seine Romane ausbeuten; sie könnten insgesammt auf wohlfeile Weise ein halbes Jahr davon leben und ihren Lesern Besseres und Gediegeneres dabei auftischen, als wenn sie, wie geschieht, alte abgekäute Brocken von dem Tische des „Verstorbenen" Briefstellers gierig auflesen und ihren hungerigen Lesern wie Orakelsprüche und Evangelien vorsetzen. Oder haben die wenigsten Redacteure sich so tief in die umfangreichen Bände hineingearbeitet wie Ref., der sich diesmal die

Aufgabe gestellt, „Die neue Medea" Wort für Wort zu lesen, und bekennen muß, daß es keine leichte Arbeit war. Denn eine gleiche Prolixität ist ihm in keinem ältern und keinem neuern Romane vorgekommen, durchaus hinderlich dem wahren Interesse, ob er selbst doch keineswegs dem neufranzösischen Genre huldigt, und, wenn es eine Wahl gilt zwischen der Manier eines Richardson und Hermes oder der eines Eugen Sue und wie sonst die Matadore der Schule heißen, er, so lange es Romane gibt, jenen den Vorzug zugestehen wird.

Was ist denn nun das Resultat? Bin ich befriedigt vom Lesen, oder zurückgestoßen? Es wird schwer, es sich selbst klar zu machen. Gesättigt, erquickt wie von einem Kunstwerke, wo Idee und Ausführung, Mittel und Zweck in Harmonie erscheinen, bin ich keineswegs. Die Last des Raff- und Leseholzes wuchtet auf dem Rücken, und der Fuß watet in tiefem Wüsteboden; jeder Schritt kostet dreifache Anstrengung. Aber doch bleiben wir auf dem geraden Wege; und das ist ein Vorzug, dessen nicht jeder Roman der Art sich rühmt. So schwer jene Bürde ist, sie gibt dem Träger doch eine gewisse Hältniß, sie erlaubt nicht rechts und links abzuspringen und in fremde Gebiete sich zu verlieren. Der Pfad, der ursprünglich vorgezeichnete, bleibt derselbe, wenngleich der Autor, da er mit Schrecken inne wird, wie er sich in den ersten beiden Theilen aufgehalten hat, im letzten mit einer schädlichen Hast eilt. Denn nun springen und fliegen wir über Punkte fort, die, an sich von hohem Interesse, auch in dem der Dichtung lagen, näher berührt zu werden, aber es ist keine Zeit mehr dazu, weil wir uns über die Gebühr lange am Anfange der Reise bei den minder bedeutenden Gegenständen aufgehalten haben.

Und doch die ursprüngliche Empfängniß war die eines Kunstwerkes. Eine hochsittliche Weihe umfing die Geburtsstunde dieses Romans gleich den andern desselben Verfassers, und ich weiß nicht, ob nicht die Conception noch tiefer und poesiereicher zugleich ist. Ein wackerer Mann, Jacques Pierre, großmüthig, tapfer, uneigennützig, zu allen edlern Regungen fähig, befindet sich im engsten Bunde mit einer edeln Frau, deren Geisteskräfte und Adel der Gesinnung seine guten Eigenschaften noch überbieten. Aus dem Bunde einer so gesunden Natur und so außergewöhnlicher Kräfte müßte das Tüchtigste und Schönste hervorgehen; aber dem Bunde fehlt die sittliche Basis, das Gelöbniß vor Gott, das Sacrament der Ehe. Man sollte glauben, bei so tüchtigem Willen von beiden Seiten, bei so mächtigen Reizmitteln der Schönheit und Achtung müßte ein solcher Bund auch ohne die bindenden Formeln der Kirche und der Gesetze bestehen. Aber der Held ist schon verheirathet; er ist gezwungen sein früheres Gelübde vor Derjenigen zu verschweigen, die sein Alles theilt. Das gibt den ersten kleinen Riß in das Gebäude ihres Glückes. Er wird einem Schufte, weil dieser um das Geheimniß weiß, gewissermaßen unterthänig. Laura, durch das Ungewisse ihrer Lage gepeinigt, wird argwöhnisch, sie gibt aus Aberglauben unnatürlichen Zweifeln Raum und entfremdet sich dadurch das Herz ihres Kindes. Jacques Pierre ist Seemann. Er verliebt sich in ein Wesen, das er rettet, welches doch an Werth weit unter Laura steht; die unseligsten Zerwürfnisse, nur scheinbar einstweilen durch Laura's Seelenadel gehoben, treten in sein Glück ein. Während ihm das schönste, echteste so nahe liegt, greift er verstört nach den unsinnigsten Planen, um den Launen seiner neuen Gattin zu fröhnen, und geht unter. Laura, noch tiefer durch die Größe ihres Schmerzes zerstört, von entsetzlichen Gewissenszweifeln, die unverständige Priester heraufbeschwören, durchwühlt, brütet Racheplane, die den Adel ihrer Seele vernichten, und wird zum Schluß — eine neue Medea. Wie? wollen wir der Neugier der Leser nicht in voraus enthüllen.

Diese Anlage ist vortrefflich. Mit Absicht sagten wir: eine hochsittliche Weihe habe über der Geburtsstunde des Romans geschwebt. Denn es ist nicht eine moralische Kleinkrämerei, eine prude Pensionsmoral, die alle Sinnlichkeit an sich verdammt, welche hier zu einem Begriffe die personelle Umkleidung sucht. Im wahren Adel der menschlichen Natur bewegt sich der Verf., Gestalten führt er uns vor, die durch ihre Willenskraft die kleinen Sünden, an denen die unbedeutenden Menschen untergehen, zu beglückenden Tugenden umwandeln könnten; und doch straucheln sie an scheinbar geringfügigen Umständen, weil ihnen die Einsicht abgeht, daß die herrlichste Kraft der Unterwerfung unter Formen bedarf, weil wir in einer irdischen Welt leben, wo der Geist zwar den Stoff beherrschen soll, aber nicht über die ihm nothwendigen Regeln und Gesetze willkürlich hinausfliegen darf.

Mit Meisterhand, wenngleich mit breitem Griffel, entwirft er bedeutende Charaktere. Mit der anschaulichsten Lebendigkeit stehen Laura, Jacques Pierre, Zoe die Erste und auch Zoe die Zweite vor unsern Augen, und eine Masse von Nebenfiguren und historischem Beiwerk treten plastisch heraus. Aber zum Zwecke kommt er doch nicht trotz dieses ritterlichen, wohlgerüsteten Heers. Er hat sich geirrt im Kleide, das er seiner Idee anzog. Diese ist so mächtig in ihm emporgewachsen, daß nach der Anlage das Kleid zur Nebensache werden mußte. Aber er wählte ein so schweres historisches Kleid, daß dessen brocatner und sammtener Stoffreichthum den Leib zu Boden drückt. Es ist die berühmte, vielbesprochene und verschiedenartig erläuterte Verschwörungsgeschichte gegen Venedig im J. 1618. Welch ein Stoff für sich zu Novellen, Romanen, Tragödien! Bedeutende Dichter haben sich daran gemacht, und es ist schade, daß nicht ein noch bedeutenderer es gewagt hat. Überreicher Stoff ist da noch heute zu finden. Aber diese Verschwörungsgeschichte als Zugabe zu einem ethischen Romane, oder einem, der uns anderartige italienische Sittenschilderungen mit Gemächlichkeit liefert, zu verbrauchen, das ist ein Misgriff, der sich schwer gerächt hat. Denn der Roman ist nicht Das geworden, was er sollte, ein Ganzes.

Der Herzog von Ossuna, der allmächtige spanische Vicekönig in Neapel, hatte den gewaltigen Plan gefaßt, Venedig zu vernichten, indem er es durch eine Verschwö-

rung von innen aus angriff. Auf einen dunkeln, blutigen Nachtstreich sollte der älteste, reichste Staat Europas erliegen. Ein kühner, französischer Corsar, Ossuña's Seeheld, spielte die Hauptrolle, indem er scheinbar seinen Herrn verrathen, verlassen hatte und zu den Venetianern fliehen mußte, wo er mit misvergnügten Abenteurern und Soldaten und wenigen Bürgern der Stadt selbst die Verschwörung organisirte. Der berühmte spanische Gesandte, Marquis Bedemar, war demnächst die Seele des Complotts. Es scheiterte, weil es von mehren Seiten verrathen ward, und die Lagunen Venedigs empfingen in nächtlicher Stille ihre Opfer. Ein tiefes Dunkel ward von der venetianischen Regierung aus diplomatischen Rücksichten über die Begebenheit ausgebreitet; so mysteriös, daß den Vermuthungen unermeßlicher Spielraum gelassen blieb. Der französische historische Novellist, den Schiller mit Glücke benutzt, hat daraus eine der interessantesten Erzählungen geschöpft, die je ein Historiker ans Tageslicht brachte; aber weil er offenbar erfunden, haben Andere sich gemüßigt gefunden, die ganze Begebenheit in Abrede zu stellen und die einigen historischen Hinrichtungen dem stets wachen Argwohn der venetianischen Regierung in die Schuhe zu schieben. In einem sehr gelehrten Werke hat jüngst Professor Ranke das pro und contra erwogen und, von den venetianischen Archiven unterstützt, den thatsächlichen Bestand mit ziemlicher Gewißheit zu Tage gefördert. Schon darnach ist es eine vollwichtige poetische Begebenheit, die ihren Kern in sich selbst hat, während es im Saint-Réal die ausgebildetste historische Dichtung ist, daß ein Poet kaum etwas hinzuthun könnte. Nicht ein erfindender, nur ein sichtender Dichter hätte dazu gehört, um dem Gegebenen das höchste poetisch-historisch-psychologische Interesse zu geben. Otway hat in seinem „Venice preserved" nur zum Theil diese Aufgabe gelöst; schöpfend aus Saint-Réal hat er doch mehr an seine englischen Zustände und die londner Verschwörungen unter Karl II. dabei gedacht als an die Zustände Venedigs. Für Schiller wäre es eine Aufgabe gewesen, und es ist ewig zu bedauern, daß er, der mit Otway aus demselben Saint-Réal denselben fabelhaften „Don Carlos" zur Welt brachte, bei dieser Verschwörungsgeschichte sich damit begnügte, den Saint-Réal zu übersetzen. Daß er mit dem Plane umgegangen eine Tragödie aus einem Stoffe zu schaffen, wo sie fast von selbst zu Tage liegt, darf angenommen werden, wenn es auch nirgend ausgesprochen wäre.

Und einen solchen, von Interesse jeder Art übersättigten Stoff hat der Verfasser des „Scipio Cicala" zu einem Beiwerke seines psychologischen Romans verbraucht! Ref. glaubt nicht, daß es seine Absicht gewesen. Aber er vertiefte sich dermaßen mehr in der Entwickelung der Charaktere, die dort handeln sollten, daß ihm der Raum und die Kraft gebrach, als es zur Katastrophe kam. Diese Begebenheiten in Venedig werden mit einer unverantwortlichen Kürze abgethan. Was hier geschieht, kann man nicht mehr Handlung nennen; es wird nur beiläufig erzählt. Selbst die Charaktere haben nicht mehr Zeit, sich zu entwickeln, es wird zu allerhand Auskunftsmitteln gegriffen, die in dem Verf. einen guten Historiker, aber keinen guten Romanschreiber zeigen. Während uns in einem Theile Neapel mit ermüdenden Details gemalt wird, im andern eine Reise durch Apulien und Calabrien, die voller Interesse ist, das leider nur nicht hierher gehört, blieben für Venedig, dieses Wunder der Kunstwelt, nur wenige Seiten gespart, und die Vorfälle hier, abgerissen und vereinzelt, sind lange nicht mit der Wärme geschildert wie die neapolitanischen und calabrischen Bilder. Ja, man fühlt, wie dem Verf. allüberall das historische Kleid selbst zu schwer wird. Wo er nur kann, läßt er seine Helden sitzen und wird gradezu Historiker. Und grade diese Partien, die den Kunstbedingungen eines Romans ganz fremd sind, zeichnen sich durch so treffliche, lichtvolle Darstellung aus, daß man bedauert, daß er nicht lieber von Anbeginn als Historiker aufgetreten ist. Das Endresultat unserer Betrachtung ist: er hat den Zwiespalt, in den er sich selbst gestürzt, nicht gelöst, er läßt den großartig angelegten psychologischen Roman im Stiche und geräth, überwältigt von den historischen Massen, in solche Verlegenheit, daß selbst von seinen Lieblingsfiguren ihm unter den Händen einige verschwinden; aber wenn auch als Kunstwerk verfehlt, ist der Roman doch eine bedeutende Schöpfung, die uns sowol für die sittliche Kraft ihres Verf. als für den Reichthum seiner Mittel die größte Achtung einflößt.

34.

Monarchie, Landstände und Bundesverfassung in Deutschland, nach der historischen Entwickelung und auf den gegenwärtigen Standpunkten der Staaten- und Bundesgesetzgebung beleuchtet. Von Heinrich Gottlieb Reichard. Erster Theil. Leipzig, F. Fleischer. 1836. Gr. 8. 3 Thlr.

In der ersten Abtheilung vorliegenden Theiles gibt uns der Verf. eine in recht behaglicher Breite geschriebene Darstellung der allgemeinen Verfassungs- und Ständeentwickelung in Deutschland von den ältesten Zeiten bis zur Auflösung des Reiches. Wer mit Ernst und Eifer eine tüchtige Vorlesung über deutsche Reichs- und Rechtsgeschichte auf der Universität gehört, oder Eichhorn's großartiges Werk hierüber studirt hat, kann des Verf. Arbeit ruhig ungelesen lassen. Sie ist mehr für die Unterrichtung des sogenannten gebildeten Publicums berechnet, welches, ungeachtet aller zur Schau getragenen Theilnahme für politische Materien und alles Urtheilens über dieselben, doch oft genug eine so klägliche Unkenntniß dieser Verhältnisse, noch öfter so schiefe Urtheile über dieselben leider an den Tag legt, daß man demselben allerdings, statt aller historischen Romane solche Bücher wie das vorliegende ernst zu lesen, nicht oft genug empfehlen kann.

In der zweiten Abtheilung dieses Theiles finden wir eine Darstellung des Rheinbundes und seiner Folgen für die Verfassungsentwickelung der einzelnen deutschen Staaten, zuletzt eine recht detaillirte Auseinandersetzung der deutschen Bundesverfassung. Des Verf. Würdigung der letztern steht im Gegensatze zu der von Paul Pfizer, dessen Entwickelung der öffentlichen Rechtsverhältnisse in Deutschland wir in Nr. 127 u. 128 d. Bl. f. 1836 angezeigt haben. Während Pfizer die Bundesverfassung offen angreift, vertheidigt sie Reichard; während jener mit scharfsinniger und oft treffender Kritik ihre Schwächen aufdeckt, will dieser sich durch Wahrnehmung einzelner Mängel die erhebende Hauptansicht vom großen Ganzen des Bundeswe-

fens nicht verdunkeln lassen. Mit treuer, ehrenwerther Pietät hält er an dieser fest und thut daran Recht. Denn der Bund ist und bleibt bisjetzt die einzig mögliche Form der politischen Einheit Deutschlands, und es ist besser, daß diese, vielleicht manchen der Bundesstaaten drückende Form bewahrt werde, als daß einzelne Glieder durch Losreißung vom Bunde möglicherweise eine höhere politische Entwickelung gewönnen. 74.

Die Bibliothek Klaproth's.

Bekanntlich starb der ausgezeichnete Orientalist Klaproth im vorigen Jahre zu Paris in einer bescheidenen Wohnung der Straße d'Amboise, gepflegt von einer ältlichen Dame, der Witwe Ledoux, welche Alles aufbot, dem gelehrten Manne seine letzten Lebenstage zu versüßen. Als echter Gelehrter war Klaproth reicher an Wissenschaft als an Geldmitteln. Indeß er eifrig studirte und jene erhabenen Hallen des gelehrten Alterthums durchforschte, die nur von wenigen Auserwählten betreten werden, trübte sich um ihn her sein ökonomischer Horizont und er fühlte zuletzt, daß er Mangel litt. In einer solchen drückenden Verlegenheit (es war im J. 1830) machte Klaproth, dem sein wissenschaftlicher Credit hier einmal auch in finanzieller Hinsicht zu statten kam, bei der Royal society in London eine Anleihe von 250 Pf. St., wofür er der Societät seine werthvolle Bibliothek verpfändete, welche dieselbe bis nach geschehener Zahlung als ihr Eigenthum betrachten sollte. Diese zum Theil aus kostbaren Manuscripten, indischen und chinesischen Originalwerken bestehende Büchersammlung, welche Klaproth während seines vielbewegten Reiselebens zusammengebracht, war allerdings für eine im Verhältniß nicht bedeutende Summe ein mehr als hinlängliches Unterpfand. Nachdem nun über dieses Abkommen ein Document aufgesetzt worden war und Klaproth von der Societät die gewünschte Summe empfangen hatte, begab er sich nach Paris zurück und bezog das Haus der Madame Ledoux, die er aus Dankbarkeit für ihre sorgsame Pflege und liebevolle Behandlung im Laufe der Zeit zu seiner Universalerbin einsetzte. Sechs Jahre nach jener Verhandlung mit der londoner Societät starb er den wahren, einsamen Tod eines Gelehrten, der, nachdem er die ganze weite Welt durchflogen hat, ohne andere Neigung und Triebfeder als die Wissenschaft und die Liebe zur Wissenschaft, endlich sein spärliches Eigenthum der ersten besten Person überläßt, die sich an seinem letzten Zufluchtsorte darbietet, um bei seinem letzten Seufzer gegenwärtig zu sein. Die londoner Societät nun, welche bei Lebzeiten Klaproth's vergebens die Wiedererstattung des geleisteten Vorschusses erwartet hatte, machte jetzt nach dem Tode des Gelehrten ihre Ansprüche auf dessen nachgelassene Bibliothek geltend; allein die Wirthin Klaproth's, fußend auf ihre Rechte als Universalerbin, widersetzte sich diesen Ansprüchen und weigerte sich, die Bibliothek, die sie als ihr Eigenthum ansah, herauszugeben; es kam mithin zu Anfang des Monats Mai dieses Jahres vor dem Civilgerichtshof zu Paris zur Klage. In Folge davon erklärte nun der Anwalt der Madame Ledoux, Hr. Delangle, daß das vorliegende, von der londoner Societät präsentirte Document (welches, beiläufig bemerkt, etwas unbestimmt und zweideutig gelautet haben mag) nur auf zweierlei Weise gedeutet werden könne, nämlich entweder als Verkaufs-, oder als Verpfändungsinstrument; allein daß es alsdann auch in keinem von beiden Fällen gültig sein könne. Denn als Verkaufsacte angesehen, fehle ihr die beiderseitige Unterschrift, indem sie nur von Klaproth unterzeichnet sei; als Verpfändungsdocument aber sei es deshalb ungültig, weil die Verhandlung erstens nicht einregistrirt sei und sodann auch keine Aushändigung des Pfandes stattgefunden habe, denn die Bibliothek war im Besitz oder Nießbrauch Klaproth's bis zu seinem Tode verblieben. Obgleich nun der Anwalt der Gegenpartei, Hr. Marmilliod, diesen allerdings nicht leicht zu widerlegenden Punkten dahin widersprach, daß man diese Verhandlung nur als einen bedingungsweisen Kauf und Verkauf betrachten müsse, daß es ferner der beiderseitigen Signaturen darum nicht bedurft habe, weil das Darlehn dem Documente vorausgegangen sei, daß endlich, als Verpfändung betrachtet, die Pfandverpflichtung auf Klaproth's Erben nothwendig übergehen müsse, so fand sich dennoch der Civilgerichtshof nach Abwägung dieser gegenseitigen Umstände bewogen, die londoner Societät mit ihrer Klage abzuweisen und die Witwe Ledoux im vollen Besitz ihrer Erbschaft zu lassen. 80.

Notizen.

Nichts wurde ehemals in England (und wird zum Theil noch jetzt) mit größerm Enthusiasmus betrieben als die Fischerei. Dichter und Prosaiker wetteiferten in großen Werken, wer die Geheimnisse des Angelns und Netzfischens am gründlichsten erschöpfte. John Davors gab 1613 ein Gedicht heraus, dessen dritter, von Markham in Prosa übersetzter und stark vermehrter Gesang die geistigen und moralischen Vorzüge eines vollkommenen Anglers aufzählt. Ein solcher mußte vor allen Dingen ein Gelehrter, ein Denker, guter Redner und gewandter Darsteller sein, um ohne Affectation, aber zugleich in den gewähltesten Ausdrücken über die Kunst des Fischfangs zu sprechen und zu schreiben und sie nöthigenfalls gegen alle Widerwärtigen und Verleumder vertheidigen zu können. Er mußte ferner umfassende Kenntnisse in der Mathematik, Astronomie, Physik und Erdkunde besitzen und mit allen Seen, Flüssen und Bächen vollkommen vertraut sein. Er mußte der Musik kundig sein, um den Dämon der Langeweile, wenn er sich bei dem Angler einfinden sollte (wiewol ein wahrhaft tüchtiger Angler im Grunde gar keine Langeweile empfindet), durch ein fröhliches Lied hinwegzubannen. Er mußte ferner den Geist der Demuth, Hoffnung und des Vertrauens im Herzen tragen, um sich allen in seinem Geschäfte vorkommenden Schwierigkeiten und Nöten willig zu unterwerfen, so z. B. wenn der Fischfang ein anhaltendes Knien oder Liegen auf dem Bauch erfodert. Eine der vorzüglichsten Tugenden jedoch, welche in diesem Gesetz- und Charakterbuch eines vollkommenen Anglers geboten werden, ist die Liebe zu seinen Nachbarn. Diesen soll man nichts rauben, vielmehr von dem eignen reichlichern Fang willig mittheilen.

Es gibt ein russisches Flugblatt, oder vielmehr einen volksthümlichen Holzschnitt, woran die russische Volksliteratur bekanntlich sehr reich ist, worauf das Selbstgespräch eines Jünglings über den Stand der heiligen Ehe dargestellt ist. Der heirathslustige Freier spricht sich in seiner Verlegenheit so aus:

Nähm' ich die Reiche, die mir gefällt,
Man thäte sagen, ich thu's ums Geld;
Nähm' ich unter den Schönsten die beste,
So liegt mir das Haus früh und spät voll Gäste;
Gern hätt' ich die Kluge genommen,
Doch die ließe mich nicht zum Worte kommen;
Die Ausländerin, die möcht' ich schon haben,
Ist aber zu zart, kann nicht spinnen, noch graben;
Nehm' ich nun gar eine von Adel,
So zieht sie mir Hab' und Gut durch die Nadel;
Und die Kaufmannstochter — die würde erst danken,
Die würde nichts thun als lustig schmausen;
Und thät' ich eine Gelehrte wählen,
So würde sie Feier- und Festtage zählen.

Nachdem der Wählige dergestalt an Jeder etwas hat auszusetzen gefunden, schließt er mit der guten Lehre: man solle nur ja nie eine Braut nach eignem Sinn und Geschmack sich erkiesen, vielmehr sich an gute Freunde und Freiwerber wenden und diesen sein volles Vertrauen schenken. 11.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Donnerstag, —— Nr. 152. —— 1. Juni 1837.

Zur Nachricht.

Von dieser Zeitschrift erscheint außer den Beilagen täglich eine Nummer und ist der Preis für den Jahrgang 12 Thlr. Alle Buchhandlungen in und außer Deutschland nehmen Bestellung darauf an; ebenso alle Postämter, die sich an die königl. sächsische Zeitungsexpedition in Leipzig oder das königl. preußische Grenzpostamt in Halle wenden. Die Versendung findet wöchentlich zweimal, Dienstags und Freitags, aber auch in Monatsheften statt.

Giacomo Leopardi.

Es war ein regnerischer Septemberabend des Jahres 1831, als ich nach mehrjähriger Abwesenheit in den geselligen Kreis eintrat, der sich bei Vieusseur, dem strebsamen und viel verdienten Dirigenten des gabinetto letterario in Florenz, dem Herausgeber der damals noch bestehenden „Antologia", allwöchentlich zu versammeln pflegt. Es waren meist Bekannte, die ich begrüßte: der Trauerspieldichter und Ästhetiker Niccolini, der Kenner deutscher Jurisprudenz Capei, der viel unternehmende und vielgereiste Ciampi, der geschichtskundige Marchese Gino Capponi, der des Namens, den er trägt, vielleicht des edelsten in Florenz, wahrhaft würdig ist, der vielgepriesene Alterthumsforscher Micali, der einsichtige und lebensfrische Geograph Repetti und sein Freund, der deutsche Landsgenosse Ed. Mayer, der beide Literaturen glücklich vermittelt, der rüstige Streiter und doch persönlich gar liebenswürdige Tommaseo, der seitdem leider verstorbene, so kenntnißreiche und durchaus humane Montani, der preußische Legationssecretair Alfr. Reumont, dessen Name auch ohne beigefügtes epitheton ornans bei uns hinlänglich guten Klang hat, u. A. Nachdem ich den Kreis gemustert und mit den Befreundeten herzliche Begrüßungen gewechselt, blieben zwei Gesichter mir fremd, beide blaß, beide markirt, beides untersetzte, eher kleine Figuren; doch das eine mit einem Ausdruck der Abspannung und Abgeschlossenheit, das andere von unruhiger, vornehme Haltung gewissermaßen nur annehmender Beweglichkeit. Man präsentirte mich und nannte mir die Namen: Prinz von Musignano und Graf Giacomo Leopardi. Mir war gegenwärtig, welch beneidenswerthes Lob Niebuhr dem Letztern in der Vorrede zum Merobaudes schon sieben Jahr zuvor ertheilt, und ich wußte aus persönlichen Mittheilungen, wie sehr des Grafen vertraute Bekanntschaft mit der griechischen Literatur, in einem Maße, wie sie selbst in Deutschland für ungewöhnlich gelten würde, wie sie aber in Italien unerhört ist, unserm Geschichtsforscher — darf ich mich des Ausdrucks bedienen — imponirt hatte. Ich erlaubte mir, einige freundliche Worte deshalb an ihn zu richten, und er beantwortete sie mit einer stummen, fast unhöflichen Linkischheit, der die eckigen Bewegungen seiner etwas verwachsenen Figur einen eigenthümlich abweisenden Charakter verliehen.

Um so natürlicher war es, daß meine Aufmerksamkeit sich vorzüglich dem jungen Napoleoniden zuwandte, dessen Vater (Lucian) in den vergangenen Decennien dem Dictator Europas, seinem Bruder, gegenüber sich wunderbare Selbständigkeit zu bewahren gewußt hatte, und dessen jeziger Wohnort (Canino) durch eine merkwürdige Metastase des Interesses neuerlich die vielbesprochenste Fundgrube griechischen Alterthums geworden war. Wie wenig vermochte ich damals zu ahnen, daß nach fünf Jahren der Fürst von Canino den Nimbus von Theilnahme, der sich ein Menschenalter lang an seinen Namen geknüpft, durch unbedeutende Memoiren selbst zerstören und der vor mir sitzende junge Prinz um dieselbe Zeit wegen eines Verbrechens seinen Richtern gegenüberstehen würde, wo sein Vetter den seinigen nur durch einen bedenklichen Act königlicher Gnade entzogen werden sollte. Indem das Gespräch mit der diesem Kreise so eignen Vielseitigkeit und Beweglichkeit eine bunte Reihe von Gegenständen berührte, hielt es sich ebenso fern von kathedermäßiger Gründlichkeit als von jenem unruhigen Abspringen, das auf die Leichtigkeit des guten Tones Anspruch macht und nur noch mehr ermüdet als das entgegengesetzte Extrem. Freundliche Erwähnungen meiner Arbeiten lenkten die Unterhaltung auf Dante, und es wurde lachend eines, wenige Jahre zuvor gemachten und gänzlich misglückten Versuches, einen Aufsatz, den ich gegen Marchetti gerichtet, ins Italienische zu übersetzen, gedacht. Die moderner Gesinnung sehr entsprechende Behauptung dieses bologneser Grafen, daß es nur irdische Interessen, politische Parteikämpfe

seien, denen Dante die stolzen Terzinen seiner „Göttlichen Komödie" gewidmet, fanden, einmal in Erinnerung gebracht, wie überall, so auch in diesem Kreise vielfachen Anklang, und der Prinz von Musignano äußerte flüchtig, wie er nicht hoffen wolle, daß eine Meinung obsiege, die dem Vater der italienischen Dichtkunst, um ihn zum scholastischen Theologen zu machen, das warme Mitgefühl Derer entziehen würde, die, gleich ihm, den Ungebührnissen in Staat und Kirche entrüstet gegenüberständen. Leopardi, der bis dahin hartnäckig geschwiegen, entgegnete wie widerstrebend ein paar entschiedene Worte, die ein tieferes Verständniß des Mittelalters bekundeten, als ich erwartet. Man hörte ihm aufmerksam, fast überrascht zu; er aber versank sofort wieder in sein voriges Schweigen. Seine Stimme blieb die einzige mir gleichgesinnte.

Auf der Gesellschaft, die sich bei Vieusseux zu versammeln pflegte, haftete schon damals, und wol mehr als billig, von Seiten der Behörden ein Verdacht tadelnswerther Gesinnung, dem man weitere Nahrung zu entziehen stillschweigend übereingekommen war. Außerdem erfoderte die Gegenwart des Prinzen, dessen Cousin nach unglücklicher Einmischung in die revolutionnairen Umtriebe der nördlichen Provinzen des Kirchenstaats dort vor wenig Monaten den Tod gefunden hatte, Schonung. So vermied man möglichst lange, von den politischen Ereignissen des Tages zu sprechen; aber ich kam aus den aufgewiegelten Marken, ich hatte wenig Tage zuvor beide feindliche Feldlager besucht, Warschaus Fall war eben erst in Florenz bekannt geworden, und so schloß sich denn an den trockenen Bericht meiner Reiseschicksale bald eine Schilderung der dortigen Zustände, und ehe wir es vermuthet, hatten wir uns in den lebhaftesten Streit über Fug und Recht zu solchen Auflehnungen, über Festhalten am Bestehenden und neuerungssüchtiges Zerstören desselben verwickelt. Trotz meines Hasses gegen alles Revolutionnaire hatten mehre der Persönlichkeiten, mit denen ich in Ravenna in Berührung gekommen, meine lebhafte Theilnahme erweckt. Ich versuchte es, gestützt auf die Argumente, die unter den dort vernommenen mir die haltbarsten schienen, die Unbilden zusammenzustellen, denen jene Landschaften unterlegen, und erklärte, wie ich bei so ganz verschiedenen Verhältnissen mich nicht entschließen könne, die dortigen Unzufriedenen unbedingt in das Verdammungsurtheil zu begreifen, welchem meiner Überzeugung nach die Revolutionnaire von Deutschland und Frankreich unterlagen. Ich wußte, daß Graf Leopardi selber einer angesehenen Familie in den Marken angehörte, und war daher wenig verwundert, als er, obwol erst gegen das Ende dieses, ihm so nahe liegende Gegenstände berührenden Gespräches abermals sein Schweigen unterbrach; um so mehr aber war ich es, als er, sichtbar mit innerm Kampfe, sich in ebenso kurzen als schroffen und schneidenden Entgegnungen gegen den von mir gemachten Unterschied erklärte und auf das ungünstigste gegen die Bewegungen in der Romagna und ihre Motive sich aussprach. Es war indeß leicht wahrzunehmen, wie wenig diese Äußerungen bei den Gegenwärtigen Anklang fanden. Hatte man, als er früher das Wort nahm, mit sichtlicher Freude, ihn sprechen zu hören, sich zu ihm gewandt und, wenn auch verschiedener Meinung, doch wohlgefällig auf seine Rede gemerkt, so schien jetzt nur das nicht abzuweisende Gebot der Höflichkeit eine Unterbrechung zu hindern. Niemand antwortete, als er geendet; es waren sichtlich alte, wieder aufgefrischte Misverständnisse, und nach einigen Minuten lebhaft unter den Übrigen fortgeführten Gespräches war Leopardi unbemerkt verschwunden. Drei Jahre darauf erschien sein „Politischer Katechismus", der, indem er das an sich Wahre auf die Spitze stellt, um es hart und schneidend auszusprechen, indem er den Staat der organischen Gliederungen beraubt, aus welchen er geschichtlich hervorgegangen und die ihn innerlich verknüpfen, um das Princip der absoluten Macht an die Stelle zu setzen, gewiß mindern Anklang gefunden, als bei den Verirrungen des Zeitgeistes in Italien dringend zu wünschen gewesen wäre.

Es waren im Laufe des Abends Erklärungen zum Petrarca erwähnt worden, die Leopardi vor nicht gar lange herausgegeben. Ich ließ sie mir am andern Morgen aus der Buchhandlung senden und fand kurze, lichtvolle Paraphrasen ziemlich aller Stellen, die dem Verständniß einige Schwierigkeit in den Weg legen; aber weder ein sentimentales Hingerissensein von der Überschwenglichkeit des Dichters, noch ein tadelndes Aufdecken jener eleganten Leerheiten, die bei dem Sänger von Vaucluse so oft uns zurückstoßen. Man konnte nicht wahrnehmen, ob in einem oder anderm Sinne der Erklärer bei *seiner* Arbeit warm geworden wäre.

(Der Beschluß folgt.)

Ferdinand Raimund's sämmtliche Werke. Erster Theil: Der Diamant des Geisterkönigs und Der Alpenkönig und der Menschenfeind, herausgegeben von Johann N. Vogl. Wien, Rohrmann und Schweigerd. 183. 8. 1 Thlr.

Raimund als Volksdichter war eine so merkwürdige Erscheinung in unserer an aller dramatischen Volkspoesie sterilen Zeit, daß, wenn man es unternahm, seine hinterlassenen Stücke durch den Druck dem Publicum bekannt zu machen, eine beigefügte Charakteristik des Mannes und eine Geschichte, wie er Das geworden, was er war, von Wichtigkeit gewesen wäre. Dies scheint, dem dürftigen Vorworte nach zu schließen, hier nicht beabsichtigt. Der Herausgeber sagt nicht mehr als: „Was Raimund als Mensch war, das wissen nur Jene zu beurtheilen, welche sich seines nähern Umganges zu erfreuen hatten; Raimund als Dichter war ein Talent, welches die Anerkennung und Würdigung, die demselben zu Theil wurde, schon darum verdiente, weil sein Streben hauptsächlich darauf gerichtet war, die Volksbühne zu veredeln, den Geschmack des Publicums zu läutern und für das Bessere empfänglich zu machen; noch mehr verdiente es aber jene Würdigung, da Raimund sich aus sich selbst herausbildete, durch eignen Fleiß und eigne Kraft sich zu den Höhen der Dichtkunst hinaufzuschwingen suchte und Das, was er war, einzig und allein dem eignen, ernsten Wollen und Ringen zu verdanken hatte." Sonst bittet der Herausgeber die Leser, nur den Gesichtspunkt ins Auge zu fassen, von welchem aus diese Stücke seiner Meinung

nach betrachtet sein wollen, nämlich als Volksstücke, die mit Rücksicht auf die Bühnen, auf welchen sie zur Darstellung kamen, und dem Geschmacke gemäß, welcher auf diesen herrschend war, eingerichtet wurden und in welche daher so Manches aufgenommen werden müssen, was Raimund selbst, wenn er nicht für Volksbühnen geschrieben, gewiß weggelassen haben würde. Dies brauchte kaum gesagt zu werden. Aber schon aus dem Wenigen, was über Raimund's Persönlichkeit bekannt ist, ließen sich andere Schlüsse ziehen. Wie er im Anfange als Schauspieler nicht reussirte, weil er nur nach hochtragischen Rollen strebte; wie er, auf diesem Wege zur Mittelmäßigkeit und Nichtbeachtung herabgesunken, seinen eigenthümlichen Weg, weit abwärts von dem bisherigen, einschlug und, fast im Ärger über die Verkennung eines Strebens, das er für das edlere hielt, populaire Zauberlustspiele schrieb und selbst darin in grotesk komischen Masken auftrat. Wie er, von dem ungeheuern Succeß gehoben, nun glaubte, freies Spiel zu gewinnen und auf Umwegen zu seinem ersten Ziele zurückgehen zu können; wie er daher in die Zauberpossen immer mehr allegorischen Ernst hineinbrachte und in sein komisches Spiel eine Iffland'sche Charakteristik, bis es sein Publicum ihm entfremdete. Wie der Schauspieler und Dichter darauf sich misvergnügt von der Bühne trennte und lange Zeit als Misanthrop umherreiste, namentlich darüber verletzt, daß das Lieblingskind seiner Muse, da wo sie nach ihm den höchsten Flug gewonnen, „Die gefesselte Phantasie", so wenig angesprochen hatte. Wie er darauf in raschem Entschluß wieder zur alten Bahn zurückkehrte und aufs Neue der Liebling seines wiedererwachten leopoldstädtischen Theaters als Schauspieler und Dichter wurde, einsehend, daß seine Kunst sich nicht von den Elementen trennen dürfe, unter denen sie geworden, was sie ist. Wie er endlich durch ein furchtbar tragisches Schicksal, das in seinen grauenhaften Einzelheiten noch nicht einmal ordentlich bekannt ist, halb freiwillig und nicht freiwillig von der lichthellen Erde Abschied nehmen müssen, und wie dieser Komiker das Loos so vieler andern theilt, daß, derweil er zur Ergötzung und Erheiterung von vielen Tausenden arbeitete, ihn selbst ein dauernder Trübsinn plagte und den besten Menschen und heitern Schöpfer geistvoller Arbeiten zu einem Gegenstande des Mitleids aller Derer machte, die ihn näher kannten.

Dies hier Gesagte ist schon viel, und wie viel mag sich noch sagen lassen, was wir nicht wissen, um eine psychologische Biographie zu liefern, welche vom höchsten Interesse sein könnte. Aber wer fühlt sich dazu berufen! Unter Denen, die ihm im Leben zunächst standen, dürfte vielleicht Keiner sein, der einer solchen Arbeit gewachsen wäre. Aber sie könnten wenigstens Einzelzüge hinzutragen, um das Bild einer seltenen Erscheinung zu vervollständigen.

Über Raimund's Stücke, wie sie als literarische Erscheinung sich ausnehmen, zu urtheilen, wollen wir uns, bis die Sammlung vollständig erschienen sein wird, versparen. Vieles nimmt sich freilich, wenn man es liest, ganz anders aus, als wenn man es sieht. Bei welchen neuern Lustspielen wäre das aber nicht der Fall, und ist das nicht im Grunde ein Lob für einen Volksdichter, der nie an die schwarzen Buchstaben dachte, sondern an die lebendige, bunte, tönende Gestaltung auf der Bühne? Einzelne Stellen üben indessen auch im Lesen ihre volle Kraft, zum Beispiel jene berühmte Geistercitation im „Diamant des Geisterkönigs": der Geist des Zephises erscheint und sein Sohn redet ihn an:

Eduard.

Geist meines Vaters! rathe deinem unglücklichen Sohne! Was soll ich beginnen?

Zephises (mit ernster Stimme).

Ich bin dein Vater Zephises und habe dir nichts zu sagen als dieses. (Verschwindet wieder.)

Eduard (spricht langsam).

Er ist mein Vater Zephises —

Florian Waschblei (der Gracioso, Kasperl u. s. w.).

Und hat uns nichts zu sagen als dieses! Nun, das können wir ja thun; riskiren thun wir nichts dabei.

Könnte diese Stelle nicht als Motto über mancher berühmten Geistergeschichte, die gegenwärtig Lärm macht, stehen? In den Versen ist nicht die Quintessenz des Witzes concentrirt. Sie streifen, ob der Verf. das freilich am wenigsten beabsichtigte, an Schikaneder'sche Mysterienweisheit, z. B.:

Wol soll in der Geister Walten
Lieb' und Großmuth mächtig schalten,
Und ihr Wesen hoher Art,
Wo sich Kraft mit Freiheit paart,
Soll, befreit vom irdischen Band,
Schwingen sich an Äthers Rand.
Doch, sowie's im Menschenleben
Bös' = und Gutgesinnte gibt,
Jener haßt und dieser liebt,
So ist's auch in Geistersphären,
Daß nicht All' nach oben kehren
Ihr entkörpert Schattenhaupt u. s. w.

Doch auch darüber wollen wir erst urtheilen, wenn wir „Die gefesselte Phantasie" gelesen haben, in der uns, auch in den Versen, bei der Darstellung Poesie entgegenklang, welche in einzelnen Naturlauten an Tieck, in manchem Wohllaut an Göthe erinnerte. 101.

Correspondenznachrichten.

Paris, 17. Mai 1837.

Die Franzosen befürchten jetzt ernstlich, sie müßten deutsch lernen, Bier trinken und lutherisch werden. Ich habe dieser Tage in einem Journale gelesen, es würde eine deutsche Nationaloper im Ventadour und eine protestantische Kapelle im Tuileriengarten errichtet werden, beide für die Kronprinzessin Helena, versteht sich; denn die echten Pariser brauchen blos politischen Protestantismus und haben mehr als zur Genüge an der italienischen Bühne, die seit Jahr und Tag weder die Kunst noch die Kehlen der Fashionables weiter brachte. Diese guten Leute wollen blos eine Untugend von den Deutschen lernen: das Tabackrauchen.

Was die Propagation der deutschen Classiker betrifft, so glaube ich noch immer nicht daran. Es sind die Deutschen selbst, die sie kaufen und lesen. Ihre Zahl ist ja dazu groß genug und wächst ohne Zweifel. Die Journale sind noch nicht zu ordentlichen Übersetzern, vielweniger das Publicum zu einer deutschen Lecture gekommen, die man verwegen und unverschämt genug „le gallimathias philosophique" nennt, grade als ob jenseit des Rheins die Philosophie das Studium der Handwerksburschen und Tagelöhner geworden. Das dynastische Oppositionsblatt: „Le siècle", geht noch einen Schritt weiter als das literarische Proletariat, das Weltweisheit treibt, und darum äußerte es diese Woche seine Furcht vor der Introduction der mecklenburgischen Mundart, welche es le langage des chevaux nennt.

Die „Sprache der Pferde", welche die Deutschen reden, hat es, den Göttern Dank, noch nicht zu dem Wieherton des Liberalismus gebracht, der das civilisirte Frankreich und die Sprache Voltaire's auszeichnet; aber dafür ist sie auch die Sprache par excellence, welche Jeder auf seine Weise führt, der jeder Redner und Schriftsteller einen andern Charakter gibt.

Die Eifersucht gegen die Deutschen geht so weit, daß man die deutsche Diplomatie und Journalistik fürchtet, ängstlich die Capacitäten vermeidet und mit ihrer Familie und ihren Bedienten discutirt. Diese Bedienten der Politik und Literatur, welche nicht selten, ja häufig Juden sind, wissen sich par consequent darob was zu Gute, fühlen der Jungfrau Europa an den Puls und reisen in der Postkutsche bis an den Kanal von Dover und bis an das Ufer der Bidassoa, wo ihrem Verstande plötz-

lich die Welt mit Brettern verrammelt scheint. Es ist immer ein Talent, Ansichten und Meinungen von einem gewissen Ellenmaß zu haben.

Was aber das deutsche Theater betrifft, so vereinige ich dafür meine Wünsche mit dem Publicum und der gebildeten Welt. Paris braucht ein deutsches Theater, ein deutsches Journal und eine große und solide deutsche Buchhandlung, welche Frankreich mit allen Novitäten und Notabilitäten d'outre Rhin in Rapport setzt. Bisjetzt war es daher weder den Deutschen noch den Franzosen in Paris möglich, den wirklichen Zustand deutscher Kunst, Literatur und Tagesverhältnisse kennen zu lernen, denn die pariser Zeitungen bezogen ohne Ausnahme ihre Nachrichten aus der Fabrik eines Übersetzers, und der Buchhandel lernte außer ein paar Classikern alter Währung höchstens die Autoren kennen, die für ihr Geld im Stande waren, sich übersetzen und beurtheilen zu lassen.

Die Pariser aller Classen sind dahinter gekommen, daß die Deutschen nicht blos besser in Zeuch und Leder arbeiten, solider, fleißiger und industriöser sind als die Franzosen, sie merken, daß auch die deutsche Kunst und Poesie und Wissenschaft in jedem Betracht, und daß selbst die deutsche Politik ihnen den Rang streitig macht, sobald die Regierungen die Erlaubniß zur Concurrenz geben. Und dieses misfällt den eiteln Weltverbesserern und animirt sie zur Conservirung der alten Gebietsgrenze: der Sprache. Was würde wol von der französischen Staatsimportanz bleiben, wenn diese Sprache aufhörte Idiom der Diplomatie und Reisewelt zu sein? Nichts als die Revolution von 1789—1837, nichts als ein Charivari von Reformen ohne Reform; denn die Idee und die Freiheit, die jetzt regieren, waren von den Philosophen und Dichtern des vorigen Jahrhunderts, d. h. von den Socialdoctrinairen des Friedens, gegeben.

Ich verspreche mir viel für die Geschichte und die Menschheit durch die Katastrophe, die mit der Vermählung des Herzogs von Orleans eintritt. Dieselbe pacificirt und entwaffnet Europa, dieselbe befreit es von der Freiheit und von ihrer Gegnerin, die auf unser Aller Kosten miteinander Krieg führten auf unsern Auen und mit unserm Gelde und Geiste. Das Geld muß eine nützliche Macht, der Geist der einzige Gebieter sein auf Erden.

Mit der französischen Literatur ist es jetzt schlechter bestellt als jemals, denn außer den italienischen Schilderungen von Méry wüßte ich kaum ein einziges Buch dieses Jahres zu nennen, das die Reputation der Kritik verdient. Die alten Koryphäen haben nichts geschrieben, Hugo und Dumas treiben Doctrinairpolitik, um Akademiker und Pairs zu werden, und Chateaubriand, Lamartine, Delavigne, Scribe, Balzac, Gozlan, Lamennais und Sand, Alle sind über den Lenz ihrer Schriftstellerei hinaus, oder ganz und gar Greise und — Rococo geworden. Die Bühne hat gar nichts Erhebliches producirt, aber den Beweis wie gewöhnlich geliefert, daß die Pariser Abderiten sind, die ein gutes wie ein schlechtes Stück geduldig eine Zeit lang hinnehmen. Ihr kritischer Verstand wird durch eine wohlorganisirte Claque und eine Cameraderie der Autoren und Recensenten dermaßen in Unterwürfigkeit gehalten, daß man oft genöthigt ist, ganz und gar daran zu zweifeln.

Es sind Memoiren Lafayette's erschienen, die seine Familie herausgab. *) Da nun aber die Periode des Liberalismus der des Kosmopolitismus wich, so kam das Werk wenigstens drei Jahre zu spät, um viele Leser zu finden. Lafayette war der unbescholtenste, beste Charakter der Revolution; aber er hatte das Schicksal Napoleon's, nur seiner Zeit zu leben und dann — außer Mode zu kommen. Die Ära des Friedens, der Intelligenz und materiellen Interessen verdrängte die Helden und Tribunen der Völker. Außer dieser Schrift kann ich Ihnen noch einen neuen Roman vom Vielschreiber d'Arlincourt, „L'herbagère", und ein großes artistisch-archäologisches Werk über Syrien von Leon Delaborde anzeigen Der Letztere hat früher bereits ein ähnliches Opus mit Großfoliokupfern über das steinige Arabien drucken lassen, auf seine Kosten, versteht sich. Delaborde reiste mit Bequemlichkeit und Liebhaberei. Da er Geld genug hat, seine Skizzen und Mappen zu veröffentlichen, so wird er unfehlbar der Wissenschaft von Nutzen sein und der Welt ein Werk hinterlassen, daraus Diejenigen, die andere Werke machen, etwas schöpfen können. Wir besitzen bereits an die Hunderte solcher kolossaler Editionen, die in den Bibliotheken vergraben liegen, und es ist dabei nur zu beklagen, daß noch immer kein praktisches allgemein faßliches Buch darüber und daraus, auf eigne Anschauung mitbegründet, verfertigt worden.

Schließlich die Bemerkung, daß, nachdem die periodische Presse alle Staberliaden von dem Räuber Schubri erschöpft hat, das hiesige Theater Gymnase den Helden dramatisch verspeiste. Täglich applaudirt Jan Hagel der Mittelclassen das Vaudeville. 18.

*) Wir berichten nächstens ausführlich darüber. D. Red.

Mensch, Engel oder Teufel. Byron's Leben und Abenteuer in England, Italien und Griechenland. Von Eduard Magnien. Zwei Bände. Meißen, Goedsche. 1837. 8. 2 Thlr. 16 Gr.

Mit der Anzeige dieses Werkes können wir uns sehr kurz fassen. Der Verf. gibt Byron's, des großen und doch unglücklichen Dichters Leben in einer poetisch-phantastischen Bearbeitung und in einer dialogischen Trilogie, deren Abschnitte die obengenannten drei Länder und Byron's thaten- und gedankenreicher Aufenthalt in denselben bilden. In gewissem Sinne ist dieser Versuch, eine durchaus übergreifende poetische Persönlichkeit auf poetische Weise zu reflectiren, als nicht mislungen anzusehen. Ein tüchtiges Studium der Werke Byron's und eine daraus hervorgegangene liebevolle Befreundung mit dem freund- und freudelosen Dichter wird dem Verf. nicht abzusprechen sein. Alle Persönlichkeiten, welche das meteorengleiche Dasein des ausgezeichneten Mannes einst in seine feurigen und excentrischen Kreise zog, treten hier in ihrer eigenthümlichen Stellung auf: die Fornarina, die Gräfin Teresa, die edlen Griechenhäupter, der zartere Shelley, der treue Fletcher, die jungen lockern Theilnehmer seiner wüsten Nachtgelage in Newstead-Abtei, die Cousine Maria, seine erste Liebe, und noch viele Andere. Will man die Haltung und auch einigermaßen das Colorit des Ganzen mit einem andern derartigen Stück vergleichen, so wird dies am füglichsten der „Napoleon" von Alexander Dumas sein, nur daß aus der abweichenden Persönlichkeit der Helden freilich auch ganz abweichende Richtungen hervorgehen. Wir wollen dem Verf. durchaus nicht abstreiten, daß der Versuch, eine so gewaltige, umfassende, dämonisch-räthselhafte Dichtergestalt, wie die Byron's, auf diese Weise wieder ins Leben zu rufen, an sich etwas Großartiges hat, und um so weniger wollen wir kleinlich mit ihm rechten, wenn Manches in der Ausführung hinter dem leitenden Gedanken zurückblieb.

Bruchstücke als Proben und Belege unsers Urtheils mitzutheilen, erlaubt die eigenthümliche, dabei sehr ausführliche Darstellungsweise und Formirung des Verf. nicht. Wir müßten, um hierin etwaigen Ansprüchen zu genügen, ganze Scenen abschreiben, wozu uns in der That der Raum gebricht. Bei dem Ernst jedoch, den wir in der Anlage des Buches und in der Absicht des Verf. wahrgenommen, wollen wir wünschen, daß er auch andererseits billige Beurtheilung finde. 71.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Freitag, —— Nr. 153. —— 2. Juni 1837.

Giacomo Leopardi.

(Beschluß aus Nr. 152.)

An einem der nächsten Tage traf ich bei einem Besuche, den ich Capei machte, den Grafen Leopardi. Das Gespräch, das sich hier entspann, steigerte mein Interesse lebhaft, und mit der größten Theilnahme hörte ich, was mir Capei, als wir allein waren, von Leopardi berichtete. In günstigen, ja glänzenden Verhältnissen geboren und erzogen, hatte er sich von früh an wegen der leichten Verunstaltung, mit der er auf die Welt gekommen, überall zurückgesetzt geglaubt. Ernst und menschenscheu, hatte er den größten Theil seiner Jugend auf einer entlegenen Familienbesitzung fast einsam verlebt und mit übermäßigem Fleiße und dem glücklichsten Erfolge wissenschaftlichen Studien obgelegen. Um die gleiche Zeit, wo diese geistigen Anstrengungen seine Nerven zerrüttet und ihm ein schweres Unterleibsleiden zugezogen, hatte die Liebe, deren er sich voller Mistrauens bis zum Mannesalter erwehrt, mit aller Macht lange verhaltener Leidenschaft seiner sich bemeistert, und der kurze Rausch eines scheinbar beglückenden Verhältnisses war nach wenig Monaten durch die herbsten Erfahrungen, durch bittere Enttäuschung geendet. Solchen Schlägen war der von jeher schwächliche Körper erlegen; eine Todeskrankheit hatte ihn lange Wochen an dem Rande des Grabes gehalten, und als er endlich langsam und unvollkommen genesen, blieben Körper und Geist unter dem Drucke eines anhaltenden Siechthums. Stumm und unthätig konnte er nicht selten Tage und Wochen hinträumen, oder vielmehr brüten und theilnahmlos an sich vorübergehen lassen, was ihn oder die Seinigen am nächsten betraf, gleichgültig wie die Tage, so die Menschen kommen und scheiden sehen. Geschah es späterhin, daß er sich wieder mitfühlend erwärmte, schloß er sich innig, ja wol leidenschaftlich an Einzelne an, so war es dann wieder nicht selten, als ob ihn plötzlich Reue ergriffe; er brach ohne Anlaß die scheinbar erquickendsten Verhältnisse ab, und man erfuhr, er sei zurückgekehrt in seine Einsamkeit, wo er Wald und Fels und Mondennacht vielleicht allein sich wahrhaft befreundet wiederfand. Dabei kehrten seine körperlichen Leiden mit immer neuer Heftigkeit wieder und ließen schwer begreifen, wie es dem unter ihnen fast Erliegenden möglich war, zu so bedeutenden Erzeugnissen, als er von Zeit zu Zeit seinen Freunden mittheilte, Muth und Kraft zu finden.

Am nächsten Abend folgte ich Capei's Auffoderung, ihn zu Leopardi zu begleiten. Wir fanden den Grafen zwei Treppen hoch, schlechter als bürgerlich eingerichtet, fast ohne Bücher und scheinbar unbeschäftigt. Ich blieb einige Stunden und schied mit der Überzeugung, einem wahrhaft edeln Mann von der größten geistigen Bedeutsamkeit näher getreten zu sein, als ich hoffen zu dürfen geglaubt hatte. Öfteres Wiedersehen wurde für die Zeit meines Aufenthalts in Florenz verabredet, einen Tag wollten wir zusammen auf dem Lande verbringen und Dante zum Begleiter nehmen, um uns über einige Fragen, die wir verschieden beantworteten, wo möglich zu einigen.

Gegen Mittag des andern Tages brachte mir ein Bedienter die Empfehlungen des Grafen, der am Morgen nach Rom gereist sei, und ein Exemplar seiner eben erschienenen „Gesänge" mit einer freundlichen Inschrift.

Diese „Gesänge" „Canti", die ich seit jenem seltsamen Abschiede manches Mal und mit immer wachsender Theilnahme für den unglücklichen Dichter gelesen, stehen vereinzelt in der neuern italienischen Lyrik. Völlig entkleidet von aller künstlichen, durch die Zierlichkeit ihres Baues bestechenden Form, oft des Reimes gänzlich ermangelnd, ohne jene zugespitzten epigrammatischen Gedanken (concetti), für welche die Italiener ebenso viel Meisterschaft als Bewunderung hegen, überströmen sie von einem tiefsinnigen trost- und hoffnungslosen Weh, das, wie verschiedene Töne auch angeschlagen werden, gleich dem melancholischen Refrain einer Volksmelodie immer wieder und wieder erschütternd hindurchklingt. Dabei eine Unmittelbarkeit der Naturanschauung, ein Verständniß der geheimnißvollen Sprache, die ebenso gut als der Wald im Brausen des Gewittersturmes auch das im Morgenhauch nickende Gräschen dem Vernehmenden zu reden weiß, wie ich wenigstens bei den Italienern nie gefunden zu haben mich erinnere. Mahnt doch die Schilderung des Mondenlichts, wie es seinen schwermüthigen kühlen Schimmer über Thäler und fernes Berggehänge breitet, die in diesen Blättern mehr als einmal wiederkehrt, an die schönsten, unserm Gedächtniß befreundetsten Stellen deutscher Dichter. Weht nicht in jenem „einsamen Leben" um die Ufer des düstern Waldsees vernehmlich der weihende Hauch

des Schweigens wie in Tieck's „Waldeinsamkeit"? Und dabei ist es, als ob durch den scharfaufgeprägten Charakter üppiger südlicher Natur jene Wehmuth im Gegensatze noch ergreifender und rührender würde, als wo sie durch das klagende Rauschen nordischer Fichten dringt. Und die nie zu erschöpfende Trauer über Italiens entwürdigendes Loos, über die Entartung der meisten seiner Söhne, wo hätte sie wol eine edlere, ernstere Stimme gefunden als hier? Nicht die zum Übermaß und Überdruß gehörte Klage ob der Unterwerfung italienischer Landschaften unter deutsche Scepter wiederholt sich hier, sondern die viel wahrere und tiefer begründete über bethörtes und aller warnenden Erfahrung zum Trotz ewig wiederkehrendes Hingeben an französische Schmeichelworte und französischen Freiheitsschwindel, gleichgültig ob er den Ruhm größerer Jahrhunderte an die Seine, oder das Blut der Söhne an die Beresina fodere. Eines nur verletzt, Eines fehlt in diesen tiefergreifenden Gesängen: aller Schmerz und alle Leiden, sie erscheinen nur als ungleiche Waffen, mit denen das Schicksal uns Sterbliche feindlich zu Boden schmettert, und denen, so schwach auch unsere Kräfte seien, entgegenzukämpfen unser einziges Verdienst ist; daß das Unglück eine Prüfung, ja für Den, der es recht zu tragen weiß, eine Segnung Gottes sein könne, das ist nirgend ausgesprochen.

Kannegießer's eben erschienene Übersetzung *) verdient den Ruhm der Treue, der frühern Arbeiten dieses fleißigen und sorgsamen Schriftstellers einstimmig zu Theil geworden ist, mit um so größerm Rechte, als hier die Form mindere Schwierigkeiten entgegenstellte als z. B. bei Dante. Lesen sich aber dennoch diese Gedichte auf deutsch nicht eben leicht, so trägt die Schuld davon lediglich die Prägnanz des Gedankens, die auch das Original Manchem, der seinen Metastasio geläufig genug übersetzt, nicht ohne Anstoß und Bedenken lesbar machen wird.

Karl Witte.

Romanenliteratur.

1. Celeste. Eine Erzählung nach Mortonval's „Un secret d'état" aus dem Französischen übersetzt von L. Kruse. Zwei Theile. Leipzig, Kollmann. 18 6. 8. 2 Thlr.

Gewiß ist schon mancher Wagen umgefallen und dadurch ebenso mancherlei Heil und Unheil herbeigeführt worden; es fragt sich aber, ob jemals eine solche Maschine verhängnißvoller umwerfen konnte als der Miethwagen, welcher zur Carnevalszeit 1806 an der Ecke der Straßen Filles-Saint-Thomas und Notredame-des-victoires in Paris zwei junge Damen in ein verdächtiges Haus schleuderte. Mit der dem Franzosen eigenthümlichen Gewandtheit wird dieser Umstand benutzt, uns manche interessante Figuren und Situationen vorzuführen und endlich eine der Damen, Celeste, in die Arme eines jungen Mannes zu legen, welcher sie in jenem Hause überraschte. Ref. aber muß bekennen, daß ihm die Erzählung zu lang erschienen ist; eine deutsche Feder würde aus dem Stoffe vielleicht eine treffliche Novelle gebildet haben, indem sie Manches hätte fallen lassen, was dem Franzosen nothwendig schien. Überflüssig ist nun auch allerdings nichts in dieser Erzählung eigentlich zu nennen, aber künstlerisch nothwendig ist Manches durchaus nicht.

2. Der Diplomat. Ein Gemälde der pariser Sitten von Julius Lacroix. Aus dem Französischen. Zwei Bände. Stuttgart, Erhard. 1836. 8. 2 Thlr.

Das sind die pariser Sitten und, von der Form abgesehen, die Sitten aller großen Städte, mit den dicksten, schreiendsten Farben und dem derbsten Ausdruck wie der schroffsten Zeichnung dargestellt. Absolut unabweisliche Wahrheit spricht das Buch auf jeder Seite aus, das ist nicht zu leugnen; es fragt sich nur, ob wir an einer Colorirung Gefallen finden, die nur für ordinaire Gaffenaugen einen wohlthuenden Zauber ausüben kann. In der Form zeigt sich der gewandte Franzose. Das ganze Buch ist Dialog, mit einer Sicherheit behandelt, die wirklich in Erstaunen setzt, und der Übersetzer bethätigt nicht minder den alten deutschen Übersetzerruhm: das Buch liest sich durchaus deutsch, und unser Reichthum an markigen Ausdrücken ist eben bei diesem markigen Buche mit so vielem Geschick benutzt worden, daß man fast glauben sollte, das Original stehe in dieser Beziehung der Übersetzung nach.

Eine allgemeinere Bemerkung mag Ref. nicht zurückhalten. Leser, welche mit der deutschen Literatur vertraut sind, werden sich jener Romane und Erzählungen wol erinnern, welche die Freude unserer Voraltern am Schlusse des 17. und im Anfange des 18. Jahrhunderts ausmachten. Jene knorrigen Gestalten und mastigen Redensarten, in schöne Kleider und schöne Lippen gesteckt, werden dem unterrichteten Leser in ihrer ganzen Farbenbreite vor Augen stehn. Mit leichter Hand wären diese romantischen Machwerke in die Gegenwart zu transponiren, und wir hätten dann genau dieselben Darstellungen, welche unserer heutigen Jugend so nagelneu und entzückend entgegenfunkeln. Namentlich sind es die bewunderten Franzosen, welche jetzt erst einen Weg einschlagen, den wir längst verlassen, und wir Deutschen, deren Gravität nicht hindert, uns zu Affen der ganzen Welt zu machen, wir treten oft genug in ihre Fußtapfen und meinen wunder zu welchem Ziele wir gelangen. Was unsere Meister geschaffen, erscheint uns fade, farblos, und haben sie in echter Kunstweihe einmal ein Bild menschlicher Versunkenheit aufgestellt, so schreien wir von Übertreibung, werden sehr roth wegen Jugendgefahren, oder mühen uns ab in Verdammungsurtheilen. Ist aber ein Buch aus dem Französischen übersetzt, so ist es jedenfalls gut, wenn nicht gar vortrefflich, wiewol das ganze Werk vielleicht ein Majestätsverbrechen, eine Sünde wider den heiligen Geist echter und wahrer Kunstschönheit ist. Ref. hat sich über den „Diplomaten" oben schon ausgesprochen und wiederholt, daß das eben Gesagte eine allgemeine Betrachtung sei.

3. Ben Brace, der Letzte von Nelson's Agamemnons. Vom Flottencapitain Frederick Chamier. Dem Englischen nacherzählt von G. N. Bärmann. Drei Theile. Braunschweig, Vieweg und Sohn. 1836. Gr. 12. 3 Thlr. 18 Gr.

Hergebrachter Weise ist es die schlechteste Empfehlung für ein Buch, wenn wir sagen: es ist Wasser! Ref. aber weiß dem vorliegenden keine bessere, würdigere Empfehlung zu geben als durch die Worte: jeder Buchstab' eine Woge, ausgesprochen wird. Parallelisiren liebt Ref. nicht sehr, sonst böten ihm Marryat und Chamier vielfältige Vergleichungspunkte dar; gewiß aber scheint es, daß Ersterer eine Bahn gebrochen hat, auf welcher der Andere in würdiger Weise vorwärtsschreitet. Chamier versteht die Kunst des Vortrags meisterhaft; nur im dritten Theile werden wir an einigen Stellen daran erinnert, daß nicht Ben Brace in seiner ehrlichen geraden Seemannsweise das Buch geschrieben und herausgegeben hat, und eben in diesem dritten Theile wird die bemerkbare Abweichung zugleich gültig motivirt. Rücksichtlich des Stoffes möchte kaum eine glücklichere Wahl für einen Seeroman getroffen werden als Nelson's Argonautenzüge, die sich aus dem Munde des schlich-

*) Gesänge des Grafen Giacomo Leopardi nach der in Florenz 1831 erschienenen Ausgabe übersetzt von Karl Ludwig Kannegießer. Leipzig, Brockhaus. 1837. Gr. 12. 16 Gr.

ten Ben Brace gar wundersam und märchenhaft anhören. Dazwischen bilden seine persönlichen Schicksale und manche eingeflochtene Abenteuer dritter Personen, als wohlgewählte Episoden, den rothen Faden, welcher sich durch das Taugewinde des ganzen Buches hindurchzieht, damit wir keinen Augenblick vergessen, daß wir mit englischen Schiffen segeln. Ref., als eine eingefleischte Landratte, erlaubt sich übrigens das Geständniß, daß ihm persönlich das Leben des alten halbblinden und einarmigen Ben und des beinlosen Tom im Greenwichhospitale am meisten zusagt.

4. Jonathan Jefferson Whitlaw, oder Scenen am Mississippi. Roman von Frances Trollope. Aus dem Englischen von C. Richard. Drei Bände. Aachen, Mayer. 1836. Gr. 12. 3 Thlr. 12 Gr.

Wir Deutschen müssen uns der Verf. dankbar bekennen, daß es ihr gefallen wollte, als Muster redlicher, gerader Gesinnung und edelmüthiger Handlungsweise eben einen deutschen Baron mit seiner Familie aufzustellen; die deutsche Kritik aber wird nichtsdestoweniger mit ihrem Buche unzufrieden sein. Anerkennung verdient allerdings das Bestreben, den Europäern die mehr als verrückten, die schändlichen Zustände vorzuführen, welche die Negersklavenwirthschaft in den Vereinigten Staaten von Nordamerika ins Leben gerufen hat; Zustände, die auf alle Abarten der Neger und Weißen fortwirken. Allein, wenn wir auch die Scheu ehren wollen, mit welcher die Verf. bemüht ist uns Greuelscenen zu ersparen, so durften wir doch eine tiefer eingreifende, anschaulichere Darstellung des ganzen Verhältnisses nicht vermissen, und das ist wirklich der Fall. Überhaupt ist der ganze Roman zu weitläufig zerflossen, zu breit, und dadurch erscheinen uns die vorgeführten Zustände in einem kleinlichen Lichte. Jonathan Jefferson ist an die Spitze des Buches gestellt, und es wird uns seine Geburt, sein Kindesalter fast pragmatisch entwickelt; bald aber verlieren wir ihn aus den Augen und gewahren nur gelegentlich seinen Einfluß auf die Begebenheiten. Diejenigen Leser daher, denen eine nähere Theilnahme an dem Negersklavenhandel und dessen Folgen versagt sein sollte, werden dieses Buch wahrscheinlich ebenso bald als uninteressant aus der Hand legen, wie es den Deutschen mit so manchen englischen Romanen, die des Walter Scott nicht ausgeschlossen, zu ergehen pflegt.

5. Die Waisen von Unvalden, oder die Seelenverpflanzung. Roman aus dem Englischen des W. Godwin. Zwei Theile. Altenburg, Expedition des Eremiten. 1836. Gr. 12. 3 Thlr.

Eine Verführungsgeschichte! Der Verf., wol fühlend, daß er ein fast abgenutztes Thema vor sich habe, sucht seine Verlegenheit hinter einer, vielleicht nur einem Engländer zugänglichen Ziererei zu verbergen, die sogar sich auf die meisten Namen erstreckt, besonders aber in den häufig wiederkehrenden dialogischen Partien wahrhaft an Drechslerarbeit erinnert. Grafen, Bedienten, Schurken, alte Weiber sind alle von gleicher Sucht nach sophistischen Spitzfindigkeiten angesteckt und stehen darin auf gleicher Linie. Doch möchte das eben sowol hingehen als das durch Kleinlichkeit peinigende Getreibe des Verführers durch zwei nicht unansehnliche Bände; das Bedenklichste bleibt Dasjenige, was der Verf. die Seelenverpflanzung zu nennen beliebte. Der Bruder der belagerten Magdalene ist taub geboren, und es gelingt einem italienischen Arzte, dem zwischen Knaben und Jüngling stehenden Albert das Gehör wiederzugeben. Ein Concert leitet den Träumerischen auf die Idee der Seelenverpflanzung, sodaß das wunderbare Wesen, welches den Körper belebt, wirklich und wahrhaftig in einen andern Körper transponirt wird. Dem Verf. hat es nicht gelingen wollen, diese an sich schöne Idee künstlerisch, poetisch durchzuführen, und nur auf diesem Wege konnte sie einen großartigen, ergreifenden Eindruck erzeugen. Vielleicht ist sie ihm selber nicht klar geworden, denn er mystificirt den Leser und will ihn doch zum Glauben zwingen. Die Darstellung des Seelentausches, Th. 2, S. 290 u. 291, ist ohne allen Zauber, geistlos, höchstens gespenstisch; wir können uns des Gedankens einer Transfusion, etwa wie sie in Arnim's „Kronenwächtern" benutzt ist, nicht erwehren, wiewol sie hier unmöglich ist.

Das Buch leidet an einer peinigenden Leere, und nur der tragische Schluß versöhnt uns mit dem Verf.; aber den Schluß eines Buches zuerst oder gar ganz allein nehmen nur gewisse Leser in Anspruch, und so bleibt das Schicksal dieses Romans in der Lesewelt höchst problematisch. 46.

Literarische Notizen aus England.

Ihrem Verlangen, über den gegenwärtigen Zustand der Literatur in England einen Aufsatz von mir zu lesen, freue ich mich, schnell Genüge leisten zu können, indem ich während meines Aufenthaltes in London dieses zu meiner Hauptbeschäftigung gemacht und mit gelehrten Männern darüber mich zu unterhalten Gelegenheit gefunden habe. Eine große Klage vernehme ich von Einigen über den Mangel an bedeutenden Werken, die nach ihnen so selten hier erscheinen, daß sie von der Flut der leichten Bücher hinweggeschwemmt werden und fast gar nicht zu bemerken sind. Ähnliche Äußerungen höre ich über die Kunst, über die Geringfügigkeit der Gegenstände der Malerei, Sculptur und Architektur und über den stumpfen Sinn gegen Musik. Wollte man auf diese hören, so wäre es allerdings traurig mit der Literatur und Kunst der Gegenwart bestellt; allein in Wahrheit verhält es sich anders, und man muß vielmehr bekennen, daß England, welches seit so vielen Jahren seine edelsten Kräfte angestrengt, um etwas Großes zu leisten, und dadurch nicht blos diesem Insellande, sondern dem ganzen Continente und dem nördlichen Amerika Belehrung und die schönsten Quellen der Unterhaltung dargeboten hat, auch jetzt in seinem Streben nicht nachläßt, sondern Gutes und Treffliches zu liefern fortfährt. Die Zahl der Bücher, welche seit dem Januar hier erschienen sind, stehen durchaus in einem gleichen Verhältnisse zu ihrem Gehalte und sind in jeder Hinsicht bedeutend zu nennen. Freilich scheint die Menge der Werke der Einbildung nicht klein, und dieses könnte man wol dem Publicum zuschreiben, welches hier eine große Gewalt über die Autoren ausübt und dem deswegen die Wahrheit oft im Gewande der Dichtung erscheinen muß, um sich Eingang zu verschaffen; auch ist die Zahl der schreibenden Damen nicht gering, die, wenn sie die Feder in die Hand nehmen, wol nichts so lieblich als Fictionen darstellen, und man findet hier in der Reihe dieser Schriftstellerinnen Frauen vom höchsten Range, deren Einfluß von Bedeutung ist, wie Miß M. L. Boyle, Lady Charlotte Bury; das enorme Geld endlich, welches für solche Productionen bezahlt wird, möchte wol auch Viele verlocken, diesem Zweige der Literatur ihre Feder zu leihen. Bulwer, höre ich, erhält für einen im August herauskommenden Roman in einem Bande die ungeheuere Summe von 1800 Pf. St. Allein der Inhalt der meisten dieser Bücher ist für eine große Classe von Menschen vortrefflich und wohl geeignet, eine Einsicht in das menschliche Herz und in den Zustand der Gesellschaft zu verschaffen; sie führen oft einen Schatz von Lehren und Erfahrungen mit sich, die das Gemüth bilden, ohne die Phantasie zu verunreinigen, und können so eine Schule des Lebens und guter Sitten darbieten. Von dieser Art ist „Falkner, a novel, by the author of Frankenstein" (der geistreichen Mrs. Shelley) (3 Bde.); eine Erzählung, die mehr Gedanken und tiefe Empfindungen als Charakter- und Sittenschilderungen enthält und in dieser Gattung einen hohen Platz verdient. Verschieden davon, aber nicht minder lobenswerth ist „Abel Allnutt, by the author of Hajji Babi" (3 Bde.), welches uns eine Familiengeschichte einfach und natürlich erzählt und so vieles Interessante darbietet, daß man bis zum Ende mit gespannter Aufmerksamkeit liest. Aehnlich an Stoff, aber komisch und humoristisch in der Darstellung ist „Jack Brag, by the author of sayings and doings" (3 Bde.); der Inhalt ist nicht so sehr bedeutend als die Menschen, mit denen man bekannt wird. Eines Seifensieders Sohn, der viel

Geld besitzt, mischt sich in die Kreise vornehmer junger Leute und verliert sein Geld, ohne etwas zu gewinnen; aber wie? Das muß man selber lesen. Eine Menge von Stoff enthält „Crichton by *W. Harrison Ainsworth*" (3 Bde.), der wohl angeordnet ist und gewiß großes Lob verdiente, wenn die Erzählung nicht oft unnatürlich und gesucht wäre. Damit contrastirt ein Roman, genannt „Illustrations of human life, by the author of Tremaine" (3 Bde.), der nicht durch Thatsachen, sondern durch Gedanken unsere Aufmerksamkeit fesselt und einen sinnreichen Schriftsteller verräth. Das Werk zerfällt in drei Abschnitte, deren erster von dem glücklichen Zustande eines Mannes handelt, der eine große Rolle im Staate gespielt hat und sich nun im hohen Alter aufs Land zurückzieht; der zweite führt uns tief in die Metaphysik ein und bespricht das Verhältniß, wie Gott unmittelbar in das menschliche Leben eingreife; der dritte gibt uns die Erfahrungen der Gesellschaft, durch viele Charaktere erläutert. Dieses Buch hält die Mitte zwischen Roman und abstracter Philosophie und sucht die ernsten Gegenstände auf eine eigne Weise Denen mitzutheilen, welche nicht die Kraft haben, mit reinen Gedanken sich zu beschäftigen. Einen merkwürdigen Roman haben wir im „Attila, by *G. P. R. James*" (3 Bde.), welcher zwar viele Studien und Talent zeigt, indem er uns in jene wilden Zeiten versetzt, aber an einer üppigen Darstellung leidet, die den englischen Roman so sehr fremd ist. Der Roman „The divorced" (2 Bde.), von der berühmten Freundin des Sir W. Scott, Lady Charlotte Bury, behandelt den traurigen Gedanken, daß der Ältern Sünden an den Kindern sich rächen, und führt uns von einem Elend zum andern, ohne nur den geringsten Trost darzubieten. Besser ist ihr Werk, betitelt: „Posthumous memoirs of a peeress, or the days of Fox" (3 Bde.), welches viele Anekdoten aus jenen Zeiten uns erzählt, aber im Ganzen durchaus einer Fiction ähnlich sieht. Ein Roman, „Gleionely" (3 Bde.) genannt, ist nicht des Lesens werth; dagegen bietet „The married unmarried, by the author of Almack's revisited", vieles Interessante an Charakteren und Situationen dar und läßt seinen Inhalt fast aus dem Titel errathen. „The state prisoner", ein Roman von der obenerwähnten Miß M. L. Boyle, ist ein Muster dieser Gattung und voll von sinnigen Erfahrungen, welches um so mehr zu bewundern ist, als die Verf. nie andere als die höchste Gesellschaft besucht hat, noch jung ist und durch eine tiefe innere Anschauung allein einen sichern Blick in das Leben verschiedener Classen von Menschen sich verschafft haben muß. „Manuella, the executioner's daughter, a tale of Madrid", führt uns Bürgerkrieg in Spanien ein, wo wir Mord und Todschlag mit den schönsten Naturscenen, das Lager und das Gesellschaftszimmer abwechseln sehen, und fesselt uns dabei an eine individuelle Geschichte, sodaß wir ohne Aufhören bis zum Ende lesen möchten. „The gambler's dream" (3 Bde.) ist mit Geist und Weltkenntniß geschrieben. Seinen Titel erhält das Buch von dem Rahmen, in den sein Inhalt gefaßt ist. Ein verunglückter Spieler schläft auf seinem Stuhle ein und wird in einem Traume nach einem Weinkeller versetzt, wo sechs Teufelswesen und ein Weibsbild sich sieben höllische Geschichten erzählen, die in allen Staaten Europas spielen und eine nur zu traurige Wahrheit enthalten. „Zulneida, a tale of Sicily, by the author of the white cottage", versetzt uns nach Sicilien, und in eine Zeit, da diese Insel so merkwürdig war, nämlich ins 18. Jahrhundert; die Erzählung ist unterhaltend und hübsch geschrieben, sodaß man sie sehr empfehlen muß. „Paynell, or the disappointed man, by *Miles Stapleton*", ist ein verfehlter Roman, voll von Leidenschaften und Elend ohne alle Poesie, eine Wüste ohne Quelle.

Nächst diesen Fictionen haben die Reisen und Beschreibungen der Länder und ihrer Bewohner ein großes Interesse wegen des Stoffes sowol als der leichten Form ihrer Darstellung, und zuerst muß ein Buch hier genannt werden, das an und für sich löblich, für uns aber um so merkwürdiger ist, als es von einem deutschen Verfasser herrührt, der die Kühnheit gehabt hat, in einer fremden Sprache über einen Gegenstand zu schreiben, der von Allen hier mit Begierde gelesen wird. Dieses ist „The Americans in their moral, political et social relations, by *Francis J. Grund*". Es sei genug gesagt, wenn ich versichere, daß es Gründlichkeit, Tiefe und Wahrheit mit Geschmack verbindet und in einem Style geschrieben ist, der, rein und fließend, dem besten englischen Schriftsteller Ehre machen würde. Damit ist nicht zu vergleichen „Rambles in Egypt and Candia, by Captain *C. R. Scott*" (2 Bde.), das zwar mit Geist abgefaßt ist und viel Detail enthält, aber doch nur für den Moment einen Werth hat. Über das alte Kandia ist ein Werk erschienen, das viel wichtigere Resultate liefert und zugleich für die Erklärung der Alten manches Neue und Gute gibt: „Travels in Crete, by *Robert Pashley*" (2 Bde.). Die „Letters from the south, by *Thomas Campbell*" (2 Bde.) sind dagegen viel oberflächlicher, wenn sie auch Neues erzählen. „A summer in the Pyrenees, by the hon. *James Erskine Murray*" (2 Bde.), welcher durch seine Wanderungen in Schottland bekannt ist und durch dieses Buch seinen Ruhm als Reisender begründet. Er wanderte zu Fuße vom Mittelmeere bis nach dem äußersten Ende von Bearn und theilt uns vieles Neue aus der Natur and Menschenwelt mit. Endlich muß ich noch nennen: „The Highlands of Scotland, their origin, history and antiquities etc., by *W. F. Skene*" (2 Bde.), ein Buch, das für den Antiquar besonders, aber auch für jeden Andern wichtig ist, welcher sich für den Schauplatz Walter Scott'scher Helden interessirt. Der erste Theil enthält die wissenschaftlichen Untersuchungen und der zweite liefert Skizzen über Sitten, Gebräuche und Lebensweise. 145.

Anekdote.

Ein Restaurateur klagte vor dem Friedensrichter von Westminster gegen einen gewissen Vaughan, dessen Heißhunger ihm einen großen Theil seiner Tischgäste vertrieben habe, auf Schadenersatz. Der Richter fragte: „Was kostet das Couvert an Ihrer Tafel?" Der Wirth: 2 Schilling; dafür gebe ich Braten, zwei Gemüse, Fisch und Dessert. Richter: Was verlangen Sie also von dem hier gegenwärtigen Hrn. Vaughan? Der Wirth: Hr. Vaughan ist ein Vielfraß erster Classe: er verzehrt allein 20 Pfund Rostbeef, das Gemüse und sonstige Zubehör ungerechnet, und läßt den andern Gästen nichts. Vaughan: Das war, als ich eines Tages bei Ihnen die erste Mittagsmahlzeit hielt; Ihr Rostbeef war zu einladend, und ich konnte mich nicht enthalten darüber herzufallen. Der Richter: Sie sprachen von Ihrer ersten Mittagsmahlzeit. Halten Sie dergleichen mehre? Vaughan: Vier, und zweimal esse ich zu Abend. Das erste Mittagsmahl nehme ich um 12 Uhr bei Gorbet ein, das zweite um 2 Uhr bei dem hier anwesenden Wirth, das dritte um 4 Uhr bei Johns, das vierte um 6 bei Basinghall; dann speise ich zu Abend um 8 Uhr bei Jubbs, um 10 Uhr bei Clarke; endlich genieße ich noch ein gutes Glas Punsch und lege mich um Mitternacht schlafen. Der Richter: Sie essen wol nur solide Speisen und vermeiden Alles, was den Magen belästigt und Ihre Verdauung stört? Der Wirth: Im Gegentheil, er verschlingt ein achtpfündiges Brot. Vaughan: Indem ich das Brot esse, spar' ich am Fleische. Der Wirth: Das heißt: Sie essen viel Brot zum Fleische und viel Fleisch zum Brote. Der Richter: Ich ersehe aus den angeführten Umständen, daß die Natur Hrn. Vaughan einen unersättlichen Appetit gegeben hat, den er nicht bemeistern kann; es ist Sache der Wirthe, sich das Doppelte und Dreifache bezahlen zu lassen, wenn sie wahrnehmen, daß ein Gast das seinen Tischgenossen bestimmte Essen verzehrt. Darum hat das Gesuch um Schadenersatz nicht statt. 4.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 154. —— 3. Juni 1837.

Die Erdkunde im Verhältniß zur Natur und zur Geschichte des Menschen, oder allgemeine vergleichende Geographie als sichere Grundlage des Studiums und Unterrichts in physikalischen und historischen Wissenschaften von Karl Ritter. Vierter Theil. Zweites Buch. Asien. Dritter Band und vierten Bandes erste und zweite Abtheilung. Berlin, Reimer. 1834—36. Gr. 8. 14 Thlr. 20 Gr.

Es kann bei der Anzeige dieser in den letzten Jahren erschienenen drei Bände nicht unsere Aufgabe sein, Werth und Bedeutung des ganzen Werkes, dem sie angehören, unsern Lesern deutlich zu machen; denn wer in Deutschland, der sich für wissenschaftliche Leistungen interessirt, wäre nicht damit längst bekannt, da es vielleicht kein einziges Werk der neuern wissenschaftlichen Literatur gibt, was so nach den verschiedensten Seiten hin sowol Wurzeln als Zweige treibt wie das vorliegende, das in ähnlicher Weise wie das Strabo'sche Werk eine Totalanschauung der in Betracht gezogenen Erdtheile zu geben sucht und bei diesem Streben durch die beinahe unübersehbaren (und doch für einzelne Punkte so mangelhaften) Hülfsmittel, die unsere Zeit bietet, unterstützt wird. Geschichte und Natur erscheinen in der That hier in lebendigster Wechselbeziehung, und der ordnende, sichtende, zur deutlichsten Übersicht und Anschauung erziehende Geist des Mannes, der dies große Magazin geographischer, historischer, naturwissenschaftlicher und gewerblicher Kenntnisse angelegt und mit überschwenglichem Reichthum des Vorrathes erfüllt hat, reißt in der That zur Bewunderung hin.

Unsere Aufgabe wäre vielmehr nur, Bericht zu geben über den Inhalt dieser drei Bände; aber wie sollten wir es hier anfangen, wenn wir unsern Lesern einen Auszug geben wollten aus einem Buche, welches selbst aus hunderttausenden von Auszügen zusammengesetzt ist? wenn wir einen Überblick geben wollten über die 3538 Seiten, welche außer einem Theile des Südrandes von Hochasien (nämlich der Landschaften von Nepal, Butan, Assam, Tübet) die ganze Reihe von Stufenländern durchgehen, die im Osten und Süden des Randes von Hochasien sich von diesem zum Meere hinziehen und durch die großen Wassersysteme des Amur, Hoangho, Kiang, Irawadi, Ganges und Indus im Allgemeinen bezeichnet werden können? Die übersichtlichste Übersicht würde wenigstens zu einem Büchlein, auch wenn wir alle die interessanten Erörterungen und Darstellungen, welche zwischen die historischen und geographischen Data in der Form besonderer Abhandlungen eingestreut sind (z. B. über den Teakbaum, über das Sandelholz, über die Cassia und Cardamomen, über die Dattel- und Cocospalme und überhaupt über die malabarischen Palmen, über die Pfeffercultur, den Pisang und die Mango, über den Zimmtanbau in Ceylon, über die Perlfischerei, über die Diamantlager in Indien, über den indischen Feigenbaum und das Löwen- und Tigerland in Asien, über die Opiumcultur u. s. w.), wenn wir auch alle diese Erörterungen mit Stillschweigen übergehen wollten.

Da wir also weder eine allgemeine Charakteristik noch einen Auszug als in diesem Fall mit der Aufgabe unserer Anzeige verträglich betrachten können, wollen wir versuchen, ob wir aus einem einzelnen Theile, aus einer kleinen, aber in sich abgeschlossenen und gewissermaßen zur Monographie gewordenen Partie des Buches, aus der Beschreibung von Ceylon, solche Notizen zu entheben vermögen, daß sie dienen mögen als Reizmittel zu näherer, tieferer Bekanntschaft, oder auch zur Unterhaltung Derer, die interessante Punkte mehr im Vorübergehen angedeutet, als sich weitläufig darüber belehrt sehen wollen.

Ceylon, Selan-diu (Selediva) oder Taprobane (wie die gangbarsten Namen der Insel im Alterthum und zu unserer Zeit lauten) hat zu der vorderindischen Halbinsel eine ähnliche Lage wie Sicilien zu Italien, wie England zu Europa. Es ist hierin wesentlich von der Lage Madagaskars zu Afrika verschieden gestellt, daß zwischen Ceylon und dem Festlande der Verkehr durch die Natur sehr erleichtert, zwischen Madagaskar und dem Festlande der Verkehr durch reißende Strömungen sehr erschwert ist. Durch die Inseln Manaar und Ramisseram und durch die beide vereinigende Ramas- oder Adamsbrücke ist das Meer zwischen Ceylon und dem Festlande wie mit einem Damme durchzogen und so getheilt, daß die nördlich des Dammes liegenden Gewässer unter dem Namen Palksstraße, die südlichen unter dem Namen Golf von Manaar Wasserbecken bilden, welche einer verhältnißmäßig großen Sicherheit und Ruhe genießen, aber freilich nur für kleinere Fahrzeuge, die durch die seichte Linie des bezeichneten Dammes nicht gehindert werden, vollkommen praktikabel sind. Größere Schiffe werden durch jene seichte, durch Inseln und Erhebungen des Meeresbo-

dens bezeichnete Linie zwischen Point Ramen und dem auf Ceylon (zwischen Aripo und Mantotte) gegenüberliegenden Punkte aufgehalten. Da sich aber in älterer Zeit der Verkehr auf den Gebrauch kleinerer Fahrzeuge beschränkte, war grade damals die Beziehung Ceylons und der Küste des Festlandes sehr erleichtert und Ceylon fast noch inniger mit dem Festlande Vorderindiens als Sicilien mit Italien, fast sowie der Peloponnes mit Böotien und Attika verbunden. Mit dieser Eigenschaft aber, welche Ceylon an allen Hauptbewegungen der Bildung des benachbarten Festlandes Theil nehmen ließ, verband es doch die insulare Lage, welche es theils ein wenig gegen das zu rasche Eingreifen dieser Bewegungen schützte, theils es von den verschiedensten Seiten her zugänglich und so gleich England zu einem commerciellen Mittelpunkte der ostindischen Landschaften machte. Successiv setzten sich Hindu, Araber, Portugiesen, Holländer und Engländer dort fest, und die Dienste Brahma's, Buddha's, Mohammed's und Christi lösten einander in der Herrschaft ab und bestanden dann, mit Ausnahme des ersten, nebeneinander weiter; ganz ähnlich wie wir in Sicilien die alten pelasgischen Stämme, dann Griechen, Araber, Italiener und Aragonier einander als herrschende Bewohner folgen und sie zeitweise nebeneinander die Insel besitzen sehen. Die Einwanderung der hinduischen Einwohner Ceylons fällt in die mythischen Zeiten der ostindischen Geschichte; die Bekehrung der Insel zum Buddhacult in das erste Viertel der 4. Jahrhunderts vor Christo.

Die ersten mohammedanischen Ansiedler auf Ceylon, nach der Tradition ihrer dort noch einheimischen Nachkömmlinge, waren von der Familie der Haschemiten, die frühzeitig, Anfang des 8. Jahrhunderts, in Folge ihres Streites mit den Abassiden, aus Arabien durch die Tyrannei des Khalifen Abdal Malek (stirbt 705) vertrieben, sich am Euphrat südostwärts zogen, nach Concan an Dekans Westgestade gingen, von da aber noch weiter bis Ceylon und Malakka sich ausbreiteten.

Diese Araber setzten sich vornehmlich an der Nord-, Nordost- und Nordwestküste der Insel fest, wo der Handel, der bisher besonders von diesen Theilen der Insel ausgeführt worden war, an sie überging; doch thaten sie auch für die Cultur der Insel selbst Außerordentliches. Ihrer Thätigkeit gehört die Einrichtung eines der großartigsten Bewässerungssysteme, das jetzt nur noch in Ruinen vorhanden ist, durch welches aber es möglich war, daß Ceylon, was jetzt ohne Reiseinfuhr nicht bestehen kann, einen Überfluß an diesem Product gewann. Doch war es nicht diese Waare, die Ceylon für den Handel zu aller Zeit so wichtig machte, sondern die Perlfischereien in der Nähe von Manaar; die Chankmuschelfischerei; der nur dieser Insel eigenthümliche Anbau des edelsten aller Gewürze, des echten Zimmts, und der Reichthum an edeln Steinen. Diese Dinge erhoben Ceylon zu einem activen Glied im Welthandel, der gewissermaßen auf dieser Insel seinen äußersten Vorposten im Osten hatte, im Alterthume wie im Mittelalter.

Die Kaufherren des Mittelalters zu Mantotte unterhielten einen beständigen Verkehr durch den persischen Golf, über Bassora und Bagdad mit allen Ländern des Khalifats, auch durch Arabien und Ägypten mit allen mohammedanischen Fürsten bis nach Spanien im äußersten Westen, und führten aus jenen Ländern viel Originalmanuscripte in Ceylon ein, zumal über die mohammedanischen Gesetze, und viele arabische Übersetzungen aus den lateinischen und griechischen Classikern, die sich hier erhielten, während sie anderwärts untergingen. So gelten die Gerichtsurtheile der Kadis in Bagdad und Cordova seit 700—800 Jahren als Gesetze bis heute auf Ceylon u. s. w.

Kein Wunder, daß bei einer solchen Weltstellung und bei solchem Verkehr Mantotte für Handel und Seefahrt der Mohammedaner eine ähnliche Bedeutung erhielt wie die kleine Stadt Damme in Flandern, als Hafenstadt des reichen Brügge, für Handel und Seefahrt aller abendländisch-christlichen Reiche.

Durch den Einfluß dieser großen Kaufherren zu Mantotte auf die Souveraine von Ceylon erhielten sie das bedeutende Privilegium, daß in den verschiedenen Häfen, wo ihr Handel blühte, alle Handels- und Seestreitigkeiten, bei denen ein Mohammedaner betheiligt war, im Hafenorte selbst geschlichtet werden sollten durch eine mohammedanische Handelskammer nach einem Marinecoder, der bei allen asiatischen Mohammedanern Gültigkeit hatte.

Vom Anfange des 16. Jahrhunderts an sank der Handel von Ceylon; der Welthandel erhielt östlichere Anhaltepunkte in Malakka, in Java, auf den Molukken; der Anbau der Insel sank; die Portugiesen, mehr noch die Holländer, hatten nur noch im Augenmerk, wie sie sich den Handel des Zimmts ganz als Monopol erhalten wollten, und allenfalls die Perlfischerei. Alles Andere verfiel und verwilderte, namentlich das Bewässerungssystem der Insel, und deren Einwohnerzahl kam bis zum J. 1789 auf 817,000 herab. Unter der englischen Regierung hat die Bevölkerung wieder zugenommen; doch hatte sie bis 1831 eine Millon noch nicht erreicht.

Diese schöne Insel — sagt der einsichtsvolle Augenzeuge, der alle britischen Colonien im Osten und Westen der Erde besuchte und beschrieb — ist eine der schönsten der Welt, aber durch die Schuld der einheimischen wie der eingewanderten stets in gegenseitiger Fehde stehenden Bewohner weit hinter dem Zustande der Blüte zurück, in welchem sie einst war, den sie im Schutze des Friedens, unter weiser Verwaltung im Verlaufe der Zeit wol einmal wieder einnehmen könnte. Man kann sie nicht unpassend gegenwärtig (seit dem Tractat von Amiens 1802) für England, obwol in größerm Style, das Malta des indischen Oceans nennen, ihr fester Fuß im indischen Gewässer, das dortige Depot ihrer Militairmacht zur leichtern marinen Vertheilung durch die Südhemisphäre. So schön, so fruchtbar, so dünn bevölkert und doch so reicher Population fähig; so verarmt und doch so reichlich von der Vorsehung gesegnet mit Gaben und Schätzen aller Art zum Glück ihrer Bewohner, ist ihre Stellung zu Dekan und Indien die günstigste, die sich nur denken läßt. Von der Halbinsel geschieden und doch wieder auf das genauste durch verwandte Gegengestade, Productionen, kurze Überfahrten und günstige Strömungen wie regulaire Windbewegungen an sie geknüpft, bietet sie sich von selbst als der Stapelort aller Waaren des Orients dar. Keine Insel ist ihr gleich an Lieblichkeit, romantischer Natur, an schöner Gelegenheit für den Dichter, den Landschaftsmaler, den Kaufmann wie für den Staatsmann; ein bezauberndes Kleinod kann sie für England werden, wenn dieses ihren Werth völlig erkannt hat.

(Der Beschluß folgt.)

Russische Literatur.

In der Zahl der neuen Erscheinungen behaupten die Hervorbringungen der Dichter und Novellisten fortdauernd wenigstens die breiteste Stelle. An Gedichtsammlungen ist neuerdings

erschienen: „Stichotworenija" ꝛc., d. i. Gedichte von Victor Tepliakow (2 Theile, Petersburg 1836), eine etwas veraltete Sammlung von Poesien, die dem Geschmack der neuesten Zeit nicht mehr zusagen. Eine andere, ebenfalls nicht ausgezeichnete ist: „Gedichte von Bystroglasow" (2 Theile, Petersburg 1837).

Unter den Romanen- und Novellensammlungen ist eigenthümlich: „Ruskii" ꝛc., d. i. Der russische Dekameron (Petersburg 1836), eine Nachahmung des alten von Boccaccio, Erzählungen während der Cholerazeit enthaltend. Derselbe ist nur nicht so voluminös, denn der neue Dekameron enthält nur 82 Octavseiten, indeß verspricht der Verf. Fortsetzungen, wenn man seine Erzählungen auch außer der Cholerazeit anhören will. Die Lust, kleine, eilige Werke zum Druck zu befördern, besteht überhaupt unter den jüngern Literaten. Ein vor Kurzem erschienenes Buch: „Pesni, Romanzy" ꝛc., d. i. Lieder, Romane und Gedichte von A. P. (Moskau 1836), zählt trotz des mannichfaltigen Inhalts nur 96 Seiten in 16. Dieses Büchlein wird jedoch von einem andern in Rücksicht der Kleinheit noch übertroffen: „Rosa i Wasilök", d. i. Die Rose und die Kornblume von A. F. (Petersburg 1836), hat gar nur 11 Seiten in 36. Wieder ein anderes: „Metschty pri Lune" ꝛc., d. i. Träume im Mondschein (Moskau 1836), enthält die Gedichte von drei Verfassern, S. Lacroir, N. L. u. N. Petrowsky, und zählt doch nur 27 Seiten in 12.

Seeromane, durch englische und französische Muster angeregt, gehören zu den beliebten Hervorbringungen. Hierher ist zu rechnen: „Kronstatskija Sceny" ꝛc., d. i. Scenen in Kronstadt von Dawydow (Petersburg 1836). An Volkslieder-Sammlungen ist neu erschienen: „Malorossiiskija" ꝛc., d. i. Kleinrussische und rothrussische Lieder (Petersburg 1836). Der Sammler und Herausgeber dieser Lieder, der sich nicht genannt hat, berichtet in der Vorrede, daß der eigenthümliche, alte Volksgesang in Kleinrußland allgemach durch großrussische Lieder und Singweise, die immer mehr Raum gewonnen, völlig verdrängt werde. Nur in Volhynien und Podolien erhielten sich noch die alten Lieder. In der äußern Ordnung derselben stehen in der Sammlung zuerst die historischen nach ihrem Alter, dann folgen die Hochzeits- und Liebeslieder. Hier sind bruchstücksweise zwei aus der Zahl der historischen, die beide dem 17. Jahrhundert angehören sollen. Das erste wird dem berühmten Hetman Chmelnizki, dem Polenfresser, wie er zu seiner Zeit genannt ward, zugeschrieben, das andere vergegenwärtigt die Zeit der blutigen Kosackenkriege. Unter Weißkirchen ist in der Übersetzung Bialacerkiew in der ehemaligen Ukraine verstanden.

1.

Auf die Beine sprang Ukraine,
Ein Gedrang', Gedränge!
Polen ziehn hindurch in Haufen,
Wer sie ein mir fänge!

Und sie reiten nicht bloß müßig,
Nein, sie haun dazwischen;
Möchte ich der kecken Reiter,
Doch recht viel erwischen!

2.

Sitzt dort nicht der Kosack Schwatschko,
Der die Polen hat gejagt
Nach Weißkirchen in die Ställe,
Als sie sich hinausgewagt?

In die Hausthür tritt der Pole;
Schaut, wie er bewaffnet schnaubt.
Der Kosack sitzt furchtlos, trotzig,
Rückt die Mütze nicht vom Haupt.

Zu der Peitsche greift der Pole,
Der Kosack, der greift zum Speer;
„Komm' nur her, du Teufelsbastard,
Daß ich dir die Seel' auskehr!"

Wie voll tiefer Auffassung der mannichfaltigen Erscheinungen des Lebens zuweilen die sogenannten Liebeslieder sind, das zeige folgendes Bruchstück aus einem solchen Liede. Es ist ein junger Krieger im Felde geblieben; Mutter, Schwester und Frau trauern um ihn und die verschiedenen Abstufungen des Schmerzes werden ergreifend also geschildert:

Eine Schwänin, und noch eine, und noch eine,
Trauern alle drei im herben Leide.
Eine Schwänin ist die alte Mutter,
Ach, die weinet wie ein Strom hinfließet.
Und die Schwester weinet, wie ein Bächlein rieselt,
Und die junge Frau, wie Thau so tröpfelt;
Geht die Sonne auf, so trocknet solcher!

Von Thad. Bulgarin sind die neuern, in Zeitblättern zerstreuten Schriften gesammelt und in drei Bänden herausgekommen (Petersburg 1836).

Zu Übersetzungen werden meist französische Originale gewählt, jedoch ist neuerdings aus dem Deutschen übersetzt: „Die Serapions-Brüder", von Hoffmann, und „Paul Ysop", von Cramer, welcher letztere, nachdem er in Deutschland längst verwest, nun vampyrisch in der Fremde aufersteht. Auch Wachler's „Handbuch der Literatur" wird übersetzt und der erste Theil ist bereits gedruckt.

Die geschichtlichen Studien blühen kräftig auf. In dieser Hinsicht ist zu nennen: 1) „Suprasiskaja Rukopis" ꝛc., d. i. Die Handschrift, von Suprassel, enthaltend die abgekürzten Chroniken von Nowgorod und Kiew (Moskau 1836). Es ist eine ältere historische Epitome aus alten russischen Chroniken, aufgefunden im Basilianerkloster zu Suprassel bei Bialystok und nun mit Sorgfalt zum Druck befördert. 2) „Rukopis" ꝛc., d. i. Ein Manuscript Philaret's, Patriarchen von Rußland (Moskau 1837). Es ist eine zum Theil dem berühmten Patriarchen Philaret, Vater des Zaren Michael, zugeschriebene Denkschrift über die Ereignisse in Rußland während der Regierungszeit des falschen Demetrius und des Zaren Basilius Schuiski. 3) „Slovar" ꝛc., d. i. Lexikon denkwürdiger Personen in Rußland, verfaßt von Demetrius Bantysch-Kamensky, herausgegeben von A. Schiriajew (5 Theile, Moskau 1836). 4) „Otscherk" ꝛc., d. i. Umriß einer Geschichte der Stadt Kiew (Reval 1836). Zu den besonders auszuzeichnenden Erscheinungen der neuern historischen Literatur gehört: 5) „Ruskaja Istorija" ꝛc., d. i. Russische Geschichte (erster Theil, mit sechs historischen Karten, Petersburg 1837). Der Verf., Herr Ustrialow, Professor der Geschichte an der petersburger Universität, weicht in dem allgemeinen Plan seiner russischen Geschichte darin wesentlich von seinen Vorgängern, selbst von Karamsin und Polewoi, ab, daß er nicht blos die Geschichte des allmäligen Wachsthums des jetzigen, mächtigen und weitausgedehnten russischen Staats schreibt, sondern die allgemeine Geschichte des russischen Volks darstellen will. Darum behandelt er neben der Geschichte des nordöstlichen Hauptstammes, dessen Entwickelungspunkt zuerst Nowgorod, dann Moskau war, auch die Geschichte des südwestlichen Hauptstamms, dessen Entwickelungspunkte Kiew und Wolodimir waren, bis lithauische und polnische Eroberungen das südwestliche Rußland dem nordöstlichen bis auf die Eroberungen Katharina's entfremdeten. Schon der Gesichtspunkt, von dem der Verf. ausgegangen, zeigt, wie verdienstlich und lehrreich sein Werk werden kann, wenn es seine Vollendung erreicht haben wird.

Ein längerer, lehrreicher historischer Aufsatz vom Prof. Nadeschdin findet sich in dem Februarhefte 1837 der russischen Zeitschrift: „Die Lesebibliothek". Derselbe ist überschrieben: „Von den historischen Arbeiten in Rußland", und enthält eine kritische Würdigung der ältern und neuern historischen Leistungen. Mit Ruhm wird der Verdienste Bayer's, Müller's und Schlözer's gedacht, obgleich dem Letztern ein zu großer Enthusiasmus für den Chronikanten Nestor zur Last gelegt wird. Dann wird Karamsin und Polewoi gewürdigt; an dem Erstern sein stylistisches Verdienst, sein Bahnbrechen in historischer Übersicht geschätzt, an dem Letztern sein guter Wille und Streben nach Emancipation von vorgefaßten Meinungen gepriesen. Hierauf erhebt sich der Verf. mit Wärme gegen die jüngste historische

Schule, die nach seiner Meinung aus zu eifrigen Skeptikern besteht. Wie Niebuhr die fünf ersten Jahrhunderte römischer Geschichte, streichen diese die vier ersten Jahrhunderte Nestor's als ungewiß und fabelhaft. Der Verf. räumt ihnen Vieles ein, sucht aber in der Hauptsache ihnen ihren Irrthum darzuthun.

An neuerschienenen Denkmälern, die der Tagesgeschichte angehören, ist zu erwähnen: 1) „Raskazy" rc., d. i. Berichte eines Fähnrichs der petersburgischen Landmiliz über die Feldzüge in den Jahren 1812 und 1813, von R. Sotow (Petersburg 1836). Es sind die harmlos erzählten Erlebnisse eines Kriegers während einer verhängnißvollen Zeit, ein anziehendes Geschenk für die Nachwelt, die die Berichte von Augenzeugen jener Ereignisse gewiß mit immer regem Interesse lesen wird. 2) „Kawalerist dewitza" rc. d. i. Das Fräulein als Cavalerist, eine wahre Begebenheit, herausgegeben von Iwan Butowski (2 Theile, Petersburg 1836). Dies Buch soll die Memoiren eines Fräuleins von Stande enthalten, welches 1812 und 1813 unerkannt in einem Uhlanenregiment gedient, die Feldzüge mitgemacht und sich ausgezeichnet hat. Es sind Stimmen laut geworden, die diese Memoiren für unecht erklären, aber die anmuthige Erzählungsweise hat ihnen andererseits viel Leser und Freunde erworben. 3.

Notiz.

Einer der neuesten englischen Reisenden, Wilson, gibt von dem Zustande der Neger auf Jamaica, von der Schönheit ihrer Dörfer, die gemeiniglich in den herrlichsten Gegenden, in den prächtigsten Tropenwaldungen gelegen sind, von der bequemen Einrichtung ihrer Wohnungen u. s. w. nachstehende Beschreibung: „Die Hütten dieser Dorfschaften hatten starke Dächer von Palmblättern, und die Wände, die aus einem Flechtwerk von Zweigen bestanden, über welche Lehm gestrichen war, waren weiß übertüncht. Die Fußböden waren von gebranntem Lehm, trocken und behaglich; die Hütten bestanden sämmtlich aus einer Halle und einem Schlafzimmer zu jeder Seite derselben. In mancher der erstern sah man Tische und Stühle von Mahagoniholz und Caraffen von Glas, während eine Menge afrikanischer Trommeln und Flöten und zuweilen eine gute Flinte von den Dachsparren herabhingen, und einem Irländer würde das Herz gelacht haben, wenn er die anstoßenden Schweineställe gesehen hätte. Vor einem der Häuser beaufsichtigte eine alte Frau ein Dutzend schwarze Kinder, welche vielfarbige Perlen um die Lenden gebunden hatten. Während ich meine Wanderung fortsetzte, wurde eine große Schneckenmuschel in dem Hause des Aufsehers geblasen, und die Neger kamen tanzend und lärmend herbei und spielten einander in herzlicher Fröhlichkeit tausend kleine Streiche. Sie waren glücklich in der Erwartung eines guten Mittagsessens und einer guten anderthalbstündigen freien Zeit zum Verzehren desselben. Die Männer waren in Fracks und weite Pumphosen gut gekleidet, die Weiber hatten Hemden und Röcke von Boy mit einem kurzen weiten Überkleid von gedrucktem Zitz." — Ungefähr um dieselbe Zeit schrieb ein deutscher Missionnair auf Antigua Folgendes: „Es könnte vielleicht Manchem das Wort wohlhabend, von Sklaven gebraucht, auffallen, weil man sich unter solchen gewöhnlich Menschen denkt, die in drückender Armuth leben und denen es überhaupt sehr traurig ergeht. Solcher Unglücklichen, die von ihren Eigenthümern hart behandelt werden, gibt es nur wenige; seitdem das Einbringen von Sklaven verboten ist, hat sich der Zustand der Neger um Vieles gebessert und den meisten Weißen liegt das Wohlergehen ihrer Neger um ihres eignen Nutzens willen am Herzen. Ein Neger, welcher fleißig und betriebsam ist, kann es allerdings zu einem gewissen Wohlstand bringen, wovon zum Theil der große Aufwand, der in Hinsicht auf Kleidungsstücke gemacht wird, ein einleuchtender Beweis ist. Viele haben es soweit gebracht, daß sie nicht allein Federvieh, Schafe und Ziegen, sondern auch Pferde halten und weit besser leben als mancher Bürger und Landmann in Deutschland."

So günstig diese Berichte auch lauten, wollen wir dennoch nicht aufhören, die Sklavenemancipation auf den westindischen Inseln als ein glorreiches Ereigniß der Gegenwart zu betrachten, sollte dasselbe auch zuguterletzt wirklich mit dem Verluste dieser überseeischen Besitzungen Seitens der Engländer sich abschließen. 11.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Sonntag, —— Nr. 155. —— 4. Juni 1837.

Die Erdkunde im Verhältniß zur Natur und zur Geschichte des Menschen ꝛc. Von Karl Ritter. Vierter Theil. Zweites Buch.

(Beschluß aus Nr. 154.)

Der Süden der Insel ist gebirgig, und das Gebirge umlagert stockartig den Adamspik, dessen blaue Spitze 30 geogr. Meilen weit ins Meer hinein den Seefahrern als Kennzeichen gilt. Naht man sich von Südosten der Insel, so trifft man auf felsige, malerische Ufer, hinter denen Wälder die Gegend verhüllen bis auf die Höhen, welche einander überragend nach dem höchsten Gebirgsstock hinaufgehen. Von Südwesten her erblickt man zuerst ein flaches Gestade, mit Cocospalmen reichlich besetzt, dahinter rundliche Höhen und im Hintergrunde den Adamspik mit zwei kleinern Piks zur Seite. Die herrlichste, üppigste Vegetation, die schönsten Palmenformen locken den Näherkommenden zum Ufer. Von Negumbo und Baticaloa an nordwärts wird der flache Küstenrand immer breiter; eigentliche Niederungen entstehen und nehmen den ganzen nördlichen Theil der Insel ein, sowol auf der West- als auf der Ostseite. Oft werden die Niederungen zu Lagunen, zu salzreichen Meereinschnitten, und die Inseln Calpentin, Manaar und Jaffnapatam sind im Grunde nur Landestheile, welche durch solche Lagunen von dem übrigen Boden der Insel getrennt sind.

Aber auch kleinere Lagunenreihen umzingeln den Küstensaum (gleich dem Lido der venetianischen Lagunen) und stehen untereinander in solcher Verbindung, daß zur Regenzeit zwischen ihnen oft auf große Strecken Binnenschiffahrt für Barken stattfindet, hinter der Meeresküste, wie z. B. von Chilaw oder Mahadampa, in dessen Nähe, südwärts über Colombo hinaus, bis nach Caltura hin, eine Strecke von mehr als 16 geogr. Meilen, welche dadurch eine der bevölkertsten, fruchtbarsten, bebautesten Küstenstrecken werden konnte. Ebenso besteht auf der Ostküste in Baticaloa eine Küstenfahrt innerhalb des Gestadensaumes.

Um die Küsten Ceylons von der Nordspitze längs der ganzen Ost- und Südseite bis nach Colombo hin ist überall tiefes, sicheres Fahrwasser für größere Schiffe; allein die Strecke von Colombo gegen Norden kann nur mit Fahrzeugen, die unter 100 Tonnen haben, befahren werden, und auch mit diesen nicht ganz, indem Stellen vorkommen, wo nur Fahrzeuge unter 50 Tonnen brauchbar sind. Daher sind Trincomali und Punto Galle (zu manchen Zeiten auch Colombo) Haupthäfen der Insel. Wenn man sich nun von den Küstengestaden erhebt zu Besteigung des Adamspiks,

durchschreitet man alle Temperaturen, die zwischen dem Inselklima Ceylons und Englands liegen, und findet überall das herrlichste Grün, die größte Frische, die größte Schönheit einer Landschaft, jetzt voll Wildniß, die aber alle Reize und Eigenschaften in sich vereinigt, um einst überall zu einem großen Park europäischer Landsitze gebildeter Colonisationen werden zu können, und die Gewächse tropischer Vegetation mit den nützlichsten Akklimatisirungen europäischer Gemüse, Reben und Fruchthaine zu vereinen. Die Wolkenbildungen auf diesen Höhen, während der Regenzeit, die Nebelmassen in den tiefern Thälern, die beim Auf- und Untergange der Sonne die schönsten Schauspiele darbieten, die Färbungen in dem Zwielichte der Morgen- und Abenddämmerungen, das Strahlenschießen gelben Lichtes bei reinster Himmelsbläue und andere Erscheinungen werden dort noch manche Eigenthümlichkeiten für die genauere Beobachtung darbieten. Von einer eigenthümlichen, beweglichen Art Tropenlicht, die Buddhastrahlen bei den Singhalesen genannt, das nach ihnen nur über den Buddhatempeln sich zeigen und als Emanation von diesen Heiligthümern ausgehen soll, hat J. Davy einen Bericht gegeben, nach welchem dies Phänomen dem Nordlicht der Erde vergleichbar wird.

Von den vielen, höchst merkwürdigen Seiten, welche Leben und Verkehr dieser schönen Insel bieten, wollen wir nur noch auf zwei näher aufmerksam machen, auf den Zimmtbau und auf die Perlenfischerei. Unser Zimmt kommt von verschiedenen Bäumen; der echte, beste aber nur von Laurus cinnamomum Linn., welcher Baum zwar auch nach Südamerika, St.-Thomas, Martinique, Isle de France u. s. w. verpflanzt, aber überall ausgeartet und auch in Ceylon nur im Innern und im südlichen Theile der Insel zu finden ist. Am besten gedeiht er in dem weißen Quarzsand der südwestlichen Küsten.

Die insulare, an sich sehr beschränkte Verbreitungssphäre des Zimmtbaums ist hinsichtlich der brauchbaren Rinde, die er gibt, auch noch local ungemein limitirt. Nur vom Kaymellefluß bei Negumbo südwärts über Columbo bis Matura und Tengalle, höchstens bis zum Welleway-Ganga zieht sich der schmale Saum der einträglichen Zimmtpflanzungen vom Ufersaume der salzigen Flutgrenze, die noch bis an die Wurzeln der großen Palmstämme anschlägt, landeinwärts, 4—5 Stunden, so weit die Ebene reicht. Aber nordwestwärts, über Chilaw hinaus wird kein Zimmtbaum mehr gesehen, und keiner mehr am Ostgestade jenseit Tengalle. Der Zimmt nordostwärts des Welleway-Ganga hat gar keinen Werth mehr u. s. w.

In früherer Zeit war der Zimmtbaum nur als wilder Baum vorhanden, wie er auch jetzt noch im Innern der Insel vorkommt und zu Mastbaumhöhe emporwächst, wäh-

rend er in den Pflanzungen an der Küste nur 20 — 30 Fuß hoch wird. So lange der Zimmt nur von den wilden Bäumen im Innern der Insel genommen wurde, welche nicht den Portugiesen und respective den Holländern, sondern den Kandykönigen unterthan waren, waren die Zimmtsammler den entsetzlichsten Gefahren ausgesetzt, einerseits durch die oft vorkommende Feindseligkeit der Kandykönige, indem die Zimmtsammler oft mit abgeschnittenen Nasen und Ohren heimgesandt wurden, andererseits durch die mit dem Aufenthalt in den Wäldern oft verbundenen Fieber, durch die wilden Elefanten und durch die entsetzliche Menge von Blutegeln; endlich waren auch die Gesetze der holländisch-ostindischen Compagnie, um das Zimmtmonopol zu sichern, wahrhaft mit Blut geschrieben.

Die kleinsten Veruntreuungen am Zimmt wurden mit Todesstrafen belegt, sowol für Thäter als Hehler. Auf das unerlaubte Abbrechen eines Zimmtzweiges stand die Strafe des Armabhauens, auf absichtliche Beschädigung des Zimmtbaumes die Todesstrafe.

Unter diesen traurigen und beschwerlichen Umständen proponirte ein einsichtsvoller Mann, de Koke, dem holländischen Gouverneur J. G. Falck, den Zimmtbaum auf dem Boden der Compagnie gartenartig zu cultiviren. Dies gelang vollkommen seit 1770. England hat, nachdem Ceylon an dasselbe übergegangen war und die englisch-ostindische Compagnie das Zimmtmonopol erhalten hatte, dies seit dem 9. März 1833 aufgehoben und Zimmtausfuhr wie Zimmtcultur völlig freigegeben.

Die Perlfischerei wird jährlich zu bestimmter Zeit betrieben an den Westküsten der Insel bei Aripo und Manaar, und sie gibt Veranlassung zu einem großen Volksfest. Die Fischerei wird im Ganzen verpachtet und erfodert, um gehörig controlirt und zugleich mit wenigst möglicher Unordnung betrieben zu werden, länger dauernde Vorbereitungen.

Auf solche Vorbereitungen langte in demselben Jahre (1804) der Perlfischerei, die J. Cordiner am vollständigsten beschrieben hat, der Gouverneur North, dessen Begleiter er war, am 11. Februar mit großem Gefolge in seinem Küstenpalaste zu Aripo an. Er hatte sechs Tage von Colombo bis dahin gebraucht; ein Corps Cavalerie von 200 Soldaten mit nativer Ceylon-Infanterie und Bengal-Volontairs unter vier englischen Offizieren und ein paar Sechspfündern, die dort während der Fischerzeit aufgepflanzt wurden, begleiteten Seine Herrlichkeit. Seine Familie kam in 13 Palankinen, jeder von 13 wohlgekleideten Trägern, Seapoys u. s. w. begleitet, an. Die Hauptwache, das Lager, unter Major Herbert Beaver's Commando, formirte sich. Zelte und Hütten für unzähliges Volk bedeckten die Gegend. Statt des angesagten Termins (20. Febr.) kamen die Fischer erst am 28., und die Boote waren erst am 3. März complet; so verzögerte sich, wie stets nach der Landessitte, auch hier das Geschäft. Am 8. März durften 250 Schiffer auf den Fang ausgehen, bald wuchs noch die Zahl auf 300, und zu gleicher Zeit warfen an 300 andere Schiffe ihre Anker längs dem Gestade; mit deren Equipagen bestiegen zahllose Landleute aus allen Weltgegenden das Ufer, um an dem Feste und an dem Gewinne Theil zu nehmen. Das ganze Gestade der Condatchybai bis Aripo war auf das munterste von einer Population von 150,000 Menschen belebt und von einer Flottille von mehr als 600 Schiffen, die hier während der 30 Tage bei dem schönsten Wetter verweilten.

Wir überlassen es nun unsern Leserinnen, selbst in dem Buche weiter nachzulesen, wie ihre Perlen gewachsen und gefischt, sortirt, gebohrt und in den Handel gebracht worden sind; doch ist die Lecture gefährlich, indem doch manches Gemüth in Bewegung gerathen kann, wenn es erfährt, daß schöne Perlenschnüre von egalen, runden Perlen, nicht einmal so groß als Erbsen, schon 800 Pf. St. (also über 5000 Thlr.) an Ort und Stelle kosten, und daß also in dubio die, welche man in unserm guten Deutschland selbst besitzt, vergleichungsweise herzlich schlecht sind. Die größten und kostbarsten Perlen bleiben gewöhnlich bei den Großen in Hindostan im Gebiete des Nizam, in Guzurate und an andern Orten zurück; die, welche kleiner sind als kleiner Schrot, kommen alle auf den chinesischen Markt, so weit sie gebohrt werden können, zum Sticken der Kleider; die allerkleinsten als Chunam, d. h. zu Kalk gebrannt, zum Betelkauen der Vornehmen. 49.

Schönborn und seine Zeitgenossen. Drei Briefe an ihn, mit einigen Zugaben aus seinem Nachlasse, und einer biographischen Skizze als Einleitung, herausgegeben von J. R. Hamburg, F. Perthes. 1836. Gr. 8. 16 Gr.

Herr Conferenzrath Rist, dessen Charakteristik Berger's den gelungensten beizuzählen ist, erwirbt sich ein nicht geringes Verdienst um das Gedächtniß eines Mannes, der als Mensch sehr hoch stand und Denen, die sich ihm jemals genaht, unvergeßlich bleiben wird. Diese Schilderung des zu bescheidenen Malers trägt so wenig bloße Localfarbe, wie er zu besorgen scheint, daß wir uns nicht zu denken wissen, wie sie treffender und lebendiger ausfallen können, ohne die Wahrheit zu verleugnen. Schönborn ward im Herbst 1737 zu Stolberg am Harz geboren und kam schon in frühester Kindheit mit seinem Vater, einem Landprediger, nach Holstein. Auch Klopstock, die Familie Stolberg, beide Unzer waren vom Harz eingewandert. Er besuchte die Schule in Kloster-Bergen, wo Wendeborn sein Mitschüler war, studirte wahrscheinlich in Kiel, ward 1764 Hauslehrer auf Trendhorst und trat in traulichen Verkehr mit Claudius, der sich damals in Reinfeld aufhielt. Dieser beredete ihn 1766 nach Kopenhagen zu gehen, wo er 1768 Hofmeister im Hause des Grafen H. E. Bernstorff ward, dem er 1771 nach Hamburg folgte und bis an dessen Tod, 1772, von ihm beschäftigt blieb. Des Verstorbenen Neffe, der Minister A. P. Bernstorff, ernannte ihn 1773 zum Consulatsecretair in Algier, wohin er sich durch Deutschland über Marseille begab. In Kopenhagen, in Hamburg und wo er sonst gewesen, hatte er sich mit ausgezeichneten Staatsmännern und Gelehrten befreundet und mit Gerstenberg, Lessing, Klopstock, Claudius, Alberti, der Familie Reimarus, Büsch und Sieveking sehr innig und nah. Große Erwartungen erregte schon 1766 die Übersetzung einer Ode Pindar's, und die Klopstock'sche Schule, zu deren Koryphäen er gezählt ward, ließ es an Auffoderungen nicht fehlen; aber nur in Boje's und Voß's Musenalmanachen erschien von Zeit zu Zeit ein Beweis, daß er der Dichtkunst nicht ganz abtrünnig geworden sei, weil er politischen und philosophischen Speculationen mehr nachhing und jene vernachlässigte. Dagegen eiferten seine dichterischen Freunde, vorzüglich Klopstock, Gerstenberg und die Stolberg bei jeder Gelegenheit; und allein Voß, dem freilich Niemand etwas zu Dank machte als einzig er sich selbst, hatte nichts dawider. Sehr lebhaft beschäftigte ihn der Entwurf, dem Unwesen in Algier ein Ende zu machen, was ihm höchst thunlich schien, und wozu er die russischen Streitkräfte berufen glaubte, welche damals im Archipelagus den Meister spielten. Auch dachte er allen Ernstes daran, sich um russische Dienste zu bewerben, um seine Ansichten in Petersburg geschickt geltend zu machen; aber Rußlands

Friede mit der Pforte erstickte die Ausführung dieses Versuchs, und O'Reilly's fruchtlose spanische Unternehmung gegen Algier, worüber Schönborn im Junihefte 1776 des „Deutschen Museums" einen unbefangenen Bericht niedergelegt hat, erweckte seinen Schmerz und Unwillen von Neuem. Erst 1777 endigte Schönborn's Verbannung in Afrika und versetzte ihn als Gesandtschaftssecretair nach London. In der Heimat des gesunden Verstandes und der Menschlichkeit fand er sich vom ersten Augenblick zu Hause, befremdete nicht und ward nicht befremdet. Selbst Frauenzimmer, die seine Kenntnisse nicht zu beurtheilen wußten, fühlten sich durch sein Benehmen angezogen und erkundigten sich theilnehmend nach dem yellow gentleman. Dort sah er noch Chatham im Glanze seines Unterganges und ließ Burke viel bei sich gelten. Sein anfänglicher Chef war der einsichtsvolle und biedere Geheimerath Döger, der zweite der höchst gebildete Graf Friedrich Reventlow, dessen liebenswürdige und geistreiche Gattin, Julie, Schönborn's Freundin für das Leben ward. In der Abwesenheit oder nach dem Abgange seines Gesandten war Schönborn mehrmals alleiniger Geschäftsträger seines Hofes und die englischen Staatsbehörden unterhandelten vorzüglich gern mit ihm. Sein Geistesverwandter, Graf Schlabberndorf, war während dessen mehrjährigen Aufenthalts in London sein täglicher Umgang, und man traf sie in Gesellschaften und öffentlich immer zusammen. Im 65. Lebensjahre, 1802, empfand Schönborn das Bedürfniß seiner Entlassung, und erhielt sie mit dem Titel Legationsrath und einer Pension. Er verlebte einige Jahre in Hamburg, war so glücklich, seine alten Freunde wiederzufinden und neue zu gewinnen, besonders Friedrich Perthes und F. H. Jacobi; obgleich des Letztern Philosophie nicht die des entschiedenen, aber ruhigen Skeptikers war, der sich gegen die Aufstellungen Anderer ebenso negativ verhielt als gegen sich selbst, und dem in diesem Kampfe das innere Sein in Liebe und Wahrheit nicht verloren ging.

Seine vertraulichen Mittheilungen bedurften, um ganz treffend und erschöpfend zu werden, des derben, herzlichen Plattdeutsch. Nur in England wollte es nie lange damit glücken, weil die sich unterredenden Deutschen nach wenigen Minuten sich unwillkürlich in die nahe verbrüderte Landessprache verloren und lachend das vereitelte Bestreben aufgaben. S. 28: „Man hat mehr als einen Versuch gemacht, uns jenes Idiom unserer Väter zu verleiden oder zu verkümmern, es als ein Hinderniß fortschreitender Bildung im Volke darzustellen. Doch ließe sich vielleicht nachweisen, daß, was wir Norddeutschen an Eigenthümlichkeit und ehrenwerther Auszeichnung in Gesinnung, Handlungsweise und Sprachstyl besitzen, jenem kräftigen Unterboden verdankt werde, der bei jedem tiefern Ackern mit der obern Krume stets wieder gemischt wird und ihr nachhaltige Energie verleiht. Wie hülflos das Landvolk, wie innerlich arm und zerrüttet, dem man eine Sprache untergeschoben hätte, die nicht auf seinem Boden gewachsen, dem man auch das bindende Element seiner geselligen Abgeschlossenheit, seines unversiegbaren Scherzes genommen hätte, mit dem es die harte Speise würzt. Ein Volk ohne Scherz ist unheimisch, wie ein Wald ohne Gesang. Und es würden Generationen vergehen, ehe man hochdeutsche Scherze in unsern Dörfern vernähme." Im Hause der auch von Schönborn hochverehrten Mutter Sieveking, die Jeden auf seine Weise geltend zu machen verstand, fand auch er sich heimisch, und wo nicht, wenn Herz und Geist ihn beschäftigten!

Seit 1806 war er Hausgenosse des Grafen Friedrich Reventlow auf Emkendorf, und nahm, seiner Gewohnheit nach, Theil an einem anonymen Schriftwechsel seines Freundes über Curatelgeschäfte der Universität Kiel. S. 32: „Auch knüpfte sich dort allmälig das eigenthümliche unvergleichliche Band mit der Gräfin Katharina Stolberg, welches seinen spätesten Lebensjahren den Charakter eines Verhältnisses ausdrückte, das unzertrennliche Genossenschaft, Gebundenheit, Gütergemeinschaft mit sich führte, ohne Ehe zu sein. Die unverheirathet gebliebene, nicht mehr jugendliche Schwester des Dichters war eine ungewöhnliche Erscheinung, an nachhaltigem, im tiefsten Grunde ihres Wesens loderndem Feuer für Religion, Wahrheit und Recht ihren Brüdern vielleicht noch überlegen. Ihr Profil war bedeutend, ohne schön zu sein; es quoll aus ihrer Brust mit seelenvoller Stimme und eigenthümlicher Betonung eine Fülle von innerer Überzeugung und Zuversicht, von warmer Zuneigung für alles Höhere und Bessere, das dem Menschen gegeben ist, eine überschwengliche Geringschätzung für alles Gemeine, die ihre Gegenwart den Schlechten unleidlich, den Flachen drückend, Denen, die sie verstanden, anziehend machte. Sie kannte die Dinge dieser Welt nicht und achtete sie gering; aber desto inniger ward sie erquickt durch Anklänge und Berührungen, die nach den göttlichen Dingen und ihrer Erscheinung hinwiesen. Das weibliche Bedürfniß des Anschließens, bei ihr durch nomadische Gewöhnungen überwachsen, trat in ihrer Verbindung mit Schönborn, wenn auch verspätet, lebhaft hervor; sie pflegte ihn mit zärtlicher, unverhehlener Sorgfalt, oft zu seiner höchsten Bedrängniß. Als sie nun, selbst erblindet und hochbetagt, den Freund verlor, der ihrer Gedanken Mittelpunkt geworden, die innere Welt immer abgeschlossener und schroffer in ihrem Wesen hervortrat, ihre Unruhe sich steigerte, anstatt der Ergebung Platz zu machen, durfte ihr Schicksal mit Recht beklagt und die Pietät der Verwandten gerühmt werden, in deren Mitte sich im Februar 1832 der rastlose Geist von seinen Banden löste. Mit dieser Verbindung schien größere Beweglichkeit in Schönborn's Leben zu kommen. Seiner Gefährtin unsteter, auf der Erde umgehender Geist ließ Beide selten lange an einem Orte verweilen; das leichte Feldlager ward bald abgebrochen und andere Örtlichkeit versucht, bis etwa die abgeschnittene Zufuhr an Beendigung des Feldzugs erinnerte. Es wäre eine heitere und rührende Aufgabe, das Leben dieses seltenen Paares zu schildern, wie es, nur geistigen Spuren folgend, jeglicher Rücksicht auf äußerliche Erscheinung, auf Zeit und Ordnungsverhältnisse unbewußt, durch die Gassen der Stadt zog; er im schlotternden Oberrock, sie wahrhaft sibyllinisch von Kleidung und Ansehen, auf einen langen, kaum von der Rinde entblößten Botenstab gestützt; oft stillstehend, umschauend und sich im Stillstehen vergessend, die Verwunderung der Vorbeigehenden; wie sie das Haus, das sie suchten und endlich fanden, erfreuten und belebten, jede Ordnung zerstörten, herzlichen Scherz, Ernst und schöne Erinnerung weckten. So vergingen die Jahre. Schönborn, im Vaterlande wieder heimisch geworden, theilte mit den Landsleuten Freude und Leid. Am letzten fehlte es nicht, noch an politischer Aufregung, so lange die französischen Adler an Holsteins Grenzen aufgepflanzt waren. Er, der seit Napoleon's erster Erscheinung diesem nie ganz getraut hatte, fand sich nun in dessen eifrigsten Gegner verwandelt. So haben wir ihn in dem verhängnißvollen Jahre 1813 von der innigsten Theilnahme ergriffen und leidenschaftlich aufgeregt für die Hoffnung der Unabhängigkeit Deutschlands gesehen. Schönborn erlebte noch das Jahr 1817, doch nicht die Vollendung seines 80. Lebensjahres, in wenig verminderter Geisteskraft, von einem geringern Maße der Leiden und Schwächen heimgesucht, als ein so hohes Alter zu begleiten pflegen; und so gesund war die Jugend seines Geistes geblieben, daß er bis 1816 nicht aufgehört hat, den Gedanken an die Wahl eines festen Wohnsitzes mitten unter seinen in vielen Kisten ruhenden Büchern zu hegen und zu liebkosen. Was sich in seinem verschwiegenen Innern von Gedanken an zukünftigen Dingen gestaltet, ob er am Thor der Ewigkeit mehr mit Hoffnung als mit Zuversicht angelangt sei, wissen wir nicht zu berichten." Ohne Zweifel hat den vorwurfslosen Skeptiker auch hier seine unerschütterliche Beruhigung nicht verlassen. „Sein Ende war ein schweres, er hat hart mit dem Tode gerungen; aber daß sein Leben ein reines, dem Dienst der Wahrheit gewidmet gewesen sei, ist ein Ruhm, der ihm gebührt. Schönborn war unansehnlicher mittlerer Statur und hat nie etwas gethan, sie zu heben. Das Bestreben, sich durch äußere Haltung auszuzeichnen, scheint ihm fremd geblieben zu sein. Seine Gesichtszüge, stark gezeichnet, drückten Schärfe und Tiefsinn aus; auch spätere Freunde erinnern sich wol, in Augen-

blicken der Erregung einen Ausdruck dieser Züge gesehen zu haben, der an den Odendichter mahnte."

Sollte, wie wir hoffen und wünschen, dieses gediegene Büchlein eine zweite Auflage oder einen Nachtrag erleben, so könnte sich der Herausgeber für die Freunde Schönborn's und der Klopstock'schen Schule sehr wohlthätig erweisen, wenn er die wenigen erhaltenen Gedichte des Verstorbenen hinzufügte. Sie sind in zu vielen Zeitschriften zerstreut, um Wißbegierigen zur Hand zu sein, und würden höchstens einige Bogen füllen. Über die Veränderungen der Matthisson'scher „Anthologie" pflegte sich Schönborn sehr energisch zu äußern. Der „Wandsbecker Bote" von 1771 — 78 enthält gleichfalls dichterische und prosaische Aufsätze Schönborn's, besonders eine überaus witzige Abhandlung „über Wenn und Da" gegen den unduldsamen Senior Götze gerichtet, der damals eine ketzermacherische Fehde wider Alberti erhoben hatte. Auch der schon erwähnte Bericht über O'Reilly's mislungene Unternehmung sollte darin aufgenommen werden. Dann hätte man alles einzeln Zerstreute und nicht leicht Zusammenzusuchende auf einen Griff beisammen. Angehängt ist ein Gesammtbrief an Schönborn nach Algier, von seinen Freunden in Hamburg und Kiel (Schreiber waren: Klopstock, Gerstenberg, Ehlers, Büsch, F. L. Stolberg, Cramer Vater und Sohn, Nordt, Fabricius, von Winthem, nachmals Klopstock's Gattin, die Commissionsräthin Schmidt, Voß); Briefe aus dem Göthe'schen Hause, von Sohn, Vater und Mutter; lange Briefe von Schönborn an Klopstock aus und über Algier; desgleichen Bruchstücke aus Briefen an seinen Freund, den trefflichen Arzt und Freimaurer Jakob Munser, unter seinen eignen Bekannten Onkel Toby genannt, der ihn, zum großen Jubel aller Verbündeten, 1774 in seiner Abwesenheit der Verbrüderung der Menschheit beigesellt hatte; der Schluß macht ein hier zum ersten Male mitgetheilter Abriß einer Geschichte des Spinozismus und seine Verhältnisse zur Leibnitz'schen, Kant'schen und Fichte'schen Philosophie, die ihn bekämpften, wie zur Schelling'schen, die ihn wiederherzustellen versuchte. Er beweist, daß Schönborn sich sehr ernstlich mit metaphysischen Untersuchungen beschäftigte, welches diejenigen seiner Bekannten nicht befremden kann, die sich entsinnen, daß der Vorsatz einer Übersetzung und Erläuterung seines geliebten Sextus Empirikus ihn oft in Anspruch nahm. Angenehm werden den Lesern fünf Steindruckplatten sein, welche die Facsimiles der Handschriften Schönborn's und seiner Correspondenten enthalten. 8.

Mancherlei.

Wenn das Christenthum nicht die Furcht vor Menschen und die Furcht vor dem Tode aufhebt, so hat es noch nicht die Seele durchdrungen und seine göttliche Kraft offenbart. Sonderbar, daß dieser Mangel bei Menschen bemerklich ist, die in besonderm Maße für religiös und christlich gelten. X* und Z*, die beiden erzfromm gehaltenen Theologen, hatten eine große Furcht vor dem Tode, peinliche Ängstlichkeit bei dem geringsten Unwohlsein und bei unangenehmen Ereignissen gar starke Niedergeschlagenheit. Sei diese Schwäche verzeihlich, und daß sie Keiner dem Andern vorwerfen darf, sobald er an seine eigne Gebrechlichkeit denkt; aber ein lebendiges Christenthum kann ganz andere Wirkungen hervorbringen, hat es gethan bei den ersten Christen, durch alle Jahrhunderte und noch heut zu Tage bei manchen Frommen, welche Gott im Leben fest zu vertrauen wissen und dem Tode ruhig entgegensehen. Ist es doch, als wenn das Christenthum in gewissen Individuen sich verweichliche, gleichsam matt und abgestanden werde. Mit manchem Pietismus verbindet sich Hypochondrie, was nicht sein soll; die christliche Gewalt überwindet weit stärkere Beschwerden und bleibt wach und munter. Nach dem rechten, nichthypochondrischen Christenthum ist zu ringen; was die Weichlichen in reichem Maße vorzutragen pflegen, ist dagegen schwach und feigherzig, führt Gott und Christum allerdings im Munde, betet genug und erbaut sich, aber jammert zugleich ohne Ende über Welt, Zeit und Tod. Ein keckes Heidenthum hat fast des Jammers weniger, ungeachtet seiner Hoffnungslosigkeit. Wozu sind denn Glaube, Liebe und Hoffnung, als um den Menschen gesund zu machen von Angst, Betrübniß, Sorge und ihm fröhlichen Muth zu geben auf der wunderlichen und oft widerlichen Erde?

Wer, ohne verdrußfest zu sein, das Geschäft eines Erziehers übernimmt, ist ein Thor. Ältern haben Verpflichtungen für ihre Kinder und *müssen* erziehen, ihnen wird ihre Aufgabe erleichtert durch den Naturgenuß des Familienverhältnisses, durch eine hoffentlich nicht zu große Zahl, durch Beistand des Schulunterrichtes, und daß sie ein Ende des Erziehens sehen, nämlich mit dem Erwachsensein der Kinder. Ein Erzieher hingegen wählt seinen Beruf meistens um des Lebensunterhaltes willen, seine Liebe zum Zögling ist keine älterliche, er hat einen Haufen, soll selber lehren und erzieht in alle Ewigkeit, wenn er nicht stirbt, weil neue Zöglinge die abgehenden alten ersetzen. Diese Unendlichkeit des Thuns und besonders das Wiederanfangen von vorn haben viel Trauriges. Einer und derselben Generation sich zu widmen, Verdruß zu überwinden, Mühe belohnt zu sehen, gewährt Befriedigung; *aber zum zweiten und dritten Mal die Beschwerde zu wiederholen, bricht den Muth* und gleicht ungefähr dem Vorschlage, sein Leben unter denselben Bedingungen noch einmal anzufangen, wovon Kant sagt, daß es Niemand gern thäte. Erzieher und Schulmänner werden deswegen eine ganz eigne Haltung erstreben oder durch die Macht der Gewohnheit annehmen müssen, um die Ermüdung und den Verdruß des Geschäfts im Ganzen und Einzelnen siegreich zu überwinden. 28.

Bibliographie.

Bechstein, L., Der Sagenschatz und die Sagenkreise des Thüringerlandes. 3ter Theil. Die Sagen aus Thüringens Vorzeit von den drei Gleichen, dem Schneekopf und dem thüringischen Henneberg. Nebst einer Abhandlung über den ethischen Werth der deutschen Volkssagen. 8. Hildburghausen, Kesselring. 1 Thlr. 4 Gr.

Norddeutscher Frühlings-Almanach. 1837. 2ter Jahrg. 12. Berlin, Krause. 1 Thlr.

Heidenreich, F. W., Die Verklärung im Tode. Gr. 8. Berlin, Reimer. 12 Gr.

Kock, Ch. P. de, Zizine. Nach dem Französischen von **Julius Sincerus**. 2 Theile. Gr. 8. Breslau, Leuckart. 1 Thlr. 18 Gr.

Krampitz, F. W., Ernste und heitere Stunden gefeiert in den neuesten Gedichten. 8. Danzig, Anhuth. 18 Gr.

Lennep, J. van, Die Rose von Dekama; ein historischer Roman. Aus dem Holländischen. 3 Bände. 8. Aachen, Mayer. 3 Thlr.

Memoiren der Frau Herzogin von Berri von ihrer Geburt bis auf die jetzige Zeit. Herausgegeben von **Alfred Nettement**. Aus dem Französischen übertragen von Fr. v. R. 1ster Band. 8. Stuttgart, Hallberger. 1 Thlr.

Morier's sämmtliche Werke. 13ter—15ter Band. Abel Allnutt. 3 Theile. — Aus dem Englischen von G. N. **Bärmann**. 8. Braunschweig, Vieweg u. Sohn. 1 Thlr.

Paulding, J. K., Sybrandt Westbrook oder des Holländers Heerd. Ein amerikanischer Roman. In's Deutsche übertragen von **Karl Andree**. 8. Leipzig, Schumann. 1 Thlr. 18 Gr.

Der Talmudist in der eleganten Welt. Scenen und Skizzen aus der Gegenwart vom Verfasser des „jüdischen Gil Blas." 8. Leipzig, Klein. 1 Thlr.

Werg, A., Stiefvater und Stiefsohn. Eine romantische Erzählung. 8. Berlin, Lüderitz. 1 Thlr.

Verantwortlicher Herausgeber: **Heinrich Brockhaus**. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Montag, — Nr. 156. — 5. Juni 1837.

Erinnerungen, Lebensbilder und Studien aus den ersten siebenunddreißig Jahren eines deutschen Gelehrten, mit Rückblicken auf das öffentliche, politische, intellectuelle und sittliche Leben von 1815—35 in der Schweiz, in Deutschland und in den Niederlanden. Von Ernst Münch. Erster Band. Karlsruhe, Müller. 1836. Gr. 8. 1 Thlr. 18 Gr.

Es ist bekanntlich eine alte Klage, die sich bei der jetzt so außerordentlich raschen Erzeugung französischer Memoiren mehr als einmal erneuert hat, daß wir Deutsche so wenige Memoiren besäßen, wobei denn auch wol gelegentlich — nicht ohne gehässige Nebenblicke — bemerkt worden ist, daß es unsern Staatsmännern und Gelehrten eigentlich an Geschick zur Abfassung von Memoiren fehle. Aber man thut sehr Unrecht, den Vorwurf in dieser Allgemeinheit auszusprechen, da es uns in Deutschland weder an eigentlichen Memoiren ganz fehlt, noch an tüchtigen Vorarbeiten dazu Mangel ist, und sich also wol in nicht gar zu langer Zeit das Wort Varnhagen von Ense's in seiner Beurtheilung der Gagern'schen „Denkwürdigkeiten" bethätigen wird, daß, sowie wir in Deutschland nach langer Mühe gute Herameter zu Stande gebracht haben, wir auch noch gute Memoiren erhalten werden. Wenigstens zeugt es von Ungerechtigkeit gegen vaterländisches Verdienst, wenn man den Werth solcher Bücher, wie die „Memoiren des Freiherrn von S—a", des Freiherrn von Gagern oder des Generals Dohna ganz verkennen oder den Satz aufstellen will, daß Schriften, wie die Denkwürdigkeiten der Diplomaten Dohm und Görtz, die Reiseerinnerungen eines Niemeyer und Strombeck, oder die Schilderungen eines Mannes wie Eduard Gans gar nichts zur genauern Kenntniß vergangener und gegenwärtiger Zustände beizutragen im Stande sind. Und endlich besitzen wir in Jung Stilling's „Leben" und vor Allem in Göthe's Selbstbiographie ein paar köstliche Werke, um die uns das Ausland allerdings beneiden kann, da sie denselben nicht leicht etwas Ähnliches an die Seite zu stellen vermag. Denn Alfieri's und Rousseau's Selbstbiographien, so reichhaltig sie auch immer sind, treten doch gegen Göthe's „Wahrheit und Dichtung" sehr in den Hintergrund.

Was nun aber ganz besonders die deutschen Gelehrten betrifft, von denen zu sprechen wir hier Veranlassung haben, so können doch wol nur unbillige Tadler leugnen, daß wir einmal in den, seit den letzten zehn Jahren veröffentlichten Briefwechseln derselben einen Schatz von Mittheilungen besitzen, die an innerer Glaubwürdigkeit oft die ausländischen Memoiren aufwiegen und ein oft weit größeres psychologisches Interesse haben, und daß uns zweitens in den aus Briefen, Tagebüchern und sonstigen Notizen verfaßten Lebensbeschreibungen berühmter Gelehrten eine sehr lautere Quelle der Belehrung und Unterhaltung eröffnet ist, deren nicht geringster Vorzug es ist, daß sie von Männern geschrieben wurden, die hinlänglich befähigt waren, das Leben solcher Verstorbenen aus persönlicher und nächster Bekanntschaft zu würdigen. Meierotto's Leben von Brune, Nösselt's Leben von Niemeyer, Heim's und F. A. Wolf's Biographien von ihren Schwiegersöhnen Keßler und Körte, Schlözer's Leben von seinem Sohne mögen hier als einige Belege zur Wahrheit des eben Gesagten dienen. Unsere deutschen Gelehrten sind jetzt nicht mehr so unpraktische Männer, als man früher anzunehmen beliebte, wenngleich am Memoirenschreiben sie bald Ängstlichkeit, bald Bescheidenheit, bald übermäßiger Geschäftsdrang gehindert hat.*) Das hat nicht leicht Jemand besser und richtiger als Varnhagen von Ense, dem wir dereinst wol noch sehr anziehende Memoiren zu verdanken haben werden, in der Beurtheilung von Schlözer's Leben („Jahrbücher f. wissenschaftl. Kritik", 1828, II, Nr. 34) in folgenden Worten ausgesprochen:

> Wenn wir von deutschen Gelehrten sprechen, sind es nicht grade die Schriftsteller, welche vorzugsweise dabei gemeint sind, ebenso wenig die Philosophen oder Dichter als solche, auch nicht die wissenschaftlich Unterrichteten schon darum, weil sie dieses sind, sondern wir meinen das Gesammtwesen des ganzen Standes in allen seinen Verzweigungen und Verhältnissen, dieses wunderbare Gemisch von Freiheit und Gebundenheit, von allgemeinem Nationalverhältniß und besonderer Staatsangehörigkeit, von persönlichem Gelten und beigelegter Amtswürde, von stiller Abgeschiedenheit und offener Welttheilnahme.

*) Man sollte doch überhaupt mit den Ausdrücken: praktisch und unpraktisch, im gemeinen Leben nicht so freigebig sein. Denn Bulwer hat in seinem Buche über England (I, 68 fg.) sehr wahr erinnert, daß sehr oft praktische Männer eigentlich keine andern wären als die, welche irgend einem besondern Berufe lebten und zugleich alle engherzigen Absichten und eigennützigen Interessen eingesogen hätten, die demselben angehören.

Wenden wir uns nun zu dem Verf. des vorliegenden Werkes, zu Hrn. Münch, so finden wir gleich an ihm ein deutliches Beispiel der beiden zuletzt angeführten Charakterbestimmungen eines deutschen Gelehrten zu der stillen Abgeschiedenheit und offenen Weltheilnahme. In Aarau und in Freiburg hat Hr. M. still und zurückgezogen gelebt; mit seiner Berufung nach Lüttich begann seine Theilnahme an den politischen Händeln der Jahre 1830 u. 1831, die er im Haag fortsetzte, bis ihm in Stuttgart, wo er jetzt lebt, ein Hafen eröffnet ward, in dem er in freiester Muße sich seinen literarischen Beschäftigungen hingeben kann. Hr. M. ist jetzt, nachdem er allerdings Vieles gesehen, erlebt und erfahren hat und bei manchen politischen Verwickelungen der letzten acht Jahre persönlich betheiligt gewesen ist, erst siebenunddreißig Jahr alt, woher vielleicht nicht ganz ohne Unrecht mancher Leser die Competenz des Verf. bestreiten könnte, jetzt schon Denkwürdigkeiten seines Lebens herauszugeben, indem dies gewöhnlich erst am Abend des Lebens und in ruhiger, gesammelter Betrachtung, frei von aller Leidenschaftlichkeit, zu geschehen pflegte. Hr. M. hat dies selbst gefühlt und äußert sich daher in folgender Weise in der Vorrede, nachdem er zuvor bemerkt hat, daß nur eine besondere Kraft der Seele, oder eine völlige Stumpfheit gegen das Urtheil der Welt, oder eine lebenverachtende Ironie den Mann dazu bewegen könne, sein Innerstes zu enthüllen und das Todtengericht der öffentlichen Meinung noch bei Lebzeiten über sich selbst heranzurufen. Er gesteht, daß das Erste und Letzte mehr auf ihn eingewirkt hat als das Zweite, und daß manche Erscheinungen, welche in der jüngsten Zeit vorübergegangen, sowie eigenthümliche Zustände und Verhältnisse die Bedenklichkeiten in ihm besiegt haben, welche sich der Ausführung seines Vorhabens seit mehren Jahren immer wieder entgegengestellt hatten.

Möge es immerhin — fährt er fort — als Eitelkeit erscheinen, wenn ein Mann, der noch nicht zwei volle Lustra über die Hälfte des gewöhnlichen Lebenslaufes zurückgelegt hat, Rechenschaft über sich und seine Bestrebungen, seine Beziehungen zu Andern und seine Anschauungsweisen, die Zeit und ihre Genossen betreffend, hier gibt; er spricht für sich selbst, dem das Schicksal nur theilweise in größerm Verhältnisse sich zu bewegen vergönnt hat, und der seiner innersten Neigung und Eigenthümlichkeit nach in den stillern Kreisen seine glücklichste Lebensperiode erkennt, weniger als für die Erscheinungen außer ihm, die mit und neben ihm gewirkt, und deren Sphäre er in solcher Weise näher gekommen, daß ein Wort darüber zu sagen ihm möglich geworden, die Aufmerksamkeit der Leser an; als Zeichner, Portraitmaler und Silhouetteur somit, welcher vielleicht einige Umrisse, Züge, Farben und Bilder von Allerlei liefert, die von Andern benutzt, berichtigt und ergänzt werden mögen.

Wenn wir nun diese Erklärung als Maßstab an unsere Beurtheilung legen, so können wir nicht umhin, die Bekanntmachung dieser „Erinnerungen und Lebensbilder" durch Hrn. M. für etwas Verdienstliches und Zeitgemäßes anzusehen. Seine schriftstellerische Gewandtheit und seine vorzügliche Darstellungsgabe machen das Buch zu einer angenehmen Lecture, besonders wenn man über die etwas zu weit ausgesponnene Darstellung von des Verf. Jugend- und Schuljahren hinaus ist; seine landschaftlichen Schilderungen sind trefflich, die Charakterbilder berühmter Männer und Frauen, mit denen er zusammen gelebt hat, meisterhaft. Daß dieselben hier und da vielleicht Widerspruch hervorrufen können, wollen wir nicht in Abrede stellen; aber Hrn. M. muß die Gerechtigkeit gelassen werden, daß er durchaus eine rechtliche Gesinnung bethätigt hat, und daß er selbst einzelne Flecken und abstoßende Seiten in den Charakterbildern der von ihm verehrten Männer nicht hat verdecken oder überall entschuldigen wollen. Von Indiscretion kann dabei nicht die Rede sein, denn viele dieser Charaktere, wie Zschokke, Görres, die Frau von Krüdener, Leonhard Hug, Wolfgang Menzel haben mehr oder minder eine öffentliche Bedeutsamkeit erhalten und rechtfertigen also eine öffentliche Besprechung selbst da, wo das Privatleben, als zum Verständnisse des Ganzen nöthig, mit in das öffentliche gezogen werden muß. Allerdings würden dies wenige deutsche Gelehrte gethan haben, ja es hat mit Ausnahme des berüchtigten Bahrdt — den wir übrigens weit entfernt sind mit Hrn. M. auf eine Linie zu stellen — vielleicht Keiner sich so freimüthig oder, um ein Wort des Verf. aus der Vorrede zu brauchen, mit „so subjectiver Nonchalance und Behaglichkeit" ausgesprochen; aber darum ist auch Hr. M. noch nicht vierzig Jahr alt und mancher Bedenklichkeit fremd, die ihn in spätern Jahren von solchen Schilderungen zurückgehalten haben würde. Auch den Vorwurf, als hätten zu Viele Ähnliches erlebt wie Hr. M. und wären also gleichmäßig berechtigt, ihre amtlichen und schriftstellerischen Leiden und Freuden dem Publicum vorzulegen, glauben wir zurückweisen zu können. Hr. M. ist keineswegs so anmaßend, daß er sich über alle seine Zeitgenossen erhaben glaubt, oder seinen Schicksalen eine solche Wichtigkeit beilegen wollte, als ob sie allein und vorzugsweise die Mitlebenden interessiren müßten; aber er hat auch ganz Recht, zu behaupten, daß in den letzten einundzwanzig Jahren eine an Ereignissen, Meinungen und Erscheinungen so reiche Zeit verstrichen sei, daß ein Jeder, der etwas mehr als stummer Zuschauer gewesen ist, mit Recht behaupten kann, er habe in jedem Jahre zehn der gewöhnlichen durchlebt, und also wol glauben darf, es könne seine Einzelerscheinung von irgend einer Seite her Momente darbieten, welche zur Charakteristik dieses Zeitraums Beiträge liefern. Um so auffallender ist es, daß wir noch fast keine Schrift über den in Rede stehenden Zeitraum erhalten haben, die doch auf jeden Fall für die Späterlebenden von Interesse sein müßte und die Zeit darstellen würde, wie sie sich nicht blos in Conventionen, Protokollen und militairischen Berichten zeigt, sondern auch, wie sie sich in dem Leben und in den Schicksalen des Einzelnen abgespiegelt hat. Wit von Dörring's Geschichten sind allzu fabelhaft, als daß sie bei der übrigens unbedeutenden Persönlichkeit ihres Verfassers auf Glaubwürdigkeit besondern Anspruch machen dürften, und die gar nicht unverdienstliche Schrift eines wackern evangelischen Geistlichen: „Wanderungen durch Vaterhaus, Schule, Kriegslager und Akademie zur Kirche" (Magdeburg 1832) hält sich im Ganzen auf einem zu engen Felde, als daß

sie für die Geschichte jener Zeit Beiträge geliefert hätte. Um so dankenswerther ist also nach unserm Dafürhalten Hrn. M.'s Unternehmen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Über die letzte Kunstausstellung in Paris.

Hatten sich in den letzten Wochen der Ausstellung, wie natürlich, die dichten Reihen der Beschauer etwas gelichtet, so war dagegen in den drei letzten Tagen das Drängen und Stoßen von Tausenden in den weiten Hallen des Louvre wieder unerträglich. An einen Genuß ist dabei eigentlich gar nicht mehr zu denken; denn man hat viel zu viel gegen Staub und Rippenstöße zu kämpfen, als daß man sich der ruhigen Betrachtung überlassen könnte, wenn es Einem auch gelingen sollte, unter dem ewigen Hin- und Herwogen der Massen vor einem Kunstwerke einmal auf einige Minuten festen Fuß zu fassen. Freilich hat aber auch mit dem Schlusse der jedesmaligen Ausstellung aller Kunstgenuß dieser Art für die Pariser auf längere Zeit ein Ende. Denn ehe die durch die zum guten Theile ephemeren Erzeugnisse eines Jahres verdeckten Meisterwerke wieder genießbar werden, vergeht gewöhnlich die Hälfte des Sommers. Es ist, beiläufig gesagt, ein großer Übelstand der hiesigen alljährigen Kunstschau, daß man dazu noch kein anderes Local hat als die Gemäldegalerie und einen Theil des Erdgeschosses im Louvre. Beinahe sechs Monate des Jahres gehen deshalb die dort aufbewahrten Schätze für Künstler, Kunstfreunde und Fremde geradezu verloren. Wie Mancher hat schon Paris verlassen müssen, ohne von einer seiner vorzüglichsten Zierden einen Begriff zu bekommen, weil sein Aufenthalt grade in diese sechs unglücklichen Monate fiel. Bei den Mitteln, über welche man hier gebieten kann, und der Leichtigkeit, mit welcher man sonst zu heilsamen Entschlüssen kommt, muß man sich beinahe wundern, daß noch nicht ernstlich daran gedacht worden ist, diesem Übelstande durch Einrichtung eines passendern Locals für die jährliche Kunstausstellung abzuhelfen. An Planen und Entwürfen dazu hat es schon seit Jahren nicht gefehlt; und auch dieses Jahr haben einige junge Architekten, wie Haveau, Protain, Débébano und Cannissie recht brave Zeichnungen zu Gebäuden für Kunst- und Industrieausstellungen zur Schau gestellt; nicht zu gedenken des ungeheuern Planes, welchen der königliche Architekt Hr. Fontanier entworfen hat, demzufolge der Ausbau des Louvre so bewerkstelligt werden würde, daß der neue Flügel nicht nur die Säle zu Kunst- und Industrieausstellungen, sondern auch die königliche Bibliothek, eine Kapelle, einen Opernsaal und die Marställe des Königs umfaßte. Die Zeichnungen dazu sind soeben durch den Stich zu öffentlicher Kenntniß gekommen. Allein abgesehen davon, daß sich gegen die Zweckmäßigkeit der vorgeschlagenen Gebäude noch allerhand Zweifel erheben lassen, scheint es auch nicht, daß die Regierung zu ihrer Annahme und Ausführung große Lust hätte. Actien, Actien, das ist das große Losungswort unserer Zeit, wenn dergleichen Dinge zu Stande kommen sollen. Man sollte den Aufbau eines solchen Gebäudes nur einer Actiengesellschaft mit dem Genusse eines kleinen Eintrittsgeldes auf bestimmte Jahre überlassen, nach deren Ablaufe das Gebäude dem Staate anheimfiele, wie dies bei Brücken, Kanälen und Eisenbahnen der Fall ist, und sicherlich würde man in kurzer Zeit einem der dringendsten Bedürfnisse für Paris abgeholfen haben.

Wollte ich Ihnen jetzt am Schlusse der Ausstellung nochmals herzählen, wie viel Nummern der diesjährige Katalog aufzuweisen hat; wollte ich Ihnen zu beweisen suchen, daß beiweitem die Majorität der ausgestellten Sachen in die Kategorie trostloser Mittelmäßigkeit und absoluter Nichtigkeit gehört; wollte ich Ihnen dazu etwa noch sagen, daß so und so viel Bilder der diesjährigen Ausstellung nicht einmal als Kunstwerke, sondern blos als Lückenbüßer in der Reihe historischer Gemälde auf den unabsehbaren Wänden des Schlosses zu Versailles zu betrachten sind, so käme ich mit meinen Nachrichten wahrscheinlich viel zu spät. Sie wissen dies längst aus deutschen Berichten und aus französischen Journalen. Ich mag, als Laie in der Kunst, nicht einmal auf eine ausführliche Kritik der Werke in der diesjährigen Ausstellung eingehen, welche etwa die Höhenpunkte, die Richtungen und den Charakter der französischen Kunst in unserer Zeit bezeichnen dürften. Auf den engen Raum einer gelegentlichen Mittheilung beschränkt, gebe ich blos einige nachträgliche Bemerkungen, wie sie sich mir bei wiederholtem Besuche des Louvre während der zwei letzten Monate von selbst, ich möchte sagen bisweilen fast wider Willen aufdrängten.

Vor Allem scheint mir neben der Kunst selbst der Zustand der Kunstkritik in Frankreich nicht unbeachtet bleiben zu dürfen. In ihr spricht sich die Kunstbildung, der Sinn für Kunst und die Auffassung ihrer Erzeugnisse im Allgemeinen wenigstens ebenso charakteristisch aus als in den Werken selbst, welche ihr Gegenstand sind. Die Kunstkritik ist wie überall so auch hier eine niedere und eine höhere, von welcher letztern die gleichsam officielle der Jury wieder eine besondere Schattirung ausmacht. Da die Kritik der Jury der Ausstellung vorhergeht, und diese gewissermaßen selbst ihr Resultat ist, so ist es billig, zunächst von ihr ein Wort zu sagen. Sowie jedes Jahr haben sich auch dieses Mal gewichtige Stimmen und laute Klagen über die Urtheilssprüche dieses Kunsttribunals erhoben, von denen die Zulassung oder Ausschließung der eingeschickten Kunstwerke abhängt. Man wirft der Jury Mangel an richtigem Urtheile und eine engherzige und taktlose Systematik vor, welche nach veralteten Grundsätzen annehme und verwerfe, wie es ihren Launen und Interessen zusage; man legt ihr absichtliche Parteilichkeit, böswillige Intriguen und überhaupt Rücksichten zur Last, welche von dem Wesen, dem Werthe oder Unwerthe der zu beurtheilenden Sachen ganz unabhängig sind; und um diesen Unfug auf seine eigentliche Quelle zurückzuführen, zieht man natürlich die Akademie der schönen Künste mit in dieses Raisonnement hinein, weil sich unter ihrer Ägide die Kunst fortbilden solle, und weil sie doch am Ende die Verantwortlichkeit für Das übernommen habe, was die Jury thut oder unterläßt. Ist die Frage einmal bis auf dieses Terrain gespielt worden, dann steht der Opposition — denn diese existirt hier auf dem Gebiete der Kunst ebenso wol wie auf dem Felde der Politik — ein weiter Spielraum für ihre Axiome und Angriffe offen. Anstatt die Kunst nach Pflicht und Gewissen zu fördern, meint man, sei die Akademie nur da, ihr Hindernisse jeder Art in den Weg zu legen, der aufstrebenden Entwickelung junger Talente den verjährten Pedantismus der Schule, die Eifersucht abgelebter Ohnmacht entgegenzustellen. Man erinnert dabei an Das, was sie gleich in ihrem Entstehen an Poussin gethan, welcher durch ihre Verleumdungen ins Exil getrieben wurde; man wirft ihr vor, daß sie Drouais, David's Nebenbuhler, im Elende untergehen ließ, daß sie Prudhon zur Vergessenheit verdammte, daß sie in neuester Zeit Ingres proscribirte, daß sie der Regierung verbot, Gericault's ausgezeichnetes Gemälde, die Medusa, für den geringen Preis von 1500 Francs anzukaufen; daß sie die Werke Delacroix's der Aufnahme zur Ausstellung im Louvre für unwürdig erklärte rc. Welches Recht, fragt man dann als Schlußfolge weiter, hat denn eine solche Akademie, die Werke Derer zu beurtheilen, welche ebenso wie ihre Mitglieder, und noch mehr als diese, schlagende Beweise ihres Talents, ihrer Geschicklichkeit, ihres Fleißes gegeben haben? Welches Recht hat sie, durch einen ungeschickten Richterspruch voll Vorurtheile die Carrière junger Künstler von ausgezeichneten Talenten und voll großer Hoffnungen ohne Weiteres zu unterbrechen und sie, nachdem sie 15—20 Jahre ihres Lebens den Anstrengungen und Mühen ihrer Kunst geopfert haben, den Qualen getäuschter Hoffnungen und dem Elende preiszugeben?

Worauf diese Sprache abzielt, ist leicht zu errathen. Man will von der Akademie der schönen Künste und von der von ihr ausgehenden Jury in Zukunft nichts mehr wissen; sie sind

die Steine des Anstoßes, welche zunächst aus dem Wege geräumt werden müssen. Ist die Jury eine nothwendige Bedingung des alljährigen Salons, so muß sie wenigstens ihrem Wesen nach, in ihrer Zusammensetzung, vom Grund aus reformirt werden, d. h. sie darf nicht mehr von der Akademie ausgehen oder unter ihrem Einflusse stehen. Denn welchen Sinn hat es z. B., wenn man die Gemälde eines Delacroix, Johannot, Gigoux, Rousseau, Marilhat durch die Herren Blondel, Picot, Garnier, Bidault, Thevenin, Heim beurtheilen läßt, während die eignen Werke dieser Herren längst verdammt und von allen Leuten von einigem Geschmacke längst vergessen sind? Und welches sind die Folgen hiervon? Die Folgen sind einmal, daß nur allein dieses Jahr die Werke von ausgezeichneten Künstlern, wie die Maler Gigoux und Küzener und die Bildhauer Barye, Maindron und Perault sind, vom Louvre ausgeschlossen wurden; und zweitens, daß noch ausgezeichnetere Künstler wie E. Isabey, Decamps, Rousseau und Paul Huet es unter ihrer Würde halten, sich dem Richterspruche dieses Kunsttribunals auszusetzen, und folglich nichts mehr einschicken.

Es versteht sich von selbst, daß bei diesen wie bei allen ähnlichen Raisonnements der Opposition die Farben etwas derb aufgetragen sind und daher die Wahrheit der Darstellung unter der Last des Colorits leidet. Aber etwas Wahres bleibt am Ende doch an der Sache. Es ist allgemein bekannt, daß dieses Jahr allerdings ausgezeichnete Sachen von Gigoux und Barye zurückgewiesen worden sind, während die Masse schlechter Bilder und mittelmäßiger Sculpturen im diesjährigen Salon Jedermann aufgefallen ist. Wir kennen die geheimern Triebfedern, welche die Beschlüsse der Jury bestimmen mochten, ebenso wenig, wie sie wahrscheinlich Diejenigen kennen, welche sich aus der Opposition gegen sie ein Geschäft gemacht haben; allein wir wissen, daß die Jury wie alles Menschliche ihre Mängel und Schwächen hat, welche sich nur um so mehr in ihren Blößen zeigen, je mannichfaltiger die Beziehungen und Rücksichten sind, in welchen dieses Kunsttribunal steht und welche es zu nehmen hat, je schwieriger seine Stellung überhaupt ist. Man glaubt vielleicht, daß blos das Interesse der Kunst als Kriterium für die Wahl der aufzunehmenden Sachen festgestellt sei und festgestellt werden müßte? Man irrt sich aber; das ist keineswegs der Fall. Da müßte ja z. B. gleich die größte Anzahl der Portraits ausgeschlossen werden, welche jedes Jahr die langen Wände des Louvre bedecken; und wenn die Jury dies wagen wollte, da hätte sie es ja nicht blos mit den Künstlern, sondern auch und weit mehr mit den beleidigten Eitelkeiten der hundert und tausend Originale zu thun, welche sich so gern selbst bewundern und von Andern bewundert wissen wollen; sie hätte namentlich die Feindschaft der schönen Welt zu fürchten — in Paris bekanntlich die gefährlichste —, die selbst eine Jury schon des guten Tones wegen zu vermeiden suchen muß. Die Jury müßte dann ferner einen beträchtlichen Theil der Bilder verdammen, welche in officiellen, gewöhnlich kolossalen Rahmen durch die weitgeöffneten Flügelthüren des Louvre einziehen, weil sie von der Civilliste, von den Ministern, den Präfecten, vielleicht sogar noch von den Maires bestellt worden waren. Ein Urtheil darf sich die Jury über diese Kategorie wol kaum erlauben, und ihre Aufnahme ist im Codex der Akademie als eine im Voraus zugegebene conditio sine qua non verzeichnet. Hierzu kommt nun noch die ziemlich bedeutende Clientel der Jury, wozu ihre Verwandten, ihre Zöglinge, das weibliche Künstlerpersonal gehören, welches hier ziemlich zahlreich ist und glimpflich behandelt sein will. Daß also neben gutmüthiger Nachsicht da auch bisweilen große Fehltritte und kleine Ungerechtigkeiten mit unterlaufen, sollte man, meine ich, ziemlich natürlich finden; wenigstens sollte man daraus nicht ein Argument für die Nothwendigkeit der gänzlichen Abschaffung der Jury hernehmen. Denn ein Kunsttribunal, wie es sich die Opposition erträumt, wird und will die Jury nie sein, ebenso wenig wie es irgend ein anderes analoges Institut je werden könnte, das man an ihre Stelle zu setzen gedächte. Die Gründe hiervon liegen für Jeden klar am Tage, welcher die heutige Stellung der Kunst zum Staate und zur Gesellschaft, namentlich in Frankreich, durchschaut und begriffen hat. Sie liegt zu sehr außerhalb der Interessen und Zwecken beider und findet in ihnen nicht mehr die moralischen Elemente, die ihr nöthig sind, um sich auf einem erhabenen Standpunkte zu erhalten. Sie ist jenen untergeordnet und hat in einem dienenden Verhältnisse an sich die Selbständigkeit verloren, welche vielleicht die Hauptbedingung zur Möglichkeit eines selbständigen, unparteiischen Kunsttribunals wäre.

Ähnliche Beziehungen gelten ungefähr auch für die übrigen Sphären der hiesigen Kunstkritik. Ich will die der Journale und Kunstblätter, welche während der zwei letzten Monate in vollem Gange gewesen ist, blos des äußern Unterschieds wegen noch zur höhern Kunstkritik rechnen. Eins ihrer wesentlichsten Merkmale ist ihre politische Farbe, die allein hinreicht, ihren Werth zu charakterisiren. Der „National" erhebt die Schlacht bei Taillebourg von Delacroix als ein Meisterwerk der neuern Kunst, vielleicht mit deshalb, weil Delacroix La barricade de Juillet gemalt hat, und das „Journal des débats" findet daran grade Das zu tadeln, was der „National" als besondere Vorzüge herausgehoben hat. Dieser bekämpft die Richtungen und die Nachahmer der deutschen, wie er meint, mystisch-träumerischen Schule; jenes dagegen macht ihnen fast den Hof u. s. w. Verschiedenheit der Meinungen ist in der Kunst wie in jedem andern Verhältnisse, worüber es verschiedene Meinungen geben kann, eine vortreffliche Sache, weil sie die Wahrheit fördert; allein, wenn sie wirklich Werth haben soll, so muß sie auf haltbaren Gründen beruhen, die in der Sache selbst liegen, worum es sich handelt. Lange Tiraden für oder gegen die Regierung und die Geistlichkeit, wie Sie sie nicht blos in den Kunstkritiken des „National" und des „Journal des débats", sondern fast in allen der Ausstellung gewidmeten Feuilletons der zwei letzten Monate lesen können, geben über den Stand der Kunst schwerlich irgend Jemanden erwünschte Aufklärung; sie zeigen aber recht gut die Engherzigkeit und Verkehrtheit dieser Kunstkritiker; sie beweisen, daß hier, in diesen Sphären, echter, tiefer eingehender Kunstsinn vor kleinlichen Rücksichten noch gar nicht aufkommen kann, und daß man, während man nach Effecten in der Politik, oft sogar blos im Style hascht, den Standpunkt immer mehr aus den Augen verliert, welcher für die Beurtheilung von Kunstwerken der richtige wäre. Bei dieser falschen und gefährlichen Richtung kann man nichtsdestoweniger recht geistreich sein, man kann sogar manches sehr Treffende sagen, wie es in einzelnen gutgeschriebenen Artikeln wirklich der Fall gewesen ist; aber man bleibt über den Grund der Dinge nichtsdestoweniger bei Irrthümern und Selbsttäuschungen stehen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Notiz.

In Melchior Küsel's Kupferbibel, die den Titel führt: „Icones biblicae veteris et novi testamenti" (Augsburg 1679, 4.), und zu deren Figuren Johannes Gryphius, „poëta laureatus caesareus", lateinische und deutsche Unterschriften in Versen geliefert hat, von denen die erstern sich durch römische Eleganz, die letztern durch fast übergroße Treuherzigkeit und Naivetät auszeichnen, steht bei der Geschichte des Elias und der Witwe zu Zarpath folgender deutsche Denkreim:

Elias hatte sich von selbst zu Gast geladen
In einer Wittib Haus, der Wirthin ohne Schaden.
Er schafft ihr ew'ges Oel, das Mehl schwind nicht im Sack,
Sie backt der Küchlein ihm all' Tag' die volle Gnad.
Für's Schlafgeld bringet er dem todten Sohn das Leben;
Wer wollt' den Geistlichen nicht gerne Herberg geben!

11.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Dienstag, —— Nr. 157. —— 6. Juni 1837.

Erinnerungen, Lebensbilder und Studien aus den ersten siebenunddreißig Jahren eines deutschen Gelehrten 2c. Von Ernst Münch. Erster Band.

(Fortsetzung aus Nr. 156.)

Der reiche Inhalt des 464 Seiten starken Octavbandes macht allerdings die Auswahl nicht leicht, indem wir doch aus jedem der fünf Hauptabschnitte: 1) „Pädagogische Holzschnitte nebst einigen Silhouetten zur Geschichte der Vaterstadt und der Heimat"; 2) „Das Gymnasium"; 3) „Solothurn"; 4) „Freiburg im Breisgau"; 5) „Aarau", Einzelnes herausheben und dadurch zur Kenntniß des Ganzen einladen möchten.

Des Verf. Geburt (er ist in dem früher östreichischen, dann schweizerischen Städtchen Rheinfelden am 25. Oct. 1798 geboren) und erste Kindheit fiel in die Zeiten der Revolutionskriege, manche Kriegsscenen und die grotesken Gestalten der Panduren und Rothmäntler hatten sich seiner Phantasie mit den festesten Zügen eingeprägt. Der Vater, der es trotz Kenntnissen und Geschicklichkeiten nur bis zum Rang und Charakter eines Registrators beim kais. königl. Kameralamte gebracht hatte, sah sein Leben zwar durch die Schreibstube und Gerichtskanzlei beschränkt, behielt aber dabei viel Humoristisches und im Contrast zu seinen täglichen Beschäftigungen, die er mit der größten Pflichttreue wahrnahm, sehr viel Poesie; die Mutter, in gewöhnlicher katholischer Weise erzogen, war mild und gut, eigentlich aber für ihren Mann nicht passend, sodaß die Ehe nicht eine ganz glückliche genannt werden konnte. In der Erziehung des Sohnes war das deutsche Element durch den Vater, das französische durch die Mutter vertreten, und während der Erstere mehr dem Verstande und Gemüth die leitende Richtung gab, verdankte der Letztern ihr Sohn Phantasie und Empfänglichkeit für das Schöne. Der Schilderung seiner Kinderzeit geht eine gelungene Beschreibung von dem Leben und Treiben in Rheinfelden voraus, die wir als charakteristischen Beitrag zur Geschichte einer Parzelle des östreichischen Staats am Schluß der vorigen Jahrhunderts nicht unerwähnt lassen dürfen. Wir lesen hier (S. 10—18), wie alle Befehle der Regierung in Freiburg, wenn sie einige Anstrengung erfoderten, ad acta gelegt wurden, wie die vorgeladenen Parteien sechs- oder siebenmal unverrichteter Sache nach Hause ziehen mußten, weil die Frau Oberamtmännin bei sich Gäste bewirthete und der Herr Oberamtmann sich diesen nicht entziehen durfte, wie die sogenannten Kammerboten, die mitunter aus Freiburg auf Execution kamen, auf das beste gespeist wurden, sodaß sie unverrichteter Sache wieder abzogen, wie endlich in Policei- und Criminalsachen das summarische Verfahren mittels Haselstocks und Ochsenziemers die Hauptrolle spielte und Suggestivfragen die Stelle zeitraubender Förmlichkeiten ersetzen mußten.

Auch erlebte man häufig — sagt unter Anderm der Verf. —, daß die Untersuchenden von Zeit zu Zeit für eine Weile in die Ecke des Amtszimmers eilten, wo ein verhängnißvoller Vorhang kein Isisbild, wol aber einen Krug des besten Markgräflers verbarg, welcher dazu bestimmt war, den durch übermäßige Berufsthätigkeit erschlafften Geist angenehm aufzufrischen; oder daß der Herr Oberamtmann sich in Gegenwart desselben unter das Fenster legte, um mit der schönen Wirthin im Nachbarhause süße Zwiesprache zu halten. Man nannte dies dem Delinquenten gehörige Frist zur Besinnung lassen.

Die Geistlichkeit lebte in einem gedankenlosen Bigotismus und war fast nur von Festen und skandalösen Abenteuern her bekannt. Schulunterricht und Schulzucht war höchst kläglich bestellt, in dem erstern herrschte der Mechanismus, in der letztern das Prügel- und Anzeigesystem; die Töchter des Schullehrers trieben eine Art Speculation mit den periodisch erneuerten Birkenlieferungen.

Der Verf. beschreibt nun mit großer Ausführlichkeit seine ersten Jugendjahre. Ref. muß aufrichtig gestehen, daß er wünschte, Hr. M. hätte sich hier etwas kürzer gefaßt, indem einmal seine Erlebnisse keine andern sind als die vieler andern Knaben, und zweitens die so weit ausgesponnene Erzählung manchen Leser leicht gegen Hrn. M.'s übrige Schilderungen einnehmen könnte; wie solche Dinge noch in weit spätern Jahren, als die sind, in welchen Hr. M. jetzt sich befindet, zum eignen Behagen des Erzählenden und zum Vergnügen der Leser dargestellt werden können, hat Göthe an einem glänzenden Musterbilde gezeigt. Für den Verf. selbst mögen allerdings die Erinnerungen aus der Knabenzeit, manche Ungezogenheiten und tolle Streiche, das Wohlgefallen, das er schon frühe an erwachsenen Mädchen fand (eine übrigens bei Knaben gar nicht ungewöhnliche Erscheinung), seine Neckereien erwachsener Mädchen, der Muthwille, den er gegen manche ältere Männer und Frauen seiner Vaterstadt übte, selbst das Andenken an manche erlittene Strafe und Züchtigung Reiz haben, aber schwerlich für viele Andere. Mehr

Interesse hat schon die geistige Entwickelungsgeschichte des Knaben, seine Lesewuth, die er durch die heterogenste Lecture stillte, dann seine Schilderung des Gymnasiallebens, das ganz den Charakter ähnlicher Anstalten des katholischen Deutschlands trägt, des kirchlichen Frohndienstes und der mannichfachen frohen und traurigen Ereignisse, an denen das Leben des Gymnasiasten M. in diesen Jahren reich war, namentlich für solche Leser, denen Hrn. M.'s Persönlichkeit fremd ist, oder die jenes jesuitische Schulwesen nicht aus eigner Anschauung kennen gelernt haben. Daß sich der Jüngling hier sowol als im Collegium zu Solothurn, wo er die „sogenannte Philosophie absolviren sollte", öfters verliebte, daß er oft auf den Bergen schwärmte und dichtete, daß er gern verbotene Bücher las (Tiedge's „Urania" nennt er sein Lieblingsgebetbuch), und daß er bei den Geistlichen und gutkatholischen Bürgern für einen Freigeist galt, sind alles Dinge, die sich eigentlich nicht viel anders bei einem jungen Menschen von Geist und Talent voraussetzen lassen. Aus diesem Abschnitte verdienen noch die Stellen über den schweizerischen Geschichtschreiber Glutz-Blotzheim (S. 144—147) und die kurze, aber sehr bündige Erörterung der schweizerischen Verhältnisse nach Napoleon's Sturz 1814 im Verhältniß zu Deutschland (S. 120 fg.) hervorgehoben zu werden.

Im Spätjahre 1815 findet der Leser Hrn. M. auf der Universität zu Freiburg im Breisgau. Wir haben schon oben seines Talents für Landschaftsschilderungen gedacht und glauben daher am besten die Beschreibung von Freiburg, an welche Stadt sich Hrn. M.'s schönste Erinnerungen knüpfen, beifügen zu können.

In einer Ausdehnung von mehren Stunden vor der Stadt entwickelt sich eine große fruchtbare Fläche, ganz in der Nähe des Rheins, dessen Fluten auf der einen oder andern Anhöhe bei heiterm Wetter leicht ersehen werden können, und dem Kaiserstuhl, dem nächsten Nachbar der Vogesen; sie entwickelt sich, sage ich, wie ein einziger ununterbrochener Garten voll schöner Blumen, voll duftender Kräuter und bescheiden stolzer Pflanzen; und sowie der Sinn der Bewohner ist und gern ins Innere der Herzen blicken läßt, und nicht so leicht von außen Gefahr wittert, also ist auch den Wandernden der genußreiche Blick in diesen Garten nirgend versperrt, sondern Alles zieht mit freundlicher Offenheit an und ladet zum Mitgenusse ein. Im dunkeln Hintergrunde zeigen sich die bemoosten Häupter der Vogesen; sie blicken herüber, als erfaßte sie das Heimweh und als erfüllte sie ein tiefer Verdruß über das Kauderwelsch, welches sie mit jedem Tage ärger jetzt anzuhören verdammt sind, und ihre Geister setzen gern sich an das Ufer des Rheins, welcher noch immer aus seinen klaren Fluten das Auge des Himmels widerspiegelt wie zur Zeit der Lichtenberge und Staufenberge, und sie nehmen sorgfältig die alten, schönen Sagen in Verwahrung, welche ein überkluges Geschlecht überall verdrängt hat (S. 170).

Mit sichtbarer Vorliebe schildert der Verf. sodann die Freiburgerinnen „mit ihren holden Vergißmeinnichtaugen und ihrer liebenswürdigen Geschwätzigkeit", über die „etwas Duftiges, etwas Katholisches der besten Art ausgegossen ist", das gleich sehr die Befangenheit wie die Leichtfertigkeit von ihnen entfernt hält und sie in die Reihe der anziehendsten Frauenzimmer Deutschlands stellt. Von den politischen Verhältnissen der Stadt Freiburg, ihrer Anhänglichkeit an Östreich, die sich noch 1815 sehr deutlich aussprach, und die Reactionen der „Altbadischen", wie man die Häupter der neuen Ordnung der Dinge nannte, kommt der Verf. auf die Universität Freiburg. Für die lebendige Charakteristik der damals auf derselben lehrenden Männer, wie der Juristen Sauter und Ruef, der muthigen Bekämpfer des Ordens- und Mönchswesens, der Theologen Wanker, Schinzinger, Dannenmayr und Klüpfel, des Arztes Ecker, der Mitglieder der philosophischen Facultät Wucherer, J. G. Jacobi u. A., müssen die Leser Hrn. M. dankbar sein, da jene Namen in Norddeutschland wenig bekannt geworden sind und sie es durch ihre akademische Thätigkeit wol verdient haben, der Vergessenheit entrissen zu werden. Am längsten verweilt der Verf. bei Leonh. Hug (S. 194—205) und, wie sich erwarten ließ, bei Rotteck (S. 207—215). Er schildert, wie der Letztere, damals Lehrer der Geschichte, in seinen Vorträgen und Raisonnements unermüdlich auf die Belebung junger Gemüther für constitutionnelles Leben hinwirkte, sich aber schon damals mit allerlei französisch-englischen kosmopolitischen Elementen anfüllte, dann sich in Opposition mit der Staatsregierung setzte und Freiburg, diese lange verachtete „Bettelstudenten-Universität", zum Mittelpunkte des Constitutionswerkes zu machen beschloß. Rotteck's ganzes Leben zerfällt in drei Perioden, von denen Hr. M. die dritte auf S. 213 also schildert, ob zur Zufriedenheit für den Mann, in dem Viele einen politischen Heiland oder Bringer einer goldenen Zeit zu sehen wähnten, wissen wir freilich nicht:

Die dritte Periode ist die, in welcher Rotteck, rächerisch für die erhaltenen Niederlagen seiner Partei und das unfreiwillige Stillleben von acht Jahren gegen die Staatsgewalt, die Aristokratie, den deutschen Bundestag, die hohe Diplomatie zu gleicher Zeit von oben und unten gewappnet angreift, den Bund mit dem fremden, selbstsüchtigen Liberalismus, der Kosmopolitik, ja sogar der Republik und der Propaganda, und die Buhlschaft mit den niedrigsten Phasen des Demokratismus und den populairen Leidenschaften nicht verschmähend; den erworbenen Ruhm, die Existenz seines Landes wie seine persönliche Sicherheit, ja selbst seine innere, reinere Gesinnung für den Durchbruch seines allem Historischen widerstreitenden Rechtssystems auf das Spiel setzend, kühn, trotzig, löwengrimmig, verzweiflungsvoll, übermüthig; und dann wiederum verzweifelnd und gramvoll in raschem Wechsel, endlich wiederermannt und nichts für verloren achtend, so lange noch die Freiheit des Worts möglich; aus der Allgemeinheit seiner Theorien allmälig selbst in beschränkte, politische Gesichtspunkte und enge Localinteressen hineingetrieben; kurz, mit jeder letzten Verschanzung zufrieden, von der aus nur immer noch eine gedenkbare Gegenwehr dem siegreichen Feinde sich vorbereiten läßt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Über die letzte Kunstausstellung in Paris.

(Fortsetzung aus Nr. 156.)

Selbsttäuschung, gleichviel ob absichtliche oder unbewußte, ist es z. B., wenn man, wie beinahe aus allen Kritiken über den diesjährigen Salon hervorgeht, glaubt und Andern glauben machen will, die französische Kunst unserer Tage habe wirklich gewisse Höhepunkte erreicht, von welchen aus sie auf die andern Länder mit Wohlgefallen herabsehen könne; wenn man glaubt, sie solle den Maßstab geben für Das, was überhaupt gegenwärtig auf dem Gebiete der Kunst geleistet wird; sie solle die Richtungen bedingen, welche die Kunstschöpfungen der Zukunft zu nehmen hätten. Um hiergegen etwas sagen zu kön=

nen, müßte man unter Anderm auch etwas auf den Charakter, das Wesen, die Richtungen, die Hoffnungen der deutschen Kunst in unserer Zeit eingehen. Ist aber hier zu dergleichen Dingen der Ort nicht, so muß ich überdies gestehen, daß ich davon überhaupt nur wenig Gewinn erwarten möchte. Warum? Weil, wenn es sich darum handelt, die Fortschritte der Kunst im Allgemeinen herauszuheben, die Frage durchaus nicht vergleichend zu stellen ist, sondern von den Eigenthümlichkeiten ausgehen muß, welche die Entwickelung, den Aufschwung, die Richtungen und die Ziele der Kunst in verschiedenen Ländern und nach der Verschiedenheit der Nationalitäten bedingten. Die französische und die deutsche Kunst sind durch moralische Elemente, durch äußere Motive und durch ihre Zwecke geschieden, und dürften schwerlich je gleiche Höhepunkte erreichen, wo eine Vereinigung und Ausgleichung möglich würde.

Unter der niedern Kritik verstehe ich die des großen Haufens auf den verschiedenen Bildungsstufen der pariser Gesellschaft. Sie hat ihre ernste und, wenn man will, ihre spaßhafte Seite. Man lernt sie kennen im Umgange in den Salons, vorzüglich aber im Louvre selbst während der der Ausstellung gewidmeten Stunden. Die Kunst, das muß man zugeben, wird gegenwärtig in Frankreich, in Paris viel besprochen: sie zu lieben, zu begünstigen, vielleicht, wenn es möglich ist, selbst zu üben, gehört zum guten Ton in den höhern Cirkeln; Ludwig Philipp und seine Familie gehen darin mit gutem Beispiele voraus. Man trifft hier und da auch wirklich Leute von feinem, gebildetem Kunstgeschmack und tieferm Urtheil. Im Allgemeinen aber ist der französische Sinn noch nicht dazu gemacht, die Bedeutung großer Kunstwerke nach ihrem innern Wesen zu umfassen, und folglich bleiben auch die Urtheile, die man gewöhnlich hört, äußerlich und oberflächlich, während selbst die Liebe zur Kunst mehr eine Sache der Eitelkeit wird, die bis zur Koketterie verbildet werden mag. Was das Kunsturtheil betrifft, so darf man freilich auch nicht die Schwierigkeiten vergessen, welche selbst die französische Sprache in den Weg legt. Ihrer Natur nach verallgemeinernd und eben deshalb so fügsam in der Conversation, bietet sie wenig Mittel zur feinern Nuancirung in der höhern Kunstkritik, zumal wenn diese mündlich und nicht schriftlich sein will; man muß sich eben zu sehr mit allgemeinen Ausdrücken behelfen, welche entweder zu viel oder zu wenig, oft auch gar nichts sagen.

Will man wissen, wie weit der Kunstsinn in den niedern Sphären des pariser Volkes ausgebildet ist, so muß man sich in die Ausstellung selbst begeben, nicht um die Bilder, sondern um das Publicum zu beobachten. Hier zeigt sich die Kritik am meisten von ihrer spaßhaften Seite. Man kann sich bei einem Besuche des Louvre zu diesem Zwecke in einem einzigen Vormittage einen Schatz von ebenso verkehrten als komischen, mitunter aber äußerst amusanten Urtheilen sammeln, aus denen ungefähr folgendes Resultat zu ziehen wäre: das französische, natürlich vorzugsweise das pariser Volk hat Sinn für die Kunst, aber in einem noch sehr unentwickelten Zustande, welcher zugleich eine große Wildsamkeit einschließt. So wie die Sachen jetzt stehen, liebt das Volk Bilder zu sehen, ohne grade auf Kunstwerke Anspruch zu machen; es will den äußern Sinn ergötzen und kümmert sich wenig um die Verwandtschaft des innern Lebens mit dem Geiste in einem großen und erhabenen Werke der Kunst. Der gemeine Franzos hat eine starke, aber rohe und verwilderte Phantasie, welche durch derbe Motive angereizt und genährt sein will. Im Ernste will er das Gräßliche, in der Laune das Groteske. Bis zur Unnatur gräßliche Scenen, grell componirt und stark in den Farben gehalten, machen auf ihn den meisten Eindruck. Überall, wo Tod mit Leben kämpft, wo der nächste Augenblick Rettung oder Untergang bringt, wo Verzweiflung und Entsetzen herrscht, da weilt er am liebsten. Man darf nur einige Male durch die Galerie des Luxemburg gehen, wo die meisten Bilder der neuern französischen Schule aus frühern Jahren gesammelt sind, um einzusehen, daß dieser Umstand gar nicht ohne Einfluß auf diese Schule geblieben ist. Nächst solchen Bildern liebt das gemeine Volk am meisten die Darstellungen aus seiner Heldengeschichte, vorzüglich die, auf denen Napoleon figurirt. Bilder aus andern Sphären, namentlich solche, welche die eigentlich erhabene, die edelste, die religiöse Seite der Kunst repräsentiren, sieht es noch mit wenigem Interesse oder mit Gleichgültigkeit an.

Grade die diesjährige Ausstellung bot mehr Gelegenheit, dies zu beobachten, als die frühern. Denn, um zu dieser selbst überzugehen, es herrschte in ihr ein ganz eigenthümlicher Ernst vor, den man in frühern Salons nicht gekannt hat. Die Zahl solcher Bilder, welche heilige, religiöse, überhaupt erhabene Gegenstände darstellten, war verhältnißmäßig sehr groß. Dagegen schwand die Kategorie des Gräßlichen und Grotesken, sonst eine der am stärksten besetzten, auf einige auch in der Ausführung unbedeutende Bilder zusammen, wie z. B. eine Cholerascene an der Morgue und ähnliche geschmacklose Dinge; und Napoleon, den man noch in den zwei letzten Jahren überall gewahr wurde, wo man hinblickte, war für dieses Mal fast ganz unsichtbar geworden. Die beiden Hauptbilder, auf denen er erscheint, zeigen ihn nicht einmal als den Helden des Volkes und des Heers, sondern in seiner ersten Liebe und bei seiner letzten Vermählung. (Bonaparte zu Valence von Wachsmuth; und Napoleon's Vermählung mit Maria Luise im Louvre, von Rouget.) An seiner Stelle machen sich dagegen eine ziemliche Anzahl sehr mittelmäßiger Bilder aus den Feldzügen in Afrika bemerklich, auf denen der Herzog von Orleans als Hauptperson erscheint. Sowol hierbei als auch bei der etwas erzwungenen Rückkehr zu religiösen Tendenzen habe, meint man, die Regierung ihre Hand stark im Spiele, wo nicht direct, doch gewiß indirect. Das Raisonnement ist ziemlich einfach und der Schluß nicht zu verwerfen. Die Regierung, sagt man, weiß so gut wie Jedermann, daß wir weder religiös noch fromm sind; aber es ist ihr Interesse, jenen Wohlgeruch religiöser Heuchelei zu begünstigen, welcher sich über die höhern Kreise der Gesellschaft verbreitet, ihnen wohl steht, die Gesichter ernster macht und die Stelle der Moral und der Hingebung vertritt. Die Regierung braucht die Geistlichkeit, und die Geistlichkeit nimmt, je mehr sie sich hebt, die Kunst in ihren Schutz. Sie erbaut Kirchen, richtet ihre Altäre wieder auf und bringt den Heiligen von neuem ihren Tribut dar. Ihre Bedürfnisse und ihr Luxus wachsen mit jedem Tage, und die Regierung ergreift den günstigen Moment, um diesen mit einer edeln Liberalität entgegenzukommen. Daher die Menge religiöser und heiliger Bilder, welche, an sich ohne Werth, den Louvre überfüllen und dann als Geschenke der Regierung in die Hände der Geistlichkeit wandern, um in den Kirchen der Provinzen der Vergessenheit anheimzufallen. Die Richtung, in welche die Kunst auf diese Weise fast wider Willen getrieben wird, ist eine falsche, weil sie, anstatt in der Natur ihrer Entwickelung und im Geiste der Zeit zu liegen, zur Lüge und zum Anachronismus führt.

Läßt sich hiergegen kaum etwas Triftiges aufbringen, so muß man sich jedenfalls wundern, daß Werke dieser Kategorie, von denen man behaupten kann, daß sie nicht aus dem Geiste geboren, durch Kunstfertigkeit bis zu jener Warhrheit der Darstellung gelangen konnten, welche man in der Cäcilie von Paul Delaroche und in dem Christus unter den Mühseligen und Beladenen von A. Scheffer nicht verkennen darf. Beide Künstler haben durch diese Bilder ihr ausgezeichnetes Talent von einer ganz neuen, bisher unbekannten Seite gezeigt; Beide haben sich in eine neue Sphäre begeben, wo sie freilich mehr als Nachahmer denn in der Eigenthümlichkeit ihres Geistes und ihrer Art erscheinen. Delaroche's Cäcilie, schon an sich ein sonderbares Gemälde, muß auf Alle, welche die frühern Werke dieses Künstlers kennen, einen doppelt merkwürdigen Eindruck machen. Der Gedanke der ganzen Darstellung: Cäcilie sitzend und die von zwei vor ihr knienden Engeln gehaltene Orgel sanft berührend, ist, so viel wir uns entsinnen, nicht ganz neu; aber er ist hier auf eine Weise durchgeführt, welche ihn eigenthüm-

lich macht. Delaroche nähert sich in Anlage und Ausführung dieses Bildes dem Style der Byzantiner, welcher unsern Zeiten und unsern Begriffen von Kunstschönheit so fremd geworden ist. Der Versuch war gewagt und dürfte schwerlich auf Erfolg rechnen können, so sehr auch die feine und modernisirende Behandlung der einzelnen Theile die öffentliche Meinung zu bestechen im Stande wäre. Ungeachtet der Verschiedenheit des Styles zeigt sich in dem Gemälde von A. Scheffer doch bei weitem mehr Verwandtschaft mit seinen frühern Arbeiten als dies bei Delaroche der Fall ist. Sein Franciscus, der im vorigen Jahre ausgestellt war, bildet gleichsam den Übergang zum Christus unter den Leidenden. Der Styl ist ernst und bedeutsam, die Ausführung der einzelnen Theile aber leicht und gefällig. Nur scheint mir die Zusammenstellung aller Völker, Zeiten und Geschicke, zumal auf einem so kleinen Raume, eine Art der Symbolik zu sein, welche unserer Zeit nicht mehr zusagt.

Von weit geringerm Belange sind die übrigen Bilder dieser Kategorie in der diesjährigen Ausstellung. Die Gegenstände aus dem Alten und dem Neuen Testamente sowie aus der Geschichte der Heiligen und Märtyrer waren in großem Überflusse vorhanden. Man hatte reiche Gelegenheit, die schlimme Seite dieser Richtung zu beobachten. Sehr unbedeutende oder wenigstens noch nicht gehörig entwickelte Talente hatten sich an die schwierigsten Gegenstände gewagt, welche vollendete Meisterschaft verlangen. Wir rechnen dazu z. B. eine Kreuzigung von Faneüil-Semah; Christus am Ölberge von Eduard Berlin; ein sterbender Christus von Raverat; mehre Darstellungen der heiligen Familie, wie die von Popet und Bergeret, von welchem auch eine Magdalene und eine Herodias vorhanden waren; Christus unter den Kindern von Bourbon und von Fleury; die Taufe Christi von Revel, und den Kopf des Johannes in der Wüste von Berlet. Nicht mehr glücklich haben sich Flandrin mit seinem St.-Clair, wie er die Blinden heilt, Demoussy mit einem heiligen Joseph u. A. mit ähnlichen Darstellungen auf dem Gebiete der Legende bewegt.

Im Fache der Geschichtsmalerei findet sich unter einer Masse ganz gleichgültiger Dinge manches sehr merkwürdige Kunstwerk. Delaroche begegnet uns hier vor Allen mit seinen zwei großen Bildern aus der englischen Geschichte, Strafford wie er zum Tode geht, und Karl I. von den Soldaten Cromwell's verhöhnt, wieder ganz auf seinem Gebiete. Ich glaube, diese in vieler Beziehung ausgezeichneten Bilder, an denen man abermals die von Delaroche bekannte Ausführung des Details bewundert, lassen sich, abgesehen von der Wahl der Gegenstände, am besten dadurch charakterisiren, daß man sagt: ja, es sind wirklich die Scenen, welche der Künstler darstellen wollte; aber nicht, wie sie im Leben vorgefallen sind, sondern wie man sie für eine Darstellung in der großen Oper oder im Théâtre français arrangiren würde. Die Effecte sind zu sehr berechnet; es ist Alles zu systematisch gruppirt und überhaupt mit zu viel Ordnung, zu viel Luxus componirt. Delaroche putzt seine Hauptfiguren zu sehr auf und benimmt ihnen daher die Wahrheit; es sind oft nur Theaterhelden. Unter den übrigen geschichtlichen Bildern von ruhiger Haltung wüßte ich kaum noch eins oder das andere zu nennen, welches durch glückliche Wahl des Gegenstandes oder gediegene Ausführung hervorleuchtete. Man steht im Allgemeinen hier in dieser Beziehung auf der Stufe des Alltäglichen. Es könnte wol auch sein, daß der französische Künstler überhaupt in der Darstellung einzelner geschichtlicher Thatsachen und Momente, welcher ein tiefes Studium der darzustellenden Charaktere vorhergehen muß, weniger glücklich ist als in der Darstellung des vielbewegten Lebens, im Schlachtgetümmel, wobei es auf geschickte Auffassung der Effecte ankommt, welche Massen hervorbringen.

(Der Beschluß folgt.)

Notizen.

Nach Nr. 45 des mailänder „Echo" sind vor Kurzem in Neapel die dramatischen Werke des Barons Cosenza erschienen, die 800 Lust- und Trauerspiele enthalten. Viele der Stücke dieses, wenigstens der Fruchtbarkeit nach modernen Lope de Vega sind bereits in Italien durch die Aufführung bekannt geworden, mehre aber ganz neu. Unter den neuen soll sich das Trauerspiel: „Zella", und die Lustspiele: „Der Advocat und die Ohrfeige", „Das Weiberduell" und „Sosia Fontani", auszeichnen.

Am 18. April starb in Mailand Dr. Rasori. Früher als Professor an der Universität zu Pavia angestellt, war er bis zum Ende seines Lebens als Arzt und medicinischer Schriftsteller thätig. Ein noch vollständig von ihm ausgearbeitetes wissenschaftliches Werk wird nächstens die Presse verlassen. Rasori war ein großer Freund der deutschen Literatur und Kunst und lieferte mehre ausgezeichnete Übertragungen Schiller'scher Gedichte; namentlich gilt die von der „Glocke" als das Muster einer gelungenen Übersetzung. 4.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Mittwoch, —— Nr. 158. —— 7. Juni 1837.

Erinnerungen, Lebensbilder und Studien aus den ersten siebenunddreißig Jahren eines deutschen Gelehrten rc. Von Ernst Münch. Erster Band.

(Fortsetzung aus Nr. 157.)

Sein eignes Studentenleben schildert der Verf. nach drei Richtungen, nach der romantischen, nach der wissenschaftlichen und nach der patriotischen, die sich jedoch einander nicht durchkreuzten, sondern einander kräftig secundirten. Man könnte auch hier wieder entgegnen, daß in dieser Art viele junge Leute auf deutschen Universitäten gelebt hätten. Auch würde Ref. Unrecht thun, dies in Abrede zu stellen. Aber darum schließt dies das Interesse an Hrn. M.'s Schilderungen nicht aus; im Gegentheil wird sich gewiß mancher Leser gern seine akademische Zeit hierbei vergegenwärtigen und sich freuen, hier nicht eine so ordinaire Schilderung zu finden wie in dem zu Stuttgart 1835 erschienenen Buche: „Der deutsche Student", welches nur das Wüste und Gemeine des deutschen Studentenlebens enthält.

Es war damals — sagt Hr. M. auf S. 226 — eine herrliche Periode für das jüngere Geschlecht. Noch umgaben uns die Nachklänge der begeisterungsvollen drei Jahre; ein gewisser Duft war über das gesellige Leben ausgegossen, gewoben aus romantischen und patriotischen Elementen zugleich. Freiheitslieder und Minnegesänge schmelzen ineinander; die Damen in der Mehrzahl hatten einen gewissen Schwung gewonnen, der ihr ganzes Wesen erhöhte und ihre Liebenswürdigkeit steigerte.

Und so berichtet denn der Verf. viel von den geselligen Kreisen, in denen er lebte, von der wunderschönen Blondine, dem „Augapfel von Freiburg", die den jungen, dichterischen Juristen am meisten fesselte, von der reizenden Annunciada, die ihrem Vater, einem Maler, zum Modell einer Tizianischen Venus hatte dienen müssen und in deren Gesellschaft die in der Schule der Jesuiten eingesogenen Grundsätze auf eine harte Probe gestellt wurden, während die satanisch feine Mutter gern gesehen hätte, daß Beide die Geschichte von Abälard und Heloise wiederholt hätten (S. 236—240), und von andern hübschen Frauen und Mädchen in Freiburg. Wir übergehen, was er von seinen dichterischen Versuchen, die späterhin meist gedruckt wurden, namentlich von seinem dramatischen Werke: „Eponina", sagt, und wie ihm der Beifall oder das Misfallen der Damen stets als das oberste Tribunal galt.

Die Berührung — äußert er bei dieser Gelegenheit — mit Gebildeten, Verständigen und Sittlichreinen jenes Geschlechts und auch Andern, die ich wenigstens für dies letztere hielt, ward mir zur Ägide, welche alles Gemeine zurückhielt und einer, vielleicht wilder als in irgend Jemand auflochenden Leidenschaft eine heiligende Weihe verlieh. Mit einem zarten Glanze überzogen sich für und für alle Verhältnisse des Lebens. Ich kämpfte mit Begeisterung für die Ehre des schönen Geschlechts, und selbst die Entdeckung größerer oder geringerer Schwächen, die ich aber meist für Verleumdung hielt, minderte diese Begeisterung nicht.

Wir übergehen ebenfalls die Erinnerungen des Hrn. M. an theuere akademische Freunde, die seinem Herzen alle Ehre machen, aber doch nur in einem sehr kleinen Kreise verstanden werden können, um noch einige Worte über seine patriotischen Bestrebungen zu sagen. Und hier verhehlt Hr. M. nicht, daß in ihm auch frühzeitig der Trieb erwacht sei, einer der Regeneratoren von Deutschland zu werden und die „Wiedergeburt der Nation zum Charakter" (bekanntlich eine Lieblingsphrase jener Zeit) zu befördern. Seine Schilderung jener Zustände ist offen und wahr; aber die gereifte Überzeugung des Mannes, der nach jener Zeit wohl einsah, daß weder von Wartburgsmännern noch von burschenschaftlichen Verbindungen das Heil Deutschlands hätte ausgehen können, schimmert in leiser Ironie überall hervor. Exaltirte Köpfe haben das Abfall und Verrath an der guten Sache genannt; wir erblicken darin vielmehr den gesunden Sinn des Verfassers und seine sittliche Kraft, die ihn jene Verirrungen der Jugend jetzt offen und freimüthig darlegen läßt.

Unwille über die Monstrosität der Landsmannschaften und die Ausbrüche burschikoser Roheit wurde für Hrn. M. die Veranlassung, in die sogenannte Helvetia zu treten, aus der ihn aber die Gemeinheit der meisten Mitglieder bald wieder vertrieb und ihn dafür im Winter 1817 zum Mitgliede der Harmonie machte. Diese hatte den Plan, alle akademischen Corps zu zersprengen und eine freie Verbindung aller gebildeten Musensöhne unter dem Paniere der Universitätsfarben für Kunst, Poesie und Wissenschaft zu bilden. Auch dies misglückte in Freiburg wie an andern Universitäten. Darauf ward der „Minnesänger mit dem bedeutend kurzen Flausrock" vom Vater nach Hause berufen, mit dem seltsamen Gruße empfangen: „Grüße dich Gott, mein Sohn; aber du hast entsetzlich viel Geld gebraucht" (S. 305), und mehre Monate lang in der Schreibstube beschäftigt, worauf ihm noch einmal gestattet ward, nach Freiburg zurückzukehren.

Nun trat bei ihm die Politik in den Vorgrund. Die wartburger Angelegenheit hatte mächtig auf die Gemüther gewirkt, damit vereinigte sich das lebhafteste Gefühl einer Emancipation der deutsch-katholischen Kirche, deren erster Patriarch Wessenberg sein sollte. M. dichtete und sprach kühn und lebhaft; im März ward zu Freiburg die Genossenschaft gestiftet, welche Wiederherstellung des altreligiösen Sinnes, Ausmerzung des französischen Elements aus unserm Volkswesen und größere Concentrirung der zersplitterten geistigen Kräfte der an Intelligenz so reichen deutschen Nation sich zum Zwecke gesetzt hatte. Eine Art Freimaurerei sollte den Kitt des Ganzen bilden. Wären die Mitglieder dann in das praktische Leben übergetreten, so wollte man je von den verschiedenen Sphären aus für die Zwecke des Bundes arbeiten, sich gegenseitig unterstützen und Einfluß auf die öffentlichen Zustände zu erlangen trachten (S. 314). Der Bund beschäftigte sich nun zuerst mit Verhandlungen über allerlei wissenschaftliche und politische Materien, von denen Hr. M. ein Verzeichniß gegeben hat; als sich die Zahl der Mitglieder vergrößerte, ward zu Schlingen, einem Dorfe im Breisgau, eine Tagsatzung gehalten, späterhin ein Bundesfest zur Feier des 18. Octobers auf dem Schlosse Wartenberg bei Donaueschingen. Hier war nun das Doctrinaire, welches Hr. M. als den ersten und vorzüglichsten Grundzug des Bundes darstellte, schon ganz in politische Tendenzen, oder, richtiger, in politische Extravaganzen ausgeartet. Man sprach von der Wiederherstellung des Kaiserthums, man nannte die dazu würdigsten Candidaten unter den deutschen Fürsten, man sah schon in naher Zukunft eine eigens gebaute Hauptstadt Deutschlands, eine Eintheilung in die frühern Gauen, eine Reichsfahne mit dem Adler und eine assemblée constituante aller Notabilitäten in Frankfurt. Manches theilt der Verf. aus Briefen und Reden mit; Alles athmet den Geist jener Zeit und stimmt zu sehr mit ähnlicher politischer Schönrednerei und lächerlicher Anmaßung überein, als daß wir etwas davon hier mitzutheilen brauchten. Nachdem die Burschenschaft in Freiburg eingeführt war, verschmolz sich die Genossenschaft mit ihr, konnte jedoch fortwährend als ein geheimes Comité mit überwiegendem Einfluß auf alle Beschlüsse der Burschenschaft angesehen werden. Hr. M. hatte die Universität schon früher verlassen und war nach Rheinfelden zurückgekehrt (S. 296—333).

(Der Beschluß folgt.)

Über die letzte Kunstausstellung in Paris.

(Beschluß aus Nr. 151.)

Wir haben bereits oben darauf hingedeutet, daß der Umstand, daß das Museum in Versailles vollzählig gemacht werden muß, die Schlachtgemälde im heurigen Salon sehr vervielfältigt hat. Es ist dabei natürlich viel Mittelmäßiges und Schlechtes, viel Handwerksarbeit, welche an Tapetenmalerei grenzt; aber es fehlt auch nicht an ausgezeichnetern Gemälden, die der Kunst und den Künstlern Ehre machen. Der Schlacht bei Taillebourg, am 21. Juni 1242 vom heiligen Ludwig über die Engländer gewonnen, von Eugen Delacroix, gebührt in dieser Kategorie ohne Zweifel der erste Platz. Es ist wahr, man hat auch diesem Bilde die zu große Verwirrung der Kämpfenden vorgeworfen, woran die meisten Bilder dieser Art leiden; man hat behauptet, daß diese Verwirrung durch einen etwas düstern Ton dem Anblicke nur noch peinlicher werde; allein das sind Mängel, welche gegen die Vorzüge dieses Gemäldes weniger in Betracht kommen. Denn es herrscht darin Geist, Leben und Wahrheit, eine sehr fleißige Ausführung der Hauptfiguren, wie namentlich der Gestalt Ludwig's des Heiligen im Vordergrunde, und ein im Ganzen sehr ansprechendes Colorit. Die Schlacht bei Zülpich (Tolpiacum) von A. Scheffer steht dem Werke von Delacroix, ungeachtet einer ganz andern Behandlung, würdig zur Seite. Was man bei Delacroix als zu viel tadelt, vermißt man bei Scheffer als zu wenig. In der That sieht man hier vom Schlachtgetümmel fast nichts; nur im Hintergrunde werden einige Gruppen bemerklich; fast den ganzen Vordergrund füllt Clodwig aus, wie er die Götter der Väter abschwört. Der Künstler hat dieser Handlung dadurch, daß er den Helden des Gemäldes, nur von seinem nächsten Gefolge umgeben, von den Hauptmassen getrennt darstellt, vielleicht etwas Feierliches geben, den entscheidenden Moment mehr herausheben wollen. Wenigstens ist in dieser Hauptgruppe Alles in einem edeln, fast erhabenen Style gehalten, glücklich componirt und mit Geschick ausgeführt. Von weit geringerm Werthe sind schon die Bilder von Heinrich Scheffer, Schlacht bei Kassel, gewonnen von Philipp VI. am 23. Aug. 1328; von Schnetz, Graf Eudes, wie er die Normannen vor Paris vertreibt 886; man bemerkt darin eine auffallende Unbeweglichkeit der Massen. Verdienstlicher ist in dieser Beziehung Allaux's Schlacht bei Villaviciosa, überhaupt eines der bessern Schlachtgemälde. Noch ziemlich zahlreich sind die Schlachten aus der Revolution und der Kaiserzeit, welche als eigne Kategorie auch einen eignen Charakter tragen. Die bessern sind die Schlacht bei Fleurus von Mauzaisse, die Schlacht bei Zürich von Bauchot und die Schlacht bei Wagram von Bellangé. Die meisten andern Bilder dieser Classe sind Tapetenarbeit und gehören folglich nicht in die Reihe der Kunstwerke. Als See- und Marinemaler ist in diesem Jahre blos L. Garneray mit einigen bessern Gemälden aufgetreten, unter denen die Seeschlacht bei Augusta auf Sicilien im J. 1676, wo Admiral Duquesne die vereinte holländisch-spanische Flotte schlug, das bedeutendste ist. Die besten Marinemaler, Isabey, Granet und Dauzats, hatten nichts eingeschickt.

In der Landschaftsmalerei strebt man leider unter den französischen Künstlern sehr nach ungewöhnlichen, gesuchten Effecten, welche gradezu von der Einfachheit der Natur zum Grotesken und Geschmacklosen abführen. Eben die besten Landschaften des Salons von 1837, wie der Prometheus von Aligny und der heilige Hieronymus im Gebete von Corot, leiden an diesem Fehler, mit welchem der Künstler selbst wie mit einer Krankheit behaftet sein kann. Beide sind in einem erhabenen Style und mit Prätensionen componirt, sie verlieren sich aber etwas in das Phantastische. Glücklicher, wenigstens in dieser Beziehung, ist Giroux gewesen, welcher in einer Gegend der französischen Alpen wieder mehr der Natur nahe tritt. Bracassat hat sich in einer großen Landschaft, deren Vordergrund der Kampf zweier Stiere einnimmt, zugleich als sehr geschickter Thiermaler gezeigt. Mit kleinern Sachen dieser Art, die man unmöglich alle sehen, geschweige denn beurtheilen kann, war der Salon überfüllt. Eine Aufzählung von meistens noch ganz unbekannten Namen würde von dem Zustande dieses Zweiges der Malerei gar keinen Begriff geben. Ich bemerke daher nur im Allgemeinen, daß unter den Landschaftsmalern einige recht talentvolle Künstler sind, welche für die Zukunft viel versprechen, sobald sie sich von Übertreibungen und jener phantastischen Auffassung der Natur frei halten, welche diese verfälscht.

Ähnliches gilt auch von der Genremalerei, welche gleichfalls vielfach repräsentirt war. Seit Robert's Fischern ist den französischen Künstlern in diesem Fache freilich ein hohes Ziel gestellt. Ich erinnere mich nicht, in der diesjährigen Ausstellung

etwas bemerkt zu haben, was diesem Ziele nahe käme. Auffallend scheint es mir aber überhaupt, daß bei dem so vielbewegten Leben des französischen Volks und einer Hauptstadt wie Paris die Wahl der Gegenstände zu bildlichen Darstellungen dieser Art ziemlich beschränkt erscheint. Ist das Treiben einer so zusammengedrängten Bevölkerung, einer so geschäftigen Menge nicht pittoresk, hält man es künstlerischer Darstellung nicht für würdig, fürchtet man ins Gemeine herabzusinken? Wenigstens sollte man meinen, müßte die lächerliche Seite derselben reichen Stoff darbieten, welcher, mit Geschick behandelt, glückliche Ausbeute geben dürfte. Zum Beweise können allenfalls die beiden Bilder dienen, welche in diesem Genre Biard, überhaupt einer der gewandtesten französischen Maler, zur Ausstellung geliefert hatte: Les honneurs partagés und La partie de bain en famille. In beiden herrschte jene glückliche Komik, welche immer anspricht und immer auf Beifall rechnen kann. Übrigens ist dies allerdings auch vielleicht die einzige Seite des alltäglichen Lebens, welche der Künstler in Frankreich wirklich mit Erfolg behandeln kann. Denn für Scenen des innern Lebens von ihrer ernstern, wenn man will, gemüthlichen Seite aufgefaßt, welche den Deutschen mehr ansprechen mag, findet man hier weniger Sinn; und im Ganzen genommen hat dieses innere Leben in Frankreich auch wenig Interessantes, wenig Charakteristisches. Blößen aufzudecken kann weder der Zweck der Kunst noch der Beruf des Künstlers sein.

Einen schweren Stand hat ohne Zweifel in Paris der Portraitmaler, zumal wenn er es mit Frauen zu thun hat. Da weibliche Schönheit in Paris eher zu den Seltenheiten als zu den alltäglichen Dingen gehört und das französische Frauengesicht in der Regel wenig bestimmten Ausdruck hat, welcher der Darstellung Charakter gäbe, so muß den natürlichen Eitelkeiten so viel wie möglich die Kunst zu Hülfe kommen. Wohl wissend, daß das Geheimniß ihrer Macht vorzüglich in der Tournure, in der Grazie der Haltung und der Bewegungen des ganzen Körpers liegt, lassen sich französische Damen fast nur in ganzer Figur oder wenigstens als Kniestück malen. Was dem Gesichte an Schönheit und Ausdruck entgeht, muß dann ein glücklicher Faltenwurf oder eine feine Taille ersetzen. In dieser Beziehung sind die Ansprüche an den Künstler ungeheuer. So erzählt man sich z. B., daß die Gräfin Le H....., eine ziemlich eitle, noch junge Dame aus der höhern Gesellschaft, deren Portrait in ganzer Figur wegen der ungewöhnlich schmalen Taille allgemeine Aufmerksamkeit erregte, bei der ersten Anlage ihres Bildes dem Künstler, welcher sich vielleicht etwas zu sehr an die Natur gehalten hatte, entrüstet den Stift aus der Hand gerissen und mit gebieterischem Tone auf der Leinewand selbst vorgezeichnet habe, um wie viel die Taille noch geschmälert werden müsse. Natürlich wird auf solche Weise der Portraitmaler halb zum Sklaven gemacht, da er seiner Natur nach so schon von der Stufe des Künstlers leicht auf die des Routiniers herabsteigt. Wehe dann vorzüglich Dem, welcher, wie z. B. gegenwärtig hier Hr. Dubufe, so zu sagen en vogue kommt! Herr Dubufe ist Portraitmaler der Tuilerien und der diesen nahe stehenden Kreise. Er hat in diesem Jahre nicht weniger als acht Portraits aus diesen Sphären, meistens ganze Figuren in Lebensgröße, ausgestellt. Er versteht ein weißes Atlaskleid und schwarzseidene Beinkleider recht hübsch wiederzugeben; er hat aus der Falte ein Studium gemacht; aber mit Verzeichnungen menschlicher Züge und Gliedmaßen nimmt er es eben nicht zu genau. Seine Portraits sind in dieser Beziehung voller Fehler; doch ist er in den Portraits der Männer glücklicher als in den der Frauen. Nichtsdestoweniger wird Hr. Dubufe der begünstigte Portraitmaler der Damen bleiben. Warum? Die beste Antwort hierauf gibt vielleicht ein witziger Kritiker: er besitzt im höchsten Grade das Gefühl der Koketterie des Portraitmalers. Überhaupt befand sich in dem Salon von 1837 nur ein einziges Portrait, welches in die Reihe der Kunstwerke gehört, nämlich das Brustbild des berühmten Gelehrten und Redners der Opposition Arago von Heinrich Scheffer. Außerdem zeichnen sich Steuben, Paulin Guérin, Rouillard und Court unter den jetztlebenden Portraitmalern noch am meisten aus.

Den kleinern Sachen, wie den Miniaturen, den Blumenstücken, Emaillen, Porzellanmalereien, Zeichnungen, Lithographien, Kupferstichen und architektonischen Entwürfen kann man bei der Masse der Gegenstände natürlich nur eine allgemeine, übersichtliche Aufmerksamkeit widmen. Als Blumenmaler bewährt Redouté seinen alten bewährten Ruf, und die Zahl seiner glücklichen Schülerinnen wächst mit jedem Jahre. In der Lithographie sowie im Kupferstich steht Frankreich, ungeachtet großer Vollendung, England doch noch ziemlich nach.

Eine eigenthümliche Schattirung erhielt die diesjährige Ausstellung durch eine Anzahl von Bildern deutscher Künstler, unter denen Bendemann's Jeremias, Lessing's Schwur des Hussitten, Begas' Kaiser Heinrich IV. vor Gregor VII. zu Canossa, Lehmann's Tobias und Fischer nach Göthe, Magnus' Rückkehr des Korsaren und vorzüglich die Sachen von Winterhalter die meiste Aufmerksamkeit erregt haben. Da diese Bilder in Deutschland schon meistens bekannt sind und zum Theil namentlich in Berlin und Dresden ausgestellt waren, so brauchen wir darüber an sich nichts zu sagen. Sie haben die deutsche Kritik bereits passirt und ihr respectiver Werth ist hinlänglich anerkannt. Ob sie durch die Vergleichung mit den französischen Bildern gewonnen oder verloren haben, hängt zu sehr von individuellen Ansichten ab, als daß sich darüber ein allgemeines Urtheil feststellen ließe. Selbst die Art, wie sie hier aufgenommen worden sind, ist sehr verschieden.*) Nationelle Vorurtheile lassen sich nie ganz beschwichtigen, und Vergleichung bei Kunstwerken verrückt, wie gesagt, in der Regel den Standpunkt, von dem aus ein jedes in seiner Eigenthümlichkeit aufgefaßt und beurtheilt sein will. In den gewöhnlichen Sphären der Kunstkritik hat man mit ziemlicher Selbstgefälligkeit zu verstehen gegeben, es werde der deutschen Kunst von wesentlichem Nutzen sein, daß sich deutsche Künstler, wie man wol zu sagen pflegte, mit französischen Meistern zu messen versucht hätten. Von gewissen Seiten erheben sich schon Stimmen gegen die Einführung der mystischen Tendenzen der münchener und der düsseldorfer Schule. Gerechtere und verständigere Urtheile lassen der Tiefe der Composition in den meisten deutschen Bildern Gerechtigkeit widerfahren, tadeln aber einen gewissen Mangel an Gefälligkeit der Formen und die Mattigkeit des Colorits. Der einzige deutsche Maler, welcher in diesen letztern Beziehungen dem französischen Geschmacke mehr zusagt, ist Winterhalter, dessen beide Bilder: der Decamerone von Boccaccio und die Brunnenscene bei Neapel, ungemeinen Beifall gefunden haben. Das erstere ist gleich in den ersten Tagen der Ausstellung von dem Besitzer von Robert's Fischern, Herrn Paturle, für 10,000 Francs angekauft worden. In gewisser Hinsicht ist es aber auch ein würdiges Seitenstück zu dem letzten Gemälde des unglücklichen Robert. Winterhalter, ein äußerst talentvoller Künstler, welcher noch Ungemeines zu leisten verspricht, aber in Deutschland selbst noch weniger bekannt zu sein scheint, hat sich auf eigenthümliche selbständige Weise gebildet. Er gehört eigentlich keiner Schule an; hat früher in München, aber außer näherer Verbindung mit dem Anhange der dortigen Meister gelebt, hielt sich dann lange in Italien auf und ist seit einiger Zeit hier fixirt. Sein Element scheint die Darstellung des italienischen Lebens, der italienischen Natur zu sein. Er ist darin bis zu einer hohen Vollendung glücklich; sein Decamerone ist in Composition, Ausführung und Colorit eins der gelungensten Werke, eine der Zierden des Salons von 1837 gewesen. Auch als Portraitmaler leistet Winterhalter Ausgezeichnetes. Er hatte zwei vortreffliche Portraits ausgestellt und mehre befinden sich gegenwärtig in seinem Atelier. Er gedenkt nächstens nach Spanien zu gehen, ein Schritt, welcher auf die weitere Entwickelung seines Talents schwerlich ohne Einfluß bleiben wird.

---

*) Wir haben einige französische Urtheile über die deutsche Kunst in Nr. 99 u. 111 d. Bl. mitgetheilt. D. Red.

Es ist uns übrig noch einen Blick auf das Erdgeschoß des Louvre zu thun, wo die Sculpturen ausgestellt waren. Ich weiß nicht, woher es kommt, aber Thatsache ist es, daß die Bildhauerkunst bei den hiesigen Ausstellungen immer sehr stiefmütterlich behandelt erscheint. Die 130 Nummern, meistens mittelmäßige oder verfehlte Sachen, spielen neben den beinahe 2000 Nummern des obern Stockwerks eine klägliche Rolle. Freilich hat die Bildhauerkunst ihre eigenthümlichen Schwierigkeiten, man gelangt später darin zu einiger Vollendung und ist am Ende doch nur auf die Launen der Regierung oder den liberalen Kunstsinn begüterter Behörden gewiesen. So waren auch dieses Mal die meisten größern Sachen entweder bereits ausgeführte oder nur erst modellirte Statuen, welche theils für das Museum von Versailles, theils zu öffentlichen Denkmälern in verschiedenen Städten Frankreichs bestimmt sind. Namentlich gehören in diese Kategorie die Statuen Karl VIII. von de Bay; die des Abbé Suger von Foyatier; die des Regenten von Bra; die des Marschalls Mortier, für Chateau-Chambresis bestimmt, von Demselben; die des Marschalls von Villars, von Dantan; die des Generals Foy von Desgenz; die Statuen von Philipp August und Ludwig XI. von Jaley; die Ludwig XIV. von Lemaine; die des Königs Karl V. und des berühmten Rechtsgelehrten Cujas, diese für die Stadt Toulouse, beide von Valois; die der Königin Blanca von Castilien, Mutter Ludwig IX., von Etex; Dantan's des Jüngern Boyeldieu für Rouen, und David's Talma für das Théâtre français.

Eine der Hauptfragen der neuern Bildhauerkunst, über die Anwendung der modernen Costume und der Vorzug des antiken, konnte hier auf eine großartige Weise, ich will nicht sagen entschieden, aber jedenfalls auf die Probe gestellt werden. Die Mehrzahl der Künstler hat sich für jene entschieden und sie mit weniger oder mehr Glück behandelt. Einige haben den Mantel zu Hülfe genommen, andere haben das Ungeschickte einer Marschallsuniform durch möglichst leichte Stellungen zu heben versucht. Das Steife in einer schwergestickten Rocktasche läßt sich aber natürlich im Marmor am allerwenigsten hinwegbringen, und was weder die Natur noch der Schneider pittoresk machen kann, wird auch unter der Gewalt des Meisels nicht zu gefälligen Formen werden. Am weitesten ist in der Anwendung des Mantels Dantan der Jüngere bei seiner Statue Boyeldieu's gegangen; man sieht von dem modernen Costume eigentlich nur die Beinkleider; der ganze obere Theil des Körpers wird durch den Mantel bedeckt, welcher mehr nach antiker Weise umgeworfen ist. David ist der einzige Künstler, welcher sich ganz für antike Auffassung entschieden hat. Sein Talma ist auf einer sella curulis sitzend, nackt und nur mit einer nachlässig umgeworfenen Chlamys bekleidet dargestellt; er soll, nach des Künstlers Gedanken, als über eine Rolle nachdenkend erscheinen. Man hat sowol die Auffassung, die allerdings etwas zu theatralisch ist, als auch die Ausführung dieses Kunstwerkes getadelt. Die Stellung Talma's ist für seinen Beruf nicht bezeichnend, nicht charakteristisch genug; man erblickt in ihm eher einen griechischen Philosophen als den Helden des Théâtre français. Überdies ist David bekanntlich wol ziemlich glücklich in der Behandlung des Nackten; allein die Behandlung des Gewandes, der Faltenwurf ist nicht grade seine Stärke. Er verfällt dabei nicht selten ins Schwerfällige und Unnatürliche.

Unter den Erzeugnissen einer mehr freien Phantasie gebührt der erste Platz ohne Zweifel Bosio's Nymphe Salmakis. Es ist eine kleine, jugendliche Gestalt, liegend und nur zum kleinsten Theile von einem Schleier leicht bedeckt, von einer seltenen Vollendung in der Auffassung des Ganzen und der Ausführung der einzelnen Theile. Es herrscht darin eine Feinheit und Einfachheit vor, welche man bei neuern Werken dieser Art überhaupt kaum mehr zu finden gewohnt ist und namentlich in Frankreich wol zu den außerordentlichen Erscheinungen in der Kunst rechnen kann. Paul Lemaine hat in einer kolossalen Darstellung der Medea in dem Augenblicke, wo sie ihre Kinder ermordet hat, abermals einen mislungenen Versuch gemacht, den Ausdruck der wildesten Leidenschaft, allen bessern Stylgesetzen zuwider, durch Marmor zu fesseln. Fast das Nämliche läßt sich von der Ermordung des Generals Kleber, Marmorgruppe von Bougnon, sagen. Zu den bessern Werken gehören Cumberworth's allegorische Figuren der Bescheidenheit und des Edelmuths; ein Benvenuto Cellini von Feuchères und einige Büsten von Mercier, unter denen sich die des Geschichtschreibers Mignet und die der geistreichen Prinzessin von Belgiojoso auszeichnen. Indessen versteht es sich von selbst, daß die größere Anzahl von Bildwerken von noch jungen Künstlern gefertigt worden ist, und daß daher eine strengere Kritik da am unrechten Orte sein würde, wo es im eignen Interesse der Kunst vielmehr darauf ankommt, die Entwickelungsstufen hoffnungsvoller Talente mit Nachsicht zu beobachten.

Von diesem Gesichtspunkte aus betrachtet, gibt die diesjährige Ausstellung in allen ihren Theilen ein erfreuliches Resultat. Die Fortschritte der Kunst in Frankreich sind unverkennbar, die Verwirklichung schöner Hoffnungen gehört der Zukunft an, und je mehr man mit Zuversicht einer tiefern Herausbildung der moralischen Elemente im Leben entgegensehen kann, je mehr man dem Volke das Bedürfniß, diese Elemente zu pflegen, fühlbar machen wird, desto schneller kann sich auch die Kunst zu Dem erheben, was sie als wesentliches Moment eines großartigen Staatslebens sein soll, die Erzieherin zu edler Sitte und Gesinnung, die Bildnerin des bessern Geschmacks und die Zierde des öffentlichen Lebens. 129.

Notizen.

Ein Argument für den Cölibat.

Als nach Sleidan's Erzählung („De statu religionis etc." Th. 1, S. 239) der Cardinallegat Campeggio im J. 1524 einige verheirathete Priester in Strasburg bestrafen wollte, stellte ihm der Magistrat vor, daß die im Cölibate lebenden Priester ein sittenloses Leben führten und zum großen Ärgerniß des Publicums liederliche Weiber in ihren Häusern hielten. Der Cardinal erwiderte hierauf: die Lebensart dieser Priester verdiene Tadel, und es sei ihm nur allzu gut bekannt, daß die deutschen Bischöfe den Priestern ihrer Diöces für Geld Beischläferinnen zu halten gestatteten. Hieraus aber folge noch keineswegs, daß den Geistlichen die Ehe erlaubt sein dürfte. „Für sie", setzte er hinzu, „ist der Ehestand eine größere Sünde, als die Unterhaltung von Concubinen. Die, so das Letztere thun, wissen, daß sie unrecht handeln, und beichten ihr Vergehen; die Verehlichten aber stehen in dem Wahne, recht zu thun. Auch kann überhaupt nicht die ganze Welt so keusch leben wie Johannes in der Wüste."

Das ist also ungefähr dieselbe Theorie, nach welcher ein katholischer Geistlicher zu Rom, nach Wilh. Müller's Bericht in „Rom, Römer, und Römerinnen" (Th. 2, S. 203 fg.), auf den Vorwurf, daß doch in der katholischen Kirche das Sittenverderbniß größer sei als in der evangelischen, erwiderte: „Der böse Feind versucht die Gläubigen stärker, an denen er doch zuletzt keine Macht hat, als die Ungläubigen, die ihm doch stets eine sichere Beute sind, sie mögen so tugendhaft leben, wie sie wollen."

Was heißt eigentlich Kreml?

Es ist dies Wort nicht tatarischen Ursprungs, wie von so vielen Reisenden und Geographen behauptet wird, sondern echt slawisch, und seine Verwandtschaft mit den russischen Wörtern: Krepkji, fest, Krepost, Festung, Kremen, ein harter Kiesel, ist, wie Ad. Erman in seiner „Reise um die Welt" gezeigt hat, nicht zu verkennen. Demnach entspricht es vollkommen dem deutschen Worte: Festung. 7.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Donnerstag, —— Nr. 159. —— 8. Juni 1837.

Erinnerungen, Lebensbilder und Studien aus den ersten siebenunddreißig Jahren eines deutschen Gelehrten ꝛc. Von Ernst Münch. Erster Band.

(Beschluß aus Nr. 158.)

In der Vaterstadt mußte der Verf. sich in die Gerichtsstube und in die Kanzlei verfügen. Er that es nur ungern, denn er sah mit Verachtung auf den „Plunder von Jurisprudenz und Notariatswesen" herab. Darum theilte er auch alle von solchen Zwangsarbeiten zu erübrigende Zeit zwischen Politik und Journalistik, Geschichte und Poesie, setzte seine patriotischen Correspondenzen fort, hielt den Bauern in der Schenke und ihren Töchtern in der Küche begeisterte Reden und ging gar an einem grünen Donnerstage statt in Amtstracht und mit dem Degen an der Seite in vollständiger altdeutscher Uniform zum Tische des Herrn, worüber sich des Vaters Unwille bis zur Bitterkeit steigerte. Dieser harmlose (?) Zustand veränderte sich wesentlich nach der vollbrachten That Sand's. Es versteht sich schon von selbst, daß Hr. M. sich mit höchster Indignation über dieselbe äußert, und wir glauben ihm vollkommen, daß sein Gefühl wie das eines jeden rechtlichen Mannes nach geschehener That auf das höchste darüber empört sein mußte. Aber um sich jene Zeit zu vergegenwärtigen, halten wir es nicht für unpassend, ihn selbst reden zu lassen.

> Eine Menge von Personen jedes Standes, Alters und Geschlechts nahm die Sand'sche That in Schutz; wir sahen Thränen aus schönen Augen über den unglücklichen Jüngling vergießen, Blumen von den Händen fürstlicher Frauen auf sein Grab pflanzen und hörten selbst ältere Männer sein begeistertes Lob verkünden. Der Trostbrief de Wette's, welcher ohnehin schon durch seine Broschüre: „Die Sünde wider den heiligen Geist", in apokalyptischen Phrasen allerlei zum Besten gegeben hatte, was wir nach dem Sinne des Tages auslegten, löste uns viele Scrupel, und so studirten wir uns in die Theorie von der Rechtmäßigkeit des Meuchelmordes in gewissen Fällen und zum Besten des Vaterlandes sowie zur Rächung der Tugend hinein, nachdem lange zuvor nie daran, oder selbst im entgegengesetzten Geiste, gedacht worden war. Wir fingen an mit den Mordphrasen zu spielen, weil wir sahen, daß sie Zuhörer fanden und die Apologie Sand's, mit der wir kokettirten, machte uns viele Seelenfreude, schon des Schreckens wegen, den die Philister darüber empfanden. So verleugnete ich denn gleich Andern meine innerlichsten Humanitätsgrundsätze, blos um den Anblick zu genießen, wie bald dieser, bald jener oft sehr angesehene Mann, entsetzt durch unsere leichtfertigen Redensarten und gleichgültige Miene zu derlei Sachen, den Tisch verließ; oder wir fingirten absichtlich die Lobpreisungen Sand's, blos um den Ärger und den Schauder der Antideutschthümler zu steigern. Von diesem Gesichtspunkte aus muß man Vieles von Dem, was damals oder später von jungen Leuten getrieben oder geschrieben worden ist, betrachten (S. 340 fg.).

Auch nach dieser Katastrophe blieb Hr. M. mit den demagogischen Freunden in Deutschland und in der Schweiz in Verbindung. Allerhand politische Dinge wurden in Briefen debattirt, an Tumult und Volksunruhen wurde Theilnahme bezeigt, es wurden auch Versammlungen und Tagsatzungen bei edelm Markgräfler und herrlichstem Lacôtewein gehalten und darin die dem Lande nothwendigen Reformen besprochen sowie die Notabilitäten bestimmt, denen man in dem neuen Reiche Ämter anvertrauen wollte. Da sollte Stein Staatskanzler werden, Gagern Großpublicist, Schleiermacher Bischof der evangelischen und Wessenberg Bischof der katholischen Kirche, Gneisenau Reichsconnetable, Rotteck Cultusminister u. dgl. m.

Aus dieser Zeit theilt Hr. M. auch manches Beachtungswerthe über die überreizte Stimmung, besonders bei Personen weiblichen Geschlechts, mit und erzählt unter Anderm von einem jungen, schönen Mädchen, die seine Ältern aus Mitleid ins Haus genommen und die in den allerseltsamsten Schwärmereien bald für Sand, bald für allerhand Heilige, bald für den Verf. selbst lebte. Die Scene, wo er sie in einer schwülen Nacht überraschte, wie sie im leichten Unterkleide auf dem Boden kniete, ein hartes Stück Holz unter sich, und eine Geißel von kleinen Stricken unaufhörlich auf den entblößten, schönen, schneeigen Rücken schwang, wodurch die verführerischesten Reize ihres herrlichgebauten Körpers enthüllt wurden, während sie vor dem Crucifixe und dem Medaillon Sand's Gebete hersagte und kleine Lieder mit wahren Irrenhausmelodien dazu sang, mag im Buche selbst nachgelesen werden (S. 352 fg.). Von allgemeinerm Interesse ist des Verf. Besuch bei Frau von Krüdener (wir wissen nicht, weshalb stets Krudener gedruckt ist), die er 1818 in Gemäßheit des von der aargauischen Regierung erlassenen Befehls veranlassen mußte, in kürzester Frist den Canton zu verlassen. Hr. M. hat hier (S. 355—358) ein sehr wohl ausgeführtes Genrebild geliefert, von dem wir nur einige Züge mittheilen wollen. Er fand die heilige Frau grade in der Betstunde, mußte erst viel von der Zerrüttung der politischen und religiösen Zustände anhö-

ren, auch an sich selbst die Ermahnung ergehen lassen, den neuen Menschen anzuziehen, bis ihn die Ungeduld über den halbstündigen Vortrag ankam und er sich neugierige Blicke auf die übrige Gruppe erlaubte.

Ihr Schwiegersohn, Hr. von Berckheim, ein Jude, der viel bei ihr galt, ein junger Geistlicher und mehre Andere lagen auf den Knien in Gebet versunken. Am meisten interessirte mich unter der weiblichen Abtheilung die hübsche, junge Frau, die Tochter der Sibylle. Frau von Berckheim, einfach, aber reinlich und nett gekleidet, mit einem hübschen Häubchen, das die einfach gescheitelten Locken nicht ganz verdeckte, den Busen trotz der großen Hitze übertrieben züchtig bis an den Hals verhüllt, zeigte eine Mischung von Liebenswürdigkeit, Strenge und Devotion; ihre Blicke begegneten mehrfach den meinigen, und sie schien meine Empfindungen mit einer Art unterdrückter Schalkhaftigkeit zu errathen. Die zierlich-edeln Verhältnisse des Körpers waren trotz des aschgrauen herrnhuter Gewandes in ihrer Fülle und Lieblichkeit hervorgetreten, während sie im Strome der Andacht sich stark vorgebeugt hatte; es kam mir vor, als schielten der Jude und der Abbé fleißig nach ihr herüber, und ein spöttischer Zug in meinen Mundwinkeln schien diese Herren unangenehm in ihrer extravagirenden Ascetik gestört zu haben.

Zum Schluß ihrer Rede erklärte Frau von Krüdener, daß sie, da man der Obrigkeit gehorchen müßte, auch den Staub von ihren Füßen schütteln und die Perlen nicht an die Schweine verschwenden wollte. Darauf reiste sie ab.

Der letzte Abschnitt dieser Denkwürdigkeiten ist „Aarau" überschrieben. Dorthin ward Hr. M., der sich in seinem Gerichts- und Kanzleileben immer unbehaglicher befand, als Professor der Philologie an die Cantonsschule berufen. Er verhehlt uns nicht, wie wenig er eigentlich für dieses neue Amt gepaßt und wie sehr es ihm dazu an den nöthigen Kenntnissen gefehlt habe; aber es schien doch immer besser, sich auf Philologie und Pädagogik einzurichten, als das Taxe- und Sportelbüchlein und das aargauische Cantonsblatt studiren zu müssen. In einer sehr ansprechenden Weise führt uns der Verf. auch hier wieder die Männer vor, die theils vor ihm in Aarau gelehrt hatten, wie Kortüm und Gerlach, theils in der Stadt und Schule von Bedeutung waren, als die Bürgermeister Fetzer und Effinger, der Schulrath Feer, der Prof. Bronner, der katholische Pfarrer Aloys Vock u. A., die zwar nur locale Wichtigkeit haben, aber wegen des Zusammenhanges mit Hrn. M.'s Schicksalen nicht unerwähnt bleiben konnten. Ausführlich wird auch von Zschokke gesprochen (S. 411—416), dem Hr. M. bereits früher eine besondere Schrift gewidmet hatte. Der Verf. arbeitete mit Mühe und Anstrengung in seinem Schulamte, dichtete und schriftstellerte viel leichter, sammelte Materialien zu einer Geschichte der Schweiz und blieb in steter Verbindung mit seinen Freunden und Bundesbrüdern in Deutschland. Die Bewegung an und für sich hatte für ihn einen ungemeinen Reiz: er konnte bei der Nachricht von einem neuen Aufstande seinen Freunden um den Hals fallen und ausrufen: „Schön, herrlich, aber es muß noch besser kommen!" Er sah schon überall die Staaten verjüngt, vor allen den päpstlichen Stuhl in Trümmern zerschlagen und alle kanonischen Bücher im Feuer aufgehen. Aber solchen Ideen — setzt er dann hinzu — widerstand bald wieder der stets gerettete gesunde Menschenverstand, ein unvertilgbares Rechtsgefühl und die besonnene, durch das Studium der Classiker hervorgerufene und geleitete Überlegung. Auch konnte ich mich niemals ganz von dem Übermaß der Arznei rings um uns her überzeugen, welche wir zu zerstören bestimmt waren, besonders wenn ich bei näherer Betrachtung in den Unsrigen nichts weniger denn lauter Engel des Lichts ersah (S. 340).

Mit dem eigentlich schweizerischen Wesen vermochte er sich nicht zu befreunden, wie sehr ihm auch Zschokke zuredete, Eidgenosse und vorerst nichts als Eidgenosse zu sein; das unaufhörliche Nachklimpern der großen Heldenthaten der Vergangenheit auf Harfe und Leier mit fehlenden oder zersprungenen Saiten ward ihm, wiewol er selbst redlich dazu beitrug, zuletzt widerwärtig und ermüdend; er erkannte, daß die Schweiz in der vorhandenen Vermischung germanischer und romanischer Elemente durchaus keine eigenthümlichen und gemeinsamen Lebenswurzeln habe.

Während sich Hr. M. in Aarau *aufhielt (1819—21)*, schlug Görres dort seinen Wohnsitz auf und Wolfgang Menzel ward Lehrer an der Stadtschule. Beiden Männern hat der Verf. am Schlusse seines Buches einen längern Abschnitt gewidmet, und wir können nicht anstehen, daraus Einiges mitzutheilen, da der Erste zu den bedeutendsten Erscheinungen in unserer Literatur gehört, und der Zweite sich durch sein Wirken auf dem Gebiete der Kritik einen Namen gemacht hat. Von Görres und der Seinigen Ankunft entwirft der Verf. ein anschauliches Bild: er selbst „ein Mann von gesetzten Jahren, im abgeschabten, altdeutschen Rock, nachlässig zugeknöpft, durch den eine halbzerknitterte Krause sich gleichwol Luft zu machen strebte, mit einigen Tabackresten besät, das mehr rothe als gelbliche Haar in dithyrambischer Freiheit durcheinander und mehr emporstrebend"; seine Gattin, seine sinnig-holde älteste Tochter, die andern Kinder, treten auf das lebendigste hervor. Aus näherer Bekanntschaft schildert Hr. M. dann die Sitten und Ansichten des Mannes, seinen Widerwillen und seine Verachtung Zschokke's, den Reichthum seiner Phantasie und die Masse seiner Gelehrsamkeit in seinen dichterischen Erzeugnissen, seine tiefe, kindliche Andacht in der Kirche, sein convulsivisches Lachen, endlich seine politischen Ansichten (S. 445—452), wo Hr. M. gerecht genug ist, die „Ungerechtigkeit ohne Gleichen" anzuerkennen, mit welcher Görres gegen den Fürsten Hardenberg aufgetreten ist, und die außerordentliche Mäßigung, Zartheit und Schonung, welche dieser erleuchtete Staatsmann gegen den erzürnten Patrioten bewies; er nennt dies recht bezeichnend „die übermenschliche Geduld der höhern Regionen gegen das Pferdegetrappel der demagogischen Freiheitssprache". „Görres' späteres öffentliches Leben", sagt der Verf. am Schlusse, „ist wie eine fortgesetzte blutige Caricatur auf seine reiche Vergangenheit zu betrachten."

Wolfgang Menzel erschien Hrn. M. zuerst „als ein kräftiger, junger Mann von schlanker Gestalt und braungelbem Angesicht, mit lebhaften durchdringenden Augen, mit

zurückgescheiteltem Haar, mit einem Turnerbarte und in einem auffallend kurzen altdeutschen Rocke"; später nahm er wahr, daß Menzel „ein zwar übermüthiger und schwerlich mit vielen Leuten verträglicher Geselle, jedoch mit geistigen Fonds reich ausgestattet und ein entschiedener Charakter sei, ja wirklich von dem Holze, aus welchem, wenn sie sich nicht selbst verderben, berühmte Männer geschnitten zu werden pflegen" (S. 453). Menzel war damals heimatlos und nahm gern den Vorschlag an, Provisor der Stadtschule in Aarau zu werden, modernisirte sich in Frack, Handschuhe und eine breite, die Hälfte des Angesichts bedeckende cravate-monstre und stattete bei den hochwürdigen und hochgelahrten Herren vom Schulrathe und der Stadtschulpflege Besuche ab.

Darauf erlebte man — fährt Hr. M. fort — das interessante Schauspiel, den stolzen, sauer und finster einherblickenden Turner-Provisor mit den Schulschlüsseln in der Hand die ihm anvertraute Heerde jeden Sonn- und Feiertag in die Kirche geleiten und andächtig mit ihr die langen salbungsvollen Reden des Dechanten und Schulpflegers anhören zu sehen. Uns war daher für das Seelenheil des gemeinsamen Freundes und Schicksalsgenossen ebenso wenig mehr bange als für dessen leibliches Wohl. Der alte Turner fügte sich auch vollkommen in die neue Ordnung der Dinge und ward, nachdem er noch ein paar Wochen ehrbare Trauer um den abgelegten Cultus des ehrwürdigen Großmeisters Jahn getragen, ein vollkommener Professor wie wir, welche Kräuter, Schwarzbrot und wilde Freiheit mit dem guten Braten des Freundes Andreas Hartmann zum goldenen Ochsen und dem lieblichen und wirklich liebenswürdigen Kasteler und Schünznacher vertauschten.

Übrigens setzte er sich bei den Aarauern bald in Respect; als Lehrer war er streng und fest; die Damen fürchteten ihn ordentlich, und die zärtlich besorgten Väter und Mütter baten ihn inständig, doch ja nicht des Guten zu viel zu thun, da sie schon mit der Hälfte sonst üblicher Gelehrsamkeit bei den Jungens sich zufrieden geben würden.

Wir schließen hiermit unsern Bericht über diese interessante und lesenswerthe Schrift. Dem ersten Bande sollen noch drei Bände folgen, für deren Abfassung wir nun Hrn. M., je mehr er sich der neuesten Zeit nähert, die nöthige Ruhe und Leidenschaftslosigkeit wünschen wollen. Dann ist es nicht zu bezweifeln, daß seine Denkwürdigkeiten wirklich Beiträge zur Geschichte derjenigen Zeit sein werden, die er auf dem Titel seines Buches genannt hat. 102.

Neuere polnische Literatur.

1. Melitele, Noworocznik na rok 1837, wydany przez *Jana Nep. Bobrowicza.* (Melitele, Taschenbuch für das Jahr 1837, herausgegeben von Joh. Nep. Bobrowicz.) Leipzig, Breitkopf und Härtel. 1837. 16. 4 Thlr.

Die Freunde polnischer Literatur durften in diesem, schon vor einiger Zeit angekündigten Taschenbuche etwas Ausgezeichnetes erwarten. Doch zu hohe Erwartungen werden fast immer getäuscht, und so haben nur diejenigen Leser dieses Taschenbuches hier eine vollkommene Befriedigung zu hoffen, welche eingedenk sind, daß ein Taschenbuch nicht ein monumentum aere perennius sein solle, sondern nur auf kurze Zeit eine bescheidene Stelle unter den Lebendigen erheische, um neben so vielen stolzen Blumen seinen süßen Duft auszuhauchen. Den Zweck einer anregenden, angenehmen Unterhaltung erfüllt aber dieses Taschenbuch in vorzüglichem Grade, und nicht wenige der Beiträge sind in der That solche, die auch weiterhin ausdauern werden. Dies gilt insbesondere von den Poesien, in deren Register wir berühmten Namen, wie Odyniec, Ignaz Chodzko, Adam Mickiewicz und J. U. Niemcewicz begegnen, die aber meist nur Kleinigkeiten beigesteuert haben. Obenan stellen wir die Gedichte von A. S., welche zum Theil, an Horaz's „Beatus ille" erinnernd, in höchst gemüthlicher, einfacher Sprache verschiedene Lebensverhältnisse, wie das Landleben, darstellen, zum Theil aber auch in reizenden bedeutungsvollen Bildern sich bewegen, oder zu Romanzen in dem Tone des polnischen Volksliedes sich erheben. Wir bieten ein Gedicht der letzten Art als Probe:

Die drei Blutflecke.

Läuft ein weißes Roß im Felde.
Von der Stirne Blut ihm träufelt.
Läuft ein weißes Roß im Thale,
An der Mähne Blut ihm rinnet.
Läuft ein weißes Roß im Wege,
An dem Hufe Blut ihm glänzet.
Blicket auf, schon ist's am Thore,
Und an ihm drei blut'ge Flecken.

O willkommen, weißes Rößlein!
Zitterst ja und bist erhitzet!
Wo dein Herr? Dort in der Nähe
Betet er am Kreuze knieend?
Oder ruhet er am Brunnen,
Reinigt das Gesicht vom Staube?
Kommt er bald auch auf den Hügel
Zu den Töchtern, zu dem Söhnlein?

Läuft hervor die ält'ste Tochter,
Sieht das Blut nicht an der Stirne.
Streichelt hold das Pferd die jüng're,
Sieht das Blut nicht an der Mähne.
Doch das Söhnlein wirft behende
Hin das Spielwerk, klein, gebücket
Küsset es den Huf, des Blutes
Seines Vaters sich erbarmend.

Unter den Übersetzungen von Gedichten dürften die böhmischen Sonette Kollar's, übersetzt von Wojanowski, die vorzüglichsten sein, sie sind oft von überraschender Schönheit. Die andern Übersetzungen sind nach Lord Byron, Göthe u. A.

Die Beiträge in Prosa eröffnet eine kurze Erzählung von der geschätzten Schriftstellerin Hofman-Tanska: „Basia i Rózia", in der an dem Beispiele zweier Bauermädchen gezeigt wird, wie Unschuld und Sittsamkeit über Eitelkeit den Sieg davontrage. Höher erhebt sich die Erzählung: „Przestroga" (Die Warnung). Sie spielt im J. 1812 in Lithauen. Ein lithauischer Gutsbesitzer, Herr L., gutmüthig doch aufbrausend, ist im Begriff, einen polnischen Major, von dem er sich beim Spiele beleidigt glaubt, an die Russen zu verrathen. Im Traume meint er wirklich, diese Schandthat zu begehen, die mit ihrer ganzen Schwere sein Gemüth belastet. So wird ihm der Traum zu einer Warnung. Die Erzählung erweckt besonders als psychologische Darstellung Interesse, auch ist der Traum in treffenden grellen Farben gezeichnet. Eine dritte Erzählung, die umfassendste des Büchleins, „Biruta", führt uns in die Kämpfe des lithauischen Fürsten Kiejstut mit den Kreuzrittern Preußens ein und schildert das Liebesverhältniß eines Kreuzritters Werner mit einem heidnischen preußischen Mädchen Biruta. Die Erzählung scheint aus dem Deutschen übersetzt zu sein, wenigstens ist sie ganz in der Art der Tromlitz'schen Erzählungen gehalten und kommt dem Werthe solcher Erzählungen gleich.

Das Äußere des Buchs ist höchst elegant, selbst der Deckel ist vergoldet. Die schönen Stahlstiche haben wir zum Theil schon in frühern Jahrgängen deutscher Taschenbücher bemerkt.

2. Agay-Han, powieść historyczna, oryginalnie napisana przez A. K. (Agay-Han, eine historische Erzählung.) Breslau, W. G. Korn. 1835.

Wir schließen hier die Anzeige einer schon früher erschienenen Erzählung an, die für die polnische Literatur von Bedeutung ist, doch bisher wenig bekannt geworden zu sein scheint. Sie stellt den Tod der Zarin Maryna Mniszech, der Gemahlin beider falschen Demetrius, dar. Agay-Han, der Sohn eines tatarischen Khans, ein Kind des Morgenlandes, in wilder Natur erzogen, entzündlich, wild und grimmig, verliert in der Jugend seine Mutter, später auf dem Schlachtfelde den Vater, er entgeht der Sklaverei, begibt sich zu der Maryna und wird Page der Zarin in Moskau. Die Schönheit derselben erweckt in ihm eine heftige Liebe; doch, stolz und ehrgeizig, offenbart er sie erst, als eine Gefahr der Maryna droht und er ihr Retter werden kann. Die stolze Zarin bleibt kalt bei dieser heißen unendlichen Liebe ihres Getreuen, der Alles seiner Geliebten opfert, doch Verachtung nicht erträgt und endlich zu schrecklicher Rache geführt wird. Dem Wahnsinne nahe, stößt er die verlassene Zarin in einen See und stürzt darauf selbst, auf einer Eisscholle fortgerissen, in den Abgrund. Ihm gegenüber steht Maryna. Wie Agay-Han's Leben in Liebe, so geht ihr Leben in Stolz auf. Ihr Lebensziel ist der verlorene Thron; zweimal herabgestoßen, schenkt sie dem Hetman der Kosacken Zarucki ihre Hand, in der Hoffnung, durch ihn in die Mauern des Kreml zurückgeführt zu werden. Auch da sie den Thron von Astrachan verliert, bleibt sie ungebeugt, immer bemüht, auch durch sündhafte Mittel zu ihrem Ziele zu gelangen. In einer Höhle muß sie mit ihrem Gemahle eine Zuflucht suchen; hier verliert sie ihren Sohn, den gesetzlichen Nachkommen des Demetrius. Der Mutterschmerz muß bald dem Stolze weichen, sie setzt dem todten Kinde die Kaiserkrone auf, schmückt es mit goldgestickten Gewändern und gräbt es in der Höhle ein, erfreut, daß der rechtmäßige Herr Rußlands der drohenden Gefangenschaft entgangen sei. Auch Maryna's Gemahl stirbt und endlich vergißt sie in den Armen Agay-Han's auf Augenblicke ihrer Hoffnungen, doch nur, um bald wieder den Bekenner des Propheten zu verstoßen. Die dritte Hauptperson ist der Hetman Igor Zarucki; die Gemahlin treu liebend, vor keiner Gefahr erschreckend, stirbt er, indem er Maryna vertheidigt.

Man sieht, die Erzählung streift an die französischen Moderomane, doch ist an derselben zu rühmen, daß die Charaktere klar und bestimmt heraustreten, daß die Handlung in geregeltem Gange durchgeführt, auch der Ausdruck rein und, wenngleich zuweilen zu bilderreich, doch im Ganzen dem Gegenstande angemessen ist. 60.

Statistische Notiz.

Von Ed. Mallet ist soeben eine statistische Monographie über Genf erschienen unter dem Titel: „Recherches historiques et statistiques sur la population de Genève, son mouvement annuel et sa longévité, depuis le 16ième siècle jusqu'a nos jours (1549—1833)" (Paris 1837), eine in Hinsicht auf Thatsachen, Vergleichungen und gründliche Zusammenstellung interessante Schrift. Der Verf. zeigt auf ziemlich vollständige Weise den Gang und Fortschritt der Bevölkerung von Genf innerhalb eines Zeitraums von drei Jahrhunderten, behandelt jedoch am ausführlichsten die Epoche der letzten 20 Jahre, von 1814—33. Die kleine Republick Genf nahm in dem Zeitraume vom 16. bis zu Ende des 18. Jahrhunderts, ungeachtet vielfacher Hindernisse, welche ihren Fortschritt beeinträchtigen zu wollen schienen, fortwährend an Einwohnerzahl zu. Die Pest grassirte zu verschiedenen Malen in der Stadt, der Krieg mit Savoyen wirkte sehr zerstörend auf die Bevölkerung, andere bürgerliche Unordnungen im Innern gesellten sich dazu. Dessenungeachtet behalten die Geburtslisten immer die Oberhand über die Sterbelisten, dergestalt, daß, während man in 16. Jahrhundert noch auf 25 Köpfe einen Todesfall rechnen mußte, im 18. Jahrhundert erst auf 34 Köpfe ein solcher zu zählen ist. Das Jahr 1814, in welchem Genf seine nationelle Unabhängigkeit wiedererlangt, wirkt auf sehr überraschende Weise auf den Fortschritt seine Bevölkerung. Diese Erfolge bemüht sich der Verf. ausführlich darzuthun. Er stellt zuerst die Geburtstabellen auf und prüft sie in ihren einzelnen Theilen. Die progressive Verminderung der unehelichen Geburten ist ein für die Sittlichkeit günstiges Factum. Unter der Herrschaft des Kaiserreichs konnte man von sämmtlichen in Genf geborenen Kindern den sechsten Theil als uneheliche Geburten annehmen, während sie sich heutzutage nur wie 7—8 Procent verhalten. Ebenso zeigt sich eine gleich auffallende Verminderung der todten Geburten, welche von einem heilsamen Fortschritt in der Wissenschaft der Geburtshülfe Zeugniß ablegt. Das Capitel der Ehen und Ehescheidungen gibt dem Verfasser Gelegenheit, die Frage zu erörtern, welches Durchschnittsalter für die Resultate der Ehe das günstigste und förderlichste sei. Für Genf glaubt er in dieser Hinsicht das reifere Alter, von 30 zu 40 Jahren bei beiden Geschlechtern annehmen zu müssen, denn die meisten Ehen stehen dort in dieser Lebensepoche. Schon zu Anfang seiner staatlichen Existenz, äußert sich der Verf., zeigte der kleine genfer Distrikt eine ungewöhnliche Fruchtbarkeit. Diese stand natürlich auch mit einer ungewöhnlichen Sterblichkeit im richtigen Verhältniß. In dem Maße nun, wie sich im Laufe der Zeit beide verminderten, mehrte sich der wahre Bestand der Bevölkerung und der Wohlstand derselben. In dem letzten Jahrzehnd des 17. Jahrhunderts entstanden aus einer Ehe im Durchschnitt noch fünf und mehre Kinder, damals überstieg das mittlere Lebensalter nicht das zwanzigste Jahr und Genf zählte kaum 17,000 Einwohner. Gegen Ende des 18. Jahrhunderts erwuchsen im Durchschnitt aus jeder Ehe nur drei Kinder, und damals überstieg das mittlere Lebensalter schon das zweiunddreißigste Jahr, und Genf zählte 9000 Einwohner mehr. Gegenwärtig werden in keiner Ehe mehr als 2—4 Kinder erzeugt, das Lebensziel der Bewohner erreicht durchschnittlich das fünfundvierzigste Jahr, und Genf, das jetzt gegen 27,000 Einwohner zählt, steht auf einer hohen Stufe der Civilisation und des materiellen Wohlseins. Jetzt scheint jedoch das Ziel der Verminderung der Geburten erreicht zu sein, und es läßt sich nicht füglich eine noch geringere Zahl derselben annehmen. Die Bevölkerung Genfs hat sich nur in ihrem engen Bezirk situirt, und die Reproduction hat nur noch die Bestimmung, die gelegentlichen Lücken der Sterblichkeit auszufüllen. Bemerkenswerth ist es, daß die Fälle sehr hohen Alters, z. B. der hundertjährigen, welche früherhin in Genf keine seltenen Erscheinungen waren, nach und nach ganz aufgehört haben. Innerhalb der letztern zwanzig Jahre kommt kein hundertjähriges Lebensalter mehr vor.

Auf die allgemeinen und beherzigenswerthen Bemerkungen des Verfassers über die Wahrscheinlichkeit und Bestimmtheit eines menschlichen Lebensziels überhaupt, wozu die vielfachen tabellarischen Vergleichungen ihm Gelegenheit geben, folgt eine Notiz über die zu verschiedenen Zeiten in Genf herrschend gewesenen Pestilenzen, wobei die darauf bezüglichen alten Documente und Listen mit den neuern, während der Cholera geführten verglichen worden. Aus dieser interessanten Vergleichung ergibt sich dem Verf., daß bis zu dem dreißigsten Lebensjahre die Pest weit gefährlicher war als die Cholera, während im Gegentheil über dies Lebensalter hinaus die Sterbefälle der Cholera zahlreicher sind. „Die Herrschaft des letztern Gespenstes", sagt der Verf., „hebt da an, wo die des erstern sich abschließt." Es ist zu bedauern, daß aus jenen alten Zeiten die nöthigen Documente über die Natur der contagiösen Krankheiten, welche unsere Vorfahren sammt und sonders als die Pest bezeichneten, gänzlich fehlen. Gäbe es solche Documente, deren Mangel sich freilich aus dem damaligen Standpunkt der medicinischen Wissenschaft leicht erklärt, so würden solche Vergleichungen natürlich uns noch weit interessantere Resultate gewähren. 11.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Freitag, —— Nr. 160. —— 9. Juni 1837.

Strauß und seine Gegner.

Zur Kritik dieses Kampfes der historischen und der speculativen Theologie, oder der „glaubwürdigen Geschichte“ und der Wahrheit.

1. Theologie und Leben.

Gegen das berühmte Werk von Strauß sind mehr als 40 verschiedene Schriften und ausführliche Recensionen erschienen, welche von den widersprechendsten Standpunkten größtentheils heftige Gegner ins Feld gebracht; und dennoch ist das Buch nicht niedergeschlagen, der Streit noch erst im Beginnen und das neue theologische Leben noch nicht viel mehr als im Keime. Ein gutes Geschick hat uns aber diesen Kampf und seinen Lebenskeim unverkümmert durch hierarchische und policeiliche Maßregeln zur freien wissenschaftlichen Durchbildung überliefert, und es ist vollkommen im Sinne des Glaubens und der Wahrheit, das wirkliche Dasein eines lebenskräftigen Keimes sich verjüngender Religiosität auch dem größern Publicum und seinen gebildeten Ansprüchen aufzudecken. Außerdem ist ja das Tiefste und Beste allem Volk geoffenbart und gepredigt, und was die Gelehrsamkeit auch immer im Stillen wirkt, zuletzt ist es doch nur für diese Offenbarung. Darum allenthalben wo sie wirklich hindurchdringt zum Born alles Lebens, zeigt sich die Wissenschaft auch als überquellend in die unmittelbaren Gestaltungen des Geistes, wie diese im Bildungsprocesse der Menschheit anschießen und handfeste Consistenz gewinnen. So ist es z. B. leicht zu sehen, wie heutiges Tages nicht nur in der Philosophie und Theologie ein tieferer Sinn die abgestandene Flachheit überwältigt, sondern auch im gemeinen Leben die lederne Lebensmoral und Allerweltsweisheit des Alltagsverstandes dem religiösen Streben und einer sinniger eingehenden Geistesrichtung Platz macht, in welchem Kampfe die Einen über Mangel des religiösen Sinnes, die Andern über Pietismus und Mysticismus schreien. Gleichzeitig kämpft sich Wissenschaft und Leben zu neuen Gestaltungen durch, und es wäre eine Vexirfrage, wenn gesagt werden sollte, welches die Henne sei und welches das Ei. Beides ist Geist, sein Leben und Lebensgefühl. Wir können daher, wenn's darauf ankommt, den religiösen Zeitgeist näher zu begreifen, seiner gelehrten und ungelehrten Gestalt mit ziemlich gleichem Erfolge nachgehen. Dieselben Gegensätze, denselben Kampf sehen wir hier wie dort als sein Leben sich hervorthun; nur hat die wissenschaftliche Bewegung, wie sie gegenwärtig durch Strauß und seine Gegner angefacht worden, das schärfere Gepräge und das bestimmtere Bewußtsein voraus.

2. Das „Leben Jesu“.

Gleich der Ausdruck: Leben Jesu, ist von Wichtigkeit. Er gehört dem gebildeten Bewußtsein und seiner Sprache, d. h. der Sphäre des Zweifels an und hat eine Sache zum Vorschein gebracht, die so wenig von einer „freudig=gläubigen Verkündigung der Offenbarung“ weiß, daß hier vielmehr das Evangelium angezweifelt, kritisch beleuchtet und nach dem Geschmacke der Zeitbildung umgeschrieben wird. Sagt man aber gar: Biographie Jesu, wie neulich der Professor Theile gethan, so hört vollends alle Erwartung einer heiligen Geschichte auf, und es fehlte nur noch, daß Einer auf den Einfall käme, von Memoiren zu reden, um das Gefühl der Profanation recht deutlich auch in den Ausdruck zu legen. Ein „Leben Jesu“ kündigt seinen Gegenstand gleich als ein Fremdes, erst kritisch Herauszubringendes an; sonst wär' es neben dem Evangelium überflüssig: indem es aber etwas Anderes ist, ist es profan; denn es ist nun nicht die Verkündigung der Offenbarung, die sich rechtfertigt, wie sie ist und nicht als Fremdes empfangen, sondern als Zurückführung auf unser Eigenstes, nämlich zu Gott, sich geltend macht, sondern es ist die Untersuchung der Vorgänge in Palästina, an welche unsere Religion sich knüpft, ohne daß diese weder als offenbar noch als gewiß vorausgesetzt würden. Dies ist die kritische „Voraussetzungslosigkeit“. Um also nur die Möglichkeit zu gewinnen, neben der Verkündigung jener „großen That Gottes“ ein „Leben Jesu“ zu schreiben, mußte der Geist aus der unbefangenen Gläubigkeit herausgefallen sein und auf dem Gebiete des Zweifels die göttliche Geschichte in eine menschliche Angelegenheit, ja in eine problematische Begebenheit verwandelt haben.

3. Strauß und das „Leben Jesu“.

Damit soll nun aber weder der Zweifel, noch die Bildung, die ihn geboren, noch die Gottlosigkeit der Zeit, die ihn in sich trägt, gescholten sein; aber es erhellt auch sogleich, wenn die Offenbarung offenbar und die Wahrheit wahr ist, so wird sie aus Kritik und Zweifel sich nur in höherer Fassung wiedergebären. Was ist bereits da=

für geschehen? Strauß ist bei dem Leben Jesu nicht stehen geblieben, ja man hat sogar gesagt, er habe nichts davon stehen gelassen, er ist nicht bei der Kritik stehen geblieben, sondern hat die sogenannte mythische Ansicht aufgestellt, d. h. alle jene Begebenheiten, nachdem er sie erst recht problematisch gemacht, „darauf angesehen, ob sie nicht Mythen wären". Es ist offenbar, daß in dieser Stellung der Mythus nicht mehr reine Negation, sondern sogleich die Negative jener problematischen Begebenheiten, also Positives und Wahres sein muß; es ist daher nicht wenig merkwürdig, daß Strauß überall seine mythische Ansicht im Negativen und Äußerlichen sitzen läßt und, während er doch in der Einleitung ganz richtig vom Wesen des Mythus unterrichtet ist, dennoch nirgend in seinem Buche einen positiven Gebrauch davon macht. Im Verlauf der Strauß'schen Untersuchung verliert sich das Wesen des Mythus zum Theil in willkürliches Anekdotenwesen, welches ihm wenig Werth und Inhalt hat und bis auf den Mythus von der Auferstehung willig preisgegeben wird, und die neutestamentliche Dichtung verdünnt sich in unselbständige Nachbildung alttestamentlicher Vorbilder; statt des geistigen Grundes, aus dem der Mythus erwächst, wird eine äußere Veranlassung nachgewiesen, dabei bleibt es, und so zeigt sich Strauß seinem eignen Principe ungetreu. Dies hat Weiße in Nr. 61 fg. d. Bl. f. 1836 sehr gut erörtert und nach ihm viele Gegner, gewöhnlich aus viel beschränktern Gesichtspunkten, ausgestellt. Eine rühmliche Ausnahme von dem Troß macht der gelehrte und geistreiche Baumgarten-Crusius, welcher vielfältig zum Ziele trifft mit seiner Abhandlung: „De mythicae evangell. interpretationis indole atque finibus" in den „Opuscc. theol. plerisque nondum editis" (Jena 1836). Dieser Punkt, daß die mythische Ansicht ohne positive Begründung geblieben, sagt genau genommen Alles. Denn die positive Begründung wäre 1) das Recht des Mythus gegen die problematische Begebenheit, dadurch 2) sein wahres Verhältniß zur endlichen, äußerlichen Geschichte und zugleich 3) das Verhältniß beider zur offenbarten Wahrheit selbst. Es handelt sich nämlich in der That bei der Strauß'schen Aufstellung nicht um allerlei historische Wahrheiten oder um die Richtigkeit von allerlei Berichten, sondern um die Wahrheit. Der Streit ist nämlich bedeutend genug, um die Wahrheit selbst zu betreffen, das sieht man so ziemlich auf allen Seiten ein, und dennoch ist Niemand dazu geschritten, die streitige Sache selbst, nämlich den Anspruch der Historie und des Mythus auf die Wahrheit, zu untersuchen. Strauß's Verdienst soll damit nicht geschmälert werden. Sowie seine Arbeit vorliegt, ist es wol wesentlich dieses, die Form des Zweifels durch den Zweifel selbst aufzuheben und das Hinausgehen des „Lebens Jesu" über sich selbst zu sein, also eine Theologie zu fodern, welcher das Leben Jesu, als problematische Begebenheit, als diese Zufälligkeit und irgend ein endlicher Inhalt, nur Durchgangspunkt sein soll zu der Geschichte der Offenbarung selbst, welche diese göttliche Geschichte ist und bleibt und also als Offenbarung geschehen ist, auch wo sie als Dichtung oder Mythus geschehen ist.

Freilich ist Strauß, weil im Negativen, im Zweifel stehen geblieben. Die problematische endliche Historie wird nur Mythus von irgend einem auch nichtigen Inhalt, und ebenso wenig ist ihm dieses Factum und diese Erscheinung Christi die Offenbarung Gottes; so hat er außer der Auferstehung weder einen Mythus noch ein bestimmtes Factum von absolutem Inhalt; er bringt die drei: historisches Factum, Mythus, geoffenbarte Wahrheit nicht zusammen, sie bleiben in der Entzweiung; aber in seinem Zweifel sind die Elemente der Wahrheit gegeben, dieser Schritt vertreibt dem Zweifel die Halbheit, und so ist er Verzweiflung des „Lebens Jesu" an sich selbst, und darin liegt die Nothwendigkeit, sich selbst zu verlassen. Darum ist auch in der That und Wahrheit Strauß's Leben Jesu kein „Leben Jesu" mehr. Dies ist der wahre Sauerteig als fermentum veritatis.

Dagegen das bornirte Verfahren, welches die Wirklichkeit und Äußerlichkeit des endlichen Factums — was so die historische Wahrheit der Justizpflege und das policeilich Ermittelte ist —, welches also die Richtigkeit der Aussage über Dies und Jenes mit der ewigen Wahrheit für gleichbedeutend nimmt und daher das Factum, nur darum weil es Factum ist oder durch die Ehrlichkeit der Zeugen verbürgt wird, zum Glaubensartikel macht — diese ganze historische Theologie, Supernaturalismus oder Rationalismus gleichviel, ist zwar ebenfalls aus der Einfalt des Glaubens gewichen, befindet sich zwar ebenfalls auf dem Gebiete des „Lebens Jesu" mit der Anerkenntniß sowol der Kritik als der Apologetik, also des ganzen Rüstzeugs des gelehrten Unglaubens; aber diese Halbheit des Zweifels hält sich nicht für Das, was sie ist, und meint an dem Bekenntniß, daß sie diese oder jene Überlieferung, gleichviel von welchem Inhalte, nicht anzweifeln könne, sondern wegen der Ehrlichkeit der Zeugen glauben müsse, die wahre Gläubigkeit und Religion zu haben.

Indem Strauß diese Halbheit aufgehoben hat und, wie man sich ausdrückt, mit der Sprache herausgegangen ist, wird es nun nothwendig, ernstlich nach der Sache selbst zu forschen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Ist die Klage über zunehmende Verarmung und Nahrungslosigkeit in Deutschland gegründet, welche Ursachen hat das Übel, und welche Mittel zur Abhülfe bieten sich dar? Beantwortet von Siegfried Justus I., König von Israel und Hoherpriester zu Jerusalem. Leipzig, Brockhaus. 1836. Gr. 8. 12 Gr.

Der etwas frömmelnde Ton, in dem diese Schrift abgefaßt ist, hält uns nicht ab, in ihrem Urheber einen wohlwollenden Mann voll Menschenliebe und Mitgefühl zu erkennen, einen Mann, der gleich Heinrich IV., der jedem seiner Unterthanen des Sonntags ein Huhn in den Topf wünschte, ein Gleiches jedem seiner Mitmenschen wünscht, und obendrein freundliche Wohnung, warme Kleidung und was sonst zum körperlichen und geistigen Wohlbefinden erfoderlich oder dienlich sein

mag. Die Erde ist in der That so reich auf der Oberfläche wie in ihren Tiefen, die Vorsicht hat in den 22 Friedensjahren seit den letzten, großen Anstrengungen Europas im J. 1815 so viele fruchtbare Sommer gespendet, die Menschenwelt ist so überschwenglich in neuen Erfindungen, in der Eröffnung neuer Handelswege gewesen, daß man in der That Mühe hat, zu begreifen, wie es so vielen Menschen an gesunder Nahrung, wohlschützendem Obdach und hinlänglich deckender Kleidung fehlen könne. Die natürlichste Erklärung dieser unleugbaren, in ihrer Fernsicht peinlichen, ja fast bedrohlichen Erscheinung dürfte unseres Bedünkens in der urungleichen Vertheilung der Kräfte, des Grundeigenthums, der Grunderzeugnisse, des Geldes zu suchen sein, sowie nicht minder in der offenkundigen Thatsache, daß der Reichthum stets wieder den Reichthum anziehe, aber nicht umgekehrt die Armuth den Reichthum. Wer arm geboren ist, bleibt es in der Regel nicht nur, sondern trägt, wenn er dem allmächtigen Triebe gehorcht, der die Geschlechter zueinander drängt, durch Verehelichung mit einer gleich armen Person zur Vermehrung der Armen bei. Nicht so ist es mit den Reichen, diese wachsen nicht in derselben Progression wie die Armen an; sie heirathen seltener, gewöhnlich in spätern Lebensjahren, ihre Ehen sind beiweitem nicht so fruchtbar, und ihre Geldkräfte nehmen ebenso sehr durch Convenienzheirathen und Erbschaften als durch Anlegung ihres Reichthumes, es sei nun in Fabriks- oder Handelsspeculationen, zu. Alles dies zusammen erklärt wol hinreichend, warum bei allem Aufschwunge der Gewerbe und des Handels die Armen sich immer mehr vermehren, während der große Grundbesitz wie der große Geldbesitz in immer wenigere Hände zusammengedrängt wird. Der Verf. gibt der Krankheit eine andere Ursache und sagt: „Es sei ein Nothstand bei allem Wohlstande vorhanden; dieser Nothstand des Wohlstandes entstehe aus dem Misverhältniß des vorhandenen Geldes zum Capitalvermögen der Privaten und Staaten; die Ursache dieses Misverhältnisses habe ihren Grund in dem gesteigerten Bedürfnisse nach Betriebscapitalien, in der Vermehrung von Stoffen zum Bearbeiten wie von verarbeiteten Stoffen, endlich in der Vermehrung von Menschenhänden, die an Arbeit leer ausgehen und unglücklich sind, weil ihnen das Geld fehlt, um sich die Mittel für ihre Lebensbedürfnisse anschaffen zu können." Ganz consequent schlägt nun der Verf., da die Könige einmal Gold und Silber nicht schaffen können, die Emittirung von Papiergeld vor. „Dies", sagt er, „sollen sie den Armen, Witwen, Waisen, Kranken, Pfleglingen oder Bedrängten ausantworten, damit sie es in Curs bringen"; worauf der Verf. schließlich „mit seiner Ehre und seinem Leben dafür steht, daß sonst nichts nöthig sei, und zwar ohne die geringste Gefahr, zur sofortigen Erlösung von allem Übel für Alle und Jeden." Wir sind weit entfernt, diese sanguinischen Hoffnungen zu theilen, ja wir befürchten von einer solchen sowie jeder ähnlichen Maßregel nur eine Vermehrung des Übels. Abgesehen, daß die Erfahrung bewiesen hat, es gebe in sturmvollen Zeiten kaum irgend eine Schranke der Vermehrung des Papiergeldes; abgesehen, daß, wenn die Emittirung des Papiergeldes oder Verwandlung der Staatsschuldscheine in solches auf ein Banksystem gegründet würde, diesem stets doch das klingende Geld zum festen Hintergrunde dienen müßte: fragen wir, ob das Papiergeld, gesetzt auch, es entwerthete nicht sobald, nicht der oben angegebenen Regel alles Geldes folgen, in die Hände Derjenigen, welche bereits haben, wandern, von dem vorhandenen Reichthum unwiderstehlich angezogen und die Armen in kurzer Frist ebenso arm lassen würde, als sie es früher waren, nur mit dem Unterschiede, daß sie nun von dem Staate trotzig fodern möchten, was er ihnen zuerst aus Mangel an Übersicht der Folgen freiwillig gewährt hatte. Noch schlimmer wäre es, wenn der Ansicht des Verf. je nachgegeben und die Versicherungsscheine des unbeweglichen Eigenthumes zu Papiergeld gemacht werden sollten. Wir würden, ständen wir an der Spitze der Verwaltung irgend eines Staates, es niemals wagen, das Grundeigenthum gleichsam zu mobiliarisiren, dadurch dem Schwindel jeder Art (denn wo wäre dann ein Anhalten möglich?) Raum zu geben, um am Ende wie Law den Fluch von Millionen zu tragen. Das Geld sei stets wesentlich vom Grundeigenthume unterschieden; jenes ist das ewig Bewegliche im Verkehr, dieses dessen ewig feste Grundlage, und der Staat, der die Bestimmung des Geldes verkennen und das Grundeigenthum durch Scheine in Geld verwandeln zu können meinen wollte, würde gar bald die bittere, wahrscheinlich blutige Erfahrung machen, daß er zum Umsturz alles Eigenthumes wie aller Sicherheit die Hand geboten habe. 133.

Neue Details in Betreff des Mondes.

Unser jetziges Geschlecht beweist seine große Universalität darin, daß es sich, während es auf der Erde stürmisch genug zugeht, dennoch sein Interesse an den Dingen der Luft nicht schmälern läßt. Während die Eisenbahnprojecte gleichsam schon im Geiste, in der Fata Morgana die ganze bewohnte Erde mit einem großen Netze überziehen und der kleine Speculant sowol als der große sich mit den darauf bezüglichen Rechnungen und Gegenrechnungen abmüht, fehlt es doch auch nicht an Leuten, welche sich über den Dampf der Klüfte, über den Qualm der Städte auf den Fittigen der Phantasie und Gelehrsamkeit emporschwingen und sich, wo nicht die Unsterblichkeit, doch einen leidlichen Ruf, soweit ihn in jetzigen Maschinenzeiten das Individuum in Anspruch nehmen kann, vom Himmel herabholen, wo man bei fortgesetzten Beobachtungen mit der Zeit vielleicht noch eine prästabilirte Eisenbahnharmonie und dergleichen entdecken wird.

Vor Kurzem machte ein Herr John Ford in einem englischen berühmten Journal seine neuesten Entdeckungen auf dem Mondterrain bekannt; es ist dies ein Gebiet, was man nicht so mit einem Mal in Besitz nimmt wie etwa die große Triple-Allianz das Königreich Polen, sondern wo man jeden Zoll breit Land oder auch Wasser mit vieler Mühe erkämpfen muß. Was Hr. J. Ford auf jenem schönen, uns seit so vielen Jahrhunderten befreundeten Planeten entdeckt hat, das hat er Alles mit Hülfe eines reflectirenden Fernrohrs erreicht und ist der Meinung, daß jeder Leser, der Gelegenheit hat, sich mit einem solchen zu versehen, die Wahrheit seiner Beobachtungen ohne viele Mühe bestätigt finden wird. Zuerst in Betreff der großen Mondbergkette, welcher Hevelius den Namen der Mondapenninen beilegt, bemerkt Hr. F. Folgendes: „Wenn der Mond zwischen 8 Tagen, 6 Stunden und 9 Tagen alt ist, so kann man mittels eines reflectirenden Teleskops, welches vergrößernde Kraft besitzt von 100 zu 150, diese Bergkette so deutlich unterscheiden als die Apenninen in Italien auf einer gut ausgeführten Karte. Dunkle Schatten liegen auf der östlichen Seite und können in dieser Periode, aber auch nur dann, in hohem Relief beobachtet werden. Man kann 18 Bergspitzen unterscheiden, von denen die fünfte von der niedrigern Seite die höchste ist. Zwischen der dritten und vierten Spitze, von dem obern Ende der Kette an gerechnet, befindet sich ein kleiner Krater, und ein solcher beim Abhang der fünften Spitze. Diese Kette — die einzige im Mond, der man mit Recht diesen Namen beilegen kann, da die übrigen Berge entweder einzeln oder nur in Haufen beisammen stehen — läuft von Nordwest nach Südosten hin. Der obere Theil der Kette liegt zwischen den beiden dunkeln Flecken, oder Seen, welchen die Astronomen die Namen des Mare imbrium und des Mare serenitatis beigelegt haben. Der gemeine Mann hat ihnen einen andern Namen gegeben; er nennt sie das rechte und linke Auge des Mondgesichts, analog jener uralten Vorstellung, die sobald noch nicht abkommen wird. Unweit dem untern Ende der Bergkette ist ein weiter Krater, mit einem centralen Kegel — dergleichen Krater finden sich bekanntlich auf dem Monde nicht wenige —, zwischen welchem und dem Barren island in der Bai von Ben-

galen (mit Ausnahme des Wassers) der Beobachter eine auffallende Ähnlichkeit entdecken wird."

Das sogenannte Mare serenitatis wird auf den gewöhnlichen Mondkarten insgemein mit einer irregulairen Cirkellinie von mattem Lichte innerhalb seiner Grenzen vorgestellt. „Ich hatte", sagt Hr. F., „eine sehr günstige Gelegenheit, die westliche Hälfte dieses Sees zu beobachten, als der Mond 5 Tage 20 Stunden alt war, wo ich bemerkte, daß die halbcirkelförmige Linie von mattem Licht, insoweit sie damals sichtbar war, in vier gekrümmte Linien sich theilte, die wunderschön und klar ausgeprägt und miteinander nicht verbunden waren. Sie nahmen sich aus wie ungeheure Gräben oder Dämme in einer Ebene von Lava, und ich zweifle nicht, daß sich in der östlichen Hälfte viel von der letztern vorfindet. Das sogenannte Mare crisium ist eine dunkle Stelle, die man mit unbewaffnetem Auge unweit der Ecke des Mondes im nordwestlichen Theile seiner Oberfläche wahrnimmt. Man kann diesen See im Profil sehen, wenn der Mond ungefähr 2 Tage 16 Stunden, oder 17 Tage und 3 Stunden alt ist; seine Oberfläche ist convex, und man erinnert sich, wenn man sie beobachtet, jener Ebene von Malpais, die Humboldt beschreibt und deren Convexität er einer Aufblasung von unten zuschreibt. Dieser See hat vier Höhlungen, jedoch ohne irgend eine jährliche Erhebung; die niedrigere ist die ausgedehnteste, und die Sonne scheint gelegentlich in dieselbe. Am 21. Jan. 1828, als der Mond 4 Tage 17 Stunden alt war, mußte die Libration meinen Beobachtungen günstig sein, denn der See war weit offener, als ich ihn gewöhnlich erblickt hatte, und in Folge dessen war seine Gestalt durchaus nicht derjenigen gleich, welche die gewöhnlichen Mondkarten geben. Ich bemerkte vier Berge nahe beieinander, aber nicht in Verbindung stehend, auf dem nordöstlichen Horn. Der hohe Grund, der diesen See umgibt, und seine niedrige Lage verhindern den Überblick zu andern Zeiten. Alle diese Seen, wie man sie gemeinhin nennt, sind von Basaltfarbe, aber enthalten kein Wasser."

Am 3. Mai 1827, als der Mond ungefähr 8 Tage alt war, bemerkte der Verf. dieser Notizen eine gerade Spalte oder Kluft zwischen einigen Felsen auf der Nordgrenze des Mare imbrium, welche es durchschneidet, von Nordwest nach Südosten hin. Diese Spalte fand sich fast in einer Linie zwischen den beiden Kratern Plato und Aristoteles. Sie war von ganz dunkler Farbe. Der Beobachter entdeckte diese Spalte zum zweiten Male am 2. Juli desselben Jahres, als der Mond 8 Tage 11 Stunden alt war; damals schien grade die Sonne hinein, und es bedurfte deshalb einiger Mühe, um die Spalte zu entdecken. Der Verf. ist der Meinung, daß nie Jemand vor ihm diese Entdeckung gemacht habe. Eine prachtvolle Erleuchtung der höchsten Gipfel auf dem südlichen Rande des dunkeln Theils der Mondscheibe kann man am besten wahrnehmen, wenn der Mond 3 Tage 17 Stunden alt ist; es hängt jedoch viel von der Libration ab. Der Verf. beobachtete sie um diese Zeit zu verschiedenen Malen.

Auf alle Fälle lassen sich die hier mitgetheilten Beobachtungen und ihre Resultate weit eher hören, als was uns andere phantastische Astronomen in Betreff der Frau Luna haben aufbinden wollen. Mitunter, wenn es auf der Erde gar zu stürmisch und confus hergeht, mag man solchen Studien und Entdeckungen ein ganz besonderes Interesse schenken, und man mag sich dann aus Sehnsucht und Verlangen nach contemplativer Stille und äußerlicher Ruhe an diesen ursprünglichen Planetenzuständen, an dieser massenhaften, krystallischen, urweltlichen Ruhe, die nur durch ihre eignen unterirdischen Fermentationen unterbrochen wird, besonders erlaben. Im Allgemeinen aber bleibt doch so viel gewiß, daß die Wahrheit nimmermehr vom Himmel herabgeholt werden wird, und daß es in den eignen Tiefen der Erde noch weit mehre und bedeutungsvollere Dinge zu erforschen und zu entziffern gibt. 11.

Literarische Anzeige.

Bericht über die Verlagsunternehmungen für 1837 von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Die mit * bezeichneten Artikel werden bestimmt im Laufe des Jahres fertig; von den übrigen ist die Erscheinung ungewisser.

(Fortsetzung aus Nr. 157.)

*55. **Julius**, Die amerikanischen Besserungs-Systeme, erläutert in einem Sendschreiben an Herrn W. Crawford, Staats-Inspector der großbritannischen Gefängnisse. Gr. 8. Auf gutem Druckpapier. Geh. 8 Gr.

*56. Allgemeiner Kalender für das deutsche Volk und Land. Auf das Jahr 1838. Mit vielen Abbildungen. 4. Auf gutem Druckpapier. Geh.

Es wird das Bestreben der Verlagshandlung sein, in diesem Kalender allen Ansprüchen an ein gutes Volksbuch zu genügen.

*57. **Kannegießer (Karl Ludwig)**, Abriß einer Geschichte der Philosophie. Zum Gebrauche für Gymnasien. Gr. 8. Auf gutem Druckpapier. 18 Gr.

*58. — —, Deutsches Declamatorium. Mit biographischen und literarhistorischen Nachweisungen. In drei Abtheilungen. Erster Theil. Für die beiden untern Classen eines Gymnasiums. Zweiter Theil. Für die mittlern Classen eines Gymnasiums. Dritter Theil. Für die obern Classen eines Gymnasiums. Gr. 8. Auf gutem Druckpapier.

Jede dieser Abtheilungen wird einzeln zu haben sein. Die ersten beiden sind namentlich auf den Gebrauch in Elementar- und Bürgerschulen berechnet. Die Eigenthümlichkeit dieser Sammlung besteht theils in der Sonderung des Stoffes nach je zwei Classen, theils darin, daß die Stücke nicht blos aus den bekannteren, sondern auch aus den minder bekannten guten Dichtern der neuern Zeit genommen sind, für die beiden ersten Classen auch aus gelungenen Umbildungen mittelalterlicher Gedichte gewählt wurden, daher als Beispielsammlung des Besten der deutschen poetischen Literatur dienen können.

*59. Kathâ sarit sâgara. Die Märchensammlung des Soma Deva. Sanskrit und deutsch herausgegeben von *Hermann Brockhaus*. Gr. 8. Auf feinem Velinpapier. Geh.

Ein Fragment hiervon: Gründung der Stadt Pataliputra und Geschichte der Upakosa, erschien 1835 und kostet 6 Gr.

*60. **Körte (Wilhelm)**, Die Sprichwörter und sprichwörtlichen Redensarten der Deutschen. Gesammelt und mit vielen schönen Versen, Sprüchen und Historien in ein Buch verfaßt. In vier Lieferungen. Gr. 8. Auf gutem Druckpapier. Geh. 2 Thlr. 16 Gr.

*61. Kritiken des Werkes von **Friedrich** von Raumer: England im Jahre 1835, aus dem Morning Chronicle, der Times, dem Dublin Review, Foreign quarterly Review und Edinburgh Review. Gr. 8. Auf gutem Druckpap. Geh. 8 Gr.

Friedrich von Raumer's „England im Jahre 1835", 2 Theile 1836, kostet 5 Thlr.

*62. **Krug (Wilhelm Traugott)**, Allgemeines Handwörterbuch der philosophischen Wissenschaften, nebst ihrer Literatur und Geschichte. Nach dem heutigen Standpunkte der Wissenschaften bearbeitet und herausgegeben. Zweite verbesserte und vermehrte Auflage. Fünfter oder Supplementband. Gr. 8. Auf gutem Druckpapier.

Auch unter dem Titel: Encyklopädisches Lexikon in Bezug auf die neueste Literatur und Geschichte der Philosophie.

Die ersten vier Bände (1832 — 34) kosten 11 Thlr.

63. Die englische Landwirthschaft. Nach dem von der Gesellschaft zur Verbreitung nützlicher Kenntnisse zu London herausgegebenen Werke: „The British husbandry" für Deutschland bearbeitet. Zwei Bände. Mit vielen Holzschnitten. Gr. 8. Auf gutem Druckpapier.

64. Leben und Briefwechsel George Washington's. Nach dem Englischen des **Jared Sparks** im Auszug bearbeitet. Herausgegeben von **Friedrich von Raumer**. Erster Band und folgende. Gr. 8. Auf gutem Druckpapier.

(Die Fortsetzung folgt.)

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Sonnabend, — Nr. 161. — 10. Juni 1837.

Strauß und seine Gegner.

(Fortsetzung aus Nr. 160.)

4. Historisches Factum, Mythus und offenbarte Wahrheit.

Was ist denn nun die Wahrheit der Sache? Ist das Geschrei für das Factum gegen den Mythus, für „die Glaubwürdigkeit der evangelischen Geschichte" gegen die Auflösung in Dichtung und Mythus ein Geschrei der verletzten Wahrheit? Dann müßten Dichtung und Mythus überall so unverträglich mit der Wahrheit sein, daß sie dieselbe verletzten oder aufhöben. Dies wird bei jenem Geschrei ohne weitere Untersuchung vorausgesetzt. Diese Kritiker behandeln ohne alle Kritik Mythus oder Dichtung als *nur* verschieden von der Geschichte und darum als einen Raub an der Wahrheit, ja die Dümmsten unter ihnen setzen sich sogleich auf den Denuncirschemel und fragen entrüstet, ob denn die Evangelisten ehrliche Leute gewesen seien oder Lügner? Als ob das Evangelium keine bessere Wahrheit verkündigte als die Kinder, die nicht lügen, und die Zeugen vor Gericht! Das Zeugniß, welches sie abzulegen haben, ist keineswegs ein bloßer Bericht und der *verbürgte Bericht von irgend welchen Factis*, die so oder anders hätten sein können in einem äußerlichen Vorgange, sondern es ist ein *Zeugniß des Geistes*, das seine Wahrheit nicht außer sich in fremder Bürgschaft und Ehrlichkeit, sondern in sich selbst hat. Nicht „die Glaubwürdigkeit der evangelischen Geschichte", sondern die ewige Wahrheit des Evangeliums ist *die* Wahrheit, die hier in Frage steht. Aber wir wissen es schon, jene Schreier glauben nicht an die Wahrheit, sondern an die *Richtigkeit* des Evangeliums. Sie glauben, nicht weil sie die Wahrheit darin wiederfinden, oder ihre eigne Vernunft darin aufgeschlossen und erleuchtet würde, sondern sie glauben, weil sie glauben *müssen*, daß die Geschichten alle geschehen sind, denn „sie *dürfen* doch nicht sagen, daß die Berichterstatter gelogen hätten". Also es kommt ihnen wol so vor, aber sie *dürfen* es nicht sagen; sie zweifeln wol in ihrem Herzen, aber sie *müssen* glauben, und dies müssen sie, weil sie keine andere Wahrheit kennen als die Richtigkeit; es bliebe ihnen gar nichts übrig, wenn diese wegfiele; witzig und frivol haben sie daher gesagt: Strauß ließe von dem ganzen Leben Jesu nichts übrig als: er wurde geboren, lebte und starb; und nun schickt es sich doch, oder ist vom Vater und von „der frommen Mutter" gewünscht worden, daß sie überhaupt etwas, daß sie Alles glauben, was den Glauben ausmacht — diesen aber scheint ihnen jene richtige Geschichte auszumachen —, also sie *müssen*. Man sollte es nicht glauben, daß es ein so elendes Müssen gibt, und daß dieser schlimmste Unglauben, der sich selbst nicht kennt, dieser ganz unheilbare Zweifel, der den Zweifel überwunden haben will, sich nun grade für den einzig echten Glauben hält und gleich mit Jedem ins Gericht geht, der auf andere Weise Christ sein will, wie die Krämer über die Echtheit und Einzigkeit ihres kölnischen Wassers. Ja, sie gehen vom Civil- sogleich zum Criminalproceß über und hätten Strauß mit großer Heiligkeit längst verbrannt, wenn nicht glücklicherweise eine tiefere und heiligere Theologie das Ohr der Zeit und das Schwert der Gerechtigkeit hätte. Diese ganze zerlumpte Schar der *Mußgläubigen*, die aus äußern Gründen gezwungen glaubt, konnte kein passenderes Panier aufstecken als den Ausdruck: Glaubwürdigkeit der evangelischen Geschichte, d. h. nämlich, die Geschichten der evangelischen Berichte verdienen Glauben, weil die Evangelisten nicht dumm, weil sie unterrichtet und weil sie ehrliche Leute sind. Wie viel sie mit angesehen und gelernt haben, ist die erste Frage; es handelt sich um das Alibi, um die Bekanntschaften und den Umgang, sie werden in Geographie und Geschichte examinirt (bei Strauß bestehen sie schlecht, bei Tholuck gut), und dann wird ihrem Charakter, den die Mythiker, weil Mythen Lügen seien, anfechten sollen, von der historischen Theologie das Zeugniß der Ehrlichkeit ertheilt. „Darum *bleibt nichts übrig*", so schließen sie weiter, „als ihren Berichten Glauben zu *schenken*." Da haben wir „die Glaubwürdigkeit". Aber erstlich ist damit gar nichts von der Wahrheit verkündigt, wenn es mit diesem oder jenem Wunder, mit dieser oder jener Localbeschreibung seine Richtigkeit hat, und sodann, daß die christliche Wahrheit überhaupt, daß sie damals, daß sie in Jesus Christus offenbart sei, das brauchen wir nicht aus solchen Schlüssen zu lernen, das würden wir wissen, auch wenn alle vier Evangelien verloren gegangen oder nie geschrieben worden wären. Die Wahrheit ist so gewiß, daß sie unendlich mehr als „glaubwürdig" ist, daß sie gegenwärtig, lebendig und allmächtig ist.

Aber, fallen unsere Historiker wieder ein, die Evangelisten haben nun einmal dies Alles berichtet, und sie sind *ehrliche* Leute, was sie sagen, *muß* man glauben. Wie übel ist es mit diesen Herzenskündigern und Moralisten bestellt! Wissen sie es denn etwa nicht, daß auf dem Markte und in allen Gassen viele Menschen an ihrer eignen Ehrlichkeit zweifeln, wenn sie die Jeremiade: wir *müssen* glauben, anstimmen, eben wegen des leidigen *Müssens*? Und wenn nun die eignen Haus- und Stadtgenossen dieser *Muß*gläubigen im Punkte der Ehrlichkeit zweifelhaft sein können, woher wissen denn nun diese ehrlichen Leute, daß die Evangelisten, die nicht einmal ihre Zeitgenossen sind, ehrliche Leute waren? Aus ihren Schriften. Allerdings, so gut wir aus den Schriften unserer *Muß*gläubigen und zugleich *Muster*gläubigen wissen, wie ehrlich sie selbst sind; aber dann glauben wir auch ihren Schriften nicht darum, weil wir anderswoher wüßten, daß sie ehrliche Leute sind, sondern darum, weil die Schriften für sich selbst zeugen. An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen; außer dem uns unmittelbaren Wissen von dem Moralischen, dem nur Innern zu reden, ist leeres Geklätsch. Aber das Evangelium ist nicht damit zu retten und zu vertheidigen, daß es unverdächtig und glaubwürdig ist; sondern was es wesentlich ist, das ist es sofern, oder weil es die Wahrheit selbst ist. Diese Wahrheit verlangt aber weder eine Bürgschaft in der wissenschaftlichen Bildung, noch in der Ehrlichkeit der Verkündiger, sondern sie hat ihre Bürgschaft im Geiste und in sich selbst. Richtigkeit und Glaubwürdigkeit sind Worte, die nur Anwendung leiden auf Facta von endlichem Inhalt, bei denen es möglich ist, daß der Bericht mit ihnen übereinstimmt und auch nicht. Dies also ist die Sphäre des Zweifels und des Zufalls. *Was nur glaubwürdig ist, ist nicht absolut und nicht durch sich selbst wahr; was aber durch sich selbst wahr ist, hat seine Beglaubigung nicht in der Historie, sondern im Begriff.*

Wenn nun aber mit „der Glaubwürdigkeit" und historischen Richtigkeit gar nichts gewonnen ist, so ist auch das Factum als solches gar nichts werth; ja, es ist nicht einmal wahr, daß Mythus und Dichtung keine Facta sind. Factum ist die gethane That, diese ist die Äußerung des Innern; das ist auch der Mythus, das ist jede Dichtung, deren Äußerlichkeit das Wort ist, und nicht die schlechtesten Facta sind sie. Sie sind unzweifelhaft Geist; aber sie sind auch ebenso gut äußerlich und ebenso wirklich vorhanden, als ein Schlag oder Stoß oder was sonst vorzugsweise That genannt wird und sich vom Wort unterscheiden soll, während es doch schlecht stünde um die besten Thaten, wenn Worte keine Thaten wären. Das Factum ist eine *gethane* That, in ihm ist das Geschehen und die Thätigkeit vorüber, nun ist es; aber weil es vorüber ist, so ist es nun auch *nicht mehr*. Indem also das Factum sich selbst abschließt und fertig macht, verschwindet es, jede That verschwindet, so auch die Dichtung. Nun äußert sich der Geist in der That. Der Geist hat also ein Interesse an ihr, darum *erinnert* er sich dieser seiner *Äußerung*, wiederholt sie für sich in dem *Bericht*, und sowol das gedichtete Gedicht als die sonst gethane That wiederholt er sich so. Wie unterscheiden sich nun Geschichte und Dichtung, wenn doch auch die Dichtung Factum ist und auch in der Erinnerung wiederholt wird? Offenbar erinnert der Geist in Wiederholung des Gedichtes sich nur *seiner selbst*, indem die Äußerlichkeit, aus welcher er sich erinnert, nur Wort, *Zeichen und Bedeutung* seines innerlichen Vorganges ist. In der Geschichte dagegen erinnert er sich seiner *Äußerlichkeit*, die von ihm selbst verschieden ist, und die Zeichen der Erinnerung bedeuten ihm diese seine Äußerlichkeit. Die Dichtung ist ihr eigner Inhalt, die Geschichte hat einen ihr äußerlichen, von ihr verschiedenen Inhalt. Die Wahrheit der Dichtung besteht in nichts Anderm, als daß der Geist in seiner Äußerung, der Dichtung, *sich selbst* wiederfindet. Die Wahrheit der Geschichte dagegen ist zunächst die endliche Wahrheit oder Richtigkeit, nämlich die Übereinstimmung der Erinnerung mit der Äußerlichkeit. Ist nun die Äußerlichkeit der Unterschied vom Innerlichen selbst, so ist diese Übereinstimmung in alle Ewigkeit nicht vollkommen zu erreichen, so lange wirklich nur die Äußerlichkeit des Geschehenen den historischen Inhalt ausmacht. Der Inhalt der Geschichte kann aber auch die *Äußerung der Wahrheit selbst* sein, dann erreicht auch die Erinnerung die vollkommene Übereinstimmung des Geistes mit sich selbst, *die absolute Wahrheit*, welche aber keine andere ist, als eben die Wahrheit der Dichtung auch.

(Die Fortsetzung folgt.)

Neuere französische Literatur.

1. Mémoires de M. le vicomte de *Larochefoucauld*, aide de camp de Charles X. Zwei Theile. Paris 1837.

Den 31. März 1814, als die verbündeten Monarchen über die Boulevards von Paris ihren Einzug hielten, wurde aus einem eben herziehenden Haufen um die Wette: Es lebe der König! Es leben die Bourbons! gerufen. Die Kälte, womit die Monarchen zuhörten, setzte die jungen Royalisten in Verzweiflung. Jenen ganzen Tag, den Abend noch, gewannen sie nur die Überzeugung, daß über die Rückberufung des Königs noch nichts beschlossen sei, als Sosthènes von Larochefoucauld einen Offizier vom Heere der Verbündeten sich äußern hörte, man warte auf die eigne Willensbezeigung des Volks. Das gab ihm den Einfall, Napoleon's Statue von der Vendômesäule zu stürzen. Die Truppe der Getreuen folgte ihm auf den Platz. Unter den Streichen ihrer Äxte öffneten sich die Pforten, die unten und oben die Wendeltreppe in der Säule verschlossen. Dem ehernen Napoleon warf man Stricke um den Hals, und es wurde gezogen. Die Statue widerstand. Doch genug, daß die Stricke umgelegt worden, daß das Volk gezogen hatte; mehr bedurfte es zu einer Willenserklärung nicht. Vermochte diese Scene etwas über die Monarchen? Larochefoucauld's Memoiren behaupten es.

Derselbe Sosthènes von Larochefoucauld war es, der die Trauerfeier des 21. Jan. vorschlug. Während der zweiten Restauration war er der treue Gehülfe aller ultraroyalistischen Führer. Er diente seiner Partei als Ceremonienmeister in den Straßen, er sorgte für öffentliche Auftritte. Er hatte immer den besten Gedanken, mischte sich in jeden Ministerwechsel und bildete sich ein, Alles sei durch ihn gegangen; hatte er vor einer großen Maßregel mit Dem, der sie vorbereitete, gesprochen,

so hielt er sich für ihren Urheber, sowie, wenn sie misglückte, das trotz seines Einflusses geschah.

Wie groß muß die Kraft der unbedingten Hingebung an eine Idee sein, da sie sogar diesen Mann adelte, der sich sonst so lächerlich machte! Ihn ließ die Treue an der royalistischen Sache auch die ersten Männer dieser Partei zuweilen im Fehltritte sehen und gab ihm die nöthige Erhebung und den Scharfsinn, sie zu beurtheilen. Diesem Standpunkte und vielleicht dem Umgange des Verf. mit geistreichen Frauen verdanken wir eine Anzahl schätzbarer Portraits der Häupter der Royalisten.

„Hr. von Villèle", heißt es z. B., „hat mehr Verstand als Geist. Er nimmt im Gespräch eine Überlegenheit an, der man sich unterwerfen muß. Da er wenig auf die Menschen hält, bemüht er sich weder, sie niederzuschlagen noch sie zu gewinnen. Er gibt sich ganz dem nächsten Geschäfte hin und verschiebt gern, was keinen augenblicklichen Entschluß von ihm fodert. „Alles wird kommen, wer zu warten versteht", sagt er oft und beweist dadurch, daß er nicht fürchtet, in seinen Charakter und seine Talente sehen zu lassen. Kühn, fast verwegen, wenn er handeln muß, liebt er in der Regel das Ereigniß abzuwarten, da er es mit großer Geschicklichkeit zu benutzen versteht." Wie oft muß an diesem Charakter Villèle's des Verf. Ungestüm angestoßen haben, bis diese Schilderung sich festsetzte.

Die zwei Bände Memoiren bestehen bald aus Erzählung, bald aus Briefen, Noten, Journalartikeln; bald sind sie unterhaltend, merkwürdig, bald ermüdet die Eitelkeit, die sich in Alles mischt.

2. Mémoires historiques de S. A. R. Madame, duchesse de Berri, publ. par *Alfred Nettement*. Drei Theile. Paris 1837.

Aus welchen Quellen der Verf. geschöpft, theilt er uns nicht mit; doch scheinen ihm die Papiere einiger Männer vorgelegen zu haben, die nahe am Hofe gestanden. Hauptsächlich mögen es aber die Erinnerungen an die Prinzessin sein, die A. Nettement in der royalistischen Gesellschaft oft erzählen hörte und die er nun mit politischem Verstande und redseliger Pietät zusammengereiht hat.

Besonders sorgfältig wird vom Herzog von Orleans erzählt, mit welcher Gewandtheit er bei jeder Gelegenheit bemüht war, sein Vermögen zu mehren; zuerst in Neapel, da er sich verheirathete, später bei den Verhandlungen über das Leibgedinge und bei der Erbschaft des Herzogs von Bourbon. In den Tuilerien vergaß die Herzogin von Berri nie ihre nahe Verwandtschaft der Familie Orleans, der oft ihre Fürsprache zu statten kam. Der jetzige Kronprinz war ihr besonderer Liebling.

Neben den volksthümlichen und parlamentarischen Darstellungen der Zeitgeschichte überrascht es, in einer bloßen Geschichte der königlichen Familie und ihrer Verwandten eine Vorstellung von dem allgemeinen Gang der Ereignisse zu bekommen, ohne daß die Erzählung abschweifte. Der Grund davon ist kostbar für die Geschichte: die öffentlichen Begebenheiten werden in der königlichen Familie wie häusliche Ereignisse erlebt. Wird der Geschichtschreiber unserer Tage die Freiheitskämpfe in Straßen und Rathsälen so frisch geschildert haben, daß für das angefeindete Königshaus nur ein wegwerfendes Urtheil übrig zu bleiben schien, so wird er in der einfachen Erzählung dieser häuslichen Scenen am menschlichsten und darum am erhabensten werden.

In folgender Stelle spricht sich der Verf. über die Julirevolution aus: „Die Verblendung des Königthums und der Bürgerschaft, die sich ohne ernstliche Gründe fürchteten, brachte die Krise zu Stande. Unter die Hebel des Ereignisses aber gehört vor Allem eine Verschwörung, die zwar nicht ausgebreitet, aber zu Allem bereit und immer gerüstet war, und die sich in der Legalität wie in einer Citadelle hielt, bis sie aus dem Aufstande, der sich erklärte, eine Revolution machte. Dazu kam eine Krise im Handel und in der Industrie. Die Aufmerksamkeit wurde von ihr durch die politische Krise abgezogen. Aber sie bestimmte drei oder vier der großen pariser Häuser, die sich in verzweifelter Lage befanden, ihre Arbeiter in die Empörung zu werfen, in der Hoffnung, ihr politisches Glück möchte ihren Handel vom Schiffbruche retten, und mit den Trümmern eines Thrones ließen sich einige Comptoirs aufrichten. Endlich herrschte in den untern Volksclassen ein dumpfes Gefühl von Entrüstung und Zorn gegen die europäische Besatzung, die eine unglückliche Zeit über Frankreich gebracht hatte, und den Verleumdungen der Presse war es gelungen, die Restauration für die fremde Gewalt verantwortlich zu machen. Also eine doppelte Verblendung des Königthums und der Bürgerschaft, eine Verschwörung und, um nichts zu verschweigen, neben dem übeln Willen der Feinde des Königthums die Fehlgriffe einiger seiner Minister, eine große Handelskrise, endlich ein volksthümliches Vorurtheil sind die wahren Ursachen der Julirevolution."

Der dritte Band dieser Memoiren enthält die Irrfahrten der Herzogin von Berri, da sie im J. 1832 ihrem Sohne das Königreich zu erobern hoffte. Die Unternehmung soll an der Abneigung der bedeutendsten Royalisten gegen ein solches Wagestück gescheitert sein. Berryer hatte es übernommen, diese Gesinnungen der Herzogin mitzutheilen, und die nächtliche Unterredung zwischen Frankreichs erstem Redner und der Prinzessin in einer einsamen Hütte der Vendee bietet eine Scene, deren sich jede Geschichte bemächtigen wird. Mit der Gefangennehmung der Prinzessin schließt die Erzählung.

3. Le château de St.-Germain, par *H. Arnaud* (Mme. Charles Reybaud). Zwei Theile. Paris 1836.

Der weibliche Verf., durch die günstige Aufnahme seiner frühern Werke ermuntert, nennt zum ersten Male seinen Namen, und die Journale erklären den neuen Roman für einen neuen Triumph. So viel Lärm berechtigt die deutschen Leser zur Nachfrage, und auf ihre Frage müssen wir antworten, obgleich wir ihnen sonst nicht von dem Buche geredet hätten.

Unter dem Namen Giulio de Mazara hält sich Mazarin, damals Jüngling, in dem Schlosse des alten Herrn von Cadenet auf. Der politische Plan, der ihn hinführte, misräth. Aber Giulio verführt Laure de Noves, die schöne Braut des Grafen von Bormes. Nach langen Leiden beschließt sie ihr Leben in Büßungen, im Kloster der Karmeliter. Die Frucht dieser unseligen Liebe, Christine, schön wie einst ihre Mutter, wird von Mazarin's Neffen geliebt; glücklicher als die Mutter, entgeht sie der Verführung und wird die Gattin eines pariser Bürgers, der gegen den Cardinal die Waffen getragen hat.

Erwarte man nicht viel von der Theilnahme Mazarin's an der Handlung. Man lernt ihn nur als einen feigen Schurken kennen; und was ihm von Seite des Gemüths an Interesse mangelt, wird nur hin und wieder durch die Schlauheit seines Geistes ersetzt. Ließe uns die Verf. in Giulio de Mazara von Anfang an, so oft er einsam auf seine Plane zurückkehrt, den Politiker Mazarin erkennen, die Geschichte würde gleichsam gehoben; unsere Theilnahme wäre namentlich größer an der unglücklichen Laure de Noves, die sich noch immer Hoffnungen von Heirath macht, ohne zu wissen, daß sie ein Priester geliebt hat. Aber wie Laure, kommt der Leser über die historische Person, die er in Giulio vermuthet, erst gegen das Ende zur Gewißheit. Dieses Aufsparen fester, genügender Bezeichnung ist in der Darstellung der Verf. durchgängig: eine Vorliebe am Körperlosen herrscht darin, die einer ungeprüften Nachahmung gleicht.

Laure's Eintritt ins Kloster der Karmeliter scheint wie ihren Leiden, so dem Romane ein Ende zu machen. Es gewährt daher eine angenehme Überraschung, um Laure's Tochter einen neuen Roman sich bilden zu sehen. Die Idee, daß es ein Parallelstück von verschiedenem Ausgange werden solle, hängt sich sogleich an diesen zweiten Theil und gibt ihm ein Interesse, dessen der erste entbehrte: die gedrängtere Darstellung, Scenen weiblicher Gesellschaft, von mehr menschlicher Wahrheit, tragen bei, das Ende zum besten Theile zu machen. Der Roman von

Mad. Reybaud ist unterhaltend wie ein Ammenmärchen. Der Styl ist leicht, ohne sich durch eine besondere Eigenschaft auszuzeichnen. 122.

1. Reiseblüten aus der Sternenwelt und Mondnovelle. Von Eduard Boas. Altenburg, Expedition des Eremiten. 1836. Gr. 12. 1 Thlr. 6 Gr.

2. Reiseblüten aus der Unterwelt. Von Demselben. Zwei Bände. Ebendaselbst. 1836. Gr. 12. 2 Thlr.

Unter der gesammten Reiseliteratur der neuesten Zeit könnten diese beiden Bücher das Pikanteste liefern, ein humoristischer Zufall aber hat es gewollt, daß grade das Flachste, was in diesem Fache geleistet worden, hier niedergelegt ist. Dies Urtheil wird uns Hr. Boas zwar sehr übel nehmen und uns ohne Zweifel in die Zahl derjenigen Leser einrangiren, die Gefallen finden an wasserdünnen Büchern; es kann ihm aber nichts helfen. Die Kritik wird verdrießlich über seine seichte Gemüthlichkeit, seine Koketterie mit sich selbst, seine bodenlose Eitelkeit und über die unnachahmliche Flachheit eines Raisonnements, dessen einziges Verdienst darin besteht, daß es in einem leichten glatten und zuweilen auch graziösen Styl an den Mann gebracht wird. Hr. Boas ist eitel auf Alles, was an ihm ist, ohne doch irgend etwas Eignes und Originelles zu besitzen. Ein Stück herausflatternder Hemdkragen läßt ihn Byron'sche Verwandtschaft in sich wittern, ein salopp herabhangendes Knieband Hamlet's Schwermuth heucheln; er tändelt, liebelt und buhlt in verwässerter Heine'scher Manier; wird liberal, wenn's ihm grade paßt, ist ein starrer Republikaner auf allen Planeten, so lange keine Unbequemlichkeiten damit verbunden sind, und fraternisirt mit dem ewigen Juden, der ihn auf seinen luftigen Wanderungen eben sowol in den Weg läuft als in den Bezirken unterirdischer Welten. Beide Bücher, von denen das erstere eine Reise durch alle Planeten und einige Sonnen, das zweite einen Abstecher in die verschiedenen Staaten der Unterwelt enthält, sind ein Gallimathias über Alles und nichts, ein Raisonnement ohne Ende, voll widerlicher Eitelkeit, die auch das wenige Gute, was sich etwa vorfindet, nicht aufkommen läßt. Freilich soll dergleichen Humor sein, aber es ist ein Humor zum Gotterbarmen, wobei es Niemand zu einer erquicklichen Heiterkeit bringt. Wenn dem Humoristen der Ernst des Mannes, die Schwerkraft des Gedankens fehlt, so wird er wässerig, seicht und federfadendünn. Sollen wir einem von beiden Büchern den Vorzug geben, so würde es immer noch das zuerst genannte sein, das wenigstens mit mehr Jugendfrische, wenn auch nicht mit weniger Eitelkeit geschrieben ist als das zweite. Am ergötzlichsten sind die unzähligen Liebschaften, die Hr. Boas arriviren vermöge seiner beispiellosen Liebenswürdigkeit. Wir wünschen offenherzig, es möge ihm die Liebesgöttin auch nach seiner Rückkehr aus dem unterirdischen Reiche St.-Simonia auf unserer prosaischen Erde mit gleicher Treue lächeln wie auf seinen Reisen und wollen ihm selbst die vielen schönen Anbeterinnen seines Buches wie seiner selbst, die er aus so naiver Eitelkeit für die besten Kritiker erklärt, nicht beneiden. Uns aber wird er es nicht so gar übel nehmen, wenn wir trotz seiner Scheu vor wasserreichen Scripturen und Büchern die seinigen ebenso reich an wässerigen Stoffen wie an Wasserstoffgas gefunden haben. Es kann Niemand für seinen Geschmack, auch nicht Hr. Boas; und sollte er über kurz oder lang eine zweite Reise in die Unterwelt antreten, so mag er sich im Tartarus genau nach dem Baume der „Blätter für literarische Unterhaltung" umsehen; vielleicht kommt er dann zur Einsicht, daß die fauligen Stoffe, die er daran erblicket haben will, meist daher rühren, daß so viele schlechte Bücher daran hängen geblieben sind. Unter andern wird er seine papierene liebenswürdige Persönlichkeit in etwas übelriechendem Zustande wiederfinden. Werden Sie, geistreicher Hr. Boas, weniger dünn und legen Sie sich anstatt der Eitelkeit Gedanken zu, dann werden Sie sich mit der Kritik, die Kritik sich mit Ihnen befreunden.

Die angehängte „Mondnovelle" spielt auf dem Vorgebirge der guten Hoffnung im Herschel'schen Riesenteleskope. Es geht darin zu ganz wie in gewöhnlichen irdischen Novellen; nur sind die Verliebten im Monde insofern glücklicher daran als auf Erden, daß jene im Nothfalle davonfliegen können, da sie, mit Fledermausflügeln begabt, eigentlich nur eine etwas ausgebildetere Art von Riesenfledermäusen sind. Der Verf. ist in Allem sehr erfinderisch. 108.

Notiz.

Neuere Nachrichten bestätigen den Tod des Reisenden Davidson. Glücklich durch den District, welchen die Stämme Ibowlat und Ait-Atta innehaben, gelangt, beschloß er in Swekeya (?) die Ankunft einer Karavane zu erwarten. In dieser Gegend stieß er auf 15 Leute vom Stamme El-Harib, die durchaus unverdächtig schienen. Einer derselben gab das Verlangen kund, ein Gewehr zu untersuchen, richtete dasselbe, als er es in Händen hatte, mit Sicherheit auf Davidson und streckte ihn augenblicklich todt nieder. Nachdem die Wilden das Gepäck des Ermordeten geplündert und, wie es ursprünglich hieß, seine Papiere vernichtet hatten, erlaubten sie seinem Reisegefährten, dem Kaufmann Mohammed-el-Ald, ohne die Effecten, die dieser bei sich führte, nur zu berühren, seines Weges zu ziehen. Es scheint, daß Davidson, wäre er nicht zu lange in Swekeya geblieben, wohlbehalten nach Touadenny hätte gelangen können. Seine Familie hat sich an den englischen Consul in Mogador mit der Bitte gewendet, alle mögliche Nachforschungen rücksichtlich der Papiere des Unglücklichen anstellen zu lassen und zu deren Wiedererlangung, wenn dieselben noch vorhanden, keine Kosten zu scheuen.

Davidson war in London geboren und verfiel, da er eben seine Carrière als Arzt beginnen wollte, in eine langwierige und gefährliche Krankheit. Man rieth ihm, sich zu seiner Herstellung einige Zeit im südlichen Frankreich und Italien aufzuhalten. Er verließ demnach im Herbst 1827 England, weilte einige Zeit in Nizza und ging dann über Genua nach Florenz, Rom und Neapel. Von da besuchte er Steiermark, Kärnten, später Wien, machte einen langen Ausflug nach Polen und Rußland und kehrte über Hamburg nach England zurück. Bis Ende 1829 weilte er bei seiner Familie, machte sich dann von Neuem auf den Weg, reiste durch Frankreich, schiffte sich in Marseille nach Malta ein und begab sich von da nach Alexandrien. Er besuchte die Pyramiden von Theben, ging nach Kosseir und schiffte sich nach Indien ein. Seine Absicht war, den Weg durch Persien zu nehmen, aber ein Anfall der Cholera zwang ihn, nach Kosseir zurückzukehren. Er machte nun einen Ausflug nach Arabien, Ägypten und Syrien, schiffte sich in Beirut ein, besuchte Konstantinopel, die griechischen Inseln, Athen und kam nach einer fast zweijährigen Abwesenheit nach England zurück. 1831 begab er sich nach Amerika und kam im Sept. nach Neuyork, besuchte den Niagara und Canada, ging von Neuorleans nach Tampico und Mexico, maß die Pyramide von Cholula und kam 1832 wieder in England an. Im Aug. 1835 schiffte er sich, von seiner unbezwinglichen Reiselust getrieben, nach Afrika ein, um möglichst schnell nach Timbuktu zu gelangen. Nach einem kürzern Verweilen zu Gibraltar und einem längern zu Marokko verließ er das letztere Gebiet insgeheim, da der Kaiser sein Vorhaben nicht billigte, und gelangte nach Wadnoon. Auch der Scheikh Bayrook, der Davidson große Theilnahme geschenkt zu haben scheint, widerrieth ihm allen Ernstes, eine Reise ins Innere zu unternehmen, und gewährte ihm, da er sich von seinem Vorsatze nicht abbringen ließ, durch Rath und That allen Vorschub, um möglichst gefahrlos durch die Gebiete der wilden Stämme zu gelangen, namentlich durch das des Stammes El-Harib, bei welchem aber den Unglücklichen sein Verhängniß ereilen sollte. 4.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonntag, — Nr. 162. — 11. Juni 1837.

Strauß und seine Gegner.

(Fortsetzung aus Nr. 161.)

So verhält sich Geschichte und Dichtung, und ihr Verhältniß haben sie in der Wahrheit, welche hier nun noch etwas näher anzusehen wäre. Die Wahrheit also ist nicht die endliche Wahrheit oder bloße Richtigkeit. Alle Geschichte, welche nur auf die Richtigkeit, d. h. auf die Übereinstimmung der Äußerlichkeit des Geschehens mit der Erinnerung ausgeht, erreicht keine Wahrheit, ja sie erreicht die Richtigkeit selbst nicht; denn diese Äußerlichkeit des Geschehens ist für die Innerlichkeit des Geistes durchaus incommensurabel, sie ist dadurch Äußerlichkeit, daß sie vom Geist unterschieden ist. Darum ist diese ganze Historie ihrem Begriffe nach problematisch, man nennt nämlich die Richtigkeit vorzugsweise historische Wahrheit. Aber diese historische Wahrheit ist vielmehr nicht die Wahrheit, weil sie eine Gestalt des Geistes ist, in welcher er sich selbst ungleich, d. h. sein Gegensatz von Innerlichkeit und Äußerlichkeit unversöhnbar, die concrete Einheit beider in alle Ewigkeit unerreichbar ist.

Die weitere Frage wäre nun diese: wie die Geschichte die wirkliche Wahrheit, also den mit sich selbst aus seinem Zwiespalte sich versöhnenden Geist, zum Inhalte habe? Als Entwickelung des Weltgeistes, deren Dasein in der einzelnen Person und dem einzelnen Volke nun kein dem Geiste äußerliches Geschehen mehr ist. Die Erinnerung der Geschichte in ihrem Bericht davon hat die gegenwärtige Wirklichkeit des Geistes zu ihrem Ausgangspunkte und ihre eigne Nothwendigkeit und Gesetzmäßigkeit zum Inhalte. Z. B. die Schlacht von Leipzig ist in ihren Zufälligkeiten, den Verwundungen und Tödtungen der Menschen, der Zerstörung der Waffen, Thiere, Schanzen von Niemand zu erkennen oder zu berichten; so, als diese endliche Begebenheit, ist und bleibt sie ewig problematisch, und eben darin besteht die Zufälligkeit, die Endlichkeit, die Äußerlichkeit dieses Geschehens, und dennoch gibt die Summe dieser Äußerlichkeit den Ausschlag des Sieges. Aber der wahre Grund des Sieges ist bei alledem die Gestalt des Weltgeistes, welche sich in seinem Verlaufe geltend macht und jene Äußerlichkeit unmittelbar sich unterworfen hat. Diese seine Gestalt und ihre Verwirklichung ist nicht problematisch. Hier ist die Beglaubigung der Geschichte das Zeugniß des Geistes selbst. Die Entwickelung des Weltgeistes und seine Erscheinung für den Geist ist die Wahrheit, in der Gott sich uns offenbart. So muß freilich, wenn irgend etwas, wol die Geschichte die Offenbarung zum Inhalte haben. Die Wahrheit ist die Bewegung des Weltgeistes, in welcher sich Gott offenbart und der Reichthum des ewigen einigen Geistes sich für sich selbst aufschließt und genießt. Dieser Aufschluß und Selbstgenuß ist Wissen, darin ist also die Wahrheit die Begebenheit des Wissens, oder vielmehr die Entwickelung nicht irgend welchen Wissens, sondern des Wissens von der Begebenheit des sich befreienden Geistes.

In die ganze Fülle der geistigen Begebenheit stellt sich auch die Dichtung, und sie ist eine Weise sowol der Entwickelung als der Darstellung. Der Mythus ist hier sogleich mit eingeschlossen. Denn Mythus ist der in unbefangener Sagendichtung sich unmittelbar fassende und anschauende Volks- und Zeitgeist. Die mythische Anschauung ist auch Wissen und sich selbst erschließendes Wissen des Weltgeistes von sich, nur in der Form der Poesie. Der Mythus verlangt keine Äußerlichkeit, der er entspräche, er will nur der Ausdruck dieses Geistes in seiner bestimmten Gestalt sein. Ist nun dessen Bewußtsein von unendlichem Inhalt, so ist es auch der Mythus, und sodann die Wahrheit sein Inhalt, die er darstellt, d. h. in der Form der Poesie gibt, z. B. die Erzählung von der Auferstehung, der Verklärung 2c. Der wahre Geist von unendlichem Inhalte, die absolute Wahrheit kann nun allerdings in der anschaulichen Form der Mythe wirklich werden, da es sich bei allem Wirklichwerden der Wahrheit, d. h. Offenbarung, wesentlich um die geistige Wirklichkeit handelt, welche allerdings in Zeit, Person, Wort, Schrift immer ihre Äußerlichkeit, d. h. äußerliche Wirklichkeit, mit sich führt, diese Äußerlichkeit aber schon zur unwesentlichen gemacht hat.

Die Offenbarung also ist die Entwickelung der wahren Geschichte selbst, worin sie dann aber auch die Form der Dichtung und namentlich des Mythus haben kann und muß. Dabei wird die metaphysische Einsicht vorausgesetzt, daß alle endliche Geschichte und alle Mythen von

endlichem Inhalt zu ihrer Wahrheit und Unendlichkeit zu erheben sind, um aus der problematischen Geschichte selbst die wahre Geschichte zu gewinnen. Wir haben oben ein Beispiel gegeben.

Das Hauptbedenken der historischen Theologie, Mythus sei schlechthin Lüge und richtige Historie sei Wahrheit, ist vor der Bildung, aus welcher Strauß hervorgeht, nicht vorhanden, überhaupt eine abgestandene Gedankenlosigkeit. Dagegen muß zugestanden werden, daß Strauß keineswegs den Mythus zum Gefäß der Wahrheit und Offenbarung reinigt, sondern vielfältig bei dem Mythus von nur endlichem Inhalte stehen bleibt. Wollte er beim „Leben Jesu" als endlicher Historie stehen bleiben, so ist der ebenfalls nichtige Mythus ein Entsprechendes, aber auch nur wesentlich dasselbe der Wahrheit äußerliche Verhalten. Er wollte dies aber nicht, sondern stellt in Aussicht: „das kritisch Vernichtete sei dogmatisch wiederherzustellen".

Dies ist ein großes Wort, nur daß das kritisch Vernichtete nicht rein Nichtiges, sondern vielmehr nur seiner Nichtigkeit nach Negirtes sein muß, um das zur Wahrheit Hergestellte zu sein.

Nun ist aber die dogmatische Wiederherstellung, also die Erhebung der endlichen Geschichte zur wahren bei Strauß dahin ausgefallen: daß die Idee des Gottmenschen die Idee der Menschheit bedeute, die Geschichte Christi also nicht ihre Bedeutung in sich selbst habe, zu der sie zu erheben sei, sondern nur die Veranlassung abgebe zu diesem Bilde Christi, dem Spiegelbilde der Geschichte der Menschheit. Strauß's Worte sind:

> Wie der Gott des Plato auf die Ideen hinschauend die Welt bildete, so hat der Gemeinde, indem sie, veranlaßt durch die Person und Schicksale Jesu, das Bild ihres Christus entwarf, unbewußt die Idee der Menschheit in ihrem Verhältniß zur Gottheit vorgeschwebt.

Sowie die ganze Sprache der Strauß'schen Christologie (S. 739—743) schwebend und unbestimmt ist, so ist auch der Inhalt ein höchst überraschendes Herausfallen aus der mythischen sowol als philosophischen Höhe, auf die Strauß's Anlauf und der eigentliche Sinn seines Werkes zielt.

Die Person und die Schicksale Jesu, also die Äußerlichkeit, die Erscheinung des Seins und Geschehens, welches die problematische Historie auffaßt, veranlaßt die Gemeinde, das Bild ihres Christus so zu entwerfen, daß es der Idee der Menschheit nur nachgebildet ist. Also soll die Wahrheit, in die sich die endliche, äußerliche Geschichte erhebt, nur allegorische Mythe, also von unselbständigem Inhalte sein. Christus als das Bild der Gemeinde wäre diese Mythenbildung, in welcher sein geistiges Sein und Werden sich darstellte; diese aber wäre nicht ihr eigner Inhalt, absolute Wahrheit, göttlicher Geist, sondern eine Allegorie, die einen andern Inhalt außer ihr bedeutete.

Dieser Ausweg ist ganz traurig und nichts weniger als eine „dogmatische Wiederherstellung". Denn zuerst wird die äußerliche Geschichte nicht dadurch zu ihrer Wahrheit erhoben, daß sie Veranlassung von etwas Anderm wäre, sondern dadurch, daß sie nur Äußerung des wahren Innern ist, und daß sie so in den Geist und das Wesen aufgeht, nicht verloren geht, sondern als Das, was sie an sich ist, als Geist gefaßt wird, sei es, daß dieser Geist die Form der Historie oder des Mythus habe, wobei dann sofort die Zufälligkeit unselbständig wird. Die endliche Geschichte Jesu, d. h. das Leben Jesu ist also selbst zur absoluten Geschichte, d. h. zur Offenbarung des christlichen Geistes und seiner Wahrheit zu erheben, und das ist nicht etwas Anderes, sondern ist das wahre Selbst und der eigentliche Inhalt jener Äußerlichkeit, die also nicht Veranlassung, sondern unvollkommener Ausdruck des Ewigen und Wahren ist.

(Der Beschluß folgt.)

---

1. Göthe's Faust in seiner Einheit und Ganzheit wider seine Gegner dargestellt. Nebst Andeutungen über Idee und Plan des Wilhelm Meister und zwei Anhängen: über Byron's Manfred und Lessing's Doctor Faust. Von H. Düntzer. Köln, Eisen. 1836. Gr. 12. 12 Gr.
2. Göthe's Faust. Übersichtliche Beleuchtung beider Theile zur Erleichterung des Verständnisses von W. E. Weber. Halle, Buchhandlung des Waisenhauses. 1836. 8. 1 Thlr. 4 Gr.

Die erste der hier aufgeführten Schriften kündigt sich schon durch ihren Titel als eine polemische und ihre Polemik auf einen bestimmten Punkt richtende an; und so dürfen die Verehrer des Göthe'schen „Faust", abgesehen von jener Einheit und Ganzheit, die Vielen allerdings ein Räthsel ist, in ihr keine Aufschlüsse über die vielen in dem Gedicht zerstreuten Räthsel erwarten. Wir müssen bekennen, daß, besonders seit Carus und Deycks so viel Schönes und Gründliches über Einheit und Zusammenhang in der merkwürdigen Tragödie gesagt haben, die Auflösung dieser und jener Schwierigkeit uns lieber gewesen wäre. Denn nach den Mittheilungen der genannten Kritiker wird wol Keiner, wenn es ihm Ernst ist mit dem Studium des „Faust", wenn er überhaupt Sinn hat für Ideen und dichterische Gestaltung derselben, an der Einheit der Tragödie zweifeln, sodaß uns die Klage, die Hr. Düntzer in der Einleitung erhebt: „die Überzeugung, daß der „Faust" noch nicht vollendet sei, habe in der letzten Zeit die Oberhand gewonnen", wenig begründet scheint. Aber einzelner Schwierigkeiten bleiben noch gar viele zu lösen; wie wir denn nach Allem, was Deycks, Carus, Löwe u. A. mitgetheilt haben, noch immer im Dunkeln über den für den Organismus des Ganzen gewiß sehr bedeutenden Homunculus sind, noch auch den Zusammenhang zwischen dem zweiten und dritten Act des zweiten Theils begreifen. Auch Düntzer gibt uns hier kein Licht, und es scheint in der That, als ob Göthe, der während seines Lebens eine eigne Freude daran fand, dem Publicum Räthsel aufzugeben, sich in dem Gedanken gefallen habe, auch nach seinem Tode, und zwar im allerreichsten Maße, dieses zu thun, wozu noch die Scheu gekommen sein mag, die Satire, und eine sehr kräftige, die im „Faust" auch manchen ihm Befreundeten trifft, unumwunden auszusprechen. Jedes Ding sollte indeß sein Maß haben; wir kennen enthusiastische Verehrer Göthe's, die ihn lebhaft tadeln, daß er über die poetische Möglichkeit des Auftretens der Helena vor dem Palaste in Sparta keine genügenden Andeutungen gegeben, daß er am Ende des dritten Acts den erläuternden Epilog der Phorkyas für sich behalten habe.

Nach einer dankenswerthen Zusammenstellung der in Göthe's Werken und Briefen zerstreuten Stellen über die Entstehung des „Faust", aus der hervorgeht, wie bedächtig der Dichter sein ganzes Dichterleben hindurch einen früh entworfenen Plan durchgeführt, schreitet der Verf. (S. 19 fg.) zur Erforschung desselben. Wir können hier kurz sein, da Hr. D. mit Carus übereinstimmt, dessen Ansicht wir in Nr. 233 u. 234 d. Bl. f. 1836 dargelegt haben. Auch Hr. D. thut dar, wie Faust durch drei göttliche Ideen, die er unter allen Verirrungen festhält, die nach und nach ihm offenbart werden, Güte, Schönheit und Wahrheit, dann durch nie rastende Thätigkeit befähigt wird, in den Himmel einzugehen, zu dem die Liebe, „das ewig Weibliche", ihn emporzieht.

Wenn uns nun in Hinsicht auf diese Hauptidee nichts Neues mitgetheilt wird, so gibt doch die Entwickelung derselben manchen Lichtpunkt, und hier und da hat Hr. D. einen glücklichen Ausdruck für seine Gedanken gefunden. Auch die Bemerkung ist treffend, daß der „Prolog im Himmel" allgemeiner und ohne sich an die auf den Volksglauben gestützten Fictionen der Tragödie zu binden, die Gedanken ausspricht, die den Dichter leiteten.

Dagegen stoßen wir auch manchmal auf Stellen, denen wir nicht beistimmen können. Wie konnte Hr. Düntzer z. B. (S. 36) sagen: „Dem Pudel wird's hierbei (bei Faust's Auslegung des Satzes: Im Anfang war das Wort) schwül, weil er weiß, daß die Sache anders sich verhalte, und er durch diese falsche Ansicht an die Unendlichkeit und Ewigkeit Gottes erinnert wird." Faust gibt hier gleich von vorn herein zu erkennen, daß ihm die That das Höchste ist, die ihm ja auch späterhin Antheil an der Seligkeit erwirbt. Darüber wird der Pudel unruhig, und dies hier hervorzuheben war der Hauptpunkt.

Wenn wir irgendwo ein näheres Eingehen in das Einzelne wünschten, so war es bei Gelegenheit der beiden „Walpurgisnächte"; denn grade sie thun auf das lebendigste dar, welche weite Sphäre der Dichter seiner Tragödie zugemessen hatte.

Wenn ich euch auf dem Blocksberg finde,
Das find' ich gut; denn da gehört ihr hin,

ist ein Wort, welches uns den Schlüssel zu manchem Räthsel in der romantischen wie in der classischen gibt, ein Schlüssel, mit dem sich viel ausrichten läßt, mehr als mit dem von Hinrichs ausgesprochenen und hier (S. 49) belobten für „Oberon's und Titania's goldene Hochzeit": „Durch die Anschauung dieses Intermezzos wird das Gewissen Faust's an die sittliche Foderung des entgegengesetzten Verhältnisses Gretchen's zu ihrem Geliebten erinnert." Die „Walpurgisnacht" des ersten Theils, die im J. 1808 erschien, war es, was die Freunde der Tragödie zuerst irre machte; sie hatten Gemüthvolles erwartet, wie dessen das früheste Fragment so Manches enthielt, und konnten sich nun nicht in der erweiterten Sphäre zurecht finden, in welcher der Verstand eine Rolle spielt.

In der Erklärung des Gleichnisses vom Regenbogen („Faust", Th. 1, Sc. 1) scheint uns Deycks, der darin die Lehre ausgesprochen findet, daß das reine Licht nicht für den Menschen ist, besser den Hauptpunkt getroffen zu haben als Düntzer, der, im Widerspruche mit jenem, erklärt: „Wie der Regenbogen ein Abglanz der Wasserstrahlen ist, so kann man die Thaten, aus denen das Menschenleben in der buntesten Mannichfaltigkeit zusammengesetzt ist, als den Widerschein des, wie der Wassersturz unaufhaltsam sich ergießenden Strebens betrachten" (S. 55). Möge dies in einem Theile des Gleichnisses liegen; der Hauptpunkt scheint uns immer dieser: Faust hatte sich in seinem heißen Drange der Gottheit nahe gewähnt, näher als es dem Sterblichen vergönnt ist; er hatte sich, wie Werther, gesehnt, „die Seligkeit des Wesens zu fühlen, das Alles in sich und durch sich hervorbringt". Nun erkennt er, daß des Menschen Loos Beschränkung ist, daß sein Wissen und Thun Stückwerk, daß, wir finden kein passenderes Gleichniß, dieses sich zum Wissen und Schaffen der Gottheit verhalte wie die Farben des Regenbogens zum reinen Lichte. Deycks hätte nur zu den Worten: „Das menschliche Leben gibt nur den Schein, nicht das Wesen", noch hinzusetzen sollen, daß jener Schein für das Leben grade das Wahre ist; was Faust früher nicht erkannte, woraus sein ganzer Irrthum entsprang.

Die beiden Helenen, die des ersten und die des dritten Acts, sind Hrn. Düntzer ein und dasselbe Wesen (S. 64). Aber hier müssen wir abermals auf Deycks' Seite treten. Die erste scheint uns ein Geist, eine Idee, ohne wirkliches Sein; zu der Region, wo diese wohnen, hatte Mephistopheles den Schlüssel; aber mit ihr war Faust nicht zufrieden; seine Sinnlichkeit fodert eine wirkliche Helena, und damit er diese gewönne, mußte Homunculus Dienste leisten.

In einem andern Hauptpunkte, dem Vertrage Faust's mit Mephistopheles, sind beide Kritiker abermals in Widerstreit. „Mephistopheles", sagt Düntzer, „hat die Wette mit Faust gewonnen, die mit dem Herren verloren" (S. 74); wogegen Deycks: „Mephistopheles hat wahrlich die Wette nicht gewonnen; denn nicht die Gegenwart entlockt Fausten jene Worte, sondern die Hoffnung der Zukunft." Halten wir uns hier blos an die eigentliche Wette, den Vertrag. Wie kann doch Düntzer sagen, Mephistopheles habe die Wette mit Faust gewonnen? Der Vortrag war:

Ich will mich hier zu deinem Dienst verbinden,
Auf deinen Wink nicht rasten und nicht ruhn;
Wenn wir uns drüben wieder finden,
So sollst du mir das Gleiche thun.

Nun aber wird Faust's Unsterbliches dem bösen Geiste entzogen; und wenn auch dieser die Worte: „Verweile doch, du bist so schön!" zu seinen Gunsten deutet, so hat ja Faust die höchste Stufe des menschlichen Alters erreicht („Nach meiner Idee", sagt Göthe zu Eckermann, „soll Faust hundert Jahre alt sein"); es trat nun das Ende seiner Wirksamkeit ein, wo es nach den Gesetzen der Natur ohnehin eingetreten sein würde; und hierin scheint uns eine treffliche, gegen Mephistopheles gerichtete Ironie zu liegen. Dieser hat in jeder Hinsicht verloren. In diesem wichtigen Punkte hat Deycks gewiß richtiger gesehen.

Besser hat dagegen Düntzer die Schlußworte der Tragödie erklärt (S. 76); und richtig hat er (S. 65) bemerkt (gegen Deycks), daß mit dem vierten Acte die Wendung des großen Dramas beginnt. Überhaupt müssen wir dem angezeigten Werke Geist zugestehen, und daß es aus einer ernsten Betrachtung des „Faust" hervorgegangen ist; höhern Werth würde es für uns haben, wenn Deycks und Carus ihm nicht zuvorgekommen wären. Dankenswerthe Zugaben sind die Bemerkungen über Byron's „Manfred" und Lessing's „Doctor Faust"; minder wichtig die über „Wilhelm Meister"; nicht als ob sie nicht geistreich und wahr wären, sondern weil der Gesichtspunkt, aus dem der Verf. diesen Roman betrachtet, schon öfter genommen und aus ihm im Sinne des Verf. öfters gesprochen ist.

Indem wir nun zu Hrn. Weber's Schrift übergehen, müssen wir zuvörderst bemerken, daß sie aus einem andern Gesichtspunkte zu betrachten ist, wie die eben angezeigte. Wenn es Hrn. Düntzer darum zu thun war, Einheit und Zusammenhang des Gedichts nachzuweisen, so hält sich Hr. Weber mehr an Einzelheiten und sucht diese zu erläutern. Doch dürfen wir nicht grade das Allerspeciellste unter diesen Einzelheiten verstehen, wiewol auch gar Manches dieser Art eine Erklärung findet. Am passendsten könnten wir seinem Werke den Titel: Excurse, geben. Denn so finden wir einen Excurs über die Hexenküche, über das Magische in der Tragödie, über die „Walpurgisnächte", die Mütter, den Homunculus u. s. w. Und hier erklärt Rec. sich sogleich Hrn. Weber für gar manche Aufklärung dankbar. Als Gelehrter vom Fach, als Kenner der verschiedenen Literaturen, besonders der classischen, hat er mit großem Fleiße Dem nachgespürt und Das gesammelt, was zu Aufhellung des Gedichts, in welchem Göthe einen großen Reichthum von Wissen niedergelegt hat, dienen kann. Und daß Hrn. Weber über seinen mannichfaltigen Kenntnissen der Geist nicht

verloren gegangen ist, das beweisen gar manche der von ihm mitgetheilten Ansichten, wie die von des Dichters Behandlung des Magischen (S. 12, 33 fg.), von der Geringfügigkeit der alten, von Faust handelnden Volksbücher (S. 24), wozu wir eine Reihe anderer aufführen könnten. Hr. W. gehört nicht zu den alterthümelnden Ästhetikern, die Alles, was nur die Farbe des Alterthums trägt, oder auf irgend eine Weise das durch deutsches Alterthum genährte Gemüth anspricht, für poetisch halten. Er hat sich zu Göthe in die Schule begeben.

Ein Wesen aber hat auch ihm wie Allen, deren Kritiken über „Faust" uns zu Gesicht gekommen, zu schaffen gemacht, ohne daß er dasselbe hätte bewältigen können, der Homunculus. Und wirklich ist es auffallend, daß die Kritiker, dieses Wesen nicht enträthselt haben (denn wenn Rec. dies auffallend fände, dann müßte er über sich selbst den Stab brechen), sondern daß sie nicht mehr darauf hinweisen, wie Homunculus offenbar nach des Dichters Absicht die Scene, die Welt schaffen hilft, in der Helena auftreten kann. Hr. W. nennt ihn (S. 176) den Geist der menschlichen Grillenhaftigkeit, welche Ansicht er indeß im Vorwort ziemlich zurücknimmt. Gewiß ist Homunculus ein sehr complicirtes Wesen; und wie könnte er auch anders, da er „aus viel hundert Stoffen componirt" ist? Auch Grillenhaftigkeit ist in ihm; aber in der von Hrn. W. und manchen Andern aufgestellten Ansicht wäre die Rolle desselben mit dem zweiten Acte ausgespielt. Uns scheint der dritte großentheils durch ihn herbeigeführt. Großentheils sagen wir; denn in der classischen „Walpurgisnacht" scheinen uns drei Punkte von Bedeutung für die Einführung der Helena: Faust's Hingang zu Persephoneia, Mephistopheles' Vermummung zu Phorkyas und Homunculus' Auflösung im Meere. Wie aber der Dichter sich dieses Letztere ausführlicher und im Einzelnen gedacht, wie er die erstgenannten Punkte damit in Verbindung gebracht, das, wir gestehen es, ist uns bis jetzt ein Räthsel. Die Elemente spielen bei diesem Vorgang eine große Rolle; natürlich, denn um aus der modernen, so vielfach verdrehten, aus den Fugen gerückten, verworrenen Welt in die einfache, antike zu gelangen, dazu bedarf es eines erneuerten Aufbauens aus den Elementen. Sie scheinen uns in der letzten Scene der „Walpurgisnacht" in den einzelnen geisterhaften Wesen personificirt: die Tritonen u. s. w. bezeichnen das Wasser, die „dem Helios geweihten" Telchinen das Feuer, die Tauben das Element der Luft, die Psallen und Marsen die Erde. Diese Elemente sammeln sich um Homunculus, der eine Reise durch eine Welt untergeordneter, halbmenschlicher Naturen gemacht hat; er hat die Menschenbildung, das Schöne, in Galatea erreicht; an ihrem Muschelthron, im Meere löst er sich auf, und eine antike Welt, in der Helena auftreten kann, stellt sich unsern Augen dar. Mephistopheles, der moderne Geist, hätte diese nicht erzeugen können.

Noch einzelne Punkte heben wir heraus, in denen wir Weber's Ansicht nicht theilen. Das Wort in der ersten Scene des vierten Acts (Th. 2): „Täuscht mich ein entzückend Bild rc." möchten wir nicht auf Gretchen beziehen (worauf ja auch der Ausdruck: „jugenderstes Bild", nicht paßt); sondern auf die in der jugendlichen Brust wohnende, sie beseelende Ahnung des Schönen, Guten, Liebevollen, die im Lauf des Lebens so selten erfüllt, so oft getrübt wird, die Faust nach Allem, was er bestanden, gesündigt, gelitten, wiederempfindet, nachdem er die antike Welt gesehen. Die Lösung des Räthsels, welches Mephistopheles dem Kaiser vorlegt, findet Weber in dem Worte **Thorheit**; uns scheint der **Teufel** sich selbst im Räthsel präsentirt zu haben. Im Plutus, meint Weber, sei Mephistopheles nicht zu verkennen (S. 165); da doch offenbar in dieser Maske Faust, in der des Geizes jener böse Geist steckt.

Hr. W. ist, wie sich auf jeder Seite seines Buchs zeigt, ein großer Verehrer Göthe's und namentlich des „Faust". Nur zwei Punkte machen ihm Bedenken. Einmal hätte er gern „ein nochmaliges Auftreten Gott-Vaters in jener wohlwollend würdigen Leibhaftigkeit des Prologs" gesehen (S. 150); dann erscheint ihm Mephistopheles in der Scene, wo er den Engeln unterliegt, zu sehr als **dummer Teufel**; „er mußte", meint der Kritiker, „großartig den Kürzern ziehen" (S. 154). Was das Erstere betrifft, so appelliren wir an des Verf. eignes, sonst so feines ästhetische Gefühl. Sehr schicklich hat der Dichter diesen Gott-Vater in den Prolog gebracht; in die Tragödie gehörte er nun und nimmermehr. Ferner: Mephistopheles ist kein Milton'scher Satan; für einen solchen würde diese Besiegung nicht gepaßt haben. Dem Burschen, den Göthe uns vorgeführt, gebührte eine Abführung wie die von dem Dichter gewählte. Es geschieht ihm ganz recht, daß er durch die Sinnlichkeit, womit er Fausten zu umstricken suchte, selbst umstrickt wird. Auch kennen wir ja, wie Hr. W. selbst (S. 153) bemerkt, den Mephistopheles in diesem Stücke von der nordischen „Walpurgisnacht" her und finden seine Sinnlichkeit in der classischen bestätigt.

Doch genug, und zum Schluß, um einem Misverständniß vorzubeugen, nur noch die Bemerkung, daß wir in Hrn. Weber's Buche beiweitem mehr Interessantes, Aufklärendes, Dankenswerthes als Widerspruch Erregendes gefunden haben. Nur hat dasselbe freilich den Rec. nicht veranlaßt, die Verse, die er vorn in seinen „Faust" eingeschrieben, auszutilgen:

Es glaube Keiner, daß mit allem Sinnen
Das ganze Lied er je enträthseln werde!

87.

Notizen.

Es dürfte mehren unserer Leser die Grabschrift auf Wieland unbekannt sein, welche dem noch lebenden Dichter ein Jahr vor seinem Hinscheiden zu Weimar von der Verfasserin, Christine Westphalen aus Hamburg, bei freundlichem Zusammentreffen überreicht wurde. Dies Gedicht lautet so:

Des lebenden Wieland's Grab.

Gilt dies Grabmal einem nicht sterblichen Sänger? Bekränzet
Seh' ich den duftenden Hain, lächelnd den Amor am Grab!
Auch umstrahlt mich das freundliche Licht: nichts scheint hier zu altern,
Ewige Jugend, sie herrscht hier in des Schönen Gebiet.
Bienen umsummen die Blüten der Lieb', es rauschet vom Hügel
Zarter Musen Geschwätz, Grazien schweben um ihn.
Durch den Luftraum tönen der Göttlichen Stimmen, sie singen
Nicht mit klagendem Laut, singen dies heitere Lied:
Ihn, der nie gealtert, umschweben im Tanze wir immer;
Der den Grazien sang, lebet im ewigen Reiz.

Dies kleine poetische Pröbchen kann uns beweisen, daß die Damenlyrik des Jahres 1812 mindestens der heutigen, die mit etwas mehr Prätension aufzutreten pflegt, nicht nachsteht.

Nicht ganz richtig ist die öfters gelesene Behauptung, daß die Taschenuhren erst 1580 aus Deutschland in England eingeführt seien. Um nämlich der bekannten fabelhaften Uhr zu geschweigen, die aus den Zeiten des Robert Bruce, Königs von Schottland, der 1305 den Thron bestieg, stammen soll, so wird noch im Palast zu Hamptoncourt eine andere, noch ziemlich brauchbare Uhr aufbewahrt, welche die Jahrzahl 1540 führt. Aus nur wenig späterer Zeit finden sich in englischen Privatsammlungen mehre Taschenuhren, darunter sogar Schlaguhren. Dennoch blieben die Taschenuhren eine Seltenheit bis auf Karl I., der die Uhrmacher zuerst zünftig machte und die Einfuhr der Uhren, Glocken und Wecker (alarms) ausdrücklich verbot. Übrigens hielten in jener Zeit die Engländer von den deutschen Uhrwerken nicht viel Gutes, wenigstens geht dies aus einer Stelle bei Shakspeare, in „Verlorene Liebesmüh", Act II, Scene 2, hervor, wo es heißt:

Ein Weib, das einer deutschen Schlaguhr gleicht,
Stets dran zu bessern, stets aus dem Geschick.

Daß die ersten Thurmuhren und Hausuhren beinahe um zwei Jahrhunderte früher in Gebrauch kamen, ist bekannt. 11.

Verantwortlicher Herausgeber Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Montag, — Nr. 163. — 12. Juni 1837.

Strauß und seine Gegner.

(Beschluß aus Nr. 162.)

Das Bild Christi, welches sich die Gemeinde entwirft, ist allerdings diese Erhebung in die Wahrheit und ist und bleibt dies auch mit den Zügen ergänzender Dichtung und mythischer Verklärung, wie Rafael's Bild der Verklärung, wie Dannecker's und Thorwaldsen's Bilder des Erlösers Wahrheit sind; *es ist die Erinnerung des wahren geistigen Vorgangs*, dessen Äußerlichkeit nun kein Interesse mehr für sich hat, sondern nur als Bedeutung dieses Geistigen, welches die Person und Wort und Thaten Christi sind, und sofern sie dieser Geist und seine Offenbarung sind. Aber dieses Bild Christi hat nun nicht die Bedeutung einer *Allegorie*, es bedeutet *nicht etwas Anderes*, es ist kein „Nachbild der Idee der Menschheit und ihres Verhältnisses zu Gott", welches etwa ein Inhalt wäre, der Christus für sich nicht sein sollte, sondern es ist *die Idee*, das Sein und Geschehen des Göttlichen, Sein und Thun Gottes selbst. Allerdings ist die Geschichte in ihrer Wahrheit nichts Anderes als die Offenbarung; aber die Erscheinung Christi ist der *Anfang* des offenbarten Verhältnisses Gottes und der Menschheit, welches bis dahin nur *an sich*, nicht wirklich und nicht im Selbstbewußtsein der Menschheit war, die weitere Geschichte entwickelt diesen Anfang; aber der Anfang ist nicht minder die Idee selbst, Christus ist vielmehr Vorbild der Geschichte und concentrirte Wirklichkeit der Idee, und die Geschichte Christi, welche die Theologie vorzugsweise wegen dieses Anfangs Offenbarung und heilige Geschichte nennt, ist weder Allegorie noch Copie der Geschichte der Menschheit, sondern allerdings im eminenten Sinn Offenbarung zu nennen und als absoluter Inhalt ihrer selbst anzuerkennen, weil sie das Aufgehen des vollen und wahren Gottesbewußtseins in der Welt ist, welches hier mit dem Sein und Existiren des Wortes im Fleisch beginnt.

Dies, wendet Strauß ein, ist Alles genug gesagt, aber darum nicht minder unbegreiflich, denn „*die Idee erscheint nicht so*, sie liebt es nicht, ihre ganze Fülle in ein Exemplar auszuschütten". Darum gesteht Strauß dem „Einen Exemplar" nicht die Wahrheit der Idee zu. Aber die Idee *erscheint vielmehr nur so*. Der Geist in seiner selbstbewußten Wahrheit, welcher die objectiven wirklichen Gestalten der Person, der Familie, des Staats, des Weltgeistes hat, wo begönne derselbe wol seine Existenz anders als in der Person? und wo thäte es wol seiner Macht und Würde Abbruch, daß ein Individuum seiner ganzen Fülle Gefäß ist? In dem Individuum selbst ist er sodann zuerst schlafend und unbewußt, er ist schon da, ehe das Individuum sich aus der Kindheit und Vereinzelung in die wahre Durchdringung seiner Gegenständlichkeit und umgekehrt zu der Concentrirung der geistigen Fülle in sich erhebt. Die Gestaltungen der Philosophie, der Religion, des Staatslebens, sind sie nicht alle auf das Individuum als auf ihren Ausgang zurückzuführen, und werden sie nicht alle grade als Geist dieser Personen, die den Andern Nahrung aus ihrer Fülle geben, gefeiert und gewußt. Woran stößt sich denn nun die Begreiflichkeit des Gottmenschen und der Person Christi? Offenbar daran, daß Gott nicht als Geist begriffen wird, und zuletzt ist mit der Unbegreiflichkeit des Gottmenschen die alte Lehre von der Unbegreiflichkeit Gottes selbst zurückgebracht. Aber um den Geist zu begreifen und Gott, ist vor allen Dingen zu begreifen, daß *der Geist, wie er in seiner Wahrheit ist, immer ganz und mit seiner ganzen Fülle gegenwärtig ist*, daß die Endlichkeit und das Dasein nur sein eignes Sein ist, welches er anfängt und beendigt. Doch dies Alles, die ganze Stufe der Widersprüche bis zu dem höchsten, der Person des Gottmenschen und deren Lösung, wie sie die neuere Philosophie gibt, scheint Strauß wol weniger unzulänglich zu finden, so lange sie den Begriff des Geistes selbst entwickelt: es ist vielleicht die empirische, äußerliche Gestalt Christi, diese Persönlichkeit, diese zufälligen Verwickelungen, was er unbegreiflich findet. Das wäre dann das andere Ende der Unbegreiflichkeit: „dieses zufällige Ding, diese empirische Person", das „einzelne Exemplar" selbst. Wenn die Zufälligkeit begriffen wird, hört sie auf Zufälligkeit zu sein; ebenso kann von *dieser* Person nur ihr Allgemeines gedacht werden, und das Äußerliche und Einzelne, wenn es gedacht wird, muß aufhören äußerlich zu sein. In diesem Verstande oder vielmehr Misverstande kann nun wol von der Unbegreiflichkeit dieses Gottmenschen die Rede sein, wie von der Unbegreiflichkeit jedes Menschen, wenn man ihn lassen will, wie er ist, und nicht sein Wesen in den Gedanken erhebt. Faßt aber

Strauß den einzelnen wirklichen Gottmenschen nur als persönlichen Geist, so ist es ja das Wesen des Geistes überhaupt, persönlich zu sein, und darin über das Vereinzelte, Zufällige hinaus zu sein, und der Begriff der Persönlichkeit des Geistes überhaupt schließt alle die Widersprüche in sich, welche an der Person Christi hervortreten. Die Begreiflichkeit oder Unbegreiflichkeit ist nichts Anderes als die metaphysische Wahrheit oder das metaphysische Geheimniß überhaupt; die dogmatische Wiederherstellung mußte aber nothwendig mislingen, so lange Strauß bei dem Gipfelpunkte der Dogmatik, der Person Christi, die Unbegreiflichkeit, also die Unmöglichkeit der Wiederherstellung anerkannte.

Aber „das Himmelreich leidet Gewalt, und die Gewalt thun, reißen es zu sich". Nicht Die den Zweifel bei Seite schieben, sondern die ihn auf den eigentlichen Lebenspunkt zu concentriren wissen und den Muth haben, diese Verlegung vorzunehmen, sind die heilsam Gewaltthätigen.

Die Richtung auf die Wahrheit liegt schon in dem Strauß'schen Buch; daß ihm aber wesentliche Punkte nicht zur vollkommenen Durchsichtigkeit gediehen sind, macht nun die Sache nur um so mehr zur allgemeinen Angelegenheit. Der Kern wird sich immer glänzender herausarbeiten bis zur wirklichen und wahren „dogmatischen Wiederherstellung", dem eigentlichen Zeugniß des Geistes im theologischen Wissen oder in der philosophischen Theologie. Die „kritische Vernichtung" ist sodann schon ihr Anfang, indem sie keine Vernichtung der Wahrheit ist, sondern nur der Äußerlichkeit und Unwahrheit selbst.

5. Gegenschriften.

Die Gesichtspunkte, auf die es ankommt, erörtert die Masse der Gegenschriften gar nicht, weil sie fast alle Reaction eben der veralteten Theologie sind. Wir brauchen sie hier nur unter verschiedene Gesichtspunkte zu bringen und die Gegenrede gegen das Einzelne Strauß selbst zu überlassen, der, wie wir eben sehen, mit Dr. Steudel's Kritik und Exegese einen guten Anfang gemacht hat.

1) Lederne Rationalisten, sparsam gesät und dünn von Ansehen. Ihr Leben nach dem Tode, den sie in Strauß's Buche gestorben sind, ist wie das der Infusorien durch eitel Wasseraufguß wiedererweckt, so sind sie, sich selbst zum Ärger, das leibhafte Wunder der Todtenerweckung.

2) Eiferer, die besorgt sind, daß Strauß nicht selig werde, Moralisten, brave Leute. Ihre Zahl ist Legion. *)

3) Hierarchisten und Verdächtiger, widrige Gesinnungsmenschen, philosophische und theologische Eunuchen, die wir bisjetzt noch nicht zu fürchten haben, die aber durch demagogischen Einfluß zur Gewalt und Gewaltthat zu gelangen streben.

4) Gelehrte und honnette Theologen: Baumgarten-Crusius, Neander, de Wette, Hoffmann ꝛc.

5) Philosophen: Weiße, Gabler, und wenn man Krug nicht zu den Rationalisten rechnen will, deren Gevatter er wenigstens ist, dann auch Krug.

Eschenmayer und die „Evangelische Kirchenzeitung" machten eigentlich noch besondere Classen, sind aber von Strauß schon genugsam classificirt. Die drei ersten Classen stehen außer der eigentlichen Frage und können die Schwierigkeit nicht lösen. Die Gelehrsamkeit hält sich meist an das Historische und eigentlich Problematische. Die Philosophie ist noch nicht gründlich auf die Hauptpunkte eingegangen; Weiße hat gesagt, was nun nöthig sei, aber noch nichts ausgeführt, und Gabler beruhigt sich bei dem in Hegel's Ausführungen Vorliegenden, dessen Mangelhaftigkeit eben durch die Möglichkeit der Strauß'schen Auffassung bewiesen wird. Denn man kann nicht behaupten, daß Strauß das philosophische Organ abgehe, höchstens daß er es nicht verstanden habe, den metaphysischen Kern in den theologischen Problemen lebendig werden zu lassen. Classisch geistvoll und fertig wie ein geharnischter Mann ist Strauß's Buch gegen alle Gegner und wird ihnen schon darum immer eine harte Nuß bleiben. Auch ist, wie sich ergeben hat, die eigentliche Lösung der Frage dem Strauß'schen Streben nicht abstract entgegen, sondern hat von ihm selber den Ausgang zu nehmen: er selbst macht ja schon den Anlauf dazu, die historische Theologie zur philosophischen zu erheben. Denn, was auch vielfältig bei dieser Gelegenheit gesagt ist, ohne den Zweifel kommt einmal diese Zeit nicht zum Glauben, und was sie glauben soll, das will sie wissen; und nur wer es ihr in die rechte geistige Nähe bringt, erneuert ihr das Leben im Geist und in der Wahrheit. Arnold Ruge.

*) In dem Buch von Theile: „Zur Biographie Jesu", sind alle Gegenschriften sogar mit Auszügen aufgeführt.

Romanenliteratur.

1. Zeitlosen. Novellen und Erzählungen von Amalie Schoppe. Zwei Bände. Leipzig, A. Taubert 1837. Gr. 12. 2 Thlr. 16 Gr.

Der anspruchslose Titel des Buchs weist ihm die richtige Stellung an, die der Inhalt einzunehmen habe: niedliche Unterhaltungsblumen, die an sich gefallen, noch mehr durch den Umstand, daß keine andern duftenden sie verdrängen. Sie sind daher für den Fall eines eintretenden Büchermangels aufzusparen.

Die „Maler" scheinen aus der misverstandenen Umkehrung des Satzes entstanden zu sein, daß dem Dichter erlaubt sei, Zeit und Begebenheit zu dem Bedarfe seiner Dichtung zu verletzen. Unsere Novellistin meinte, es werde gleich eine gute Erzählung daraus, wenn sie Zeiten und Beweggründe umwarf, dem Maler Andrea Castagno aus Eifersucht seinen Lehrer Domenico meucheln ließ, nicht um das Geheimniß der Ölmalerei allein zu behalten. Vermuthlich glaubte sie nur dann seine Liebe zu solcher Heftigkeit zu steigern, wenn der Gegenstand derselben Künstlerahnen zähle, eine Enkelin des großen Tizian's sei, der freilich fast in demselben Jahre geboren wurde, wo Castagno starb. Schwerlich würde die Mittelmäßigkeit der Novelle tiefer gesunken sein, wenn der Familienname des Mädchens auch nicht Vecelli war. Das Turnier sollte von Malern mittelalteriger Genrebilder, von Theaterintendanten eifrig studirt werden: Franz I., Heinrich II. von Frankreich, Diana von Poitiers sind allerliebste Miniaturen, das Costum auf das sorgfältigste angegeben. Von der damaligen Lebensweise erfährt man nebenbei Manches, auch wie im kleinen Gegenwärtigen das größere Zukünftige sich schon abspiegelt, Heinrich, der muthwillige Herzog von Orleans, im Turnier durch dieselbe Hand verwundet ward, von der er später als König den Tod fand. „Das Merbloch" ist

ein Criminalfall, einfache Thatsache, ohne Zuthat. „Der Kuß" paraphrasirt den der Königin Margarethe, welchen sie dem Dichter Alain Chartier gab, mit gehörigen und ungehörigen Zusätzen.

Der zweite Band ist gehaltvoller als der erste. „Die Folter", welche ihn eröffnet, ist nicht so gräßlich wie der Name fürchten läßt; Karl V., der Weise, von Frankreich, bethätigt darin durch eine leichte Anwendung der Marter seine Überzeugung, daß der Schmerz ebenso oft wahre als unwahre Geständnisse auspresse. „Das Wagstück" kostet einem verliebten Ritter, dem das romanhafte, verzogene Töchterchen des unglücklichen Karl VI. von Frankreich auferlegt, ihr den ins Wasser geworfenen Handschuh herauszuziehen, das Leben. Der tragische Schluß paßt wenig zu der heitern Anlage, wenn man nicht annimmt, daß der Tochter eines wahnsinnigen Vaters, einer ruchlosen Mutter selbst die kindische Neckerei zum verderblichen Ernst gerathen müsse. „Victorine", eine natürliche Tochter Ludwig XV., würde die Herzlosigkeit von diesem ganz enthüllen, wenn es noch einer Bestätigung bedürfte. Eine wahre Geschichte scheint zu Grunde zu liegen. „Sittengemälde des Auslandes" ironisirt das juste milieu eines Plantagenbesitzers, der kein Tyrann wie einer seiner Nachbarn, noch ein Menschenfreund wie ein zweiter ist und sich bei seinen selbstischen Berechnungen wohl befindet. Man müßte das Original von Eugen Sue zur Hand haben, um beurtheilen zu können, ob die Erzählung Bearbeitung, oder buchstäbliche Übersetzung ist, was jedoch so wenig wie bei den andern übertragenen der Fall zu sein scheint.

2. Das schwarze Kreuz am Hause. Novellen-Cyclus von Pulvermacher. Breslau, Friedländer. 1837. 8. 1 Thlr.

Die Pest in Florenz im 14. Jahrhundert hat, als bös- und gutartige Seuche, bis auf unsere Zeiten fortgewirkt und viele gelangweilte Leute vermocht, sich nach Art der Herren und Frauen in dem „Decamerone" des Boccaccio die Weile zu kürzen, freilich mitunter auf Kosten der Hörer, die, im homöopathischen Sinne, durch dasselbe Mittel, welches ein Übel vertreibt, durch dessen Gebrauch davon befallen werden. Ein solcher Abkömmling der italienischen Erzähler vergnügt sich in dem „Schwarzen Kreuz", und zwar auf eine unschuldige, den Lesern keine Langweile bereitende Weise. Sie erfahren, wie die Leute während der Zwistigkeiten der Bürger von Breslau mit ihrem Rath und Fürsten im J. 1408 sich räusperten und spuckten, auch wol wie sie dachten und handelten.

3. Corisande von Mauleon, oder Bearn im 15. Jahrhundert. Aus dem Französischen übersetzt von F. Riedel. Zwei Theile. Potsdam, Riegel. 1836. 8. 2 Thlr.

Gegrüßt sei der Romanschreiber, dem der große Wurf gelungen, ein Stückchen jungfräuliche Erde aufzufinden, die nicht bereits von fleißigen Gräbern bis zum unfruchtbaren Felsengrund, zum todhauchenden Sumpf aufgewühlt wurde! Darum sei uns unser Verf. geehrt, der von Personen und Sachen uns erzählt, die nur dem Geschichtsforscher bekannt sind, deren Neuheit uns die Alltäglichkeit des eigentlichen Romans vergessen macht. Eine Schwester opfert sich für das Wohl der andern und heirathet den bestimmten Bräutigam Jener, obgleich sie bereits Neigung für einen unbekannten Jüngling fühlt. Der tyrannische Mann ist um so eifersüchtiger auf den heimlich Geliebten, weil er der von ihm Befehdete König von Navarra ist, auf dessen Thron er selbst Ansprüche macht. Die Verleumdungen und Aufhetzungen eines tückischen Dieners steigern den Zorn des ehrgeizigen Mannes, dem sein Wille für Ausspruch des Gesetzes gilt, bis zum Mord des Königs und der unschuldigen Corisande, womit die Geschichte schließt, die an anmuthigen Schilderungen von Gegenden, Volksfesten und Gebräuchen reich ist.

4. Drei Erzählungen nach Jeannette Lozaouis. Aus dem Französischen übersetzt von Friedrich Pitt. Dresden, Arnold. 1836. 8. 18 Gr.

Eine tugendhafte Soubrette läßt ihre Frau nicht von den strengsten Geboten der Pflicht abgleiten; dafür wird Jener der Besitz des gebesserten Geliebten, und dieser die Anerkennung des gebesserten Gemahls, die Leser bekommen einige sittliche Gemeinplätze zum Lohn und einen Prospect von Dresden, in einem die Gegenstände verändernden Hohlspiegel gesehen, der bei der Französin nicht befremdet, wol aber bei dem deutschen Übersetzer. Nach der ersten und längsten Erzählung bekommt in einer zweiten der urdeutschen Jungfrau Thusnelda die Liebe zu dem römischen Jüngling und Proconsul Catulus schlecht, aus reiner Vaterlandsliebe erdolcht sie sich nach einer schönen Tirade. „Der Sänger des Conservatoriums" stirbt aus Freude an einem gesprengten Herzen, der Verlassene, Verstoßene, in den Armen seiner reuigen Mutter und den einer schönen jungen Gräfin, die er viel zu erhaben über sich wähnte, als daß er Erwiderung seiner Gefühle hoffen durfte.

5. Almaria. Roman von Julius Graf von Nesseguier. Deutsch bearbeitet von Bernd von Guseck. Dresden, Arnold. 1836. 8. 1 Thlr.

Eine junge Spanierin, welche die Braut des Himmels werden wollte, wird aus Familienrücksichten die eines Vetters. Bei einer Wanderung zu einem Eremiten leidet sie Schiffbruch, wird von Seeräubern aufgegriffen und die Gemahlin des Dey von Tunis. Den Vetter, den sie erst nach der Trennung von ihm lieben lernte, ist Malteser geworden, er geleitet die Dame, die Witwe wurde, nach Spanien, aber um nicht von Neuem ihr Gelübde zu brechen, will sie nicht die Seine werden, sie geht in ein Kloster und der Entsagende erzieht ihren Sohn, der hinwieder auf die tunesischen Herrlichkeiten verzichtet. Es ist viel Bewegung, Abwechselung und Schaubares in dem Roman, der sicherlich sein Publicum finden wird.

6. Der moderne Rübezahl. Ein Cyclus von Reisenovellen. Aus den Papieren eines Dichters herausgegeben von Julius Krebs. Zwei Bändchen. Breslau, Friedländer. 1837. Kl. 8. 2 Thlr.

Etwas Erzählung, Reisebeschreibung, meistens, wie z. B. die Ansicht vom Münster, recht klar, anschaulich und freier von selbstgefälligen Abspiegelungen, die in den Gesprächen über Umtriebe, Kirchenthum, Kunst, Dichtung, Theater u. s. w. zwischen den zierlichen und üppigen Geistesblüten durchbrechen und den Genuß daran verkümmern. Rübezahl, zum modernen Ruben von Zahlen, zum Revolutionnair geworden, hat seine gute Laune eingebüßt, er ist unwirsch und verdrießlich und läßt gar sehr empfinden, daß der moderne Anflug von Weltumstürzungslust ein erbärmlicher Ersatz für den köstlichen Humor ist, der ehedem die bestimmte Eigenschaft des Gnomen der Sudeten war. Seine Ironie trifft seltener, als es auf Luftstreiche ins Blaue hinein, auf leidigen Dampf und Knall ausläuft.

7. Bernhard Lamotte. Historisch-romantisches Gemälde aus den Zeiten der ersten französischen Revolution, von Franz Huber. Zwei Theile. Gotha, Naumann. 1836. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

Das Historische besteht in der Einnahme der Bastille, wobei Lamotte als Haupträdelsführer angenommen ist. Neid gegen die Bevorrechteten treibt ihn, mit so manchen Andern dazu, sich gegen den Misbrauch, aber auch gegen den Gebrauch aufzulehnen; er schwingt sich für eine Weile zum Götzen des Pöbels empor, um ebenso tief von demselben Pöbel, der ihn erhob, gestürzt zu werden. Die Scenen, die dies verhandeln, gehören zu den besten im Buche, sie sind wahr, ohne Übertreibung und doch lebendig. Lamotte wird Wegelagerer, Räuberhauptmann, der Gatte der Tochter seines frühern Principals, die ihm halb gezwungen, halb freiwillig folgt, ihm entflieht und in Gefahr kommt, mit ihrem Kinde zu verschmachten. Sie kommt zu wackern Leuten, zu ihrem Vater, und da der erste Mann zur rechten Zeit den Tod findet, zu einem bessern zweiten, mit dem sie und die ganze Familie nach Amerika übersiedelt, womit die Geschichte sich endigt, die als Roman spannt und anzieht, wenn sie auch das Historische sehr obenhin abfertigt. 29.

Die Steppengegenden in Rußland.

Wir finden in dem ausführlichern Bericht eines ausgezeichneten Statistikers, der in neuester Zeit die verschiedenen Districte des ungeheuern russischen Reichs in geologischer, klimatischer und staatswirthschaftlicher Beziehung einer genauen Beobachtung unterwarf, nachstehende Mittheilungen über die Steppengegenden Rußlands, welche die Aufmerksamkeit der Männer vom Fach im hohen Grade verdienen. „Die Steppennatur des Bodens", heißt es hier, „ist Osteuropa und Mittelasien eigenthümlich und unterscheidet sich gänzlich von den amerikanischen Savannen, oder weiten Grasebenen, darin, daß diese letztern zur Zeit der tropischen Regen an vielen Stellen ganz unter Wasser stehen. Die wesentlichen Ursachen des Holzmangels in den Steppen sind folgende: 1) in vielen Gegenden die Härte und Dichtheit des Erdreichs, welche dem Wachsthum der Bäume durchaus hinderlich ist, weshalb man hier auch keine Anpflanzungen machen kann, wenn nicht die Erde sehr tief aufgeackert wird; 2) die Dammerde, welche da, wo sie sich findet, dem Gedeihen der Bäume nicht sehr günstig ist; 3) die Natur des östlichen und die vorherrschende Dürre des südlichen Klimas, welche bei der allgemeinen Erhabenheit der Steppengegenden wol die Hauptursache des kümmerlichen Wachsthums, z. B. der Aepfel sind, die hier auf niedrigen, nur wenig über das hohe Gras hervorragenden Sträuchern wachsen; 4) die Salzhaltigkeit vieler Gegenden, welche nicht allein dem Wachsthum der Bäume und Kräuter, sondern auch dem Ackerbau hinderlich ist. Zufällige Ursachen bestehen in der Ausrottung früher dagestandener Wälder, von deren Dasein die zuverlässigsten Spuren aufgefunden worden sind. Eine solche Verheerung rührt vornehmlich her von der Lebensweise der Nomadenvölker, von Steppenbränden, von Vernichtung der jungen Bäume durch das Vieh u. s. w. Alles dieses hatte früher einen um so größern Einfluß, da seit den alterältesten Zeiten viele, schon längst erloschene Völkerschaften in diesen Steppen sich aufhielten und von hier aus ihre verheerenden Streifzüge wider die ackerbautreibenden Nationen unternahmen. Wälder, die einmal ganz ausgerottet wurden, erneuern sich wol nie wieder von selbst; ihre gänzliche Abwesenheit vermehrt aber nicht nur die natürliche Dürre des Bodens, sondern verstattet auch den Winden und der Kälte eine größere Gewalt. Auf diese Weise wurde das Klima in den Steppen noch unwirthlicher und ungünstiger. Die Steppen in ihrem ganzen Umfange können eingetheilt werden: in grasige, haidenartige (mit Reihergras bewachsene), salzige, sandige und steinige (nicht zu erwähnen der schilfigen Niederungen). Sie haben einen sehr merklichen Einfluß auf die Bevölkerung und den Ackerbau im Allgemeinen. Wenn sie auf der einen Seite die Viehzucht befördern, wodurch grade die Nomadenvölker für Rußland so nützlich werden, so hindern sie andererseits einen regelmäßigen Anbau durch den Mangel an Wald, durch die vielen, zum Ackerbau nicht geeigneten Stellen, durch ihr unfreundliches Klima, durch die Schwierigkeit, die Felder vor den Heerden der umherstreifenden Stämme zu schützen, und durch ihre Wasserarmuth, die eins der wesentlichsten Hemmnisse der verhältnißmäßigen Bevölkerung ausmacht. Übrigens ersetzen die unfruchtbaren Steppen zum Theil ihre Nutzlosigkeit durch Salzseen, wahrscheinlich Nachbleibsel des Meeres, welches einst diese Gegenden überflutete. Einige derselben können auch von Steinsalzschichten herrühren, welche unter ihnen verborgen liegen, oder von breiten Lagern salziger Thonerde, die ihren Abfluß in die Salzseen haben. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß mittels beharrlicher Anwendung der besten Methoden des Feldbaus viele salzhaltige Gegenden dem Gedeihen der ihnen angemessenen ländlichen Erzeugnisse förderlich werden können, an andern Orten aber kann die Bewässerung der Steppen großen Nutzen bringen, besonders wenn artesische Brunnen und künstliche Süßwasserleitungen gelingen. Der Hauptvorzug der Steppen besteht übrigens in der dadurch verstatteten Möglichkeit, große Schafheerden von veredelter Race zu halten. Wenn man den geringen Preis der Ländereien in Rußland, den großen Umfang der zu Schafweiden geeigneten Steppen, die Wohlfeilheit des Getreides und der Arbeit in Betrachtung zieht, so kann man wol mit Grund annehmen, daß Rußland einst einen großen Theil von Europa mit Wolle versorgen wird, mit Ausnahme etwa der allerfeinsten Sorten, deren Erzeugung passender in solchen Gegenden betrieben wird, wo sich die Schafzucht mit einem veredelten Ackerbau vereinigt; aber auch in dieser Hinsicht ist in den Ostseeprovinzen und in einigen andern Districten des russischen Reichs schon ein beachtenswerther Anfang gemacht worden. 60.

Bibliographie.

Algier von 1830 bis 1837, oder Geschichte der französischen Besitzungen in Nordafrika seit der Eroberung von Algier durch die Franzosen bis auf die neueste Zeit, nebst einer geographisch-historischen Einleitung über die frühern Verhältnisse dieses Landes. Ein Beitrag zur neuesten Zeitgeschichte. Gr. 8. Wien, Gerold. 16 Gr.

Blessington, Die beiden Freunde. Aus dem Englischen der Gräfin Blessington übertragen von H. Franz. 2 Bändchen. 8. Zeitz, Schieferdecker. 2 Thlr. 8 Gr.

Briefe über die Geschichten Besessener neuerer Zeit von Dr. Justinus Kerner. Nebst einem Anhang über die neuesten Schriften desselben betitelt: „Einige Erscheinungen aus dem Nachtgebiet der Natur" und „Nachrichten von dem Vorkommen des Besessenseins." 12. Heidelberg, Groos. 16 Gr.

Chezy, W. v., Die Martinsvögel. Bilder aus dem vierzehnten Jahrhundert mit Arabesken aus unserer Zeit. 8. Carlsruhe, Creuzbauer. 1 Thlr. 12 Gr.

Christen, F. E., Diana. Wahrheit und Dichtung. 2 Theile. 8. Hamburg, Hoffmann u. Campe. 2 Thlr. 12 Gr.

Hagendorff, H., Die Mähr vom hörnen Siegfried. Balladenkranz nach dem Volksbuche. Nebst einem Anhange. 8. Zeitz, Schieferdecker. 16 Gr.

Hanke, H., Der Brief. Minna. Der Bankerottirer. Drei Erzählungen. Gr. 12. Liegnitz, Kuhlmey. 1 Thlr. 20 Gr.

Eine Heirath in der großen Welt. (A Marriage in high Life.) Von der Verfasserin von Trevelyan etc. Aus dem Englischen übersetzt von Carl M. Böhm. 2 Theile. Gr. 12. Wien, Gerold. 1 Thlr. 8 Gr.

Hoffbauer, J. H., Das Weltgebäude. 8. Lemgo, Meyer. 8 Gr.

Memoiren aus Algier oder Tagebuch eines deutschen Soldaten in französischen Diensten. Von Herman H. Gr. 8. Bern, Fischer u. Comp. 1 Thlr.

Müller, N., Liederbuch für die Veteranen der großen Napoleonsarmee von 1803 bis 1814. Noch nicht im Druck erschienene Gesänge, mit Angabe ihrer Singweisen. Gr. 8. Mainz, Wirth. 1 Thlr. 8 Gr.

Oettinger, E. M., Panaché. Dreifarbige Novellen. 2 Bände. 8. Hamburg, Hoffmann u. Campe. 2 Thlr. 16 Gr.

Agnese Schebest in Karlsruhe. Eine Kunst-Abhandlung. 12. Karlsruhe, Creuzbauer. 8 Gr.

Souvestre, E., Reich und Arm. Roman. Nach dem Französischen von Julius Schoppe. In 2 Theilen. 8. Altona, Hammerich. 2 Thlr. 8 Gr.

Biographisches Taschenbuch deutscher Bühnen-Künstler und Künstlerinnen. Herausgegeben von L. v. Alvensleben. Erster Jahrg. 1837. Mit 5 Portraits. 16. Leipzig, Magazin f. Ind. u. Lit. 1 Thlr. 8 Gr.

Teschendorff, G., Wanderung und Heimkehr. Eine Dichtung. 8. Stettin, Nicolai. 12 Gr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Dienstag, —— Nr. 164. —— 13. Juni 1837.

Östreich im Jahre 1835 und die Zeichen der Zeit in Deutschland. Von A. J. Groß-Hoffinger. Stuttgart, Rieger. 1836. 8. 1 Thlr. 18 Gr.

Die Prätensionen eines Menschen geben bekanntlich in der Regel einen zuverlässigen Maßstab seines Verstandes ab; die Art, wie er dieselben geltend macht, einen ebenso untrüglichen Maßstab seines Charakters und seiner Bildung. Schon aus diesem Grunde kann das Urtheil über Hrn. Groß-Hoffinger keinen Augenblick schwanken oder gar irren. Seine Persönlichkeit drängt sich stets höchst ungebührlich Allem vor, was er zu behandeln unternimmt, ja Dinge wie Personen scheinen ganz eigentlich blos da, um von ihm behandelt zu werden. Den Lesern wird seltsamerweise zugemuthet, zu wissen, wer dem Verf. übelwill, mit wem er sich bei frühern Anlässen herumgezankt hat, wessen man ihn Alles beschuldigt, welche unreine Beweggründe seine Gegner leiten, und sonst noch Kenntniß von Umständen zu haben, die außer ihm selbst, dem Betreffenden, wol Niemand hat, schwerlich auch Jemand zu haben begehrt.

Gleich am Eingange der vorliegenden Schrift möchte man wieder umkehren, wie an der Schwelle eines Hauses, in welchem die Furien des Hasses und der Zwietracht mit entfesselter Wuth toben: wüstes Geschrei schallt Einem entgegen, wilder Lärm und das Gellen rohen Geschimpfs auf Alle, die den Verf. nicht für den geistigen Flügelmann der Zeit halten, oder an der Untrüglichkeit seiner Aussprüche zweifeln, welcher selbst der Umstand nicht schaden soll, daß Hr. Groß-H. nicht selten einmal in den Himmel erhebt, wen er früher mit Fußtritten beehrte. Die Vorrede, deren Typen ganz dem Inhalte derselben entsprechen, hebt an: „Vorliegendes meine Antwort auf viele widersprechende Gerüchte und Anschuldigungen." Statt nun das zum Verständniß unumgänglich Nöthige über sich und seine Verhältnisse klar und einfach darzulegen, hüllt der ohnehin allenthalben fast nur von sich Redende Alles in einen undurchdringlichen Wortqualm und wirft mit nichtssagenden Gemeinplätzen und schwerzüngigen Schimpfreden herum. Wer soll wissen, wenn Er es nicht gradeheraus sagt, wer „Jene" sind, „die ihn 1831 und später verriethen und sich 1835 zu seinen Richtern aufwarfen", angenommen, aber durchaus nicht zugegeben, daß dies irgend wen auf dieser Erde interessiren könnte. Was heißt: „Der Philosophie, welche Haß und Undank lehrt, bin ich als öffentlicher Charakter entfremdet; ich finde sie fluchwürdig"? Folgende merkwürdige Stelle soll unstreitig verschiedenen Vorwürfen auf einmal begegnen:

> Nur Der ist treu, der sich selbst treu bleibt: die Dinge sind wandelbar, an ihnen kann man nicht festhalten; das Gefühl des Augenblicks gehört nicht zu unserm Wesen, nur der Gedanke ist auf Lebenszeit unser.
>
> Die Zeit verändert, d. h. sie bildet, der Mensch leidet, d. h. er lebt. Was ich hier und da als Resultate der Verzweiflung geschildert, kann nur ein Schurke zu meiner Religion machen.
>
> Was dem Äschylus erlaubt war, was Shakspeare einst nicht befleckte und Lorenz Sterne gestattet wurde, was Hogarth, Göthe, Tieck, Wieland und hundert Andere tadellos gethan u. s. w., ist, als Vorwurf gebraucht, nur ein Vorwand der Bosheit, eine Tücke gemeiner Gesinnung u. s. w. (S. VI fg.)

Was haben die Werke dieser, ihrer Größe wie zum Theil ihrem ganzen Wesen nach unendlich voneinander verschiedenen Männer, deren Namen sich unter den Schimpfwörtern des Verf. wie Perlen und edles Gestein auf einem Kehrichthaufen ausnehmen, mit den literarischen Versündigungen des Hrn. Groß-H. gemein? Nach einem kauderwelschen Gewörtel über Kunst hält es der Verf. für Pflicht, „der unberufenen Kritik summarisch zu antworten" (S. IX fg.), er theilt demnach die „Gegner" in drei Classen, setzt in die erste „die Pasquillanten, welche in den „Blättern für literarische Unterhaltung" und einigen andern seinen Namen zu beflecken gesucht haben", und „erklärt sie öffentlich für Niederträchtige", vorzugsweise einen Mitarbeiter an d. Bl. Und warum? Weil dieser Kritiker, der in seinen Beurtheilungen der „Novellen" und der „Memoiren eines ausgewanderten Östreichers" (Nr. 247 u. 270 d. Bl. f. 1834) treulich Alles hervorhob, was in diesen Schriften nur einigermaßen anerkennenswerth war, als Mann von Geist, Sitte und Geschmack ein abfälliges, aber hinlänglich begründetes Urtheil über den widerlichen Roman: „Der König" (Nr. 89 f. 1835) fällte. Magnum crimen et dignum istis tragoediis! Durch die Äußerung (S. X): „Dem Beleidigten bleibt gegen solche Banditenstreiche kein anderes Mittel, als den Verleumder moralisch zu ächten, indem man die Verantwortung dieses Actes willkürlicher Repressalie vor dem Richterstuhl der Ehre übernimmt", richtet der Verf. sich selbst und erweckt den Verdacht, daß er keinen Begriff von Ehre habe, da er deren Richterstuhl an einer Stelle glaubt, wo denselben außer ihm gewiß Niemand sucht. In die zweite Classe

werden „Denuncianten" gereiht, die den Verf. „des Jakobinismus und Illuminatismus beschuldigten"; in die dritte „die Ignoranten und Beschränkten", die in Gersdorf's „Repertorium" Anstand nahmen, ihn als Universalgenie, als literarischen Papst anzuerkennen. Das über Gersdorf (S. XII) erhobene Gelach schlägt ins Gegentheil um und wird ein Kindergeflenn unter Bockstößen. Wie gewöhnlich nach solchen Wuthausbrüchen und gewaltsamen Ausprustungen tritt nun Erschlaffung ein, es wird (S. XIII fg.) genau ad modum des bekannten Wischiwaschi: „Des Lebens Unverstand" u. s. w., gemeinplätzert, dann reicht der Verf. als Unabhängiger Allen jeden Standes und Glaubens, auch den Götzendienern, den Royalisten und Tricoloristen die Hände, „wenn er sie auf den Hallen des Jahrhunderts versammelt findet". Nachdem er (S. XVI) noch einigen Umsatz in „gedankenlosen Thoren" und mit „Albernheiten und Lügen" gemacht und die spottwohlfeile, ihm aber sicher trostreiche Versicherung von sich gegeben hat: „Die schönste Genugthuung war es mir stets, in den Reihen meiner unversöhnlichen Gegner nur die Schlechtesten und Dümmsten ihrer Zeit zu sehen", zieht sich der Held nach seinem „Altar — dem Bewußtsein" zurück!

„Mit Siebenmeilenstiefeln", wie unter der Aufschrift: „Karlsbad", gesagt wird, reiste der Verf. „und zählte wol zehn Stationen des Tages, wie sonst in einer Stunde zehn Genüsse, aus dem Frühling Würtembergs und Badens in den Winter des Thüringerwaldes". Kein Unfall begegnet ihm jedoch auf den so gräßlich beschriebenen Straßen der letztern Gegend, wol aber auf der ganz ebenen Chaussee von Schmalkalden nach Meiningen, denn hier lenkt der schlafende Postillon die Pferde über einen steilen Hügel hinab auf ein Saatfeld, wo der Verf. (eine Dame und ein zweijähriges Kind waren bei ihm) „erst nach dreimaliger Version (!) und völliger Zertrümmerung des Wagens anlangte" (S. 5). Ein Wunder, wie er selbst zugibt, rettete ihn. Darum wol widerfuhr ihm auch die Ehre, daß, als er sich Karlsbald näherte, zwei Trompeten vom Thurme erklangen, statt daß ihm blos ein kurzer Tusch gebührt hätte (S. 7 fg.); denn anzunehmen, daß die Leute auf dem Thurme schon aus der Ferne den „öffentlichen Charakter" gerochen haben, ist doch zu prosaisch-policeilich. Allbekanntes über Karlsbad. Als Füllsel der Seiten wird unter Anderm verwendet: Gerede über die „Medisance der Norddeutschen" (S. 10 fg.), auf welche der Verf., in seiner Redweise zu bleiben, eine specielle Malice hat; ferner (S. 22 fg.) ein Lob der Bagatelle und Empfehlung französischer Sitten, worauf es von den Deutschen heißt, sie seien

heillose Wüstlinge, Verschwender, ungenügsame Thoren, die im gemeinsten Leben Hochgenüsse wollen und das gegebene Maß der Genußfähigkeit in steter Wiederholung des Hochästethischen (!), Hochwonnigen, Hochinteressanten vergeuden u. s. w.

Der Verf. läßt sich dem Oberstburggrafen von Chotek vorstellen und kann, im Lob wie im Tadel gleich maßlos, nicht genug (S. 24 fg.) die längst anerkannte vielseitige Wirksamkeit dieses einflußreichen und unermüdet thätigen böhmischen Großen rühmen, der, wie Seite 27 zu lesen,

in einem Augenblicke meine ganze Lage übersehen und weder mich noch meine Angelegenheiten vergessen hatte, von dem ich vielmehr wiederholt Beweise seiner allseits thätigen Aufmerksamkeit und Güte erhielt.

In Prag macht Hr. Groß-H. Palacky's Bekanntschaft und schmäht, um das patriotische Streben des trefflichen Mannes und anderer edeln Böhmen recht hervorzuheben, auf den Patriotismus „im deutschen Auslande" (S. 36 fg.). Nichtsdestoweniger empfiehlt der sich eben erst wieder in Herabwürdigung des Deutschen gefallende Kosmopolit den Böhmen (S. 43 fg.),

das deutsche Element, dem sie Alles danken, nicht zu verdrängen und in dem Streben nach Wiederherstellung ihrer Nationalität nicht zu weit zu gehen. Die wahre, der Ewigkeit würdige Nationalität besteht nicht in dem Besitz einer selbständigen Sprache, das Wort hat nur in seinem Sinne, nicht im Klange, Bedeutung.

Diese Worte haben aber gar keinen Sinn und zeugen höchstens blos von einem ungeheuern Leichtsinn. Wer sich zu solchen Ansichten vom Volksthümlichen und von dem edelsten Kleinod eines Volks, der Sprache, bekennt, dem wollen wir auch Äußerungen wie: „Je mehr die Civilisation zunimmt, je (desto) mehr Sprachen müssen von der Erde verschwinden. Was verliert die Menschheit an einer Sprache, was verlieren die Böhmen selbst an ihrer Sprache?" und ähnliche (S. 44 fg.) zugute halten und ihm seinen abgestandenen Kosmopolitismus gönnen.

Unter „Wien" heißt es:

Im Lande meiner Sehnsucht angelangt, in der herrlichen Vaterstadt, fand ich mich selber wieder. Als ein Selbstkenner erwartete ich den heftigen Ausbruch irgend eines schönen Gefühls; aber es kam anders (S. 49).

Auf den lothringischen Stamm des östreichischen Kaiserhauses übergehend, unter Anführen, wie Ferdinand I. den Thron in friedlicher Zeit bestieg, wird gesagt:

Seine Hauptstadt und sein Land macht auf den Fremden den Eindruck einer frühlingswarmen heitern Gegend, nachdem man lange in nebelig-frostigen Ländern, im Schneesturm und verfinsternden Gestöber umhergepilgert, ohne Schutz und Obdach für das frierende Gemüthsleben (S. 51).

Dann spricht der Verf. von Bekannten und Solchen, „die ihn als Schriftsteller liebten und achteten", aber von Person nicht, und umgekehrt.

Niemals fand ich ein richtiges Urtheil. Das, was ich wollte, hatten Wenige begriffen. Alles bestätigte meine Erfahrung, daß ein öffentlicher Charakter von allen Seiten verkannt wird. Darum ist nur die Nachwelt, und selbst diese nicht immer gerecht (S. 59).

Also eigentlich Niemand.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Doctrinaires.

Le gouvernement doit être guidé par l'intelligence et les intérêts de la nation. *Guizot.*

An und für sich ist das Wort: Doctrin, weder ein Fluch noch Segen bezeichnendes, sondern ein ganz unschuldiges Wort. Die politischen Factionen und gewisse Autorität usurpirende Organe der einseitigen Presse haben darüber viel in den Wind gesprochen, um den Schnitt ihres Liberalismus in Mode zu bringen. Dabei hat es endlich sein Bewenden gehabt, denn alle Welt weiß jetzt, daß der Liberalismus der englischen und französischen und jeder organisirten Opposition im Grunde nur ein Mittel schnöden Egoismus ist, daß er mit der spirituellen und

materiellen Verbesserung der Gesellschaft nichts gemein hat wie den Namen.

Der ganze Streit, die große Frage des Tages dreht sich um das Axiom, ob man Denen folgen soll, die Geld, oder Denen, die Titel und Ahnen, oder Denen, die Verstand und Geist haben. Die englischen Tories und die französischen Legitimisten haben den Adel, die Whigs und Constitutionnellen des Juli das Geld, Aristokratie des Census, und die kleine Zahl der Doctrinaires, das ist der Schriftsteller, Dichter, Diplomaten und gebildetern Staatsmänner, das Talent. Ich denke, hier kann also nicht bei Vernünftigen bestritten werden, was des Kaisers ist, und zwar um so weniger, da bis diesen Tag das Talent nicht radical-demokratisch, sondern weit eher, weil logischer radical-monarchisch war.

Das Doctrinairsystem ist das einzige realisirbare im heutigen Europa, worin durchaus die unnatürlichen Privilegien ihre Basis verloren haben, und worin auch das Geld nur insofern Macht und Ansehen genießt, als es sich associirt mit dem Genius, der denkt und schafft. Todte Capitalien sind stinkenden Sümpfen vergleichbar, worin die Frösche quaken und Kröten dumm und stumm ihre Wampe mästen.

Was wollen aber die Doctrinaires, diese über den ganzen Erdkreis verbreiteten politischen Philosophen der Zeit, die sich Menschen der Praxis und Intelligenz nennen? Wollen sie umwerfen, was besteht, um zu bauen wie die Revolutionnaire, wollen sie die Aristokratie jeder Gattung ausrotten, einen Royalismus voll Idealität und Phantasie begründen? O nicht doch! Die Doctrinaires sind die Männer, die verbessern und helfen, ohne zu zerstören; es ist ihnen lieb, daß die Menschheit nicht disponirt ist zu Anarchie und Pöbelherrschaft, welche alle Pole und Höhen ausschließen, Alles gleich warm oder kalt, Alles gleich arm oder reich, Alles gleich dumm oder gescheit machen, und es liegt ihnen platterdings ob, die Nuancen alle der Gesellschaft, welche durch Unwissenheit, Anmaßung, Krieg und Fanatismus aus ihren Fugen kamen, in Harmonie zu bringen, einen Staatskörper verschiedener Elemente nach dem Urbild des Weltkörpers zu bilden.

Ein intelligenter Mensch betrachtet Das, was geschehen ist, als ein unumstößliches Factum, selbst wenn er es beklagt, selbst wenn er ganz andere Wege zum Ziele entdeckt als die sind, welche die Geschichte einschlug. Darum unterscheiden sich die Doctrinaires von den Gesetzgebern des göttlichen Rechts, wie sich überhaupt Wirklichkeit von Traum unterscheidet, und sie erkennen die Revolutionen und Reformen an, welche die Menschheit bewegten, und sie arbeiten blos dahin, dieselbe Menschheit zukünftig vor dem Übel der Umwälzungen zu bewahren, um durch neue gelinde und der Aufklärung würdige Mittel zur Verbesserung zu gelangen.

Die Doctrinaires sind für eine repräsentative Verfassung, weil dieselbe die Monarchie, die bis dahin als usurpatorische Gewalt erschien, durch einen Vertrag zwischen Dynastie und Volk sanctionirt und folglich legitim befestigt; aber sie gleichen nicht den Mezzo-Royalisten in England und Frankreich, welche einen Schattenkönig an parlamentarischen Fäden leiten, die Krone ohne Sprache, ohne Seele lassen, sprechend: „The king can not do wrong". Sie sehen ein, daß das System der Majoritäten, wonach das beste Gesetz, die beste Politik zu Grunde gehen kann, weil eine Stimme fehlt — ein Umstand, der das Princip zum tyrannischen macht —, ein schlechtes System ist, ein System abhold aller spirituellen Gewalt, und deswegen wollen sie, gestützt auf zehn andere Mitursachen, die Motivirung der jetzt waltenden Staatstheorie, ein neues Socialsystem.

Wenn diese Tendenz und das Streben der Doctrin revolutionnair ist, so wird mir wenigstens weder ein Fürst noch ein Volk entgegnen, daß diese Revolution zu fürchten sei. Im Gegentheil, alle Welt erkennt sie als die einzig wahre und plausible; denn sie füllt die Kluft aus zwischen Thron und Unterthanen und macht Bürger und Söhne des Landes aus diesen, Väter und Beschützer, Wohlthäter aus jenen.

Noch haben die Doctrinaires keinen Codex ihrer Grundsätze und Lehren herausgegeben, vielmehr gleichen sie den schönen Geistern aller Zeit, die einzeln divergiren in Sprache und Darstellung und nur in der Hauptsache übereinstimmen. Die Hauptsache ist Ordnung, Weltfriede, Prosperität aller Classen und Individuen.

Fragt ihr die Götzendiener des göttlichen Rechts, welche aus Ehrgeiz und Eigennutz der Könige schädlichste Priester sind, was sie wollen, so antworten sie, vielleicht metaphorisch: daß ihr uns dient und euch nicht untersteht, Verstand und Witz und Geld zu haben, außer für uns; ebenso die Götzendiener des menschlichen Rechts, dessen pontifex maximus Robespierre und vor ihm Rousseau war. Unter dem Vorwand, alles Volk gleich und frei und zu Göttern zu machen, huldigen sie der allerfatalsten Gewaltherrschaft der Massen, die sie haranguiren und auf eine schmähliche Satrapenweise zu ihrem Abgotte machen. Wer es nicht einsieht, daß diese ultragouvernementalen Methoden bestimmt sind, unterzugehen, um einer Regierung voll Mäßigkeit und gesunden Geistes, mit einem Worte einer Regierung der Aristokratie des Talentes Platz zu machen, der gehe hin und nehme Elementarunterricht, denn er kann weder lesen noch schreiben.

Ich spreche nicht zu dem Haufen Creaturen, der gar keine Intelligenz und Fassungskraft hat, dem die Natur der Güter höchstes, ein offenes Gehirn, versagte. Die denkenden Menschen aber waren stets und alle für eine Gesellschaft der Intelligenz und Interessen, und es fehlte ihnen bisher blos das gemeinsame Band und das bei den besitzenden, machthabenden Ständen intervenirende Organ. Ganz Europa wird doctrinair werden, sobald England arm, Frankreich unterrichtet und Deutschland unpedantisch und gedankenfrei geworden. Die Doctrin ist nichts weniger als französisch, sie ist durchaus deutsch, sie wurde mit Martin Luther geboren, und dieser schöpfte sie aus dem Christenthum.

Vor fünf Jahren las ich in den Zeitungen: die Doctrinaires seien royalistische Vampyre, welche die Freiheit umbrächten, um die Leber und das Herz derselben zu essen, ich bekam darob einen fürchterlichen Abscheu vor den Leuten, ohne sie zu kennen, insbesondere vor Guizot, von dem mir gleichwol bekannt war, daß er ein gelehrter und liberaler Mann, ein Schriftsteller, ein Historiker, ein Professor sei, der über die englische Revolution geschrieben. Nach und nach ist mir über die Sache ein Licht aufgegangen, und ich habe alle die Heroen der Revolution, die leeren Kürbisse, Kerzenzieher und Gesetz- und Wortfabrikanten kennen gelernt; eine Erkenntniß, die mir den Effect eines Gewichtes machte, welches man aus der einen Schale der Wage in die andere legt. Die Doctrinaires haben mit ihrem Geiste gesiegt und die Revolutionnaires nur lang dagegen sich als Charlatane ausgewiesen, die die öffentliche Meinung täuschten und mit schlechten Pillen der ganzen Welt Kolik verursachten.

In diesem Augenblicke ist das Wort Doctrinair ein Gattungsname geworden, der alle vortrefflichern und friedlichern geistig und administrativ schaffenden Männer in Europa bezeichnet. Wer mehr will, als sich vernünftigerweise vollbringen läßt, oder nützlich und gut ist, der ist ein Demagoge par obstination und folglich ein Narr. 18.

Die ältesten Logiken in deutscher Sprache.

Als die ältesten Bearbeitungen der Logik, welche den Versuch machten, den ganzen Apparat griechischer und lateinischer, durch die lateinischen Übersetzungen des Aristoteles auf die Scholastik vererbten Kunstworte durch deutsche Benennungen zu ersetzen, konnten bisjetzt die beiden von Fuchsperger und Bütner, beide aus der zweiten Hälfte des 16. Jahrhundert stammend, nachgewiesen werden. Da beide Bücher außer ihrem Purismus keinen besondern wissenschaftlichen Werth haben, dabei aber nicht nur sehr selten, sondern auch ziemlich unbekannt sind,

so theilen wir hier ein paar Bemerkungen über sie mit. Der Titel der Fuchsperger'schen Logik heißt: „Ein gründlicher klarer Anfang der natürlichen und rechten Kunst der waaren Dialectica, durch Ortolphen Fuchspergern von Ditmoning, Kaiserlicher rechten Licentiaten aus dem Latein ins Teutsch transferirt und zusammengefasset, so allen denen, die mit gschrifftlichen Künsten umgehend, nicht weniger Nutz dann not ist zu wüssen. Zürych. 1556" (bei Andr. und Jak. Geßner). Auf dem Titel steht als Avis au lecteur noch folgender naive Vers:

So vil der alten Bücher all
  Der jungen auch in mancher Zall
Beschreyben sind Dialecticam
  So daher allein lateinisch kam
Des allen ich verständig leg
  In Teutscher Sprach ein kurtzen Weg
Dadurch der Käuffer bald und gschwind
  Zu seiner not Kunst und Leere find
Zu reden und zu schreiben recht
  So ja natürlich anhieng schlecht
Derhalben er ein kleines Geld
  Mit sparen wöll, glaub er, nit felt.

Die zweite rein deutsche Logik ist 20 Jahre jünger und heißt: „Dialectica deutsch. — Durch M. Wolfgang Bütner, Pfarr-Herr zu Wolfferstedt im Ampt Alstedt. Leipzig bei Berwalds Erben 1576." Der ehrliche Verfasser sagt im §. 34: „er wolle durch diese Schrift dem deutschen Mann hiermit zu vielem Verstande und Weißheit Thür und Fenster öffnen", und an einer andern Stelle: „Du spürest, ehrsamer Leser, und vernimmst, daß ich mich lateinischer Worte und Reden enthalte, so viel mir müglich und ich umschweiffen kan, und doch mit verständlichem und mit reinem Deutschen alles, was da sonst zu deutschen schwer und mühesam, meines Erachtens, also vorbringe, daß dich kein Lateinisch Wörtlein in unserer Deutschen Dialectica solle aufhalten oder zu studiren und mit tapfern Nachsinnen zu lesen verdrossen machen." Um wie viel höher hinauf man aber die ersten Versuche einer reindeutschen Logik zu setzen habe, zeigt jetzt die durch Graff aus einer Handschrift der Stiftsbibliothek zu St.-Gallen bekannt gemachte althochdeutsche Übersetzung der Aristotelischen Bücher „κατηγορίαι" und „περὶ ἑρμηνείας" (S. die Abhandl. d. berl. Akad. v. J. 1836, aus welchen diese Übersetzung, besonders abgedruckt, auch allein zu haben ist.) Der Übersetzer ist derselbe Notker, mit dem Beinamen Labeo, von welchem auch die erste deutsche Psalmenübersetzung herrührt; er starb zu St.-Gallen 1022. Die Puristen können also nunmehr ihren Stammbaum kühn bis zu Anfang des 11. Jahrhunderts hinaufführen. Nicht uninteressant ist es dabei, zu vergleichen, mit welchem Glücke und Geschicke Notker, Fuchsperger und Bütner die lateinische Terminologie ins Deutsche umgeprägt haben. Wir legen unsern Lesern einige Proben vor, aus welchen hervorgeht, daß Notker auf dem besten Wege war, während 6 Jahrhunderte später die deutsche Sprache einen großen Theil ihrer Geschmeidigkeit verloren hatte. Habitus gibt Notker durch anahabid, haba; Fuchsperger gezwungen durch: „habituirte Geschwindigkeit", während sich Bütner mühselig zwischen Ausdrücken herumdreht, wie: „meisterlicher Zeug, meisterliche Gescheidenheit, gescheidene Geschicklichkeit". Substantia nennt N. daz ter ist, wist (das, was ist), accidens, daz ter mito ist, mitewist (Das, was mit ist), B. „Lobe- und Zierwort, oder blos Ziere"; definitio heißt bei N. bechenneda (woran man etwas erkennt), genus, daz kemeina, bei B. das Summarienbegriff- oder Einfaßwort, bei F. eerlich, anheerlich Wort; species, daz sunderiga, bei B. ein Bild, oder Glaß im Verstande, bei F. vätterlich Wort (?), im Gegensatz zu individuum, welches er, „kindlich, unfruchtbar, unpartheilig Wort" nennt, (N.: unspaltig); affirmatio, festenunga, bei F. Ja-Red; differentia, skidunga, bei B. Scheidewort, bei F. unterschiedlich Wort; besonders bezeichnend sind bei N. noch die Übersetzungen von causa in machunga; affectus in anagehefteda, liberum arbitrium in selbwaltigi u. a. m. Sehr gezwungen und ungelenk dagegen bei B. „die hohen Wort-Register und Wortkammern", bei F. „gemeiner Wort Rottirung" für praedicamentum; bei F. „sophistischer Anzug von zweyffelhaften Worten" f. fallacia aequivocationis, „ganze Schutz-Rede" f. syllogismus, „kurtze Schutz-Rede" f. enthymema, „Leiter-Red" f. sorites. Übrigens scheint es doch, daß Notker die lateinischen Worte nicht grade exterminiren gewollt habe; denn wenn er die entsprechenden deutschen Begriffe genannt hat, behält er in der Übersetzung und Erläuterung meistens die lateinischen bei. 144.

Literarische Anzeige.

Bericht über die Verlagsunternehmungen für 1837 von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Die mit * bezeichneten Artikel werden bestimmt im Laufe des Jahres fertig; von den übrigen ist die Erscheinung ungewisser.

(Fortsetzung aus Nr. 160.)

*65. Leopardi (Giacomo, Graf), Gesänge. Nach der in Florenz 1831 erschienenen Ausgabe übersetzt von Karl Ludwig Kannegießer. 12. Auf feinem Druckpapier. Geh. 16 Gr.

*66. Löffler (Franz Adam), über die Gesetzgebung der Presse. Ein Versuch zur Lösung ihrer Aufgabe auf wissenschaftlichem Wege. Erster Theil. Gr. 8. Auf gutem Druckpapier.

*67. Manzoni (Alessandro), Die Verlobten. Eine mailänder Geschichte aus dem 17. Jahrhundert. Übersetzt von Eduard von Bülow. Zweite, völlig umgearbeitete Auflage. Mit einer Einleitung. Zwei Theile. Gr. 12. Auf gutem Druckpapier. Geh.

68. *Martens (Charles de)*, Nouvelles causes célèbres du droit des gens. Deux volumes. Gr. 8. Auf feinem Druckpapier. Geh.

Eine Fortsetzung der im J. 1827 von Herrn Baron von Martens veranstalteten Sammlung der „Causes célèbres du droit des gens" (2 Bände, 4 Thlr. 12 Gr.), welche sich aber allein auf Rechtsfälle der neuern Zeit beschränken wird.

69. *Most (Georg Friedrich)*, Encyklopädie der gesammten medicinischen und chirurgischen Praxis mit Einschluss der Geburtshülfe, der Augenheilkunde und der Operativchirurgie. Im Verein mit mehren praktischen Ärzten und Wundärzten Deutschlands herausgegeben. Supplementband zur ersten Ausgabe. Gr. 8. Auf gutem Druckpapier. Geh.

Dieser Supplementband wird die Bereicherungen enthalten, mit denen der Verfasser die zweite Ausgabe sorgfältig ausstattete.

70. *Most (Georg Friedrich)*, Encyklopädie der Staatsarzneikunde. Gr. 8. Auf gutem Druckpapier. Geh.

Das Nähere über dieses Werk wird in einem besondern Prospectus später mitgetheilt werden.

*71. *Passavant (J. D.)*, Giovanni und Rafael Santi's Leben und Werke. Zwei Bände. Mit einem Atlas. Gr. 8. Auf feinem Druckpapier. Cart.

Ich behalte mir vor, über dies für die Kunstgeschichte gewiß sehr bedeutende Werk, auf dessen Bearbeitung wie typographische und artistische Ausstattung die größte Sorgfalt verwandt wird, später noch besondere und ausführliche Mittheilungen zu machen

72. Posgaru, Vater und Sohn. Eine Novelle. Zwei Theile. 8. Auf feinem Velinpapier. Geh.

*73. Raumer (Karl von), Der Zug der Israeliten aus Ägypten nach Kanaan. Ein Versuch. Beilage zu des Verfassers „Palästina". Mit einer (sehr schön in Kupfer gestochenen) Karte. Gr. 8. Auf gutem Druckpapier. Geh. 12 Gr.

Des Verfassers „Palästina" (1836) kostet 1 Thlr. 12 Gr.

74. Schmid (Karl Ernst), Lehrbuch des gemeinen deutschen Staatsrechts. Zweite, umgearbeitete und vervollständigte Ausgabe. Gr. 8. Auf gutem Druckpapier.

(Die Fortsetzung folgt.)

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Mittwoch, —— Nr. 165. —— 14. Juni 1837.

Östreich im Jahre 1835 und die Zeichen der Zeit in Deutschland. Von A. J. Groß-Hoffinger.

(Fortsetzung aus Nr. 164.)

Im Abschnitt: „Der Hof" (S. 61 fg.), erfahren wir, daß Hrn. Groß-H. beim Ableben Franz I. „so schöne Züge der Eintracht (für diese Eintracht wird er ordentlich trembleur, vgl. S. 63, 76, 85) von der kaiserlichen Familie bekannt geworden", daß er schon darum sein „Hauptaugenmerk auf diesen in der That **einzigen** Hof zu richten sich veranlaßt gesehen haben würde, hätte er auch nicht kurz vor dem Ende des gütigen Kaisers einen Beweis väterlicher Huld erfahren, der ihn gegen diese hohe Familie noch weit mehr als pflichtmäßige Verehrung einflößen mußte. Montbel hat diesem Hofe Gerechtigkeit widerfahren lassen u. s. w., ihn aber doch nicht in seiner ganzen sinnigen Eigenthümlichkeit aufzufassen vermocht. Dies vermöchte nur ein Deutscher." Wir irren gewiß nicht — unser Schriftsteller belegt den Platz; eine Annahme, die um so begründeter erscheint, da nicht einzusehen ist, was der Verf. bei dem Kaiser, der Kaiserin Witwe, den Erzherzögen, den Ministern und andern östreichischen Staats- und Geschäftsleuten anders wollte, als zu einer Schilderung des wiener Hofes — das Maß nehmen. Ihm ward „leider nicht das Glück, Se. Majestät persönlich zu sehen" (S. 65), da der Kaiser, durch Geschäfte und Unwohlsein verhindert, die gewöhnlichen Audienzen von seinem Oheim, Erzherzog Ludwig, abhalten ließ. Der Verf., der immer blos im Allgemeinen den Protestantismus, Preußen, die Norddeutschen, die constitutionnellen Staaten, überhaupt alles Nichtöstreichische schmäht und sonst noch Proben seines Heldenmuths ablegt, daß er im Gedränge Schriftstellern, besonders Journalisten Streiche versetzt, Juden anspeit und mit Knütteln unter „Deutschlands Jungenschaft", nach Jahn's Ausdruck, wirft, untersteht sich allerdings nicht, etwas Nachtheiliges über den jetzigen Beherrscher Östreichs zu sagen, er rühmt sogar dessen „Selbständigkeit und weise Mäßigung", kann aber doch nicht umhin zu bemerken:

> Schon bei Lebzeiten des Kaisers Franz wurde von dem Thronerben im In- und Auslande viel und Widersprechendes erzählt u. s. w. (S. 63.)

Durch solche und ähnliche nichtssagende Äußerungen, denen man überall in der vorliegenden Schrift begegnet, wird den unbestimmt hingeworfenen, magern Skizzen von Personen höchst unbeholfen ein Relief zu geben versucht.

Nach Schönbrunn begibt sich der Verf. (S. 65 fg.), um der Kaiserin Witwe aufzuwarten. In dem Vorzimmer fällt ihm gar Mancherlei ein, er bringt, immer die Achse, um welche sich Alles dreht, sein unbedeutendes Ich mit in den Conflict der Weltereignisse und macht über das öffentliche und häusliche Unglück Franz I. ein entsetzliches Wortgemähre; dann verfällt er in einen Predigerton und sagt unter Anderm (S. 71):

> Was wird, was muß aus einem Geschlechte werden, das nicht glaubt, nicht liebt, nicht denkt, nur haßt, streitet, phantasirt, in unseliger Verwirrung der Gedanken und Empfindungen!?

Solchen „Betrachtungen", wie er sie zu nennen beliebt, entzog ihn der Wink des Thürstehers, der ihm das Cabinet der Kaiserin öffnete, in das er „nicht ohne Zerstreuung und Verwirrung" schritt; ihm „traten die Kaiserin Mutter und die Gräfin Lazansky, in lange Trauergewänder gekleidet, mit dem leisen, tragischen Schritt (!) unwillkürlicher Feierlichkeit würdevoll entgegen". Auf solche coulissenreißerliche Weise wird nun ein Bild von dieser durch Tugend und ungeheuchelte Frömmigkeit ausgezeichneten Fürstin zu geben versucht (S. 72 fg.), jedoch, damit wieder der Schatten nicht fehle, bemerkt, daß dieselbe „trotz ihrer trefflichen Eigenschaften von Jenen, die sie nicht persönlich kennen, falsch beurtheilt werde" (S. 76). Von wem kann man das nicht auch sagen, und wie verhältnißmäßig Wenige wären demgemäß fähig, die Witwe Franz I. richtig zu beurtheilen! Ob die Erhabene wirklich das Leben ihres Gemahls in einer gewissen „neuern Schrift so trefflich und wahr geschildert" gefunden habe, wie ihr S. 74 in den Mund gelegt wird, ob ihre sonstigen, hier mitgetheilten Äußerungen getreu wiedergegeben sind, muß um so mehr auf sich beruhen, als der Erzähler selbst (S. 75 fg.) gesteht, er habe „verwirrt und tief ergriffen gestammelt", sogar von einer „unschicklichen Selbstvergessenheit", von einem „Übermaß huldigender Ehrfurcht" und von „halbem Hören" spricht.

Dem Erzherzog Ludwig wartet der Verf. in der kaiserlichen Burg auf (S. 78 fg.), dem Erzherzog Karl auf Weilburg bei Baden (S. 80 fg.). Um die Vorsicht des Erstern, der Chef der östreichischen Artillerie ist, bei Annahme und Einführung neuer Erfindungen in diesem seinen Lieblingsfache zu zeigen, wird auf ein bloßes „soll"

hin eine von Congreve empfohlene Verbesserung der Geschütze, da die auf Befehl des Erzherzogs angestellten Versuche ungünstig ausfielen, als „nichtswürdige Erfindung" (S. 80) bezeichnet; ebenso ist, allem Sprachgebrauche zuwider (S. 12), von der „Nichtswürdigkeit der ärztlichen Kunst" die Rede. Der Erzherzog Johann entging dem ihm zugedachten Besuche durch seine Abreise nach Kalisch; das über die Privat- und sonstigen Verhältnisse dieses Fürsten (S. 82 fg.) Vorgebrachte ist allbekannt, und jede wiener Fratschelfrau würde es besser und schicklicher, weil einfacher, erzählen.

Unter der Aufschrift: „Fürst Metternich", berichtet Hr. Groß-H. zuerst: „als Knabe den Platz", an welchem das Palais des Fürsten liegt, „mit einer gewissen ehrerbietigen Scheu betreten zu haben". Seiner Bescheidenheit, die sich vielleicht schmeichelte, einst von dieser Stelle aus die östreichischen Angelegenheiten zu leiten, ward als Äquivalent mindestens das Glück, 1835 bei dem Fürsten Metternich in diesem Palais angeblich mit den Gesandten der Großmächte, mit Fürsten, Bischöfen, Gelehrten und Künstlern zu antichambriren oder, wie es S. 89 heißt, „auf den flüchtigen Augenblick, den ihnen der Zufall gönnt, zu warten". Das, gleichsam als Einleitung in diesen Abschnitt, über Östreichs Politik seit Kaunitz (S. 87 fg.) Vorgebrachte ist das Gerede eines Blinden von der Farbe und nur so eingeflickt, wie der gewaltsame Übergang davon (S. 89) verräth:

Es ist zu jeder Zeit äußerst schwer, bei dem Fürsten Zutritt zu erhalten, obgleich Metternich einer der zugänglichsten Staatsmänner ist.

Daselbst heißt es ferner:

Die Staatsgeschäfte häufen sich oft so, daß selbst die Staatsräthe wochenlang den Fürsten nicht sehen können.

Und

Man darf keine Secunde der Gelegenheit versäumen, denn der entflohene Moment kehrt oft in Monaten nicht wieder.

Trotz dieser möglichst dick aufgetragenen Schwierigkeiten, die eine Audienz fast zu einem Wunder machen, ward der Verf. „nach zweistündigem Harren vorgelassen und mit Wohlwollen empfangen" (S. 95). Er sagt:

Man liebt es in Deutschland, Metternich's Politik als versteckt, den Fürsten als äußerst zurückhaltend zu charakterisiren; allein ich fand diese Zurückhaltung ebenso wenig in seiner Persönlichkeit als in seiner Politik.

Ja, der vielbeschäftigte „Fürst sprach sich mit Klarheit und rückhaltlos über den politischen Zustand Deutschlands und das gegenüber der Bewegungspartei befolgte System Östreichs aus" (S. 96 fg.). Den Verf. „hält allein die Besorgniß, eine Gedächtnißsünde zu begehen, ab, mehr von den unvergeßlichen Worten des großen Mannes niederzuschreiben" (S. 97). Das Mitgetheilte, das ohnehin wol beim Durchgange durch ein solches Medium alle Eigenthümlichkeit verlor, ist völlig ausreichend, denn der Fürst hat begreiflicherweise Hrn. Groß-H. so eigentlich — nichts gesagt. Wir rühmen die Großmuth, die etwas Allgemeines auf eine dem Standpunkte und dem Fassungsvermögen des Hörers angemessene Weise leicht hinwerfen mochte, um so weniger, als wir schon den Werth der Humanität nicht hoch genug anschlagen können, die sogar im Drange wichtiger Geschäfte die lästige Zudringlichkeit abzuweisen verbot. Unfähig, eine auch nur gewöhnliche Erscheinung in ihrer Eigenthümlichkeit zu erfassen, unternimmt der Verf. vollends ohne allen Beruf, die großartige des durch seine Persönlichkeit, seine Talente und seine Stellung gleich bedeutenden östreichischen Hof- und Staatskanzlers zu erklären. Dies geschieht wieder auf die mehrerwähnte plumpe Manier, in welcher er sich einmal festgerannt hat und die ihn höchst unklug also ausholen läßt (S. 98):

Ein elender, zweizüngiger Klätscher, dessen unsauberm Mund nur Pasquille und Lügen entströmen, hat sich für ihm widerfahrene Zurücksetzung dadurch zu rächen gesucht, daß er die großen Anlagen des Fürsten verdächtigte.

Da haben wir doch wenigstens einen Grund, wie verwerflich derselbe immerhin sei; welchen kann aber Hans Normann für seine Verunglimpfungen des Fürsten in „Östreich wie es ist" anführen? Mit Floskeln wie: „das Gefühl des Augenblicks gehört nicht zu unserm Wesen" (S. VII), oder „Irrthümer und Widersprüche wird die Zeit berichtigen" (S. XVI), soll doch Unverantwortliches nicht entschuldigt werden; Niemand hat ihm ja den saubern Mund aufgebrochen, um Personen zu schmähen, deren Wesen er nicht zu begreifen vermag, und über Dinge und Zustände abzusprechen, die er im glücklichsten Falle blos oberflächlich kennt. „Der komische Vorwurf der Gelehrten (?), daß der Fürst nicht das ganze Meer der Wissenschaft ausgeschöpft habe", ist wol nur aus der Luft gegriffen und soll theils dienen, den Hintergrund dunkler zu machen, theils eine halbe Seite zu füllen. Über das Äußere und das Benehmen des Fürsten wird das wunderlichste Zeug in ganz allgemeinen, misgebildeten Tiraden vorgebracht (S. 99 fg.), aus Noth offenbar auch die von Fain erzählte allbekannte Geschichte mit Napoleon's Hut wiederaufgewärmt (S. 101). Obgleich von des Verf. Vorliebe für das Sinnliche, das seine freien Schöpfungen so widerlich macht, auch seine übrigen Schriften zeugen, halten wir uns doch nicht geradezu anzunehmen berechtigt, diese Vorliebe habe ihn zu dem abgeschmackten Schwulst veranlaßt, womit er (S. 102) die Fürstin Metternich und zugleich ihren Gemahl zu verherrlichen meint. Letzterer „hat (wie S. 103 steht) in der Wahl seiner Frauen eine Eigenthümlichkeit, sein Streben nach Schönheit gezeigt". Nur das Entgegengesetzte hätte als Curiosität Erwähnung verdient. Zu dem Personal der Staatskanzlei übergehend, verbreitet sich Hr. Groß-H. (S. 104) in einigen sehr vagen Redensarten über den vornehmlich als Geschäftsmann hervorragenden Lebzeltern. Billiger gegen den Verf. als dieser gegen sich selbst, muthen wir ihm, der aller Menschenkenntniß ermangelt und in der Politik nie buchstabiren, geschweige lesen lernen wird, auch kein Urtheil über Gentz zu. Das durchaus nichtssagende Wortgedehne über den damals bereits seit drei Jahren verstorbenen Staatsmann (S. 105 fg.) läuft darauf hinaus, der Fremde, der Convertit (?) habe den östreichischen Nationalcharakter nicht verstanden, und ist der Beachtung gänzlich unwerth. Übrigens ist Gentz eingestandenermaßen (S. 110) nur des Gegensatzes wegen herbeigezogen, und sein Bild wird noch ziemlich licht gehalten, um das Jarcke's schwarz zu färben.

In Gentz — heißt es (S. 111) — erkannte man auf den ersten Blick den denkenden Staatsmann, in Jarcke sieht man ebenso schnell den berliner Professor.

Die berliner Professoren müssen demgemäß sehr uniform aussehen.

Er hat u. s. w. in seiner Bewegung all die bürgerliche Manier, durch welche sich in Norddeutschland der Gelehrten- und Beamtenstand von dem Adel unterscheidet.

Ist die Manier des Hrn. Groß-H. eine adelige? Jarcke, dem allerdings das Einnehmende und Gewinnende seines großen Chefs abgeht, und der, vielleicht weil er wußte, weß Geistes Kind der sich Vorstellende sei, keinen großen Aufwand an Artigkeit machen wollte, empfing den reisenden Schriftsteller „mit stolzer trüber Miene in einem Bedientenzimmer". Dieser ironische Empfang verschnupfte den Verf., der sich „kurz und ohne Weiteres lächelnd empfahl" und, statt wie sonst bei ganz geringen Anlässen gleich in Zorn aufzulodern, blos gekniffen sagt:

Diese abstoßende, norddeutsche Manier enthüllt plötzlich Jarcke's Stellung und theilweise seinen Charakter: es sind nicht die höhern diplomatischen Functionen, zu denen er tauglich ist und verwendet wird.

Wie anders würde sich der Gekränkte vernehmen lassen, wenn der Norddeutsche, welcher obenein, das Maß der Sünden voll zu machen, Professor in Berlin war, nicht in der östreichischen Staatskanzlei säße! Der wol nur nach dem „Schema" Arbeitende führt nach einigen allgemeinen Äußerungen über Pilat und Bucholtz (S. 117 fg.) das übrige Personal der Staatskanzlei, nicht einmal ganz richtig, blos namentlich auf.

(Der Beschluß folgt.)

Duftkörner, aus persischen Dichtern gesammelt von Hammer-Purgstall. Stuttgart, Brodhag. 1836. Gr. breit 8. 2 Thlr.

Der berühmte Verfasser gibt in diesen „Duftkörnern" das Seitenstück zu den vor 14 Jahren erschienenen „Juwelenschnüren Abul Maani's", den Bruchstücken eines unbekannten persischen Dichters. Wie dort die verschiedenen zerstreuten Stellen eines und desselben Dichters unter die Rubriken von zwölf Juwelen geordnet worden, so hier die „Duftkörner" unter die sieben Rubriken der „Weihrauchkörner" (Hymnen und Gebete), der „Ambrakörner" (Lobgedichte und Wünsche), der „Kampherkörner" (Satiren), der „Sandelkörner" (Elegien), der „Spikenarden" (das Buch der Weisheit), der „Moschuskörner" (das Buch der Schenken), und der „Rosenperlen" (das Buch der Schönheit und der Liebe), wozu noch, nach der eingeführten Gewohnheit arabischer, persischer und türkischer Werke eine „Fatihet", d. i. eine Eröffnerin, und eine „Chatimet", d. i. eine Beschließerin der Sammlung kommt. Übrigens soll man hier durchaus keine treue Übersetzung, sondern meist nur freie Nachbildung suchen, von fast immer genau citirten Stellen. Da von den 22,450 Distichen persischer Dichter, welche das Wörterbuch „Ferhengi Schuuri" enthält, in den „Juwelenschnüren" und „Duftkörnern" beiläufig nur dritthalbtausend Distichen, gleichsam nur der Zehnte der Saat, nachgebildet worden, so bleibt, wie Hr. von Hammer bemerkt, für Orientalisten-Liebhaber persischer Poesie noch immer eine schöne Ernte übrig. Was der Dolmetscher mit dieser eigenthümlichen Art von Anthologie will, hat er in der Dedication an Hrn. Dr. L. A. Frankl, den Sänger des „Habsburgliedes", „Morgenländischer Sagen", des „Colombo" u. s. w. ausgesprochen:

Sie sollen nur durch ihren Duft anregen
Den Dichter, daß er nehme sie zur Hand,
Sie sollen ihn zu einem Lied bewegen,
Das angefacht vom Sonnenbrand

Verschmelzet Ostens Glut mit Westens Klarheit,
Des Geist's Bewegung und der Seele Ruh'.

Diese Absicht aber, glauben wir, ist auf dem eingeschlagenen Wege am wenigsten zu erreichen. Je vollständiger behandelt Gedichte schon von andern Dichtergeistern sind, um so weniger fodern sie das Talent auf, das immer nach Stoff, und zwar nach rohem Stoffe verlangt, um denselben ganz frei von vorgefaßten Regeln und Bildungsversuchen Anderer zu gestalten. Am allerwenigsten kann aber eine Behandlungsweise Lust zur Nachschöpfung erwecken, welche aus schon verarbeitetem Bruchstück ein Ganzes, aus Gliedern früherer Leiber wieder einen Leib zu schaffen unternimmt. Eine weitere Analyse dieser „Duftkörner" wird uns zwar sehr viel Schönes und auch glücklich Zusammengesetztes erkennen lassen, aber auch den Satz bewahrheiten, daß Mosaik nicht dazu geeignet ist, dichten, d. h. aus ganzem Holze schneiden zu lehren.

Nachdem die „Eröffnerin" Gott in sieben Worten angerufen (S. 3—6), dampfen ihm Hymnen und Gebete als „Weihrauchkörner". Von diesen ist das „Bekenntniß der Einheit Gottes" (S. 9 fg.) aus sechs, der „Lobpreis" aus sieben Dichtern zusammengesetzt. Ist es denkbar, daß eine solche Einheit Gottes eine poetische, ein solcher Lobgesang ein ganz harmonischer sei? Nothwendig müssen bald Gedankensprünge, bald gezwungene Übergänge, bald Wiederholungen vorkommen, so dichterisch und überraschend schön oft das Einzelne ist. Folgende Distichen z. B. haben einerlei Verfasser:

Vor der Natur, vor dem Bild lieg' ich anbetend im Staube,
Wag' es nicht, zu erhöhn bis zu dem Schöpfer das Haupt.
Spiegel ist nur die Natur, in dem er sich selber zurückstrahlt,
Strahlend aus reinem Leib, wie aus dem Spiegel zurück.
Nicht ein Menschengemälde, von Engel und Teufel und Abgott,
Von rechtgläubigem Wahn oder ungläubigem Trug;
Solches hat sich der Mensch gepinselt auf finsterem Grunde
Und sein enges Gehirn dienet als Rahmen dazu.
Seinen Saum kann nie die Hand des Verstandes ergreifen,
Seinen Schemel ersliegt nimmer Gedanken und Wort.
Laut bekenn' ich es, laut: Ein Gott, und außerdem Keiner!
In dem Bekenntniß liegt Einheit für Priester und Lain.

Wem wird hier nicht die Tautologie im dritten Distichon und die Übergangslosigkeit und grammatische Dunkelheit, welche zwischen ihm und dem vierten sich findet, störend auffallen?

In den „Ambrakörnern", welche zum großen Theile das Lob des Schachs enthalten, steigt die Anzahl der zu Einem Liede verschmolzenen Dichter sogar bis auf zehn und elf. Hier bleibt nichts übrig, als sich an die einzelnen, oft köstlichen Bilder und Sentenzen zu halten. An solchen ist besonders die Gedankensammlung zum „Lobe des Pferdes" (S. 35) reich, von welcher hier ein Bruchstück stehen mag:

Gaul, dein Leib ist Wolke, gepeitscht vom Winde der Füße,
Wetterstrahl dein Lauf, Donner entpoltert dem Huf.
Stein schmilzt unter dem Huf, und Funken entsprühen dem Hufe,
Wie die Sichel des Monds, wenn sie mit Blitzen gepaart.

— — — — — — — —

Aus dem Rücken dampft der qualmende Brodem der Wüste,
Und im Laufe bleibt selbst die Gazelle zurück . . . .
Wenn er rennet, der Rapp', scheint Rauch in Lüften zu steigen,
Höher als Spinnengeweb flieget der Schimmel empor.

Der Schluß lautet etwas komisch, auch abgesehen von den Mängeln der Form:

Goldener Zügel, besetzt mit goldumfloss'nen Spinellen,
Schickt sich für das Pferd, das Poesie gezimirt.

Die „Kampherkörner" bestehen aus zwei Spottgedichten auf einen Arzt und einen geizigen Dummkopf. Vom Erstern heißt es (dies aus Einem Dichter):

Das Pflaster gibt er ein dem Kranken zum Purgiren,
Das Senfmehl brauchet er zu Pulvern und Klystiren;
Statt Wermuth gibt er Gift, statt Honig Kalomel,
Und zu vermehren Blut setzt er ein Fontanell.

Von den „Sandelkörnern“ (Elegien), die fast gar nicht aus Mosaik zu bestehen scheinen, zeichnet sich die „Todtenklage“ Nr. 2, und die echt orientalische „Todtenklage Wassaf's auf den Tod Seid Amad's“ Nr. 5 aus. Von der letztern theilen wir den Schluß mit (S. 51):

Schämte sich das Schwert nicht seiner Wuth,
Als es troff von seines Ruhmes Blut?
Blutig Halsband ward ihm umgehangen,
Ihm, deß Huld verschenkte goldne Spangen.
Schwierigkeitenschlüssel seine Hand,
Was drückt seinen Fuß der Fessel Band?
Ihn bedauern Grimm und Huld und Glanz,
Die durch seinen Tod verwelkten ganz.
Gott bewässre seines Grabes Raum
Mit der Flut, die blühn macht Edens Baum.

Ebenso originell ist die „Todtenklage des Dichters Selman“ über den Hinscheid des Mongolenherrschers Ebu Said:

Der Himmel hat vom Haupt die Krone sich gegriffen
Und trauernd von dem Kopf die Mütze weggegriffen 2c.

Das Buch des Raths und der Weisheit („Spikenarden“) ist wieder bunt zusammengesetzt, enthält aber Sentenzen, wie sie farbiger und schöner nicht in Rückert's „Lehrgedicht“ sich finden. Z. B.:

Mache die Vernunft nicht zu der Sklavin der Lüste,
Denn der Engel trägt nicht Holz in die Küche des Teufels.

Du weißt, was rechte Hand, was linke sei,
Du ißt und trinkest ja mit beiden.
Wer weiß, was rechte Hand, was linke sei,
Dem stehet auch die Wahl des Guten frei!

Sei stumm wie Lilien und wie Cypressen hoch,
So schonet dich die Welt und spannt dich nicht ins Joch.

Du zogest in das Feld mit Roß und Wagen,
Fünf Tage sind seitdem verflossen kaum.
Das Leben selbst besteht nur aus fünf Tagen,
Sie sind des größten Helden Lebensraum,
Zum Lieben, Dichten, Herrschen Bauen, Schlagen
Zu eng, für eine Hochzeit kaum geraum.

Willst du fahren in der Regel
Durch des Lebens Ocean,
Nimm Gehorsam dir zum Segel,
Wissenschaft zum Steuermann.

Die beste Krone ist Vernunft,
Weil sie die Krone übertrumpft.

Ein Blick der Liebe macht den Kiesel
Zum feuerstrahlenden Rubin
Und wecket Geister aus dem Schutte
Des Leibs, der lieget im Ruin.

Gelangst auf deinen Reisen du
Auch zu dem fernsten West und Osten,
Wirst du als deinen Unterhalt
Nur, was bestimmt dir ward, verkosten.

Vortrefflich sind auch „Die Lehre des Sofi“ (Seite 81), „Kalt und warm“ (S. 86), „Loos und Glück“ (S. 88), „Besserung und Verschlimmerung“ (S. 90), „Die sieben Minen“ (S. 101), „Lebensfutter“ (S. 104):

Hingegangen ist mein Leben
Zwischen Wenn und Aber.
Solche Spreue ward gegeben
Meinem Gaul als Haber.

Die „Moschuskörner“ (das Buch der Schenken) sind voll trunkener Glut.

Weltenspiegel ist der Becher.
Komm und schaue dich hinein!

Wein ist trocknes Himmelswasser,
Wein ist feuchte Sonnenglut!

Käme doch im goldenen Kaftan der Sohn der Rebe, träte den Dichter erst zu Boden und würfe ihn dann himmelan! (S. 121.)

Die „Rosenperlen“ (Buch der Schönheit und der Liebe) bringen am wenigsten Ungewohntes, obwol Vergleichungen und Hyperbeln genug. Lustig ist das ernstgemeinte „Tabackrauchen des Liebchens“ (S. 144), des rosenwangigen, dem die Pfeife so schön im Munde steht wie die dunkle Hyacinthe am Lebensquell. Auch der feierliche, verliebte Medschnun (S. 168) macht lachen, dem vom ganzen Wohlstande seines Leibes zum Kleide nur die Haut übrig bleibt. Auf diese Gesänge der Jugend und Liebe folgt „Chatimet“, die Beschließerin, und macht mit einer Threnodie auf das Alter den Beschluß. Hier spricht der Funfziger:

Ein Beispiel nehme dir, du grüner Alter,
Vom Frühling, der begrünet die Natur,
Vom Lenz, der Jugend ewigem Erhalter.
Grün sind die Mädchen, Gläser und die Flur.

Die grünen Mädchen schließ' in deine Arme,
Aus grünen Gläsern trinke goldnen Wein,
Auf grüner Flur entflieh des Alters Harme,
Pflück' Rosen in der Jugend grünem Schein.

Aber der Dreiundsechziger, der Deutsch-Perser, singt:

Denk' auf die Reise, deine grauen Haare
Sind Boten, dich zu suchen, ausgesandt;
Erheb' dein Haupt, bald ruht es auf der Bahre,
Zwei Augenblicke noch sind zugewandt!

83.

Notiz.

Die Vergleichung der über die Selbstmörder geführten jährlichen Listen zeigt nach Angabe französischer Blätter folgendes Ergebniß: ganz besondere Fälle abgerechnet, gibt sich ein Viertel Menschen den Tod aus unglücklicher Liebe, ein anderes aus Noth, ein drittes in Folge körperlicher Leiden, die von Ausschweifungen herrühren, und das letzte wegen Unglücks im Spiel.

Ebenso hat man beobachtet, daß in den heißesten und in den kältesten Tagen die meisten Selbstmorde stattfinden, woraus zu schließen ist, welchen traurigen Einfluß die äußersten Temperaturen auf das Gemüth Derer haben, die zum Selbstmorde geneigt sind.

Man hat übrigens in verschiedenen Ländern bemerkt, daß der vorsätzliche Selbstmord gewöhnlich während der Nacht und kurz vor Tagesanbruch begangen wird, der zufällige oder unvorsätzliche während des Tages, als augenblickliches Ergebniß innerer Leiden, Verluste im Spiel, entdeckter Untreue oder schlimmer Nachrichten. Ferner, daß der Mensch nach seinem Alter sich auf verschiedene Weise den Tod gibt: bei der Jugend kommt das Hängen öfter vor, das männliche Alter wählt das Feuergewehr, in vorgerücktern Jahren ist das Ersäufen gewöhnlicher. Das hinfällige Alter wählt wieder das von der Jugend vorzugsweise ergriffene Mittel, und der unglückliche Greis führt durch Erhängen um einige Tage früher das Ende seines Daseins herbei.

4.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Donnerstag, —— Nr. 166. —— 15. Juni 1837.

Östreich im Jahre 1835 und die Zeichen der Zeit in Deutschland. Von A. J. Groß-Hoffinger.

(Beschluß aus Nr. 165.)

Mit einer „tiefen, innigen Andacht, einer heiligen Scheu" glaubt der Verf. die Neugierigen zur „Industrie- und Gewerbsproducten-Ausstellung" sich haben drängen zu sehen (S. 140). Die Sache hat auch seinen Beifall, der „selbst auf der leipziger Weltmesse keine so köstliche Auswahl der herrlichsten Erzeugnisse zusammengestellt fand", daher er „die Ausstellung ungemein befriedigt verließ" und in den unzweideutigsten Ausdrücken den Wunsch zu erkennen gibt, daß „diese Anstalt immer besser gedeihen und das Ihrige beitragen möge, die Fremden über die Productivität und Kunstintelligenz des von Thoren so oft geschmähten Östreichs aufzuklären" (S. 147). Einmal im patriotischen Zuge, vindicirt Hr. Groß-H. seinem Vaterlande noch den Venetianer Adr. Balbi (S. 148) und gibt aus dessen „Essai" statistische Notizen über Östreich (S. 151 fg.); wie es früher Mode war, schöngeistigen Producten etwas Musikalisches mitzugeben, so versieht der Verf. seine Schriften gern mit etwas Statistischem.

In dem Abschnitt: „Die östreichische Literatur" (S. 164 fg.), handelt der Verf. blos die Tagesliteratur, auf welche er doch immer wieder vornehm herabsieht, in seiner Weise, rhapsodisch ab. Aber auch dies Gebiet, das einzige, wo man ihn wenigstens einigermaßen heimisch glauben sollte, ist ihm ganz fremd. Seiner überall zu Tage liegenden Unwissenheit ist nichts vergleichlich als, gelind gesagt, sein Leichtsinn, über Dinge, die er nicht versteht, keck abzusprechen, und seine kaum glaubliche Unfähigkeit, die alltäglichste Erscheinung nur ganz obenhin aufzufassen. Unbestimmte, oft ganz unverständliche, oft alles Sinns ermangelnde, mit Fremdwörtern gestopfte Phrasen sollen über den Mangel an Sachkenntniß und an Gedanken täuschen, Schmähungen, unedle Bilder und abgeschmackte Ausdrücke das trockene Geschwätz würzen. Kann man sich etwas dabei denken, wenn (S. 164) gesagt wird: „die Weihe der Weltgeschichte sei sichtbar in einem kosmopolitischen Urtheile"? Wenn es von mehren blos namentlich aufgeführten östreichischen Dichtern aus dem letzten Viertel des vorigen und dem ersten dieses Jahrhunderts heißt (S. 166): „Diese Namen klingen alle wie moralische und biblische Sentenzen, philosophische Wahrheiten und antike Schönheiten", so ist das in Bezug auf den zuletzt Genannten, den übrigens talentvollen Steigentesch, reiner Unsinn, und auch auf die übrigen möchten die in dieser Tirade enthaltenen Bezeichnungen nicht passen: ein Zeichen, daß Hr. Groß-H. diese ältern, vaterländischen Dichter entweder nicht kennt, oder wieder einmal seinen Worten keinen Sinn mitzugeben für gut fand. Wir wüßten Dem nicht zu widersprechen, welcher die Ausdrücke des Verf. über die neuere Schule (S. 173) gemein, das Urtheil über die „Östreichische Zeitschrift" (S. 174 fg.) hämisch nennte und das fortgesetzte leidenschaftliche Gefasel (S. 178 fg.) als Denunciation bezeichnete. Über den Fortschritt der östreichischen Literatur verbreitet sich der Verf. (S. 191) auf höchst widerwärtige Weise und sucht dann beiläufig wieder einmal sein unberufenes Schriftstellerwesen zu entschuldigen (S. 193):

> Man brachte hier Dinge in Erinnerung aus frühern Schriften, die ich längst vergessen hatte; denn ephemere Producte sollen ebenso wenig der Medisance als dem Ruhm unvergänglich sein.

Fiel ihm denn bei den Worten (S. 194):

> Viele halten es für den heiligsten Lebenszweck, entfernt von allen Staats- und bürgerlichen Geschäften, im Müßiggang mit den Musen Unzucht zu treiben —

Niemand ein, auf den, wenn man das „Staats-" wegläßt, diese Worte vornehmlich und ganz eigentlich passen? Es ist derselbe, der drei Zeilen später schreibt und, wohlgemerkt! allen Ernstes:

> Daß Wissenschaft und Kunst nichts sind und sein sollen als Handlanger des Gemeinwohls, davon haben Wenige eine Ahnung.

Der Himmel bewahre auch Jeden vor Ahnung! Auf Saphir wird (S. 194 fg.) geschmäht und behauptet, blos die schreibende Welt habe sich gegen den Rückkehrenden empört, die Regierung, „welche allen literarischen und religiösen Confessionen freie Ausübung ihrer Culte gestatte", ihm verziehen. Weiter liest man (S. 195), „daß eher zehn beleidigte Majestäten zu versöhnen sind als eines beleidigten Autors schrecklicher Zorn"; von dem lächerlichen Zorn unsers Autors gaben wir oben Pröbchen. Der Verf. versucht sogar auf seine Manier witzig zu werden und beehrt Saphir mit dem Titel eines „Hofnarren Sr. Herrlichkeit des deutschen Publicums".

Unter „Salzburg", wo der Verf. den Schädel des Paracelsus besichtigt, welcher ihm nicht größer als der eines Knaben vorkommt, heißt es (S. 209):

Die höchste Intelligenz wohnt in einem kleinen Gehirn, die stärkste Zeugungskraft eines Alcides in sehr kleinen Organen.

Wir erfahren ebendaselbst noch: „Große Männer und Narren stehen einander näher, als sie Beide glauben", und überlassen Jedem selbst, solche Äußerungen für Das zu halten, was sie sind.

Wir haben den 68 Seiten einnehmenden Anhang: „Die Zeichen der Zeit in Deutschland", der wol nur zur Füllung des Bändchens geschafft werden mußte, gewissenhaft durchgelesen und werden an dieses Stück Arbeit denken, „so lang noch Leben haust in unserm Hirn". Hier entwirft der Verf., sich in einen wahren Berserkerschwirbel hineinschreibend, in seiner schlechtesten Manier ein Gemälde von den Gebrechen der Zeit und zeigt sich als zu Denen gehörig, die, wenn der Kampf beendigt ist, hinter dem Kachelofen hervorgekrochen kommen und einen gewaltigen Muth zu Tage legen. Er tobt über die „literarische Canaille" (S. 220), schlägt, ein würdiger Nachahmer des Sir John Falstaff (S. 247 fg.), das junge Deutschland todt, nennt Hegel dessen „Pontifex maximus" (S. 225), schimpft auf alle Welt, besonders auf Philosophen und Theologen (S. 224 fg.), faselt über Schriftstellerei (S. 262 fg.), und läßt einen leipziger Kaufmann 1831 recht markthelferlich über den Preßunfug sprechen (S. 267 fg.). Dem sinn- und richtungslosen Inhalt dieses Anhangs gemäß ist die Sprache, die durch eine Menge widriger, ekelhafter und schmuziger Ausdrücke unausstehlich wird. Es hieße die Nachsicht des Lesers, dem durch das früher Mitgetheilte zu einem eignen Urtheil über das vorliegende Buch und dessen Verf. verholfen werden sollte, auf unverantwortliche Weise misbrauchen, wenn wir ihn noch mit Auszügen aus diesem Anhange behelligen wollten.

Wer den Schriftsteller nur nach seiner That, der Schrift, beurtheilt, darf nicht fürchten, ihm Unrecht zu thun, wie ungünstig auch das Urtheil ausfalle. Es freut uns, in dieser Hinsicht den Männern, welche über die frühern Schriften des Verf. in d. Bl. ihre Stimme abgaben *), nicht den mindesten Vorwurf machen zu können. Wenn Hr. Groß-H. etwas nur einigermaßen Genügendes zu Tage fördert — wozu freilich das vorliegende Buch alle Hoffnung benimmt —, so wird dies von uns willig anerkannt werden; bis dahin aber dürfte es am räthlichsten sein, in d. Bl. von seinen, auf ein ganz anderes Publicum als diese berechneten Schriften zu schweigen. 141.

Walter Scott's Memoiren.

Der Herausgeber des vor Kurzem zu Edinburg erschienenen Werks: „Memoirs of the life of Sir Walter Scott" (erster Band), Herr Robert Cadell, erklärt sich in der Vorrede zu demselben dahin, daß, da er eben laut testamentarischen Auftrags des Sir Walter Scott mit dem Ordnen der Materialien zu dessen Lebensbeschreibung beschäftigt gewesen und auch bereits in derselben vorgeschritten sei, sich plötzlich in einem alten Cabinet zu Abbotsford ein autobiographisches Fragment vorgefunden habe, das der berühmte Romantiker im J. 1803 kurz nach Herausgabe seines „Marmion" niedergeschrieben. Dieser Umstand mußte natürlich auf die Fortführung des Werks von Seiten des Herausgebers einen bedeutenden Einfluß gewinnen; um so mehr, da sich bei jenem Manuscript auch noch ein Fascikel mit Anmerkungen fand, die aus dem Jahr 1826 herrührten. Dessenungeachtet blieb dem Herausgeber, auch nachdem er jene autobiographischen Skizzen gewissenhaft benutzt hatte, noch Vieles zu ergänzen übrig, und es kann somit dieser vorliegende erste Band der Memoiren Walter Scott's von Seiten des Herausgebers als eine umständliche und erschöpfende Paraphrase jenes Originalmanuscripts angesehen werden. Das letztere bleibt für uns freilich immer die interessanteste Partie des Ganzen, und wir werden uns also bei Hervorhebung einiger charakteristischen Momente fürs erste an dieses halten.

In der Einleitung zu seiner Selbstbiographie äußert sich Walter Scott wol etwas zu übertrieben bescheiden, sodaß seine Gegner vielleicht sagen könnten, es blicke durch diese hindurch die Maske des verschlagenen Tory. Da es, so läßt er sich vernehmen, einmal die Neigung der Zeit sei, sich für literarische Anekdoten und Privatgeschichten zu interessiren und dergleichen zu Tage zu fördern, so werde man ihm, daß er desgleichen thue, ebenfalls nicht verargen, weil ihm ja die Zeitgenossen billigerweise wol so viel einräumen würden, daß er zu einer gewissen nicht unbeträchtlichen Popularität gelangt sei, wiewol diese nicht blos seine Erwartung und sein Verdienst, sondern selbst seine Wünsche überstiegen habe. In dieser Hinsicht habe es ihm am Herzen gelegen, daß, wenn sein literarischer Ruf sein Leben überdauern sollte, das Publicum mindestens aus reiner Quelle die Lebensumstände eines Mannes erfahren möge, der einst zu seiner Unterhaltung beitrug. Allerdings sei er weit entfernt, diesen Fragmenten aus seinem Leben irgend einen tiefern moralischen Erfolg zuzuschreiben; auch wisse er wohl, daß ihm die Natur die Talente eines Burns und Chatterton versagt habe, allein auf der andern Seite habe dafür in seinem eignen Leben mehr Solidität stattgefunden, und da dasselbe frei geblieben sei von den heftigen Gefühlen und stürmischen Leidenschaften jener höher begabten Männer, so werde wenigstens die Geschichte desselben ein Bild der Ruhe, des Maßes und der Bedächtigkeit zum Nutzen Anderer aufstellen können. „Jeder Schotte", fügt er hinzu, „hat sein Steckenpferd, dies ist sein Nationalvorrecht, nicht minder unveräußerlich als sein Stolz und seine Armuth."

In dem Capitel, das von der Genealogie seiner Familie handelt, und worüber man seine eignen Worte: „Meine Geburt war weder ausgezeichnet noch schmutzig", als Motto setzen könnte, ergeht sich Walter Scott in jenen ausführlichen Schilderungen, die uns nun einmal an ihm lieb geworden sind. Er übergeht keine einigermaßen beachtenswerthe Familienanekdote. Über seinen ältern Bruder, Robert Scott, erfahren wir unter Anderm, daß dieser ein angenehmer Sänger war, eine Eigenschaft, welche dem jüngern Walter gänzlich abging. Dieser ältere Bruder war auch ein tüchtiger Mechaniker und wußte, wenn er bei Stimmung war, die unterhaltendsten Abenteuer zu erzählen. Er war Seeoffizier in der englischen Marine und würde vielleicht bei seinen Fähigkeiten sich später ausgezeichnet haben, wenn ihm nicht wie so manchem Andern der Friede zu Paris alle Aussicht auf Beförderung geraubt hätte. Er sah sich deshalb genöthigt, Dienste bei der ostindischen Compagnie zu nehmen, machte in diesen Verhältnissen zwei Reisen nach dem Orient und wurde dort leider das Opfer des ungewohnten Klimas.

Zu sich selbst zurückkehrend, erzählt uns Walter Scott die Art und Weise, wie schon in frühester Kindheit sein Fuß gelähmt worden. Er war als dreijähriges Kind sehr lebhafter Natur und zeigte stets großen Widerwillen, zu Bett zu gehen; man mußte ihn immer zuvor eine Weile im Zimmer umherjagen und dann mit Gewalt zu Bett bringen. Die damit verbundene Erhitzung, worauf während der Nacht eine heftige Erkältung folgte, zog ihm ein Fieber zu, während dessen er in einem unbeachteten Augenblick aus dem Bette sprang. Von

*) Vgl. Nr. 149 f. 1833; Nr. 53, 247, 270 f. 1834; Nr. 89, 153, 224, 286, 287 f. 1835. D. Red.

dieser Zeit an blieb sein rechter Fuß lahm. Der Großvater mütterlicher Seite, Alexander Wood, selbst ein sehr geschickter Arzt, erschöpfte sich in Heilmitteln, die jedoch sämmtlich erfolglos blieben. Nach und nach nahmen die bekümmerten Ältern wol auch zu allerlei Hausmitteln und Quacksalbereien ihre Zuflucht, was die Sache vielleicht noch verschlimmerte. Daher war es sehr heilsam, als der Großvater ihn mit sich auf sein Landgut in Sandy-Knove nahm, wo zwar das Übel ebenfalls ungeheilt blieb, aber doch dem Knaben die freie Luft sehr wohlthat. Von hier aus reiste er mit seinem Großvater über London nach Bath. Der Aufenthalt in der ungeheuern Weltstadt währte etwa eine Woche, während welcher der Großvater mit dem fünfjährigen Knaben den Tower von London und die Westminsterabtei besuchte. Hier versichert uns der Verf., daß die Eindrücke, welche jene beiden riesenhaften und durchaus verschiedenartigen Gebäude damals auf sein zartes Gemüth hervorbrachten, ganz unauslöschlich in seiner Seele blieben, sodaß, als er 25 Jahre später London zum zweiten Male besuchte, er jene außerordentlichen Gegenstände genau so wiederfand, wie sie seiner Einbildungskraft während dieser Zeit vorgeschwebt hatten. In Bath selbst wurden zur Wiederherstellung des kranken Fußes alle mögliche Bademittel angewendet, allein ohne den gewünschten Erfolg, außer daß der lahme Fuß dadurch etwas gestärkt wurde. In Bath besuchte der Knabe auch die Unterrichtsanstalt einer ältlichen Dame und lernte bei ihr und mit Hülfe seines Großvaters zuerst Englisch lesen. Sehr günstig wirkte auf das lebhafte Kind ein Besuch seines Onkels, des Capitain Robert Scott. Dieser verschaffte ihm den Genuß aller möglichen, seinem Alter entsprechenden Vergnügungen, unter andern auch den des Theaters. Das erste Stück, was der kleine Scott hier sah, war „Wie es Euch gefällt" von Shakspeare, und hierin können wir, in gerechter Anerkennung des hohen romantischen Talents, welches Walter Scott in seinen spätern Dichtungen entwickelte, unstreitig eine gewisse bedeutsame und ausdrucksvolle Vorahnung erblicken, denn jenes frische und freie Element des grünen Waldlebens und der heitern Beziehung romantisch-kräftiger Charaktere zueinander, was sich in dem Shakspeare'schen Stücke so wundervoll abspiegelt, ist auch als wahres, natur- und lebenskräftiges Element in die spätern Dichtungen Walter Scott's eingedrungen.

Wir übergehen den Zeitraum, da der junge Scott, zwar nicht körperlich geheilt, aber doch lebenskräftig und geistig vollkommen rüstig in das Vaterhaus nach Edinburg zurückgekehrt war, bis dahin, wo er die hohe Schule zu Kelso verließ, die er in späterer Zeit besucht hatte. Er verließ diese Hochschule, ausgerüstet, wie er selbst gesteht, mit einer großen Menge allgemeiner Kenntnisse; allein diese seien übelgeordnet und unsystematisch gewesen. Er selbst war ihrer nicht Meister und sagt an einer Stelle, daß er ihre spätere Nachhaltigkeit wol nur seinem außerordentlichen Gedächtnisse zu verdanken hatte; wir unsererseits wollen in seinem Namen diese bescheidene Behauptung dahin vervollständigen, daß der Dichter jenen Vortheil wol in noch höherm Grade seiner lebendigen Imagination und überhaupt seiner poetischen Begabung zu verdanken hatte. Was er in genauer Beziehung auf die letztere in diesem Zeitraum an sich selbst vorzüglich beachtenswerth findet, darüber müssen wir nothwendig seine eigne Rede vernehmen. „In diese Zeit", so drückt sich er sich aus, „kann ich mit vollem Selbstbewußtsein das Erwachen jener lebhaften und beglückenden Empfindung versetzen für Alles, was Naturgegenstand und Naturschönheit ist: Gefühle, welche mich seitdem nie wieder verlassen haben. Solche Gedanken zu wecken, dazu eignete sich auch die Umgebung von Kelso ganz vorzüglich, welches der schönste, wo nicht der romantischste Ort in ganz Schottland ist. Diese Nähe bietet Gegenstände dar, die nicht allein in sich selbst großartig, sondern auch durch ihre Umgebungen ehrwürdig sind. Dergleichen Momente sind jene beiden in Gesängen berühmten herrlichen Flüsse, der Tweed und der Teviot, welche hier ineinander fließen, die Ruinen einer alten Abtei, die entferntern Trümmer von Roxburgschloß, die moderne Besitzung von Fleurs, welche mit jenen uralten Denkmälern dergestalt zusammengrenzt, daß sich der anziehendste Gegensatz des modernen Geschmacks mit der alten adeligen Größe daraus hervorbildet. Hierzu kommt noch die Vereinigung einer Menge anderer Schönheiten, deren einzelne Beschreibung vielleicht nicht ganz den Erwartungen entsprechen würde, die aber doch in ihrem harmonischen Zusammentreffen ein so vielgestaltiges und ausdrucksvolles Ganze und ein so reiches, befriedigendes Gemälde bilden, dergleichen man selten wiederfindet. Gewiß ist es, daß die Reize dieser Landschaft sich eher für die Darstellung des Pinsels als der Feder eignen. Die romantischen Gefühle, die ich als in meinem Gemüth vorherrschend beschrieben habe, mußten sich auf naturgemäße Weise mit den großartigen Zügen der mich umgebenden Landschaft vermählen, und die historischen Ereignisse oder alten Sagen, die mit so vielen Punkten dieser Gegend in Verbindung standen, hinterließen in meinem Innern den lebendigsten, tiefsten und nachhaltigsten Eindruck. Von dieser Zeit an wurde die Liebe zur Naturschönheit, welche letztere insgemein noch weit ergreifender hervortritt, wenn sie sich mit den Trümmern der Vorzeit, mit den Überresten urväterlicher Herrlichkeit verbindet, in mir zur wahrhaft unersättlichen Leidenschaft; eine Leidenschaft, die ich, wenn es irgend die Umstände gestattet hätten, gewiß durch Wanderungen über den halben Erdkreis befriedigt haben würde."

Allein die Umstände und Rücksichten, denen in der Welt so mancher reichbegabte Geist sich halb unwillig fügen muß, gestatteten ein solches Ergehen des poetischen Genius keineswegs; der durchaus romantisch gesinnte Jüngling mußte zuerst auf dem Collegium zu Edinburg die Rechtswissenschaft und Lateinisch und Griechisch erlernen und sich von seinen Commilitonen sogar den Spitznamen des griechischen Strohkopfs gefallen lassen, weil ihm die romantische Eigenthümlichkeit seiner vaterländischen Volksdichtung mehr behagte als das classische Alterthum. Nach beendigten Studien war jedoch die Prüfungszeit noch keineswegs vollendet, denn nun mußte er erst bei seinem Vater, der bekanntlich ein Rechtsgelehrter war, fünf Jahre lang als Gehülfe arbeiten. Während dieses Zeitraums, der sich etwa bis zum J. 1792 erstreckt, äußerten die sogenannten literarischen Gesellschaften (literary societies), in welche der junge Gelehrte gezogen wurde, auf ihn eine entschieden günstige Wirkung. Es entwickelte sich in diesem heitern und doch nicht absichtslosen Beisammenleben eine ungemeine geistig-innerliche Thätigkeit, und wenn sich auch nicht alle Mitglieder in ihren verschiedenartigen Bestrebungen gegenseitig förderten, so hemmte doch auch Keiner den Andern in Dem, was ihm naturgemäß und eigenthümlich war. Auf jeden Fall aber bildete dieser fortwährende allgemein geistige Verkehr ein heilsames Gegengewicht gegen die einseitig praktische Laufbahn, welche der Beruf einzuschlagen vorschrieb. Ein anderer wesentlicher Vortheil für den jungen Mann war dieser, daß ihn der Aufenthalt in einer großen Stadt und die vielfachen Verbindungen seiner Familie fortwährend in diejenigen Cirkel einführen, die man als die gute Gesellschaft zu bezeichnen pflegt. „Es hält", so versichert er uns selbst, „für einen jungen Mann, der das aufrichtige Verlangen hegt, zu gefallen und sich gefällig zu beweisen, in Edinburg nicht schwer, eine passende Stellung in der feinern Gesellschaft zu gewinnen, und ich meines Theils hatte alle Ursache, zufrieden zu sein, daß die Verhältnisse meiner Familie, wenn sie auch keine der ausgezeichnetsten war, meine sociale Ausbildung nicht hinderten. Ich war, um es mit einem Wort zu sagen, in die Liste der Gentlemen eingetragen und behauptete diesen Charakter, wie Tony Lumpkinn sagt, „so gut, als es eben die Verkettung der Umstände mit sich brachte".

Bei diesem Zeitraum, wo der junge Walter Scott in Begriff steht, seine Lebensverhältnisse und Aussichten auf selbständige Weise zu gestalten, endigen seine der Biographie von Robert Cadell zu Grunde liegenden autobiographischen Fragmente, und wir schließen damit auch unsern Bericht über ein gewiß

sehr Vielen willkommenes Werk, den wir jedoch nur als einen vorläufigen betrachtet wünschen, da wir unstreitig noch einmal auf ein so inhaltreiches und allbefreundetes Leben zurückkommen müssen. 80.

Aus Italien.

Die Streitfrage über den Verf. des vielleicht segensreichsten Buches nächst der Bibel, des Buches „De imitatione Jesu Christi", wird wie die über den Erfinder der Buchdruckerkunst wahrscheinlich noch lange die Gelehrten beschäftigen, ohne den Segen zu beschränken, den beide noch täglich verbreiten. Nach vielfacher Erörterung kommen jetzt die stimmfähigsten Richter dahin überein, daß sie den Mönch Johann Gersen da Cabanaco, (heute Cavaglia, ein Örtchen in der Umgegend von Vercelli), der von 1220—40 Abt des Benedictinerklosters S.-Stefano von Vercelli war, für den Verf. des trefflichen Buches halten, und daß sie eine Handschrift, die einst der erlauchten Familie degli Avvocati oder Avogardi gehörte, für die älteste bisjetzt bekannte und, wenn auch nicht für die eigne Handschrift des Verf., doch für eine Abschrift davon halten, die schon im 13. Jahrhundert nach Gersen's eigner Handschrift gemacht ward. Diese Handschrift kam in den Besitz eines Präsidenten de Gregory, der sie mit frommer Aufopferung in dem Archive der Domkirche seiner Vaterstadt Vercelli niedergelegt hat. So stehen nach den gelehrtesten Ermittelungen durch Männer wie Lanjuinais und Daunou und die gelehrtesten Bibliographen zu München und Modena die Ergebnisse der Vergleichungen, und selbst der Papst Gregor XVI. hieß durch ein Breve vom 19. Juni 1835 eine Ausgabe gut, welche den Namen des Thomas von Kempen beseitigte. Diese Erscheinung ist für Beobachter, die durch überlieferungen geheiligte Irrthümer in Rom so standhaft durchgeführt zu sehen gewohnt sind, nicht ohne Interesse, und man wird daher das Befremden sich erklären können, mit dem aufmerksame Italiener eine Ankündigung einer neuen Prachtausgabe des unendlich oft gedruckten Buches mit dem Namen Thomas a Kempis an der Stirn in die Hand nehmen. Dogmatische Bedenken bei einer Stelle des zweiten Buches (Cap. 10, V. 10), die übrigens, richtig erklärt, kein Gewissen verletzen kann, haben gegen den Text der Avvocati'schen Handschrift ängstliche Gemüther, wie es scheint, eingenommen, und es dürften daher noch manche Jahre dazu gehören, ehe die erörterte Wahrheit allgemeine Empfänglichkeit findet, und auffallen kann es daher nicht, daß der neueste italienische Übersetzer, Dr. Gius. Acquistapace, seiner in Mailand 1836 in 12. erschienenen Übertragung den Boboni'schen, nicht den Gregory'schen Text zu Grunde gelegt hat. Nach diesem hat Dr. Gregory 1835 zu Paris bei Didot eine besorgt.

Noch gilt in Italien der Satz nicht, daß die kürzeste Inschrift, welche den Zweck eines Monuments richtig und ausreichend ausspricht, die beste sei; sondern Wohlredenheit sucht darin noch ihre Triumphe; daher besitzt die italienische Literatur einen Artikel, der auf dem so reichversorgten deutschen Büchermarkte nicht current ist: sie besitzt Sammlungen der Inschriften von Grabsteinen ꝛc. Die abgedruckten Inschriften der Fremdenbücher, die auf einigen vielbesuchten Punkten Deutschlands ausliegen, z. B. auf dem Riesengebirge, in der sogenannten sächsischen Schweiz u. s. w., wird man darum den italienischen Sammlungen nicht vergleichen wollen, weil bei den deutschen namhafte Leute der Verpflichtung, sich so zu verewigen, meistens ausweichen, während in Italien talentvolle Männer diese Ehre aufsuchen; weil man dort meistens fremde Gedanken zusammenträgt, höchstens parodirt, hier mit eignen Parade macht. Die italienischen Sammlungen geben daher viel mehr Unterhaltung; einzelne, welche an bestimmte Örtlichkeiten sich anschließen, sind beachtenswerthe geschichtliche Denkmale. Spreu gibt es indessen in Menge darunter. Zu den bekannten Sammlungen von Morini, Muzzi (welche bei dem achten Fascikel steht), Silvestri, Papotti, Cicogna (der interessantesten) ist jetzt eine neue gekommen: „Iscrizioni di *Baldesarre Lambertenghi*" (Como 1836), die von sehr glücklichen Eingebungen kein Zeugniß gibt.

Der alte Lomazzo hat in seinen Schriften versichert, wo, weiß ich wirklich nicht zu sagen, die Zeichnung sei der Vorzug der römischen Künstler, die Farbe der Vorzug der Venetianer, und die Perspective der Ruhm der Lombarden, und das Wort ist bestätigt worden bis auf die neuesten Zeiten. Die lombardische Kunstgeschichte prunkt mit den Namen des Fra Luca Pacciolo, des Giov. da Valle, des Costant. Vaprio, des Foppa, des Civerchio, der Bevilacqua, des Crivelli, des Zenale, des Bramantino, die sämmtlich noch vor Leonardo's Zeit durch diese Geschicklichkeit sich Auszeichnung erwarben, und der am 28. Oct. 1828 verstorbene Gius. Levati, Professor bei der Kunstakademie zu Mailand, hat diesen Ruhm nicht vermindert. Der Secretair dieser Akademie, Fumagalli, hat bei einer feierlichen Preisvertheilung am 7. Sept. 1836 in der Festrede das Leben dieses Mannes erzählt, das schon dadurch für viele Ultramontanen Interesse haben muß, weil er der Schöpfer jener überraschenden Decorationen war, die zum Ruhme des Theaters S.-Carlo so Vieles beitragen. Levati war ursprünglich Holzhacker (geb. d. 19. März 1739 zu Concorezzo), aber durch seine Neigung so zu diesem Berufe getrieben, daß er die Mängel des Unterrichtes gleichsam durch eine innere Anschauung ersetzte und schwierige Aufgaben der constructiven Geometrie gleichsam instinctmäßig löste. Seine Zimmerverzierungen waren so täuschend, daß Kaiser Paul zu Monza durch das Gefühl überzeugt werden mußte, daß eine Kuppel, die er dort ausgeführt, auf der glatten Decke gemalt sei. Schon 1796 zum Lehrer der Perspective ersehen, erhielt er diesen Lehrstuhl 1803, als die italienische Regierung die jetzt bestehende Ordnung der Kunstakademie bestätigte, und sein Vorbild hatte eine Menge trefflicher Schüler erzogen. Einer davon, Franz Durelli, war sein Amtsnachfolger. Die ebenso beredte als inhaltreiche Rede Fumagalli's findet man in der „Biblioteca italiana" (1836, December, S. 322). In einer eignen kleinen Schrift: „Solenne distribuzione de' premj ed esposizione dell' anno 1835 nell' accad. provinc. delle belle arti in Ravenna" (Ravenna 1836), sind allgemeine ästhetische Paradorien auseinandergesetzt, die vielleicht weniger auswärtige Kunstfreunde interessiren dürften als eine Notiz über die Herstellung der Fresken von Guido und seinen Schülern Gassi und Sementi im Dom zu Ravenna, so übeltönend das Wort: Restauration, in vieler Kunstfreunde Ohren klingt. In Venedig ist ein Antonio Diedo Kunstsecretair, der in seinen „Discorsi letti nell' I. R. accad. delle b. arti in Venezia per la distribuzione dei premj dell' anno 1835" sich eine Aufgabe gewählt hat, die in Deutschland keine Complimente herbeigeführt haben möchte, wie sie doch bei solchen Gelegenheiten gewöhnlich sind. Er hat von dem wohlthätigen Einflusse der Mäcene auf die Künste gesprochen! Eine Rede zum Andenken Pomponio Amalteo's, eines Künstlers, der in Friaul bedeutende Werke hinterlassen hat, ist damit zusammengestellt. Die genauer erörterten Angaben seiner Geburt (1505 in S.-Vito) und das genaue Verzeichniß seiner Werke, deren letztes die Jahrzahl 1580 trägt, machen diese kleine Schrift daher beachtenswerth. Berichtigungen des Vasari in Bezug auf Polidoro Caldara, dessen Todesjahr dort 1543 angesetzt ist, bringt die Schrift: „Intorno le belle arti e gli artisti fioriti in varie epoche in Messina. Ricerche di *Carmelo La Farina.*" (Messina 1835). Wahrscheinlich starb er 1535, sicher vor dem März 1541. 40.

Hierzu Beilage Nr. 3.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Beilage zu den Blättern für literarische Unterhaltung.

Nr. 3. 15. Juni 1837.

Reise durch Norwegen im Sommer 1832. Mit Rücksicht auf die natürliche Beschaffenheit und den Culturzustand des Landes, auf Landwirthschaft, Bergbau, Gewerbe, Handel und Schiffahrt. Von F. W. Otte. Berlin, Rücker. 1835. Gr. 8. 2 Thlr.

Der Leser findet in dieser Reisebeschreibung eine Charakteristik Norwegens und seiner Bewohner; Andeutung der von diesen erreichten Culturstufe sowie der zum fernern Fortschreiten getroffenen Einrichtungen; Darstellung des bisherigen Gewerbszustandes und der zu seiner Verbesserung anzuwendenden Hülfsmittel u. s. w. Freunde der Natur- und Völkerkunde werden in diesem Buche Unterhaltung und Belehrung finden.

Wir wollen unsern Lesern im Auszuge hier mittheilen, was der Verf. über die Hauptstadt des Landes und seine Reise von Christiania nach Drontheim bemerkt, und müssen wegen des übrigen Inhalts auf das Werk selbst verweisen.

Am 15. Juni 1832 verließ der Verf. die Hauptstadt Dänemarks, begab sich an Bord des norwegischen Dampfschiffes Prinz Karl, und landete am 16. Abends bei dem Städtchen Mos an der Christiania-Förarde (Fiord). Da derselbe zum ersten Mal dies Land besuchte, so empfand er um so mehr den Eindruck des Ungewohnten in der Bauart der von Holz aufgeführten Kirche und Häuser, der wenig regelmäßigen Lage der letztern, der romantisch geformten Felsenmasse, welche das Ganze trägt, sowie des hier und da in jähem Falle hinabstürzenden Wandseeflusses, der oberhalb des Städtchens nicht weniger als 6 Kornmühlen und 45 Sägemühlen, und unterhalb die Mühlenräder des an das Städtchen stoßenden Eisenwerks treibt, nunmehr das Eigenthum des vormaligen Staatsraths und jetzigen Reichsstatthalters, Grafen Wedel Jarlsberg. Die Werke befinden sich seit den letzten 12—16 Jahren in Abnahme, ungeachtet auf den vielen in geringerer oder größerer Entfernung von der Stadt gelegenen Sägemühlen fortdauernd bedeutende Quantitäten Zimmerholz für die Ausfuhr zugerichtet werden.

Von Mos ging der Verf. nach Christiania. Immer dichter traten auf der fernern Fahrt nach Norden die mit Nadelholz bekränzten Ufer des Fiords zusammen. Am 17. kam derselbe in der Hauptstadt Norwegens an. Die Volkszahl Christianias wird von den einheimischen Statistikern ungleich zwischen 15,000 und 20,581 angegeben, welches darin, daß mehr oder weniger die angrenzenden Ortschaften als Vorstädte betrachtet und mit in die Volkszahl der Stadt aufgenommen werden, seinen Grund haben mag. Von den Vorstädten liegen acht auf dem Gerichtsbezirke der Stadt und vier auf Amtsgrunde; sie hängen nur zum Theil unmittelbar mit derselben zusammen und sind von ungleicher Ausdehnung, welche indeß im Ganzen den Flächenraum der Stadt übertrifft. Diese wird regelmäßig durch 28 gerade fortlaufende, 20 Ellen breite Straßen rechtwinklicht durchschnitten, welche zu beiden Seiten mit Trottoirs versehen sind.

Der Verf. besuchte auf dem Universitätshofe Toyen den ehemaligen Professor der Philosophie, nachmaligen, jetzt verstorbenen Staatsrath Treschow, der den stillen Abend eines vierundachtzigjährigen, den Wissenschaften und der Contemplation gewidmeten Lebens in ungeschwächter Geistes- und verhältnißmäßiger Leibeskraft auf eine von ihm selbst dankbar erkannte Weise genoß. Im angenehmen Bewußtsein früherer Mitwirkung bei dem Entstehen des neuen Staats blickte der ehrwürdige Greis aus dem sichern Hafen mit heiterer Zufriedenheit auf das mühevoll und glücklich durchschiffte Meer des Lebens zurück und hatte durch den eben in Druck gegebenen dritten Theil seines jüngsten Werkes: „Über Gott, die Ideen- und Sinnenwelt, und Offenbarung", sein unermüdetes Fortwirken während der beneidenswerthen Muße bewährt, welche dem Wohlverdienten mittels eines Ruhegehalts von 2000 norwegischen Species vom Storthinge zugesichert worden.

Am 21. Juni verließ Herr Otte in Begleitung seines jungen Freundes Taulow bei warmem und heiterm Wetter Christiania. Immer der reizenden Aussicht auf die von Holzung bekränzten Einschnitte des herrlichen Meerbusens genießend, erreichten sie das in einem derselben gelegene Lysager, am Ausflusse der aus dem Sorkerthale kommenden Lysagerelv in die See. Nach und nach verschwand nun die bisherige Abwechselung der Naturscenen, sowie die beiden Reisenden immer mehr in die zunehmend aufsteigende Waldgegend gelangten. Nach einer Fahrt von $1\frac{1}{2}$ Meilen erreichten sie das bekannte Bärumseisenwerk, welches mit den dazu gehörigen Eisengruben bei Krageröe, Arendal und zu Solberg Eigenthum des Grafen Wedel-Jarlsberg ist und sich durch Art und Umfang des Betriebs auszeichnet.

In dem Kirchspiel Wester-Bärum, in welchem das obgedachte Eisenwerk liegt, bildet besonders der District Jahren eine schöne, fruchtbare Landschaft, worin sich in neuerer Zeit der Ackerbau merklich gehoben und der Kartoffelbau sehr ausgebreitet hat. Man baut hier Hafer, Gerste, Roggen, der jetzt häufiger als früher gesät wird, und etwas Waizen; ferner gewinnt man graue und weiße Erbsen. Hanf-, Flachs- und Hopfenbau wird noch nicht stark betrieben, und die Gartengewächse beschränken sich auf Kohl und Mohrrüben. Anfangs Mai sät man gewöhnlich Hafer, etwas später Erbsen; in der Mitte Mai legt man Kartoffeln; Anfangs Juni beginnt die Gerstensaat; in der Mitte August wird aber schon Winterroggen gesät. Deshalb reift auch letzterer, sowie Gerste und frühe Erbsen, schon Ausgangs August oder Anfangs September. In der Mitte des letztern schneidet man Hafer, und Ende dieses Monats Sommerweizen. An einen regel- und planmäßigen Fruchtwechsel hat sich der Bauer noch nicht gewöhnt, obgleich es, besonders in größerer Nähe der Hauptstadt, an Beispielen des bessern Ackerbaus von Seiten solcher Grundbesitzer nicht fehlt, die dem Bauernstande nicht angehören und auf die Cultur des Bodens mehr Industrie und Geld verwenden.

Nachdem unsere beiden Reisenden $1\frac{3}{4}$ Meilen von Christiania die Station Jönserud zurückgelegt hatten, traten sie in Ringerige ein, welches eigentlich eine Fortsetzung des aus dem nordwestlich gelegenen hohen Valders, zwischen hohen Bergen sich fortwindenden Hauptthales ist, welches da, wo der Steens- und Tyri-Fiord miteinander eine Halbinsel bilden, eine der reizendsten Landflächen des Landes in sich schließt. An der Ostseite wird dieselbe durch den $1\frac{1}{2}$ Meilen breiten und 12—1400 Fuß hohen sogenannten Krogskoug begrenzt. Einen Theil dieses Hochwaldes macht der berühmte Krogkleven aus, der zwischen zwei, einander ziemlich nahestehenden, vom Fuße bis an den Scheitel mit Nadelholz bedeckten Gebirgswänden dem Auge eine entzückende Aussicht über die, durch unzählige Gewässer durchschnittene Landschaft öffnet, deren entfernter Hintergrund durch hohes Gebirge geschlossen wird. Über einen ungemein steilen Felsenabhang ging es von hier in die soeben von der Höhe überschaute Ebene hinab, wobei man gewöhnlich aussteigt. Mit großer Mühe suchten auch die Bauern, welche auf einspännigen Karren Getreide in die nördliche Gegend führten, das zu schnelle Hinabgleiten derselben durch mühsames Eingreifen in die Räder zu verhüten, vielleicht, weil ihnen der Gebrauch des einfachen Hemmschuhes unbekannt geblieben ist.

Das längere Außenbleiben der Pferde auf der nächsten Station Sundvolden im Kirchspiele Hole gab dem Verf. Gelegenheit zu einer längern Unterhaltung mit dem Wirthe, einem verständigen und gefälligen Manne. In einem Zimmer des Hauses ward eben die sogenannte Umgangsschule gehalten, welche

den Gegensatz der stehenden oder sogenannten festen Schulen ausmacht. Wegen der im Allgemeinen schwachen Volksmenge und der Entlegenheit der vielen einzelnen Höfe hat man sich bisher genöthigt gesehen, eine gewisse Anzahl derselben zu einer sogenannten Umgangsschule zusammenzulegen, zu welcher die Jugend auf dem möglichst in der Mitte des Districts gelegenen Hofe täglich sich versammelt. Nach dreiwöchentlichem Aufenthalte begibt sich der Schullehrer nach dem nächsten, gleichfalls als Vereinigungspunkt dienenden Bauerhofe, und so ferner, bis der Kreis vollendet ist und die Reihe wieder an den ersten Hof gelangt. Der Lehrer genießt, wohin er kommt, freien Unterhalt und nach der Länge seiner Dienstzeit jährlich 20 — 35 norwegische Speciesthaler Gehalt.

In den flachen Gegenden von Ringerige wird der Ackerbau als Hauptgeschäft betrieben, und die Erzeugnisse desselben reichen nicht nur für den Unterhalt der Bewohner hin, sondern lassen auch noch für den Verkauf übrig. Die Feldgemeinschaft ist hier aufgehoben, und die Arbeiten in den Holzungen geben keine Hindernisse der Feldbestellung ab. In Ermangelung ausgedehnter Viehweiden zieht man nur das zum eignen Bedarf erfoderliche Hornvieh und Pferde.

Aus Ringerige kamen unsere Reisenden in das ebenfalls seiner Fruchtbarkeit wegen bekannte Hadeland. Auffallend war dem Verf. hier die an beiden Seiten des Weges wahrgenommene Menge von Erlen, Birken, Eschen und anderm Laubholze, wobei nur hin und wieder Nadelholz und besonders Fichten sich zeigten, die hauptsächlich aus den Spalten der zu Tage liegenden Klippen sich hervorgedrängt hatten. Erstere verbreiteten ihre grünen Zweige über den mit Rasenteppich bedeckten Boden, der als Wiese benutzt wird. In der Ebene, wie auf dem sanft sich abdachenden Rücken der Anhöhen lagen hin und wieder einzelne Bauernhöfe, deren hölzerne, zum Theil zierliche Gebäude unter dem rothen Ziegeldache dem Ganzen ein heiteres Ansehen gaben. Hadeland macht zur Seite des nordwestlich angrenzenden und hauptsächlich aus hohen Gebirgszügen bestehenden Valders in seinem niedrigen Theile ein weitgestrecktes Thal aus und befaßt einen mehr bewohnbaren und der Cultur fähigern Boden. Dort erheben als unvergängliche Denkmale der Schöpfung ihr graues Haupt der Grönsendknippen, 4300 Fuß, das Vitihorn, 5100 Fuß hoch; von dem zu 6750 Fuß hoch angegebenen Mugnasieldet laufen unermeßliche Schneefelder aus.

Hadeland gehört zu denjenigen Districten, in welchen der Kornbau als Hauptnahrungsquelle betrieben wird und einen nicht unbedeutenden Überschuß über den eignen Verbrauch gewährt. Der Boden ist mit unzähligen kleinen Steinen bedeckt, sodaß der kürzlich erst besäete Acker ganz weiß erscheint. Dies ist jedoch der Fruchtbarkeit nicht hinderlich, sondern vielmehr zuträglich, wie die Erfahrung gelehrt, wenn man die Steinchen vom Acker aufgelesen hat. Gerste macht hier die Hauptsaat aus, doch wird auch Roggen und Hafer gebaut, letzterer jedoch häufiger als Mengkorn mit Gerste vermischt, und dies Gemenge dient zu Brot für die arbeitende Classe; Erbsen werden gleichfalls bestellt. Die Vortheile eines geregelten und den Umständen nach veränderten Fruchtwechsels werden von dem großen Haufen der Landleute bisher noch wenig anerkannt, und dieselbe Kornart wird mehre Jahre hintereinander auf demselben Acker gesät, bis solcher durch sparsamen Ertrag seine Erschöpfung zu erkennen gibt. Nur als Ausnahme wird von den besserunterrichteten Landwirthen hin und wieder regelmäßige Wechselwirthschaft mit künstlichem Futterbau betrieben, und zwar durch Klee und Timotheygras, welche hier sehr gut gedeihen.

Kartoffelbau ist dagegen seit dem Kriege auch in diesen Gegenden bereits sehr ausgebreitet und gewinnt immer mehr Boden, seitdem der Verbrauch dieser Frucht — die hier vorzüglich geräth — zur Branntweinbrennerei auch auf dem Lande stattfindet. Hanf wird wenig, Flachs und Hopfen zum eignen Verbrauch erzeugt. Im Gartenbau steht der hiesige Landmann sehr zurück. Die Viehzucht ist wegen der mäßigen Beschaffenheit der Weidestrecken auf das eigne Bedürfniß beschränkt. Das Rindvieh ist von mittlerer Größe, und auf Verbesserung der Art wird nicht geachtet. Im Sommer schickt man die Kühe mit den Kälbern und Schafen in die entfernt von den Wohnungen gelegenen Berg- und Waldgegenden, Säter und Steel genannt, woselbst sie gewöhnlich bis nach vollbrachter Ernte verbleiben, um nunmehr auf die Stoppelweide getrieben zu werden. Jeder Landbesitzer hat zu dem Ende daselbst seine Sätergebäude, welche aus einer kleinen Wohnung zum Aufenthalte für die, das Vieh und die Milchwirthschaft besorgende Magd und zur Aufbewahrung der Milchproducte und Stallungen für die verschiedenen Viehsarten bestehen.

Auf dem Amtshofe Belong hielten sich die beiden Reisenden beinahe zwei Tage auf und genossen da die herrlichsten Beweise der norwegischen Gastfreiheit und lehrreiche Mittheilungen von Seite des da wohnenden Sorenschreibers von Hadeland und Land. Am 25. Juni gingen sie in nördlicher Richtung weiter. Der Weg lief eine beholzte Anhöhe hinauf, welche eine treffliche Übersicht des lang gestreckten Ransiord und des selbigen umkränzenden Waldgebirges gewährte. Hin und wieder erblickten sie in der Entfernung Berge, auf welchen Schnee sich gelagert hatte. Sie gelangten nun in das, wegen der Überbleibsel einer sehr alten Vorzeit, als Grabhügel, Opferaltäre, runde, mit Steinen eingefaßte Plätze, Baute- und Runensteine u. s. w. berühmte Gran-Kirchspiel und an die Hauptkirche selbst, bei welcher die Eigenthümlichkeit sich findet, daß hier in der geringen Entfernung von 40 Schritten nebeneinander zwei Kirchen 1121 Fuß über dem Meere gestanden haben. Die größte, aus mächtigen Quadersteinen aufgeführte und in einem Theil der Mauer nur noch vorhandene, ward 1799 durch den Blitz angezündet, sodaß nur die kleinere noch übrig ist. Der jetzige Predigerhof von ansehnlicher Bauart soll vormals einem Prälaten zur Wohnung gedient haben und ein daneben noch stehendes altes, steinernes Gebäude das Conventhaus gewesen sein. Es öffnete sich hierauf den Reisenden ein überaus freundliches Thal, von einzelnen Gebäuden und Laubholz aller Art angefüllt, das über den grünen Rasen sein schützendes Dach ausbreitete.

Bei der Station Teiterud, am südlichsten Ende des Einasees gelegen, gelangt man an die Grenze der Vogtei Toten, welche gegen Westen bis an den 12 Meilen langen Miösen, den größten Binnensee des Landes, sich erstreckt und bei dem, im Ganzen genommen fruchtbaren Boden gleichfalls zu den kornreichsten Districten gehört. Von Teiterud nach der nächsten Station Blilin läuft der Weg auf der Ebene am Ufer des Einasees fort. Ein weites Thal läßt zu beiden Seiten auf den sanft sich erhebenden Bergwänden zwischen dem Laube der Bäume die Gebäude einer Anzahl Höfe hervortreten. Den Bewohnern des Kirchspiels Toten wird vor andern ein höherer Grad geistiger Bildung nachgerühmt. Auch soll damit ihr moralisches Verhalten im Einklang stehen, Hang zur Völlerei selten sein, obgleich seit der allgemeinen Verbreitung der Branntweinbrennereien auf dem Lande, besonders seit dem wohlfeilen Preis des Kartoffelbranntweins, solcher zugenommen haben soll. In den Wohnungen, Mobilien, in Kleidung, Fuhrwerk u. s. w. zeigt sich schon eine größere Bekanntschaft mit den Hülfsmitteln, sich angenehmere Lebensgenüsse zu verschaffen, und man trifft hier auf dem Lande Handwerker aller Art, selbst Uhrmacher, Gürtler, Orgelbauer u. s. w. an.

Auf dem Wasserspiegel des Miösen sahen unsere Reisende, anscheinend von der Größe kleiner Böte, mit aufgespannten Segeln verschiedene Holzflösse hinabgleiten. Die einzelnen, hernach in ein Floß zusammenzufügenden Holzstücke werden mittels der in den See sich ergießenden Ströme, auf der Oberfläche des Wassers forttreibend, selbigem zugeführt. Um diese da, wo sie gesammelt werden sollen, im Weitertreiben aufzuhalten, hat man den Strom mittels zusammengefügter Balken gesperrt, welche Vorrichtung Lands genannt wird. Wäre nicht durch die Natur des Landes auf diese Weise mittels der vielen Ströme

und Binnenseen für die bequemere Fortschaffung des Holzes gesorgt worden, so würden die für Norwegen so ungemein wichtigen Waldungen von geringem Werthe sein; auch gibt es wirklich im Innern des Landes bedeutende Landstriche, wo wegen Mangel an Wasserverbindung das Holz keinen Absatz hat.

Die nächst Hund folgende Station Vingnaes liegt am westlichen Ufer der von Norden her fließenden Laugenelv, welche hier in die nördliche Spitze des Miösen sich ergießt. Diesem Hofe gegenüber und auf der Ostseite liegt unter 61° 8′ 29″ Polhöhe und 791 Fuß über dem Meere das unlängst zu einer Landstadt erhobene Lillehammer, wohin man über eine Fähre gelangt. Die in Folge des Vorschlages einer 1814 ernannten Commission getroffene Wahl dieser Gegend wird hinreichend gerechtfertigt durch die Lage des Orts, ungefähr in der Mitte des Landes, am obern Ende des 12 Meilen langen Sees, der mit dem fruchtbaren Hedemarken, Toden u. s. w. eine bequeme Verbindung öffnet; am Ufer des Laugen, der gleichfalls in Nordwest einen bedeutenden Landstrich durchströmt, in unmittelbarer Nähe eines, bei dem gegenüberliegenden Vingnaes befindlichen Hafens, der Schiffe von erfoderlicher Größe aufnimmt; unweit der Wasserfälle in die durch die Stadt hindurch fließende Mesnaelv, wodurch Mehl- und Sägemühlen, sowie andere Fabrikanlagen begünstigt werden, und mittels welcher, sowie auf mehren andern in den Laugen abfließenden Strömen, Holz und andere Baumaterialien herbeigeschafft werden; und endlich durch die bequeme Zufuhr der erfoderlichen Nahrungsmittel aus dem an Schlachtvieh reichen Guldbrandsdalen und dem kornreichen Hedemarken. Gleichwol hat der Handel noch kein Gedeihen in diesem Städtchen gefunden, welches zum Theil aus dem Mangel einer Verbindung des Miösen mit der offenen See mittels des Christianiafiord zu erklären sein mag. Wenn nun zwar dem Städtchen die Gelegenheit zum Seehandel abgeschnitten ist, so ist doch nach der Lage desselben im Mittelpunkte einer nach allen Seiten so ausgedehnten Landstrecke, bei der Gelegenheit zum Einkauf des Holzes aus den umliegenden und insonderheit aus den nördlichen Gegenden, und der landwirthschaftlichen Erzeugnisse aus den nahegelegenen fruchtbaren Districten, nicht minder wegen des Bedürfnisses der nördlichen Bewohner an Getreide, getrockneten und gesalzenen Fischen u. s. w., welchem bisher durch beschwerliche Zufuhr von Christiania abgeholfen werden mußte, immer noch mit Grund anzunehmen: daß die zwischen den Bewohnern dieser und der weiter nordwärts gelegenen Gegenden und den Kaufleuten in Christiania bisher befindliche weite Kluft durch Lillehammer ausgefüllt werden wird, wenn bei den Bewohnern dieses Städtchens die nöthigen Erfodernisse sich finden, um selbiges zu einem Mittelpunkte des nördlichen und südlichen Binnenhandels zu machen.

Die nächste, von den Reisenden erreichte Station, Toft, liegt im Kirchspiele Gusdal, welches den südlichsten Theil von Guldbrandsdalen ausmacht. Das Guldbrandsthal mit seinen verschiedenen Krümmungen erstreckt sich 20½ Meilen in die Länge und wird von der Laugenelv durchströmt, nächst dem mehr östlich fließenden Glommen der bedeutendste Strom in Norwegen. Diese Thalstrecke, wenngleich nicht die größte, doch die wichtigste und am stärksten bevölkerte des Landes, ist an den wenigsten Stellen über eine Viertelmeile breit, an einigen sogar fast auf die Breite der Laugenelv beschränkt. Eigentliche Landflächen gibt es daher in diesem Thale nicht, und das Wenige, was davon zwischen dem Flußufer und dem Fuße der zu beiden Seiten emporsteigenden Anhöhen sich findet, besteht meistens aus Wiesengrund und ist nicht selten der Überschwemmung ausgesetzt. An den mehr oder weniger steil sich erhebenden Bergwänden hat man der Natur das zum Kornbau erfoderliche Land abgewonnen, und neben diesen liegen die einzelnen Häuser und dazu gehörigen Gebäude dieser Thalbewohner auf einer zuweilen mehre Hundert Fuß betragenden Anhöhe. Gewöhnlich sind die Kirchen in den weitesten Thalöffnungen erbaut, und in der Nähe derselben trifft man wie gewöhnlich eine mehr zusammengedrängte Bevölkerung. Bei der 1815 veranstalteten Zählung fanden sich auf den 115⅓ □ Meilen dieses Thales 29,695 Bewohner, mithin auf der □ Meile 255. Von diesem Hauptthale laufen hin und wieder Seitenthäler aus, welche dem großen Laugen Nebenflüsse zusenden. Außerdem gibt es verschiedene, mit demselben nicht in Verbindung stehende isolirte Thäler, welche in das zum Amte Hedemarken gehörige, östlich gelegene Osterthal ausmünden. Das Guldbrandsthal wird von mächtigen Gebirgszügen eingeschlossen, unter welchen das bekannte Doorefield an der nördlichsten Grenze das merkwürdigste ist. Ein südlich von solchem auslaufender Arm bildet zum Theil gegen das eben erwähnte Osterthal die Grenze. An der Westseite erstrecken sich in gleicher Richtung hohe Bergketten, welche bisher einer wissenschaftlichen Untersuchung ermangeln und nur den Hirten und Rennthierschützen bekannt sind. Zur Beförderung des Zwischenverkehrs in diesem bedeutenden Landstriche ist, mit Ausnahme der von Christiania nach Drontheim laufenden Poststraße, bisher noch wenig geschehen, und es lassen die in die westlichen Gegenden führenden Bergstraßen, welche an einigen Stellen nicht ohne Gefahr und Hülfe eines bekannten Führers besucht werden, um so mehr baldige Verbesserungen wünschen, da solche nach den schon jetzt stark besuchten Marktplätzen in Ramsdalen und Guldbrandsdalen führen.

Die im Guldbrandsthale befindlichen größern und kleinern Hofbesitzer sind mit wenig Ausnahmen Eigenthümer ihrer Höfe und in Folge des Adelsrechts zur Veräußerung ihres Grundbesitzes, weder im Ganzen noch stückweise, wenig geneigt; doch haben sie in der Regel einzelne Theile davon auf unbestimmte Zeit in Nießbrauch überlassen, um dafür einen, gewöhnlich nicht hohen Zins zu erheben. Die Inhaber, welche eine oder mehre Kühe halten dürfen, sind aber dem Hofbesitzer, so oft er es verlangt, zur Arbeit um einen festgesetzten Preis verpflichtet, der die Höhe des durch freie Verhältnisse bestimmten Arbeitspreises nicht erreicht. Wird nun dieses gleich zum Theil dadurch ersetzt, daß dem Arbeiter täglich die Kost gereicht wird, so reicht doch der Tagelohn nur zum nothdürftigsten Unterhalt der Frau und der gewöhnlich zahlreichen Kinder hin. Wenn nun diese Familien, deren Zahl sich zu den Grundbesitzern ungefähr wie 3 zu 2 verhält, so lange sie gesund und und arbeitsfähig sind, kaum der Verarmung entrinnen, so müssen sie unvermeidlich in solche versinken, wenn Krankheit oder Alterschwäche ihre Hütte heimsucht.

Auf der Station Breiden, an der Westseite des Laugen, fand der Verf. gute Bewirthung, welche sonst in diesen Gegenden nicht überall zu treffen ist. Der bejahrte Wirth redete ihn mit dem traulichen Du an, welches ganz zu seinem einfachen Benehmen paßte und früher in diesen Gegenden allgemein war. Die Hausfrau war Mutter von 12 noch lebenden Kindern, nachdem der Tod 9 andere geraubt hatte und 7 Entbindungen zu frühzeitig erfolgt waren. Dieselbe besorgte gleichwol noch selbst den Haushalt, der auf einem Hofe von 30 Tonnen Aussaat nicht unbedeutend ist.

Die Reisenden näherten sich nun immer mehr dem Fuße des merkwürdigen Gebirges, welches zwischen dem 62 und 63° unter der allgemeinen Benennung Doorefield die beiden Stifter Aggershuus und Drontheim voneinander scheidet und zugleich ganz Norwegen in zwei Hälften, Norder- und Sönderfields, theilt. Es läßt sich selbiges als die Verbindungskette zwischen den beiden durch die skandinavische Halbinsel in der Richtung von Nord nach Süd fortlaufenden Gebirgszügen betrachten, von welchen der östliche, zwischen Norwegen und Schweden die Grenze bildet, und der westliche, Langefield genannt, in einer Strecke von ungefähr 50 Meilen theils in das Stift Bergen, theils zwischen diesem und dem Stifte Aggershuus und theils in letzteres selbst seine mächtigen Zweige bis in das Stift Christiansand ausbreitet. Diese, obgleich nur durch einige der hervorstechendsten Züge skizzirte Charakteristik des Doorefield wird gleichwol hinreichen, um einen Begriff von der wunderbaren und großartigen Landstraße von Christiania nach Drontheim zu

gehen. Der über das Gebirge führende Weg beträgt 6¼ Meilen und wird von der Station Lie im Kirchspiel Dovre bis Rise in der Gemeine Opdal gerechnet.

Von Lie aus erreichten unsere Reisenden bald den Fuß der Anhöhe. Die Abnahme des Baumwuchses beginnt, und zu beiden Seiten des Weges und Meilen weit vor sich nimmt man eine steinige, von einer schlechten Grasnarbe überzogene Ebene wahr, durch welche der sehr gebahnte und fahrbare Weg in gerader Richtung fortläuft. Es begegneten ihnen Landleute, deren einspännige Karren mit den in ihren Sätern gewonnenen Milchproducten beladen waren. Immer deutlicher gewahrten sie nun die um sie herum sich emporrichtenden Felsenmassen, unter welchen zur Linken der Felsen Snöhättan über die übrigen mächtig hervorragt. Aus dämmernder Ferne blitzte die weiße Farbe der auf dem Riesen dieser steinernen Schöpfung gelagerten ewigen Schneemassen hervor. Keine Spur der lebendigen Schöpfung zeigte sich auf dem öden Raume, bis sie Jerkin, die zweite und bedeutendste der Alpenherbergen, erreichten, welche von Christiania 32¾ Meilen und von Drontheim 15¾ Meilen entfernt liegt. Der Tradition zufolge soll auf diesem Hofe vormals ein Jarl seinen Wohnsitz gehabt haben, von dessen Geschlecht der jetzige Besitzer des Hofes seine Abkunft herleitet. Auch wird behauptet, daß die Bewohner dieser und der benachbarten Station gewöhnlich nur unter sich ihre Ehen schließen. Weder Wirth noch Wirthin ließen es an Bereitwilligkeit gegen die beiden Reisenden fehlen, und unbedenklich erklärt der Verf. dieses einsam und außerhalb des Bereiches der cultivirten Welt gelegene Wirthshaus für das beste, welches er auf seiner Reise von Christiania angetroffen hatte. Heitere Zimmer, die der Pinsel des Wirths selbst geziert hatte, nette Mobilien, gleichfalls durch seine Hand verfertigt, zierliches Küchengeräthe, gute Betten, schmackhafte Gerichte, unter welchen Rennthierfleisch und eine sehr wohlschmeckende Speise aus Rahm und Zimmt vorkamen, und daneben die Bedienung, von der bescheidenen Hausfrau selbst besorgt, welche erst nach mehrmaligem Nöthigen sich bei den Reisenden niederließ, war ihnen ein ebenso unerwartetes als nach einer etwas beschwerlichen und acht norwegische Meilen langen Tagereise höchst erfreuliches Ereigniß.

Auf dieser Höhe von 3062 Fuß über der Meeresfläche findet wegen des rauhen Klimas weder Korn- noch Gartenbau statt, und deshalb hatte, um doch an einigem Grün die Augen zu weiden, die Wirthin einige Blumentöpfe im Fenster mit Kartoffeln und Erbsen besäet, zum Beweis, daß man in Ermangelung der bessern auch an den geringen Gaben der Natur sich erfreuen könne. Da es hier an Weiden und Heu nicht mangelt, so ist auch der hiesige Viehstand bedeutend, und besteht aus 80 — 100 Stück Hornvieh, 20 Pferden, 150 — 200 Schafen, die zwei Mal im Jahre geschoren werden. Auch gibt das Beförderungswesen und die Gastgeberei eine nicht unbedeutende Quelle der Einnahme ab. Außer den, zum Theil weit entlegenen Sätern und zu beiden Seiten entfernten beiden Fieldstuen gibt es hier keine Nachbarschaft, und die Kirche Dovre liegt 4½ Meilen entfernt. In gleicher Entfernung wohnt die nächste Hebamme, und bis zum Wohnorte des Arztes sind 14 Meilen! Entbehrungen dieser Art werden indeß durch eine dauerhafte Gesundheit und eine einfache, regelmäßige Lebensweise ersetzt und daher hier weniger empfunden. Daß es auf dieser Höhe, wo es jetzt nur Kriechweiden, Wachholderstrauch und Zwergbirken gibt, auch Kiefern gegeben haben muß, ergibt sich daraus, daß auf dem Boden mehrer hieselbst vorhandenen Seen noch Kieferstämme und Wurzeln gefunden werden. Die Heimat hat hier solche Reize, daß die Mitglieder der Familie, verheirathet oder unverheirathet, gewöhnlich auf dem Hofe patriarchalisch beisammen leben. In der netten Wohnung der betagten, aber noch rüstigen Mutter des Wirthes fand der Verf. das von diesem kunstlos gemalte Bildniß ihres verstorbenen Mannes, ferner eine alte, sehr künstlich aus Holz geschnitzte Kanne. Dergleichen Andenken aus der Vorzeit werden auf solchen Höfen mit religiöser Sorgfalt aufbewahrt und erben vom Vater auf den Sohn.

Drontheim, das unsere Reisenden endlich erreichten, bis in das 15. Jahrhundert Nidaros genannt, liegt auf einer Halbinsel, die durch eine Biegung der in den Fiord einfallenden Nidelv gebildet wird. Die meisten Häuser sind von Holz aufgeführt und einzelne von auffallender Größe; die Straßen sind regelmäßig 50 — 60 Ellen breit, was zur Verminderung der Feuersgefahr beiträgt, und durchschneiden einander meistens im rechten Winkel. Bei einer verhältnißmäßig schwachen Bevölkerung von nur 9456 Bewohnern in der eigentlichen Stadt, und 2183 in den beiden Vorstädten und auf dem Stadtfelde, erscheint die Stadt bei diesen breiten Straßen noch mehr öde und menschenleer. Durch die größere Anzahl ansehnlicher und zierlicher Häuser zeichnet sich an der Ostseite der Stadt die sogenannte Seegasse aus, welche das Eigenthümliche hat, daß den von mehren der angesehensten Kaufleute bewohnten Häusern eine gleiche Anzahl hölzerner, auf 8 — 10 Ellen hohen Pfählen ruhender Packhäuser auf der andern Seite gegenüberliegt. Diese stoßen mit dem andern Ende an die unmittelbar vorbeifließende Nidelv, wodurch sowol das Laden als Löschen der Schiffe mit großer Leichtigkeit geschieht. Ihrer ganzen Länge und Breite nach durchschneiden die Stadt die Königs- und Mönchsgasse, beide von bedeutender Länge. In der Mitte liegt ein großes Viereck, welches zum Theil von sehr ansehnlichen Gebäuden umgeben ist, worunter sich besonders der sogenannte Stiftshof auszeichnet. Die unmittelbar neben der Stadt emporragenden Felsenberge Svarte und Blyberg, die mit ihren größtentheils ansehnlichen Gebäuden eine Halbinsel bedeckende Stadt, die zur Seite durch hohes Gemäuer sich auszeichnende alte Veste Christiansteen, die über die weite Meeresfläche auf einer Felseninsel sich erhebende Seefestung Munkholm, endlich der ungeheuere Meerbusen, von hohen, aus weiter Ferne herüberdämmernden Klippen und Waldhöhen eingefaßt, gewähren einen großartigen und imponirenden Anblick.

Was der Verf. von seiner Rückreise über Röraas nach Christiania erzählt, wird gewiß manchen Leser interessiren, es fehlt uns aber hier an Raum zur Mittheilung, und wir müssen in Betreff der folgenden Abschnitte, die viel Mittheilungswerthes enthalten, auf das Werk selbst verweisen. 137.

Miscellen.

Man erinnert sich, daß Newton in seinen spätern Jahren mit theologischen Arbeiten beschäftigt war, von welchen seine Biographen behaupten, „daß sie seinem sonstigen Ruhme nichts hinzugefügt hätten". Aber sie verdienen gleichwol als ein Beweis der innigen und aufrichtigen Frömmigkeit dieses großen Mannes einer neuen Erwähnung. Ich finde nämlich in der „Apologie du christianisme" des Bischofs von Landaf (fünfte Ausgabe, S. 84) ausdrücklich angeführt: der Dr. Smith, master of Trinity College zu Cambridge, habe ihm erzählt, aus Newton's eignem Munde gehört zu haben, daß er in den Büchern der Bibel mehr Beweise von Authenticität entdecke als in allen Profangeschichtschreibern. Aus dem Munde eines Philosophen wie Newton ist diese Äußerung doppelt merkwürdig, und in einer Zeit wie die gegenwärtige, wo religiöse Indifferenz und Frivolität immer vorherrschendere Tendenzen werden, verdient sie um so dringender hervorgehoben zu werden.

Als Franz I. einst einen unerwarteten Besuch bei der Frau von Estampes abstattete, bemerkte er, daß sich Brissac, nachheriger Marschall von Frankreich, dem keine Zeit zur Flucht geblieben war, unter dem Bette verborgen hatte. Er foderte Confituren, und da man ihm eingemachte Quitten brachte, die er vortrefflich fand, so warf er eine Büchse davon unter das Bett, indem er rief: „Tiens Brissac, il faut que tout le monde vive!" 62.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Freitag, —— Nr. 167. —— 16. Juni 1837.

Les prisonniers d'Abd-El-Kader ou cinq mois de captivité chez les Arabes; par M. *A. de France*, enseigne de vaisseau. Orné du portrait d'Abd-El-Kader et du plan de Tékédemta. Zwei Bände. Paris 1837.

Während man sich in den Kammern darum streitet, wem eigentlich die Schuld von dem Unfalle bei Konstantine zur Last zu legen sei; während man hier für, dort gegen die Beibehaltung der Besitzungen in Afrika schreit und am Ende doch nichts geschieht, was allem Geschrei auf eine eclatante Weise ein Ziel setzen könnte; während sich Marschall Clauzel und Hr. Baude mit weit mehr Leidenschaft als Takt auf der Tribune, in Journalen und in Pamphlets gegenseitig anklagen und verfolgen, tritt ein einfacher Schiffsfähnrich mit der ebenso anziehenden als anspruchslosen Erzählung der Leiden und Erfahrungen hervor, welche er während einer fünfmonatlichen Gefangenschaft im Gefolge und im Lager Abd-el-Kader's ertragen mußte und sammeln konnte. Je schmuckloser und einfacher diese Erzählung ist, desto willkommener muß sie allen Denen sein, welche durch klare Anschauung von Thatsachen zur Auflösung gewichtiger Probleme gelangen wollen; welche die Zukunft der noch so unsichern Herrschaft Frankreichs im nördlichen Afrika nicht in den Reden der Deputirten oder dem Budget der Minister, sondern in den Zuständen des Landes selbst und in der Natur der Elemente suchen, welche sich dort noch wie zwei verschiedene Welten feindlich begegnen, um, wie es scheint, den Kampf der Vernichtung durchzukämpfen.

Hr. de France, welcher wider Willen und zwar etwas unsanft in diesen Kampf hineingezogen worden ist, hat Dinge erlebt und gesehen, welche ihn wol hätten veranlassen können, bei den in Bezug auf Algier angeregten Fragen des Tages ein Wort mitzureden; er hätte seinem Werke auf diese Weise eine besondere Farbe, vielleicht selbst eine gewisse politische Wichtigkeit geben können. Dadurch, daß er dies nicht gethan hat, hat er als noch junger Mann mehr Takt bewiesen, als man in dergleichen Dingen in Frankreich überhaupt anzutreffen gewohnt ist. Hr. de France urtheilt nur selten, aber meistens richtig, und läßt sich noch seltener auf längere Betrachtungen ein, die ihn leicht auf das unbegrenzte Gebiet der Politik oder in das Labyrinth der Philosopheme über die Geschichte der Welt und Menschheit hätten führen können. Er läßt die Sachen selbst reden, natürlich immer wieder so, wie er sie in seiner etwas exceptionnellen Stellung sah und auffaßte. Es liegt in der Natur des menschlichen Wesens, daß man unter der Schärfe des Schwertes, welches jeden Augenblick den Lebensfaden zu durchschneiden droht, und unter der Last der Fesseln, von Barbaren geschmiedet, eben nicht jene Geistesfreiheit, nicht jene Ruhe bewahren kann, welche zu den wesentlichsten Bedingungen tief eindringender Beobachtung gehören. Wir lassen dies bei Seite und sagen lieber ein Wort darüber, durch welches Misgeschick der Verf. in die Hände der Araber fiel und dann, zwischen Leben und Tod schwebend, ins Lager Abd-el-Kader's gebracht wurde.

Hr. de France war als Fregattenlieutenant auf der Brigg le Loiret angestellt, welche während des Frühjahrs und des Sommers 1836 ihre Station bei Arzew, einem Hafenort zwischen Oran und Algier, hatte. Die Umgegend, durch einige französische Posten schwach gedeckt, ward in jener Zeit häufig durch Überfälle arabischer Reiterscharen heimgesucht, welche zum Heere Abd-el-Kader's gehörten. Im August war der Verf. eines Tages mit den übrigen Offizieren und einer kleinen Abtheilung Matrosen ans Land gestiegen, um die Entfernungen auszumessen, welche einige Tags vorher vom Bord des Schiffes aus abgeschossene Kugeln erreicht hätten. Mehr aus Leichtfertigkeit als aus Nothwendigkeit entfernte man sich ein wenig von den Vorposten, um einige Rebhühner zu jagen. Noch hat man sie nicht erreicht, als plötzlich eine Schar Reiter aus einem Hinterhalte hervorstürzt, den Verf. mit zwei andern Offizieren, welche jedoch noch so glücklich waren, zu entkommen, umringt und nach einem kurzen verzweifelten Kampfe zu Gefangenen macht. Selbst die Art, wie dies geschah, ist eigenthümlich. Die berittenen Araber führen nämlich, sobald sie gegen den Feind ausziehen, gewöhnlich einen etwa 20 Fuß langen Strick bei sich, welcher an dem einen Ende in eine Schlinge ausläuft, an dem andern mit einem eisernen Haken versehen ist; sie gebrauchen ihn in der Regel dazu, um bei einem Kampfe ihre Todten mit fortzuschleppen, oder im Handgemenge Gefangene zu machen. Diese letztere Bestimmung lernte der Verf. für dieses Mal sogleich an sich selbst kennen. Ehe er zur Besinnung gekommen war, hatte ihm ein Araber das eine Ende seines Stricks über

den Kopf geworfen, das andere an dem Sattelknopfe befestigt, seinem Pferde die Sporen gegeben und den unglücklichen Verf. einige Minuten lang im Galopp über Stock und Stein mit fortgeschleppt. Was er hierauf bis zur Ankunft im Lager Abd-el-Kader's zu leiden hatte, wie er, bereits dem Tode geweiht, nur durch die Dazwischenkunft eines habsüchtigen Spions Abd-el-Kader's, Adda mit Namen, gerettet wurde, welcher durch dessen Auslieferung an seinen Herrn eine ansehnliche Summe zu gewinnen hoffte, und wie endlich nun erst die unerwartet freundliche Aufnahme im genannten Lager wieder einige Linderung, einige Hoffnung brachte: das Alles muß man selbst in dem Buche lesen, um einen Begriff von der Standhaftigkeit zu bekommen, welche es dem Verf. in diesen furchtbaren Momenten noch möglich machte, zu beobachten und eine Stimmung zu bewahren, welche selbst seinen Feinden, seinen ärgsten Plagegeistern Gerechtigkeit zu Theil werden ließ.

Die persönliche Erscheinung Abd-el-Kader's und sein herablassendes Benehmen gegen den Gefangenen trugen hierzu jedenfalls das Meiste bei. Nur wenige Europäer haben bis diese Stunde Gelegenheit gehabt, Abd-el-Kader so in der Nähe zu sehen und gleichsam zu studiren wie Hr. de France. Die falschen Vorstellungen, welche man von seinem Wesen und seiner Persönlichkeit hat, sind daher ebenso verzeihlich, als sie natürlich sind. Das Volk hält ihn in Paris im Allgemeinen für den Tyrannen und das Schrecken der Wüste und gibt ihm folglich, je nachdem die Phantasie mehr oder minder grell ist, eine schwarze, braune, gelbe oder weiße Farbe, jedenfalls aber immer ein wildes, furchtbares Aussehen. Schon seit längerer Zeit hat man sogar einen Kupferstich verkauft, welcher Abd-el-Kader's Bildniß sein soll, aber am Ende wol nichts weiter ist, als eine verzerrte Copie der fratzenhaften Köpfe, welche 1821 in Pouqueville's oder Raffenel's Geschichten des Griechenaufstandes Ali-Pascha von Janina oder Kolokotronis vorstellen sollten: in einen dicken Turban eingehüllter Kopf, wilder, verstörter Blick, tiefliegende Augen, langer Bart, reichgestickte Kleidung, im Gürtel ein halbes Dutzend Pistolen, Dolche, Yatagans und andere Mordinstrumente, das ist ungefähr das Costum, welches die Pariser Abd-el-Kader angezogen haben und welches mit der Wirklichkeit so wenig in Einklang ist. Abd-el-Kader bildet natürlich in allen den Scenen, aus denen Hr. de France sein Gemälde zusammengesetzt hat, die Hauptfigur, welche er mit der größten Aufmerksamkeit, fast mit einer gewissen Vorliebe ausgeführt hat. Man wird der Schilderung, welche er von diesem Helden der Wüste macht, nicht ungern folgen. Wir stellen hier über ihn einige Züge zusammen, welche sich hier und da in dem Buche zerstreut finden.

Hr. de France traf Abd-el-Kader in seinem Lager bei der kleinen schöngelegenen Stadt Kaala. „Nach Allem, was ich davon gehört hatte", gesteht er selbst ein, „erwartete ich nichts Anderes zu finden als einen Barbaren, welcher stets bereit ist, Köpfe abschlagen zu lassen, einen blutdürstigen Tiger. Meine Erwartung ward gewaltig getäuscht." Sie ward getäuscht einmal durch die Art, wie Abd-el-Kader den Verf. aufnahm, und dann durch dessen persönliche Erscheinung. „So lange du bei mir weilst", waren Abd-el-Kader's erste Worte zu dem unter Stockschlägen und Beschimpfungen jeder Art herbeigeschleppten Gefangenen, „hast du weder schlechte Behandlung noch Beschimpfungen zu fürchten", und sogleich ließ er dem durch Hunger und Durst Abgematteten Speise und Trank reichen. Also ist Abd-el-Kader wenigstens kein Ali-Pascha! Nein! Er ist im Gegentheil ein noch junger Mann von kaum 28 Jahren und sehr einnehmendem Äußern. Seine Gestalt ist klein, sein Gesicht lang und ausnehmend bleich; zwei große schwarze Augen von sehr wohlwollendem Ausdrucke leuchten wie zwei Sterne am klaren Firmament; zwischen ihnen erhebt sich eine schöngeformte Adlernase, welche durch einen kleinen Schnurrbart von einem niedlichen Munde getrennt ist, und das Kinn ist von einem dünnen, schwarzen Barte nur leicht umwölkt; genug der ganze Ausdruck im Gesichte Abd-el-Kader's hat eher etwas Weibliches, aber dabei doch sehr Kräftiges, als jenes Rohe und Barbarische, das man gewöhnlich als Typus solcher Hordenführer anzunehmen pflegt, und wir dürfen uns daher kaum wundern, daß einer seiner eignen Leute in einem Portrait der Isabelle von Baiern, welches sich zufällig am Bord des Loiret befand, die Züge Abd-el-Kader's wiedererkennen wollte. Hierzu kommt nun noch, daß Abd-el-Kader kleine feingebildete Hände und allerliebste Füße hat, mit deren Pflege er selbst eine Art Koketterie treibt. Wenn er z. B. in seinem Zelte auf seinen Polstern sitzt, ist während der Unterhaltung seine Hauptbeschäftigung das Waschen und Einreiben seiner Füße, welche er beständig blos oder nur in leichten Babuschen trägt. Ermüdet ihn diese Beschäftigung, so vertreibt er sich die Zeit damit, seine Nägel mit einem kleinen, in Perlmutter eingefaßten Federmesser zu putzen, welches man beständig in seinen Händen sieht. In seiner Kleidung affectirt er die äußerste Einfachheit. Man erblickt an ihm weder Gold noch Stickereien. Ein sehr feines Hemd, ein wollenes Überkleid (Haick) und endlich zwei weiße und ein schwarzer Mantel, welche er nachlässig überwirft (Bernus), bilden sein gewöhnliches Costum. Der einzige Schmuck desselben sind einige seidene Quasten. Waffen trägt er niemals. Den kahlgeschorenen Kopf bedeckt er mit drei bis vier griechischen Mützen, eine über die andere gesetzt, und die darübergeschlagene Kapuze des Bernus bildet gleichsam die Krone des ganzen Anzugs.

(Die Fortsetzung folgt.)

Betty die Gläubige. Roman von Georg Neu. Nürnberg, Schneider und Weigel. 1836. 8. 1 Thlr. 16 Gr.

Es ist kein geistreiches Buch, das hier anzuzeigende, wenigstens nicht in dem Sinne, wie wir in modernster Zeit dies Wort zu nehmen gewohnt sind; aber ein klarverständiges, ein seelenvolles Buch. Der Einleitung dazu können wir uns enthalten, da schon der Titel hinlänglich zeigt, gegen welchen Mann und gegen welches literarische Product, überhaupt gegen welche moderne Richtung es gerichtet ist. Es führt als Motto

die Worte Karl Gutzkow's: „Der unsittliche Reformator macht niegend Glück. Der Witz ist einer so großartigen Institution wie das Christenthum ganz unangemessen." Und in der That, verständiger konnte der Verfasser kein Motto wählen; denn es ist an und für sich schon das gelieferte und gewonnene Treffen. O, an diesem einzigen Motto dürfen wir lernen und begreifen, wie großartig die Heuchelei der modernen Zeit ist.

Halten wir uns nicht auf bei der Fabel, welche diesem Roman (so hat es dem Verf. beliebt, sein Buch zu nennen) zu Grunde liegt. Genug, daß die Heldin desselben keine Zweiflerin, sondern eine Gläubige ist. Sie erfährt ein widriges Schicksal der Liebe, und am Ende des Ganzen sehen wir sie verscheiden. Sie trägt den Tod im Herzen, schon da sie zu leben anfängt. Warum das? Hätte es nicht in der Macht des Verfassers gestanden, uns ein lebenskräftiges Jugendbild herzuzeichnen? Warum wählt er just als das Element seiner Heldin die Schwindsucht? Halten wir uns jedoch hierbei nicht auf. Das Hauptsächlichste von der Sache sind Betty's „Tagebuch" und „Geständnisse". Hier begegnen uns schöne und zarte, und bei aller Zartheit doch wahrhaft männliche Gedanken. „Die Religion", schreibt Betty, „scheint mir darin zu bestehen, daß der Mensch von Gott und der Welt *weiß*, an das unmittelbare Eintreten des Göttlichen in das Menschliche *glaubt* und die Fortsetzung des Gottesreichs in einer andern Welt *ahnet*." Wahrlich, dies ist eine schöne Paraphrase des menschlichen Daseins, insofern es auf das Höchste gerichtet ist, und mit dieser Trinität kann sich das Gemüth fast begnügen, so lange es nicht jene durchgreifende Weihe der Kraft in sich verspürt, welche auch den Glauben und die Ahnung in die Gewißheit und Identität des Selbstbewußtseins zu verwandeln strebt. Allerdings ist der Verfasser unsers Buchs kein Philosoph, weil er das Wissen, also das wahrhaft Höchste, nur als eine Voraussetzung behandelt; aber es ist dennoch der Gedanke in ihm wahrzunehmen und zu verehren, weil er die Sehnsucht nach dem Concreten in sich verspüren läßt und in keiner Form sich mit der bloßen Abstraction befassen will.

Lassen wir ihn weiter sprechen nach der Art und Weise, wie sich in einem Tagebuche die unsystematischen Gedanken lose und fast zufällig verknüpfen. „Ich habe Bettina gelesen", schreibt die Heldin; „daß Göthe sie verschmähte, wußte Bettina selbst, aber doch kann man ihm es nicht vergeben. Er nahm nur ihre Gedanken und ließ ihr ihre Gefühle, er nahm ihre Verehrung und ließ ihr ihre Liebe." Kann man in wenigern, in unschuldigern Worten den schreienden Egoismus bezeichnen, der Göthe's Dasein und namentlich sein Verhalten zu diesem geistvollen Kinde bezeichnet? Hat Göthe Bettinen *geliebt*? Nein. Aber Bettina hat ihn geliebt. Einige haben diese Liebe für Bleichsucht, für eine eigenthümliche Blasirtheit ausgeschrien. Welch ein Unsinn! Hier sehen wir, wie ein ganz unschuldiges und naives Denken ihre ganze Energie und Wahrheit zu empfinden versteht.

„Weit weniger", heißt es weiter, „gefällt mir Rahel; ich möchte Beide nicht parallelisiren. Was ist das für ein Drücken und Zerren, ein Reißen und Wühlen der Begriffe, und wie spinnt sie sich in die Philosophie ein! u. s. w. Wozu dieses Affectiren speculativer Gedanken, womit sie nur ihre eignen verdreht, ehe sie ans Tageslicht kommen. Wo es Charaktere zu beurtheilen gibt, da spricht sie besser und klarer; oft drückt sie tiefe Gefühle herrlich aus, denn sie hat ein empfindlich Herz u. s. w." Ein *empfindlich* Herz. Dieses Prädicat möge und kann den Rahelisten viel zu denken geben. Wie wahr, ja wie fast gewöhnlich ist der Gedanke, daß man empfindlich sein kann, ohne wahrhaft zu empfinden; und doch, wie wenig ist dies von Denen bedacht worden, welche in ein ungestümes, krampfhaftes, allein von ihrem Standpunkt aus nicht ganz unpolitisches Lob Rahel's ausgebrochen sind.

Wir begegnen auch einem Urtheil über Charlotte Stieglitz. Die Führerin des Tagebuchs fragt, ob es lobenswerth gewesen, ihr ein literarisches Denkmal zu setzen. Sie ist der Meinung, es sei dies ein schlechter Beweis der versprochenen Frauenemancipation, wenn man ihre geheimsten Boudoirs vor der gaffenden Menge öffne, und was sie in dem verschlossensten Schreine ihres Busens gehegt, nach zweifelhaften Mittheilungen der Menge preisgebe. Man soll „die blutigen Ränder der offenen Dolchwunde nicht aufreißen, um den Geist zu finden, durch dessen Mittheilung die Welt beglückt werden soll".

Nehmen wir den Faden des Religiösen wieder auf, der die Seele des vorliegenden Buches bildet. Wir wissen, gegen welche Schule es in die Schranken tritt, und so dürfen wir uns nicht wundern, der Religion auch in den Geständnissen des Tagebuchs einen großen Spielraum verstattet zu sehen. „Woher nur dieses Bekämpfen der Religion?" so fragt die gläubige Betty, eigentlich aber ihr Freund Victor; „die Periode des Atheismus ist doch schon vorüber, Voltaire ist längst vergessen. Man spricht von seinen Anfeindungen des Christenthums nur, um über seine Dummheit zu lachen. Wie konnte auch ein Mann über das Christenthum schreiben, der nicht wußte, was der Pentateuch ist?" Das ist sehr richtig. Voltaire war in den tiefsten Angelegenheiten des menschlichen Geistes ein beschränkter Geist. Acht Decennien sind so galant gewesen, dies nicht zu gestehen; warum wollen wir heutiges Tages, wo Deutschland sich an seine tiefsten Forscher in philosophischen und göttlichen Dingen zu erinnern vermag, die unsterblicher sind als Voltaire, warum wollten wir es heutiges Tages nicht bekennen. Und grade heutiges Tages, wo einige kleine Voltaire in deutscher Welt herumspuken, ist dies Geständniß nothwendig.

Der Verfasser berührt Heine, als den Choragen einer bekannten Kategorie, deren Namen, den sie sich selbst beilegte, wir hier nicht wiederholen wollen. Von diesem kommt er auf einen „Zweiten", und „Dritten". Dieser „Dritte" kommt am übelsten weg. Seinem Innern wird Schuld gegeben, daß es herzlos, kalt und inhuman sei. „Er wollte der Gründer einer bessern Zukunft werden, indem er uns eine poetischere Liebe, eine freiere Literatur, eine menschlichere Religion anbot und mit seinen Schätzen prahlte, mit denen er die ganze Welt aufwiegen könnte. Er versteht weder die Zeit noch die Menschen, und die Geschichte kennt er gar nicht, diese ist ihm nur die Gegenwart."

Sollen wir ein Endurtheil fällen, so wollen wir uns überzeugt halten, daß das vorliegende Buch eine milde, versöhnende Kraft ausüben wird, und das besonders auf Diejenigen, die sich durch jene „Zweiflerin" vorzugsweise moralisch und religiös verletzt fühlten. Wir glauben im Voraus versichern zu dürfen, daß es viel in Frauenhände gelangen und diese besonders befriedigen wird. Hierin hat der Verfasser seinen Beruf gut getroffen. Er ist nicht geistvoll-energisch genug, um in anderer Form Denjenigen die Spitze zu bieten, deren Ansichten er verwirft. Auf dem puren Felde der ästhetischen oder wissenschaftlichen Polemik würde er sich gegen einen Gegner, der die sophistisch-volubile Dialektik sich zur Lebensaufgabe und zum point d'honneur gemacht hat, nur schlecht gehalten haben. Allein diese ruhig darstellende Form paßt besser für seine Gaben. Auf jeden Fall sind derartige Schriften als ein angenehmer Nachklang einer höchst unangenehmen Zeitaufregung zu betrachten, welche, gewaltsam entstanden, auch gewaltsam unterdrückt wurde und dadurch wenigstens eine bedachtsamere Richtung gewonnen hat.

Was wir an dem Buche tadeln müssen, ist, daß darin zuviel schöne Seele enthalten ist. Ebendeshalb fehlt es nicht an Widersprüchen. So z. B. das Gedichtchen:

Schweigend stand ich auf dem Berge,
Und die Sonne sank herunter,
Schweigen war im ganzen Thale,
Und kein Vogel war mehr munter.

Warum flieht der Stern des Tages
Und entzieht sein Licht der Erde?
Warum geht mein Glück mir unter,
Daß umflort sind meine Tage?

Abgesehen davon, daß dies Gedicht kein Gedicht ist, so kann man auch zwischen dem Seelenzustand einer so Klagenden und dem einer Zweiflerin wenig Unterschied finden. Die Gedichte am Schluß hätten wirklich füglich wegbleiben können. 1.

Notizen.

Der russische Staatsrath Fuß berichtete bei Gelegenheit der Stiftungsfeier der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften am 11. Januar 1837, daß der Etat dieser Akademie sich nunmehr auf 241,800 Rubel belaufe, das Zehnfache des ursprünglichen Etats. Zugleich ward berichtet, daß der im Jahre 1835 dem Herrn v. Tschertkow zugesprochene Demidoff'sche Preis von 2500 Rubeln von demselben zur Verfügung der Akademie gestellt worden sei und zur Herausgabe des ostromirschen Evangeliums durch den Correspondenten der Akademie, Collegienrath Wostokoff, verwendet werden soll. — Der Bewerbungstermin für die Preisfrage: „Über die Entwickelungsstufen der Eingeweidenerven bei den wirbellosen Thieren", wurde gleichzeitig bis August 1838 hinausgeschoben und eine neue Preisfrage gestellt: „Eine wissenschaftlich geordnete Zusammenstellung alles Dialektischen der griechischen Sprache mit diplomatischer Genauigkeit aus den Quellen geschöpft und überall von Dem, was auf bloßer Conjectur beruht, sorgfältig geschieden, immer mit Rücksicht darauf, daß diese wohlgesichteten Data den für uns erreichbaren ältesten Zustand der griechischen Sprache zur möglichst klaren Anschauung bringen." Der Preis ist 150 Dukaten, er steht bis zum 13. August 1839 offen. Als Ehrenmitglieder der Akademie wurden bei dieser Gelegenheit proklamirt: General Toll, General Baron Rosen, Baron v. Barante, französischer Botschafter am russischen Hofe; als Correspondenten: Prof. Klug in Berlin, Prof. Purkinje in Breslau, Sturm und Melloni in Paris.

Das Flüßchen Somba im Gouvernement Archangel galt schon lange für perlhaltig. Im Jahre 1836 wurde diese Meinung bestätigt, indem drei Männer, die drei Tage lang mit der Fischerei in diesem Flüßchen beauftragt waren, in dieser kurzen Zeit 145 Perlenmuscheln zu Tage förderten. Neun dieser Muscheln enthielten wirklich Perlen, unter denen zwei von der Größe einer Erbse waren; in einer Muschel fand man allein bis neun Perlen. Diese ist in dem kaiserlichen Museum des Bergwerksdepartements niedergelegt worden.

In einem der Hühnengräber in der Umgegend von Kertsch wurde kürzlich von dem Director des dortigen Museums, Herrn Aschick, eine große, schöngeformte und prächtige Vase von Thon vorgefunden, die mit schwarzem Lack überzogen und mit einer vergoldeten Guirlande verziert war. Sie stand zu Füßen des Beerdigten. Die Linke desselben hielt einen völlig oxydirten Striegel, wie er den Alten zur Reinigung der Haut beim Baden diente, und der nach der gewöhnlichen Annahme als ein Symbol der Reinheit den in die Mysterien der Religion Eingeweihten ins Grab gegeben wurde. Zwischen den Zähnen hatte der Todte eine Art Münze, die aus zwei Goldblättchen zusammen gesetzt war und auf der einen Seite einen Appollokopf, auf der andern eine Lilie hatte, Abbildungen, die man auf den phanagorischen Münzen bemerkt. Da man in den pantikapäischen Gräbern nur höchst selten Münzen findet, so scheint die griechische Sitte, den Todten Münzen als Fährgeld für den Charon mit ins Grab zu geben, nicht allgemein gewesen zu sein. 60.

Die Birmanen führen ihre Geschichte mit der gewöhnlichen morgenländischen Übertreibung bis zu einem ungeheuern Alterthum hinauf. Sie beginnt mit einer Art von Kosmographie, die jedoch in ihren hauptsächlichsten Momenten von den Hindus entlehnt zu sein scheint. Die Dauer einer Welt umfaßt nach ihnen vier Perioden von gleicher Länge. Die erste Periode ist die der bewohnbaren und bewohnten Welt; in der zweiten wird der Erdball durch Feuer zerstört; während der dritten bleibt er als erstorbene chaotische Masse; in der vierten Periode endlich erlebt er durch das Wasser eine neue Verjüngung. Die Dauer der ersten Periode bestimmt sich nach gewissen Lebensaltern. Zuerst leben die Menschen nur 10, dann 20, dann 40 Jahre und so in arithmetischer Progression aufwärts steigend bis zu 100 Trillionen Jahren, worauf das Lebensalter der Menschen wieder in gleichem Verhältniß abnimmt. Dieser Proceß des Zunehmens und Abnehmens 64 Mal wiederholt, gibt die Totalsumme der Dauer unserer Erde, worauf sie wieder durch Feuer zerstört, wieder auf lange Zeit in einen Chaos verwandelt und endlich durch das Wasser neu verjüngt und wieder bevölkert wird. Überhaupt hat die Welt an sich kein Ende, nur ihre Formen wechseln. Von den 64 obenerwähnten Perioden sind bereits 11 vorübergegangen, und das heutige Geschlecht lebt im Anfang der zwölften Periode.

In den Bergwerken von Anzia, in einer Tiefe von 1100 Fuß, hat man einen fossilen Palmbaum gefunden, welcher mit wirklichen Wurzeln mehre Fuß tief in den Boden strebte und sich in aufrechter Stellung befand. Der Stamm hatte im Durchmesser gegen 40 Zoll. Wahrscheinlich ist diese große fossile Merkwürdigkeit bereits im Naturaliencabinet von Paris angekommen, für welches man sie bestimmt hatte. 11.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 168. —— 17. Juni 1837.

Les prisonniers d'Abd-El-Kader ou cinq mois de captivité chez les Arabes; par M. *A. de France*. Zwei Bände.

(Fortsetzung aus Nr. 167.)

Abd-el-Kader stammt aus der Familie Mahidin, und sein Vater hatte zuerst als Marabout durch den Ruf seiner Frömmigkeit unter den Arabern einen gewissen Einfluß erlangt. Er hatte Mekka zweimal besucht, und Abd-el-Kader selbst hatte ihn auf seiner zweiten Reise dahin als achtjähriger Knabe begleitet. Schon dies gab dem jungen Marabout, d. i. Priester, unter den Stämmen seiner Heimat eine gewisse Wichtigkeit. Der Name des Heiligen, welcher allen Marabouts gegeben wird, die die Pilgerfahrt nach Mekka vollbracht haben, ist mit dem Erbe seines Vaters auch auf ihn übergegangen, und sein ganzer Name lautet folglich Sidi-l'Hadsch-Abd-el-Kader-Mahidin. Mit der Eroberung Algiers durch die Franzosen beginnt seine politische Rolle. Vorzüglich er war es, der seit dieser Zeit die Stämme gegen die Franzosen aufgewiegelt, fanatisirt und zusammengehalten hat. Einsicht, Tapferkeit, Gewandtheit und List gaben ihm bald unter den übrigen Hordenführern eine entschiedene Überlegenheit; man gewöhnte sich nach und nach daran, ihn als den Führer aller Stämme im Kampfe gegen die Ungläubigen zu betrachten, und gegenwärtig wagt es kaum mehr ein rebellischer Häuptling, ihm den Rang des „Sultans" streitig machen zu wollen. Auch würde ohne ihn ein längerer Widerstand der Beduinenstämme gegen die Franzosen gar nicht denkbar sein. Sein Tod wäre das Zeichen zu allgemeiner Unterwerfung oder zur Flucht der Hartnäckigsten nach der Wüste.

Gleichwol besitzt Abd-el-Kader nach der Schilderung des Verf. keineswegs die ausgezeichneten Eigenschaften des Geistes und Charakters, welche man ihm beilegen will und die ihn, von ferne gesehen, zu einem gefährlichern Gegner der französischen Herrschaft in Afrika machen würden, als er in der That ist. Er zeichnet sich aus in seinem Lager den Arabern gegenüber, und seine Güte, sein Selbstvertrauen, seine Kühnheit und Gewandtheit sind eben nur im Verhältniß zu diesen hervorleuchtende Eigenschaften. In jedem andern Kreise, namentlich nach Europa versetzt, würde er eine sehr alltägliche Erscheinung sein, und sein Mangel an Bildung, sein Hang zum Despotismus, ja selbst seine Unvorsichtigkeit würden ihm bald einen untergeordneten Platz anweisen. Auch ist sein Plan gegen die Franzosen und in Bezug auf die Begründung seiner eignen Herrschaft unter den Beduinen ebenso unbestimmt, als seine Mittel geistig und materiell zur Ausführung eines entscheidenden Schlages unzulänglich sind. Man hat geglaubt, er wolle als Reformator auftreten, er wolle die Lehren des Propheten und die Sitten der Araber umgestalten; man hat ihm dieser Hinsicht erhabene Ansichten, tiefliegende Plane zugeschrieben, deren er gar nicht fähig zu sein scheint. Hierzu sind seine Kenntnisse, welche sich auf den Koran beschränken, zu gering, und seine Vorurtheile noch zu groß. Eine ziemlich planlose Herrschsucht, welche er jedoch geschickt genug zu verbergen versteht, kann wol als die Haupttriebfeder seines Handelns gelten. Der Verbreitung der Civilisation unter den Beduinenstämmen, welche die häufigen feindlichen oder freundlichen Berührungen mit den Franzosen fast unvermeidlich machen, zeigt er sich im Allgemeinen nur abgeneigt. Er sucht die Stärke seiner Macht in den urväterlichen Sitten und Gebräuchen der Wüste und bietet Alles auf, die Araber wieder zu diesen zurückzuführen. Mit welchem Erfolge, beweisen am besten die beiden Töchter des Bey von Miliana, welche der Verf. so reizend fand, und welche die feinen pariser Ohrringe und diamantenen Armbänder schon so hübsch zu tragen verstanden (II, 179).

Moralisch stützt sich Abd-el-Kader bei seinem Kampfe gegen die Franzosen noch mit am meisten auf den religiösen Fanatismus, welchen er durch eigne ausgezeichnete Frömmigkeit und genaues Festhalten an den Satzungen des Korans unter den ihm ergebenen Stämmen zu nähren weiß. Materiell scheinen seine Mittel bereits ziemlich erschöpft zu sein, ohne daß sich ihm neue Hülfsquellen eröffnen sollten, welche seine Zukunft sichern könnten. Seine Kassen sind fast leer; die Stämme, welche sich noch zur Bezahlung regelmäßiger Abgaben verstehen, zahlen nur langsam und nicht ohne Schwierigkeiten. Die Noth hat ihn bisweilen schon zu Gewaltmaßregeln gezwungen, welche nicht grade geeignet sind, ihm die Anhänglichkeit seiner Getreuen für die Ewigkeit zu sichern. So wurden noch im vorigen Jahre die Stämme der Ebene von Miliana, unter dem Vorwande, daß sie den Bey von Mousthaga-

nem bei sich aufgenommen hätten, zu doppelter Contribution gezwungen (I, 142). Ebenso hat Abd-el-Kader zu dem leidigen Auskunftsmittel der Münzverschlechterung schon längst seine Zuflucht genommen. Der Nennwerth der unter seinen Stämmen cursirenden Münzen ist bereits um ein Viertheil gestiegen (II, 87). Sowie seine Kassen, sind auch seine Magazine leer, wenn man überhaupt einige von Lager zu Lager mit umhergeschleppte Ballen mit diesem Namen bezeichnen kann. Es fehlt ihm an Kleidung, Waffen, Munition und selbst Pferden für seine Truppen. Daß er in dieser Beziehung von Marokko aus wirklich Unterstützung erhält, ist zwar eine Thatsache, welche der Verf. als Augenzeuge bestätigen kann (I, 131, II, 261); allein da die Zufuhr von dorther weder bedeutend noch regelmäßig ist, so steht sie natürlich mit den Bedürfnissen, welche ein dauernder Kriegszustand erheischt, in gar keinem Verhältnisse. Der Mundvorrath wird meistens von den Stämmen, welche Abd-el-Kader mit seinem Heere heimsucht, gutwillig gewonnen, oder auch nicht selten gewaltsam erpreßt. Eine nicht eben günstige Stimmung unter einem großen Theile der Beduinen ist davon die natürliche und nothwendige Folge. Die Klagen gegen dergleichen Gewaltthätigkeiten nehmen immer mehr überhand, und der Abfall einiger Stämme ist ein gefährliches Beispiel, welches leicht Nachahmer finden dürfte.

Außer diesen Schwierigkeiten hat Abd-el-Kader aber auch noch persönliche Nebenbuhler zu bekämpfen, welche ihm seine Macht unter den Beduinen streitig zu machen suchen. Der gefährlichste von diesen ist sein eigner Onkel, welcher sich für unabhängig erklärt, den Tribut verweigert und auch bereits einige der mächtigsten und wohlhabendsten Stämme im Thale des Ouat-Mina für sich gewonnen hat. Der Brief, womit dieser Onkel die wiederholte Auffoderung Abd-el-Kader's, sich zu unterwerfen, beantwortete, ist ein merkwürdiges Actenstück zu der Geschichte der, wie es scheint, nur vorübergehenden Macht jenes Häuptlings. Er wird hier im ersten Bande S. 152 mitgetheilt. Abd-el-Kader selbst erblickte darin den Anfang eines Bürgerkrieges, welcher den Ruin seiner Herrschaft und den Sieg der Franzosen ohne Zweifel nach sich ziehen würde. Seine Auffoderung an die benachbarten Stämme, sich mit ihrer bewaffneten Mannschaft in seinem Lager einzustellen, hatte nur wenig Erfolg. Kaum hundert Reiter fanden sich wirklich ein und zerstreuten sich schon wieder in den nächsten Tagen. Selbst Drohungen verfehlten ihren Zweck. Man kenne den Weg nach Mousthaganem, antworteten die von Abd-el-Kader's Reitern am meisten bedrängten Stämme, und wenn man sie noch länger beunruhigen werde, würden sie die Hülfe der Franzosen in Anspruch nehmen. Dergleichen Äußerungen brachten natürlich den Zorn Abd-el-Kader's aufs Äußerste; er beschloß den Aufruhr sogleich im Entstehen zu unterdrücken und ließ die Häupter der Rebellen ohne Weiteres verhaften. Viere von ihnen wurden mit Ketten belastet im Lager zurückbehalten; vier andere wurden aneinandergeschmiedet nach Mascara geschickt und dort ins Gefängniß geworfen.

Erlaubt sich Abd-el-Kader diese und ähnliche Gewaltstreiche in der Noth der Verzweiflung, so ist ihm dagegen der Sinn für strenge Gerechtigkeit, den er in seinen eignen Urtheilssprüchen an den Tag legt, nicht abzusprechen. Die oberste Gerichtsbarkeit übt er in der Regel selbst und auf eine ebenso einfache als schnelle Weise aus. Die Parteien erscheinen vor ihm in seinem Zelte; der Kläger bringt seine Klage an, die Zeugen, wenn deren vorhanden sind, werden abgehört; der Beklagte vertheidigt sich, und dann gibt Abd-el-Kader, ohne ein Wort zu sagen, die unwiderrufliche Entscheidung durch ein einfaches Zeichen, welches den Dienern des Gesetzes, den Chaous, vollkommen verständlich ist. Hebt er z. B. die Hand einfach in die Höhe, so ist der Angeklagte zu Gefängniß verdammt; hebt er die Hand horizontal auf, so führt man den Verdammten sogleich außer dem Bereich des Lagers und schlägt ihm den Kopf ab; neigt er seine Hand zur Erde, so besteht die Strafe in Stockschlägen u. s. w. Die meisten Fälle, welche auf diese Weise abgemacht werden, betreffen Diebereien, welche im Lager sehr häufig sind und eben deshalb auch noch zum guten Theile übersehen werden.

(Der Beschluß folgt.)

Schloß Hainfeld. Oder ein Winter in Steiermark. Von Basil Hall. Unter den Augen des Verfassers aus dem Englischen übersetzt von Minna Harthum. Berlin, Eichler. 1836. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

Es ist gar nicht leicht zu sagen, worin die ganz eigenthümliche Anziehungskraft dieses Buches besteht; inzwischen können wir versichern, daß wir seit langer Zeit keine Schrift dieser Art mit so unnachlassendem Interesse durchlesen haben als diese, von der wir nicht wissen, sollen wir sie als Reisebeschreibung, als Roman oder als eine Biographie bezeichnen. Der als englischer Schriftsteller hinreichend bekannte Verf. wird auf seiner Reise in Unteritalien wie durch Zufall von einem Briefe einer alten Freundin seines Vaters erreicht, die ihn, indem sie ihren verlassenen Zustand in einem fremden Lande und sich selbst als eine Sterbende schildert, auf fast unwiderstehliche Art beschwört, ihre letzten Lebensstunden durch seinen und seiner Familie Besuch zu versüßen. Die Bittende ist die Gräfin von Purgstall, eine geborene Schottin, Jane Anne Craunstoun, die wir im Laufe der Erzählung als eine der anziehendsten weiblichen Seelen kennen lernen, denen man begegnen kann. Als letzte Trägerin des bekannten steierschen Geschlechts Purgstall, durch die härtesten Lebensgeschicke geprüft, seit drei Jahren an dasselbe Bett gefesselt, durch körperliche Leiden seltener Art zur Mumie eingeschrumpft, übt diese Frau, durch Liebenswürdigkeit des Charakters und ungetrübte Heiterkeit bei namenlosen Leiden einen solchen Zauber auf ihre Umgebung aus, daß, nachdem die Familie Hall einmal über Sicilien und Malta auf ihrem Schlosse Hainfeld an der ungarischen Grenze bei ihr eingetroffen und der größte Lebenswunsch der Gräfin erfüllt ist, es jener unmöglich wird, trotz oft wiederholten Versuchen, die liebenswürdige Frau zu verlassen, sodaß sie bis zu ihrem Tode im folgenden Frühjahre bei ihr verweilen muß.

Dieser Aufenthalt in einer schönen, aber fast unbekannten Gegend am Ufer des Raabflusses ist es, den uns Basil Hall auf eine so anziehende Weise und mit so mannichfaltigem Reiz erzählt, daß etwas von dem Zauber, den der liebenswürdige Charakter seiner Wirthin auf ihn ausübte, auf uns selbst überzugehen scheint, und daß wir so wenig von seinem Buche wie

er von Schloß Hainfeld uns loszureißen vermögen. In der That, nach dieser Lecture rechnen wir sowol ihn als die treffliche Gräfin Purgstall gleichsam zu unsern Freunden, so genau haben wir sie kennen gelernt, und so lieb sind sie uns geworden.

Dies Buch ist kein gewöhnliches, wie der Leser sieht; und wie es keinem Zweige der Literatur ausschließlich angehört, so hat es in seinem besondern Reize wenige seines Gleichen. Nicht wenig Interesse kommt zwar auf Rechnung der englischen Beurtheilung deutscher Zustände, über welche die wunderbare Einseitigkeit des Inselvolks stets so seltsame Sachen zu sagen weiß, und worin wir Deutschen gemeinhin so viel Lachstoff zu entdecken pflegen; aber die vorzüglichste Sympathie erregt uns doch nicht das sitten- und landschildernde Element, sondern das Charaktergemälde der seltenen Frau, welcher dies Buch gewidmet ist.

Schon die Schilderung Hainfelds und der benachbarten Schlösser des steierschen Adels durch die englische Feder gewinnt uns viel Theilnahme ab; die Seltsamkeit der Klagen über Mangel an Comfort, in denen Basil Hall mit Fürst Pückler im Unisono spricht, findet aber ihren Culminationspunkt in dem Wehgeschrei über die Betten der Deutschen, die, obgleich für uns so ziemlich zufriedenstellend, für den Verf. das non plus ultra des Jammervollen sind, zum recht schlagenden Beweise, welche Macht im Menschenleben die Gewohnheit bildet. Der Verf. behauptet gradehin: die Deutschen seien zwar ein reinliches, mäßiges, höfliches, gastfreies und ehrliches Volk; allein wie eine Nacht hinzubringen sei, davon hätten sie nicht die mindeste Idee. Die dann folgende Übertreibung ist wirklich spaßhaft. Der Verf. hat „nie ein deutsches Bett gesehen, das ein Engländer seinem müden Jagdhunde anzuweisen sich nicht schämen" würde! Nach allen Seiten hin zu klein, und wenn man sich zusammenkauert wieder zu schmal, sodaß die Knie zur Seite hinaushängen, dann eine wogende See von Bettsäcken, oder gar, horribile dictu! von grausigen Federbetten über sich, zwei feuchte Tücher, Laken genannt, so groß wie Schnupftücher, unter sich, sieht der Verf., um auf einer solchen Marterbank zu schlafen, sich genöthigt, in jedem Nachtquartier zwei Betten zusammenzunähen, und hinterläßt diese seine sauere Arbeit stets, wie jener Reisende in Spanien zum Heile des Volks in jedem Wirthshause eine Bibel zurückließ. Ist das nicht ungemein spaßhaft? Wir selbst aber haben in England die Betten ebenso unerträglich groß und kalt, als der Verf. die deutschen Betten klein und warm gefunden. Was folgt nun daraus anders, als daß man in Dingen der Gewohnheit höchst Unrecht thut, nicht jedem Volke vollkommen Recht zu geben?

Die gesellschaftlichen Bilder, die der Verf. uns sonst aus Deutschland vorführt, sind besser und solcher Art, daß wir sie uns allerwege gefallen lassen können. Überall gereichen sie unserm Charakter und besonders unserer Bildung zur Ehre. Es ist nicht wenig erstaunenswerth, daß der Verf., der uns doch die Gegend des Schlosses Hainfeld wie eine terra incognita, eine Art unentdeckten Landes schildert, fast immer und überall mit Personen umgeben ist, die seine Muttersprache nicht blos verstehen und sprechen, sondern selbst Verse in ihr machen. Ihn, den Verehrer deutscher Literatur, muß dies billig überraschen.

Über seine deutschen Sprachstudien erzählt Basil Hall merkwürdige Dinge. Zunächst muß es uns auffallen, daß er, der in Idria noch kein Ei auf Deutsch fodern kann, in Hainfeld, zwei Monate später, nicht blos Kotzebue, sondern auch den „Wilhelm Meister" liest und vorliest. Hiernach mußten wir ihn für ein entschiedenes Sprachgenie halten. Nichtsdestoweniger sagt er uns, daß er, nachdem er ein Jahr in Deutschland gewesen, sich erst in Paris und durch Professor Ollendorf überzeugt habe, wie er einer ganz falschen Methode gefolgt sei, die ihn durchaus keine Fortschritte im Studium des Deutschen habe machen lassen. Besagter Professor erst habe ihn auf den rechten Weg gebracht, und zwar, indem er ihn das Deutsche genau wie die Mathematik gelehrt habe. Hier habe er von vorn angefangen und nun in sechs Monaten die „schöne, aber schwere deutsche Sprache" gelernt, eine Anstrengung, für welche der Genuß ihrer fast „unvergleichlichen Schönheiten" genugsamer Ersatz sei. Wie wunderlich dies Alles uns auch klingt, es thut uns immer im Geheimen wohl, einen gebildeten Ausländer so sprechen zu hören.

Sehr anziehend sind die beiden Besuche, welche der Verf. bei dem trefflichen Erzherzog Johann macht, geschildert. Beide, der erste in den Weinbergen des Fürsten, der andere in seinen Eisenschmelzen, sind zwar nicht ohne ihre kleinen Unglücksfälle, bei welchen natürlich das Essen, dieses jedem Engländer so wichtige Moment, eine große Rolle spielt; desto anmuthiger aber wird die Erzählung von den Verdiensten des trefflichen Fürsten, der, wiewol das edelste Blut Europas in seinen Adern fließt, dem Verf. nur den fein und vielseitig gebildeten Landedelmann zeigt und, nachdem er Armeen commandirt hat, blos durch sein Beispiel als Landwirth und Fabrikant im Großen, als Begünstiger praktischer Wissenschaftlichkeit unendlichen Segen über sein geliebtes Steiermark verbreitet hat. Eine solche Existenz kann allerdings beneidenswerth erscheinen, und der Fürst, in dessen verdientes Lob der Verf. sich hier ergeht, muß allerdings ein höchst liebenswürdiger und respectabler Charakter sein. Was der Verf. von seiner Gemahlin sagt, war uns neu.

Eine andere kleine Ausflucht, die Basil Hall nach Ungarn macht, schildert das Land und seine Verfassung in so echt englischer Weise, daß wir den Leser bitten müssen, dies Capitel selbst nachzulesen. Die Tafel spielt auch hier wieder ihre große Rolle, wenn wir auch nicht finden können, daß der Verf. so schlecht, wie er meint, gespeist habe. Zwei Dinge gibt es, worüber die achtbaren Bewohner des Inselreichs sich bescheiden sollten, gar kein Urtheil haben: diese sind der Tisch und die Justizverfassung anderer Länder. Wenn man so tief wie die Engländer in den ersten Elementen der Kochkunst stecken geblieben ist, und wenn man wie sie heute, im Jahre des Heils 1837 post Christum, noch solche Justizreformbills, wie sie jetzt eben im Parlamente verhandelt werden, einbringen kann, ja, wenn es noch zweifelhaft ist, ob die Versuche edler und aufgeklärter Männer, den cannibalischen Coder Englands endlich einmal menschlich zu reformiren, d. h. nur auf das Niveau des spätern Mittelalters etwa zu bringen, gelingen werden oder nicht, so sollte man bei diesen beiden Fragen aus Klugheit wenigstens schweigen.

Doch genug von Dem, was in diesem reizenden Buche doch nur Nebensache ist, die Hauptsache ist und bleibt die unvergleichliche Gräfin Purgstall und die anziehende Schilderung dieses seltenen Charakters. Wir könnten darin fast eine Probe von der gänzlichen Unabhängigkeit des Geistes von den Bedingungen des Körpers erblicken, und die Anhänger dieser Meinung finden in der unwandelbaren Heiterkeit und Erregsamkeit, in dem stets gleichen Wohlwollen und den Liebesbeweisen der seit drei Jahren an ein wunderliches Krankenlager gefesselten Gräfin keine geringe Bekräftigung ihres Systems. Die Fülle von guter Laune, der Vorrath von Anekdoten, die beständige, ins Kleinste gehende Sorge für ihre Gäste, die sie um jeden Preis sich erhalten will und die sie sich in der That erhält, die Schilderung ihrer sonderbaren Umgebung, ihre rührende Leidensgeschichte und der Nimbus von Geist und Anmuth, der selbst die Sterbende umgibt, dies zusammen gibt ein so seltenes und seltsames Gemälde, daß wir unser Auge nicht davon losreißen können. Die Gräfin stand in ihrer frühern Zeit mit Walter Scott, mit Dugald Stewart und andern berühmten Schotten in naher Verbindung und erzählt uns von ihnen eine Menge der hübschesten Geschichten. Ergötzlich unter diesen ist besonders die Anekdote von Stewart und Hall, diesen beiden Philosophen, die durch eine merkwürdige Übereinstimmung in ihren Sehorganen Beide beim Abendzwielicht gänzlich blind wurden und denen die schöne junge Frau als Führerin dienen muß, ohne daß der Eine seine Schwäche gegen den Andern verrathen will. Einige anziehende Briefe von Walter Scott werden gleichfalls mitgetheilt, wo wir die geistreiche Bemerkung

antreffen, Lord Byron habe vor dem Publicum immer die Stellung des sterbenden Fechters angenommen. Nicht eher als bis die arme Gräfin Purgstall ihrer Gruft übergeben und ihr Erbe, Lord Ashburton, angekommen ist, verläßt der Verf. das Schloß Hainfeld und das Raabthal, von dem wir ihm eine so reizvolle Schilderung verdanken.

Das Buch, gut übersetzt, muß zu der kleinen Zahl der **guten Bücher** gerechnet werden, die von Zeit zu Zeit wieder für die neue Literatur Herz und Gemüth in Anspruch nehmen, die wir auch nach einmaliger Durchlesung noch lieb behalten und zu denen wir zurückzukehren wünschen. Wir wünschen ihm viele Leser und versprechen den Unverdorbenen unter ihnen einen wirklichen Genuß. 21.

Philippika gegen den Handel und die Kaufleute.

Ein gewisser Bridochet, der neulich einen betrügerischen Wursthändler vor das pariser Zuchtpolizeigericht stellen ließ, nennt sich zwar selbst einen ehemaligen Kaufmann; er war aber seiner Zeit wol blos ein Krämer. Dieser Umstand an sich würde ihn nicht belustigend machen, wol aber der, daß er ein gewaltiger Kleinigkeitskrämer, ein Schwarzseher und ein bornirter Stockphilister ist, der, wo er sich einmal eingebissen hat, und er beißt sich, wie es scheint, leicht ein, schwer wieder wegzubringen ist. Er redet das Gericht also an: „In unsern Zeiten, meine Herren, ist Paris nichts Anderes als eine ungeheure Räuberhöhle, der Handel ein weites Gebiet des Raubes ... Es ist entsetzlich für die Gesellschaft, schmachvoll für die Policei, daß sie so empörende Misbräuche duldet ... **Präsident**: Man hat Ihnen wol etwas sehr Werthvolles gestohlen? **Bridochet**: Es ist nicht darum, daß man mich bestohlen hat; aber daß ich jeden Tag, jeden Augenblick, unter meinen Augen, unter den Augen der Behörde stehlen sehe, das würde possierlich sein, wenn es minder schrecklich wäre. **Präsident**: Für jetzt kann nur von einem an Ihnen begangenen Vergehen die Rede sein. **Bridochet** (ruhig fortwährend): Ein Kaufmann ist heutzutage ein Dieb: mit ihren Ideen von Fortschreiten und Vervollkommnung haben sie die Ehrlichkeit der guten alten Zeit verloren. Mit ihren Dampfmaschinen, Eisenbahnen und thörichten Patenten für jede Erfindung eines Querkopfs haben sie den Handel ruinirt, den Stamm des Handels in seinen tiefsten Wurzeln zerstört. **Präsident**: Sie werden hoffentlich uns doch hier keine Rede auf die Handelskrise halten wollen. **Bridochet**: Nein; aber die angeblichen Fortschritte der Industrie stehen in näherer Beziehung, als man glaubt, mit der Immoralität der Gewerbtreibenden ... **Präsident**: Aber wir haben über diese im Allgemeinen hier nicht zu urtheilen; es ist hier blos von Einem derselben die Rede und über diesen sagen Sie uns kein Wort. **Bridochet**: Da ich vor dem Gericht stehe, muß ich Alles sagen, was ich auf dem Herzen habe. Ich war selbst Kaufmann; aber ich kann sagen, daß ich keinen meiner Kunden um das Geringste bevortheilt habe. Wenn ich ein kleines Vermögen zusammengebracht, daß ich ruhig meine Tage beschließen und meinen Kindern etwas hinterlassen kann, so ist das die Frucht langer Thätigkeit, meiner Ordnungsliebe und guter Wirthschaft. Heutzutage, br! die Herren Kaufleute leben wie Fürsten, Wagen, Pferde, schöne Geschäftslocale, prächtige Meubles, übertriebener Aufwand, theure Wohnungen — Alles vom Gelde ihrer Kunden. Diese Herren wollen in Einem Tage reich werden; ich behaupte, so schnell erworbene Reichthümer sind gestohlen. **Präsident**: Was Sie sagen, mag zum Theil wahr sein, gehört aber nicht hierher. **Bridochet**: Ich beweise das Gesagte, um nicht als Verleumder angesehen zu werden ... Um schnell zu verdienen, hat man Maschinen erfunden, die schnell arbeiten und Millionen Arbeiter brotlos machen. Um viel abzusetzen, läßt man schlechte und rasch sich abnutzende Waaren fertigen. Ebenso ist es mit den Nahrungsmitteln, die man ebenein verfälscht. Wenn Sie schönes weißes Brot essen, so glauben Sie, der Teig sei vom feinsten Mehle. Mit nichten! es ist mit Alaun weiß gefärbte Kleie. Das rothe Zeug, was dem armen Volke für Wein verkauft wird, ist ein Gemisch von allerhand Droguen, Rindsblut, Farbe, mit Eierschalen abgeklärt. Glauben Sie, daß das Bier, welches man in Paris trinkt, das gesunde und stärkende Getränk sei, was den Holländern so wohl bekömmt? Keineswegs, statt des Gerstensafts trinken Sie ein Gesöbel von Kartoffelaufguß mit dem Ekelhaftesten, was es gibt, mit Runkelrübensyrup vermischt. Und erst die Wurstmacherei! Gott weiß, welche verschiedene Racen von Vierfüßlern in jene vergifteten Därme gestopft sind, die man Saucischen, Cervelatwürste u. s. w. heißt ... Ich halte ein, meine Herren, aus Furcht, Ihre Zeit zu misbrauchen, und sage nur noch, daß einer jener schändlichen Wurstfabrikanten, da er die Schinken nicht, wie seine andern Artikel verfälschen konnte, höchst strafbarerweise ein Stück Speck unter die eine Schale seiner Wage klebte, um mich am Gewicht der Waare, die ich bei ihm kaufte, zu betrügen. **Präsident**: Endlich sind Sie glücklich zur eigentlichen Sache gekommen. Wie beweisen Sie den Betrug, dessen Sie den Angeklagten beschuldigen? **Bridochet**: Meine Frau bemerkte ihn zuerst und machte mich damit bekannt. Ich ging selbst zu dem Angeklagten, Traband, und machte dieselbe Bemerkung. Den folgenden Tag schickte ich meinen Enkel hin, der die Schurkerei ebenfalls wahrnahm. Mit Recht unwillig über diese Betrügerei, verfügte ich mich zu dem Hrn. Policeicommissair, der sich zu Traband begab und das Vergehen constatirte. Das Ihnen eingehändigte Protokoll beweist die Wahrheit meiner Aussage."

Mehre Zeugen bestätigen das von Bridochet Vorgebrachte. Die Ausflucht des Angeklagten, daß ein Stück Speck zufällig unter seine Wage gekommen sei, wird nicht angenommen, weil der Zufall nicht fünf- oder sechsmal nacheinander so spielt. Das Gericht erklärt Traband des Betrugs mittels falschen Gewichts für schuldig und verurtheilt ihn zufolge Art. 423 des Strafgesetzbuchs zu acht Tage Gefängniß und 50 Francs Geldstrafe. Bridochet, der einmal Angebrachte, murmelt, indem er den Saal verläßt, noch einmal, Paris sei eine große Räuberhöhle und man solle alle Kaufleute auf die Galeeren schicken. 141.

Literarische Notizen.

Der Graf Adolf Krosnowski, ein polnischer Offizier, der nach Frankreich ausgewandert ist, Verf. eines kleinen, vor vier Jahren erschienenen, mit Beifall aufgenommenen Romans: „Angélique ou l'anneau nuptial", hat soeben unter dem Titel: „Almanac historique ou souvenirs de l'émigration polonaise", ein namentliches Verzeichniß aller derjenigen seiner Landsleute herausgegeben, die in Folge der letzten unglücklichen Ereignisse ihr Vaterland verlassen haben und jetzt im Auslande sich aufhalten. Der bloße polnische Krieger ist so gut wie der Fürst, der General u. s. w. in diesem Verzeichniß aufgeführt, das möglichst vollständig zu liefern der Verf. weder Mühe noch Kosten scheute.

Von „Voyage du maréchal duc de Raguse" sind die beiden ersten Bände soeben bei Ladvocat erschienen, der dritte und vierte mit einem Atlas sollen am 15. Juni ausgegeben werden. Giraudeau hat unter dem Titel: „Sicile, Grèce, Turquie" eine mit Karten und Kupfern versehene Beschreibung seiner Reise in den genannten Ländern geliefert.

Der gelehrte Abbé Tito Cicconi hat in einer Bibliothek zu Rom die Handschrift einer Biographie Papst Alexander VII. vom Cardinal Sforza aufgefunden, die u. A. sehr interessante Details über die damals in Italien wüthende Pest enthält. 4.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonntag, — Nr. 169. — 18. Juni 1837.

Les prisonniers d'Abd-El-Kader ou cinq mois de captivité chez les Arabes; par M. *A. de France*. Zwei Bände.

(Beschluß aus Nr. 168.)

Neben dem lebendigen Sinn für Gerechtigkeit zeichnet sich Abd-el-Kader auch durch strenge Sittlichkeit und ein höheres moralisches Gefühl aus, welches dem gewöhnlichen Beduinen gänzlich fremd ist. Knabenschänderei, ein unter den Häuptlingen der Beduinenstämme noch sehr herrschendes Laster, bestraft er, zumal wenn Gewaltthätigkeit dabei mit im Spiele war, jedesmal mit dem Tode. Daß er Vielweiberei misbilligt, beweist er durch die That, denn er soll sich durch die unerschütterlichste Treue gegen seine einzige Gemahlin, von welcher der Verf. eine so reizende Schilderung entwirft (I, 238), namentlich auszeichnen. Sie begleitet ihn nicht auf seinen Heerzügen, sondern bewohnt in der Regel ein auf einer Besitzung Abd-el-Kader's unweit Mascara aufgeschlagenes Zelt. Die übrigen Häuptlinge seines Heeres führen dagegen gewöhnlich ihre Frauen mit sich umher und bringen sie mit Kindern und Greisen in Zelten unter, welche eine eigne Abtheilung des Lagers bilden. Die einzige Leidenschaft Abd-el-Kader's scheint der Besitz schöner Pferde zu sein; denn er ist ausgezeichneter Reiter und läßt sich als solcher gern sehen. Er reitet in der Regel einen schönen Rappen und bedient sich, da er von Statur klein ist, zum Aufsitzen eines Fußschemels, welchen ihm seine Diener nachtragen.

Ehemals führte er seine Truppen selbst zum Kampf und soll Beweise von großem persönlichen Muthe gegeben haben. Gegenwärtig pflegt er sich dagegen immer eine halbe Stunde hinter dem Handgemenge aufzuhalten. Der Kern seines Heeres beläuft sich nur auf 1500 Mann besoldete Truppen; sobald er aber einmal die Stämme für eine Unternehmung gewonnen hat, kann er über eine Macht von mehr als 20,000 M. gebieten. Seine Leibwache, die ihn überall begleitet, besteht aus 30 Negern. An den Übungen seiner Truppen, welche meistens in Scheingefechten bestehen, nimmt er gewöhnlich den thätigsten Antheil. Einer seiner Hauptplane ist die Wiederherstellung des längst zerstörten Tekedemta, welches er zum Sitze seines Reiches und somit zu einem festen Anhaltepunkte in dem Kampfe gegen Frankreich machen möchte. Er hat daselbst schon eine schlechte Batterie von acht Kanonen und einige Baracken aufrichten lassen. Ernstlichen Widerstand wird er damit den Franzosen freilich nie leisten können. Bisjetzt hat er seine feste Wohnung noch unter dem Stamme Hachem, einem der ansehnlichsten und reichsten südlich von Mascara, wo er selbst einen Theil der Ebene, einen Garten und ein Marabout besitzt.

Abd-el-Kader scheint noch fortwährend der festen Hoffnung zu leben, daß er die Franzosen aus Afrika vertreiben werde. Diese Hoffnung natürlich so viel wie möglich auch unter den Stämmen lebendig zu erhalten, ist eins der Hauptmittel, wodurch er sie an sein Interesse zu knüpfen sucht. Gleichwol ist eine gewisse Entmuthigung und eine ziemlich starke Sehnsucht nach dem Frieden unter allen seinen Anhängern nicht zu verkennen. Man ist des Krieges müde, und um die Lust an demselben wieder etwas anzufachen, verschmäht es Abd-el-Kader selbst nicht, bisweilen falsche Gerüchte zu verbreiten, welche seiner Sache dienlich sein möchten, wie z. B. über den Tod Ludwig Philipp's, den Ausbruch des Bürgerkrieges in Frankreich und den dadurch nothwendig gewordenen Rückzug der französischen Truppen aus Afrika. Einige Zeit finden dergleichen Dinge Glauben und haben eine vorübergehende Wirkung; auf die Dauer aber nutzt sich dieses Mittel, den gesunkenen Muth der Araber zu heben, ab und erzeugt Mistrauen. Auch ist Abd-el-Kader klug genug, unter die Franzosen selbst seine Spione zu schicken, welche ihn von allen ihren Bewegungen und Planen genau unterrichten. Ein großer Theil der Correspondenz, welche die französischen Generale der verschiedenen Stationen unter sich führen, geht durch seine Hände. Der Verf. wurde selbst von ihm dazu gebraucht, die aufgefangenen Depeschen des Generals Letang zu lesen. Der Verf. gesteht am Schlusse selbst ein, daß der Kampf gegen Abd-el-Kader, so bestimmt auch immer der Sieg am Ende sein mag, mit eigenthümlichen Schwierigkeiten verbunden ist, welche Gewandtheit und Vorsicht nöthig machen.

Auf der einen Seite — so lautet sein Endurtheil — steht ein Ehrgeiziger voll Talent und Muth mitten auf seinen Bergen und ruft die von Ruinen und Zerstörung, womit der Krieg gegen Fremde und Einheimische den Boden bedeckt hat, umgebenen Stämme zu sich; auf der andern eine reiche, edle, Bildung verbreitende Nation, welche sie ebenfalls zu sich ruft und

ihnen gegen ihre Freundschaft und Treue Reichthum, Wohlhabenheit und alle möglichen moralischen und materiellen Vortheile bietet, welche die Fortschritte der neuern Gesellschaft mit sich bringen. Nach diesen Bemerkungen kann man ungefähr sehen, nach welchem Ziele die Anstrengungen unserer Waffen und unserer Politik gerichtet werden müssen.

Wir halten es nicht für nöthig, zu diesen Bemerkung des Hrn. de France über Abd-el-Kader's Persönlichkeit und gegenwärtige Lage etwas hinzuzufügen. Die Kritik wird nie vergessen, unter welchen Verhältnissen und Einflüssen diese Mittheilungen gemacht wurden, und ohne daher in ihre materielle Wahrhaftigkeit im Allgemeinen den geringsten Zweifel zu setzen, könnte man doch veranlaßt sein anzunehmen, daß der Verf. seiner Darstellung eine Farbe gegeben hat, welche die dortigen Zustände in einem für Frankreich möglichst vortheilhaften Lichte erscheinen läßt. Gegen das System gewaltsamer Aufdringung der europäischen Bildung, wozu sich die „edle französische Nation" berufen glaubt, läßt sich gar Manches sagen. Die Frage bekommt schon eine ganz andere Wendung, wenn man sie von der Seite der Nationalität aus auffaßt. Leider hat überdies aber auch die Erfahrung aller Zeiten zur Genüge bewiesen, daß die Franzosen sich durch die trostloseste Unfähigkeit, angeblichen Barbaren ihre vermeintliche Glückseligkeit genießbar zu machen, vor allen europäischen Nationen auszeichnen; und was am Ende nicht selten an der Stelle der verheißenen materiellen und moralischen Wohlthaten zu Tage gekommen ist, berechtigt eben nicht sehr zu der Hoffnung, daß Frankreich nach siebenjährigen mislungenen Versuchen noch in Zukunft Abd-el-Kader und seine Horden mit der europäischen Bildung aussöhnen werde.

Alles, was Hr. de France außer den persönlichen Verhältnissen Abd-el-Kader's in seinem Buche zusammengestellt hat, ist weniger von allgemeinem Interesse. Es ist seine eigne und seiner Mitgefangenen Leidensgeschichte. Wir erfahren, wie er kurz nach der Ankunft im Lager Abd-el-Kader's mehre Franzosen und Italiener kennen lernte, welche um dieselbe Zeit in die Hände der Araber gefallen waren; er erzählt uns dann, wie sie gemeinschaftlich von Lager zu Lager geschleppt wurden, wie Einige von ihnen nach unsaglichen Leiden dem Hunger, dem Froste, Krankheiten und Entbehrungen jeder Art erlagen, und wie er selbst mit einigen Andern nur durch Auswechselung gegen einen Theil der in Marseille aufbewahrten gefangenen Araber seine Freiheit wiedererlangte. Im ersten Bande bildet die Geschichte eines seiner Leidensgenossen, welcher noch vor der Befreiung starb, Meurice mit Namen, eine wahrhaft ergreifende Episode. Interessant und lehrreich sind die Bemerkungen, welche er in demselben Theile (S. 121 fg.) über den Anbau der Ebene von Mousthaganem macht. Im zweiten Bande gibt dann ferner der Verf. (S. 153) einige Aufschlüsse über den Charakter, den moralischen Werth und die Stellung der Marabouts unter den Arabern im Allgemeinen.

Bei Gelegenheit der Auswechselung der Gefangenen erfahren wir auch etwas Näheres über den Juden Durand, welcher dabei als Unterhändler gebraucht wurde und überhaupt in der Geschichte der französischen Herrschaft in Afrika eine gewisse Rolle gespielt hat und noch spielt. Die Art, wie er sich dabei gegen den Verf. benahm, spricht eben nicht sehr vortheilhaft für ihn. Er scheint eben nicht mehr zu sein als ein gemeiner, verschlagener, schmuziger jüdischer Unterhändler, wie sich deren überall einnisten, wo es dergleichen Reibungen zwischen zwei so unverträglichen Elementen gibt, wie die Franzosen und die Araber sind. Es ist schlimm, daß sich in gewissem Sinne und bis zu einem gewissen Grade selbst Regierungen solchen Creaturen in die Hände werfen müssen. Am Schlusse des zweiten Bandes gibt Hr. de France unter der Aufschrift: „Observations", noch einige allgemeine Bemerkungen über Art, Sitten und Charakter der Araber, über die Behandlung der bei ihnen heimischen Thiere, über Ackerbau, Klima u. s. w. Neues ist darin eben nicht; sie bekommen aber einen besondern Werth dadurch, daß sie auf eignen Erfahrungen und eignen Anschauungen beruhen.

5.

Reineke der Fuchs. Leipzig, Volckmar. 1836. Gr. 12. 1 Thlr.

Es würde sehr überflüssig sein, wenn wir erst von dem Inhalte des Gedichts, das uns hier in einer neuen Übertragung dargeboten wird, sprechen, oder die natürliche gesunde Frische desselben, die unverwüstliche gute Laune, die darin herrscht, den scharfen, aber doch stets heitern Spott, womit es das Welttreiben abconterfeit, das Behagen, womit es den Sieg der Klugheit über die bloße Gewalt feiert, kurz alles Das loben wollten, wodurch diese unheilige Weltbibel, wie Göthe es bezeichnend nennt, eine geraume Zeit der Liebling eines großen Theiles unsers Volkes geblieben ist und, auch ins Hochdeutsche übertragen, sich bei uns in eine populaire Gunst gesetzt hat wie kaum noch irgend eine andere unserer ältern Dichtungen. Der Untersuchungen zu gedenken, die in neuerer Zeit vor Allem von Jakob Grimm in seiner herrlichen Einleitung zu „Reinhart Fuchs" (Berlin 1834) über das Wesen und die Träger der Thierfabel, über den ältesten Ursprung des deutschen Thierepos, über seine allmälige Gestaltung und veränderte Tendenz und über andere damit zusammenhängende Punkte angestellt worden sind, dürfte bei dem lebhaften Antheil, den unser Publicum an allen den Forschungen nimmt, welche auf die Geschichte und den Zustand unserer ältern Literatur sich beziehen, gewiß nicht minder überflüssig oder doch wenigstens hier nicht am Orte sein. Kaum wagen wir es, einige wenige Unkundige unter unsern Lesern vorauszusetzen, denen wir erst noch anzuempfehlen nöthig hätten, jene Einleitung, die wir ihnen auch als ausgezeichnet schön geschrieben rühmen können, zu lesen, um sich daraus über die von uns angedeuteten Dinge, die sie selbst, wenn sie dieselben erst kennen gelernt, vielleicht recht interessant finden werden, sowie über das Verhältniß zu belehren, in welchem der niedersächsische „Reineke Vos" zu dem alten niederländischen „Reinaert" steht, von welchem er, beiläufig gesagt, nur eine, wenn auch eignen Verdienstes nicht ganz ermangelnde Bearbeitung ist. Wollten sie dann noch weiter gehen, so würden wir ihnen rathen, sich an das niedersächsische Gedicht, das nicht eben allzu schwer zu verstehen und in Hoffmann's trefflicher, auch mit einem Glossar versehenen Ausgabe (Breslau 1834) leicht zugänglich ist, zu machen und es wol gar mit dem niederländischen „Reinaert", den sie, ebenso wie den mittelhochdeutschen „Reinhart" und manches andere hierher Bezügliche, bei Grimm abgedruckt finden, zu vergleichen. Dann werden sie aus eigner Anschauung und Kenntniß über den poetischen Werth des niedersächsischen und niederländischen Gedichts und zugleich über Das, was

Grimm gegen, Hoffmann und Gervinus („Geschichte der deutschen Poesie", II, 402) für das erstere sagen, urtheilen können.

Aber vor lauter überflüssigen Dingen und guten Rathschlägen oder Zumuthungen sind wir ganz von der Bearbeitung abgekommen, die wir anzeigen wollten, über die wir indeß auch nicht viel zu sagen nöthig haben. Wir selbst haben sie zum großen Theil mit Vergnügen gelesen und glauben, daß sie namentlich Denen, die das Gedicht nicht im Original, oder die es nur aus Göthe's Übertragung, deren Hexameter freilich den ursprünglichen naiven Ton etwas verwischen, kennen, nicht geringeres Vergnügen gewähren werde. Der ungenannte Bearbeiter hat, wie uns dünkt, mit guter Laune gearbeitet, die Versart des Originals, kurze Reimpaare, weislich beibehalten und den lustigen, derben, frischen und naiven Ton desselben im Ganzen gut getroffen; außerdem müssen wir ihm auch nachrühmen, daß er sich der Freiheit, die ihm sein Vorsatz, nicht zu übersetzen, sondern „metrisch zu bearbeiten" gab, mit Verstand und Mäßigung bedient und sich wohl gehütet hat, sich von dem Original zu weit zu entfernen. Eine vollkommen treue Übersetzung des Gedichts war ohnedies nicht nöthig, würde auch als Lesebuch dem größern Publicum vielleicht nicht einmal so gut gemundet haben. Als Probe wollen wir ein kleines Stück aus der köstlichen Prügelscene: „Wie Braun gefangen von den Bauern geschlagen ward" (I, 9), und gleich daneben den Text zur Vergleichung geben:

Als Rustifiel sah, daß der Bär	Do quam Rustevyle altohant
Im Eichenstamm gefangen wär,	den baren he fus gefangen vant,
Da lief er fort im hast'gen Lauf	he lêp hastigen mit eneme lope,
Und suchte schnell die Bauern auf.	dâr he de buren wuste to hope,
Die saßen grad beim Kirmesbier.	Dâr se hêlden gastery,
„Kommt", rief er, „Kinder, stracks mit mir.	he sprak: komet hastigen mit my!
	in myneme hove is ên bare
Ein Bär ist in die Fall gegangen	gevangen, dat segge ik ju vorware. —
Und sitzt auf meinem Hof gefangen."	
	se volgeden eme alle uñ lepen sêr;
Sie folgten ihm und eilten sehr,	islik nam mit sik syne wêr
Ein jeder griff nach seiner Wehr	wat he êrst krêch ut synem werke
Und nahm als Waffe schnell zur Hand	de ene ene vorke, de ander ene harke
Das Werkgeräth, das just sich fand,	
Der Eine die Gabel, der Andre den Flegel,	de dridde ên spêt, de vêrde ene rake,
Der Dritte den Spaten, der Vierte den Schlägel,	de vyfte enen groten tunenstake.
	de kerkhêr uñ de koster bede,
Der Fünfte den Spieß und der Sechste den Pfahl.	de quemen dâr ôk met ereme gerede.
Der Pfaff selbst und der Küster zumal	de papemeiersche, de hêt fruw Jutte,
Erschienen auch mit ihrem Geräthe.	dat was de, de de beste grutte
Des Pfarrers Hausköchin, Frau Grete,	konto bereiden uñ koken
	de quam gelopen mit ereme wocken,
Die Suppen kochte wie nicht Eine,	dar se des dages hadde by geseten
War gleichfalls mit in dem Vereine.	den armen Brunen dârmede to meten.
Sie kam, den Rocken in der Hand,	
In vollem Lauf herbeigerannt,	do Brûn hôrde dat rochte (Lärm) so grôt
Den Bären damit den Pelz zu waschen.	dâr he lach up synen dôt
Herr Braun verfluchte alles Naschen,	he tôch mit pynen dat hovet ût,
Aufs Höchste stieg jetzt seine Noth,	men dârbinnen blêf bekleven de hût
Gefaßt war er schon auf den Tod.	by beden oren umme dat hovet her.
Da riß er mit aller Macht den Kopf	ik mene, men sach ny lêtliker der
Aus seiner Klemme; doch vom Schopf	dat blot em ever de oren ran;
	al brochte he dat hovet ût, nochtan
Ging Haut und Haar dabei verloren.	bleven bede vôte darin al vast.
Und auch ein Stück von seinen Ohren;	doch ruckede he so ût mit der hast
Es blutete sein ganz Gesicht;	al rasende eft he were van den sinnen;
Nie sah man einem ärmern Wicht.	
Den Kopf hatt' er nun aus dem Loch,	men nochtan bleven de klouwen dârbinnen
Doch steckten fest die Tatzen noch.	dârto dat vel van beden vôten.
Er riß sie los, fast ganz von Sinnen,	dat honich was nicht van dem sôten,
Allein die Klauen blieben drinnen,	dâr em Reinke, syn ôm, van sede.
Und auch das Fell von seinen Füßen.	ene quade reise Brûn do dêde,
Der Honig war nicht von dem süßen,	ja, it was em ene sorchlike vârt:
Davon ihm Reineke gesagt.	dat blôt lêp vaste over synen bârt;
Bös war der Weg, den er gewagt,	de vôte dedem em we so sêr,
Und schlecht bekam ihm diese Fahrt;	he konde nicht gân wêr na edder vêr.
Das Blut lief über seinen Bart,	
Die Füße schmerzten ihn gar sehr,	Rustevyl quam nu begunde de slân;
Er konnte kaum noch gehen mehr.	se gingen en altomalen an,
Zu Leib ging Rustifiel ihm jetzt,	al de mit em quemen her,
Von Allen ward ihm zugesetzt.	Brunen to slân was al êr beger.
Ein Jeder schwang sein Mordgewehr	de pape hadde enen langen staf
Auf den verzweiflungsvollen Bär.	wo manigen slach he eme gaf!
Der Pfarrer selbst erhob den Stab,	he konde nergen gân efte krupen (kriechen),
Mit dem er manchen Schlag ihm gab;	
Er konnte nirgends hin entlaufen,	se quemen up ên in eneme hupen,
So drängten ihn die dichten Haufen	ên dêl mit speten, ên dêl mit bylen;
Mit Hacken, Stangen und mit Beilen,	de smit brochte bede hamer uñ vylen,
Der Schmidt mit Hämmern und mit Feilen,	etlike hadden schuffele, etlike spaden:
Mit Knitteln, Gabeln und mit Spaten	se slogen ên ane alle gnaden,
	alle geven se êm manigen slach,
Bedienten sie ihn ohne Gnaden;	dat he sik bedêde (bes— —), dâr he lach.
So gaben sie ihm Schlag auf Schlag,	
Bis er halb todt am Boden lag.	

Zu den einzelnen Stellen, wo man den Übersetzer allerdings zu großer Eilfertigkeit beschuldigen muß, gehört I, 13, wo sein:

„Ich zahle, was ich schuldig blieb!"
Sprach er: „Der ist nicht wohlverwahrt,
Der für ein andres Weib sich spart."
Wie Reinke that der lose Dieb,
Ihm war es gleichviel, was er trieb,

kaum einen Sinn gibt, während die Stelle im Texte (V. 1156 fg.):

He sprak: wat nicht geschên is, dat schê noch!
De heft syne ere nicht wol verwârt
der sus syn wyf mit ener andern spart,
alse Reinke dede de lose dêf;
it was em lykevele, wat he bedrêf,

nicht eben zu den schwerverständlichen gehört. 13.

Die Anatomie des Staats oder Kritik der menschlichen Gesellschaft. Von M. Langenschwarz. St.-Gallen, Wartmann und Scheitlin. 1836. Gr. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

Der Gedanke, eine Theorie des Staats oder eine Erklärung der staatlichen Erscheinungen zu geben, nicht a priori, sondern so, daß man Adern und Nerven des erscheinenden Staats selbst beschreibt, verfolgt, in ihrem Zusammenhang und in ihrer Wirkung darstellt, ist nicht im mindesten falsch, aber auch nicht neu. Die Aufgabe ist in vorliegendem Buche sicher mit vielem Wohlmeinen abermals unternommen, und sehr viele einzelne Äußerungen in demselben sind so, daß sie jeder Ehrenmann unterschreiben kann; aber das Buch macht einen ähnlichen Eindruck wie das Werk eines literarisch vereinzelten denkenden Landmannes machen würde, der, ohne das Linné'sche System genauer zu kennen, halb von selbst zu einer ähnlichen Classification der wenigen ihm bekannten Pflanzen gekommen wäre und nun abermals die Wissenschaft der Botanik mit einem Sexualsystem beglücken wollte. Es ist das Werk eines Naturalisten, der viele Wahrheiten vorträgt, ohne selbst zu wissen, daß diese Wahrheiten Trivialitäten sind, und der bei unvollkommenen Vorkenntnissen und bei flüchtiger, rhetorisirender Darstellung

auch zu einer Menge Schiefheiten und Hohlheiten kommt, die er für Wahrheiten hält. Leider ist unsere politische Literatur mit seichten wohlmeinenden Schriften, die alle mehr Herzenserleichterungen der Verf. als Förderungen objectiver Zwecke enthalten, viel zu reich, als daß man nicht bei aller Anerkennung persönlichen Dranges, sich klar zu werden, doch über diesen persönlichen Drang, wenn er, ohne mit positiven Kenntnissen ausgestattet zu sein, die Literatur incommodirt, ein Verdammungsurtheil aussprechen müßte. Halbwisserei ist nirgend verderblicher als in der Politik; in vorliegendem Werke ist sie auch mit Halbwissen in Psychologie und Historie gepaart, und deshalb eine solche Übersichtserleichterung des Materials, wie S. 61 in Gestalt einer sogenannten polnischen Fünfe gegeben ist, um so dankenswerther, weil sie dem Leser Zeit spart, die er sonst vielleicht in gutmüthigem Vertrauen länger verschwendet hätte. 49.

Notizen.

Ein außerordentliches Naturereigniß erschreckte vor einiger Zeit die Bewohner von Ripon in Yorkshire, die es anfangs irrigerweise für ein Erdbeben hielten. Auf einem nördlich von Ripon gelegenen Felde war plötzlich eine cirkelförmige Felsenmasse verschwunden, wodurch eine Kluft von 18 Ellen im Durchmesser und 23 Ellen in der Tiefe entstand, von der 8½ Ellen im Wasser standen. Bei Untersuchung der Stelle fand man nahe an der Oberfläche eine dünne Erdschicht, auf welche unmittelbar eine Kieselschicht folgte. Beide hatten ungefähr eine Elle in der Tiefe, das übrige war Sandsteinfelsen. Dieser schien jedoch nicht aus einer festen Masse zu bestehen; er hatte mehre Risse und man hörte das Wasser auf den Boden innerhalb desselben herabträufeln. Das Ereigniß ward zuerst von einem Spaziergänger auf dem Felde beobachtet. Das Geräusch, was man dabei vernahm, war, nach dem Bericht dieses Mannes, ähnlich dem, wenn ein Steinhaufen zusammenfällt. Man fand bald in einiger Entfernung eine ähnliche Kluft, deren man auch in der Nachbarschaft noch mehre entdeckte, die sich jedoch von selbst wieder ausfüllten. Noch ist eine von 18 Ellen Tiefe in der Nähe zu bemerken, die noch bis auf den Augenblick, wo der letzte Erdschlund sich öffnete, mit Wasser angefüllt war, das aber nun, ohne daß Jemand weiß, wann oder wie, verschwunden ist. Ein verständiger Naturforscher, der die Erscheinung an Ort und Stelle untersuchte, will in ihr einen neuen Beweis von dem Versinken der Erdmasse finden, von dem uns Kircher und andere Geologen mehre Beispiele überliefert haben. Wie viele unermeßliche Erdklüfte sind nicht schon plötzlich entstanden; wie viele Städte, ja wie viele Gebirge sind nicht schon versunken; selbst Flüsse trockneten aus oder änderten ihren Lauf. Dergleichen Naturereignisse sind aber nicht immer eine Folge von Erderschütterungen, sondern werden oft durch allerlei zufällige Umstände, durch Entwickelungen und Auflösungen verschiedenartiger Stoffe veranlaßt.

Während vor einigen Jahren die Cholera in Madrid herrschte und man hier wie überall in Vorschlägen und Heilmitteln sich erschöpfte, empfahl ein praktischer Kopf, der auch Verse zu machen verstand, nachstehendes Universalmittel, welches in der That auch aller Orten als das probateste sich bewährte. Dieses nachstehende gereimte Mittel ist also in Wahrheit nichts Ungereimtes, es lautet:

Vita honesta y retirada,
Usar de pocos remedios,
Y poner totos los medios
De no alterarse por nada;
La comida moderada
Ejercicio y diversion,
Sacudir toda aprension,
Salir al campo algun rato.
Nocturno encierro, algun trato
Y risueña occupacion.

Was sich zu deutsch etwa so ausdrücken ließe:

Anstandvoll und still zu leben,
Sich nicht unnütz alteriren,
Guter Laune, und daneben —
Merkt es — nicht mediciniren.
Nicht die Hoffnung lassen sinken
Bei der kleinsten äußern Regung,
Mäßig speisen, wenig trinken
Und im Freien viel Bewegung,
Nachts daheim, jedoch bei Tage
Heitre Arbeit sonder Plage.

Von den in unserm Welttheil, Europa, lebenden 210 Millionen Menschen sterben im Durchschnitt jährlich 5,256,000, oder etwa Einer von Vierzigen. In den nördlichen Gegenden stellt sich das Verhältniß wie 1 zu 44, in den südlichen, wo immer eine größere Sterblichkeit herrscht, wie 1 zu 36. Die geringste Sterblichkeit waltet in den dem nördlichen Polarkreise zunächst liegenden Ländern, in Schweden, Norwegen und Island. 11.

Bibliographie.

Chronique scandaleuse des Pariser Hofes seit den Zeiten Ludwigs XIV. Geheime Memoiren zur politischen und Regentengeschichte des französischen Reiches aus der Periode von 1638 bis auf Louis Philipp I. 9ter—12ter Band. — Das Kaiserreich. Galante, intriguante Liebes- und Hofgeschichten aus den Jahren 1805—1815. 4 Bände. 8. Leipzig, Lit. Museum. 4 Thlr.

Clauzel, Rechtfertigungen. Aus dem Französischen. Mit 3 Plänen. Gr. 8. Berlin, Förstner. 18 Gr.

Erinnerungen aus der Zeit der Heimsuchung und Trauer. Von *C. D.* Gr. 8. Hamburg, Hoffmann u. Campe. 15 Gr.

Fragmente aus dem Leben. I. Über die Furcht vor dem Mysticismus. Von Erasmus Tiresias. — II. Über Predigerwahlen. Ulrich Obscurus an Erasmus Tiresias. Gr. 8. Hamburg, Hoffmann u. Campe. Jedes Heft 6 Gr.

Krebs, J., Chronik der Stadt Zeitz und ihres Stiftskreises. Nach den besten Quellen bearbeitet. Mit 3 lithographirten Abbildungen. 8. Zeitz, Schieferdecker. 1 Thlr. 12 Gr.

Liebschaften des Cardinal von Bernis und der Frau von Pompadour. Eine Schilderung der Sitten zur Zeit und am Hofe Ludwigs XV. Von *Touchard-Lafosse* und *Dulonquet*. 8. Leipzig, Lit. Museum. 1 Thlr.

Moore, Th., Das Paradies und die Peri und die Feueranbeter. Nach dem Englischen von M. Witte. Gr. 12. Hamburg, Hoffmann u. Campe. 16 Gr.

Malerische Reise in Süd- und Nordamerika. Eine geordnete Zusammenstellung des Wissenswürdigsten von den Entdeckungsreisen eines Columbus, Las Casas, Oviedo, Gomara, ꝛc. ꝛc., verfaßt von einer Gesellschaft Reisender und Gelehrten, unter der Leitung des Herrn A. d'Orbigny. Deutsch von Dr. A. Diezmann. Mit gegen 300 Abbildungen. 1ste Lief. Gr. 4. Leipzig, Industrie-Comptoir. 6 Gr.

Sanchuniaton's Phönizische Geschichte. Nach der griechischen Bearbeitung des Philo von Byblos ins Deutsche übersetzt. Mit einer Vorrede. Gr. 8. Lübeck, v. Rohden. 10 Gr.

Schenkendorf's, M. v., sämmtliche Gedichte. 1ste vollständige Ausgabe. 8. Berlin, Eichler. 2 Thlr.

Der falsche Whistspieler. Oder Injurien-Klage des Lord de Ros gegen John Cumming wegen beschuldigter Betrügereien im Kartenspiel. Aus dem Englischen übersetzt von Carl Rakenius. 8. Hamburg, Hoffmann u. Campe. 10 Gr.

Verantwortlicher Herausgeber Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Montag, — Nr. 170. — 19. Juni 1837.

Die neueste Literatur der Schweiz.

Erster Artikel.

Periodisch-politische Literatur.

a) Allgemeinere Bemerkungen.

Die Enkel Tell's und Winkelried's, wie die Schweizer im behaglichen Genusse ihrer republikanischen Freiheit sich selbst gern zu apostrophiren pflegen, sind ein sehr praktisches Volk geworden, in dem Sinne, den man heutzutage mit diesem Ausdrucke zu verbinden gewöhnt ist. Der Schweizer ist sehr beharrlich und — trotz einiges Mangels an Gewandtheit für die feinern Formen des geselligen Lebens — auch in hohem Grade anstellig und erfindungsreich, sobald es darum gilt, zu erwerben und seiner nicht sehr freigebigen Natur mannichfache materielle Besitzthümer abzuringen. In der That ist es zum Erstaunen, welchen Aufschwung die Industrie des Landes unter dem Schutze einer consequent festgehaltenen Handelsfreiheit und unter der Begünstigung eines wohlfeilen Staatshaushalts genommen hat, ungeachtet vielfacher ungünstiger Verhältnisse, die sich von außen und innen hemmend entgegenstellen. Schwerlich möchte irgend ein anderer Staat auf dem europäischen Festlande zu finden sein, wo ein so großer Wohlstand so gleichmäßig über die Masse des Volkes verbreitet ist. Aber die Leute verstehen sich besser darauf, zu gewinnen, als das Gewonnene zu genießen. Selbst im Genusse seiner schönen Natur ist der Schweizer ziemlich karg, was ihn jedoch keineswegs hindert, sie hoch genug anzuschlagen und sie den Ausländer, der sein Land besucht, möglichst theuer bezahlen zu lassen. Wie man anderswo Wasserzölle erhebt, so werden hier Wasserfallzölle u. dgl. erhoben, und überall, wo der Fremde zu schauen geneigt ist, strecken sich ihm zum nicht sehr reizenden Vordergrunde einer großartigen Natur zahlreiche hehle Hände verlangend entgegen. So ist der Activhandel mit Naturschönheiten keiner der geringsten Zweige der Betriebsamkeit der Schweizer geworden. Aber wie sie von der Natur, die sie um sich haben, Nutzen zu ziehen wissen, so ist ihnen auch die Geschichte, die sie hinter sich haben, ein Magazin voll wohlersparter Lorbern, die sie zu Rath halten, da sie zwar an ihrem späten Dufte sich gern erlaben, jedoch keineswegs sehr geneigt sind, durch etwaige neue Thaten des Ruhms die materiellern Güter auf das Spiel zu setzen. Als unlängst der gallische Hahn von einer Handelssperre krähte, schienen die Schweizer auch Das mit dem Löwen gemein zu haben, daß sie ihn nicht lange mochten krähen hören, und nach einigem tapfern Gerede war bald das Erfoderliche gethan, um ihm den Schnabel zu schließen. Bei dieser sehr entschiedenen Tendenz für das Materielle und Stoffartige, bleibt die Rücksicht auf das Schöne und Anmuthige ziemlich bei Seite liegen. Überhaupt kommt es dem Schweizer mehr auf Das an, was geschieht, als wie es geschieht. Dies drückt sich auch in seiner periodischen, besonders in seiner periodisch-politischen Literatur aus, von welcher hier zunächst die Rede sein mag, da sie der ausgedehnteste, in mancher Beziehung auch der wichtigste Zweig der schweizerischen Literatur ist.

Das Schweizervolk ist politisch zu durchgebildet und sein praktischer Sinn erkennt zu deutlich, wie sehr die Wohlfahrt des Einzelnen mit der des Gemeinwesens zusammenhängt, als daß ihm nicht darum zu thun sein sollte, nach jeder Seite hin alle öffentlichen Angelegenheiten auch öffentlich besprochen und verhandelt zu sehen. Aber wenig bekümmert man sich darum, wie hierbei die Sprache gehandhabt wird. Die Gedanken treten in so steifleinenem Gewande auf, das ihnen so schlecht angepaßt und mit so wunderlichen Provinzialismen geflickt ist, daß man mit dem leidlich guten Kern, der zuweilen in der rohen Schale steckt, herzliches Bedauern hat. Wer es also über sich gewinnen kann — und es gehört dazu immerhin einige Überwindung —, mit der periodischen Literatur der Schweiz sich genauer bekannt zu machen, wird vor Allem einen fast gänzlichen Mangel an geschmackvoller und ansprechender Darstellung gewahren. Unter den politischen Blättern sind einige leidlich, aber kein einziges ist durchweg gut geschrieben. Obgleich mehre Redactionen die Sprache gnügend zu handhaben wissen, so bringt es doch die Natur eines periodischen Blattes, besonders in republikanischen Staaten, mit sich, daß man Leute der verschiedensten Art sich aussprechen läßt, und es fehlt darum nicht an wunderlich rauhen Stimmen, die sich stammelnd vernehmen lassen.

Übrigens gelten diese Bemerkungen wesentlich und hauptsächlich nur von der deutschen Schweiz. In Genf und im Waadtlande macht das romanische Element, wenn

auch durch die politische Vereinigung mit dem germanischen einigermaßen gebunden, in seiner Eigenthümlichkeit sich geltend, und eine lebenslustige Bevölkerung legt hier ein größeres Gewicht auf die ansprechenden Formen des Lebens. Die periodische Literatur muß sich gleichfalls diesem Sinne des Volks bequemen, welches auch in der Lecture seiner öffentlichen Blätter einigen Genuß sucht und durch eine schlechte Schreibart sich entschieden abgestoßen fühlen würde. Hierzu kommt die Besonderheit der französischen Sprache, welche, nach festern, conventionnellen Regeln ausgebildet, jeden Verstoß gegen dieselben bestimmter empfinden und leichter vermeiden läßt, während die deutsche Sprache zwar der geistigen Freiheit, aber darum auch den untersten Arten der literarischen Pfuscherei einen größern Spielraum öffnet.

Läßt sich nun aus der Beschaffenheit der periodischen Presse in der deutschen Schweiz irgend ein nachtheiliger Schluß auf die Volksbildung im Allgemeinen ziehen? Keineswegs! Die Schweizer haben Preßfreiheit, und wo Jeder so ziemlich schreiben darf, was ihm in die Feder kommt, muß man manches Ungehörige mit in den Kauf nehmen. War es doch in manchen Gegenden Deutschlands nicht anders! Wer erinnert sich nicht jener kläglichen Schmuzblätter, wie sie während der Jahre 1830—32 in Baiern, besonders in München, zum Vorschein gekommen waren? Es war dies eine widrige Sorte periodischer Literatur, womit die der Schweiz die Vergleichung nicht zu scheuen braucht. Sodann muß nicht außer Acht bleiben, daß diese schweizerische Preßfreiheit noch ein sehr junges Institut ist; daß man plötzlich in ein neues Element geworfen wurde, in dem man freilich vorerst sich etwas linkisch benimmt. Aber muthe man doch den Leuten nicht zu, daß sie schwimmen können, ehe sie ins Wasser kamen! Es muß so ziemlich Alles erst erlebt sein, um erlernt zu werden, und so wird auch die periodische Literatur der Schweizer ihre Fortschritte machen, wenn sie erst noch eine Zeit lang sich herumgetummelt hat. Auch sind es erst wenige Jahre, seit die Schweizer aus ihrer aristokratisch spießbürgerlichen Beschränktheit herauszutreten bemüht sind, und seit sie Allem, was die Literatur des deutschen Volkes Bedeutendes darbietet, allgemeiner und williger sich erschließen. Da kann es denn nicht fehlen, daß die Vergleichung mit den Leistungen eines großen, sprachverwandten Volks und die vielfachern geistigen Berührungen einen Wetteifer erwecken, der auf die Geschmacksbildung einen günstigen Einfluß äußern muß. Unter der Hand ist freilich zu bedauern, daß neben dem zahlreichen literarischen Mittelgute, das zum Markte gebracht wird, durchaus nichts ganz Ausgezeichnetes hervortritt. Allein selbst hieraus muß man sich hüten voreilig folgern zu wollen. In monarchischen Staaten, wo überhaupt die ständischen Abmarkungen zahlreicher und schärfer, sind es auch die Abstufungen in der Bildung des Volks. Wo dagegen die Volksherrschaft legitim ist, richtet sich die bildende Thätigkeit zunächst und wesentlich auf die Cultur der Massen, und darum ist hier eine gewisse Durchschnittsbildung des Volks, besonders die Verbreitung der Elementarkenntnisse in der Regel größer und allgemeiner. So ist bekanntlich die Zahl Derjenigen, die lesen und schreiben können, in den Staaten der nordamerikanischen Union verhältnißmäßig beträchtlicher als in Frankreich, in Großbritannien und selbst in Deutschland. Ähnliches gilt von der Schweiz, wenigstens von dem protestantischen Theile derselben, im Vergleich mit den andern Ländern Europas. Namentlich ist nicht zu verkennen, daß grade in den letzten Jahren der politischen Reform in vielen Cantonen für die eigentliche Volksbildung ungemein viel geschehen ist, und daß schon jetzt die Früchte dieser Bemühungen, wenn auch langsam, doch im wachsenden Umfange zum Vorschein kommen. Bei dieser vorherrschenden Tendenz für die Cultur der Massen ist dagegen die Zahl Derjenigen um so geringer, die sich über das Niveau dieser allgemeinen Cultur erheben. In den Händen einer solchen geringern Anzahl, die eine Art von geistiger Aristokratie bildet, befindet sich in den monarchischen Staaten die periodische Presse, während sie in der Schweiz weit mehr Volkssache ist. Auch aus diesem Grunde sollte man billig urtheilen, wenn man nicht ungerecht verurtheilen will.

(Die Fortsetzung folgt.)

Correspondenznachrichten.

Berlin, Pfingsten 1837.

„Der Regen schlägt dick an die Schnellpostfenster; wenn das in Berlin nicht anders wird als hier in Treuenbrietzen, so spült der Himmel uns alle Pfingstfreuden in die Gosse.“ Aber es ward anders. Unter einem raschen Gewitter stürmten wir durch die Straßen der Friedrichsstadt, und die Wolken zogen ihren Vorhang eiligst weg von dem freundlichen Angesicht des blauen Pfingsthimmels. Kein Staub, vielmehr frischer Frühlingsduft unter den Linden und jenseit der Brücke; ist das Berlin? Mir hatte das Herz gepocht, als die ersten Pflastersteine unter unsern Rädern das Postkutschengespräch zur Andacht stillten, das potsdamer Thor seine mächtige Rundung aufthat und dann allmälig die ganze Macht und Wucht der Hauptstadt überwältigend auf mich eingedrungen war; ich hatte das Gefühl der Beklemmung und Ungewißheit dieser Macht gegenüber. Um so freudiger nahm ich die Behaglichkeit auf, die der erste beschauliche Gang über den Schloßplatz nach den Linden als gute Vorbedeutung über mich kommen ließ. Berlin, die norddeutsche Hauptstadt, Haupt und Herz des geistig bedeutendsten Deutschlands — so groß das Wort ist, so lebhaft fühlte ich mich von seiner Wahrheit und Bedeutung bei diesem erneuerten Besuch durchdrungen, begierig auf eine nähere Bethätigung Dessen, was darin eigentlich stecken und als wirkliche Gegenwart sich mir bei meinem jetzigen Aufenthalt offenbaren möchte. Die herrschenden Götter sind hier menschlicher; ist man doch so gut wie sie im Olympus! Dies erfuhr ich sogleich. Denn kaum angekommen, wie ich war, begrüßte mich ein befreundeter Mann meines Gelichters, und wenigstens ein Halbgott war sein Begleiter, dem er mich vorstellte. Dieser kannte den Titel meines neuesten Buches, nannte denselben mit verbindlichen Worten und versicherte, er würde sich glücklich schätzen, wenn ich an dem beabsichtigten Gange durch den Thiergarten Theil nehmen wollte. So geschah es, und dies war nicht das einzige Mal, wo ich die Liebenswürdigkeit und civile Parrhesie solcher Leute erfuhr. Ganz das Gegentheil denkt sich der Provinziale und nun vollends der Ausländer in den preußischen höhern Staatsdienern; unser ganzes Getreibe hat für den Fremden etwas moros Abstoßendes, unsere Positivität etwas unerträglich Stolzes, während wir unter uns und namentlich in Berlin leicht leben wie die Seligen trotz manches herben Formalismus im Beamten- und Sol-

batenwesen. In Berlin ist viel Offenheit, im Ganzen ein cordates Wesen und mehr vernünftige Billigkeit als in den Provinzen, wo es immer einzelne abstract bornirte Subjecte gibt, die den Buchstaben des Gesetzes nothzüchtigen. Auch die Öffentlichkeit ist hier eine viel gediegenere und inhaltreichere als in der geschraubten Publicität der „Staatszeitung", welche uns fernstehenden Sterblichen nur den abgenagten Knochen davon übrig läßt und mit diplomatischer Sauce als Braten vorsetzt. Kundige können nun zwar wie Cuvier aus einem Wirbelbein das ganze Geschöpf construiren; aber wie viel politische Cuviers haben wir in Elberfeld oder Danzig? Dagegen hat die Stadt Berlin ein Heer von Wissern und Mitwissern in allen Regierungsangelegenheiten, und in ihren gebildeten Kreisen discutirt und influenzirt sie die Staatssachen, wie es eine Kammer nur immer thun kann. Ihre öffentliche Meinung ist eine Macht, und es wird nicht leicht ein Regierungsmann zu finden sein, welcher es anriethe, der öffentlichen Meinung des gebildeten Geistes offen entgegenzusteuern. Es kommt vor, aber es straft sich auch sogleich; denn wer sich nach unten verlassen zeigt, den verläßt man oben gewiß, und er wird gar zu bald das Ansehen haben, von Gott verlassen zu sein, wenn der Geist ihn verurtheilt, den er verließ. Aber sollen wir es nicht bedauern, daß dieses nicht geringe Lob unserer Angelegenheiten bei uns zu Lande nicht mit Specialitäten und Persönlichkeiten belegt werden darf? Der Deutsche kann das nun einmal nicht leiden, wie Jean Paul vielfältig auszuführen Gelegenheit gefunden; aber wir Deutsche glauben dafür auch mancherlei aufs Wort, wenn die Autorität nur im Allgemeinen ein ehrbares Gesicht und eine ehrliche Miene zum Unterpfande setzt. Dies Vertrauen auf die gute Seite der Angelegenheiten und der Leute gibt eine gewisse Behaglichkeit und ist der indifferente Zustand eines glücklichen *Daseins*, welches sich freilich wie alles dergleichen zunächst zum *Bewußtsein*, zum genauen Wissen und zur Kritik entwickeln und daraus zuletzt zum substantiellen Patriotismus des *Selbstbewußtseins* erheben wird. Werden die Berliner für immer im sichern Besitz und Monopol dieses Selbstbewußtseins bleiben? Keine zehn Jahre mehr, und sollten es auch nur die Eisenbahnen sein, die uns die berliner Salons eröffneten, um uns die Hieroglyphen der „Staatszeitung" zu deuten und die Gegenwart mitzuberathen und zu bedenken. Warum ist Berlin so sehr gegen das allgemeine Communicationsmittel? sollte es vielleicht der richtige Instinct sein, daß es dadurch gar sehr aufhören könnte, seine jetzigen Mysterien zu wissen und zu cultiviren?

Diesmal war grade die Ministerkrise, welche im Grunde noch immer nicht vorüber zu sein scheint. Ancillon war gestorben, und es ging viel die Rede von diesem Verluste, von dem Wesen des Verstorbenen und wer ihn ersetzen sollte. Der Nekrolog war noch nicht verfaßt. Die Sache schien aber auch besonders delicat zu sein. Denn die jungen und jüngsten Thaten, ihren Charakter, ihre Richtung, die neueste Geschichte *unsers* Ministers des Auswärtigen, wer wird die enthüllen, und wenn er sie nur in den gewöhnlichen Hieroglyphen für die eingeweihten Berliner und Ministerialräthe beschreibt, wie sollen sie das Leben gewinnen, das einen so ausgezeichneten Mann entsprechend vergegenwärtigte? Was ist es aber überhaupt für ein Elend um all unsere ausgezeichneten Männer im Staate, daß ihre Tugenden und ihr Ruhm nur in den abstracten ledernen Nekrologen zur allgemeinen Kenntniß kommen? Wie der Hirsch nach Wasser lechzt, so seufzen wir nach unserer eignen Ehre, so wissen wir es an einzelnen Beispielen gar wohl, welch eine geistige Labung die lebendige Kenntniß auch der lebenden und wirkenden Dignitäten unsers Vaterlandes sein würde. Der Verstorbene hat noch vor vielen Andern den Vortheil, durch seine vielgelesenen Schriften als ein gebildeter und geistvoller Mann seine Öffentlichkeit sich erobert zu haben, und dennoch wer will außer Berlin sich rühmen, ein Bild von dem *Minister* zu haben, ehe er die schwarze Silhouette des Nekrologs *als* trauriges Surrogat sich zu Gemüthe geführt? Ich habe seine Büste bei dem Bildhauer Ludwig Wigmann in Thon modellirt gesehen, und grade dadurch, wie bedeutend dieses classische Gesicht mich ansah, wurde mir klar, was Alles verabsäumt worden, um den ganzen Inhalt, den ich hier einfach anschaute, so auseinanderzulegen, daß es eben nicht bei der Einfalt des Anschauens bliebe. Die Todtenmaske lag daneben, man erkannte in ihrer leblosen Verzerrung den Geist und die Wahrheit des lebendigen Bildes nicht wieder, und man staunte über die Macht der Kunst, welche aus solchen Elementen so tiefbedeutende Züge herausgelesen und für Alle, die dem Verstorbenen nahe gestanden, mit überraschender Wahrheit dargestellt hatte. Der Nekrolog ist die Todtenmaske der Geschichte. Über den Nachfolger Ancillon's war kein Zweifel mehr; man nannte schon damals mit Sicherheit den Hrn. von Werther, diesseitigen Gesandten in Paris. Aber dies ist nicht die einzige Branche, in welcher Veränderungen bevorstanden. Man sprach von der Nothwendigkeit, die immer näher heranrückte, daß sich das Ministerium des Unterrichts verjünge und modificire, und es gab Viele, die mit ängstlicher Sorge dem Augenblick entgegensahen, wo der gegenwärtige Chef seiner segensreichen Amtsführung entsagen würde. Das unbestrittene Primat Preußens nach dieser Richtung verbindet Altenstein's Wirksamkeit zu genau mit dem Nationalstolz, als daß nicht jeder Nachfolger einen äußerst schwierigen Stand haben sollte, wenn er auch von der pietistischen Parteimacherei und Propaganda noch so entfernt wäre. Man fürchtete in dieser Rücksicht allerdings; es gab aber eine sehr solide Ansicht, welche zu dergleichen Stellung eine umfassende Sachkenntniß, ein Drinsein in der gegenwärtigen Wissenschaftlichkeit für zu unerlaßlich hielt, als daß antiquirte und einseitige Richtungen darin zu halten wären. Jedenfalls ist die Sache von der höchsten Wichtigkeit. Der Minister des Geistlichen und des Unterrichts hat aus der sachlich begründeten Nothwendigkeit wirklicher Wissenschaft und zeitgemäßer Bewegung darin eine Opposition zu halten gegen das Andringen frommer Wünsche und nivellirender Gesinnung. Man weiß, welchen Einfluß bei allem Verdacht, den sie erregt, bei allen Ausweichungen, denen sie sich hingegeben, die Pietisten fortdauernd besitzen; käme nun gar das Ministerium in ihre Hände, so drehte sich die ganze Wissenschaft in gute Gesinnung aufzulösen, bis die Gesinnung zur Parteimacherei und die Partei zu ihrem eignen Sturz umschlüge. Das müßte dann aber Bewegungen, welche über das Gebiet der Wissenschaft hinausgriffen, mit sich führen, und es ist vorläufig ein Wunsch im Sinne der Wissenschaft, daß in ihr nur die Herrschaft des Geistes den Fortschritt mache, nichts von außen Hereinbringendes, wäre es auch ein noch so schäumender Sauerteig. Es ist allerdings heutiges Tages eine tiefere Religiosität wiederaufgelebt; aber es ist keineswegs wahr, daß eine unverständige Gläubigkeit an äußerliche Dinge und ein frommes Behaben, wenn auch der ärgste Mönchseifer dazukommt, dem Zeitgeiste genügt. Jetzt sind alle Leute darauf gestellt, der innern Bedeutung des Evangeliums nachzugehen, und es wird zu nichts dienen, daß Strauß in Berlin zur Vogelscheuche gemacht und Straußianismus zur Absetzungsqualification ohne Weiteres gestempelt ist. Niemand läßt sich durch die mythische Ansicht den Glauben nehmen, und es ist nur zum Lachen, wenn die Pietisten schreien: Mythen sind Lügen. So erzählte mir ein alter berliner Universitätsfreund, er habe seinen Schulkindern *Märchen* erzählt und daran eine Geistesübung für die Kleinen gewonnen, welche sie zugleich höchlich angezogen. Da sei eines Tages der Junge eines Kameralisten aufgetreten und hätte eingewendet: „Aber, Herr Doctor, mein Vater sagt, das wären lauter *Lügen*." „Ein schallendes Gelächter der ganzen Schule ließ mich kaum zu Worte kommen", fuhr der Berliner fort; „und als ich fragte: ihr meint also, daß die Rose wirklich gesprochen und die Prinzen verwandelt gewesen sind, schrien zwar Alle nein, nein, aber deswegen seien die Geschichten doch *wahr*. So kam ich in der That dazu, ihnen die Wahrheit der *Dichtung* im Unterschiede von der *Lüge* deutlich zu machen, von welchem Unterschiede

unsere Pietisten nichts zu wissen scheinen. „Ihr Pharisäer und Heuchler, so ihr nicht werdet wie diese Kinder, so werdet ihr nimmer ins Himmelreich kommen." Wie aber die Mythen entstehen und wie sie Wahrheit sind, das, dächte ich, sollten grade unsere Staatsmänner am besten wissen. Da kann ich dir nämlich gleich einen höchst merkwürdigen echt preußischen Mythus mittheilen. Als Schill in Stralsund gefallen, ihm der Kopf abgeschnitten und vor vielen Zeugen gerichtlich festgestellt war, dies sei Schill, und so alle Hoffnung, die sich an den kühnen Mann knüpfte, todt und abgethan; da, in derselbigen Zeit ergrimmte das deutsche Bewußtsein, und durch den Mund der Bauern und der Bürger derselben Stadt und Gegend, in denselben Monaten, ja in den Tagen, als uns die Ohren noch summten von dem Kanonendonner vor Stralsund, sprach der Geist der deutschen Nation das kühne Wort: „Es ist nicht wahr, daß Schill gestorben und begraben ist; es ist erlogen, daß unsere Hoffnung todt ist, mit meinen Augen hab' ich es gesehen, wie er das Rettungsboot vom Lande stieß und nach England abfuhr. Er richtete sich hoch empor, weinend nahm er Abschied; aber er rief uns zu: „Seid getreu, denn getreu ist, der euch ruft. Ich werde wiederkommen und euch befreien!" Und als der Freiheitskrieg ausbrach, da lief es um in Preußen und in Pommern: „Schill ist wieder da und ficht in unsern Reihen." Und so ist es erfüllt und wirklich geschehen; der Schildträger des deutschen Selbstgefühls ist wiedergekommen und hat gesiegt. Die Mythe ist historisch und ist wahr: daß sie wahr ist, brauche ich nicht zu bezeugen; daß sie aber historisch ist, deß sind Zeugen viele Männer in Pommern und in Preußen und ich selbst, der ich dies erzähle. „Gib mir dein Ehrenwort", rief ich aus, „daß du das nicht erdichtest." „Es wäre mir keine Schande, wenn ich's thäte", sagte er pikirt, „obgleich ich nicht die Veranlassung, nicht die Nothwendigkeit des Herzens habe, die jene Unterdrückten hatten. Ist dir die Sache aber nicht wahrscheinlich, was hilft dir mein Schwur? Geh hin und frage die Leute, die auch Napoleon's Tod nicht glaubten und seine Wiederkunft erzählten; oder vielmehr du hättest sie fragen können, und wenn du es nicht gethan, was soll ich leeres Stroh dreschen und die Prosa Poesie lehren durch Schwur und Beschwörung. Ihr Unbeschnittenen an Herz und Ohren!"

Erschüttert noch von der Gewalt dieser Eindrücke des ersten Tages und ganz anders aufgeregt, als ich es dem vielverschrienen Berlin zugetraut, ging ich am zweiten Pfingstfeiertage auf meinem Zimmer hin und wieder; da trat der Theolog von gestern herein, hieß mich mitgehen und sagte: „Auch die Berliner kennst du noch nicht, ich will sie dir zeigen." Wir kamen auf den Spaziergängen der ungestutzten Seite des Thiergartens an; überall hin ergoß sich und war ergossen eine unabsehbare Menge Menschen, viele Gruppen zum Spiele der jungen Leute, Andere bei Musikbuden im Tanz begriffen, und noch Andere um die Kinder herumgelagert, die sich hier austobten. Mein Führer machte mich aufmerksam auf die Gesundheit und Derbheit dieses Menschenschlags und zugleich, daß ich mich den Putz nicht irren lassen möchte: dies seien die berliner Spießbürger. In der That, so lange wir auch forschend herumgingen, immer wiederholte sich im Ganzen diese Tüchtigkeit, die er mir zeigen wollte, „und diese Leute", setzte er commentirend hinzu, „haben mehr als den abstracten Stolz der Hauptstadt, der sich in ihrer äußern Cultur ausdrückt; hier sind die Erinnerungen an die Zeiten Friedrich's des Großen und an die Thaten der letzten Feldzüge am lebendigsten, es herrscht ein Staats- und Selbstgefühl, welches der Schlüssel ist zu der Kraftentwickelung, die in jenen beiden denkwürdigen Epochen von Preußen ausging, und ich weiß nicht, welcher Geist das eigentliche Mark des Staates ist: ob jener gebildete, auf den du so viel setzest, oder dieser substantielle, der mehr das Sein des Geistes als das Denken selbst ist. Er ist legal, aber er hat Ehrgefühl." Wir gingen darauf noch in eine Bürgerkneipe, und als der Wirth uns sein Bairisch vorsetzte, sagte er dazu: „Man nennt dies Bairisch; meine Gäste wissen es aber, daß es Grünthaler ist, besser als alle andern sogenannten bairischen Biere." Die Stammgäste, die sich nach und nach einfanden, bestätigten dies mit großem Lobe. Wirth und Gäste waren wie eine Familie, einig über alle wesentlichen Punkte, über das Bier, über den Käse, über den steigenden Wohlstand der Stadt, welchen die Erhöhung des Miethzinses, der von Jahr zu Jahr steige, trotz der unaufhörlichen großen Bauten, die sich noch immer gut verzinsten, klar beweise. Auch sollte es wahr sein, daß viel mehr Luxus reicher Leute als vor zehn Jahren sich nach der Hauptstadt versammelt habe. Die geringe dialektische Bewegung dieser ruhigen Geister bildete mir einen pikanten Gegensatz zu der Unruhe der überhäuften Geschäftsleute und Gelehrten, die mir sonst immer wesentlich Berlin repräsentirt hatten.

O süßer Friede stillgenährter Kraft,
Und süßeres Gefühl des Frühlingstriebes,
Der Flur und Waldes Ehr' und Tugend schafft,
Erhaltet euch, durchdringt, belebt mein liebes,
Mein theures Vaterland zu neuem Ruhm
Im freien Geist und kühnen Ritterthum! 147.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Dienstag, —— Nr. 171. —— 20. Juni 1837.

Die neueste Literatur der Schweiz.

Erster Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 170.)

Wie dem Schweizer bis in die untersten Classen des Volkes die Geschichte seines Landes sehr geläufig und gegenwärtig ist, so nimmt er auch an allen öffentlichen Angelegenheiten desselben, freilich vorzugsweise an denen seines Cantons, sehr lebhaften Antheil. Diese Richtung, in Verbindung mit der neu gewonnenen Preßfreiheit und dem bedeutenden Umschwunge in allen Verhältnissen des öffentlichen Lebens, hat den Umfang der periodisch-politischen Literatur beträchtlich anschwellen müssen. Auch trägt zur Vergrößerung der Zahl der öffentlichen Blätter die politische Zerstückelung des Landes wesentlich bei, da jeder noch so kleine Canton und jede politische Partei in diesen Cantonen ihre besondern Angelegenheiten und Interessen in einem Organe der periodischen Presse vertreten zu sehen wünscht. Von den 167 deutschen politischen Zeitungen, die gegenwärtig bei der Thurn und Taxis'schen Oberpostamtsexpedition zu beziehen sind, erscheinen nicht weniger als 36 in der Schweiz. Der deutsche Theil dieses Landes, mit einer Bevölkerung von etwa 1,700,000 Einwohner, oder weniger als 1/20 der deutschen Gesammtbevölkerung, liefert also mehr als 1/5 aller deutschen politischen Blätter, sodaß deren verhältnißmäßig viermal mehr in der Schweiz als im übrigen Deutschland erscheinen. Überhaupt erscheint hiernach dieselbe als dasjenige Land, wo nächst den Vereinigten Staaten von Nordamerika die periodische Presse am ausgedehntesten ist. Jene Zahl bezeichnet aber noch lange nicht alle politischen Blätter der deutschen Schweiz, da viele derselben theils aus äußern, theils aus innern Gründen nicht nach Deutschland gelangen. Im Ganzen hatten sich die schweizer Zeitungen und Zeitschriften vom J. 1817—34 von 16 auf 54 vermehrt, und in dieser Zahl mögen sie sich nahebei bis auf die neueste Zeit erhalten haben.

Das einseitig vorherrschende Interesse der Schweizer für die Angelegenheiten ihres Landes, insbesondere ihres Cantons, drückt sich in ihrer politischen Literatur in doppelter Weise aus. Gleich den englischen und französischen Blättern widmen sie dem Auslande einen verhältnißmäßig nur geringen Raum; wie denn überhaupt nur die Deutschen, aus freilich nicht sehr schmeichelhaften Gründen, kosmopolitisch genug sind, um mehr vom Auslande als von sich selbst zu reden. Nur die „Baseler Zeitung" und die „Neue züricher Zeitung", sowie die beiden schaffhauser Blätter machen hievon einigermaßen eine Ausnahme. Mit großer Breite und Ausführlichkeit werden dagegen die Verhältnisse der Schweiz und alle kleinen und kleinlichen Cantonalangelegenheiten besprochen. Die englischen und französischen Zeitungen mögen immerhin ihre innern Angelegenheiten vorzugsweise behandeln, auch der Fremde wird ihnen theilnehmend folgen, da ihre Berichte und Betrachtungen ein großes politisches Leben zum Gegenstande haben. Dies fällt hier weg, und doch steht die kleine Schweiz als ein Binnenland in der Mitte Europas und als eine Zusammensetzung verschiedener Sprachgenossen mit den umgebenden Staaten in so vielfacher Berührung und in so abhängigem Verhältnisse, daß man nicht übel daran thäte, den Blick etwas mehr über die engen Marken des eignen Vaterländleins hinaus zu richten. Allein in den auswärtigen Verhältnissen scheinen die Vertreter der politischen Intelligenz der Schweiz meistens nicht sehr zu Hause zu sein, und in der Regel fallen ihre Urtheile schief aus, wenn sie überhaupt auf Beurtheilungen sich einlassen. Übrigens läßt sich in der jüngsten Zeit bemerken, daß man mehr und mehr sich bemüht, über das Ausland und seine Stellung zu ihm ins Klare zu kommen. Hat doch auch die neueste Geschichte eindringlich genug gelehrt, daß alles Völkerleben im innigsten Zusammenhange steht, daß keine Nation und kein Bruchtheil einer Nation in sich selbst sich abzuschließen und seine Angelegenheiten stets nur en famille abzuthun vermag.

Der Natur der Sache nach sind die Gegenstände, die in den schweizer Blättern zur Sprache kommen, oft so höchst geringfügig, daß diese mikroskopischen Betrachtungen und Zergliederungen eines kleinen öffentlichen Lebens für den Fremden nichts sehr Anziehendes haben können. Dies gilt um so mehr, als doch alle die kleinen Particularitäten in einem gewissen Zusammenhange stehen, und als man schon lange betrachtet und beobachtet haben muß, um diesen Zusammenhang und das Verhältniß der einzelnen Theile und Glieder übersehen und ihre Bedeutung für das Ganze richtig beurtheilen zu können. Überhaupt bietet die Schweiz auf so engem Raume eine so große

Mannichfaltigkeit von Contrasten und Schattirungen, von vielfach sich durchkreuzenden Interessen und Neigungen dar, daß es keineswegs so gar leicht ist, fort und fort in dieses Getriebe deutlich hineinzusehen. Auch sind die Stellungen der Parteien und die Interessen so veränderlich und wandelbar, daß es nur geringer Erschütterungen von außen oder innen bedarf, um die einzelnen Elemente plötzlich in ganz neuen Verbindungen und Verhältnissen erscheinen zu lassen. Der Zuschauer glaubt wie in ein Kaleidoskop zu blicken, woran der blinde Zufall rüttelt, da er die Gesetzmäßigkeit, nach welcher auch hier die Veränderungen von statten gehen, kaum zu erkennen vermag. Desto mehr sollten Ausländer sich hüten, mit voreiligem Urtheile über die schweizerischen Angelegenheiten bei der Hand zu sein, und um so weniger kann man es den Schweizern übel nehmen, wenn sie die unberufenen Rathschläge, die ihnen von da und dort freigebig zu Theil wurden, nicht selten derb zurückgewiesen haben. Es war in den letzten Jahren häufig vorgekommen, daß Ausländer die Redaction politischer Schweizerblätter übernommen hatten und daß sie durch die eine oder die andere Partei hierzu veranlaßt worden waren, wie man denn überhaupt in der Schweiz keineswegs abgeneigt ist, die Intelligenz der Fremden zu benutzen, so weit man sie den heimischen Zwecken dienlich glaubt. Dies ging gewöhnlich so lange zu beiderseitiger Zufriedenheit von statten, als sich die politischen Tendenzen erhielten, in die man grade eingegangen war. Wenn aber später die Umstände sich veränderten, pflegten die ausländischen Redactoren ihren einmal betretenen Weg fortzugehen und sich über die Inconsequenz ihrer frühern Gönner und Begünstiger zu beklagen, während diese Ursache zu haben meinten, sich über das unpraktisch gewordene Benehmen ihrer Schützlinge beschweren zu können. So haben fast alle literarischen Unternehmungen solcher Art gar bald unter beiderseitigem Misbehagen sich wieder aufgelöst, und häufig lag die Schuld hiervon nicht sowol in den Personen, als in den Verhältnissen.

Wie schwierig es für den Ausländer ist, fortwährend in genauerer Kenntniß von dem politischen Haushalte der Schweiz zu bleiben, so gibt es dagegen unter den Schweizern selbst nicht Wenige, die mit großer Gewissenhaftigkeit sich angelegen sein lassen, allen Erscheinungen des öffentlichen Lebens selbst in jedem einzelnen Cantone Schritt vor Schritt zu folgen, und welche nicht müde werden, den kleinsten Bewegungen dieser politischen Infusionsthierchen unverwandten Blickes nachzuspüren. Dies ist in gewisser Weise sehr lobenswerth, obgleich sich nicht leugnen läßt, daß die Gewohnheit, nur das Unbedeutende ins Auge zu fassen, den Blick verengt und eine gewisse Kurzsichtigkeit und spießbürgerliche Beschränktheit zur Folge hat. Diese tritt oft lächerlich genug hervor, wenn so manche Staatsmänner en miniature selbst auf das Unwichtigste ein gar großes Gewicht legen, und wenn sie die Wagschale, worin die Geschicke der Nationen gewogen werden, dahin und dorthin zu lenken meinen, sobald sie nun auch von ihrer Seite ihr Sandkörnlein hineinwerfen. Indessen fühlt man in der Schweiz die Misstände, die aus der Zersplitterung und Verengung des öffentlichen Lebens entspringen, und unverkennbar dringt die Ansicht von der Nothwendigkeit einer größern Centralisirung desselben, wobei freilich der Eigenthümlichkeit und Selbständigkeit der einzelnen Cantone wenigst möglich Eintrag geschehen soll, immer tiefer in die Masse ein. Der größte Theil der periodischen Literatur behält fort und fort dieses Ziel vor Augen, und die großen Lehrmeisterinnen der Nationen, die Zeit und die Noth, welche letztere für die in sich zerfallenen und zersplitterten Völker nicht immer ausbleibt, werden das Übrige thun.

Wie es die staatlichen Verhältnisse der Schweiz mit sich bringen, sind die Zeitungen zum größern Theile nicht viel mehr als Localblätter, und sie sollten darum eigentliche Volksblätter sein, um in dem kleinen Kreise, worauf sie sich beschränken müssen, doch immerhin einer möglichst großen Anzahl von Lesern zugänglich zu werden. Gleichwol ist nicht ein einziges dieser Blätter im echten Volkstone geschrieben, wie doch in Deutschland, obgleich allerdings nur in geringer Zahl und nur für bald vorübergegangene Zeit, deren einige aufzuweisen waren. Es ist dies um so auffallender, als grade in der Schweiz ein größerer Theil des Volks an der periodisch-politischen Literatur thätigen Antheil nimmt und gleichsam fortwährend in einer schriftlichen Unterhaltung mit sich selbst begriffen ist. An Derbheit und häufig an Grobheit läßt man es freilich nicht fehlen und sucht sich auf diese Art der Ausdrucksweise der untern Classen zu nähern. Indem aber die Zeitungsschreiber, ihre Correspondenten und Mitarbeiter sich herabzulassen suchen, bleiben sie weit davon entfernt, sich der Volksmasse auch in Dem gleichzustellen, was geistig Gesundes, Tüchtiges und Kräftiges in ihr lebt. Es fehlt fast durchweg an jenem kernhaften Witze, der in einzelnen Schlaglichtern ganze Seiten des öffentlichen Lebens hervorhebt und überall dem Volke in so hohem Grade zusagt; an jener lakonischen Darstellung, die in faßlichen Bildern und Gleichnissen das Wissenswerthe in anschauliche Nähe rückt, und womit man unendlich mehr erreicht als mit trockenen und schwerfälligen Entwickelungen in einem oft babylonisch verwirrten Periodenbaue.

In dem kleinen Staatenwesen der Schweiz wird der Einzelne durch alle Verhältnisse des öffentlichen Lebens so nahe berührt, daß sich Sachen und Personen nicht immer trennen lassen, und daß er bald persönlich angreifend, bald vertheidigend zu Werke gehen muß. Darum wimmelt es in allen Blättern von derben Persönlichkeiten, und das Wörterbuch von oft recht eigenthümlichen Schimpfnamen, womit die Parteien und die Einzelnen gegenseitig sich belegen, ist zahlreich genug. Indessen wird dies mehr oder weniger überall der Fall sein, wo eine größere Menge an den Angelegenheiten des Gemeinwesens persönlich Theil zu nehmen berufen ist; es wird selbst da der Fall sein, wo das öffentliche Leben einen weitern Bereich umfaßt. Fehlt es doch auch in der periodischen Literatur der Nordamerikaner und zum Theil der Briten keineswegs an

solchen Persönlichkeiten. Ohnehin ist es damit nicht so schlimm, als es dem ungewohnten Ohre erscheinen mag. Die Gewohnheit, sich Derbes in den Bart hineinzusagen, läßt endlich ganz andere Begriffe mit den Worten verbinden, und was man anderswo als verletzend für die Ehre betrachten würde, läßt man hier für sich und Andere als herkömmliche Befugniß gelten. Darum ist es nicht sehr selten, dieselben Schweizer, die erst in öffentlichen Blättern weidlich sich geschimpft haben, bald darauf friedlich und einig beisammen zu sehen, sodaß die heftigsten politischen Zwiste wenigstens nicht immer und nicht für längere Dauer auf die geselligen Verhältnisse störend einwirken. Ohnehin möchte es ja die Frage sein, ob es nicht für besser zu halten, wenn sich die Gegner mitunter derb und gradezu auf den Fuß treten, als wenn sie Personen und Verhältnisse nur auf Katzenpfoten umschleichen und die Fäulniß um sich fressen lassen, weil sie den faulen Fleck nimmer zu berühren wagen.

b) Politische Journalistik der romanischen Schweiz.

Die Masse der periodischen Literatur der Schweiz theilt sich in natürliche Hauptgruppen nach den volksthümlichen Bestandtheilen, welche die Eidgenossenschaft bilden. Außer den deutschen, französischen und italienischen Schweizern haben sich in der neuesten Zeit die eigentlich sogenannten Romanen, welche, etwa 50,000 an der Zahl, die Thäler von Graubündten bewohnen, in der periodischen Presse ein besonderes Organ geschaffen. Seit Februar 1836 erscheint die erste romanische Zeitung zu Cuera (Chur) in Graubündten, wöchentlich ein Mal, unter dem Titel: „Il grischun romonsch". Die Sprache darin ist ein eigenthümliches Gemisch von Worten, die aus dem Lateinischen, Italienischen, Französischen und zu nicht unbeträchtlichem Theile auch aus dem Gothischen und Neudeutschen abstammen, sodaß sich hier sprachliche Elemente aus verschiedenen Zeiten und aus allen benachbarten Volksgebieten vereinigt und durchdrungen haben. Es ist charakteristisch, wie grade in der neuesten Zeit, wo die Nationen in lebhaftern geistigen und materiellen Wechselverkehr und in engern Verband miteinander treten, die einzelnen Volksstämme und selbst die einzelnen Bruchtheile von Völkern an ihrer besondern Sprache entschiedener festzuhalten suchen. Auch läßt sich nicht verkennen, daß die Gründung eines besondern Blattes in einer Mundart, die bisjetzt keine eigenthümliche Literatur aufzuweisen hatte, zur längern Erhaltung derselben einigermaßen beitragen muß. Indessen möchten doch jene kleinern Völkertrümmer, welche, auf engen Raum beschränkt, ringsum von großen Nationen umgeben sind und nach keiner Seite hin an eine größere Sprach- und Stammgenossenschaft sich anlehnen können, ihre volksthümliche Weise sowie ihr besonderes Idiom nicht auf die Dauer zu bewahren vermögen. Wie im Bereiche der größern Nationen die besondern Dialekte sich verwischen und dagegen einzelne Hauptsprachen in weiterm Umfange Raum gewinnen, so werden auch vor der fortschreitenden Vermischung alles Völkerlebens jene volksthümlichen Überreste, wie sie noch da und dort in Europa als verwitternde Denkmale einer hinsterbenden Vergangenheit hervorragen, mehr und mehr verschwinden und sich in die umgebenden Nationalitäten allmälig auflösen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Correspondenznachrichten.

Paris, 1. Juni 1837.

Wir leben jetzt hier im Geräusch, im Taumel, noch nicht der Feste, aber doch der Vorbereitungen zu denselben. Schon seit 14 Tagen sieht man durch die Straßen, welche nach den Barrièren von Fontainebleau und Versailles führen, lange Reihen von schwerbepackten Wagen ziehen, welche den gewaltigen Hausrath zur Stelle fördern, womit die Civilliste den Hof und seine Gäste in diesen zwei berühmten Königsschlössern bewirthen will. Eine lange Suite reichverzierter Staatswagen, welche vor einigen Tagen leer und zum Theil verdeckt nach Fontainebleau abgingen, um dort bei den Ceremonien der Vermählungsfeier des Herzogs von Orleans zu glänzen, hat vorzüglich Aufmerksamkeit erregt. Betten, Stühle, Tische, Tafelservice, Geräthe jeder Art und Bedienten jeder Classe, womit man die weiten Apartements Franz I. und Ludwig XIV. ausfüllen will, werden nicht mehr nach Hunderten, sondern nach Tausenden gezählt. Der Pomp und Glanz, welcher hier entwickelt werden soll, hat, sagt man, seines Gleichen nie gehabt, und wird seines Gleichen, hofft man, in Jahrhunderten nie wieder haben.

Denn, beiläufig gesagt, man fängt jetzt hier einmal wieder an, mit den Jahrhunderten umzugehen wie mit den Spielbällen. Man wirft sie in officiellen und nicht officiellen Reden einander zu, als wenn es eine Kleinigkeit wäre, die man so nach Belieben jeden Tag haben könnte, und vergißt über dieser großartigen Spielerei fast die nächste Vergangenheit, die nächste Zukunft, die doch noch so ziemlich ernst aussieht. Es ist beinahe kein Unterpräfect, kein Maire, welcher sich nicht beim Empfange der Prinzessin Helene an der Grenze seines Arrondissements oder auf dem Weichbilde seiner Gemeinde ermächtigt geglaubt hätte, ihr zu sagen, daß die Ruhe Frankreichs, der Friede und die Freundschaft mit Deutschland und Mecklenburg im Besondern, das Glück der ganzen Welt meinetwegen, durch sie nun bestimmt einmal definitiv auf so und so viel Jahrhunderte gesichert sei. Mein Gott, welchen Luxus treibt dieses Geschlecht nicht nur mit Worten, sondern auch mit dem Eigenthume ganzer Generationen, unzähliger Millionen, welche in Zukunft die Weltgeschichte machen werden! Und wie oft hat Frankreich schon diesen unverständigen Luxus selbst Lügen gestraft und so theuer bezahlen müssen! Der Himmel möge sich nicht erzürnen über Das, was da geht aus dem Munde der Einfältigen; er wird am Ende in seiner Weisheit Alles zum Besten lenken.

Die Feste, welche nach den Herrlichkeiten von Fontainebleau und Versailles hier stattfinden sollen und mit deren Programm ich Sie nicht im Voraus langweilen will, setzen bereits Alles in Bewegung, die Hände, die Füße und vorzüglich die Zungen, wenn überhaupt dieses nützliche Instrument, welchem der innere Organismus französischer Köpfe schon von Natur eine eigenthümliche Schnellkraft gegeben hat, noch durch äußern Anstoß in eine lebhaftere Schwingung versetzt werden kann. Das Treiben, welches sich auf die Feste bezieht, nimmt diesmal wirklich einen großartigen Charakter an. Auf dem Grèveplatze, in der Nähe des Stadthauses, reißt man in aller Schnelligkeit ganze Straßen ein, die erst viel später abgetragen werden sollten, um für die Tausende von Wagen, welche die zu dem Banket und dem Balle der Stadt Paris geladenen Gäste herbeiführen werden, Platz zu gewinnen. Im Innern des Stadthauses nimmt indessen unter dem Zauber kunstreicher Hände Alles einen festlichen, einen magischen Anstrich an. Man erzählt sich Wunderdinge von den Sälen, die man hier aufstei-

gen sieht, von den Decorationen, womit man das alte, kunstvoll ausgehauene Gemäuer bedeckt, von den Überraschungen, welche bereitet werden sollen. In den elysäischen Feldern erhebt sich neben Theatern und Orchestern, himmelhoch eine Burgfeste von Holz, welche mit Sturm eingenommen und zu allgemeiner Belustigung am Ende in die Luft gesprengt werden soll. Auf dem Quai d'Orsay wachsen von Tag zu Tag die ungeheuern Pallisaden, welche einem andern, wahrscheinlich friedlichern, vielleicht auch etwas kunstreichern Feuerwerke zur Folie dienen sollen. Ähnliches Gebälk wird zu gleichen Zwecken an der Barrière du Trône am Ausgange der Vorstadt St.-Antoine aufgerichtet. Die ungeheuere Galerie des Louvre wird zu einem Concertsaale umgeschaffen, und in den Bureaux des Generalstabs der Nationalgarde hat man nichts Nothwendigeres zu thun, als Subscriptionen zu sammeln zu dem großen Balle, welchen die Nationalgarde dem jungen königlichen Ehepaare im Opernsaale geben will. Genug, man bietet Alles auf, um das große Ereigniß des Tages auf würdige Weise zu feiern, Geld unter die Leute und Taumel in die Köpfe zu bringen. Es wird gelingen, so will es Frankreich, man schwelgt im Vollgenusse der Glückseligkeit.

Vergessen darf ich dabei nicht, daß auch die schöne Welt, wie hier an Allem, so auch an den Dingen, die soeben vorgehen und sich vorbereiten, den lebhaftesten Antheil nimmt. Der Mode stehen große Erschütterungen bevor; sie bekommt bedeutende Probleme zu lösen, und Alles ist gespannt auf die Resultate. Daß vor einigen Tagen die erste Modistin, Madame — ich habe den Namen erst gestern aus schönem Munde gehört und heute schon wieder vergessen —, mit einer Schar ihrer dienstbaren Geister weiblichen Geschlechts nach Melun, auf dem Wege zwischen hier und Fontainebleau, abgereist ist, angeblich um dort sogleich die künftige Herzogin von Orleans zu kleiden, wird allgemein für ein wichtiges Ereigniß in den Annalen der Modewelt gehalten. Man streitet sich bereits darum, ob die Ärmel, welche die junge Herzogin tragen wird, anliegend oder weit sein werden. Die Meinungen sind sehr getheilt. Da die Prinzessin jedoch keine starken Arme haben soll, so entscheidet sich die Majorität für weite Ärmel. Einig ist man nur darüber, daß die Gestalt und Form der Ärmel, mit welchen sich die Herzogin zum ersten Male dem Publicum zeigen wird, sogleich zum Typus aller für die Dauer der Saison überhaupt zulässigen Ärmel erhoben werden soll und muß. Welche Spannung! und welche Stockung auf einige Tage in den Geschäften dieses wichtigen Departements!

Desto mehr Leben regt sich dagegen in den ihm verwandten Kreisen. Der Umsatz, welchen der Ankauf von Damenschmuck zu den bevorstehenden Festen verursacht, soll, wie mir einer der ersten Bijoutiers versichert hat, ungeheuer sein. Alles dieser Art aber wird von dem Schmucke übertroffen, welcher der Herzogin von Orleans in einem aus feinem Schildkrot gearbeiteten Körbchen überreicht werden wird. Er besteht, so viel ich von einem der Juweliere weiß, welcher mit daran gearbeitet hat, aus drei vollständigen, aus Diamanten und Rubinen sehr geschmackvoll gefügten Paruren, jede 200,000 Francs an Werth, von Seiten des Herzogs von Orleans, einer Perlenschnur von der Königin von gleichem Werthe, und einigen andern Schmucksachen vom Könige und der Prinzessin Adelaide; im Ganzen zu einem Betrage von 1 Million Francs. Was soll ich Ihnen davon weiter sagen? Sie finden das Alles in den Journalen besprochen. Lesen Sie dort, lesen Sie und bewundern Sie dann, wenn Ihre Phantasie ausreicht, sich aus einer kahlen Beschreibung in die Wirklichkeit zu versetzen. Gesehen habe ich davon nichts, denn man geht damit überhaupt ziemlich geheimnißvoll um. Sonst war es wol gewöhnlich, daß man dergleichen königlichen Schmuck dem Publicum auf einige Zeit zur Schau stellte; dieses Mal soll man dies aber höhern Orts nicht für zweckmäßig befunden haben.

Überhaupt hat man bei aller Liberalität, welche die Seele der Feste von Fontainebleau und Versailles sein soll, einige auffallende Beschränkungen bemerkt, die nicht eben sehr günstige Stimmungen erzeugen mögen. So wird es unter Andern sehr besprochen, daß zur Vermählungsfeier in Fontainebleau von dem ganzen diplomatischen Corps nur die eigentlichen Ambassadeurs der großen Mächte, d. h. höchstens drei bis vier, und der weimarische Geschäftsträger, aus verwandtschaftlichen Rücksichten seines Hofes zu dem Hause Mecklenburg, eingeladen worden sind. Der mecklenburgsche Ministerresident, Hr. v. [illegible]ling, ist erst vor wenigen Tagen plötzlich von hier verschwunden, wie es heißt auf Befehl seines Hofes. Dies gibt natürlich zu allerhand Deutungen und Gerüchten Anlaß. Man meint, der Hof habe es nicht verschmerzen können, daß es ihm ungeachtet aller deshalb gethanen Schritte nicht gelungen sei, seinen Festen durch die Gegenwart gewisser fürstlicher Personen von Bedeutung noch eine besondere Weihe und Wichtigkeit zu geben, und so wolle er auch nun weiter nichts von ihren Stellvertretern wissen.

Ebenso ist zu den Festen, welche der Eröffnung des Museums zu Versailles vorhergehen werden, von dem diplomatischen Corps, selbst mit Einschluß der Ambassadeurs, Niemand eingeladen. Für dieses Mal scheint jedoch die Sache einen richtigern Grund zu haben. Ludwig Philipp, sagt man, habe es nicht für anständig gehalten, dem diplomatischen Corps in einer Galerie die Honneurs zu machen, welche vorzugsweise ein Monument des französischen Nationalruhms, zum guten Theil auf Kosten jetzt befreundeter Nachbarstaaten, sein solle. Allerdings wären dabei auch wol allerhand fatale Erinnerungen kaum vermeidlich gewesen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Satirische Hopser. Ein Jubelbuch von M. Cunow. Grimma, Verlags-Comptoir. 1837. 8. 1 Thlr.

Es gibt Bücher, die gleich einen so ordinairen Titel als Aushängeschild führen, daß man unmöglich von Haus aus etwas Gutes von ihnen erwarten kann. Dies ist der Fall mit dem vorliegenden, dessen sehr alltäglicher Inhalt mit dem Titelblatte in vollkommenem Verhältnisse steht. Der satirischen Hopser des Hrn. Cunow, welcher besser gethan, wenn er das Hopsen unterlassen hätte, sind aber acht Stück. Davon handelt Nr. 1 vom Untergang der Welt, Nr. 2 von der schönen und tugendsamen Jungfrau Europa, Nr. 3 vom Einfluß der Suppen auf den Nationalcharakter, Nr. 4 von der [illegible] Hauspolitik, Nr. 5 von mehren Göttern der Erde (ein Holzschnitt, in welchem wir jedoch keinen einzigen Gott haben wahrnehmen können), Nr. 6 vom Leben nach dem Tode u. s. w., Nr. 7 stellt einen großen Weltguckkasten in 60 Bildern vor, aus denen wir zu Nutz und Frommen der Leser die gelungensten herausnehmen wollen:

1. Italien.

Unter den Römern Italien einst war Herr vieler Länder,
Jetzt gehorchet es fein vielen Herren zugleich.

2. Die Modeleute.

Die Kleider machen Leute,
Der Schneider macht die Kleider,
Folglich macht der Schneider Leute.

3. Großbritannien.

Großbritannien herrschte bisher so zu Land wie zu Meer,
Aber in sich entzweit geht es entgegen dem Sturz.

Weiteres wüßten wir von dem Büchlein, das mit einer Capucinerpredigt in Prosa schließt, nichts zu sagen, weder in rühmender noch in verurtheilender Weise. Ein Jubelbuch ist es auf keinen Fall, denn wer soll über solche Armseligkeiten jubiliren! 1.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Mittwoch, —— Nr. 172. —— 21. Juni 1837.

Die neueste Literatur der Schweiz.

Erster Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 171.)

Wie die eigentlich sogenannte romanische Schweiz, so liefert die italienische nur ein einziges periodisch-politisches Blatt, den „Repubblicano della Svizzera italiana", der wöchentlich zweimal zu Lugano im Canton Tessin herauskommt. Ziemlich reich ist dagegen die französische Schweiz an Zeitungen verschiedener Art und Farbe. Hier finden wir bereits die politischen Schattirungen, die überhaupt in dem eidgenössischen Bundesstaate hervortreten, in ziemlicher Vollständigkeit ausgeprägt, von dem steifen Festhalten am dauernd Bestandenen, aber nicht grade dauernd Bewährten an, wie sich diese Tendenz besonders im „Constitutionnel neuchâtelois" kund thut, bis zum entschiedenen Radicalismus im „Nouvelliste vaudois". Die andern französischen Blätter, wie die zu Genf gedruckten und die „Gazette de Lausanne", halten sich mehr in der Mitte, und die beiden im französischen Theile des Cantons Bern zu Porrentruy (Pruntrut) erscheinenden, die „Helvétie" und der seit Anfang dieses Jahres ihr entgegenstehende „Observateur du Jura", befassen sich besonders mit den eigenthümlich kirchlichen Verhältnissen in diesem katholischen Theile des Cantons. Nebenbei kündigte der „Observateur du Jura" an, daß er im Gegensatze mit dem politischen Radicalismus einem gesund fortschreitenden Liberalismus zu huldigen gedenke. Schon früher wurde hervorgehoben, daß im Durchschnitte die französischen Blätter besser als die deutschen geschrieben sind.

c) Politische Journalistik der nicht regenerirten Cantone der deutschen Schweiz.

Gehen wir nun zur Betrachtung der sehr zahlreichen periodisch-politischen Literatur der deutschen Schweiz über, so finden wir hier ein buntes Durcheinander, sowol nach den politischen Neigungen und Interessen als nach der Art und Weise, wie dieselben geltend gemacht werden sollen. Es zeigt sich jedoch ein durchgreifender, sehr natürlicher Gegensatz zwischen den regenerirten Cantonen und denjenigen, an welchen die neuere Zeit mit ihren Ansprüchen auf Umgestaltung des öffentlichen Lebens wesentlich spurlos vorübergegangen ist. In diesen letztern Cantonen ist grade das fortwährende Festhalten am bisher Bestandenen ein Zeichen, daß eine für Neuerungen gestimmte Partei von Bedeutung nicht aufkommen konnte. Wäre eine solche nur in einiger Stärke vorhanden gewesen, so hätte sie unter den begünstigenden äußern Umständen der vorletzten Jahre gar leicht wenn nicht ein dauerndes Übergewicht, doch einen gewissen Bestand und eine feste Haltung gewinnen können. Aber bis in die Schlupfwinkel der demokratischen Stabilität, namentlich bis in die vier kleinern Cantone, hat die zersetzende Kraft der neuesten Zeit nicht gereicht, und wie man auch von außen nachzuhelfen suchte, hat man sich doch aus den starren Formen eingerosteter Gewohnheiten noch lange nicht verdrängen lassen. Selbst in denjenigen Bezirken, wo ein entschiedener Zwiespalt der Tendenzen und Interessen zum Vorscheine kam, hat derselbe entweder, wie im ehemaligen Canton Basel, zu einer völligen staatlichen Scheidung der widersprechenden Elemente geführt; oder wo dies nicht der Fall war, wie im Canton Schwyz, hat das Übergewicht der Stabilen die kleine liberale Partei bald gänzlich verstummen machen.

Unter den periodischen Blättern dieser Cantone führt die „Baseler Zeitung" den Reihen. Sie ist ziemlich verbreitet, da sie die Nachrichten aus dem Auslande schnell und ausführlicher als die meisten andern schweizer Blätter gibt. In den innern Angelegenheiten vertritt sie die baseler Stadtaristokratie, und während sie mit der jetzigen Bundesverfassung, unter deren Herrschaft die Trennung der Landschaft erfolgte, nicht sehr zufrieden ist, stimmt sie doch regelmäßig gegen jeden Versuch der Neuerung, der von den Blättern der liberalen Partei zur Sprache gebracht wird. Die „Baseler Zeitung" enthält mitunter leidlich geschriebene Aufsätze, und trotz ihrer fortwährenden Opposition gegen die herrschende Partei der Schweiz weiß sie ziemlichen Anstand und Mäßigung zu beobachten.

Das Gegentheil in dieser Beziehung gilt von dem „Waldstätter Boten", dem Organ der ultrakatholischen Stabilen. Zur Vertheidigung seines reinen Glaubens und der demokratischen Particularfreiheit der kleinen Cantone führt er mit großer Anstrengung seinen literarischen Prügel, ohne jedoch seinen Gegnern anders als lächerlich zu erscheinen, da er mit geschlossenen Augen um sich zu schlagen pflegt. Diesem ungeleckten Bären in der Mönchskutte, der für sein Futter sehr willig, wenn auch sehr taktlos nach der ultramontanen Pfeife tanzt, hat

alle Cultur der neuern Zeit nichts anhaben können. Er ist der echte Repräsentant germanischer Urgrobheit geblieben, und es ist eine ganz eigenthümlich fremdartige Erscheinung, in Mitte der zahmen europäischen Civilisation eine so wilde literarische Bestie brüllen zu hören. Seine unnachahmliche Grobheit, die der „Waldstätter Bote" für echt schweizerische Biederkeit und Geradheit auszugeben sucht, gibt ihm indessen hinlängliche Originalität, und der Ton, den er anschlägt, entspricht nicht übel dem engherzigen Bauernstolze und den dünkelhaften Vorurtheilen, die in den demokratischen Urcantonen noch in ziemlichem Umfange herrschen. In diesem kleinen Bereiche, wo man sich aus zureichenden Gründen ohnehin nicht viel mit Lesen befaßt, hat der „Waldstätter Bote" sein eigentliches Publicum, denn in die übrige Schweiz verliert er sich nur in wenigen Exemplaren, woran man da und dort als an literarischen Seltsamkeiten sein Ergötzen hat. Auch der „Waldstätter Bote" ist jedoch auf die jetzige Verfassung der Eidgenossenschaft und auf die Art und Weise, wie sie gehandhabt wird, keineswegs gut zu sprechen. Überhaupt sehen wir die Blätter der schweizer Stabilen auf eine positive Weise nur an ihrer cantonalen Spießbürgerlichkeit entschieden festhalten, während sie gegen die bestehende Bundesverfassung, aber freilich auch gegen jeden Vorschlag zur Veränderung derselben negativ sich verhalten. Und so erscheint diese Bundesverfassung als ein Gebäude, das von der Meinung aller Parteien aufgegeben ist und nur stehen bleibt, weil man sich über dasjenige, das an seiner Stelle errichtet werden könnte, nicht zu vereinigen weiß.

d) Politische Journalistik der vorörtlichen Cantone.

Eine weit größere Mannichfaltigkeit der politischen Blätter zeigt sich fast durchweg in den andern Cantonen der Schweiz, die entweder eine Duodezausgabe der französischen Julirevolution, oder doch das Mittelding eines Sturms in einem Glase Wasser und einer sogenannten Radicalreform erlebt haben. Sowol die Anhänger des früher Bestandenen als die radicalen Neuerer und die Freunde der jetzigen Regierungen und Verhältnisse waren überall bemüht, sich in der periodischen Presse besondere Organe zu gründen. Unter den drei vorörtlichen Cantonen ist der jetzige Vorort Luzern der einzige, wo die verschiedenen Parteiansichten keine allseitige, literarische Vertretung gefunden haben. Dies ist um so auffallender, als in Luzern neben zahlreichen Anhängern des frühern Bestandes der Dinge eine beträchtliche liberale Partei vorhanden ist, die mit ihren Ansprüchen und Foderungen in mancher Beziehung sogar noch weiter reicht als in den meisten andern Theilen der regenerirten Schweiz. Noch vor Kurzem erschien zu Luzern eine „Waldstätter Bötin", gedruckt und verlegt im Hause der hochwürdigen HH. Franziskaner. Dieses Blatt vertrat die Ansichten der gemäßigt liberalen Katholiken und gab sich die Mühe, dann und wann gegen den „Waldstätter Boten" Opposition zu machen. Die „Bötin" scheint jetzt aus der Reihe der Lebendigen verschwunden zu sein. Außerdem kommt noch im Canton Luzern, in Sursee, ein Blatt heraus: „Der Eidgenosse". Es hat zur Titelvignette Wilhelm Tell und seinen Sohn mit dem durchschossenen Apfel, ohne jedoch selbst ein besonders scharfer Schütze zu sein, da er trotz seines guten Willens mitunter neben die Scheibe schießt. Überhaupt findet in der Schweiz eine sehr starke Consumtion statt von Tells, den drei Eidgenossen, Winkelrieds u. s. w., theils zu Titelvignetten, theils zu Wirthshausschildern, und wo sonst zu geistiger oder leiblicher Nahrung eingeladen wird. Wir sehen also hier Lichtenberg's bekannten Vorschlag, die Wirthshaustafeln zu Denktafeln verdienter Männer zu machen und den Lorber des Nachruhms noch etwas tiefer als im Herzen der Nachwelt, nämlich in ihrem Magen wurzeln zu lassen, in ziemlichem Umfange verwirklicht.

(Die Fortsetzung folgt.)

Correspondenznachrichten aus Paris.

(Fortsetzung aus Nr. 171.)

Im Ganzen kann man über die bevorstehenden Feste so manche Betrachtung anstellen. Viele, die behaupten, etwas tiefer zu sehen, wollen in der Vermählung des Herzogs von Orleans nur einen Vorwand finden, und glauben, Ludwig Philipp bezwecke damit noch ganz andere Dinge. Die Vergleichung mit Ludwig XIV. liegt ziemlich nahe. Will Ludwig Philipp, fragt man sich, dem Bürgerkönigthume den Ruhm und den Glanz, der ihm noch etwas mangelt, auf diese Weise verschaffen? Will er den Thron, den man 1830 auf die ebene Erde gesetzt hatte, wieder auf die Stufen erheben, wo die blendende Majestät Ludwig XIV. glänzte? Nicht doch! Die Zeiten, die Menschen sind ja ganz andere. Nun, so will Ludwig Philipp vielleicht nur noch die letzte Widerspenstigkeit der hartnäckigsten Parteihäupter bezwingen? Ist es vielleicht grade dies, was den Franzosen Noth thut? Erst politischer Tumult, welcher die Leidenschaften reizt, und dann, wenn diese ausgetobt haben, Festtaumel, welcher die Eitelkeit kitzelt? Das verstand Napoleon so gut; warum sollte es Ludwig Philipp nicht verstehen? Ihm fehlt nur die rechte Folie dazu; es gibt jetzt keine eroberten Städte mehr, keine umgestürzten Throne, nicht einmal mehr Bulletins von der großen Armee, überhaupt nichts, was jenen Rausch des Enthusiasmus hervorbringen könnte, in welchem man mit diesem Volke Alles machen kann, wie Napoleon bewiesen hat! Eins erreicht Ludwig Philipp bestimmt, nämlich Das, daß die Festlichkeiten zur Verherrlichung der Julitage fortan, und vorzüglich in diesem Jahre, eine ziemlich klägliche Gestalt annehmen und vielleicht gar nach und nach absterben werden; ohne Zweifel ein bedeutender Gewinn für die Stimmungen, die man von oben herein jetzt hervorzurufen und zu pflegen wünscht.

Indem ich jedoch dies schreibe, sind die Feste in Fontainebleau schon im vollen Gange. Sie werden sie in den französischen Blättern ausführlich beschrieben und besprochen finden. Ich selbst kann Ihnen aus eigner Ansicht nichts darüber mittheilen, da ich nicht hingehe und im besten Falle auch für den Fremden außerhalb der Schloßmauern wenig zu sehen sein dürfte. Ich behalte es mir vor, Ihnen später über die Herrlichkeiten, welche sich jetzt nach der unter Ludwig Philipp's eigner Leitung vollendeten Restauration im Schlosse zu Fontainebleau befinden, einen ausführlichen Bericht zu schicken, sobald mir die Zeit einen Ausflug dahin erlaubt. Man muß jetzt seine Empfänglichkeit für solche Dinge auf die Feste in Versailles und hier aufsparen, von denen ich Ihnen dann mehr sagen werde. Hätte ich die Wahl gehabt, entweder an den Ceremonien zu Fontainebleau oder an der Revue der hundert Maires als Zuschauer Theil nehmen zu können, welche, wie

die „Charte de 1830" so reizend schildert, vor der Prinzessin Helene im Moseldepartement stattgefunden hat, so hätte ich das Letztere vorgezogen; denn es gibt schwerlich etwas Amusanteres als die Gestalt eines französischen Dorfmaires mit seiner dreifarbigen Schärpe um den Leib und seiner Amtsmiene unter einem runden Hute mit breiten Krempen. Hundert Stück dieser Race auf einem Flecke beisammen zu sehen, ist jedenfalls eine außerordentliche Erscheinung, ein Ereigniß für den Physiognomen und den Charakter- oder noch besser Caricaturenmaler. Vielleicht gibt uns Biard in der nächsten Ausstellung eine bildliche Darstellung dieses Phänomens.

Ich habe Ihnen schon neulich geschrieben, daß der Geschichtschreiber der französischen Revolution, Mignet, an Raynouard's, des bekannten Kenners der provenzalischen Sprache und Literatur, Stelle zum Mitgliede der Académie française ernannt worden ist. Vorige Woche am 25. Mai war die feierliche öffentliche Sitzung, in welcher er förmlich aufgenommen wurde. Die Versammlung war diesmal äußerst glänzend. Mignet genießt außer der allgemeinen Anerkennung als Schriftsteller den Vorzug einer glänzenden und doch eigentlich unabhängigen Stellung in der Gesellschaft. Glänzend insofern, als ihm seine Talente und seine Bildung als feiner Weltmann in den ersten Kreisen eine entschiedene Überlegenheit geben; unabhängig, weil er es klug genug vermieden hat, sich zu sehr in den Strudel politischen Wogens einzulassen, in welchem seit 1830 so Mancher aufgetaucht und wieder untergesunken ist. Mignet könnte und würde Minister sein, wenn er es nicht vorgezogen hätte, in aller Ruhe der Vortheile zu genießen, welche ihm seine mit wenig Arbeit verbundene, aber sehr einträgliche Stelle als Director des Archivs des Ministeriums der auswärtigen Angelegenheiten und seine angenehme Stellung in der Gesellschaft gewährt.

Er beschäftigt sich fortwährend viel mit literarischen Arbeiten. Man ist in diesem Augenblicke sehr auf seine schon längst angezeigte Geschichte der Reformation gespannt. Es soll dieses ein umfassendes Werk von 10 Bänden werden, worin auch die deutsche Reformation weitläufig besprochen werden wird. Dies Letztere scheint für Mignet, welcher nie in Deutschland war und auch nicht die geringste Kenntniß der deutschen Sprache besitzt, ein ziemlich gewagtes Unternehmen. Wird es doch schon uns Deutschen, in denen wenigstens noch der Grundcharakter fortlebt, schon so schwer, uns ganz in den Geist des 16. Jahrhunderts, in die Seele des ehrlichen Augustiners Dr. Martin Luther und seiner Zeit- und Kampfgenossen zurückzuversetzen. Wie soll das nun einem Ausländer, einem Franzosen gelingen, welcher, ungeachtet der Überlegenheit seines Geistes, doch nun eben den Standpunkt nicht verändern kann, auf den er gestellt ist; welchem nichts übrig bleibt, als Luther's Charakter nach Michelet's so verfehlten „Mémoires de Luther" oder höchstens den ungenügenden Interpretationen seiner Werke durch deutsche Gehülfen zu studiren! Luther's Sprache in die heutige französische Sprache zu übersetzen ist ja schon an sich nicht möglich; und wie viel geht nicht mit dieser Sprache von dem Charakter, von dem innersten Leben Luther's verloren! Wir werden gleichwol von Mignet über unsere Reformationsgeschichte manches Geistreiche sehr gut geschrieben zu lesen bekommen. Sein Werk wird schon insofern eine interessante Erscheinung sein, weil die Darstellung der deutschen Reformation von einem Ausländer ein noch nicht gelöstes Problem ist, dessen Lösung nur ein mächtiger Geist versuchen konnte.

Um jedoch auf Mignet selbst und seine Aufnahme in die Académie française zurückzukommen, bemerke ich ferner, daß er, als noch junger, nicht verheiratheter Mann von einnehmendem Äußern, namentlich auch unter der Damenwelt der höhern Salons viele Gönner hat. Sie fragen, wie das hierher gehört? Es gehört hierher, weil es der Versammlung im Palais des Instituts am vergangenen Donnerstage einen eigenthümlichen Charakter gab. Man sah hier nicht etwa blos die Heroen der Akademie und die politischen Freunde Mignet's, Thiers, Guizot, Dupin, Royer-Collard u. s. w., sondern auch einen auserlesenen Kreis von Schönheiten aus der feinen Welt in geschmackvoller leichter Sommerkleidung, welche gegen die steifen Tressenröcke der Akademiker gar keinen unangenehmen Contrast bildete. Überhaupt gibt die Zulassung der Damen den Feierlichkeiten des Instituts eine gewisse lebendige Schattirung, welche den bleichen literarischen Ceremonien dieser Art anderwärts ganz entgeht.

Auf Mignet's Rede war man sehr gespannt. Mignet scheint kein Rednertalent zu haben; er besitzt aber die Gabe des gemessnen Vortrags, welche unter gewissen Verhältnissen ihre Wirkung nicht verfehlt. Seine Stimme ist, was man hier une voix voilée nennt, etwas monoton, aber nicht ohne Ausdruck. Sein Styl ist auch in seinen Reden, die er immer sorgfältig vorher auszuarbeiten pflegt, gedrungen, gemessen und energisch. Der Gegenstand des Vortrags war ihm diesmal gegeben, die Lobrede Raynouard's, eines der gelehrtesten Männer des neuern Frankreichs und, was man in Deutschland natürlich weniger weiß, eines der merkwürdigsten Charaktere, welche sich aus den Bewegungen auf den Gebieten der Wissenschaft und der Politik seit einem halben Jahrhunderte herausgebildet haben. Mignet hat ein interessantes Thema mit großem Erfolge behandelt. Der Beifall seines Auditoriums wurde ihm zu wiederholten Malen auf rauschende Weise zu Theil.

Als Mitglied der Académie française mußte Raynouard natürlich von einer Seite aufgefaßt werden, von welcher er im Auslande, wo man ihn als Begründer der provenzalischen Philologie hochschätzt, nicht mehr sehr gekannt ist, nämlich als dramatischer Dichter. Einige Mittheilungen aus Mignet's Rede scheinen mir als eine glückliche Charakteristik dieses merkwürdigen Mannes besondere Aufmerksamkeit zu verdienen.

„Raynouard", sagte unter Anderm Mignet, „vereinte in sich Eigenschaften, welche sich in der Regel nicht in demselben Menschen vereint finden: Hang zu dem Geschäftsleben und Liebe zur Poesie. Fern von Paris frühzeitig in die Carrière hineingezogen, wo er, wie er wohl fühlte, seinen Ruhm hätte finden können, hatte er den seltenen Muth, ihr zu entsagen, um sich während der schönsten und fruchtbringendsten Jahre seiner Jugend im Verborgnen trockenen Arbeiten zu widmen. Er dämpfte sein Feuer mit Hülfe jener Festigkeit des Willens, welche beständig seine Phantasie wie sein Leben beherrscht hat; er wurde Advocat, um später und mit ganzer Freiheit Dichter zu werden. Er verlangte von dem Stande, dem er sich widmete, das Mittel, seiner Neigung zu folgen, nämlich den Wohlstand, welcher dem Geiste Muße gewährt und dem Charakter seine ganze Unabhängigkeit leicht macht. Die Revolution überraschte ihn, noch ehe er das erste Ziel, das er sich vorgesteckt, erreicht hatte. Durch Umstände, welche gewaltiger waren als alle Plane, mitten in den Strudel unserer politischen Unruhen hineingeworfen, mit verwickelt in die Niederlage der Girondisten, für deren Sache er sich erklärt hatte, wurde er aus dem Innern der Provence nach Paris geführt, um hier die Strafe seiner Mäßigung zu erdulden. Anstatt der glänzenden Zukunft, die er sich versprochen hatte, den nahen Tod vor Augen, richtete er in einer Trauerhymne ein poetisches und entschlossenes Lebewohl an die Hoffnungen, welche ihm mit dem Leben entfliehen sollten. Aber der 9. Thermidor erschien, ehe seine Todesstunde geschlagen hatte."

Nachdem hierauf Mignet mit einigen treffenden Bemerkungen über die zwei großen Hauptrichtungen, welche die französische Literatur seit dem Zeitalter Ludwig XIV. genommen hat — die alte Schule, welche die Poesie in der Richtigkeit der Gedanken und der Schönheit der Formen suchte, und die neue, welche wieder auf Natur, Religion und Geschichte zurückkam — den Übergang zur Schilderung von Raynouard's literarischem Wirken gemacht hat, fährt er also fort:

„Welcher dieser beiden Schulen gehört nun Raynouard an? In den Ideen des 18. Jahrhunderts erzogen und voll Bewunderung der großen Werke des 17., war er doch von

dem Neuerungsgeiste seiner Zeit beseelt. Er glich seinen Vorgängern durch die Reinheit der Sprache, durch die Regelmäßigkeit seiner Gedanken, und schloß sich doch auch den neuen Versuchen seiner Zeitgenossen an, indem er seine Personen der Geschichte der Nation und die Effecte modernen Gefühlen entnahm. Er blieb in der alten Schule durch die Formen und trat in die neue ein durch die Gegenstände. Die Meister der Scene hatten dahin nacheinander die Größe der Leidenschaften und die hohe Einsicht der Politik zur Zeit der Bürgerkriege und der Staatsstreiche verpflanzt, sowie die überspannte Zartheit der Gefühle und die heitere Strenge religiöser Gedanken unter den Eingebungen eines eleganten Hofes und in dem Schatten einer geordneten Macht; die ganze leidenschaftliche Kühnheit eines neuen Geistes endlich, als der alte Glaube sich bei seinem Untergange an einem mit Gewitterwolken bedeckten Horizonte verlor."

„Nach diesen verschiedenen Arten der Tragödie glaubte Raynouard, den das Schauspiel der Menschen im thatenreichen Leben in die Geheimnisse der Menschen in der Geschichte eingeweiht hatte, daß, wenn auch die meisten allgemeinen Leidenschaften auf dem Theater dargestellt worden, doch noch nicht alle geschichtliche Charaktere dort erschienen seien, und daß, wenn man Gegenstände aus dem Alterthume zum Überflusse behandelt habe, nun auch nationale Gegenstände die fast versiegte Quelle dramatischer Gemüthsbewegungen wiederfließen machen könnten."

Etwas weiterhin gibt dann Mignet noch folgende Charakteristik Raynouard's als dramatischen Dichters:

„Raynouard machte eine glückliche Anwendung seiner neuen Ansichten auf die Katastrophe der Templer...... Indem Raynouard diese Tragödie unserer alten Geschichte mit ihrer originalen Farbe, ihrer einfachen Handlung, ihren edeln Gefühlen auf die Bühne brachte, erhielt er Beifall, wie man ihn seit der günstigen Aufnahme des „Agamemnon" nicht mehr gehört hatte. Alle Hoffnungen des Theaters lebten wieder auf bei dem Anblicke eines so unerwarteten Talentes. Es war in den „Templern" etwas Natürliches, etwas Tugendhaftes, was dem Geschmacke gefiel und die Seele ergriff. Man verließ die Vorstellung derselben, auf edle Weise ergriffen. Die Verse prägten sich in starken und großartigen Sentenzen in das Gedächtniß ein, und die Personen waren so rein gezeichnet, daß sie der Einbildungskraft wie schöne Antiken in der Bewegung erschienen."

„Und doch, soll ich es sagen? Raynouard hat dieses tragische Ereigniß vielleicht nicht mit allen seinen furchtbaren Motiven und allen seinen pathetischen Schmerzen dargestellt. Seine Charaktere würden vielleicht rührender sein, wenn sie weniger rein wären. Philipp der Schöne ist eifersüchtig auf den Orden, aber edel; zur Gnade geneigt, aber schwach. Er will die Templer retten und läßt sie doch untergehen. Der Großmeister und seine Ritter sind tugendhaft, voll Hingebung, der Furcht unzugänglich, ohne Besorgniß wie ohne Tadel. Ein Wort kann sie retten, sie sprechen es nicht aus. Geben sie nur zu, daß sich ihre stolze Tugend vor dem Mistrauen des Königs beuge, verlangen sie nur Gnade für ihre Unschuld, so leben sie. Sie ziehen es vor, zu sterben, und gehen zum Scheiterhaufen wie die Märtyrer der Ehre, ohne eine Klage hören zu lassen, ohne den geringsten Laut des Schmerzes; sie besteigen ihn betend, ihre Gesänge erheben sich mitten aus den Flammen, und der Dichter sagt uns, daß sie aufgehört haben zu leben, mit einem der erhabensten Worte, welche je auf der Scene gehört worden sind: „die Gesänge waren verstummt"."

„Nicht mit einer so edeln Zögerung bereitete und vollbrachte Philipp der Schöne den Untergang dieser unglücklichen Ritter, welche ihrerseits nicht alle dem Tode mit dieser unveränderlichen Standhaftigkeit entgegengingen. Die Menschheit ist nicht so vollkommen. Auf der einen Seite tiefe Berechnung, hinreißende Leidenschaft, eine ungezügelte Habsucht, eine unerbittliche Grausamkeit, eine Kühnheit, welche nichts aufzuhalten vermag, eine Hartnäckigkeit, welche nichts ermüdet; auf der andern die Unschuld im Kampfe mit dem Schrecken, die Schwächen der Seele vor den Schmerzen des Körpers, eine zerknirschende Verzweiflung nach einem großen Sturze, und endlich die letzte Heiterkeit der Aufopferung: das ist es, was in einer langen und gelehrten Erzählung, welche Raynouard selbst geliefert hat, die Tragödie der Geschichte darstellt, welche vielleicht tiefer ergreift als die Tragödie der Scene."

„Ich will keineswegs die Kunst in die Grenzen der Wirklichkeit einschließen und das Drama mit der Geschichte verwechseln, meine Herren. Sie sind sowol ihrem Wesen als auch Dem nach verschieden, was sie uns lehren sollen. Die Geschichte hat zum Zwecke, zu unterrichten, und ihre Pflicht ist Genauigkeit. Sie führt uns Das vor, was von der Vergangenheit übrig geblieben ist, aber sie macht sich über Das, was der Tod davon hinweggenommen hat, keine Phantasiegebilde. Sowie sie darauf verwiesen ist, die Absichten der Menschen nach ihren Handlungen anzunehmen, so deutet sie auch ihre Gefühle, wenn sie bis zu ihnen dringt, mehr an, als daß sie sie entwickelt. Ihre Gefühle sind gemäßigt; und wenn sie die Poesie findet, so ist es dann, wenn sie die Völker bei ihren Schicksalen, das Menschengeschlecht auf seiner Bahn, unter dem Einflusse großer Gedanken handelnd, höhern Zwecken dienend und die verschiedenen Farben des Lebens über die ungeheuern Plane der Gottheit verbreitend darstellt."

„Nicht Dasselbe gilt vom Drama. Während die Geschichte vor der Dunkelheit stehen bleibt, welche ihr einen Theil des Menschen verbirgt, dringt die Phantasie, mächtiger als sie, in die Gräber ein und triumphirt über den Tod selbst. Indem sie die großen Helden der Vergangenheit wiederhervorruft, gibt sie ihnen das Leben wieder, sie beseelt sie mit Gedanken, mit Leidenschaften; sie ist ihr zweiter Schöpfer. Auch verdankt es die Poesie diesem herrlichen Vorrecht, daß sie immer für ein göttliches Werk gegolten hat. Ihre einzige Pflicht ist, den Menschen nicht zu entstellen. Sie kann sich bis zu einem gewissen Punkte über das Land und über die Zeit täuschen, wo sie gelebt hat, niemals über ihr ewiges Wesen. Das, was man von ihr verlangt, ist die Darstellung der Menschheit, nicht aber die Chronologie ihrer Gefühle und ihrer Formen. Kann sie zur Wahrheit der Leidenschaften auch ein treues Abbild der Sitten und der Sprache hinzufügen, so wird sie ohne Zweifel ihr Werk vollkommener machen, ohne ihm jedoch mehr Pathos zu verleihen. Es ist nicht, wie wir es uns in unsern Tagen nur zu leicht eingebildet haben, das Colorit, welches das Publicum ergreift und den Dichter begeistert. Die menschliche Seele ist es, was sowol den Dichter als das Publicum anspricht, was dem einen Genie, dem andern Gefühle gibt. Die Leidenschaft ist das große Gesetz der Tragödie. Besitzt der Dichter Leidenschaft und Styl, so mag er machen, was er will, er wird es gut machen."

„Raynouard hat diese Grenzen der Geschichte und diese Gesetze des Dramas nicht verkannt. Er trägt deshalb auch seine eignen Gefühle in seine Gegenstände hinein. Aber diese Gefühle waren mehr edel als tragisch. Raynouard konnte die gewöhnlichen Leidenschaften, welche beleben, beunruhigen, die ganze Seele erschüttern, welche man in der Geschichte hervorruft, weil man sie in seinem Herzen trägt, welche dem Theater seine Wunder gegeben haben, wenn ein mächtiger Geist, vereint mit einer leidenschaftlichen Seele, mitten unter einem ergriffenen Publicum, das ihm Beifall zollte, alle seine Gefühle wiedergab — diese Leidenschaften konnte Raynouard in seiner erhabenen, ruhigen Seele, in seinem Leben voll Arbeit und ohne Unruhe nicht finden. Aber Gerechtigkeitsliebe, den Heroismus der Tugend, das Gefühl der Unabhängigkeit, den Aufschwung des Patriotismus und die Gewissenhaftigkeit der Ehre, das gab er vortrefflich wieder, weil er es selbst tief fühlte."

(Der Beschluß folgt.)

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Donnerstag, —— Nr. 173. —— 22. Juni 1837.

Die neueste Literatur der Schweiz.

Erster Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 172.)

In Bern treten die politischen Haupttendenzen der Schweiz auch in der periodischen Presse hervor. Das gefallene Patriziat läßt seinen unversöhnlichen Groll gegen den Radicalismus, noch weit mehr aber gegen die jetzige Regierungspartei in der „Schweizer allgemeinen Zeitung" aus. Wie alle gefallenen Geister kommt sie nur ewig anzuklagen, und von Allem, was geschieht, ist ihr nichts recht. Sie sucht sich den Durst zu löschen mit dem luftig schäumenden Gebräue ihrer Hoffnungen und Täuschungen und nährt sich mit ihrem Ärger, dessen sie nimmer satt wird. Da sie im Inlande keine starke Gewähr für die Erfüllung ihrer Hoffnungen findet, so sucht sie sich auf das Ausland, besonders auf die absoluten Regierungen zu stützen, von welchen sie die Herstellung der alten Herrlichkeit erwartet und welchen sie den Hof zu machen nicht müde wird. Mehr oder weniger gilt dies indessen auch von allen andern Blättern der gestürzten aristokratischen Partei. Und so bietet die republikanische Schweiz das eigenthümliche Schauspiel dar, daß manche ihrer öffentlichen Organe sich freiwillig bald in die Livree des einen und bald des andern Hofes kleiden; daß sie um die Wette mit den officiellen Blättern des Auslandes im dienstwilligsten Eifer Alles preisen, was daselbst Gutes geschieht und nicht geschieht. Die Schweizer aber lassen mit unerschütterlicher Ruhe ihre Zeitungen das Lob der monarchischen Institutionen verkünden, ohne für ihre demokratischen das Geringste zu befürchten; obgleich sie nicht grade erwarten dürfen, daß man ihnen im monarchischen Auslande sobald Gleiches mit Gleichem vergelten wird. Weil übrigens die Galle, welche nach Shakspeare sogar das Beste im Menschen ist, witzig macht und bis zu einem gewissen Grade das Urtheil zu schärfen und den Geist zu ersetzen vermag, so gelingt der „Schweizer Allgemeinen" mitunter ein treffend beißender Artikel. Um so mehr ist dies der Fall, als der hauptsächliche literarische Gegner, womit sie sich gegenwärtig befaßt, der „Berner Volksfreund", ihr kaum noch andere als schwache Seiten darzubieten hat. Dieser „Volksfreund" ist bestallt, um das Lob der im Canton für allmächtig geltenden Gebrüder Snell, aus dem Landstädtchen Burgdorf, umständlich auszutrommeln, und um gegen die Aristokraten sowie nach Lage der Dinge gegen die sogenannten Nationalen Lärm zu schlagen. Auch dieses Blatt tritt mit höchster Grobheit auf und sucht mit Elefantenfüßen seine Gegner zu zermalmen, wobei es ihm häufig geschieht, an seinen Gegnern vorbei desto tiefer in den Koth zu gerathen. Auch werden auf solche Weise eine Menge unersprießlicher Kleinlichkeiten und Persönlichkeiten von dem „Volksfreunde" ins Breite getreten. Besonders aber hat sich derselbe fortwährend angelegen sein lassen, gegen die Lehrer, namentlich gegen die deutschen Lehrer, auf das unanständigste zu schimpfen. Überhaupt hat sich die Partei, der er angehört, gegen jede hervortretende Intelligenz, die sich ihr nicht unbedingt zu eigen gab, stets feindselig gezeigt und ist bemüht gewesen, sich für den ihr etwa beschiedenen und sehr bescheidenen Theil von Einsicht einen monopolistischen Klein- und Alleinhandel in ihrem Cantone zu sichern. Der plumpe Schritt, womit das Blatt auftritt, ist darum keineswegs ein fester Schritt. Von der ungewohnten Macht berauscht, zu welcher sich die Leiter und Herausgeber desselben plötzlich erhoben sahen, wankt es wie ein Betrunkener dahin und dorthin. Es kämpfte zunächst gegen die Willkür der patrizischen Herrschaft und gegen die beschränkenden Vorrechte der berner Stadtbürgerschaft. Als aber seine Begründer und Erhalter zum Besitze der Gewalt gelangt waren, suchte es — wie sich Solches häufig ereignet — mit demselben Eifer dieselbe Willkür zu vertheidigen, gegen die es früher zu Felde gezogen war. Besonderes Ärgerniß haben neuerdings die allgemein als gesetzwidrig bezeichneten Maßregeln gegen den von der aristokratischen Partei zu Bern gegründeten Sicherheitsverein gegeben, als deren hitziger Vertheidiger sich gleichfalls der „Berner Volksfreund" hatte vernehmen lassen. Nicht blos die Blätter der aristokratischen, sondern auch diejenigen der radicalen Partei, wie der „Nouvelliste vaudois" und der in Zürich erscheinende „Schweizerische Republikaner" haben sich entschieden dagegen ausgesprochen. Der Letztere insbesondere hat noch in seinen neuesten Nummern die Gewalt, welche jetzt die Snell und ihre Anhänger im Canton Bern ausüben, als eine hassenswürdige Aristokratie der Dorfmagnatenschaft bezeichnet und hätte sie noch genauer als eine Oligarchie der Magnaten der Landstädte bezeichnen können. Zugleich hat er seine offene Erklärung dahin ab-

gegeben, wenn ihm die Wahl bleibe zwischen der Herrschaft adeliger Junker, roher Dorfmagnaten, oder eines erblichen Monarchen, daß er unbedingt für den Letztern sich erklären würde. So finden denn überhaupt die Ansichten und Maximen, die jetzt in Bern die herrschenden sind, in keinem einzigen unabhängigen Organe der öffentlichen Meinung einige Unterstützung. Nur die „Helvétie" sowie der „Berner Verfassungsfreund", gleichfalls ein Regierungsblatt, von Professor Herzog redigirt, der mit mehr Rücksicht auftritt und geringern Haß erweckt, aber auch geringern Einfluß äußert, dienen noch da und dort dem „Berner Volksfreunde" zu schwachen Hülfsgenossen. Sonst aber steht dem Letztern die ganze periodische Presse der Schweiz gegenüber; auch hat er ausschließlich im Canton, namentlich in den kleinern Städten desselben, sein ihm zugethanes Publicum. Doch läßt sich nicht leugnen, daß er ganz im Sinne und in der Weise dieses Theils der Masse zu reden weiß, deren besonderes Interesse er vertritt und welcher die herrschende Partei ihren Einfluß verdankt. Auch muß wol der Gang der Entwickelung, welchen die Verhältnisse im Canton Bern genommen, als sehr natürlich, als fast unvermeidlich betrachtet werden. Die größere oder geringere factische Theilnahme der Volksmasse oder gewisser Theile derselben an der Besorgung der öffentlichen Angelegenheiten beruht auf dem Interesse an diesen Angelegenheiten und auf der politischen Intelligenz, die in größerm oder geringerm Umfange die Masse durchdrungen hat. Wo diese Intelligenz ein Ende hat, ist auch die natürliche Grenze der eigentlich activen Volksherrschaft, die sich nur periodisch von engeren auf weitere Kreise wird ausdehnen können. Dem berner Patriziate und der staatsrechtlich bevorzugten Stadtbürgerschaft gegenüber waren es aber zunächst die Bewohner der Landstädte und ihre Notabeln, die entschiedener mit dem Anspruche auf politische Gleichstellung hervortreten konnten und die im Vergleiche mit der rohern und zerstreuten Masse der eigentlichen Landleute immer noch ein gewisses Übergewicht behaupteten. Als darum die Macht der Patrizier gebrochen war, mußte sie in natürlicher Folge auf den nächsten Kreis der Bevölkerung übergehen. Hätte sie auf die gesammte Bevölkerung sich erstrecken und nicht blos dem rechtlichen Grundsatze nach, sondern auch thatsächlich zur eigentlichen Volksherrschaft sich ausdehnen sollen, so hätten erst in der Masse selbst die geistigen Bedingungen dafür vorhanden sein müssen. Diese hängen aber wieder mit den Bedingungen des materiellen Lebens nahe zusammen und besonders damit, ob die Verhältnisse des Besitzes und Erwerbs in einer Weise geregelt sind, welche überhaupt die Verbreitung höherer Cultur in weiterm Umfange möglich macht. Darum knüpfen sich auf das innigste alle dauernden politischen an allgemeinere sociale Veränderungen an, und weil die letztern nur allmälig von Statten gehen, haben die nächsten Erfolge so mancher Umwälzungen und Reformen der neuesten Zeit die Erwartungen nicht befriedigen können, sondern neue Wünsche und Foderungen erzeugen müssen. Allein wenn wir uns auf diese Weise die jetzige Lage der Dinge im Canton Bern wol zu erklären vermögen, so hindert dies nicht, sie sehr unerfreulich und unersprießlich zu finden.

Wie auf der einen Seite die „Schweizer allgemeine Zeitung", so bildet auf der andern der gleichfalls in Bern erscheinende „Schweizerische Beobachter" eine heftige Opposition gegen den berner „Volksfreund". Der „Schweizerische Beobachter" stand längere Zeit und steht wol noch jetzt unter dem besondern Einflusse der seit vielen Jahren in der Schweiz eingebürgerten Brüder Snell aus Nassau. Er ist ein Organ der radicalen Partei, besonders der Mitglieder des schweizerischen Nationalvereins. Dieses wohlgeschriebene Blatt hat bei allem Wechsel der Verhältnisse an den einmal ausgesprochenen Ansichten festgehalten. In der ersten Zeit nach dem Sturze der berner Aristokratie, als noch die neue Regierung dem vollständigsten Radicalismus zu huldigen schien, suchten der „Beobachter" und der „Volksfreund" in wesentlich gleichem Sinne zu wirken. Da aber später die Partei, welche durch den Letztern sich vertreten ließ, ins Schwanken gerieth, mußte sie von dem „Beobachter", der seinen geraden Weg fortwandelte, mehr und mehr sich entfernen und wenigstens zeitweise in harten Kampf mit ihm gerathen.

Von allen Cantonen der Schweiz hat Zürich, wo übrigens die politischen Parteien weniger schroff als in den meisten andern sich gegenüberstehen, die reichste periodisch-politische Literatur. Jedes Blatt vertritt eine besondere Meinungsschattirung, und manche schillern wol auch, je nach den wechselnden Umständen, in wechselnden Farben. Einige Zeitungen der Stadt und Landschaft gehören zu den am besten redigirten der Schweiz. Überhaupt zeichnet sich dieser Canton durch eine weit verbreitete Intelligenz vortheilhaft aus, und während er beharrlich, aber besonnen voranschritt, ohne plötzliche und überkräftige Vorsprünge und Seitensprünge, ist er auch niemals zu so kläglichen Rückschritten genöthigt gewesen, wie sie anderswo unvermeidlich wurden, und hat inmitten einer ziemlich raschen Bewegung eine würdevolle Haltung zu bewahren gewußt. Das älteste züricher Blatt, auch im Auslande am meisten gekannt und verbreitet, ist die „Neue züricher Zeitung". Sie wurde früher von dem seit einigen Jahren verstorbenen Bürgermeister Paul Usteri herausgegeben, dem Verfasser des „Handbuchs des schweizerischen Staatsrechts", einem hochgeachteten Staatsmanne, der für die Begründung der neuen Staatsordnung im Canton besonders thätig war und dessen Bildniß oder Büste die Wohnungen zahlreicher Anhänger derselben schmückt. Der jetzige Herausgeber, Regierungsrath Escher, Professor der Staatswissenschaften, ist ein vielseitig erfahrener und kenntnißreicher Mann. Das Blatt hat indessen keine durchgehende, klar hervortretende Tendenz, und bei seiner wechselnden Opposition charakterisirt es sich nur allgemein durch einen überwiegenden Geist der Verneinung, der bald nach dieser, bald nach jener Seite hin seine Angriffe richtet. In den allgemeinen schweizer Angelegenheiten spricht es sich der bestehenden Bundesverfassung entgegen aus und stimmt für Revision derselben, ohne jedoch darüber klar durchdachte, alle betreffenden Verhältnisse umfassende Ansichten zu entwickeln und zu begründen. Sonst treten noch einige besondere Lieblingsmeinungen des Herausgebers

zum öftern hervor. Dahin gehört namentlich das wiederholte Dringen auf Einführung der französischen Gesetzgebung, vor Allem einer vollständigen Öffentlichkeit des gerichtlichen Verfahrens und der Geschwornengerichte, sowie die eifrige Vertheidigung der Selbständigkeit neuerer Cultur. Hiernach tritt die „Neue züricher Zeitung" nicht selten den historischen Juristen und Philologen entgegen, die alle Bildung wesentlich auf die Kenntniß des Alterthums und der todten Sprachen gründen wollen und so tief in die Vergangenheit sich eingraben, daß sie im Lichte des heutigen Tages schlecht zu Hause sind. Wenn es sich hierbei um alte Schäden handelt, die es zweckmäßig ist, zuweilen etwas hart zu berühren, damit die Gewohnheit sie nicht erträglicher erscheinen lasse, ohne sie darum minder schädlich zu machen, so scheint dagegen die „Neue züricher Zeitung" etwas einseitig das Kind mit dem Bade ausschütten zu wollen, wenn sie zuweilen jede positive Theologie wegwerfend behandelt und einen Haß gegen alle Geistlichkeit in Bausch und Bogen durchblicken läßt. Obgleich sie keineswegs zu den Blättern der Radicalen gehört, fällt sie doch in den Fehler, den sich diese Letztern noch immer häufig zu Schulden kommen lassen und der sich auch in andern züricher Blättern bemerken läßt. Die geistvollern Freunde des Fortschritts in allen Ländern suchen freilich mehr und mehr die junge Volksfreiheit mit dem alten Volksglauben in Einklang zu bringen und jene auf diesen zu gründen. Dem großen Haufen der Seichten und dünkelhaft Aufgeblasenen ist es dagegen allzu bequem, sich aus einigen dürren Begriffen einen Leisten zu schnitzen und für verwerflich und lächerlich zu erklären, was im reichen Gemüthe des Volkes Wurzel gefaßt hat und über ihren allezeit fertigen Maßstab, womit sie nur das Maß ihrer eignen Beschränkung an die Hand geben, hinausreicht. Sie wollen nicht begreifen, daß in der Volksmasse freilich auch eine Masse von Dummheit stets im Umlaufe ist, daß aber das Volk zugleich poetischer und gemüthvoller, witziger und geistreicher, scharfsinniger und tiefsinniger ist als Homer und Göthe, als Shakspeare und Cervantes, als Newton und Leibnitz. Sie wollen nicht erkennen, daß seine Irrthümer und Vorurtheile regelmäßig nur als leichte Scheidemünze circuliren, die bald von selbst sich abgreift, und daß dagegen das Bleibende im Volksleben und Volksglauben einen bleibenden Werth hat, den der Einzelne, der auf die Masse zu wirken sucht, am wenigsten in demokratischen Staaten leichthin verkennen und einseitig misachten sollte. Wenn diese Bemerkungen sich aufdrängen, indem man die häufigen Angriffe gegen die Geistlichkeit und gegen einzelne Geistliche ins Auge faßt, wie sie in züricher und andern schweizer Blättern sehr gewöhnlich sind, so läßt sich freilich nicht leugnen, daß ein großer Theil der Geistlichkeit hierzu gegründete Veranlassung gegeben hat, da er oft in sehr plumper Weise selbst den heilsamsten Maßregeln sich entgegenstellte und bei mancher Gelegenheit die handgreiflichsten Vorurtheile zur Schau legte. Allein um so sorgfältiger hätten die Vertheidiger jener Maßregeln die Verirrungen der berufenen Prediger und Verkünder des Volksglaubens von diesem selbst unterscheiden und im Interesse ihrer eignen Sache, nach sehr einfachen Rücksichten einer gewöhnlichen Klugheit, nicht den Argwohn erwecken sollen, daß sie gegen das Eine und Andere in gleicher Weise feindselig gestimmt seien.

(Der Beschluß folgt.)

Correspondenznachrichten aus Paris.

(Beschluß aus Nr. 172.)

Ich habe Ihnen diese ganze Stelle nicht blos als Charakteristik Raynouard's, sondern auch deshalb mitgetheilt, weil sie, eine der merkwürdigsten in der ganzen Rede, Mignet's Ansichten über zwei wichtige Punkte, den Untergang der Templer und das Verhältniß der dramatischen Poesie zur Geschichte, enthält. Der übrige Theil der Rede beschäftigte sich mit Raynouard's nicht eben bedeutender, politischer Stellung zur Zeit des Kaiserreichs und seinen mehr bekannten Verdiensten um die provenzalische Sprache. Was einmal hier nicht füglich wegbleiben kann in solchen halbofficiellen Reden, das hat auch Mignet nicht versäumt, d. h. er gibt seiner Rede am Ende eine politische Farbe, er lobt den König, die Julirevolution, die Herrlichkeiten der Gegenwart und führt diese auf jene mächtige Generation der Vergangenheit zurück, welcher Raynouard angehörte. Der Schluß ist in diesem Sinne gut.

„Wir wollen den Männern, welche durch ihre Arbeiten uns diese glorreiche Bahn eröffnet haben, unsern Dank darbringen; wir wollen erkenntlich sein gegen Die, deren Gedanken unsere Rechte schufen, deren Kämpfe unsere Sicherheit begründeten, deren Entdeckungen unser Erbtheil sind. Dichter, Geschichtschreiber, Gelehrter, Bürger, gehört Raynouard jener tüchtigen Generation an, welche ihre Zeit mit Ruhm erfüllt und die unsrige vorbereitet hat."

Der Beantwortende dieser akademischen Reden hat schon der Sache wegen eine ungünstige Stellung. Was soll er sagen? Wen soll er loben? Den Neuaufgenommenen oder seinen Vorgänger? Beides will nicht recht passen! Noch ungünstiger wird aber diese Stellung, wenn einem Mignet ein Herr Pongerville zu antworten hat. Die Rede des Letztern war unbedeutend. Er sagte Einiges über Raynouard's häusliches Leben, seine Zurückgezogenheit in der letzten Zeit; Alles nicht ohne Werth, aber wenig ansprechend. Mignet's Rede wurde dadurch nur noch mehr gehoben; ihm gehörte der Triumph der Sitzung. Er gehört zu den Glücklichen, welchen neben der Anerkennung ihres innern Werthes auch äußerer Lohn nicht entgeht. Noch ziemlich jung Staatsrath, Director des Archivs des Ministeriums der auswärtigen Angelegenheiten und Mitglied zweier Akademien, ist er vor Kurzem auch noch an Charles Comte's Stelle zum immerwährenden Secretair der Akademien der moralischen und politischen Wissenschaften ernannt worden. Ähnliche Aufmunterung, ähnlichen Lohn kann das Talent freilich nur in Frankreich finden.

Als Kenner des Provenzalischen soll Raynouard, wie es scheint, eine Lücke lassen. Zwei jüngere Gelehrte, welche einen ähnlichen Weg betreten haben, Paulin Paris und Francisque Michel, wenden sich mehr dem nördlichen französischen Sprachstamme zu. Der Letztere, welcher bereits vor zwei Jahren eine literarische Reise durch England auf Kosten der Regierung vollendet hat, ist soeben im Begriff eine zweite ebenfalls auf Kosten der Regierung dahin anzutreten. Er wird dieses Mal vorzüglich die Archive der Kathedrale zu Durham, die Bibliothek der Advocaten zu Edinburg und die bodlejanische Bibliothek sowie die der Kathedrale zu Oxford zum Gegenstande seiner Nachforschungen machen. Man verspricht sich davon reiche Ausbeute. 129.

Paris, 3. Juni 1837.

Eines Volkes Wünsche sind leichter zu befriedigen als die eines Menschen, denn das Individuum verlangt Beweise der

Liebe durch die That, und das Volk begnügt sich mit dem Ausdrucke des Willens und der Verhinderung des Hasses, wohl wissend, daß seine Bedürfnisse Legion sind und die Regierung nur Allen, nicht den Einzelnen helfen kann. Noch einige versöhnende, vermittelnde Schritte, noch einige Wochen und Monate, noch einige diplomatische Interventionen statt der juristischen und policeilichen, und Europa erfreut sich eines Friedens und einer Glückseligkeit des Lebens wie nie in frühern Zeiten. Ich betrachte die Prinzessin Helena als das wichtigste Pfand fürstlicher und nationaler Interessen; denn wie auch seit Abschluß dieser deutsch-französischen Heirath die Loose fallen auf dem Continente, sie sind nicht martialisch, sondern moralisch, spirituell und materiell, englisch oder europäisch, mit einem Worte: englisch- oder deutsch-französisch. Mein ältester und schwermüthigster Traum ist Wirklichkeit geworden; allein ich zweifle, daß je Sympathie zwischen den Hauptcontinentalvölkern entstehen kann, da sie so verschieden denken, handeln, fühlen; doch glaube ich, daß nur ihr politisches und commercielles Interesse, das Interesse, die Welt zu dominiren, das Band erhalten könne, welches sie zu umschlingen begann.

Der hiesige Honigmonat ist wirklich, was der Name besagt, ein Monat. Das Programm der Festivitäten geht bis zum 24. Juni und erweitert sich täglich. Da übrigens morgen die Waldvergnügen im Schlosse des ritterlichen Franz I. und des hugenottischen Heinrich's schließen, die Hochzeitsgäste bereits zu allen Thoren wieder hereinkommen und somit die königlichen Dryaden des Parks und die hundertjährigen Karpfen der Schloßteiche wieder das Regiment übernehmen, so überlasse ich die summarische Beschreibung der Bankette, Theatervorstellungen, Concerte, Promenaden, Turteltauben, Blumensträuße und Festreden den großen officiellen Zeitungen, und mache noch die beiläufige Bemerkung, daß ich endlich Gelegenheit hatte, ein getroffenes Portrait der Kronprinzessin und sie schön und voll liebenswürdiger Schalkhaftigkeit und Gutmüthigkeit zu finden, einen Flaneurzug in die hiesigen Citégegenden, von deren Radicalreform mir Wunder erzählt wurden.

Ich bin schon lange Zeit ein so fauler Gast in Paris, daß ich beinahe den Parisern selbst gleiche, die ihr Quartier nicht verlassen, weil sie keine Equipage haben. Zuweilen komme ich zufällig nach jahrelanger Abwesenheit in einen Bezirk, und dann sieht derselbe ganz anders aus, dann steht ein Haus, wo ein Platz war, oder es ist ein Platz, wo ein Haus, ein Brunnen, wo ein Monument, eine Brücke, wo ein Sumpf war. In keiner Stadt metamorphosirt und häutet man sich so schnell, so die Menschen wie die Straßen. Es darf nur Politik oder eine Idee der Mode über sie kommen.

Also ich ging über den Pont neuf, die verwetterte buntarchitektonische Seite des Justizpalastes entlang bis an die Arcolebrücke von Eisendraht, die die Julihelden stürmten, als sie das Stadthaus eroberten. Unterwegs blieb ich stehen vor den zwei alten Burgthürmen, die aus des heiligen Ludwig's Zeit datiren und Mitglieder des damals auf der Insel Notre-Dame stehenden königlichen Palastes waren, jetzt Gefängnisse sind und jenen heiligen Kerker der Königin Maria Antoinette enthalten. Daß ich keine Seele hätte, wenn ich, der ich mit Gedanken an die Prinzessin Helene ihren des ehesten zu haltenden Triumphzug zum Grèveplatz anticipirte, bei diesen schwarzen Mauern und Eisengittern nicht Geschichte gedacht und von ganzem Herzen den Penalcodex der Menschen wie der Fürsten verurtheilt hätte.

Ich kam an den Pont au change, da standen dichte Haufen, die ins Wasser sahen, worin zwei Menschen schwammen, aber mit Rock und Hosen, folglich nicht zum Vergnügen. Ein Rettungskahn eilte ihnen zu Hülfe, als sie augenblicklich wie eingetunkte Schwämme vollgeschluckt waren und untersanken. Dies Intermezzo war mehr komisch als tragisch; denn es starb darin Niemand als eine Flasche mit kölnischem Wasser, welche die Humanität über die halbersoffenen Gesichter ausgoß.

Der Grèveplatz heißt jetzt nicht mehr Grèveplatz, sondern Stadthausplatz, und der Stadthausplatz ist seit 14 Tagen noch einmal so groß als der Grèveplatz, weil eine ganze Flanke alter Häuser wasserwärts niedergerissen und das alte Gebäude mit seinen Fenstern aus der Zeit des Wiederauflebens der Künste und der Reiterstatue Heinrich IV. ganz frei gelegt worden. Bis zum 14. d. muß der Unternehmer aus vierzig Wohnungen der Menschen eine Flaneurpromenade machen, über welche die königliche Familie auf den Stadtball fährt, und auf deren ganz neuem, folglich unrevolutionnairem Pflaster das Volk „Vive la princesse Helène, vive l'Allemagne!“ ruft. Die Deutschen fangen an populair zu werden, und das sogar in Paris, wo sie den erznen und fleischenen Napoleon umrissen: da sehen Sie die Wirkung des guten Willens, von dem ich zu Anfange dieses Briefes sprach; da sehen Sie, daß man die Revolution schon lange hätte verheirathen sollen. Die Heirath ist ein altes Mittel, Wilde aller Gattung zahm zu machen.

Es wird ein großer gothischer Triumphbogen vor dem Stadthause erbaut; weil aber derselbe noch blos ein Zimmermannsskelet und ohne Beinkleider und Strümpfe ist, konnte ich daraus nichts sehen außer der Gestalt mit zwei Thoren und Thurmgerüsten. Ebenso in den Sälen des Palastes St.-Jean, worin Napoleon mit Maria Luise tanzte, und dem Saal Angoulême, der umgetauft und umgemalt wurde. Ciceri, der Decorationsmaler, den man nach Schwerin schickte, will, wie ich höre, in diesen Hallen ganz Ludwigslust, wenn nicht ganz Mecklenburg erbauen und darin eine Gruppe der Mythologie, was weiß ich's, äußerst poetisch Pantomime spielen lassen. Ich denke, man wird Sorge getragen haben, die Reminiscenzen der ersten Revolution auszuwischen und das respectable Apartement zu räuchern, in welchem die Terroristen mit Köpfen wie mit Würfeln spielten. Die Julihelden waren ganz zahm in den Gemächern, folglich dürfen ihre Tableaux mit Lafayette, der Ludwig Philipp die Hand und die Krone reicht, bleiben und commentirt werden. Statt Lafayette macht Dupin den Cicerone und Talleyrand in der Sänfte den Humoristen. Der alte Diplomat sagte, er bedauere nur Eins in seinen gegenwärtigen Verhältnissen, nämlich, nicht tanzen zu können.

Es war vier Uhr, da verließ ich das Stadthaus, um über den Chateletplatz und durch die Kirche St.-Germain l'Auxerrois ins Palais royal zu gehen. Alter Witz, auf dieser interessanten Straße der Goldschmiede spielte die halbe Revolution, die Tyrannei der Feudalzeit und Victor Hugo's Roman. Viel Volks umringte die Triumphsäule des Platzes, darauf die goldenen Namen Marengo, Austerlitz, Jena, Ulm, Eckmühl u. s. w. prangen. Wie dieses Alles außer Mode kam; es spricht kein Kind davon, außer der Kronprinzessin Helene, die aber ganz gewiß bis jetzt ein unschuldiges Kind war. Die politischen Präceptoren haben ihr den Rath gegeben, den Franzosen immer von gloire, beauté de la France, liberté und esprit zu sprechen; diesen Rath befolgte sie getreulich und deswegen applaudiren „Constitutionnel“, „Temps“, „Courrier“, „Débats“ und alle Doctrinairblätter, die letztern jedoch mit einem Faunsgesichte. Ich finde, daß es viel leichter ist, eine große Komödiantin oder Tänzerin als eine populaire Prinzessin zu repräsentiren; diese soll schön, gut, geistvoll und ohne Unterlaß der besten Laune sein.

Ich habe mich übrigens nicht getäuscht, als ich unlängst sagte, das Lob würde bald ebenso groß werden, als der Tadel hier war, und ehe 14 Tage um wären, trage man die deutsche Lutheranerin, wie man sie nannte, auf den Händen. Ich sehe Paris auf die Dächer steigen und ministeriell die Carmagnole tanzen.

13.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Freitag, —— Nr. 174. —— 23. Juni 1837.

Die neueste Literatur der Schweiz.

Erster Artikel.

(Beschluß aus Nr. 173.)

Wie zuweilen die „Neue züricher Zeitung" die Fahne schwenkt, nicht um sie nach dem Winde zu drehen, sondern um gegen diesen und jenen wirklichen oder eingebildeten Gegner des Guten Front zu machen, so scheint sie in der neuesten Zeit wieder die Interessen der Landschaft, den städtischen gegenüber, besonders begünstigen zu wollen. Diese veränderte Tendenz ist von einigen Organen der Landschaft dankbar anerkannt worden. Auch hat die „Neue züricher Zeitung" in der neuesten Zeit wieder Veranlassung genommen, gegen die sogenannte Juristenpartei aufzutreten. Diese angebliche Juristenpartei bezeichnet sich selbst als Anhänger eines wissenschaftlichen Radicalismus, im Gegensatze mit dem Radicalismus der einseitig materiellen Interessen. Das Organ derselben ist der in Zürich erscheinende „Schweizerische Republikaner", ein vom Oberrichter Füesli wohl redigirtes und gut geschriebenes Blatt, obgleich zuweilen einige leichte Übereilungssünden unterlaufen, und auch hier nicht zu vermeiden ist, daß mitunter etwas ungehobelte Gesellen auftreten, deren Styl nicht immer von aller Härte und Schwerfälligkeit sich befreien läßt. Als Führer jener Juristenpartei und als Derjenige, der auf den „Schweizerischen Republikaner" den entschiedensten Einfluß hat, wird allgemein Dr. Keller betrachtet, der vor Kurzem als Berichterstatter in der famösen Conseilgeschichte auch auswärts in weiterm Kreise genannt wurde. Er ist ein ausgezeichneter Kopf, ein klarer, scharfer Verstand, ein gründlich gebildeter Rechtsgelehrter und einer der vorzüglichsten Schüler Savigny's, der jedoch im historischen Schutte nichts weniger als vergraben, sondern in hohem Grade praktisch und lebensgewandt ist und in der Schweiz als der beste Redner deutscher Zunge gilt. Während des Kampfes gegen die besondern Vorrechte der züricher Stadtbürgerschaft hatten die Radicalen der Stadt und des Landes gemeinschaftliche Sache gemacht. Wie es aber zu geschehen pflegt, wenn die politischen Rechte plötzlich auf eine größere Masse übergehen, die meistens nur für das handgreiflich Materielle Sinn hat und haben kann, so trat in dieser Masse bald eine Reaction gegen die eifrigern Verfechter der intellectuellen Interessen ein, und es kam inmitten der Radicalen zu einiger Spaltung. Diese that sich zunächst kund, als durch die landschaftliche Partei die Fortdauer der neuen Hochschule in Frage gestellt wurde. Nur durch besondere Opfer der Stadt Zürich konnte ihr Bestand gesichert werden. Aber noch in anderer Weise trat bei einem Theile der Vertreter der Landschaft die gleiche Tendenz hervor. Seit geraumer Zeit hatte das Obergericht zu Zürich durch die gediegene, wissenschaftliche Bildung des überwiegenden Theils seiner Mitglieder sich den Ruf des ausgezeichnetsten Collegiums der Schweiz bewahrt. Als nun unlängst eines der angesehensten Mitglieder desselben, Ulrich, der Verfasser des züricher Strafgesetzbuchs, seine Entlassung nahm, suchte die sogenannte Juristenpartei diesen Verlust durch einen andern tüchtigen Juristen zu ersetzen, obgleich dieser nicht grade der radicalen Partei angehörte. Die Majorität des großen Raths ernannte aber einen Andern, der noch wenig Proben einer gründlichen juristischen Bildung abgelegt haben soll, und diese Ernennung gab Anlaß, daß auch der von Neuem zum Präsidenten des Obergerichts gewählte Dr. Keller aus diesem Collegium austrat. In diesem Ereignisse glaubte man einen Sieg der rohern Demokratie zu erkennen. Darum hat die Sache großes Aufsehen erregt und wurde nicht blos in den züricher Zeitungen, sondern auch in den meisten andern periodischen Blättern der Schweiz vielfach besprochen. Wie sehr überhaupt ein plumper Materialismus sich zuweilen regt, davon zeugt unter Anderm die kürzlich aus einem kleinen Dorfe des Cantons Zürich bei dem großen Rathe eingereichte Petition, worin nichts weniger als die Absetzung aller fremden Lehrer verlangt wird, sowie die Verminderung des Regierungsraths und des Obergerichts, dessen Mitglieder — Alles um der größern Ersparniß willen — auf halben Sold gesetzt werden sollen. Übrigens ist denn doch die Intelligenz, zum großen Theile durch Vermittelung der periodischen Presse, schon allzu tief in die Masse eingedrungen, als daß wegen der neuen Institute für wissenschaftliche Cultur ernstliche Besorgnisse gehegt werden müßten. Auch läßt sich wol behaupten, daß die Verfechter der wissenschaftlichen Interessen den Vertretern der Landschaft zuweilen allzu rücksichtslos und schroff entgegengetreten sind, und daß sie nur dadurch die Opposition gegen sich und ihre Sache verstärkt haben.

Unter den Blättern der Stadt Zürich verdient noch der „Schweizerische Constitutionnelle", von Prof. Bluntschli

redigirt, einer besondern Erwähnung. Der Wahlspruch der Redaction ist ein organisches Fortschreiten auf historischer Basis, und darum weicht der „Constitutionnelle" nach seiner eignen Erklärung so von den Radicalen wie von den Stabilen ab. Ein solcher Wahlspruch ist indessen nicht weniger eine leere Allgemeinheit, als es alle andern literarischen Aushängeschilde der verschiedenen Zeitungen und Zeitschriften zu sein pflegen; und daß der „Constitutionnelle" wenigstens in einer Hauptsache aus dieser Allgemeinheit nicht bis zur Besonderheit und Wirklichkeit durchzudringen vermag, geht daraus hervor, daß er zwar mit den meisten andern Blättern für eine Revision der Bundesverfassung gestimmt ist, aber stets nur von den angeblich unüberwindlichen Schwierigkeiten derselben und nicht auch von den Mitteln ihrer Beseitigung zu reden weiß. Übrigens ist der „Constitutionnelle" hauptsächlich auf das gebildetere Publicum der Stadt Zürich berechnet und läßt sich daher die ausführlichere Behandlung und Vertheidigung der städtischen Interessen besonders angelegen sein. Zu bedauern ist, daß auch er von unzeitigen und überflüssigen Persönlichkeiten nicht immer sich frei erhält, wie er davon in einigen Ausfällen gegen den sehr wohlmeinenden und wohldenkenden Bürgermeister Hirzel, dem der Canton zum großen Theile die sehr ersprießlichen Reformen des Unterrichtswesens verdankt, noch kürzlich ein Beispiel gegeben hat. Endlich liefert noch die Stadt Zürich eine „Freitagszeitung", die unter aller Kritik, allein gleichwol ziemlich verbreitet ist, was freilich von der Geschmacksbildung eines Theils der Bevölkerung von Schweizerisch-Athen keinen sonderlichen Begriff gibt. Von den beiden Blättern der Landschaft Zürich ist der in Winterthur erscheinende, von einem seit längerer Zeit in der Schweiz angesessenen Deutschen, Namens Flegler, redigirte „Landbote" recht lobenswerth und kann für das Organ des gebildetern Theils der Landschaft gelten. Unbedeutender ist der gleichfalls zu Winterthur verlegte „Wandernde Heiri (Heinrich) aus dem Tößthal", der mit nicht sehr großem Glücke mehr den tiefern Volkston anzuschlagen und übrigens gleichfalls die wahren oder eingebildeten Interessen der Landschaft zu vertreten sucht.

c) Politische Journalistik der östlichen und westlichen Cantone der deutschen Schweiz.

Nächst Zürich tritt der Canton St.-Gallen durch eine reiche, auch innerlich wohl ausgestattete periodische Literatur vor andern hervor, wie denn in diesem Canton viel Licht und Einsicht neben manchem dunkeln Schlagschatten zu Hause ist. Fast sämmtliche Blätter der Stadt und des Landes, die „St.-Galler Zeitung", „Der Erzähler", „Der Freimüthige", „Der toggenburger Bote" u. s. w., sind der neuen Ordnung der Dinge zugethan. Als eines der ausgezeichnetsten Blätter der deutschen Schweiz ist der von Baumgartner redigirte „Erzähler" bekannt, und besonders die Artikel des Redacteurs selbst gehören ebenso sehr durch ihren wohlbedachten Inhalt als die ansprechende Darstellungsweise zu dem Besten, was die periodische Literatur der Schweiz aufzuweisen hat. Wesentlich Dasselbe gilt von dem „Freimüthigen", herausgegeben von Dr. Henne, als thätiger Volksfreund und beliebter Volksredner in der Schweiz rühmlich bekannt. Die öffentlichen Blätter der Stadt und des Landes sind in der neuesten Zeit, der Meinung eines beträchtlichen Theils der Bevölkerung gegenüber, in eine eigenthümliche Stellung gerathen. Im Canton St.-Gallen hat der Liberalismus in seinem Eifer das Ziel übersprungen, sodaß die Führer und Leiter der Bewegung, wie früher von der einen so jetzt von der andern Seite, von diesem Ziele sich entfernt sehen. Zum großen Theile ist St.-Gallen von den reindemokratischen Cantonen Schwyz, Glarus, Graubündten und Appenzell begrenzt, wo überall, unter verschiedenen Formen, den gesammten Staatsbürgern ein Veto gegen die Gesetzesentwürfe ihrer Vertreter zusteht, wo man aber an dieses größere Maß von Freiheit seit längerer Zeit gewöhnt ist und in den gewohnten, weitern Formen leichter sich zurechtfindet. Unter dem Einflusse dieser Nachbarschaft hatte schon lange im Canton St.-Gallen sich eine entschiedene Tendenz zur sogenannten reinen Demokratie gezeigt, und man glaubte wenig zu gewinnen, wenn nicht durch die neue Verfassung dem Volke gleichfalls ein Veto eingeräumt würde. Dies war denn auch geschehen und zwar in der Art, daß gegen die vom großen Rath erlassenen Gesetze binnen 14 Tagen von Seiten der Gemeinden Einwand erhoben werden kann. Aber nun suchte ein Theil der Bevölkerung, namentlich der katholischen, von diesem größern Rechte auf eine Weise Gebrauch zu machen, welche die neuen, liberalern Institute, insbesondere das Unterrichtswesen, zu gefährden schien. Die Frage wegen des Veto wurde lebhafter verhandelt, als die jetzt verworfene Revision der Verfassung zur Sprache kam. Bei dieser Gelegenheit hat sich die gesammte, oder beinahe die gesammte periodische Presse gegen die weite Ausdehnung der Volksrechte und gegen die von ihr sogenannte gemeine Demokratie erhoben. Auch im Canton Zürich sowie in Thurgau ist neuerdings die Einführung des Veto, jedoch nur von wenigen Stimmen in Anregung gekommen, und auch hier haben sich alle öffentlichen Blätter dagegen ausgesprochen. So sehen wir denn hier, wie die freie periodische Presse nicht immer Öl ins Feuer gießt und nicht überall den Vorwurf verdient, daß sie auf das Volk nur aufregend und anreizend, nicht auch mäßigend und beschwichtigend zu wirken suche. Wenn sich übrigens behaupten läßt, daß das Veto des Volks gegen die Gesetzesvorschläge seiner Vertreter allgemein als ein unnützer Auswuchs der Demokratie gelten muß, so möchte doch den schädlichen Folgen desselben so ziemlich überall begegnet werden können, wenn nur Diejenigen, die geistig über die Masse hervorragen, diese richtig zu beurtheilen und zu lenken verstünden. Aber freilich ist das Talent ziemlich selten, sich auf den Standpunkt der Masse selbst zu stellen, in ihre Ansichten einzugehen und sich mit ihr zu identificiren, um ihr nicht blos von außenher entgegenzutreten, sobald sie falsche Schritte zu thun geneigt ist, sondern um von ihrem eignen Innern aus auf sie zu wirken und sie auf diese Weise um so gewisser zum gedeihlichen Ziele zu führen. Und um so seltener ist dieses Talent, als dafür nicht blos höhere Geistesgaben erfoderlich sind, sondern auch eine stets bereite Resignation und eine unerschütterliche Liebe

für das Volk und sein Wohl, die sich nicht zu erniedrigen glaubt, wenn sie von dem geistig höhern Standpunkt, den sie vielleicht einnimmt, zu ihm herabsteigt, um es mit sich zu erheben. Sehr häufig drängt sich aber in der Schweiz die Bemerkung auf, daß diejenigen Liberalen, die nicht blos die rohern materiellen, sondern auch die höhern geistigen Interessen zu vertreten geneigt sind, den in der Volksmasse aufkeimenden Ansichten, wenn sie den ihrigen widersprechen, gewöhnlich allzu schroff entgegentreten und dadurch nicht selten sich selbst das Spiel verderben. Gilt es die Einführung neuer Formen des öffentlichen Lebens, so mag ein rasches und entschiedenes, ein kühnes und selbst ein verwegenes Benehmen meistens förderlich sein. Handelt es sich dagegen um die Bewegung in gegebenen Formen und um die zweckmäßige Leitung dieser Bewegung, so ist, wie im Verhältnisse von Hof zu Hof, auch dem Volke gegenüber eine gewisse diplomatische Gewandtheit und Fügsamkeit sehr am Platze, und es wird sich immer bewähren, daß man durch rücksichtsloses Entgegenstemmen gegen die Masse diese in ihrer Eigenwilligkeit nur desto mehr verstocken wird.

Nicht nur in St.-Gallen, auch in den andern östlichen und nordöstlichen Cantonen der Schweiz, im Thurgau, in Appenzell, Glarus und Graubündten regt sich ein frisches öffentliches Leben. Insbesondere in Glarus und Appenzell erhält die besondere Stellung der protestantischen zur katholischen Bevölkerung fortwährend eine gewisse Spannung, die das öffentliche Interesse nicht erlahmen läßt. Damit im Einklange, spricht sich in der periodischen Literatur ein gesunder und kräftiger Geist aus, dem mitunter auch ein treffender Scherz gelingt. Zwar bewegt er sich auch hier nicht grade in den feinsten Formen, aber diese Blätter genügen ihrem Zwecke innerhalb des kleinen Kreises, worauf sie sich beschränken, und da sie ohne besondere Prätension sind, mag man sie um so mehr gelten lassen. Dahin gehört die in Chur erscheinende „Bündtner Zeitung", die zuweilen mit einigen Behörden des Cantons harten Strauß zu bestehen hat, die „Glarner Zeitung" und die in Appenzell-Außerrhoden erscheinende „Appenzeller Zeitung". Das katholische Innerrhoden hat kein besonderes Blatt, wie denn überhaupt die periodische Literatur in der protestantischen Schweiz weit zahlreicher als in der katholischen ist. Wenn der bekannte appenzeller Volkswitz vorzüglich bei dem Hirtenvolke von Innerrhoden zu Hause ist, so scheinen doch auch die gewerbfleißigen Außerrhodener nicht ganz zu kurz gekommen zu sein. Als sich Schwyz zur Zeit des sarner Bundes allen heilsamen Forschritten zum allgemeinen Ärgernisse hartnäckigst widersetzte, gab die „Appenzeller Zeitung" die geographische Notiz: „Schwyz ist ein Flecken in der Schweiz". Dieser Calembourg hatte großen Beifall gefunden und man hört ihn noch jetzt gelegentlich wiederholen. Sehr bemerkenswerth ist, daß wie im gewerbfleißigen Zürich, so auch hauptsächlich in den industriellen Cantonen der östlichen Schweiz die periodische Literatur ganz besonders fruchtbar ist. Es bestätigt sich also auch hier, daß an die Fortschritte des Gewerbfleißes und an die eigenthümliche Bildung, die er mit sich bringt, ein lebendigeres Interesse für die öffentlichen Angelegenheiten sich anknüpft, wie sich denn im Allgemeinen behaupten läßt, daß mehr und mehr aus den Entwickelungen der Industrie sehr wesentliche politische Veränderungen hervorgehen werden.

Der nördlich vorgeschobene Canton Schaffhausen scheint sich in seiner besondern Stellung nicht sehr zu behagen und in mancher Beziehung als einen verlorenen Posten zu betrachten. Hier sind Viele für einen Anschluß an den deutschen Zollverein gestimmt und diese Ansicht klingt auch in den schaffhauser Blättern nach. In dieser und in anderer Beziehung müssen sich die schaffhauser Zeitungen von den übrigen Organen der öffentlichen Meinung der Schweiz zuweilen den Vorwurf einer unschweizerischen Tendenz machen lassen.

Die aargauer Blätter und die „Solothurner Zeitung" huldigen sämmtlich in verschiedenen Schattirungen und nach besonderer Maßgabe der örtlichen Verhältnisse, die sie hauptsächlich zu besprechen haben, den liberalen Ansichten des Tages. Der „Schweizerbote", der unter Zschokke's früherer Redaction im Auslande Ruf hatte, ist noch immer gut geschrieben und zweckmäßig redigirt, ohne sich jedoch durch eigenthümliche Ansichten und eine entschieden hervortretende politische Farbe besonders hervorzuheben. Auch die zu Liestall erscheinenden politischen Blätter des Cantons Basellandschaft, das „Basellandschaftliche Volksblatt" und der „Unerschrockene Rauracher, ein schweizerisches wahrheitliebendes Blatt für Religion, vernünftiges Volksrecht und Aufklärung", suchen den Chorus der liberalen Stimmen zu verstärken. Wie der Canton selbst eine wunderliche Erscheinung in der politischen Welt ist, so sind es in der literarischen die beiden Zeitungen, die er producirt. Sie geben keinen hohen Begriff von der Intelligenz, die dort im Umlaufe ist. Auch geht es überhaupt in dem neuen Canton so eigenthümlich zu, daß selbst liberale schweizer Blätter diesem jüngsten Geschöpfe des Liberalismus den guten Rath ertheilen, wenn er nicht selbst sich regieren könne, sich doch irgend einem benachbarten Cantone in den Mund zu schieben und ihm einverleiben zu lassen. Das „Volksblatt" ist noch ziemlich bescheiden und weiß sich in Schranken zu halten. Der „Rauracher" aber, mit seinem gespreizten Titel, ist ein grober literarischer Bauer, der die Feder als Flegel handhabt und für die sauere Mühe, die ihm das Schreiben macht, vor der Welt sich sehen lassen möchte. Er ist ungefähr in der protestantisch-liberalen Schweiz, was der „Waldstätter Bote" in der katholischen ist. Es ist zum Erstaunen, bis zu welchem Grade der „Unerschrockene" die arme deutsche Sprache mishandelt, wenn er z. B. über die „Motive der Beweggründe eines Urtheils" sich ausläßt u. dgl. Seinen Namen führt er übrigens mit Recht, denn freilich gehört ein ungewöhnlicher Muth dazu, vor solchen Erzeugnissen, wie er sie zu Tage bringt, nicht selbst zu erschrecken.

Mehre schweizer Blätter erscheinen wöchentlich in einer Nummer; die meisten aber in zwei und andere in drei Nummern. Der Preis derselben, im Durchschnitt etwa drei Gulden jährlich für zwei Bogen in der Woche, ist

billig und die äußere Ausstattung meistens nicht schlechter und zum Theil besser als bei den in Deutschland gedruckten Zeitungen. Obgleich ihr Kreis von Lesern der Natur der Sache nach nicht sehr groß sein kann, dürfte doch im Durchschnitt ein Absatz von 500 Exemplaren für jedes Blatt anzunehmen sein. Immerhin wird also bei ihrer großen Anzahl und ungeachtet ihres seltenern Erscheinens sich behaupten lassen, daß in der Schweiz vor allen andern Theilen des europäischen Festlandes die politische Lectüre am ausgedehntesten ist. Darin findet jedoch nach den wechselnden Umständen bald eine Abnahme, bald eine Zunahme statt, sodaß sich stets der Absatz der Zeitungen selbst bis in die untersten Classen beträchtlich vergrößert, sobald die politischen Verhältnisse eine größere Theilnahme erwecken. In den letzten Monaten dürfte darin einige Verminderung eingetreten sein; auch sind mehre Zeitungen zu Anfange dieses Jahres ganz eingegangen. Neuerdings nehmen indessen die da und dort stattfindenden Verfassungsrevisionen wieder größeres Interesse in Anspruch. Diese werden jedoch bald beendigt sein, da sie überall nur auf einzelne Punkte sich erstrecken, und sie werden abgethan werden, ohne eine besondere Aufregung im Volke zu hinterlassen. Treten nicht ganz besondere Ereignisse ein, so läßt sich also erwarten, daß für die periodisch-politische Literatur der Schweiz auf die Zeit der Flut eine Zeit der Ebbe folgen wird. Mögen unterdessen ihre unsaubern Elemente mehr und mehr ausgestoßen werden, damit sie bei etwa eintretenden wichtigen Ereignissen diesen geistig gewachsen sei! Unter allen Umständen bleibt es übrigens von besonderm Interesse, den Bestand und die Entwickelung der periodischen Presse der Schweiz zu Zeiten ins Auge zu fassen, weil sich hier das ganze Treiben und die ganze Denkweise des Volks nicht nur auf das unmittelbarste abspiegeln, sondern weil auch die bedeutendsten Männer aller Cantone die Redaction der meisten öffentlichen Blätter entweder selbst besorgen, oder doch entschiedenen Einfluß darauf ausüben. 117.

Eine Frühlingswanderung durch das Harzgebirge. Briefe und Novelle von Eduard von Bülow. Leipzig, Lehnhold. 1836. Gr. 12. 18 Gr.

An ein Buch, das nur in der Absicht, einen Kreis Befreundeter angenehm zu unterhalten, geschrieben ist, darf man keine großen Anfoderungen machen. Herzlichkeit, Harmlosigkeit, angenehme, bald scherzhafte, bald ernste Darstellung des Gesehenen und Erlebten müssen hier schon befriedigen; nur möchte man fragen, ob nicht solche Bücher lieber ganz ungedruckt blieben. Das vorliegende Büchlein gehört dieser Gattung an. Auf einer Harzreise läßt sich jetzt nicht mehr viel erleben und noch weniger erzählen, man müßte denn noch nicht besonders weit in der Welt herumgekommen sein. Dadurch erhält auch das an und für sich längst Bekannte und Alte eine Art Neuheit, die Mittheilungen des Reisenden bekommen durch das Interesse, welches er auch an Gewöhnlichem nimmt, Färbung, man folgt gern seinen Erzählungen und langweilt sich nicht bei den kleinen Abenteuern, die ihm begegnen. Der Verf. reist über Leipzig — das er in vielfacher Hinsicht seinem Aufenthaltsorte Dresden vorzieht, wenn auch Das, was er daran lobt, oft in den Augen seiner Bewohner nicht in demselben Lichte erscheinen möchte — über Eisleben nach dem Harz und kehrt durch Thüringen und die goldene Aue wieder zurück. Neues erfahren wir in den Briefen durchaus nichts; sie lesen sich gut und angenehm. Über gewisse Ansichten des Lebens wollen wir mit dem Verf. nicht rechten, da ganz gewiß nichts dabei herauskäme und wahrscheinlich Keinem damit gedient sein möchte. Am interessantesten in diesem Büchlein ist die mitgetheilte kleine Novelle: „Die alte Braut und der junge Bräutigam". Hier erkennen wir den fleißigen Ordner des „Novellenbuches" wieder, der sichtbar durch seine jahrelange Beschäftigung mit den verschiedenartigsten Novellen aller Zeiten und Völker gewonnen hat. Der Inhalt ist kurz folgender: Ein armer Bergmann liebt ein junges Mädchen, das ihrerseits mit ganzer Seele an dem jungen Manne hängt. Die Ältern des Mädchens sehen scheel zu diesem Verhältnisse, da der Auserwählte ihrer Tochter ihnen zu arm ist. Um nun doch etwas Eignes zu gewinnen, strengt der Bergmann sich über seine Kräfte an und arbeitet in einem Schachte, der den Einsturz droht, wofür er doppelte Löhnung erhält. Am Tage der beabsichtigten Hochzeit bricht der Schacht auch wirklich ein und der arme Bergmann wird mit mehren Andern verschüttet. Die Braut ist trostlos und bleibt nunmehr unverheirathet. Es vergehen 50 Jahre und darüber, da begegnet uns wieder ein liebendes Paar. Der Bräutigam ist abermals Bergmann und arm, die Braut dagegen wohlhabend. Nur hat sie eine alte grämliche Tante, die sie mit Argusaugen bewacht und sie von jedem Liebesverhältnisse abzuhalten sucht. Dessenungeachtet weiß aber Röschen ihren Geliebten zu sprechen und ihm ewige Treue zu geloben. Eines Tages arbeitet der junge Bergmann in der Grube, trifft auf lockeres Gestein und findet einen verschütteten Schacht, in dem er einen noch völlig frisch erhaltenen Leichnam entdeckt. Er macht Anzeige davon, der Leichnam wird zum Obersteiger gebracht und Jedermann geht, um zu sehen, wer wol der so seltsam wieder Aufgefundene sein möge. Allein Niemand kennt ihn. Endlich erfährt auch die Muhme Röschen's das Ereigniß. Sie macht sich mit ihrer Pflegetochter auf den Weg und erkennt in dem Wiedergefundenen ihren vor mehr als 50 Jahren verschütteten Bräutigam. Ihr harter Sinn wird erweicht, Röschen bekommt die Hand ihres Heinrich, die alte Braut stirbt noch an demselben Tage und wird zugleich mit ihrem jungen Bräutigam zur Erde bestattet. Diese kleine Geschichte ist anmuthig erzählt, ohne alle Prätension und unterhält angenehm, was ihr alleiniger Zweck sein soll. Weniger als diese Novelle befriedigen die Gedanken „über Novalis", von dem sich wol mit leichter Mühe weit Besseres und Wahreres hätte sagen lassen. 108.

Notizen.

Die älteste und bedeutendste Universität in den Vereinigten Staaten, die zu Cambridge, wurde im J. 1636 gestiftet. Sie besitzt ein Capital von ungefähr 500,000 Dollars und ihre jährlichen Ausgaben belaufen sich auf 40,000 Dollars, mit Ausschluß jedoch der juristischen und theologischen Facultät. Ihre Bibliothek ist die größte in ganz Amerika, sie begreift 40,000 Bände. Im J. 1833 befanden sich daselbst 212 nicht graduirte Studenten, worunter 31 Theologen, 50 Juristen und 82 Mediciner. Die Bedürfnisse eines Studirenden berechnet man auf 300 Thaler jährlich.

In einiger Entfernung von dem französischen Städtchen Savignac du Bugne hat man beim Rajolen eines Stücks Land Gräber entdeckt, welche entweder gallischen oder römischen Ursprungs sind. Sie bestehen aus gehauenen Steinen, jedes aus einem ganzen Stück, sind sämmtlich sechs Fuß lang und mit einem Steine von gleicher Länge und acht Zoll Dicke überdeckt. Im Innern dieser Gräber fand man jedoch nichts, was nähern Aufschluß über ihr Alter geben könnte. Unter den Gebeinen fand sich nur ein kupferner Ring mit ziemlich undeutlichen Umrissen von Buchstaben und römischen Ziffern. Es sind bereits über 20 solcher Gräber aufgefunden worden. 11.

Verantwortlicher Herausgeber Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 175. —— 24. Juni 1837.

Richard Wood. Roman von Johanna Schopenhauer. Zwei Theile. Leipzig, Brockhaus. 1837. 8. 4 Thlr.

Richard Wood reiht sich den frühern Schriften der würdigen Verfasserin auf eine ausgezeichnete Weise an und entbindet uns von der Aufgabe, ihre längst bekannte und anerkannte Eigenthümlichkeit durch eine allgemeinere Charakteristik zu beschreiben. Den Tendenzen, welche unsere neuesten Novellen- und Romandichter verfolgen, steht die Verf. fern, und sie hat daher von dieser Seite kein besonders günstiges Urtheil zu erwarten. Wer aber ihr züchtiges, reinsittliches Streben, ihr zartes, mütterlich sorgsames Eingehen auf schwierige Lebensverhältnisse, auf peinliche, zweifelsvolle Gemüthszustände liebgewonnen hat, der wird sich auch an diesem neuesten Werke ihrer gewandten Feder gewiß nicht weniger erfreuen als an den frühern, obgleich dasselbe großentheils sich mit Gegenständen beschäftigt, die vorzugsweise den neuern Tendenzen anheimgefallen sind, wie schon das passend gewählte Motto aus „Hamlet" andeutet:

> Die Zeit ist aus den Fugen: Schmach und Gram,
> Daß ich zur Welt, sie einzurichten, kam!

Ohne grade, wie dies die Verf. selbst Thl. II, S. 404, ausspricht, auf historische Bedeutung Anspruch zu machen, beschäftigt sich der Roman vorzugsweise mit dem Treiben der geheimen Verbindungen, welche in den letzten Jahren des Kaisers Alexander in Rußland angesponnen wurden und gleich nach seinem Tode gewaltsam hervortraten.

Richard Wood ist der Sohn eines unbemittelten Strumpffabrikanten zu Nottingham. Schon in einem Alter von acht Jahren wird er nach Rußland gebracht zu dem Fürsten Andreas, der ihn, um seinen Kindern das Erlernen des Englischen zu erleichtern, mit diesen gemeinschaftlich erziehen läßt. Die freundlichste Aufnahme und Behandlung, welche der Knabe in der fürstlichen Familie findet, und die vortrefflichen Eigenschaften seines Herzens und Geistes machen ihn bald in den neuen Verhältnissen heimisch und glücklich; die Erinnerung an seine eigne Familie verdunkelt sich in demselben Grade, als er immer mehr und mehr ein Glied der fremden wird, und indem er vergißt, welche Bestimmung ihm seine Geburt gegeben hatte, wird er unvermerkt auf den Standpunkt seiner fürstlichen Freunde erhoben. Namentlich schließt er sich aufs innigste an seinen Altersgenossen Eugen an und an dessen etwas jüngere Schwester Helena. Ihr gemeinsames, ahnungsloses Leben wird sehr anschaulich, doch vielleicht etwas zu ausführlich ausgemalt; es endigt damit, daß Richard zu gleicher Zeit zu der Erkenntniß seiner Liebe zu Helenen kommt und die große Kluft wahrnimmt, durch welche er von ihr getrennt ist. Nach heftigen Kämpfen in sich selbst entschließt er sich, Soldat zu werden, um auf diesem Wege eine angemessene Stellung zu erringen. Die fürstliche Familie verläßt Moskau und geht nach Petersburg; doch dauert die Trennung nicht lange; Richard's Regiment wird eben dahin verlegt; er findet seine Helena wieder und ihr Verhältniß wird unter ihnen zu einem klar ausgesprochenen. Fürst Andreas, ein aufgeklärter Patriot, begeistert für die Verbreitung und Erhebung der Bildung und Industrie unter seinem Volke, hofft diese Zwecke in einer geheimen Verbindung, dem Bunde des Heils, zu erreichen, dessen Mitglieder sich die echten Kinder des Vaterlandes nennen; der Fürst ist eins ihrer Häupter, und er hofft selbst die Theilnahme des Kaisers zu erlangen. Inzwischen gewinnt der Oberst Pestel einen verderblichen Einfluß in dem Bunde; die harmlose Tendenz desselben geht in eine entschieden revolutionnaire über. Richard geräth einst in eine Versammlung der Verbündeten, welche bei seinem Freunde Eugen gehalten wird; er entschließt sich, Mitglied zu werden, und wird auf Verwendung des Fürsten sogleich für den zweiten Grad des Bundes vereidigt. Aber Pestel und seine Partei reißen die Übrigen immer weiter fort, und als einst das unsinnige Gerücht sich verbreitet, der Kaiser wolle Rußland verlassen und seine Residenz in Polen nehmen, setzen sie es durch, daß der Mord des Kaisers beschlossen wird; ein Unglücklicher, des Lebens Überdrüssiger drängt sich dazu, durch einen schrecklichen Eid sich der That zu weihen; aber als er sich erhebt, nimmt er sein Bild in einem großen Spiegel wahr, Grauen vor sich selbst übermannt ihn, er sinkt in Ohnmacht. Dadurch gewinnt eine ruhigere Überlegung Raum, der Kaisermord wird verworfen; die Mitglieder, erschrocken über ihre Verirrung, treten großentheils vom Bunde zurück, und dem besorgten Richard versichert der Fürst, daß die völlige Auflösung gewiß sei. Aber nicht lange nachher bekommt Richard

Kenntniß davon, daß die Pestel'sche Partei wieder vereinigt ist und auf Kaisermord sinnt; vergebens bemüht er sich, dem Fürsten seine Besorgnisse mitzutheilen, der, man sieht nicht recht warum, sich für alle Besprechungen über diesen Gegenstand unzugänglich macht. Richard gibt sich alle Mühe, das Treiben des Bundes zu beobachten; er erfährt endlich, daß zwei Mitglieder den Entschluß gefaßt haben, das Geheimniß zu verrathen und ein Verzeichniß der Mitglieder einzureichen, unter denen der Fürst obenan steht. Hierdurch geräth er in eine verzweiflungsvolle Lage: den Verrath zuzulassen, treibt ihn die Sorge für des Kaisers Leben, das ihm heilig ist; ihn zu hindern, räth ihm seine Liebe zu dem Fürsten und seiner Familie. In dieser Angst bemüht er sich wiederum, jedoch immer vergeblich, Andreas seine Geheimnisse mitzutheilen; dieser läßt sich nicht allein sprechen und gibt nur ein paar dunkle Andeutungen, bei denen sich aber Richard nicht beruhigen kann; er glaubt, daß die Ruhe desselben nur eine Folge völliger Unbekanntschaft mit der drohenden Gefahr ist; er will mit Gewalt zu ihm dringen, ehe der kurze Termin verstreicht, den sich die beiden Verräther gesetzt hatten; aber grade da verreist der Fürst plötzlich und Richard hat keine Möglichkeit mehr, sich ihm mitzutheilen. Jetzt ist seine Noth aufs höchste gestiegen; nach einem jammervollen Schwanken zwischen Thun und Lassen, welches beides eine ungeheure, drückende Verantwortlichkeit mit sich führt, kommt er endlich zu dem Entschlusse, der seine Katastrophe herbeiführt. Er geht zu einem Minister, und unter der ihm gewährten Bedingung, daß Leben, Freiheit und Vermögen des Fürsten und seiner Familie nicht angetastet werden, verräth er selbst den Bund. So meint er gegen den Kaiser und seinen Wohlthäter seine Pflicht erfüllt zu haben, und da er sich frei weiß von jeder eigennützigen Absicht, hält er die Verletzung des Eides, den er dem Bunde geleistet hat, für gerechtfertigt. Aber sein Schritt zeigt sich als unnöthig; der Fürst, in der genauesten Kenntniß aller Vorgänge im Bunde, war schon auf dem Wege nach Taganrog zum Kaiser gewesen, um diesen von Allem zu unterrichten; jetzt wurde er durch einen Courrier des Ministers eingeholt und nach Petersburg zurückgerufen; er erschien nun als schuldig sammt seinen Söhnen, die wenigstens den Staatsdienst zu verlassen genöthigt waren; Richard erschien in dem zweideutigsten Lichte; die Menge der Verhaftungen und all das Unglück, welches damit unausbleiblich verbunden ist, machten seinen Verrath um so gehässiger; Undank gegen seinen Wohlthäter und schnöder Eigennutz wurden ihm allgemein zur Last gelegt, und der Rang eines Obersten nebst einer namhaften Anzahl von Seelen, womit der Kaiser den bisherigen Unteroffizier dotirte, war des Verrathes Lohn, den Richard erstrebt zu haben schien, während er ihn als eine schmerzliche Zugabe zu seinen Leiden hinnehmen mußte. Sein Leben ist mit Schande bedeckt; der Fürst verzeiht ihm, aber Richard ist für immer von ihm getrennt und Helena für ihn verloren. Sein neuer Rang ist ihm unerträglich; er nimmt seinen Abschied, zieht sich auf die ihm geschenkte Besitzung zurück; aber auch dort findet er keine Ruhe, bis ihn sein Freund Iwan und dessen Julie in ihre Heimat nach dem Kaukasus zu still glücklichen Menschen führen.

Das Schicksal dieses Ehepaars ist der Gegenstand einer mit dem Hauptfaden verwebten Geschichte, die aber füglich auch als eine besondere Novelle auftreten könnte. Julie ist die Tochter eines Lithauers von altem Adel, der als der Jüngste unter seinen Brüdern von diesen an dem ihm zustehenden Erbe verkürzt und deshalb nach Deutschland geschickt ward, um zu studiren; er wird aber ein Spieler, heirathet dann ein bürgerliches Mädchen in Königsberg, deren Stand die Ursache ist, daß seine Familie ihn haßt und verstößt; unter der Bedingung, nie mehr unter seinem wahren Namen aufzutreten, wird ihm indeß eine namhafte Summe als seine Erbschaft ausgezahlt, die er als wohlerworbenes Gut für seine Frau und Nachkommen deponirt. Bald darauf ergibt er sich dem Spiele wieder, wobei ihm Fortuna stets hold ist; aber seine Frau, bis dahin mit dieser seiner Leidenschaft unbekannt, erfährt es, und die Entdeckung bringt ihr den Tod, bald nachdem ihre Tochter Julie geboren ist. Der Spieler durchzieht unter dem Namen Torson Europa; Julie wird in Königsberg bei einem Kaufmann erzogen, dem ihr Stand und Name unbekannt ist wie ihr selbst; jedoch ist ihm ein Siegel übergeben mit der Weisung, das dazu gehörige Petschaft sei in den Händen ihres Vaters. In Petersburg, wohin sie in ihrem achtzehnten Jahre kommt, um sich in der Musik auszubilden, wird sie mit Richard und dessen Kameraden Iwan bekannt, von welchem sie, während sie eben in Gefahr ist, einer Kupplerin und ihrem eignen, sie nicht kennenden Vater in die Hände zu gerathen, gerettet wird. Die nächstfolgenden Ereignisse sind nach des Ref. Dafürhalten nicht sehr glücklich motivirt. Torson erkennt später seine Tochter; er gibt sich für ihren Vormund aus, billigt das Liebesverhältniß, das sich zwischen ihr und Iwan allmälig anknüpft. Er selbst tritt dem Bunde bei, nicht aus Interesse für die Tendenz desselben, sondern „damit kein möglicherweise von ihm ausgehendes Unheil ihn unvorbereitet überraschen möchte". Er lernt die Geheimnisse aufs genaueste kennen, ohne jedoch dafür thätig zu werden. Iwan fühlt, daß Richard sich ihm entfremdet und ihm sein Vertrauen entzieht; darüber geräth er in die Gefahr, einem schlechten Menschen in die Hände zu fallen, der bereit ist, ihn in den Bund aufzunehmen; dem zuvorzukommen, nimmt ihn Torson selbst auf. Aber wohlbekannt mit Pestel's Planen, erwartet er in Kurzem eine blutige Revolution; deshalb will er seine Tochter Julie in Sicherheit bringen und entführt sie heimlich aus der Familie, wo sie die größte Liebe genoß; sie folgt ihm willig, weil er sich als ihren Vater zu erkennen gibt und ihr glaublich zu machen weiß, daß es für ihn, den angeblich Verfolgten, keine andere Rettung gebe. Iwan, dem die Flucht merkwürdigerweise ebenfalls verheimlicht wird, erkennt hierbei nur den gemeinsten Verrath seiner reinen Liebe; er verzweifelt, und er ist es, der den Eid leistet, den Kaiser zu morden. Bittere Reue hierüber, als er zur Besinnung

kommt, und der schmerzliche Verlust seiner Julie sind der Grund zu einer schweren Krankheit, die mit Heimweh endigt; Richard führt ihn dem Kaukasus zu. In Nachitschewan trifft Iwan seine Mutter und Geschwister, die ihm bis dahin entgegengekommen sind, und zugleich auch seine Julie, die bei demselben Kaufmanne, einem alten Freunde von Torson, der ihn einst beim Spiel aus den Händen von Betrügern gerettet hatte, untergebracht ist. Iwan erfährt erst hier die Unschuld seiner Geliebten, und noch ehe Richard nach Petersburg zurückkehrt, feiert er seine Vermählung. Torson geht wieder als Spieler in die weite Welt.

Können wir auch nicht leugnen, daß manche Partien in den beiden Haupttheilen dieses Romans an kleinen Unwahrscheinlichkeiten leiden, daß namentlich die Charaktere der Männer und manche ihrer Bestrebungen, wie die in der Verschwörung hervortretenden, für die ehrenwerthe Verfasserin zuweilen als eine terra incognita erscheinen, sodaß sich hier einige Wunderlichkeiten finden, die sich leicht zu einer spaßhaften Caricatur benutzen ließen, so ist doch andererseits der Stoff so reich und so fruchtbar an manchen aus dem Leben gegriffenen Betrachtungen, die Eigenthümlichkeit russischer Verhältnisse in höhern und niedern Sphären ist mit so vieler Kenntniß und Anschaulichkeit dargestellt, und es treten außer den in obiger Relation erwähnten noch so manche andere anziehende Persönlichkeiten auf, wie namentlich der ergötzliche Musikus Lange nebst seiner Frau, bei denen Julie in Petersburg lebt, daß wir gewiß sind, „Richard Wood" wird einen großen Kreis achtbarer Leser und Leserinnen zu gewinnen und zu erfreuen wissen. 121.

Emancipation der Presse.

Der größte Fehler der Schriftsteller aller Gattung ist, daß sie Bücher über Dinge und Dogmen machen, welche nur Material zu einer Abhandlung darbieten; der größte Fehler der Kritiker ist der, daß sie Bücher schreiben über ein Buch oder den Katalog einer Messe, Buchhandlungen oder Buchhändler- und Autorencoterien fast alphabetisch und ohne Rücksicht auf Vortrefflichkeit und Nichtsbedeutenheit besprechen; der größte Fehler der Publicisten und Journalisten ist, daß sie nur ausnahmsweise wissen, was allgemein wichtig und interessant ist, und auch in diesem Falle nur selten das Talent und die Geschicklichkeit haben, aufzusuchen und zu würdigen, was für die Intelligenz, die Universalität und Bewegung unserer Zeit erfodert werden.

Woher kommt der Übelstand? Daher, daß sich die Buchhändler nicht die Geister aufsuchen, sondern die Menschen, die Reputation, die Titel, das Ansehen, die Verbindung, die Stellung des Schriftstellers; daher, daß die Regierungen die Köpfe, welche Feuer und Phantasie, Witz, Politik und Leichtsinn blicken lassen, von Amtswegen für gefährlich halten und, wenn es keine Demagogen sind, sie dazu durch Neckerei und Verfolgung heranbilden; daher, daß man, anstatt dem Lande das Talent zu erhalten, es wie ein Roß in der Quadriga des öffentlichen Wesens spannt, oder hinausjagt, heimatlos und mittellos, um, falls es nicht über dem Manoeuvre jämmerlich zu Grunde geht, sich die Existenz eines Schuh- und Stiefelmachers zu verschaffen, der nach dem Stück bezahlt wird, wenn er bezahlt wird; daher, daß sich alle Die Gelehrte wähnen, die Collegia frequentirten, Examina ablegten, Diplome bezahlten und — Opera drucken ließen; daher, daß Diejenigen, die Geld haben, auch Verstand haben, und Diejenigen, die Verstand haben, auch Geld dafür haben wollen, woher es kommt, daß so viele Dummköpfe für Genies verschrien und so viele Genies für Dummköpfe oder — Proletarier ausgegeben wurden, und endlich daher, daß es nur wenige Administratoren gibt, sowol in politicis wie in literis, welche die für ihr Geschäft und das Wohl der Intelligenz erfoderlichen Eigenschaften besitzen: guten Willen, Gefühl, Geschmack, Scharfsinn, Unparteilichkeit und Uneigennützigkeit.

Die ganze gebildete Welt, folglich Regierung und Staat wissen, daß nur Wenige berufen sind durch Sprache und Ideen auf das Volk zu wirken, sie erkennen die Bestimmung des Dichters und Publicisten an; warum denn, sage ich, verlangen sie, daß diese bevorzugten und schaffenden Geister zu Rang und Ansehen kommen sollen durch sich selbst und vielleicht ohne die nothwendigsten Bedürfnisse, ungeachtet der unvernünftigsten Verkennung und Unterdrückung. Es kann doch nicht jeder schöne und thatkräftige Geist ein Fürst oder Millionnair, ein Günstling des Mäcen oder Herzogs von Weimar, oder, was noch mehr als dies, der Gegenstand der Speculation eines Buchhändlers sein, der vermöge seiner Verbindungen und Zeitschriften gleichfalls ein Tyrann der Intelligenz und der öffentlichen Meinung ward.

Ich will bei dieser Gelegenheit nicht unterlassen zu bemerken, daß die öffentliche Meinung und die Intelligenz gegenwärtig und in Folge der geringen Aufmerksamkeit, die man ihr schenkte, in den Händen der Juden sind; daß nicht nur die meisten literarischen Speculationen en gros, sondern daß sogar die sämmtlichen europäischen periodischen Pressen von ihnen dirigirt oder influenzirt werden; daß die politische und revolutionnaire Richtung der letzten Periode in Deutschland, Frankreich, Spanien und Italien folglich eine industriöse und schmählich materielle war, die Europa an den Rand des Verderbens und der Anarchie brachte.

Was ich hier sage, hat die sächsische Gesetzgebung begriffen, als sie decretirte, daß den Juden der Buchhandel verboten werde; denn nichts ist wichtiger im Staate als eben dieser Industriezweig, und nichts ist in die Augen springender als die Coterie, als die moral-politische und industriöse Freimaurerei der israelitischen Schriftsteller und Verleger, die sich durch den entschiedensten Haß und eine fast totale Excommunication der christlichen Literaten auszeichnen. Ich habe davon die merkwürdigsten Beispiele, und ich muß gestehen, daß ich nur dadurch veranlaßt werden konnte, von meiner unbedingten Toleranz und einem unbegrenzten Humanitätsvertrauen, welches ich selbst vorzugsweise Vätern und Söhnen des beschnittenen Fleisches schenkte, abzustehen. Europa ist materiell und spirituell bevogtet von einer nicht religiös, aber moralisch wichtigen Sekte Egoisten.

Fern sei von mir der Gedanke, den Juden zu schaden oder ihre Freiheit zu beschränken; ich behaupte im Gegentheil, die Quelle des Übels liege in der bisherigen Beschränkung, und man müsse die Juden nicht nur emancipiren, sondern zwingen, in jedem Betrachte die Geschäfte, Arbeiten und Sitten der gemischten Gesellschaft anzunehmen, Etwas, das freilich unmöglich ist mit der Conservirung des mosaischen Gesetzes. Es gibt also kein reelles Mittel, die Juden zu Deutschen, Franzosen u. s. w. zu machen, außer die Intoleranz, und ich glaube, es wäre im Interesse derselben wie in dem der Menschheit überhaupt, wenn man sie alle ohne Ausnahme nöthigte dem Judaismus zu entsagen und zu einer christlichen und heidnischen Confession überzutreten, oder mit Sack und Pack, d. h. blos mit Sack und Pack, das Land zu verlassen. Es gibt kein Palästina in Europa, es gibt darin also natur- und sachgemäß auch keine Juden, sondern Franzosen, Deutsche, Briten, Russen, Italiener.

Anstatt aber nun in diesem humanen und politisch-moralischen Sinne für die Ausrottung aller israelitischen Association und intolerabeln Absonderung zu wirken, anstatt zu mildern, bilden, vergleichen und christianisiren, wie es eine edle und raisonnable Philosophie verlangt, was geschieht? Allerwärts protegirt man die hebräischen Derwische und gibt ihnen nicht blos

eine Kanzel und Tribune, sondern aparte Pressen, Beamte, Bankiers, Deputirte, Minister. Es war nicht genug, daß die Rothschilde und Gevatter in Paris und London alle einflußreichen Zeitungen kauften; es war nicht genug, daß sie Correspondenzbureaux errichteten für Novitäten und Börsen aller Länder; es war nicht genug, daß sie 20 deutsche Zeitungen schrieben, die gewisse halbmonarchische Grundsätze adoptirten, um das Vertrauen der Regierungen zu gewinnen, während sie doch nur ihren Hauptzweck des Talmud-Robespierre verfolgten; seit einiger Zeit isolirte sich der theologisch-politisch-industriöse Judäismus vollständig, selbständig, propagandisirend und gab specielle Journale seiner Regenerationsdoctrin und eine allgemeine Zeitung des Judenthums und der Judeninteressen heraus.

Judenthum, Judenphilosophie, Judenliteratur, Judenkritik, Judeninteressen, dieses Alles deutet ja wol die strengste Absonderung an, dieses Alles beweist doch wol hinreichend, daß sich eine Classe von Menschen unserer Sprache, unsers Geldes und unserer Gesetze und Institutionen bedient, um nicht ein Volk mit uns, sondern der Vampyr eines Volks zu sein. Viel eher könnte man organisirte republikanische Verbrüderungen, viel eher die Clubs aller politischen und religiösen Schwärmer als die der Synagogen und Börsen in einem christlichen monarchischen Staate dulden; denn jene sind spirituell und diese materiell, jene haben Träumer und Thoren, diese Speculanten und Misanthropen zu Mitgliedern.

Nachdem ich aus Humanität und mit aller Aufrichtigkeit und Offenheit meine Wünsche einerseits für die Emancipation der Juden und andererseits für die Schließung der Judenschulen, -Kirchen und -Zünfte ausgesprochen, komme ich auf die Tendenz dieses Artikels, die Beförderung der Ideen, zurück. Ich habe nachgewiesen, daß die Regierungen und die Industrie — hierunter verstehe ich die christlichen Regierungen und die christliche Industrie, welche bisher die Mittel besaßen, die man pouvoir und droit nennt — die Ideen vernachlässigten, und daß deswegen ein wichtiger, ja der wichtigste Theil und mit ihm das Geld und die Politik Europas in die Hände einer, allen Menschen feindlich gegenüberstehenden, ausschließlich speculirenden Corporation kam, die aufzulösen der Welt Heil und Pflicht ist, es fragt sich also, wie das Ziel einer literair-socialen Verbesserung und die Reform der Literarindustrie zu erreichen sei.

Die Preßfreiheit, sowie sie in England und Frankreich besteht, erzeugte das Übel; denn sie machte erweislich den schnödesten Stecknadelhandel aus der Intelligenz, indem sie die Volksliteratur in die periodische Presse, die periodische Presse aber in die Comptoirstuben und Dampfküchen verbannte, wodurch die Massen raisonniren, aber auch sonst auf der Welt nichts lernten, ja ganz und gar alles edeln und poetischen Gefühls beraubt wurden, die zu befördern Hauptzweck aller Literatur ist.

Ich sehe daher das Remedium in der Mitte zwischen Preßfreiheit und Preßzwang, der Censur, die bedingungsweise ausgeübt und den Schriftstellern und Redactoren selbst übertragen wird; ich sehe es in der amtlichen Anerkennung der Macht des öffentlichen Worts, in der Beförderung und Belohnung der denkenden Welt nach Fähigkeit und Wirksamkeit, und endlich in der bessern und vollständigern Organisation, in der Bildung und Moralität des Buchhandels.

Es darf in Zukunft gar nicht mehr vorkommen, daß Männern von Geist und Superiorität, in was immer für einem Zweige es sei, Protection und Geld, Verleger und Zeitschriften fehlen; es darf gar nicht mehr vorkommen, daß Männer ohne Geist und Superiorität vermöge ihrer Stellung oder ihres Vermögens im öffentlichen Leben einem Rang usurpiren und auf Kosten würdigerer Concurrenten sich einen Namen machen, Einfluß verschaffen, Volk und Regierung anführen; es darf nicht mehr vorkommen, daß die Speculation vor dem Verdienste belohnt wird, wodurch das Verdienst selbst eine bloße Speculation wird.

Aber wie wollt Ihr, daß ich diesen neuen Zustand der Intelligenz nenne, der da weder mit Preßfreiheit noch mit Censursklaverei verwandt ist und so viel des Guten verspricht für die Gesellschaft. Ich antworte: Emancipation der Presse.

Victor Lenz.

Notizen.

Es ist zum Erstaunen, wenn man vernimmt, welche Blutmasse bei einem Thiere von mittlerer Größe innerhalb 24 Stunden das Herz durchströmt. Die Blutmasse, die sich zu allen Zeiten bei einem erwachsenen Menschen findet, beträgt wahrscheinlich 30—40 Pinten (15—20 Quart). Von dieser Masse werden 1½ Unze, oder ungefähr drei Eßlöffel voll mit jedem Pulsschlag aus dem Herzen getrieben; multiplicirt man diese Zahl mit 75 (denn so viel Pulsschläge nimmt man für jeden Erwachsenen in einer Minute an), so kommen 112½ Unzen oder sieben Pinten (3½ Quart) auf eine Minute, folglich 420 Pinten (210 Quart) oder 52½ Gallonen auf eine Stunde, und 1260 Gallonen, oder ungefähr 24 Orhoft auf einen Tag. Bedenkt man nun, daß bei dem Walfisch, wie man annimmt, mit jedem Pulsschlag 15 Gallonen (60 Quart) Blut das Herz durchströmen, so muß es über allen Begriff gehen, sich vorzustellen, welch eine ungeheure Blutmasse aus dem Herzen jenes ungeheuern Thiers innerhalb 24 Stunden strömt. Nach einem allgemein angenommenen Grundsatze geht der Puls bei größern Thieren langsamer als bei kleinern. Wollen wir demnach bei dem Walfisch auch nur 20 Pulsschläge auf die Minute rechnen, so beträgt doch die durch das Herz innerhalb 24 Stunden circulirende Blutmasse, 15 Gallonen auf jeden Pulsschlag gerechnet, 432,000 Gallonen, oder 8000 Orhoft. Ein Blick auf diese ungeheure Blutmasse würde indessen nur ein eitles, anstaunendes Bewundern ohne die volle Erkenntniß des göttlichen Phänomens erregen, wenn wir nicht zugleich hinzufügten, daß das Herz, um diesen ungeheuern Blutstrom im Laufe zu erhalten, beständig in Bewegung ist, und daß dasselbe, vom ersten Augenblicke unsers Lebens an bis zum Tode, ohne im geringsten müde zu werden oder irgend eine Pause in seiner Thätigkeit zu machen — falls nicht etwa körperliche oder geistige Anstrengung eine Störung veranlaßt —, fortwährend schlägt, oder, um es richtiger auszudrücken, das Blut nach den Arterien ausströmt.

Nach der Weltanschauung der alten Hindus gibt es außer unserer Erde noch 10,100,000 andere Erden, ganz von derselben Gestalt und Größe; alle sind von einem Felsengebirge umgeben und stoßen aneinander, sodaß immer drei einen dreiseitigen Raum zwischen sich lassen, welcher ein tiefes Meer bildet. Zwischen den großen und den zu ihnen gehörenden kleinen Inseln ist das Meer nicht tief und kann beschifft werden; gegen den Mienmo, oder das Grenzgebirge hin, oder zwischen zwei großen Inseln ist es sehr tief, wird von Meerungeheuern bewohnt und kann nicht beschifft werden. Die Erdscheibe selbst, von runder Gestalt, hat 1,203,400 Dschuzana oder 3,700,000 geographische Meilen im Durchmesser und besteht ihrer Dicke nach aus zwei Schichten; die obere ist Erde und lockerer Boden, die untere festes Gestein. Unter dieser befindet sich noch eine ebenso starke Schicht Wasser, dann folgt noch eine Schicht Luft und dann der leere Raum. Auf dieser Erdscheibe ist nun das Gebäude des Weltalls gegründet, welches aus 31 Bons, Wohnplätzen oder besondern Welten besteht, welche als übereinanderliegende Schichten mit der Erde parallel und von derselben Größe gedacht werden. Die Singalesen zählen 26 übereinander liegende Himmel, indem sie nämlich die fünf untern Wohnplätze nicht mitrechnen. Der unterste Wohnplatz von allen ist Niria oder die Hölle. Die Schicht, worin sie liegt, ist durchaus massives Gestein. Sie ist nach den vier Weltgegenden in vier große Straförter oder besondere Höllen getheilt; jede derselben hat vier Thore und vier Unterabtheilungen, welche wieder getheilt sind, sodaß die Zahl dieser besondern Höllen sich auf nicht weniger als 40,040 beläuft. 11.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Sonntag, — Nr. 176. — 25. Juni 1837.

Einige Bemerkungen über den jetzigen Zustand der Hieroglyphenkunde.

Alexander von Humboldt hat sehr schön gesagt*), daß bei der Auffindung großer Ideen auf dem Gebiete der Wissenschaft und Gelehrsamkeit, mittels deren der menschliche Geist sich neue Bahnen zu brechen versucht, drei Stufen des Zweifels hervorzutreten pflegen, indem zuvörderst die Entdeckung selbst oder die Richtigkeit der Wahrnehmung geleugnet wird, späterhin ihre Wichtigkeit, endlich ihre Neuheit. Die Wahrheit dieses Ausspruchs wird durch die Geschichte der neuesten Forschungen auf dem Gebiete der ägyptischen Hieroglyphik auf das entscheidendste bekräftigt. Als 1818**) der durch seine physikalischen Entdeckungen berühmte Engländer Young, welcher sich geraume Zeit hindurch mit Entzifferung der Inschrift von Rosette beschäftigt hatte, in dem Artikel „Egypt" des Supplementbandes zu der vierten und fünften Ausgabe der „Encyclopaedia Britannica" zuerst die Bemerkung entschieden aussprach, daß die Namen des Ptolemäus und der Berenice in dem hieroglyphischen Theile der erwähnten Inschrift phonetisch geschrieben seien, die einzelnen Hieroglyphen also Lautzeichen wären und, wie er annahm, theils Buchstaben-, theils Sylbenwerth hätten, blieb diese Entdeckung, obgleich sie die Grundlage für alle spätern Forschungen geworden ist, fast unbeachtet. Nur Champollion d. J., welcher sich schon länger als ein Decennium mit der ägyptischen Alterthumskunde und Sprache und namentlich mit Auffindung eines Fadens beschäftigt hatte, welcher sicher durch das Labyrinth der ägyptischen Hieroglyphik hindurchzuleiten vermöchte, schenkte derselben die verdiente Aufmerksamkeit und gab seine frühern Ansichten, die ihn zu gradehin entgegengesetzten Resultaten geführt hatten***), mit Entschiedenheit auf. Als er aber in seiner „Lettre à M. Dacier*) relative à l'alphabet des hiéroglyphes phonétiques, employés par les Égyptiens pour inscrire sur leurs monumens les titres, les noms et les surnoms des souverains grecs et romains" (Paris 1822) die Entdeckung Young's weiter verfolgte, den allgemeinern Gebrauch der phonetischen Zeichen nachwies und zwei Jahre später in seinem „Précis du système hiéroglyphique des anciens Égyptiens" die Anwendung von Lauthieroglyphen auch in den Inschriften des pharaonischen Zeitalters darthat, ja bewies, daß die Phonetik ein ursprüngliches Element der ausgebildeten Hieroglyphenschrift gewesen sei, wurde die Erinnerung an Young's fast schon vergessene Bemerkungen rege, und man bestritt nicht blos fast allgemein die Richtigkeit der Wahrnehmung, sondern auch die Wenigen, welche durch die Klarheit überzeugt worden waren, die Champollion's Deductionen auszeichneten, suchten entweder die Wichtigkeit der Entdeckung herabzuwürdigen, die Niemand freudiger als Niebuhr anerkannte, oder ihm den Ruhm der ersten Entdeckung streitig zu machen. Mit Unrecht. Denn, wenn man bedenkt, was, so viel ich weiß, noch nicht hervorgehoben worden ist, daß schon Pierius Valerianus**) hundert Jahre vor Kircher einige hieroglyphische Gruppen für alphabetisch hielt und das Vorhandensein eines vollständigen hieroglyphischen Alphabets vermuthete; daß Kircher***), obwol er fast durchgängig dem ideographischen Systeme huldigte, nach vielfältigen Bestrebungen durch Zerreißung von einzelnen Bildern ein Alphabet zu Stande brachte; daß 1730 Samuel Shuckford†) die Ansicht aussprach, den ideographischen Zeichen seien alphabetische Gruppen beigemischt; daß Gibert††)

*) Examen critique de l'histoire de la géographie du nouveau continent, Bd. I, S. 254, der Octavausgabe; Bd. I, S. 219, der deutschen Übersetzung.

**) Die Abhandlung von Young war nämlich schon 1818 in besondern Abdrücken unter die Gelehrten Europas vertheilt worden, obgleich der Supplementband zur „Encyclopaedia Britannica" erst 1819 erschien.

***) Man vgl. sein äußerst selten gewordenes Werk: „De l'écriture hiératique des anciens Égyptiens" (Grenoble 1821, Fol.). Er sagte daselbst: „Il résulte de nos rapprochemens....... que les caractères hiératiques (et par conséquent aussi ceux dont ils dérivent, d. h. die hieroglyphischen) sont des signes de choses et non des signes de sons." S. auch Klaproth, „Collection d'antiquités du chevalier de Palin", S. 2; „Examen critique des travaux de feu M. Champollion sur les hiéroglyphes", S. 4 (Paris 1832).

*) Wiederabgedruckt im „Précis du système hiéroglyphique des anciens Égyptiens", Cap. 2, S. 41—89, der zweiten Ausgabe.

**) Hieroglyph. lib. XLVII, Cap. 27, S. 507.

***) Vgl. „Obelisc. Pamphil.", S. 180 fg. „Oedip. Aegypt.", Thl. III, S. 47—50.

†) Histoire du monde. Thl. II, S. 282 fg.

††) Mémoires de l'Académie des inscriptions, Thl. XXXV S. 663.

die πρῶτα στοιχεῖα in der bekannten Stelle des Clemens von Alexandrien über die Schriftarten der alten Ägypter*) für Buchstaben hielt; daß Langlès**) entschieden den Gedanken äußerte, die Hieroglyphenschrift sei phonetischer Natur gewesen; daß endlich Grognet***) wenige Jahre vor Young's Wahrnehmung die Hieroglyphen für kalligraphisch verzierte Majuskeln des hebräischen Alphabets hielt, also von Seyffarth's früherm Systeme nicht weit entfernt war und, so verkehrt auch seine Theorie immerhin sein mag, wenigstens einen Lautwerth der hieroglyphischen Zeichen annahm — wenn man dies Alles bedenkt, so wird man Young kein anderes Verdienst zuerkennen können, als zuerst den phonetischen Werth einiger Zeichen in bestimmten Gruppen nachgewiesen zu haben (obwol er auch hier, wie schon oben bemerkt worden ist, von Irrthümern nicht frei war), und gewiß Champollion, der zuerst die Entdeckung zu nutzen verstand und ihr die gebührende Ausdehnung und Anwendung gab, den Ruhm des wahren Entzifferns der Hieroglyphenschrift freudig zuerkennen. †)

Es ist hier nicht der Ort, den Gang weitläufig darzulegen, auf dem Champollion zu den glänzenden Resultaten gelangte, welche die Hieroglyphenkunde zu dem Range einer Wissenschaft emporgehoben haben. Da ich nur in wenigen Worten den jetzigen Zustand derselben auseinanderzusetzen beabsichtige, so muß ich vieles Hierhergehörige als bekannt voraussetzen und schicke daher nur einige jetzt außer allen Zweifel gestellte Sätze zu besserm Verständniß des Folgenden voran, ohne mich bei den Beweisen derselben aufzuhalten, deren Führung ohne eine gewisse für d. Bl. nicht geeignete Ausführlichkeit und selbst ohne Beigabe einiger Figurentafeln nicht wohl möglich wäre. Zuvörderst steht fest, obwol es noch immer von Einigen mit sonderbarer Hartnäckigkeit geleugnet wird, daß sich in der koptischen Sprache die Grundbestandtheile des altägyptischen Idioms, obwol mit mancherlei fremdartigen Elementen gemischt (besonders mit griechischen und arabischen Worten) erhalten haben: ein Satz, welchem durch die Entzifferung der Hieroglyphen völlige Bestätigung zu Theil geworden ist, den jedoch schon viel früher Etienne Quatremère in seinen „Recherches critiques et historiques sur la langue et la littérature de l'Égypte" (Paris 1808) durch geschichtliche Beweisführung bis zur völligen Evidenz dargethan hatte. Die Beschaffenheit der Sprache ließ, sobald sie einmal fixirt war, keine bedeutenden Modificationen zu, und in der That ist der Abstand zwischen der ägyptischen Sprache, wie sie uns aus den ältern Papyrusrollen (die zum Theil bis zu den Zeiten der achtzehnten Dynastie hinaufreichen) und den hieroglyphischen Inschriften auf den Bauwerken des Pharaonenzeitalters entgegentritt, und der koptischen, wie wir sie aus den theologischen und liturgischen Schriften und den Bibelübersetzungen der christlichen Ägypter kennen lernen, beiweitem nicht so bedeutend als der zwischen den neuern Sprachen Europas und den Idiomen, welche vor einem Jahrtausend in denselben Ländern von denselben Völkerstämmen gesprochen wurden. Das Alter der ägyptischen Sprache erhellt unter andern Gründen auch aus ihrer Spaltung in drei Dialekte (den thebanischen oder sahidischen, baschmurischen und memphitischen) in dem verhältnißmäßig nur kleinen Nilthale, und die Hieroglyphik mußte auf eine sinnreiche Weise, indem sie alle nur als Vehikel der Aussprache dienende, nicht zum Stamm des Wortes gehörige Selbstlaute, die in den verschiedenen Dialekten verschieden sind, wegließ und ganze Lautclassen mit übereinstimmenden Figuren bezeichnete (also z. B. mediae, tenues und adspiratae nicht unterscheidet; mehre liquidae, z. B. l und r mit denselben Zeichen andeutete u. s. w.), diese Dialektverschiedenheiten fast völlig zu beseitigen*), was um so nothwendiger war, als der Hieroglyphik eine gewissermaßen officielle Sprache, ihrer Bestimmung und Anwendung gemäß, zum Grunde liegen mußte. Da nun also wie bei den semitischen Völkern nur die wenigen Stammvocale geschrieben, alle übrigen aber fortgelassen wurden, so mußte häufig der Fall eintreten, daß ihrer Bedeutung nach ganz verschiedene Worte aus denselben Lautelementen bestanden; und um Misverständnisse zu vermeiden, verfielen die Hierogrammaten auf zwei Methoden, deren hier ganz kurz gedacht werden muß. Ihrer Bezeichnungsweise durch Hieroglyphen lag das akrophonische Princip zum Grunde, d. h. sie gebrauchten das Bild eines Gegenstandes zum Zeichen für den Laut, welcher der erste in dem Worte war, durch das sie den gezeichneten Gegenstand in ihrer Sprache ausdrückten. Hieraus erhellt, daß sie für jeden Laut so viel Zeichen haben konnten, als es darstellbare Begriffe gab, deren Benennungen mit diesem Laute anfingen. Aber nicht alle wurden in der Hieroglyphenschrift als homophone Zeichen benutzt, sondern nur eine in den ältesten Zeiten genau begrenzte Anzahl, denen freilich in den spätern Zeiten der griechischen und römischen Herrschaft, als die Kunst in Künstelei auszuarten begann, manche neue willkürlich hinzugefügt wurden. Um nun jenen oben angedeuteten Übel-

*) Stromat., V, 4. S. 657 Potter.

**) Voyage de *Norden*, notes et éclaircissemens, Bd. III, S. 296.

***) Biblioteca analitica napolitana (1810). Thl. IV, S. 356 fg.

†) Als besonders auffallend mag hier noch bemerkt werden, daß neuerdings Palin in der anonym herausgegebenen Schrift: „Nouvelles recherches sur l'inscription en lettres sacrées du monument de Rosette" (Florenz 1830), S. 17, sich den Ruhm von Champollion's Entdeckung, die er nur eine falsche Anwendung der von ihm aufgestellten Sätze nennt, angemaßt hat. Er verweist deshalb auf die „Analyse de l'inscription de Rosette" (Dresden 1804), S. 17, 25, 37, 47, 71, 81, 93, 117, 151, 163 u. s. w., besonders aber auf S. 29, 30, 157. „Fragmens de l'étude des hiéroglyphes", Thl. I, S. 141; Thl. II, S. 16, 65, 67, 72, 101, 148 u. a. m. a. O.; Thl. III, S. 6, 16, 20, 45, 47, 118, 213 ꝛc.; Thl. IV, S. 153, 173, 186, 187, 190, 191, 194, 223, 224, 232, 236, 239, 243, 264, 287, 288; Thl. V, S. 46, 139, 151 u. m. a. Stellen, wo er Andeutungen an den tonischen und grammatischen Gebrauch mehrer Zeichen gegeben hat. Vgl. noch Spohn in Böttiger's „Amalthea", I, 83.

*) Einzelne Spuren der drei Dialekte auf alten Denkmälern hat Salvolini nachgewiesen: „Analyse raisonnée", Thl. I, S. 74.

stand zu vermeiden, pflegten sie sich bei der Darstellung bestimmter Begriffe auch bestimmter Zeichen zu bedienen, um die einzelnen Laute auszudrücken, und zwar vorzugsweise solcher, die in irgend einer nähern oder entferntern symbolischen oder allegorischen Beziehung zu dem Begriffe standen, welchen sie auszudrücken beabsichtigten. So bezeichnete späterhin der **Adler**, das Zeichen der römischen Weltherrschaft, den A-laut in den Namen der römischen Kaiser; das **Räucherfaß**, eine Hinweisung auf die den römischen Kaisern erwiesenen göttlichen Ehren, das B in dem Namen des Tiberius u. dgl. m. Aber dieses Auskunftsmittel, welches in den hieroglyphischen Legenden aus dem Pharaonenzeitalter ebenso häufig wahrgenommen wird als in denen spätern Ursprungs, reichte nicht aus zur Vermeidung aller Misverständisse, und es bedurfte überdem noch einer andern Methode, wodurch zugleich die einzelnen Satzbestandtheile, die bei fortlaufender Rede ineinander hätten überfließen können, getrennt wurden. Diesem doppelten Zwecke entsprachen die **Bestimmungszeichen** (signes déterminatifs, wie sie Champollion nannte), welche doppelter Art waren, entweder **Art-Bestimmungszeichen** (signes déterminatifs d'espèce), welche in möglichst getreuer Darstellung des in phonetischen Zeichen benannten Objects bestanden, oder **Gattungs-Bestimmungszeichen** (signes déterminatifs de genre), welche auf conventionnelle Weise ganzen Gattungen von Gegenständen oder Begriffen beigegeben waren. Die Entdeckung dieser Bestimmungszeichen kann wenigstens Champollion nicht streitig gemacht werden, und sie macht es allein erst möglich, tiefer in das Verständniß der hieroglyphischen Inschriften und Rollen einzudringen. Daß die Hieroglyphenschrift eine Mischung von phonetischer, symbolischer und figurativer Bezeichnungsweise ist, d. h. daß die Worte bald durch ihre Lautelemente, bald durch symbolische Zeichen, bald durch ein wirkliches, der Natur möglichst getreues Bild dargestellt und diese verschiedenen Bezeichnungsmethoden in einem und demselben Satze, ja oft in einem und demselben Worte angewendet wurden, setzen wir hier als bekannt voraus. Ein fünfter Satz, den wir noch vorausschicken müssen, ist der, daß die alten Ägypter die Namen und Titel der Beherrscher ihres Landes in zwei ovale Ringe einschlossen, und daß, wenn einer dieser beiden Ringe (cartouches royaux, **Königscartouchen**, **Namen- und Titelschilde**, wie sie Wilhelm von Humboldt*) sehr bezeichnend nannte) fehlte, es der erstere war, indem der bei allen Königen abweichende Titel allein schon hinreichte, den in Rede stehenden Herrscher zu bezeichnen. Schon **Zoëga****) hatte das Wesen dieser Schilder geahnt, indem er die Vermuthung aufstellte, daß sie Eigennamen enthalten möchten.

(Der Beschluß folgt.)

*) In seiner **Abhandlung über vier löwenköpfige Bildsäulen in der königlichen Antikensammlung zu Berlin** in den „Abhandlungen der berliner Akademie" von 1825, histor. philolog.-Classe.

) De origine et usu obeliscor., S. 465, vgl. S. 374, woraus hervorgeht, daß nur **Ahnung, nicht überzeugende **Gewißheit** ihn zu dieser Bemerkung veranlaßte. Kircher („Oedip. Aegypt.", III, 464) hielt die Cartouchen für Amulete. Neuerdings hat **Janelli** („Hierograph. cryptic. veter.", S. 191, Neapel 1830) behauptet, daß sie nur Götternamen enthalten könnten. Allerdings finden sich, wie **Rosellini** („Monumenti dell' Egitto e della Nubia", erste Abth. „Monum. storici", Thl. I, S. 142) an mehren Beispielen nachgewiesen hat, die Namen und Titel der Götter in Cartouchen eingeschlossen, insofern sie nämlich als die frühesten Herrscher Ägyptens angesehen wurden. Verschieden von den Namen- und Titelschilden der Könige sind die **Banner**. Jeder König hatte ein Feldzeichen mit einer ihm eigenthümlich zugehörigen und nur ihm zukommenden Legende, die sich häufig in einem viereckigen, mit Franzen verzierten Felde, über welchem der Discus mit der Schlange des Horus dargestellt ist, neben den Cartouchen finden. S. Rosellini a. a. O., I, 156. Die Banner als Feldzeichen waren bei den alten Ägyptern nicht minder beliebt als bei den alten Indiern. Vgl. von **Bohlen**: „Das alte Indien", Thl. II, S. 71.

Einhundert deutsche historische Volkslieder. Gesammelt, und in urkundlichen Texten chronologisch geordnet herausgegeben von **Fr. Leonard von Soltau**. Leipzig, Weber. 1836. Gr. 8. 3 Thlr.

Daß für das deutsche Volkslied im Allgemeinen wie im Einzelnen noch viel und mancherlei zu leisten sei, beweisen uns vor allen Dingen die neuern verunglückten Sammlungen solcher Lieder, womit deutscher Sinn heimgesucht wurde, wie die des Hrn. Prof. Wolff und des Freiherrn v. Erlach, die seinerzeit eine scharfe, aber, wie uns dünkt, gerechte Beurtheilung in d. Bl. gefunden haben. In der hier vorliegenden neuesten Sammlung deutscher historischer Volkslieder finden wir von dem Herausgeber eine Vorrede vorangeschickt, worin er sich's angelegen sein läßt, jene beiden frühern Sammlungen in ihrer ganzen Nichtigkeit und völligen Unzulänglichkeit aufzuzeigen, und müssen wir demselben schon aus diesem Grunde gerecht sein; denn wiewol die vernünftige und sachverständige Kritik weder vor dem Hrn. Prof. Wolff in Jena, noch insbesondere vor dem Hrn. Freiherrn von Erlach in Deutschland und vor ihrem verunglückten Beginnen den begütigenden Fuchsschwanz gestrichen hat, so sahen wir doch noch fort und fort die Hefte des letztern Herausgebers erscheinen, und es mag mithin, von dem gehörigen Standpunkt aus, dem Schlechten seine Existenz so lange mit Fug vorgehalten werden, als dieses eben zu existiren fortfährt.

Nachdem wir mithin auf die sehr ausführliche Vorrede der vorliegenden Sammlung aufmerksam gemacht, die von richtigem Takt und ziemlich umfassender Belesenheit zeugt und nächst den Kritiken über Wolff und Erlach noch eine gedrängte Literairgeschichte des deutschen historischen Volksliedes überhaupt sowie nicht ganz unerhebliche Schlußbemerkungen über die Verfasser von Volksliedern und das Wesen des Soldatenliedes enthält, welchem letztern einige Kritiker die wahre Bedeutung des Volkslieds abgesprochen haben, müssen wir auch von der Sammlung selbst bemerken, daß sie nicht ohne Verdienst ist, und zwar ist ihr wahres Verdienst bereits auf dem Titel angedeutet und besteht in der Urkundlichkeit der Texte. Vielleicht ist dies die einzige Sammlung, wobei der Herausgeber für seine Person gar keine Änderung vorgenommen; ja, er hat diese seine Aufgabe, nur Authentisches zu geben, wol etwas zu weit ausgedehnt, indem er sogar die Interpunction mit einschloß. Wenn wir in der Erlach'schen Sammlung durchaus keinen andern Autoritäten begegneten als etwa dem „Wunderhorn", Görres, Elwert's „Resten" und Vulpius' „Curiositäten", so sind hier bei dem größern Theile der Lieder die Originale selbst benutzt und, wo dies nicht möglich war, mindestens zuverlässige Abdrücke. Bei genauer Durchsicht sind wir in Allem nur ei-

nem einzigen Liede begegnet, dessen Form uns etwas modernisirt erscheinen will (Nr. 81, „Breisgauer Bulschaft" überschrieben). Hier möchten wir den Herausgeber aufs Gewissen fragen, ob er den handschriftlichen Foliobând von Wolf Schöner wirklich vor Augen gehabt, oder sich mit dem modernen Abdruck von 1816 begnügte?

Auch darüber, daß der Herausgeber bei den historischen Volksliedern die chronologische Anordnung für die allein entsprechende ansieht, wollen wir mit ihm einig sein, so lange eben diese Chronologie selbst noch ein halb dunkles Gebiet für den Forscher bleibt. Das Jahr der Erscheinung jedes historischen Volksliedes zu bestimmen ist natürlich, sogar bei den neuern Liedern des 18. und 19. Jahrhunderts, unmöglich. Die vollständigste und sicherste Quelle für die Chronologie des alten Volksliedes überhaupt bleibt immer die „Limburger Chronik", welche mit ihrem einfachen: „Es ward gesungen in diesem Jahr", die Freunde und Kenner zu wiederholtem Danke verpflichtet; allein die „Limburger Chronik" gibt für das historische Lied gar keine Ausbeute. Da es nun ferner, unfraglich, solche historische Volkslieder gibt, welche das historische Ereigniß nicht nur nicht in seiner Klarheit und Entschiedenheit widerspiegeln, sondern es häufig aus sehr erklärbaren Gründen absichtlich verschleiern und verstecken, so wird uns der Herausgeber der vorliegenden Sammlung auch wieder zugeben müssen, daß selbst bei Festhaltung des chronologischen Princips der Sammler sich nicht selten construirend und ergänzend verhalten müsse, ergänzend nämlich, was die Zeit des Liedes, nicht dessen Form, anlangt.

Was wir aber bei der Anordnung des Herausgebers keineswegs billigen können, ist, daß derselbe keine historischen Erläuterungen zu den ältern Liedern gibt. Man kann dem Leser nicht zumuthen, daß er mit allen Specialereignissen der Geschichte vertraut sein soll; die Lieder haben öfters einen Gegenstand, der auch historisch eine abgeschlossene und einseitige Bedeutung hat, ein Factum, das in der Verknüpfung der nationalen Geschichte überhaupt nur als unbedeutend erscheint; hierbei muß man, wenn die Sammlung überhaupt von populairer Tendenz sein soll, dem Gedächtnisse des Lesers zu Hülfe kommen. Es gibt beinahe kein einziges historisches Volkslied, das nicht in seinem Verlaufe irgend eine dunkle Anspielung enthielte, oft gar ist die ganze Absicht zweideutig, und man weiß die lyrische Ausführung nicht recht mit dem Gegenstande in Einverständniß zu bringen. Bei solchen Gelegenheiten sind, wo es irgend möglich ist, Fingerzeige vonnöthen, die sich überdies mit der Kürze wohl vereinigen lassen, da es hier eben nur auf Sicherheit der Hindeutung und Präcision, nicht aber auf Breite der Darlegung ankommt. Daß der Herausgeber auch Lieder von bekannten und neuern Verfassern in seine Sammlung aufnahm, kann nicht gemisbilligt werden; ja, dieser Umstand führt sogar auf einen Wunsch, dessen Realisirung für die Geschichte des Volksliedes selbst von wesentlichem Vortheil sein möchte. Es wäre unstreitig gut und passend, einmal Alles zu sammeln, was in den Gesängen unserer bekannten und neuern Dichter auf den Charakter eines Volksliedes Anspruch machen kann, und diese Sammlung als eine volksthümlich-lyrische Anthologie herauszugeben. Eine solche würde die allgemeine Natur und Wesenheit des Volksliedes, die geistige lebendige Einheit ihrer aller, mit einem Worte ihre Idee, die beiweitem nicht von jedem Sammler durchschaut wird, nur fester stellen, erschöpfender hervorheben und somit auch auf das alte deutsche Volkslied ein neues, wohlthätiges Licht werfen. 1.

Notiz.

Merkwürdiger Bescheid einer deutschen Regierung in Angelegenheiten des Büchernachdrucks.

Der Verleger eines griechischen Wörterbuches sucht bei der zweiten Auflage desselben in einem Staate, welcher nicht in Afrika, sondern in Deutschland liegt, um ein Privilegium nach. Nach langem Verzuge bekommt er die Antwort, daß die zu einer solchen Vergünstigung erfoderlichen Bedingungen nicht erfüllt wären. Der Bittsteller erweist hierauf, daß er keine der ihm bekannt gewordenen Bedingungen unerfüllt gelassen habe, indem er sich zugleich bereit erklärt, auch diejenigen in Erfüllung zu bringen, die ihm vielleicht unbekannt geblieben wären; nur bat er um Mittheilung derselben. Nun erfolgt eine zweite Antwort mit der Erklärung, daß die erfoderlichen Bedingungen allerdings erfüllt wären, man aber dennoch Bedenken trage, ein Privilegium auf ein Buch zu geben, **das sich von anderer seiner Art nicht wesentlich unterscheide, zumal da der Verleger für die Kosten schon durch den Verlag der ersten Auflage entschädiget sei.**

Der Gewährsmann für diesen kaum glaublichen Bescheid ist Friedrich Jacobs im sechsten Bande seiner „Vermischten Schriften" (S. 411). 7.

Literarische Anzeige.

Die
achte Originalauflage
des
Conversations-Lexikons
vollständig in 12 Bänden,
und in einem neuen Abonnement in monatlich erscheinenden Bänden.

Es gereicht mir zu großem Vergnügen, den zahlreichen Subscribenten auf die achte Auflage des Conversations-Lexikons anzeigen zu können, daß mit der eben ausgegebenen 24sten und letzten Lieferung das Werk **vollständig** geworden ist. Viel hätte ich gewünscht, die achte Auflage schneller zu beendigen, allein im Interesse des Publicums glaubte ich nichts versäumen zu dürfen, was dem Werke zum Vortheile gereichen konnte, und die **sorgfältigste Redaction**, die ich mir zur Pflicht gemacht, gestattete bei der **starken Auflage** kein schnelleres Fortschreiten des Drucks.

Seit vielen Jahren zum ersten Mal ist das **Conversations-Lexikon** wieder **vollständig in allen Buchhandlungen** zu dem **Subscriptionspreise** von

16 Thlr. für die Ausgabe auf gutem **Druckpapier**,
24 Thlr. auf feinem **Schreibpapier**,
36 Thlr. auf extrafeinem **Velinpapier**

zu erhalten.

Obwol diese Preise **als äußerst billig** anerkannt sind, so dürfte doch für Viele die Anschaffung des Werks auf einmal zu schwer fallen. Um nun den Wünschen solcher Bücherfreunde möglichst zu entsprechen, habe ich mich entschlossen,

ein neues Abonnement

auf die achte Auflage des Conversations-Lexikons eintreten zu lassen, und

monatlich vom 1. Juli dieses Jahres an

einen ganzen Band zu dem Preise von 1 Thlr. 8 Gr. für die Ausgabe auf **Druckpapier**, 2 Thlr. auf **Schreibpapier**, 3 Thlr. auf **Velinpapier**, zu versenden, wonach sich also die Ausgabe auf ein ganzes Jahr vertheilt. Sollten Jemanden noch **längere Termine** wünschenswerth sein, so ist jede Buchhandlung in den Stand gesetzt, sie zu gewähren, und da die achte Auflage vollständig erschienen ist, so kann ich in allen Fällen die größte Pünktlichkeit in der Ablieferung zusagen.

Leipzig, am 1sten Mai 1837.

F. A. Brockhaus.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Montag, — Nr. 177. — 26. Juni 1837.

Einige Bemerkungen über den jetzigen Zustand der Hieroglyphenkunde.

(Beschluß aus Nr. 176.)

Nachdem Champollion durch Verwendung des Herzogs von Blacas und theilweise auf dessen Kosten während der Jahre 1824—26 die ägyptischen Kunstschätze in den Museen und Bibliotheken von Turin und Rom benutzt hatte und nach seiner Rückkehr nach Paris zum Director des neugestifteten ägyptischen Museums im Louvre ernannt worden war, ward 1828 sein Jugendwunsch erfüllt, den Boden Ägyptens selbst zu betreten. An die französische Expedition, die seiner Leitung übergeben wurde, schloß sich eine toscanische unter dem Prof. Rosellini an. Kaum zwei Jahre nach seiner Rückkehr aus Ägypten starb Champollion, und es schien, als ob durch dieses Ereigniß der gelehrten Welt noch geraume Zeit die Resultate vorenthalten werden sollten, welche jene Unternehmung hatte hoffen lassen. Aber die Vorlesungen, welche er als Professor der ägyptischen Hieroglyphenkunde am Collége de France *) über diese von ihm geschaffene und begründete Wissenschaft 1831 gehalten hatte, waren für ihn eine Veranlassung gewesen, eine Grammatik der altägyptischen Sprache auszuarbeiten, welche die Gesammtresultate der gelehrten Forschungen seines Lebens umfaßte. Von dieser „Grammaire égyptienne, ou principes généraux de l'écriture sacrée égyptienne appliquée à la représensation de la langue parlée" ist unter den Auspicien des Ministers Guizot im verflossenen Jahre die erste kleinere Abtheilung von dem Bruder des Verstorbenen, J. J. Champollion-Figeac (ein Band in Fol.), herausgegeben worden. Zugleich wurden die unter Champollion's Leitung in Ägypten und Nubien theils neu gezeichneten, theils nach Europa geschafften Denkmäler auf einer Reihe von lithographirten Tafeln im größten Format in einer Anzahl von Lieferungen („Monumens d'Égypte et de Nubie") bekannt gemacht. Letzterm Werke wird von vielen Seiten der Vorwurf gemacht, daß die Originale nicht durchgängig mit der erfoderlichen Treue dargestellt worden sind. Schon früher, seit 1832, hatte seinerseits Rosellini auf Kosten des Großherzogs von Toscana ein großes Werk unter dem Titel: „Monumenti dell' Egitto e della Nubia disegnati dalla spedizione scientifico-letteraria di Toscana", in drei Abtheilungen (Monumenti storici, civili, religiosi) herauszugeben angefangen, wovon die beiden ersten Bände der ersten und die beiden ersten der zweiten 1832—34 zu Pisa erschienen sind. Seitdem scheint das Werk, das zehn Bände umfassen soll, etwas ins Stocken gerathen zu sein, und namentlich wird der dritte Band der ersten Abtheilung, welcher eine Erläuterung der größern geschichtlichen Denkmäler (worunter auch die Inschrift von Rosette) enthalten sollte, noch immer mit lebhaftem Bedauern vermißt. Aber wenn auch von dieser Seite her das Begehren des verstorbenen Klaproth, der Champollion mit leidenschaftlicher Heftigkeit angriff und von ihm eine Erklärung des hieroglyphischen Theils der Inschrift von Rosette, des Prüfsteins für jedes System der Hieroglyphenentzifferung, dringend verlangte, nicht erfüllt worden ist, so hat dagegen Champollion's ausgezeichnetster Schüler, der in Paris lebende Italiener Francesco Salvolini diese Arbeit unternommen und mit außerordentlichem Scharfsinne zu Ende geführt, auch einen Theil derselben in der ersten Abtheilung des ersten Bandes seiner „Analyse grammaticale et raisonnée de différens textes égyptiens" (Paris 1836, 4.) schon bekannt gemacht. Das ganze Werk wird drei Bände umfassen und eine Art ägyptischer Bibliothek bilden. Man erwartet in demselben eine Entzifferung des demotischen Theils der Inschrift von Rosette, eine Vergleichungstafel der hieratischen Zeichen mit den Hieroglyphen, aus denen sie abgeleitet sind, eine Übersicht der Abtheilungen und Titel in dem großen Funeralrituale und die Erklärung einer ganzen Reihe ägyptischer Papyrusrollen. Die übrigen Erscheinungen auf dem Gebiete der ägyptischen Hieroglyphenkunde sind unbedeutend, wenn man sie mit den erwähnten vergleicht, obwol auch unter ihnen sich mancher schätzbare kleinere Beitrag (z. B. von Thilorier u. A. m.) befindet. Aber auch die erwähnten Werke sind an innerm Gehalt nicht gleich. Während Champollion's „Grammaire égyptienne" ein ewiges Denkmal menschlichen Scharfsinnes bleiben wird, während Salvolini's Werk bedeutende Bereicherungen und selbständige Forschungen über den grammatischen Bau der ägyptischen Sprache und ihren lexikalischen Gehalt darbietet, dürfte Rosellini's großes und wegen seines hohen Preises nur wenigen Gelehrten

*) Der Lehrstuhl war für ihn neu errichtet worden.

zugängliches Werk nur den Werth einer überaus reichhaltigen und wohlgeordneten Materialiensammlung behalten. Denn so treu auch die Abbildungen der Denkmäler sind, so gewissenhaft auch der Herausgeber bei ihrer Darstellung zu Werke gegangen ist, so darf man sich doch keineswegs durchgängig auf seine Erklärungen verlassen, die, wenn er auch im Allgemeinen von richtigen Principien ausgegangen ist, doch bei vielen Gruppen gradehin als falsch bezeichnet werden müssen.

Der Arbeiten von Seyffarth, der 1834 ein apotelesmatisches System an die Stelle seines frühern kalligraphischen gesetzt hat, gedenken wir ebenso wenig als der von Jannelli in Neapel und Ricardi fu Carlo in Genua gelieferten Werke, oder der Stimme, die neuerdings aus Palin's literarischem Grabe hervortönte. Wenn Gulianoff auch nach Klaproth's Tode, obwol seiner wesentlichsten Stütze beraubt, die akrologischen Hieroglyphen, welche er in der Schrift des Horapollo zu finden vermeint hatte, noch immer vertheidigt, so muß dagegen schon längst allen Kennern der Hieroglyphik zur Gewißheit geworden sein, daß diese akrologischen Hieroglyphen nichts Anderes sind als abgekürzte phonetische Gruppen, von denen nur das erste charakteristische Zeichen, mit welchem sich in den meisten Fällen eine symbolische Vorstellung verknüpfen läßt, übrig geblieben ist. Abkürzungen dieser Art kommen in außerordentlicher Menge vor, und Ein Beispiel mag statt aller übrigen genügen. Die Bruchzahlwörter mit der Einheit als Zähler werden im Ägyptischen durch Vorsetzung des Wortes rĕ, welches Theil bezeichnet, vor die Cardinalzahlwörter gebildet. In der hieroglyphischen Schrift wird nun den Zahlwörtern die Figur des Mundes (ägyptisch ro) vorgesetzt, um jene Bruchtheile zu bezeichnen, die vermöge des akrophonischen Princips den Mitlauter r darstellte. Erwähnungswerth ist, daß 1835 zu Amsterdam eine neue Ausgabe der „Hieroglyphica" des Horapollo von Conr. Leemans erschienen ist, mit einem aus Handschriften berichtigten Texte und einem weitläufigen Commentar, der aber nur durch die von Salvolini herrührende Nachweisung der Hieroglyphen des Horapollo aus den Denkmälern einigen Werth erhalten hat. Ein Urtheil über die Befähigung des Herausgebers zu dieser Arbeit kann sich ein Jeder aus dem einzigen Umstande bilden, daß er durchgängig den Erklärungen Champollion's die seines ehemaligen Nebenbuhlers Seyffarth an die Seite gestellt hat. Eine literarische Neutralität bei wissenschaftlichen Lebensfragen ist von Seiten der mithandelnden Gelehrten ebenso abgeschmackt als der Wissenschaft selbst nachtheilig.

Wenn auch die grammatische Interpretation der hieroglyphischen Texte noch immer an einigen Stellen erhebliche Schwierigkeiten darbietet, so ist doch die gewisse Aussicht vorhanden, daß es bei weiterm Fortschritt auf der betretenen Bahn gelingen werde, diese Schwierigkeiten zu besiegen und die Hieroglyphenkunde allmälig auf diejenige Stufe zu erheben, welche sie in der Geschichte des menschlichen Geistes einzunehmen berechtigt ist. Schon haben die seitherigen Forschungen die Geschichte des alten Ägyptens sowol in den Jahrtausenden der Pharaonenherrschaft als unter den Lagiden und Römern aufgeklärt, über unzählige Stellen der biblischen Schriften des Alten Testaments ein neues Licht verbreitet und eine Sprache, man möchte fast sagen in das Dasein gerufen, deren Studium nicht minder ersprießlich und für die allgemeine Sprachkunde wichtig sein wird, als das der indo-germanischen, denen in neuerer Zeit eine so bedeutende und folgenreiche Aufmerksamkeit gewidmet worden ist. Ein Blick auf die neuern Bemühungen zu genauerer Erforschung dieser Sprache, wie sie in der koptischen Literatur sich darstellt, woran wir noch einige Bemerkungen über die demotische Schrift anknüpfen wollen, möge diese kurze Übersicht beschließen.*)

Für die Grammatik und Lexikographie der koptischen Sprache war bis auf die neueste Zeit so gut als nichts geschehen, da die Arbeiten von Kircher, Tuki, Blumberg, Lacroze (Scholtz, Woyde), Valperga-Caluso („Didymus Taurinensis") kaum den ersten und dringendsten Anfoderungen genügten. In jüngster Zeit hat Tattam zu London 1830 eine kurzgefaßte koptische Grammatik erscheinen lassen, die zwar alle ihre Vorgängerinnen weit hinter sich zurückläßt, aber noch immer nicht mit den sprachwissenschaftlichen Foderungen unserer Zeit übereinstimmt. Man sieht daher mit besondern Erwartungen der koptischen Grammatik entgegen, welche mein durch mehrfache linguistische Arbeiten (namentlich durch seine Abhandlung: „Paläographie als Mittel für die Sprachforschung, zunächst am Sanskrit nachgewiesen", Berlin 1834) rühmlichst bekannter Freund, der Dr. Lepsius, Redactionssecretair des archäologischen Instituts zu Rom, bearbeitet.**) Eine kleinere, zu welcher der Padre Ughanelli die Beispiele gesammelt hat, erscheint soeben in Rom. In lexikalischer Beziehung sind neuerdings zwei Werke erschienen: von Peyron (Turin 1836, 4.), die Frucht zehnjähriger, fast ununterbrochener Arbeit, und von Tattam (London 1835), von denen das erstere sowol durch innern Gehalt als durch die äußere Anordnung (die Worte sind wie in den Wörterbüchern der semitischen Sprache nach den Stammconsonanten geordnet) das letztere beiweitem übertrifft.***)

Für die Entzifferung der demotischen Schrift ist seither wenig geschehen. Die Resultate der Forschungen von Young, Spohn, Kosegarten und Reuvens†) beschränken

*) Es sei uns hierbei gestattet, auf das nächstens bei F. Ch. W. Vogel erscheinende Werk: „Hermapion, sive rudimenta literaturae veterum Aegyptiorum auctore *J. Lud. Ideler*" (ein Quartband mit einem Atlas von 29 Tafeln, zum Theil in Folio), aufmerksam zu machen.

**) Als Vorläuferin ist die Abhandlung zu betrachten: „Über den Ursprung und die Verwandtschaft der Zahlwörter in der indo-germanischen, semitischen und der koptischen Sprache" (Berlin 1837).

***) Man vgl. meine Recension in den „Jahrbüchern für wissenschaftliche Kritik" (1837, März).

†) Young: „Rudiments of an egyptian dictionary in the ancient enchorial character, containing all the words, of which the sense has been ascertained. To which are prefixed a memoir of the author and catalogue of his works and essays" (London 1831), Spohn: „De lin-

sich auf die Erklärung einzelner Gruppen, die entweder Personennamen darstellen, oder die Bedeutung oft wiederkehrender Worte haben (z. B. Gott, Götter, König, Tempel, Priester, Priesterin, Athlophore, Kanephore u. s. w.) und in letzterm Falle meist Siglen sind, die aus der Hieroglyphenschrift abgeleitet worden. Aus den erstern ist mehrfach versucht worden, ein Alphabet abzuleiten; aber die bisherigen Versuche haben noch immer nicht zu einem genügenden Resultate geführt. Neue Hoffnungen hat eine Papyrusrolle (Nr. LXV) in der ehemaligen Sammlung des schwedischen Generalconsuls Anastasy zu Alexandrien, welche der König der Niederlande 1827 für das Museum der Universität Leyden angekauft hat, erregt. Dieser Papyrus, ein magisches Ritual, ist im Allgemeinen in hieratischen Charakteren geschrieben; aber es finden sich in demselben eine große Anzahl demotischer Worte, unter denen ungefähr 330 sind, über welchen die Aussprache in griechischen Buchstaben hinzugefügt ist. Fr. Salvolini hat während eines längern Aufenthalts in Leyden diese Transscriptionen studirt und ist in seinen Forschungen so glücklich gewesen, daß er als Ergebniß derselben eine vollständige grammatische Interpretation des demotischen Theiles der Inschrift von Rosette versprochen hat, die den Schluß des ersten Bandes seines oben erwähnten Werkes bilden soll.

Ohne excentrische Behauptungen aufstellen zu wollen, die bei der noch immer bedeutenden Anzahl von Ungläubigen dem Gedeihen der Wissenschaft leicht nachtheilig sein könnten, geht doch unbedingt so viel mit der größten Evidenz aus den bisherigen Forschungen hervor, daß wir mit Hülfe des alten Ägyptens, dessen Sprache und Schrift immer mehr und mehr aus der Finsterniß, welche sie fast zwei Jahrtausende bedeckte, emportauchen, einen Schritt weiter zu den Uranfängen der Civilisation des Menschengeschlechts vorzudringen und die einstigen Völkerverbindungen des Orients mit größerer Zuverlässigkeit als seither anzugeben im Stande sein werden: ein Gewinn, der wahrlich die Mühe geringfügig scheinender paläographischer und grammatischer Untersuchungen reichlich belohnt. Was die urkundlich beglaubigte Geschichte des Alterthums durch die bisherigen Forschungen gewonnen hat, ersieht man am besten aus den beiden ersten Bänden („Monumenti storici") des großen oben erwähnten Werkes von Rosellini.

Julius Ludwig Ideler.

gua et literis veterum Aegyptiorum etc. Edidit et absolvit *G. Seyffarth*", 2 Bände (Leipzig 1825 u. 31, 4.). Kosegarten: „De prisca Aegyptiorum literatura commentatio prima" (Weimar 1828, 4.). Reuvens: „Lettres à M. Letronne sur les papyrus bilingues et grecs, et sur quelques autres monumens gréco-égyptiens du musée d'antiquités de l'université de Leyden" (Leyden 1830, 4., mit einem Atlas in Folio).

Der Dilettant von Montmartre.

Arbelet ist kein Künstler, auch kein großer Herr, sondern ein Handarbeiter und hat eine gewaltige Leidenschaft für Musik, nicht für die sanfte, schmelzende, seufzende, sondern für die lärmende, ohrzerreißende, schmetternde, deren volle Töne aus der weiten Öffnung eines Waldhorns schallen. Leider sind seine Lungen besser organisirt als die Trommelfelle seiner Nachbarn, die sein starker Ton zu sprengen droht; dazu kommt noch, daß der Mann 12 Stunden mit Hacke und Spaten am Tage arbeiten muß und blos in der Nacht, wenn Alles schläft, seiner Lust nachhängen kann.

Mit großer Mühe hat früher Arbelet in den 48 Quartieren von Paris vergebens die höchsten und abgelegensten Wohnungen gesucht; kaum war er mit seinem Arbeitsgeräth und seinem Horne eingezogen, als sich unzählige Klagen wider ihn erhoben und man ihn ausbot. Aus Paris vertrieben, hat er in den minderbewohnten Theilen der Bannmeile die ihm in der Hauptstadt verweigerte Freiheit der Musik gesucht, die in der Charte vergessen worden ist. Die Echos von Ménilmontant, Belleville, Lavillette, Lachapelle und Clignancourt haben nacheinander seine Waldhornstückchen widergetönt; aber überall wurden Beschwerden über ihn laut, überall gab ihm ein Policeicommissair, ein Maire, ein Adjunct den Befehl, das Gemeindegebiet zu verlassen. Montmartre gewährte ihm die letzte Zuflucht, hier glaubte er endlich, auf einer Anhöhe, unter Mühlengeklapper und sonstigem Lärm, vor allen Anfechtungen sich gesichert. Hier blies er schon zwei Monate in wahrem Jubel, ohne behelligt zu werden, aus Leibeskräften seine Lieblingsstücke, als seine Harmonie wieder unterbrochen ward und sein Benehmen ihn gar vor das Zuchtpoliceigericht führte, wo wir den Virtuosen auf Denunciation des Feldwärters von Montmartre sehen. Letzterer läßt sich so vernehmen: „Meine Pflicht ist, für die öffentliche Ruhe der Gemeinde von Montmartre zu sorgen, wo auch Alles ruhig und in Ordnung war, bis dieser Mann sich da niederließ. Seitdem hat man Nachts weder sein eigen Wort hören noch schlafen können wegen des Spectakels, den dieser auf seinem Horn macht. Ich habe wol auch, als ich in Deutschland diente, Horn blasen hören; das war aber Flötengetön gegen den Lärm, den der Beklagte hervorbringt. Ich kann mir gar nicht denken, woher er sein Instrument haben muß, mit welchem man alle Gemeinden eines Departements taub machen könnte. Und das ist noch nicht Alles. Sowie er nur ein Stück beginnt, stimmen alle Thiere in der ganzen Nachbarschaft ein, Hunde, Katzen, Esel, Rinder, und ich kann versichern, daß sämmtliche Bewohner, ohne eigensinnig zu sein, diese Art Musik nicht lieben. Der Maire, wie die Andern von dem Lärm gestört und betäubt, befahl mir dem Beklagten anzukündigen, daß er nach neun Uhr mit seiner Musik aufhören solle. Ich verfügte mich zu ihm, als er eben der Gemeinde eins seiner stärksten Stückchen, bei dem alle Hunde heulen, zum Besten gab. Statt dem Befehl des Maire, den ich jetzt repräsentirte, sich zu fügen, hielt er nur einen Augenblick inne, um mich mit den stärksten Schimpfworten zu überhäufen, und blies zum Hohn und Ärger der Gemeinde bis Mitternacht fort. Damit noch nicht genug, brachte er mir am folgenden Tage mit zwei seiner Freunde, Hornvirtuosen wie er, unter meinen Fenstern ein Ständchen, das ich bis zu Ende anhören mußte, da ich mich den Rasenden nicht verständlich machen konnte." Arbelet: „Ich weiß nicht, ob das unter Ihren Fenstern war; ich kenne Sie nicht und weiß nicht, wo Ihr Haus ist. Ich ging mit meinen Freunden, wir wollten ein kleines Stück probiren; schlimm, wenn Sie Musik nicht lieben, aber ich hatte nicht die Absicht, Sie zu beleidigen. Was die Hunde und Esel Ihrer Gemeinde anlangt, so würden sie, wenn man ihnen Abends zu fressen gäbe, sich nicht um mein unschuldiges Vergnügen kümmern. Übrigens setzt man auf meine Rechnung alle Hörner von Paris, die sich auf Montmartre vernehmen lassen. Daß ich stärker als Andere blase, ist unwahr, und ich wollte es den Herren hier beweisen, wenn ich mein Instrument mithätte und diese etwas von der Sache verstehen." Das Gericht, froh, daß ihm der Genuß versagt war, den Virtuosen zu hören, verurtheilte Arbelet zu dreitägigem Gefängniß und 16 Francs Geldstrafe. Er bat, unter dem Versprechen, nur am Tage zu blasen, um

die Vergünstigung, sein Horn mit ins Gefängniß nehmen zu dürfen. 4.

Literarische Notizen.

Von A. Barginet ist erschienen: „Les Hébérards", ein historischer Roman in zwei Bänden, der im 17. Jahrhunderte und in Indien spielt. Die Einbildungskraft des Verf. im Felde der Intrigue zeigt sich darin nicht ungeschickt, auch fehlt es nicht an die Neugier spannender Anlage. Allein der Gang der Handlung ist häufig unterbrochen; häufig zeigt sich ein Aufwand ermüdender Details, wobei selbst dem lebhaften Interesse die Geduld ausgeht. Beschreibungen und Dialoge sind im Überfluß vorhanden, und in beiden ist Walter Scott auffallend nachgeahmt. Allein das eben ist die schwache Seite aller Nachahmer Scott's, daß dessen großer überall wuchernder Reichthum bei ihnen zum wahrhaften Mangel wird, daß sie kein richtiges Maß zu halten wissen und den Augenblick in die ermüdendste und zugleich gedanken- und empfindungsleerste Weitschweifigkeit verfallen. Sie haben, wie ein geistreicher französischer Kritiker sehr richtig bemerkt, ein gewisses stehendes Inventarium, das sie nach der Örtlichkeit zustutzen, wohin sie jedesmal den Schauplatz ihrer Handlung verlegen; allein so ist es nicht bei Walter Scott, der fast immer in großartigen Zügen die Gesammtheit der Gemälde darstellt. Sie lassen ihre Personen, wie man so im Alltagsleben zu sagen pflegt, schwatzen und discuriren, während Scott den seinigen eine lebenvolle und gestaltvolle, in die Darstellung selbst wesentlich eingreifende Unterhaltung in den Mund legt.

Von Strauß's „Leben Jesu" wird in Paris eine französische Übersetzung vorbereitet, welche nächstens erscheinen soll. Auch verspricht die „Revue française et étrangère" in einer ihrer nächstfolgenden Nummern eine ausführlichere Kritik des Strauß'schen Werks sowol als der Gegenschrift von Tholuck: „Die Glaubwürdigkeit der evangelischen Geschichte u. s. w." 11.

Bibliographie.

Angelstern, W., Der Nachtwandler. Eine Novelle. 8. Bielefeld, Velhagen u. Klasing. 1 Thlr. 6 Gr.

Beurmann, E., Ludwig Börne als Charakter und in der Literatur. 8. Frankfurt a. M., Körner. 1 Thlr.

Brutus und die Tarquinier. Historische Tragödie in vier Aufzügen von E. H....... 8. Pesth, Heckenast. 1 Thlr.

Bulwer's, E. L., sämmtliche Werke. 23ster, 24ster Band. Athens Größe und Verfall. Aus dem Englischen übersetzt von O. v. Czarnowski. 2 Theile. Gr. 12. Aachen, Mayer. 2 Thlr.

Contzen, Th., Die Geschichtschreiber der sächsischen Kaiserzeit nach ihrem Leben und ihren Schriften. 8. Regensburg, Pustet. 21 Gr.

Cooper, J. F., Erinnerungen aus Europa. Nach dem Englischen von F. Steger. 2 Theile. Gr. 12. Braunschweig, G. C. E. Meyer sen. 2 Thlr.

Francke, H., Zur Geschichte Trajan's und seiner Zeitgenossen. Gr. 8. Güstrow, Frege. 3 Thlr. 18 Gr.

Gay, S., Der verliebte Spötter. Roman. Nach dem Französischen von Julius Schoppe. Gr. 12. Leipzig, Taubert jun. 1 Thlr. 12 Gr.

Fünf Gesänge des Bhatti-Kâvya. Aus dem Sanskrit übersetzt von Dr. *C. Schütz*. Nebst einem Verzeichnisse der im Sanskrit vorkommenden Namen der Sonne und des Mondes, und einer Übersetzungs-Probe aus dem Mâgha-Kâvya. Gr. 4. Bielefeld, Velhagen u. Klasing. 12 Gr.

Haas, R., Das Staatsbürgerthum der Juden, vom Standpunkte der innern Politik. Gr. 8. Frankfurt a. M., Körner. 1 Thlr. 12 Gr.

Haraschdi, J., Adolfo. Oskar und Rosamunde. Zwei Novellen. 8. Quedlinburg, Ernst. 18 Gr.

Heilmann, K., Gedichte. Neue Folge. Gr. 12. Frankfurt a. d. O., Tempel. 16 Gr.

Jacobs, F., Erzählungen. 7tes Bändchen. 8. Leipzig, Dyk. 1 Thlr. 12 Gr.

Irving's, W., sämmtliche Werke. 57stes bis 65stes Bändchen. Astoria. Aus dem Englischen. 3 Theile. 16. Frankfurt a. M., Sauerländer. 1 Thlr.

Isidor. Gesammelte Schriften. 1ster Band. Eveline und Wege des Schicksals. Zwei Novellen. Und musikalisch-fragmentarische Skizzen. 2ter Band. Schuld zeugt Schuld. Lebensbilder aus der Nähe und Ferne. Cäcilia. 8. Leipzig, Wunder. 3 Thlr.

Lips, A., Der deutsche Zollverein und das deutsche Maaß-, Gewicht- und Münz-Chaos in ihrer Abstoßung und Versöhnung betrachtet. 8. Nürnberg, Zeh. 14 Gr.

Mahlmann's, A., gesammelte Gedichte. 3te Auflage. Einzig rechtmäßige Ausgabe. 8. Halle, Renger. 1 Thlr. 6 Gr.

Menzel, K. A., Neuere Geschichte der Deutschen von der Reformation bis zur Bundesacte. 7ter Band. Geschichte des dreißigjährigen Krieges in Deutschland. 2ter Band. Gr. 8. Breslau, Graß, Barth u. Comp. 2 Thlr.

Mörner, K. O. v., Kurze Erzählung des Ursprungs der im Jahre 1810 zu Örebro erfolgten Wahl des Prinzen von Ponte-Corvo zum Kronprinzen von Schweden. Ins Deutsche übersetzt. 8. Berlin, Mittler. 6 Gr.

Müller, E., Geschichte der Theorie der Kunst bei den Alten. 2ter Band. Gr. 8. Breslau, Max u. Comp. 2 Thlr.

Paulus, C. H. E., Grundzüge wahrer Staats- und Religionslehre in besondern Materien beleuchtet. 8. Blaubeuren, Mangold. 20 Gr.

Preusker, K., Über Jugendbildung, zumal häusliche Erziehung, Unterrichtsanstalten, Berufswahl, Nacherziehung und Nachschulen. 1stes Heft. Gr. 8. Leipzig, Hinrichs. 6 Gr.

Sätori (Neumann), J., Novellenkranz. 4ter Band. 8. Leipzig, Rein. 1 Thlr. 8 Gr.

Schmidt, F., Betrachtungen über das Bankwesen im Allgemeinen und die Zeddelbanken ins Besondere. Nebst einigen Bemerkungen zu der sächsischen Bankfrage. Gr. 8. Zittau, Birr. 20 Gr.

Shelley, P. B., Die Cenci. Trauerspiel in fünf Aufzügen. Aus dem Englischen nebst einer Lebensskizze des Dichters von Felix Adolphi. Gr. 12. Stuttgart, Verlag der Classiker. 1 Thlr.

Sinner, L. von, Über das Leben und die Schriften von Diamant Coray. 8. Zürich, Orell, Füßli u. Comp. 6 Gr.

Stahmann, F., Das Felsenschloß am Meere, eine Klostergeschichte, und der Roßmarkt zu Wibourg, eine launige Erzählung. 8. Quedlinburg, Ernst. 1 Thlr.

Storch, J. W., Topographisch-historische Beschreibung der Stadt Eisenach, sowie der sie umgebenden Berge und Lustschlösser, insbesondere der Wartburg und Wilhelmsthal, nebst Regentengeschichte. Mit 11 Steindrucktafeln. Gr. 8. Eisenach, Bärecke. 2 Thlr.

Straube, E., Vaterländische Sagen, Legenden und Märchen. 8. Wien, Beck. 16 Gr.

Sydow, F. von, Die Gattin, Mutter und Hausfrau nach den Anfoderungen des vernünftigen gebildeten und gefühlvollen Mannes. Oder Winke zur Ausbildung des weiblichen Geschlechtes. 8. Leipzig, Rein. 1 Thlr.

Volkmann, A. W., Die Lehre von dem leiblichen Leben des Menschen, ein anatomisch-physiologisches Handbuch zum Selbstunterricht für Gebildete. Mit 8 lithographirten Abbildungen. Gr. 8. Leipzig, Breitkopf und Härtel. 2 Thlr. 12 Gr.

Wehrmann, E., Romantische Erzählungen. 8. Frankfurt a. d. O., Tempel. 1 Thlr.

Zschokke, H., Alamontade der Galeerensklave. 6te Originalausgabe. 8. Zürich, Orell, Füßli u. Comp. 1 Thlr. 8 Gr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Dienstag, —— Nr. 178. —— 27. Juni 1837.

Poeten und Poetaster aus dem Laufe des Jahres 1836.

Zweiter Artikel.*)

17. Die Sixtinische Madonna. Ein erzählendes Gedicht in zehn Gesängen von Wolfg. Rob. Griepenkerl. Braunschweig, Vieweg und Sohn. 1836. 16. 1 Thlr.

Form, Stoff und Grundidee entsprechen in diesem erzählenden Gedicht, welches wir lieber Epos genannt hätten, fast durchgängig den Anfoderungen, die billige Beurtheiler sowie blos Unterhaltung suchende Leser an Erzeugnisse der Art in unserer Zeit machen können. Zeigen wir das so kurz wie möglich. Was zunächst die Form anlangt, so hat der Verf. den Hexameter gewählt, der hier mit beiweitem mehr Wohllaut und Classicität gebildet ist, als wir ihn in unzähligen andern deutschen Gedichten sonst gefunden haben. Trotz diesem Lobe jedoch würde das kleine Kunstwerk unendlich gewonnen haben, wenn sich der Verf. der Ottaverime bedient hätte, die in der südlichen Weichheit ihres Klanges und in ihren wohllautenden Reimspielen ganz für diese Dichtungsart gemacht zu sein scheinen. Der Stoff ist folgender: Ein junger Maler in Rom lernt ein Mädchen, Maria, kennen und lieben. Ihr weicher, frommer Sinn ebenso sehr wie ihre holde Gesichtsbildung geben ihm die Idee, eine Madonna nach ihren Zügen zu malen. Dieser Jüngling ist Rafael, und das von ihm gefertigte Gemälde ist dasselbe, welches heute in der dresdener Galerie unter dem Namen der Sixtinischen Madonna als Hauptzierde der Sammlung bewundert wird. Während der Bildung dieses Meisterwerks steigert sich Rafael's Liebe zu Maria, und diese Liebe streift in ihrem Wachsthum die gröbern Bande der Sinnlichkeit mehr und mehr sich verklärend ab; aber des Künstlers Lebenskraft verzehrt sich theils in diesem hohen Gefühle, theils in der begeisterten Spannung und Aufregung, in der er arbeitet. Er vollendet das Gemälde; aber die Vollendung desselben ist zugleich der Endpunkt seiner irdischen Laufbahn. Er stirbt zum Schmerze Roms und zum Jammer Maria's, die den Geliebten nicht zu überleben vermag. Barbara, Maria's Freundin, offenbar eine poetische Fiction, prangt mit auf dem Gemälde. Die dem Ganzen zum Grunde liegende Idee, wenn Ref. dieselbe sonst richtig aus des Dichters Gemüth herausgelesen hat, ist folgende: Die Werke des Künstlers sind sein Leben. Künstlerleben und Künstlerwerk besteht und vergeht zusammen und miteinander. Der Culminationspunkt der Schöpferkraft Rafael's war seine Sixtinische Madonna. Mit Vollendung dieses Werks, das seinem Leben Weihe und höhere Bedeutung verlieh, endet auch dieses. Die Liebe zu einem edeln Wesen wirkt mächtig auf die Begeisterung des schaffenden Künstlers, und so flechten Liebe und Kunst ihrem Geweihten den Todtenkranz und mit dem Todtenkranz zugleich die unverwelkliche Krone der Unsterblichkeit. Die Idee des Dichters, also aufgefaßt, erinnert, wiewol mit Einschränkungen, an Öhlenschläger's „Correggio". Unter andern gelungenen Darstellungen heben wir hier die plastische Beschreibung der Todtenfeier des Künstlerjünglings aus, für welche wir uns etwas mehr Raum als gewöhnlich in Beschlag zu nehmen erlauben:

— — Was ist so trübe die Welt an dem Tage,
Der ihr das Herrlichste gab, den auferstandenen Christus,
Wie er den dunkelen Tod mit dem Lichte des ewigen Lebens
Freundlicher schmückte, — wo eilet sie hin die strömende Menge?
Sieh, der schweigende Zug hält an auf dem heiligen Platze,
Dort, wo der mächtige Dom der Santa Maria Maggiore
Dunkelt im Silber des Mondes. Es war den Menschen geöffnet
Hier das hohe Portal, sie strömten hinein, und ein Lichtschein,
Der aus dem Schiffe sich goß der hellerleuchteten Kirche,
Zeigte, wie Haupt an Haupt das Volk sich drängte zum Eingang.

Jetzt aus dem Innern erscholl ein Gesang, der mischt sich gebrochen
Mit der Menge Geräusch und kaum vernehmlich von außen.
Deutet nicht Tod der Gesang? Es schweigen die Töne der Orgel.
Rede, du Stimme des Volks, wen hat man zu Grabe getragen?
Jegliche Lippe sie schweigt, es verschließt ein Jeder die Seele.
Aber der heilige Dom gibt Zeugniß! Siehe von tausend
Kerzen erhellt das Schiff, umgossen die mächtigen Räume
Alle mit Licht; es wogt unzähliger Menschen Gemeinschaft
Hier vielhäuptig gedrängt, und noch, noch mehrt sich die Menge,
Durch das Portal einströmend, und schon bis nahe zum Eingang
Wogte das Volk; — ganz Rom schien hier in der Kirche versammelt.

Doch was geschieht am Chor, was dort am Altare so Großes,
Daß die Menge dahin mit staunenden Augen sich wendet?
Ja, hier hebt sich ein Bild zu Häupten der schauenden Menschen!
Ist es die Himmlische nicht? Sie schwebt auf Wolken, im Arme
Trägt sie das Kind; welch' hehre Gestalt! Noch nicht zu erkennen
Sind die Züge; doch jetzt ganz nah, — was schauen die Augen,
Welch ein Bild! Die Mutter, das Kind — wer kam von dem Himmel,
So zu verklären, und wer, o sprecht, wer bildete dieser
Augen unendliche Welt, wer gab den heiligsten, tiefsten
Ahnungen Form und Leben? — — — — —
— — — — — — — — —
Doch, was dunkelt darunter, was hebt sich zu Füßen des Bildes?
Hier ein Prachtkatafalk, fünfstufig mit schwarzem Beschlage,
Drauf ein Granitsarkophag mit dunkeler Decke behangen,
Die, von Silber gewirkt, Sinnbilder der heiligen Kunst trägt,
Pinsel vereint und Palett' in vielfach wechselnden Formen,
Deutungsschwer; es erfüllt ein Kranz von Sternen die Mitte.
Kleinere Candelaber mit schimmernden Kerzen zu beiden
Seiten die Stufen hinauf, je fünf in gefälliger Ordnung.
Zwei Tabourets, zur Rechten gestellt und zur Linken des Sarges,
Tragen Palett' und Pinsel — es sind zu erkennen die Farben
Noch, verschieden gemischt; ein drittes am Fuße der Bühne
Trägt der Kirche Modell, die jetzt dem heiligen Petrus
Wird erbaut, und ein Stab, der Herrschaft Zeichen, daneben.
So die Bühne des Todes, das Bild zu oberst errichtet;
Doch, es verhüllet noch ernst, was unter ihr ruhet, die Decke.
— — — — — — — — —

*) Vgl. den ersten Artikel in Nr. 114—117 d. Bl. D. Red.

Schon zur Rechten, geschützt vor dem Andrang schauender Menschen,
Nahen die Häupter der Kirche. Der heilige Vater erscheinet,
Tiefste Gewalt des Kummers umflort sein männliches Antlitz,
Ja, die Thräne des Auges verräth der Seele Betrübniß.
Nach ihm Andere noch im Festornat, Cardinäle,
Fürsten, Gesalbte des Herrn in unverhohlener Trauer.
Und es reihen sich an und beschließen den Zug, wie sie folgen,
Jeder nach Ranges Gebühr, die anderen Diener der Kirche.
Aber zur Linken den Raum erfüllen gefeierte Männer,
Maler, der Stolz des Landes, und noch viel andere Künstler
Reihen sich an; o, die vor allen sie konnten den Thränen
Hier nicht wehren, und selbst dem ernsteren Manne verengte
Schmerz die Seele; doch auch noch Andere stehen im Kreise,
Männer, bekannt dem Volk, die Ersten der Stadt und des Adels.

So die Gruppe zunächst, und vor ihr fern bis zum Eingang
Alle das Volk, unzählig gedrängt, voll großer Erwartung.
Jetzt die Stufen hinauf zur Rechten der dunkelen Bühne
Stieg ein Diener der Kirch', und auf ihm hafteten Aller
Augen, und jegliches Ohr es harrte sein Wort zu vernehmen.

Aber er redete nicht — ein großer Moment —, und den Schleier
Zog er vom Sarkophag, und — o ihr himmlischen Mächte!
Todt lag hier, der lebend das herrlichste Leben erfüllte;
Todt, den sich die Welt wie Keinen zum Größten erkoren,
Daß er sie rein hinstelle, den Menschen verklärend und ewig;
Todt lag hier des gefeierten Bildes gefeierter Schöpfer,
Auch im Tode noch schön, wie er im Leben so schön war!

Welch ein Haupt! wie jünglingsrein, wie edel gebildet!
O, es wollte gewiß der Tod ihn spielend umfangen,
Weil er ein Leben zerriß, wie er keins auf Erden gefunden;
Und so ließ er den Traum des Lebens zurück in dem Antlitz,
Der umfriedet die Stirn, es liegen die Lider der Augen,
Gleich als lächelte noch das Leben dem dunkelen Tode
Nach.

Gleiche Auszeichnung verdient die Scene, wo Rafael Maria zum ersten Male erblickt.

18. Orlando und Maria, oder das Buch der Liebe. Eine Gabe für Liebende und Geliebte. Romantische Dichtung von Ernst Ortlepp. Leipzig, Lauffer. 1836. 16. 16 Gr.

Wir begegnen hier Hrn. O., nachdem wir ihn schon im
ersten Artikel begrüßt, als Romantiker, und gern ergreifen
wir seine Hand und lassen uns von ihm zeigen, was er
da mit lebendigem Geiste bildet. Er führt uns in eine
Fischerhütte, die von der reizenden Maria bewohnt wird.
Orlando, ein reicher gräflicher Wüstling, verführt sie. Beide
werden in die Wellen des Sees gezogen; sie vom Schmerz ver-
rathener Liebe, er von den Gespenstern seiner Seele. Was
aber hier die kalte Prosa in wenigen Worten referirt, ist in
dem Büchlein in einem feingearbeiteten Gemälde mit lebens-
warmen Farben hingestellt. Wir müßten das Ganze abschrei-
ben, wenn wir dem Leser beweisen wollten, mit welcher bei
ihm doppelt anerkennenswerthen Geschicklichkeit der Verf. der
wechselnden Darstellung und dem verschiedenartigen Stoffe die
paßlich wechselnde Form anzuschmiegen versteht. Mit glei-
cher Leichtigkeit malt er den Wechsel der Gefühle, die Steige-
rung der Affecte, den Sturm der Leidenschaft in der Menschen-
brust wie die wechselnden Erscheinungen, welche die leblose Na-
tur bietet; mit derselben Geschicktheit schildert er die Liebe auf
ihrem thierischen Culminationspunkt (S. 85—86) wie in den
süßen Träumen, die Venus Urania in die Seele haucht, in ih-
rer Seligkeit und Unschuld wie in ihrem Jammer. Mit glei-
cher Gewandtheit erschließt er die graue Pforte, hinter welcher
das Element gespenstischen Grausens verborgen liegt, wie er
uns zum Eingange jenes Dämmerthals geleitet, wo Wehmuth
die ungesehene Thräne auf ein einsames Todtenmal fallen läßt.
Da sich einzelne Stellen als Belege nicht wohl aus dem Ge-
webe reißen lassen, so rathen wir nur dem Freunde roman-
tischer Dichtung sich durch Lesung der vorliegenden selbst zu
überzeugen.

19. Rappoltstein. Eine Wundersage aus dem Mittelalter, dichterisch bearbeitet von G. Dürrbach. Zürich, Schultheß. 1836. Gr. 8. 1 Thlr. 21 Gr.

In Bezug auf die Verschiedenheit der Urtheile über Erzeugnisse des menschlichen Geistes sagt schon Horaz: „Culpatur ab his, laudatur ab illis". Vielleicht gibt der Römer hier Jedem Erlaubniß, ein Urtheil nach eigner Ansicht auszusprechen; thut er es aber auch nicht, so nimmt sich Ref. dennoch die Erlaubniß, über vorliegendes Buch ein Urtheil auszusprechen, welches von jenem lobenden und preisenden sehr abweicht, das er jüngst in einem kritischen Blatte gelesen zu haben sich erinnert. Da wird im Allgemeinen von „Rappoltstein" gesagt, ohne jedoch das Urtheil zu motiviren, es gehöre das Buch zu den ausgezeichnetsten Erscheinungen der neuen poetischen Literatur und verdiene in hohem Grade, der allgemeinen Aufmerksamkeit empfohlen zu werden. Das heißt die Backen voll nehmen und kommt vielleicht aus den vollen Backen eines Freundes des alsatischen Sängers; auch klingt solches Urtheil in unserer an guten poetischen Erzeugnissen überreichen Zeit schon bedenklich. Der Tempel germanischer Dichtkunst ist so angefüllt mit lorberhungrigen Aspiranten, die, hier mit allen Künsten der Koketterie, dort mit einer guten Dosis von Charlatanismus ihre Waare anpreisen, daß man nicht kühl und vorsichtig genug Ansicht und Gefühl wahren kann, um Keinen auf Kosten des Andern zu beeinträchtigen. Wir sind weit entfernt, das Tüchtige und Lobenswerthe in dem vor uns liegenden Werke, welches den deutschen labor improbus mehr als irgend eines klar beurkundet, zu übersehen. So ist es ferner vortrefflich, daß der Verf. die italienische Stanze oder Ottaverime als Form gewählt und den Hexameter verworfen hat, daß er seinen Stoff aus dem vaterländischen Sagenschatz genommen und daß seinem Verse der Wohlklang und seiner Sprache die grammatische Correctheit nicht abgesprochen werden kann. Dürfen aber dabei die oft sich findenden häßlichen Reimhärten ungerügt bleiben? Soll es ganz mit Stillschweigen übergangen werden, daß der Verf. seine Wundersage hinstellt, wie er sie eben gefunden, ohne sie nach den Regeln der Kunst zu modeln, zu vergeistigen und sich zu einem wahren Kunstobject zu machen? Auch vermissen wir jene treffenden Bilder und Allegorien, welche die Prosa der bloßen Erzählung bei Tasso und Ariost so unendlich heben und verklären. Wir arbeiten uns hier mühsam durch die Fehden, Roheiten und Schlechtigkeiten mittelalterlicher Rittergestalten; selbst die hier auftretenden Frauen gewinnen kaum unser Herz, und wo Geister erscheinen, erwecken sie kein Grauen. Die Menge der eingewebten Episoden zerstückelt das Ganze und verkümmert beim Lesen den Genuß. Der Verf. erscheint da als ein Führer, der auf dem Wege zu einem gewissen Ziele uns bald hierhin, bald dahin zerrt, bald zur Seite geht, bald zurückschreitet, bald stehen bleibt, bald sich in Trab setzt, so daß man den Athem verlieren möchte. Das Werk gehört überhaupt zu denen, welche die Franzosen oeuvres à longue haleine nennen. Es ist groß Octavformat und hat 487 Seiten. Rechnen wir nur auf jede drei Stanzen, die meisten haben deren vier, so kommen 1461 Stanzen, sage eintausendvierhunderteinundsechzig Stanzen heraus. Indem wir, wie oben gesagt, dem labor improbus des alsatischen Dichters Gerechtigkeit widerfahren lassen, müssen wir dennoch eingestehen, daß wir in Bezug auf poetische Kunstgenüsse zu den Gastronomen gehören, die sich mit einigem Ekel von jenen Tafeln wenden, wo ihnen die feinen Küchenproducte und Leckerbissen in zu großen Portionen vorgelegt werden, abgesehen davon, daß diese, wenn sie nicht mit vorsichtiger Mäßigung genossen werden, ohnehin den Magen verderben. Ein Gedicht aber ist ein geistiger Leckerbissen und darf nicht zu viel materielle Substanz enthalten. Ein Auszug des Inhalts kann gar nicht gegeben werden; denn wenn wir auch eine skizzirte Skizze entwerfen wollten, so würden wir doch den uns in diesen Blättern gestatteten Raum sehr verengen.

20. Pommersche Sagen, in Balladen und Romanzen, von E. H. Freyberg. Pasewalk, Jakob. 1836. Gr. 8. 16 Gr.

Hier haben wir wiederum Localsagenpoesie in 19 Romanzen, unverändert durch die Kunst, vor uns; doch treten die Sachen mit einer gewissen Bescheidenheit und Selbstbeschränkung auf, sodaß man dem Verf. nicht zürnen kann, daß er die Flut deutscher Romanzen hat wachsen lassen. Er nimmt es sich nicht übel, mitunter einen Trochäus zu setzen, wo ein Jambus stehen sollte, und hätte wohl gethan, mehr Abwechselung in das Einerlei seiner Form zu bringen. „Das Turnier zu Stralsund" und „Die Jungfrau im ziegenorter Forst" bieten eigentlich keinen Romanzenstoff und sind doch gar zu prosaisch; dagegen ist „Die Jungfrau am Waschstein bei Stubbenkammer" und „Die vier Eichen bei Stolzenburg" recht artig, und für das Gelungenste halten wir (S. 78) „Karl der Zwölfte und der pommersche Bauer". Gewiß werden sich, ohne Ironie sei's gesagt, manches pommersche Fräulein und mancher Junker an diesen vaterländischen Romanzen ergötzen.

21. Die Askanier. Romanzen und Balladen von Adolf von Marées. Zerbst, Kummer. 1836. 8. 16 Gr.

Das Ländchen Anhalt nimmt einen so kleinen Theil auf der Karte von Norddeutschland ein, daß man es leichtlich mit dem Daumen decken kann; aber seine Landesherren sind und waren wackere Deutsche, seine Bewohner sind glücklich und waren von je ihren angestammten Fürsten mit Leib und Seele ergeben. Mit dem Thun und Treiben dieser Fürsten, hier Askanier, von der Grafschaft Askanien, einer der ältesten Besitzungen der Fürsten von Anhalt, genannt, haben es vorliegende patriotische Romanzen zu thun, die somit sämmtlich eine historische Unterlage haben und denen die Sagenpoesie fern liegt. Seiner Gesinnung nach ist der Verf. wie fast alle Anhaltiner ein echter Patriot, der für seines Fürstenhauses Ahnenruhm glüht, und seinen poetischen Standpunkte nach spielt er keine üble Figur unter Germaniens Romanzensängern. Gleich die erste Nummer: „Die Landkarte von Anhalt", eine Unterweisung für den Erbprinzen von Anhalt, ist in einem frisch naiven Tone gehalten. Recht artig ist darin die Anspielung auf den Verlust der Grafschaft Askanien nebst der Stadt Aschersleben, welche im 14. Jahrhundert dem Bischof Albrecht von Halberstadt in die Hände gespielt und bei dem westfälischen Frieden den brandenburgischen Staaten zugeschlagen wurden:

Ein ander A, Anfang und Quell,
Ist allzu fern nicht von der Stell',
Dort oben, wo im grünen Blatt
Sich zeiget weiß die leere Statt;
Als hätt' 'ne Raupe da gesessen,
Ein großes Loch ins Blatt gefressen.
Ja, eine Raupe hat hier geraubt,
Die manchen grünen Baum entlaubt!
Kirche, der Wurm sich also heißt,
Hat einst Askanien hier verspeist
Und lang in ihrem Leib bewahrt,
Was freilich sonst nicht Raupenart.
Ein Adler ist zuletzt gekommen,
Hat Raup' und Raub zu sich genommen.
Geht sonnenwärts des Adlers Streben,
Könnt' er das Land zurück wohl geben!

Wegfallen konnte füglich (S. 60) „Die Theilung des Landes" und (S. 96) die prosaische Jagdscene, da beiden Stücken das charakteristische Merkmal der Romanze abgeht. S. 74 findet sich, für den Literarhistoriker vielleicht nicht ohne Interesse, ein Gedicht vom Herzog Wilhelm zu Sachsen auf den Tod Christian II. von Anhalt; schade, daß darin die Sprache modernisirt wurde. Die 18 Nummern behandeln historische Stoffe vom 6. Jahrhundert ab bis auf Dessaus Leopold Friedrich Franz, der unter Anderm auch Napoleon gegenüber dargestellt wird. Daraus (S. 106) zwei Strophen:

Es ist — des Selbsterrungnen Nichtigkeit,
Des Überkommnen, Gottgegebnen Werth!
Dein Kaisermantel scheint ein schönes Kleid,
An dem sich nur — des Schneiders Kunst bewährt;
Sein Fürstenrock dagegen ist ein Buch,
Das namhaft macht der Eigner lange Reih';
Man denket eines Jeden, der ihn trug,
Und der ihn künftig tragen wird, dabei.

Mit Vergnügen haben wir endlich einen Text zur Weise des bekannten dessauer Marsches gelesen, der im Munde wie in der Seele jedes Anhaltiners leben sollte. Vom sogenannten alten Dessauer hätte das Büchlein wol ein Blatt mehr geben können. Da Hr. Adolf von Marées, dessen Namen wir in Schmidt's „Anhaltischen Schriftstellerlexikon" unter seinen Blutes- und Geistesverwandten noch vermissen, nicht ohne Beruf für Leistungen in dieser Dichtart ist, so sollte er aus dem Sagenschatze des Landes, wo ihm Bernburg, das Unter- wie das Oberfürstenthum, reichen Stoff spenden würde, das Tauglichste auswählen und es zu Nutz und Frommen seiner braven Landsleute und Anderer, die auf jenes Ländchen nicht ohne Interesse schauen, hübsch und wohlgerundet darstellen.

22. Der Minstrel. Taschenbuch erzählender Dichtungen herausgegeben von Johann N. Vogl. Mit Beiträgen von J. Bergmann, Braun von Braunthal u. s. w. Wien, Wenedikt. 1836. 16. 20 Gr.

Eine Schar südostdeutscher Schöngeister hat sich hier unter J. N. Vogl's Firma und Panier zum Romanzensangspiel vereinbart. Herr V. hat Geschmack, seine Gesellschaft ist wohl gewählt, man lauscht behaglich ihrem Saitenspiel und trifft auf manchen alten Bekannten, z. B. Ritter von Braunthal, Freiherrn von Eyb, Fitzinger, Freiherrn von Feuchtersleben, Kaltenbrunner, Grafen von Mailáth, Gabr. Seidl, A. Schumacher, Treitschke und Ritter von Tschabuschnigg. In den Unbekannten lernt man hübsche Leute kennen und befreundet sich bald mit ihnen. Über den Wirth der Gesellschaft verlieren wir hier kein Wort, wir lernen ihn weiter unten in diesem Aufsatze kennen. Es wird uns eine Art von Trilogie geboten. 1) Historische Balladen, 14, theilweis die Sphäre des Schauerlichen berührend, 2) Legenden, 6, 3) Balladen und Romanzen, 29 Nummern. Unter der Kritik haben wir nichts gefunden, wol aber Manches, was wir lieber mit Paramythie oder Allegorie bezeichnet hätten, indem es der Romanzensphäre fremd zu sein scheint, z. B. „Polychloros" von Treitschke. Empfehlen möchten wir als gelungen: „Schreckimwald's Rosengärtlein" von Schumacher (S. 72); unter den Legenden „Priesters Tod" von Langer (S. 108); unter den Romanzen „Der treue Eckhart" von Schumacher (S. 164); „Tiegerkampf" von Treitschke (S. 197), zu Nutz und Lehr den Kritikern geschrieben; „Mutterliebe" von Kaltenbrunner (S. 235), nach einer wahren Begebenheit aus der Cholerazeit, und endlich die Beiträge von dem Pseudonymen Carlopago, namentlich (S. 241) „Erlösung".

23. Gedichte, von Karl Wilhelm Ferdinand Bobrik. Zwei Bändchen. Königsberg, Gräfe und Unzer. 1836. 8. 1 Thlr.

Traurig, daß die ersten uns in die Hände fallenden Blätter des Reimreichen so wenig bieten; denn obwol der Verf. in den Anmerkungen zu seinen Gedichten rühmt, sie seien in bekannten Zeitschriften gelesen und von den besungenen Personen mit Beifall aufgenommen, so müssen wir doch eingestehen, daß sie uns als hausbackene Reimereien ohne Poesie erschienen sind. Es sind zwei Bändchen. Das erste enthält „kleine" Gedichte, und ein bezeichnenderes Epitheton konnte ihr Verf. nicht wählen. Der „Neujahrstext" (S. 116) enthält wenigstens einen poetischen Gedanken. Das zweite enthält ein dreiactiges Trauerspiel: „Camilla Sasso". Wir haben es nicht gelesen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Neueste französische Schriften über das Gefängnißwesen.

Frankreich ist unstreitig nächst Nordamerika dasjenige Land, wo man sich, wenigstens theoretisch, seit einem Zeitraum von 15—20 Jahren am angelegentlichsten und vielseitigsten mit der Verbesserung der Gefängnisse beschäftigt hat. Es hat nicht an Büchern, Broschüren, Preisconcurrenzen gemangelt, um diese zeitgemäße Frage gehörig zu erörtern; ja, sogar ein eignes Journal für das Gefängnißwesen wurde gegründet. Es bildeten sich eigne Societäten für diesen wohlthätigen Zweck, Philanthropen bereisten die einzelnen Gefängnisse, riefen laut gegen die stattfindenden Misbräuche, sammelten die gerechten Klagen und legten sie dem Publicum zur Beachtung und Theilnahme vor. Hierzu kamen noch die Berichte über die Strafhäuser im Ausland, und es wurden eigne Abgeordnete nach England, in die Schweiz und nach Nordamerika geschickt, um von den dort bestehenden Einrichtungen dieser Gattung Plan und Modell zu entnehmen. Die Architekten ließen es gleichfalls an Rissen, Zeichnungen und Entwürfen aller Art nicht fehlen. Betrachtet man diese vielfache Thätigkeit, diese theoretischen Vorbereitungen zu einem so gemeinnützigen Zweck genauer, so muß man aber doch gestehen, daß sie auf gewisse Weise nur dem Kreisen des Bergs in der Fabel zu vergleichen sind, der endlich die Maus gebiert. Für die Gefangenen und Sträflinge selbst und für die Verbesserung ihrer Lage haben sie sämmtlich noch sehr wenig gefruchtet. Man hat die Bücher, die Journale, die Schriften aller Art bei Seite gelegt, die Preisconcurrenten sind müde geworden, die Thätigkeit und Reiselust der Philanthropen und Abgeordneten ist nach und nach wieder erloschen. Überdies hat in diesen letzten Jahren Frankreich zwar eine Menge herrlicher und kostbarer Bauten entstehen sehen, aber nur keine Straf- und Besserungshäuser, deren schnelle Entstehung man doch nach so vielseitigen Bemühung hätte erwarten dürfen. Ganz Frankreich besitzt noch heute kein Straf- und Besserungshaus in dem wahren Sinne des Worts, den man doch in allen jenen Discussionen vor Augen hatte. In Paris selbst hat man zwar neuerdings ein großes Gefängnißhaus für die jugendlichen Verbrecher und Vagabonden errichtet, welches geräumig genug ist, um deren viele zu fassen, und wol auch weise und vorsichtig genug angelegt und eingerichtet, um dem nothwendigen und unabweislichen Erfoderniß einer gründlichen Besserung solcher jungen verwahrlosten Individuen zu entsprechen. Allein leider hat sich in dies rühmliche Werk, wie das bei den meisten Unternehmungen der gegenwärtigen Zeit der Fall ist, gleichfalls der leidige Speculationsgeist eingeschlichen und dem neuen Systeme fast noch in der Geburt den Todesstreich versetzt. Anstatt daß unbefangene Inspectoren, denen eine reiche Humanität und eine langjährige Erfahrung zu Gebote steht, anstatt daß wahre, edle, nur auf den Hauptzweck der Sache gerichtete Menschenfreunde die ganze Anstalt leiten, bevormunden und für die Dauer sichern sollten, sieht man vielmehr an der Spitze derselben sogenannte Entrepreneurs stehen, die vor allen Dingen zweimal ihr eignes Interesse, ehe sie das gemeine Wohl und die wahre gründliche Veredlung zurückgekommener Naturen zu bedenken pflegen. Das Interesse dieser speculirenden Geister besteht nun natürlich eben nur darin, daß sie die eingesperrten Kinder und Jünglinge so viel als möglich arbeiten lassen, um aus dieser Arbeit einen erklecklichen Überschuß für sich zu gewinnen, da sie ja doch für die Entreprise selbst ihre Procente zahlen müssen. So machen sie für die jungen Verbrecher und verwahrlosten Kleinen die Arbeit fürs Lohn zur Hauptsache, den Unterricht aber, auf welchem doch jede folgende Besserung allein beruhen kann, zur großen Nebensache. Die gefangenen Individuen werden mit Strenge angehalten, 12 Stunden des Tags zu arbeiten, während man sie mit Mühe und Noth an einigen Tagen der Woche ein paar Stunden zur Schule schickt. Es läßt sich hundert gegen eins verwetten, daß unter solchen Umständen die zu Bessernden auch nicht einmal den wohlthätigen Einfluß dieser wenigen Unterrichtsstunden werden empfinden können.

Daher dürfen wir uns denn nicht verwundern, wenn sich nun auch andererseits wieder Stimmen erfahrener und sachkundiger Männer gegen dieses neue Pönitentiarsystem erheben, und in diesem Sinne sind in Paris neuerdings zwei sehr beachtenswerthe Schriften erschienen. Die erste, von Moreau-Christophe, Unterpräfecten und ehemaligem Generalinspector der Gefängnisse des Seinedepartements, unter dem Titel: „De l'état actuel des prisons en France, considéré dans ses rapports avec la théorie pénale du Code"; die zweite Schrift von Marquet-Vasselot: „Du système cellulaire de nuit pour la réforme de nos prisons". Der Verfasser dieser letztern Schrift ist gleichfalls Inspector eines Centralhauses und als solcher mit dem Stand der Sache wohl vertraut. Besonders beachtenswerth ist jedoch die erste Arbeit, welche eine sehr merkwürdige Statistik der französischen Gefängnisse enthält, verbunden mit vielen sehr interessanten und bisher fast unbekannten Thatsachen. Der Verfasser erklärt sich zwar durchaus, wie dies auch nicht anders sein kann, gegen den gegenwärtigen langhergebrachten und schadhaften Zustand der französischen Gefängnisse; allein er billigt auch keineswegs diejenigen, kaum zu beachtenden Resultate, welche sich bisjetzt aus dem neuen System hervorbildeten. Er geht die drei Classen der Strafhäuser, nämlich die Civil-, Criminal- und Militairgefängnisse ausführlich durch und zeigt, wie Alles, was in diese Kategorien gehört, durch ganz Frankreich sich in einem höchst traurigen Zustande befinde. Frankreich sendet jährlich eine Totalsumme von 56,000 Individuen in seine Gefängnisse, unstreitig doch wie alle andern Staaten in der Hoffnung, daß diese Individuen wenigstens einigermaßen gebessert in die bürgerliche Gesellschaft zurückkehren werden. Wo aber alle Einrichtungen der Strafanstalten selbst dieser Änderung widersprechen, wie ist es möglich, daß sich da im Laufe der Jahre die Zahl der Übelthäter mindern kann? 71.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Mittwoch, —— Nr. 179. —— 28. Juni 1837.

Poeten und Poetaster aus dem Laufe des Jahres 1836.
Zweiter Artikel.
(Fortsetzung aus Nr. 178.)

24. Gedichte von Julius Mosen. Leipzig, Literarisches Museum. 1836. 8. 1 Thlr.

Hier finden wir reichen Ersatz für das nutzlose und unbelohnende Durchlucubriren der vorhergehenden Gedichte. Herr Julius Mosen ist ein deutscher Lyriker, der es verstanden hat, aus den Flammenstrahlen eines Göthe, Tieck, Uhland, Wilhelm Müller, Schwab, Anastasius Grün und Heine eine Seelenglut zu bilden und zu unterhalten, in welcher das Amalgama, geschöpft aus Jener Leistungen, gänzlich dem Blicke entschwindet, und die um so ureigenthümlicher erscheint, da er überall aus dem frischen Quell der Natur schöpft und jene Effectphrasenbildung, erkünstelte Zerrissenheit und ironische Caprielenschneiderei vermeidet, die man seit dem Erscheinen des „Buchs der Lieder" am Theetisch und in ästhetisch-literarischen Soiréen gern zu haben scheint. Er fühlt aber auch seinen Werth, und wir wollen ihm das nicht so übel anrechnen. Denn wenn die ganze Wonne des Lenzgefühls, die auf sein Gemüth gleichsam einstürzt, ihn (S. 168) fragen läßt:

> Wie soll ich nun in meinen Blütentagen
> Die Erde und den ganzen Himmel tragen?

so hat jeder wahre Dichter ähnliche Erfahrungen an seinem Innern gemacht. Wenn er sich ferner (S. 172) einen König nennt, so fühlt er ja nur, daß das Schicksal den Dichter nicht nur wie einen König, sondern wie einen Gott über die Wirren und den Tand der Erde emporgehoben hat; und wenn er endlich in dem Liede, das die vorliegende Sammlung schließt, und wo er aus den Augenhöhlen eines Rehschädels Blumen hervorsprießen sieht, fragt:

> Ob nun, wenn ich gestorben
> Im hellen Jugendgrün,
> Aus meinem Todtenschädel
> Noch meine Lieder blühn?

so ist das zwar eine Frage, die ein etwas übelriechendes Selbstgefühl verräth; aber, lieber Himmel, er ist gewiß noch jung aus der Frische seiner Lieder zu schließen; man hat in einzelnen Tagesblättern seine Gedichte mit Vergnügen gelesen, man hat sein schönes Talent anerkannt, und er macht es noch lange nicht so arg wie Heine, der mit der unbefangensten Naivetät versichert:

> Ich hab' ein ganzes Heer
> Von ewigen Liedern gedichtet,

und sich ein anderes Mal gar einen Titanen und römischen Triumphator in seinen Versen nennt. Zu verkennen ist hier nicht, was M.'s poetischer Hauch berührt, vergeistigt und idealisirt sich; was sein scharfer Blick dem Leben abgewinnt, weiß er leicht und ohne Wortschwall zu gestalten, und wir glauben es ihm aufs Wort, wenn er im „Bergliede" (S. 95) sagt:

> — aus Waldesranken
> Ersprießen still urkräftige Gedanken.

Dieser urkräftige Gedanke ist hier fast überall unter dem Bilde, weshalb auch viele Lieder in eine geniale und sentimentale Spitze zulaufen. Oft finden wir bei dem tiefen Sinne, der die Lieder charakteristisch auszeichnet, bloße Hindeutungen, Anspielungen, Bilder und Winke; der Leser muß dann den geheimnißvollen Wortschleier selbst heben, der auf dem Gedanken liegt, wobei es denn leicht geschehen kann, daß er ihn mit zu roher oder unkundiger Hand anfaßt und daher am Ende nicht recht weiß, was der Dichter im Sinne gehabt habe. Ist es uns doch selbst mit zwei Nummern der Sammlung also gegangen, und das machte uns halb unwillig, halb betrübt. Betrachten wir die Objecte seiner dichterischen Anschauung und Behandlung, so offenbart sich eine nicht geringe Vielseitigkeit, in welcher das Leben in prismatischem Farbenglanz schillert. Jeder der fünf Abschnitte, in die er die Sammlung eintheilt, wird durch ein Motto charakterisirt. So haben die erotischen Ergüsse, Nr. I, die Andeutung:

> O süße Rose, hast nun ausgeglüht,
> Fast Knospe noch, und dennoch schon verblüht.

Gern leben und lieben wir nun mit dem Dichter auf dem Lande, sehen lächelnd zu, wie er von Eva's Lippen (S. 7) die Hälfte des Apfels mit den eignen Lippen nimmt, wie das Röschen blühen und am Ende doch küssen muß, wie zum Neide der schönen Nachbarinnen die brennende Liebe in seinem Garten blüht, und wie in der Frühlingsnacht beim Abschiede von der Geliebten ihr, dem Dichter und den Blumen die Augen voll Wasser stehen (S. 15). In „Liebe, Wanderschaft und Heimkehr" zeichnen wir das kleine Gemälde aus: „Der Reuige" (S. 18), wo die reuige Schöne zerknirscht im Beichtstuhle kniet, und welches (schade, daß hier die häßliche Reimhärte das Ohr verwundet) schließt:

> Es stehet ein armer Sünder
> Am Betstuhle dahinter.

Nicht minder spricht der „Abschied" (S. 24), und „Botschaft" (S. 27) an, wo Mondenschein, Nachtigall und Rosenduft die Boten der Liebe werden. „Heimkehr" (S. 32), mit Heine'scher Pointe, wolle der Verf. doch ja in der zweiten Auflage streichen; ein Gleiches möchten wir wünschen in „Des Waffenschmieds Fenster", wo der unglücklich Liebende theilnahmlos Markt und Straße überschaut, aber mit dem Blicke an des Waffenschmieds Waare hängen bleibt:

> Ja, der Waffenschmied, der schmiedet
> Dolche wunderschön und blank,
> Für die Pilger, die ermüdet,
> Und mein Herz ist todeskrank.

Wir meinen nämlich, der Verf. stehe zu hoch, als daß er zu solcher Effectmacherei seine Zuflucht zu nehmen brauche.

Nr. II trägt das Schildlein:

> Soll ich denn Hut und Stab
> Föhlich nicht schwingen?
> Drossel, die Wein genascht,
> Kann sie nicht singen?

Hier versenkt sich denn die Subjectivität des Dichters in verschiedene Zecherseelen, und aus Einigen weiß er gar Treffendes und Charakteristisches herauszulesen. So zieht das Traumbild im Pokale in das glühende, überströmende Herz des Mystikers (S. 43), und meisterhaft wird hier ein Anklang aus Novalis herbeigezogen. Noch schlagender wirkt das Lied, wo der Zecher als Revolutionnair Weindecrete sprudelt, worauf ein Chor jedesmal mit „Rebellion! Rebellion!" antwortet. Nicht übel ist ferner der Zecher als französischer Emissair, während die andern derartigen Erzeugnisse einige matte und hohle Phrasen haben.

Nr. III:

Hoch aus dem Eichenwald
Brausen die Wetter,
Hoch aus dem Eichenwald
Rauschen die Blätter —

nämlich Deutschthum, Vaterlandsgefühl und geschichtliche Züge von Heroismus. In der That rauscht die Eiche (S. 75) recht bodenisch, und in der „Völkerschlacht bei Leipzig" (S. 79) nimmt sich der alte König recht gut am Fenster aus:

Er mochte wol schmerzlich beten:
Herr Jesus Christus, mein Sachsenland
Nicht gänzlich laß es zertreten.

Nicht minder anziehend ist Andreas Hofer und sein Verräther Donay gezeichnet. „Die letzten Zehn vom vierten Regiment" (S. 89) haben schon vor längerer Zeit durch Volksgunst den Stempel ihres Werthes erhalten. „Der Kreuzschnabel" (S. 85) ist voll Gedankenblitze und Phantasieblüten. Wie lebendig malt der Dichter sein ganzes Gefühl, wenn er, nach Erzählung der Legende, daß jener Vogel versucht habe, einen Nagel aus der Hand des am Kreuze leidenden Heilandes zu ziehen, die Anwendung auf eignes Gefühl und Streben also macht:

Wie das Vöglein, wol vergebens!
Möcht' ich ziehen aus der Hand
Einen mörderischen Nagel
Dem gequälten Vaterland.

Obwol „Polonia" (S. 91) nennenswerth ist, so möchte das Element des Grausigen in „Vision" (drei Nummern) anziehender sein. Ein Auszug aus diesem Nachtstück würde das schöne Ganze zerstückeln und doch kein vollständiges Bild geben.

Nr. IV:

Über zerfallnem Haus
Träumt die Geschichte,
Webet das Immergrün
Zarte Gedichte.

Hiermit wendet sich der Dichter in das Gebiet der elegisch-phantastischen Träume, wo er ganz besonders heimisch ist und wo nur wenige Nummern ausfallen. Man höre z. B. den zarten Seufzer in „Herbstzeitlose" (S. 110):

Zeitlose blüht in Trauern,
Weil sie so einsam steht,
Denn mit des Frostes Schauern
Der Wind vom Norden weht.

Die Vöglein sind gezogen,
Weil es im Winter kalt,
Sie sind davongeflogen
Wol über Feld und Wald.

All' Blümlein schlossen trübe,
Weil süß die Todtenruh,
Mit ihnen meine Liebe
Die matten Äuglein zu.

Von Blumen ist, vom Lieben,
Weil einsam ganz mein Herz,
Zeitlose mir geblieben,
Zeitloser Gram und Schmerz.

Nicht wenige Stücke gehören in die Sphäre der Ballade und Romanze, wiewol keins hier so benannt wird; z. B. „Der Witwe Töchterlein", „Die Rosenknospe", „Die Nonne", „Andreasnacht", „Die Windsbraut", „Das Waldweib" (S. 135) in vier Nummern, „Fahrewohl" und „Heinrich der Löwe". Tief gedacht und zart empfunden ist (S. 122) „Der treue Bote", den wir uns nicht enthalten können hier noch mitzutheilen:

Wenn im Herbst die Störche ziehen,
Kommt der eine zu mir her;
Ach, der glückliche kann fliehen
Über Land und über Meer!

Gab seit meinen jungen Tagen
Ihm ein Brieschen mit am Band,
Treu hat er es fortgetragen
Zu dem schönen Morgenland.

In den Brief hab' ich geschrieben:
Zöge gerne mit dem Wind,
Dich zu sehen, dich zu lieben,
Dich, mein Traumbild, fremdes Kind!

Und der Storch war fortgezogen,
Eh' ich noch es recht bedacht,
Kam im Lenz zurückgeflogen,
Hat mir Nachricht stets gebracht.

Kommt zurück von schönen Ländern,
Bringt mir Nachricht jedes Jahr,
Eine Schrift auf seidnen Bändern,
Unerklärlich, sonderbar.

Und so sitz' ich armer Knabe,
Und der Storch am Fenster dort
Sieht, ob ich geschrieben habe,
Denn schon morgen muß er fort.

Das „Rabenlied" (S. 127) scheint nicht ganz dem eigenthümlichen Herzensgrund des Dichters entsprossen zu sein, verfehlt indessen seine schauerliche Wirkung nicht. Im „Wassernect" (S. 155) bekundet der Dichter sein Talent für die Bildung des phantastischen Traums, indem er uns den Sieg der Poesie und Phantasie über die Prosa in frischen, lebenswarmen Bildern schildert.

Nicht ganz klar bezeichnend trägt der fünfte und letzte Abschnitt das Motto:

Und zog der Sänger auch durch Sturm und Nacht,
Hat doch ein Stern noch über ihn gewacht.

Hier stoßen wir auf fünf köstliche „Frühlingslieder", unter denen wiederum (S. 171) „Ammengesang" das ausgezeichnetste sein möchte; schade, daß wir die herzige Blüte hier nicht her verpflanzen können. „Jahreszeiten", in vier Nummern, recht brav. Im „Hänflingsnest" (S. 180) haben wir den Sinn nicht errathen. Den Schlußstein des ganzen Kunstgebäudes bildet das schon oben genannte Lied: „Der Rehschädel", auf würdige Weise. Wir glauben, diese Gedichte nicht zu den ephemeren Producten unserer lyrischen Poesie rechnen zu dürfen.

25. Gedichte von **August Kopisch**. Berlin, Duncker und Humblot. 1836. Gr. 12. 1 Thlr. 18 Gr.

Historie von Noah.

Als Noah aus dem Kasten war,
Da trat zu ihm der Herre dar;
Der roch des Noah Opfer fein,
Und sprach: „Ich will dir gnädig sein,
Und weil du ein so frommes Haus,
So bitt' dir selbst die Gnaden aus."

Fromm Noah sprach: „„Ach lieber Herr,
Das Wasser schmeckt mir gar nicht sehr,
Dieweil darin ersäufet sind
All' sündhaft Vieh und Menschenkind.
Drum möcht' ich armer, alter Mann,
Ein anderweit Getränke ha'n!""

Da griff der Herr ins Paradies
Und gab ihm einen Weinstock süß,

Und sprach: „Den sollt du pflegen sehr!“
Und gab ihm guten Rath und Lehr',
Und wies ihm Alles so und so,
Der Noah ward ohn' Maßen froh.

Und rief zusammen Weib und Kind,
Darzu sein ganzes Hausgesind,
Pflanzt Weinberg' rings um sich herum;
Der Noah war fürwahr nicht dumm!
Baut Keller dann und preßt den Wein
Und füllt ihn gar in Fässer ein.

Der Noah war ein frommer Mann,
Stach ein Faß nach dem andern an,
Und trank es aus zu Gottes Ehr':
Das macht' ihm eben kein' Beschwer.
Er trank, nachdem die Sündflut war,
Dreihundert noch und fünfzig Jahr.

Nützliche Lehre.

Ein kluger Mann hieraus ersicht,
Daß Weins Genuß ihm schadet nicht,
Und item, daß ein guter Christ
In Wein niemalen Wasser gießt:
Dieweil darin ersäufet sind
All' sündhaft Vieh und Menschenkind.

Das hier mitgetheilte Lied lassen wir als Urtypus des eigenthümlichen Talents dieses Dichters abdrucken, und es zeigt, wie verschieden der Himmel seine Gaben austheilt. Man sieht, es ist durch und durch von jener humoristischen Naivetät durchdrungen, die ihre Wirkung auf den Leser nicht verfehlen kann, und die zwar noch oft in dem Buche ihr ergötzliches Spiel treibt, aber nirgend mehr in diesem Tone, dieser Frischheit und dieser Prägnanz; denn die andern hier behandelten alttestamentlichen Stoffe stehen im Vergleich mit diesem „Noah“ sehr zurück, sodaß wir anfänglich fürchteten, es möchte uns mit dem Buche gehen wie weiland den Lesern der Usteri'schen Gedichte, die in jener Sammlung nur ein einziges Lied („Freut euch des Lebens“) fanden, den Rest aber für Maculatur zu erklären sich genöthigt sahen. Indessen steckt eine Fülle von Humor in diesem Dichtergemüthe, daß letzterer auch da wie ein überschwänglich volles Gefäß überfließt, wo er die Patriarchenwelt verläßt und sich in die Lebenskreise der Gegenwart mischt, wie z. B. in „Tocurkönig“ (S. 50) und in einigen andern, wo man an Béranger erinnert wird, nur daß der frohsinnige Deutsche alle Liederlichkeit und Üppigkeit Lutetiens en horreur hat. Freilich sind auch matte Späße hier wie (S. 25) „Est, est, est“, und die Tragikomik im „Trompeter“ (S. 48) ist von nicht sonderlicher Wirkung auf Gefühl und Phantasie, während wiederum der „Geist aus Nummer III“ (S. 19) ein ganz ergötzlicher Schwank ist. Der Gesang zur Tarantella (S. 40), nach dem Neapolitanischen, wie vieles Andere hier, bearbeitet, ist wol in eben dieser Bearbeitung etwas übertrieben, erzählt aber gar kraus und drollig die Liebesgeschichte des Flunders und der Sardelle, und wir glauben kaum, daß das Neapolitanische der komischen Wirkung des Deutschen gleichkommt. Im neapolitanischen Zitherliede (S. 64) hat die Pointe keinen südlichen Charakter. Eine nicht geringe Zahl dieser Lieder, mit Melodien von einem Tonkünstler wie Karl Maria von Weber war, müßten sich gar anmuthig singen lassen. „Amor“ ist der den Liedern folgende Abschnitt überschrieben. Die Sächelchen sind nicht ohne Anakreontischen Geist und Zierlichkeit. Dann folgen „Allerlei kleine Geister“, und diese geberden sich so neckisch und drollig, huschen und trippeln, zupfen und putzen so allerliebst, sind vor das Auge der Phantasie in einem so krausen Alliterations- und Reimspiel hingestellt, daß man sie gern zum zweiten und dritten Male heraufbeschwört, d. h. die Gedichte wiederliest. Man lese hier: „Hütchen“, „Die Heinzelmännchen“, „Zeitelmoos und Schlitzöhrchen“ — lustige Personnagen, wie sie nur in der Volksphantasie ihr Wesen treiben, aus welcher sie der Verf. doch wol genommen hat —, und man wird zufrieden und ergötzt sein. Im Romanzen- und Balladengebiet ist unser Humorist nicht so heimisch; der Ernst kleidet ihn minder, und er wandelt da die breite Heerstraße seiner meisten modernen Brüder in Apoll. Ebenso verhält es sich mit den epischen Studien, Erzählungen und Idyllen, von denen wir mehre zu überschlagen uns gedrungen fühlten. Die Dithyramben veranlassen uns blos zu der Reflexion, daß unsere Sprache, die Hr. K. in seiner Gewalt hat, gar kühner Wortbildungen fähig ist, die hier nur selten affectirt erscheinen. Die den Schluß der Sammlung bildenden Gelegenheitsgedichte erheben sich über das Triviale, und wenn die Grazie das S. 314 befindliche Gedicht: „Dummheit“, in ein etwas feineres Gewand gekleidet hätte, so wäre es eine kleine Perle reflectiver Poesie, sowie der S. 315 befindliche Prolog zur ersten Aufführung der deutschen Übersetzung eines neapolitanischen Volkslustspieles nicht ohne Witz und Originalität ist. Kurz, lieber Leser, willst du dich ein Stündchen angenehm unterhalten, so lies August Kopisch's Gedichte.

26. Dichtungen. Von Johanne Hermes. Helmstedt, Fleckeisen. 1836. Gr. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

Es gibt eine Poesie, die mehr für das Ohr als für das Auge ist. Eine solche ist die vor uns liegende zu beurtheilende. Man muß diese Lieder nicht selbst still lesen, sondern sie sich lieber vorlesen lassen oder laut lesen; dann nehmen sie sich in ihren gefälligen Rhythmen, ihrer leichten Versification und in ihrem unaufgehaltenen klaren Flusse viel besser aus. Freilich wälzt dieser Fluß seine Wogen nicht an blühenden Umuferungen hin, er wird wenig belebt durch buntbewimpelte Gondeln und Fischerkähne, und selten spiegelt sich in seinen Wellen das glühende Morgengold, der abendröthliche Himmel oder der stille Mond: wir meinen damit, es fehlt ihnen die den Frauen sonst eigenthümliche Gefühlsweichheit, Phantasiefarbenpracht und jene elegische Stimmung, die über das Leben den dunkeln Schleier resignirender Klage und Sehnsucht breitet; ja, es offenbart sich in ihrer Mehrzahl sogar ein kräftiger, männlicher Ton, wie wir ihn bis heute bei keiner Dichterin gefunden haben. Die Verf. hat besonderes Talent für das erzählende Gedicht, und Alles, was sie in dieser Dichtart mittheilt (und das ist beiweitem das Meiste), läßt sich lesen, ja oft mit Vergnügen lesen. Weil aber die Phantasie Bild und Allegorie nicht mit gefälliger Hand einwebt und des Geistes Thätigkeit fast ausschließlich und unausgesetzt in Anspruch genommen wird, so erscheinen die Darstellungen — so passend der Stoff auch gewählt ist — dennoch oft gedehnt und weit ausgesponnen. Ein längeres erzählendes Gedicht ist betitelt: „Die Söhne Adam's“. Hier ist Manches zart gedacht und es mangelt nicht an schönen Stellen. Den Schluß bildet eine Fabel: „Die Gänse“, welche zwölf Gesänge lang werden soll, von denen uns hier nur der erste als Probe mitgetheilt wird. Die Verf. gedenkt nämlich außer diesen „Gänsen“, bei denen wir, der Wahrheit die Ehre gebend, durchaus kein Geschnatter, wol aber den Fabelton vollkommen getroffen gefunden haben, noch eine andere größere Dichtung in drei Bänden, nach den Bildern oder Kupferstichen ihres verstorbenen Freundes Wilhelm Tischbein bearbeitet, vom Stapel laufen zu lassen, wozu wir ihr von Herzen Glück wünschen.

27. Poesien, Gedanken und Bilder nebst Übertragungen von Hedwig Hülle. Gera, Scherbar. 1836. Gr. 8. 18 Gr.

Wieder eine Dame! Doch ist hier, was wir im vorigen Buche schmerzlich vermißten, mehr Sentiment, Weiblichkeit und Innigkeit. Was Frau Hedwig durch ihre Lebensanschauung gewonnen, wird elegischer Reflexionshauch, oft nur ein kurzes, weiches Ach. Oft fließt das Herz in kindlicher Pietät und Frömmigkeit über, obwol wir uns kaum eines Lächeln erwehren konnten, als wir in der letzten Strophe eines Ergusses an Christus (S. 82) lasen:

Und dich, du Stab, du Licht des Lebens,
Dich preise handelnd, wer dich kennt.

Ob dich des Pilgers irrend Auge
Für Menschen oder Gott erkennt —

wo sie sich uns denn offenbar als eine schöne Rationalistin bekundet. Auszeichnen möchten wir: „Im April" (S. 6); „Blumen und Sonnenstral" (S. 10); „Blumenliebe" (S. 11); „In Krankheit" (S. 22); „Die ewige Lampe" (S. 28); „Morgens" (S. 35). Mitunter hat sich die Dichterin ihren Gedanken nicht ganz klar gemacht, wie S. 19, Strophe 5. Von den Sonetten erwarteten wir mehr und Besseres, und die erzählenden Gedichte stehen im Gegensatz mit denen der Johanne Hermes; ausnehmen wollen wir jedoch „Die Brüder" (S. 62). In dem Liedchen: „Lied und Leid" (S. 21), charakterisirt sich die Dichterin, vielleicht ihrer selbst unbewußt:

Lied und Leid sind nah' verwandt,
Nur durch einen Ton geschieden;
Wem das Lied Apoll gesandt,
Mangelt auch nicht Leid hienieden.

Leid und Lied, ich lieb' euch doch,
Wenn ihr einig bleibt im Leben:
Drückt mich, Leid, dein schweres Joch,
Mußt du, Lied, mich wieder heben.

Drum getreu einander seid,
Denn ihr dürft nicht einzeln laben,
Ohne Lied würd' ich kein Leid,
Ohne Leid nicht Lieder haben.

Was die „Gedanken und Bilder" anbelangt (Aphorismen aus Natur und Menschenleben ohne Metrum), so halten wir sie für Embryonen von Gedichten, denen die Verf. das Metrum nicht geben wollte, oder vielleicht wegen der Sprödigkeit ihres Stoffs nicht geben konnte. Kleiden wir sie ins Metrum, so werden sie sämmtlich kleine Lieder, und wenn wir ihr etwas Schönes sagen wollten, so würden wir sie den Jean Paul'schen Streckversen an die Seite stellen. Hören wir, z. B. den Gedanken S. 102, ob er nicht wie ein Gedicht klingt. „— Dort tragen sie ein blühendes Kind zu Grabe: — ein morgenrothes Wölkchen, das des Tages erster Blick verscheucht, schwebt seine Seele wieder heim. — Im Rosenglanz entflieht die junge Psyche; der Erdenschatten, wolkengleich, bleibt nur zurück und schließt dem Mutterschoos sich wieder an. Mit grünen Kränzen überdeckt des zurückgebliebenen Wandrers Hand das Häufchen Erde sinnig und symbolisch; denn Kränze welken, wie das Leben welkt, und Grün bedeutet Hoffnung auf den Himmel. — O Knospe, schlafe wohl, du blühest auf! — Heil dir, du durftest nicht im Sturm dich neigen! —" Seite 124 steht: „Köstlicher Wein wird vor der Einwirkung der Luft gehütet, daß er nicht schal werde; Wein ist Geist; Geist aber ist der köstliche Wein unsers Lebens, und nur zu gern möchte oft die Kritik die Stelle der Luft vertreten", wobei wir die Bemerkung machen, daß die Verf. unsere beurtheilende Relation nicht mit jener schädlichen Luft vergleichen könne, die den Weingeist ihrer Poesie schal machen möchte. Wir streben ja stets, den Hauch unsers Urtheils, wenn er ja einmal herbe und nordisch werden muß, mit einem Zusatz von Zephyrhauchen von Toscanas Küsten zu mildern; und vollends bei einer Dame!! Mit dieser Bemerkung schlössen wir gern unsre Relation; doch sind noch Übertragungen da, über die wir ein Wort sagen müssen. Zuerst eine freie Nachbildung des sechsten Gesangs der „Iliade" in gereimten Stanzen, wobei die Frage entsteht, ob die Verf. aus der Ursprache oder aus einer deutschen Bearbeitung übertrug? Indessen kann dies keinen Einfluß auf unser Urtheil haben, indem wir uns lediglich an das hier Gegebene halten müssen; und das wollen wir nicht mit der scharfen Lauge boshafter Kritik übergießen. Hat nicht Schiller die „Äneide" Denen, die kein Latein verstehen, nicht blos genießbar, sondern auch wohlschmeckend gemacht; warum sollte nicht Frau Hedwig Hülle einen ähnlichen Versuch mit einem Versfragment des Vaters der Dichter machen? Dann folgt eine Übertragung aus einem fast unübertragbaren Dichter, Lord Byron, wo wir behaupten dürfen, die Verf. übersetzte aus dem Englischen; denn sonst könnten die Stanzen aus dem Liede an Tyrza: „One struggle more, and I am free etc.", die wir mit dem Original verglichen haben, nicht so treu sein. Von den vier Übersetzungen aus Thomas Moore bezeichnen wir als die gelungenste die Elegie aus den „Irish melodies": „When cold in the earth."

(Die Fortsetzung folgt.)

Notizen.

Der furchtbare Fluch.

In den alten Hindufrauen haust oft etwas Dämonisches, so ähnlich wie in den römischen Sibyllen und den Hexen der Shakspeare'schen Dichtung. Dies zeigt folgender Vorfall, der in dem „Oriental annual" von einem Augenzeugen erzählt wird. Zu Futtygur am Ganges rannte einst ein indischer Diener auf dem Bazar so heftig gegen eine alte Frau, daß er sie beinahe zu Boden warf. Kaum hatte die erschreckene Alte das Gleichgewicht wiedererlangt, als sie sich in einen Strom von Schmähungen und Scheltworten gegen den Fremden ergoß, wodurch sie diesen nun wirklich reizte, dergestalt, daß er ihr einen absichtlichen Stoß versetzte, kraft dessen sie mit der Stirn gegen die steinernen Stufen eines Hauses flog und sich so stark verwundete, daß sie bewußtlos vom Boden aufgehoben wurde. Sogleich reuete den armen Burschen seine That, und er verweilte nicht ohne Bangigkeit in der Nähe der Verwundeten, um den Ausgang der Sache abzuwarten. Die Alte erwachte in Kurzem aus ihrer Ohnmacht; allein sobald sie den Verursacher ihrer Schmerzen neben sich erblickte, fing sie mit der Hand das Blut auf, das von ihren Schläfen floß, und sprengte es mit den entsetzlichsten Verwünschungen dem armen Menschen ins Gesicht. Dieser blieb unbeweglich, wie erstarrt vor Schrecken stehen. „Möge dein Schatten schwinden", schrie die Alte, mit vor Wuth erstickter Stimme, „bis er aufhört deine Schritte zu bezeichnen. Dein Lager gebe dir keinen Schlaf, und wenn du hungrig bist, so fehle dir die Speise. Der Alligator letze sich an deinem Leibe, und deine Gebeine mögen nimmer auf einem Scheiterhaufen dörren. Hinweg, du Verfluchter, der Fluch einer mishandelten alten Frau ruht auf dir!" Ein Schauder überfiel den Mann, als er diese gräßliche Rede vernahm; er ging hoffnungslos nach Hause und lebte von nun an in der festesten Überzeugung, daß der Fluch an ihm in Erfüllung gehen werde. Es schmeckte ihm weder Speise noch Trank, und nach Verlauf von wenigen Wochen erklärte er eines Tages freiwillig, seine Stunden seien nun gezählt und er werde in weniger als zwei Tagen eine Beute des Todes sein. Und so geschah es wirklich. Am Morgen des achtundzwanzigsten Tages nach dem Vorfall auf dem Bazar war er todt.

Der englische Dr. Cheyne bemerkt in seiner schätzbaren Schrift: „Essay on health and long life", daß diejenigen morgenländischen Christen ein besonders hohes und kräftiges Lebensalter erreicht haben, welche sich, um den grausamen Verfolgungen zu entgehen, in die Wüsten Ägyptens und Arabiens zurückziehen und hier sich mit äußerst einfacher und dürftiger Kost begnügen mußten. Nach den Berichten des Cassian betrug die Speise, welche sie im Laufe eines ganzen Tages zu sich nahmen, in der Regel nicht über 12 Unzen an Gewicht; ihr Getränk bestand natürlicherweise aus reinem Wasser. So erreichte der heilige Antonius ein Alter von 100 Jahren, der nur von Brot und Kräutern lebte; Jakob der Eremit erlebte das 104. Jahr; Arsenius gar wurde 120 Jahre alt, wovon er 55 Jahre in der Wüste zugebracht hatte. Der heilige Epiphanius, der sich einer gleichen Mäßigkeit befleißigte, wurde 115, Hieronymus 100, Simon Stylita 109 Jahre alt. Romualdus erreichte das noch höhere Lebensalter von 120 Jahren. 11.

Verantwortlicher Herausgeber Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Donnerstag, —— Nr. 180. —— 29. Juni 1837.

Poeten und Poetaster aus dem Laufe des Jahres 1836.

Zweiter Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 179.)

28. Gedichte von Karl Uschner. Neuhaldensleben, Eyraud. 1836. 8. 1 Thlr.

Betrachten wir diese Musengaben objectiv, so erscheinen sie wie kleine Genregemälde. Es ist nichts Großartiges, Höheres, Hebendes in ihnen. Das Leben verklärt sie und sie verklären das Leben nicht; die Scenen, Zustände und Empfindungen, die hier dargestellt und ausgesprochen werden, bewegen sich alle in der Sphäre alltäglichen Treibens. Zuweilen will die dem Verf. angeborene Gemüthlichkeit etwas Artiges schaffen, aber da tritt der leidige Witz auf und zerstört es mit kalter Hand. Eben diese Gemüthlichkeit, die er nicht aus sich vollkommen herausgebildet hat, schützt ihn — vielleicht wider seinen Willen —, wenn er, den Fehler junger Lyriker theilend, sich Heinisch geberdet. Fast keines der hier mitgetheilten Lieder naht sich der Ode, noch weniger nimmt es den Flug zur Hymne oder gar zur Dithyrambe, und im „Fragmente" (S. 38) offenbart sich der Geist dieser Poesie:

1. Das Geschenk.

Und als sie lang gekoset,
Die Maid sich ihm entwand;
Nimm, sprach sie, diese Locke,
Als Liebesunterpfand!

„Hab' Dank, mein süßes Leben!
Hab' Dank", sprach er bewegt,
„An meinem Herzen ruhe
Die Lock', so lang' es schlägt."

2. Des Kindes Fund.
(20 Jahre später.)

Sieh', was ich Schönes hab' gefunden
In deinem Schreibepulte da,
Blond' Löckchen, mit blauer Seid' umwunden!
Schenk' mir das Löckchen, lieber Papa!

„Die Locke kann ich dir nicht schenken;
Hast ander Spielzeug, liebes Kind!
Sie ist ein werthes Angedenken
Aus Zeiten, die längst verschwunden sind."

3. Die Witwe.
Bei der gerichtlichen Nachlaßinventur.
(20 Jahre später.)

Nur Werthloses, meine Herren!
Liegt in diesem Fach beisammen:
Alte Brief', auch eine Locke,
Alles werf' ich in die Flammen.

Nicht übel ist „Romana" (S. 50), ein Loblied auf die Romantik; mit einer gewissen Prägnanz des Gedankens und der Empfindung tritt: „Beruhigung" (S. 59) auf, und „Eifersucht", die erste Nummer der zweiten Abtheilung, ist auch nennenswerth sowie „Entschädigung" (S. 81). Die Romanzen sind mit Ausnahme von „Agnes von Waldeck" (S. 112) eigentlich keine, sondern kleine Genrebilder. Romanzenähnlich sind: „Der Todtengräber", „Der Taugenichts" und „Der Kranz". Die „Eule" (S. 107) soll gespenstiges Grausen erregen, erweckt aber nur Ekel. Unter den Sinngedichten notiren wir: „Glückliche Reise":

Fortgehen will Herr Fadling mit der Zeit;
O wär' er doch schon tausend Meilen weit!

und „König Adler" (S. 125):

Gern weilt in kalter Höh der Adler, wie ihr wißt; —
Warum? — Weil er ein König ist.

Ein Anhang (aus Richard's Liederhefte) gibt Proben von des Verfassers frühern Dichtungen, denen man das Unreife ansieht und anschmeckt, und die besser ungedruckt geblieben wären.

29. Gedichte von Isidor Bürger. Lüneburg, Herold und Wahlstab. 1836. Gr. 8. 1 Thlr.

Wir müssen in der That die Productivität dieses Sängers bewundern. Der Himmel hat ihm die Gabe verliehen, das Wort mühelos anmuthig zu gestalten. In den leichten gefälligen Rhythmen und Formen, unter denen wir besonders die Terzinen loben müssen, herrscht Euphonie. In den Naturgemälden spricht uns die Frische eines zarten Pinsels und die Schärfe eines gut beobachtenden Auges an, und wo der Mensch das Object seiner Darstellung wird, zeigt sich, daß er denselben in seiner Größe und seiner Schwäche aufgefaßt hat. Wer solche Gaben hat und dabei dem poetischen Kitzel nicht zu widerstehen weiß, wird leicht von einem Übel befallen, an welchem jetzt viele deutsche junge Männer laboriren: sie können die Tinte nicht halten; sie „kreiseln", wie Göthe sagt, „der Menschheit Schnitzel"; sie schneiden und raspeln und glätten an einem Holzspan, bis irgend ein Gebild daraus wird; sie werden hyperproductiv (sit venia verbo); sie schütten das volle Gefäß der Seele mit einem Male aus und glauben immer noch süßes, trinkbares Naß zu haben, wenn der unbesonnen vergeudete Quell längst versiegt ist, oder verdorbenes Wasser aussprudelt. So ist's fast Herrn J. Bürger gegangen, der in einen dicken Großactavband von 378 Seiten, in Perlschrift gedruckt, den ganzen Inhalt seiner poetischen Kraft mit einem Male ausgegossen hat. Wir vermuthen, daß er Horazens wohlgemeintes „Nonum prematur in annum" nicht kennt oder nicht beobachtet hat; sonst hätten wir hier Wenigeres aber Gediegeneres zu lesen. Fassen wir das Einzelne näher ins Auge, so bieten sich uns unter der Überschrift: „Nord und Süd" örtliche Bilder dar; denn das Buch beginnt:

Aus der Nordsee Schoose
Ragt ein Felsen hehr,
Überschaut das große
Ewig heil'ge Meer.

Dieser Felsen ist Helgoland, welchem eine Reihe Lieder gewidmet sind. Für Den, welcher diesen Nordseefelsen kennt und

Seebilder liebt, mag diese poetisch-geographische Monographie wol etwas Anziehendes haben; aber das große Publicum — so glauben wir dem Verf. prognosticiren zu können — wird weiter blättern und Etwas suchen, was mehr anspricht und vielseitiger ist, und dabei wird es ganz artige Sächelchen, wie z. B. „Auf Nordend" (S. 54) und „In der Nacht" (S. 61), übersehen. — „B . . . . e", eine zweite Abtheilung, ist erotischen Inhalts. S. 94 sind gute Lehren für Liebesdichter, und in Nr. XV herrscht zwar eine recht frische Malerei, aber der Verf. macht darin einen Sprachfehler; es muß nämlich da heißen statt: „kein Brautpaar", ein Brautpaar, woraus er abnehmen wolle, daß wir seine Verse nicht unaufmerksam durchflogen haben. Das Beste ist wol hier der „Flüchtling" (S. 10). In den Liebessonetten flüstert zwar recht oft ein gar süßes Geplauder; doch nimmt dasselbe hin und wieder einen metaphysischen Ausflug und nimmt sich dann wie eine travestirte moderne ars amandi aus. Dann kommt ein „Märchentraum", in welchem sich uns eine regsame frische Phantasie erschließt, der das Wort zu Gebote steht. Das Reich der Träume und der Feen eröffnet sich hier in sieben Visionen, zu deren Bildung ihm wol eines Freundes Verbindung mit einem edeln Mädchen die erste Veranlassung gab. In der ersten leiten Gesänge und Stimmen der Traumgeister die Feier ein. In der zweiten erscheinen Glaube, Liebe und Hoffnung. In der dritten gibts eine Faschingsscene, in welcher ein Zigeunermädchen und eine Zigeunermutter recht lebendig figuriren. In der vierten:

Das holde Glück im Arme wiegt die Zeit
Sich durch ein Thal, wo keine Stürme tosen.

Die fünfte schildert die goldene Amtsjubelfeier eines reichsstädtischen Bürgermeisters; die sechste begrüßt ein Ehepaar bei der Feier der goldenen Hochzeit, und die letzte faßt alle Bilder wie in einen Kranz zusammen, der dem Freunde und dessen Braut überreicht wird. Wir ziehen diese Abtheilung den beiden frühern vor. Dann folgt „Vermischtes", ein treffend gewählter Ausdruck, denn es sind bona mixta malis. Zu dem Bessern rechnen wir hier: „Entschuldigung" (S. 238). Die hier eingewebten Elegien geberden sich Göthisch. „Dissonanzen" sind romanzenartige Nachtbilder, in das Vermischte vermuthlich, um Ermüdung zu vermeiden, hineingeschoben. Die patriotischen „Vaterlandslieder" erheben sich nicht über das Gewöhnliche. In den „Bettlerliedern" steckt manche frische Idee. Für das letzte Stück der Sammlung: „Abschied von der Poesie", drücken wir dem bescheidenen Sänger die Hand. Es heißt:

Noch hält ein Kranz von Rosen mich umschlungen,
Und schon muß ich mein Lebewohl ihr sagen —
Des Fröhners schwere Kettenlast zu tragen,
Der Scholle, die mein Grab einst wird, verdungen.

Mein Herz hab' ich, das eitle, längst bezwungen,
Drum brauch' ich keinen Richter mehr zu fragen —
Der Weihe Stunde hat mir nicht geschlagen,
Gestrebt hab' ich, doch hab' ich nichts errungen.

Bedrohst du mich, gewitterschwangre Wolke,
Weil dennoch nicht mein Lied, die Sonne meidend,
Dem Dunkel, das ihm ziemte, treu geblieben?

Das Buch gilt Deutschland nicht, nicht seinem Volke;
Ein Dichterjünger hinterläßt es scheidend
Als ein Vermächtniß Denen, die ihn lieben.

30. Gedichte von **Eduard Brauer**. Karlsruhe, Müller. 1836. 8. 12 Gr.

Der letztgenannte Dichter versichert mit edler Selbstbeschränkung, nicht für Deutschland, sondern nur für Freunde geschrieben zu haben; Hr. Ed. Brauer aber wendet sich mit humoristischer Geberdung „an Se. Excellenz das deutsche Publicum", um demselben seine Kindlein submissest zu empfehlen, wobei ihm zu Muthe ist wie einer Mutter, die zum ersten Male ihre herangereiften Töchterlein aus dem engen Kreise des Hauses und der nächsten Bekannten in die große Welt einzuführen sich anschickt. Ref. maßt sich zwar nicht an, als Repräsentant des deutschen Publicums ihm eine Antwort zu geben, glaubt aber oder fürchtet vielmehr, „Se. Excellenz" werde trotz der demüthigen Supplik des Verfassers Muse wenig oder gar nicht beachten. Achtet der Verf. doch selbst die Poesie der Deutschen nicht sehr hoch, da er sie im genannten Vorwort mit einem Lindwurm vergleicht, der unaufhörlich **Wasser** speit. Dürfen wir nun ein Wörtchen über diese Gedichte in dem Sprechsaal d. Bl. fallen lassen, so müssen wir uns leider dahin erklären, daß hier wirklich viel Wasser ausgespien ist, und daß sich viel geistlose Reimerei entfaltet, welcher der Nerv, der magische Hauch und die Zartheit der Empfindung abgeht. Ein poetischer Hauch weht indessen aus drei Nummern: „Der Jüngling und die Eichen" (S. 25); „Des Verwaisten Trost" (S. 40) und „Der gefangene Königssohn (S. 45). Diese drei bilden nach unserm Dafürhalten die opera omnia Ed. Braueri.

31. Elegische Gedichte von **W. Junkmann**. Münster, Deiters. 1836. Gr. 12. 12 Gr.

Der Reim ist zwar nichts Wesentliches in der Poesie; wer ihn aber verschmäht und nicht gebraucht wie dieser Elegiensänger, der hat entweder kein Gefühl für seine Magie, oder keine Erfahrung über seinen Effect in andern poetischen Erzeugnissen der Gegenwart, oder er ist zu bequem, ihn zu handhaben. Einige Sonette nebst ein paar andern Nummern sind gereimt. Die deutsche Lyrik hätte nichts verloren, wäre das ganze Elegienbüchlein ungedruckt geblieben.

32. Gedichte von **Ludwig Giesebrecht**. Leipzig, Güntz. 1836. 8. 2 Thlr.

Es entfaltet sich hier vor uns eine sinnige Reflexionspoesie, die das Leben in mehrseitiger Richtung umfaßt. Die in zweiundzwanzig Bücher abgetheilten Gedichte könnten glauben machen, der Verf. habe, gegen das übliche Verfahren seiner Brüder in Apoll, nach einem vorher entworfenen Plane gearbeitet; wir bezweifeln solches jedoch, vermuthen vielmehr, die Lieder wurden in verschiedenen Zeiten nach und nach geschrieben, und nachdem ihre Zahl bedeutend gewachsen und zum öffentlichen Auftreten reif war, fand der Dichter, daß sie sich unter die hier bezeichneten zweiundzwanzig Überschriften rubriciren ließen. Wir finden hier Aphorismen im lyrischen Gewand, Gedankenspäne, wohl gehobelt und polirt, gut aufgeputzte Einfälle, die, noch ehe sie zum Drucke reif waren, wol schon Überschriften gehabt haben mögen. Die Formen sind anmuthig abwechselnd und in keiner bewegt sich der Verf. steif und ungelenk. Offenbar aber neigt sich sein ganzes Wesen zum Dramatischen, wofür auch nicht unbedeutende Anlage vorhanden ist. Im „Buche von den letzten Dingen" tritt sogar die Legende von den Siebenschläfern in drastischer Form auf und nimmt sich nicht übel aus. Das „Buch des Dichters", womit das Ganze beginnt, schließt mit folgendem aphoristischen Hauche:

Meine Lieder, meine stillen Töchter,
Deren weichen Herzen ich vertraute,
Was in wildem, was in sanftem Drange
Leben um mich, in mir mich gelehret,
Tretet nur hervor aus eurer Kammer
In die weite menschenreiche Welt.
Ob ihr viel der Freunde finden möget? —
War Penelopeia's Loos denn glücklich,
Als die hundert Freier sie umschwärmten?
Setzt euch ruhig nieder in dem Winkel,
Am gering gehalt'nen edeln Herde:
Klares Auge wird auch da euch finden;
Findet doch der Bergmann seine Erze,
Die so tief versteckt im Dunkel schlafen.

wobei wir uns die Bemerkung erlauben, daß die Lieder, als nicht unwürdige Bewerber um den Lorberkranz, mit welchem die deutsche Muse den modernen Lyriker lohnt, zweifelsohne ihr Publicum finden werden, und daß mehr als ein klares Auge die Goldadern in diesem poetischen Schacht entdecken und den Ertrag zu Tage fördern werde. Deuten wir denn auf solche Gold-

adern hin. So steht im „Buch der Krieger" dieses patriotische Trinkliedchen (S. 25):

Schenkt mir ein den duft'gern, vollern,
Flammenglühnden Becher mir!
Hohenzollern, Hohenzollern,
Diesen Becher bring' ich dir!
Adler, der sich aufgeschwungen
Aus dem Horst in Schwabenland,
Sonnenauf die Adlerjungen
Führtest du vom Meeresrand.
Auf und schenkt den reichern, vollern
Flammenglühnden Becher mir!
Hohenzollern, Hohenzollern,
Unser du, die Deinen wir!

das wir trotz seiner Kürze hiermit empfohlen haben wollen. Wie schön ist ferner im „Buche der Liebe" (S. 44) der zarte Hauch:

Auf weißem Wolkenboote,
In blauer Lüfte Meer,
Umglüht vom Abendrothe
Wann schiffst du her?
O breite Segelschwingen,
Der Blütenkönig, Mai,
Du, du wirst mich verjüngen,
Wie alt ich sei.
Mich wird durchwehn, durchschauern
Dein Hauch, dein sonn'ger Schein,
Ich werde weinen, trauern,
Und stille sein.

Im „Buche der Märchen" wird uns unter der Überschrift: „Verwandlungen", ein solches Märchen geboten, welches uns in Stanzen das bunte krause Treiben eines Morgen- und Abendtraums schildert, wobei uns jedoch der Mangel des ethischen Moments, was man freilich heutzutage beim Märchen nach Göthe's Vorgang nicht sucht und will, recht fühlbar geworden ist. Im „Buche der Stillen" sind einige Sonette auf Zinzendorf lesenswerth, die wir gern mittheilten, gestattete es sonst hier der Raum. Im „Buche des Frühlings" entfaltet sich ein frisch-anmuthiges Dichterleben, reich wie seine Knospen und duftig wie seine Blüten. Im „Buche des Apostaten" hat sich Manches in die Nebel der Mystik gehüllt. Wie allerliebst dagegen hier auch geplaudert wird, zeige folgende Stelle aus dem „Buche des Lehrers" (S. 169):

Vor der ersten Höschen Schmuck
Hielt die Ruthe mich im Druck.
Ach, ein hölzern Regiment!
Kleiner Schüler ward ich dann,
Ward dem Stocke unterthan.
Ach, ein hölzern Regiment!
Großer Schüler ward ich, gleich
War mein Herr der Backenstreich!
Ach, ein knöchern Regiment!
Ward Student von echtem Schrot,
Und das schwarze Bret gebot.
Ach, ein hölzern Regiment!
Ward im Amt ein würd'ger Mann,
Und die Wischer fingen an.
Ach, ein strohern Regiment!
Auch ein schönes Kind ward mein,
Der Pantoffel sprach darein.
Ach, ein ledern Regiment!
Führt der Tod mich fort von hier,
Bleibt die Schaufel über mir.
Ach, ein hölzern Regiment!
Leder, Knochen, Stroh und Holz
Brechen also Mannes Stolz.
Ein vertracktes Regiment!
Freie Männer, eilt herbei,
Schlagt das schwarze Bret entzwei.
Das ist gutes Regiment! u. s. w.

„Josephinens Weissagung" (S. 249) hätten wir nicht ins „Buch der Deutschen" gesetzt. „Gutenberg" dagegen in demselben Buche bietet gute Gedanken. Summa also: in den Erzstufen viel Goldadern! Zum Schluß verdient noch des Buches äußere Ausstattung Erwähnung. Es scheint aus einer londoner Officin hervorgegangen, wodurch es wahrscheinlich vertheuert wird. Doch macht es der deutschen Industrie Ehre, wenn sie sich in dieser Hinsicht auf britischen Flügeln erhebt.

33. Die Töffeliade. Ein komisches Heldengedicht in Knittelversen von F. Hallensleben. Seitenstück zur Jobsiade. Nordhausen, Fürst. 1836. 8. 21 Gr.

Es ist eine auffallende Erscheinung, daß, während an der Elbe, der Spree und der Donau die Dichter gleich Pilzen emporschießen und sich in allen Gattungen versuchen, doch nach Verhältniß für niedere Humoristik oder das Romantischkomische wenig geschehen ist. Wie wenige Nachbildungen der travestirten „Äneide" oder der „Jobsiade" zeigen unsere letztjährigen Meßkataloge an, und unter den zahlreichen hier anzuzeigenden poetischen Schriften aus dem J. 1836 ist vorliegende die einzige in Knittelversen geschriebene. Da ihr Verf. sie ein „Seitenstück zur Jobsiade" nennt, so deutet er gleich von vorn herein an, daß wir hier nicht jenen sentimentalen Humor zu erwarten haben, wie ihn Hippel, Thümmel, Benzel-Sternau, Jean Paul oder gar Sterne und Shakspeare uns geben, einen Humor, den Jean Paul mit dem Vogel Merops vergleicht, welcher zwar dem Himmel den Schwanz zukehrt, aber doch in dieser Richtung in den Himmel auffliegt, sondern eine leichte Darstellung von Ereignissen, Verhältnissen und Persönlichkeiten, von ihrer komischen Seite aufgefaßt. In dem letztern Genre mag wol mancher deutsche Poet sich versucht haben; aber an den Klippen der Gemeinheit, der Hanswurst-Spaßmacherei und des Übertreibens gescheitert sein. Als wir an die Lecture des gegenwärtigen Büchleins gingen, besorgten wir schier, wir würden darin etwas dem Ähnliches finden; indessen gibt sich uns der Verf. als einen Mann, der sich zu halten weiß und den modus in rebus kennt. Sein Held, obwol dem Stande der Blauenmontagssöhne entsprossen, hat dennoch wenig Banausisches oder, in der Burschensprache zu reden, Knotiges; und eignet sich auch das Buch nicht, in einem berliner Damenthee vorgelesen zu werden, weil der Held auf einer Maskerade ins Leben tritt, weil seine Geliebte von Zwillingen entbunden wird und in einem Anhange: „Knofelinger wöchentliche Nachrichten", einige derbe Späße vorkommen, worunter wir namentlich die Vermiethungsanzeige:

Es ist an eine Familie mit wenig Kindern
Ein Logis zu vermiethen in meinem hintern
Wohnhause, mit Meublen bestellt,
Für jährlich 20 Thaler Miethgeld —

oder die Anzeige des Beutlermeisters Beckfell:

Ich verfertige von jetzt an nicht nur Kinder-,
Sondern auch Mannshandschuh für den Winter rc.

rechnen, so wollen wir es unserm Humoristen doch zum Verdienst anrechnen, daß er in der Hülle der Knittelverse im Charakter der Magdalis eine edle Sentimentalität, die dem echten Humor durchaus nicht fremd sein darf, aufgestellt und überhaupt sein komisches Gedicht auf den haltbaren Faden einer nicht übel ersonnenen Geschichte angereiht hat, deren summarischer Darstellung wir uns hier enthalten müssen. Von gutem Effect sind die fast durchgängig gebrauchten spondeischen Reime, d. h. solche, wo von zwei Längen blos die letzte reimt. Wenn der Verf. S. 160 sagt:

Ich vermelde dem geneigten Leser nur noch schließlich
(Ich seh', er ist leider ein wenig verdrießlich),
Daß er hier nicht etwa des Glaubens sei,
Als wär's mit der Töffliade vorbei.
O nein, Geehrter, was Sie hier gelesen,
Ist eigentlich nur die Einleitung gewesen,
Und der Christoph, von dem ich hier erzählt,
Ist nicht der alleinige Titelheld,

Sondern sein Söhnlein wird in den folgenden Bänden
Erst die Titelrolle genügend vollenden;
Bis dahin empfehl' ich mich bestens,
Der Zwillingstöffel erscheint ehstens.

so wollen wir ihn durch kein kritisches Zetergeschrei von seinem Vorhaben abschrecken, sondern versprechen ihm sogar, die Fortsetzung zu lesen.

34. Gedichte von Christian Wurm. Nürnberg, Schrag. 1836. Gr. 12. 15 Gr.

Beim Lesen dieser Gedichte fiel uns Uhland's von den Dichtern unserer Tage oft als Motto gebrauchter Vers ein:

Singe, wem Gesang gegeben,
In dem deutschen Dichterwald;
Das ist Freude, das ist Leben,
Wenn's von allen Wipfeln schallt.

Wie nämlich jeder Singvogel den ihm eigenthümlichen Gesangston anstimmt, woran er sogleich zu erkennen ist, so singt dieser Sänger sein Lied auf die ihm eigenthümliche Weise, und sich gewissermaßen selbst charakterisirend, sagt er (S. 75) in „Dichters Stoff":

Weißt, was die kleinen Vöglein singen,
Daß Wald und Felder laut erklingen?
Es ist nicht Jammer, ist nicht Noth;
Sie beten nicht ums liebe Brot.

Wir danken Gott für seine Gaben,
Die wir von ihm empfangen haben;
Das ist's, was jeder pfeift und singt,
Darum's so schön und lustig klingt.

Die Lieder, wohl durchdacht, wohl durchfeilt, nirgend an ein Vorbild erinnernd, nehmen sich daher im Walde deutscher Dichtkunst recht gut aus und tragen ihr Scherflein zur allgemeinen Harmonie mit bei. Schon das erste: „Te Deum", zeugt von Geist, Beherrschung der Sprache und Bescheidenheit in Ansprüchen an den Lorber. Die Nutzanwendung in der Fabel des Menenius Agrippa ist ebenso prägnant und schlagend wie die Moral in „Elflicht" (S. 51). Im „Interpreten" (S. 17) wie in einigen andern Nummern offenbart sich ein nicht unbedeutendes Talent für die Fabel. „Frühlingslied" (S. 33) ist durch seine Abweichung von Dem, was unter dieser Überschrift gewöhnlich geboten wird, originell. Im „Rockenlied" (S. 64) ist die Zweideutigkeit am Schlusse so allerliebst, daß ein zelotischer Mönch aus dem 13. Jahrhunderte wol darob lächeln könnte. „Zaubermittel" (S. 36), „Interpunction" (S. 68) und „Grammatik" (S. 71) bilden Gnomen, Glossen und Einfälle, mit welchen „Lebenslust", ein Lied, überströmend von Horazischer Lebensweisheit, höchst angenehm contrastirt, sowie „Diät" (S. 78) und „Wissenschaft des Tages" treffende Bemerkungen über die Eigenthümlichkeit des heutigen Thuns und Treibens enthalten. Es werden uns somit hier Gedichte voll scharfsinniger Reflexion, sententiöser Lebensweisheit und treffendem Witz, aus dem Leben gegriffen, geboten, die Demjenigen, der nicht etwa glänzende Bilder voll Farbenpracht, oder ein prophetisches, tiefes os magna sonaturum sucht, ungemein zusagen werden. Unter den morgenländischen Erzählungen, welche eine zweite Abtheilung bilden und Talent für das erzählende Gedicht bekunden, ist „Joseph und Suleicha" lesenswerth, und ein Schatz köstlicher Lebensweisheit oder eine Philosophie für den Hausbedarf in nuce eröffnet sich uns in den „Sprüchen", die das Ganze beschließen. Sie machen uns klar, daß der Verf. dieser Gedichte völlig befähigt war, über Göthe's „Westöstlichen Divan" einen trefflichen, 1834 erschienenen Commentar zu schreiben, den wir hier den Verehrern Göthe's aufs Neue angelegentlich zu Genuß und Belehrung empfehlen. Hören wir nun, wie es in „Lebenslust" (S. 76) so schön und lustig klingt:

Wie bin ich jeden Tag voll Wonne,
Und jede Nacht voll Freudigkeit;
Bei Tag die ganze Welt voll Sonne,
Bei Nacht voll Sterne weit und breit.

Der Hügel wechselt mit dem Grunde,
Die Wälder mit der Wiesenflur.
Und es verwandelt jede Stunde
Sich farbenspielend die Natur.

Das Leben will sich offenbaren,
Wie sich's im Anfang kund gethan;
Aus tausend Menschenaugenpaaren
Sieht es mich wieder anders an.

Mit jedem Tritt auf meinem Pfade,
Sei's Rosengarten oder Mist,
Begegnet mir ein Kamerade,
Und wenn es nur ein Käfer ist.

Nun tönet es von Creaturen,
Da um den Halm die Grille schwirrt,
Und hoch die Lerche über Fluren
Im Blauen jauchzend sich verirrt.

Wo sich in Pracht die Blumen zeigen,
Fühl' ich in Wölkchen wunderbar
Um mich die Wohlgerüche steigen,
Wie um den Priester am Altar.

Dies Alles ist die reichste Weide,
Jedoch vertieft euch nicht zu weit,
Denn zu demselben führen beide,
Die Schwermuth und die Gründlichkeit.

Und denke, wer da will genesen,
Darauf, daß er kein Werther sei;
Denn in dem ganzen Erdenwesen
Sieht der ein ewig Einerlei.

35. Gedichte von Heinrich Loose. Stuttgart, Rieger u. Comp. 1836. 8. 20 Gr.

Diese Gedichte stehen grade auf dem Scheidepunkte, wo sich wahre Poesie zu jener leichten, oft ansprechenden Zeitreimerei verflacht, die man vor 40 Jahren vielleicht bewundert hätte; aber jetzt — —

(Der Beschluß folgt.)

Notizen.

Nach dem Glauben der Moslem wird, sobald das Ende der Welt herannaht, eine ungeheuere Verderbtheit und Ausartung auf Erden herrschen. Die Gebote der Sittlichkeit werden öffentlich verhöhnt und verletzt, desgleichen auch die heiligen Schriften; die Tempel werden geschändet und durch Aufstellung von Götzenbildern entweiht werden. Der Antichrist, der bis dahin in einer Höhle eingesperrt ist, erscheint alsdann auf Erden. Er hat nur ein einziges Cyklopenauge mitten auf der Stirn und reitet auf einem Esel; in der einen Hand trägt er den Stab des Moses, in der andern das Siegel des Salomo. Mit dem erstern schlägt er die Gläubigen an die Stirn und läßt ein weißes Mahl zurück, das sich über das ganze Gesicht ausbreitet; die Ungläubigen dagegen werden schwarz gezeichnet. Die Regierung des Antichrists wird jedoch nicht lange währen; Jesus Christus besiegt ihn mit Hülfe des letzten der Imams, und bald darauf tritt das Ende der Welt ein. Der Erzengel Azrafiel erweckt mit seiner Posaune alle Todten und diese werden in drei Abtheilungen geordnet. Die erste besteht aus den Propheten und Patriarchen, und diese ziehen ohne irgend einen Aufschub ins Reich des Himmels ein. Die beiden andern Abtheilungen dagegen müssen erst ein Verhör bestehen. Das Urtheil über die wahren Gläubigen wird sehr gelind sein, allein die Ungläubigen und Verstockten werden unerbittlich verdammt.

„Als Bourdaloue predigte", sagte einst der bekannte d'Arnuis, „verließen die Künstler ihre Werkstätten, die Verkäufer ihre Buden, die Ärzte ihre Kranken. Ich predigte, und brachte dies Alles wieder in Ordnung." 11.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Freitag, —— Nr. 181. —— 30. Juni 1837.

Poeten und Poetaster aus dem Laufe des Jahres 1836.

Zweiter Artikel.

(Beschluß aus Nr. 180.)

36. Lyrische Blätter von Johann N. Vogl. Wien, Rohrmann und Schweigerd. 1836. 8. 18 Gr.

Wir sind gewohnt, aus Deutschlands Südosten her reine lyrische Accorde zu vernehmen, und die Hoffnung, solche auch hier zu finden, hat uns nicht getäuscht. Im ersten Liedercyklus führt uns der fühlende Sänger mitten in die Wonne des Lenzes hinein, und sein Wunsch (S. 11):

Mit den ros'gen Lämmerwölkchen
Zög' ich gern auf Wander aus,
Mit dem Falter möcht' ich hangen
An dem Amaranthenstrauß,
Mit dem Zeisig möcht' ich flattern
Durch der Zweige Blütenduft,
Mit der Lerche möcht' ich steigen
Singend in die Morgenluft,
Durch die Gräser möcht' ich schlüpfen
Lustig mit der Grille klein
Und im Kelch der Tulpe schlafen
Mit Marienkäferlein —

ist uns ganz aus der Seele geschrieben, sowie auch das „Lenzgefühl" (S. 13):

Süße Hyacinthendüfte,
Wolkengold und Morgenschein,
Frisches Grün auf Berg und Hügel —
Alles, Alles ist ja mein!

Bunter Falter Gaukelflüge,
Vogelsang so süß und rein,
Quellgeriesel, Blattgeflüster,
Alles, Alles ist ja mein!

Ach, nur Flügel, rasche Flügel,
Und ins offne Land hinein,
Über Berge, Thäler, Flüsse,
Alles, Alles ist ja mein!

Im zweiten Cyklus lauschen wir dem Gesange der Vöglein, den er uns gar artig in Noten setzt, und schauen mit besonderer Theilnahme auf den einsamen Adler (S. 31), obwol Nachtigall und Lerche uns nicht minder anziehen. Wird S. 37 der Wunsch ausgesprochen, daß auch der Dichter, wie wenn im Herbste die Vögel wegziehen,

Sich vor jedem frost'gen Herzen
Flüchten stets mit seinem Lied

könnte, so müssen wir bemerken, Hr. Vogl hat kaum zu befürchten, daß seine vom Herzen kommenden Lieder das Herz kalt lassen; denn sie wecken es zu raschern Pulsiren in des Lebens Mai und zu milden, beruhigenden Träumen im Ernst der Jahre. In einem dritten noch reichern Liederkranz führt uns Silvanus in die duftige Einsamkeit des Waldes, wo Lenz sein Concert gibt (S. 52), und wo unter Anderm gewünscht wird:

Nimmer finde hier die Spur
Zu den alten Schmerzen:
Grünen soll's auf jeder Flur
Und in jedem Herzen.

Dem „Modehänschen" wird der mit Mehrem motivirte Rath gegeben:

Geh' nicht in den Wald;
Denn dein Höschen, denn dein Röckchen
Reißt am Dorn gar bald.

Dann folgen vermischte Dichtungen. Solcher wie die beiden ersten Seelieder hätten wir gern noch mehre gelesen. „Ständchen im Sturm" macht mit seinen wechselnden fliegenden Rhythmen einen ebenso angenehmen Eindruck wie die erotische Reflexion der Wache im Schilderhaus (S. 93). In das „Pereat" (S. 100) stimmen wir von Herzen mit ein, schier uns wundernd, wie der Dichter bei seiner sonst vorherrschenden elegischen Stimmung und Weichheit ein so keckes, kräftiges Wort abgibt. „Tief drunten" (S. 116) möchten wir gern, erlaubte es der Raum, in seiner sinnigen Klarheit hier mittheilen, nicht aber die Reflexion des zu philosophischen Nachtwächters, dem die Einfalt gebricht. Wie überall in den Rüsthäusern der modernen Poesie fehlt es auch hier nicht an Wanderliedern, die freilich denen von Wilhelm Müller und Uhland nicht gleich kommen, deren Verdienst wir jedoch wegen ihrer Selbständigkeit nicht zu schmälern wagen. Wir beschließen die Relation mit einem paar Strophen aus dem ersten Gedicht, wo der Verf. seine Lieder seine Kinder nennt und ihnen sagt:

Könnt ihr euch gleich nicht zur Sonne
Schwingen, wie's der Adler thut,
Schwelgend in des Starken Wonne
Und beseelt von Göttermuth;

Seid ihr doch vielleicht den kleinen
Lerchlein gleich, die mit dem Duft
Freudig schwimmen in dem reinen
Azurblauen Meer der Luft —

und billigen höchlich die freundlich-bescheidene Selbstrecension.

37. Rheinisches Odeon. Herausgegeben von J. Hub, F. Freiligrath und A. Schnezler. Erster Jahrgang. Koblenz, Hölscher. 1836. Gr. 12. 1 Thlr. 12 Gr.

Hier kommen die Lyraaccorde aus Deutschlands Südwesten, von jenem Strome her, von welchem einer der Herausgeber, J. Hub (S. 351), singt:

Die Gaue schaut er und die Kaiserstädte,
Voll Majestät und Kraft im ew'gen Ruhme,
Mit ihren Kuppeln hoch im Wolkenstrome,
Um graue Burgen aus dem Alterthume,
Wie zum Gebet am Felsendome
Gereiht, die Rebennymphen Kett' an Kette.
Er hört die Sagen aus der Sänger Munde,
Hervorgetaucht aus des Gemüthes Bronnen,
Zum Klang des Bariton voll Kraft und Milde.

Und wo er weilt, entsprießen neue Wonnen,
Und Frohsinn herrscht bei Pflug und Gilde,
Und Becherklang erschallt in weiter Runde.

Wir treten in einen geselligen Verein von fast 50 deutschen Sängern, unter denen die Namen: Schlegel, Bechstein, Fr. Förster, Geib, Marées, Nordeck, Seidel, Smets u. s. w. einen guten Klang haben. Auf Poetaster sind wir nirgend gestoßen, und die Herausgeber haben sich wohl gehütet, solchen Sängern den Eintritt zu gestatten, die sich nur über das Mittelmäßige erheben, und die nicht wenigstens durch das Vermögen, über Sprache und Versbau zu gebieten, ihren Erzeugnissen äußere Abrundung und Vollendung zu geben verständen. Aufmerksam machen möchten wir die Herausgeber (wenn sie, wie sich aus den Worten auf dem Titelblatte: „Erster Jahrgang", schließen läßt, die Fortsetzung liefern) auf die Vorsicht, den erzählenden Gedichten, den Romanzen, Balladen, Sagen und Legenden, von denen es hier wimmelt, nicht wieder so viel Raum zu gestatten, wie es hier geschehen. Heben wir nur einige Namen und Verspartien aus, die uns als die anziehendsten und nennenswerthesten erschienen sind. Den Chor eröffnet A. W. von Schlegel mit indischer Weisheit, deren Sprüche im Ganzen etwas mehr der Feile bedurft hätten, sowie der Spruch (S. 10):

Gleichwie unsterblich, nie alternd,
wirb um Güter und Wissenschaft;
Als faßte schon am Haupthaare
dich der Tod, übe Tugend aus —

von Herder viel edler also gegeben wurde:

Suche die Wissenschaft, als würdest du ewig hier leben;
Tugend, als hielte der Tod dich schon am sträubenden Haar.

In Bechstein's Beiträgen ist Gedanke und Bild gut; aber er erlaubt sich wunderliche Messungen, z. B. Priester scandirt er: —⏑. Egenter mischt in seine lyrischen Hauche eine gewisse elegische Ironie, die ihm gut steht. Baron v. Nordeck liefert in „Wahrmund" eine Erzählung, anziehend durch Sprache, Fiction und asiatische Scenerie, und in „König Hako" eine kräftige, ergreifende Nordlandsromanze. Anziehend und heitere Jugenderinnerungen weckend war es dem Referenten, in dem akademischen Trinklied: „Vom hoh'n Olymp herab ward uns die Freude" ꝛc., einen alten Freund in dieser Sammlung zu finden. K. G. Neumann schrieb es fast vor 50 Jahren und gibt es hier in verbesserter Gestalt. Der angenehmen Melodie von Schnorr verdankt es auch wol einen großen Theil seines Beifalls. Wir theilen hier die erste verbesserte Strophe dem Leser, der es selbst kennt und mitsang, mit, vermuthend, daß ihm das Alte heimischer und lieber klingt:

Hoch vom Olymp herab ward uns die Freude,
Ward uns die Jugendzeit gewährt:
So werde denn die Himmelstochter heute
Durch jubelnden Gesang verehrt!
Feierlich schalle der liebliche Sang,
Schwärmender Brüder beim Becherklang!

Ein zweites für uns in anderer Art ebenso anziehendes Lied von demselben Verf. ist hier unter der Überschrift: „Charlotte", abgedruckt. In ganz Deutschland ist es unter dem Namen: „Jean Paul's Lieblingslied", bekannt, wenigstens von der sechsten Strophe an: „Namen nennen dich nicht" ꝛc. Habent sua fata et poemata. Als Knabe lebte der Verf. eine kurze Zeit in der Nähe Jean Paul's, wo er mit ihm persönlich bekannt wurde. Vor seiner Abreise hatte er das Gedicht einem nahen Freunde desselben mitgetheilt, und als er nach einigen Jahren aus der Champagne nach Deutschland zurückkehrte, hörte er nicht das Lied, sondern nur dessen Schlußhälfte überall im Munde des Volks. Diese beiden Lieder sind von einem Manne, der (S. 85) von sich selbst sagt:

Zwar hält Alter ihn jetzt mit den eisernen Armen umfangen,
Aber noch legt es ihm nicht
Eherne Rind' ums Herz, das, wie es geschlagen dem Jüngling,
Selber dem Greise noch schlägt.

Wir freuen uns, daß sein Alter nicht ohne Saitenspiel ist und drücken ihm für beide Gaben herzlich die Hand. Unter Fischbach's Gedichten möchten wir „Das Seelenamt um Mitternacht" als Romanze auszeichnen, und Fuß gibt (S. 99) einige Verdeutschungen von ihm selbst gefertigter lateinischer Gedichte, über die der Leser wahrscheinlich sicco pede gehen wird, obwol der Dichter den Vers antik zu messen versteht.

Unter Nänny's Sprüchen findet sich einer unter der Überschrift: „Äpfel", den wir zu Nutz und Frommen vielschreibender und fixfingeriger Dichter hier mittheilen:

Fällt vom Baum nicht oft der Apfel,
Eh' die Zeit er hat erreicht?
Und so kann es nie mich wundern,
Wenn so manches Lied ihm gleicht;
Denn die Lieder auch sind Äpfel
An des Dichters Lebensbaum:
Wenn er oft und heftig schüttelt,
Halten selbst die Knospen kaum.

Karl Geib gibt eine Rheinsage in seiner bekannten Manier, Kneisel aber das bekannte Gelübde des Idomeneus in einem erzählenden Gedicht. In Stöber's „Märlein vom Knäblein" ist der Balladenton, wie er aus England zu uns kam, gut getroffen. „Herz und Lilie", von Müller von Nidda, hat einen so guten Klang und Geist, daß wir ihm hier eine Stelle gestatten wollen, da es nicht zu lang ist (S. 232):

Auf dunkler Au die weiße Lilie blüht,
Ein himmlisch Bild, das durch die Nächte winkt;
Ein Glühwurm tief aus ihrem Kelche glüht,
Deß rother Strahl das dünne Blatt durchdringt.

Die Lilie wol den Glühwurm eng umschließt,
Labt ihn durch ihren reinsten, süßen Duft;
Der Glühwurm alles Andre gern vergißt,
Er sehnt sich nicht aus seiner Todtengruft.

So, gleich der Lilie, blüht in unsrer Brust,
Der dunkeln, auch ein liebewarmes Herz;
Auch es umschließt mit süßer, schwerer Lust
In tiefen Gründen den geheimen Schmerz.

Und wie des Glühwurms Strahl das Blut durchdringt,
So glänzt das Leiden durch der Seele Wand;
Und wie die Lilie liebend ihn umschlingt,
So bist du, Herz, des Kummers Heimatland.

Smets gibt in seiner Manier Bekanntes. Wihl wird hier noch späterhin besprochen werden, und A. von Marées ist bereits besprochen. Herzlich bedauern wir, daß F. Freiligrath so karg mit seinen Beiträgen gewesen. Die beiden, die er gibt, „Die Reiter" und „Der ausgewanderte Dichter", haben nach unserer Ansicht mehr Werth und poetischen Gehalt, als der Inhalt von einem Drittheil der Sammlung ausmacht. Hören wir auf das Rauschen seines Phantasieflügelschlags in einigen Strophen aus dem erstgenannten Stück (S. 337):

Er lenkte schweigend durch die Schlucht sein Roß;
Bleich war sein Antlitz; lang und lockig floß
Ihm Bart und Haar auf Brust und Achsel nieder.
Er ließ dem müden Thiere das Gebiß;
Er seufzte düster durch die Finsterniß
Der Föhren: „Gott, warum gabst du mir Lieder?"

„Sie schliefen jahrelang in meiner Brust,
Wie Erz im Schacht; ich habe nicht gewußt,
Daß Lieder tief mir in der Seele ruhten.
Weh mir, zu öffnen ihr verborgen Thor!
Wie kochend Herzblut brechen sie hervor,
Unhemmbar! ach, und ich — ich muß verbluten."

„Und Keiner weiß es! Alle stellen sie
Sich vor mich hin und sagen lächelnd: Sieh'!
Das ist ein lustig und ein kräftig Springen!
Das ist ein frischer und ein tücht'ger Strahl!
Ein mäß'ger Strom kann dieser Quell einmal,
So Gott der Herr will, durch die Lande bringen."

Dies finden wir, auf Freiligrath's Talent angewendet, ganz treffend und richtig. **Schnezler** gibt endlich in der letzten Nummer zwei artige Bildchen von Gelehrtenstuben- und Volkspoesie, und es bildet einen nicht übeln Schlußstein des Ganzen, dessen Äußeres gar sauber und einladend ist, sich auch auszeichnet durch correcten Druck.

38. Kleine poetische Versuche. St.-Gallen, Huber und Comp. 1836. Gr. 8. 6 Gr.

Unbedeutendes in Schweizerdialekt auf 34 Seiten.

39. Gedichte von **Friedrich Bresemann**. Kopenhagen, Gyldendal. 1835. 8. 64 Schillinge.

Schon in Nr. 213 d. Bl. f. 1836 haben wir ein Machwerk dieses Poetasters: „Seraphine oder die Wasserbraut", aus dem Haine deutscher Dichtkunst exilirt; das müssen wir auch mit vorliegenden Gedichten thun und wollen unsern Vorsatz durch ein ganz kleines Florilegium motiviren. S. 40, wo sich Hr. B. einen armen Wicht nennt, tadelt er die Unzufriedenen und nennt es thöricht, daß sich Manche die Vergangenheit zurückwünschen; denn, sagt er, sollte man

— mir das Röckchen heben
Und auf dem Popo was geben?
Mag dies einen Andern freun!
Schönen Dank! Ich sage: Nein.

Mit einer Stelle aus dem läppisch-absurden „Nachtwächterlied" (S. 89) wollen wir das Blatt hier nicht besudeln, wol aber eine Strophe aus dem humoristisch sein sollenden Gedichtlein: „Adam und Eva" (S. 92) hersetzen:

Da blieb nun die Erde von Menschen nicht leer;
Juchheh!
Bald hüpften viel muntre Bübchen umher.
Juchheh!
Die hatten Herr Adam und Eva gemacht
Und herzlich gespielt und herzlich gelacht,
Am Tage im Garten, im Bett bei der Nacht.
Juchheisa, tralala! juchheisa trala!
So spielten sie lustig und immer sasa! —

Unbezweifelt wird der Leser bei diesen Pröbchen sagen: Ohe jam satis est!

40. Barbiton oder Stunden der Muse. Von **L. Kalisch**. Heidelberg, Oßwald. 1836. Gr. 12. 12 Gr.

Diese Gedichte, auf drei Bogen gedruckt und einer größern Sammlung entnommen, sollen nur als eine vorläufige Frage an das urtheilsfähige Publicum dienen, ob sich's der Verf. künftig wieder erlauben darf, die Erzeugnisse seiner Musestunden zu veröffentlichen. Denn er will sich um keinen Preis in den Händen der Hökerweiber wissen, als käse- und butterumhüllende Schwarte treulich zusammengepackt mit so manchem Quark antediluvianischer Autoren. Aus diesen Worten glauben wir entnehmen zu müssen, daß der Verf. doch wol zu großen Werth auf seine pierischen Leistungen legt; denn ihr Sinn ist doch kein anderer als der: Wenn ihr mir nicht bezeugt, daß ich etwas Vorzügliches leiste, so werde ich zu Hause bleiben; aber ihr Recensenten empfindet „besonders Widerwillen gegen literarische Erzeugnisse, in denen Jugendkraft oder ein Fünkchen Wahrheit lodert, die das Tageslicht nicht scheut". Wie kühnlich und keck sich aber der Verf. den Recensenten gegenüberstellt und ein Wort des Beifalls ertrotzen zu wollen scheint, so kann ihm die unparteiische Kritik doch nichts Anderes erwidern als: Dein „Schusterjunge" (S. 14) sprudelt banausischen, schwerfälligen Scherz; dein „Leichentanz" (S. 21) und deine „Wilde Jagd" zeugen von beweglich regsamer Phantasie; deine „Arme Sünder und Sünderin" am Galgen geberden sich grell und toll genug, da sie einander freien wollen und sogar Luther und seine Käthe hochleben lassen; dein „Handwerksburschenlied" ist — nicht zart, und bei deinem Talent für die Romanze und Ballade vermißt man das eigentlich Lyrische gar sehr. Komm also immerhin mit einer beleibten Sammlung an, das wird dir keine „Querpfeifermuskelbewegung und kein Mienenvieleck" eines Recensenten verbieten können; aber präconisirt wirst du doch nicht wegen deiner Gedichte.

41. Gedichte von **Alexander Ringler**. München, Jaquet. 1836. Gr. 12. 18 Gr.

Einen Neuling im belletristischen Kataloge schneiden die Kunstrichter gewöhnlich ein vornehm-strenges Gesicht. Das hilft ihnen aber wenig oder gar nichts; denn hat der Sterbliche einmal die Süßigkeit des kastalischen Quells gekostet, so kehrt er immer wieder dahin zurück, ob ihm der Cerberus der Kritik durch wüthendes Gebell auch den Zutritt wehren will. Hr. R., der hier seine Erstlingslieder bietet, wird auch wieder dichten, ob er auch angebellt werde von den Recensenten. Wir sagen deshalb blos von seinen Leistungen, daß sie in die Reihe der poetischen Erzeugnisse unserer Zeit mit eintreten, ohne sie zu verunzieren; unsterblich machen werden sie ihn freilich nicht, dazu gehört heutzutage mehr; doch glauben wir fast, der Verf. sei zu bescheiden in seinen Ansprüchen, als daß er nach dem Lorber der Unsterblichkeit ringen sollte.*) 79.

Reise durch einen Theil des südlichen Frankreichs, Savoyens, Piemonts, der Lombardei und der Schweiz im Sommer 1835. Von A. Möhl. Heidelberg, Groos. 1836. Gr. 12. 1 Thlr.

Wenn es möglich gewesen wäre, dem Verf. mit seinem übrigen Reisegeräth Gedanken, Gefühl für Naturschönheit, Wissenschaft und Augen mitzugeben, so hätte er uns vielleicht eine gute Reisebeschreibung geliefert. Da dies jedoch nicht möglich war, so ist er an Allem, was er gesehen hat, blos mit der Absicht vorübergereist, um es in seine Reisetabletten zu notiren. Ja, es ist überhaupt gar nicht nothwendig, anzunehmen, daß er es gesehen hat, da er nichts that, als diese Gegenstände aus alten und neuen Reisecompendien zu extrahiren, und obenein nahm er zu diesem Gebrauch nicht einmal gute Compendien, wie etwa Reigebaur, oder den „Guide" durch Frankreich von Galignani zur Hand. Es glaube doch aber Niemand, daß er eine erträgliche Reisebeschreibung zu geben vermag, vorzüglich aber in unsern Tagen, dem es entweder an Geist oder an Wissenschaft fehlt. Daß eins von Beiden genügen mag, müssen wir nach dem Beispiel bedeutender Autoritäten zugeben, denn dem geistreichen Semilasso fehlt es z. B. etwas an Wissenschaftlichkeit, und dem wissenschaftlichen Valery etwas an Geist; aber keines von Beiden, ist doch um Eins zu wenig. Dem Verf. dieses Reiseberichtes fehlt Alles: Geist, Kenntniß, Genauigkeit selbst und Darstellung. Ihm ist es gleich, ob er das steife Turin beschreibt oder das prachtvolle Genua, die Stadt, für einen Congreß von Königen erbaut, wie Frau von Staël sagt. Nur ein einziges Mal, bei Gelegenheit einer Abwehr gegen den Vorwurf der Unfreiheit Italiens, macht der Verf. einen Anlauf auf Gedanken und Geist, und noch dazu einen, der gar nicht übel ist. „Man lebt hier so frei wie anderswo", sagt er sogar von Turin; „unter Italiens schönem Himmel wohnt nicht sklavische Gedrücktheit, und nicht blos da, wo es ein geschriebenes Stück Papier gibt, das man Constitution nennt, herrscht Freiheit ... Die Freiheit ist keine Theorie, sie ist ein Factum. Nothwendigkeit — und diese ist despotisch — ist in der Welt stets mit Freiheit gemischt. Die rechte Mischung zu finden, ist die Aufgabe. Wer aber kann sagen, daß blos in einer Form die alleinseligmachende Mischung zu finden sei — wir Alle suchen sie und versuchen nur." Ist dies auch nicht sehr geistreich, so ist es doch gut; denn es ist ein Gedanke. Weiter sagt der Verf.: „Wissenschaft, Kunst, Geselligkeit, froher Genuß des Lebens ist in Italien überall vorhanden, und Religion (!) ist der rothe Faden, der sich überall hindurchzieht." Auch das ist gut, nur läßt es sich nicht sowol von dem Theil Italiens sagen, den der Verf. sah, sondern von Florenz, Rom und Unteritalien. Er schrieb also nur nach. Religion! Religion? Entkleidet von den Äußerlichkeiten ist sie nicht grade Das, was wir

---

*) Der dritte Artikel folgt im August. D. Red.

in Italien als eine herrschende Potenz bezeichnen möchten. Der Italiener ist zu sinnlich für Religion. Religiosität, wenn der Verf. diese meint, so sind wir mit ihm einig. Wenn er aber gleich darauf die literarische Policei mit der medicinischen gleichstellt, so sind wir wieder nicht mit ihm einverstanden, obgleich wir ihm in dem Lobe des klugen Benehmens der Geistlichkeit in Italien Recht geben müssen.

Bei Gelegenheit des schönen neugegründeten Tempels della gran madre di Dio in Turin — beiläufig gesagt, gewiß Turins schönstes Bauwerk — ergeht sich der Verf. in eine Betrachtung über die verschiedenen Eindrücke, welche der griechische Tempelstyl im Gegensatz zu dem deutschen (gothischen) hervorruft. „Dort", sagt er, „ist es ein rein sinnlicher, hier ein rein geistiger Eindruck, der uns gegeben wird. Eine künstlerische Begeisterung kann dort über uns kommen, ein ästhetischer Enthusiasmus und religiöse Gefühle, himmlischer Enthusiasmus kann nur hier rege werden. Die griechische Form der Tempel gleicht:

dem lächelnden Blick einer nur schönen Frau.

und von einer solchen sagt Klopstock, daß sie ihm nicht gefalle." Die Sache ist oft in ähnlicher Weise ausgesprochen worden und es liegt diesem Ausspruch allerdings eine dunkelgefühlte Wahrheit zum Grunde. Inzwischen mag an den Eindrücken, von denen hier die Rede ist, doch die Gewohnheit auch ihren Antheil haben, und was von der reinsinnlichen Natur des Eindrucks der griechischen Tempelform behauptet wird, ist doch eigentlich eine Täuschung. Hier und dort ist es ein Gedanke, der auf uns wirkt, nicht aber ein sinnliches Gefühl. Im ersten Fall ist der Gedanke aufregend für die Thätigkeit des Verstandes, im zweiten für die Kräfte der Phantasie; für die Sinnlichkeit aber niemals. Der Verf. fällt auch sogleich mit sich selbst in Widerspruch, wenn er unmittelbar nachher zugibt, daß wir „die wahren Formen verloren haben", wie schon zu Tacitus' Zeit „vera rerum vocabula" verloren gegangen waren. Löst man jedoch die Tempelform von ihrer Bedeutung ab und betrachtet sie an und für sich, so wird sie immer die größere Befriedigung, d. h. die größere Schönheit, für sich haben. Der Verf. dieses Reiseberichts muß, unsern Ausstellungen ungeachtet, mit uns zufrieden sein; denn was wir hier zur Sprache gebracht haben, ist ungefähr das Geistreichste, was sein Buch enthält. Alles übrige ist ausschließlich trockene Nomenclatur, ermangelt klarer Übersichtlichkeit, anziehender Darstellung, ja nicht selten factischer Richtigkeit. Eine Schilderung, offenbar wie sie nicht sein soll, gibt er z. B. vom Dom in Mailand, von den 120 kleinen Thürmen sollen bis 1805 nur drei fertig gewesen sein, die Zahl der kleinen Statuen daran soll 4500 betragen u. s. w., von der majestätischen Erhabenheit kann aber bei einem im zerrissensten Styl ausgeschmückten Gebäude wol kaum mit Recht gesprochen werden.

Die Theile dieser Schrift, welche von Frankreich handeln, haben uns zu gar keinem Urtheil Stoff gegeben. In Frankreich ist es überhaupt mehr der Mensch als die Natur oder gar die Kunst, die uns anziehen können, und von dem Erstern spricht der Verf. fast gar nicht. Nur eine Bemerkung über die Weincultur in Burgund ist uns neu gewesen: daß nämlich, nach Strabo, im 3. Jahrhundert kein Wein in Gallien wuchs, über die Gegend von Lyon hinaus: sed et vitis ibi non facile uvas ad maturitatem producit. Kaiser Probus erst führte den Weinbau hier und an der Mosel ein. Soweit wie zu jener Zeit die Grenze des Weins, reicht jetzt etwa die des Ölbaums, zum glänzenden Beweise, wie Cultur das Klima mildert.

Des Verf. Bemerkungen über Sitten und Charaktere sind stets von der Oberfläche und nicht selten mit großer Täuschung obenweg geschöpft. „Gefällige Anmuth", sagt er z. B. „ist das Charakteristische französischer Damen." Wir aber möchten lieber behaupten: Neckerei und nicht immer gutmüthige, habe ihm für Anmuth gegolten. Styl und Sprache sind nicht besonders erfreulich, und leere Phrasen und hohle Declamation vermögen den Mangel an Gedanken und an Ordnung in ihnen nicht zu verdecken. 21.

Bemerkung.

Jedermann trägt einen doppelten Menschen in sich, einen ernsthaften und einen muntern, auf deren gutem Verständniß das Maß seines Glücks beruht. Will der ernsthafte Mensch sich ganz vom muntern lossagen, so kommt es zu einem gewissen Trübsinn, der alle Erfahrungen und Betrachtungen des Lebens begleitet und endlich in Welthypochonder ausartet. Will der muntere Mensch sich ganz vom ernsthaften entfernen, so kommt es zu einer gewissen Geckenhaftigkeit, die ohne Haltung ein unsicheres Dasein erzeugt und das Gemüth verwirrt. Bei der jüngern Welt pflegt das frische Lebensgefühl und die Neuheit anregender Gegenstände dem muntern Menschen das Übergewicht zu verschaffen, bei der ältern Welt geschieht das Umgekehrte, indem das Lebensgefühl ermattet und die Gewohnheit äußrer Anregungen diese selber schwächt. In einer guten Haushaltung mag man dem muntern Menschen gewogen sein und ihn gegen die strengen Ansprüche seines Nebenmannes unterstützen, damit Beide friedlich miteinander fortwirthschaften und nicht im Streit der Ernsthafte zu sehr die Oberhand gewinnt. Darum ist auffallend, wenn unsere heutige Jugend, wenigstens ihrer äußern Erscheinung nach, dem ernsthaften Menschen das Übergewicht einräumt, und man dürfte fragen: wo denn unsere Jugend im Alter hinauswill und wohin mit der Zeit ihr Ernst vor lauter Ernst sich retten soll?

In ganz eignes Verhältniß kommen beide Menschen zur Religiosität. Diese wäre eigentlich zwischen Beiden das beste Band und bei Zerwürfnissen das beste Friedensinstrument. Wer seinen Ernst dem Himmel weiht, überläßt dadurch seine Fröhlichkeit der Erde. Verwirrt sich hier die rechte Grenzbestimmung, so entstehen Kopfhängerei oder flache Leichtfertigkeit, und sind beide vom Übel. Der Kopfhänger richtet seinen Ernst gen Himmel, begreift das Nichtige der Erde, aber singt nun Trauerlieder, oder vertieft sich in Grübeleien über die arge Welt und wie man sie bekehre — er verbannt den muntern Menschen, dessen ganze Weise ihn anwidert. Der Leichtfertige dagegen stellt seinen muntern Sinn auf das Irdische, aber setzt seiner Zerstreuung keine Grenze, eilt vom Weltlichen zum Weltlichen, ohne sich um den Himmel zu kümmern — er verbannt den ernsten Menschen, dessen Gegenwart den Kreis seines Genusses unangenehm stören würde. Beide verfehlen ihren Frieden, da grade das Nichtige der Welt dem Kopfhänger seinen Gram darüber mindern und seine kurze Lust am Guten derselben erhöhen sollte, und da der Leichtfertige mit seiner Werthschätzung des Irdischen doch das Ungenügende desselben wahrnehmen müßte, deshalb also nach Erkenntniß eines Bessern sich umzusehen hätte. Eine rechte Mitte und Vereinigung zu finden, ist zwar keineswegs leicht und erfodert Weisheit, jedoch wissen die Wenigsten, daß sie dies zu suchen haben, und man meint oft zu hören das spöttische Lachen des muntern Menschen, wenn er ausgestoßen worden, sowie den Seufzer des ernsthaften Menschen, dem die Thüre gewiesen.

Fast alle Lebensbeschreibungen enthalten hierfür Belege; so z. B. die Biographie des Malers Gerhard von Kügelgen, dessen unglückliches Ende allgemeine Theilnahme finden mußte. Obgleich derselbe von Natur nicht viel vom muntern Menschen in sich hatte, gewinnt doch seine Religiosität erst in den spätern Jahren einen Anstrich von Schwermuth, und wie edel auch die Grundlage derselben sein mochte, so ist die Heiterkeit seines Lebens dahin. Vielleicht wäre bei stark vorrückendem Alter dergleichen kaum zu vermeiden, und die gewöhnlich mürrische Laune der Greise nehme hieraus ihren Ursprung. Was soll der muntere Mensch mit einem irdischen Dasein machen, welches zu Ende geht, dessen Freuden nur in der Erinnerung bestehen, dessen Empfänglichkeit abgestorben, dessen Thatkraft geschwächt ist? Desto fester muß also der ernsthafte Mensch an seinen unsichtbaren Hoffnungen halten, denn sobald auch diese wanken, verschwindet Alles in ein trübes, von keinem Sonnenstrahl erhelltes Nichts. 28.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Literarischer Anzeiger.

1837. Nr. I.

Dieser Literarische Anzeiger wird den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften: Blätter für literarische Unterhaltung, Isis, und Allgemeine medicinische Zeitung, beigelegt oder beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile 2 Gr.

Bericht
über die im Laufe des Jahres 1836
bei
F. A. Brockhaus in Leipzig
erschienenen neuen Werke und Fortsetzungen.

1. Abenteuer, Die, des Simplicissimus. Ein Roman aus der Zeit des dreißigjährigen Krieges. Herausgegeben von Eduard von Bülow. Gr. 12. Geh. 1 Thlr. 12 Gr.
2. Altdeutsche Blätter von Moritz Haupt und Heinrich Hoffmann. Erster Band in 4 Heften. 1835—36. Gr. 8. Geh. 2 Thlr. 4 Gr.
3. Anfangsgründe der Botanik zum Gebrauche für Schulen und zum Selbstunterrichte. Zweite Auflage, gänzlich umgearbeitet und vermehrt von Eduard Winkler. Mit 140 Abbildungen. 16. Geh. 16 Gr.
4. Baggesen's (Jens) poetische Werke in deutscher Sprache. Herausgegeben von den Söhnen des Verfassers, Karl und August Baggesen. Fünf Theile. Gr. 12. Geh. 5 Thlr. 12 Gr.
5. Ben Jonson und seine Schule, dargestellt in einer Auswahl von Lustspielen und Tragödien; übersetzt und erläutert durch Wolf, Grafen von Baudissin. Zwei Theile. Mit zwei Kupfertafeln. Gr. 8. 5 Thlr. 12 Gr.
6. Bericht vom Jahre 1836 an die Mitglieder der Deutschen Gesellschaft zur Erforschung vaterländischer Sprache und Alterthümer in Leipzig. Herausgegeben von Karl August Espe. Gr. 8. Geh. 10 Gr.

   Der Bericht vom Jahre 1835 kostet auch 10 Gr.
7. Bibliographie, Allgemeine, für Deutschland. Erster Jahrgang. 1836. 53 Nrn. (von 1—2 Bogen). Mit Registern. Gr. 8. 2 Thlr. 16 Gr.
8. Bilder-Conversations-Lexikon für das deutsche Volk. Ein Handbuch zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse und zur Unterhaltung. In alphabetischer Ordnung. Mit bildlichen Darstellungen und Landkarten. Ersten Bandes erste bis zehnte Lieferung. 1834—36. Gr. 4. Geh. Jede Lieferung 6 Gr.
9. Blätter für literarische Unterhaltung. Jahrgang 1836. Außer den Beilagen täglich eine Nummer. Gr. 4. 12 Thlr.
10. Böttiger (K. W.), Karl August Böttiger, königl. sächs. Hofrath, Oberinspector der königl. Alterthumsmuseen zu Dresden, Ritter &c. Eine biographische Skizze von dessen Sohne. (Aus den „Zeitgenossen" besonders abgedruckt.) Mit einem Bildnisse. 1837. Gr. 8. Geh. 16 Gr.
11. Bührlen (Friedrich Ludwig), Der Flüchtling. Lebens- und Sittengemälde aus der neuesten Zeit. Zwei Theile. 8. 3 Thlr. 12 Gr.
12. Bülow (Eduard von), Das Novellenbuch; oder Hundert Novellen, nach alten italienischen, spanischen, französischen, lateinischen, englischen und deutschen bearbeitet. Mit einem Vorworte von Ludwig Tieck. Vier Theile. 1834—36. 8. 10 Thlr.
13. Cambecq (Louis), Themis oder Rechtsstudium und Rechtspflege. Ein Handbuch für angehende praktische Rechtsgelehrte, mit besonderer Berücksichtigung vaterländischer Gesetze und des Gerichtsgebrauchs in Livland verfaßt. (Dorpat 1835.) Gr. 8. 2 Thlr.
14. Conversations-Lexikon, oder Allgemeine deutsche Real-Encyklopädie für die gebildeten Stände. Achte Originalauflage. In 12 Bänden oder 24 Lieferungen. Erste bis einundzwanzigste Lieferung. A bis Tr. 1833—36. Gr. 8. Jede Lieferung auf Druckp. 16 Gr., auf Schreibp. 1 Thlr., auf Velinp. 1 Thlr. 12 Gr.
15. Cramer (Friedrich), Denkwürdigkeiten der Gräfin Maria Aurora Königsmark und der Königsmark'schen Familie. Nach bisher unbekannten Quellen. Erster Band. Mit einer Beilage: Biographische Skizze Friedrich August's des Starken. — Zweiter Band. Mit einer Beilage: Quedlinburgische Geschichten. Gr. 8. 5 Thlr.
16. Cuvier (Baron von), Das Thierreich, geordnet nach seiner Organisation. Als Grundlage der Naturgeschichte der Thiere und Einleitung in die vergleichende Anatomie. Nach der zweiten, vermehrten Ausgabe übersetzt und durch Zusätze erweitert von F. S. Voigt. Erster bis vierter Band. 1831—36. Gr. 8. 11 Thlr. 8 Gr.

   I. Säugethiere und Vögel. 1831. 4 Thlr. II. Reptilien und Fische. 1832. 2 Thlr. 8 Gr. III. Mollusken. 1834. 2 Thlr. 16 Gr. IV. Die Anneliden, Crustaceen, Arachniden und die ungeflügelten Insekten. 1836. 2 Thlr. 8 Gr.
17. Dictionary, A complete, English-German-French. On entirely new plan, for the use of the three nations. Second edition. Breit-Octav. Cart. 2 Thlr.
18. Dictionnaire français-allemand-anglais. Ouvrage complet, rédigé sur un plan entièrement nouveau à l'usage des trois nations. Seconde édition. Breit-Octav. Cart. 1 Thlr.

   Nr. 17 und 18 sind einzelne Theile des unter Nr. 23 erwähnten Handwörterbuchs.
19. Eckermann (Johann Peter), Gespräche mit Goethe in den letzten Jahren seines Lebens. 1823—32. Zwei Theile. 8. Geh. 4 Thlr.
20. *ΕΛΛΗΝΙΣΜΟΣ. Τομος πρωτος.* — Auch u. d. T.: *Γραμματικη.* 1835. Gr. 8. Geh. 3 Thlr. 12 Gr.
21. Encyklopädie, Allgemeine, der Wissenschaften und Künste, in alphabetischer Folge von genannten Schriftstellern bearbeitet, und herausgegeben von J. S. Ersch und J. G. Gruber. Mit Kupfern und Karten. 1818—36. Gr. 4. Cart.

   Jeder Theil im Pränumerationspreise auf gutem Druckpapier 3 Thlr. 20 Gr., auf feinem Velinpapier 5 Thlr., auf extrafeinem Velinpapier im größten Quartformat mit breitern Stegen (Prachtexemplare) 15 Thlr.

   Erste Section, A—G, herausgegeben von J. G. Gruber, Erster bis achtundzwanzigster Theil.

Zweite Section, H—N, herausgegeben von A. G. Hoffmann. Erster bis dreizehnter Theil.

Dritte Section, O—Z, herausgegeben von M. H. E. Meier und L. F. Kämtz. Erster bis achter Theil.

Den frühern Subscribenten auf dieses Werk, welchen eine Reihe von Theilen fehlt, sowie Solchen, welche als Abonnenten neu eintreten wollen, werden die den Ankauf erleichterndsten Bedingungen zugesichert.

22. Encyklopädie der gesammten medicinischen und chirurgischen Praxis, mit Einschluss der Geburtshülfe, der Augenheilkunde und der Operativchirurgie. Im Verein mit mehren praktischen Ärzten und Wundärzten herausgegeben von Georg Friedrich Most. Zweite, stark vermehrte und verbesserte Auflage. In zwei Bänden. Erstes bis achtes Heft. *Articulatio — Melanosis.* Jedes Heft im Subscr.-Preise 20 Gr.

23. Falk (Johannes), Goethe aus näherm persönlichen Umgange dargestellt. Ein nachgelassenes Werk. Zweite Auflage. Gr. 12. Geh. 1 Thlr. 12 Gr.

24. Funck (Z.), Erinnerungen aus meinem Leben in biographischen Denksteinen und andern Mittheilungen. Erster Band. E. T. W. Hoffmann und F. G. Wetzel. — Auch u. d. T.: Aus dem Leben zweier Dichter: Ernst Theodor Wilhelm Hoffmann's und Friedrich Gottlob Wetzel's. 8. Geh. 1 Thlr. 16 Gr.

25. Glyptothek treffender Bilder und Gemälde aus dem Leben für alle Stände. Herausgegeben von einem Verein für Kunst und Wahrheit begeisterter Freunde. Mit königl. würtemb. allergnädigstem Privilegium gegen den Nachdruck. Zwei Bände. 1831—36. Gr. 8. Geh. 3 Thlr.

26. Hahn-Hahn (Ida Gräfin), Neue Gedichte. 8. Geh. 1 Thlr. 4 Gr.

27. — —, Venetianische Nächte. 8. Geh. 1 Thlr.

28. Handwörterbuch, Vollständiges, der deutschen, französischen und englischen Sprache. Nach einem neuen Plane bearbeitet zum Gebrauch der drei Nationen. Zweite Auflage. In drei Abtheilungen. Breit-Octav. Velinpap. Cart. in Einem Bande. 3 Thlr. 12 Gr.

Die drei Abtheilungen, aus denen dieses Handwörterbuch besteht, sind auch einzeln unter besondern Titeln zu erhalten. (Vgl. Nr. 17, 18 und 29.) Die Lettern sind aus England und von besonderer Schönheit, und auf Druck und Correctheit die allergrößte Sorgfalt gewendet worden.

29. Handwörterbuch, Vollständiges deutsch-französich-englisches. Nach einem neuen Plane bearbeitet zum Gebrauch der drei Nationen. Zweite Auflage. Breit-Octav. Cart. 1 Thlr. 8 Gr.

30. Hartenstein (G.), Die Probleme und Grundlehren der allgemeinen Metaphysik. Gr. 8. 2 Thlr.

31. Hauch (J. C.), Tiberius, der dritte Cäsar. Eine Tragödie in fünf Handlungen. 8. Geh. 20 Gr.

32. Heim's (Ernst Ludwig) vermischte medicinische Schriften. Im Auftrage des Verfassers nach hinterlassenen Papieren gesammelt und herausgegeben von A. Paetsch. Gr. 8. 1 Thlr. 16 Gr.

33. Heinsius (Wilhelm), Allgemeines Bücher-Lexikon. Achter Band, welcher die von 1828 bis Ende 1834 erschienenen Bücher und die Berichtigungen früherer Erscheinungen enthält. Herausgegeben von O. A. Schulz. Erste bis siebente Lieferung. *Abälard — Moncada.* Gr. 4. Geh. Jede Lieferung auf Druckp. 20 Gr., auf Schreibp. 1 Thlr.

Die ersten sieben Bände dieses Werkes, 1812—29, kosteten früher 37 Thlr., sind aber jetzt zu dem ermäßigten Preise von 20 Thlrn zu beziehen. Auch einzelne Bände werden zu billigern Preisen abgegeben.

34. Henz (Ludwig), Denkschrift zur Begründung des Projectes der Erbauung einer Eisenbahn zwischen Köln und Eupen als deutsche Hälfte der Bahn von Köln nach Antwerpen. Auszug der speciellen Bearbeitung des Planes. Mit einer Karte. (Elberfeld 1835.) Gr. 4. Geh. 16 Gr.

35. Horae Belgicae. Studio atque opera Henrici Hoffmann Fallerslebensis. Pars III. — Auch u. d. T.: Floris ende Blancefloer door Diederic van Assenede. Mit Einleitung, Anmerkungen und Glossar herausgegeben von Hoffmann von Fallersleben. Gr. 8. Geh. 1 Thlr.

36. — —, Pars IV. — Auch u. d. T.: Caerl ende Elegast. Edidit et illustravit Hoffmann Fallerslebensis. Gr. 8. Geh. 12 Gr.

P. I. II. Breslau 1830—33. 1 Thlr. 16 Gr.

37. Isis. Encyklopädische Zeitschrift, vorzüglich für Naturgeschichte, vergleichende Anatomie und Physiologie. Herausgegeben von Oken. Jahrgang 1836. 12 Hefte. Mit Kupfern. Gr. 4. 8 Thlr.

38. Julius, Die amerikanischen Besserungssysteme, erörtert in einem Sendschreiben an Herrn W. Crawford, Generalinspector der großbritannischen Gefängnisse. 1837. Gr. 8. Geh. 8 Gr.

39. Koenig (H.), Die Bußfahrt. Trauerspiel in fünf Aufzügen. 8. Geh. 16 Gr.

40. — —, Die Waldenser. Ein Roman. Zwei Theile. 8. 4 Thlr.

41. Leben Napoleon's, Das, kritisch geprüft. Aus dem Englischen. Nebst einer Nutzanwendung auf „Das Leben Jesu von Strauß". Gr. 8. Geh. 12 Gr.

42. Lelly (Chevalier de), Cavalier-Perspective. Handbuch für angehende Verschwender. Gr. 8. Geh. 1 Thlr. 12 Gr.

43. Leo (Heinrich), Herr Dr. Dießterweg und die deutschen Universitäten. Eine Streitschrift. Gr. 8. Geh. 16 Gr.

44. Müller (Wilhelm), Homerische Vorschule. Eine Einleitung in das Studium der Ilias und Odyssee. Zweite Auflage, mit Einleitungen und Anmerkungen von Detlev Karl Wilh. Baumgarten-Crusius. Gr. 8. 2 Thlr.

45. Olshausen (Hermann), Erwiderung auf die Schriften von Dr. Scheibel, Kellner und Wehrhan gegen meine Abhandlung über die kirchlichen Ereignisse in Schlesien. Gr. 8. Geh. 12 Gr.

Die „Abhandlung" xc., 1835, 8 Gr.

46. Pfennig-Magazin, Das, der Gesellschaft zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse. Jahrg. 1836. 53 Nummern (Nr. 144—196.) Mit vielen Abbildungen. Kl. 4. Velinpapier. 2 Thlr.

Erster Jahrg., Mai 1833 bis April 1834. Nr. 1—52. 2 Thlr. Zweiter Jahrg., Mai bis December 1834. Nr. 53—87. 1 Thlr. 12 Gr. Dritter Jahrg., Januar bis December 1835. Nr. 88—143. 2 Thlr. Jede einzelne Nummer 1 Gr. 6 Pf.

47. Pfennig-Magazin, Das, für Kinder. Jahrg. 1836. 53 Nummern. Mit vielen Abbildungen. Kl. 4. Velinpapier. 1 Thlr.

Der erste und zweite Jahrg., cart., haben gleichen Preis.

48. Raumer (Friedrich von), Beiträge zur neuern Geschichte aus dem britischen Museum und Reichsarchive. Erster Theil. Die Königinnen Elisabeth und Maria Stuart, nach den Quellen im britischen Museum und Reichsarchive. Mit dem Bildniß der Maria Stuart. Gr. 12. Geh. 2 Thlr. 12 Gr.

49. — —, Dasselbe. Zweiter Theil. König Friedrich II. und seine Zeit. (1740—69.) Nach den gesandtschaftlichen Berichten im britischen Museum und Reichsarchive. Gr. 12. Geh. 2 Thlr. 12 Gr.

50. — —, England im Jahre 1835. Zwei Bände. 8. Geh. 5 Thlr.

51. Rellstab (L.), 1812. Ein historischer Roman. Zweite Auflage. Vier Bände. 8. Geh. 8 Thlr.

52. — —, Blumen- und Ährenlese aus meinem Jahrzehnt-Lustrum. Zwei Theile. Gr. 12. Geh. 4 Thlr. 12 Gr.

53. — —, Empfindsame Reisen. Nebst einem Anhang von Reise-Berichten, -Skizzen, -Episteln, -Satiren, -Jeremiaden u. s. w. aus den Jahren 1832 und 1833. Zwei Bändchen. Gr. 12. Geh. 2 Thlr. 8 Gr.

54. Repertorium der gesammten deutschen Literatur für das Jahr 1836. Herausgegeben im Verein mit mehren Gelehrten von E. G. Gersdorf. (Angehängt ist: Allgemeine Bibliographie für Deutschland.) Siebenter bis zehnter Band. Gr. 8. Jeder Band 3 Thlr.

55. Ross (Ludovicus), Inscriptiones Graecae ineditae. Fasc. I. Insunt inscriptiones Arcadicae, Laconicae, Argivae, Corinthiae, Phocicae, Megaricae. (8 lithogr. Taf. mit 86 Inschriften.) (Nauplia 1834.) 4maj. Geh. 1 Thlr. 8 Gr.

56. Schubert (G. H. v.), Die Symbolik des Traumes. Neue verbesserte und vermehrte Auflage. Mit einem Anhange aus dem Nachlasse eines Visionairs: des J. Fr. Oberlin, gewesenen Pfarrers im Steinthale, und einem Fragment über die Sprache des Wachens. 1837. Gr. 8. Geh. 1 Thlr. 12 Gr.

Der Anhang besonders u. d. T.:

57. — —, Berichte eines Visionairs über den Zustand der Seelen nach dem Tode. Aus dem Nachlasse Johann Friedrich Oberlin's, gewesenen Pfarrers im Steinthale, mitgetheilt, nebst einem Fragment: Die Sprache des Wachens. 1837. Gr. 8. Geh. 12 Gr.

58. Sonntags-Magazin, Familien-Museum zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse. Dritter Jahrg. 1836. 48 Nrn. Mit vielen Abbildungen. Klein Folio. Herabgesetzter Preis 1 Thlr. 8 Gr.

Der erste und zweite Jahrg., welche ebenfalls in meinen Verlag übergegangen sind, kosten im herabgesetzten Preise anstatt 2 Thlr. jeder nur 16 Gr.

59. Taschenbuch dramatischer Originalien. Herausgegeben von Franck. Erster Jahrgang. Mit fünf Kupfern. (Bauernfeld's Bildniß und vier scenischen Darstellungen.) 8. Elegant geb. 2 Thlr. 8 Gr.

60. Taschenbuch, Historisches. Mit Beiträgen von Barthold, Leo, Sohmann, Zinkeisen, herausgegeben von Friedrich von Raumer. Achter Jahrgang. Mit dem Bildnisse Ludwig XIV. Gr. 12. Cart. 2 Thlr.

Der erste bis fünfte Jahrgang dieses Taschenbuchs (früherer Preis 9 Thlr. 16 Gr.) sind zusammen

im Preise herabgesetzt auf 5 Thaler.

Einzeln kostet jeder 1 Thlr. 8 Gr., der sechste und siebente aber, wie bisher, jeder 2 Thlr.

61. Urania. Taschenbuch auf das Jahr 1837. Mit Alex. von Humboldt's Bildniß und fünf Stahlstichen, sowie Beiträgen von J. Freiherrn von Eichendorff, Emerentius Scävola, Leopold Schefer und Ludwig Tieck. 16. Mit Goldschnitt geb. 2 Thlr.

Alex. von Humboldt's Bildniß kostet in gr. 4. 8 Gr.

Im Preise herabgesetzt

sind die frühern Jahrgänge der Urania, 1830—34; sie kosteten bisher 10 Thlr. 6 Gr., sind aber jetzt zusammengenommen für fünf Thaler, einzeln aber für 1 Thlr. 8 Gr. jeder, zu haben, so weit der nicht mehr bedeutende Vorrath reicht. Die Jahrgänge 1835 und 1836 kosten jeder 2 Thlr.

62. Vibe (F. L.), De classicae antiquitatis disciplina injuste hodie in patria obtrectata. Oratio quam pronuntiavit etc. (Christianiae.) Gr. 8. 4 Gr.

63. Wiese (S.), Drei Dramen. I. Die Freunde. II. Paulus. III. Beethoven. 8. 1 Thlr. 6 Gr.

64. — —, Friedrich. Ein Roman. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

65. Zeitgenossen. Ein biographisches Magazin für die Geschichte unserer Zeit. Fünften Bandes siebentes und achtes, sechsten Bandes erstes und zweites Heft. (Nr. 39—42.) Gr. 8. Geh. 2 Thlr.

66. Zuccagni-Orlandini (A.), Die toscanische Insel Pianosa und deren Colonisirung. Nebst dem Plane eines Actien-Vereines. Herausgegeben von Alfred Reumont. Mit 1 Karte der Insel Pianosa. Gr. 8. Geh. 8 Gr.

In allen Buchhandlungen ist zu haben:

Ueber das Kopfweh, die Migräne

und den Gesichtsschmerz in pathologischer und therapeutischer Hinsicht. Nach Hume Weatherhead, Dr. Martin, Sir Halford u. Andern. Gr. 12. 10 Gr.

Dr. Weatherhead und Dr. Martin fanden darin, daß sie an den genannten Übeln selbst schmerzlich litten, eine ernste Veranlassung, ihre Natur zu studiren und ihre Heilung aufzufinden. Ihre Mittheilungen sind rein praktisch und auch Nichtärzten nicht blos verständlich, sondern gewiß auch sehr heilsam. Ausgezeichnete Ärzte haben diese Mittel mit Erfolg angewendet.

Lucian Bonaparte's Memoiren.

Soeben ist erschienen und an alle Buchhandlungen versendet worden:

Denkwürdigkeiten

von

Lucian Bonaparte,

Herzogs von Canino.

Von ihm selbst geschrieben.

Erster Theil.

Nach der französischen Originalausgabe übersetzt.

Leipzig und Darmstadt, bei C. W. Leske. Preis geheftet 1 Thlr., oder 1 Fl. 48 Kr.

Wer kennt nicht den Bruder Napoleon's, der im Glücke sein Gegner, im Unglück sein treuer Freund war. Zum ersten Mal werden in diesem Werke die Begebenheiten der Geschichte der neuesten Zeit von einem Manne erzählt, der so hoch gestellt war; es ist reich an Aufklärungen über Ereignisse, welche bisjetzt im Dunkel geblieben waren, und je weiter die Darstellung der Begebenheiten der neuesten Zeit sich nähert, je interessanter muß sie werden.

Die folgenden Bände — deren im Ganzen sechs versprochen sind — werden gleich nach Erscheinen des Originals in der Übersetzung geliefert.

Eine merkwürdige Schrift zur Warnung für Homöopathen.

Dr. A. Noack, Olla potrida. Ein Beitrag zur Literaturgeschichte der Homöopathie.

1stes Heft: Leckiv, L. Heyne, J. Th. Hofbauer, El. Herling, der Verein mehrer Homöopathiker als Verfasserschaft der homöop. Real-Encyklopädie oder Dr. C. W. Fickel, Oberarzt etc. Gr. 8. Br. 12 Gr.

ist in der Arnold'schen Buchhandlung erschienen und in allen andern Buchhandlungen zu bekommen.

Erwiderung auf die Antikritik des Herrn Julius Weise in Bezug auf den Morvell'schen Roman „Furchtlos und treu" in Nr. 38 des Literarischen Anzeigers für 1836.

Nr. 45 ist für den Verleger des Romans „Furchtlos und treu", von Dr. Morvell, eine ominöse Zahl. Nr. 45 war die Nummer der „Jenaischen Literaturzeitung", welche den Roman günstig beurtheilte und die Gräßlichkeit der in ihm aufgehäuften Mord- und Blutscenen als einen Beweis von dem guten Geschmack des Verf. hervorhob; Nr. 45 unterschreibt sich der Recensent, welcher in Nr. 264 der „Blätter für literarische Unterhaltung" dieselben widrigen Scenen als geschmacklos und dem guten Geschmack Verderben drohend rügte und sich überhaupt mit dem Stoffe, den der Verf. behandelte, wie mit der Einkleidung, die er ihm gab, auf keine Weise vertragen und sich als mit ihm einverstanden erklären konnte. So wunderbar spielt das Fatum mit Nr. 45! Die Weltgeschichte, womit freilich unser Streit und Gegenstreit glücklicherweise nichts zu thun hat, weist ähnliche Schicksalsspiele in Menge auf.

Dr. Morvell, der von der Wahrheit meiner Rügen vielleicht selbst innerlich überzeugt ist, zog sich in den Hintergrund zurück und schob als Ersatzmann seinen Verleger, Herrn Julius Weise, vor, welcher, nicht als ein Weiser, sondern als ein Unweiser, mich unterzeichnete Nr. 45 in einer Erwiderung in ebenso gehässiger als lächerlicher und unhaltbarer Schreib- und Denkart angriff und der seltsamsten Absichten beschuldigte.

Ich würde mich, da es sich um einen so geringfügigen Gegenstand, um einen Morvell'schen Roman, handelt, durchaus nicht in eine Erwiderung eingelassen haben, wenn der Herr Verleger nicht in mehren andern Blättern mich zu verdächtigen fortführe und seine Farben wo möglich noch dicker und greller auftrüge.

Über den stylistischen Werth der Weise'schen Antikritik mich auszusprechen, halte ich für unnütz. Die Resultate Dessen, was er aus Morvell's und anderer Romantiker Schreibweise gelernt und sich angeeignet hat, liegen in jener Erwiderung vor. Man erstaunt über einen Styl, der dem in Morvell's Romane vorwaltenden so bluts- und wahlverwandt erscheint. Ehe ich aber auf die unbegründeten Anklagen, die meine persönliche und literarische Ehre antasten, zu sprechen komme, sei es mir erlaubt, einige Vorposten, die Herr Weise dem Hauptcadre vorausschickt, auf dieses selbst zurückzuwerfen, letzteres dadurch zu schwächen, in Unordnung zu bringen und schon vor der Schlacht unbrauchbar zu machen.

Herr J. Weise wirft mir zuvörderst vor, daß ich die Tendenz des Ganzen nicht erkannt habe. Ich bin erstaunt, zu hören, daß ein Roman, der in lauter Gräßlichkeiten und Liebesabenteuern sich umtummelt, eine Tendenz haben soll! Diese Tendenz soll nun in den Worten liegen: „Ihr Beide habt euern Wahlspruch bewährt, furchtlos und treu! du handelnd als Mann, sie duldend als Weib u. s. w." Ist das nun eine Tendenz? oder eine, um welche man drei dicke Bände zurechtsetzt? oder glaubt Herr Weise, daß ich den Accent, der auf diesen Worten liegt oder auf sie gelegt werden soll, verkannt habe? — Ich sagte ja selbst: „furchtlos ist der Schwede Soop" (wobei zu suppliren: handelnd als Mann) „und treu Gertrud, des Rathsherrn Böttcher Töchterlein" (d. h. duldend als Weib) „und daher der Titel." Ich habe hier nur Worte verschwiegen, nicht die Tendenz; aber Worte und Tendenz scheinen dem Verleger wesentlich eins zu sein.

Ich nannte Gustav Adolf, wie er in Morvell's Roman erscheint, „einen unleidlichen Schwätzer". Nun heißt es, daß seine Worte fast alle historisch treu sind. Dieses fast ist ein geringes Wort, aber hier von wirklicher Bedeutung. Ich hätte von Gustav Adolf sagen sollen, er wäre ein fast unleidlicher Schwätzer, und Herr Weise würde sich vielleicht mit diesem fast zufriedengestellt haben. Freilich sprechen in unsern jüngsten Romanen die Personen so unleidlich viel, daß das Gewäsch mancher Schwätzer, im Verhältniß zu dem Anderer, als wirklicher Lakonismus erscheint.

Ich habe es für wunderbar erklärt, daß ein Kriegsmann des dreißigjährigen Krieges seinen Gefährten einen „Sir John Fallstaff" nennt. Es ist mir gleichgültig, ob der Sprecher ein — wie ihn Herr Weise nennt — „vorzugsweise gebildeter Artilleriemajor" gewesen ist und Shakspeare's „Heinrich IV." in den Musestunden gelesen oder auf irgend einer damaligen deutschen Bühne gesehen hat; genug! ich finde diese Anrede in dem Munde eines Kriegshelden des 17. Jahrhunderts höchst — ja ich sage höchst lächerlich. — Und wer zweifelt denn daran, daß die Husaren von jeher zu den Nationaltruppen der Ungarn gehört haben? — Wenn aber ein kaiserlicher Kriegsoberst zu einem Herrn Collegen sagt: „Du bist ein Husar!" — so fällt das so sehr ins modern Lächerliche, daß man an der beglaubigtsten geschichtlichen Wahrheit zu zweifeln anfangen möchte.

Weil ich nun gesagt habe, daß der Herr Verf. die Rathsmänner gewöhnlich „hochbeinig" nennt, diese Bezeichnung aber nur in Bezug auf einen einzigen ein- oder, wie Herr Weise zugibt, auch wol ein paar Mal vorkommt, so wird auf mich der Verdacht einer böswilligen Entstellung geworfen. Als ob Einer weniger grob wäre, der irgend eine Grobheit nur gegen Einen, nicht Mehre, sich zu Schulden kommen läßt! Was aber den Vorwurf der böswilligen Entstellung betrifft, so antworte ich mit Shakspeare:

Du sprichst nicht wahr, und wer nicht wahr spricht, lügt!

Ich habe von einer im Roman auftretenden Italienerin gesagt, daß man nicht wisse, wie sie in das Pommerland gekommen sei. Der Herr Verleger meint nun, ich hätte nur ein paar Seiten zurückblättern dürfen und ich hätte gefunden, wie die Italienerin sogar bis nach Schweden gekommen sei und auf welch eine natürliche Weise. Das ist aber eben das Schreckliche bei unsern Romanen gewöhnlichen Styls, daß man uns genau sagt, so geschah es oder so geschieht es, oder so wird es geschehen, und daß wir dennoch nicht daran glauben können, entweder weil das Factum selbst unglaubhaft ist, oder weil die Darstellung es unglaubhaft macht, oder weil wir dergleichen schon in neunundneunzig Romanen gelesen haben und uns bei dem hundertsten wol herausnehmen können, an der Glaubwürdigkeit des Factums zu zweifeln.

Was den Knix betrifft, welchen Morvell in einer Anmerkung weitläufig erklärte, weil, wie es sich jetzt herausstellt, die Süddeutschen nichts vom Knix wissen, so muß ich Herrn Weise sagen, daß ich ein Norddeutscher bin und vom norddeutschen Standpunkt aus kritisirt und gelacht habe. Auch gegen die gerühmte Kunstkenntniß des Herrn Dr. Morvell will ich nichts einwenden, so lächerlich es mir auch erscheint, bei der Beschreibung eines pommerschen Mädchens einen ganzen Abriß der Kunstgeschichte einzuschieben und bis auf die Griechen, bis auf Skopas und Apelles zurückzugehen.

So eitel bin ich nicht, zu glauben, daß mein Urtheil das allein richtige sei; aber es freut mich, daß auch andere bewährte Kritiker mit mir ein und derselben Ansicht sind. Eine mit S. unterzeichnete Recension in Nr. 23 des „Berliner Conversationsblatts" nennt den Roman des Herrn Morvell ein Gespenst, welches in den öden Gängen unserer Literatur umherspukt und von Mord, Brand, Schlacht, Jungfrauenraub, Vaterfluch und Mönchsunfug unheilvolle Sprüche raunt. So haben noch andere, besonders norddeutsche Journale, wie z. B. der „Gesellschafter", sich gegen diesen Roman stark und kräftig ausgesprochen.

Wenn ich dem Herrn Verleger pecuniairen Schaden zugefügt haben sollte, so werde ich mich mit meiner kritischen Überzeugung und damit zu trösten wissen, daß ich nach Pflicht und Gewissen geurtheilt habe. Bücher der Art finden ihre Leser, und leider mehr als sie verdienen und für die Geschmacksbildung des Publicums heilsam ist. Der Herr Verleger sagt selbst, daß in der Leihbibliothek zu den sechs vorhandenen Exemplaren noch zwei nachgeliefert wurden, was, wie er hinzusetzt, wenigstens beweist, daß der Roman fleißig gelesen wird. Ich wünschte, daß meine deutschen Mitbürger auf andere Dinge als auf Romane dieser Art ihren Fleiß verwenden möchten. Aber mit einem Verleger, welcher die Leihbibliothek zur Richtschnur kritischer Würdigung erheben möchte, und mit einem Schriftsteller, welcher für Leihbibliotheken schreibt, und mit einem Romane, welcher in diesen Niederlagsstätten der Unnatur und Barbarei eine Rolle spielt, habe ich als Kritiker nichts zu schaffen. Und weil ich dem Buche seine dürftige Leihbibliothekennatur an der Stirne ansah, habe ich für rathlich gehalten, mit ihm nicht umzugehen wie mit einem würdigen, ernsten Erzeugniß vaterländischer Dichtkunst, sondern wie mit einem geschmacklosen Product einer wüsten Phantasie, welches nur Spott, keine kritische Musterung verdient. Ich halte es für meine Pflicht, gegen alles Rohe, Ungebildete, Unschmackhafte und den Geschmack Verderbende meine Stimme laut zu erheben und mit allen Mitteln, die mir zu Gebote stehen, dahin zu wirken, daß unsere geschändete — ja, ich sage geschändete Literatur wieder zu Ehren komme und die faulen und giftigen Säfte, woran sie leidet, ausstoße. Ich habe in Herrn Morvell nur den Repräsentanten einer ganzen, weitverzweigten Brüderschaft angegriffen, welche unsere Literatur vergiftet und brandig macht.

Und in dieser Gesinnung fühle ich mich zu erhaben über die persönlichen Angriffe des Herrn Weise, welcher meine Recension eine tadelnd bestellte nennt (vgl. „Planet"), um über diese und ähnliche, zum Theil in lateinische Floskeln vor Scham sich hüllende Verunglimpfungen noch ein Wort zu verlieren. Denn die Worte sind kostbar, aber mehr noch als das Wort die Gesinnung, die uns vor Allem Noth thut.

45.

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Literarischer Anzeiger.

1837. Nr. II.

Dieser Literarische Anzeiger wird den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften: Blätter für literarische Unterhaltung, Isis, und Allgemeine medicinische Zeitung, beigelegt oder beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile 2 Gr.

In der Unterzeichneten ist soeben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Reisen und Länderbeschreibungen

der ältern und neuesten Zeit,

eine Sammlung

der interessantesten Werke über Länder- und Staatenkunde, Geographie und Statistik.

Herausgegeben von

Dr. E. Wiedenmann und Dr. H. Hauff.

Zehnte Lieferung.

Mexico

in

den Jahren 1830 bis 1832.

Vom Verfasser

der

„Briefe in die Heimat“.

Erster Band.

Preis 3 Fl., oder 1 Thlr. 20 Gr.

Inhalt:

I. Allgemein Statistisches und Physiographisches. — Mexico als Zielpunkt europäischer Auswanderung betrachtet. **II.** Fragmente zur Specialstatistik einzelner Staaten und Territorien der Föderation, in alphabetischer Ordnung. **III.** Justizwesen. **IV.** Kirchenwesen. **V.** Oeffentlicher Unterricht. **VI.** Oeffentliche und Privatgeselligkeit.

Die früher erschienenen Lieferungen enthalten:

1ste Lfg. **Irland.** Preis 1 Fl., oder 16 Gr.

2te — **Miltitz' Algier.** Mit einer großen Karte. 1 Fl. 30 Kr., oder 21 Gr.

3te — **Alexander Burnes' Reisen in Indien und nach Bukhara.** Erster Theil. Mit einem Steindruck. 2 Fl. 30 Kr., oder 1 Thlr. 12 Gr.

4te — **Washington Irving's Ausflug auf die Prairien zwischen dem Arkansas und Red-River.** 1 Fl., oder 16 Gr.

5te — **Alfred Reumont's Reiseschilderungen.** 1 Fl. 12 Kr., oder 18 Gr.

6te — **Briefe in die Heimat,** geschrieben zwischen October 1829 und Mai 1830 während einer Reise über Frankreich, England und die Vereinigten Staaten von Nordamerika nach Mexico. 1 Fl. 24 Kr., oder 20 Gr.

7te — **Alexander Burnes' Reisen in Indien und nach Bukhara.** Zweiter Theil. Mit einer Karte. 2 Fl. 42 Kr., oder 1 Thlr. 16 Gr.

8te — **John Barrow, jun., Besuch auf der Insel Island im Sommer 1834.** Mit Holzschnitten. 1 Fl. 45 Kr., oder 1 Thlr. 4 Gr.

9te — **Thomas Pringle, Südafrikanische Skizzen.** Mit 1 Lithographie. 2 Fl. 15 Kr., oder 1 Thlr. 8 Gr.

Jede Lieferung wird auch einzeln unter ihrem besondern Titel abgegeben.

Stuttgart und Tübingen, im November 1836.

J. G. Cotta'sche Verlagshandlung.

In meinem Verlage werden im nächsten Jahre nachstehende Zeitschriften erscheinen:

Blätter für literarische Unterhaltung. (Herausgeber: Heinrich Brockhaus.) Außer den Beilagen täglich eine Nummer. Gr. 4. Auf gutem Druckpapier. Preis des Jahrgangs 12 Thlr.

Isis. Encyklopädische Zeitschrift, vorzüglich für Naturgeschichte, vergleichende Anatomie und Physiologie. Herausgegeben von Oken. 12 Hefte. Mit Kupfern. (Zürich.) Gr. 4. Preis des Jahrgangs 8 Thlr.

Allgemeine medicinische Zeitung. In Gemeinschaft mit Dr. J. B. Friedreich und Dr. C. Hohnbaum herausgegeben von Dr. C. Pabst. Wöchentlich 2 Nummern von 1 Bogen in gr. 4. Preis des Jahrgangs 6 Thlr. 16 Gr.

Diese Zeitschrift, deren letzte Jahrgänge bei A. Pierer in Altenburg erschienen, wird von nun an wieder in meinem Verlage herausgegeben und auf deren Redaction besondere Aufmerksamkeit verwandt werden. Probenummern stehen auf Verlangen zu Diensten.

Zu diesen Zeitschriften erscheint ein

Literarischer Anzeiger,

welcher zur Aufnahme von Anzeigen aller Art bestimmt ist. Für die gespaltene Zeile oder deren Raum werden zwei Groschen Insertionsgebühren berechnet.

Gegen Vergütung von 3 Thlr. werden Anzeigen u. s. w. den Blättern für literarische Unterhaltung, und gegen Vergütung von 1 Thlr. 12 Gr. der Allgemeinen medicinischen Zeitung und der Isis beigelegt oder beigeheftet.

Allgemeine Bibliographie für Deutschland. (Herausgeber: E. Avenarius.) In wöchentlichen Nummern von 1—2 Bogen. Gr. 8. Auf gutem Druckpapier. Preis des Jahrgangs 3 Thlr.

Ein möglichst vollständiges und genaues Verzeichniß aller in Deutschland erschienenen Schriften, sowie der irgend ein Interesse in Anspruch nehmenden Werke der ausländischen Literatur in ihrem ganzen Umfange, mit vollständigen alphabetischen und systematischen Registern. Nicht allein hierauf beschränkt, enthält sie zugleich Notizen über künftig erscheinende Werke, Subscriptions- und Pränumerationsunternehmungen, Preisherabsetzungen, Auctionen, Bücherverbote, antiquarische Kataloge u. s. w., Alles zur leichtern Übersicht unter bestimmte Rubriken geordnet.

Repertorium der gesammten deutschen Literatur. Herausgegeben im Verein mit mehren Gelehrten von Ernst Gotthelf Gersdorf. Elfter Band und folgende. (Beigegeben wird: Allgemeine Bibliographie für Deutschland.) Gr. 8. Preis eines Bandes von etwa 50 Bogen auf gutem Druckpap. 3 Thlr.

Das Repertorium erscheint regelmäßig am 15. und 30. jedes Monats in Heften, deren Umfang sich nach den vorhandenen Materialien richtet.

Beiden Zeitschriften wird ein

Bibliographischer Anzeiger

beigegeben, der für literarische Anzeigen aller Art bestimmt ist. Die Insertionsgebühren betragen 1½ Gr. für die Petitzeile oder deren Raum. Besondere Beilagen, als Prospecte, Anzeigen u. dgl. werden ebenfalls mit der Bibliographie wie mit dem Repertorium ausgegeben und dafür die Gebühren bei jeder Zeitschrift mit 1 Thlr. 12 Gr. berechnet.

Das Pfennig-Magazin für Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse. (Herausgeber: Friedrich Brockhaus.) Klein Folio.

Diese Zeitschrift erscheint zugleich als Fortsetzung des in meinen Verlag übergegangenen „Sonntags-Magazin", welches im nächsten Jahre als selbständige Zeitschrift nicht mehr fortgesetzt wird.

Der Preis eines Jahrgangs des Pfennig-Magazin von 52 Nrn. auf feinem Velinpapier, mit einigen hundert Abbildungen ausgestattet, bleibt wie bisher 2 Thlr. Die frühern Jahrgänge sind zu nachstehenden Preisen sauber geheftet zu erhalten: I., Nr. 1—52, 2 Thlr.; II., Nr. 53—91, 1 Thlr. 12 Gr.; III., Nr. 92—143, 2 Thlr.; IV., Nr. 144—196, 2 Thlr.

In dem Intelligenzblatt zum Pfennig-Magazin finden Ankündigungen, welche für ein großes Publikum bestimmt sind, den passendsten Platz. Die Insertionsgebühren werden für die gespaltene Zeile oder deren Raum nur mit 5 Gr., gewiß bei einer Auflage von mehr als 30,000 Ex. äußerst billig berechnet. Besondere Beilagen werden gegen eine Gebühr von 18 Gr. für das Tausend beigelegt.

Das Pfennig-Magazin für Kinder. (Herausgeber: A. Kaiser.) Der Jahrgang von 52 Nummern in 4. auf feinem Velinpapier mit fast 200 Abbildungen 1 Thlr.

Der erste, zweite und dritte Jahrgang haben gleichen Preis.

Zeitgenossen. Ein biographisches Magazin für die Geschichte unserer Zeit. (Herausgegeben unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung.) Sechsten Bandes drittes Heft und folgende. (Nr. XLIII und folgende.) Gr. 8. Geh. Preis des Heftes von 6—7 Bogen auf gutem Druckpapier 12 Gr.

Leipzig, im December 1836.

F. A. Brockhaus.

Anzeige,

betreffend das

Staats-Lexikon

oder

Encyklopädie

der

Staatswissenschaften.

In Verbindung mit vielen der angesehensten Publicisten Deutschlands

herausgegeben

von

Karl von Rotteck und Karl Welcker.

Gr. 8. Altona, Hammerich.

1ster bis 3ter Band.

Subscriptionspreis à Lieferung nur 12 Gr.

Von diesem Werke liegen nun mit der soeben erschienenen 5ten Lieferung des III. Bandes dem Publicum bereits drei Bände vor. Alle Urtheile gelehrter Blätter, wie z. B. die des Repertoriums der Literatur von Gersdorf, der Heidelberger Jahrbücher und der Jenaer Literaturzeitung, die in den Jahrbüchern von Pölitz, in den Kritischen und Literarischen Blättern der Hamburger Börsenhalle, in der Braunschweiger Mitternachtzeitung u. s. w. vereinigen sich, wie es die Namen der Herren Herausgeber und ihrer berühmten Mitarbeiter erwarten ließen, in der Anerkennung der ausgezeichneten Vortrefflichkeit dieses deutschen Nationalwerkes, welches selbst die in Karlsruhe erscheinende Allgemeine Staatszeitung, diese Anerkennung theilend, „ein Ereigniß" nennt. „Kein anderes Werk" — so lautet z. B. eines dieser Urtheile (in dem vorletztgenannten Blatte vom 21sten April 1836) — „ist zur Begründung einer allgemeinen politischen Bildung geeigneter als das Staatslexikon. Kein anderes verfolgt eine edlere Tendenz mit mehr männlicher Ruhe und gemäßigtem Eifer; keines verbindet mit einer lichtvollen verständigen Darstellung mehr erschöpfendes Wissen und belehrendere Gründlichkeit. Kein anderes Mittel, auch nicht das gewaltsamste des Despotismus oder das beißendste des Witzes, vermöchte ein bejammernswerthe und erschreckende Kannegießerei und ein nichtssagendes Freiheitsschreien von Anno 1830 sicherer zu zerstören als die Verbreitung jenes Geistes und jener Kenntnisse, die dem Staatslexikon angehören."

Kaum aber kann man von einer so reichen Sammlung der verschiedenartigsten Artikel von verschiedenen Verfassern ein gle-

deres Lob aussagen, als dasjenige, welches schon früher (1835, Nr. 129) die Jenaer Literaturzeitung in der Anerkennung aussprach, daß „dasselbe nicht blos so vieles Herrliche und Treffliche, sondern auch fast keinen blos mittelmäßigen Artikel enthalte"; — ein Urtheil, welches jetzt die neueste Anzeige in dem leipziger Gersdorf'schen Repertorium der Literatur (Heft IX, 1275) bestätigt, indem sie mit der Bemerkung beginnt, „bei einem solchen Werke, in welchem jeder Artikel auf ausgezeichneten wissenschaftlichen Werth Anspruch mache, müsse auch das Publicum ein langsameres Erscheinen und eine etwas größere Ausdehnung selbst billigen".

Dennoch begegnet auch in den beiden letzten Beziehungen die auf dem Umschlage der 5ten Lieferung des III. Bandes von den Herren Herausgebern dem Publicum gegebene förmliche Versicherung — welche hiermit auch die Verlagshandlung zu der ihrigen macht — manchen falschen Besorgnissen. „Wir können" — so sagen nämlich die Herren Herausgeber — „jetzt dem Publicum die bestimmte Versicherung geben, daß unser Werk mit dem neunten oder höchstens mit dem zehnten Bande beendigt werden wird. Dieses kann auch ohne Unvollständigkeit der Ausführung geschehen. Nach dem schon in der Vorrede S. XXIX ausgesprochenen Grundsatze haben wir nämlich des Zusammenhangs und der gründlichen Darstellung wegen bereits bei so vielen Artikeln damit zusammenhängende Gegenstände, welche dem Alphabet nach spätern Buchstaben angehören, mit abgehandelt, sodaß späterhin oft einfache Rückweisungen genügen werden. Auch liefern mitunter drei oder vier spätere Buchstaben des Alphabets schon an sich nicht so viel Stoff als einer der drei ersten. Endlich wird es auch erst im Laufe eines solchen mit vielen Mitarbeitern unternommenen Werkes möglich, die Ausdehnung des Ganzen und der einzelnen Artikel sicher zu berechnen und heilsam zu beschränken, namentlich auch alle weniger wesentlichen und weniger interessanten Artikel möglichst zu beseitigen. Somit und bei der unausgesetzten Anstrengung der Redactoren und so vieler ausgezeichneten Mitarbeiter des Staatslexikons und der bei dem Fortschreiten des Unternehmens stets sich mehrenden Vorbereitung des Stoffes für den zukünftigen Abdruck können wir dem Publicum, zum Dank für seine große Theilnahme an unserm Werke, die bestimmteste Hoffnung auf eine baldige Beendigung desselben geben."

Fast beispiellos ist es in der deutschen Literatur, so viele der größten Geister an einem Werke thätig zu sehen; aber nur so ist es möglich, ein classisches Werk wie das Staatslexikon herzustellen.

Der Subscriptionspreis

für jede Lieferung ist nur 12 Gr. und in sämmtlichen Buchhandlungen in Deutschland, der Schweiz, Dänemark, Frankreich und England sind die erschienenen Bände zu haben.

Altona, im December 1836.

J. F. Hammerich's Verlagshandlung.

In unserm Verlage ist soeben erschienen:

Joh. Joach. Eschenburg's

Handbuch der classischen Literatur.

Achte verbesserte und vermehrte Auflage.

Bearbeitet von Dr. L. Lütcke.

Gr. 8. 40⅓ Bogen. Preis 2 Thlr.

Inhalt: Archäologie der Literatur und Kunst. — Übersicht der classischen Schriftsteller des griechischen und römischen Alterthums. — Mythologie der Griechen und Römer. — Griechische und römische Alterthümer.

Seit einer langen Reihe von Jahren hat das vorliegende Werk seine Brauchbarkeit bewährt, und auch in der neuesten Zeit noch eine solche Verbreitung gefunden, dass eine achte Auflage nöthig geworden ist. In dieser ist im Allgemeinen die Anordnung des Stoffes dieselbe geblieben, aber die veralteten Ansichten sind nach Möglichkeit entfernt, und dafür die Ergebnisse der neuesten Forschung aufgenommen worden; dies gilt namentlich von der Literatur eines jeden Abschnitts, welche bis auf die neuesten Erscheinungen herabgeführt ist.

Die Verlagshandlung ihrerseits hat keine Kosten gescheut, diesem trefflichen Buche auch eine entsprechende äussere Ausstattung zu geben, und so schmeichelt sie sich, dass diese in jeder Beziehung so sehr verbesserte neue Auflage auch eine um so günstigere Aufnahme finden werde.

Die einzelnen Abschnitte sind auch besonders abgedruckt zu folgenden Preisen zu haben:

Archäologie der Literatur und Kunst. 12 Gr.
Übersicht der classischen Schriftsteller des griechischen und römischen Alterthums. 16 Gr.
Mythologie der Griechen und Römer. 6 Gr.
Griechische und römische Alterthümer. 18 Gr.

Nicolai'sche Buchhandlung in Berlin.

Choleraschriften,

welche in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart und in der Literarisch-artistischen Anstalt in München erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen sind:

Schnurrer, Dr. F., Die **Cholera morbus,** ihre Verbreitung, ihre Zufälle, die versuchten Heilmethoden, ihre Eigenthümlichkeiten und die im Großen dagegen anzuwendenden Mittel. Mit der Karte ihres Verbreitungsbezirks. Zweite vermehrte und verbesserte Ausgabe. Gr. 8. Preis 1 Fl. 24 Kr., oder 20 Gr.

Reuß, Dr. F. F., Sammlung der wichtigsten Abhandlungen über die jetzt herrschende Choleraseuche. 2 Theile. Gr. 8. 2 Fl. 45 Kr., oder 1 Thlr. 16 Gr.

Cholerakuche, oder zweckmässige Auswahl von Speisen, Getränken und nöthigsten Hausmitteln sammt deren Zubereitung, für Kranke, Genesende und Gesunde. 36 Kr.

Beobachtungen bairischer Ärzte
über die

Cholera morbus,

3 Hefte, enthaltend die Beobachtungen der Herren Dr. Gietl, Kaltenbrunner und Sander. Jedes Heft 1 Fl. 12 Kr.

In allen Buchhandlungen ist zu haben:

G. Callenius,

Die Prinzen von Oranien.

Geschichtliches Gemälde in dramatischer Form in 5 Acten.

Gr. 8. Geheftet. 16 Gr.

Die Kritik (s. Planet, 1832, Nr. 162; Komet, 1834, Nr. 12) hat über das erste Product dieses Dichters (Der Tod der Malachowsky, Drama in 5 Acten) so günstig entschieden, ja, ihm die unverkennbare Fähigkeit, etwas Bedeutenderes zu liefern, so ermunternd zuerkannt, daß gegenwärtiger zweiter Versuch dem schöngeistigen Publicum, namentlich den Bühnen — da es sich zur Aufführung ganz vorzüglich eignet — willkommen sein wird. Se. Majestät der König der Niederlande beehrten den Verf. am 27sten Mai 1836 unter Beilegung eines kostbaren Brillantrings für dieses Drama mit einem sehr gnädigen Beifallsschreiben.

Digitized by Google

Die

Mitternachtzeitung

für

Gebildete Stände

beginnt mit Anfang des Jahres 1837 ihren

zwölften Jahrgang

und nehmen alle Buchhandlungen und Postämter Bestellungen darauf an.

Preis 8 Thlr.

Braunschweig, den 15ten December 1836.

Ed. Horneyer.

Interessante Neuigkeit.

Bei Goedsche in Leipzig und Meißen ist erschienen und in allen Buchhandlungen das 1ste Bändchen zu haben:

MEMOIRES DE LUCIEN BONAPARTE,

PRINCE DE CANINO.

Memoiren des Prinzen von Canino, Lucian Bonaparte.

Mit dessen Portrait.

Nach der Originalausgabe übersetzt von L. v. Alvensleben.

☞ *Ich erkläre durch dieses eigenhändig geschriebene Zeugniss, dass diese Memoiren die einzigen sind, welche ich geschrieben habe, und leugne alle die ab, welche bisher mit meinem Namen oder ohne Namen eines Verfassers erschienen sind. Zu Beglaubigung dessen*

L. PRINCE DE CANINO.

Diese Memoiren werden 10—12 Bändchen, jedes von 160—192 Seiten bilden und im Laufe dieses Jahres erscheinen. Jedes Bändchen der franz. Ausgabe kostet 9 Gr., der deutschen Ausg. 10 Gr.

Wenige Werke bieten ein größeres Interesse als das, welches wir hier bieten. Der Feder eines der ausgezeichnetsten Männer unsers Jahrhunderts entflossen, interessirt es im höchsten Grade alle Politiker und Gebildete und ist allen Denen unentbehrlich, welche sich mit Geschichte, Diplomatie und Gesetzgebung beschäftigen.

Die Ausstattung beider Ausgaben ist sehr elegant, Druck correct.

Der äußerst geringe Preis, den wir dafür setzen, macht Jedermann die Anschaffung leicht.

In der Unterzeichneten ist soeben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Schiller's Flucht von Stuttgart und Aufenthalt in Manheim von 1782 — 1785.

8. Brosch. Preis 1 Fl. 48 Kr., oder 1 Thlr. 6 Gr.

Der Verf. dieser Schrift ist der vor einigen Jahren in Wien gestorbene Clavierlehrer Streicher, ein Jugendfreund Schiller's, der ihn auf seiner Flucht von Stuttgart begleitete, alle Leiden, die ihm dieser Schritt anfangs zugezogen, mit enthusiastischer Hingebung theilte und dem völlig hülflosen Dichter sogar die zu seiner eignen Ausbildung als Musiker bestimmten Summen zum Opfer brachte. Das Buch ist ein sehr werthvoller Beitrag zur Biographie Schiller's; es enthält eine Menge interessanter Details aus der Epoche, wo sich sein äußeres Schicksal entschied, und kleinere, ihn charakterisirende Züge, welche nur die Liebe und der Enthusiasmus eines Freundes erhalten konnte, dem die Zeit, „welche er mit dem jugendlichen Schwärmer verlebt, durch die nachmalige Größe des Mannes zur merkwürdigsten seines Lebens" geworden war. — Die Herausgeber, die Kinder des verstorbenen Verfassers, haben das Honorar dem Denkmal Schiller's gewidmet.

Stuttgart und Augsburg, im Nov. 1836.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Neue vorzügliche Schriften für Forstmänner und Ökonomen.

H. Cotta, Grundriß der Forstwissenschaft. Zweite sehr verbesserte Auflage, herausg. von dessen Söhnen. Erste Abtheilung. Gr. 8. 1 Thlr.

L. Moll, Prof., Beschreibung einer landwirthschaftlichen Reise durch mehre Theile des nördlichen [illegible]. Deutsch mit Anmerkungen und Beilagen von [illegible] G. Schweitzer, Professor. Gr. 8. Brosch. [illegible]

A. v. Schönberg, Zusammenstellung und [illegible] einer Dreifelderwirthschaft und deren [illegible] schaften, auf das Areal eines Ritterguts [illegible] Gr. 8. Brosch. 9 Gr.

Arnold'sche Buchhandlung in Dresden und Leipzig.

Vom Januar 1837 an erscheint im Verlage der Unterzeichneten:

Der Kirchenfreund für das nördliche Deutschland,

eine Zeitschrift zur Verständigung über Angelegenheiten [illegible] und zur Förderung christlichen Sinnes und kirchlichen [illegible] Redigirt von W. Jacobi, F. Köhler, [illegible] W. Möller. In wöchentlichen Lieferungen von [illegible] Bogen in gr. 4. zu dem halbjährigen Subscriptionspreise 1 Thlr 12 Gr.

Ankündigungen und Probeblätter sind durch alle Buchhandlungen zu erhalten.

Rackhorst'sche Buchhandlung in Osnabrück.

Soeben ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Schlagende Beweisführung: daß Napoleon Bonaparte niemals existirt hat.

Aus dem Franz. übers. nach der 4ten Aufl. (Paris 1836) Münster, Druck und Papier von Friedr. Regensberg. Taschenformat. Sauber gedruckt und geheftet. [illegible]

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Literarischer Anzeiger.

1837. Nr. III.

Dieser Literarische Anzeiger wird den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften: Blätter für literarische Unterhaltung, Isis, und Allgemeine medicinische Zeitung, beigelegt oder beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile 2 Gr.

bricht, alles Interessante mitzutheilen und die Wahl oft schwer wird; wird aber diese nur im Ganzen richtig getroffen, so entschuldigt der billige Leser gewiß, wenn nicht Alles seinen Beifall hat, um so mehr, als der Stoff so mannichfach ist, daß unmöglich jeder einzelne Leser sich gleichmäßig befriedigt finden kann.

Auch in dem verflossenen Jahre ist wol kein bedeutendes Land übergangen worden, und wenn einzelne vergleichungsweise sparsamer bedacht sind, so ist es häufig weder Fehler der Redaction, noch gradezu Mangel an Stoff, der die Schuld trägt, sondern der Umstand, daß der Stoff häufig in so roher, unvollständiger Art sich bietet, daß sich durchaus kein zusammenhängendes Ganze daraus will bilden lassen. Wenn hinsichtlich der andern Erdtheile vielfach Mangel an Stoff eintritt, so ist es der umgekehrte Fall mit Europa, wo der Stoff sich oft so häuft, daß aus Überfülle nur einzelne Skizzen und Bilder gegeben werden können. Haben indeß unsere Leser sich einmal überzeugt, daß diese fragmentarische Behandlung, welche bei dem Zudringen des Stoffs nicht einmal gestattet, Versäumnisse nachzuholen, für den Bestand und den Umfang des Blattes nothwendig sind, dann werden sie gewiß auch zugeben, daß dasselbe einen Reichthum der Mittheilungen enthält, den nur ein sehr großes Material und eine möglichst schnelle und ausgewählte Benutzung desselben geben können.

Das dem Ausland beigegebene, jedoch nicht eng mit demselben verbundene Literaturblatt erfreut sich jetzt nach dreivierteljährigem Bestehen schon des allgemeinen Beifalls. Mit dem längern Bestande des Blattes selbst wird die Redaction dann auch immer mehr hauptsächlich nur das Neuere mittheilen; da durch die Bearbeitung der glänzenden Erscheinungen des Auslands, auch der ältern, ein Grund gelegt ist, auf dem die Redaction fortbauen kann; denn die Literatur gleicht auch hierin der Geschichte, daß sich manche spätere Erscheinungen ohne Kenntniß der frühern gar nicht recht verstehen lassen.

Der Preis des ganzen Jahrgangs ohne Literaturblatt ist 16 Fl., mit Literaturblatt 20 Fl.; wer das letztere einzeln wünscht, erhält es für 6 Fl.

Stuttgart und Tübingen, im November 1836.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Im Verlage von **F. A. Brockhaus in Leipzig** ist erschienen und in allen Buchhandlungen des In- und Auslandes zu erhalten:

Karl August Böttiger,

königl. sächs. Hofrath, Oberinspector der königl. Alterthumsmuseen zu Dresden, Ritter des königl. sächs. Civilverdienstordens, des großherzogl. sächs. Falken- und des kaiserl. russ. St.-Wladimirordens, vieler gelehrten und nützlichen Gesellschaften Mitglied.

Eine biographische Skizze
von dessen Sohne,
Dr. **K. W. Böttiger,**
königl. bair. Prof. der Geschichte und Bibliothekar zu Erlangen, großh. sächs. Hofrathe u. s. w.

(Aus den „Zeitgenossen“ besonders abgedruckt.)
Mit Böttiger's Bildnisse.
Gr. 8. 1837. Geh. 16 Gr.

Der Sohn, dem wir diese Skizze verdanken, hat in einer alle Anerkennung verdienenden anständigen Weise die Pflicht des Biographen mit der Gesinnung des Sohnes in Verbindung zu bringen gewußt.

In allen Buchhandlungen ist zu haben:

Todeskampf des britischen Leoparden,

Betrachtungen über unsere Zeit und nächste Zukunft von M. B. Chablot. Gr. 8. In sinnreich allegor. lithogr. Umschlag. 16 Gr.

Motto: England hat keine Guinee, welche nicht mit dem Blute aller Völker getränkt wäre.

Es gab eine Zeit, wo es guter Ton war, das stolze Albion nur mit Bewunderung zu nennen. Selbst das unleugbar Verwerfliche wurde — war es nur englisch — als trefflich und nachahmungswürdig laut gepriesen, während es uns gleich Blutegeln aussog und verdarb an Leib und Geist. — Jetzt, wo wir an der Schwelle einer neuen Weltepoche stehen, wo nur noch jenseit der Pyrenäen das Reich der eingebildeten Freiheit, der Träume und Ideale, der Theorien und Doctrinen den letzten Kampf besteht, sieht das nüchtern gewordene Jahrhundert den Segnungen seines neuen Glaubens an das Reale und Solide, als den wahren Bausteinen seines Glücks, entgegen, denn es hat die leeren Phantasien gegen das vernunftgemäßere Streben, sich seine Welt freundlich und sicher nach Möglichkeit zu gestalten, ausgetauscht. — England führt uns nicht mehr irre, und kann auch die erwachte Vernunft Englands mehrfache Überlegenheit und Größe nicht verkennen, so ist sie auch nicht mehr blind für seine Härten, Mängel und Schwächen nach innen, wie für seinen Egoismus und seine Herzlosigkeit nach außen. Dieses sind die Zustände, welche Chablot mit Feuer und Leben in kräftigen Zügen schildert, indem er, auf Vergangenheit und Gegenwart hinweisend, das Bild einer wol nicht mehr fernen Zukunft entwirft und auf die wichtigsten Constellationen hindeutet. Die vom deutschen Bearbeiter vorausgeschickte Skizze der augenblicklichen, europäischen Verhältnisse, mit besonderm Augenmerk auf die Politik, erhöht das Interesse dieser zeitgemäßen, sehr freisinnigen Broschüre, die freilich die Anglomanen aufregen und den heftigsten starken Widerspruch erfahren wird, da sie ohne Rückhalt für die Rechte, die Nationalehre und die materiellen Interessen des Continents streitet.

Im Verlage der **Rackhorst'schen** Buchhandlung in Osnabrück ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Prometheus. Tragödie. 8. 1836. Geh. 1 Thlr.

Die welthistorische Bedeutung des Napoleonischen ... ist hier im kleinsten Rahmen zusammengefaßt.

Von demselben Verfasser erschien früher:

Abälard und Heloise. Tragödie in 5 Acten. 8. 1831. Geh. 1 Thlr.

Die Blätter für liter. Unterhaltung v. J. 1832, Nr. ... sagen hierüber: „Wir sind überzeugt, sämmtliche ... Literaturen haben seit einem Decennium kein dramatisches ... geliefert, das dieser Arbeit den Rang streitig machen könnte u. s. w.“

Ferner ist daselbst erschienen:

Das **Denkmal Justus Möser's** in Osnabrück. Mit einer Abbildung des Denkmals in gr. 4. ... 1836. Geh. 12 Gr.

Auch im nächsten Jahre erscheint, und zwar mit dem sechs- t Bande oder im vierten Jahrgange, die

Englische Bibliothek.

Eine fortlaufende Auswahl

des Anziehendsten und des Neuesten

aus englischen Taschenbüchern und Zeitschriften

in

sorgfältig bearbeiteten Übertragungen

von

K. v. Kreling.

Die E. B. ist nur in der heftweisen Form ihres Erschei- ns eine Zeitschrift, im Inhalt aber — sowol in jedem abge- lossenen Halbjahrsbande, wie im Zusammenhange aller ihrer ände — ein praktischer Cursus der modernen englischen (und erikanischen) Unterhaltungsliteratur, dargestellt in der rgfältigsten Auswahl und Übersetzung ihrer besten kleinen zählungen und Novellen, malerischsten Reise- und Seestücke d interessantesten Charakterzeichnungen und Essays, begleitet n kritischen und biographischen Notizen über die Verfasser d sonstigen nöthigen Erläuterungen. Den Stoff zur Aus- ahl geben die im Besitze des Herausgebers und Übersetzers be- dlichen sämmtlichen (und mit den neuest erschienenen im- er vermehrten) Jahrgänge aller, an Belehrung wie Unter- ltung gleich reichen englischen und amerikanischen Annuals er Taschenbücher und eine Reihe englischer und amerikanischer itschriften.

Daß der eigenthümliche Plan der E. B. und dessen ge- issenhafte Ausführung Beifall gefunden habe, beweist, neben ren fortwährendem Gedeihen, die ohne Ausnahme güns- ige Stimme der Kritik, wie z. B. Gesellschafter 1834, Literatur- att Nr. 22 und Beibl. Nr. 14; Freimüthige 1834, vom ten Oct.; Wiener Zeitschrift 1834, vom 6ten Oct., und 335, Beilage vom 22sten Sept.; Blätter für literarische Unter- altung 1835, vom 18ten Jan.; Gersdorf's Repertorium 1835, om 31sten Jan.; Unser Planet 1835, vom 3ten April; Zeit. d. Eleg. Welt 1834, vom 30sten Sept. und 2ten Oct.; erliner Literar. Ztg. 1834, Nr. 38; Menzel's Literaturblatt 834, vom 15ten Dec., und 1837, vom 7ten Febr.; Phönix 835 (Literaturblatt vom 5ten Juni) und 1836, vom 1sten ebr.; Abendzeitung 1836 (Blätter f. Lit.), vom 20sten April; erliner Conversationsblatt 1836, vom 30sten Mai; Bad. olksblatt, Schwäbischer Mercur, neue Speyerer Ztg. u. s. f.

Die E. B. erscheint in Monatsheften von je 6 Bogen in r. 8., deren sechs einen Band, zum Preise von 4 Fl. 45 Kr., der 2 Thlr. 16 Gr., bilden. Die drei ersten Bände, so weit eren sehr kleiner Vorrath reicht, werden den Abnehmern der fortsetzung im herabgesetzten Preise von 10 Fl. 48 Kr. er- assen, Band IV und V kosten jeder 4 Fl. 48 Kr., oder Thlr. 16 Gr.

Karlsruhe und Baden, im November 1836.

D. R. Marx'sche Buchhandlung.

In unserm Verlage ist erschienen:

Joh. Joach. Eschenburg's

Entwurf

einer Theorie und Literatur

der schönen Redekünste.

Fünfte, völlig umgearbeitete Ausgabe

von Dr. **M. Pinder.**

Gr. 8. Preis 1 Thlr. 8 Gr.

In einer vor Kurzem bekannt gewordenen öffentlichen Beurtheilung dieses Werkes heisst es: „Die Verlagshandlung hat die Bearbeitung der soeben erschienenen fünften Auflage dieses Werkes in die Hände eines jungen Gelehrten (des königl. Bibliothek-Custos Dr. Pinder) gelegt, dessen Geschmack und Fleiss sich schon durch mehre frühere Arbeiten rühmlichst bewährt haben. Eine auch nur flüchtige Vergleichung der frühern von Eschenburg selbst veranstalteten Ausgaben mit der gegenwärtigen, wird jedem Leser den Beweis liefern, wie sehr das Buch in seiner Umgestaltung gewonnen hat, und mit welcher Sorgfalt die Fortschritte der neuern philosophischen Sprach- und Literaturkritik benutzt worden sind, um sowol den doctrinellen Theil des Buches, als die Literatur den neuern Ansichten anzupassen und zu bereichern. Wir können daher das Werk in seiner gegenwärtigen Gestalt als einen sehr willkommenen Beitrag zur Theorie und Literatur der sogenannten „schönen Wissenschaften" betrachten und empfehlen."

Nicolai'sche Buchhandlung in Berlin.

Neue schöngeistige Schriften.

Original-Beiträge

zur deutschen Schaubühne.

1ster Band. Inhalt: 1) Lüge und Wahrheit. Schauspiel in 4 Acten. 2) Die Braut aus der Residenz, Lustspiel in 2 Acten 3) Der Oheim, Schauspiel in 5 Acten. 8. Velinp. Geh. 2 Thlr. 8 Gr.

Th. Hell, Dramatisches Vergißmeinnicht. 13tes Bändchen. Inh.: Die Dame von Laval, Drama, und Laurette oder das rothe Siegel, Lustspiel. Brosch. 1 Thlr.

Ch. Hohlfeldt, Harfenklänge.

Zweite verbess. Aufl. Gr. 8. Brosch. 2 Thlr.

A. v. Tromlitz, Sämmtliche Schriften.

Neue verbesserte Auflage in Taschenbuchformat. Zweite Sammlung, 28ster bis 36ster Band. Alle 9 Bände 3 Thlr. 12 Gr. im Pränumerationspreise bis Ende dieses Jahres. Ladenpreis 5 Thlr.

Die erste Sammlung besteht aus 36 Bänden und ist im Pränumerationspreise für 14 Thlrn. zu bekommen. Der Ladenpreis ist 20 Thlr.

Die zweite Sammlung, ebenfalls 36 Bände, kostet im Pränumerationspreise ebenfalls 14 Thlr. und der Ladenpreis ist 20 Thlr.

G. Schilling, Sämmtliche Schriften.

Rechtmäßige, sehr verbesserte Ausgabe letzter Hand in Taschenbuchformat. 51ster bis 60ster Band. Pränumerationspreis bis Ende dieses Jahres 3 Thlr. 12 Gr. für alle 10 Bände. Ladenpreis 5 Thlr.

Die ersten 50 Bände sind bis dahin auch noch im Pränumerationspreise von 16 Thlr. zu bekommen. Der Ladenpreis ist 25 Thlr.

Beide Werke kann man in allen namhaften Buchhandlungen für die angegebenen Pränumerationspreise erhalten.

Arnold'sche Buchhandlung
in Dresden und Leipzig.

Von der Unterzeichneten wird soeben in den Druck gegeben und demnächst versandt werden:

Über

die Herabsetzung der Zinsen

der öffentlichen Schulden

mit

Rücksicht auf die Zeitverhältnisse u. s. w.

Von

Fr. Nebenius.

Stuttgart und Tübingen, im Dec. 1836.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

An alle Buchhandlungen haben wir versandt:

Oberdeutsche Staaten und Stämme

vom Standpunkte der Politik beleuchtet

von

Gustav Schlesier.

Gr. 8. Brosch. 4 Fl. 12 Kr., oder 2 Thlr. 15 Gr.

Inhalt:

I. Einleitung. — II. Deutschland und seine Haupttheile. — III. Östrich und die Interessen des Kaiserstaates. — IV. Die bairische Combination. — V. Oberdeutsche Staaten und Stämme. — VI. Würtemberg und die Würtemberger. — VII. Die Rheinlande. — VIII. Die Gesammtinteressen Oberdeutschlands. — IX. Politisches Schlußwort.

Memoiren eines Banquiers.

Herausgegeben

von

August Lewald.

2 Theile. Brosch. Preis 5 Fl. 24 Kr., oder 3 Thlr.

J. Scheible's Buchhandlung in Stuttgart.

Briefwechsel

zwischen

Schiller und Goethe

in 6 Bänden kl. 8.

Je mehr sich dieses Werk, seiner innern Bedeutsamkeit nach, an die sämmtlichen Goethe's und Schiller'schen Werke anschließt, um so häufiger dürfte der Wunsch entstehen, dasselbe der Sammlung letzterer anzuschließen. Unsererseits dies möglichst zu erleichtern, haben wir früher schon die Preise aller 6 Bände

Velinpapier von 23 Fl. 36 Kr. auf 11 Fl. 48 Kr., oder 7 Thlr.,

Druckpapier von 19 Fl. auf 9 Fl. 30 Kr., oder 5 Thlr. 16 Gr.

herabgesetzt, für welche fortwährend noch Exemplare durch sämmtliche Sortimentsbuchhandlungen bezogen werden können.

Stuttgart und Tübingen, im Dec. 1836.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

In allen Buchhandlungen ist zu haben:

Sagen, Märchen, Kriegsscenen, Novellen, Abenteuer, Reisen und Bilder aus Spanien. 3tes, 4tes und letztes Bändchen, enth.: Scenen aus dem Leben Castiliens und Andalusiens nach Lord Feeling, der Herzogin von Abrantes und Chaho. Herausg. von Ferd. Freih. v. Biedenfeld. 8. 2 Thlr. 8 Gr.

Die beiden ersten, kürzlich erschienenen Bändchen enthielten die Märchen und historischen Sagen des Don Telesforo de Trueba, dem Europas gebildete Nationen den Namen des spanischen Walter Scott beigelegt haben. Deutsche kritische Blätter haben die v. Biedenfeld'sche Übersetzung derselben den geistreichsten, lebendigsten und gelungensten Arbeiten der neuesten belletristischen Literatur beigezählt, und es ist derselben im Phönix 1836, Nr. 124; in der Mitternachtszeitung 1836, Nr. 117; im Berl. Modenspiegel, Correspondenzblatt Nr. 31; in der Posaune 1836, Nr. 68, 69; in dem Berliner Conversationsblatt, 1836, Nr. 80; in der Theaterchronik, 1836, Nr. 80, und in andern Blättern auf eine ausgezeichnet rühmliche Weise gedacht worden. Die beiden letzten vorstehend angezeigten Theile müssen ein um so größeres Interesse einflößen, als ihr Stoff nicht, wie der der zwei ersten, aus der ältern, sondern diesmal aus Spaniens allerneuester Geschichte geschöpft ist, und aus Begebenheiten, die die Augen der ganzen Welt noch fortwährend auf sich ziehen.

Bei Ed. Meißner in Leipzig ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Deßmann, J. D., Kleine Sprachlehre, oder die vorzüglichsten Regeln zum Rechtsprechen und Rechtschreiben der deutschen Sprache für Anfänger. Vorzüglich zum Gebrauch in Schulen. 7te Aufl. 8. Geh. (6 Bogen.) 4 Gr.

Dietrich, Dr., Abhandlung über die Bleichsucht, oder faßliche Belehrung, wie diesem Leiden vorzubeugen und seinen Zufällen durch Heilmittel und Lebensordnung zu begegnen sei. 8. Brosch. 12 Gr.

Als Anhang ist eine topographische Darstellung zweier vorzüglichen Curorte Böhmens, Josephsbad und Lachotin, gegeben, deren Heilquellen in diesen und verwandten Leiden von vorzüglicher Wirkung sind.

Heilmethode, Die kräftigste und bewährteste, der Skrophelsucht und der von ihr abhängigen Zustände. Nach Lugol's Mémoires sur l'Emploi de l'Iode et des Bains jodurés dans les Maladies scrofuleuses. Frei bearbeitet von Dr. A. Wilhelmi. Mit einem Vorwort von Dr. Alb. Braune, Prof. d. Med. und prakt. Arzte in Leipzig. Gr. 8. Brosch. 1 Thlr. 8 Gr.

Libri veteris Testamenti apocryphi graece. Accurate recognitos brevique diversarum lectionum delectu instructos edid. H. E. Apel, Ph. Doct. et AA. LL. Mag. Gr. 8. Preis 1 Thlr. 12 Gr.

In meinem Verlage ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu erhalten:

Das Novellenbuch;

oder Hundert Novellen, nach alten italienischen, spanischen, französischen, lateinischen, englischen und deutschen bearbeitet von Eduard von Bülow. Mit einem Vorworte von Ludwig Tieck.

Vierter Theil,

mit dem diese Mustersammlung echter Novellen geschlossen wird. Für den Werth derselben haben sowol die günstigsten Beurtheilungen in geachteten öffentlichen Blättern, wie die beifällige Aufnahme des Publicums, entschieden. Es finden sich darin Novellen nach dem Italienischen des Alamanni, Argelati, Bandello, Bargagli, Bottari, Erizzo, Giovanni, Giraldi, Gozzi, Grazzini, Machiavelli, Malespini, Mori, Morlini, Rota, Sacchetti, Straparola, Tomasi; nach dem Spanischen des Avellaneda, der Donna Caravajal y Saavedra, des Castillo Solorzano, Cervantes, Don Manuel, Montalvan, Montemayor, Robles, Vega und der Donna de Zayas y Sotomayor; nach dem Französischen der Angelique de Gomez, des Hugues-le-Roi, Loquesolles und Retif de la Bretonne; nach dem Lateinischen des Aeneas Silvius (Piccolomini), dem Englischen der Aphra Behn, des Deloney, Head und Alex. Smith, dem Deutschen des Sam. Greiffensohn, Kirchhof, Just. Möser, Schnabel, Ursi, außer den vielen nach Originalen anonymer Schriftsteller.

Eine werthvolle Zugabe bietet Tieck in seinem Vorworte, in dem er die Geschichte der Novelle behandelt. Alle vier Theile kosten 10 Thlr.

Leipzig, im Januar 1837.

F. A. Brockhaus.

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Literarischer Anzeiger.

1837. Nr. IV.

[D]ieser Literarische Anzeiger wird den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften: Blätter für literarische Unterhaltung, Isis, und Allgemeine medicinische Zeitung, beigelegt oder beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile 2 Gr.

Verlags-Bericht 1836

von

Leopold Voss in Leipzig.

(Die mit * bezeichneten sind Commissions-Artikel.)

Abulghasi Bahadûr Chani Historia Mongolorum et Tatarorum nunc primum tatarice edita. Fol. Casani 1825. 6 Thlr.

Adernson, E., Die Regenwürmer auf den Feldern der orientalischen Numismatik. Gr. 8. Geh. 8 Gr.

[A]gardh, C. A., Icones algarum europaearum. Représentation d'algues européennes suivie de celle d'espèces exotiques les plus remarquables récemment découvertes. Livr. 4me et dernière avec 10 planches coloriées. Gr. in-8. 1 Thlr. 16 Gr.

*—, J. G., Synopsis generis Lupini. Acced. tabb. II. lithogr. 8. Lundae 1835. Geh. 16 Gr.

*Argelander, F. G. A., Stellarum fixarum DLX positiones mediae ineunte anno 1830. Ex observationibus Aboae habitis deduxit, aliorum astronomorum positionibus comparavit subsidiaque ad supputandos locos apparentes inservientia adjecit. 4maj. Helsingforsii 1835. 1 Thlr. 12 Gr.

*— —, Observationes astronomicae in specula universitatis litterariae Fennicae factae. Universitatis nomine instituit. Tom. I—III. Aboae 1824—28. Fol. Helsingforsii 1830—32. 9 Thlr.

*Barkow, J. C. L., Disquisitiones neurologicae. Acced. tabula lith. 4. Vratislaviae 1836. 6 Gr.

— —, Monstra animalium duplicia per anatomen indagata. Habito respectu ad physiologiam medicinam forensem et artem obstetriciam. Tom II. et ultimus. 4maj. Cart. 4 Thlr. 12 Gr.
(Tom. I. Acced. tabb. 15 aen. 1828. 5 Thlr.)

*Bericht an Sr. M. den Kaiser über das Ministerium des öffentlichen Unterrichts für das Jahr 1835. Gr. 8. St.-Petersburg 1836. Geh. 6 Gr.

Berthier, P., Handbuch der metallurgisch-analytischen Chemie. Nach d. Franz. bearbeitet und mit Zusätzen u. eignen Erfahrungen vermehrt von C. M. Kersten. 2ter und letzter Band, mit 1 Kupfertafel. Gr. 8. 5 Thlr.
(1ster Band, mit 5 Kupfertafeln, 1835. 3 Thlr. 12 Gr.)

*Boetticher, C., Die Holzarchitektur des Mittelalters. Mit Anschluss der schönsten in dieser Epoche entwickelten Producte der gewerblichen Industrie. In Reisestudien gesammelt. 2ter Theil, mit 6 in Farben gedruckten Steintafeln. Fol. Berlin 1836. 2 Thlr. 12 Gr.
1ster Theil, mit 6 in Farben gedruckten Tafeln. 1835. 2 Thlr. 12 Gr.

*— —, Ornamentenbuch zum praktischen Gebrauche für Architekten, Decorations- u. Stubenmaler, Tapetenfabrikanten, Seiden-Woll- u. Damastweber. Neue Folge. 1stes Heft. Mit 6 farbigen Steintafeln. Querfolio. Berlin 1836. 3 Thlr. 8 Gr.

*Brandt, J. F., Mammalium exoticorum novorum vel minus cognitorum musei academici zoologici descriptiones et icones. Acced. tabb. XIX color. 4maj. Petropoli 1835. 5 Thlr. 8 Gr.

*— —, Prodromus descriptionis animalium ab H. Mertensio in orbis terrarum circumnavigatione observatorum. Fasc. I. 4maj. Petropoli 1835. 18 Gr.

*Brandt, J. F., Bemerkungen über die Mundmagen- oder Eingeweidnerven (*Nervus sympathicus seu nervi reproductorii*) der Evertebraten. Mit 3 Kupfertafeln. Gr. 4. 1 Thlr. 8 Gr.

*— —, Descriptiones et icones animalium Rossicorum novorum vel minus rite cognitorum. Aves. Fasc. I. Cum 6 tabb. pictis. 4maj. Petropoli 1836. 2 Thlr. 12 Gr.

*Bulletin scientifique de l'Académie Impériale des sciences de St.-Pétersbourg. Tom. I. Gr. in-4. St.-Pétersbourg 1836. 1 Thlr. 12 Gr.

Burdach, K. F., Die Physiologie als Erfahrungswissenschaft. Erster Band, mit Beiträgen von K. E. v. Baer und H. Rathke. Zweite berichtigte und vermehrte Auflage, mit Beiträgen von E. Meyer, H. Rathke und G. Valentin. Mit 6 Kupfertafeln. Gr. 8. 3 Thlr. 18 Gr.

Central-Blatt, Pharmaceutisches. 7ter Jahrgang f. 1836. In wöchentlichen Lieferungen. Gr. 8. 3 Thlr. 12 Gr.

Central-Blatt, Polytechnisches. 2ter Jahrgang für 1836. In fünftägigen Lieferungen. Gr. 8. 3 Thlr. 12 Gr.

Choulant, Ludwig, Anleitung zur ärztlichen Praxis. Gr. 8. 1 Thlr. 9 Gr.

*Chrysostomi, S. Joannis, Opera omnia quae exstant, vel quae ejus nomine circumferuntur, ad mss. codices Gallicanos, Vaticanos, Anglicanos, Germanicosque, nec non ad Savilianam et Frontonianam editiones castigata, innumeris aucta etc. Tom. VII. Pars I. 8max. Parisiis 1836. 4 Thlr. 12 Gr.

Drobisch, M. W., Neue Darstellung der Logik nach ihren einfachsten Verhältnissen. Nebst einem logisch-mathematischen Anhange. Gr. 8. 18 Gr.

*Eichwald, E., Memoria Ludovici Henrici Bojani. (Acced. catalogus musaei zootomici academiae medico-chirurgicae Vilnensis.) Cum icone Bojani. 4maj. Vilnae 1835. 2 Thlr.

*— —, Discours sur les richesses minérales de quelques provinces occidentales de la Russie qui pourroient devenir un objet de commerce. Gr. in-4. Vilna 1835. 20 Gr.

*— —, Plantarum novarum vel minus cognitarum, quas in itinere Caspio-Caucasico observavit, Fasc. II. et ult. Cum tabb. 20 lith. Vilnae 1835. 4 Thlr.
(Fasc. I. cum tabb. 20 lith. 1832. 4 Thlr.)

*Graefe, F., Das Sanscrit-Verbum in Vergleich mit dem griechischen und lateinischen. Aus dem Gesichtspunkte der classischen Philologie dargestellt. (Aus d. Mémoires de l'Académie abgedruckt.) Gr. 4. St.-Petersburg 1836. 1 Thlr. 21 Gr.

Hartmann, Ph. C., Glückseligkeitslehre für das physische Leben des Menschen, oder die Kunst das Leben zu benutzen und dabei Gesundheit, Schönheit, Körper- und Geistesstärke zu erhalten und zu vervollkommnen. Dritte, verbesserte Auflage. 8. 1 Thlr. 8 Gr.

Herschel, J. F. W., Einleitung in das Studium der Naturwissenschaft. Nach dem Englischen von Dr. Albert Weinlig. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

Hülsse, J. A., Die einfache und zusammengesetzte Zinsrechnung mit ihrer Anwendung auf Rechnung von Interessen, Discont, Zahlungstermine, mittlere Zahlungen, Zeit- und Leibrenten, Lebensversicherungen und Schuldentilgung. 4. 6 Gr.

*Jomini, Baron de, Tableau analytique des principales combinaisons de la guerre et de leurs rapports avec la politique des états. 4me édition consid. augmentée. Avec 2 planches. Gr. in-8. St.-Pétersbourg 1836. 3 Thlr.

Leti, Calvidii, i. e. Claudii Quilleti Callipaedia seu de pulchris prolis habendae ratione poema didacticon. Secundum editionem alteram seu Parisiensem cum integra lectionis varietate editionis primae seu Leidensis edidit Ludovicus Choulant. 12. Cart. 18 Gr.

*Mémoires de l'Académie Impériale des sciences de St.-Pétersbourg. Sixième Série.

Sciences mathématiques et physiques. Tome III. Gr. in-4. St.-Pétersbourg 1836. 6 Thlr. 18 Gr.

Sciences naturelles. Tome II. Gr. in-4. St.-Pétersbourg 1836. 11 Thlr. 6 Gr.

Sciences politiques, Histoire et Philologie. Tome IV. Gr. in-4. St.-Pétersbourg 1836. 4 Thlr. 12 Gr.

Mémoires présentés par divers savans. Tome III. Gr. in-4. St.-Pétersbourg 1836. 6 Thlr. 18 Gr.

Recueil des actes des séances publiques. Partic. XI. Gr. in-4. St.-Pétersbourg 1836. 1 Thlr. 12 Gr.

*Meyer, E. H. F., Commentariorum de plantis Africae Australioris quas per octo annos collegit observationibusque manuscriptis illustravit J. F. Drege. Vol. I. Fasc. I. 8maj. 1 Thlr. 20 Gr.

Minding, J., Das Leben der Pflanze. Ein Gedicht. Gr. 8. Geh. 12 Gr.

Mises, Dr., Schutzmittel für die Cholera, nebst einem Anhange, enthaltend die vornehmsten Meinungen der Ärzte über den Sitz und das Wesen oder die nächste Ursache, die Contagiosität oder Nichtcontagiosität dieser Krankheit. Zweite verbesserte Auflage. 8. 15 Gr.

*Pallas, P. S., Icones ad geographiam Rosso-Asiaticam. Fasc. III. Cum 8 tabb. aen. pictis. 4maj. Petropoli 1836. 1 Thlr. 21 Gr.

Pinder, E., Das Provinzialrecht der königl. preußischen vormaligen königl. sächsischen Landestheile mit Ausschluß der Lausitz, nebst Beweisstellen, Gründen und Bemerkungen. Im Auftrag des königl. Justizministeriums für die Gesetzrevision bearbeitet. 2 Theile. Gr. 8. 5 Thlr.

Pogodin, Michael, Historische Aphorismen. Aus dem Russischen von E. Göring. Gr. 8. Geh. 12 Gr.

Prinz, C. G., Das Verschneiden oder die Castration der Milchkühe, eine landwirthschaftliche Operation für Ökonomen und Thierärzte. 8. Geh. 6 Gr.

Radius, J., Auserlesene Heilformeln zum Gebrauche für praktische Ärzte und Wundärzte. Mit Berücksichtigung der neuesten Bereicherungen der Arzneimittellehre. 16. Cartonn. 1 Thlr. 18 Gr.

Schmidel, C. T., Verwandlungstafeln verschiedener Masse in pariser Fusse, Zolle und Linien berechnet. 1stes Heft. Millimeter, Meter und engl. Fusse. 12. 6 Gr.

*Schmidt, J. J., Die Thaten des Vertilgers der zehn Übel in den zehn Gegenden, des verdienstvollen Helden Bogda Gesser Chan; eine mongolische Heldensage, nach einem in Peking gedruckten Exemplare aufs Neue abgedruckt. Herausgegeben von der k. Akademie der Wissenschaften. Gr. 4. St.-Petersburg 1836. 3 Thlr.

Spiker, G. W., Emiliens Stunden der Andacht und des Nachdenkens. Für die erwachsenen Töchter der gebildeten Stände. Fünfte, durchgängig verbesserte und vermehrte Auflage. 2 Bände, mit Titelkupfer. 8. Geh. 1 Thlr. 18 Gr.

*Trinius, C. B., Species graminum iconibus et descriptionibus illustravit. Fasc. 29 et 30. 4maj. Petropoli 1836. 3 Thlr.

(Complet III Vol. s. 30 Fasc. cum 360 tabb. 1823—36. 45 Thlr.)

Wagner, R., Prodromus historiae generationis hominis atque animalium sistens icones ad illustrandam ovi primitivi, imprimis vesiculae germinativae et germinis in ovario inclusi, genesin atque structuram, per omnes animalium classes multosque ordines indagatam. Acced. tabb. II. aere incisae. Fol. maj. Cart. 3 Thlr. 12 Gr.

*Weinmann, C. A., Hymeno- et Gastero-Mycetes hucusque in imperio Rossico observatos. Pars prodromi florae rossicae. 8maj. Petropoli 1836. 3 Thlr.

Weissenbach, C. G. A. von, Abbildungen merkwürdiger Gangverhältnisse aus dem sächsischen Erzgebirge. Mit 32 lithographirten Tafeln. Gr. 8. Geh. 2 Thlr. 16 Gr.

Zeitung für die elegante Welt. 36ster Jahrgang für 1836. Herausgegeben von G. Kühne. In wöchentlichen Lieferungen. Gr. 4. 8 Thlr.

---

und andere derlei Substanzen zu übertragen. Mit Abbild. — Hutchinson's Apparat zum Messen des Leuchtgases in den Gasfabriken. Mit Abbild. — Über die Darstellung und Eigenschaften der festen Kohlensäure. — **Miscellen.** Englische Patente. — Außerordentliche Leistung eines amerikanischen Dampfwagens. — Bramley's und Parker's Verbesserungen an den Locomotivmaschinen. — Über die schiefen Flächen oder Rampen an den Eisenbahnen. — Lalanne's Maschinen zum Nivelliren, zum Aufnehmen von Planen und zum Messen der Kraft beim Ziehen. — Carey's Vorschlag, Kanalboote über die Schleußen zu schaffen. — Über directe Erzeugung von hämmerbarem Eisen aus den Eisenerzen. — Über die galvanischen und elektrischen Versuche und Apparate des Herrn Crosse. — Eigenschaften der Substanz, welche das Bouquet der Weine bildet. — Letterndruck mit Walzen. — Verbesserungen in der Fabrication von Bodenplatten. — Vorschüsse von der British Association for the advancement of science zu wissenschaftlichen und technischen Untersuchungen und Zwecken gemacht. Literatur: deutsche.

Zweites Novemberheft.

Inhalt: Bericht über die Abhandlung des Hrn. Emil Köchlin, betreffend die Dampfmaschinen; erstattet im Namen des Comité für Mechanik, von Joseph Köchlin. — Douglas, Verbesserungen an den Dampfkesseln, wodurch das Bersten derselben durch übermäßigen innern und das Einsinken durch übermäßigen äußern Druck verhütet wird. Mit Abbild. — Über das Ruderrad des Hrn. Henry Pickworth von Sipson in der Grafschaft Middlesex. Mit Abbild. — Heineken's Beschreibung einer Art von Drehbank zur Verfertigung von Medaillen. Mit Abbild. — Beschreibung einer tragbaren Ausschneidepresse von der Erfindung des Hrn. Hosking. Mit Abbild. — Barber's Verbesserung an den Spulen, auf welche das Baumwollgarn aufgewunden wird. Mit Abbild. — Witherspoon, über eine neue Hemmung für Pendeluhren. Mit Abbild. — Über die Sicherheitslampe des Hrn. John Martin in London. Mit Abbild. — Martens, über die Natur der bleichenden Chlorverbindungen. — Fuchs, Professor, Neue Methode, das Bier auf seine wesentlichen Bestandtheile zu untersuchen. Mit Abbild. — Dingler, über den Twaddle'schen und Atkins'schen Aräometer. — Keene's verbesserter Apparat zum Ausbaue von Getreide und andern Samen, sowie auch zum Düngen. Mit Abbild. — **Miscellen.** Gurney's neue Dampfwagen. — Saloman's Sicherheits-Dampfkessel. — Neuer Heizapparat für Wagen. — Carey's Vorschlag zur Überwältigung steil ansteigender Flächen. — Über die vortheilhafteste Geschwindigkeit bei der Kanalschiffahrt. — Verbesserung der Napier'schen Multiplicationsstäbe. — Verbesserung an den Sägen der Sägmühlen. — Aubray's Verbesserung an den Maschinen zur Papierfabrication. — Sonderbare Benutzung der hydraulischen Presse. — Artesischer Brunnen in Granit gebohrt. — Gewebe von Glas. — Bylott's Patent-Gerbeproceß. — Hrn. Laird's Tachymeter. — Anwendung des Schiefers zu verschiedenen Geräthschaften. — Über das Sicherheitspapier des Hrn. Morand. — Ähnlichkeit des Kautschuks mit dem Maulbeerblättersafte. — Klein's Methode, mit Reservage die Wolle zu färben. — Ernst Augustine's wasserdichte Schuhe. — Über jodhaltige Erze und Pflanzen in Mexico. — Ventouillac's tragbare Vorrichtung zum Tödten der Seidencocons. — Amerikanische Methode, Getreidespeicher vor dem Kornwurme zu schützen. — Verfälschung des Talges mit Kartoffelbrei.

* * *

Von diesem sehr gemeinnützigen und wohlfeilen Journal erscheinen wie bisher monatlich zwei Hefte mit Kupfern. Der Jahrgang, aus 24 Heften mit 24—36 Kupferplatten bestehend und welcher mit einem vollständigen Sachregister versehen wird, macht für sich ein Ganzes aus und kostet durch die Postämter und Buchhandlungen nur 9 Thlr. 8 Gr., oder 16 Fl. In das Abonnement kann nur für den ganzen Jahrgang eingetreten werden.

Ein dieses Journal begleitender Anzeiger nimmt einschlägige Dienstgesuche, Waaren- und Maschinenanbietungen, Bücheranzeigen u. s. w. gegen sehr billige Insertionsgebühren auf, und die **Verlags-Expedition besorgt die** einschlägige **Correspondenz.**

Stuttgart und Augsburg, im Nov. 1836.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Bei Karl Drobisch in Leipzig ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Der Türk in Sachsen, von Osman. 2te verb. Aufl. Preis 1 Thlr.

Das Erscheinen einer zweiten Auflage und höchst günstige Kritiken, z. B. in der Zeitung für die elegante Welt, Nr. 182 und 183, bürgen für den Werth dieser Schrift. Der Freimüthige, Nr. 184, sagt von diesem Roman: „er kann für die Mehrzahl der Schriftsteller vom Fach als ein Muster betrachtet werden" u. s. w., von der vorgedruckten Abhandlung über Romandichtung: „es ist hier auf wenigen Seiten mit mehr Einsicht und Sachkenntniß von den höhern Bedingungen dieser Dichtungsform gesprochen, als in vielen dickleibigen Systemen der Ästhetik" u. s. w.

Der Wende. Erzählung von R. W. Heller. Preis 1 Thlr. 4 Gr.

In allen Buchhandlungen ist zu haben:

Taschenbuch für Theetrinker,

oder der Thee in naturhistor., culturl., mercantil., med.-diätetischer und luxuriöser Hinsicht. Von **Marquis** und Berard. Kl. 8. Geh. 20 Gr.

Dieser kleine Modeartikel bringt unsern Damen von Stande die Biographie ihres Hausfreundes und ganz besondern Lieblings. Im Orient ist er Despot, Europa dagegen ist ihm freiwillig zinsbar und sein Einfluß auf das angenehme gesellige Leben und die wichtige Rolle, die er in unsern ersten Zirkeln spielt, sind bekannt genug. Wie er mit dem feinsten Anstand in diese einzuführen ist, welchen Nutzen er in medicinischer Hinsicht gewährt, wie er culturlich behandelt und überhaupt bereitet wird, ist in diesem Büchlein auf eine angenehme, unterhaltende und belehrende Weise entwickelt.

*** **Neue Unterrichtbücher.**

W. H. v. Rouvroy, Hauptmann, Leitfaden zum Unterricht in der Mathematik.

Zweiter Theil: Geometrie und mathematische Theorie des Aufnehmens mit dem Meßtische; ebene und sphärische Trigonometrie und Theorie des Richtens der Geschütze, mit 5 großen Tafeln. 1 Thlr. 8 Gr. Sowie dessen

Dritter Theil: Infinitesimalrechnung, analytische Geometrie und mathematische Geographie, mit 2 großen Tafeln. 1 Thlr. 8 Gr. sind in der Arnold'schen Buchhandlung erschienen und in allen andern Buchhandlungen zu haben.

Der erste Theil: Zahlenrechnung und Algebra, erschien vor einiger Zeit und kostet 21 Gr.

Durch alle Buchhandlungen und Postämter ist zu beziehen:

Repertorium der gesammten deutschen Literatur. Herausgegeben von *E. G. Gersdorf.* 1836. Zehnten Bandes fünftes Heft. (Nr. XXIV.) Gr. 8. Preis eines Bandes von ungefähr 50 Bogen 3 Thlr.

Allgemeine Bibliographie für Deutschland. (Herausgeber: *E. Avenarius.*) Jahrgang 1836. Monat December, oder Nr. 49—53, und Bibliographischer Anzeiger: Nr. 49—53. Gr. 8. Preis des Semesters auf gutem Druckpapier 1 Thlr. 8 Gr.

Leipzig, im Januar 1837.

F. A. Brockhaus.

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Literarischer Anzeiger.

1837. Nr. V.

Dieser Literarische Anzeiger wird den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften: Blätter für literarische Unterhaltung, Isis, und Allgemeine medicinische Zeitung, beigelegt oder beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile 2 Gr.

Bericht
über die
Verlagsunternehmungen für 1837
von
F. A. Brockhaus in Leipzig.

Die mit * bezeichneten Artikel werden bestimmt im Laufe des Jahres fertig; von den übrigen ist die Erscheinung ungewisser.

I. An Zeitschriften erscheint für 1837:

*1. Allgemeine Bibliographie für Deutschland. (Herausgeber: *E. Avenarius.*) Jahrgang 1837. 52 Nummern (von 1—2 Bogen). Gr. 8. Auf gutem Druckpapier. Preis des Jahrgangs 3 Thlr.

Wird Freitags ausgegeben.

Die Allgemeine Bibliographie gewährt eine möglichst vollständige und schnelle Uebersicht der im deutschen Buchhandel erschienenen Schriften, wie der für Deutschland wichtigen oder interessanten des gesammten Auslandes, verbunden mit Notizen über künftig erscheinende Werke, Subscriptions- und Pränumerationsunternehmungen, Preisherabsetzungen, Auctionen, Bücherverbote, antiquarische Kataloge u. s. w., Alles zur leichtern Uebersicht unter bestimmte Rubriken geordnet. Genaue alphabetische und systematische Register erleichtern den Gebrauch.

*2. Repertorium der gesammten deutschen Literatur für das Jahr 1837. Herausgegeben im Verein mit mehren Gelehrten von *Ernst Gotthelf Gersdorf.* Elfter Band und folgende. (Beigegeben wird: Allgemeine Bibliographie für Deutschland.) Gr. 8. Preis eines Bandes von etwa 50 Bogen auf gutem Druckpapier 3 Thlr.

Das Repertorium erscheint regelmäßig am 15. und 30. jedes Monats in Heften, deren Umfang sich nach den vorhandenen Materialien richtet.

Der Allgemeinen Bibliographie für Deutschland und dem Repertorium der deutschen Literatur wird ein beiden Zeitschriften gemeinschaftlicher

Bibliographischer Anzeiger

beigegeben, der für literarische Anzeigen aller Art bestimmt ist. Die Insertionsgebühren betragen 1½ Gr. für die Petitzeile oder deren Raum. Besondere Beilagen, als Prospecte, Anzeigen u. dgl., werden mit der Bibliographie wie mit dem Repertorium ausgegeben und dafür die Gebühren mit 1 Thlr. 12 Gr. bei jeder dieser Zeitschriften berechnet.

*3. Blätter für literarische Unterhaltung. (Herausgeber: Heinrich Brockhaus.) Jahrgang 1837. Außer den Beilagen täglich eine Nummer. Gr. 4. Auf feinem Druckpapier. 12 Thlr.

Wird Dienstags und Freitags ausgegeben, kann aber auch in Monatsheften bezogen werden.

*4. Isis. Encyklopädische Zeitschrift, vorzüglich für Naturgeschichte, vergleichende Anatomie und Physiologie. Herausgegeben von Oken. Jahrgang 1837. 12 Hefte. Mit Kupfern. (Zürich.) Gr. 4. 8 Thlr.

*5. Allgemeine medicinische Zeitung. In Gemeinschaft mit Dr. *J. B. Friedreich* und Dr. *C. Hohnbaum* herausgegeben von Dr. *Carl Pabst.* Jahrgang 1837. Wöchentlich 2 Nrn. von 1 Bogen. Gr. 4. Auf feinem Druckpapier. 6 Thlr. 16 Gr.

Wird Dienstags ausgegeben.

Diese Zeitschrift, deren letzte Jahrgänge bei A. Pierer in Altenburg erschienen, wird von nun an wieder in meinem Verlage herausgegeben und auf deren Redaction besondere Sorgfalt verwandt werden. Probenummern sind auf Verlangen zu erhalten.

Zu den unter Nr. 3, 4 und 5 genannten Zeitschriften erscheint ein

Literarischer Anzeiger,

für literarische Ankündigungen aller Art bestimmt. Für die gespaltene Petitzeile oder deren Raum werden zwei Groschen berechnet.

Gegen Vergütung von 3 Thlrn. werden Anzeigen und dergl. den Blättern für literarische Unterhaltung, und gegen Vergütung von 1 Thlr. 12 Gr. der Isis oder der Allgemeinen medicinischen Zeitung beigelegt oder beigeheftet.

*6. Das Pfennig-Magazin für Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse. (Herausgeber: Friedrich Brockhaus.) Jahrgang 1837. 52 Nummern. (Nr. 197—248.) Mit vielen Abbildungen. Klein Folio. Auf Velinpapier. 2 Thlr.

Wird wöchentlich und monatlich ausgegeben.

Der erste Jahrgang des Pfennig-Magazins in 52 Nummern (Nr. 1—52) kostet sauber geheftet 2 Thlr., der zweite Jahrgang in 39 Nummern (Nr. 53—91) 1 Thlr. 12 Gr., der dritte Jahrgang in 52 Nummern (Nr. 92—143) 2 Thlr., der vierte Jahrgang in 53 Nummern (Nr. 144—196) 2 Thlr., und es sind fortwährend Exemplare davon in guten Abdrücken zu erhalten.

Das Pfennig-Magazin bildet zugleich die Fortsetzung des in meinen Verlag übergegangenen Sonntags-Magazins, welches selbständig nicht ferner erscheinen wird.

Das dem Pfennig-Magazin beigefügte

Intelligenzblatt

eignet sich vorzüglich für alle das gesammte deutsche Publicum betreffende Ankündigungen. Für die gespaltene Petitzeile oder deren Raum werden nur 5 Gr. berechnet, Anzeigen und dergl. gegen Vergütung von 18 Gr. für das Tausend beigelegt.

*7. Das Pfennig-Magazin für Kinder. (Herausgeber: A. Kaiser.) Jahrgang 1837. 52 Nummern. Mit vielen Abbildungen. Kl. 4. Auf Velinpapier. 1 Thlr.

Wird monatlich ausgegeben.

Der erste, zweite und dritte Jahrgang kosten cartonnirt jeder 1 Thlr.

*8. Zeitgenossen. Ein biographisches Magazin für die Geschichte unserer Zeit. (Herausgegeben unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung.) Sechsten Bandes drittes Heft und folgende (Nr. XLIII und folgende). Gr. 8. Geh. Preis des Heftes von 6—7 Bogen auf gutem Druckpapier 12 Gr.

II. An Fortsetzungen und Resten erscheint:

*9. Altdeutsche Blätter von *Moritz Haupt* und *Heinrich Hoffmann.* Zweiten Bandes erstes Heft und folgende. Gr. 8. Auf gutem Druckpapier.

Der erste Band in 4 Heften (1835 — 36) kostet 2 Thlr. 4 Gr.

10. *Becker (Wilhelm Gottlieb)*, Augusteum. Dresdens antike Denkmäler enthaltend. Zweite Auflage. Besorgt und durch Nachträge vermehrt von *Wilhelm Adolf Becker.* Dreizehntes und vierzehntes (letztes) Heft. Die Kupfertafeln in Royalfolio, der Text in Grossoctav.

Das erste bis zwölfte Heft (Taf. I — CXLII, und Text Bogen 1—22, 1832—34) kosten im Subscriptionspreise 22 Thlr. 12 Gr. In der ersten Auflage kostete jedes Heft 9 Thlr. 16 Gr. Nach der vor Kurzem mir wiederholten Versicherung des Herausgebers sollen die letzten Hefte dieses Werkes nun bald erscheinen. Die bisherige Verzögerung fällt mir nicht zur Last.

11. Bibliothek deutscher Dichter des siebzehnten Jahrhunderts. Begonnen von Wilhelm Müller. Fortgesetzt von Karl

Förster. Dreizehntes Bändchen und folgende. 8. Auf feinem Schreibpapier. Geh.

Das dreizehnte Bändchen wird Hoffmannswaldau und Lohenstein enthalten. Erstes bis zwölftes Bändchen (1822—31) kosten 16 Thlr. 8 Gr.

*12. Bibliothek classischer Romane und Novellen des Auslandes. Mit biographisch-literarischen Einleitungen. Dreiundzwanzigster Band und folgende. Gr. 12. Auf gutem Druckpapier. Geh.

Diese Fortsetzung wird mit Manzoni's „Die Verlobten" beginnen, dann sollen zunächst Cervantes' „Persiles und Sigismunde" und die „Novellen" desselben folgen. Die ersten 22 Bände, 1825—30, enthaltend:

I—IV. Don Quixote von Cervantes, übers. von Soltau. 2 Thlr. 12 Gr. — V. Landprediger von Wakefield von Goldsmith, übersetzt von Oelsnitz. Zweite Auflage. 15 Gr. — VI—IX. Gil Blas von Le Sage. 2 Thlr. — X. Leben des Erzschelms von Quevedo, übersetzt von Keil. 12 Gr. — XI—XIV. Tom Jones von Fielding, übersetzt von Lüdemann. 2 Thlr. 12 Gr. — XV. Niels Klim von Holberg, übersetzt von Wolf. 15 Gr. — XVI. Ortis von Foscolo, übersetzt von Lautsch. 15 Gr. — XVII—XIX Delphine von Staël, übersetzt von Gleich. 1 Thlr. 20 Gr. — XX—XXII. Dekameron von Boccaccio. 2 Thlr.

kosten zusammengenommen anstatt 13 Thlr. 5 Gr. nur acht Thaler.

*13. Bilder-Conversations-Lexikon für das deutsche Volk. Ein Handbuch zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse und zur Unterhaltung. In alphabetischer Ordnung. Mit bildlichen Darstellungen und Landkarten. Elfte Lieferung und folgende. Gr. 4. Auf gutem Druckpapier. Geh. Preis der Lieferung 6 Gr.

Auf die Auswahl und Abfassung der Artikel wird die größte Sorgfalt verwendet, die Wohlfeilheit des Werkes (die ersten 11 Lieferungen, 83 Bogen mit 250 Holzschnitten und 16 Landkarten enthaltend, 2 Thlr. 18 Gr.) macht es auch den minder bemittelten Ständen zugänglich und gewiß zu einer nützlichen Hausbibliothek für den deutschen Bürger und Landmann.

Mit dem Buchstaben E wird binnen sehr kurzer Zeit der erste Band dieses Werks geschlossen sein. Um ein schnelleres Vorschreiten des Bilder-Conversations-Lexikons herbeizuführen, ist die Veranstaltung getroffen, daß neben dem mit F beginnenden zweiten Bande gleichzeitig auch der Druck und die Ausgabe des dritten, mit dem Buchstaben M anfangenden Bandes erfolgen soll. Die Subscribenten werden nun also bald in Besitz des auf vier Bände berechneten Werks kommen und sollen dabei in keiner Weise eine sorgfältige Bearbeitung vermissen.

Auf dem Umschlage des Bilder-Conversations-Lexikons werden Anzeigen &c. gegen Berechnung von 4 Gr. Insertionsgebühren für die gespaltene Petitzeile oder deren Raum inserirt, sowie gegen eine Vergütung von 1 Thlr. für das Tausend demselben beigeheftet.

*14. Conversations-Lexikon, oder Allgemeine deutsche Real-Encyklopädie für die gebildeten Stände. Achte Originalauflage. In 12 Bänden oder 24 Lieferungen. Gr. 8. Jede Lieferung auf weißem Druckpapier 16 Groschen, auf gutem Schreibpapier 1 Thlr., auf extrafeinem Velinpapier 1 Thlr. 12 Gr.

Die erste bis einundzwanzigste Lieferung (A bis Tr) dieser achten umgearbeiteten, vielfach verbesserten, zweckmäßig vervollständigten und bis auf die neueste Zeit fortgeführten Originalauflage sind erschienen. Die letzten drei Lieferungen werden bis Ostern ausgegeben

*15. Cuvier (Baron von), Das Thierreich, geordnet nach seiner Organisation. Als Grundlage der Naturgeschichte der Thiere, und Einleitung in die vergleichende Anatomie. Nach der zweiten, vermehrten Ausgabe übersetzt und durch Zusätze erweitert von F. S. Voigt. In sechs Bänden. Fünfter Band. Gr. 8. Auf gutem Druckpapier.

Der erste Band (Säugthiere und Vögel, 1831) kostet 4 Thlr., der zweite Band (Reptilien und Fische, 1832) 2 Thlr. 8 Gr., der dritte Band (Mollusken, 1834) 2 Thlr. 16 Gr., der vierte Band (Anneliden, Crustaceen, Arachniden und ungeflügelte Insekten, 1836) 2 Thlr. 8 Gr. Der fünfte Band wird mit der großen Classe der Insekten: Coleoptera beginnen und noch einige der folgenden kleinen Classen enthalten.

*16. Allgemeine Encyklopädie der Wissenschaften und Künste, in alphabetischer Folge von genannten Schriftstellern bearbeitet, und herausgegeben von J. S. Ersch und J. G. Gruber. Mit Kupfern und Karten. Gr. 4. Cart.

Jeder Theil im Pränumerationspreise auf gutem Druckpapier 3 Thlr. 20 Gr., auf feinem Velinpapier 5 Thlr., auf extrafeinem Velinpapier im größten Quartformat mit breitern Stegen (Prachtexemplare) 15 Thlr.

Erste Section, A—G, herausgegeben von J. G. Gruber. Neunundzwanzigster Theil und folgende.

Zweite Section, H—N, herausgegeben von A. G. Hoffmann. Vierzehnter Theil und folgende.

Dritte Section, O—Z, herausgegeben von M. H. E. Meier und L. F. Kämtz. Neunter Theil und folgende.

Den frühern Abonnenten, denen eine Reihe von Theilen fehlt, und Denjenigen, die als Abonnenten auf das ganze Werk neu eintreten wollen, werden die billigsten Bedingungen gestellt.

*17. Ergänzungen der Allgemeinen Gerichtsordnung und der allgemeinen Gebührentaxen für die Gerichte, Justizcommissarien und Notarien in den preußischen Staaten, des Stempelgesetzes, Salarienkassenreglements, sammt der Instruction für die Oberrechnungskammer, wie auch die Verordnungen der General-Commissionen, enthaltend eine vollständige Zusammenstellung aller noch geltenden, die Allgemeine Gerichtsordnung, die Allgemeinen Gebührentaxen, das Stempelgesetz, das Salarienkassenreglement und die Instruction für die Oberrechnungskammer abändernden, ergänzenden und erläuternden Gesetze, Verordnungen und Ministerialverfügungen, nebst einem chronologischen Verzeichnisse derselben und Register, herausgegeben von F. H. von Strombeck. Vierter Band. Enthaltend die Nachträge zur dritten Ausgabe derselben, bearbeitet und bis auf die neueste Zeit fortgeführt von Ferdinand Leopold Lindau. Gr. 8. Auf Druck- und Schreibpapier.

Erscheint binnen Kurzem. Die ersten drei Bände (1829—30) kosten auf Druckpapier 5 Thlr. 16 Gr., auf Schreibpapier 7 Thlr. 12 Gr.

*18. Ergänzungen des Allgemeinen Landrechts für die preußischen Staaten, enthaltend eine vollständige Zusammenstellung aller noch geltenden, das Allgemeine Landrecht abändernden, ergänzenden und erläuternden Gesetze, Verordnungen und Ministerialverfügungen, nebst einem chronologischen Verzeichnisse derselben und Register, herausgegeben von F. H. v. Strombeck. Vierter Band. Enthaltend die Nachträge zur dritten Ausgabe derselben, bearbeitet und bis auf die neueste Zeit fortgeführt von Ferdinand Leopold Lindau. Gr. 8. Auf Druck- und Schreibpapier.

Erscheint binnen Kurzem. Die ersten drei Bände (1829) kosten auf Druckpapier 6 Thlr., auf Schreibpapier 8 Thlr.

19. *Ersch (Johann Samuel)*, Handbuch der deutschen Literatur seit der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts bis auf die neueste Zeit. Systematisch bearbeitet und mit den nöthigen Registern versehen. Neue, mit verschiedenen Mitarbeitern besorgte Ausgabe. Gr. 8. Auf gutem Druckpapier, auf feinem franz. Schreibpapier, und auf demselben Papiere in gr. 4. mit breitem Rande.

Zweiten Bandes zweite Abtheilung: Literatur der schönen Künste. Bearbeitet vom Prediger C. A. *Rese* in Halberstadt.

Der Druck ist bis zum 32. Bogen fortgerückt und es fehlt nur wenig zur völligen Beendigung dieser Abtheilung.

Vierten Bandes zweite Abtheilung: Literatur der vermischten Schriften. Bearbeitet von Dr. C. A. *Geissler* in Wien.

*20. Der Führer in das Reich der Wissenschaften und Künste. Zweiter Band, in einzelnen Abtheilungen: Mineralogie, Krystallographie, Geologie, Versteinerungskunde, Chemie, Berg- und Hüttenkunde, Meteorologie. Mit vielen eingedruckten Holzschnitten. 16. Auf feinem Velinpapier. Geh.

Der erste Band mit 221 Abbildungen (1836) kostet 2 Thlr. — Die einzelnen Abtheilungen siehe unter Nr. 52—58.

21. Funck (Z.), Erinnerungen aus meinem Leben in biographischen Denksteinen und andern Mittheilungen. Zweiter Band. Jean Paul. Iffland u. Devrient. Werner. 8. Auf feinem Druckpapier. Geh.

Der erste Band, E. T. W. Hoffmann und F. G. Wetzel (1836), kostet 1 Thlr. 16 Gr.

22. Geschichte der Staatsveränderung in Frankreich unter König Ludwig XVI., oder Entstehung, Fortschritte und Wirkungen der sogenannten neuen Philosophie in diesem Lande. Nach des Verfassers Tode fortgesetzt von Prof. Friedrich Bülau. Siebenter Theil und folgende. Gr. 8. Auf Druck- und Schreibpapier.

Die ersten 6 Theile (1827—33) kosten 10 Thlr. 16 Gr.

*23. Heinsius (Wilhelm), Allgemeines Bücher-Lexikon, oder Vollständiges alphabetisches Verzeichniß aller von 1700 bis zu Ende 1834 erschienenen Bücher, welche in Deutschland und in den durch Sprache und Literatur damit verwandten Ländern gedruckt worden sind. Nebst Angabe der Druckorte, der Verleger, der Preise &c. Achter Band, welcher die von 1828 bis Ende 1834 erschienenen Bücher und die Berichtigungen früherer Erscheinungen enthält. Herausgegeben von Otto August Schulz. Elfte Lieferung und folgende.

Gr. 4. Geh. Jede Lieferung auf gutem Druckpapier 20 Gr., auf Schreibpapier 1 Thlr.
Der erste bis siebente Band (1812—29) kosten im herabgesetzten Preise 20 Thlr.; auch einzelne Bände werden zu verhältnißmäßig gern Preisen gegeben.

. Hocpstein (Albert), Praktisches Handbuch der Buchführungskunde für den deutschen Buchhandel zur klarsten Geschäfts- und Vermögensübersicht. Zweite Abtheilung. Schmal r. 4. Auf Velinpapier. Geh.
Die erste Abtheilung, Inventur (1836), kostet 16 Gr.

. *Most* (*Georg Friedrich*), Encyklopädie der gesammten medicinischen und chirurgischen Praxis, mit Einchluss der Geburtshülfe, der Augenheilkunde und der)perativchirurgie. Im Verein mit mehren praktischen Aerzten und Wundärzten Deutschlands herausgegeben. Zweite, stark vermehrte und verbesserte Auflage. In zwei Bänden. Neuntes Heft und folgende. Gr. 8. Auf gutem Druckpapier. Geh.
Das erste bis achte Heft enthält den ersten Band und Bogen 1—23 zweiten (die Artikel Abarticulatio bis Melanosis). Der Subscriptionspreis eines Heftes von 12 Bogen ist 20 Gr.

Raumer (Friedrich von), Geschichte Europas seit dem Ende des funfzehnten Jahrhunderts. Sechster Band u. folgende. Gr. 8. Auf gutem Druckpapier und extrafeinem Velinpapier.
Durch die zweimalige längere Anwesenheit des Verfassers in England in den Jahren 1835 und 1836 ist das Erscheinen der Fortsetzung des mit so überaus großer Theilnahme aufgenommenen Werks etwas unterbrochen; doch kann ich die Versicherung geben, daß der Verfasser jetzt wieder seine Zeit der Vollendung desselben widmen wird, wie denn endlich die Früchte der Benutzung englischer Archive die Besitzer für die Unterbrechung entschädigen werden.
Der erste bis fünfte Band (1832—35) kosten im Subscriptionspreise auf Druckpapier 14 Thlr. 16 Gr., auf Velinpapier 29 Thlr. 8 Gr.

7. *Ross* (*Ludovicus*), Inscriptiones Graecae ineditae. Fasc. II. Gr. 4. Geh.
Das erste Heft (1834) kostet 1 Thlr. 8 Gr.

. Schmid (Reinhold), Die Gesetze der Angelsachsen. In der Ursprache mit Uebersetzung und Erläuterungen. Zweiter Theil. Gr. 8. Auf gutem Druckpapier.
Der erste Theil, den Text nebst Uebersetzung enthaltend (1831), kostet 2 Thlr. 6 Gr.

9. Historisches Taschenbuch. Herausgegeben von Friedrich von Raumer. Neunter Jahrgang. Mit einem Bildnisse. Gr. 12. Auf feinem Druckpapier. Cart.
Der erste bis fünfte Jahrgang dieses Taschenbuchs (früherer Preis ... Thlr. 16 Gr.) sind zusammen im Preise herabgesetzt auf
5 Thaler.
Einzeln kostet jeder 1 Thlr. 8 Gr.; der sechste, siebente und achte aber, wie bisher, jeder 2 Thlr.

0. Taschenbuch dramatischer Originalien. Herausgegeben von Dr. Franck. Zweiter Jahrgang. Mit Kupfern. 8. Auf feinem Velinpapier. Geb. mit Goldschnitt.
Der erste Jahrgang (1836), mit 5 Kupfern, kostet 2 Thlr. 8 Gr. — Für den zweiten Jahrgang haben die ausgezeichnetsten dramatischen Dichter Beiträge zugesagt.

1. Urania. Taschenbuch auf das Jahr 1838. Mit einem Bildnisse und sechs Stahlstichen. 16. Auf feinem Velinpapier. Geb. mit Goldschnitt. 2 Thlr.
Im Preise herabgesetzt
sind die frühern Jahrgänge der Urania, 1830—34; sie kosteten bisher ... Thlr. 6 Gr., sind aber jetzt zusammengenommen für fünf Thaler, einzeln aber für 1 Thlr. 8 Gr. jeder, zu haben. Von den Jahrgängen 1835, 1836 und 1837 kostet jeder 2 Thlr.

(Der Beschluß folgt.)

Bücher-Versteigerung.

Am 3ten April 1837 beginnt bei Unterzeichnetem die Versteigerung **von 10,000 Werken, aus allen Fächern der Naturwissenschaft**, als Mathematik, Physik, Chemie (Alchymie und Magie), Medicin, Chirurgie, Pharmacie, Botanik, Astronomie, Mineralogie, Mechanik, Hydraulik, Naturgeschichte u. s. w.; ferner Geographie (Reisebeschreibungen), Kriegswissenschaft, Technologie, Okonomie, Handelswissenschaft, Encyklopädien, akademische- und Societätsschriften, Dissertationen u. s. w.

Kataloge sind zu beziehen bei den Herren Birett in Augsburg, Asher, Finke, List in Berlin, Meyer in Bonn, Korn in Breslau, Mayer in Brüssel, Grimmer in Dresden, Schmerber, Varrentrapp, Kettembeil, Beer, St. Goar in Frankfurt, Kübler, Otto in Göttingen, Lippert in Halle, Helm in Halberstadt, Cröker in Jena, Weigel, Dyk in Leipzig, Peischer in München, Levrault in Strasburg, Sammer, Kupitsch in Wien, Stahel in Würzburg, Hurter in Schaffhausen, sowie bei den meisten Antiquarien- und Sortimentsbuchhandlungen Deutschlands und der Schweiz und direct von

Ferdinand v. Waldkirch
in Schaffhausen.

Für Garten- und Blumenfreunde.

In der Nauck'schen Buchhandlung in Berlin ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Allgemeine Gartenzeitung.

Eine Zeitschrift für Gärtnerei und alle damit in Beziehung stehende Wissenschaften. In Verbindung mit den tüchtigsten Gärtnern und Botanikern des In- und Auslandes, herausgegeben von

Friedrich Otto,
königl. preuß. Garten-Director und Inspector des botan. Gartens zu Berlin,

Albert Dietrich,
Doct. der Philos. und Lehrer der Gärtner-Lehranstalt zu Berlin.

Fünfter Jahrgang. 1837.

Von dieser Zeitschrift erscheint in jeder Woche ein Bogen in gr. 4. 52 Bogen bilden sonach einen vollständigen Jahrgang und kosten 4 Thlr. — Macht es der Inhalt nothwendig, so erscheinen auch Kupfer hierzu, jedoch ohne den Preis zu erhöhen. Von den vorhergehenden vier Jahrgängen sind noch einige Exemplare für obigen Preis zu haben.

In der Unterzeichneten ist soeben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Sammlung historischer Schriften und Urkunden.

Geschöpft aus Handschriften
von
M. Freiherrn von Freiberg,
Vorstand des königl. bair. Archivs.

Fünfter Band, erstes Heft.

Die ältesten Statuten der Stadt Regensburg enthaltend. Gr. 8. Preis 1 Fl. 24 Kr., oder 20 Gr.

Stuttgart und Augsburg, im Sept. 1836.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

In allen Buchhandlungen ist zu haben:

Nordamerikanische Bilder und Zustände.

Nach G. v. Beaumont und A. v. Toqueville von O. Spazier (in Paris). 2 Theile. 8. 2 Thlr. 12 Gr.

Obschon dieses Werk in kernhaft-epitomatischer Verkürzung alle vier Bände des franz. Originals wiedergibt, so ist dennoch in Deutschland nie etwas Genialeres, Wahrhafteres, Lebendigeres und Gründlicheres über Nordamerika erschienen, und es kann gar nicht fehlen, daß diese Schrift viele Köpfe in Bewegung setzen wird; denn den genannten beiden Männern, welche als Bevollmächtigte Frankreichs nach den Vereinigten Staaten abgeordnet wurden, ist es endlich gelungen, uns zum ersten Mal ein meisterhaft gezeichnetes, erschöpfendes, getreues und völlig unparteiisches Bild der politischen, gesellschaftlichen, intellectuellen, moralischen, industriösen und commerciellen Entwickelung der Nordamerikaner, von ihren Licht- und Schattenseiten zu geben.

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Literarischer Anzeiger.

1837. Nr. VI.

Dieser Literarische Anzeiger wird den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften: Blätter für literarische Unterhaltung, Isis, und Allgemeine medicinische Zeitung, beigelegt oder beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile 2 Gr.

Bericht
über die
Verlagsunternehmungen für 1837
von
F. A. Brockhaus in Leipzig.

Die mit * bezeichneten Artikel werden bestimmt im Laufe des Jahres fertig; von den übrigen ist die Erscheinung ungewisser.

(Beschluß aus Nr. V.)

III. An neuen Auflagen und Neuigkeiten erscheint:

*32. Anleitung zum Selbststudium der Mineralogie. Nach dem Book of science von K. Hartmann. Mit Abbildungen. 16. Geh.

*33. — — zum Selbststudium der Krystallographie. Nach dem Book of science von K. Hartmann. Mit Abbildungen. 16. Geh.

*34. — — zum Selbststudium der Geologie. Nach dem Book of science von K. Hartmann. Mit Abbildungen. 16. Geh.

*35. — — zum Selbststudium der Versteinerungskunde. Nach dem Book of science von K. Hartmann. Mit Abbildungen. 16. Geh.

*36. — — zum Selbststudium der Chemie. Nach dem Book of science von K. Hartmann. Mit Abbildungen. 16. Geh.

*37. — — zum Selbststudium der Berg- und Hüttenkunde. Nach dem Book of science von K. Hartmann. Mit Abbildungen. 16. Geh.

*38. — — zum Selbststudium der Meteorologie. Nach dem Book of science von K. Hartmann. Mit Abbildungen. 16. Geh.

Nr. 32—38 bilden einzelne Abtheilungen des unter Nr. 20 erwähnten Werks.

*39. Bericht vom Jahre 1836 an die Mitglieder der deutschen Gesellschaft zur Erforschung vaterländischer Sprache und Alterthümer in Leipzig. Herausgegeben von Karl August Espe. Gr. 8. Auf gutem Druckpapier. Geh. 10 Gr.

Der Bericht vom Jahre 1835 kostet auch 10 Gr.

*40. *Bidder (F. H.)*, Neurologische Beobachtungen. Mit zwei lithographirten Tafeln. 4. (Dorpat, 1836.) Auf gutem Druckpapier. Geh. 20 Gr.

*41. Böttiger (K. W.), Karl August Böttiger, königl. sächs. Hofrath, Oberinspector der königl. Alterthumsmuseen zu Dresden u. s. w. Eine biographische Skizze von dessen Sohne. (Aus den „Zeitgenossen" besonders abgedruckt.) Mit K. A. Böttiger's Bildniß. Gr. 8. Auf gutem Druckpapier. Geh. 16 Gr.

*42. Cervantes Saavedra (Miguel de), Die Leiden des Persiles und der Sigismunde. Mit einer Einleitung. Gr. 12. Auf gutem Druckpapier. Geh.

43. — —, Novellen. Mit einer Einleitung. Gr. 12. Auf gutem Druckpapier. Geh.

*44. Cobbett (William), Englische Sprachlehre in einer neuen und faßlichen Darstellung der auf ihre richtigen und einfachsten Grundsätze zurückgeführten Regeln. Für Schulen und zum Selbstunterricht. Mit vielen Uebungsstücken und einem besondern Anhange für Kaufleute. Für Deutsche bearbeitet. Zweite verbesserte Auflage. Gr. 8. Auf gutem Druckpapier.

Die neue Ausgabe dieser zweckmäßig und faßlich gearbeiteten, wahrhaft praktischen englischen Sprachlehre, deren Original sich der größten Verbreitung in England und Frankreich erfreut, wird in vielfach verbesserter Gestalt bei einem billigen Preise mehr und mehr sich den verdienten Beifall sichern.

*45. Conversations-Lexikon der neuesten Zeit und Literatur.

Nach Vollendung der achten Auflage des Conversations-Lexikons, welche bis zu Ostern erfolgen wird, werde ich in passender Form zu diesem Werke eine Ergänzung liefern, welche namentlich der neuern Zeit gewidmet sein soll. Sie wird, wie ich nicht zweifle, allen Besitzern dieser achten, wie der frühern Auflagen des Conversations-Lexikons, sowie des Conversations-Lexikons der neuesten Zeit und Literatur, an welches sie sich wesentlich anschließen wird, sehr willkommen sein. Speciellere Mittheilungen behalte ich mir für später vor.

*46. Conversations-Lexikon, oder Allgemeine deutsche Real-Encyklopädie für die gebildeten Stände. Achte Originalauflage. Registerband. Gr. 8. Auf Druck-, Schreib- und Velinpapier.

Dieser Registerband soll ein wahrer Index zu dem vielverbreiteten Werke werden und den Besitzern das Auffinden aller der verschiedenartigen Mittheilungen desselben erleichtern, dadurch also noch wesentlich dessen Brauchbarkeit erhöhen.

*47. Dante Alighieri's lyrische Gedichte. Italienisch und deutsch herausgegeben von Karl Ludwig Kannegießer. Zweite, verbesserte Auflage. Gr. 8. Auf feinem Druckpapier.

Früher erschien in meinem Verlage: Die göttliche Komödie des Dante. Uebersetzt und erklärt von K. L. Kannegießer. Dritte, sehr veränderte Auflage. Drei Theile. Mit einem Titelkupfer (Dante's Bildniß) und geometrischen Plänen der Hölle, des Fegefeuers und des Paradieses. Gr. 8. 1832. 3 Thlr.

*48. Eckermann (J. P.), Gespräche mit Goethe in den letzten Jahren seines Lebens. 1823 — 32. Zwei Theile. Zweite, mit einem Register versehene Ausgabe. 8. Auf feinem Druckpapier. Geh. 4 Thlr.

*49. — —, Dasselbe. Erste Ausgabe. Namen- und Sach-Register. 8. Auf feinem Druckpapier. Geh. 4 Gr.

*50. *Eichthal (Gustave d')*, Les deux mondes. Servant d'introduction à l'ouvrage de M. Urquhart: La Turquie et ses ressources. Publié avec l'autorisation de l'auteur. (Avec une carte.) Gr. 8. Auf feinem Druckp. Geh. 1 Thlr. 16 Gr.

*51. Ikonographische Encyklopädie der Medicin, Chirurgie und Geburtshülfe. Unter Mitwirkung des Herrn Professor Dr. Dieffenbach, Leibarzt Dr. Großheim, Professor Dr. Jüngken, Geheimemedicinalrath Prof. Dr. Kluge, Geheimemedicinalrath Dr. Trüstedt, besorgt und herausgegeben von Dr. Friedrich J. Behrend. In acht Abtheilungen: I. Medicinisch-klinische Abtheilung (Hautkrankheiten, Eingeweidewürmer, Auscultation, Cyanose, Atrophien). II. Chirurgisch-klinische Abtheilung (Geschwüre, Syphilis, Muttermäler, Polypen, Vorfälle u. s. w.). III. Augen- und Ohrenkrankheiten, und dazu nöthige Operationen. IV. Chi-

rurgische Operationen, Instrumente und dazu nöthige Bandagen, auch Bruchbänder. V. Beinbrüche und Verrenkungen und dazu nöthige Bandagen und Apparate. VI. Orthopädische Apparate. VII. Zahnheilkunst. VIII. Geburtshülfe. Das Ganze etwa 150 Tafeln, zum Theil colorirte Abbildungen in Folio mit ausführlichem Texte.

Ein binnen Kurzem erscheinender Prospect wird das Nähere über dieses wichtige Werk mittheilen, welches sich zu den bisjetzt vorhandenen Kupferwerken wie eine Encyklopädie zu Monographien verhalten und gewiß bei dem durchgehends festgehaltenen Gesichtspunkte praktischer Brauchbarkeit die größte Theilnahme im medicinischen Publicum finden wird.

52. *Ersch (Johann Samuel)*, Literatur der schönen Künste seit der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts bis auf die neueste Zeit. Systematisch bearbeitet und mit den nöthigen Registern versehen. Neue fortgesetzte Ausgabe vom Prediger *C. A. Rese* in Halberstadt. Gr. 8. Auf gutem Druckpapier.

Vergl. Nr. 19.

53. — —, Literatur der vermischten Schriften seit der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts bis auf die neueste Zeit. Systematisch bearbeitet und mit den nöthigen Registern versehen. Neue fortgesetzte Ausgabe von Dr. *C. A. Geissler* in Wien. Gr. 8. Auf gutem Druckpapier.

*54. Hille (Karl Christian), Die Bäder und Gesundbrunnen Deutschlands und der Schweiz. Ein Taschenbuch für Brunnen- und Badereisende. Zwei Theile in mehren Heften. Mit Karten und Plänen. 8. Auf feinem Druckpapier. Geh.

Dieses Werk wird, nächst einer Einleitung, welche die Geschichte der Bäder, eine kurze Uebersicht der Arten der Bäder und der Gesundbrunnen, die verschiedenen Ansichten über die Entstehung der Mineralquellen und eine allgemeine Bade- und Brunnendiätetik umfaßt, in neun bis zehn Heften die Bäder und Gesundbrunnen, wie sie sich nach ihrer geographischen Lage am besten gruppiren, behandeln. Zunächst werden erscheinen, verbunden mit der Einleitung, die Bäder Böhmens, dann die Schlesiens und der Grafschaft Glatz, die Ost- und Nordseebäder, die Soolbäder und übrigen Bäder des nördlichen Deutschlands mit denen von Sachsen, u. s. w.

*55. Julius, Die amerikanischen Besserungs-Systeme, erörtert in einem Sendschreiben an Herrn W. Crawford, General-Inspector der großbritannischen Gefängnisse. Gr. 8. Auf gutem Druckpapier. Geh. 8 Gr.

*56. Allgemeiner Kalender für das deutsche Volk und Land. Auf das Jahr 1838. Mit vielen Abbildungen. 4. Auf gutem Druckpapier. Geh.

Es wird das Bestreben der Verlagshandlung sein, in diesem Kalender allen Ansprüchen an ein gutes Volksbuch zu genügen.

*57. Kannegießer (Karl Ludwig), Abriß einer Geschichte der Philosophie. Zum Gebrauche für Gymnasien. Gr. 8. Auf gutem Druckpapier.

*58. — —, Deutsches Declamatorium. Mit biographischen und literarhistorischen Nachweisungen. In drei Abtheilungen. Erster Theil. Für die beiden untern Classen eines Gymnasiums. Zweiter Theil. Für die mittlern Classen eines Gymnasiums. Dritter Theil. Für die obern Classen eines Gymnasiums. Gr. 8. Auf gutem Druckpapier.

Jede dieser Abtheilungen wird einzeln zu haben sein. Die ersten beiden sind namentlich auf den Gebrauch in Elementar- und Bürgerschulen berechnet. Die Eigenthümlichkeit dieser Sammlung besteht theils in der Sonderung des Stoffes nach je zwei Classen, theils darin, daß die Stücke nicht blos aus den bekanntern, sondern auch aus den minder bekannten guten Dichtern der neuesten Zeit genommen sind, für die beiden ersten Classen auch aus gelungenen Umbildungen mittelalterlicher Gedichte gewählt wurden, daher als Beispielsammlung des Besten der deutschen poetischen Literatur dienen können.

*59. Kathâ sarit sâgara. Die Märchensammlung des Soma Deva. Sanskrit und deutsch herausgegeben von *Hermann Brockhaus*. Gr. 8. Auf feinem Velinpapier. Geh.

Ein Fragment hiervon: Gründung der Stadt Pataliputra und Geschichte der Upakosa, erschien 1835 und kostet 6 Gr.

*60. Körte (Wilhelm), Die Sprichwörter und sprichwörtlichen Redensarten der Deutschen. Gesammelt und mit vielen schönen Versen, Sprüchen und Historien in ein Buch verfaßt. Gr. 8. Auf gutem Druckpapier.

Ich beabsichtige dieses für ein sehr großes Publicum bestimmte Werk in Heften auszugeben und behalte mir vor, bei dem Erscheinen des ersten binnen Kurzem das Nähere bekannt zu machen.

*61. Kritiken des Werkes von Friedrich von Raumer: England im Jahre 1835, aus dem Morning Chronicle, den Times, dem Dublin Review, Foreign quarterly Review und Edinburgh Review. Gr. 8. Auf gutem Druckpapier. Geh. 8 Gr.

Friedrich von Raumer's „England im Jahre 1835“, 2 Theile, 1836, kosten 5 Thlr.

*62. Krug (Wilhelm Traugott), Allgemeines Handwörterbuch der philosophischen Wissenschaften, nebst ihrer Literatur und Geschichte. Nach dem heutigen Standpunkte der Wissenschaften bearbeitet und herausgegeben. Zweite verbesserte und vermehrte Auflage. Fünfter oder Supplementband. Gr. 8. Auf gutem Druckpapier.

Auch unter dem Titel: Encyklopädisches Lexikon in Bezug auf die neueste Literatur und Geschichte der Philosophie.

Die ersten vier Bände (1832 — 34) kosten 11 Thlr.

63. Die englische Landwirthschaft. Nach dem von der Gesellschaft zur Verbreitung nützlicher Kenntnisse zu London herausgegebenen Werke: „The British husbandry“ für Deutschland bearbeitet. Zwei Bände. Mit vielen Holzschnitten. Gr. 8. Auf gutem Druckpapier.

64. Leben und Briefwechsel George Washington's. Nach dem Englischen des Jared Sparks im Auszuge bearbeitet. Herausgegeben von Friedrich von Raumer. Erster Band und folgende. Gr. 8. Auf gutem Druckpapier.

*65. Leopardi (Giacomo), Gesänge. Nach der in Florenz 1831 erschienenen Ausgabe übersetzt von Karl Ludwig Kannegießer. 12. Auf feinem Druckpapier. Geh.

*66. Löffler (Franz Adam), Ueber die Gesetzgebung der Presse, ein Versuch zur Lösung ihrer Aufgabe auf wissenschaftlichem Wege. Erster Bestandtheil. Entwickelung der preßlichen Sach- und Rechtsbegriffe. Gr. 8. Auf gutem Druckpapier.

*67. Manzoni (Alessandro), Die Verlobten. Geschichtliche Roman. Deutsch von Eduard von Bülow. Zweite verbesserte Auflage. Mit einer Einleitung. Gr. 12. Auf gutem Druckpapier. Geh.

68. *Martens (Charles de)*, Nouvelles causes célèbres du droit des gens. Deux volumes. Gr. 8. Auf feinem Druckpapier. Geh.

Eine Fortsetzung der im J. 1827 von Herrn Baron von Martens veranstalteten Sammlung der „Causes célèbres du droit des gens“ (2 Bände, 4 Thlr. 12 Gr.), welche sich aber allein auf Rechtsfälle der neuern Zeit beschränken wird.

*69. *Most (Georg Friedrich)*, Encyklopädie der gesammten medicinischen und chirurgischen Praxis mit Einschluss der Geburtshülfe, der Augenheilkunde und der Operativchirurgie. Im Verein mit mehren praktischen Aerzten und Wundärzten Deutschlands herausgegeben. Supplementband zur ersten Ausgabe. Gr. 8. Auf gutem Druckpapier. Geh.

Dieser Supplementband wird die Bereicherungen enthalten, mit denen der Verfasser die zweite Ausgabe sorgfältig ausstattete.

70. *Most (Georg Friedrich)*, Encyklopädie der Staatsarzneikunde. Gr. 8. Auf gutem Druckpapier. Geh.

Das Nähere über dieses Werk wird in einem besondern Prospecte später mitgetheilt werden.

*71. *Passavant (J. D.)*, Giovanni und Rafael Santi's Leben und Werke. Zwei Bände. Mit einem Atlas. Gr. 8. Auf feinem Druckpapier. Cart.

Ich behalte mir vor, über dies für die Kunstgeschichte gewiß sehr bedeutende Werk, auf dessen Bearbeitung wie typographische und artistische Ausstattung die größte Sorgfalt verwandt wird, später noch besondere und ausführliche Mittheilungen zu machen.

72. Posgaru, Vater und Sohn. Eine Novelle. Zwei Theile. 8. Auf feinem Velinpapier. Geh.

*73. Raumer (Karl von), Der Zug der Israeliten aus Aegypten nach Kanaan. Ein Versuch. Beilage zu des Verfassers „Palästina“. Mit einer (sehr schön in Kupfer gestochenen) Karte. Gr. 8. Auf gutem Druckpapier. Geh. 12 Gr.

Des Verfassers „Palästina“ (1835) kostet 1 Thlr. 12 Gr.

74. Schmid (Karl Ernst), Lehrbuch des gemeinen deutschen Staatsrechts. Zweite, umgearbeitete und vervollständigte Ausgabe. Gr. 8. Auf gutem Druckpapier.

*75. Schopenhauer (Johanna), Richard Wood. Ein Roman. Zwei Theile. 8. Auf feinem Druckpapier.

*76. Schubert (G. H. v.), Die Symbolik des Traumes. Neue verbesserte und vermehrte Auflage. Mit einem Anhange aus dem Nachlaß eines Visionärs: des J. Fr. Oberlin, gewesenen Pfarrers im Steinthal, und einem Fragment über die Sprache

des Wachens. Gr. 8. Auf gutem Druckpapier. Geh. 1 Thlr. 12 Gr.

Der Anhang besonders unter dem Titel:

*77. — —, Berichte eines Visionärs über den Zustand der Seelen nach dem Tode. Aus dem Nachlaß Johann Friedrich Oberlin's, gewesenen Pfarrers im Steinthal mitgetheilt. Nebst einem Anhange über die Sprache des Wachens. Gr. 8. Auf gutem Druckpapier. Geh. 12 Gr.

*78. *Vitruvii* de architectura libri decem apparatu praemuniti emendationibus et illustrationibus refecti thesauro variorum lectionum ex codicibus undique quaesitis et editionibus universis locupletati tabulis centum quadraginta declarati ab *Aloisio Marinio*. Accedunt compendium architecturae emendatum et indices tres. Opus in quatuor volumina distributum. Folio. (Rom, 1836.) Auf feinem Velinpapier.

Diese neue Ausgabe des classischen Schriftstellers, die Frucht langjähriger Studien, verdient die größte Beachtung Aller, welche sich mit demselben beschäftigen, wie sie namentlich auch eine Zierde jeder öffentlichen Bibliothek bilden wird. Dem kritisch berichtigten und erläuterten Texte, welcher die beiden ersten Theile umfaßt, geht eine fünffache Einleitung über das Leben Vitruv's, über die Handschriften, Ausgaben, Uebertragungen und Commentare seiner Werke voraus. Der dritte Theil enthält eine Zusammenstellung aller in den Handschriften und Ausgaben vorkommenden verschiedenen Lesarten und drei Indices. Den vierten und letzten Theil endlich bilden 140 Kupfertafeln, theils zur Erläuterung, theils zur Zierde dieser Ausgabe neu entworfen, mit Nomenclatur. — Der Preis aller vier Bände wird etwa 100 Thlr. sein.

*79. **Winkler** (*Eduard*), Vollständiges Real-Lexikon der medicinisch-pharmaceutischen Naturgeschichte und Rohwaarenkunde. Enthaltend Erläuterungen und Nachweisungen über alle Gegenstände der Naturreiche, welche bis auf die neuesten Zeiten in medicinisch-pharmaceutischer und toxikologischer Hinsicht bemerkenswerth geworden sind. Naturgeschichtlicher und pharmakognostischer Commentar jeder Pharmakopöe für Ärzte, Studirende, Apotheker und Droguisten. Zwei Bände. Gr. 8. Auf gutem Druckpapier.

Dieses Werk wird im Aeußern ganz mit Most's Encyklopädie (Nr. 25) übereinstimmen und wie diese in Heften von 12 Bogen erscheinen.

80. **Witte** (Karl), System des preußischen Erbrechts, mit steter Beziehung auf gemeines Recht. Gr. 8. Auf gutem Druckpapier.

81. **Zinckeisen** (Joh. Wilh.), Frankreich im Jahre 1836. Skizzen und Ansichten. In zwei Theilen. I. Politik und gesellschaftliche Zustände. II. Literatur und Kunst. 8. Auf feinem Druckpapier. Geh.

*82. — —, Lafayette. Eine Biographie. Gr. 8. Auf gutem Druckpapier.

Am Schlusse dieser Mittheilungen sei es mir vergönnt, auf meinen sorgfältig gearbeiteten und mit einem Autorenregister versehenen, jetzt durch einen Nachtrag bis Ende 1836 vervollständigten **Verlagskatalog** (7 Bogen) aufmerksam zu machen, welcher durch alle Buchhandlungen auf Verlangen zu haben ist.

Um den von vielen Seiten an mich ergangenen Anfoderungen zu entsprechen, habe ich mich entschlossen, den Preis des

Allgemeinen

Bibliographischen Lexikons

von

Friedrich Adolf Ebert.

Zwei Bände in gr. 4. 1821—27.

welche bisher auf Druckpapier 20 Thlr., auf Schreibpapier 26 Thlr. 16 Gr. kosteten,

in der Ausgabe auf Druckpapier auf **10 Thlr.**,
in der auf Schreibpapier auf **13 Thlr. 8 Gr.**

zu ermäßigen, für welchen Betrag das Werk durch alle Buchhandlungen zu beziehen ist.

Ich halte es für überflüssig, zur Empfehlung dieses allgemein so vortheilhaft bekannten classischen Werks mich ausführlicher auszusprechen.

Anzeige für den Kunsthandel.

In der Unterzeichneten sind folgende neue Kupferwerke erschienen:

Alexander's des Grossen

Einzug in Babylon,

Marmorfries im königl. dänischen Schlosse Christiansburg,

von

Bertel Thorwaldsen.

Nach Zeichnungen von Fr. Overbeck u. A.

gestochen von

Professor Samuel Amsler.

Mit Erläuterungen von Ludwig Schorn.

XXII Kupfertafeln in groß Querfolio. Preis 24 Fl.

Die heilige Familie.

Nach Rafael gestochen

von

Professor Samuel Amsler.

S. M. dem König

Ludwig von Baiern

gewidmet.

Groß Folio. Preis auf chines. Papier avant la lettre 30 Fl., lettre gris 18 Fl. — Auf gewöhnlichem Papier 12 Fl.

Die heilige Familie von Rafael, welche seit langer Zeit eine der Hauptzierden der königl. bairischen Sammlungen und nun der neu eröffneten Pinakothek ausmacht, ist zwar durch einige ältere Stiche und Lithographien bereits bekannt, jedoch niemals mit der Vollendung des Grabstichels wiedergegeben worden wie in dem Blatte, welches wir hiermit den Kunstfreunden darbieten. Herr Professor Amsler unternahm und vollendete diese Arbeit mit aller der Liebe und Sorgfalt, welche ihm seine Verehrung für Rafael und seine eigne in frühern Leistungen bewährte Meisterschaft gebot. Die Kunstfreunde werden die vortreffliche Wirkung der kräftigen und sichern Behandlungsweise, welche er in den Arbeiten nach Thorwaldsen's Alexanderzug und in dem ausgezeichneten Stiche der Grablegung nach Rafael an den Tag legte, auch in diesem Blatte wieder erkennen und dasselbe gern neben die von den berühmtesten ältern und neuern Künstlern nach Rafael gearbeiteten legen. Und wie Alles, was Rafael's Geist athmet, zur Verbreitung des Sinnes für das Schöne und zum anmuthigen Schmuck unserer Umgebungen beiträgt, so wird dies Blatt ohne Zweifel auch für solchen Zweck eine willkommene Gabe sein.

München, den 1sten November 1836.

Literarisch-artistische Anstalt
der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Für Freunde der Rechnenkunst.

Soeben ist in meinem Verlage erschienen:

Praktische Anleitung

zur Bildung und Berechnung magischer oder sogenannter

Zauber-Quadrate.

Herausgegeben

von Gustav Hohndell.

Kl. 4. Elegant broschirt. Preis 1 Thlr. 18 Gr.

Leipzig, im Januar 1837.

Aug. Lehnhold.

In der Buchhandlung von C. Schünemann in Bremen erscheint binnen Kurzem folgendes höchst wichtige Werk:

SANCHUNIATHONIS historiarum Phoeniciae LIBROS NOVEM

Graece versos a Philone Byblio edidit latinaque versione donavit

Fried. Wagenfeld.

Geb. 2 Thlr.

Endlich haben wir das Vergnügen, die baldige Vollendung eines Werkes anzeigen zu können, welches, wie wol selten ein anderes, seit der ersten Kunde davon, bereits so vieler Gelehrten Köpfe und Federn in Bewegung gesetzt, ja dem, man kann es unbedenklich sagen, alle wissenschaftlich Gebildeten der ganzen civilisirten Welt mit der gespanntesten Sehnsucht entgegen gesehen haben. Das grosse Interesse dieses Werkes hat in der Vorrede zu dem im Verlage der Hahn'schen Hofbuchhandlung bereits im vorigen Jahre veröffentlichten Auszuge der Herr Director **Grotefend** mit Gelehrsamkeit und Scharfsinn entwickelt und mit Freuden anerkannt. Und hat gleich dieser seine Meinung geändert, haben gleich gelehrte Wissbegierde, unwissenschaftliche Neugierde, unbescheidene Zudringlichkeit dem Herrn Herausgeber das Leben sauer zu machen und das Erzeugniss seines gelehrten Fleisses schon vor der Veröffentlichung todt zu schlagen gestrebt — er hat dadurch sich nicht irre machen lassen, und indem er seinen Gegnern all ihre Lästerungen und Ungebührlichkeiten verzeiht, hofft er für die Fehler Verzeihung zu erhalten, welche er dabei sich hat zu Schulden kommen lassen. Haben manche schon vor dem Erscheinen des griechischen Originals zu beweisen sich bemüht, dass es keinen Obersten Pereira, kein Kloster Santa Maria de Merinhao, keine Handschrift des Sanchuniathon gebe: so überlässt der Herr Herausgeber getrost jetzt dem Gelehrten zu entscheiden, ob der nunmehr aus der in seinem Besitze befindlichen Handschrift veranstaltete Abdruck ein Werk des Philonischen Sanchuniathon sei oder einer spätern Zeit seine Entstehung verdanke.

Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen an.

In der Unterzeichneten ist erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Über

Lenau's Faust.

Von

Johannes M.......n.

Preis 30 Kr., oder 8 Gr.

Stuttgart und Tübingen, im Nov. 1836.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Soeben ist bei mir erschienen:

Insectorum protogaea specimen, cura *E. F. Germar.* 8.

welches auch das 19te Heft der Fauna insectorum Europae bildet.

Es enthält die Beschreibungen und Abbildungen von 25 Insekten aus der Braunkohlenformation, mit Bemerkungen über ihr Vorkommen und ihre Beziehungen zu der gegenwärtigen Insektenwelt, und liefert daher einen wichtigen Beitrag zu der Versteinerungskunde.

Halle, den 3ten December 1836.

Kümmel.

In allen Buchhandlungen ist zu haben:

Abracadabra,

oder die dritte und letzte Stufe der höhern Weihe in die geheimen Wissenschaften oder die Magie, von Dr. J. F. Th. Wohlfarth. 8. 1 Thlr. 8 Gr.

In unsern Tagen, wo man selbst auf dem Gebiete der Wissenschaften, namentlich der Naturphilosophie, Chemie, Arzneiwissenschaft (im thierischen Magnetismus und der Homöopathie), ja selbst in der Theologie, die geheimen Wissenschaften der Alten, die sogenannte Magie wieder aus dem Schutte hervorsucht, muß ein Werk, welches den Schleier der Isis hebt, allen Denkenden und Gebildetem Bedürfniß sein. Ein solches wird durch vorliegendes geboten. Der Verf., als freisinniger theologischer Schriftsteller bekannt, führt den Leser in den schauervollen Tempel der geheimen Wissenschaften, um ihm die geheimnißvollen Hieroglyphen in denselben zu deuten. Weit entfernt, über die alten Weltweisen und Magiker den Stab zu brechen, sucht er vielmehr ihre oft verborgenen Goldkörner auf, unterscheidet das Wahre von dem Falschen und bildet somit eine freilich hoch über den Systemen der Alten stehende, allein durchgängig wahre Magie, wie sie Vernunft und Religion nicht nur billigen, sondern sogar fodern, und durch welche der Geweihte mit der Geisterwelt auf das innigste verbunden, im höchsten Sinne sich zum Herrn über alle Kräfte der Natur erhebt.

Im Verlage der Buchhandlung G. P. Aderholz in Breslau ist soeben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Zur Geschichte der Medicin in Schlesien.

Erstes Heft:

Die vorliterarischen Anfänge.

Von **Dr. A. W. E. Th. Henschel,**

Professor an der Univ. Breslau. Gr. 8. 8 Bogen. Geh. 16 Gr.

Die Krankheiten des Foetus,

von

Dr. J. Grätzer,

ausübendem Arzte und Geburtshelfer. Gr. 8. 18 Bogen. 1 Thlr. 8 Gr.

Bei J. A. Mayer in Aachen ist soeben erschienen:

Ornithologische Galerie

oder

Abbildungen aller bekannten Vögel

von

C. F. Dubois.

9tes Heft,

mit 6 Tafeln Vögel, nebst Beiblättern des Gattungskennzeichen, Nester und Eier und Beschreibung derselben. Preis ausgemalt 12 Gr., schwarz 7 Gr.

Die Abbildungen sind alle nach natürlichen Exemplaren, wobei angegeben wird, aus welcher Sammlung sie entnommen sind. Dieses Heft enthält folgende Vögel: Trogon pavoninus *Spix*, aus dem Museum zu Brüssel. Paradisea regia *Lin.*, aus dem Museum zu Paris. Anas oxyptera *Meyen*, aus der Sammlung des Verfassers. Psittacus Pennanti *Lath.*, Männchen und Weibchen aus dem Museum zu Brüssel. Fringilla leucopogon *Wied.* und Fringilla plendens *Vieil.*, beide aus der Sammlung des Verfassers. Ardea Nycticorax *Linn.*, alter und junger Vogel, aus der Sammlung des Verfassers.

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Literarischer Anzeiger.

1837. Nr. VII.

Dieser Literarische Anzeiger wird den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften: Blätter für literarische Unterhaltung, Isis, und Allgemeine medicinische Zeitung, beigelegt oder beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile 2 Gr.

den, Leyden, Libau, Licenzen, Lichter, Liebesäpfel, Liegezeit, Liegnitz, Lille, Lima, Limmerick, Limoges, Limonen, Limonensaft, Lincoln, Lindau, Linde, Linon, Linsen, Linz, Lipari, Lisieux, Lissabon, Listados, Literarisches Eigenthum, Liverpool, Livorno, Locle, Lodeve, Lodi, Löffel, London, Londonderry, Longcloths, Lootsen, Lorber, Lora, L'orient, Loudeac, Löwen, Louviers, Lübeck, Lublin, Lucca, Lugano, Lumpen, Lüneburg, Lüneville, Lüttich, Luxemburg, Luzern, Lynn-Regis, Lyon, Maße, Macao, Macassar, Maccaroni, Macclesfield, Macis, Macisbohnen, Macon, Madera, Madras, Madrid, Magdeburg, Magnesin, Magnesia, Magnet, Mahagoniholz, Mahon, Maidstone, Mailand, Maines, Mais, Makler, Maklerlohn, Makrele, Malakka, Malachit, Malaga, Malmö, Malo, Malta, Malvasierwein, Malz, Mamers, Man, Manchester, Mandeln, Mandelöl, Mangischlak, Manilla, Manna, Manheim, Manresa, Mans, Mansfield, Mantua, Maracay, Maracaibo, Maranham, Marburg, Margate, Mariakirch, Marienburg, Marienglas, Marienwerder, Mark, Markt, Marly, Marmelade, Marmor, Marokko, Marsala, Marseille, Marthensholz, Maschinen, Massa, Mastix, Mastricht, Masulipatam, Matanzas, Mataro, Matera, Matrosen, Matrosenpresse, Matten, Maubeuge, Mauritius, Mazzara, Meaco, Meaux, Mecca, Mecheln, Meerrettig, Meerschaum, Meerschwämme, Meerstinx, Meerspinne, Meerzwiebel, Mehl, Mehlbeerbaum, Meiningen, Meisel, Meißen, Melinde, Melisse, Melonen, Melun, Memel, Memmingen, Mendoza, Mennig, Mequinez, Mecur, Merqui, Merseburg, Messe, Messerschmiedwaaren, Messing, Metalle, Metallgold, Meth, Metz, Mexico, Middelburg, Mietau, Milch, Milchzucker, Milfordhaven, Milhaud, Minden, Mineralwasser, Mispeln, Mocha, Modena, Medon, Mogadore, Mohr, Mohilew, Moissac, Mömpelgard, Monopol, Mons, Montargis, Montaban, Montelimart, Montevideo, Montilla, Montpellier, Montreal, Montrose, Monza, Morcheln, Morges, Morlaix, Moschus, Moskau, Mossul, Moulins, Mühlhausen, Mühlsteine, Mühlheim, Mülheim, München, Munition, Munjet, Münster, Münzen.

Stuttgart und Tübingen, im Januar 1837.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Bei **F. A. Brockhaus** in **Leipzig** ist soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Die

amerikanischen Besserungs-Systeme,

erörtert in einem Sendschreiben

an

Herrn W. Crawford,

Generalinspector der großbritannischen Gefängnisse,

von

Dr. Julius.

Gr. 8. 1837. Geh. 8 Gr.

In diesem Sendschreiben gibt der durch seine lebhafte Theilnahme an dem Schicksal der Gefangenen so rühmlich bekannte Verfasser, von seiner Reise in den Vereinigten Staaten zurückgekehrt, sein Gutachten über die beiden in Amerika vorzugsweise ausgebildeten Systeme des Gefängnißwesens und der Besserungsanstalten ab.

In der H. Laupp'schen Buchhandlung zu Tübingen ist soeben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Einleitung in die Chemie,

in zwei Bänden,

nebst vollständigem Register und Inhaltsverzeichniß

von

C. G. Gmelin,

Doctor der Medicin und Lehrer der Chemie an der Universität zu Tübingen.

Dritte und letzte Abtheilung (nach früherer Eintheilung) oder nach neu getroffener Eintheilung zweiten Bandes erster und zweiter Theil (womit das Werk geschlossen ist).

Preis dieses letzten Bandes von 76 Bogen 8 Fl. 54 Kr.

Preis des ganzen Werkes von 137 Bogen 15 Fl. 24 Kr.

Mehrfache Misverständnisse von Seiten der Herren Abnehmer und die weit über den ursprünglichen Plan hinaus vermehrte Bogenzahl des schätzenswerthen Werkes, dessen Schlußband wir als erschienen hiermit anzukündigen uns beehren, machten eine andere als die bisherige Bändereintheilung sehr wünschenswerth. So bilden nun die früher erschienenen beiden Abtheilungen den ersten Band in zwei Theilen, und in Obigem erhält das Publicum den zweiten Band, ebenfalls in zwei Theilen, wonach das vollendete Werk zwei Bände oder vier Theile umfaßt, zu denen geeignete Titel diesem zweiten Bande beiliegen.

Der ganze erste (größere) Theil dieses zweiten Bandes ist einer ausführlichen Betrachtung der chemischen Verhältnisse der organischen Verbindungen gewidmet. — Im zweiten Theile desselben sind die allgemeinen Verhältnisse der Salze, die isomeren Zustände der Körper, die verschiedenen Methoden des chemischen Vortrags, namentlich der populaire Vortrag dieser Wissenschaft beleuchtet. Außerdem enthält er eine ausführlichere Einleitung in die analytische Chemie.

Indem wir nun die zahlreichen Besitzer der beiden Theile des ersten Bandes hiermit einladen, den neu erschienenen zweiten Band zur Vervollständigung ihrer Exemplare benachbarten Buchhandlungen zu entnehmen, glauben wir auf eine fortgesetzte lebhafte Theilnahme um so mehr rechnen zu dürfen, da wir den Herren Pharmaceuten, Chemikern &c. ein Werk bieten, wie es die heutige Litteratur noch nicht aufzuweisen vermag, und welches — gleichsam eine Vorschule der Chemie — bestimmt ist, in diese vielfach verzweigte Wissenschaft, namentlich den Anfänger, gründlich einzuführen. Der berühmte Herr Verfasser legt den Zweck seiner Arbeit in der Vorrede selbst mit folgenden Worten dar: „Der Zweck, den ich bei der Bearbeitung dieser Einleitung zu erreichen strebte, ist der, das Studium grade der schwierigern Theile der Wissenschaft durch eine möglichst populaire und unbefangene Darstellung dem Anfänger zu erleichtern und denselben so weit zu führen, daß er jedes ausführlichere Werk über Chemie — an welcher Stelle er dasselbe auch aufschlagen mag — ohne Schwierigkeit sollte verstehen und benutzen können."

Im November 1836.

Die Verlagshandlung.

Soeben ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Taschenbuch

der neuesten Geschichte.

Herausgegeben

von Dr. E. Münch und Dr. G. Bacherer.

Jahrgang 1834. 2ter Theil.

Mit 10 lithogr. Portraits. Brosch. Preis 1 Thlr. 16 Gr.

Es umfaßt dieser zweite Theil die Geschichte des Orients, Skandinaviens, Rußlands und Polens, der Schweiz, Italiens, Deutschlands und der außereuropäischen Welttheile; beigegeben ist eine kleine Chronik der merkwürdigsten Naturerscheinungen und Reisen, Nekrolog und chronologische Tabelle über die wichtigsten Ereignisse des Jahres 1834. Der erste Theil des Jahrgangs 1835 ist unter der Presse und wird demnächst versandt werden.

Karlsruhe, im Januar 1837.

C. F. Müller'sche Hofbuchhandlung.

Durch alle Buchhandlungen und Postämter ist zu beziehen:

Das Pfennig-Magazin

für Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse.

1837. Januar. Nr. 197—200.

Nr. 197. *Galerie der deutschen Bundesfürsten. I. Ferdinand I., Kaiser von Östreich. Die rechte und die linke Hand. Die Sparkassen in London. *Aberglauben und Irrthümer. Seidenzucht in der Nähe von Paris. *Die Vogelnester. — **Nr. 198.** *Galerie der deutschen Bundesfürsten. II. Friedrich Wilhelm III., König von Preußen. Blicke auf die thierische Ökonomie. *Das Ziegelbrennen. *Ofen und Pesth. — **Nr. 199.** *Sitten und Gebräuche der Perser. Feen und Hexen in Irland. Eine Anekdote aus Napoleon's Leben. Leihhäuser in Paris und London. *Loretto. — **Nr. 200.** *Galerie der deutschen Bundesfürsten. III. Ludwig I., König von Baiern. Das Neueste aus der Natur- und Gewerbswissenschaft. Die Rattenjagden zu Paris. Knochendüngung. *Sitten und Gebräuche der Perser. (Beschluß.)

Die mit * bezeichneten Aufsätze enthalten eine oder mehre Abbildungen.

Preis dieses Jahrgangs von 52 Nummern 2 Thlr. — Der erste Jahrgang von 52 Nrn. kostet 2 Thlr., der zweite von 39 Nrn. 1 Thlr. 12 Gr., der dritte von 52 Nrn. 2 Thlr., der vierte von 53 Nrn. 2 Thlr.

Leipzig, im Januar 1837.

F. A. Brockhaus.

In allen Buchhandlungen ist zu haben:

Des Marquis von Londonderry,

Generallieutenant im Dienste Englands und Commissair Sr. britischen Majestät bei den verbündeten Heeren.

Geschichte des Kriegs von 1813 u. 1814

in Deutschland und Frankreich. Ins Deutsche übersetzt und mit Anmerk. begleitet durch D. G. v. Ekendahl, vormal. Hauptmann in engl. Diensten. Den Manen Lützow's, Schill's und Th. Körner's geheiligt. 2 Theile. Gr. 8. 2 Thlr. 12 Gr.

Motto: „Lernet, vom Schicksal gewarnt, Gerechtigkeit kennen."

Der Krieg von 1813 und 1814, der den größten Mann, das mächtigste Heer seiner Zeit durch den erwachten Ingrimm der Völker besiegte und stürzte, hat in Betracht seiner großen Wichtigkeit und seines unberechbaren Einflusses auf Deutschland, dessen Macht die größte Rolle dabei spielte, noch viel zu wenig Historiographen gefunden, obschon Hunderttausende von uns selbst an demselben kämpfend Theil genommen haben. Seine Geschichte sollte keinem ehemaligen Mitstreiter fehlen. Unter den über ihn vorhandenen Geschichtswerken hat das vorstehende die besondere Eigenthümlichkeit, daß es eine Menge von Thatsachen an das Licht bringt, welche bisjetzt im geheimnißvollen Dunkel begraben lagen. Die schon auf dem Titel bezeichnete wichtige und einflußreiche Stellung des Verfassers in den Hauptquartieren der alliirten Mächte, seine Functionen, die ebenso wol politischer als militairischer Natur waren, öffneten ihm stets den Zutritt zu den hohen Souverainen und zu ihrem geheimen Rath. In diesem konnte nichts von Wichtigkeit verhandelt und beschlossen werden, ohne daß es zu seiner Kenntniß kam. Unterrichtet von allen Beweggründen, von allen ostensiblen und geheimen Ergebnissen, war er ganz besonders befähigt, uns die interessantesten Aufschlüsse zu geben. Von ihm erfahren wir die Ursachen des östreichischen Beitritts zur Coalition, sowie die Veranlassung, warum dem Fürsten Schwarzenberg die Würde eines Generalissimus, die der Kaiser Alexander zu erhalten wünschte, beigelegt wurde. Ebenso entdeckt er uns zuerst die geheimen Triebfedern der Invasion von 1814, der Unterhandlungen von Chatillon und des Vertrags von Chaumont, die Ursachen der Restauration der Bourbons, die Discussionen, welche den Frieden von Paris vorbereiteten, und die Ansprüche und Foderungen, welche das russische Cabinet beim wiener Congreß, dem der Verfasser ebenfalls beiwohnte, machte. Der Übersetzer dieses wichtigen Werkes, ein geborner Schwede, theilte die damalige Begeisterung als Mitstreiter und hat solches mit sehr interessanten Anmerkungen bereichert.

Subscriptions-Anzeige.

„Kenntniss von Grund und Boden, auf welchem die Geschichte sich bewegt, ist unabweisliches Bedürfniss." Solches Bedürfniss zu befriedigen, bietet sich den Freunden der historischen Literatur, insbesondere den Lesern der von *„Heeren und Ukert"* herausgegebenen *„Geschichte der europäischen Staaten"*, als treuer Begleiter

K. von SPRUNER'S

Historisch-geographischer Atlas,

aus 53 Karten bestehend,

in dem bequemen Format des *Stieler*'schen Hand-Atlas dar, wovon die eben erschienene aus 8 illuminirten Karten bestehende *erste Lieferung* in allen Buchhandlungen zur Ansicht vorliegt. Dem schon seit mehren Jahren vorbereiteten Unternehmen haben bewährte Historiker, wie *Leo*, *Rehm*, *Rudhardt*, *Stenzel*, *Wachsmuth u. A.*, ihren Beifall geschenkt, insbesondere ist von *Leo*, dem Geschichtsschreiber Italiens, den in dieser ersten Lieferung mit ausgegebenen *fünf* die Geschichte dieses Landes umfassenden Karten das genügendste Anerkenntniss gründlich-wissenschaftlicher Bearbeitung und zweckmässiger Einrichtung zu Theil geworden. — In Aussicht auf zahlreiche Theilnahme ist der *Subscriptionspreis* für die Lieferung von 8 schön in Kupferstich ausgeführten und colorirten Karten auf 2 Thlr. (3 Fl. 36 Kr.) bestimmt.

Gotha, im Januar 1837.

Justus Perthes.

Bei Friedrich Fleischer in Leipzig sind soeben erschienen:

Reichard, Dr. H. G., Monarchie, Landstände und Bundesverfassung in Deutschland. Nach der historischen Entwickelung und dem gegenwärtigen Standpunkte der Staats- und Bundesgesetzgebung beleuchtet. 1ster Band. Gr. 8. 3 Thlr.

Freyberg, M. v., Pragmatische Geschichte der bairischen Gesetzgebung und Landesverwaltung seit Maximilian I. Nach den Acten bearbeitet. 1ster und 2ter Band. Gr. 4. 5 Thlr.

Beide Werke haben sich bereits gründlicher Beurtheilungen zu erfreuen gehabt, und werden bestimmt vollendet werden.

Durch alle Buchhandlungen und Postämter ist zu beziehen:

Isis. Encyklopädische Zeitschrift, vorzüglich für Naturgeschichte, Anatomie und Physiologie. Von Oken. Jahrgang 1837. Erstes Heft. Gr. 4. Preis des Jahrgangs von 12 Heften mit Kupfern 8 Thlr.

Repertorium der gesammten deutschen Literatur. Herausgegeben von *E. G. Gersdorf.* 1836. Elften Bandes erstes und zweites Heft. (Nr. I, II.) Gr. 8. Preis eines Bandes von ungefähr 50 Bogen 3 Thlr.

Allgemeine Bibliographie für Deutschland. (Herausgeber: *E. Avenarius.*) Jahrgang 1837. Monat Januar, oder Nr. 1—4, und Bibliographischer Anzeiger: Nr. 1—4. Gr. 8. Preis des Jahrgangs 3 Thlr.

Leipzig, im Februar 1837.

F. A. Brockhaus.

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Literarischer Anzeiger.

1837. Nr. VIII.

Dieser Literarische Anzeiger wird den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften: Blätter für literarische Unterhaltung, Isis, und Allgemeine medicinische Zeitung, beigelegt oder beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile 2 Gr.

Im Verlage der Unterzeichneten sind erschienen und durch jede Buchhandlung zu beziehen:

Blume, Director Dr., F. G., Übungen zum Übersetzen aus dem Deutschen in das Griechische. 1ste Abtheilung. 4te Auflage. 12 Gr.

Brieger, C. F., Der Sprach-, Schreib- und Leseschüler. Zum Gebrauch für Volksschulen. Mit 12 lithogr. Vorschriften. 1836. Gr. 8. Geh. 6 Gr.

Derselbe, Winke für den Gebrauch des Sprach-, Schreib- und Leseschülers. 1837. Gr. 8. 4 Gr.

Clio. Ein unterhaltendes Würfelspiel für jüngere Freunde und Freundinnen der Geschichte. 1836. 8. Geh. 8 Gr.

Fabricius, Dr. C. F., Die Acht und Vierzig. Eine Erzählung aus Stralsunds Vorzeit. I. Die Einführung der Kirchenverbesserung in Stralsund. 1835. 8. Geh. 1 Thlr. 12 Gr.

Freese, A. G. F., Schwedisches Lesebuch. Zweiter oder poetischer Theil. 1834. Gr. 8. 20 Gr.
(Der 1ste oder prosaische Theil erschien 1830. Preis 1 Thlr. 8 Gr.)

—, Prorector Dr. G., Deutsche Prosodie. 1837. 8. 1 Thlr.

Gruber, Dr. J. v., Übungsbuch zum Übersetzen aus dem Deutschen in das Lateinische, für Tertia, in zusammenhängenden Stücken nach der Folge der syntaktischen Regeln in Zumpt's Grammatik. 1835. 8. 10 Gr.

— —, Quaestio de tempore atque serie epistolarum Ciceronis. 1836. 4maj. 12 Gr.

Heimskringla. Sagen der Könige Norwegens von Snorri Sturluson. Aus dem Isländischen von Dr. G. Mohnike. Erster Band mit 1 Karte. 1837. Gr. 8. 3 Thlr. 8 Gr.

Klose, Dr., Basilius der Große nach seinem Leben und seinen Lehren dargestellt. Ein Beitrag zur Kirchengeschichte. 1835. Gr. 8. 1 Thlr. 4 Gr.

Lesebuch, Lateinisches, für Anfänger. 1836. 8. 6 Gr.

Lieder für kleine Kinder. Aus dem Englischen. 1835. Geh. 4 Gr.

Nizze, Dir. Dr. E., Über einen neuen Versuch in der Pädagogik. 1836. Gr. 8. 6 Gr.

Putter, F., Nachricht über eine in Stralsund bestehende Schul- und Pensionsanstalt für Töchter. 1836. 8. 6 Gr.

Shadow, The, of Lord Byron, or the voice of Akropolis to the British nation. 1834. 8. 8 Gr.

Tabelle der lateinischen Genus- und Casusregeln. Gr. Fol. 2 Gr.

C. Löffler'sche Buchhandlung in Stralsund.

Herabgesetzte Preise.

Nachstehende, anerkannt gute, medicinische Werke sind zu den dabei bemerkten, bedeutend erniedrigten Preisen durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Brera, Dr. V. L., Klinisches Receptbuch. A. d. Italien. übersetzt und bearbeitet von Dr. J. J. A. v. Schönberg. 8. 1823. Broschirt 1 Thlr., jetzt 12 Gr.

Hasper, Prof. Dr., Moritz, Über die Natur u. Behandlung der Krankheiten der Tropenländer, durch die medicin. Topographie jener Länder erläutert, nebst der in den Tropenländern zur Verhütung derselben zu beobachtenden Diätetik; nach den besten ältern und neuern Quellen in geschichtlicher, literarischer und medicinisch-praktischer Hinsicht für Ärzte und Diejenigen, welche nach den Tropenländern reisen, bearbeitet. 2 Bände. Gr. 8. 1831. 6 Thlr. 18 Gr., jetzt 4 Thlr.

Klose, Dr. Fr. A., Die Medicin unserer Zeit nach ihrem Stillstehen und Vorwärtsschreiten, mit besonderer Rücksicht auf Homöopathie dargestellt. Gr. 8. 1834. 12 Gr., jetzt 6 Gr.

Schmidt, Dr. M. J., Die ärztliche Behandlung der verschiedenen Krankheitszustände des menschlichen Organismus, sammt genauer Aufzählung der in denselben angewandten Arzneimittel. In alphabet. Ordnung der Krankheiten. Gr. 8. 1830. 2 Thlr., jetzt 1 Thlr.

Summarium des Neuesten aus der gesammten Medicin, eine systematisch geordnete Übersicht aller literar. Erscheinungen in der ärztlichen Wissenschaft und Kunst, in gedrängten Auszügen nach den Journalen, krit. Zeitschriften, Literaturzeitungen u. s. w., unter Mitwirkung der DD. Braune, Brand, Carus, Hänel, Hille, Meißner, Öhler, Pabst und Radius bearbeitet und herausgegeben in Vereinigung mit dem Prof. Busch in Berlin, von den DD. Unger und Klose in Leipzig. Gr. 8. Brosch. Jahrgang 1829, 1830, 1831. Jeder Jahrgang von 12 Heften 6 Thlr. 16 Gr. Register zu 1829 und 1830 8 Gr.
Herabges. Preis für alle 3 Jahrgänge 10 Thlr.

Zechel, Dr. A. J., Von den Convulsionen der Kinder und dem Kinnbackenkrampf der Neugebornen. A. d. Latein. übersetzt und mit Anmerkungen begleitet von Dr. J. F. Otto. Gr. 8. 1834. 12 Gr., jetzt 6 Gr.

Ferner erlaube ich mir, die Herren Mediciner auf folgende, höchst empfehlenswerthe Werke meines Verlags aufmerksam zu machen:

Schmidt, Dr. M. J., Repertorium der besten Heilformeln aus der Praxis der bewährtesten Ärzte, Wundärzte, Geburtshelfer und berühmtesten klinischen Lehrer Deutschlands. Auch u. d. T.: Recepte der berühmtesten Ärzte aller Zeiten für die verschiedenen Krankheiten des menschlichen Organismus, nebst einleitenden Formularen und einem Anhange über die Scheintodten und Vergifteten. 2te mit mehr als 500 Recepten und vollständigen Namen- und Sachregistern bereicherte Ausgabe. Gr. 12. 1835. Brosch. 2 Thlr. 12 Gr.

Sosibius, Dr., Repertorium der vorzüglichsten Arzneiformeln für die Therapie des Trippers und der Lustseuche, mit einem Anhange, enthaltend die berühmtesten Methoden und Mittel gegen den Bandwurm, eine Abhandlung über die Kubeben und einige andere Zusätze. 2te mit Nachträgen, Sach- und Namenregister versehene Ausgabe. Gr. 12. 1835. Brosch. 1 Thlr.

Leipzig, im Februar 1837.

A. F. Böhme.

Durch alle Buchhandlungen und Postämter ist zu beziehen:

Allgemeine medicinische Zeitung. Herausgegeben von Dr. *Karl Pabst.* Jahrgang 1837. Monat Januar und Februar, oder Nr. 1—16. Gr. 4. Preis des Jahrgangs 6 Thlr. 16 Gr.

Blätter für literarische Unterhaltung. (Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus.) Jahrgang 1837. Monat Februar, oder Nr. 32—59, 1 Beilage: Nr. 1, und 2 literarische Anzeiger: Nr. VI und VII. Gr. 4. Preis des Jahrgangs von 365 Nummern (außer den Beilagen) auf gutem Druckpapier 12 Thlr.

Repertorium der gesammten deutschen Literatur. Herausgegeben von *E. G. Gersdorf.* 1836. Elften Bandes drittes Heft. (Nr. III.) Gr. 8. Preis eines Bandes von ungefähr 50 Bogen 3 Thlr.

Allgemeine Bibliographie für Deutschland. (Herausgeber: *E. Avenarius.*) Jahrgang 1837. Monat Februar, oder Nr. 5—8, und Bibliographischer Anzeiger: Nr. 5—8. Gr. 8. Preis des Jahrgangs 3 Thlr.

Leipzig, im Februar 1837.

F. A. Brockhaus.

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Literarischer Anzeiger.

1837. Nr. IX.

Dieser Literarische Anzeiger wird den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften: Blätter für literarische Unterhaltung, Isis, und Allgemeine medicinische Zeitung, beigelegt oder beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile 2 Gr.

Für Freunde des italienischen Sprachstudiums.

In Friedrich Volke's Buchhandlung
in Wien und durch alle Buchhandlungen Deutschlands wird Pränumeration angenommen auf:

Vocabolario
degli Accademici della Crusca
con correzioni ed aggiunte per cura
di
Paolo Zanotti,
dedicato
a S. M. Ferdinando I.,
Imperatore d'Austria, Re d'Ungheria etc. etc.
Fasc. 1—3 in 4. Verona 1836.

Preis jedes Heftes 1 Fl. 8 Kr. Conv.-Münze, oder 18 Gr. Sächs.

Der Abbate Paolo Zanotti, schon vor 30 Jahren Mitarbeiter des P. Cecari am Vocabolario della Crusca, setzte seitdem das Studium der Classiker und seine philologischen Forschungen so eifrig fort, daß er nun mit einem reichen Schatze von Worten, Ausdrücken und Redensarten des reinen italienischen Idioms und blühenden Styles (beiläufig 5000 an der Zahl) versehen, sich zu einer neuen Überarbeitung dieses ausgezeichneten Werkes entschließen konnte. Derselbe wird nebst diesen alle Zusätze und Verbesserungen in seiner Bearbeitung aufnehmen, welche seit der vierten Auflage der Accademici von so vielen gelehrten Männern in den verschiedenen Ausgaben italienischer Wörterbücher geliefert wurden, und am Schlusse eines jeden Bandes Rechenschaft geben über die Vermehrungen, welche er gemacht, und über die Gründe, welche ihn zu Veränderungen veranlaßt haben. Correctheit wird sein Hauptaugenmerk sein.

Wir glauben daher mit Zuversicht den Freunden des italienischen Sprachstudiums in dieser Ausgabe die vollständigste der bisher erschienenen verheißen zu können, und bemerken nur noch, daß das ganze Werk in 6 Bänden, jeder von 7 Heften aus circa 10 Bogen, bestehen wird. Druck und Papier sind elegant und jeder Erwartung entsprechend.

H o m e r.

Bei J. Dalp in Bern ist soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Grammatische Vorschule
zu
H o m e r
mit steter Hinweisung auf die Grammatiken von Bernhardy, Buttmann, Kühner, Matthiä, Rost und Thiersch von Fr. A. E. Grauff, Phil. Dr. und Gymnasialdirector. Gr. 8. 1 Thlr. 16 Gr.

Eben ist bei Hinrichs in Leipzig erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

J a h r b ü c h e r
der
Geschichte und Politik.

In Verbindung mit mehren gelehrten Männern herausgegeben vom Geh. Rathe, Ritter und Prof. **Pölitz** zu Leipzig. 10ter Jahrg. **1837.** Januar bis März. Gr. 8. 12 Hefte 6 Thlr.

Inhalt: Wesentliche Verschiedenheit des constitutionellen Systems in Großbritannien u. Frankreich von **Pölitz**. — Polit. Bruchstücke von **v. Weber**. — über Maßregeln zur Unterstützung der Armen. — Die Herrschaft im Staate von **Bülau**. — Behandlung der preuß. Geschichte von **Stenzel**. — Ob die Arbeitskraft des Menschen zum Vermögen zu zählen sei von **K. Murhard**. — Vor- und Nachtheile des Fabrik- u. Maschinenwesens 2c. von **v. Blumröder**. — Zulässigkeit der Anekdoten im Geschichtsvortrage von **Schulze**. — Krisen der Verfassungen 2c. von **Pölitz**. — Weitzel, von **Pölitz**. — Recensionen über **Pfister**, **Zirkler**, **Hegner**, **Droysen**, **Maurenbrecher**, **Varnhagen v. E.**, **Julius**, **Böttiger**, **Knapp**, **Ricardo** u. m. A.

Die frühern 9 Jahrgänge werden von jetzt an complet zu 20 Thlr., einzelne Jahrgänge zu 3 Thlr. erlassen.

In der Nauck'schen Buchhandlung in Berlin ist erschienen:

Die Verordnungen vom 4ten März 1834, über die Execution in Civilsachen und über den Subhastations- und Kaufgelder-Liquidationsproceß nebst sämmtlichen gesetzlichen und ministeriellen Abänderungen, Ergänzungen und Erläuterungen,
unter Benutzung der Acten des Hohen Justiz-Ministeriums,
herausgegeben von
Dr. Loewenberg,
königlichen Kammergerichts-Assessor.
26 Bogen in gr. 8. Preis 2 Thlr.

Die Verordnung vom 14ten December 1833, über das Rechtsmittel der Revision und der Nichtigkeitsbeschwerde nebst sämmtlichen gesetzlichen und ministeriellen Abänderungen, Ergänzungen und Erläuterungen,
unter Benutzung der Acten des Hohen Justiz-Ministeriums,
herausgegeben von
Dr. Loewenberg,
königlichen Kammergerichts-Assessor.
18 Bogen in gr. 8. Preis 1 Thlr. 12 Gr.

Erschienen ist und kann durch alle Buchhandlungen bezogen werden:

T a s c h e n b u c h
der neuesten Geschichte.
Herausgegeben
von Dr. E. Münch und Dr. G. Bacherer.

Jahrgang 1834. 1ster Theil. 3 Fl., oder 1 Thlr. 16 Gr.
Desselben 2ter Theil. 3 Fl., oder 1 Thlr. 16 Gr.
Jeder Theil mit 10 schön lithographirten Portraits.

Diese bereits mit vielem Beifall aufgenommene jährliche Übersicht der wichtigsten Zeitereignisse gibt das erst kürzlich vor uns Vorübergegangene mit Unpartheilichkeit, geschichtlicher Ruhe und auf eine Weise, daß sich Neueres an das Ältere passend anreiht und für das größere Publicum faßlich darstellt. An der Fortsetzung wird unausgesetzt gearbeitet, sodaß binnen Kurzem der erste Theil des Jahrgangs 1835 ausgegeben werden kann.

Karlsruhe, im Februar 1837.

C. F. Müller'sche Hofbuchhandlung.

Die Wunderwerke des Weltalls.

Anzeige für gebildete Leser aller Stände über die fünfte, abermals sehr verbesserte und stark vermehrte Ausgabe der

populairen Himmelskunde,

oder allgemein faßlichen Betrachtungen über

die großen Wunderwerke des Weltalls,

nebst einer genauen Darstellung der neuesten Entdeckungen auf dem **Monde**, und des Naturbaues der **Kometen** und der Beschaffenheit ihrer Bahnen; für gebildete Leser aller Stände.

Von

Dr. A. H. Chr. Gelpke,

herzogl. braunschw. Schulrathe und Professor u. s. w.

Mit 8 Kupfertafeln, worunter genaue Mond- und Kometenabbildungen. 8. Geh. 1836. 1 Thlr. 12 Gr.

Der allgemeine und immer noch steigende Beifall, dessen sich dieses vortreffliche und anziehende Werk seither nicht nur in Deutschland, sondern auch durch Übersetzungen im Auslande, namentlich in England erfreute, sowie die vielfachen günstigen Beurtheilungen desselben, haben den rühmlichst bekannten Herrn Verfasser zu desto größerer Fürsorge und Vorliebe bei dieser **fünften** Auflage veranlaßt, welche fast auf **jeder Seite** mit lehrreichen Zusätzen und im Ganzen um mehre Bogen und mit noch **drei** sorgfältig gestochenen Kupfertafeln vermehrt, auch von der Verlagshandlung auf das angemessenste ausgestattet worden ist. Es kann daher dieses Werk in seiner vervollkommneten Gestalt jedem denkenden Verehrer der großen Wunderwerke der Schöpfung zur erhebenden Lecture, oder auch zu Vorlesungen in Bildungsanstalten und in Familienkreisen, sowie **zum Geschenk für die Jugend** um so mehr empfohlen werden. Der verdienstvolle Herr Verfasser hat das seltene Talent bewiesen, jeden Gegenstand ungemein faßlich vorzutragen und die Aufmerksamkeit des Lesers bis ans Ende zu fesseln; daher ist der Vortrag unterhaltend und durchaus **populair; auch sind zum Verständniß desselben keine mathematischen Vorkenntnisse erfoderlich.**

Hahn'sche Hofbuchhandlung
in Hanover.

Im Verlage von Duncker und Humblot in Berlin ist soeben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Gedichte

von Joseph Freiherrn von Eichendorff.
8. Geh. 2 Thlr. 8 Gr.

Unter Deutschlands Lyrikern ist Eichendorff einer der vorzüglichsten. Die längst gewünschte Sammlung seiner Poesien ist nun dem Publicum übergeben und wird den Freunden deutscher Dichtkunst überall willkommen sein.

Bei Chr. Garthe in Marburg ist soeben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Bayrhoffer, Dr. K. Th., Der Begriff der organischen Heilung des Menschen im Verhältnisse zu den Handlungsweisen der Gegenwart. Nebst einer Vorbetrachtung über die jetzige Krisis der Weltgeschichte. Gr. 8. 8½ Bogen. Preis 16 Gr., oder 1 Fl. 12 Kr.

In dieser Schrift hat der Verf. in freier wissenschaftlicher Weise das nach dem gegenwärtigen Standpunkte der Heilwissenschaft dem Arzte wie dem Laien gleich wichtige Resultat erwiesen: „daß die Hydropathie, die Homöopathie und Allopathie, jede für sich genommen, einseitig sind, daß aber jede dieser Heilweisen ein universelles Moment der totalen Heilkunst ist, zu welcher die ganze Bewegung der Gegenwart hindrängt, und welche schon von Hufeland in unbefangener empirischer Genialität anerkannt worden ist."

Es wird mithin in dieser Schrift auch insbesondere wissenschaftlich gezeigt, daß die auch empirisch sich immer mehr ausbreitende Wasserheilkunst und Homöopathie (letztere mit Reinigung von ihren Widersprüchen und excentrischen Erscheinungen) einen unendlichen Fortschritt der Heilkunst in theoretischer und praktischer Beziehung bezeichnen.

In der Nauck'schen Buchhandlung in Berlin ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Handbuch der französischen Sprache und Literatur,

oder Auswahl interessanter, chronologisch geordneter Stücke aus den classischen französischen Prosaisten und Dichtern, nebst Nachrichten von den Verfassern und ihren Werken von *L. Ideler* und *H. Nolte*.
Sechste verbesserte und vermehrte Auflage.

Zweiter Band, welcher die Dichter von Marot bis zum Ausbruch der Revolution umfasst. 40 Bogen in gr. 8. 1837. Preis 1 Thlr. 6 Gr.

Ebendaselbst ist früher erschienen desselben Werkes

Erster Band, welcher die Prosaisten bis zum Ausbruch der Revolution umfasst. Achte Auflage. 1831. 38½ Bogen in gr. 8. Preis 1 Thlr. 6 Gr.

Dritter Band, bearbeitet von Dr. *J. Ideler*, herausgegeben von *L. Ideler*, welcher die Prosaisten der neuern und neuesten Literatur enthält. Zweite vermehrte Auflage. 1836. 39 Bogen in gr. 8. Preis 1 Thlr. 6 Gr.

Vierter Band, bearbeitet von Dr. *J. Ideler*, herausgegeben von *L. Ideler*, welcher die Dichter der neuern und neuesten Literatur enthält. 1835. 43¼ Bogen in gr. 8. Preis 1 Thlr. 6 Gr.

Bücher-Versteigerung.

Am 3ten April 1837 beginnt bei Unterzeichnetem die Versteigerung **von 10,000 Werken, aus allen Fächern der Naturwissenschaft**, als Mathematik, Physik, Chemie (Alchymie und Magie), Medicin, Chirurgie, Pharmacie, Botanik, Astronomie, Mineralogie, Mechanik, Hydraulik, Naturgeschichte u. s. w.; ferner Geographie (Reisebeschreibungen), Kriegswissenschaft, Technologie, Ökonomie, Handelswissenschaft, Encyklopädien, akademische- und Societätsschriften, Dissertationen u. s. w.

Kataloge sind zu beziehen bei den Herren Birett in Augsburg, Asher, Finke, List in Berlin, Meyer in Bonn, Korn in Breslau, Mayer in Brüssel, Grimmer in Dresden, Schmerber, Varrentrapp, Kettembeil, Beer, St. Goar in Frankfurt, Kübler, Otto in Göttingen, Lippert in Halle, Helm in Halberstadt, Cröker in Jena, Weigel, Dyk in Leipzig, Peischer in München, Levrault in Strasburg, Sammer, Kupitsch in Wien, Stahel in Würzburg, Hurter in Schaffhausen, sowie bei den meisten Antiquarien- und Sortimentsbuchhandlungen Deutschlands und der Schweiz und direct von

Ferdinand v. Waldkirch
in Schaffhausen.

Bei Eduard Kummer in Leipzig ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Euripides' Werke,

nachgedichtet
von

Johannes Minckwitz.

Erstes Bändchen: Die Phönizierinnen. Zweite, von der ersten ganz verschiedene Ausgabe. 10 Gr.
Zweites Bändchen: Iphigenia auf Tauris. 10 Gr.

Wir bieten hiermit dem Publicum das Gediegenste, was die Übersetzungsliteratur der Griechen aufzuweisen hat. Vorzüglich dürfte die Iphigenia auf Tauris, wegen der Vergleichung mit der Göthe'schen, die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich ziehen. Was die Kunst des Versbaus und Ausdrucks anbelangt, so ist es bekannt, daß hierin noch Niemand so Vorzügliches geleistet hat, als Minckwitz und der Graf von Platen.

Die Fortsetzung wird in angemessenen Zeiträumen erfolgen.

Von demselben Verfasser erschien im vorigen Jahre: **Briefwechsel zwischen August Graf von Platen und Joh. Minckwitz.** Nebst einem Anhange von Briefen Platen's an Gustav Schwab und einem Facsimile Platen's. 22 Gr.

Die in demselben enthaltene höchst gelungene Übersetzung mehrer Gedichte Platen's in das Griechische wird die Theilnahme jedes Philologen in Anspruch nehmen.

Im Verlage von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig ist soeben erschienen:

Die höhere technische Lehranstalt,

oder die technische Abtheilung des herzoglichen Collegii Carolini zu Braunschweig, nach

Zweck, Plan und Einrichtung

dargestellt von dem Vorsteher derselben
Prof. Dr. Uhde.
Gr. 8. Feines Velinp. Geh. 12 Gr.

Die Umgestaltung des herzoglichen Collegii Carolini nach den neuern Bedürfnissen der Zeit wird dieser altberühmten Akademie die frühere glänzende Stellung unter den höhern deutschen Bildungsanstalten wiedergeben, die sie so lange eingenommen hat. — Wir bemerken, daß der Schrift auch ein Programm über die höhere Handelslehranstalt, oder die mercantilische Abtheilung des Collegii Carolini, beigefügt ist, und machen den deutschen Lehrstand, sowie Ältern und Vormünder, auf die Schrift und durch sie auf ein Institut aufmerksam, welches die volle Beachtung aller Derer verdient, welchen höhere technische und kaufmännische, neben allgemeiner Ausbildung, wichtig ist.

Wir bringen hiermit nochmals in Erinnerung, daß der herabgesetzte Preis der einzig rechtmäßigen und vollständigen Ausgabe von:

Lessing's sämmtliche Werke.

Taschenausgabe in 32 Bänden.
Acht Thaler.
am 1sten April d. J. bestimmt erlischt und der frühere Ladenpreis von **15 Thlrn.** wieder eintritt. — Alle Buchhandlungen Deutschlands nehmen Bestellungen an.

Berlin, den 1sten März 1837.

Voß'sche Buchhandlung.

Bei uns ist erschienen:

Reisefrüchte, gesammelt auf der Wanderung in eine Jacototschule, in verschiedenen süddeutschen und südschweizerischen Volksschulen und Erziehungsanstalten; zunächst den hohen und höchsten Cultbehörden des Herzogthums Altenburg auf hohen Befehl berichtlich vorgelegt, sodann aber mit einigen Zusätzen allen Freunden des Erziehungs- und Unterrichtswesens mitgetheilt von *Bernhard Lützelberger*, Collaborator an der Bürgerschule zu Altenburg. Brosch. Gr. 8. 1 Thlr. 6 Gr.

Altenburg, den 27sten Februar 1837.

Expedition des Eremiten.

Bei J. M. Gebhardt in Grimma erschien soeben und ist durch jede Buchhandlung Deutschlands zu beziehen:

Seidlitz, Dr. Julius, **Die Poesie und die Poeten in Oestreich** im Jahre 1836. 1ster Theil. 8. Velinp. Eleg. brosch. 1 Thlr.

Dieser erste Theil des für die deutsche Literaturgeschichte höchst wichtigen Werkes enthält außer einer den jetzigen Standpunkt der schöngeistigen Literatur Deutschlands überhaupt angebenden Einleitung eine umfassende Kritik eines jeden in Wien lebenden Poeten, wie derjenigen literarischen Producte, welche den Genius jedes Einzelnen am Besten charakterisiren.

Der zweite Theil, welcher in circa vier Wochen die Presse verläßt, enthält in gleicher Anlage und Durchführung eine Kritik der in Prag, in den Provinzen und außerhalb ihres Vaterlandes lebenden östreichischen Dichter und eine Revue der in Östreich erscheinenden Journale.

Durch alle Buchhandlungen und Postämter ist zu beziehen:

Zeitgenossen.

Ein biographisches Magazin
für die
Geschichte unserer Zeit.

Dritte Reihe.
Sechsten Bandes drittes und viertes Heft.
(Nr. XLIII — XLIV.)
Gr. 8. 1 Thlr.

Inhalt:

Biographien und Charakteristiken.

Karl August Böttiger. Eine biographische Skizze von dessen Sohne, Karl Wilhelm Böttiger.

General Lafayette. Von Wilhelm Zinckeisen. Zweite Abtheilung.

☞ Sowol die erste als neue Reihe der Zeitgenossen, jede in 6 Bänden oder 24 Heften, kostet im herabgesetzten Preise auf Druckpapier anstatt 24 Thlr. nur sechszehn Thlr., und auf Schreibpapier anstatt 36 Thlr. nur vierundzwanzig Thlr. Werden beide Folgen zusammengenommen, so erlasse ich sie auf Druckpapier zu vierundzwanzig Thlr. und auf Schreibpapier zu sechsunddreißig Thlr. Einzelne Hefte, sowol von der ersten als neuen Reihe, kosten auf Druckpapier 1 Thlr., auf Schreibpapier 1 Thlr. 12 Gr.

Leipzig, im März 1837.

F. A. Brockhaus.

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Literarischer Anzeiger.

1837. Nr. X.

Dieser Literarische Anzeiger wird den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften: Blätter für literarische Unterhaltung, Isis, und Allgemeine medicinische Zeitung, beigelegt oder beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile 2 Gr.

Verzeichniss

der

auf der königl. vereinten Friedrichs-Universität **Halle-Wittenberg** im Sommer-Halbjahre vom 17ten April bis 16ten September 1837 zu haltenden Vorlesungen und der öffentlichen akademischen Anstalten.

A. Vorlesungen.

I. Theologie.

Die Geschichte der theologischen Wissenschaften seit dem Anfange des 19ten Jahrhunderts trägt Hr. Cons.-Rath Gesenius vor. — *Hermeneutik* lehrt Hr. Prof. Fritzsche. — *Apologetik* trägt Hr. Cons.-Rath Tholuck vor. — *Eine historisch-kritische Einleitung in die kanonischen und apokryphischen Bücher des A. T.* trägt Hr. Dr. Tuch vor. — *Biblische Archäologie* lehrt Hr. Prof. Rödiger. — Von Büchern des A. T. werden erklärt: *die Weissagungen des Jesaias*, vom Hrn. Cons.-Rath Gesenius, *die Genesis*, vom Hrn. Prof. Rödiger; *das Buch Hiob*, vom Hrn. Dr. Tuch. — *Eine historisch-kritische Einleitung in das N. T.* trägt Hr. Licent. Fritzsche vor. — Von Büchern des N. T. werden erklärt: *die Briefe an die Römer, an den Timotheus, Titus, Philemon* und *die Hebräer*, sowie *der Brief Jacobi* (in lat. Sprache), vom Hrn. Prof. Wegscheider; *die Apokalypse*, vom Hrn. Cons.-Rath Gesenius; *die Evangelien des Matthäus, Marcus und Lucas*, vom Hrn. Cons.-R. Tholuck und Hrn. Prof. Niemeyer; *das Evangelium Johannis* sowie *die Briefe an die Thessalonicher*, vom Hrn. Licent. Fritzsche. — *Über Christi Bergpredigt und Parabeln* liest Hr. Cons.-Rath Tholuck; *über die Leidens- und Auferstehungsgeschichte Jesu*, Hr. Prof. Niemeyer. — *Allgemeine Dogmengeschichte* lehrt Hr. Cons.-Rath Thilo; *neuere Dogmengeschichte* trägt Ebenderselbe vor. — *Dogmatik* trägt Hr. Cons.-Rath Tholuck und Hr. Prof. Fritzsche vor. — *Christliche Moral* lehrt Hr. Prof. Wegscheider. — *Der christlichen Religions- und Kirchengeschichte ersten Theil* trägt Hr. Cons.-Rath Gesenius vor; *derselben zweiten Theil*, Hr. Prof. Dähne; auch hält Derselbe besondere Vorträge *über die Literaturgeschichte dieses Theils der Kirchengeschichte.* — *Die Geschichte der Reformation in den slawischen Staaten* erzählt Hr. Dr. Roepell. — *Praktische Theologie* lehrt Hr. Prof. Franke. — *Die Geschichte der geistlichen Poesie* erzählt Hr. Prof. Marks. — *Homiletik und Geschichte derselben* trägt Ebenderselbe vor; auch leitet Derselbe *theoretisch-praktische homiletische Übungen.* — *Katechetik und die Geschichte derselben* lehrt Hr. Cons.-Rath Wagnitz und Hr. Prof. Franke; auch leitet Letzterer *theoretisch-praktische katechetische Übungen.*

Im königl. theologischen Seminarium leitet Hr. Cons.-Rath Gesenius *die Übungen in der Exegese des A. T.*, und Hr. Prof. Wegscheider *in der des N. T.*; Hr. Cons.-Rath Tholuck *die Übungen der dogmatischen*, und Hr. Cons.-Rath Thilo *die der historischen Abtheilung*; Hr. Prof. Marks *die homiletischen und liturgischen*, und Hr. Prof. Fritzsche *die katechetischen Übungen der Seminaristen.* — *Übungen im Interpretiren des N. T.* leitet Hr. Prof. Fritzsche. *Examinatorien und Repetitorien über Dogmatik* hält Ebenderselbe; *über Kirchengeschichte*, Hr. Prof. Dähne und Hr. Licent. Fritzsche; auch leitet Letzterer *die Übungen seiner exegetischen Gesellschaft.*

II. Jurisprudenz.

Eine allgemeine Einleitung in das Rechtsstudium gibt vor Eröffnung der Vorlesungen in zwei näher zu bestimmenden Stunden Hr. Prof. v. Madai. — *Encyklopädie und Methodologie der Rechtswissenschaft* trägt Hr. Prof. Wilda vor. — *Philosophie des Rechts* lehrt Hr. Hofr. Henke. — *Ausgewählte Leges des Corp. jur. civ.* nach Hugo's Chrestomathie, erklärt Hr. Prof. v. Madai; auch setzt Derselbe *die Übungen seiner juristischen Gesellschaft* fort. — *Institutionen und Geschichte des römischen Rechts* lehrt Hr. Prof. Witte. — *Institutionen des römischen Rechts, mit historischen Erläuterungen der einzelnen Rechtslehren*, trägt Hr. Dr. Pfotenhauer vor. — *Pandekten*, verbunden mit *dem Erbrecht*, lehrt Hr. Prof. v. Madai; *das Erbrecht* Hr. Dr. Pfotenhauer. — *Deutsche Staats- und Rechtsgeschichte* trägt Hr. Prof. Pernice vor. — *Deutsches Privatrecht* lehren die Herren Proff. Dieck und Wilda; Ersterer nach seinem Grundrisse. — *Das Recht des Adels- und Bauernstandes* trägt Hr. Prof. Dieck vor. — *Das Lehnrecht* lehrt Hr. Prof. Pernice. — *Das öffentliche Recht des deutschen Bundes und der Bundesstaaten* trägt Ebenderselbe vor; auch liest Derselbe *über das Privat-Fürstenrecht.* — *Preussisches Civilrecht* lehrt Hr. Hofgerichtsrath Pfotenhauer und Hr. Prof. Witte; auch liest Letzterer *über das preuss. Sachenrecht.* — *Kirchenrecht* lehrt Hr. Prof. Laspeyres; auch liest Derselbe *über die Quellen des kanonischen Rechts.* — *Handelsrecht* trägt Hr. Prof. Wilda vor. — *Gemeines und preuss. Criminalrecht* trägt Hr. Hofrath Henke und Hr. Dr. Pfotenhauer vor. — *Gemeinen und preuss. Civilprocess* lehrt Hr. Prof. Laspeyres.

Übungen in der juristischen Praxis leitet Hr. Hofgerichtsrath Pfotenhauer. — *Das Examinatorium über Criminalrecht* setzt Hr. Hofrath Henke fort.

* * *

Hr. Geh. Justizrath Schmelzer ist, seiner Gesundheit wegen, auch für dieses Halbjahr von Haltung der Vorlesungen entbunden.

III. Medicin.

Encyklopädie und Methodologie des medicinischen Studiums trägt Hr. Prof. Friedländer nach seinem Lehrbuche vor. — *Exegetische Vorträge über Thucydides' Geschichte der Pest zu Athen* hält Hr. Dr. Rosenbaum; auch trägt Derselbe *eine chronologische Geschichte der epidemischen Krankheiten* nach *Schnurrer's* Chronik der Seuchen vor. — *Der Zootomie zweiten Theil oder Splanchnologie, Neurologie und Angiologie* trägt Hr. Prof. d'Alton vor. — *Pathologische Anatomie* lehrt Ebender-

selbe; auch trägt Derselbe *Physiologie* verbunden mit *Experimenten und Demonstrationen* vor. — *Den ersten Theil der speciellen Pathologie und Therapie*, sowie die *Pathologie und Therapie der Lungen, des Herzens und der Haut* trägt Hr. Geh. Medicinalrath Krukenberg vor. — *Den zweiten Theil der speciellen Pathologie und Therapie*, Hr. Dr. Rosenbaum. — *Über die syphilitischen Krankheiten* liest Hr. Dr. Rosenbaum. — *Akiurgie*, verbunden mit *einem Cursus chirurgischer Operationen*, trägt Hr. Prof. Blasius vor. — *Über ausgewählte Capitel der Ophthalmiatrik* liest Hr. Prof. Blasius; auch hält Derselbe *theoretisch-praktische Vorträge über Augenoperationen*. — *Theorie und Praxis der Geburtshülfe* lehren die Herren Prof. Niemeyer und Hohl; auch trägt Letzterer *die Geschichte der Geburtshülfe* vor. — *Pharmakologie* tragen die Herren Proff. Friedländer und Schweigger-Seidel mit besonderer Berücksichtigung der preuss. Pharmakopöe vor. — *Die Receptirkunst* lehrt Hr. Prof. Friedländer. — *Über die chemische Zersetzung der Gifte* liest Hr. Prof. Schweigger-Seidel. — *Die officinellen Pflanzen der preuss. Pharmakopöe* erläutert Herr Dr. Sprengel.

Die medicinisch-klinischen Übungen leitet Hr. Geh. Medicinalrath Krukenberg. — *Chirurgisch-klinische und ophthalmiatrische Übungen* leitet Hr. Prof. Blasius. — *Praktische Übungen in der Geburtshülfe* leitet Hr. Prof. Niemeyer in der akad. Entbindungsanstalt und Hr. Prof. Hohl. — *Die Übungen der Mitglieder des pharmaceutischen Instituts* leitet Hr. Prof. Schweigger-Seidel. — *Examinatorien und Repetitorien* halten die Herren Prof. Krukenberg, Friedländer, Niemeyer, Hohl und Hr. Dr. Rosenbaum.

IV. Philosophie und Pädagogik.

Allgemeine Einleitung in die Philosophie trägt Hr. Prof. Erdmann vor. — *Methodik der Philosophie*, Hr. Dr. Schaller. — *Allgemeine Geschichte der Philosophie* lehrt Hr. Prof. Hinrichs. — *Fundamentalphilosophie* trägt Ebenderselbe nach seiner Schrift: „Genesis des Wissens" vor. — *Psychologie* lehrt Hr. Prof. Gerlach. — *Logik und Metaphysik* lehrt Hr. Prof. Gerlach, Hr. Dr. Schaller, sowie, nach Hegel, Hr. Dr. Ruge. — *Aesthetik* trägt Hr. Geh. Hofrath Gruber und Hr. Prof. Hinrichs vor. — *Über Shakspeare im Vergleich mit Dante und Goethe*, als Einleitung zu *einer Geschichte der neuern Poesie*, liest Hr. Prof. Ulrici. — *Philosophie des Rechts* lehrt Hr. Dr. Ruge nach Hegel. — *Ethik* trägt Hr. Prof. Erdmann vor. — *Philosophie der Geschichte der Menschheit* lehrt Hr. Prof. Ulrici; auch liest Derselbe *über Philosophie der christlichen Religions- und Kirchengeschichte*. — *Religionsphilosophie und comparative Religionslehre* trägt Hr. Prof. Erdmann vor; *erstere* auch Hr. Dr. Ruge.

Philosophische Unterhaltungen leitet Hr. Prof. Tieftrunk.

* * *

Die Übungen der Mitglieder des königl. pädagogischen Seminariums leitet Hr. Prof. Niemeyer.

V. Mathematik.

Die Elemente der analytischen Geometrie lehrt Hr. Prof. Gartz. — *Differenzial- und Integralrechnung* trägt Hr. Prof. Gartz vor; *letztere* auch Hr. Prof. Sohncke. — *Ebene und sphärische Trigonometrie* lehrt Hr. Prof. Rosenberger; auch liest Derselbe *über die Einrichtung und den Gebrauch der astronomischen Tafeln*. — *Die Theorie der algebraischen Gleichungen* lehrt Hr. Prof. Gartz. — *Analytische Mechanik* trägt Hr. Prof. Sohncke vor.

Examinatorien über einzelne mathematische Disciplinen hält Hr. Prof. Gartz. — *Die Übungen seiner mathematischen Gesellschaft* leitet Hr. Prof. Sohncke.

VI. Naturwissenschaften.

Die Urgeschichte der Physik trägt Hr. Prof. Schweigger vor. — *Experimentalphysik* lehrt Ebenderselbe nach Baumgartner's Handbuch. — *Die Elektricitätslehre mit Anwendung der Mathematik* trägt Hr. Prof. Kämtz vor. — *Die Elementarchemie*, sowie *die organische Chemie, verbunden mit Experimentirübungen*, trägt Hr. Prof. Schweigger-Seidel vor. — *Sphärische und theoretische Astronomie* trägt Hr. Prof. Rosenberger vor. — *Physische Geographie* lehrt Hr. Prof. Kämtz. — *Geognosie* lehrt Hr. Prof. Germar. — *Mineralogie* trägt Ebenderselbe nach seinem Lehrbuche vor. — *Den ersten Theil der Gewächskunde*, umfassend *die Gestaltung*, *Anatomie und Physiologie, verbunden mit Demonstrationen lebender Pflanzen und Excursionen*, trägt Hr. Prof. von Schlechtendal vor. — *Über die Gräser und Halbgräser* liest Ebenderselbe. — *Die gesammte Zoologie* trägt Hr. Prof. Nitzsch vor, mit Benutzung des akademischen zoologischen Museums und seiner Privatsammlungen. — *Die allgemeine Naturgeschichte der Thiere* lehrt Hr. Dr. Buhle nach seinem Handbuche.

Physikalische und chemische Experimentirübungen im akad. Laboratorium leitet Hr. Prof. Schweigger. — *Botanische Excursionen* veranstaltet Hr. Dr. Sprengel; auch hält Derselbe *Examinatorien und Repetitorien über das Gesammtgebiet der Phytologie*. — *Zootomische Demonstrationen* hält Hr. Prof. Nitzsch.

VII. Staats- und Kameralwissenschaften.

Einleitung in das Studium der politischen Wissenschaften trägt Hr. Prof. Eiselen vor. — *Policeiwissenschaft* lehrt Ebenderselbe. — *Forsttechnologie* lehrt Hr. Dr. Buhle; auch liest Derselbe *über den ökonomischen Nutzen der Hausthiere*.

VIII. Historische Wissenschaften.

Den ersten Theil der Universalgeschichte bis auf die Zeiten Konstantin's des Grossen trägt Hr. Prof. Leo nach seinem Lehrbuche vor. — *Über die samothrakischen Mysterien* liest Hr. Prof. Schweigger nach seinem Lehrbuche über Mythologie auf dem Standpunkte der Naturwissenschaft. — *Die Geschichte der römischen Päpste* trägt Hr. Geh. Hofrath Voigtel vor. — *Europäische Staatengeschichte* lehrt Hr. Dr. Roepell. — *Preussische Geschichte* trägt Ebenderselbe vor. — *Die Geschichte des siebenjährigen Krieges mit wissenschaftlichen Erläuterungen und Vergleichung der Feldzüge Napoleon's* trägt Hr. Generalmajor Dr. v. Hoyer vor. — *Statistik der europäischen Staaten* lehrt Hr. Prof. Eiselen.

Die Übungen der historischen Gesellschaft leitet Hr. Geh. Hofrath Voigtel.

IX. Philologie und neuere Sprachkunde.

1) Classische Philologie: griechische und römische Literatur.

Encyklopädie und Methodologie des philologischen Studiums trägt Hr. Prof. Bernhardy nach seinem Lehrbuche vor. — *Die alte Literatur- und Kunstgeschichte* lehrt Hr. Prof. Raabe. — *Griechische Alterthümer* trägt Hr. Prof. Meier vor. — *Grammatik der griechischen Sprache* lehrt Hr. Prof. Pott. — Von Werken griechischer Schriftsteller werden erklärt: *die Ritter und Wolken des Aristophanes*, vom Hrn. Prof. Bernhardy; *Platon's Criton* in lat. Sprache, vom Hrn. Prof. Raabe; *Platon's Cratylus* mit Berücksichtigung der philosophischen Grammatik, vom Hrn. Prof. Pott; *Sophokles' Philoktetes*, vom Hrn. Dr. Stäger. — Von Werken lateinischer Schriftsteller werden erklärt: *die Sermonen des Horaz*, vom Hrn. Prof. Meier.

Im königl. philologischen Seminarium werden die Mitglieder *im Interpretiren, Disputiren und Lateinschreiben* von den Herren Prof. Meier und Bernhardy unter-

richtet und geübt; und zwar hat Ersterer *den Brief des Horaz an die Pisonen*, Letzterer *den König Oedipus des Sophokles* zur Erklärung bestimmt.

2) Morgenländische Sprachen.

Die Anfangsgründe der hebräischen Sprache lehrt Hr. Hofrath Hollmann. — *Hebräische Grammatik* trägt Hr. Dr. Tuch vor; auch setzt Derselbe *die Übungen seiner hebräischen Gesellschaft* fort. — *Die arabische Sprache und Erklärung von Lokman's Fabeln* trägt Hr. Prof. Rödiger vor. — *Die Elemente der persischen und türkischen Sprache* lehrt Ebenderselbe. — *Die äthiopische Sprache* lehrt Hr. Dr. Tuch. — *Das indische Gedicht: Nalas*, nach Bopp's zweiter Ausgabe, erläutert Hr. Prof. Pott.

3) Neue abendländische Sprachen.

Die französische Sprache lehrt Hr. Hofrath Hollmann. — *Einige Stücke von Molière*, mit vorangeschickter *Geschichte und Entwickelung der dramatischen Poesie in Frankreich*, erläutert Hr. Prof. Blanc. — *Die italienische Grammatik* trägt Ebenderselbe mit *historischen Erläuterungen vor*. — *Die englische und portugiesische Sprache* lehrt Hr. Hofrath Hollmann; auch erbietet sich Derselbe *zum Privatunterricht* in den ebenerwähnten neuern und in den ältern Sprachen. — *Die Elemente der altdeutschen Sprache* trägt Hr. Prof. Leo nach Wackernagel's Altdeutschem Lesebuche vor.

X. Schöne und gymnastische Künste.

Geschichte, Theorie und Technik der Malerei lehrt Hr. Prof. Weise; auch liest Derselbe über die *Anwendung der Perspective in der Landschaftsmalerei*. — *Theoretischen und praktischen Unterricht im Zeichnen und Malen* ertheilt der akademische Zeichnenlehrer Hr. Herschel. — *Übungen im Zeichnen* leitet Hr. Prof. Weise. — *Den Generalbass* lehrt Hr. Musikdirector Dr. Naue; auch unterrichtet Derselbe im *Kirchengesange*. — *Theoretisch-praktischen Unterricht in der Musik* ertheilt der akad. Musiklehrer Hr. Helmholz.

Die Reitkunst lehren die Herren Stallmeister André sen. und André jun. — *Unterricht in der Fechtkunst* ertheilt Hr. Fechtmeister Urban. — *Die Tanzkunst* lehrt Hr. Tanzmeister Wehrhahn.

B) Öffentliche akademische Anstalten.

I. *Seminarien:* 1) *theologisches*, unter Oberaufsicht der theologischen Facultät; 2) *pädagogisches*, unter Direction des Hrn. Prof. Niemeyer; 3) *philologisches*, unter Direction der Herren Prof. Meier und Bernhardy. — 4) *Historische Gesellschaft*, unter Direction des Hrn. Geh. Hofraths Voigtel. — 5) *Pharmaceutisches Institut*, unter Direction des Hrn. Prof. Schweigger-Seidel. — II. *Klinische Anstalten:* 1) *medicinische Klinik*, unter Direction des Hrn. Geh. Medicinalraths Krukenberg; 2) *chirurgisch-ophthalmiatrische Klinik*, unter Direction des Hrn. Prof. Blasius; 3) *Entbindungsanstalt*, unter Direction des Hrn. Prof. Niemeyer. — III. Die *Universitätsbibliothek* wird, unter Aufsicht des Hrn. Oberbibliothekars Geh. Hofr. Voigtel und des Hrn. Bibliothekars Prof. Pernice, Mittwochs und Sonnabends von 1—3 Uhr, an den übrigen Wochentagen von 10—12 Uhr geöffnet. — IV. Die akad. *Kupferstichsammlung*, unter Aufsicht des Hrn. Prof. Weise, ist Dienstags und Sonnabends von 1—2 Uhr geöffnet. — V. Die *archäologische Sammlung* des thüringisch-sächsischen Vereins zeigt Hr. Bibliothekssecretair Dr. Förstemann auf Verlangen. — VI. *Anatomisches Theater* und *anatomisch-zootomisches Museum*, unter Direction des Hrn. Prof. d'Alton. — VII. *Physikalisches Museum* und *chemisches Laboratorium*, unter Direction des Hrn. Prof. Schweigger. — VIII. *Sternwarte*, unter Aufsicht des Hrn. Prof. Rosenberger. — IX. Das *mineralogische Museum* ist, unter Aufsicht des Hrn. Prof. Germar, Donnerstags und Freitags von 2—4 Uhr geöffnet. — X. *Botanischer Garten* und *Herbarium*, unter Direction des Hrn Prof. von Schlechtendal. — XI. Das *zoologische Museum* ist, unter Aufsicht des Hrn. Prof. Nitzsch und des Hrn. Inspector Dr. Buhle, Mittwochs von 1—3 Uhr geöffnet.

Liebig's und Poggendorff's
Handwörterbuch der Chemie.

Das Handwörterbuch der Chemie hat so großen und ungetheilten Beifall gefunden, daß die starke Auflage zwei Monate nach ihrem Erscheinen schon vergriffen war und zahlreiche fernere Bestellungen nicht befriedigt werden konnten. Indem wir daher die Erscheinung eines

zweiten, unveränderten Abdrucks

der beiden ersten Lieferungen ankündigen, bemerken wir zugleich, daß der erste Subscriptionspreis von 16 Gr., oder 1 Fl. 12 Kr. Rhein., für jede erschienene und künftig erscheinende Lieferung, aus obigem Grunde bis zum Schlusse der leipziger Ostermesse d. J. bestehen bleibt, und daß unmittelbar nach derselben der zweite Subscriptionspreis von 20 Gr., oder 1 Fl. 20 Kr. Rhein., für jede erschienene und später erscheinende Lieferung, nach Maßgabe des ausführlichen Prospectus, auf welchen wir verweisen, eintritt.

Die dritte Lieferung, u. a. die wichtigen Artikel „Analyse, organische, Antimon ꝛc." enthaltend, erscheint zur Ostermesse.

Um die Anschaffung des Wörterbuchs auch weniger Bemittelten zu erleichtern, haben wir, und zwar auf den ausdrücklichen Wunsch der Herren Herausgeber, den ersten, ungemein billigen Subscriptionspreis festgesetzt. Wir laden die Herren Chemiker, Pharmaceuten und Fabrikanten ein, sich diesen durch recht zeitige Bestellung zu sichern, da spätere Aufträge ohne jede Ausnahme nur zum zweiten Subscriptionspreise effectuirt werden. Jede Buchhandlung ist in den Stand gesetzt, auf 12 Exemplare ein Freiexemplar zu bewilligen, und wir machen besonders die Herren Pharmaceuten darauf aufmerksam, die Gelegenheit zum billigen und allmäligen Erwerbe eines Werkes nicht ungenützt vorübergehen zu lassen, welches an praktischer Nützlichkeit und wissenschaftlicher Bedeutsamkeit für den Chemiker unübertroffen ist.

Braunschweig, den 20sten Februar 1837.

Friedrich Vieweg und Sohn.

Durch alle Buchhandlungen ist von mir zu beziehen:

Geschichte
der neuern deutschen Kunst

von

Athanasius Graf Raczynski.

Aus dem Französischen übersetzt von *Friedr. Heinr. von der Hagen.*

Erster Band.

Düsseldorf und das Rheinland.

Mit einem Anhang: **Ausflug nach Paris.**

Royal-4. Mit einer Menge eingedruckter Holzschnitte, mit Lithographien und einem Atlas mit 11 Kupfertafeln in Folio. Cart. 26 Thlr. 16 Gr.

Für gleichen Preis liefere ich auch das französische Original.

Leipzig, im März 1837.

F. A. Brockhaus.

Neue Auflage des Dymokritos,

welches Werk nie in der Ausgabe der „gesammelten Werke von Karl Julius Weber", die in der Hallberger'schen Buchhandlung erscheinen, aufgenommen werden darf, da es alleiniges Eigenthum der unterzeichneten Buchhandlung ist.

Wir freuen uns aus mehr als einem Grunde, dem deutschen Publicum anzeigen zu können, daß von einem der witzigsten Werke, das unsere Literatur besitzt, nämlich von

Dymokritos
(*ΔΗΜΟΚΡΙΤΟΣ*)

oder

hinterlassene Papiere eines lachenden Philosophen,

obgleich die erste Auflage noch nicht ganz vollendet ist, schon eine neue nothwendig wird.

Wir wollen das Publicum durch lange Lobeserhebungen unsers Autors und dessen Werke nicht ermüden, da sie bei dem größten Theil hinreichend oder doch wenigstens dem Namen nach bekannt sind; nur Das glauben wir mit vollem Rechte sagen zu dürfen, daß Deutschland zwei Schriftsteller aufzuweisen hat, die man hinsichtlich des Witzes und der Originalität der Gedanken neben ihm nennen darf: es sind diese Lichtenberg und Jean Paul Friedrich Richter.

Wie sehr er aber Beide an gesunder Kräftigkeit, Allbelesenheit, Schärfe des Urtheils, Menschenkenntniß, Fülle der Gedanken und Fülle des Witzes selbst übertrifft, davon wird man auf jeder Seite des Dymokritos den schlagendsten Beweis finden.

Diese neue aufs sorgfältigste durchgesehene Auflage von Weber's Hauptwerke werden wir viel geäußertem Wunsche zufolge in Lieferungen von 5—6 Bogen, auf Subscription

zu 12 Gr., oder 48 Kr.

die Lieferung, im Formate den übrigen Werken gleich, sonst aber auf feinem weißen Papier mit sorgfältigem, den Augen angenehmen, deutlichen Druck, dem Namen des großen Mannes würdig, erscheinen lassen.

Für die Besitzer der bisherigen Ausgabe in Bänden bemerken wir, daß mit der Fortsetzung auf die bisherige regelmäßige Weise fortgefahren wird, sodaß dieselbe in Kurzem vollständig in ihren Händen ist.

Alle soliden Buchhandlungen Deutschlands und des Auslands nehmen auf dieses wahrhaft deutsche Originalwerk Subscription an.

Das erste Heft ist unter der Presse und wird baldigst erscheinen, sowie die Fortsetzung, da das Manuscript vollendet ist, regelmäßig nachfolgen soll.

Stuttgart, im Februar 1837.

Fr. Brodhag'sche Buchhandlung.

In allen Buchhandlungen ist zu haben:

Die **Influenza** oder **Grippe,** nach den Quellen historisch-pathologisch dargestellt. Eine von der medicinischen Facultät zu Berlin **„gekrönte Preisschrift"** von Dr. *G. Gluge.* Gr. 8. Geh. 1 Thlr.

Wir machen das medicinische Publicum auf diese wichtige Schrift aufmerksam; indem wir uns des eignen Urtheils enthalten, theilen wir das der Facultät, die sie unter denen des Preises würdig erachtete, mit. Dies lautet unter Anderm: „Tertia commentatio maxima omnium eruditionis copia ex ipsis fontibus hausta commendabilis est etc. Eminet per universam commentationem critica ratio tam sano quam cauto judicio fulta; quo usus res facto cognitas accurate dilucidare maluit, quam rationes inde derivandas ipse enunciare atque aliorum occupare judicium etc."

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Literarischer Anzeiger.

1837. Nr. XI.

Dieser Literarische Anzeiger wird den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften: Blätter für literarische Unterhaltung, Isis, und Allgemeine medicinische Zeitung, beigelegt oder beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile 2 Gr.

Verzeichniss der Vorlesungen,

welche an der königlich bairischen Friedrich=Alexanders=Universität zu Erlangen im Sommer=Semester 1837 gehalten werden sollen.

Der gesetzliche Anfang derselben ist der 3te April.

Theologische Facultät.

Dr. Kaiser: Übungen des alt= und neutestamentlichen Seminariums, bibl. Archäologie, die andere Hälfte der kleinen Propheten, die Apologetik der bibl. Offenbarung. — Dr. Engelhardt: Übungen des kirchenhistorischen Seminars, einige Abschnitte aus der neuern Kirchengeschichte, Dogmengeschichte. — Dr. Olshausen: biblische Dogmatik, Erklärung des Evangeliums Johannes. — Dr. Höfling: Übungen des homiletischen und des katechetischen Seminars, Katechetik, Pastorale. — Dr. philos. Harleß: den ersten Brief Pauli an die Korinther, christl. Ethik. — Dr. Krafft: wird den Brief an die Hebräer auslegen. — Dr. von Ammon: Übungen im Pastoralinstitute, Symbolik und Polemik.

Die vier angestellten Repetenten werden unter Aufsicht und Leitung des k. Ephorus wissenschaftliche Conversatorien in lateinischer Sprache und Repetitorien für die Theologie Studirenden in vier Jahrescursen halten.

Juristische Facultät.

Dr. Bucher: Pandekten, Conversatorium über das römische Recht. — Dr. Schmidtlein: Theorie des Criminalprocesses mit steter Rücksicht auf das bairische Recht, Encyklopädie und Methodologie der Rechtswissenschaft, ausgewählte Lehren aus dem Criminalrechte und Processe. — Dr. C. A. Feuerbach: gemeines und bairisches Lehnrecht, Handels= und Wechselrecht, bairisches Staatsrecht. — Dr. Stahl: bairisches Staatsrecht, deutsches Bundesrecht. — Dr. Hunger: Institutionen des römischen Rechts, römisches Pfandrecht mit Rücksichtnahme auf die neuern Gesetzgebungen oder über gerichtliche Klagen und Einreden. — Dr. von Scheuerl: Theorie der summarischen Processe und des Concursprocesses, ausgewählte Pandektenstellen, civilrechtliches Repetitorium.

Medicinische Facultät.

Dr. Henke: Examinatorien in lateinischer Sprache über specielle Pathologie und Therapie, gerichtl. Medicin, die praktischen Übungen in der medicinischen Klinik, specielle Pathologie der Weiber= und Kinderkrankheiten. — Dr. Fleischmann sen.: Examinatorien über anatomische und physiologische Gegenstände, allgemeine menschliche Anatomie, allgemeine und besondere Physiologie. — Dr. Koch: die natürlichen Gruppen der Pflanzen und das natürliche System des Gewächsreiches, die Cultur der Obstbäume, hauptsächlich zum Unterrichte der Theologie Studirenden, die beschreibende und physiologische Botanik mit besonderer Rücksicht auf die officinellen und technischen Gewächse, botanische Excursionen. — Dr. Leupoldt: allgemeine Pathologie und Therapie, Psychiatrie, den iatrosophischen Verein. — Dr. Jaeger: Operationsinstrumenten= und Verbandlehre, chirurgischen Operationscursus, chirurgisch=augenärztliche Klinik. — Dr. Roßhirt: geburtshülfliche Klinik in Verbindung mit den Touchirübungen und den Manual= und Instrumentaloperationen am Fantom, Geburtskunde, Krankheiten der Kindbetterinnen und neugeborenen Kinder. — Dr. Wagner: allgemeine und medicinische Zoologie, vergleichende Anatomie und Entwicklungsgeschichte in Verbindung mit zootomischen Übungen, Veterinairmedicin in Verbindung mit vergleichender Pathologie der contagiösen und epidemischen Krankheiten bei Menschen und Thieren. — Dr. Trott: Arzneimittellehre in Verbindung mit der pharmaceutischen Waarenkunde, Giftlehre, Receptirkunst. — Dr. Fleischmann jun.: die epidemische Brechruhr und ihre Heilung nach homöopathischen Grundsätzen, Angiologie und Neurologie, Anatomie und Physiologie der Sinnesorgane, Repetitorien über Anatomie und Physiologie.

Philosophische Facultät.

Dr. Mehmel: Psychologie und Naturrecht. — Dr. Harl: Staatswirthschaft oder Nationalökonomie, Policeiwissenschaft in Verbindung mit dem Policeirecht, Landwirthschafts= und Forstwissenschaft, Conversatorium über Policei, Nationalökonomie und Finanzwissenschaft. — Dr. Köppen: Examinatorium, praktische Philosophie, nämlich Naturrecht und Ethik, Geschichte der Philosophie. — Dr. Kastner: encyklopädische Übersicht der gesammten Naturwissenschaft, Meteorologie, Experimentalphysik, Theorie der Chemie, mit besonderer Rücksicht auf Pharmako=Chemie, analytische Chemie, Verein für Physik und Chemie. — Dr. Böttiger: Geschichte der neuesten Zeit, Geschichte und Statistik von Baiern, Geschichte der Deutschen oder allgemeine Geschichte der Literatur. — Dr. Rückert: Anfangsgründe des Sanskrit, Erklärung der Propheten Joel und Amos. — Dr. Döderlein: die Idyllen von Theokritos, Bion und Moschus, Rhetorik nach den Grundsätzen der Alten, Übungen des philologischen Seminars. — Dr. von Raumer: Geognosie, Mineralogie, Geographie von Palästina. — Dr. Kopp: Geschichte der ältern griechischen Philosophie, als Einleitung zu Platon's Timäus, Cicero's Academica. — Dr. von Staudt: Elementarmathematik, Trigonometrie. — Dr. Fabri: Encyklopädie der Gewerbswissenschaften, Technologie, über Kanalbau und Eisenbahnen mit Berücksichtigung der Anlagen dieser Bauwerke in der Nähe von Erlangen. — Dr. Drechsler: alle diejenigen Erscheinungen im ersten Buche Mosis, welche gegen die Einheit und Echtheit des Pentateuchs zu sprechen scheinen, ausgewählte messianische Psalmen. — Dr. Winterling: Interpretationsmethode mit Beziehung auf englische und italienische Schriftsteller. — Dr. C. F. Richter: das Leben des Horaz nach ausgewählten Gedichten desselben, den Amphitruo des Plautus, Disputatoria. — Dr. Irmischer: Handschriftenkunde. — Dr. C. A. Feuerbach: Logik und Metaphysik. — Dr. Leutbecher: Aesthetik, über Schwärmerei, deren Ursachen, Arten und Folgen, den ersten und zweiten Theil des Faust von Goethe. — Dr. Hofmann: die Psalmen. — Dr. Hagen: Geschichte der neuern Zeit. — Lector Dr. Doignon: Paris, ou le livre des Cent-et-un, französischen Privatunterricht, französische Übungen und Conversatorien. — Lector Dr. Otto: die Elemente der spanischen Sprache, Goldsmith's Vicar of Wakefield, Cursus der slawischen Sprachen.

Die Reitkunst lehrt Esper; die Fechtkunst und Gymnastik Dr. Roux; die Zeichnenkunst Küster; die Tanzkunst Hübsch.

Die Universitätsbibliothek ist jeden Tag (mit Ausnahme des Sonnabends) von 1—2, das Lesezimmer in denselben Stun

den und Montags und Mittwochs von 1—3, das Naturalien- und Kunstcabinet Mittwochs und Sonnabends von 1—2 Uhr geöffnet.

In der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart ist erschienen:

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Monat Januar 1837.

Größere Aufsätze.

Bemerkungen über Spanien. (Mit einer lithographirten Abbildung der Majotracht.) — Astoria. — Meerfahrt von Griechenland nach Italien. 1) Fahrt nach Ancona. 2) Aufenthalt in Italien. — Der Missionnair Carey. — Besteigung des Vulkans Gunong-Api. — Über den jetzigen und frühern Zustand der Gletscher in der Schweiz. — Odessa. (Aus einem Privatschreiben.) — Costarrica. (Nach Oberst Galindo's Angaben.) — Etwas über Lasistan. — Neuestes aus der osmanischen Literatur. — Die Barabras. — Über die Indusschiffahrt. — Bilder aus Paris. 1) Gusikow und seine Strohharmonika. — Die Insel Gothland. — Krankheiten in der Berberei. — Die Haiden der Gascogne. — Über die neue Einrichtung der armenischen Kirche. — Versuch über die tatarischen Sprachen von W. Schott. — Ungarische Nationaltrachten, Sitten und Gebräuche. — Über den Holzhandel in England. — Schreiben eines Engländers aus Teheran über die neuesten Ereignisse in Persien. — Die Lage der untern Classen in Irland. — Briefe über den Krieg in Spanien. Fünfter Brief. — Die türkischen Provinzen längs der russischen Grenze in Kleinasien. — Die See- und Schlammbäder bei Odessa. — Der Zug nach Konstantine. (Nach Berbrugger's Bericht.) — Die Margita auf der Waag. — Der Sprachkenner Menteli. — Die Sekten in Rußland. — Die canarischen Inseln. — Über Ure's Werk: Die Baumwollenfabrikation in England. — Die Montenegriner und die Türken. — Die amerikanischen Bären. — Mogador. — Die sibirische Zolllinie.

Chronik der Reisen.

Davidson's Reise im Innern von Afrika. — Schomburg's Reise in Guiana. — Reise zu den Damaras. — Untersuchung und Besitznahme von Neu-Guinea durch die Holländer im Jahr 1828. — Reise von Christiania nach dem Fillefjeld. — Texier's Reisen in Kleinasien im Jahr 1836.

Kleinere Mittheilungen.

Alte römische Gefäße bei Angers. — Sagen unter den Guiana-Indianern über die Flut. — Merkwürdige Quelle. — Grab einer römischen Familie. — Papyrusrollen in Götzenbildern verschlossen. — Versteigerung der Niagarafälle. — Anklage auf Todtschlag in den Vereinigten Staaten wegen Unglück auf Dampfbooten. — Die Mäßigkeitsgesellschaft in den Vereinigten Staaten. — Etwas über Island. — Auffindung einer seltsamen Urne bei Tulle le Chatre. — Nachricht von Reisenden in der Türkei. — Jetzige Lage von Kars. — Neues Instrument zur Bemessung des Schiffslaufs. — Quecksilber in Mexico aufgefunden. — Der weiße Quinoa. — Sammlung naturgeschichtlicher Gegenstände aus Südfrankreich für das britische Museum. — Menagerie der zoologischen Gesellschaft in London. — Über die Haut der farbigen Menschenracen. — Über die Zeit der Orkane. — Über die Abbildung des Perikles mit einem Helm. — Lebendige Schildkröte bei Calais. — Literarische Notizen: Altes georgisches Manuscript auf dem Berge Athos. Nachricht von der Gesellschaft der alten französischen Geschichte. Herausgabe der kleinen Propheten in koptischer Sprache. Werk über die Reisen eines buddhistischen Priesters. Wissenschaftliche Expedition nach Neuschottland. — Ägyptische Alterthümersammlung von Mimaut. — Anwendung des elektrischen Verfahrens beim Metallschmelzen. — Schätze des Medaillencabinets zu Madrid. — Entdeckung eines römischen Baues zu Metz. — Bevölkerung Ägyptens. (Nach Lane.) — Verbreitung der Zeitungen in England durch die Verminderung des Stempels. — Ägyptische Gerechtigkeitspflege. — Karte Kleinasiens von Texier. — Bemerkungen über den Orkan am Ende Novembers 1836. — Die Karapapachen. — Geburten und Sterbefälle in London. — Beobachtung bei Bohrung eines artesischen Brunnes zu Paris. — Der Eisenbahnviaduct in Cheshire. — Bolivar's Kupferminen zu Venezuela. — Geologische Notizen: Reste von Ichthyosauren. Erdstöße bei Agram. Auffindung von angeblich fossilem Mais. Verschiedenheit der Temperatur zwischen dem Granit und den Schieferschichten. — Bereicherung des Museums der asiatischen Gesellschaft zu Kalkutta. — Karte einiger Theile Persiens von dem Prinzen Malek Kassim Mirza. — Instrument zur Erweiterung der Lunge. — Vorschlag zu einer Ansiedelung in der Davisstraße. — Zusammenstellung der Meteore in den Nächten vom 13ten bis 15ten November.

Inhalt des Literaturblattes.

Neugriechische Volkslieder: Charos und das Mädchen; der Gang um Mitternacht; Palikarenlieder Nr. 1—4; Liebeslied; Hochzeitlied; Wiegenlied; Frühlingslied; Trinklied. — Lord Byron. Erster Artikel. — Vincenzo Monti. — Die Sinnpflanze. Von Shelley. — Liebesklage. (Aus dem Wallachischen.) — Lieder von Béranger: die Vögel; die Phantasiereise; Liebe die Fülle; Mein Begräbniß. — Verlorene Luft. (Von Burns.) — Schottisches Volkslied.

In J. G. Krieger's Verlagsbuchhandlung in Kassel ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu haben:

Brauns, Prof. Dr., und Dr. **Theobald,** Statistisches Handbuch der deutschen Gymnasien. 1ster Band. Für das Jahr 1836. Gr. 8. (48 Bogen.) 2 Thlr. 12 Gr.

Büdinger, Amalie, geb. Weil, Französisches Elementarbuch für meine Zöglinge und Schülerinnen. 2te verbesserte Aufl. Gr. 8. Brosch. (1½ Bogen.) 3 Gr.

Cramer, Dr. Friedr., Die Krankheiten des Herzens, nach dem Standpunkte der bisherigen Erfahrung, für den Gebrauch praktischer Ärzte bearbeitet. Gr. 8. Brosch. (10 Bogen.) 20 Gr.

Rehm, Dr. Fr., Handbuch der Geschichte des Mittelalters. 4ter Band, 1ste Abtheilung, enth.: Geschichte der deutschen und italienischen Staaten bis zum Ende des Mittelalters. Mit 11 Stammtafeln. (Fortsetzung von dem Handbuche und dem Lehrbuche der Geschichte des Mittelalters von dems. Verf.) (33¼ Bogen.) Gr. 8. 2 Thlr. 18 Gr.

Oestreichische militairische Zeitschrift. 1837.

Erstes Heft.

Dieses Heft ist soeben erschienen und an alle Buchhandlungen versendet worden.

Inhalt: I. Die französische Pontonsausrüstung. II. Versuch einer Anleitung, die Wirkung feindlichen Geschützes auf isolirte Massen und Quarrées in ganz offenem Terrain durch Manoevriren zu vermindern. III. Die Operationen der verbündeten Heere gegen Paris im März 1814. (Fortsetzung.) Mit der Karte der Gegenden von Soissons, Craone, Laon und Rheims. 11. Angriff auf Soissons. 12. Die Eroberung von Rheims. 13. Recognoscirung und Gefecht bei Craone. 14. Die Schlacht bei Craone am 7ten März. IV. Einige Bemerkungen über leichte Truppen. V. Literatur. VI. Neueste Militairveränderungen.

Der Preis des Jahrgangs 1837 von 12 Heften ist wie auch der aller frühern Jahrgänge von 1818—36 jeder Acht Thaler Sächs.

Die Jahrgänge 1811—13 sind in einer neuen Auflage in vier Bänden vereinigt erschienen und kosten zusammen eben-

Digitized by Google

falls acht Thaler Sächs. Wer die ganze Sammlung von 1811—36 auf Einmal abnimmt, erhält dieselbe um ¼ wohlfeiler.

Von dem Unterzeichneten ist diese Zeitschrift durch alle Buchhandlungen um die genannten Preise zu beziehen.

Wien, den 25sten Februar 1837.

J. G. Heubner,
Buchhändler.

Schiller's Dichtungen,
nach ihren historischen Beziehungen und nach ihrem innern Zusammenhange. Von **H. F. W. Hinrichs.** Erster lyrischer Theil. Gr. 8. 21 Bogen. Velinpapier. Brosch. 1837. 1 Thlr. 18 Gr.

Der Herr Verf. hat hier gesucht, den Streit über den poetischen Vorrang Göthe's oder Schiller's, durch die Betrachtung des Verhältnisses beider großer Dichter zueinander, in ihrer eigenthümlichen Bildung und von ihrem besondern Standpunkte aus, zu erledigen, und sich bemüht in der Darstellung der Gedichte Schiller's den poetischen Entwickelungsgang zu zeigen, und den kritischen Einfluß, den seine nächsten Freunde, Göthe, Herder, Wieland, Wilh. von Humboldt u. A. auf denselben gehabt haben. Die Schrift ist daher ein fast unentbehrliches Supplement zu Schiller's Werken, indem sie sich zugleich der neuesten Ausgabe dieser Werke im Äussern würdig anschließt.

Rom im Jahrhunderte des Augustus,
oder Reise eines Galliers nach Rom rc. Nach d. Franz. des **Dezobry** bearb. von **Th. Hell.** In 4 Bändchen. 1stes und 2tes Bändchen mit 1 Plane. 8. 1837. Geh. 1 Thlr. 20 Gr.

In diesen, Bulwer's Pompeji übertreffenden, Schilderungen wird röm. Leben, Sitte und Verfassung gar treffend dargestellt, und den belehrende Unterhaltung Suchenden eine geistreiche Lecture dargeboten.

J. C. Hinrichs'sche Buchhandlung in Leipzig.

In unserm Verlage ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

König Philipp, Sohn des Amyntas von Makedonien, und die hellenischen Staaten, von **C. A. F. Brückner,** Conrector am Gymnasium zu Schweidnitz. Gr. 8. 1 Thlr. 16 Gr.

Göttingen, im März 1837.

Vandenhoeck und Ruprecht.

Im Verlage von Duncker und Humblot in Berlin ist soeben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Handbuch
der
Geschichte der Malerei
von Konstantin dem Grossen bis auf die neuere Zeit.
Von Dr. *Franz Kugler.*

Erster Band: Geschichte der Malerei in Italien.
Gr. 8. Preis 2 Thlr.

Der Verfasser wünscht mit diesem Handbuche einem Bedürfnisse entgegenzukommen, welches mit dem allgemeiner werdenden Interesse für die in unserer Zeit so herrlich wieder aufblühende Malerkunst immer dringender gefühlt wird. Es fehlte nämlich an einem kurzen, leicht verständlichen Faden, der den Laien in die verschiedenen Hauptrichtungen der Kunst einführt und ihm in klaren und deutlichen Zügen die ganze historische Entwickelung derselben bis zur neuesten Zeit übersichtlich darstellt. Nach dieser Auffassung seiner Aufgabe hat der Verfasser den vorliegenden ersten Band, welcher die italienische Malerei umfasst, bearbeitet, und wird in dem zweiten, der bereits unter der Presse ist, die übrigen Schulen behandeln. Um die praktische Brauchbarkeit des Buches zu vermehren, hat sich der Herr Verfasser die Mühe genommen, ein Ortsverzeichniss auszuarbeiten, welches die wichtigern der von ihm erwähnten Gemälde nach den Punkten, wo sie gegenwärtig zu finden sind, zusammenstellt, und welches dem Schlusse der beiden Bände angehängt ist.

Dr. Volger's alte, mittlere und neue Geographie.

Hanover, im Verlage der Hahn'schen Hofbuchhandlung ist soeben wieder neu erschienen:

Vergleichende Darstellung
der
alten, mittlern und neuen Geographie,
ein Lehrbuch für die obersten Gymnasialclassen
von
Dr. **W. F. Volger.**

Zweite verbesserte und stark vermehrte Auflage. (Auch unter dem Titel: **Lehrbuch der Geographie.** IIIter **Cursus.**) Gr. 8. 29 Bogen compressen Drucks. 1837. 1 Thlr.

Die **zweite Auflage** dieses geschätzten Lehrbuchs erscheint zwar der Anlage nach unverändert, aber in bedeutend erweiterter und verbesserter Gestalt. Die wichtigste Veränderung ist mit der **alten Geographie** vorgegangen, welcher Abtheilung, sowie auch dem ausführlichen und genauen **Register,** der sorgsamste Fleiß und die größte Umsicht gewidmet worden ist, sodaß auch diese neue Ausgabe wiederum einen sprechenden Beweis liefert, wie unermüdet und erfolgreich das Streben des hochverdienten Herrn Dr. Volger auf die stete Vervollkommnung seiner überall verbreiteten, vielbenutzten und trefflichen Hand- und Lehrbücher gerichtet bleibt, wovon seither nun wieder neu erschienen sind:

Leitfaden der Geographie. 8te Aufl. 4 Gr. **Schulgeographie.** 4te Aufl. 16 Gr. **Handbuch der Geographie.** 4te Aufl. 1836. 3 Thlr. 16 Gr. **Anleitung zur Länder- und Völkerkunde.** 3te Aufl. 1 Thlr. 8 Gr. **Leitfaden der Geschichte.** 3te Aufl. 6 Gr. **Abriß der Geschichte.** 2te Aufl. 10 Gr. — Von dem mit so entschiedenem Beifalle aufgenommenen **Handbuche der allgemeinen Weltgeschichte** ist kürzlich der 1ste Band, 48 Bogen mit 5 illum. histor. Karten, 2 Thlr. 12 Gr. (alte Geschichte und Mittelalter) fertig geworden; die 1ste Abtheilung des 2ten Bandes (neuere Geschichte), mit 2 illuminirten Karten, erscheint nächstens.

Soeben erschien das 11te Bändchen von

Jean Paul.

Das Schönste und Gediegenste aus seinen verschiedenen Schriften und Aufsätzen ausgewählt, gesammelt und geordnet. Nebst dessen Leben, Charakteristik und Bildniß. Angefangen von August Gebauer, fortgesetzt von Andern. Mit einem Vorbericht von Conz.

Es enthält vorzüglich Auszug aus der Selina rc. Das 12te und letzte Bändchen erscheint bald nach der Ostermesse. Nur bis dahin gilt für die nothwendig gewordene Fortsetzung der Nachlaß von 1 Bändchen vom 7ten oder 9ten an, sowie der von 2 Bändchen bei Pränumeration auf das Ganze.

Subscriptionspreise für jedes Bändchen:
I. Ausgabe in Octav: 1) Velinpapier 1 Thlr. 2) Schreibpapier 18 Gr. II. Ausgabe in Sedez: 3) Franz. Papier 16 Gr. 4) Druckpapier 12 Gr.

Ernst Klein's Comptoir in Leipzig.

Ankündigung

einer neuen vom 1sten Juli d. J. ab erscheinenden Zeitschrift, unter dem Titel:

Westliche Blätter

für

Unterhaltung, Kunst, Literatur und Leben.

Redigirt

von

Louis Lax.

An dem äußersten Ende des westlichen Deutschlands liegt Aachen, eine Stadt voll Erinnerungen an die Vergangenheit und voll eines lebendigen, heitern Sinnes für die Gegenwart. An ihren Mauern, dem letzten Bollwerke deutscher Größe und deutscher Sprache, bricht sich der Wortstrom mehr als Einer fremden Zunge. Und von hier aus sollen Blätter hinflattern bis an die entgegengesetzten Marken des Vaterlandes? Wird ein freundlicher Hauch sie so weit tragen? Aber die Lüfte verbreiten ja auch den Samen in die Ferne, so mögen sie sich auch unserer Blätter annehmen; daß sie am Ende sie uns nicht ganz entführen, daß man uns nicht vorwerfe, wir hätten in den Wind gerechnet und eitel Luftschlösser gebaut, muß freilich unsere Sorge sein. Und sind wir auch weit ab vom innersten Kerne Deutschlands, so hören wir doch früher als dieser, was drüben geflüstert wird in Belgien, Holland, Frankreich und England und früher als andere sollen unsere Blätter es wiedererzählen. Als letzte Schildwache des öffentlichen Lebens und Treibens blicken wir hinüber und herüber, melden, was auf beiden Seiten geschieht und wägen Eines gegen das Andere ab. Und es soll kein verlorener Posten sein, und die Losung sei Unparteilichkeit, Anerkennung des Guten, wo und unter welcher Farbe es sich findet, Züchtigung des Schlechten, wenn es sich auch hinter vornehmer Larve verbirgt, Offenheit und Redlichkeit in jeder Beziehung. Was wir bringen wollen? Alles, was die Zeit erfodert und die Lage bedingt, Unterhaltung und Belehrung voll frischen Geistes und Muthes, wechselnd wie das Leben, Ernst und Scherz, der eine nicht schwerfälliger, der andere nicht leichter, als es die Sache verlangt. Es ließe sich noch mehr versprechen, aber Ankündigungen sind lose Blätter, die oft mehr Lärm machen, als ihren Nachfolgern gut ist, und ihr Geplauder hat keinen guten Klang mehr. So wollen wir lieber später unsere westliche Stimme selbst für sich sprechen lassen, uns mit der Versicherung begnügend, daß wir bereits der Unterstützung tüchtiger Männer von gutem Schrot und Kern gewiß sind und uns bemühen werden, deren mehr zu gewinnen, am Schlusse aber nur noch das Geäder hinzeichnen, das den Grundriß unserer Blätter bilden soll.

1. Erzählungen und Novellen; aber so viel als möglich nur solche, die aus dem Leben und den Verhältnissen der Gegenwart herausgewachsen sind.

2. Übersetzungen, doch selten, und nur um eine Übersicht von dem Geiste und der Manier der in der fremden Literatur auftauchenden Erscheinungen zu geben.

3. Dem Verkehr des Vaterlandes mit des Auslandes wird sein gebührender Raum angewiesen werden.

4. Berichte aus allen Ländern und Städten.

5. Der Literatur, deutscher wie fremder, soll eine schnelle Beurtheilung zu Theil werden.

6. Über Kunst wird uns besonders die treffliche düsseldorfer Malerschule zu interessanten Mittheilungen Anlaß geben.

7. Eine für Jeden, der mit der Literatur verkehrt, ergiebige Rubrik werden die fortlaufenden Bulletins aller neuern aus Frankreich, England, Belgien und Holland zu erwartenden Werke bilden. Durch die Pünktlichkeit und Schnelligkeit der Mittheilungen werden dieselben einen nützlichen [illegible] sonders für Buchhändler abgeben.

8. Auf das Rheinland, das bisjetzt noch so verhält- nißmäßig gering in der deutschen Journalistik [illegible] soll in den Westlichen Blättern besondere Rücksicht [illegible] werden, durch Besprechung seiner Verhältnisse und durch Ge- winnung seiner Talente für dieses Unternehmen.

Vom 1sten Juli 1837 erscheinen wöchentlich von [illegible] Zeitschrift fünf halbe Bogen in Großquart [illegible] stattung. So oft als möglich werden Beilagen, sowie [illegible] literarische Anzeigeblätter hinzugefügt werden.

Der Pränumerationspreis ist auf ein ganzes Jahr [illegible] wofür die Blätter durch die Post sowie durch alle [illegible] lungen zu beziehen sind. Bei den letztern ist auch der [illegible] dige Prospectus zu haben.

Briefe und Beiträge, um welche letztere alle [illegible] Schriftsteller, an die keine directe Einladung [illegible] sollte, hiemit höflichst ersucht werden, wolle man [illegible] Post oder durch Buchhändlergelegenheit einschicken.

Aachen, im Februar 1837.

Redacteur: **Louis Lax.** Verleger: **J. A. Mayer.**

Ed. Poeppig's Reise in Südamerik

in den Jahren **1827 — 1832.**

Neue wohlfeile Ausgabe von 1837,

ohne Atlas.

2 Bände, 119½ Bogen in gr. 4. auf Velinpapier [illegible]

mit 1 Karte 6 Thlr.

Leipzig, Verlag von **Friedr. Fleischer** und der **J. C. Hinrichs**'schen Buchh.

Die Überzeugung, dass dieses allenthalben so [illegible] zeichnet beurtheilte und aufgenommene deutsche Na[illegible] werk noch eine viel weitere Verbreitung in öffentlichen [illegible] Privatbibliotheken, Lesecirkeln u. s. w. verdient und [illegible] gen kann, als es durch den bisherigen Preis bedingt [illegible] lich wurde, gab Veranlassung, davon eine wohlfeile Au[illegible] ohne Atlas zu veranstalten, welche durch alle Buch[illegible] lungen zu beziehen ist. — Die Ausgabe cartonnirt [illegible] ist fortwährend à 13 Thlr. 8 Gr. zu haben, [illegible] Prachtausgabe mit Atlas auf chinesischem Papier zu [illegible]

In meinem Verlage ist erschienen und durch alle [illegible] handlungen des In- und Auslandes zu beziehen:

Gespräche mit Goeth[e]

in den

letzten Jahren seines Lebens.

1823 — 1832.

Von

Johann Peter Eckermann.

Zweite, mit einem Register versehene Aus[gabe]

Zwei Theile. 8. Geh. 4 Thlr.

Für die Besitzer der ersten Ausgabe ist, um [illegible] vielfältig ausgesprochenen Verlangen zu genügen, besonde[rs] gedruckt

Namen- und Sachregister dazu. 8.

und ebenfalls durch alle Buchhandlungen zu erhalten.

Die binnen nicht einmal Jahresfrist nothwendig [illegible] dene zweite Auflage dieses höchst interessanten [illegible] Kenntniß Goethe's gibt mir eine willkommene Veran[lassung] die Freunde unserer Literatur auf dieses reichhaltige [illegible] merksam zu machen, wie sie zugleich der beste Beweis [illegible] selben gewordenen verdienten Beifalls ist.

Leipzig, im März 1837.

F. A. Brockh[aus].

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Literarischer Anzeiger.

1837. Nr. XII.

Dieser Literarische Anzeiger wird den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften: Blätter für literarische Unterhaltung, Isis, und Allgemeine medicinische Zeitung, beigelegt oder beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile 2 Gr.

Comptoir=Handbuch

nach

MAC-CULLOCH

in

Einem Bande.

Mit den Planen von Konstantinopel, Gibraltar, Helsingör, Neuyork, Petersburg und Rio Janeiro, und einer Weltkarte nach Mercator's Projection.

Soeben ist in Unterzeichnetem erschienen und in jeder Buchhandlung zu kaufen:

Die 7te und 8te Lieferung

einer schönen und außerordentlich wohlfeilen Ausgabe von Mac-Culloch's vortrefflichem:

Dictionary of Commerce and Commercial Navigation.

Bogen 61—80.

Preis 1 Fl. 36 Kr., oder 1 Thlr.

Inhalt:

Münzen, Murcia, Murzuck, Muscat, Muscatblüte, Muscatnüsse, Muscheln, Muschelseide, Musivgold, Musselin, Muster, Mutterharz, Mützen, Myrobolanen, Myrrhen, Nablus, Nachdeclaration, Nadelhölzer, Nadeln, Nägel, Namur, Nancy, Nangasaki, Nanking, Nankin, Nantes, Nantucket, Naphtha, Napoli di Romania, Narbonne, Natron, Naumburg, Neapel, Neisse, Nesin, Nelken, Nelkenöl, Nertschinsk, Nessel, Neuburg a. d. Donau, Neufchatel, Neunaugen, Neuorleans, Neuß, Neusatz, Neusohl, Neustadt a. d. Hardt, Neustadt, Neuwied, Neuyork, Nevers, Newburyport, Newcastle, Newhaven, Newport, Newry, Nickel, Niederlagssystem, Nieswurz, Nikolajew, Nimes, Nimwegen, Niort, Nizza, Nördlingen, Nogent le Rotrou, Nola, Norden, Nordhausen, Nordköping, Northampton, Norwich, Nottingham, Novara, Nowgorod, Noyon, Nudeln, Nuits, Nürnberg, Nüsse, Nutria, Oaxaca, Oblaten, Obsidian, Obst, Obstwein, Ocanna, Ochozk, Ochsenfleisch, Ochsenzunge, Ocker, Odense, Odessa, Oedenburg, Oel, Oelbaumharz, Oels, Offenbach a. M., Ohlau, Ohrdruff, Oldenburg, Oldham, Olibanum, Oliven, Olivenöl, Olivenza, Olmütz, Oleron, Olot, St.=Omer, Omnium, Onyx, Opal, Operment, Opium, Opobalsam, Opoponax, Oporto, Oppeln, Orange, Orangen, Orel, Orenburg, Orihuela, Orleans, Orleans, Orseille, Orthez, Osnabrück, Ostende, Osterluzei, Osterrode, Ostindische Compagnie, Otterfelle, Oviedo, Oxford, Oxhoft, Paco, Paderborn, Padua, Paimboeuf, Paisley, Packetboote, Palembang, Palencia, Palermo, Palma, Palmas, Palmöl, Paminos, Pampeluna, Panama, Panargummi, Papenburg, Papier, Papiermaché, Papparbeiten, Pappe, Pappel, Para, Paradieskörner, Paraguaythee, Paramaribo, Parchim, Parirawurzel, Paris, Parma, Pasewalk, Passagiere, Passau, Pataten, Patente, Patna, Patras (Petrasso), Pau, St.=Paul, Pavia, Pech, Pechkohle, Pechurinnüsse, Pechurimrinde, Peck, Pecul, Peking, Pelzwaarenhandel, Penang=Pulo, Penny, Pennypost, Pensa, Pergament, Perigueur, Perlasche, Perlen, Perlmutter, Perm, Pernambuco, Perpignan, Persio, Perth, Peschawer, Perugia, Pesaro, Pesth, St.=Petersburg, Pesenas, Petroleum, Pettinet, Pfandgeschäfte, Pfeffer, Pfeilwurz, Pfennig, Pferd, Pferdehändler, Pfirsiche, Pflaumen, Pforzheim, Pfriemen, Philadelphia, Philippinische Inseln, Phosphor, Piacenza, Piaster, St.=Pierre, Pignerol, Pillau, Pilsen, Piment, Pimpinellwurzel, Pinchbeck, Pineen, Pinsel, Pinte, Pipe, Pirna, Pisa, Pisang, Pistazien, Pistoja, Pittsburg, Planken, Platina, Plattirte Waaren, Plauen, Plock, Plymouth, Pockholz, St.=Pölten, Point=à=Pitre, Poitiers, Poligny, Pollenza, Police, Pomeranzen, Pondichery, Ponta del Gado, Pont=à=Mousson, Pontarlier, Pontaudemer, Pontiana, Poole, Poperingen, Porphir, Port=au=Prince, Port d'Espagne, Portland, Port=Louis, Portobello, Portocabello, Portomauriccio, Portorico, Portsmouth, Porzellan, Posen, Postwesen, Postreisen, Potasche, Potosi, Potsdam, Poudrette, Prag, Prasem, Prato, Preise, Preisverzeichniß, Prenzlow, Preßburg, Preßspähne, Preston, Priego, Prosonitz, Proben, Proviant, Provianschein, Providence, Provins, Premislau, Pskow, Puebla de los Angelos, Puerto de Santa Maria, Purgirnüsse, Purgirwinde, Putchock, Puzzolanerde, Quarantaine, Quarter, Quassia, Quebeck, Quecksilber, Quedlinburg, St.=Quentin, Queretaro, Querzitron, Quillimane, Quimper, Quincailleriewaaren, Quito, Quitten, Quittung, Raab, Rabatt, Racconigi, Radziwilow, Ragusa, Raky, Ramsgate, Randers, Rangun, Rapatel, Rastatt, Ratanhia, Ratafia, Ravenna, Ravensburg, Rauchwaaren, Rauchwaarenhandel, Reading, Reale, Realgar, Rechnungsabschluß, Rechete, Redout=Kale, Regensburg, Rehfelle, Reggio, Register, Reichenberg, Reichenhall, Reis, Reisblei, Reisende, Remiremont, Remo, Remscheid, Rendsburg, Rennes, Renten, Repressalien, Rethel, Reus, Reutlingen, Reval, Responbentia, Rhabarber, Rheder, Ricinusöl, Riegelwege, Ries, Rheims, Rhodus, Richmond, Riga, Rimini, Rinde, Rindfleisch, Rio de Janeiro, Riom, Riva, Rive=de=Gier, Roanne, Rob, Rochdale, Rochefort, Rochelle, Rachester, Rochester, Rodez, Roeraas, Roggen, Rohr, Rom, Romars, Ronda, Rosenholz, Rosenöl, Rosette, Rosinen, Rosmarin, Rostock, Röthel, Rotterdam, Roubaix, Rouen, Roveredo, Rovigno, Rovigo, Rubin, Rübsen, Rückzoll, Rückzollscheine, Rudolstadt, Rügenwalde, Ruhla, Rum, Rumburg, Runkelrübe, Ruppin, Ruß, Rustschuck, Saalfeld, Saarbrücken, Saargemünd, Saarlouis, Sabara, Sadebaum, Säge, Safflor, Saffran, Sagan, Sagapengummi, Sago, Saigon, Saintes, Saiten, Salamanca, Salbei, Salem, Salep, Salerno, Salins, Salisbury, Salm, Salonichi, Salpeter, Saluzzo, Salvador,

Digitized by Google

Salz, Salzburg, Samarang, Samarkand, Sämereien, Sämisches Leder, Sammt, Sammtbänder, Sandarac, Sandelholz, Sandomir, Santander, Sant-Jago, Sant-Jago di Compostella, Santos, Sapan (oder Japanholz), Sapphir, Saragossa, Saransk, Sarapul, Saratow, Sarcocolla, Sardellen, Sardonix, Sarno, Sassafras, Sassaparille, Sassari, Sattel, Sauerdorn, Sauerkirschen, Sauerkleesäure, Sauerkraut, Säuern, Saumur, Savannah, Savona, Sayetgarn, Scala nuova, Scammonium, Scarborough, Schäsberg, Schafe, Schabzieger, Schachteln, Schachtelhalm, Schaffhausen, Schagrin, Scharlachbeere, Scharte, Scheeren, Schatzkammerscheine, Scheffel, Scheidewasser, Schemnitz, Schiedam, Schiefer, Schießpulver, Schiffbruch, Schiffe, Schiffahrtsgesetze, Schiffsbauholz, Schiffsfracht, Schiffscapitain, Schiffsclarirer, Schiffslieutenant, Schiffsmannschaft, Schiffspapiere, Schiffspässe, Schiffsregister, Schiffsrheder, Schiffstaue, Schildpad, Schinken, Schlachtvieh, Schlackenwalde, Schlehen, Schleichhandel, Schleierleinwand, Schleifsteine, Schleiz, Schleswig, Schlettstadt, Schlösser, Schmirgel, Schmölnitz, Schnallen, Schneeberg, Schnupftaback, Schnupftabacksdosen, Schnürbänder, Schreibfedern, Schrot, Schuhe, Schüttgeld, Schwabach, Schwaben, Schwaz, Schwämme, Schwefel, Schwefelblüten, Schwefelsäure, Schweidnitz, Schweinefleisch, Schweinfurt, Schweinsborsten, Schwerin, Schwyz, Sciacca, Scicli, Scutari, San-Sebastian, Sebastopol, Sedan, Seeblumenwurzel, Seefund, Seegras, Seehaltend, Seehund, Seekarten, Seeleute, Seeräuberei, Seerecht, Seeschnecke, Seetonne, Segedin, Segel, Segeltuch, Segovia, Seide.

Stuttgart und Tübingen, im Februar 1837.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Durch alle Buchhandlungen und Postämter ist zu beziehen:

Das Pfennig-Magazin

für Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse.

1837. März. Nr. 205—208.

Nr. 205. *Die Ersteigung des Cumbre in den Anden. *Die Stiergefechte in Spanien. Einfluß der Luftelektricität auf epidemische Krankheiten, insbesondere die Cholera. *Der Fang des Jaguars in Tucuman. — **Nr. 206.** *Galerie der deutschen Bundesfürsten. VII. Leopold, Großherzog von Baden. Sitten der irländischen Landleute. *Die Riesengrotte der norischen Alpen. Merkwürdiger naturwissenschaftlicher Versuch. Schneestürze in England. Billard von Gußeisen. Etwas über das muthmaßliche Alter der Bienenköniginnen. *Der Arongan. — **Nr. 207.** *Galerie der deutschen Bundesfürsten. VIII. Wilhelm II., Kurfürst von Hessen. Ein Volksfest im alten Griechenland. *Upsala. Die kleinen pariser Industrieritter. Verzögerte Lebensrettung aus Aberglauben. Der Augenstein. *Die Rosendarmimme und ihre Entstehung. — **Nr. 208.** *Die Thiere der Urwelt. Notiz.

Die mit * bezeichneten Aufsätze enthalten eine oder mehre Abbildungen.

Preis dieses Jahrgangs von 52 Nummern 2 Thlr. — Der erste Jahrgang von 52 Nrn. kostet 2 Thlr., der zweite von 39 Nrn. 1 Thlr. 12 Gr., der dritte von 52 Nrn. 2 Thlr., der vierte von 53 Nrn. 2 Thlr.

Leipzig, im März 1837. **F. A. Brockhaus.**

Neue Auflage des Dymokritos,

welches Werk nie in der Ausgabe der „gesammelten Werke von Karl Julius Weber", die in der Hallberger'schen Buchhandlung erscheinen, aufgenommen werden darf, da es alleiniges Eigenthum der unterzeichneten Buchhandlung ist.

Wir freuen uns aus mehr als einem Grunde, dem deutschen Publicum anzeigen zu können, daß von einem der witzigsten Werke, das unsere Literatur besitzt, nämlich von

Dymokritos

(ΔΗΜΟΚΡΙΤΟΣ)

oder

hinterlassene Papiere eines lachenden Philosophen,

obgleich die erste Auflage noch nicht ganz vollendet ist, schon eine neue nothwendig wird.

Wir wollen das Publicum durch lange Lobeserhebungen unsers Autors und dessen Werke nicht ermüden, da sie bei dem größten Theil hinreichend oder doch wenigstens dem Namen nach bekannt sind; nur Das glauben wir mit vollem Rechte sagen zu dürfen, daß Deutschland zwei Schriftsteller aufzuweisen hat, die man hinsichtlich des Witzes und der Originalität der Gedanken neben ihm nennen darf: es sind diese Lichtenberg und Jean Paul Friedrich Richter.

Wie sehr er aber Beide an gesunder Kräftigkeit, Allbelesenheit, Schärfe des Urtheils, Menschenkenntniß, Fülle der Gedanken und Fülle des Witzes selbst übertrifft, davon wird man auf jeder Seite des Dymokritos den schlagendsten Beweis finden.

Diese neue aufs sorgfältigste durchgesehene Auflage von Weber's Hauptwerke werden wir viel geäußertem Wunsche zufolge in Lieferungen von 5—6 Bogen, auf Subscription

zu 12 Gr., oder 48 Kr.

die Lieferung, im Formate den übrigen Werken gleich, sonst aber auf feinem weißen Papier mit sorgfältigem, den Augen angenehmen, deutlichen Druck, den Manen des großen Mannes würdig, erscheinen lassen.

Für die Besitzer der bisherigen Ausgabe in Bänden bemerken wir, daß mit der Fortsetzung auf die bisherige regelmäßige Weise fortgefahren wird, sodaß dieselbe in Kurzem vollständig in ihren Händen ist.

Alle soliden Buchhandlungen Deutschlands und des Auslands nehmen auf dieses wahrhaft deutsche Originalwerk Subscription an.

Das erste Heft ist unter der Presse und wird baldigst erscheinen, sowie die Fortsetzung, da das Manuscript vollendet ist, regelmäßig nachfolgen soll.

Stuttgart, im Februar 1837.

Fr. Brodhag'sche Buchhandlung.

Subscriptions-Anzeige.

An alle Buchhandlungen wurde soeben versandt das 1ste Heft von dem

Tagebuch

des

Wissenswerthen aus der allgemeinen Menschen- und Völkergeschichte,

zusammengetragen und bearbeitet

von

J. Chr. C. Förtsch,

Diakonus.

Leipzig, bei A. Wienbrack.

Der Subscr.-Pr., für jedes Heft 8 Gr., mit Verbindlichkeit der Annahme aller 12 Hefte, ist nur bis Ende April gültig, nach dieser Zeit tritt der Ladenpreis von 12 Gr. per Heft ein.

In den ersten 3 Heften (das 2te und 3te wird Mitte April ausgegeben) befinden sich 91 größere und 1674 kleinere Notizen, die alle Hauptbegebenheiten bis auf die neueste Zeit anzeigen.

Digitized by Google

Bei Unterzeichnetem erscheint soeben und wird an alle Buchhandlungen versandt:

Die Pest des Orients,
wie sie entsteht und verhütet wird;
drei Bücher
von
Dr. *C. J. Lorinser,*
königl. preuss. Regierungs-Medicinalrath etc. in Oppeln.
Gr. 8. 30 Bogen, mit Titelvignette. 2 Thlr. 12 Gr.

Ferner zeige ich an, dass von dem

Handwörterbuch
der gesammten Chirurgie und Augenheilkunde
zum Gebrauche für angehende Ärzte und Wundärzte
vom
Prof. Dr. *Blasius* in Halle,

die erste Hälfte des zweiten Bandes, D bis Fractura enthaltend, erschienen und an alle Subscribenten versandt ist, auch das ganze Werk binnen Kurzem vollständig in deren Händen sein wird; dabei wiederhole ich meine Versicherung, dass es den Umfang von vier Bänden zu 50 Bogen und den Preis von 12 Thlrn. nicht überschreiten soll, letztern auch nicht einmal bei vermehrter Bogen- oder Bändezahl.

Berlin.

Th. Chr. Fr. Enslin.

Lady *Blessington's* neuester Roman.

Bekenntnisse eines alten Junggesellen, Roman von Lady *Blessington*, übersetzt von *R. Z. Ende.*

Mit 6 herrlichen weiblichen Bildnissen, seine 6 Geliebten darstellend, nach Zeichnungen von *Parris*, von den vorzüglichsten Künstlern Englands gestochen (circa 18 Bogen stark).

Elegant cartonnirt, zu Weihnachts- und Neujahrs-Geschenken sich eignend . . . . 2 Thlr. 16 Gr.
Ohne Kupfer, broschirt . . . . 1 - 12 -

Berlin.

A. Asher.

Wochenblatt
für
Land- und Hauswirthschaft, Gewerbe und Handel.

Von dem Jahrgange 1837 dieses Blattes sind bisjetzt 8 Nummern erschienen, welche Folgendes enthalten: Goldene Sprüche für Anfänger in der Haushaltungskunst. Über die Ausbreitung des Schwerz'schen Pfluges im Hohenloheschen. Über Schafpreise im Sommer 1836. Abblatten der Runkeln. Über wasserdichte und wohlfeile flache Dächer für ländliche Gebäude. Anwendung der Ölkuchen von Buchecken zur Gasbeleuchtung. Verbesserung der Lampenschirme. Beitrag zur Lehre vom Straßen- und Pflasterbau mit besonderer Rücksicht auf Würtemberg. Weinbereitung. Verfertigung einer guten Tinte. Die monatlichen Verrichtungen in der Viehzucht und Viehhaltung. Räderzapfen-Schneidmaschine. Anfrage, die Ausrottung des Wolfsmilchkrauts betreffend. Welcher Gewinn ist in unsern Verhältnissen von einer Runkelrübenzucker-Fabrik zu erwarten? Das Ausziehen des Zuckers aus dem Runkelrüben-Pulver. Die Kermesbeere. Über das Mergeln der Äcker auf dem Aalbuche. Über das Hausiren. Anwendung von Holzblöcken zum Straßenpflaster. Über die Ausziehung des Saftes aus den Runkelrüben (mechanische Operation). Hohenheimer Felbertrag im Jahr 1835. Hopfenbau ohne Stangen. Passende Orte in Würtemberg zu Anlegung von Fabriken. Bleiblech zum Verschließen der Weinflaschen. Über Brennholz-Magazine. Gährgeschirre von Backsteinen für Brauereien. Geschichtliches. Über die Benutzung des blausauern Kalis zum Härten des Eisens. Unterhaltungen aus dem Gebiete der Naturkunde von Arago. Aus dem Französischen von Karl Kemp.

Preis des ganzen Jahrgangs mit Lithographien und Holzschnitten 1 Fl. 30 Kr., um welchen Preis das Blatt durch alle Postämter Würtembergs postportofrei, sowie durch alle Buchhandlungen bezogen werden kann.

Stuttgart, den 27sten Februar 1837.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

In unserm Verlage ist erschienen und durch alle solide Buchhandlungen des In- und Auslandes zu beziehen:

Elementa Philosophiae Botanicae,
Grundlehren der Kräuterkunde,
von
Heinr. Friedr. Link.
Doctor der Philosoph. und Arzneik., ordentlicher öffentlicher Professor der letztern, Director des königl. botanischen Gartens etc. etc. etc.
(Zweite Ausgabe — Latein und Deutsch — in gr. 8.)
Erster Theil, mit vier lithogr. Tafeln. Preis 2 Thlr.

Ferner:
Icones Anatomico Botanicae,
Anatomisch-botanische Abbildungen,
zur Erläuterung der Grundlehren der Kräuterkunde.
(Text: Latein und Deutsch.)
Von
Heinr. Friedr. Link.
Erstes Heft. In gr. Folio. Mit acht lithogr. Tafeln.
Preis 2 Thlr. 12 Gr.

Der vielberühmte Herr Verfasser hat die Einrichtung getroffen, daß von den obigen zusammenhängenden beiden Werken jedes für sich selbständig bleibt, auch daß die Fortsetzungen derselben bald folgen können. Die unterzeichnete Verlagshandlung hat die äußere Ausstattung dieses für die Wissenschaft gewiß höchst wichtigen Werkes mit besonderer Vorliebe dergestalt behandelt, daß in dieser Beziehung wol nichts zu wünschen bleiben dürfte.

Berlin, 1837.

Haude und Spener'sche Buchhandlung. (Joseephy.)

Durch alle Buchhandlungen und Postämter ist zu beziehen:

Isis. Encyklopädische Zeitschrift, vorzüglich für Naturgeschichte, Anatomie und Physiologie. Von Oken. Jahrgang 1836. Neuntes und zehntes Heft. Gr. 4. Preis des Jahrgangs von 12 Heften mit Kupfern 8 Thlr.

Blätter für literarische Unterhaltung. (Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus.) Jahrgang 1837. Monat März, oder Nr. 60—90, und 4 literarische Anzeiger: Nr. VIII — XI. Gr. 4. Preis des Jahrgangs von 365 Nummern (außer den Beilagen) auf gutem Druckpapier 12 Thlr.

Repertorium der gesammten deutschen Literatur. Herausgegeben von *E. G. Gersdorf.* 1836. Elften Bandes viertes und fünftes Heft. (Nr. IV, V.) Gr. 8. Preis eines Bandes von ungefähr 50 Bogen 3 Thlr.

Allgemeine Bibliographie für Deutschland. (Herausgeber: *E. Avenarius.*) Jahrgang 1837. Monat März, oder Nr. 9—13, und Bibliographischer Anzeiger: Nr. 9—13. Gr. 8. Preis des Jahrgangs 3 Thlr.

Leipzig, im März 1837.

F. A. Brockhaus.

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Literarischer Anzeiger.

1837. Nr. XIII.

Dieser Literarische Anzeiger wird den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften: Blätter für literarische Unterhaltung, Isis, und Allgemeine medicinische Zeitung, beigelegt oder beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile 2 Gr.

Grund, The Americans etc.

Zur Vermeidung von Collisionen macht die Unterzeichnete bekannt, daß die von

Grund, Francis J., The Americans in their moral, social and political relations,

und zwar von der Hand des sich gegenwärtig in unserer Mitte aufhaltenden Herrn Verfassers besorgte, längst angekündigte, vermehrte und berichtigte Ausgabe in deutscher Übersetzung demnächst ausgedruckt ist und in den nächsten Tagen verschickt werden soll. Dieses interessante Werk wird einen Theil unserer Sammlung von

Reisen und Länderbeschreibungen

bilden, aber auch einzeln zu haben sein.

Stuttgart, den 15ten Februar 1837.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

№ I.

Neuigkeiten und Fortsetzungen,

versendet von

F. A. Brockhaus in Leipzig.

1837. Januar, Februar und März.

1. Allgemeine Bibliographie für Deutschland. 2ter Jahrgang. 1837. Herausgeber: Ed. Avenarius. 52 Nrn. Gr. 8. 3 Thlr.
2. Allgemeine medicinische Zeitung. Jahrgang 1837. Herausgeber: Dr. Karl Pabst. 104 Nrn. Gr. 4. 6 Thlr. 16 Gr.

†3. Bericht vom Jahre 1836 an die Mitglieder der Deutschen Gesellschaft zur Erforschung vaterländischer Sprache und Alterthümer in Leipzig. Herausgegeben von Karl August Espe. Gr. 8. Geh. 10 Gr.

4. Bidder (F. H.), Neurologische Beobachtungen. Mit 2 lithogr. Tafeln. 4. Dorpat. Geh. 20 Gr.
5. Bilder-Conversations-Lexikon für das deutsche Volk. Ein Handbuch zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse und zur Unterhaltung. In vier Bänden. Erster Band: A—E. Mit 320 Abbildungen und 17 Landkarten. (11te, 12te Lieferung.) Gr. 4. Geh. Jede Lieferung 6 Gr.
   Mit der 12ten Lief. ist der erste Band des Bilder-Conv.-Lexikons geschlossen. Der zweite und dritte Band werden gleichzeitig begonnen und ausgegeben werden und es wird somit das schnellere Fortschreiten des Werks gesichert.
6. Blätter für literarische Unterhaltung. Herausgeber: Heinrich Brockhaus. Jahrgang 1837. 365 Nrn. Mit Beilagen. Gr. 4. 12 Thlr.

†7. Böttiger (K. W.), Karl August Böttiger, königl. sächs. Hofrath ꝛc. Eine biographische Skizze von dessen Sohne. (Aus den „Zeitgenossen" besonders abgedruckt.) Mit Böttiger's Bildnisse. Gr. 8. Geh. 16 Gr.

8. Conversations-Lexikon, oder Allgemeine deutsche Real-Encyklopädie für die gebildeten Stände. Achte Originalauflage. In 12 Bänden oder 24 Lieferungen. 22ste und 23ste Lieferung. Gr. 8. Jede Lieferung auf Druckpapier 16 Gr., auf Schreibpapier 1 Thlr., auf Velinpapier 1 Thlr. 12 Gr.
   Die letzte Lieferung wird auch binnen Kurzem erscheinen.
9. Eckermann (Johann Peter), Gespräche mit Göthe in den letzten Jahren seines Lebens. 1823—32. Zwei Theile. Zweite, mit einem Register versehene Ausgabe. 8. Geh. 4 Thlr.
10. — —, Dasselbe. Erste Ausgabe. Namen- und Sachregister. 8. Geh. 4 Gr.
11. Eichthal (Gustave d'), Les deux mondes. Servant d'introduction à l'ouvrage de *M. Urquhart:* La Turquie et ses ressources. Publié avec l'autorisation de l'auteur. (Mit 1 Karte.) Gr. 8. Geh. 1 Thlr. 16 Gr.
12. Encyklopädie der gesammten medicinischen und chirurgischen Praxis, mit Einschluss der Geburtshülfe, der Augenheilkunde und der Operativchirurgie. Im Verein mit mehren praktischen Ärzten und Wundärzten herausgegeben von Georg Friedrich Most. Zweite Auflage. In zwei Bänden. 9tes und 10tes Heft. Gr. 8. Geh. Subscriptionspreis eines Heftes von 12 Bogen 20 Gr.
13. Heinsius (Wilhelm), Allgemeines Bücher-Lexikon. Achter Band. Herausgegeben von Otto August Schulz. 8te Lieferung. Enthaltend zweite Abth., Bogen 6—15. Gr. 4. Geh. 20 Gr. Schreibpapier 1 Thlr.
14. Isis. Encyklopädische Zeitschrift, vorzüglich für Naturgeschichte, vergleichende Anatomie und Physiologie, von Oken. Jahrgang 1837. 12 Hefte. Mit Steintafeln. Gr. 4. Zürich. Geh. 8 Thlr.
15. Ist die Klage über zunehmende Verarmung und Nahrungslosigkeit in Deutschland gegründet, welche Ursachen hat das Übel, und welche Mittel zur Abhülfe bieten sich dar? Beantwortet von Siegfried Justus I., König von Israel und Hoherpriester von Jerusalem. Gr. 8. Geh. 12 Gr.

†16. Julius, Die amerikanischen Besserungssysteme, erörtert in einem Sendschreiben an Herrn W. Crawford, Generalinspector der großbritannischen Gefängnisse. Gr. 8. Geh. 8 Gr.

17. Kannegießer (Karl Ludwig), Abriß der Geschichte der Philosophie. Gr. 8. 18 Gr.
18. Körte (Wilhelm), Die Sprichwörter und sprichwörtlichen Redensarten der Deutschen. Nebst den Redensarten der Deutschen Zechbrüder und Aller Praktik Großmutter, d. i. der Sprichwörter ewigem Wetter-Kalender. Gesammelt und mit vielen schönen Versen, Sprüchen und Historien in ein Buch verfaßt. In vier Lieferungen. Erste Lieferung. Gr. 8. Geh. 16 Gr.

19. Kritiken des Werks von Friedrich von Raumer: England im Jahre 1835 aus der Morning Chronicle, den Times, dem Dublin Review, Foreign quarterly Review und Edinburgh Review. Gr. 8. Geh. 8 Gr.

Friedrich von Raumer's „England im Jahre 1835", 2 Thle., 1836, kostet 5 Thlr. und ist jetzt wieder durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

20. Leopardi (Graf Giacomo), Gesänge, nach der in Florenz 1831 erschienenen Ausgabe übersetzt von Karl Ludwig Kannegießer. Gr. 12. Geh. 16 Gr.

21. Müller (Wilhelm), Gedichte. Herausgegeben und mit einer Biographie Müller's begleitet von Gustav Schwab. Zwei Bändchen. 16. Geh. 2 Thlr. 16 Gr.

22. Das Pfennig-Magazin für Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse. 5ter Jahrgang. 1837. Herausgeber: Friedrich Brockhaus. Nr. 197—248. 52 Nrn. Mit vielen eingedruckten Holzschnitten. Schmal gr. 4. 2 Thlr.

23. — — für Kinder. 4ter Jahrgang. 1837. Herausgeber: A. Kaiser. 52 Nrn. Mit vielen eingedruckten Holzschnitten. Kl. 4. 1 Thlr.

24. Repertorium der gesammten deutschen Literatur. (4ter Jahrgang für das Jahr 1837.) Herausgegeben im Verein mit mehren Gelehrten von E. G. Gersdorf. 11ter Band, in 6 Heften. (Beigegeben wird: Allgemeine Bibliographie für Deutschland.) Gr. 8. Jeder Band von etwa 50 Bogen in 14tägigen Heften 3 Thlr.

25. Schopenhauer (Johanna), Die Tante. Ein Roman. Neue Ausgabe. Zwei Bändchen. 16. Cart. 1 Thlr. 16 Gr.

†26. Schubert (G. H. v.), Die Symbolik des Traumes. Neue verbesserte und vermehrte Auflage. Mit einem Anhange aus dem Nachlasse eines Visionärs: des J. Fr. Oberlin und einem Fragment über die Sprache des Wachens. Gr. 8. Geh. 1 Thlr. 12 Gr.

Daraus besonders abgedruckt:

†27. — —, Berichte eines Visionairs über den Zustand der Seelen nach dem Tode. Aus dem Nachlasse Johann Friedrich Oberlin's, nebst einem Fragment: Die Sprache des Wachens. Ein Anhang zu des Herausgebers Symbolik des Traumes. Gr. 8. Geh. 12 Gr.

28. Zeitgenossen. Ein biographisches Magazin für die Geschichte unserer Zeit. Dritte Reihe. Sechsten Bandes 3tes und 4tes Heft. Gr. 8. Geh. 1 Thlr. Schreibpap. 1 Thlr. 12 Gr.

Die mit einem † bezeichneten Artikel erschienen mit der Jahrszahl 1837 bereits in den letzten Monaten des vorigen Jahres.

In der Unterzeichneten ist erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Polytechnisches Journal,

herausgegeben
von den

D. D. Dingler und Schultes.

Erstes Januarheft.

Inhalt: Pearson, über eine neue Art von rotirender Dampfmaschine. Mit Abbildungen. Jelowicki's Verbesserungen an den Dampfmaschinen. Mit Abb. Radley's Verbesserungen an den Manometern zum Messen der Expansivkraft der Dämpfe und anderer elastischen Flüssigkeiten, welche als Triebkraft benutzt werden. Mit Abb. Smith's Verbesserungen an den Apparaten zum Treiben von Maschinen und zum Emporheben und Herablassen schwerer Lasten. Mit Abb. Mason's Verbesserungen an den Rädern, Büchsen und Achsen der Wagen für gewöhnliche Landstraßen sowol als für Eisenbahnen. Mit Abb. Peyre's Verbesserungen an den Schiffsherden, Kochapparaten und in der Methode, destillirtes Wasser aus dem Seewasser zu erhalten, welche Verbesserungen sich auch auf die Erzeugung von Dampf anwenden lassen. Mit Abb. Busk's verbesserte Methode, Schiffe, Boote und andere schwimmende Körper zu treiben. Mit Abb. Skinner's Verbesserungen an den Maschinen zum Schneiden von Fournirholz, welche Maschinen auch zu andern Zwecken dienen können. Mit Abb. Marquardt's Beschreibung einer Maschine zum Kupferstechen. Mit Abbild. Fenton's Verbesserungen an den Schlössern und Schnallen für Thüren, Thore und andere Zwecke. Mit Abb. Richard's Verbesserungen an den Zündkapseln für Percussions-Feuergewehre. Mit Abb. Westhead's Verbesserungen an den Maschinen zum Schneiden von Kautschuck, Leder, Häuten und andern Substanzen. Mit Abb. Robinson's Verbesserungen an den Lampen. Mit Abb. Schubarth's Notizen über die Runkelrübenzucker-Fabrikation im nördlichen Frankreich. — Miscellen. Englische Patente. Reed's Verbesserungen an den Dampfkesseln. Über Hrn. M'Grew's Triebkraft zum Fortschaffen von Wagen, Booten rc. Paulin's Löschapparat. Die Flachsspinnerei durch Maschinen in Girardow. Zahl der Webestühle und Dampfmaschinen in Glasgow. Gazebeuteltuch für Mahlmühlen nach amerikanischem Systeme. Zunahme der Industrie in Rußland. Benutzung der Abfälle in den Baumwollspinnereien. Bereitung eines schwarzen Anstriches, schwarzer Schiffsfirniß genannt. Beitrag zur Ziegelfabrikation. Verbesserungen in der Rübenzucker-Fabrikation. Über eine unauslöschliche Tinte. Bleiblech zum Verschließen der Weinflaschen.

Zweites Januarheft.

Inhalt: Schafhäutl's verbesserter Dampferzeugungs-Apparat. Mit Abb. Dessen verbessertes Räderwerk zur Erzeugung einer continuirlichen rotirenden Bewegung. Mit Abb. Parkin, über die Eisenbahnunterlagen. Mit Abb. Marquardt's Beschreibung einer Maschine zum Kupferstechen. Mit Abb. Bericht des Hrn. Péclet über den thermostatischen Heber des Hrn. Sorel in Paris. Mit Abb. Quenard's Beschreibung einer neuen Ablaßröhre für Fischteiche. Mit Abb. Bericht des Hrn. Péclet über die Lampen des Hrn. Chabrier und Comp. in Paris. Mit Abb. Mittheilungen aus Dr. Ure's neuestem Werke über die Baumwollmanufacturen. Brewin's verbesserter Gerbeproceß. Mit Abb. Moll's Verfahren, das Holz mittels Eupion und Kreosot gegen das Verderben oder den Trockenmoder zu schützen. Einiges über das Färben verschiedener Holzarten. Gentele, über die Bereitung der rothen Lackfarben aus Fernambuck- und Martensholz. Gregory, über die flüchtige Flüssigkeit, welche man bei der trockenen Destillation des Kautschucks erhält. d'Arcet, über die zum Abkühlen der Luft in den Seidenzüchtereien geeigneten Mittel. Über die im Jahre 1836 auf der Domaine Bergeries de Senart von Hrn. Camille Beauvais veranstaltete Seidenraupenzucht. — Miscellen. Amerikanische Dampfwagen zu landwirthschaftlichen Zwecken. Ist die Wärme eine Materie mit oder ohne Gewicht? Neue Erfindungen in der Schiffbaukunst. Field's Verbesserungen an den Spinnmaschinen. Über Tuchfabrikation aus wollenen Lumpen. Darstellung des Lithions aus dem Spodumen. Kann's Messing zum Vergolden. Über eine dem Gold ähnliche Legirung, Chrysorin genannt. Reinigung des braunen Leims. Über die Benutzung des Mais auf Zucker rc. Potaschefabrikation aus den Rübenzuckermelassen. Über die Zusammensetzung des Indigos. Über die Anwendung von Holzblöcken zum Straßenpflaster. Drähte anstatt der Hopfenstangen. — Litteratur. Deutsche.

* * *

Von diesem sehr gemeinnützigen und wohlfeilsten Journal erscheinen wie bisher monatlich zwei Hefte mit Kupfern. Der Jahrgang, aus 24 Heften mit 24—36 Kupferplatten bestehend und welcher mit einem vollständigen Sachregister versehen wird, macht für sich ein Ganzes aus und kostet durch die Postämter und Buchhandlungen nur 9 Thlr. 8 Gr., oder 16 Fl. In das Abonnement kann nur für den ganzen Jahrgang eingetreten werden.

Ein dieses Journal begleitender Anzeiger nimmt einschlägige Dienstgesuche, Waaren- und Maschinen-Anbietungen, Bücheranzeigen u. s. w. gegen sehr billige Insertionsgebühren auf, und die Verlags-Expedition besorgt die einschlägige Correspondenz.

Stuttgart und Augsburg, im Jan. 1837.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Soeben sind erschienen und durch alle Buchhandlungen von uns zu beziehen:

Selous, Umrisse zu Shakspeare's Sturm, in 12 Blättern; mit scenischen Textstellen in englischer, deutscher, französischer und italienischer Sprache. Royal 4. London. Elegant cartonnirt n. 4 Thlr.

Diese gelungenen Umrisse werden allen Besitzern der „Gallerie zu Shakspeare's dramatischen Werken von Retzsch" insbesondere eine sehr willkommene Gabe sein.

The English Bijou Almanac for 1837. Poetically illustrated by *L. E. Landon*. London. In Etui n. 12 Gr. In Saffian gebunden 1 Thlr.

Dieser äußerst niedliche Almanach ist mit sehr schön gestochenen Portraits: Adelaide, Königin von England, Mrs. Somerville, Fr. von Raumer, Coleridge, Göthe, Cooper und Mad. Malibran, ausgestattet.

Ferner die Bildnisse

Hufeland's, nach einem Gemälde von Krüger, lithographirt von Gauci. Fol. n. 1 Thlr.

Tiedemann's, nach dem Leben gezeichnet und auf Stein übertragen von S. Lawrence. Fol. n. 1 Thlr.

Mad. **Malibran** (aus dem Bijou-Almanac). In Royal 8. n. 8 Gr.

Alle diese Bildnisse sind sehr schön ausgeführt.

Leipzig, im März 1837.

Avenarius & Friedlein.

Soeben ist im Verlage von J. C. Dresch erschienen und an alle Buchhandlungen versandt:

Zur Genesis und Therapeutik der epidemischen Cholera und über deren Verhältniß zum morbus miliaris nach eignen in Eger und München gesammelten Erfahrungen von Dr. A. Siebert. Bamberg, 1837. Gr. 8. Preis 1 Fl. 30 Kr., oder 20 Gr. Sächs.

Der Herr Verf. biett, wie schon der Titel besagt, keine Compilation, sondern nur das Resultat seiner am Krankenbette und Sectionstische zu Eger und München gemachten Forschungen und Erfahrungen dar.

Die Herren Ärzte, welche noch keine Cholerakranke behandelten, werden in dieser Schrift ein klares Bild dieser Krankheit und die sichersten Anhaltspunkte zu einer rationellen Behandlung erhalten; Diejenigen, welche die Cholera bereits aus eigner Behandlung kennen, werden sich durch die darin niedergelegte hochwichtige Entdeckung über Natur und Wesen dieser Krankheit angesprochen fühlen, und die auf thatsächlichen Gründen beruhende Überzeugung des Verf. theilen.

Bei Wilhelm Logier in Berlin ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Die Philosophie des absoluten Widerspruchs,
im Umrisse
der Fundamentalphilosophie, Logik, Ästhetik, Politik, Ethik, Ekklesiastik und Dialektik,
von
Dr. G. Lautier.

Gr. 8. 10½ Bogen. 1837. Preis 20 Sgr.

Es ist heute anerkannt worden, daß die Hegel'sche Philosophie den bloßen Begriff des Absoluten, nicht auch (anders als dem bloßen Begriffe nach) die Realität erfasse, wozu auch die Positivität des Andern des Begriffes (eben des philosophischen X), namentlich des Bösen, gehöre. Des Herrn Verfassers Aufgabe war nun, das die Hegel'sche Philosophie demgemäß weiterführende, der heutigen Zeit gemäße, noch fehlende System der Philosophie aufzustellen, welches, die Speculation mit der Erfahrung nicht zu bloßen Momenten des Begriffs, das ist zum leeren Gegensatze vereinend, auch die fixe Verschiedenheit beider (das Andere) in sich faßt; nämlich zeigt, wie jede echte Ausarbeitung, sowol die des Universi, als die speciellen der Wissenschaft, Kunst, des äußern Lebens, eine organisch einheitliche Verflechtung verschiedener Ideen und Systeme ist: den absoluten Widerspruch als Makro- oder Mikrokosmus bildet, welcher eben kein bloßer Widerspruch (theils bloßer Gegensatz, theils bloße Verschiedenheit), sondern auch, aber nicht blos, die absolute Identität der bisherigen Speculation ist. Des Herrn Verfassers System ist so die absolute Compositionslehre für jede Arbeit.

In einem Anhange behandelt Derselbe die Aristotelische Logik und zeigt, wie nicht eine ihrer Formeln vollkommen richtig, einige aber gradezu falsch sind: er entwickelt die Urtheile und Schlüsse derselben aus einem Principe, und zeigt namentlich wie mittels der von ihm genau bestimmten Urtheile in den 19 gewöhnlichen Schlußformen ohne Umkehrung der Conclusion und Metathese, 64 verschieden liegen (z. B. in Baroco „AB ist in ABC; AD ist theilweise außerhalb ABC: AD ist theilweise außerhalb AB", — „A ist in AB; AD ist theilweise außerhalb AB: AD ist theilweise außerhalb A" — die Conclusion ist hier aus i—a, dort aus i—i, — u. s. w.).

Durch alle Buchhandlungen und Postämter ist zu beziehen:

Das Pfennig-Magazin für Kinder.

1837. März. Nr. 9—12.

Nr. 9. *Hiob, sein Weib und seine Freunde. Der März. *Die Zibethkatze. Die Freunde. *Der Bohrwurm. Auflösung der Räthsel im vorigen Monat. Räthsel. — **Nr. 10.** *Kaiser Maximilian I. Das Schneeglöckchen. *Die Arakatscha. Geben ist seliger denn Nehmen. *Der Lippfisch oder das Seeweib. Räthsel. — **Nr. 11.** *Der Albatros. Wie man sich irren kann. *Das Echo oder der Wiederhall. *Die Jungfrau vom Lurley. Der rachsüchtige Affe. *Die Mücken oder Schnaken. Räthsel. — **Nr. 12.** *Die geselligen Kernbeißer und ihre Nester. *Treue Hunde entdecken die Mörder ihrer Herren. *Das Königsschloß im See. Ein Märchen. *Der Turluru oder die Wanderkrabbe. Räthsel.

Die mit * bezeichneten Aufsätze enthalten eine oder mehre Abbildungen.

Preis dieses Jahrgangs von 52 Nummern 1 Thlr. — Der erste bis dritte Jahrgang kosten ebenfalls jeder 1 Thlr.

Leipzig, im April 1837.

F. A. Brockhaus.

Im Verlage von DuMont-Schauberg in Köln ist neu erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

MAGENDIE,
Professor am Collége de France, Mitglied des Instituts,
Vorlesungen
über
die physikalischen Erscheinungen
des Lebens.
Mit Magendie's Hinzuziehung und Unterstützung aus dem Französischen übersetzt
von
Dr. Baswitz.

240 S. Gr. 8. Geh. 20 Gr., oder 1½ Fl. Rhein.

Bulwer's neuer Roman:
THE SIEGE OF GRANADA,
DIE BELAGERUNG VON GRANADA,

übersetzt von *R. Z. Ende*,

erscheint in meinem Verlage und wird in deutscher und englischer Sprache *zu gleicher Zeit* in London, Berlin, Leipzig und Wien ausgegeben werden. Preis:

In deutscher Sprache mit den 15 herrlichen Original-Stahlstichen 5 Thlr.
Ohne Stahlstiche 1 Thlr.
In englischer Sprache, mit den Stahlstichen 5 Thlr.
Ohne Stahlstiche 1 Thlr.
Die Stahlstiche einzeln, zu den andern Übersetzungen passend, 4 Thlr.

☞ Da ich das Verlagsrecht besitze, so werde ich dieses gegen die pariser und brüsseler Nachdrücke in Deutschland streng geltend machen, und bin so frei, meine Herren Collegen um gefällige Berücksichtigung dieses Umstandes um so mehr *ganz besonders zu bitten*, als ich fest entschlossen bin, mein gutes Recht allenthalben wahrzunehmen.

Berlin, den 15ten März 1837.

A. ASHER.

Naturwissenschaften.

Bei Friedrich Fleischer in Leipzig sind neu erschienen:

Keferstein, C., Naturgeschichte des Erdkörpers in ihren ersten Grundzügen dargestellt. Die Physiologie der Erde, Geognosie, Geologie und Paläontologie. 2 Bände. Gr. 8. 5 Thlr. 12 Gr.

Siebold, P. F. v., Nippon. Archiv zur Beschreibung von Japan. 5tes Heft. Folio illum. 14 Thlr. Quarto schwarz 8 Thlr. 12 Gr.

Siebold, P. F. de, Fauna Japonica, sive descriptio animalium quae in itinere per Japoniam 1823—30 collegit; notis et illust. Conjunctis studiis C. J. Temmink, H. Schlegel et W. de Haan. Crustacea fasc. 1 et 2. Chelonii fasc. 1. Ophidii fasc. 1. Royal 4. Jedes Heft 6 Thlr. 16 Gr.

Schoenherr, C. J., Genera et species Curculionidum cum Synonymia hujus familiae. Species novae aut hactenus minus cognitae descriptionibus a L. Gyllenhal, C. H. Bohemann et entomologiis aliis illustr. Vol. 1—3. 8maj. 16 Thlr.

(Der 4to und letzte Band erscheint in Kurzem.)

Sternberg, C. de, Essai d'un exposé géognostico-botanique de la flore du monde primitif. Cahier 5 et 6. 10 Thlr. Vollständig 44 Thlr.

Oestreichische militairische Zeitschrift. 1837.
Zweites Heft.

Dieses Heft ist soeben erschienen und an alle Buchhandlungen versendet worden.

Inhalt: I. Die Operationen der verbündeten Heere gegen Paris im März 1814. (Fortsetzung.) Mit dem Plane des Schlachtfeldes von Laon. 15) Gefechte bei Etouvelle Chivi und Semilly. 16) Die Schlacht von Laon. Erster Tag. 9ter März. 17) Zweiter Schlachttag. 10ter März. 18) Die Eroberung von Rheims durch die Alliirten. II. Nekrolog des k. k. Feldmarschalls Freiherrn von Lattermann. III. Das Plänkeln. IV. Literatur. V. Neueste Militairveränderungen. VI. Übersicht des Inhalts sämmtlicher Jahrgänge der Östreichischen militairischen Zeitschrift seit 1811.

Der Preis des Jahrgangs 1837 von 12 Heften ist wie der aller frühern Jahrgänge von 1818—36 jeder Acht Thaler Sächs.

Die Jahrgänge 1811—13 sind in einer neuen Auflage in vier Bänden vereinigt erschienen und kosten zusammen ebenfalls Acht Thaler Sächs. Wer die ganze Sammlung von 1811—36 auf Einmal abnimmt, erhält dieselbe um ¼ wohlfeiler.

Von dem Unterzeichneten ist diese Zeitschrift durch alle Buchhandlungen für die genannten Preise zu beziehen.

Wien, den 25sten März 1837.

J. G. Heubner,
Buchhändler.

Soeben ist erschienen und an alle resp. Buchhandlungen versendet das erste Heft des VIten Bandes oder vierten Jahrgangs der

Englischen Bibliothek von K. v. Kreling.

Es enthält in seiner ersten Rubrik: Cornwallische Geschichten: Die Strandräuber von J. Sheridan Knowles. Neugriechische Geschichten: 1. Stephano der Albanier. Amerikanische Geschichten: 12. Die Nonne von Quebeck. — Annabellas' Hochzeitsfest, von H. F. Cherley. Judd Welson. Biographische und kritische Notizen und Anmerkungen vom Übersetzer. Benutzt wurden: das Dublin Penny Journal 1836, Friendship's Offering 1834, English Annual 1837, Forget me not 1837, und Court Magazine 1836.

Von besonderm Interesse dürfte die Erzählung: „Die Strandräuber", sein, da Knowles selbst nach ihr sein mit so allgemeinem Beifall unlängst auf dem londoner Drurylanetheater aufgeführtes Drama: „Des Strandräubers Tochter", bearbeitet hat.

Preis eines Bandes von 6 Heften oder 36 Bogen 2 Thlr. 16 Gr., oder 4 Fl. 48 Kr. Rhein.

Karlsruhe und Baden, Mitte Februar 1837.

D. R. Marx'sche Buchhandlung.

Wochenblatt
für
Land- und Hauswirthschaft, Gewerbe und Handel.

Die heute erschienene Nr. 9 dieses Blattes ist folgenden Inhalts: Beleuchtung und Würdigung des Zier'schen Geheimnisses über Runkelrübenzucker-Fabrikation. Das Düngen der Obstbäume. Reinigung des braunen Leims. Benutzung der Abfälle in den Baumwollspinnereien.

Der ganze Jahrgang dieses Journals kostet 1 Fl. 30 Kr., oder 22 Gr.

Stuttgart, den 5ten März 1837.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

In allen Buchhandlungen ist zu haben:

Über Berauschung,

deren Folgen und Verhütungs- und Heilmittel dagegen. Nach der 5ten Aufl. der „Anatomy of Drunkenness" des Dr. R. Macnish.

92 S. Gr. 8. Geh. 10 Gr., oder 45 Kr. Rhein.

Köln 1837, in Comm. bei DuMont-Schauberg.

Durch alle Buchhandlungen und Postämter ist zu beziehen:

Allgemeine medicinische Zeitung. Herausgegeben von Dr. *Karl Pabst*. Jahrgang 1837. Monat März, oder Nr. 17—25. Gr. 4. Preis des Jahrgangs 6 Thlr. 16 Gr.

Repertorium der gesammten deutschen Literatur. Herausgegeben von *E. G. Gersdorf*. 1836. Elften Bandes sechstes Heft. (Nr. VI.) Gr. 8. Preis eines Bandes von ungefähr 50 Bogen 3 Thlr.

Leipzig, im April 1837. F. A. Brockhaus.

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Literarischer Anzeiger.

1837. Nr. XIV.

Dieser Literarische Anzeiger wird den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften: Blätter für literarische Unterhaltung, Isis, und Allgemeine medicinische Zeitung, beigelegt oder beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile 2 Gr.

Goethe in Zwei Bänden.

In der Unterzeichneten ist erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Goethe's Werke.

Ausgabe in Zwei Bänden.

Mit Stahlstichen und einem Facsimile der Handschrift Goethe's.

Format wie Schiller in Einem Bande.

Zweite Lieferung:

Subscriptionspreis für beide Bände 24 Fl., oder 14 Thlr.

Diese mit einer Anzahl nie gedruckter, ja zum Theil erst jetzt (durch die Ordner seines Nachlasses) aufgefundener Gedichte und dramatischer Fragmente des großen Dichters bereicherte Ausgabe reiht sich im Formate ganz der von Schiller in Einem Bande an. In Schönheit des Papiers und Druckes übertrifft sie noch unsere neuern Ausgaben von Schiller, welche so allgemeinen Beifall gefunden haben, und wird überdies **mit Stahlstichen nach den ausgezeichnetsten Künstlern** geschmückt werden. Gleichwol ist der Preis im Verhältnisse nicht theuerer als die Ausgabe Schiller's in Einem Bande, und ansehnlich wohlfeiler als der pariser Nachdruck, der im Pränumerationspreis schon 24 Fl. kostet, dem nur das Bildniß Goethe's und dessen Facsimile beigegeben ist, und der auch in Correctheit und Eleganz der Ausstattung weit hinter dieser Ausgabe zurücksteht.

☞ **Die erste Abtheilung des zweiten Bandes erscheint zur Jubilatemesse. Die zweite Abtheilung wird nach der Herbstmesse fertig. Mit Vollendung des ganzen Werkes hört der Subscriptionspreis auf und tritt ein verhältnißmäßig erhöhter Ladenpreis ein.**

Stuttgart und Tübingen, im März 1837.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

In meinem Verlage ist erschienen und durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes zu beziehen:

LES DEUX MONDES.

Par

M. Gustave d'Eichthal,

Ex-Membre du Bureau d'économie publique d'Athènes.

Servant d'introduction à l'ouvrage de M. *Urquhart*:

La Turquie et ses ressources.

Publié avec l'autorisation de l'auteur.

Gr. 8. Geh. 1 Thlr. 16 Gr.

Eine höchst interessante Schrift für Alle, welche die Verhältnisse des Orients mit einiger Theilnahme beobachten.

Leipzig, im April 1837.

F. A. Brockhaus.

Nächstens wird versendet und unentgeltlich vertheilt:

Das

Freund'sche Wörterbuch

der

lateinischen Sprache

im Verhältnisse zu seinen Vorgängern.

Ein Beitrag zur Würdigung desselben überhaupt und seines Verhältnisses zum Dörner'schen Wörterbuch insbesondere, zugleich allen Besitzern des Freund'schen Werkes empfohlen von

Professor **Ch. H. Dörner.**

1½ Bogen großes Lexikonformat.

Die Angriffe, mit welchen der gelehrte Dr. Freund in Breslau über die erste Lieferung meines lateinischen Wörterbuchs herzufallen für gut gefunden hat, sind bekannt. Ruhig könnte ich meine Rechtfertigung den unbefangenen Prüfungen der wissenschaftlichen Kritik überlassen. Aber nicht blos meine Ehre, auch die Ehre der Hallberger'schen Verlagshandlung ist durch die, von einem auf keinen Fall wissenschaftlichen Interesse eingegebene Anschuldigung des Plagiats und Nachdrucks schmachvoll gekränkt, und das ganze Verfahren bisjetzt schlau genug berechnet, um nicht nur das Publicum, sondern selbst meine Verlagshandlung in ihrem Urtheil irre zu leiten, sodaß letztere, aus vielleicht zu ängstlicher, aber unter solchen Umständen nicht zu misbilligender Rücksicht auf ihren Ruf, sogar die Fortsetzung des Druckes vorläufig einzustellen versucht ward. Um so mehr ist es an der Zeit, meine so muthwillig verletzte Ehre zu retten, Herrn Freund das zum mindesten Unüberlegte seines Verfahrens fühlen zu lassen und aller Welt den nöthigen Maßstab zu Beurtheilung desselben an die Hand zu geben. Diesen Zweck glaube ich durch die unter dem obgenannten Titel ausgegebenen Blätter vollständig zu erreichen. Eine kurze, im ruhigen Tone der Wahrheit gehaltene Einleitung gibt Nachricht über den Plan und die Geschichte meines Unternehmens, und dürfte an sich schon hinreichen, über die größere oder geringere Abweichung oder Übereinstimmung der Freund'schen und meiner Arbeit ein befriedigendes Urtheil zu begründen. Die Nachweisung selbst aber, in welches Verhältniß Herr Freund sich zu seinen (und auch meinen) Vorgängern gestellt, und wie er das in ihnen vorliegende Material ohne vorgängige Prüfung und Sichtung auf Treu und Glauben zu ordnen und zu verarbeiten übernommen hat, wird aufs schlagendste darthun, daß Herr Freund, bei aller seiner Gelehrsamkeit, wenigens die Ehre nicht ansprechen kann, irgend einen gewissenhaften Lexikographen der Ver-

suchung ausgesetzt zu haben, an ihm zum Plagiarius zu werden. Der geneigte Leser wird nämlich allein aus den ersten 285 (meinem Buche bisjetzt parallel laufenden) Seiten des Freund'schen Werkes nachgewiesen finden: 1) nicht weniger als 181 aus Forcellini und Andern herübergetragene Druckfehler, 2) aus gleicher Quelle entstanden 69 theils ganz falsche, theils irrthümliche Citate, 3) eine Masse von Irrthümern mannichfacher Art, aus Forcellini, Gesner und Andern entlehnt oder durch sie veranlaßt, 4) auf 4½ Seiten des größten Lexikonformats viele Irrthümer, die sich nur bald aus flüchtigem Ansehen der Vorgänger, bald aus einer Art von Gedankenlosigkeit in Benutzung derselben erklären lassen, und endlich 5) eine Seite voll Scholien von Forcellini und Andern, welche Herr Dr. Freund als Hauptbeweisstellen aus alten Classikern besonders hervorhebt. Bedarf es da noch weiter Zeugniß? Das Publicum lese und richte. Der unterbrochene Druck meiner Arbeit wird, hoffe ich, nun bald um so raschern Fortgang nehmen und dies jedenfalls mein letztes Wort in einer Angelegenheit sein, in der mir leider meine eigne Ehre nicht gestattete, meinem gelehrten Herrn Gegner seinen ganzen Ruhm ungeschmälert zu lassen.

Professor Dr. Dörner.

---

der Wälder und Ströme, die Einsamkeit der neuen Ansiedler, ihre Kämpfe mit Rothhäuten, Tigern und Wölfen, die großartige Natur seines Vaterlandes, das Anmuthvolle und Erhabene der Scenerien der neuen Welt u. s. w. Seine Charaktere sind stets anziehend und so mannichfaltig als das Leben sie beut. Die Darstellung ist rasch bewegt, dramatisch und fesselt stets die Aufmerksamkeit des Lesers. Beachtenswerth ist die moralische Tendenz, welche jedem seiner Romane zum Grunde liegt und um deren Willen man seine Werke der Jugend mit Nutzen in die Hand gibt. Der sittliche Adel der Grundsätze unsers Verf. hat viel zu dem großen Beifall beigetragen, welchen er selbst bei dem ernst-strengen Anglo-Amerikaner fand.

Wir geben die Romane Paulding's in einer geschmackvollen und treuen Bearbeitung nach der ganz neuen zu Neuyork erscheinenden Original-Gesammtausgabe. Die folgenden Theile sind unter der Presse und werden rasch folgen.

Geschichte Spaniens und Portugals

zur Zeit der Herrschaft der Almoraviden und Almohaden, von Dr. und Professor J. Aschbach. Zweiter Theil. Die Geschichte der Almohaden und der christlichen Pentarchie auf der pyrenäischen Halbinsel. Gr. 8. Ausgabe auf Velinpapier 2 Thlr. 6 Gr., oder 4 Fl.; auf Druckpapier 1 Thlr. 18 Gr., oder 3 Fl.

Dieses vorzügliche historische Werk hat auch im Auslande rühmliche Anerkennung gefunden, und vom ersten Theile ist bereits eine Übersetzung in Frankreich erschienen.

Der erste Theil enthält die Geschichte der Almoraviden, des castilischen Kaiserreichs und der Entstehung des Königreichs Portugal. Ausgabe auf Velinpap. 3 Thlr., oder 5 Fl. 12 Kr. Auf Druckpap. 2 Thlr. 12 Gr., oder 4 Fl. 30 Kr. — Mit obengenanntem zweiten Theil ist das Werk geschlossen. Preis des Ganzen: Velinpap. 5 Thlr. 6 Gr., oder 9 Fl. 12 Kr., Druckpap. 4 Thlr. 6 Gr., oder 7 Fl. 30 Kr.

Marienbüchlein,

Gesänge aller Zeiten und Völker zu Ehren der Allerheiligsten Jungfrau. Ein Buch der Andacht und frommen Erhebung. Von Dr. J. B. Rousseau. In gepreßten reich mit Gold verzierten Saffiandecken. 2 Thlr., oder 3 Fl. 36 Kr.

Diese durch ihren ansprechenden Inhalt wie durch seinen frommen Zweck gleich ausgezeichnete Schrift hat eine so freundliche Aufnahme gefunden, daß der Verleger sich veranlaßt sieht, dem innern Gehalt durch diese sorgfältige äußere Ausstattung zu entsprechen.

Ausgabe in Saffian mit Goldschnitt 1 Thlr. 12 Gr., oder 2 Fl. 42 Kr. Dasselbe geheftet 1 Thlr., oder 1 Fl. 48 Kr.

Lord Byron's sämmtliche Werke,

herausgegeben von Dr. und Prof. **Adrian;**

Ausgabe in 12 Bänden in gr. 12. Mit 26 feinen Stahlstichen.

Erste Lieferung. 3ter, 5ter, 8ter und 12ter Theil. Ausgabe auf Velinpapier in englischem Cartonband 4 Thlr., oder 7 Fl.; auf Druckpapier in Congreveumschlag 3 Thlr., oder 5 Fl. 15 Kr.

Die überreiche Gedankenfülle, das überströmende Gefühl, die für alles Große und Schöne glühende Begeisterung dieses wahrhaft einzigen Dichters, seine glänzende Phantasie, die Kraft und Zartheit des Ausdrucks, die hinreißende Darstellungsgabe sichern ihm die bleibende Anerkennung der Gebildeten aller Nationen.

Der ausgezeichnete Werth dieser deutschen Übersetzung der sämmtlichen Werke Lord Byron's wurde nicht nur in den vorzüglichsten kritischen Blättern Deutschlands ehrenvoll anerkannt, sondern auch das für echte dichterische Schönheit empfängliche Publicum hat dem Unternehmen eine seltene Theilnahme zugewendet und den Verleger dadurch veranlaßt, eine mit 26 Stahlstichen von den ersten Meistern unserer Zeit geschmückte Ausgabe zu veranstalten, um auch deren äußere Erscheinung mit dem hohen Gehalte der Dichtungen in Einklang zu bringen.

Frühere Ausgaben:

Lord Byron's sämmtliche Werke. Übersetzt von Mehren, herausgegeben von Dr. Adrian. 12 Theile. Gr. 12. Mit dem Bildnisse Byron's, von C. Barth in Stahl gestochen. Auf geglättetem Velinpapier 8 Thlr. 12 Gr., oder 14 Fl. Auf weißem Druckpapier 6 Thlr. 18 Gr., oder 11 Fl.

Galerie zu Lord Byron's Werken.

Dritte und letzte Lieferung mit 7 Stahlstichen. Gr. 8. Geh. 20 Gr., oder 1 Fl. 30 Kr.

Preis der ersten Lieferung in 11 Blättern 1 Thlr., oder 1 Fl. 48 Kr.; der zweiten Lieferung in 7 Blättern 20 Gr., oder 1 Fl. 30 Kr.; des Ganzen 2 Thlr. 16 Gr., oder 4 Fl. 48 Kr.

J. F. Cooper's sämmtliche Werke.

94stes — 99stes Bändchen.

Aufenthalt in Frankreich, Ausflug an den Rhein und zweiter Besuch in die Schweiz.

2 Theile. 12. Ausgabe auf Velinpap. 1 Thlr. 4 Gr., oder 1 Fl. 48 Kr. Auf Druckpap. 18 Gr., oder 1 Fl. 12 Kr.

Noch ehe die Übersetzung dieses Werkes begonnen war, hatte der interessante Inhalt binnen wenigen Monaten bereits eine zweite Auflage des Originals nöthig gemacht. Die Schilderungen mehrer historischer Personen, aus näherm Umgange und durch die Ereignisse neuerer Zeit vermittelter Berührung, verleihen diesen Denkwürdigkeiten aus dem Leben eines beliebten Schriftstellers einen seltenen Reiz. Mehre Glieder der vorigen wie der jetzigen französischen Dynastie, manche einflußreiche Männer und deren Thun und Treiben ziehen hier dem beobachtenden Blick vorüber, und vor Allem fesselt die Theilnahme des Lesers eine mit Liebe entworfene und mit gewissenhafter Treue durchgeführte Schilderung Lafayette's, des Menschenfreundes, des Helden zweier Jahrhunderte. Wer Cooper's Sinnes- und Schreibart kennt, wird daher in diesem neuen Erzeugnisse manche angenehme Überraschung erfahren, daher alle weitere Empfehlung unnöthig wird.

Museum Senckenbergianum.

Abhandlungen aus dem Gebiete der beschreibenden Naturgeschichte. Band II, Heft 2. Mit 5 schwarzen und 1 colorirten Tafel. Gr. 4. Geh. 2 Thlr., oder 3 Fl. 30 Kr.

Inhalt: Über Estheria dahalensis *Rüppell*, eine neue Gattung der Daphniden, von *H. Strauss-Dürkheim.* — Beiträge zur Flora von Abyssinien, von Dr. *Georg Fresenius.* — Novae Species Algarum, quas in itinere ad oras maris rubri collegit *Eduardus Rüppell*, cum observationibus nonnulis in species rariores antea cognitas. Auctore *Jacobo G. Agardh*, Phil. Dr. — Mittheilungen über einige zur Fauna von Europa gehörige Vögel, nebst Abbildung und Beschreibung eines neuen mexicanischen Vogels als Typus einer neuen Gattung. Von Dr. *Eduard Rüppell.*

Inhalt der früher erschienenen Hefte:

Beiträge zur Petrefactenkunde, von *Hermann von Meyer.* — Zoologische Miscellen von Dr. med. *Adolf Reuss.* — Beiträge zur Flora von Ägypten und Arabien von Dr. med. *Georg Fresenius.* — Beschreibung des im rothen Meere vorkommenden Dugong (Halicore), von Dr. *E. Rüppell.* —

Nachricht von den Brütenplätzen einiger tropischer Seevögel im stillen Ocean, von *F. H. von Kittlitz.* — Zoologische Miscellen von Dr. med. *Adolf Reuss.* — Beiträge zur Flora von Ägypten und Arabien, von Dr. med. *Georg Fresenius.* — Beschreibung mehrer neuer oder wenig gekannter Arten des Geschlechts Acanthurus, im stillen Ocean beobachtet und nach dem Leben abgebildet von *F. H. von Kittlitz.* — Zoologische Miscellen von Dr. med. *Adolf Reuss.* — Kürzere Mittheilungen. — Neuer Nachtrag von Beschreibungen und Abbildungen neuer Fische, im Nil entdeckt von Dr. *Eduard Rüppell.* — Über die Pflanzenmisbildungen, welche in der Sammlung der Senckenberg'schen naturforschenden Gesellschaft aufbewahrt werden, von Dr. *Georg Fresenius.* — Die Torfgebilde von Enkheim und Dürrheim, hauptsächlich in Rücksicht ihrer animalischen Einschlüsse, dargelegt von *Hermann von Meyer.* — Beiträge zur Flora von Abyssinien, von Dr. *Georg Fresenius.* (Resedaceae. Capparideae. Najadeae. Alismaceae. Lemnaceae. Nymphaeaceae. Coniferae. Dipsaceae. Valerianeae.)

*) Das dritte Heft des zweiten Bandes wird bald nachfolgen.

Der erste Band von 3 Heften kostet 4 Thlr. 16 Gr., oder 8 Fl. 10 Kr. Das erste Heft des zweiten Bandes 2 Thlr., oder 3 Fl. 30 Kr.

Das Sprachgeschlecht der Titanen.

Von

Dr. **J. von Xylander,**

königl. bair. Hauptmann ꝛc.

Darstellung der ursprünglichen Verwandtschaft der tatarischen Sprachen unter sich und mit der Sprache der Hellenen und Andeutung der zunächst daraus hervorgehenden Folgen für die Geschichte der Sprachen und Völker. Gr. 8. 2 Thlr. 16 Gr., oder 4 Fl. 30 Kr.

Auf dem Wege grammatischer und lexikalischer Vergleichung wird in dieser Schrift nachgewiesen, daß die tatarischen Sprachen sowol unter sich als mit der Sprache der Hellenen ursprünglich verwandt sind und daß der tungusische Dialekt der Mandschu selbst als ein Urdialekt des Griechischen betrachtet werden könne. Auf dieses Resultat gestützt, glaubt der Verfasser in den Tungusen und andern Stammverwandten die Nachkommen derselben Scythen nachweisen zu können, von welchen Herodot berichtet, in den Scythen die Stammväter der Hellenen und in den Tataren der Tartarei die Titane des Tartarus zu finden, sowie auch, daß alle in diese Untersuchung gezogenen Sprachen nur als verschiedene Entwickelungsstufen oder Dialekte eins und desselben Uridioms erscheinen.

Dieses mag genügen, die Bedeutung dieses Werkes für Sprachkunde und Geschichte zu bezeichnen.

In der Unterzeichneten ist soeben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Jahrbuch für 1837.

Herausgegeben

von

H. C. Schumacher,

mit Beiträgen von

Bessel, Hansen, A. v. Humboldt, Moser, Olbers und **Paucker.**

Mit einer Lithographie.

8. Cart. Preis 3 Fl. 24 Kr., oder 2 Thlr.

Inhalt:

Astronomische Ephemeride. Die Sternschnuppen, von Olbers. Allg. Übersicht des Sonnensystems, von Hansen. Von den Erscheinungen, welche der Halley'sche Komet gezeigt hat, von Bessel. Über zwei Versuche, den Chimborazo zu besteigen, von A. v. Humboldt. Tafeln zur Bestimmung der Höhen mittels des Barometers, von Gauss. Tafeln zur Verwandlung der Barometerscalen. Tafeln zur Verwandlung der Thermometerscalen. Tafeln zur Reduction des engl. Barometers. Tafeln zur Vergleichung der französ. und engl. Masse. Specifische Gewichte. Ausdehnung der Körper. Bestimmung der russ. Masse und Gewichte, von Paucker. Noch etwas über Sternschnuppen, von Olbers.

Stuttgart und Tübingen, im März 1837.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Bei J. A. Mayer in Aachen ist soeben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Howard, E., Ardent Troughton, der verunglückte Kaufmann. Roman. Aus dem Englischen von E. Richard. 8. Drei Bände. Geh. 3 Thlr.

Kremers, Dr. **Karl,** Beobachtungen und Untersuchungen über das Wechselfieber. 8. Geh. 12 Gr.

Montalembert, Graf, Pair von Frankreich, Leben der heiligen Elisabeth von Ungarn, Landgräfin von Thüringen und Hessen. (1207—31.) Aus dem Französischen, im Einverständnisse mit dem Verfasser und mit steter Rücksicht auf gedruckte und ungedruckte Quellen, übersetzt und mit Anmerkungen vermehrt von J. Ph. Städtler. Dritte und letzte Abtheilung. Mit 5 Kupfern. Gr. 8. Geh. 1 Thlr.

☞ Das nun vollständige Werk, 48 Bogen auf feinem Velinpapier gedruckt, mit 5 Kupfern, kostet 3 Thlr. 8 Gr.

White, Charles, Verfasser des Herbert Milton ꝛc., Die heimliche Ehe. Roman. Aus dem Engl. von E. Richard. 8. Drei Bände. Geh. 4 Thlr.

The Dramatic Works of William Shakspeare. Printed from the text of the corrected copies of Steevens and Malone. With a Life of the poet, by *Charles Symmons*, D. D. et Glossary: and sixty Embellishments. A new Edition. London and Berlin 1837. Prachtvoll in Maroquin gebunden, mit Goldschnitt, 6 Thlr., in engl. Leinen cartonnirt, mit Goldtitel, 4 Thlr. 12 Gr.

Diese neue Ausgabe des grossen Dichters zeichnet sich durch besonders schönen Druck (aus Whittingham's Officin) und durch die herrlichen Holzschnitte, sowie durch elegantes Äussere aus, zu Geschenken dürfte es wol wenig geeignetere Bücher geben.

London und Berlin. ***A. Asher.***

Preisherabsetzung.

Um den von vielen Seiten an mich ergangenen Anforderungen zu entsprechen, habe ich mich entschlossen, den Preis des

Allgemeinen

Bibliographischen Lexikons

von

Friedrich Adolf Ebert.

Zwei Bände in gr. 4. 1821—27.

welche bisher auf Druckpapier 20 Thlr., auf Schreibpapier 26 Thlr. 16 Gr. kosteten

in der Ausgabe auf Druckpapier auf **10 Thlr.,**

in der auf Schreibpapier auf **13 Thlr. 8 Gr.**

zu ermässigen, für welchen Betrag dasselbe durch alle Buchhandlungen zu beziehen ist.

Zur Empfehlung dieses allgemein so vortheilhaft bekannten classischen Werkes mich ausführlicher auszusprechen, halte ich für überflüssig.

Leipzig, im April 1837.

F. A. Brockhaus.

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Literarischer Anzeiger.

1837. Nr. XV.

Dieser Literarische Anzeiger wird den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften: Blätter für literarische Unterhaltung, Isis, und Allgemeine medicinische Zeitung, beigelegt oder beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile 2 Gr.

Provinzial-Sanitätsberichte des k. Medicinal-Collegiums zu Königsberg für d. J. 1834 in 2 Abtheilungen, für 1835, 1stes Semester. Gr. 4. 1 Thlr. 16 Gr.

Rosenkranz, C., Zur Geschichte der deutschen Literatur. Gr. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

Sachs, L. W., Das Opium. Ein pharmakologisch-therapeutischer Versuch. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Gr.

— —, und **F. P. Dulk**, Handwörterbuch der praktischen Arzneimittellehre zum Gebrauche für angehende Ärzte und Physici. IIIten und letzten Bandes 1ste, 2te und 3te Lieferung (der Ausgabe in Lieferungen 15te, 16te, 17te Lief.). Gr. 8. Preis 2 Thlr. 12 Gr.

Die früher erschienenen Bände, I und II, letzterer in zwei Theilen (oder Lief. 1—14), kosten 12 Thlr.

NB. Das Werk wird bestimmt im Jahre 1837 beendigt werden.

Schubert, F. W., Handbuch der allgemeinen Staatskunde von Europa. Gr. 8.

Isten Theiles 2ter Band (Frankreich und das britische Reich) 2 Thlr. 20 Gr.

Isten Theiles 3ter Band (die Reiche Spanien und Portugal) 2 Thlr. 4 Gr.

Im Jahre 1835 erschien der erste Band (allgemeine Einleitung und das russische Reich) 1 Thlr. 16 Gr.

NB. Dieses Werk wird ununterbrochen fortgesetzt.

Ulrici, Franz, Ergänzungen der Verordnungen über den Mandats-, summarischen und Bagatellproceß, über das Rechtsmittel der Revision und Nichtigkeitsbeschwerde, über die Execution in Civilsachen, und über den Subhastations- und Kaufgelder-Liquidationsproceß, enthaltend eine Zusammenstellung aller hierauf Bezug habenden bis 1836 ergangenen abändernden und erläuternden Gesetze und Ministerialrescripte, nebst chronologischem Verzeichnisse der letztern und Register. 1ster Theil. Gr. 8. 12 Gr.

(Der zweite und letzte Theil ist soeben erschienen. 31 Bogen. 2 Thlr.)

Voigt, Joh., Geschichte Preußens von den ältesten Zeiten bis zum Untergange der Herrschaft des deutschen Ordens. 7ter Band. Nebst Plan der Schlacht von Tannenberg und einer lithogr. Zeichnung. Gr. 8. 3 Thlr.

Die früher erschienenen 6 Bände kosten 18 Thlr. 12 Gr.

NB. Der 8te und letzte Band erscheint im J. 1838.

— —, Die westfälischen Femgerichte in Beziehung auf Preußen, aus den Quellen dargestellt und durch Urkunden erläutert. Gr. 8. 1 Thlr. 6 Gr.

Wagenfeld, Dr. L., Allgemeines Vieharzneibuch, oder gründlicher, doch leicht faßlicher Unterricht, wonach jeder Viehbesitzer die Krankheiten seiner Hausthiere auf die einfachste und wohlfeilste Weise auch ohne Hülfe eines Thierarztes leicht erkennen und sicher heilen kann. 3te vermehrte u. verb. Auflage, mit 9 lithogr. Tafeln. Gr. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

In der Unterzeichneten ist soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Ludwig Timotheus Freiherrn v. Spittler's sämmtliche Werke.

Herausgegeben
durch den
Ober-Tribunalrath v. Wächter.
9ter, 10ter und 11ter Band.

Gr. 8. Preis 10 Fl. 48 Kr., oder 6 Thlr. 12 Gr.

Die gegenwärtige vierte Lieferung der Spittler'schen Werke begreift den zweiten und dritten Band der vermischten Schriften über Theologie, Kirchengeschichte und Kirchenrecht, und den ersten Band der zur Geschichte, Statistik und dem öffentlichen Rechte Deutschlands, sowie der einzelnen deutschen Staaten, gehörigen kleinern Schriften.

Unter den Abhandlungen der zuerst genannten Bände (des neunten und zehnten der ganzen Sammlung) sind auszuzeichnen: 1) ein Entwurf der **Geschichte der spanischen Inquisition**; 2) der **Geschichte und Verfassung des Jesuitenordens**; 3) die von der dänischen Akademie der Wissenschaften gekrönte Preisschrift über **die Zinsbarkeit der nordischen Reiche an den römischen Stuhl**; 4) akademische Vorlesungen über die **Geschichte des Papstthums**; 5) über die **Geschichte der Hierarchie** von Gregor VII. bis auf die Zeiten der Reformation; und 6) über die **Geschichte der geistlichen Orden**, insbesondere der Benedictiner, der Tempelherren, des deutschen Ordens und der Bettelmönche. Den Schluß machen 7) **bisher noch ungedruckte** Vorlesungen über die **Geschichte des Kirchenrechts**, die für Freunde dieses Fachs um so interessanter sein dürften, als uns bisjetzt eine solche noch ganz fehlt, indem was wir in dieser Beziehung besitzen, namentlich auch die Geschichte des kanonischen Rechts des Verfassers selbst (Band I der sämmtlichen Werke), nur Bearbeitungen der Geschichte **einzelner Arten der Quellen** des Kirchenrechts sind.

Aus dem Inhalte des ersten Bandes der Schriften über deutsche Geschichte u. s. w. (des elften der Sammlung), welcher fünfundzwanzig Nummern enthält, wovon fünf **Deutschland** im Allgemeinen, drei **Oestreich**, eine **Baiern**, zwei **Sachsen**, elf **Hanover**, zwei **Hessen** betreffen, begnügen wir uns, 1) den Grundriß der **Geschichte des Privatlebens der deutschen Fürsten**, 2) die Abhandlungen zur **Geschichte der Misheirathen der deutschen Fürsten**, unter denen eine **noch ungedruckte**: „Herzog Otto von Braunschweig-Lüneburg und Metta vom Campen", 3) über den **Ursprung und das Wachsthum der deutschen Städte**, endlich 4) unter den **Recensionen** die über die bekannten historischen Schriften von **Schmidt, Heinrich, Möser, Johannes v. Müller, Lang, Woltmann u. A.** auszuheben.

Die fünfte und letzte Lieferung wird zur Ostermesse 1837 erscheinen.

Stuttgart und Tübingen, im Februar 1837.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Bei J. E. Schaub in Düsseldorf ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Der Geist und Sinn
der
Hahnemann'schen Heillehre
und ihrer Psoratheorie,
nebst einem Worte der Zeit an alle Homöopathen, die Hahnemann's System unbedingt oder nur theilweise annehmen und befolgen.
Von
G. H. G. Jahr,
homöopathischem Arzte und derzeitigem Vorsteher des homöopathischen Vereins in Lüttich.

72 Seiten in 8. In farbigem Umschlag geheftet 8 Gr.

In dieser kleinen Schrift sind die Hauptsätze des von Hahnemann aufgestellten Systems der Heilkunde in einer ganz neuen und eigenthümlichen Auffassung und Folge vorgetragen, durch die der eigentliche Sinn seines Urhebers überall außer Zweifel gesetzt und auf manchen höchst wichtigen, bisher ganz übersehenen Punkt jenes Systems aufmerksam gemacht wird. Dabei hat der Verfasser auf den gegenwärtig in Deutschland unter den Homöopathen geführten Streit ganz besondere Rücksicht genommen, und die Fragen über echte und unechte, reine und unreine Homöopathie so beantwortet, daß beide Theile das Buch mit gleichem Interesse lesen und sichere Mittel finden werden, den Frieden dauerhaft herzustellen. Zugleich enthält es dann auch manchen wichtigen Fingerzeig für die richtige Wahl der Heilmittel, und ist daher nicht minder dem Praktiker als dem Theoretiker zu empfehlen.

Digitized by Google

In meinem Verlage ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Die Sprichwörter

und sprichwörtlichen Redensarten der

Deutschen.

Nebst den

Redensarten der Deutschen Zech-Brüder

und

Aller Praktik Großmutter,

d. i. der Sprichwörter ewigem Wetter-Kalender.

Gesammelt und mit vielen schönen Versen, Sprüchen und Historien in ein Buch verfaßt

von

Dr. Wilhelm Körte.

Kauf, Leser, kauf! —
Meinst, für Sprichwörter seist zu klug? —
Lauf, Gesell, lauf,
Bist noch lange nicht klug genug! —
Willst Du dies Buch nur etwa leihen,
Wird es schwerlich Dir gedeihen:
Soll's Dich lehren, soll es Dich laben,
Mußt Du es zu eigen haben!

Sehr treffend sagt der Herausgeber dieser ebenso interessanten als lehrreichen Sammlung in der Einleitung:

„Sowie die Bibel das Buch ist aller Seelen und göttlicher Offenbarung, so ist dieses ein Buch aller Stände, wie aller weltlichen Klugheit. — Lehret die Bibel uns Gott schauen, fürchten und lieben, so lernen wir in diesem Buche die Welt erkennen, fürchten, lieben und uns in ihr vor Schaden zu hüten. — Hat es doch Unser Herr selbst gesagt: „Die Kinder dieser Welt sind klüger in ihrem Geschlecht, denn die Kinder des Lichts." — Die Sprichwörter sind aber ganz eigentlich die wahren „Kinder dieser Welt"; harmlos schließen sie sich gern den „Kindern des Lichts" an, die ein Gefühl für ihre hellen, klugen Augen haben. Endlich kann man sich dieses Buchs auch als eines Gedanken-Lexikons bedienen; etwa sowie man eines Reim-Lexikons gebraucht. Die Gedanken, welche das Sprichwort meist so reichlich darbietet, kann man sich zum Theil noch erfolgreicher zu Nutzen machen, als die einzelnen Sprichwörter selbst!"

„Die Sprichwörter sind hier alphabetisch geordnet, theils nach dem Haupt-Worte oder Begriffe, theils nach dem Anfangs-Worte. — Um sie in einen geselligen, gewissermaßen dramatischen Verkehr miteinander zu bringen — sodaß sie sich selbst einander erläutern, berichtigen, beschränken, widerlegen oder bestärken — so sind sie numerirt; hinter den einzelnen Sprichwörtern aber sind die mit ihnen in Bezug stehenden durch die Nummern derselben angezeigt worden."

Erläuternde Anmerkungen zu richtigerm Verständniß sind, wo es nöthig erschien, vom Herausgeber hinzugefügt. Auch wurden, um fruchtbare Parallelen, Vergleichungen und auffallende Contraste herbeizuführen, auch um dem Ganzen mehr Mannichfaltigkeit zu verleihen, vielen Sprichwörtern die entsprechenden anderer Völker beigegeben, so viel dazu nur irgend der Stoff zu Gebote stand.

Das Ganze ist auf vier Lieferungen berechnet, die in Zwischenräumen von 6—8 Wochen erscheinen; jede Lieferung kostet 16 Gr.

Leipzig, im April 1837.

F. A. Brockhaus.

Wir versandten soeben:

Cours D'ELOQUENCE FRANÇAISE,

OU

CHOIX DE XV DISCOURS QUI APPROCHENT LE PLUS DE LA PERFECTION;

publié par

GÉRARD,

Professeur à l'Ecole militaire du royaume de Wurtemberg.

8. Brosch. 2 Thlr., oder 3 Fl. 24 Kr.

Die Absicht bei Herausgabe dieser ausgewählten Sammlung ging dahin, Denen, die bereits mit den französischen Classikern vertraut sind, ein Buch an die Hand zu geben, mit dessen Hülfe sie im Stande wären, sowol mit dem Geist der Sprache sich vertraut zu machen als auch im Styl sich zu vervollkommnen. Darum fiel die Wahl der Stücke nur auf solche, die, bei einem allgemeinen Interesse, die Bewunderung aller Kenner sich erworben und deren Verfasser, jenem Zeitalter angehörend, wo der Ruhm der französischen Sprache ihren höchsten Gipfel erreicht hatte, eine zu glänzende und verdiente literarische Berühmtheit genießen, als daß es nöthig wäre, sie hier mit Lobpreisung zu nennen. Namen wie Bossuet, Buffon, Fléchier, Massillon, Rousseau u. A. bürgen für das hier Gesagte.

Stuttgart.

Hallberger'sche Verlagshandlung.

Soeben ist neu erschienen und in der Karl Gerold'schen Buchhandlung in Wien, sowie in allen Buchhandlungen Deutschlands zu haben:

DIE HEILKRÄFTE

des

kalten Wasserstrahles,

mit einem Rückblick auf die Geschichte und mit besonderer Rücksicht auf das

Staubregenbad und kalte Bäder

dargestellt von

Dr. *Ludwig Wilhelm Mauthner,*

ehemaligem k. k. Regimentsarzte u. s. w.

Mit vier Kupfertafeln.

27½ Bogen. Gr. 8. In lith. Umschlag brosch. 1 Thlr. 16 Gr.

Bei Rubach in Magdeburg erschien soeben:

Preußische National-Encyklopädie

oder Wörterbuch alles Wissenswerthen aus dem preußischen Vaterlande in Hinsicht auf Natur, Leben, Geschichte, Erdbeschreibung, Gesetzgebung, Verfassung, Cultur, Wissenschaft, Literatur, Kunst, Industrie, Handel und Civilisation.

1ste, 2te, 3te Lieferung.

Jeden Monat erscheint regelmäßig eine Lieferung von 8 Bogen großes Median-Velinpapier à 8 Gr.

Schwerz' Ackerbau.

In der Unterzeichneten ist soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Anleitung
zum
praktischen Ackerbau
von
Joh. Nep. von Schwerz,
früher Director der königl. württ. Versuchs- und Unterrichtsanstalt für den Landbau zu Hohenheim, Commenthur des württ. Kronordens.

1ster Band mit 15 lithographirten Tafeln.
Zweite vermehrte Auflage.
Mit dem Portrait des Verfassers.
Subscriptionspreis 2 Fl. 42 Kr., oder 1 Thlr. 14 Gr.

Wir übergeben hier den ersten Band obigen Werks des berühmten Veteranen der Landwirthschaft, dessen echt classischer Werth längst allgemein anerkannt und das durch die geachtetsten öffentlichen Blätter als eines der besten Werke über den Ackerbau empfohlen ist. Der Herr Verfasser hat diese **neue Auflage** mit einer Vorrede und einem Lebensabrisse begleitet.

Um dieses vortreffliche Werk, das bisher 14 Fl. kostete, auch dem minder bemittelten Landwirthe zugänglich zu machen und den Segen seines Inhalts möglichst zu verbreiten, haben wir eine Subscription für diese neue Auflage eröffnet, und zwar zu 8 Fl. 6 Kr., oder 4 Thlr. 18 Gr., für alle drei Theile, welche je zu ⅓ bei Ablieferung der einzelnen Theile zu entrichten ist.

Der zweite und dritte Band werden rasch nachfolgen, sodaß in möglichster Kürze das Werk vollständig in den Händen der verehrlichen Subscribenten sein wird. Mit dem Erscheinen des dritten Bandes hört der Subscriptionspreis auf und tritt der Ladenpreis von 12 Fl., oder 7 Thlr. 8 Gr., ein.

Stuttgart, im März 1837.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Einladung zur Subscription.

In meinem Verlage wird erscheinen:

Histoire de la civilisation morale et religieuse des Grecs depuis le retour des Héraclides, jusqu'à la domination des Romains par
P. van Limburg-Brouwer,
Docteur en médecine, philosophie et lettres, professeur à l'Université de Groningue, membre de l'Institut royal des Pays-bas etc.

Sechs Bände.

Der Preis ist 2 Gr. pro Bogen, allein die Subscribenten empfangen die Exemplare auf Velinpapier.

Die Subscriptionslisten sind bei Herrn J. A. Barth in Leipzig zu bekommen.

W. van Boekeren in Gröningen.

Soeben ist nachbenannte Schrift erschienen und wird demnächst in allen guten Buchhandlungen zu haben sein:

Forschungen, Erfahrungen und Rechtsfälle für Philosophie des Rechts und der Rechtspflege, von Dr. Joh. Georg Claus. Frankfurt a. M., in der Andreä'schen Buchhandlung. Preis 20 Gr.

Neuerer Zeit ertönen der Stimmen viele, ja der allgemeine Nothruf, nach einem endlichen mit Schärfe und Zuverlässigkeit begründeten Naturrecht zum Behuf der Grundlage einer haltbaren Gesetzgebung, mit welcher letztern man namentlich in Deutschland jetzt so vielfältig beschäftigt ist.

Der Verfasser obiger Schrift hat bei erlangter Muße nichts Geringeres versucht als, entfernt von jedem scholastischen Wortkram, durch eine einfache Analyse für [illegible] eine neue Bahn zu brechen, Vorarbeiten für [illegible] Weltcodex oder ein Gesetzbuch für alles [illegible] sein zu liefern und, um den Zweck einer [illegible] samkeit bei Rechtsgelehrten und Philosophen leichter zu [illegible] durch vergleichende Blicke auf die Gegenwart und [illegible] auf zum Theil illustre Rechtsfälle und Wirren [illegible] sowie auf neue literarische Erscheinungen und [illegible] das Interesse zu fesseln.

Soeben ist erschienen:

Repertorium
für
die homöopathische Praxis
Alphabetisch geordnet und nach nosologischen Principien dargestellt
von
Dr. A. J. F. RUOFF,
ausübendem Arzt in Stuttgart.

8. Brosch. 1 Thlr. 18 Gr., oder 3 Fl.

Dieses Werk wird dem homöopathischen wie [illegible] Arzt gleiches Interesse darbieten, da es eine [illegible] ständige Übersicht über alles Das gibt, was [illegible] auf dem ganzen theurapeutischen Felde bisher [illegible] die Heilungen der schwierigsten und gefährlichsten [illegible] fälle, die durch diese Heilart zu Stande gekommen, [illegible] Augen führt. Den anfangenden homöopathischen [illegible] wird es ohnedies einen unentbehrlichen Leitfaden für die homöopathische Praxis abgeben.

Stuttgart.

Hallberger'sche Verlagshandlung.

Bei Unterzeichnetem ist soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Sanchuniathonis historiarum Phoeniciae libros novem graece versos a Philone Byblio, edidit latinaque versione donavit *Fr. Wagenfeld.* 8maj. Druckvelinp. Geh. 2 Thlr. [illegible]

C. Schünemann in Bremen.

Im Verlage von F. A. Brockhaus in Leipzig ist soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Gedichte
von
Wilhelm Müller.
Herausgegeben und mit einer Biographie Müller's begleitet
von
Gustav Schwab.

Zwei Bändchen in Taschenformat. Geh. 2 Thlr. [illegible]

Diese einzige vollständige Sammlung der Gedichte [illegible] lieblichen Sängers ist mit der Einleitung ausgestattet, [illegible] sein Freund Gustav Schwab der Sammlung seiner [illegible] beigab, die in meinem Verlage unter dem Titel erschienen:

Vermischte Schriften von Wilhelm Müller. Herausgegeben und mit einer Biographie Müller's begleitet von Gustav Schwab. 5 Bändchen. Mit [illegible] 16. 1830. 6 Thlr.

Gesänge des Grafen Giacomo Leopardi [illegible] in Florenz 1831 erschienenen Ausgabe [illegible] Karl Ludwig Kannegießer. Gr. 12. Geh. [illegible]

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Literarischer Anzeiger.

1837. Nr. XVI.

Dieser Literarische Anzeiger wird den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften: Blätter für literarische Unterhaltung, Isis, und Allgemeine medicinische Zeitung, beigelegt oder beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile 2 Gr.

Durch alle Buchhandlungen und Postämter ist zu beziehen:

Das Pfennig-Magazin

für Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse.

1837. April. Nr. 209—211.

Nr. 209. *Galerie der deutschen Bundesfürsten. IX. Ludwig II., Großherzog von Hessen. Rechtsfälle in England und Frankreich. *Die Procession des Frohnleichnams zu Sevilla. Die Entwickelungsstufen des deutschen Volkes. II. Riesenkohl. *Der Tiger und der Dschiggetai. — **Nr. 210.** *Galerie der deutschen Bundesfürsten. X. Friedrich VI., König von Dänemark. Die Entwickelungsstufen des deutschen Volkes. II. (Fortsetzung.) Die Amerikanerinnen. Giftiger, von Hummeln gesammelter Honig. *Der Argonaute oder Papiernautilus. Die Seidenmanufactur in England. Ein seltsamer Passagier. Riesenerdäpfel. Leben im Meere. *Die Festung Dschindschi und die Moschee von Rajah-Ghur. **Nr. 211.** *Ludwig der Heilige. Seltsame Rache eines Prüfungscandidaten. Die Entwickelungsstufen des deutschen Volkes. II. (Fortsetzung.) Steinölquelle. Sparsamkeit im französischen Heere. *Ansicht von Hurdwar. — **Nr. 212.** *Galerie der deutschen Bundesfürsten. XI. Wilhelm I., König der Niederlande, Großherzog von Luxemburg. Die Entwickelungsstufen des deutschen Volkes. II. (Beschluß.) *Brügge. Die Stillpinseln. Ein Rechtsfall in England. Ein Katzenhospital. *Über die Natur und Bereitung des Schwefels. — **Nr. 213.** *Galerie der deutschen Bundesfürsten. XII. Karl Friedrich, Großherzog von Sachsen-Weimar-Eisenach. Entwickelung der menschlichen Fähigkeiten. Die Policei der Natur. *Rouen. Das Neueste aus der Natur- und Gewerbswissenschaft. Uhr und Herz.

Die mit * bezeichneten Aufsätze enthalten eine oder mehre Abbildungen.

Preis dieses Jahrgangs von 52 Nummern 2 Thlr. — Der erste Jahrgang von 52 Nrn. kostet 2 Thlr., der zweite von 39 Nrn. 1 Thlr. 16 Gr., der dritte von 52 Nrn. 2 Thlr., der vierte von 52 Nrn. 2 Thlr.

Leipzig, im Mai 1837.

F. A. Brockhaus.

Nebenius' Herabsetzung der Zinsen der öffentlichen Schulden.

In der Unterzeichneten ist erschienen und in allen guten Buchhandlungen zu kaufen:

Über die

Herabsetzung der Zinsen der öffentlichen Schulden,

von

Fr. Nebenius.

Brosch. Preis 1 Fl. 36 Kr., oder 1 Thlr.

Die Herabsetzung der Zinsen von jenen öffentlichen Effecten, deren Börsenwerth das Nominalcapital übersteigt, steht in mehren Staaten noch in Frage, während andere bereits versucht haben, ihre Schulden dieser Art auf einen niedrigeren Zinsfuß zu bringen, und auf dem Papiermarkte Papiere gefunden werden, deren Zinsfuß im Laufe von 10 Jahren nicht weniger als drei Reductionen erlitten hat.

Die Frage der Reduction, unlängst in parlementarischen Verhandlungen eines Nachbarstaats besprochen, ist für den größern Theil des gebildeten Publicums, für Alle die besitzen, oder von Fremdem Zinsen zahlen, von der höchsten Wichtigkeit. Nicht nur in dem Lande, wo sie ihre Lösung erhalten soll, ist sie praktisch, sondern sie influenzirt auch auf die gleiche Entscheidung in andern Ländern.

Diese Betrachtungen haben den berühmten Verfasser dieser Schrift veranlaßt, diese Materie in ihrem ganzen Zusammenhang ausführlich zu erörtern und praktisch zu erläutern.

Inhalt:

I. Von der Herabsetzung der Zinsen öffentlicher Schulden in Folge des Sinkens des Zinsfußes und dem hierbei zu beobachtenden zweckmäßigen Verfahren. Einleitung. Recht des Staates zur Aufkündigung lästig gewordener Schulden. Verpflichtung des Staates in Beziehung auf die Herabsetzung des Zinsfußes der öffentlichen Schuld, den Steuerpflichtigen gegenüber. Die Größe der Schuld ist kein Hinderniß der Herabsetzung des Zinsfußes. Bestimmung des Maßes der Reduction. Allmäliges Fortschreiten der Reduction in angemessenen Abstufungen bei fortdauerndem Sinken des Zinsfußes. Reduction der Zinsen der öffentlichen Schuld auf den laufenden Zinsfuß ohne Capitalerhöhung, Schuldentilgung und allmälige Reduction in ihrem wechselseitigen Verhalten. Von den Schwierigkeiten, welche sich bei der Zinsreduction ohne Capitalerhöhung, in Folge des fortschreitenden Sinkens des Zinsfußes, in Beziehung auf die Schuldentilgung ergeben können. Reduction der Zinsen eines Theiles der öffentlichen Schuld unter den laufenden Zinsfuß ohne Capitalerhöhung. Periodische Benutzung des Sinkens des Zinsfußes zur Zinsreduction ohne Capitalerhöhung und periodische Umwandlung der zu niedrigem Zinsfuß stehenden Schuldcapitalien in höher verzinsliche, nach eingetretenem Steigen des Zinsfußes. Schlußbemerkung über das Verfahren bei Herabsetzung der Zinsen der öffentlichen Schuld. II. Herabsetzungen des Zinsfußes der öffentlichen Schulden verschiedener Länder während der gegenwärtigen Friedensperiode. III. Französische Rentenreduction und Reductionsprojecte. 1) Verhandlungen vom Jahr 1824 und theilweise Umwandlung der 5procentigen Renten in 4½ und 3 Procent im Jahr 1835. 2) Französische Verhandlungen über die Reductionsfrage im Jahre 1836. IV. Schlußbemerkungen über die wahrscheinlichen Fortschritte der Reduction der Zinsen der europäischen öffentlichen Schulden.

Stuttgart und Tübingen, im März 1837.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

In der Karl Gerold'schen Buchhandlung in Wien ist erschienen und in allen Buchhandlungen Deutschlands zu haben:

Griseldis.

Dramatisches Gedicht

in

fünf Acten

von

Friedrich Halm.

8. Wien 1837. In Umschlag geh. 1 Thlr.

Universal-Kochbuch.

Vollständigstes

Kochbuch

für

Stadt und Land,

für

Deutsche, Franzosen und Engländer,

oder

gründliche Anleitung

zur schmackhaften Zubereitung aller bekannten Speisen, für den häuslichen Tisch sowol, als für die Tafeln der Reichen und Vornehmen.

Ein unentbehrliches

Hand- und Hausbuch

für Mütter und Töchter, Gastgeber, Mundköche und Conditoren, ein willkommenes Erinnerungsbuch für Jeden, der den Gaumenreiz und schmackhaften Haustisch liebt. In 1800 gründlich geordneten Vorschriften zusammengestellt, zur Auswahl für das Verhältniß jeder Küche und Kasse und für den nationellen Geschmack des Süddeutschen und Norddeutschen, des Franzosen und Engländers, verglichen mit den besten Werken, welche für die edle Kochkunst in Wien und Paris, in Stuttgart und Berlin erschienen sind,

von

einem vieljährigen Koche,

der in sämmtlichen genannten Städten seine Kunst geübt hat.

Zwei Theile,

ganz gebunden in Sarsinette 2 Fl. 12 Kr., gebunden in halb Sarsinette 2 Fl., roh 1 Fl. 48 Kr.,

ist nun vollständig erschienen

und trägt in dem Titel um so mehr seine Empfehlung, als alle Leser und Leserinnen denselben durch den Inhalt aufs vollständigste gerechtfertigt finden werden. Der Preis ist für den Reichthum des Gelieferten fast über Beispiel gering und das Buch sollte daher in keiner geordneten Haushaltung fehlen, wo man auch die Pflicht ehrt, durch wohlschmeckende Nahrung dem Leben Reiz und Gleichgewicht gegen so manche bittere Kost des Geschicks zu bieten. Es eignet sich daher besonders auch zum Angebinde für heranwachsende Jungfrauen, die sich zur häuslichen Bestimmung bilden, für angehende Hausmütter ꝛc., und wird auch den Erfahrenen noch viel Neues bringen. Aber auch für Kunstköche, Conditoren, Gastwirthe und ihre Gehülfen, sowie für die Verehrer der höhern Gastronomie, wird es sich als getreuer Rathgeber bewähren, der sie zu keiner Stunde, zu keiner Jahreszeit und in keiner Stimmung im Stiche läßt.

Heidelberg, im April 1837.

August Oßwald's
Universitätsbuchhandlung.

Oestreichische militairische Zeitschrift. 1837.

Drittes Heft.

Dieses Heft ist soeben erschienen und an alle Buchhandlungen versendet worden.

Inhalt: I. Über Thierry's eiserne Geschützlaffetten mit Rücksicht auf die in der königl. württembergischen Artillerie damit angestellten Versuche. Mit einer Kupfertafel. II. Über die Wichtigkeit der Redekunst, als Mittel auf den Geist der Truppen, ihre Tapferkeit und Ausdauer vortheilhaft zu wirken. III. Über die Ausbildung der Chargen vom Feldwebel abwärts. IV. Einige Bemerkungen zu der Skizze von Napoleon's Leben in v. d. Lühe's Militairischem Conversations-Lexikon. V. Die Operationen der verbündeten Heere gegen Paris im März 1814. (Fortsetzung.) Die Operationen vom 13ten bis 25sten März. 19) Die Eroberung von Rheims durch die Franzosen. 20) Gefecht bei Epernay am 15ten März. 21) Gefechte bei Berry au bac und Pontavaire. 22) Wiedereinnahme von Rheims durch die Alliirten. 23) Besetzung von Chalons durch die Alliirten. 24) Das Gefecht bei Epernay am 21sten März. VI. Neueste Militairveränderungen. VII. Übersicht des Inhalts sämmtlicher Jahrgänge der Östreichischen militairischen Zeitschrift seit 1811. (Schluß.)

Die Jahrgänge 1811—13 sind in einer neuen Auflage in vier Bänden vereinigt erschienen und kosten zusammen ebenfalls Acht Thaler Sächs. Wer die ganze Sammlung von 1811—35 auf Einmal abnimmt, erhält dieselbe um 1/4 wohlfeiler.

Von dem Unterzeichneten ist diese Zeitschrift durch alle Buchhandlungen um die genannten Preise zu beziehen.

Wien, den 15ten April 1837.

J. G. Heubner,
Buchhändler.

Soeben sind erschienen und durch die unterzeichnete Buchhandlung zu beziehen:

Mémoires sur la reine Hortense, et la famille impériale par *Mademoiselle Cochelet*, lectrice de la reine. 2 vols. In-18. Bruxelles. 2 Thlr.

***Balzac*, Illusions perdues.** In-18. Bruxelles. 1 Thlr.

***Gozlan (Léon)*, Les méandres.** Romans et nouvelles. 2 vols. In-18. Bruxelles. 2 Thlr.

***Waldor*, (*Mme. Mélanie*). La rue aux ours.** In-18. Bruxelles. 1 Thlr.

Dictionnaire du commerce et de l'industrie, par ***Blanqui*, *Brongniart*, *Costat*, *Dubrunfaut*, *Dupin*, *Flachat*, *Laffitte*, *Pance*, *Parisot*, *Pereyre*, *Say*** etc. Revue et augmenté d'un grand nombre d'articles sur le commerce, l'industrie, la jurisprudence commerciale, les impots et les douanes en Belgique. 1re livr. Gr. in-8. Bruxelles. Preis für die 1ste bis 15te Lieferung 1 Thlr. 16 Gr.

Leçons et modèles de littérature française, ancienne et moderne, depuis Ville-Hardouin, jusqu'à Chateaubriand, par ***P. F. Tissot*,** Membre de l'académie fr. 1re livr. Gr. in-4. Bruxelles. Preis für die 1ste bis 15te Lieferung 1 Thlr. 16 Gr.

La Sainte Bible. Traduction de ***Genoude*.** Nouvelle édition, avec l'autorisation de M-gr. l'archevêque de Paris. 1re livr. Gr. in-4. Bruxelles. Preis für die 1ste bis 6te Lieferung 1 Thlr. 4 Gr.

Leipzig, im April 1837.

Brockhaus & Avenarius.

In der Unterzeichneten ist soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Sammlung

historischer Schriften und Urkunden.

Geschöpft aus Handschriften

von

M. Freiherr von Freyberg,

Vorstand des königl. bairischen Archivs.

Fünfter Band.

Zweites Heft.

Gr. 8. Preis 1 Fl. 36 Kr., oder 1 Thlr.

Inhalt: 1) Die Recht zu Freysing in der Stadt, bestätt von Bischoff Albrecht 1359. — 2) Rechts Buch der Statt Memmingen, Anno 1396.

Stuttgart und Tübingen, im März 1837.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Bei uns erschien soeben und ist in allen Buchhandlungen zu haben:

Dodekaton,

oder

Neueste Erzählungen und Novellen von zwölf der beliebtesten französischen Schriftsteller.

Herausgegeben von **Fr. v. R.**

2 Bände. 8. Brosch. 2 Thlr. 15 Gr., oder 4 Fl. 30 Kr.

Erster Band: 1) Der unbekannte Gott von George Sand. 2) Belphegor von Löwe Weimar. 3) Der Graf von Wagnerts von Roger de Beauvoir. 4) Die Seelen des Fegefeuers von Prosper Mérimée. 5) Handeln ist besser als Reden von Alfred de Musset. 6) Der Liebestrank von Stendhal.

Zweiter Band: 1) Die letzte Liebe von Emile Souvestre. 8) Soldatenerinnerungen von Dufongeray. 9) Die rechte Hand des Messire de Giac von Alexander Dumas. 10) Sie ist mit der Angst davon gekommen, dramatisirtes Sprüchwort von Alfred de Vigny. 11) Ausflug in die Normandie von Jules Janin. 12) Beate von A. Barbier.

„Dieses Buch", so schließt eine französische Kritik ihre Anzeige, „tritt unter den glücklichsten Auspicien ins Leben"; und schwerlich dürfte irgend eine Literatur einen ähnlichen Verein von so vielen ausgezeichneten Namen und Talenten aufzuweisen haben, als es in der vorliegenden Sammlung der Fall ist. Die Übertragung besorgte dieselbe Meisterhand, welcher wir bereits die von Balzac's Vater Goriot und dem Buch der Mystik verdanken und sie ist ein neuer Beweis, daß es, um deutsche Leser mit einer interessanten Erscheinung aus fremder Literatur bekannt zu machen, eben eines solchen Bearbeiters bedürfe, der, vertraut mit dem Geist beider Sprachen, ihre Vorzüge und Eigenthümlichkeiten so zu verschmelzen versteht, daß dadurch die Übersetzung das vollkommene Gepräge eines Originals erhält.

Stuttgart.

Hallberger'sche Verlagshandlung.

In Unterzeichnetem ist soeben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Allgemeine Theater-Revue,

herausgegeben von

August Lewald.

Zweiter Jahrgang 1837.

Mit dem Portrait der Mad. Julie Rettich.

Gr. 8. Cart. Preis 3 Fl. 30 Kr., oder 2 Thlr.

Wir glauben mit diesem zweiten Jahrgange einen Fortschritt bezeichnen zu können. Die Artikel sind ebenso mannichfaltig als interessant. — Herr Dr. Peucer liefert einen sehr schätzbaren Beitrag über die ersten Erscheinungen im Gebiete der deutschen Oper, und legt damit der heutigen Lesewelt in übersichtlicher, geschmackvoller Auswahl vor Augen, was sonst nur dem Forscher in vielen staubigen Pergamentbänden zugänglich war. — Herr Varnhagen von Ense spendete aus dem fast unversiegbaren Schatze von Kunstansichten, die in Rahel's Nachlasse sich vorfanden, eine pikante Zusammenstellung, nebst einleitenden, verbindenden und schließenden Bemerkungen, die hohe Beachtung verdienen. — Herr Dr. Woldemar Seyffarth in London setzt die im ersten Jahrgang begonnene Abhandlung über das englische Theaterwesen fort. Der Stoff wird interessanter, je mehr wir uns der neuern Zeit nähern; besonders anziehend sind die Quellen-Nachrichten von berühmten Schauspielern. — Herr Jules Janin in Paris schreibt an den Herausgeber über den jüngsten Zustand der pariser Bühnen und verbreitet sich in seiner geistreichen Weise über die neuesten epochemachenden Werke. Es ist zum ersten Male, daß wir über diese Sache etwas vernehmen, was mit besonderer Beziehung auf Deutschland geschrieben worden wäre. — Die Herren Gerle und Uffo Horn bereicherten das Buch mit einem sehr wohl gelungenen Lustspiele, welches auch bald von den Bühnen herab den ihm zuerkannten Preis rechtfertigen wird. — Von dem Herausgeber endlich sind zwei Artikel geliefert worden, die für Bühnenfreunde wie Bühnenkünstler ihren Werth haben dürften und von des Verfassers genauer Bekanntschaft mit diesen Zuständen ein Zeugniß ablegen. — Zum Schluß ist wie im vorigen Jahre ein erheiterndes Gemisch von mannichfaltigen Zügen aus der Theaterwelt unter dem Titel „Curiositäten" dem Buche angehängt, und in dem kurzen Vorworte wird über die nach verschiedenen Seiten hin interessirende Preisaufgabe und deren Lösung Rechenschaft gegeben. — Es ist und bleibt bis diesen Augenblick die **Allgemeine Theater-Revue** das einzige dramaturgische Werk von Umfang, Allseitigkeit und, wie man annehmen kann, dauerndem Werthe. Seine Fortdauer war, gleich bei seiner Begründung, nicht von pecuniairem Gewinn, sondern von jenem Nutzen abhängig gemacht worden, der sich für die dramatische Kunstgeschichte überhaupt und für die Belebung des Antheils an theatralischen Zuständen unter uns dabei herausstellte. Wenn dieses schöne Ziel nicht verfehlt wurde, so soll das Unternehmen auch im nächsten Jahre fortgesetzt und dahin gestrebt werden, den Beifall und Nutzen zu steigern, den es bisjetzt gewonnen und hier und da wol auch gestiftet hat.

Stuttgart, im Februar 1837.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Kürzlich ist erschienen:

Metrische Gebete

zur

Erbauung an Fest- und Wochentagen

in

allen Zeiten und Stimmungen.

Herausgegeben von

Dr. G. Fr. W. Schultz,

k. bair. Consistorialrath zu Speyer.

8. Geh. 12 Kr. Rhein., oder 3 Gr. Sächs.

Gegenstand und Name des Herrn Herausgebers werden dieser kleinen Sammlung erbaulicher Gebete um so gewisser eine günstige Aufnahme bereiten, als Jeder den gesteigerten Eindruck in der Form von Gedichten erkennt, wie er sich bei Witschel's Morgen- und Abendopfern, Strack's Eloah und mehren andern so allgemein bewährt hat.

Heidelberg, im April 1837.

August Oßwald's Universitätsbuchhandlung.

Durch alle Buchhandlungen und Postämter ist zu beziehen:

Blätter für literarische Unterhaltung. (Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus.) Jahrgang 1837. Monat April, oder Nr. 91—120, 1 Beilage, Nr. 2, und 3 literarische Anzeiger: Nr. XII—XIV. Gr. 4. Preis des Jahrgangs von 365 Nummern (außer den Beilagen) auf gutem Druckpapier 12 Thlr.

Repertorium der gesammten deutschen Literatur. Herausgegeben von *E. G. Gersdorf.* 1836. Zwölften Bandes erstes Heft. (Nr. VII.) Gr. 8. Preis eines Bandes 3 Thlr.

Allgemeine Bibliographie für Deutschland. (Herausgeber: *E. Avenarius.*) Jahrgang 1837. Monat April, oder Nr. 14—17, und Bibliographischer Anzeiger: Nr. 14—17. Gr. 8. Preis des Jahrgangs 3 Thlr.

Leipzig, im Mai 1837. F. A. Brockhaus.

In der Unterzeichneten ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Bibliothek für Militairs überhaupt und für Unteroffiziere insbesondere.

Sechste Lieferung, enthaltend:

Militairisches Lesebuch.

Erste Abtheilung.
Bogen 9—12.

Siebente Lieferung, enthaltend:

Die Lehre vom Militairstyl.

Bogen 1—4.

Preis jeder Lieferung 12 Kr., oder 3 Gr.

Die Hauptgesichtspunkte, von welchen bei dieser schon hinreichend bekannten Unternehmung ausgegangen wurde, sind folgende:

1) Die Unteroffiziers-Bibliothek ist für Individuen aller deutschen Staaten berechnet, wobei sie alles speciell Dienstliche, was aus den bestehenden Dienstvorschriften der einzelnen Staaten erlernt werden kann, ausschließt.
2) Die Unteroffiziers-Bibliothek ist unbeschadet der Vollständigkeit auf ein möglichst kleines Ganzes und niedrigen Preis berechnet, denn der Unteroffizier hat nur einen beschränkten Raum zur Aufbewahrung derselben und wenig disponible Mittel.
3) Neben der Verbreitung nützlicher Kenntnisse, welche den einzelnen Individuen selbst nach ihrem Austritt aus dem Militairstande von wesentlichem Nutzen sein dürften, wird der Geist des echten Soldaten, die Anhänglichkeit an den Fürsten und das Vaterland, und die Beförderung der Liebe für den Stand, das ganze Unternehmen durchwehen.

Stuttgart, im Februar 1837.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

In der Karl Gerold'schen Buchhandlung in Wien ist in Commission erschienen und daselbst sowie in allen Buchhandlungen Deutschlands zu haben:

Handbuch der Wasserheillehre (Hydriasiologie)

oder des naturgemäßen geregelten

Heilverfahrens mit kaltem Wasser.

Seiner kaiserlichen Hoheit dem Erzherzoge Ludwig in aller Unterthänigkeit ehrfurchtsvoll gewidmet

von

Siegm. Mich. Granichstädten,

Doctor der Medicin, Magister der Geburtshülfe, k. k. Stadt-Armenarzt, praktischem Arzte und Mitgliede der medicinischen Facultät an der k. k. Universität zu Wien.

Gr. 12. Wien 1837. In geschmackvoll lithographirtem Umschlage brosch. Preis 1 Thlr. 8 Gr.

Dieses Werk enthält in leichtfaßlicher Darstellung die Hauptresultate der bisjetzt über die Wasserheilmethode gemachten Untersuchungen und Erfahrungen, rügt die Unrichtigkeiten und Übertreibungen der über diesen Gegenstand erschienenen Schriften, und sucht durch umsichtige Anwendung arzneiwissenschaftlicher Grundsätze die Wasserheilkunde auf den ihr gebührenden ehrenvollen Standpunkt zu erheben. Zugleich kann es, hauptsächlich in diätetischer Hinsicht, als ein sehr belehrendes, viele Irrthümer berichtigendes Lesebuch allen Ständen empfohlen werden, für welchen Zweck es sich ebenso sehr durch einen allgemein verständlichen Vortrag, als durch Gründlichkeit und Unparteilichkeit des Urtheils ganz besonders eignet.

In unserm Verlag ist soeben erschienen:

Gérard, Professor,

Die Sprachlehre in Beispielen

oder

französischer Text der Übungsstücke aus seiner praktischen und vollständigen Sprachlehre.

Im Verein herausgegeben mit

de Bancenel und Brüstlen.

Gr. 8. Brosch. 15 Gr., oder 1 Fl.

Es ist nicht eine Menge von Sätzen ohne Auswahl und Geschmack, eher geeignet, den Schülern Langeweile und Abneigung zu verursachen als Eifer zum Lernen einzuflößen, welche, wie in gewöhnlichen Sprachlehren, hier geboten wird, sondern es ist eine interessante Sammlung von Anekdoten, Briefen, Beschreibungen, welche die jungen Leute auf eine unterhaltende und angenehme Weise belehrt und sie in den Stand setzt, die Regeln praktisch in Anwendung zu bringen. Sie wird zugleich außer dem Nutzen, den sie gewährt, indem sie in einer Reihe von belehrenden und unterhaltenden Aufgaben die Hauptregeln der französischen Sprache darstellt, Denjenigen als Lese- und Übungsbuch dienen, welche mit Recht die Übung den Regeln vorziehen.

Stuttgart.

Hallberger'sche Verlagshandlung.

Bei Friedrich Mauke in Jena ist soeben erschienen und durch jede Buchhandlung zu erhalten:

Die Wissenschaften der praktischen Philosophie im Grundrisse, von Ernst Reinhold. Erste Abth.: Philosophische Rechtslehre. Gr. 8. In Umschlag geheftet 18 Gr.

(Die beiden andern Abtheilungen, die Ethik und die Religionsphilosophie, werden zur Michaelismesse l. J. erscheinen.)

Durch alle Buchhandlungen und Postämter ist zu beziehen:

Das Pfennig-Magazin für Kinder.

1837. April. Nr. 13—17.

Nr. 13. *Kinderlust. Wolfslist. Die Schildkröte und die Ratte. Von Fr. Müller. *Die Puris. Aläddin, der Redliche. *Das Schneehuhn. Auflösung der Räthsel im vorigen Monat. — Nr. 14. *Die Göttin Flora. Aläddin, der Redliche. (Fortsetzung.) *Der Gepard. Das Kochsalz. Die beiden Pferde. Die kleinen Beobachter. *Das Petermännchen. Räthsel. — Nr. 15. *Der rothe Fingerhut. Der Monat April. *Die Tempelherren. Aläddin, der Redliche. (Beschluß.) *Die Porzellanmuscheln. — Nr. 16. *Der Brahminenfisch. *Robert und Mathilde. Von der Zärtlichkeit der Thiere für ihre Jungen. Die Frühlingsblumen. Nach Ida Gräfin Hahn-Hahn. Die Regierung Kaiser Maximilian I. *Der kleine Neuntödter. — Nr. 17. *Der Musseron oder Kräsling. Zufriedenheit. *Der Kampf mit dem Bären. *Die Spinnen.

Die mit * bezeichneten Aufsätze enthalten eine oder mehre Abbildungen.

Preis dieses Jahrgangs von 52 Nummern 1 Thlr. — Der erste bis dritte Jahrgang kosten ebenfalls jeder 1 Thlr.

Leipzig, im Mai 1837. F. A. Brockhaus.

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Literarischer Anzeiger.

1837. Nr. XVII.

Dieser Literarische Anzeiger wird den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften: Blätter für literarische Unterhaltung, Isis, und Allgemeine medicinische Zeitung, beigelegt oder beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile 2 Gr.

Die

achte Originalauflage

des

Conversations=Lexikons

vollständig in 12 Bänden,

und in einem neuen Abonnement in monatlich erscheinenden Bänden.

Es gereicht mir zu großem Vergnügen, den zahlreichen Subscribenten auf die achte Auflage des Conversations=Lexikons anzeigen zu können, daß mit der eben ausgegebenen 24sten und letzten Lieferung das Werk vollständig geworden ist. Wol hätte ich gewünscht, die achte Auflage schneller zu beendigen, aber im Interesse des Publicums glaubte ich nichts versäumen zu dürfen, was dem Werke zum Vortheile gereichen konnte, und die sorgfältigste Redaction, die ich mir zur Pflicht gemacht, gestattete bei der starken Auflage kein schnelleres Fortschreiten des Drucks.

Seit vielen Jahren zum ersten Mal ist das **Conversations=Lexikon** wieder vollständig in allen Buchhandlungen zu dem Subscriptionspreise von

16 Thlr. für die Ausgabe auf gutem Druckpapier,
24 Thlr. auf feinem Schreibpapier,
36 Thlr. auf extrafeinem Velinpapier

zu erhalten.

Obwol diese Preise allgemein als äußerst billig anerkannt sind, so dürfte doch für Viele die Anschaffung des Werks auf einmal zu schwer fallen. Um nun den Wünschen solcher Bücherfreunde möglichst zu entsprechen, habe ich mich entschlossen,

ein neues Abonnement

auf die achte Auflage des Conversations=Lexikons eintreten zu lassen, und

monatlich vom 1. Juli dieses Jahres an

einen ganzen Band zu dem Preise von 1 Thlr. 8 Gr. für die Ausgabe auf Druckpapier, 2 Thlr. auf Schreibpapier, 3 Thlr. auf Velinpapier, zu versenden, wonach sich also die Ausgabe auf ein ganzes Jahr vertheilt. Sollten Jemandem noch längere Termine wünschenswerth sein, so ist jede Buchhandlung in den Stand gesetzt, sie zu gewähren, und da die achte Auflage vollständig erschienen ist, so kann ich in allen Fällen die größte Pünktlichkeit in der Ablieferung zusagen.

Leipzig, am 1sten Mai 1837.

F. A. Brockhaus.

Digitized by Google

Die neuen Verlagsunternehmungen und neuen Auflagen der Buchhandlung Josef Max & Comp. in Breslau.

Erstes Halbjahr 1837.

☞ Die mit Preisen bemerkten Bücher sind bereits erschienen, die andern ohne Preise befinden sich großentheils unter der Presse.

1) **General-Sanitätsbericht von Schlesien,** für das Jahr 1834. Herausgegeben von dem königl. Medicinalcollegio zu Breslau. Referent der Medicinalrath Dr. Ebers. Gr. 8. 1837. Geheftet. Circa 23 Bogen.

Bisher sind erschienen: Erster Jahrgang 1830. 10 Bogen. Preis 15 Gr., oder 18¾ Sgr. Zweiter Jahrgang 1831. 21 Bogen. Preis 1 Thlr. 6 Gr. oder 7½ Sgr. Dritter Jahrgang 1832. 30 Bogen. Preis 1 Thlr. 6 Gr. oder 7½ Sgr. Vierter Jahrgang 1833. 1stes und 2tes Halbjahr. 34½ Bogen. Preis 1 Thlr. 16 Gr. oder 20 Sgr.

2) **Braniß,** Prof. Dr. **Chr. J., Geschichte** der Philosophie von Kant bis auf die gegenwärtige Zeit. 2 Bände. Gr. 8. 1837. 50 Bogen.

Eine Geschichte der Philosophie der neuesten Zeit zu erhalten, ist als ein Bedürfniß längst gefühlt worden; die obige des Herrn Prof. Braniß wird den Anfoderungen entsprechen, welche die Wissenschaft daran zu machen berechtigt ist.

3) **Cicero's auserlesene Reden.** In neuer wortgetreuer Übersetzung, und durch Einleitungen und Anmerkungen erläutert. 3 Bändchen. 8. 1837. Circa 21 Bogen.

Wir dürfen versichern, daß diese neue Übersetzung von Cicero's Reden alle bisherigen an Treue und Genauigkeit übertreffen wird. Wir bringen sie in einer ebenso eleganten als zugleich überaus wohlfeilen Ausgabe und, um sie Allen zugänglich zu machen, werden die Bändchen, ein jedes für wenige Groschen, auch einzeln abgelassen. Die Erscheinung derselben steht bald zu erwarten.

4) **Ebers, J. J. H.,** Spohr und Halevy, und die neueste Kirchen- und Opernmusik. 8. 1837. Geheftet. 6 Bogen. 8 Gr.

5) **Eska,** Die schlesische Landschaftsfrage. Beitrag zu den neuern Verhandlungen über das Sachverhältniß. Nebst einem Anhange: Die Literatur dieses Instituts. Gr. 8. 1837. Geheftet. 5 Bogen. 8 Gr.

6) **Gaupp,** Prof. Dr. **E. T.,** Recht und Verfassung der alten Sachsen. In Verbindung mit einer kritischen Ausgabe der Lex Saxonum. Gr. 8. 1837. 15½ Bogen. 1 Thlr. 8 Gr.

7) **Hagen, Fr. H. von der,** Nordische Heldenromane. 1ster—3ter Band. Wilkina- und Niflunga-Saga, oder Dietrich von Bern und die Nibelungen. 2te verbesserte Auflage. 8. 1837. Circa 60 Bogen.

8) **Handel, Chr. Fr.** (Superintendent und Stadtpfarrer in Neisse), Evangelische Christenlehre, mit und nach den Hauptstücken des Katechismus für den Schul- und Confirmandenunterricht. 5te aufs Neue durchgesehene und vervollständigte Auflage. 8. 1837. 6 Bogen. 3 Gr.

9) **Jean Paul,** Dr. Katzenberger's Badereise. Nebst einer Auswahl verbesserter Werkchen. 3 Bändchen. 3te Auflage. 8. 1837. Circa 35 Bogen.

10) **Knobel,** Prof. Dr. **A.,** Der Prophetismus der Hebräer, vollständig dargestellt. 2 Bände. Gr. 8. 1837. Circa 50 Bogen.

Dieses Werk, welches einen hochwichtigen Gegenstand der biblischen Alterthumswissenschaft, Geschichte und Theologie behandelt und längst dringendes Bedürfniß war, wird unfehlbar Anfang Juni d. J. die Presse verlassen. Man wird es dem Herrn Verfasser, welcher seit einer Reihe von Jahren als akademischer Lehrer der alttestamentischen Kritik und Exegese seinen besondern Fleiß mit dem besten Erfolge widmet und als theologischer Schriftsteller bereits rühmlichst bekannt ist, jedenfalls Dank wissen, daß er es unternahm, eine sehr fühlbare Lücke in der theologischen Literatur gründlich und vollständig auszufüllen. Da das Werk zunächst den biblischen Prophetismus mit historischer Treue darstellt, dabei aber auch die außerbiblischen Analogien und fremden Meinungen, sowie die über den Prophetismus im Ganzen wie im Einzelnen vorhandene Literatur berücksichtigt, so ist zu erwarten, daß es bei allen theologischen Partеien unserer Zeit Anerkennung finden werde, zumal es, obwol wissenschaftlich gehalten, doch sehr klar und allgemein verständlich geschrieben ist.

11) **Morgenbesser, M.,** Geschichte Schlesiens. Ein Leitfaden für Schüler. 2te Auflage. Gr. 8. 1837. 5 Bogen. 3 Sgr.

Dieser Leitfaden ist überall so brauchbar befunden worden, daß die 1ste starke Auflage in der kurzen Zeit von nicht drei Monaten sich absetzte. Von dem größern Werk desselben Verfassers:

Geschichte Schlesiens. Ein Handbuch. Mit einem Vorwort von K. A. Menzel, Consistorial- und Schulrath. Gr. 8. 38 Bogen. Ladenpreis 1 Thlr. 18 Gr.

erschien im Jahre 1833 die 2te verbesserte Auflage, und diese ist innerhalb Schlesien noch für den wohlfeilen Pränumerationspreis von 1 Thlr. 6 Gr. zu haben.

12) — —, Schlesischer Kinderfreund, ein Lese- und Lehrbuch für die Stadt- und Landschulen Schlesiens. 1ster Theil. 6te Auflage. 8. 1836. 16 Bogen. 4 Gr. netto.

13) — —, Schlesischer Kinderfreund, ein Lese- und Lehrbuch für die Stadt- und Landschulen Schlesiens. 2ter Theil. 5te Auflage. 8. 1836. 16¾ Bogen. 4 Gr. netto.

Die sich wiederholenden neuen Auflagen der Lehrbücher des Herrn Rectors Morgenbesser gereichen diesen zur besten

Empfehlung, und beweisen, daß sie für Schulen zweckmäßig und brauchbar abgefaßt sind.

Im Jahr 1836 erschien:

Morgenbesser, M., Erstes Lesebuch für Stadt- und Landschulen. 5te Auflage. 8. 7½ Bogen. 2 Sgr. netto.

und im Jahre 1834:

— —, Wandfibel in 13 Tafeln, entworfen nach dessen Erstem Lesebuche, aber auch zu jedem andern Lesebuche brauchbar. Folio. 8 Gr.

14) **Müller, Dr. Eduard**, Geschichte der Theorie der Kunst bei den Alten. 2ter Band. Gr. 8. 1837. 28¾ Bogen. 2 Thlr.

Mit diesem Bande ist dieses an neuen Ansichten, Ergebnissen und Ideen über die antike Kunst so reichhaltige Werk, welches nun auch in einer zweiten Recension in den berliner Jahrbüchern als ein bedeutendes anerkannt worden ist, geschlossen. Der 1ste Band erschien im Jahre 1834 und kostet 1 Thlr. 8 Gr.

15) **Müller, Dr. Julius** (Professor in Marburg), Die christliche Lehre von der Sünde. 2 Bände. Gr. 8. Circa 50 Bogen.

Die Erscheinung dieses für die Auffassung unserer gesammten christlichen Glaubenslehre und Dogmatik so wichtigen Werkes steht in einiger Zeit zu erwarten. Diese vorläufige Anzeige wird gewiß sehr Vielen eine willkommene und erfreuliche sein.

16) Nacht, Tausend und Eine. In arabischer Sprache. Nach einer Handschrift aus Tunis, herausgegeben von Dr. *Maximilian Habicht*. 7ter Band. 8. 1837. Circa 28 Bogen.

Die ersten 6 Bände kosten 18 Thlr.

17) **Nösselt, Fr.**, Kleine Weltgeschichte für Töchterschulen und zum Privatunterrichte heranwachsender Mädchen. 7te vermehrte und verbesserte Auflage. Gr. 8. 1837. 7½ Bogen. 6 Gr.

Von desselben Verfassers:

Lehrbuch der Weltgeschichte für Töchterschulen. 3 Bände. Mit Stahlstichen. Gr. 8. 3 Thlr. 20 Gr.

erschien die 5te Auflage, und von dem

Lehrbuch der deutschen Literatur für das weibliche Geschlecht. 4 Bände. Gr. 8. 3 Thlr. 20 Gr.

die 2te verbesserte Auflage, beide im Jahre 1836.

18) **Steffens, Henrich**, Die Revolution. Eine Novelle. 3 Bände. 8. 1837. Geheftet. Circa 60 Bogen.

Dieses längst erwartete Werk hoffen wir binnen 4 Wochen vollständig ausgeben zu können.

19) — —, Gebirgssagen. 8. 1837. Geheftet. Circa 20 Bogen.

Dieses Werk wird im Juli d. J. die Presse verlassen.

20) — —, Die Familien Walseth und Leith. Ein Cyklus von Novellen. 3te verbesserte Auflage. 6 Bändchen. 8. 1837. Geheftet. 60 Bogen.

21) — —, Die vier Norweger. Ein Cyklus von Novellen. 2te verbesserte Auflage. 6 Bändchen. 8. 1837. Geheftet. 75 Bogen.

22) **Tieck, Ludwig**, Gesammelte Novellen. Vermehrt und verbessert. 5ter — 8ter Band. 8. 1837. Geheftet. Circa 70 Bogen.

Diese mit vielem Beifall aufgenommene Ausgabe der gesammelten Novellen Ludwig Tieck's ist die erste, welche durch ungemein wohlfeile Preisstellung, bei sehr eleganter Ausstattung, auch dem Minderbegüterten zugänglich gemacht worden ist.

Band 1 — 4 (70¼ Bogen) erschienen im Jahre 1835 und kosten 8 Thlr.

23) **Watson, Hewett Cottrell**, Bemerkungen über die geographische Vertheilung und Verbreitung der Gewächse Großbritanniens, besonders nach ihrer Abhängigkeit von der geographischen Breite, der Höhe und dem Klima. Übersetzt und mit Beilagen und Anmerkungen versehen von C. T. Beilschmied. 8. 1837. 18¼ Bogen. 1 Thlr. 8 Gr.

24) **Wendal, S. J. F.**, Die Stiefmutter. Ein Briefwechsel, gesammelt und mitgetheilt. 8. 1837. Geheftet. 12 Bogen. 12 Gr.

25) — —, Bermudez, oder die Schule der Leiden. Aus der Geschichte Fortunio's, Königs von Navarra. 8. 1837. Geheftet. 15 Bogen. 18 Gr.

Nach dem Urtheil der öffentlichen Kritik gehören die Wendal'schen Schriften zu den ausgezeichnetsten Erscheinungen unserer neuesten Literatur, und empfehlen sich durch tiefe Lebensanschauung und anziehende Darstellungsform wie durch reine und edle Gesinnung den gebildeten Männern und Frauen aller Stände.

26) **Wentzel, A.** (Ober-Landes-Gerichtsrath und Director des königlichen Fürstenthumsgerichts zu Neisse), Das preußische Strafrecht aus den jetzt geltenden gesetzlichen Bestimmungen in fortlaufendem Texte zusammengestellt. Gr. 8. 1837. 31½ Bogen. 2 Thlr.

27) **Zemplin, Dr. A.** (Geheimer Hofrath), Die Brunnen- und Molkenanstalt zu Salzbrunn. 2tes Bändchen. Für Ärzte. 8. 1837. Geheftet. Circa 12 Bogen.

Das 1ste Bändchen: Für Brunnengäste. 3te verbesserte Auflage, erschien im Jahre 1835 und kostet 12 Gr.

Soeben ist neu erschienen und in der
Karl Gerold'schen Buchhandlung in Wien,
sowie in allen Buchhandlungen Deutschlands zu haben:

DIE HEILKRÄFTE
des
kalten Wasserstrahles,
mit einem Rückblick auf die Geschichte und mit besonderer Rücksicht auf das
Staubregenbad und kalte Bäder
dargestellt
von
Dr. *Ludwig Wilhelm Mauthner,*
ehemaligem k. k. Regimentsarzte u. s. w.
Mit vier Kupfertafeln.
27½ Bogen. Gr. 8. In lith. Umschlag brosch. 1 Thlr. 16 Gr.

Zur Nachricht.

Am 20sten Mai werden von uns hier die ersten drei Bände der

Mémoires du général Lafayette

ausgegeben, an demselben Tage, an welchem sie in Paris, London und Neuyork erscheinen.

Bestellungen erbitten wir baldigst.

Leipzig, den 12ten Mai 1837.

Brockhaus & Avenarius.

Zur Uebung der französischen Sprache für gebildete Mütter und Töchter, für Erziehungs- und Lehranstalten

ist erschienen:

CONSEILS à ma Fille

par

Bouilly.

Bearbeitet und mit einem Wörterbuch versehen von

Professor G. Kissling,

Hauptlehrer an der Realanstalt zu Heilbronn und öffentlichem Lehrer der französischen Sprache an dieser Anstalt und an dem Gymnasium daselbst.

---

2 Bändchen. Elegant geh. 1 Thlr. Sächs., oder 1 Fl. 45 Kr. Rhein. Roh 22 Gr. Sächs., oder 1 Fl. 36 Kr. Rhein.

Unterricht und Übung in der französischen Sprache sind für Mütter und Töchter jeder gebildeten Familie, für die Anstalten, welchen die Letztern anvertraut sind, ein wesentlicher und unerlaßlicher Gegenstand, besonders in jetziger Zeit, wo die Sprache durch so bedeutungsvolle Ereignisse und Beziehungen gesteigertes Interesse gewonnen hat und für manche derselben das Binde- und Lösungsmittel geworden ist. Dennoch besitzen wir in Deutschland nur wenige Übungsbücher, welche für diese Sphäre bearbeitet wären, und noch wenigere, welche ihre Bestimmung für dieselbe erfüllen. Es hat sich also der Herr Verfasser, welcher alle Stufengänge im Unterrichte der französischen Sprache in eigner Wirksamkeit und Erfahrung durchgegangen, welcher durch die Herausgabe mehrer theoretischen Werke: seines Lesebuchs zum Übersetzen aus dem Deutschen ins Französische, für Unterricht und eigne Übung, seiner mit unbedingten Vorzug aufgenommenen Bearbeitungen von Florian's Guillaume Tell, Numa Pompile, Voltaire's Charles XII u. m. a. seinen Beruf vor dem größern Publicum bewährt hat, ein unverkennbares Verdienst erworben, indem er das vorliegende Werkchen, welches als Rath und Muster von edler Weiblichkeit schon in seinem Mutterlande nach kurzer Zeit neun zahlreiche Auflagen erlebt hat, für das Bedürfniß von deutschen Lehranstalten, von Müttern, die in Unterricht und Belehrung ihrer Töchter Beruf und Genuß finden, von Lehrerinnen, welche sich dazu bestimmt haben, so bearbeitet hat, daß Entwickelung des sittlichen Gefühls, praktische Lebensansichten und der Reichthum von andern Kenntnissen, welchen es einschließt, mit der Erlernung der Sprache gleich laufen; während die letztere, durch seine eigenthümliche Methode, seinen beispiellosen Fleiß und seltene Faßlichkeit in der Erklärung auf eine Weise gefördert und befestigt wird, welche bisjetzt noch in keinem Hülfsmittel geboten ist.

Wir machen uns daher zum besonders angenehmen Anliegen, auf diese Erscheinung aufmerksam zu machen und werden die Anwendung des Werkchens auf jede mögliche Weise zu begünstigen und zu erleichtern suchen.

Heidelberg, im April 1837.

August Oßwald's
Universitätsbuchhandlung.

A. Asher's Bücherverzeichniss № 9.

INHALT:

Preis 4 Gr. Käufern gratis.

Berlin. **A. Asher.**

In Unterzeichnetem ist soeben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Mozin's kurzgefaßtes praktisches Elementarbuch der französischen Sprache,

für deutsche Lehranstalten und Realschulen.

Zweiter Theil.

Enthaltend: die Fortsetzung des rechtschaffenen Pächters, über hundert französische und etliche deutsche Anekdoten, zu übersetzen in beide Sprachen.

Gr. 8. Preis 24 Kr., oder 6 Gr.

Um dieses zweckmäßige Elementarbuch der französischen Sprache nebst seiner kleinen Anekdotensammlung zu beendigen, soll in Kurzem ein Band von leichten und vertraulichen Gesprächen folgen, deren Inhalt geeignet ist, sich dem Gedächtniß einzuprägen und dazu bestimmt, jungen Leuten die französische Sprache geläufig zu machen, oder die Erlernung derselben durch ihren Kräften angepaßte Lesestücke zu erleichtern.

Stuttgart, im Februar 1837.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Zur Verhütung von Collisionen wiederhole ich die Anzeige, dass ich an einer Ausgabe des **Erec** von *Hartmann von Aue* arbeite.

Zittau.

Dr. *Moritz Haupt.*

Durch alle Buchhandlungen und Postämter ist zu beziehen:

Repertorium der gesammten deutschen Literatur. Herausgegeben von *E. G. Gersdorf.* 1837. Zwölften Bandes zweites Heft. (Nr. VIII.) Gr. 8. Preis des Bandes 3 Thlr.

Allgemeine medicinische Zeitung. Herausgegeben von Dr. *Karl Pabst.* Jahrgang 1837. Monat April, oder Nr. 26—34. Gr. 4. Preis des Jahrgangs 6 Thlr. 16 Gr.

Leipzig, im Mai 1837.

F. A. Brockhaus.

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Literarischer Anzeiger.

1837. Nr. XVIII.

Dieser Literarische Anzeiger wird den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften: Blätter für literarische Unterhaltung, Isis, und Allgemeine medicinische Zeitung, beigelegt oder beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile 2 Gr.

Goethe in Zwei Bänden.

In der Unterzeichneten ist erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Goethe's Werke.

Ausgabe in Zwei Bänden.

Mit Stahlstichen und einem Facsimile der Handschrift Goethe's.

Format wie Schiller in Einem Bande.

Zweiten Bandes erste Abtheilung:

Subscriptionspreis für beide Bände 24 Fl., oder 14 Thlr.

Diese mit einer Anzahl nie gedruckter, ja zum Theil erst jetzt (durch die Ordner seines Nachlasses) aufgefundener Gedichte und dramatischer Fragmente des großen Dichters bereicherte Ausgabe reiht sich im Formate ganz der von Schiller in Einem Bande an. In Schönheit des Papiers und Druckes übertrifft sie noch unsere neuern Ausgaben von Schiller, welche so allgemeinen Beifall gefunden haben, und wird überdies **durch eine Reihe von Stahlstichen nach den ausgezeichnetsten Künstlern** geschmückt werden. Gleichwol ist der Preis im Verhältnisse nicht höher als die Ausgabe Schiller's in Einem Bande und ansehnlich wohlfeiler als der pariser Nachdruck, der im Pränumerationspreis schon 24 Fl. kostet, dem nur das Bildniß Goethe's und dessen Facsimile beigegeben ist, und der auch in Correctheit und Eleganz der Ausstattung weit hinter dieser Ausgabe zurücksteht.

☞ **Die zweite Abtheilung, womit das Werk beendigt ist, wird nach der Herbstmesse fertig. Mit Vollendung des ganzen Werkes hört der Subscriptionspreis auf und tritt ein verhältnißmäßig erhöhter Ladenpreis ein.**

Stuttgart und Tübingen, im April 1837.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Erklärung.

Die Allgemeine deutsche Biographie und das Lexikon der jetztlebenden Schriftsteller und Schriftstellerinnen Deutschlands betreffend.

Von beiden Werken ist Herr Joseph Engelmann in Heidelberg, der mir die Ausarbeitung selbst angetragen, aus dem Grunde zurückgetreten, weil er, auf dem Lande lebend, zu entblößt sei an Hülfsmitteln für die rasche und ungehinderte Fortsetzung jener, meiner Ansicht nach, wahrhaft zeitgemäßen Werke. Ich bin daher genöthigt, einen andern Verleger zu suchen, und bitte diejenigen Buchhändler, die auf eins der genannten Werke oder auf beide reflectiren sollten, sich deshalb mit mir in Correspondenz zu setzen. Über den Plan beider Werke habe ich mich öffentlich ausgesprochen in gedruckten Bekanntmachungen. Auch das erste Heft des Schriftstellerlexikons könnte in Kurzem erscheinen, nachdem ein Heft der Allgemeinen deutschen Biographie bereits ans Licht getreten, da ich durch zahlreiche literarische Notizen unterstützt worden bin, für die ich den Einsendern verbindlichst danke.

Jena, den 29sten Mai 1837.

Dr. Heinrich Döring.

Bei Wiedolff und Striese in Königsberg in d. N. ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Nieritz, Gustav, Der Abenteurer wider Willen. Eine Erzählung aus unserer ereignißreichen Zeit. Zwei Theile. 8. Geh. Preis 2 Thlr. 18 Gr.

Durch alle Buchhandlungen ist von uns zu beziehen:

Somerhausen, H., Panorama ethnographique ou tableau général de toutes les langues du globe avec leur classification, d'après Mr. Adrien Balbi. 2 grosse Tabellen in Folio. Brüssel 1836. 1 Thlr. 16 Gr. Auf feinem Papier 2 Thlr. 12 Gr.

Leipzig, im Mai 1837.

Brockhaus & Avenarius.

Soeben sind bei Metzler in Stuttgart erschienen:

Zeittafeln
der
allgemeinen Geschichte
von
L. F. Romig.

4. Velinpapier. Geh. Preis 1 Thlr. Preuß., oder 1 Fl. 45 Kr.

Diese Zeittafeln — die reife Frucht einer gewissenhaften Arbeit von einer langen Reihe von Jahren — umfassen neben der politischen Geschichte auch die Cultur- und Religionsgeschichte, Literatur, Kunst und Erfindungen. — Den Geschichtskundigen eine möglichst sichere Unterstützung anzubieten, den Liebhabern der Geschichte einzelne Züge zum Bilde derselben darzustellen, den Anfängern die wichtigsten Ereignisse anzuzeigen, welche für ihre historischen Studien als leitende Punkte dienen können, war die Aufgabe, die der Herr Verf. sich gesetzt hat. Keine Erscheinungen zu

übergehen, welche auf die Entwickelung der Menschheit von besonderm Interesse gewesen sind, und aufzunehmen, was zur Bezeichnung ihres geistigen und sittlichen Standpunktes in jeder Periode gehörte, war sein besonderes Augenmerk. Dem ausgezeichneten innern Werthe entsprechend, ist auch die Ausstattung in Druck und Papier vorzüglich, und dennoch der Preis so billig, daß die Einführung in Unterrichtsanstalten dadurch sehr erleichtert wird, deren Vorsteher und Lehrer wir bitten, diese Zeittafeln sich zur Einsicht zu verschaffen und selbst zu prüfen.

Vorräthig in allen Buchhandlungen Deutschlands, Östreichs und der Schweiz.

Durch alle Buchhandlungen und Postämter ist zu beziehen:

Das Pfennig-Magazin

für Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse.

1837. Mai. Nr. 214—217.

Nr. 214. *Der Zucker. Das Neueste aus der Natur- und Gewerbswissenschaft. (Beschluß.) *Die beiden Engländer. — **Nr. 215.** *Galerie der deutschen Bundesfürsten. XIII. Herzog Bernhard zu Sachsen-Meiningen-Hildburghausen. *Die kirchlichen Feierlichkeiten in Rom während der heiligen Woche. Ackerbau und Gartenkunst in China. Die canadische Bisamratte. Der weiße Quinoa. *Der See von Nantua. — **Nr. 216.** *Galerie der deutschen Bundesfürsten. XIV. Joseph, Herzog zu Sachsen-Altenburg. Die Verschiedenheit der Organisationen in Übereinstimmung mit der Verschiedenheit des Klimas. *Ein mohammedanischer Fakir aus Hindostan. Die elysischen Inseln. Werth der körperlichen Beredtsamkeit. Verpflanzung des chinesischen Indigos nach Transkaukasien. *Die Paulskirche in London. — **Nr. 217.** *Zwei Gemälde aus der letzten Kunstausstellung (1836) des Louvre in Paris. Das Bret. *Die ulmer Magazin- und Schwarmbienenkörbe. *Die Schwanzmeise und ihr Nest. Fortschaffung der Häuser in Nordamerika. Über die königlich sächsische bestätigte Lebensversicherungsgesellschaft zu Leipzig. Chinesische Gebirgsbewohner.

Die mit * bezeichneten Aufsätze enthalten eine oder mehre Abbildungen.

Preis dieses Jahrgangs von 52 Nummern 2 Thlr. — Der erste Jahrgang von 52 Nrn. kostet 2 Thlr., der zweite von 39 Nrn. 1 Thlr. 12 Gr., der dritte von 52 Nrn. 2 Thlr., der vierte von 53 Nrn. 2 Thlr.

Leipzig, im Juni 1837.

F. A. Brockhaus.

Für Freunde der Naturwissenschaften.

In unserm Verlag ist soeben erschienen:

Die Lehre von dem

leiblichen Leben des Menschen.

Ein anatomisch-physiologisches Handbuch zum Selbstunterricht für Gebildete

von

Dr. A. W. Volkmann,

außerordentlichem Professor der Zootomie in Leipzig.

21 Bogen. Gr. 8. Mit 8 lithographirten Tafeln. Brosch. Preis 2 Thlr. 12 Gr.

Die meisten der Naturwissenschaften sind in neuerer Zeit durch zweckmäßige Darstellung dem gesammten gebildeten Publicum zugänglich gemacht worden; so die Botanik, Zoologie, Physik, Chemie, zum Theil selbst die Astronomie. Nur die Wissenschaft von dem Bau und den Functionen des menschlichen Körpers ist in dieser Hinsicht hinter jenen zurückgeblieben. Doch liegt grade sie den allgemeinen Interessen am nächsten und manche Lehren derselben greifen so vielfach in das Leben ein, daß die Unbekanntschaft mit denselben kaum ohne Nachtheil bleiben kann. Der Verf. des vorstehenden Werkes hat die wichtigsten und interessantesten Lehren der Wissenschaft vom menschlichen Körper dem gebildeten Publicum in allgemein faßlicher Form vorgetragen und durch sauber gezeichnete Abbildungen erläutert.

Leipzig, den 1sten Juni 1837.

Breitkopf und Härtel.

In der Karl Gerold'schen Buchhandlung in Wien ist in Commission erschienen und daselbst sowie in allen Buchhandlungen Deutschlands zu haben:

Handbuch

der

Wasserheillehre

(Hydriasiologie)

oder des naturgemäßen geregelten

Heilverfahrens mit kaltem Wasser.

Seiner kaiserlichen Hoheit dem Erzherzoge Ludwig in aller Unterthänigkeit ehrfurchtsvoll gewidmet

von

Siegm. Mich. Granichstädten,

Doctor der Medicin, Magister der Geburtshülfe, k. k. Stadt-Armenarzt, praktischem Arzte und Mitgliede der medicinischen Facultät an der k. k. Universität zu Wien.

Gr. 12. Wien 1837. In geschmackvoll lithographirtem Umschlage brosch. Preis 1 Thlr. 8 Gr.

Dieses Werk enthält in leichtfaßlicher Darstellung die Hauptresultate der bisjetzt über die Wasserheilmethode gemachten Untersuchungen und Erfahrungen, rügt die Unrichtigkeiten und Übertreibungen der über diesen Gegenstand erschienenen Schriften, und sucht durch umsichtige Anwendung arzneiwissenschaftlicher Grundsätze die Wasserheilkunde auf den ihr gebührenden ehrenvollen Standpunkt zu erheben. Zugleich kann es, hauptsächlich in diätetischer Hinsicht, als ein sehr belehrendes, viele Irrthümer berichtigendes Lesebuch allen Ständen empfohlen werden, für welchen Zweck es sich ebenso sehr durch einen allgemein verständlichen Vortrag als durch Gründlichkeit und Unparteilichkeit des Urtheils ganz besonders eignet.

Bei J. A. Mayer in Aachen ist soeben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Die heimliche Ehe.

Roman von Charles White,

Verfasser des Herbert Milton rc. rc.

Aus dem Englischen

von

C. Richard.

8. Drei Bände. Preis geheftet 4 Thlr.

Den geistreichen Verfasser kennt die deutsche Lesewelt bereits aus seinem trefflichen Romane „Herbert Milton". Von seinem neuen Werke sagt eine geschätzte englische Zeitschrift: „Es ist nicht so romantisch als die Schöpfungen von Walter Scott, noch so poetisch als die von Bulwer, aber es enthält Eigenthümlichkeiten, Vorzüge und Schönheiten, die bei keinem der beiden Vorgenannten angetroffen werden. Diese Bände enthalten eine treffende Schilderung des englischen Lebens aller Stände und einen großen Reichthum echt britischer Persönlichkeit. Ein besserer Roman dieser Art ward noch nicht geschrieben."

Interessantestes Werk über Palästina.

Im Verlage der K. Kollmann'schen Buchhandlung in Augsburg erschien soeben und wurde an alle soliden Buchhandlungen Deutschlands, Östreichs, der Schweiz rc. versandt:

Pilgerreise

nach

Jerusalem und auf den Berg Sinai,

in den Jahren 1831, 1832 und 1833;

unternommen

von dem ehrwürdigen Vater

Maria Joseph v. Geramb,

vom Orden der Trappisten.

Drei Theile.

Mit 3 Abbildungen und einer Karte.

Aus dem Französischen, im Einvernehmen mit dem hochw. Verfasser.

Motto: „Er allein! Er überall! Er immer!"

Erster und zweiter Theil.

Mit dem höchst ähnlichen Bildnisse des Verfassers, nebst Facsimile, einer Ansicht von Jerusalem und vom Berge Sinai.

Gr. 12. In Umschlag broschirt. Preis für alle drei Theile von mehr als 50 Bogen, schön gedruckt, 3 Fl. 12 Kr. Rhein., oder 2 Thlr. Sächs.

NB. Die Käufer der ersten 600 Exemplare erhalten das Bildniß in Abdrücken auf chinesischem Papier.

Unter allen ältern und neuern Werken über den Orient, und über Palästina insbesondere, nimmt das vorliegende, welches erst im vorigen Jahre zu Paris erschienen ist, eine ausgezeichnete Stelle ein. Der fromme Reisende, der früher als Offizier höhern Grades einer der größten und berühmtesten Armeen angehört, dann aber der Welt entsagt und als ein armer Klosterbruder in den strengen Orden der Trappisten sich begeben hat, beschreibt seine Pilgerreise und die heiligen Orte, die er besucht, mit so hinreißendem Gefühle und solcher Zartheit der Empfindung, zugleich so lebendig, anschaulich und erbauend, daß der Leser mit dem größten Interesse ihm folgt und gleichsam mit ihm sieht, mit ihm anschaut und fühlt. Wir beziehen uns auf die in der Sion, Nr. 136 — 141. vom November 1836, gegebenen Auszüge. Fürwahr, wer das Erhabene und Begeisternde jener heiligen Orte, an denen die merkwürdigsten aller Ereignisse der Welt sich zugetragen, an denen der Sohn Gottes als Mensch gewandelt, gelitten, gestorben und verherrlicht zum Vater aufgefahren ist, kennen lernen, wer an der Betrachtung so theuerer Gegenstände seines Glaubens und Hoffens sich laben und erbauen will, der nehme dieses Werk zur Hand, er wird demselben die schönsten Stunden verdanken und ein besserer Mensch werden. Mögen andere Beschreibungen des heiligen Landes noch so schön sein, so ist doch keine so erbauend, so ganz für fühlende Herzen geschrieben wie diese. Die Beschreibung ist zugleich so einfach und edel, daß sie für alle Stände gleich geeignet und verständlich ist. Der hochwürdige Klerus insbesondere (der Herr Verfasser hat sie dem französischen gewidmet) wird ohne Zweifel besonderes Interesse für diese Schrift zeigen; ihm empfehlen wir sie daher auch vorzüglich. Die Übersetzung selbst, aus einer gewandten mit den Feinheiten beider Sprachen vertrauten Feder, läßt nichts zu wünschen übrig, sie kommt dem reinen Style des Originals gleich. Hr. v. Geramb ist bereits auch durch mehre asketische Werke rühmlich bekannt, welche auf seine schöne, reine Seele schließen lassen.

Der hochw. Verfasser, sehr erfreut, dieses Werk in so gelungener Übersetzung auch zum Eigenthume Deutschlands gemacht zu sehen, kam höchst bereitwillig den Wünschen des Herausgebers und der Verlagshandlung entgegen, Beide in den Stand zu setzen, diese Übersetzung in gewisser Beziehung noch reicher ausstatten zu können, als selbst das französische Original es ist; denn durch seine Güte erhielten wir sein **wohlgetroffenes Bildniß nebst einem Facsimile,** und er **selbst** unterzog sich der Arbeit, die beizugebende Karte des heiligen Landes zu berichtigen und zu vervollständigen. Ferner ist **dieser Übersetzung eine kurze Beschreibung des höchst interessanten und erbaulichen Lebens des hochw. Verfassers** vorausgeschickt, welche auch dem französischen Original mangelt. **Diese Vorzüge werden derselben daher stets vor jeder andern Ausgabe,** welche durch Speculation noch etwa sollte ins Publicum gebracht werden, **den Vorrang sichern.** Um auch Unbemittelten den Genuß dieser herrlichen Lecture zu verschaffen, wurde der Preis, in Hoffnung auf große Verbreitung, **beispiellos billig** gestellt. Der 3te Band folgt zu Ende Mai **sicher** nach, es wird unablässig daran gedruckt.

K. Kollmann'sche Buchhandlung.

Für Lesecirkel und Leihbibliotheken beachtenswerthe Anzeige.

Im Verlage von F. E. C. Leuckart in Breslau ist erschienen und in allen soliden Buchhandlungen zu haben:

Zizine.

Nach dem Französischen des

Ch. Paul de Kock,

von Dr. Julius Sincerus.

Zwei Theile. Elegant broschirt. 1 Thlr. 18 Gr.

Die außerordentlich günstige Aufnahme, die diesem Romane in der Originalsprache zu Theil wurde, machte eine deutsche Übersetzung wünschenswerth. Die bereits erschienenen Beurtheilungen **dieser Ausgabe** sprechen sich äußerst vortheilhaft darüber aus.

Bei dem für belletristische Werke beispiellos billigen Preise hat die Verlagshandlung weder Kosten noch Mühe gescheut, diesem Romane eine allen Anfoderungen entsprechende moderne äußere Ausstattung zu geben, sodaß sich diese Ausgabe auch ganz besonders zu Geschenken eignen dürfte.

Durch alle Buchhandlungen und Postämter ist zu beziehen:

Isis. Encyklopädische Zeitschrift, vorzüglich für Naturgeschichte, Anatomie und Physiologie. Von Oken. Jahrgang 1837. Zweites Heft. Mit einem Kupfer. Gr. 4. Preis des Jahrgangs von 12 Heften mit Kupfern 8 Thlr.

Blätter für literarische Unterhaltung. (Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus.) Jahrgang 1837. Monat Mai, oder Nr. 121 — 151 und 3 literarische Anzeiger: Nr. XV — XVII. Gr. 4. Preis des Jahrgangs von 365 Nummern (außer den Beilagen) auf gutem Druckpapier 12 Thlr.

Repertorium der gesammten deutschen Literatur. Herausgegeben von *E. G. Gersdorf*. 1837. Zwölften Bandes drittes Heft. (Nr. IX.) Gr. 8. Preis eines Bandes 3 Thlr.

Allgemeine Bibliographie für Deutschland. (Herausgeber: *E. Avenarius*.) Jahrgang 1837. Monat Mai, oder Nr. 18 — 21, und Bibliographischer Anzeiger: Nr. 18 — 21. Gr. 8. Preis des Jahrgangs 3 Thlr.

Leipzig, im Juni 1837.

F. A. Brockhaus.

Durch alle Buchhandlungen und Postämter ist zu beziehen:

Das Pfennig-Magazin für Kinder.

1837. Mai. Nr. 18—21.

Nr. 18. *Albrecht Dürer. Die Eroberung der Bergfeste Kufstein durch Kaiser Maximilian. *Der Döbel oder Häßling. Der Frauensand, eine Sage aus Holland. Eine Elster hütet die Enten. *Die stinkende Nießwurz. Auflösung des Räthsels im vorigen Monat. Räthsel. — **Nr. 19.** *Die große Rohrdommel. Der Mai oder Wonnemonat. *Der Kampf eines Nashorns mit mehren Elefanten. Charlotte. Die Geschwister am Abend. *Albrecht Dürer's Haus. Räthsel. — **Nr. 20.** *Fortuna. Die Gottesurtheile. *Der Bergsturz zu Goldau. Der Neidische. Selbstaufopferung eines Negers. *Der Tigerhund. — **Nr. 21.** *Ferdinand Cortez. Von Dem, was zur Erhaltung gesunder Augen beiträgt. *Der Maikäfer. Der Zaubersee, ein Märchen. Der kühne Schuß. *Murr und der Papagei.

Die mit * bezeichneten Aufsätze enthalten eine oder mehre Abbildungen.

Preis dieses Jahrgangs von 52 Nummern 1 Thlr. — Der erste bis dritte Jahrgang kosten ebenfalls jeder 1 Thlr.

Leipzig, im Juni 1837.

F. A. Brockhaus.

Durch alle Buchhandlungen ist zu beziehen:

L. Reichenbach, Hofr. u. Prof., **Das Universum der Natur** zur Unterhaltung und Belehrung über Vor- und Mitwelt.

Erste Lieferung: Das Pflanzenreich nebst 1 großen Kupfertafel. 1 Thlr. 8 Gr.

Zweite Lieferung: Das Meer. Eine im naturhistorischen Hörsaale in Dresden gehaltene öffentliche Vorlesung. 8 Gr.

Dritte Lieferung: Das Thierreich, nebst 1 großen Kupfertafel. 16 Gr.

Vierte Lieferung: Über die natürlichen Verwandtschaften der Pflanzenfamilien, deren geographische Verbreitung, ökonomisch-technische und pharmaceutische Benutzung, für Anhänger und Freunde der Botanik leichtfaßlich entwickelt. 12 Gr.

Fünfte Lieferung: Das naturhistorische Museum in Dresden. 12 Gr.

Leipzig, im Mai 1837.

Wagner'sche Buchhandlung.

Ein neuer Roman von Penseroso, bei A. Wienbrack in Leipzig verlegt und an alle Buchhandlungen soeben versandt:

Die beiden Alberts oder der Homöopath.

3 Theile. 8. 3 Thlr. 18 Gr.

Auch in diesem Werke des rühmlichst bekannten Verf. zeigt sich wieder ganz die vortreffliche Darstellungsgabe, die lebendige Sprache und der treffende Witz, der das Gemüth zu erheitern, die Zeit zu kürzen und im gebildeten Familienkreise Stoff zur angenehmen Unterhaltung zu geben weiß.

In demselben Verlage erschien auch zugleich von der rühmlichst bekannten Verfasserin **Wilhelmine Lorenz** ein höchst interessanter Roman:

Die Reise nach Rom.

2 Theile. 8. 2 Thlr. 8 Gr.

Bei Georg Joachim Göschen in Leipzig ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Das Leben in seiner Blüte.

Oder

Sittlichkeit, Christenthum und Erziehung in ihrer Einheit.

Von

Prof. Dr. F. H. C. Schwarz,

großherzoglich badischen geheimen Kirchenrathe u. s. w.

Gr. 8. Preis 2 Thlr. 12 Gr. — 3 Fl. 45 Kr. C.-M. — 4½ Fl. Rhein.

Das vorliegende Werk ist der Schwanengesang des wenige Tage nach Beendigung des Druckes verewigten, geschätzten Verfassers; es bildet ein schätzbares Vermächtniß für jeden Gebildeten. Denn nicht nur der Lehrer, der Mann vom Fache, besonders aber auch Väter und Mütter finden hier einen Schatz von Erfahrungen über Erziehung niedergelegt, wie solche nur aus der Feder des Nestors unserer Pädagogik fließen konnten.

In der Schnuphase'schen Buchhandlung zu Altenburg ist soeben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Dr. Fr. Hesekiel (Consistorialrath und Generalsuperintendent), **Timotheus.** Reden an Geistliche. Eine Sammlung amtlicher Ansprachen bei der Einweihung und Einführung in den Beruf des Pfarramts. Besonders für jüngere Amtsbrüder, Candidaten und Theologie Studirende. 12. Broschirt. 12 Gr.

Ch. W. Klötzner (Archidiakonus), Reden an Gebildeten bei besondern Gelegenheiten, nebst [illegible] Gelegenheitspredigten. Gr. 8. Broschirt. 20 Gr.

Vor einigen Wochen verliess bei uns die Presse und wurde sogleich an die betreffenden Handlungen die zur Fortsetzung benöthigten Exemplare versandt, von:

Pusch, Georg Gottl.,

Geognostische Beschreibung von Polen, sowie der übrigen Nordkarpaten-Länder.

Zweiter (letzter) Band. 7 Fl., oder 4 Thlr.

Geognostischer Atlas dazu in 10 grossen colorirten Blättern. 24 Fl., oder 14 Thlr.

Stuttgart und Tübingen, im April 1837.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

In der Karl Gerold'schen Buchhandlung in Wien ist erschienen und in allen Buchhandlungen Deutschlands zu haben:

Griseldis.

Dramatisches Gedicht in fünf Acten von

Friedrich Halm.

8. Wien 1837. In Umschlag geh. 1 Thlr.

Wir versandten unterm heutigen Tage und ist von uns zu beziehen:

Mémoire sur l'influence des chemins de fer, présenté au premier congrès scientifique belge, [illegible] Août 1836, par *Charles Eugène d'Hane[illegible]*. Liège, 1837. 8 Gr.

Leipzig, den 12ten Mai 1837.

Brockhaus & Avenarius.

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Literarischer Anzeiger.

1837. Nr. XIX.

Dieser Literarische Anzeiger wird den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften: Blätter für literarische Unterhaltung, Isis, und Allgemeine medicinische Zeitung, beigelegt oder beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile 2 Gr.

Reisen und Länderbeschreibungen

der ältern und neuesten Zeit,

eine Sammlung

der interessantesten Werke über Länder- und Staatenkunde, Geographie und Statistik.

Herausgegeben von

Dr. E. Widenmann und **Dr. H. Hauff.**

Von dieser Sammlung, welche thätigst fortgesetzt wird und als Erweiterung des Planes des „Auslandes“ zu betrachten ist, erscheinen jährlich ein paar Lieferungen, je nachdem interessanter Stoff vorhanden.

Die Lieferungen werden einzeln verkauft, und wie man finden wird, zu den billigsten Preisen, für welche sie durch jede solide Sortiments-Buchhandlung bezogen werden können.

I. Lfg.

Irlands gegenwärtiger Zustand.

Preis 1 Fl., oder 16 Gr.

Diese von einem vieljährigen, im Lande selbst wohnenden Beobachter abgefaßte Darstellung schildert die innern Zerwürfnisse dieses unglücklichen Landes, dessen Zustand seit mehren Jahren einen so mächtigen Einfluß auf die Verhältnisse Englands ausübt, mit einer historischen Wahrheit, der keine politische Ansicht einen Eintrag thun kann. Diese historische Wahrheit ist es, welche allein eine klare Darstellung eines solchen Zustandes möglich macht, und welcher der Verf., dessen politische Ansichten vielleicht mannichfach anstoßen, unerschütterlich treu geblieben ist.

II. Lfg.

Algier wie es ist.

Mit einer Karte von Algier und dem Mittelmeer.

Preis 1 Fl. 30 Kr., oder 21 Gr.

Die beste Empfehlung dieser zweiten Lieferung mag darin bestehen, daß sie die schmucklose Erzählung eines Augenzeugen enthält. Wir haben angemessen erachtet, diesem Hefte eine Karte des Mittelmeers und der umliegenden Länder beizufügen, welche jetzt, wo das Mittelmeer jeden Augenblick der Schauplatz mannichfacher Begebenheiten werden kann, gewiß von hohem Werthe ist, um so mehr, als das gesammte Mittelmeer, seitdem Ägypten, Syrien und Kleinasien, um der Nordküste von Afrika nicht zu gedenken, in den Kreis der europäischen Politik hineingezogen worden, eine weit größere Wichtigkeit als früher erhalten hat.

III. Lfg.

Alexander Burnes'

Reisen in Indien und nach Bukhara.

Erster Band.

Mit einer Abbildung.

I. **Gesandtschaftsreise nach Lahur und Fahrt des Indus hinauf:** Veranlassung der Reise. Überwindung der Schwierigkeiten, welche die Eifersucht der Emirs von Sind der Fahrt auf dem Indus entgegenstellten. Reise von Tatta nach Heiderabad. Reise nach Bakkar. Das Land Bhawal Khan's. Reise durch das Land der Sikhs. Lahur. — II. **Reise nach Bukhara:** Reise nach Lahur und Aufenthalt daselbst. Herrn Court's Instructionen zur Weiterreise. Reise durch den Pentschab an den Indus. Peschawer. Reise nach Kabul. Kabul. Reise über den Hindukusch. Ernste Verlegenheiten. Reise nach Khundus. Balkh. Bukhara. Aufenthalt im Königreich Bukhara. Reise in der Wüste der Turkomanen. Khorasan. Reise unter den Turkomanen des kaspischen Meers. Reise durch Persien.

Preis 2 Fl. 30 Kr., oder 1 Thlr. 12 Gr.

IV. Lfg.

Ausflug auf die Prairien

zwischen dem Arkansas und Red-river,

von

Washington Irving.

Preis 1 Fl., oder 16 Gr.

V. Lfg.

Alfred Reumont's

Reiseschilderungen.

Die Johannisfeste zu Florenz. Die alten Gefängnisse zu Florenz. Briefe über Casentim 1831. Ausflug in die toscanischen Maremmen im Frühling 1832. Ein Besuch auf Malta, Navarin und Modon. Konstantinopel im Ramadan 1833. Konstantinopels Wasserleitungen. Die Russen am Bosporus 1835. Fahrt nach Syra und Ägina. Athen. Ein Besuch auf der Küste von Albanien. Skizzen von Korfu. Eine Apeninnen-Tour.

Preis 1 Fl. 12 Kr., oder 18 Gr.

VI. Lfg.

Briefe in die Heimat,

geschrieben zwischen October 1829 und Mai 1830 während einer Reise über Frankreich, England und die Vereinigten Staaten von Nordamerika nach Mexico.

Preis 1 Fl. 24 Kr., oder 20 Gr.

VII. Lfg.

Alexander Burnes'

Reisen in Indien und nach Bukhara.

Zweiter Band.

1) Der Indusstrom und die angrenzenden Länder. 2) Anhang. Die Länder von der Nordwestgrenze von Indien. 3) Geographische Bemerkungen über die Länder zwischen Indien und dem kaspischen Meere. 4) Historische Skizzen der Länder zwischen Indien und dem kaspischen Meere. 5) Der Handel von Mittelasien. 6) Anhang. Über baktrische Münzen und Alterthümer. Mit einer Karte. Preis 2 Fl. 42 Kr., oder 1 Thlr. 16 Gr.

VIII. Lfg.

Ein Besuch auf der Insel Island

im Sommer 1834

von

John Barrow jun.,

Verfasser der Reisen im Norden von Europa.

Mit Holzschnitten.

1) Reise von London nach Tronyem. 2) Reise von Tronyem nach Röraas und Besuch bei den Lappländern. 3) Reise von Tronyem nach Island. 4) Reikiavik und dessen Umgebung. 5) Reise nach den Geisern. 6) Die Geiser. 7) Havnefiord und Bessestad. 8) Stappen und Snäfell Jökul. 9) Statistisches. 10) Abschied von Island.

Preis 1 Fl. 45 Kr., oder 1 Thlr. 4 Gr.

IX. Lfg.

Südafrikanische Skizzen

von

Thomas Pringle.

Aus dem Englischen übersetzt.

Preis 2 Fl. 15 Kr., oder 1 Thlr. 8 Gr.

1) Ankunft der Auswanderungsgesellschaft in Südafrika. 2) Reise nach dem angewiesenen Wohnort. 3) Erste Begründung der Colonie in Glen-Lynden. 4) Landwirthschaftliche Verhältnisse. 5) Rückblicke auf die Empörung der Grenzboers im Jahr 1815. 6) Ausflug des Verf. nach dem Missionsorte Euon. 7) Vergrößerung und Zustand der Colonie. 8) Das Thierreich des Caplands, Jagdbegebenheiten. 9) Reise des Verf. nach der Capstadt. 10) Herausgabe einer Zeitung und gewaltsame Unterdrückung derselben. 11) Reise nach der östlichen Grenze; die Niederlassung Albany. 12) Rückkehr nach Glen-Lynden. Verhältnisse der Hottentotten und Buschmänner. 13) Geschichtliche Rückblicke auf die Unterdrückung des Hottentottenstammes. 14) Die Kaffern und ihr Verhältniß zur Colonie. 15) Christliche Missionäre in Südafrika. Rückkehr des Verfassers nach England.

X. Lfg.

Mexico
in den Jahren 1830 bis 1832.
Vom Verfasser
der
„Briefe in die Heimat".
Erster Band.
Preis 3 Fl., oder 1 Thlr. 20 Gr.

1) Allgemein Statistisches und Physiographisches. Mexico als Zielpunkt europäischer Auswanderung betrachtet. 2) Fragmente zur Specialstatistik einzelner Staaten und Territorien der Föderation, in alphabetischer Ordnung. 3) Justizwesen. 4) Kirchenwesen. 5) Öffentlicher Unterricht. 6) Öffentliche und Privatgeselligkeit.

XI. Lfg.

Montenegro und die Montenegriner.
Ein Beitrag
zur Kenntniss der europäischen Türkei und des serbischen Volks.
Preis 1 Fl. 24 Kr., oder 20 Gr.

Die Länder zwischen dem schwarzen und adriatischen Meere sind so wenig bekannt und Das, was darüber in verschiedenen Büchern mitgetheilt ist, meist so sehr durch mangelnde Sprachkenntniß entstellt, daß jeder Beitrag zu dieser Kenntniß, wenn er aus einer competenten Quelle kommt ,willkommen sein muß. Daß aber diese Quelle eine solche sei, wird Jeder ohne Mühe erkennen, wenn wir als den Verf. dieser Schrift Hrn. **Wuk Stephanowitsch Karadschitsch**, den bekannten und berühmten Herausgeber der serbischen Volkslieder, nennen, der seine Materialien an Ort und Stelle sammelte und durch seine Herkunft schon hinreichend befähigt ist, um über die nationalen Verhältnisse jener Völker ein gültiges Urtheil zu fällen.

Verschickt wird eben:

XII. Lfg.

Francis Grund,

Amerika und die Amerikaner in ihren socialen, moralischen und politischen Beziehungen.

Unter der Presse befindet sich:

XIII. Lfg.

Mexico.
Zweiter Band.

Stuttgart und Tübingen, im Mai 1837.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Für preußische Juristen!

Bei mir ist erschienen:

Ergänzungen des Allgemeinen Landrechts

für die preußischen Staaten,

enthaltend eine vollständige Zusammenstellung aller noch geltenden, das Allgemeine Landrecht abändernden, ergänzenden und erläuternden Gesetze, Verordnungen und Ministerialverfügungen, nebst einem chronologischen Verzeichnisse derselben und Register, herausgegeben von

F. H. v. Strombeck.

Vierter Band.

Enthaltend die Nachträge zur dritten Ausgabe derselben, bearbeitet und bis auf die neueste Zeit fortgeführt von

Ferdinand Leopold Lindau,

Landgerichts-Assessor.

Gr. 8. Auf Druckpapier 1 Thlr. 4 Gr. Auf Schreibpapier 1 Thlr. 12 Gr.

Um den Ankauf dieses anerkannt höchst brauchbaren Werks zu erleichtern, habe ich den Preis eines vollständigen Exemplars aller vier Bände in der Ausgabe auf Druckpapier auf fünf Thaler festgesetzt. Früher kosteten die ersten drei Bände allein 6 Thlr.

Leipzig, im Juni 1837.

F. A. Brockhaus.

Unentbehrlicher Nothhelfer für alle **Theologen, Bibliotheken, Buchhändler,** sowie überhaupt für jeden Freund der kathol. Literatur.

Im Verlage der K. Kollmann'schen Buchhandlung in Augsburg ist soeben aus der Presse gegangen und dortselbst, sowie durch alle soliden Buchhandlungen zu erhalten:

Bücherkunde

der kathol. theologischen Literatur,

oder

möglichst vollständiges Verzeichniß

von

in älterer und neuerer Zeit bis Ende 1836 erschienenen **gang- und brauchbaren Werken**

über alle Theile der katholischen Religionswissenschaft, Kirchengeschichte, Kirchenrecht, kirchliche Statistik und Topographie, Kunst und Gesetzkunde, religiöse Poesie ꝛc., dann andere, in entfernterer Beziehung zu Katholicismus, katholischem Kirchen-, Schul- und Erziehungswesen, Armenpflege u. s. w. stehenden Schriften.

Mit

Namen- und Sachregister, den richtigen Ladenpreisen und sonst nöthigen Nachweisungen.

Gr. 8. (53 Halbbogen.) In Umschlag broschirt. Subscriptionspreis 1 Fl. 21 Kr., oder 21 Gr. Ladenpreis 1 Fl. 48 Kr., oder 1 Thlr. 4 Gr.

So übergeben wir denn hiermit zum zweiten Male diesen unentbehrlichen literarischen Nothhelfer dem Publicum mit dem Wunsche, daß die unsägliche Mühe, mit welcher die sich schon aus der beträchtlichen Erweiterung des Umfanges ergebenden zahlreichen Verbesserungen, Zusätze und Preisrichtigstellungen gesammelt und gehörigen Orts eingeschaltet wurden, nicht unbemerkt bleiben und sich den Dank des verehrlichen Publicums, für welches dieser Katalog zunächst bestimmt ist, erwerben möge.

Wer berücksichtigt, daß ein derartiger Katalog früher noch gar nicht existirte, sondern alle Materialien erst mit vieljähriger Mühe und nicht unbedeutenden Kosten für Correspondenzen gesammelt und zusammengestellt werden mußten, der wird den Preis desselben bei der großen Bogenzahl, dem großen Formate und engen Drucke nur sehr billig finden und diesem nützlichen Werke gewiß gern eine Stelle in seiner Bibliothek einräumen.

K. Kollmann'sche Buchhandlung.

Oestreichische militairische Zeitschrift. 1837.

Viertes Heft.

Dieses Heft ist soeben erschienen und an alle Buchhandlungen versendet worden.

Inhalt: I. Über die Vertheidigung durchbrochener Massen und Quarrés. II. Über Bayonnetfechten. Mit einer Kupfertafel. III. Nachrichten über das durch den General Freiherrn von Zoller modificirte bairische Feldartilleriesystem. IV. Der Feldzug 1797 in Italien, Inneröstreich und Tirol. Zweiter Abschnitt. V. Anekdoten aus den Feldzügen 1813 und 1814. VI. Über Regimentsmusiken und ihren Einfluß auf das Gemüth des Soldaten. VII. Literatur. VIII. Neueste Militairveränderungen. IX. Miscellen und Notizen.

Der Preis des Jahrgangs 1836 von 12 Heften ist, wie auch der aller frühern Jahrgänge von 1818—35, jeder 8 Thlr. Sächs.

Die Jahrgänge 1811—13 sind in einer neuen Auflage in vier Bänden vereinigt erschienen und kosten zusammen ebenfalls Acht Thaler Sächs. Wer die ganze Sammlung von 1811—35 auf Einmal abnimmt, erhält dieselbe um ¼ wohlfeiler.

Von dem Unterzeichneten ist diese Zeitschrift durch alle Buchhandlungen um die genannten Preise zu beziehen.

Wien, den 15ten Mai 1837.

J. G. Heubner,
Buchhändler.

Bei H. L. Brönner in Frankfurt a. M. sind erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Lord Byron's works,

complete in one vol. The 3d edit. considerably augmented.

Mit 1 Kupfer. 51 Bogen. Imperial 8. Cart.
Preis 8 Fl. 45 Kr., oder 5 Thlr.

Es sind weder Kosten noch Mühe gescheut worden, um diese dritte frankfurter Ausgabe der Werke Byron's in einem Bande des Dichters würdig und seinen immer zahlreicher werdenden Verehrern und Lesern erfreulich ins Publicum zu bringen. Alles was seit dem Erscheinen der zweiten Auflage aus seinem Nachlaß bekannt wurde, ist neu hinzugekommen und an den passenden Orten eingefügt. Durch zweckmäßigste Anordnung, ein etwas größeres Format, vorzüglich schönen Druck und Papier, wurde neben durchgängiger Correctheit bei dieser neuen Auflage die möglichste typographische Eleganz erreicht.

In Paris werden binnen Kurzem die

Mémoires du Duc de Vicence (Coulaincourt)

erscheinen, auf welche wir nicht verfehlen hiermit aufmerksam zu machen, und können wir deren Besorgung aufs schnellste ausführen.

Leipzig, im Juni 1837.

Brockhaus & Avenarius.

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Literarischer Anzeiger.

1837. Nr. XX.

Dieser Literarische Anzeiger wird den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften: Blätter für literarische Unterhaltung, Isis, und Allgemeine medicinische Zeitung, beigelegt oder beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile 2 Gr.

Deutsches Nationalwerk für alle Stände.

Das erste Heft vom

Handbuch des Wissenswürdigsten
aus der

Natur und Geschichte der Erde und ihrer Bewohner.

Von **Dr. L. G. Blanc,** Domprediger und Professor zu Halle.

Dritte, verbesserte und vermehrte Auflage,

ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben.

Preis der Ausgabe mit Atlas, à Heft 12½ Sgr. = 10 Gr. = 45 Kr. Rhein. = 40 Kr. Conv.-Mz.

Preis der Ausgabe ohne Atlas, à Heft 7½ Sgr. = 6 Gr. = 27 Kr. Rhein. = 24 Kr. Conv.-Mz.

Ein unentbehrliches Hand- und Hülfsbuch für alle Diejenigen, welche nach Bildung und Bereicherung ihrer Kenntnisse streben; ein herrliches Erinnerungsbuch für alle Gebildete, welche früher Gelesenes und Erlerntes sich wieder ins Gedächtniß rufen wollen!

Wer sich mit dem Inhalte von Blanc's Handbuch vertraut gemacht hat und so in klarer, gedrängter Übersicht das Wissenswürdigste aus der Natur und Geschichte der Erde und ihrer Bewohner kennt, der darf sich dreist zu den Gebildeten zählen!

Halle, im Mai 1837.

C. A. Schwetschke und Sohn.

Prachtausgaben à 1 Groschen die Lieferung.

Im Verlag der Classiker in Stuttgart haben so eben die Presse verlassen und sind in allen Buchhandlungen Deutschlands und der Schweiz zu haben:

Die ersten 6 Lieferungen von:

Der sinnreiche Junker

Don Quixote
von La Mancha.

Von

Miguel Cervantes de Saavedra.

Aus dem Spanischen übersetzt;

mit dem Leben von Miguel Cervantes nach Viardot, und einer Einleitung

von

Heinrich Heine.

Zwei Bände.

Mit 800 Bildern und Vignetten von T. Johannot.

Bedingungen der Subscription:

Das Werk erscheint mit 800 meisterhaft gestochenen Vignetten in Wochenlieferungen

à Ein Groschen.

Das Ganze besteht aus 200 Lieferungen und wird in 20 Monaten vollständig geliefert. Probe des Drucks, des Papiers und der artistischen Ausstattung des Werks überhaupt ist in jeder soliden Buchhandlung einzusehen, auch der Prospectus unentgeldlich zu erhalten. Vorausbezahlung wird nicht verlangt.

In allen Buchhandlungen ist zu haben:

Karmarsch, Karl (erster Director an der hiesigen höhern Gewerbschule), Grundriß der mechanischen Technologie, als Leitfaden für den technologischen Unterricht an polytechnischen Instituten und Gewerbschulen, in zwei Bänden, enthaltend: die Bearbeitung der Metalle. Gr. 8. Erster Band. (40 Bogen.) 2 Thlr. 12 Gr.

— —, Beschreibung einer Reliefmaschine, zur getreuen bildlichen Darstellung von Münzen, Medaillen und andern Reliefs auf ganz mechanischem Wege. Gr. 8. Geh. Mit 2 Kupfern in Folio, die Maschine und 8 Probeplatten in Stahl, Gr. 4, die Portraits nach Denkmünzen auf den Herzog von Cambridge, Kaiser Franz, Göthe, Johannes den Evangelisten u. s. w., wie solche durch diese Maschine ausgeführt worden, vorstellend. 1836. 1 Thlr. 8 Gr.

Hogrewe, J. L. (Verfasser mehrer mathematischer Werke), Praktische Anweisung zum planimetrischen Vermessen der Feldmarken, und zur Verzeichnung der davon zu entwerfenden Karten. Zweite, von J. H. Ludowieg, Artill.-Hauptmann a. D., umgearbeitete, verbesserte und mit vielen Zusätzen und einem Plane vermehrte Auflage. 1835. Gr. 4. (23½ Bogen.) Mit 13 Kupfertafeln in Folio. n. 4 Thlr. 6 Gr.

Verlag der Helwing'schen Hofbuchhandlung in Hanover.

Bei mir ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Theoretisch-praktische Grammatik
der englischen Sprache für Lehrer und Lernende.

Von

Konrad Lüdger,

ehemaligem Privatlehrer mehrer lebender Sprachen in London, Bremen, Hamburg und Leipzig.

Vierte durchaus umgearbeitete und verbesserte Auflage

von

Johann Sporschil.

Gr. 8. 20½ Bogen Patent-Velinpapier.

Preis 1 Thlr. — 1 Fl. 30 Kr. C.-M. — 1 Fl. 48 Kr. Rh.

Die beste Empfehlung für diese Grammatik dürfte wohl sein, daß solche sogleich bei dem Erscheinen dieser neuen Auflage in der leipziger Handelsschule als Lehrbuch eingeführt wurde, und ich enthalte mich daher jeder weiteren Anpreisung, da sich nach genommener Einsicht diese Grammatik als vorzüglich bewähren wird.

Georg Joachim Göschen in Leipzig.

Empfehlenswerthe Lehrbücher für das Erlernen der englischen und französischen Sprache.

Lloyd, H. E., Theoretisch-praktische englische Sprachlehre für Deutsche. Mit faßlichen Übungen versehen. Fünfte Auflage. 8. 1837. 22 Gr.

— —, Englisch-deutsche Gespräche; ein Erleichterungsmittel für Anfänger. Nach J. Perrin bearbeitet. Nebst einer Sammlung besonderer Redensarten. Siebente Auflage. 8. 1834. 16 Gr.

— — und G. H. Nöhden, Neues englisch-deutsches und deutsch-englisches Handwörterbuch. Zweite Auflage. 2 Thle. Gr. 8. 1836. Cart. 1 Thlr. 16 Gr.

Auch unter dem Titel:
A new Dictionary of the English and German languages. In two parts. By *H. E. Lloyd* and *G. H. Noehden*.

— —, Übersetzungsbuch aus dem Deutschen ins Englische. 8. 1837. 12 Gr.

— —, Englisches Lesebuch. Eine Auswahl aus den besten neuern englischen Schriftstellern.

Auch unter dem Titel:
Gems of the english literature. 8. 1832. 20 Gr.

Hamilton, J., Englisches Lesebuch für Anfänger. Zweite verbesserte Auflage. Gr. 8. 1824. 12 Gr.

Abécédaire français. Suivi des élémens d'arithmétique. 8. 1811. 6 Gr.

Debonale, G., Neue französische Grammatik. Zehnte Auflage. 8. 1832. 1 Thlr.

— —, Cours de langue française. Ein Übersetzungsbuch für Schulen. Siebente Auflage. 8. 1828. 1 Thlr. 8 Gr.

— —, Kleine Grammatik für Kinder, mit Übungen über den Syntax, Dialogen, Erzählungen und einem Vocabular. Dritte verbesserte Auflage. 8. 8 Gr.

— —, Französische und deutsche Gespräche. Ein Erleichterungsmittel für Anfänger. Nach J. Perrin herausgegeben. Dritte Auflage. 8. 1835. 16 Gr.

Hamburg, Verlag von A. Campe.

Zu beziehen durch

F. A. Brockhaus in Leipzig.

In der Unterzeichneten ist soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Lieder

von

Niklas Müller.

Eingeleitet von
Professor Gustav Schwab.

8. Brosch. Velinp. 1 Fl. 48 Kr., oder 1 Thlr. 4 Gr.

Das Publicum erhält hier die Lieder eines jungen Dichters, der, von der Natur ausgestattet und erzogen, ihr auch die Kunst verdankt, die sich in seinen seelenvollen und eigenthümlichen Poesien überraschend offenbart. Er hat erst mit dem zehnten Jahre eine Dorfschule besucht und mit dem vierzehnten sie verlassen, um ein Gewerbe zu erlernen und zu treiben. Nie hat er Latein, noch durch Unterricht sonst etwas über das Gewöhnlichste hinaus gelernt. Der Frömmigkeit strenger Ältern, dem eignen Gemüthe, sparsamer Bekanntschaft mit guten Büchern und dem deutschen Wanderleben verdankt er seine ganze Bildung, deren Früchte er in dieser Liedersammlung veröffentlicht. Sie ist sein dreifaches Eigenthum, das Product seiner Kunst und seines Gewerbes: er hat diese Lieder gedichtet, gesetzt und gedruckt.

Stuttgart und Tübingen, im Mai 1837.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Im Verlage der K. Kollmann'schen Buchhandlung in Augsburg ist eben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Lehrbuch der Metaphysik

nebst einem Grundrisse

der Geschichte der Philosophie;

nach der Grundlage
von
Dr. Franz Anton Nüsslein's
Vorlese-Heften
bearbeitet von
Johann Bapt. Aymold,
Dr. der Philosophie und Professor der Physik am königl. Lyceum in Dillingen.

Zweite Abtheilung: Geschichte der Philosophie. Gr. 8. 1837. Preis 1 Fl. 36 Kr., oder 1 Thlr. Preuß.
(Die Erste Abtheilung: Metaphysik, 1836, kostet 1 Fl. 12 Kr., oder 16 Gr.)

Mit dem Erscheinen dieser **zweiten** Abtheilung des „Lehrbuchs der Metaphysik" ist nun der Schlußstein in das Gebäude des philosophischen Curses gefügt, welches der sel. Nüßlein durch seine früher herausgegebenen Schriften: das „Handbuch der Kunstwissenschaft", das „Lehrbuch der allgemeinen Psychologie", die „Grundlinien der Logik" und die „Grundlinien der Ethik" begann, an dessen gänzlichem Ausbaue ihn aber sein zu früh erfolgter Tod verhinderte. Herausgeber und Verleger hoffen auf den Dank aller Schüler und Verehrer des geistreichen und trefflichen Verewigten einigen Anspruch zu haben, sowie sie den Wunsch und die Hoffnung hegen, daß dessen Schriften auf den in- und ausländischen höhern Studienanstalten nun noch immer größere Verbreitung finden mögen.

Geist des heiligen Franz von Sales, Fürstbischofs von Genf. Gesammelt aus den Schriften des Joh. Peter Camus, Bischofs von Bellay, durch **P. C.**, Doctor der Sorbonne. Aus dem Französischen übersetzt von einem katholischen Geistlichen der augsburger Diöcese. **Erstes Bändchen.** Zweite verbesserte Auflage. Gr. 12. 1837. (14 Bogen.) Preis in Umschlag geheftet 42 Kr., oder 12 Gr.
Das zweite Bändchen (1833, 16 Bogen) kostet ebenso viel.

Galura, Bernard (Fürstbischof von Brixen), **Gebet- und Betrachtungsbuch** für Christen, welche vor Allem das Reich Gottes und seine Gerechtigkeit suchen. **Ein Auszug** aus des Verfassers größerm Gebetbuche. Vierte vermehrte Auflage. 1837. Mit einem Titelkupfer. Taschenformat. Preis auf Druckpapier 36 Kr., oder 9 Gr.; auf Velinpapier, in Umschlag brosch. 54 Kr., oder 14 Gr.

In der v. Rohden'schen Buchhandlung in Lübeck sind soeben erschienen:

Neun Bücher Phönizischer Geschichte des Sanchuniathon

nach der griechischen Übersetzung des Philo von Byblus ins Deutsche übertragen.

Mit einer Vorrede. Geh. Preis 10 Gr.

Ein Werk, welches schon vor seinem Erscheinen die gelehrte Welt in die größte Bewegung setzte und ohne Zweifel noch geraume Zeit nach seinem wirklichen Auftreten die lebhaftesten Erörterungen hervorrufen wird. Die Übersetzung ist einfach und correct, und sucht so treu als möglich den Eindruck, den das Original auf den griechischen Leser macht, wiederzugeben.

A. Asher's
Bücherverzeichniss
№ 9.

Inhalt:

Preis 4 Gr. Käufern gratis.

Berlin.

A. Asher.

Soeben ist neu erschienen und in der Karl Gerold'schen Buchhandlung in Wien, sowie in allen Buchhandlungen Deutschlands zu haben:

DIE HEILKRÄFTE
des
kalten Wasserstrahles,
mit einem Rückblick auf die Geschichte und mit besonderer Rücksicht auf das
Staubregenbad und kalte Bäder
dargestellt
von
Dr. *Ludwig Wilhelm Mauthner*,
ehemaligem k. k. Regimentsarzte u. s. w.
Mit vier Kupfertafeln.

27½ Bogen. Gr. 8. In lith. Umschlag brosch. 1 Thlr. 16 Gr.

Durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes ist zu beziehen:

L. Reichenbach (Hofr. u. Prof.), Deutschlands Fauna, oder praktisch-gemeinnützige Naturgeschichte der Thiere des Inlandes. 1ste und 2te Lieferung. Mit 100 Abbildungen aller Säugthiere, zwei anatomischen Tafeln und einer Platte mit den Fährten der Jagdthiere. Colorirt à Lief. 16 Gr., schwarz 8 Gr.

— —, Kupfersammlung zum praktischen deutschen Botanisirbuche. 1ste Lieferung enthält: Keimung und Knospung und 294 Gattungen der deutschen Flora mit ihren Analysen auf 12 netten Kupfertafeln. à 18 Gr.

— —, Der Hund in seinen Haupt- und Nebenraçen durch 195 naturgetreuen Abbildungen in Kupfer- und Stahlstich dargestellt, für Forstbeamte, Ökonomen, Thierärzte und Freunde jenes nützlichen Thieres überhaupt besonders abgedruckt aus der praktisch-gemeinnützigen Naturgeschichte rc. Zweite durch vollständige Beschreibung und durch 56 Abbildungen [illegible] Ausgabe. Lexikonformat. Elegant brosch. à 2 Thlr. 12 Gr. schwarz, 5 Thlr. illuminirt.

Leipzig, im Mai 1837.

Wagner'sche Buchhandlung.

Bei uns erschien und ist bereits an die betreffenden Buchhandlungen als Fortsetzung versandt:

Beschreibung der Stadt Rom
von
***Ernst Platner*, *Karl Bunsen*, *Ed. Gerhard* und *Wilh. Röstell*.**

Mit Beiträgen von *B. G. Niebuhr* und einer geognostischen Abhandlung von *F. Hoffmann*. Erläutert durch Pläne, Ansichten und Aufrisse von den Architekten Knapp und Stier, und begleitet von einem besondern Urkunden- und Inschriftenbuch von *Eduard Gerhard* und *Emiliano Sarti*.

Gr. 8. 3ter Band. 1ste Abtheilung. 7 Fl., oder 4 Thlr. 12 Gr.

Bilderheft dazu, 2te Abtheilung, in 12 Blättern 10 Fl. 48 Kr., oder 6 Thlr. 8 Gr.

Stuttgart und Tübingen, im Mai 1837.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

In der Nicolai'schen Buch- und Papierhandlung in Stettin (C. F. Gutberlet) ist erschienen:

Schmidt, W. L. E. (Dr.), Botanischer Wegweiser, eine praktische Unterweisung, zweckgemäß das Studium der Botanik zu beginnen, die Terminologie und Systemkunde zu studiren, Pflanzen zu bestimmen, zu sammeln, einzulegen, zu trocknen und ein Herbarium anzulegen; nebst einem Anhange, die nähere Erläuterung einiger schwierigen Pflanzenfamilien enthaltend. Für junge Botaniker entworfen. 8. Geheftet. 12 Gr.

Wanderung und Heimkehr. Eine Dichtung von Tischendorf. 8. Geheftet. 12 Gr.

Bei uns ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu erhalten:

Lieder und Romanzen
von
Franz Freiherrn Gaudy.

Gr. 12. Velinpapier. Brosch. Preis 1 Thlr.

Leipzig.

Weidmann'sche Buchhandlung.

Auf die in Paris erscheinende große

Encyclopédie du dix-neuvième siècle. Répertoire universel des sciences, des lettres et des arts, avec la biographie de tous les hommes célèbres. 50 volumes (en 100 livraisons) Gr. in-8., à double colonne, avec plus de 2500 gravures dans le texte,

welche von den namhaftesten Gelehrten Frankreichs bearbeitet wird und von der bereits drei Lieferungen ausgegeben sind, erlauben wir uns hiermit aufmerksam zu machen, da dies Werk alle Beachtung verdient. Da wir davon den Hauptdebit für Deutschland erhielten, so können wir Aufträge darauf für ausführen und berechnen jede Lieferung dieses Werks zu 2 Thlr. 12 Gr.

Leipzig, im Juni 1837.

Brockhaus & Avenarius.

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Literarischer Anzeiger.

1837. Nr. XXI.

Dieser Litterarische Anzeiger wird den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften: Blätter für litterarische Unterhaltung, Isis, und Allgemeine medicinische Zeitung, beigelegt oder beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile 2 Gr.

In meinem Verlage ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Ist die Klage über zunehmende Verarmung und Nahrungslosigkeit in Deutschland gegründet, welche Ursachen hat das Übel, und welche Mittel zur Abhülfe bieten sich dar.

Bearbeitet von

Siegfried Justus I.,

König von Israel und Hoherpriester von Jerusalem.

Gr. 8. Geh. 12 Gr.

Eine Schrift, welche von Allen gelesen und beachtet zu werden verdient, denen die wichtige darin behandelte Frage von einigem Interesse ist.

Leipzig, im Juni 1837.

F. A. Brockhaus.

Europa.

Chronik der gebildeten Welt.

Herausgegeben von

August Lewald.

erfreut sich fortwährend der allgemeinsten Theilnahme und der größten Verbreitung. Ob sie diese in solchem Maße verdient, möge die Anführung einiger Artikel aus den erschienenen ersten zwei Bänden des laufenden Jahrgangs 1837 belegen:

Übersicht der 1836er Saison zu Baden. — Leben in Weimar. — Briefe aus München. — Göthe, der Student. Mitgetheilt von H. König. — Der Dichter Puschkin. Von H. König. — Ein Carneval in Stuttgart (1762). Von Aug. Zoller. — Musikalischer Jahresbericht aus München. — Blätter aus einem Album. Von Sidonie v. Seefried. — Der Salon der Frau von Staël. — Meine Empfehlungen nach Paris. Von F. S. Lehrs. — Briefe aus Paris. Von F. S. Lehrs. — Meine Reise von Paris nach Marseille. — Die Jagdpartie eines Künstlers. — Zehn Tage auf dem Dampfschiffe und drei Wochen in Holland. Von Ernst Münch. — Basarelli, von Jules Janin. — Ungarische Nationalschilderungen, mit bildlichen Erläuterungen von Arthur Schott. — Bilder aus Griechenland. Von L. Feldmann. — Eine Woche auf Syra. Von L. Feldmann. — Der Verbannte des Jahres 1831. Neugriechischer Roman von Alexander Zuzos. — Die Waterloosäule in Hanover (Vision eines Kalenberger Rekruten). — Die Nachtigall von Murom. Erzählung von W. Müller. — Parlamentarische Physiognomien. — Briefe aus Berlin, von L. Rellstab. — Akademisches Karl-Secularfest in Stuttgart. — Briefe aus Madrid. — Reisen in Deutschland. Von A. Lewald. — Die Mörderhöhle. Von A. Lewald. — Bilder aus Hessen-Kassel. — Franz Schubert. Von Joseph d'Ortigue. — Erinnerungen an Malta und Sicilien. — St.-Peter in Rom. Nach Méry. — London in der Vogelperspective.

Das letzte Heft des gegenwärtigen Quartals (des zweiten Bandes) wird unter Anderm auf einem großen Blatte die verkleinerte Nachbildung der in Frankreich mit so großem Beifall aufgenommenen Caricaturen von Philippon: les Robert-Macaires, bringen, welche dort in 50 Blättern erschienen sind.

Die mit so großem Beifall aufgenommenen Illustrationen zu Hebel enden mit dem 1sten Juli und wir werden, bis unsere Künstler mit den neuen Illustrationen zu Uhland fertig sind, sechs herrliche, mit dem größten Fleiße ausgeführte Blätter nach den in diesem Jahre in London erschienenen Finden's Tableaux folgen lassen, welche sich gewiß des allgemeinsten Beifalls zu erfreuen haben werden.

Ebenso wie das Artistische, wird auch der übrige Inhalt der Europa nicht außer Acht gelassen und streben wir unaufhaltsam dahin, uns den gewonnenen Beifall zu erhalten, und wir dürfen behaupten, daß mit dem Zuwachse an Lesern auch die Theilnahme tüchtiger und ausgezeichneter Mitarbeiter wächst, wie uns fast täglich einlaufende sehr schmeichelhafte Zusendungen beweisen.

Tendenz und Form unserer Zeitschrift bleiben im Allgemeinen unverändert, und was in letzterer Beziehung vielleicht auch noch verbessert werden kann, soll nur in stetem Hinblick auf die Zufriedenheit unserer Leser bewerkstelligt werden.

Der Preis des Vierteljahrs-Bandes (in 13 Wochenlieferungen von 3¼ Bogen Text in Imperialoctav und den artistischen Beilagen) ist 5 Fl. 12 Kr., oder 3 Thlr. 6 Gr. Einzelne Hefte oder Bilder werden nicht abgegeben.

Einige complete Exemplare der Jahrgänge 1835 und 1836, von denen früher einige Bände vergriffen waren, sind jetzt wieder vorräthig und sind zu folgenden Preisen durch alle gute Buchhandlungen zu beziehen:

1835, 2 Bände, und 1836, 1ster – 3ter Bd. à 3 Fl. 54 Kr., oder 2 Thlr. 17 Gr. 1836, 4ter Bd. à 5 Fl. 12 Kr., oder 3 Thlr. 6 Gr.

J. Scheible's Verlags-Expedition
in Leipzig und Stuttgart.

In der von Rohden'schen Buchhandlung in Lübeck ist soeben erschienen:

Die Heilkräfte des Meerwassers

zur Belehrung für Gebildete. Mit besonderer Berücksichtigung der Seebade-Anstalt bei Travemünde

dargestellt von

F. Lieboldt, Dr. med., Badearzt zu Travemünde.

Geh. Preis 12 Gr.

Bei der Bearbeitung der vorliegenden Schrift hatte der Verfasser die Absicht, Gebildeten aller Stände, zunächst den Curgästen von Travemünde, eine kurze, aber doch genügende Belehrung über die Eigenschaften, Wirkungen und Heilkräfte des Meerwassers zu geben, die neuesten Forschungen und Erfahrungen darüber mitzutheilen, die Entfernung eingeschlichener irriger Ansichten und Vorurtheile zu befördern und deren Stelle durch möglichst richtigere Kenntniß auszufüllen.

In der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart ist erschienen:

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Monat April 1837.

Größere Aufsätze.

Die Stellung Persiens. Montpellier. Die Ruthenen. Bilder aus Paris. 2) Kunsterinnerungen aus dem Louvre. Das neuere Ägypten; Surrogate für Wein. Das Fest des Niels. Skizzen von Lima: 1) Der Hafen Callao; Weg von da nach Lima; Schilderung der Stadt. 2) Theater; Stiergefechte; Promenaden; früherer Reichthum; die Einwohner und ihre Lebensweise. 3) Früchte, Jahreszeiten, Handel. Der Handel von Kanton. Bilder aus China: Familienzwiste und Republicium aus den Communen. Geheime Sekten. Briefe über die letzten Schicksale des britischen Reisenden Davidson. Literarische Nachrichten aus Paris. Neusüdwales in den letzten vier Jahren. (Auszug aus einer neuen dortigen Zeitschrift.) Der Schlangentanz. Gefangenschaft mehrer amerikanischen Matrosen auf den Pelewinseln. Weitere Entdeckung von Theewäldern in Assam. Die Sodasseen in den Steppen Ungarns. Neurußland. (Auszug aus Skalkowsky's Werken.) Das Land zwischen dem Indus und Hydaspes. Krankheiten und Ärzte in Chili. Der Winter zu Madrid. Die Maldiven. Über die Handelswege in Nordafrika und die Wichtigkeit von Konstantine. Einiges über Sind. Brasilisch-portugiesischer Sklavenhandel. Forschungen in Centralguiana. Dramatische Unterhaltungen der Hindus. Die Pelzcompagnie in St. Louis am Missisippi. Abd-el-Kader und seine Gefangenen: 1) Das Lager des Sultans. 2) Die Truppen des Sultans. 3) Tribut; Verbindung mit Marokko; Spionen. 4) Die neue Hauptstadt Tekedemta. Über die Bereitung der Damascenerklingen. Die Kanäle in Frankreich. Über die Naturgeschichte der kanarischen Inseln. Über Avancement, Stellenkauf und Halbsold in der englischen Armee. Die Menschenfresser in Indien. Eine Vampyrgeschichte aus Kreta. (Aus Pashley's neuerschienenen Travels in Crete.)

Chronik der Reisen.

Fußreise von Tavoy über das Gebirge nach Siam. Die Aruinseln. Nr. 96. Honigberger's Reisen im Orient. Entdeckungsreise der Herren Arbousset und Dumas in das Land der Lighoyas. Bruchstücke aus dem Reisetagebuche des Wagnergesellen Döbel: 1) Reise vom Berg Sinai nach Kairo und Aufenthalt daselbst. Französische Reisende in Abyssinien.

Kleinere Mittheilungen.

Herstellung des Palastes Heinrich IV. zu Pau. Bevölkerung Roms. Neue Composition zur Darstellung anatomischer Gegenstände. Geologische Notizen: Auffindung eines fossilen Rhinoceroskopfes in Rußland. Notiz über Cutsch. Reste eines Dinotheriums. Entdeckung zahlreicher Thierreste im Departement du Gers. Erdbeben bei Quebeck. Literarische Notizen: Über die Form der Bücher und die Geschichte der Buchbinderei. Über die angelsächsische Literatur. Das Georg Nameh von Mullah Firuz. Neue mongolische Grammatik. Inschriften in Armenien und Georgien. Botanik der Nilgherries. Unfall des Luftschiffers Claton. Das sogenannte Pinnatuch auf den Philippinen. Entdeckung neuer Insekten durch Grosse. Das Loiredelta. Entzündung der Baumwolle durch Leinöl. Beabsichtigte Reise nach dem westlichen Afrika. Ein elektrisches Kind. Die Republik Andorre. Karthagische Alterthümer. Heuschrecken in China. Miscellen aus indischen Journalen: Zahlreiche Strafen unter den europäischen Truppen. Protestantische Unduldsamkeit der Engländer gegen Katholiken. Führung der Verwaltung in der Landessprache im Nerbudda-District. Sendung von Mohun Lal nach Multan. Kostspieligkeit der Rechtspflege. Versetzung von bengalischen Kulis nach Mauritius. Verordnung über die Eide der Moslims und Hindus. Vermächtniß der Begum Sumru an eine Propaganda-Kapelle. Ausdehnung des Handels auf dem Indus. Abschaffung des Zwangs bei dem Wagenziehen in Conjeveram. Einführung der Todesstrafe in Bhurtpur. Unterdrückung der Thugs. Nachrichten vom Cap.

Inhalt des Literaturblattes.

Historische Bilder aus dem italienischen Mittelalter. Aster, oder der Geist der Einsamkeit. Neugriechisches: Klephtenlieder; der Krüppel; kein Vergessen; die stolze Schöne. Die Schwalen, von Béranger. Wir sind zu sieben, von Wordsworth. Der Bund, von Shelley. Kauft alten Kleiderstaat, oder moralisch-politische Betrachtungen eines pariser Kleidertrödlers, von Béranger. Capitain Marryat. Horaz Smith. Wie wunderhübsch sie ist, von Béranger. Die Herzogin von La Vallière, ein Drama von E. L. Bulwer. Der todte Klephte. Gleichgültigkeit gegen die Poesie in England. Der letzte Mensch, von Campbell. Jules Janin, von August Bassière. Die Flüchtlinge, von Shelley. Schmerz des Scheidens. Paris, von Barbier. Hiob's Tröster.

Durch alle Buchhandlungen sind zu den herabgesetzten Preisen zu beziehen:

Biographien deutscher Classiker,

herausgegeben von Dr. H. Döring.

W. von Göthe's Leben. Mit einem Facsimile. Neue ergänzte Ausgabe. 16. 16 Gr., jetzt 8 Gr. Velinpapier 1 Thlr. 8 Gr., jetzt 16 Gr. Nachtrag dazu für die Besitzer der frühern Ausgabe. 4 Gr., jetzt 2 Gr.

J. G. von Herder's Leben. Mit dessen Portrait und Facsimile. 8. Geh. 1 Thlr. 18 Gr., jetzt 20 Gr.

Dasselbe. 16. 12 Gr., jetzt 6 Gr. Velinpapier 18 Gr., jetzt 9 Gr.

F. G. Klopstock's Leben. Mit dessen Portrait und Facsimile. 16. 12 Gr., jetzt 6 Gr.

A. von Kotzebue's Leben. Mit dessen Portrait und Facsimile. 16. 18 Gr., jetzt 9 Gr.

Fr. von Schiller's Leben. Mit dessen Portrait und Facsimile. 8. Geh. 1 Thlr. 18 Gr., jetzt 20 Gr.

Dasselbe. 16. 12 Gr., jetzt 6 Gr.

Johann Heinrich Voß. Dargestellt nach seinem Leben und Wirken. 8. Geh. 21 Gr., jetzt 10 Gr.

Vorstehende mit größtem Fleiße gearbeiteten Biographien sind als Supplemente zu den Werken dieser Classiker zu betrachten und deshalb auch in der Ausstattung denselben gleich.

Gewiß wird jeder diese Werke Besitzende auch die Lebensbeschreibungen der großen Schöpfer derselben zu haben wünschen und es dem Verleger Dank wissen, daß er nun einen so billigen Weg, um dazu zu gelangen, eröffnet hat.

Leipzig, im Juni 1837.

A. F. Böhme.

Die

Mörderin **M. A. Birnbaum** aus Nürnberg, hingerichtet in München am 12ten Nov. 1836. Actenmäßige Darstellung ihrer verübten unmenschlichen Grausamkeiten. Ein höchst merkwürdiger Beitrag zur Geschichte der Ausartung des menschlichen Herzens.

Gr. 8. München 1837, bei Fleischmann.

Preis 8 Gr., oder 30 Kr.

Der Leser wird zurückschaudern bei den unmenschlichen, aber planmäßig und beharrlich durchgeführten Mißhandlungen, durch welche die Birnbaum ganzer 15 Jahre hindurch der braven Tochter eines Beamten den langsamen Tod bereitete. Dieser in seiner Art einzige Criminalfall wird in ganz Deutschland die höchste Aufmerksamkeit rege machen.

Vollständige Ausgaben des Corpus juris
ed. Beck.

CORPUS
JURIS CIVILIS
EDITIO STEREOTYPA
CURA
Dr. JOH. LUD. GUIL. BECK.
II TOMI.
Kl. Folio. 230 Bogen. Preis 4 Thlr.

CORPUS JURIS CIVILIS
RECOGNOVIT ET BREVI ANNOTATIONE INSTRUCTUM
EDIDIT
Dr. JOH. LUD. GUIL. BECK.
II TOMI IN IV PARTES.
Gr. 8. 302 Bogen. Preis 10 Thlr.

Leipzig, den 31sten Mai 1837.

Karl Cnobloch.

☞ Von beiden Ausgaben sind Exemplare in allen Buchhandlungen des In- und Auslandes zu erhalten.

Neue literarische Erscheinung.

Ost und West,
Blätter für Kunst, Literatur und geselliges Leben,
redigirt von Rudolf Glaser, herausgegeben von Jakob Sambs.

Jährlich zweiundfunfzig Bogen in großem Quart, Velinpapier, in vierundzwanzig Lieferungen mit zwölf Musikbeilagen (Liedercompositionen).

Vierteljährige Pränumeration auf dreizehn Bogen in sechs Lieferungen, mit drei Musikbeilagen: 1 Fl. 45 Kr. Conv.-M. (1 Thlr. 4 Gr.)

Halbjährige: 3 Fl. 30 Kr. Conv.-M. (2 Thlr. 8 Gr.)

Den Debit besorgen für Böhmen Borrosch u. André in Prag; für die übrigen Länder des östr. Kaiserthums Mörschner und Jasper in Wien; für das Ausland F. A. Leo in Leipzig.

Am 1. Juli 1837 erscheint die erste Lieferung.

Diese Blätter werden, mit Ausschließung alles Nachdrucks, vorzugsweise Berichte über Literatur und Leben aller slawischen Völker und Übersetzungen aus allen slawischen Literaturen, wie auch sonstige interessante, belletristische und populair-wissenschaftliche Mittheilungen enthalten. Viele ausgezeichnete Literatoren in und außer Östreich haben sich dieser Unternehmung bereits angeschlossen. Der ausführliche Prospectus ist in allen Buchhandlungen zu haben.

Bei H. L. Brönner in Frankfurt a. M. ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Dr. J. C. Passavant,
Untersuchungen über den Lebensmagnetismus
und das Hellsehen.

2te umgearbeitete Auflage. 22⅛ Bogen. Gr. 8. Geh.
Preis 3 Fl. 30 Kr., oder 2 Thlr.

Die schon seit längerer Zeit von allen Seiten her stattgefundene, ungemein starke Nachfrage nach dieser Schrift, deren erste Auflage mehre Jahre lang im Buchhandel fehlte, machte das Erscheinen einer neuen Auflage wünschenswerth. Den zahlreichen Lesern, welche sich für den hier behandelten, jetzt so lebhaft angeregten Gegenstand interessiren, wird nun die zweite Auflage um so willkommener sein, da alle neuern Erfahrungen und Erscheinungen dabei benutzt worden und dieselbe völlig umgearbeitet ist.

Bei J. G. Heubner, Buchhändler in Wien, ist soeben erschienen:

Zeitschrift für Physik
und
verwandte Wissenschaften,
herausgegeben
von
Dr. A. Baumgartner und Dr. J. Ritter v. Holger.
1837. Erstes Heft mit 1 Kupfertafel.
Preis des Jahrgangs von 12 Heften 4 Thlr.

Diese Zeitschrift erscheint, von jetzt angefangen, in Jahrgängen von 12 Heften, welche einen Band bilden und sich so der frühern Reihe anschließen werden.

Diese Einrichtung wurde getroffen, die Mittheilungen mehr als bisher zu beschleunigen, und durch den Beitritt des Herrn Dr. med. Ritter v. Holger zur Redaction ist das Gebiet dieser Zeitschrift erweitert, indem derselbe den pharmaceutischen Theil der Chemie, der wol bisher nicht ausgeschlossen, aber nur spärlich bedacht wurde, vorzüglich berücksichtigen wird.

Inhalt: I. Analyse des Agalmatholiths, vom Dr. med. Ritter v. Holger. — II. Ergebnisse mehrer Versuche über den Einfluß des Luftdruckes auf die secundairen Veränderungen der Fundamentalpunkte luftleer gemachter Thermometer, mit besonderer Rücksicht auf das Thermo-Barometer, ausgeführt vom Herrn Dr. Wilhelm Gintl in Grätz. — III. Aërostatische Formeln für Gasvolumina in undurchsichtigen Cylindern, vom Herrn Prof. Zenneck in Tübingen.

Für
Deutschlands Staatsdiener, Kirchen- und Schulbeamte, sowie für jeden gebildeten Deutschen überhaupt,
ist soeben die Fortsetzung eines höchst interessanten Werkes erschienen, nämlich die 3te Abtheilung von

V. Cousin (Staatsrath),
Bericht über den Zustand
des
öffentlichen Unterrichts in einigen Ländern Deutschlands
und besonders in Preußen.
Aus dem Französischen
von
Dr. J. C. Kröger.

Diese 3te Abtheilung enthält:

Gymnasialunterricht im Königreich Preußen, nebst des Verfassers Leben und einer allgemeinen Übersicht der preußischen und sächsischen Unterrichtsanstalten

und ist mit derselben Beherrschung des Gegenstandes, mit demselben tiefen Eingehen in die Sache abgefaßt, wie die beiden ersten Abtheilungen.

Der Preis ist geheftet 1 Thlr. 4 Gr. und sämmtliche solide Buchhandlungen Deutschlands haben Exemplare vorräthig.

Preisherabsetzung.

Die Absicht, weniger bemittelten Käufern anerkannt gute Werke zugänglich zu machen, hat uns veranlaßt, folgende Werke unsers Verlags von heute an auf unbestimmte Zeit im Preise bedeutend herabzusetzen.

Weimar, den 8ten Juni 1837.

Das Landes-Industrie-Comptoir.

Bibliothek der neuesten und wichtigsten Reisebeschreibungen und geographischen Nachrichten zur Erweiterung der Erdkunde, nach einem systematischen Plane gesammelt, und in Verbindung mit einigen andern Gelehrten bearbeitet und herausgegeben von M. C. Sprengel und T. F. Ehrmann. Mit Kupfern und Karten. 50 Bände. Gr. 8. 1800—14. 129 Thlr. 3 Gr., jetzt 50 Thlr. Einzelne Bände zur Hälfte des Ladenpreises.

Als Fortsetzung derselben:

Bibliothek, Neue, der wichtigsten Reisebeschreibungen, zur Erweiterung der Erd- und Völkerkunde, in Verbindung mit einigen andern Gelehrten gesammelt und herausgegeben von Dr. F. J. Bertuch; nach dessen Tode von mehren andern Gelehrten. 65 Bände. Gr. 8. 1815—35. 163 Thlr., jetzt 65 Thlr. Einzelne Bände zur Hälfte des Ladenpreises.

Cooper, Sam., Neuestes Handbuch der Chirurgie in alphabetischer Ordnung. Zweite Auflage. Nach der fünften und sechsten Auflage des englischen Originals übersetzt (und sehr vermehrt). Durchgesehen und mit einer Vorrede von Dr. L. F. v. Froriep. 2 Bände. Großes Lexikonoctav. 1831. 12 Thlr., jetzt 4 Thlr.

Keferstein, C., Deutschland, geognostisch-geologisch dargestellt. Eine Zeitschrift in freien Heften. Mit Karten und Durchschnittszeichnungen erläutert. 7 Bände in 20 Heften. Gr. 8. 1821—32. 41 Thlr. 15 Gr., jetzt 10 Thlr. Einzelne Hefte zur Hälfte des Ladenpreises.

***Rosenmüller*, Dr. *F. C.*, Chirurgische-anatomische Abbildungen für Ärzte und Wundärzte.** Royal-Fol. 1805—11. In 3 Theilen oder 11 Lieferungen. Zusammen auf ordin. Papier 43 Thlr. 6 Gr., jetzt 20 Thlr. Einzelne Lieferungen zur Hälfte des Ladenpreises.

Ure, Handwörterbuch der praktischen Chemie, angewendet auf die andern Zweige der Naturkunde, wie auf Künste und Gewerbe. Nach der neuesten Ausgabe des Originals, mit Berücksichtigung der französischen Bearbeitung von Riffault, aus dem Englischen. Mit Anmerkungen und Vorrede vom Hofrath Döbereiner. Großes Lexikonoctav. Mit 14 Tafeln Abbildungen. 1825. Das ganze Werk in 6 Lieferungen 7 Thlr. 12 Gr., jetzt 3 Thlr.

Wörterbuch der Thierheilkunde, zum Gebrauch der Thierärzte, Cavalerieoffiziere, Landwirthe und aller Derjenigen, welchen die Wartung und Pflege der Hausthiere obliegt. Nach dem französischen Originale des Herrn Hurtrel D'Arboval übersetzt und durch Zusätze aus den besten deutschen Werken über Thierheilkunde ergänzt. Nebst vielen Anmerkungen von Dr. Th. Renner. 4 Bände. Gr. 8. 1830—32. Geh. 15 Thlr., jetzt 6 Thlr.

Zeitschrift, Gemeinsame deutsche, für Geburtskunde, herausgegeben von einem Verein deutscher Geburtshelfer und redigirt von den Herren Doctoren *Busch*, *Mende* und *Ritgen*. 1ster—7ter Band in 25 Heften mit Abbildungen, zusammen 38 Thlr. 12 Gr., jetzt 10 Thlr. Einzelne Hefte zur Hälfte des Ladenpreises.

Medicinisches Volksbuch.

Soeben ist bei F. E. C. Leuckart in Breslau erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Die neuesten

Erfahrungen und Heilungen

aus dem Gebiete der

Wasserheilkunde,

gesammelt und geordnet

von

J. Jos. Weiß,

Director der neuen kalten Badeanstalt in Freywaldau in östr. Schlesien.

Nebst einem Vorwort von

Starke,

königlich preußischem Stabsarzt.

8. Brosch. Preis 15 Sgr.

Dieses Buch bietet in gedrängter Kürze eine klar und verständig abgefaßte Darstellung der Wasserheilkunde, der bei ihrer Anwendung zu beobachtenden Rücksichten und der Hülfsmittel, welche ihre Wirkung unterstützen. Mancher Leidende wird darin einen Trost und den Weg angegeben finden, seine Gesundheit auf sichere Weise wieder zu erlangen.

Bei uns ist erschienen und bereits an die Sortiments-Buchhandlungen versandt:

Wessenberg, J. H. von,

sämmtliche Dichtungen.

Fünftes Bändchen.

Subscriptionspreis brosch. 12 Gr., oder 45 Kr.

Den Subscriptionspreis für

alle 5 Bändchen zusammengenommen 2 Thlr. 12 Gr., oder 3 Fl. 45 Kr.

lassen wir, da nun das Werkchen beendigt ist, noch auf unbestimmte Zeit fortbestehen.

Stuttgart und Tübingen, im Mai 1837.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Unter der Presse befindet sich und wird demnächst in unserm Verlage erscheinen:

Die Kirche und Schule Schwedens

in den beiden letzten Decennien

von Dr. Esaias Tegnér,

Bischof zu Weriö.

Verdeutscht von Dr. **Gottlieb Mohnike,**

Consistorial- und Schulrath.

C. Löffler'sche Buchhandlung in Stralsund.

Durch alle Buchhandlungen ist von mir zu beziehen:

Neurologische Beobachtungen

von

Dr. ***F. H. Bidder,***

Prosector am anatomischen Theater zu Dorpat.

Mit 2 lithographirten Tafeln.

4. Dorpat, 1836. Geh. 20 Gr.

Leipzig, im Juni 1837.

F. A. Brockhaus.

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.